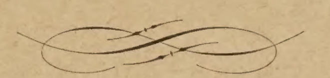


Die Neue Welt





Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk

Herausgegeben

unter der

Redaktion von Bruno Geiser in Leipzig.

Dritter Band.

Leipzig 1878

Druck und Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Romane, Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Geschichtliche Aufsätze.

Belehrende Aufsätze vermischten Inhalts.

Biographien und Charakteristiken.

Gedichte, Fabeln, Musikstücke.

Kleinere Aufsätze vermischten Inhalts.

Räthsel.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

„Trudchen — Trudchen, komm geschwind — ich fürchte daß ich sehr krank bin — krank bis zum Tode!" so rief der Hofrath von Bartels, ein verschüchtertes, zaundürres Männchen, indem er sich, stoßweise und mühsam Athem schöpfend, in einen großen Lehnstuhl gleiten ließ.

Die halbgeöffnete Thür, welche in das nebenan gelegene Wohnzimmer führte, wurde in diesem Augenblick etwas unsanft völlig aufgestoßen, eine hochgewachsene Frau erschien auf der Schwelle, und eine stahlharte Stimme sagte:

„Ich fürchte, mein lieber Sebaldus, daß du diesmal allen Ernstes den Verstand verloren hast, du würdest wohl sonst nicht die Unschicklichkeit begangen haben, so sans façon in einen Salon hereinzustürzen und deine Gemahlin mit einem so vulgären Namen zu rufen!"

Wenn die Dame erwartete, eine demüthige Abbitte für solche, eben gerügte, unverantwortliche Kühnheit zu vernehmen, dann wurde sie sehr enttäuscht, denn ihr sonst so unterwürfiger Gatte, von dem sie selbst in besonders guter Laune zu behaupten pflegte: daß er gut gezogen sei — verdiente dieses Lob heut ganz und gar nicht. Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort auf die kleine Strafpredigt der gefürchteten Herrin des Hauses, dabei schüttelte Herr Sebastian von Bartels in des Wortes eigenster Bedeutung den Staub von seinen Stiefeln auf den hellgrauen Grund eines rosendurchwirkten Teppichs.

„Sebaldus!" rief die stahlharte Stimme noch drohender — „was soll denn das alles bedeuten, weißt du denn wirklich nicht mehr, wo du dich befindest und wie unpassend du dich benimmst?"

„Ach Trudchen — das ist ja jetzt alles egal!"

Die etwas hochblonde, noch recht gut conservirte Dame näherte sich nun schnell dem, immer noch wie geistesabwesend vor sich hinstarrenden Gatten.

Ihre Vorwürfe waren verstummt, und sie ließ es sogar ohne Rüge geschehen, daß der kleine Herr Hofrath seinen rechten Fuß sammt dem immer noch bestaubten Stiefel gegen das geschnitzte Postament des Sophatisches stemmte — ihr war klar geworden, daß nur irgend ein furchtbares, unvorhergesehenes Ereigniß eine so gänzlich vernichtende Wirkung auf das sanfte Gemüth des lenksamen Mannes hatte hervorbringen können, deshalb ließ sie sich jetzt auch ohne weiteres auf dem hochgepolsterten, rothen Sopha nieder und fragte in möglichst mildem Tone:

„Willst du mir nicht sagen, warum du heut noch vor Ablauf deiner Bureaustunde zurückgekehrt bist — und warum nun doch alles egal ist?"

Er seufzte wieder.

„Ach der Herzog —"

„Seine Durchlaucht der Herr Herzog" — fiel sie ihm streng in's Wort.

„Nun ja, meinetwegen — also Seine Durchlaucht der Herr Herzog haben allergnädigst geruht, mich in Ruhestand zu versetzen." —

„Unmöglich — es muß ein Irrthum obwalten."

„Leider nein, es ist nichts als eine höllische Intrigue des neuen Ministers."

„Und sagte dies der Herzog selbst?" —

„Freilich, Seine Durchlaucht hatten die Gnade, mir für langjährige treue Dienste zu danken und mich in Berücksichtigung meiner Kränklichkeit — ich habe mich nie wohler befunden! — in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen."

Jetzt war das Fürchterliche geschehen, die schlimme Nachricht der in wortlosem Jammer die Hände ringenden Lebensgefährtin mitgetheilt. — Der kleine Hofrath athmete erleichterte auf; bald jedoch bebte er, einem erschrockenen Lamme gleich zusammen, denn Frau Edeltrud hatte die Sprache wieder erhalten und der Redestrom fluthete wie das Wasser aus einer aufgezogenen Schleuse mit wilder Gewalt dahin.

Er ließ alles geduldig über sich ergehen, und nur als die Erzürnte ihren Sermon mit den Worten schloß:

„O, ich bedauernswerthe Frau — das sind die Früchte dieser unseligen Heirath!" — da sprach er tonlos nach: „Dieser unseligen Heirath!"

Sie blickte erstaunt nach ihm hin und sagte strafend:

„Nun du hast es wohl noch nicht zu bereuen gehabt, daß dir das Freifräulein Edeltrud v. Reckenstein ihre Hand gereicht hat, eine Gunst, der bald von Seite des Herrn Herzogs eine zweite hinzugefügt ward in Gestalt der Adels-Verleihung."

Der Hofrath seufzte: „Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist," meinte er dann achselzuckend, erschrak aber, sobald diese vulgäre Redensart seinen Lippen entschlüpft war und senkte den Blick, in Erwartung einer neuen ernsten Rüge. Diese blieb indessen zu seiner Verwunderung aus.

Die Dame erhob sich, glättete die lilaen Seidenschleifen an ihrem weißen Prignoir und sagte feierlich:

„Ich überlasse dich jetzt dir selbst. Strebe darnach, durch ernstes Nachdenken einen Ausweg aus diesem Labyrinthe zu finden. Du bist das Haupt der Familie, dir liegt es ob, Rath und Hilfe zu schaffen, ich als schwaches und leidendes Weib kann vorläufig nichts thun, als meine unglücklichen Kinder, die unschuldigen Opfer des Verhängnisses, auf diese gänzliche Aenderung ihrer sozialen Stellung vorzubereiten."

Damit entschwand das „leidende Weib" den Blicken des ihr betroffen nachschauenden Mannes. Dieser erhob sich langsam und die mageren Glieder streckend, als wolle er sich überzeugen, daß der so plötzlich über ihn hereingebrochene Schicksalsschlag ihn nicht völlig vernichtet habe, sprach er mit resignirtem Lächeln:

„Ich bin also das Haupt der Familie, und mir liegt es ob, Rath und Hilfe zu schaffen — das ist eine nette Geschichte — meiner Treu!" —

Als der Hofrath später in das Speisezimmer trat, erblickte er seine Gattin, umschlungen von den Armen ihrer Töchter; in Frau Edeltrud's großen grauen Augen glänzten Thränen, sie kam sich selbst vor wie Niobe — wenigstens sagte sie dies dem gebeugten Gatten, der darüber sehr gerührt schien, aber doch mit einem Seufzer der Befriedigung nach der Thür sah, die eben von Rikens kräftiger Hand geöffnet ward.

Der sehnsüchtige Blick galt übrigens nicht den spärlichen Reizen der dicken Köchin, sondern der großen Suppenterrine.

„Jetzt ist jede Diskussion suspendirt" — sagte sich der gleichfalls suspendirte Beamte, und da er zugleich der Ansicht war, daß Speise und Trank die besten Heilmittel auch gegen Seelenleid seien, griff er wacker zu.

Die trefflich zubereiteten Speisen mundeten jedoch nur dem Papa Hofrath und seinem jüngsten Sprossen, einem hoffnungsvollen Kadetten. Der kleine Adelhardt, obgleich der Stammhalter der Familie, dem die „erschütterte soziale Stellung" derselben den Appetit hätte billig am meisten verderben sollen, hatte noch zu wenig Verständniß für die traurige Veränderung der Lage. Dasselbe ließ sich von dem neunjährigen Röschen behaupten, einem guten, sanften Kinde, dem heut nur deshalb die Augen voll Thränen standen, weil Mama und Schwester Adelgunde so herzbrechend geweint. Arme Adelgunde, sie hatte freilich Ursache, ihre schmachtenden Vergißmeinnichtäuglein roth zu weinen — nun war es ja noch viel zweifelhafter, daß Theobald, der heimlich Geliebte, sich zu der längst erwarteten Verlobung entschließen werde! Leider war der liebende Jüngling noch minorenn und der „Papa Geheimrath" ein sehr praktischer Mann. Adelgunde, die sich dem verhängnißvollen Wendepunkte im Mädchenleben näherte, wo die Jungfrau zur alten Jungfer wird, besaß schon so viel Menschenkenntniß, um die Theilnahme, welche Freunde in der Noth zu erweisen pflegen, auf das richtige minimale Maß zu beschränken. Eine gestürzte Größe ist bei Hofe — und wenn dieser Hof auch nur ein Höfchen ist und die „Größe" eine bescheidene Null war, eine nur zur Hälfte tragische, zur Hälfte lächerliche, stets aber für die Kreise, in denen sich dieselbe zu ihrer Glanzzeit bewegte, eine unmögliche Figur.

Dies fühlte sogar der Hofrath, wenn auch dunkel, und er wagte den Versuch, die Gattin dieser Anschauung zugänglich zu machen. Das Ehepaar hatte sich nämlich nach der ziemlich einsilbig eingenommenen Mahlzeit in das Arbeitszimmer des Hausherrn zurückgezogen, um noch einmal reiflich die nächsten Schritte zu überlegen, welche in dieser schlimmen Lage zu thun wären, um, wie Frau Edeltrud betonte, die Familienehre zu wahren und sich nichts zu vergeben.

„Wir werden einigen Aufwand machen, eine große Gesellschaft geben müssen, vielleicht sogar wirklich eine Badereise unternehmen, damit dein Austritt aus dem Staatsdienste auf natürliche Weise, durch deine Kränklichkeit, motivirt werde und die Lästerzungen gleich anfangs verstummen müssen."

„Gesellschaften — eine Badereise — aber woher soll denn das Geld zu alledem kommen?" fragte das schüchterne Männchen.

„Das Geld spielt stets nur eine untergeordnete Rolle, wenn die Ehre mit dabei in Betracht kommt."

Der Hofrath lächelte, er hatte seinen Shakespeare nicht umsonst studirt und hoffte die ihm sonst so überlegene Gegnerin durch ein klassisches Citat zu schlagen, deshalb fragte er jetzt auch achselzuckend: „Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge."

„Du hast wohl den Verstand verloren?" sagte gelassen die Hofräthin, als ihr Gatte endlich schwieg.

„Verstand verloren — wie so?"

„Weil ein Mensch, den die Gnade Sr. Durchlaucht der obskuren bürgerlichen Sphäre entrissen hat, im Besitze seiner fünf Sinne doch unmöglich so konfuses Zeug zusammenfaseln kann."

Um die Lippen des Kleinen zuckte es, aber er erwiderte mit immer gleicher Sanftmuth: „Ich sprach ja nur mit den Worten des großen Briten."

„Ob der Brite groß oder klein war," entgegnete Dame Edeltrud verächtlich, „darauf kommt hier sehr wenig an, jedenfalls war er nicht von Adel und besaß in Folge dessen kein point d'honneur."

„Es ist wahr — Shakespeare war nicht von Adel," murmelte der Hofrath.

Sie achtete gar nicht auf seine Einrede, sondern fuhr strenge fort: „Laß uns zur Sache kommen. Triff die nöthigen Vorbereitungen, um unsere Ehre intakt zu erhalten. Wenn du übrigens auch einen Vorschlag zu machen hast, so rede frei, ich höre."

Der Hofrath räusperte sich, zupfte an seinen Manschetten, fuhr sich durch das spärliche, grauschimmernde Haupthaar, räusperte sich noch einmal und lispelte dann: „Ich dachte, daß es vielleicht das Beste wäre, Wolfsburg, sobald dies angeht, gänzlich zu verlassen und — und" —

„Nun und — vollende doch!"

„Es war nun so meine unmaßgebliche Meinung" —

„Freilich, deine Meinung ist immer unmaßgeblich — aber werde ich denn endlich erfahren, wohin du, nachdem wir der Residenz den Rücken gekehrt, deine arme Familie zu verbannen gedenkst?"

„Nach — nach Dohlenwinkel!"

Er hatte das letzte Wort mit dem Aufgebote seines ganzen Muthes laut herausgestoßen, erschrak aber jetzt nicht wenig, als die Gattin nach einer kleinen Pause sich gleichsam von der Erstarrung, die sie befallen, erholt hatte und nun in ein kurzes gellendes Lachen ausbrach.

„Nach Dohlenwinkel — in dein heimathliches Nest, in den Kreis deiner plebejischen Verwandten — unglaublich! Willst du dein Weib und deine armen Kinder morden — Barbar!?"

„Gott behüte mich davor — es war ja blos meine unmaßgebliche" —

„Schweig!"

„Aber Trudchen, so höre mich doch an. Gerade weil ich an das traurige Loos der armen Kinder dachte, die ohne Vermögen, ohne Connexionen in der Welt stehen" —

Die Hofräthin schluchzte. „Ja, ohne Vermögen, ohne Connexionen," wiederholte sie, „verlassen von allen, sogar von dem eigenen Vater aufgeopfert und verrathen?"

„Nicht doch — nennst du das aufgeopfert, wenn ich bemüht bin, meinen Kindern das Geld des Erbonkels zuzuwenden!"

„Thörichter Wahn — du wärst just der Mann dazu."

Das „Haupt der Familie" ging stillschweigend über diese wenig schmeichelhafte Bemerkung hinweg und zur Sache über. „Warum sollte nicht ich oder meine Nachkommen dies Glück erringen. Einer muß das Vermögen doch erben und der Onkel — oder besser gesagt mein Bruder — ist in voriger Woche 65 Jahre alt geworden!"

„Und du hast es natürlich nicht der Mühe werth gehalten, ihm in deinem und deiner Familie Namen zu diesem Geburtstage zu gratuliren — ein guter Anfang, um die Gunst des alten Herrn zu erringen."

„O, das wäre der falsche Weg; er ist mißtrauisch und argwöhnisch im höchsten Grade und würde in jeder ihm erwiesenen Aufmerksamkeit eine Spekulation erblicken."

„Ich weiß, ich weiß, du erzähltest mir schon davon, nichtsdestoweniger bemühen sich aber alle deine Verwandten in Dohlenwinkel um die Wette, den Erbonkel für sich zu gewinnen."

„Gewiß, nachdem er einem jeden von uns das feierliche Versprechen gegeben: daß die Erbschaft weder zerstückelt werden, noch einem Fremden zufallen solle, ist ein fieberhafter Wettstreit unter den Familienmitgliedern entbrannt. Der Erbonkel soll im Sturme erobert werden. Früher hielten die Verwandten zusammen, um fremde Eindringlinge zurückzuscheuchen; jetzt erblickt jeder in dem andern den Erbschleicher, und ich glaube fast, nur Bruder Eusebius, der alte Student, das bemooste Haupt, ist sich gleich geblieben und sieht nach wie vor der Komödie ruhig zu, ohne Miene zu machen, eine Rolle darin zu spielen."

„Zu letzterem scheinst du jetzt nicht übel Lust zu haben?"

„Was thut man nicht der Kinder wegen!"

„Nun, gottlob, zu diesem äußersten Mittel zu greifen, haben wir noch nicht nöthig. Noch besitzen wir die 2000 Thaler, welche ich dir zugebracht und vielleicht entschädigt uns das Schicksal auf andere Weise. Wenn wir trotz deiner kleinen Pension unsern Hausstand auf großem Fuße fortführen, müssen ja die Leute denken, daß wir gut situirt sind. Der Geheimrath, dein Freund, wird gegen eine Verbindung Theobalds mit unserer Adelgunde nichts einzuwenden haben, und ist nur erst das eine unserer armen Kinder versorgt, wird sich für die andern auch etwas finden. Das Glück Adelgundens liegt mir zunächst am Herzen."

„Das Glück Adelgundens," wagte der Hofrath schüchtern einzuwenden — „bist du aber dessen auch gewiß, daß sie mit Theobald glücklich wird? Und wenn seine Familie es inne wird, daß sie kein Vermögen mitbekommt — kaum eine anständige Aussteuer — was wird dann geschehen, werden sie nicht argwöhnen, daß wir —"

„Nun, und der Erbonkel?" fragte Frau Edeltrud scharf. „Hat Adelgunde nicht das gleiche Recht als Großnichte an dieser Erbschaft wie die übrigen dohlenwinkeler Verwandten?"

„Allerdings — aber —"

„Kein Aber. Ich glaube, die Tochter des Freifräulein von Reckenstein und des Hofraths von Bartels hätte wohl ein größeres Anrecht auf Berücksichtigung wie die Söhne und Töchter eines — Tischlers; dies ist doch dein Bruder Johann unleugbar?!"

„Unleugbar," stammelte das kleine Männchen verlegen.

Damit war die „Diskussion" geschlossen und seufzend, wie stets, ergab sich der Hofrath in sein Schicksal, d. h. in den Willen seiner Gattin.

Hatte er es doch so gehalten in all' den Jahren seines reichbewegten Braut- und Ehestandes. Warum auch hatte der kleine, schüchterne Kanzlei-Sekretär die Blicke zu der Tochter seines damaligen Chefs, des Kanzlei-Raths von Reckenstein erhoben? Vielleicht that er dies auch nur, weil es ja jedem Sterblichen gestattet ist, das Hohe, das Erhabene zu lieben, zu bewundern — heißt es doch im Liede schon:

„Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht."

Wenn nun Sebaldus die Wahrheit hätte bekennen müssen, so würde er es eingestanden haben, daß auch er im Grunde seines Herzens keine so verwegenen Wünsche gehegt und eigentlich Edeltrud von Reckenstein nicht zum ehelichen Gemahl begehrt hatte. Auch ward ihm die Hand der blonden Raths-Tochter erst spät und mehr als eine Belohnung seiner treuen, ausdauernden Liebe bewilligt. Ja wohl ausdauernd, denn gleich Vater Jakob, bewunderte Sebaldus aus angemessener Entfernung 7 Jahre lang die Reize der Angebeteten. Ferner überdauerte seine Liebe diejenige all' der jungen Lieutenants und kleiner Kammerherren, die je und je in dem Herzen der bereits stark majorennen Edeltrud durch ein harmloses Wort, eine zarte Huldigung, Hoffnungen erweckt, die leider unerfüllt bleiben sollten. Das kleine schüchterne Männchen hätte eher eine Rüge oder einen Befehl aus dem Munde des strengen Chefs, als die Frage erwartet: „Sie lieben meine Tochter?"

Sebaldus war so gänzlich niedergeschmettert, daß er nur einige unzusammenhängende Worte stammelte, welche der Kanzleirath durch die Mahnung unterbrach, nur ja die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen.

Auf dieses an den Schluß der Eidesformel erinnernde Gebot, flüsterte denn der gänzlich zerknirschte Liebhaber etwas von „ehrfurchtsvoller Huldigung" und „bewundernder Anbetung". Das genügte dem besorgten Vater; ein Lächeln der Befriedigung umspielte seinen Mund und voll Würde verkündete er dem bestürzten Untergebenen sein Glück. Dabei wäre es ihm beinahe begegnet, daß er statt „zur Belohnung für Ihre langjährige stille Liebe und Treue" gesagt hätte, „zur Belohnung für Ihre treuen, dem Staate geleisteten Dienste bewillige ich Ihnen die Hand meiner Tochter!"

Uebrigens hätte Sebaldus in seiner damaligen Stimmung sich auch darüber nicht gewundert; fühlte er es doch instinktiv, daß die Hand dieser Tochter schwer auf ihm liegen und im besten Falle ihn stets am Leitseil führen werde. Er kam sich der großen, stolzen Edeltrud gegenüber so völlig hilflos vor, daß er seinem künftigen Schwiegerpapa förmlich dankbar für seine in herablassender Weise gegebenen Bestimmungen und Rathschläge war.

Der kleine Sebaldus nahm später seinen Braut- und Ehestand hin wie ein unabweisbares Schicksal, während Schön-Edeltrud sich nur grollend in das Unvermeidliche fügte und den geduldigen Lebensgefährten es schwer büßen ließ, daß er nur ein schlichtes Schreiberlein und kein sporentragendes Ideal ihrer Mädchenträume war.

Auch als aus dem Bartels ein Herr von Bartels und endlich sogar ein Hofrath von Bartels geworden, ja als das älteste Töchterlein besagten Hofraths bereits majorenn war, stand der Papa immer noch unter Vormundschaft und zwar unter derjenigen Frau Edeltruds.

Und so war es geblieben. Wie alle Unterdrückten — ob ganze Völker, ob einzelne Individuen — kämpfte auch Sebaldus mit den Waffen der List gegen die ihm überlegene Gewalt, und die kleinen Siege, welche er dann und wann errang, bildeten die Lichtpunkte in seinem oft recht trüben Dasein.

So grübelte denn der kleine graue Mann auch jetzt, nachdem seine bessere Hälfte ihn verlassen, darüber nach: wie er „ungestraft" ihre thörichten Pläne vereiteln und das Wenige — ein kleines Kapital — als Nothpfennig retten könne, statt ruhig zuzusehen, wie es vergeudet werde im völlig nutzlosen Bemühen, der Wolfsburger Gesellschaft zu „imponiren".

Der Zufall, oder richtiger gesagt, die Vorsicht eines besorgten Vaters, des Geheimraths Wegner, vereitelte zum großen Theil Frau Edeltruds Pläne. „Der Vater Theobalds", wie Wegner in der Familie des Hofraths genannt ward, lehnte nämlich im letzten Augenblick, unter einem ziemlich nichtigen Vorwande, die Einladung zu der großen Gesellschaft bei Bartels ab, und da die trostlose Adelgunde an demselben Morgen auch alle, dem still Geliebten geliehenen Poesiebücher in Goldschnitt, nebst einem kurzen höflichen Schreiben zurückgesandt erhielt, war es nur zu klar, daß der schlaue Geheimrath, wie Frau Edeltrud seufzend sagte, seine Position gegenüber der gefallenen Größe bereits genommen habe.

Die „gefallene Größe", diesmal klüger und weitsichtiger als die weltgewandte Gemahlin, ertrug den Schlag verhältnißmäßig ruhig und vermochte wenigstens den anlangenden Gästen ein unbefangen heiteres Gesicht zu zeigen, während Adelgunde's roth geweinte Augen und die dräuende Zornesader auf Frau Edeltruds Stirn den Eingeweihten alles das erzählten, was die Gastgeber verschweigen und künstlich verhüllen wollten.

Die einzigen Resultate dieser großen „Schlangenfütterung", wie der alte Kammerherr von Setten achselzuckend meinte, war, daß Adelhardt, der die eingesottenen Pfirsiche, welche für die Bowle bestimmt waren, fast ganz vertilgt hatte, 3 Tage lang über verdorbenen Magen klagte, daß Röschen in ihrem kurzen Mullkleidchen sich erkältet, daß zwei Teller und eine Schale des guten Porzellan-Service auf „unerklärliche Weise" zerbrochen waren und Rike, die treue Köchin, den Abschied erhielt, weil sie den Braten hatte anbrennen lassen und die Mehlspeise dafür noch „unausgebacken" auf die Tafel gebracht.

Das waren stürmische Tage vorher und nun erst nachher! In Küche und Speisekammer rumorte und zeterte Frau Edeltrud, und Adelgunde ging mit hängenden Locken und thränenfeuchten Augen, bleichen Antlitzes aus einem Zimmer in das andere, „wie der Geist meines gestorbenen Glückes", sagte sie sich selbst, oder „wie Prinzessin Schleiereule in Kalif Storch", meinte der naseweise kleine Adelhardt, der bereits die Leiden, welche ihm die geraubten Pfirsiche bereitet, sowie die dafür erhaltene Züchtigung verschmerzt hatte.

Herzenswunden heilen eben langsamer, diese Bemerkung konnte man an Adelgunde machen, nachdem für sie auch die letzte Hoffnung geschwunden war, den geliebten Jüngling dem väterlichen Einflusse zu entziehen. Theobald wich ihr aus, trotzdem sie eifrig eine Gelegenheit suchte, ihm zu zeigen, daß ihre Liebe groß genug sei, den kleinen Treubruch zu vergeben. Wahrscheinlich fürchtete dies der nicht allzu beherzte junge Mann und vermied deshalb mit bewundernswerther Geschicklichkeit ein Alleinsein. Als nun gar der Papa Geheimrath seinem „lieben Freunde Sebaldus" sub rosa mittheilte, daß des Majors 17jähriges Lenchen und sein Theobald vermuthlich ein Paar werden würden — da schloß die tiefverletzte Adelgunde eine Allianz mit dem Vater, zum Zweck, die Hofräthin zu bewegen, Wolfsburg und die falschen, treulosen Freunde zu verlassen.

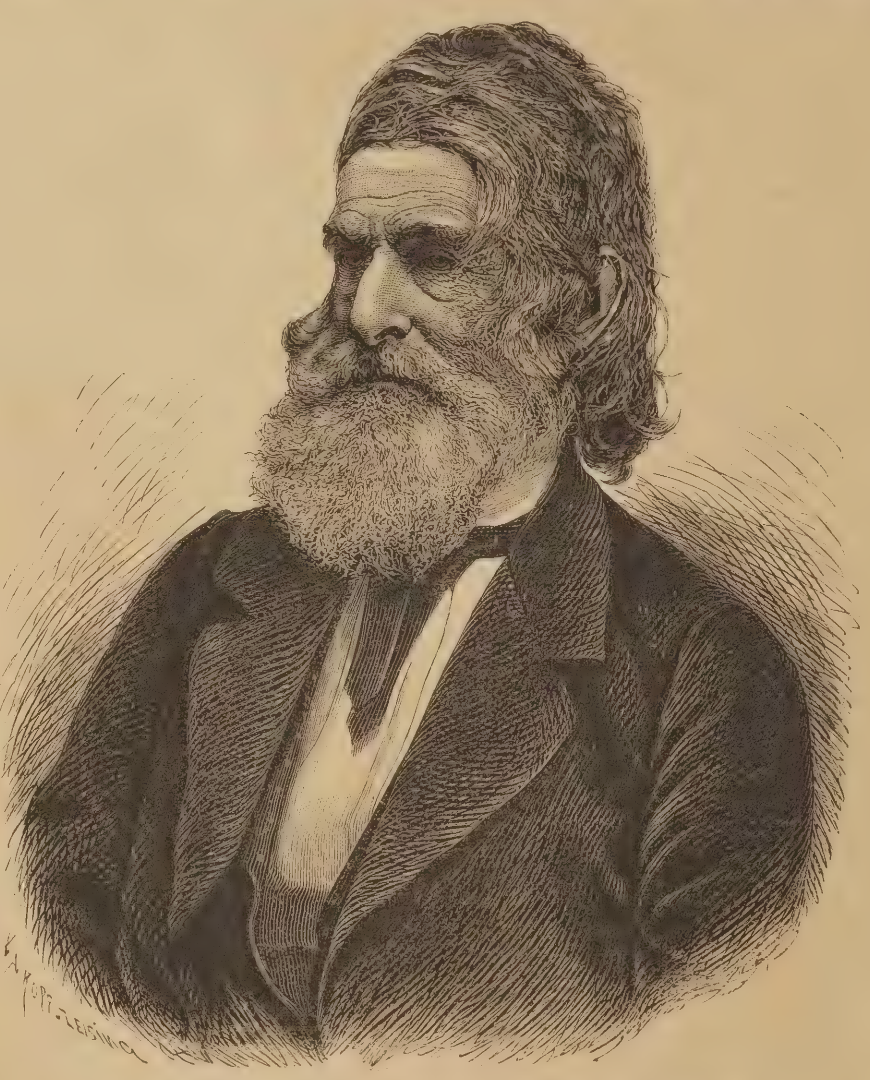
Es waren harte Kämpfe, welche die beiden Verbündeten zu bestehen hatten, und es fehlte nicht an sogenannten großen Szenen, welche durch Weinkrämpfe und Migräne würdig abgeschlossen wurden.

Aber endlich fügte sich Frau Edeltrud und mit den Mienen und Geberden einer entthronten Königin, verkündete sie im versammelten Familienrathe den opfermuthigen Entschluß: der Residenz den Rücken zu kehren, um in Dohlenwinkel sich zu „begraben". Die zweifache Hoffnung, den verloren gegangenen Seelenfrieden der Tochter und die Erbschaft des Onkels zu erringen, begleitete die betrübte Familie in das gewählte Exil.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Samuel Gridley Howe.

Amerika hat keinen Menschen erzeugt, welcher größer und edler genannt werden dürfte, als der Obengenannte. Geboren in Boston am 10. November (dem Todestage Schiller's und Rob. Blum's) 1801, als der Sohn eines Paares, welches für die Sache der Vereinigten Staaten fast sein ganzes Vermögen geopfert hat, genoß er eine so gute Erziehung, als Neuengland sie damals gewähren konnte, durfte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und die Hochschule (Brown University) in Providence besuchen, auch sich zum Arzte ausbilden, wurde aber von der geistlichen Erziehungsweise daselbst mehr angewidert, als entwickelt, wie es mit allen großen Erziehungs-Reformatoren in ihrer Jugend der Fall gewesen ist. Er hatte die Anlage zum bahnbrechenden Naturforscher, besonders auf dem Gebiete der Menschennatur, und durchschaute die Hohlheit seiner Lehrer, denen er manchen unbarmherzigen, aber stets harmlosen Schabernack spielte. Bei seiner öffentlichen Begräbnißfeier berichteten seine Schulkameraden von ehedem, wie er einst das Reitpferd des Universitätspräsidenten in dessen Amtswohnung die Treppen hinauf bis unter das Dach gegängelt habe, ohne daß jemand außer den Eingeweihten eine Spur davon merkte; sowie, daß derselbe Präsident, dem Howe als berühmter Mann ein Menschenalter später einen Besuch machte, ihm zugerufen habe: „Rücken Sie mir nicht zu nahe mit Ihrem Stuhle; sonst fürchte ich, daß unter meinem Sitze ein Torpedo explodirt!“



S. G. Howe Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

Er gab, von Lord Byron's Beispiele begeistert, seine ärztliche Stellung in Boston auf (1824) und eilte den gegen die türkische Herrschaft aufgestandenen Griechen zu Hilfe, kam aber zu spät, um Byron noch am Leben zu finden, der bei Missolunghi gefallen war. Er kam in der verzweifeltsten Zeit dieses Freiheitskampfes an, hielt aber treu bei den Kämpfern aus, doppelte Anstrengungen duldend, als Soldat und als Feldarzt, bis die griechische Sache siegreich war. Nur einmal auf kurze Zeit verließ er die Streiter, um nach den Neuenglandstaaten zurückzueilen, 50,000 Doll. für sie zu sammeln und diese in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Arzneien den Griechen zuzuführen, eine Unterstützung, welcher mehrere andere folgten, und durch welche viele Tausende der ganz verelendigten Griechen am Leben erhalten wurden. Nach dem Siege verweilte er gerade noch lange genug, um auf dem Isthmus von Korinth eine Ansiedlung der Witwen, Waisen, Hülfsbedürftigsten aller Art zu stiften und durch Beiträge aus Amerika auf gedeihlichen Weg zu bringen, welche ein 1828 von ihm geschriebenes Buch: „Geschichte der griechischen Revolution“ — noch heute das beste Werk darüber — ihm zur Verfügung stellte.

Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er von einem Freunde als geeignet erkannt, den Blindenunterricht, welcher in Frankreich und Deutschland mit Erfolg in's Leben gerufen worden war, nach den Vereinigten Staaten zu verpflanzen. Er kam zu dem Zwecke, diesen Unterricht zu studiren, nach Paris (1830), eben recht, um an dem Aufstande gegen Karl X. theilzunehmen. Lafayette, der ihn in den Reihen der Straßenkämpfer fand, sagte zu ihm: „Junger Mann, sparen Sie Sich für die Sache Ihres Vaterlandes auf — dies ist unsere Sache“. Mit seinem gewohnten Wankelmuth aber forderte er ihn auf, den so eben für ihre Befreiung vom russischen Joche aufgestandenen Polen Geldsummen zu überbringen, deren Sendung von den amerikanischen Gebern Lafayette aufgetragen worden, aber ihm mehrfach mißglückt war, weil die preußischen Heere an der polnischen Grenze eine dichte Postenreihe aufgestellt hatten. — Howe war ganz der Mann zu diesem schwierigen Unternehmen und führte es vollständig aus.

Von der polnischen Grenze nach Berlin zurückgekehrt, wollte er die Gelegenheit benutzen, das dortige Blinden-Institut kennen zu lernen, wurde aber noch in der Nacht seiner Ankunft im Gasthofe verhaftet. Durch List gewann er soviel Zeit, um alle Papiere zu vernichten, welche andere Personen hätten in Gefahr bringen können, sowie die übrigen in der Höhlung einer Büste des Königs von Preußen zu verstecken, wo sie auch später von einem seiner Freunde unentdeckt vorgefunden und ihm zurückgestellt wurden. Er selbst aber mußte in die Hausvogtei wandern und dort 56 Tage lang unter Verbrechern und andern Unglücklichen zubringen, wenn er nicht von den Untersuchungsrichtern gequält wurde. Was die Hausvogtei damals war, kann man aus dem schließen, was sie noch ist. Hier reifte in ihm der Vorsatz, lebenslang für Gefängnißreform zu wirken.

Wie lange man ihn festgehalten haben würde, hätte nicht Albert Brisbane, der bekannte Sozialist, mit schwerer Mühe seinen Aufenthalt entdeckt und durch den amerikanischen Gesandten Rives seine Befreiung erwirkt — das ist schwer zu sagen. Man schaffte ihn, zwischen zwei Gensdarmen sitzend, auf dem Schub über die französische Grenze, nachdem man dem Gesandten gegenüber mehrfach seine Gefangenschaft in Abrede gestellt hatte. Im Nachlaß des Verstorbenen befindet sich noch ein Handschreiben des Königs von Preußen, welches dieser viele Jahre nachher dem berühmt gewordenen Howe als Entschuldigung und Anerkennung gesendet hat.

(Schluß folgt.)



Das Innere der Peterskirche in Rom. (Seite 11.)

Ein Gedankenflug durch die Weltgeschichte.

Buckle behauptet in seiner „Geschichte der Civilisation", daß die Menschen in Bezug auf ihre sittlichen Gefühle zu allen Zeiten gleich gewesen sind. Die Veränderungen, welche in der moralischen Welt vor sich gehen, seien nur abhängig von der Veränderung in der theoretischen Erkenntniß. Ohne den kommenden Geschlechtern nahe treten zu wollen, die, auf unseren Schultern stehend, viel weiter wie wir sehen werden, lenken wir unsere Blicke in die Vergangenheit, um die gedankenlose Phrase von der „guten, alten" Zeit vom sozialdemokratischen Standpunkt [zu beleuchten. Bei der Menschheit der Urzeit, die zwar auch schon das oberste Glied der Wesenkette repräsentirte, aber wider deren Existenz eine gewaltige leblose und belebte Natur feindlich anstürmte, können wir unmöglich das goldene Zeitalter vermuthen. Im günstigsten Falle erreichte ihr Intellekt das Niveau unserer hünenhaften Patagonier, deren ganze Lebensthätigkeit lediglich aus Ernährung und Fortpflanzung besteht. Es gibt zwar auch noch in der guten Gesellschaft von heute Patagonier, aber sie gehören doch zu den Ausnahmen.

Wie im Sonnenglanz zuerst die höchsten Gipfel erglühen, so erscheint auch das erste Morgengrauen der Intelligenz um die höchste Bodenanschwellung unseres Planeten, den Himalaya. Diesseits wie jenseits der granitnen Riesenwiege der menschlichen Kultur erzählen uns Mongolen und Arier ziemlich übereinstimmend die Schöpfungslegende, den Sündenfall und die Fluth. Selbst die entfernt wohnende Völkerfamilie der Semiten (Hebräer, Aegypter, Assyrer) hat aus den indischen Vedas, dem Urquell aller Tradition, geschöpft, denn die Bibelfiguren Adam, Eva, Abraham und der Messias haben eine unleugbare Aehnlichkeit mit den sanskritischen Adima, Heva, Adgigarta und dem von der Jungfrau Devanaki 3500 Jahre vor unserer Aera geborenen Krishna. Die Mythen gleichen den Wolkengebilden, eine Gestalt geht in die andere über und bleibend ist nichts als die dichtende Volksphantasie und das wache Auge der Kritik. Was uns die Bibel, dieses internationale Mosaikepos, über die sozialen Verhältnisse berichtet, klingt nicht sehr erbaulich. Damals, wie heute, vergaßen diejenigen, die im Genusse der Früchte waren, die Hand, welche sie ihnen gebaut.

Die ägyptische und assyrische Volksbedrückung mit ihrer herrschsüchtigen Hierarchie hat unseren „Kulturstaaten" zum Modell gedient. England ist ein Bürstenabzug der gewissenlosen Krämerpolitik von Tyrus und Sidon, die Türkei eine Copie der despotischen Eunuchenwirthschaft von Xerxes und Darius. Im günstigsten Falle sehen wir glänzende Spitzen auf dunklem Untergrund von unglaublicher Roheit.

Gehen wir weiter nach der Brutstätte der Gedankenkeime der Zukunft, dem sonnigen Hellas und dem heiteren Jonien.

Plato's Musterstaat blieb auch hier, und glücklicherweise sagen wir, ein Utopien, denn Homers streitlustige Helden waren trotz ihrer olympischen Vormundschaft nichts weniger als nachahmungswürdige Menschen. Hätte ihnen der blinde Dichter den Kranz der Unsterblichkeit nicht um die Schläfe gewunden — ihre Thatenspur wäre längst vom Zeitenstrom verwischt.

Gleich wie die Blätter im Wald sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind, dann andere wieder
Treibt der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlechter, dies wächst und jenes verschwindet.

Die veredelten Nachkommen der ungeschlachten Trojastürmer, die Zeitgenossen des Perikles, hätten beinahe das Recht, ihr Zeitalter das „goldene" zu nennen, wenn — also wieder ein „wenn". Es herrschte die befriedete Ruhe nach dem Streit, der gesicherte Bestand und die Zuversicht auf seine Dauer; auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens entstanden unvergängliche, noch heute nicht erreichte Schöpfungen, und doch fällt in diese Glanzwelt des Hellenenthums mit ihrem Ideal des „allsiegend Schönen" ein häßlicher Schatten von schwerbelasteten Karyatidenschultern, welche den herrlichen Bau trugen — die Sklaverei. Der Schild des Gesetzes, der Trost der Künste, die Leuchte der Wissenschaft existirten nur für einen kleinen Bruchtheil des Volkes — ganz wie bei uns!

Die an Zahl zehnfach überlegene Menschenheerde der kräftigen und gelehrigen Sklaven wurde prinzipiell und systematisch in Unwissenheit gehalten, denn sie waren schon im Mutterleib ihres Gebieters rechtloses Eigenthum.

Betrachten wir einmal die Lage der Dinge in Rom.

Wie in unseren Tagen Californien, das Eldorado aller Galgenvögel, hat sich Rom aus einem Buschklepperschlupfwinkel zu einem Ackerbaustaat mit streng moralischen Institutionen ausgestaltet. Die Entehrung der Lukretia wühlte einen Sturm der Entrüstung auf, der das Königthum aus dem Lande fegte. Mit dem Jahre 269 vor Christo (vollständige Niederwerfung Italiens und Einführung des Silbergeldes) begann der Hochmuth und die Habgier die Grundvesten Roms zu erschüttern. Der Knecht, der bisher mit seinem Herrn aus einer Schüssel gegessen, wurde nach und nach zum Sklaven erniedrigt, und als sich der Herr nach den punischen Kriegen durch Belehnung mit dem ager publicus zum „Großgrundbesitzer" emporschwang, ließ er den Sklaven, der sich auf seine Menschenrechte berief, halbtodtgepeitscht an's Kreuz nageln. Die von importirten Sklaven bewirthschafteten Latifundien der Patrizier ruinirten den Plebejer, den kleinen Grundbesitzer, und zwangen ihn nach Rom zu ziehen, wo er, das Proletariat vermehrend, vom Verkauf seiner Wahlstimme lebte. Die Schwindsucht der Republik begann. Die dadurch herbeigeführte Corruption der Comitien (höchste Instanz der Volksversammlung), wo nicht der Einzelne der Partei, sondern die Partei dem Einzelnen diente, veranlaßte die Reihe furchtbarer Revolutionen, welche mit der Vernichtung der Freiheit abschloß. Nur das Genie eines Julius Caesar konnte das Riesenreich, das sich über drei Welttheile erstreckte, in der alten engen Form der römischen Republik zusammenhalten. Sein glücklicher Neffe Augustus hat die absolute Monarchie vorbereitet und dessen Erbe Tiberius sie eingeführt, aber jedes Volk hat diejenige Regierungsform, die es verdient, denn wo es keine Sklaven gibt, gibt es auch keine Tyrannen. Die Laster und Verbrechen der wahnwitzigen Gott-Thiere, der Pestbeulen des kranken Weltreiches, die der Fluch der Menschheit Caligula und Nero nennt, wurzeln in der fast göttergleichen Gewalt, die ihnen das verkommene römische Volk zugestanden hatte. Als die freche Buhlerin am Tiber dem Wahnsinn auf dem Imperatorenthrone am hellsten zujubelte, traten zwei Prätendenten auf, welche die Lotterwirthschaft noch bei Lebzeiten des Besitzers erben wollten, das Christenthum mit der ewigen Wahrheit der sittlichen Idee und das Germanenthum mit der sich stets verjüngenden Kraft seiner Waldvölker. Beide Faktoren, mit denen die Welt noch heute rechnen muß, waren vom Schicksal ausersehen, der geknebelten Menschheit Luft zu machen. Das Urchristenthum, auf Gütergemeinschaft basirt, ist die Quintessenz der Nächstenliebe, aber mit dem Eindringen des hierarchischen Elementes, das mit seinem Wesen weder identisch noch verträglich ist, verfehlte es seine Mission.

Alles muß wechseln und muß einst enden,
Das Große erhebt sich und erliegt,
Selbst ein Glaube muß so sich wenden,
Er duldet, verfolgt — und unterliegt!

Und die Germanen? — Vom Kaukasus zum atlantischen Meer wälzte sich ein allgemeines Getümmel siegender und fliehender Geschlechter, Reiche erstanden und verfielen wieder, halbnackte Wilde, Alarich mit den blonden Gothen, Attila mit den schwarzen Hunnen, lüstern nach Romas Gold und Schwelgereien — Mönche mit dem Kreuz in der Wildniß, die letzten Veteranen der römischen Legionen, eintägige Kaiser zwischen Weibern und Verschnittenen vor der rohen Größe barbarischer Helden zitternd! Um's Leben bettelnd ging Rom, zerrüttet von seinen Verbrechen, im Gedränge einer empörten Welt unter. Der stürzende Riesenbaum erschlug die germanische Freiheit, denn die Sieger, die in ihren Wäldern keinen Rangunterschied kannten, wußten nichts Eiligeres zu thun, als den römischen Weltkaisergedanken zum Unheil der deutschen Entwicklung aufzugreifen.

Die Spätfrucht der griechisch-römischen Kultur, die überraschend schnell an den Ufern des Rheins und der Donau gedieh, hat die Fluth der Völkerwanderung derart überschwemmt, daß wir vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert neben Ulfila, dem gothischen Bibelübersetzer, kaum drei Männer kennen, die selbstständig zu denken wußten. Die Einwohnerzahl Roms sank von 3 Millionen weltgebietender Bürger auf 15,000 Hirten und Strolche.

Aus dem furchtsamen Küchlein Christus pauper, dem Bischof von Rom, wurde in aller Stille ein streitbarer Hahn, dessen Führerrolle im vierten Jahrhundert so einträglich geworden war, daß 160 Menschen bei der Papstwahl zwischen Ursinus und

Damasus fielen. Von dieser Zeit bis 1870, dem Gnadenjahr der Unfehlbarkeit, verursachte dieser Pfahl im Menschenfleisch einen ununterbrochenen Krankheitszustand. Ein dem deutschen Volke mißgünstiger Stern stand über der Stunde, in welcher der fromme Karl, von Größenwahn, wie vor ihm der makedonische Alexander und nach ihm der korsische Napoleon, besessen, die Tradition des fluchbeladenen römischen Imperiums dem Deutschthum aufpfropfte.

Die spärlichen Bildungsmittel der schmachvollen Zeit, in welcher ein Canossa möglich war, befanden sich ausschließlich im Besitze der Kirche und wurden nur zur Verherrlichung des römischen Tiaraträgers verwendet, aber die Demokratin Natur sorgt immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Organismus der Massen ist gerade so, wie der der einzelnen Menschen, Fieberanfällen ausgesetzt, die gebieterisch Luftveränderung erheischen. Ein solches Generalfieber veranlaßte die Kreuzzüge, welche die Kirche sofort als Pump-, Trieb- und Saugwerke zu ihrer Bereicherung benutzte, wobei sie aber trotz momentanem Nutzen doch schließlich zu Schaden kam. Tausende von Adelsgeschlechtern wurden in das Morgenland getrieben, nachdem man sich wohl versichert hatte, daß die Güter der nimmer Wiederkehrenden der Kirche zufielen. Eine traurige, maßlos traurige Posse begann auf der „christlichen" Weltbühne — der Reliquienschwindel. Was die „freiwillig armen" Vertreter der Kirche noch nicht in ihren Klauen hatten, das wurde den Lebenden für werthlose Knochen aus Roms Katakomben abgejagt und den Sterbenden so lange der Höllenpfuhl mit den grellsten Farben vorgemalt, bis sie zu Gunsten der Pfaffen testirten, und thaten sie es nicht, so wurden die Testamente gefälscht, denn Lesen und Schreiben war das unangefochtene Monopol der Kirche. Doch plötzlich drohte der „Kirche" der Feind von Osten, wo sie ihn am allerwenigsten vermuthete. Die Wagefahrt nach Jerusalem drückte dem Laien nicht nur das Schwert, sondern auch die Leier in die Hand und erweiterte seinen geistigen Horizont. Das öffentliche Leben erhielt durch die Kenntniß neuer Länder phantasievolle Anregung, mit deren glanzvollen Bildern ein erfrischender Hauch bis in die untersten Schichten des geknechteten Volkes drang, aus dessen Mitte die zwei größten Dichter der hohenstaufner Literaturepoche, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, erstanden. Der Minnesang wurde zwar von vielen „Hochgeborenen" geübt, aber das „niedriggeborene" Doppelgestirn vermochte keiner zu verdunkeln.

Der städteverwüstende Kampf der Welfen und Waiblinger rief den dritten Stand in's Leben, indem er die Hansa und den schwäbischen Städtebund zwang, gegen die Kirche und den Adel Front zu machen. Auch der Wissenschaft wurde nachgerade die Klosterzelle zu dumpf, und das Morgenroth der Renaissance begann. Und das Volk? Je nun, es befand sich den Verhältnissen angemessen. Alle fünf Quadratmeilen sorgte für seine Wohlfahrt ein reichsunmittelbarer Landesvater, gesegnet mit legitimem und illegitimem Nachwuchs, umgeben von einem Troß in seine Farben gekleideter Faullenzer; die Felsen beklebt mit den Wespennestern der wegelagernden Vorfahren unseres heutigen Adels, die zwar nicht zu lesen und schreiben, aber desto mehr zu rauben und zu saufen verstanden. Gab es auf der Landstraße nichts zu holen, so schlugen sie sich gegenseitig zum Zeitvertreib die Schädel ein. Dieses Privatvergnügen nannte man das Faustrecht. Die lauschigen, besonders schönen Plätzchen des Landes zierte überall ein Kloster, die Benediktiner immer hübsch am Hügel, die Cisterzienser im Thal; die andern weißen, braunen und schwarzen Kuttenträger und Trägerinnen, wie es ihr Nutzen oder Geschmack erheischte, aber alle weich gebettet und von gekrönten und ungekrönten alten Weibern männlichen und weiblichen Geschlechtes mit fetten Benefizien an Land und Leuten reich dotirt; und alle diese geweihten und ungeweihten Bäuche füllte die schwielenharte Hand des leibeigenen Bauers, dem das „Jus primae noctis"*) auch noch die Bürde der Aufziehung von Kindern eines anderen Vaters auferlegte. Dazu von zehn zu zehn Jahren Pest und Hungersnoth — das reichbesetzte Mahl des Lebens war nur für die freigeborenen Schlemmer aufgetragen, während die Hoffnung auf ein „besseres Jenseits" das jahrhundertlange Hungertuch der Hörigkeit webte. Doch das volle Maß macht oft ein Tropfen überfließen, und dieser Tropfen war die Thräne der schweizer Hirten. Die Grausamkeit ihrer Vögte riß den Geduldfaden entzwei und die Feudalherrschaft in's Verderben.

In Deutschland wurden zwar ähnliche Versuche blutig im Keime unterdrückt, flackerten aber in den Bauern- und Hussitenkriegen immer wieder auf. Damit es den aufblühenden Städten nicht an Zerstreuung fehle, rauften sich die Zünfte mit den Patriziern und der Rath mit den Bischöfen herum.

So wären wir glücklich bei dem „goldenen" Zeitalter des Krieges aller gegen alle angekommen. Nur in einem Punkte waren alle Parteien einig, in der Plünderung der Juden.

So sah es am Ausgange des Mittelalters aus; doch plötzlich leuchtete durch die blutigen Wolken der helle Schimmer eines Dreigestirns. Gutenberg's Buchdruckerkunst beflügelte die Gedanken und entriß den Priesterhänden des Wissens Waffe, um sie zum Gemeingut des Volkes zu machen. Das Donnerpulver des Berthold Schwarz vertilgte des Faustrechts Schergen im eigenen Nest; aber beide übertrifft der neueren Geschichte idealste That, die in der Reformation zu Tage tretende Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl. Luther's Bibelübersetzung reiht sich der Wirkung nach an Dante und Homer. Trotz aller Kurpfuschereien war sein gesundes Werk nicht zum Umbringen, die abtrünnigen Schäflein blieben für Rom verloren und kehrten trotz aller Lockung niemehr freiwillig in den „alleinseligmachenden" Pferch. Der schamlos hausirende Ablaßkram und die sittliche Versunkenheit der Klöster bestimmten selbst die Zaghaften zum Ausharren. Auch die sozialen und geistigen Verhältnisse haben mittlerweile große Veränderungen erfahren. Das öffentliche Leben wurde durch das emporstrebende Bürgerthum mit reicherem Inhalt in gröberen Formen gefüllt, und die Handelsemporien Straßburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Leipzig haben längst an Pracht und Reichthum die Pfalzen der Residenten überflügelt. Das sind die ersten Keime des vierten Standes.

Als das Minnelied verstummte, ging die Kunst des Gesanges auf die Bürgerschaft über, aber diese drückte der lyrischen Dichtung einen trockenen, lehrhaften Charakter in verkünstelten Formen auf. Dafür fand das Volkslied wegen seiner Ursprünglichkeit und Frische bei den niederen Klassen der Bevölkerung liebevolle Pflege.

Zwischen Blumen des Waldes hin rieselt der Brunnen des Volkslieds,
Dort in's verjüngende Bad taucht sich die Muse bei Nacht.

Die Entdeckung Amerika's machte die staunende Welt auf den so lange unbenutzten Schatz der griechischen Naturkenntnisse aufmerksam und war so der Impuls ihrer erneuerten Pflege. Die Wissenschaft, auf freie Forschung gestützt, bahnte der Freiheit eine Gasse.

Da senkte sich unvermuthet auf ihre Aussaat ein giftiger Mehlthau — die Jesuiten.

Die lebensklugen Rekruten der Ecclesia militans boten sich den Päpsten als Spione an, um bald Schlachtenlenker zu werden. Sie wußten sich in alles, selbst in die Launen der Weiber, zu schicken und regierten durch die Schwächen der Männer die Welt. Indem sie jedermann den Abschied von der Wahrheit zu erleichtern wußten, hatten sie im Handumdrehen eine Gegenreformation eingefädelt, und als diese zu stocken begann, hetzten sie Europa in den dreißigjährigen Krieg. Der westfälische Friede nöthigte dem deutschen Michel ein so enges Camisol auf, daß er schier zu ersticken drohte. Glücklicherweise war Michel dauerhafter wie das Camisol, er reckte und streckte sich so lange, bis die Nähte platzten, und gedieh nach wie vor, während seine Nachbarn nach der blutigen Durchführung der „Glaubenseinheit" von den Folgen des „katholischen" Faulfiebers heimgesucht wurden. Mit dem „römisch-deutschen" Kaiserthum ging es immer noch bergab, nichts konnte seine matten Pulsschläge beschleunigen. Die gepuderten und bezopften Quart-, Oktav- und Duodezfürsten hatten nur das Wohl und Wehe ihrer „speziellen Vaterländer" im Auge. Dadurch kam zwar Berlin, Dresden, München, Hannover, Weimar u. s. w. auf's hohe Roß, aber Frau Germania auf den Hund. Bevor Nudelfingen sein Kontingent, bestehend aus einem Sattel, und Schleißberg den dazu gehörigen Reiter stellte, „nahm" Frankreich das Elsaß und äscherte die Pfalz ein. Die deutschen Fürsten beeilten sich, die Maitressenwirthschaft des „großen" Ludwig zu kopiren, und um dieses kostbare Plaisir bestreiten zu können ließen sie wacker die Steuerschraube arbeiten und verkauften noch nebenbei ihre lieben Landeskinder in die Fremde an die meistbietende Schlachtbank.

Da traten zwei „konfessionslose" Apostel auf, der preußische

*) Das Recht der ersten Nacht, wonach das Mädchen aus dem Leibeignenstande vor ihrem Eintritt in den Ehestand zuvörderst dem „Herrn" gehörte.

Fritz und der österreichische Joseph, mit unleugbar guten Absichten, aber ihr Evangelium hatte ein Loch. Geknebelt überlieferten sie für einen Judaslohn, der ihnen schlechte Zinsen getragen, die arme Polonia, die zwar stark nach Alkohol duftete, aber sonst eine gute Mutter war, mit ihren wehrlosen Kindern der russischen Knute. Wenn nur ihre Nachfolger dabei nicht bereuen müßten, das einzige Bollwerk gegen den Panslavismus niedergerissen zu haben. Das Schicksal schien den Fehler gut machen zu wollen, indem es auf der andern Seite des Planeten einen neuen Staat entstehen ließ, der sein Sternenbanner schützend über den Menschenrechten entfaltete.

Es war hohe Zeit, eine Arche für die Menschenrechte zu bauen, denn die „Herren" Europa's wirthschafteten in sicherer Erwartung der Sintfluth: und sie kam, die blutige Woge, machte tabula rasa von den Pyrenäen bis zu den Ardennen und fegte sogar in Deutschland die „Grundherrlichkeit" weg. Das wuthentbrannte Volk klopfte die Perrücken aus, daß der Staub in ganz Europa herumflog und ließ den sechszehnten Ludwig für die andern fünfzehn büßen. Ein Sturm von Ideen, Befürchtungen und Hoffnungen raste über Europa hin.

Die germanische Volksseele des achtzehnten Jahrhunderts befand sich noch im theoretischen Stadium der Politik. Ueberall scheint die gleiche Sonne, doch nirgends ist die gleiche Stunde.

Dieselbe Glut, die in Frankreich die Thaten Robespierre's, Danton's und Marat's zeitigte, gebar in Deutschland den Genius des unsterblichen Wortes, in Lessing, Herder, Schiller und Goethe.

Dem blutgedüngten Volksboden Frankreichs entsproß ein Genie, das die Herren „von Gottes Gnaden" zittern machte. Schade, daß Napoleon Bonaparte als Brutus begann und als Dschingiskhan endete. Aber er hätte ein Gott sein müssen, um nicht dem Größenwahn zu verfallen. Trotz seiner Säbelwirthschaft zieht sich ein demokratischer Faden durch sein Regierungsgewebe. Kaum war der „kleine Korporal" an den Fels von St. Helena geschmiedet, so brach, trotz der Monarchenversprechungen, die schwarze Nacht der Reaktion über Europa herein, von deren Schrecken uns erst die Morgenröthe des Jahres 1848 befreite. Die italienischen Kämpfe, die schleswig-holsteinsche Campagne und der 1866er „Bruderzwist" haben gar manche Hoffnungsblüthe des Völkerfrühlings niedergeknickt und die Klärung des Gährungsprozesses aufgehalten, aber ein Einlenken in die ausgefahrenen Geleise der Reaktion doch nicht ermöglicht. „Der Krieg ist der ärgste Feind der Freiheit," sagt Robespierre. Das bestimmte auch die Minorität des französischen „gesetzgebenden Körpers" im Jahre 1870 gegen den Krieg mit Deutschland zu stimmen, aber der „kleine Neffe" des „großen Onkels" brauchte dieses Arkanum, um sein ohnmächtig gewordenes Prestige in's Leben zurückzurufen. Seitdem Frau Germania mit deutscher Gründlichkeit die französische Garderobe ausgeklopft und den langverwaisten Kaiserthron mit einem Hohenzoller besetzt hat, haben wir die neueste Aera zu verzeichnen.

Um einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, stürzte der morsche Petristuhl in die Rumpelkammer. Alles menschliche Beginnen ist eitel Stückwerk, und so fehlt dem deutschen Imperium „ohne päpstliche Gnaden", trotz Bismarck, noch „einiges" zu einem Musterstaat, aber es ist vor der Hand der beste Mörtel, der die deutschen Bausteine zusammenhält; hat es aber die soziale Frage gelöst? — Nein! Und an dieser, freilich im Kaiserthum unvermeidlichen Unterlassungssünde muß es untergehen gleich seinen Vorgängern!

Max Fraustil.

„Was — ein Gedicht? in dieser Eisenzeit?

— — — — — — — — — —
Geh heim Poet, und spare Deine Predigt!
Uns ein Gedicht! Du bist nicht recht gescheidt!"
Und damit meint ihr, sei „der Fall" erledigt?
Ich aber meine, sehr sei es auch Noth,
Auf das, was euch der Dichter sagt, zu hören —
Mag er auch euch, besonders wenn er „roth",
In der Verdauung höchst verdrießlich stören.

Ihr habt noch stets als hellen Unverstand
Verlacht die milde Weisheit des Poeten,
Ihr schlugt Allarm zu trotz'gem Widerstand,
Ist sie geharnischt auf euch zugetreten;
Und dennoch hat auf losen Sand gebaut
— Und hätt' er alle Wissenschaft gepachtet —
Wem vor dem klaren Dichterauge graut,
Das ernst und prüfend seinen Bau betrachtet.

Und euer Bau — ob er gen Himmel strebt —
Wie mögt ihr ihm euch zu vertrauen wagen?
Und wenn ihr auch die Risse jetzt verklebt —
In einer Sturmnacht wird er einst zerschlagen.
Hört ihr es nicht, wie im Gebälk es nagt
Von tausend kleinen ruhelosen Zähnen
Und habt ihr nie beklommen euch gefragt,
Ob fest der Mörtel auch von Blut und Thränen?

Ihr zuckt die Achseln und ihr lächelt kühl:
„Mein Gott, wie kurios ist so ein Dichter!"
Wärt ihr bei Sinnen, würd' euch bang und schwül —
Wir stellen einst für euren „Fall" die Richter,
Wie wir zur Zeit den mahnend lauten Ruf
Tiefernster Klage wider euch erheben,
Mögt ihr ihn auch durch eurer Rosse Huf
Und Räderrollen zu ersticken streben.

Wie seid ihr thöricht! Glaubt, wir meinens gut,
Sogar mit euch, die ihr uns stets verachtet —
Der Dichter Gilde hat nach heißem Blut,
Nach Leichenhaufen nie und nie getrachtet.
Wir sind die Lerchen hoch im klaren Blau
Und nicht der Wahlstatt nimmersatte Raben —
Man soll euch nicht aus dem gefallnen Bau
Und seinem Schutt zerschellten Hauptes graben.

Wärt ihr so klug als ihr verblendet seid,
Ihr dächtet nicht ans Schießen und ans Hauen,
Ihr kämt zu uns und schwür't den höchsten Eid,
Euch unsrer Führung blindlings zu vertrauen;
Wir sehn und hören mehr, als ihr nur ahnt —
Für uns ist Rede was für euch ein Stammeln
Und deutlich sehn wir einen Weg gebahnt,
Wo nackte Felsen euch den Paß verrammeln.

Wo euer Ohr kein Flüsterlaut erreicht,
Da hören wir ein Klingen und ein Rauschen;
Vertraut auf uns — es ist für uns so leicht,
Des Volkes Herzschlag nächtlich zu belauschen.
Das Eisenthor, vor dem ihr ab euch müht —
Ein Wink von uns, es wird sich rasch entriegeln,
Wir lesen täglich in des Volks Gemüth
Das euch ein fremdes Buch mit sieben Siegeln!

Und glaubt uns nur — was in dem Buche steht,
Entspricht gar wenig euren Fieberträumen;
Aus dieses Buches alten Blättern weht
Ein süßes Duften wie von Lindenbäumen;
Wohl klagt und weint in ihm ein schwerer Gram
Und wer's gelesen wird an Mitleid kranken,
Doch stiege heiß euch ins Gesicht die Scham,
Denn frei von Neid und Haß sind die Gedanken.

Man hat euch bange vor dem Volk gemacht —
Zu wilder Drohung ward euch drum sein Trauern,
In seiner Seele soll, bedeckt von Nacht,
Der Drache thierischer Gelüste lauern,
Und springt er auf, so schlägt der Schuppenschweif
Die Arbeit der Jahrhunderte zu Trümmern
Und unter Mehlthau wird und nächt'gem Reif
Die zarte Blüthe edler Kunst verkümmern.

Nicht wahr, ihr Herr'n, so redet man euch vor,
So hat beharrlich man euch vorgelogen?
Und immer war der Dichter euch ein Thor,
Vor dessen Hauch der wüste Spuk zerflogen?
Es hat in euch zum Dogma sich versteint
Das harte Wort der Superklugen, Kalten:
„Das Volk, mein Sohn, ist unser ew'ger Feind
Und mit Gewalt muß man es niederhalten!"

Ich aber sage: „Laßt den düstern Wahn;
Das Volk ist gut. Versucht gerecht zu werden —
Mehr will es nicht — dann ebnet sich die Bahn
Und Friede wird für alle Zeit auf Erden.
Ihr müßt entscheiden, ob das Trauerspiel
Auch ferner herrsche auf der Erde Bühne,
Bis über euch der schwere Vorhang fiel —
Und wählen müßt ihr zwischen Sturz und Sühne.

In Eintracht kann die Wandlung wohl geschehn,
Und leicht und schön und ohne Krampf und Zucken;
Auf alle Fälle wird sie vor sich gehn —
Man wird sich ewig vor der Nacht nicht ducken.
So oder so! Es bleibt nicht wie es ist,
Ist auch nicht rathsam, auf die Macht zu pochen!
Es hat so Mancher in verwandtem Zwist
Den kindschen Wahn bezahlt mit Kopf und Knochen.

Schlagt nicht die Warnung spöttisch in den Wind!
Treibt's nicht dazu, daß sich das Volk erhebe!
Von seinen Armen streift das Riesenkind
Die Eisenfessel ab wie Spinngewebe.
Es strafft die Muskeln und mit einem Schrei,
Der auch des Nachts emporschreckt aus den Betten,
Und klirrend springt wie sprödes Glas entzwei
Die schwerste, bestgeschmiedete der Ketten.

Bedenkt es wohl — so rasch verrinnt der Sand!
Verspottet nicht den Träumer, den Poeten!
Das „Mene tekel!" ist an eure Wand
In Flammenzügen deutlich schon getreten.
Wenn nicht an euch, an eure Kinder denkt,
An eure Enkel und an ihre Kleinen,
Damit sie nicht dereinst in Leid versenkt,
Der Aeltervàter starren Trotz beweinen."

Ob ihr's bedenkt? Zu hoffen wag' ich's nicht.
Wohl hören wir das ew'ge Schicksal schreiten
Und sehn das Kommende in klarem Licht,
Doch unser Ruf verhallt in öden Weiten.
Das Wahr und Falsch sind wunderlich vertauscht;
Als blind verhöhnt den Sehenden der Blinde
Und wie das Laub, das welk vom Baume rauscht,
Verweht auch dieses arme Lied im Winde!

Leonhard Helm.

Der kleine Spion.

Aus den „Contes du Lundi“ von Alphonse Daudet mit Einwilligung des Verfassers für die „Neue Welt“ übersetzt

von **Rudolf Lavant.**

Er hieß Stenne, der kleine Stenne.

Als echtes Pariser Kind war er mager und blaß und konnte eben so gut zehn als fünfzehn Jahre alt sein — bei diesen kleinen, flinken, ruhelosen Knaben ist das Alter kaum abzuschätzen. Seine Mutter war todt; sein Vater, ein alter Marinesoldat, war als Wächter eines Square im Quartier du Temple angestellt. Die kleinen Kinder, die Gouvernanten und Kindermädchen, die alten Damen in Rollstühlen, die armen Mütter, die ihre Kinder selbst ausführen müssen — diese ganze Welt für sich, welche nur kleine Schrittchen macht und sich vor dem Rollen der Wagenräder und den Staubwolken in diese von Trottoirs eingefaßten tiefer gelegenen Rasen- und Gebüsch-Oasen flüchtet, sie kannte den alten Papa Stenne und liebte ihn. Man wußte ja, daß sich unter diesem martialischen Schnurrbart, der den Hunden und den auf den Bänken sich sonnenden Bummlern einen so heillosen Schreck einjagte, ein freundliches, gerührtes, fast mütterliches Lächeln verbarg, und daß man, um dieses Lächeln zu Tage zu bringen, an den guten Alten nur die Frage zu richten brauchte:

„Wie geht es denn Ihrem kleinen Knaben?“

Er hatte seinen Knaben so sehr lieb, dieser alte Stenne! Er war so glücklich, wenn der Abend kam, die Schule geschlossen ward und der Kleine ihn abholte, um mit ihm die Runde durch die Alleen zu machen; sie blieben dann vor jeder Bank stehen, um die Stammgäste ihres Square zu begrüßen und auf ihre freundliche Ansprache zu antworten.

Mit der Belagerung ward unglücklicher Weise alles anders. Der Square des alten Stenne ward geschlossen; man benutzte ihn als Lagerplatz für Petroleum, und der arme Mann, der zu unaufhörlicher sorgsamer Bewachung der gefährlichen Vorräthe gezwungen war, führte ein trauriges Leben. Allein durchstreifte er die verödeten Baum- und Buschgruppen, selbst auf die ihm zur zweiten Natur gewordene Pfeife nothgedrungen verzichtend, und seinen Knaben bekam er erst spät Abends zu sehen, wenn er heimkam. Wie zuckte aber auch sein grauer Schnurrbart, wenn er von den Preußen sprach! ... Der kleine Stenne freilich sah keinen Anlaß zur Klage über dieses neue Leben.

Eine Belagerung! Kann es etwas Amüsanteres für die Straßenjugend geben? Keine Schule, kein wechselseitiges Unterrichten mehr! Ununterbrochen Ferien und die Straßen so bunt und belebt, wie ein Jahrmarktsplatz! ...

Das Kind lief bis zum Abend nach Willkür umher. Es begleitete die Bataillone des Quartiers, wenn sie nach den Wällen marschirten und gab dabei denen den Vorzug, die ein gutes Musikkorps aufzuweisen hatten; in diesem Punkte war der kleine Stenne merkwürdig unterrichtet. Er wußte sehr genau, daß die Musik der 96er nicht eben viel tauge, aber die 55er, die hatten eine ganz vorzügliche. Dann wieder sah er den Uebungen der Mobilgarde zu, und es galt ja auch Queue zu stehen ...

Sein Körbchen unter dem Arme, nahm er seinen Platz in einer der langen Reihen, die sich im Dämmergrau des von keiner Gasflamme erhellten Wintermorgens vor den Läden der Fleischer und Bäcker bildeten. Man stand da oft bis an die Knöchel im Wasser, aber man machte Bekanntschaften, man politisirte und wurde als Sohn des alten Stenne von jedermann gefragt, wie man über die Sache denke. Das Alleramüsanteste jedoch war das Galoche-Spiel, welches die bretonischen Milizen während der Belagerung in die Mode gebracht hatten. Wenn der kleine Stenne nicht auf dem Walle oder vor dem Bäckerladen war, so traf man ihn zuverlässig auf dem Platz des Chateau-d'Eau, wo er den Galoche-Partien zusah. Zusah, denn er spielte nicht etwa mit — dazu gehört Geld. Er begnügte sich also damit, jede Bewegung der Spieler mit den Augen zu verfolgen — und mit was für Augen!

Einer namentlich, ein großer Bengel in blauer Bluse, der nur ganze Silberfranken setzte, erregte seine Bewunderung. Wenn der lief, so hörte man die Thaler in der Tasche seiner Bluse klingeln ...

Eines Tages raffte der Lange ein Silberstück auf, welches dem kleinen Stenne bis dicht vor die Füße gerollt war und raunte ihm hastig zu:

„Ja, schiele nur — ich kann dir's nicht verdenken! ... Na, wenn du willst, so sage ich dir, wo man die Blanken holt!“

Als die Partie zu Ende war, führte er ihn in einen abgelegenen öden Winkel des Platzes und schlug ihm vor, mit ihm zu gehen und mit ihm Journale an die Preußen zu verkaufen; jede solche kleine Reise bringe 30 Francs ein. Anfangs weigerte sich Stenne — er war aufrichtig entrüstet über den Vorschlag, und drei volle Tage fehlte er auf dem Platze und mied das verlockende Spiel und den gefährlichen Versucher. Aber das waren drei schreckliche Tage für ihn. Er aß nicht mehr, er schlief nicht mehr. Während der Nacht sah er am Fußende seines Bettes ganze Berge von Holzschuhen aufgeschichtet, und blanke blitzende Frankstücke waren in Reihen vor ihm aufgezählt. Die Versuchung war zu stark für seine Widerstandskraft. Am vierten Tage kam er wieder nach dem Chateau-d'Eau, fand er dort den Langen, ließ er sich verführen ...

Sie rückten eines Morgens bei Schneegestöber aus; jeder hatte einen Leimwandsack über die Schulter geworfen und die Bluse mit Journalen ausgefüttert. Als sie an dem flandrischen Thore anlangten, graute kaum der Tag. Der Lange nahm Stenne bei der Hand, näherte sich dem Posten, einem braven Nationalgardisten mit gutmüthigem Gesicht und etwas rother Nase, und sagte mit kläglicher Stimme:

„Lassen Sie uns durch, bester Herr! Unsere Mutter ist krank, Papa ist todt. Ich möchte mit meinem kleinen Bruder hinaus und versuchen, ob wir nicht noch ein paar Kartoffeln auf dem Felde finden.“

Er weinte. Stenne senkte in heißer Scham den Kopf. Die Schildwache betrachtete sie einen Augenblick und warf dann einen Blick auf die öde, beschneite Straße.

„Macht schnell!“ sagte er, zur Seite tretend — und damit war ihnen der Weg nach Aubervilliers freigegeben. Wie lachte der Lange!

Undeutlich und verworren, wie in einem Traume, sah der kleine Stenne Fabrikgebäude, die man in Kasernen verwandelt hatte, verlassene Barrikaden, auf denen sich die durchnäßten Lappen zerfetzter Uniformstücke erkennen ließen, hohe, zerschossene Schornsteine, die das Qualmen längst verlernt zu haben schienen und die, den Nebelschleier durchlöchernd, trübselig gen Himmel ragten. Von Zeit zu Zeit ein Posten, dann wieder Offiziere, die die Mantelkapuze über den Kopf gezogen hatten und mit ihren Feldstechern aufmerksam Ausschau hielten, und kleine, von schmelzendem Schnee durchweichte, triefende Zelte und vor ihnen erlöschende Feuer. Der Lange kannte jeden Weg und Steg und ging querfeldein, um den Posten auszuweichen. Trotzdem ließ es sich nicht umgehen, daß sie an einer Hauptwache der Franctireurs vorüberkamen. Die Franctireurs in ihren kurzen, dünnen Mänteln lagen, die Eisenbahn nach Soissons entlang, geduckt in einem Graben, der ganz mit Wasser angefüllt war. Diesmal schien dem Langen das klägliche Herbeten seiner Fabel nichts nützen zu wollen — man erklärte ihnen, sie dürften nicht passiren. Da trat, während er sich in heuchlerischen Klagen erschöpfte, aus dem Bahnwärterhäuschen ein alter eisgrauer Sergeant mit gefurchtem Gesicht, ganz ähnlich wie der alte Stenne. Er hatte die Stimme des Langen gehört und sagte: „Na, Jungens, hört auf zu weinen — wir wollen euch schon noch einmal hinauslassen zu euren Kartoffeln, aber kommt vorher herein und wärmt euch ein wenig — der Kleine da sieht ja ganz erfroren aus!“

Ach ja, der kleine Stenne zitterte allerdings an allen Gliedern, aber nicht vor Frost, sondern vor Furcht und vor Scham. Im Wächterhäuschen trafen sie einige Soldaten an, die sich um ein kleines, dürftiges Feuer gekauert hatten und gefrorenes Brot an den Spitzen ihrer Bajonnette in die kümmerlich genährte Flamme hielten, um es aufzuthauen. Man rückte noch dichter zusammen, um den Kindern Platz zu machen. Man gab ihnen einen Tropfen Branntwein und etwas Kaffee. Während sie tranken, kam ein Offizier an die Thür, rief den Sergeanten hinaus, sprach ganz leise mit ihm und ging sehr rasch fort.

„Kinder!“ rief der Sergeant, als er freudestrahlend wieder eintrat ... „heute Nacht setzt es etwas! Wir haben das Losungs-

wort der Preußen aufgefangen. Ich denke doch, daß wir diesmal das verdammte Nest, dieses Bourget, wieder nehmen werden!“

Eine wahre Explosion von Bravos und Gelächter war die Antwort. Man tanzte, man sang, man schliff die Haubajonnette und die Kinder machten sich diesen Tumult zu Nutze und entschlüpften unbemerkt.

Als sie die Tranchée hinter sich hatten, lag vor ihnen eine Ebene und im Hintergrund derselben eine lange, weiße Mauer, die ganz von Schießscharten durchlöchert war. Nach dieser Mauer nahmen sie die Richtung, machten aber bei jedem Schritte Halt und bückten sich, als hätten sie Kartoffeln aufzuheben; sie mußten doch den Schein wahren.

„Kehr' um . . . Nicht dorthin!“ sagte der kleine Stenne unaufhörlich.

Der Andere zuckte die Achseln und näherte sich immer mehr der weißen Mauer. Plötzlich hörten sie das „Triktrak“ eines Gewehrs, welches schußfertig gemacht wird.

„Leg' dich!“ flüsterte hastig der Lange und warf sich flach auf den Boden.

Und als er lag, stieß er einen Pfiff aus. Ueber den Schnee her kam ein Pfiff als Antwort. Kriechend setzten sie ihren Weg fort . . . Vor der Mauer, mit dem Erdboden fast gleich, erschien ein flachsblonder Schnurrbart unter einer schmierigen blauen Tellermütze. Der Lange sprang hinab in die Tranchée, neben den Preußen.

„'s ist mein Bruder!“ sagte er und wies auf seinen Gefährten.

Er war so klein, dieser „Bruder“ Stenne, daß der Preuße, als er seiner ansichtig ward, zu lachen begann; er sah sich auch genöthigt, ihn mit dem Arme zu umfassen, um ihn bis zur Geschützscharte emporzuheben.

Jenseits der Mauer zeigten sich große Erdaufschüttungen, gefällte Bäume, schwarze Löcher im Schnee, und aus jedem Loche tauchte dieselbe schmierige Mütze, derselbe flachsblonde Schnurrbart auf und lachend ließen die Soldaten die Kinder vorüber.

In einer Ecke stand ein Gärtnerhaus, das durch Baumstämme in ein Bollwerk verwandelt war. Das Erdgeschoß war voller Soldaten, die Karte spielten und an einem großen hellen Feuer ihre Suppe kochten. Wie gut das nach Kohl und Speck roch! welcher Gegensatz zu dem Bivouac der Franctireurs! Oben waren die Offiziere. Man hörte sie Piano spielen und Champagnerflaschen entkorken. Als die kleinen Pariser eintraten, bewillkommnete sie ein freudiges „Hurrah!“ Sie gaben ihre Zeitungen hin — dann schenkte man ihnen zu trinken ein und suchte sie zum Plaudern zu bringen. Alle diese Offiziere sahen hochfahrend und barsch aus, aber der Lange belustigte sie durch seinen Faubourgwitz und seinen reichen Vorrath an Gassenausdrücken. Sie lachten, sprachen seine Worte nach und wälzten sich so recht mit Behagen in dem pariser Kothe, den ihnen ihr Spion zutrug.

Der kleine Stenne hätte gern ebenfalls etwas gesagt, hätte gern den Beweis geliefert, daß er auch nicht auf den Kopf gefallen sei — aber er konnte nicht. Etwas genirte ihn. Ihm gegenüber saß, etwas abseits von den andern, ein Preuße, der älter und ernsthafter war als seine Kameraden und ruhig las oder sich vielmehr den Anschein gab, als lese er, denn seine Augen hafteten unverwandt auf dem kleinen Stenne. In diesem Blick lag etwas wie Zärtlichkeit, aber auch wie Vorwurf, als hätte dieser Kriegsmann daheim ein Kind im selben Alter wie Stenne und als hätte er zu sich selber gesagt:

„Ich würde lieber sterben, als erleben, daß mein Sohn ein solches Handwerk treibt!“

Von diesem Augenblick an hatte Stenne das Gefühl, als lege sich eine schwere Hand auf sein Herz und verhindre es am Weiterschlagen.

Um sich dieser Beängstigung zu entwinden, fing er an zu trinken. Bald drehte sich alles um ihn im Kreise. Er hörte nur noch undeutlich, wie sein Kamerad unter schallendem Gelächter seiner Zuhörer die Nationalgarde und ihre Art zu exerzieren verspottete, wie er einen Generalmarsch im Marais, einen nächtlichen Alarm auf den Wällen ironisirend schilderte. Endlich dämpfte der Lange die Stimme, die Offiziere traten näher an in heran und ihre Gesichter wurden mit einemmale ernst. Der Elende war im Begriff, ihnen den bevorstehenden Angriff der Franctireurs zu verrathen . . .

Da sprang Stenne, der mit einem Schlage nüchtern geworden war, wüthend auf und rief:

„Nicht das Langer . Ich will nicht!“

Aber der andre lachte nur und fuhr fort. Ehe er noch geendet hatte, waren alle Offiziere auf den Beinen. Einer zeigte den Kindern die Thür und herrschte ihnen zu:

„Und nun — packt euch!“

Und sie fingen an, sehr rasch und auf Deutsch unter einander zu sprechen. Der Große ging, stolz wie ein Doge, hinaus und ließ sein Geld klingeln. Stenne folgte ihm, mit gesenktem Kopf, und als er an dem Preußen vorüber kam, dessen Blick ihn so sehr genirt hatte, hörte er eine traurige Stimme die Worte sagen: „Nicht hübsch das . . . nicht hübsch!“

Und die Thränen schossen ihm heiß in die Augen.

Als sie erst wieder auf der Ebene waren, fingen die Knaben an zu laufen und waren rasch wieder im Bereich der französischen Linien. Ihre Säcke waren ganz gefüllt mit Kartoffeln, welche die Preußen ihnen gegeben hatten; so kamen sie ohne Hinderniß an der Tranchée der Franctireurs vorüber. Man bereitete dort alles auf den nächtlichen Angriff vor. Truppen kamen geräuschlos in ernstem Schweigen anmarschirt und stellten sich hinter den Mauern auf. Auch der alte Sergeant war da und wies mit glücklichem Gesicht seinen Leuten ihre Plätze an. Als die Kinder vorüberkamen, erkannte er sie und lächelte ihnen freundlich zu.

Ach! wie schneidend weh that dies gute Lächeln dem kleinen Stenne! einen Augenblick hatte er Lust, zu rufen:

„Geht nicht da hinunter . . . wir haben euch verrathen.“

Aber der andre hatte ihm gesagt: „Wenn du ein Wort sagst, so werden wir erschossen!“ und die Furcht verschloß ihm den Mund . . .

In la Courneuve traten sie in ein verlassenes Haus, um das Geld zu theilen. Wir würden nicht streng wahrheitsgemäß erzählen, wollten wir verschweigen, daß ehrlich getheilt ward, und daß der kleine Stenne, als er die schönen Thaler in seiner Blouse klingen hörte und als ihm der Gedanke an die seiner harrenden Galochepartien kam, anfing, sein Verbrechen als nicht gar so abscheulich anzusehen.

Als das Kind aber allein war, wie unglücklich begann es sich da zu fühlen! Als sie innerhalb der Thore waren, verließ ihn der Lange, und nun fingen seine Taschen an sehr schwer zu werden und die Hand, welche ihm das Herz zusammendrückte, preßte stärker als vorher. Paris kam ihm seltsam verändert vor. Die Vorübergehenden sahen ihn streng an, als wüßten sie, woher er komme. Durch das Rollen der Räder, durch die Wirbel der Trommler, welche den Kanal entlang übten, hörte er deutlich ein schreckliches, vorwurfsvolles Wort, das eine Wort „Spion!“ Endlich kam er heim und mit einem lebhaften Gefühl des Glücks darüber, daß sein Vater noch nicht zu Hause 'var, stieg er rasch hinauf in ihre Kammer, um unter seinem Kopfkissen die Thaler zu verstecken, die ihm so merkwürdig, so unheimlich schwer zu sein schienen.

Nie war der alte Stenne so freundlich, so vergnügt gewesen, als bei seiner Heimkehr an diesem Abend. Es waren gute Nachrichten aus der Provinz eingegangen: die Angelegenheiten des Landes standen günstiger. Während des Essens betrachtete der alte Soldat sein an der Mauer hängendes Gewehr und sagte mit seinem gutherzigen Lächeln zu seinem Knaben:

„Hei, mein Junge, wie würdest du diesen Preußen zu Leibe gehen, wenn du groß wärst!“

Gegen 8 Uhr vernahm man Kanonendonner.

„Das ist Aubervilliers . . . man schlägt sich bei Bourget“, sagte der Alte, der alle „seine“ Forts genau kannte. Der kleine Stenne erbleichte und ging, große Müdigkeit vorschützend, zu Bett, aber er schlief nicht. Die Kanonen donnerten fort. Er stellte sich vor, wie die Franctireurs mitten in der Nacht sich auf die Preußen stürzten, in dem Wahne, sie zu überfallen, und wie sie selber in einen Hinterhalt fielen. Er erinnerte sich an den Sergeanten, der ihm zugelächelt hatte, er sah ihn da unten bei Bourget ausgestreckt im Schnee liegen und wie viele andere mit ihm! . . . Der Preis für all dies Blut war unter seinem Kopfkissen verborgen, und der das gethan, war er, der Sohn des alten Stenne, der Sohn eines Soldaten! . . Die Thränen wollten ihn ersticken. Im anstoßenden Zimmer hörte er seinen Vater auf und ab gehen und das Fenster öffnen. Unten auf dem Platze wirbelte der Generalmarsch, ein Bataillon der Mobilgarde formirte sich zum Abmarsch. Es war kein Zweifel, man schlug eine wirkliche Schlacht. Der Unglückliche konnte sein Schluchzen nicht länger unterdrücken.

„Was hast du denn?“ sagte der Alte, ins Zimmer tretend.

Das Kind hielt nicht länger an sich, sprang aus dem Bett und warf sich seinem Vater zu Füßen. Infolge dieser heftigen

Bewegung fielen die Geldstücke herab und rollten auf dem Fußboden hin.

„Was ist das? Hast du gestohlen?" fragte der Alte zitternd.

Und nun erzählte der Kleine in einem Athem, daß er bei den Preußen gewesen sei und was er dort gethan habe. Während er so sprach, fühlte er, wie das Herz ihm leichter ward, es war ihm eine Wohlthat, sich anzuklagen ... Der alte Stenne hörte zu — sein Gesicht trug einen schrecklichen Ausdruck. Als der Kleine geendet hatte, schlug sein Vater die Hände vor's Gesicht und weinte.

„Vater, Vater!" wollte das Kind sagen.

Der Alte stieß es ohne ein Wort zurück und raffte das Geld zusammen.

„Ist das Alles?" fragte er.

Der kleine Stenne machte ein Zeichen der Bejahung. Der Alte nahm sein Gewehr und seine Patrontasche vom Nagel, und indem er das Geld in die Tasche steckte, sagte er:

„Gut also! ich werde es ihnen wieder zustellen."

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ohne auch nur den Kopf zu wenden, stieg er hinab, um sich unter die Mobilgarden zu mischen, die hinaus in die Nacht marschirten. Man hat ihn nie wiedergesehen.

Die Sanct-Peterskirche in Rom (San Pietro in Vaticano, Seite 5).* Wer hätte nicht schon von jener berühmtesten aller Kirchen gehört, die in dem ewigen Rom in der Rione di Borgo, zwischen der Piazza di S. Maria und dem Vatican, gelegen ist. An dieser Stelle war es, wo Anfangs des 4. Jahrhunderts der römische Kaiser Konstantin, der sogenannte „Große", über dem angeblichen Grabe des Apostel Petrus eine Basilika erbauen ließ, d. h. eine jener ersten christlichen Kirchen, die den zu Gerichts- und Handelszwecken dienenden griechisch-römischen Prachtgebäuden dieses Namens nachgebildet waren. Diese Basilika, in der Karl der „Große" von Papst Leo III. gekrönt ward, gerieth indeß im Laufe der Jahrhunderte so in Verfall, daß sie Papst Nikolaus V. im 14. Jahrhundert abbrechen ließ. Beinahe zwei Jahrhunderte blieb der Platz frei, bis am 18. April 1506 der Grundstein zu dem Dome von St. Peter gelegt wurde, an dem nacheinander die berühmtesten Baumeister, ein Bramante, Rafael, Peruzzi und Michel Angelo, gebaut haben. Nach dem Plan des letzeren wurde 1564 die gewaltige Kuppel aufgeführt. Damit war aber der mächtige Bau noch lange nicht vollendet; später führte Maderno noch die 150 Fuß hohe, 372 Fuß breite Façade auf, die die Vorhalle und über dieser die Loggia einschließt, in welcher jeder neuerwählte Papst angesichts des Volkes gekrönt wird, und von wo aus der Papst bei den hohen Kirchenfesten der auf offenem Platze in gläubiger Andacht knieenden Menge seinen Segen ertheilt. Und selbst 1784 wurde noch an der Peterskirche gebaut, indem unter Pius IV. die Sakristei errichtet ward. Die Kosten des ganzen Baues haben sich auf die ungeheuere Summe von über 46 Millionen Scudi, d. h. ungefähr 185 Millionen Mark belaufen. Die durch solch enormen Kostenaufwand geschaffene architektonische Pracht, sammt dem Reichthum an Monumenten, Oel- und Freskogemälden, Mosaikbildern und Zierrath aller Art übersteigt jede Beschreibung und wirkt auf befangene Gemüther vollkommen überwältigend. Alles trägt den Charakter des Großartigen, Gewaltigen. Den länglich runden, 800 Fuß breiten und 550 Fuß langen Vorplatz umgeben Säulengänge, in deren Mitte sich ein ägyptischer Obelisk mit zwei Springbrunnen zur Seite erhebt. Von der Vorhalle rechts und links stehen die in kolossaler Größe ausgeführten Reiterstatuen Konstantins und Karl des Großen. Die größte Länge des Inneren beträgt 622 F., die Höhe des Mittelschiffs 150 F. und die der Kuppel im Innern (s. unser Bild) 413 F. Diese letztere hat ein doppeltes Gewölbe und darüber einen offenen Oberbau, auf dem sich der 8 Fuß im Durchmesser haltende Knopf mit dem 14 Fuß langen Kreuze befindet, dessen Spitze 487 Fuß über den Erdboden emporragt. Vier riesige Pfeiler mit einem Umfange von je 28 Fuß tragen die Kuppel, deren Durchmesser 122 Fuß beträgt. Natürlich birgt die Peterskirche neben so vielen weltlichen Kostbarkeiten auch solche, deren Werth nur durch den frommen Glauben der Herde Petri anerkannt wird, als da sind heilige Knochen, heilige Schweißtücher und ähnliche heilige Reliquien. So enthält der Hochaltar (s. unser Bild) die Gebeine des Apostels Petrus, ferner ist das Schweißtuch der heiligen Veronika, in das sich Christus bei dem Gang nach der Kreuzigungsstätte das Antlitz getrocknet haben soll, und vieles andere mehr zur Erbauung der frommen Welt vorhanden.— Wann die Völker aufhören werden, sich in frommem Irrthum und an frommem Betrug zu erbauen, wann sie einmal die ungeheuern Summen, die zur Aufführung von Gotteshäusern verwendet worden sind, dadurch nutzbar machen werden, daß sie die Kirchen zu Tempeln des freien Menschengeistes umschaffen, wer weiß es! Die Volksgeduld mit denen, die da die Massen bethören, statt sie zu belehren, ist so unendlich lang und schier unzerreißbar gewesen, daß auch heute noch die Hoffnung auf den endlich erwachenden und frei sich regenden Volksverstand beinahe allzu kühn erscheint. G.

* Unser Bild ist dem allen Kunstfreunden auf das beste zu empfehlenden, ausgezeichneten Prachtwerke „Italien" (Verlag von Engelhorn in Stuttgart) entnommen

---

Eine wichtige steinerne Urkunde. Nach der Lehre Darwins sind Vögel und Reptilien aus einer gemeinschaftlichen Urform abzuleiten, die der genannte Forscher aber nur eben als ein Postulat, als eine wissenschaftliche Forderung aufgestellt hat. Jetzt melden Berichte aus Eichstedt in Baiern die Auffindung eines zweiten Exemplares einer Thierspezies, an der die Verwandtschaft zwischen Reptil und Vogel am das deutlichste zu erkennen ist, die das Mittelglied zwischen beiden bildet. Dieses Thier, welches von den Gelehrten Archaeoptrix lithographica getauft worden ist, ist ein auch der Größe nach hühnerartiger Vogel mit einem ausgesprochenen, langen Eidechsenschwanz. Das erste Exemplar dieses merkwürdigen Wesens wurde schon 1861 in Solnhofen gefunden; die Echtheit des eigenthümlichen Reptilienschwanzes wurde damals angezweifelt, jedoch von dem Anatomen R. Owen als echtes Glied einer echten und alten Vogelsippe anerkannt. Es handelt sich heute, wie 1861, um eine Versteinerung, welche ein Herr Häberlin zu finden so glücklich war, die aber bei weitem besser erhalten auch ein bedeutend klareres Bild jenes Urthieres gibt, als der frühere Fund, wo die Flügel verschoben, die verschiedenen Knochen auf der Steinplatte zerstreut, der Kopf und Hals aber ganz verloren gegangen waren. Ueber die neue Beute schreibt Herr Häberlin an einen Freund:

„Das ganze Exemplar repräsentirt ein Bild von unvergleichlicher Schönheit und Reinheit! Weit sind die Fittiche ausgebreitet, in allen ihren Umrissen, in der Form der Federn, in allen ihren Einzelheiten deutlich erkennbar. Wirbelsäule und Rippen sind in der normalen Lage, Hals und Kopf sind seitwärts herabgebogen und Wirbel für Wirbel genau zu verfolgen. Der Kopf liegt auf der Seite und trägt Zähne in den Kiefern. Endlich sind nicht nur die Krallen an den Hinterfüßen, sondern auch diejenigen an den oberen Flügeltheilen vorzüglich erhalten."

So erlebt der gefeierte Forscher wieder einmal die Freude, einen Satz seines genial entworfenen Lehrgebäudes durch die Thatsachen bestätigt zu sehen, und wie oft dem Geschichtsforscher eine alte Steinschrift von unschätzbarem Werthe ist, so wird für die neuere Naturforschung ein gewaltiges Beweismoment jene eichstedter Steintafel werden und sein, auf welche die Natur selbst mit ihrem Griffel Beweise für die Lehre von der Entwicklung der Arten und die Descedenztheorie eingegraben hat. Wünschenswerth ist nur, daß möglichst schnell Abbildungen dieses hochwichtigen Fundes gefertigt und den Interessenten zugängig gemacht werden. wt.

Die Anforderungen, welche man an ein gutes Trinkwasser zu stellen hat, sind folgende: es muß klar, farb- und geruchlos sein; seine Temperatur darf innerhalb der verschiedenen Jahreszeiten nur um ein Geringes schwanken; es darf nur wenig organische Stoffe und gar keine Fäulnißorganismen enthalten; es darf kein Ammoniak, keine salpetrige Säure und keine größere Menge von Nitraten, Chloriden und Salpeter enthalten; es darf nicht zu hart sein, insonderheit keine wesentlichen Mengen von Magnesiumsalzen enthalten. Was das Teich- und Flußwasser anlangt, so ist darauf vor allem zu sehen, daß es keine Spur von menschlichen Abfallstoffen enthalte. Alle diejenigen, die weder in der einen noch in der anderen Weise für eine wissenschaftliche Untersuchung ihres Trinkwassers, die im Grunde Sache der Staats- oder Gemeindebehörden wäre, zu sorgen vermögen, sollten sich folgende kurze Betrachtung über den Werth des Regenwassers, des Teich- und Flußwassers, sowie des Brunn- und Quellwassers einprägen: Das Regenwasser enthält die geringste Menge fester anorganischer Stoffe in gelöstem Zustande, wenn es in ziemlicher Entfernung von Städten und in reinen Behältern aufgefangen worden ist. Sein Gehalt an organischen Stoffen ist jedoch etwas größer als der des Quell- und Tiefbrunnwassers. Dahingegen ist von den Dächern abfließendes Regenwasser oft derart durch faulende Stoffe verunreinigt, daß es nur mit Gesundheitsgefahr genossen werden kann. Das Wasser, welches sich in unkultivirtem, vorzüglich kalkfreien Boden in Teichen und anderen Behältern sammelt oder durch Sandboden fließt, ist meist zu häuslichen, häufiger und besser noch zu industriellen Zwecken verwendbar. Es ist trotz seines oft unangenehmen Geschmackes, der von dem Gehalt an torfartigen Stoffen herrührt, der Gesundheit im allgemeinen keineswegs nachtheilig. Zu häuslichen Zwecken nicht gut geeignet ist Wasser, welches sich auf kultivirtem Boden angesammelt hat und stets in höherem oder geringeren Grade durch organische Düngstoffe verunreinigt ist; enthält der fragliche Dünger aber keine menschlichen Abfallstoffe, so ist dies Wasser immer noch weniger schädlich, als verunreinigtes Flußwasser. Für alle die genannten Wässer gilt die Regel, daß sie vor dem Gebrauch erst filtrirt werden sollen. Ferner sind alle Wässer, welche durch städtische oder Fabrik-Abflüsse verunreinigt werden, sowohl zum Trinken als zum Kochen nicht zu gebrauchen. Das schädlichste ist das bereits oben erwähnte Flachbrunnwasser, wenn die Brunnen, wie gewöhnlich, in der Nähe von Abtritten, Düngergruben und anderen Stätten ärgster Unreinigkeiten liegen. Der Umstand, daß es meist klar und wohlschmeckend ist, ist kein Beweis für

das Fehlen von ekelhaften und gefährlichen Stoffen, vermindert also seine Schädlichkeit noch gar nicht. Am besten zu Genußzwecken geeignet ist Quell- oder Tiefbrunnwasser. Es hat am wenigsten organische Substanzen aufzuweisen und ist fast immer ebenso klar und wohlschmeckend als gesund. Seine Temperatur wird von der Verschiedenheit der Jahreszeiten so wenig beeinflußt, daß es stets kühl und erfrischend ist. Wie ungeheuer viel Menschen jahrein jahraus gezwungen sind, sich mit gesundheitsnachtheiligem Wasser zu begnügen, und wie viele durch mangelnde Sorgfalt bei der Auswahl ihrer Trink- und Kochwässer sich unabsichtlich Schaden zufügen, werden unsere Leser nach dem Vorausgeschickten leicht ermessen können. G.

Geistige Nahrungsmittelverfälschung und verdorbene Magen. Mit gerechtem Ekel lesen wir in den Annalen unserer deutschen Literatur gewisse Dichterprodukte der Epoche des 30jährigen Krieges, wo durch die unaufhörlichen Greuel aller Art die Nerven der Lesewelt so abgestumpft waren, daß nur Poeten mit einer „verhenkerten“ Phantasie, wie ein neuerer Literaturhistoriker sich ausdrückt, einigermaßen auf Beachtung hoffen durften. Die grasse Wirklichkeit mußte noch übertroffen werden. Wir haben nun 2 Jahrhunderte mehr auf dem Rücken und sind, zu unsrer Schande müssen wir es gestehen, leider noch dickfelliger, noch blasirter geworden. Den Beweis dafür liefern uns die Reflexionen eines zeitgenössischen Kollegen über das, was man in unsern Tagen der Leserwelt zur Auferbauung vorzusetzen die Dreistigkeit hat: „Ueber die politischen Ereignisse in der Zeitung gleitet der Leser mit kurzem, verächtlichen Blick hinweg, denn er bemerkt, daß wiederum beide kriegführenden Theile den strategischen Plänen nicht gefolgt sind, die er bei seinem Stammseidel den Abend vorher für beide entwarf. Rasch geht er daher zu dem „kernigsten“ Theile der Nachrichten über, um sein gesunkenes Nervensystem anzufrischen. Mit Behagen nimmt er so die neuesten dreizehn Selbstmorde auf, konstatirt mit wohlthuendem Schauer, daß wiederum ein Haus einstürzte und in dieser und jener ausführlich beschriebenen Weise mehrere Männer, Frauen und Kinder zerquetschte. Diesen kräftigen Bildern gegenüber berühren ihn die andern Tagesereignisse, wie das Sterbelager eines verhungerten beliebten Dichters, zwei Kindermorde armer Näherinnen, nur matt, an solche Kost ist er gar zu gewöhnt. Selbst die geschilderte Organisation einer Kinder-Diebsbande genügt ihm jetzt nicht mehr, da noch kein Mord dabei ist. Gleichgiltig pirscht er weiter durch die Spalten, jagt eine Dynamit-Explosion auf, bei der alle Arbeiter der Fabrik aufflogen, streift einen Hausbrand, bei dem zwei Kinder verbrannten und gelangt endlich wieder zu einigen anregenderen Sachen, z. B., daß sich ein Metallgießer das flüssige Erz aus Versehen in die Bluse gegossen, daß eine Fabrikarbeiterin bei den Haarflechten von der Maschine erfaßt und ihr ganzes Kopfhaar sammt der Kopfhaut ihr dabei gewaltsam vom Kopfe gerissen worden sei u. s. w. u. s. w. Nach dieser sein Nervenleben wohlthätig berührenden Erweiterung seines Weltwissens schließt er endlich mit der Crême des Ganzen, mit der sorgsamen Lectüre des eben schwebenden hochpikanten Mordprozesses, welchen er mit der Genauigkeit eines Kriminalisten studirt, und von dessen Vorgängen seine Seele so erfüllt ist, daß er nahe daran ist, den Mord probeweise nachzumachen.“ — Sollte man nicht glauben, der Mensch unserer Tage wolle, wie jener Hans im Volksmärchen, das „Gruseln“, und sonst garnichts weiter, lernen? wt.

Weiß als Farbe der Trauer. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die Wenden die sonderbare Eigenthümlichkeit haben in Weiß zu trauern. Andree erzählt dies in seinen trefflichen wendischen Wanderstudien und bemerkt, daß nahe Verwandte sogar ein ganzes Jahr lang den weißen Ueberwurf (plachta genannt) tragen; derselbe ist aus Leinwand gefertigt. In einigen Gegenden kommt noch dazu das weiße Mundtuch. Andree hat diese Erscheinung weiter verfolgt, aber nur in ehemals slavischen Ländern angetroffen. Noch heute trauert man im Voigtlande weiß. In Deutsch-Böhmen, in der Planener Gegend, nahe bei Eger, tragen beim Leichenbegängnisse eines Jünglings die Angehörigen ein weißes Tuch in den Händen zum Zeichen der Trauer. Auch im hannöverschen, jetzt germanisirten Wendland ist Weiß die Trauerfarbe. Ehe der Leichenzug sich in Bewegung setzt, treten die nächsten männlichen und weiblichen Angehörigen des Todten, die letzteren vom Kopfe bis zum Fuße phantastisch in lange, weiße Laken gehüllt, zu ihm heran und nehmen unter lautem Jammern und Händedrücken Abschied von ihm. lb.

Buchstaben-Rebus.

R e e h e e e e e e e e — dem Dern — SO rrrrrrrr rrrrrrrrrrr rrrrrrrrrrrr rrrrrrrrrrrrr rrrrrrrrrrr rrrrrrr — kN

Korrespondenz.

Kohlfurt. Dr. C. Friedrich. Ihrem Wunsche gemäß und um zu zeigen, wie sich der Unsinn seiner Haut wehrt, wenn man ihm systematisch zu Leibe geht, veröffentlichen wir hier Ihren Brief vom 11. August d. J., von dem Sie uns überflüssiger Weise am 20. August noch eine Abschrift eingesendet haben:

„Kohlfurt, den 11. August 1877.

Geehrteste Redaktion!

In der „Korrespondenz“ der letzten Nr. der „Neuen Welt“ finde ich in der Erwiederung sub Breslau ad Hofmann einige kuriose Bemerkungen, die ich einer Redaktion, die das Prärogativ der höchsten Aufklärung für sich in Anspruch nimmt, nicht zugetrauet hätte. Ich kenne zwar Hrn. Hofmann nicht, aber das, was er an Sie geschrieben hat, ist klar, verständig und treffend und das gewinnt ihm meine Achtung. Ob ich „sein Glaubensgenosse“ bin, das ist noch die Frage, aber wenn ich's noch nicht bin, so könnte ich's werden allein durch die verzweifelte Logik ihrer Replik. Sie schreiben da: „In Ihrer Uebersetzung des Neuen Testaments haben wir bereits einiges geblättert, aber Ihre Wahrheit darin ebenso wenig entdecken können, als in der Uebersetzung Luthers!“ Sagen Sie mir doch in aller Welt, wissen Sie denn, was für logischen Unsinn Sie da geschrieben haben? Ei, ei, verehrte Redaktion, — ein Räuschchen gehabt? Oder ein Blechschädelchen, das die Deckel Ihrer „Gehirnzellen für Logik“ noch nicht zum gehörigen Aufklappen hatte kommen lassen in dem Augenblicke, da Sie dies schrieben? Um eine „Wahrheit“ zu finden, ja zu „entdecken“, „blättert“ man nur in einem Buche?! Ei, ei, solch einen logischen Bock kann man wohl einer Redaktion verzeihen, die noch in den Gallertwindeln des Urschlammes, in der schleimigen Wiege des protoplasmatischen Gallertklumpens in der Tiefe des Oceans träumend schlummert, aber nimmermehr der Redaktion der „Neuen Welt“, die doch bereits aus dem Urschlammhöschen ausgekrochen und hinaufsichentwickelt hat über das Affenstadium hinaus zu organischen begeisteten Wesen höchster Kultur- und Aufklärungs-Potenz und ihr Büreau aufgeschlagen hat in der Metropole der Intelligenz!

Die „dummen Gläubigen“, zu denen auch Hr. Hofmann zu gehören scheint, stehen ja freilich noch nicht auf der Höhe Ihrer Kultur, sondern sitzen noch in der Finsterniß des barbarischen Mittelalters, aber so gescheut wird am Ende auch der allerdummste unter ihnen sein, um einzusehen, daß man, um eine „Wahrheit zu entdecken“, nicht bloß in einem Buche so ein Bischen herumblättert, sondern die Nase ordentlich reinstecken und mit Verstand, Ueberlegung und Nachdenken darin lesen muß. Wenn man in Ihrer „Neuen Welt“ bloß so ein Bischen herumblättert, so kommt man auch nicht hinter die Wahrheit, aber wenn man mit Verstand darin liest, dann entdeckt man bald die Wahrheit, nemlich die Wahrheit, daß es ein Blatt ist, welches, nachdem man von seinem logischen Unsinn sich überzeugt hat, seine geeignetste Verwerthung findet zu bewußten unaussprechlichen Zwecken.

Uebrigens, bester Herr, aus dessen Feder die betreffende Replik geflossen ist, kann ich Ihnen ganz genaue Auskunft darüber geben, woher Ihnen und Ihren Glaubensgenossen die Ueberzeugung gekommen ist, daß der Hr. Hofmann und seine Glaubensgenossen sich in einem bemitleidenswerthen Irrthum befinden. Sie ist Ihnen, bester Herr, nirgends andersher gekommen, als woher alle Ueberzeugungen der „Neuen Welt“ und ihrer verehrten Correspondenten kommen — aus dem Intelligenz-Blatte des Teufels!

Mit der ergebensten Bitte, dieser meiner Replik in den Spalten Ihrer „Korrespondenz“ gütigste Aufnahme gewähren zu wollen, und der Versicherung, im andern Falle sie in andern Journalen zu publiciren, zeichnet hochachtungsvoll

Dr. C. Friedrich.“

Sollte es nicht schon sehr schlimm sein, lieber Hr. Dr. F., daß Sie die Ausführungen Ihrer Entrüstungsepistel an nichts weiter anzuknüpfen wußten, als an unsern vermeintlichen „logischen“ Bock bezüglich des Durchblätterns der Hofmannschen Bibel? Warum kämpfen Sie denn nicht für die Bibel mit deren eigenen Waffen und drechseln lieber einen Berg von Urschlammphrasen, an denen nichts weiter zu erkennen ist, als Ihre eigene wahrhaft vorsintfluthliche Rückständigkeit in geistiger Beziehung?? Nun, wir wollen's Ihnen sagen, lieber Herr: Weil die Waffen der Bibel gegen den Panzer der vorurtheilsfreien Vernunft und das Schwert, welches uns die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften geschmiedet haben, eitel gar nichts auszurichten vermögen. Uebrigens wollen wir Ihnen auch sagen, warum wir die Bibel, sei sie nun übersetzt von Hinz oder Kunz, nicht erst zu studiren, sondern nur wieder einmal durchzublättern brauchen, um uns zu überzeugen, daß sie nichts weiter ist, als eine Sammlung historischer Urkunden von zweifelhaftem Werthe und poetischer Produkte von gleichfalls ausschließlich historischem Interesse: weil wir die Bibel schon lange, sehr lange auf das genaueste kennen! Also damit wäre Ihnen denn, Doctissime, der letzte vernünftige Halt für Ihre Urschlammexpectorationen genommen, und es bliebe nichts, gar nichts übrig, als der nackte Unsinn, wie es sich eben gehört für die kritischen Versuche eines Glaubensvertheidigers, dessen Intelligenz noch nicht einmal mit dem Teufel gebrochen hat. Gehaben Sie Sich wohl, Herr Doktor!

W en (?). R. St. Von Ihrem Gedicht „L . . . . von Gottes Gnaden“ können wir nicht einmal den Titel drucken lassen, wenn wir nicht wegen zweier schweren Vergehen auf wenigstens 1 Jahr zur stillen Einsamkeit eines deutschen Mustergefängnisses begnadet werden wollen.

Hamburg. C. F. H. Ihre Novelle ist an Schilderung überreich und an Handlung bettelarm. Sogar der Held thut gar nichts weiter, als daß er sich vom Schicksal schieben läßt; dabei bricht er nicht weniger als dreimal in Thränen aus — solche Helden und solche Novellen kann die „Neue Welt“ nicht brauchen.

Kassel. C. J. Versuchen Sie es mit Räthseln, Charaden und Rechnungsaufgaben. Statt der Rösselsprünge beginnen wir in der nächsten Nummer lieber gleich mit dem Schachspiel, zu dem ein Freund der N. W. eine Anleitung zusammengestellt hat.

☞ Mit dieser Nummer beginnt der dritte Jahrgang, den wir, um dem gesteigerten Lesebedürfnisse der Wintermonate Rechnung tragen zu können, schon mit dem Oktober, anstatt wie bisher mit dem Januar, anfangen lassen müssen. Wir leben der Ueberzeugung, daß wir uns die Freundschaft und das Vertrauen der weiten Volkskreise, in denen wir innerhalb kurzer Zeit eine so große Zahl von Lesern gefunden haben, in immer höherem Maße werden erwerben können.

Redaktion und Verlag der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 2. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljärlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Es ist selbstverständlich, daß sowohl der Abgang von Wolfsburg, als die Uebersiedelung nach Dohlenwinkel, mit dem der Hofräthin nothwendig scheinenden Pomp inszenirt wurden.

Zu letzterem Zweck mußte Herr Sebaldus einen Brief an den Erbonkel schreiben, in welchem demselben der große Entschluß gleichsam als ein ihm gebrachtes Opfer dargestellt wurde. Die beigefügten Grüße der Schwägerin Edeltrud von Bartels, Geborenen von Reckenstein und der Nichten, wie des Neffen, waren bestimmt, den Erbonkel schon von vornherein für diese edlen Glieder des Bartels'schen Stammes günstig zu stimmen.

An Bruder Johann Bartels, den Möbelfabrikanten," wie er jetzt von der Hofräthin genannt wurde, war noch die Bitte gerichtet: eine „standesgemäße" Wohnung zu besorgen und dieselbe zum würdigen Empfange des hofräthlichen Mobiliars vorzubereiten.

So schien denn alles auf das beste eingeleitet und alle Vorbereitungen, den Hausstand aufzulösen, waren getroffen, als, zu spät für die Ungeduld der Hofräthin, endlich aus Dohlenwinkel das längst erwartete Antwortschreiben des Erbonkels eintraf. Selbes stak in einem selbstfabrizirten, schief geschnittenen Kouvert und war mit blasser Tinte in großen Zügen auf graues, dickes Papier beschrieben. Es lautete:

„Lieber Bruder Sebastian!

Es thut mir leid zu hören, daß man dir den Abschied gegeben hat. Freilich ist es eine alte Wahrheit, daß Hofbeamte und Karrengäule gleich schlecht belohnt werden, daran hättest du denken sollen, als du in den Dienst des Herzogs tratest, wovon ich dich, jedoch vergebens, abzuhalten suchte.

Deshalb, mein lieber Sebastian, fühle ich mich auch durchaus nicht veranlaßt, dir irgend welche Unterstützung angedeihen zu lassen, was ich, um jede Irrung zu vermeiden, hier gleich anfangs bemerke.

Was nun deinen Entschluß betrifft, nach Dohlenwinkel zu kommen, so fürchte ich, daß du, wie es heißt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht hast. Auch werden die Umzugskosten schwer herauszuschlagen sein und dann — der Heller gilt nur da, wo er geprägt wird. Aber du wirst dir ja als vernünftiger Mann und Hausvater alles dies reiflich überlegt haben.

An unsern Bruder Johann, den Tischler (ich weiß nichts davon, daß er „Möbelfabrikant" geworden) habe ich deine Botschaft ausgerichtet, doch ehe er eine Wohnung für dich miethen kann, mußt du deine Wünsche, eine solche betreffend, genauer formuliren. Weder ich noch Johann wußten, was eine „standesgemäße" Wohnung ist. Meiner Ansicht nach ist eine standesgemäße Wohnung die, welche man zahlen kann — so sage uns denn, wie viel deine Mittel erlauben, darauf zu verwenden.

Der Frau Schwägerin, sowie den Nichten und dem Neffen, von denen ich zum erstenmale Genaueres höre, meinen Gegengruß.

Dein aufrichtiger Bruder

Jakob Bartels."

Der Brief dieses „aufrichtigen" Bruders machte auf die Familie von Bartels natürlich keinen sehr angenehmen Eindruck.

Frau Edeltrud sprach von „vulgären Krämerseelen, welche Höheres nicht zu würdigen verständen", und auch Herr Sebaldus — recte Sebastian, wie sein Name ursprünglich lautete — schüttelte gar bedenklich das graue Köpfchen und murmelte trübe vor sich hin: „er hat sich nicht verändert — immer noch der Alte." Die Hoffnung, das Erbe des Bruders für sich oder die Seinen zu erwerben, hatte sich sehr verringert.

Nur Adelgunde erklärte den „Erbonkel" für ein Original und stellte die kühne Behauptung auf, daß es ihr zweifellos gelingen werde, seine Gunst zu erobern. Das arme Mädchen spann sich in romantische Träume ein und ersann immer neue Pläne, die alle zum Zweck hatten, den Sieg über die übrigen erbberechtigten Verwandten zu erringen.

Sie dachte es sich so schön, als die Besitzerin fabelhafter Reichthümer wieder nach Wolfsburg zurückzukehren, vor den treulosen Geliebten hinzutreten und ihm zuzurufen: „Du hast mich verschmäht, weil ich arm war, siehe, meine Liebe vergibt und will dich mit Krösus-Schätzen überschütten — sei glücklich!"

Adelgunde hatte sich so fest in diese angenehme Vorstellung hineingelebt, daß sie oft sogar im Sinne der einen oder anderen Rolle, die sie heimlich sich zutheilte, auch im gewöhnlichen Leben sprach. Ihren Vater hatte sie schon verschiedene Male „theurer Oheim", den Laufburschen „Theobald" genannt und zu der alten Scheuerfrau sagte sie, als sie derselben einen zerrissenen Morgenrock und mehrere defekte Schuhe schenkte: „sei glücklich".

* * *

Es war an einem kühlen Herbstabend, als die N.'sche Postkutsche, ein alter, langer, gelb gestrichener Rumpelkasten, durch den grauen Thorbogen des Städtchens Dohlenwinkel rasselte.

Die engen und nicht eben sauber gehaltenen Straßen waren öde und menschenleer. Nur hier und da schritt noch ein verspäteter Spaziergänger über das holperige Pflaster seiner Behausung zu, oder eine Magd, die am Rathsbrunnen einen kühlen Trunk zum Nachtmahl geholt, schlüpfte behende an den Häuserreihen entlang, trotz der Eile noch einen schnellen Blick in das Innere der Postkutsche werfend und sich darüber verwundernd, daß selbige heut so gefüllt erschien.

Die gelbe Arche barg trotzdem nur vier Personen in ihrem Schoße: das Ehepaar von Bartels und dessen weibliche Sprossen. Der kleine Adelhardt war einer Militär-Erziehungsanstalt anvertraut worden und in Wolfsburg zurückgeblieben. Frau Edeltrud hatte dies mit dem Aufgebot ihres ganzen Einflusses durchgesetzt, und der regierende Herzog in Gnaden dem einstigen Hofbeamten die nachgesuchte Freistelle für den Sohn bewilligt. So war doch wenigstens die Gefahr beseitigt, daß der Stammhalter der Familie Bartels gleich dieser in dem elenden Nest versauere — wie die Hofräthin seufzend gemeint.

Jetzt saß die gute Dame steif wie ein hölzernes Heiligenbild — aber ohne Gnade — auf dem hartgepolsterten Wagensitze; sie war zwar todtmüde und „unmenschlich" hungrig, wie sie erst vor einer halben Stunde versichert, aber die Verpflichtung, den Dohlenwinklern zu imponiren, die Nothwendigkeit der Repräsentation gab ihr auch die Kraft, alle die kleinen Leiden des menschlichen Lebens mit herzhafter Geduld zu ertragen. Frau Edeltrud war eine Märtyrerin der Convenienz, und sie hätte besonders in ihrer Glanzzeit bei Hofe eher die Qualen eines indischen Säulen-Heiligen ertragen, als auch nur um Haaresbreite gegen die Etikette verstoßen.

Es war zu beklagen, daß der Heroismus der stattlichen Dame so wenig Anerkennung fand, denn selbst als der Wagen nun endlich in dem schmutzigen Posthofe hielt, war auch nicht der Schatten eines Menschen zu erblicken, noch war irgend eine Vorkehrung getroffen, die Reisenden zu bewillkommnen.

Herr Sebaldus, obgleich von der langen Fahrt gleichfalls sehr erschöpft, sprang indessen so behende aus dem geöffneten Wagenschlag, daß die Vermuthung nahe lag, er wollte sich der immer peinlicher werdenden Situation durch schleunige Flucht entziehen. Wirklich eilte er auch auf die Straße hinaus und spähte ängstlich, ob nicht endlich jemand nahe, der wenigstens als ein Abgesandter der Familie Bartels gelten und die säumigen Verwandten in den Augen der strengen Gattin hätte entschuldigen können.

Indessen blieb diese noch immer mit der gleichen Grandezza im Fond der alten Postkutsche sitzen, ihr gegenüber Adelgunde, welche die gelösten Hutbänder knüpfte und den schmerzenden Kopf mit der Hand stützte. Die kleine Rose blickte neugierig und erwartungsvoll um sich und jetzt in das runzelvolle Gesicht des alten Postillons, der seine Kappe rückend mürrisch sagte:

„Wollen denn die Madame nicht aussteigen, wir sind ja nun da, und der Wagen soll in den Schuppen."

Frau Edeltrud wandte dem Sprecher ihr Antlitz zu und auf demselben lag ein Ausdruck so großer Entrüstung, als hätte er ihr eben eine Liebeserklärung gemacht und den Antrag gestellt, mit ihm zu fliehen. Das ging ihr aber auch zu weit! Der Mensch muthete ihr, der Hofräthin von Bartels, geborenen Freiin v. Reckenstein, zu, so ohne weiteres ihren Fuß in einen finsteren, schmutzigen Hof zu setzen, aus dem Wagen zu steigen, ohne daß sie von diesen erbärmlichen Kleinstädtern, welchen sie die Ehre erzeigte, unter ihnen zu wohnen, gebührend empfangen worden wäre! Und wo war denn er, der „unverantwortliche" Gatte und Vater, der die Seinen schutzlos den Brutalitäten „solcher Plebejer" überließ?

Adelgunde, der Mutter Aufregung bemerkend, mischte sich schnell ein. Ihre poetische Natur traf, wie sie wenigstens glaubte, auch im Umgange mit niederen Leuten stets den richtigen Ton.

„Der brave Mann", sagte sie mit sanfter Stimme, „weiß ja nicht, was er spricht, er wollte dich sicher nicht beleidigen, liebe Mama."

„Na, da hört alles auf," unterbrach der Postillon, noch mehr erstaunt als verletzt. „Ich, der Martin Klehuber, soll nicht mehr wissen, was ich rede? Da müßte ich doch betrunken sein und ich kann Ihnen versichern, Mamsellchen, daß ich so nüchtern bin, wie eine Fastenbrezel. Uebrigens müssen Sie das selbst am besten wissen, da mir der Herr Papa auch nicht das kleinste Glas Bier unterwegens hat einschenken lassen. Kurios genug aber ist's, daß Sie hier, wie mir scheint, in der Postkutsche übernachten wollen."

Die Hofräthin unterbrach den Redestrom des ehrlichen Martin Klehuber.

„Enden wir diese empörende Szene", sprach sie würdevoll, indem sie sich langsam anschickte, den Wagen zu verlassen.

Glücklicherweise erschien in diesem Augenblick Herr Sebaldus in der Einfahrt des Hofes und beeilte sich, der erzürnten Dame seine Hilfe anzubieten, die ihr auch sehr nothwendig war, denn sie stützte sich bebend auf des Gatten Arm und stieß abgebrochen hervor:

„Nur fort von hier — in das erste beste Hotel."

Das graue Männchen war dadurch völlig konsternirt und wiederholte, fast maschinenmäßig, sich fragend zu dem Postillon wendend:

„Wo ist denn hier ein Hotel?"

„Ein Hotel?" murmelte Martin, sich hinter den Ohren kratzend — „ein Hotel?" dann erleuchtete ein Blitz des Verständnisses seine gefurchten Züge und er sagte: „Ah, darum auch! Na wissen Sie, lieber Herr, aus der Geschichte ist ja nichts geworden, freilich war der Grund schon gegraben, aber es ist ihnen das Geld zu früh ausgegangen, da hat's der Fleischermeister Bär für ein Billiges gekauft. Was sollten wir denn auch hier in Dohlenwinkel mit einem Irrenhause. Da hat man Sie falsch berichtet und Sie sind nun gewiß recht weit hergereist gekommen mit der armen Madame!"

Bei diesen letzten Worten warf der ehrliche Martin Klehuber einen halb scheuen, halb mitleidigen Blick auf das starre Antlitz der Hofräthin.

Herr Sebaldus brach in ein gezwungenes, krampfhaftes Lachen aus, dann entgegnete er schnell:

„Ah, das ist ein Hauptspaß. Ich glaube gar, der gute Mann hält uns für Kranke, die" —

„Aber Sie wollten ja in ein Hotel," warf der Postillon verlegen dazwischen, „und die Anstalt von dem Doktor Meyer hatte auch so einen französischen Namen."

„Kann sein — wir wollen allerdings in ein Hotel — das ist ein Gasthaus — verstehen Sie, lieber Freund," mischte sich die sanfte Adelgunde ein, „wo ist denn das erste hier in Dohlenwinkel?"

„So — so, in ein Gasthaus — ja, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt, Mamsellchen. Und in das erste wollen Sie, nun, das hätten Sie bequemer haben können, da sind wir vorbeigekommen. Das erste ist gleich beim Thor, das ist aber nur eine Fuhrmannskneipe."

Frau Edeltrud zuckte zusammen, aber sie erwiderte nichts. Der Hofrath wartete es nicht ab, bis sie die Sprache wieder erhalten, denn den Irrthum des Postillons schnell gewahrend, rief er:

„Nicht der erste — der beste Gasthof — welcher ist das?"

„So, der beste! Na, das ist doch natürlich der „Schwarze Wallfisch", justament gegenüber, spaziren Sie nur hier durch das Thor, da drüben ist's, wo der Hausknecht jetzt die Laterne anzündet. He, Christian, der „Wallfisch" kriegt Gäste, komm er hernach auf einen Sprung herüber und helf' er mir das Gepäck vom Wagen laden. Wird Ihnen alles prompt auf die Stube gebracht werden," schloß er, indem er dem kleinen Röschen, das von den übrigen ganz vergessen worden war, aus dem Wagen half.

Die kleine Rose erreichte die Ihrigen eben noch, als diese über die ebenfalls nicht sehr saubere Schwelle des Gasthauses „zum Schwarzen Wallfisch" schritten.

Doch brachte der vorerwähnte Hausknecht des besten Hotels in Dohlenwinkel den Gästen ein wohlthuendes Verständniß entgegen.

Die hochmüthige Miene, mit welcher Frau Edeltrud seinen Gruß ignorirt, flößte ihm jedenfalls Respekt ein, und so führte er denn die vornehmen Reisenden sogleich über die matt erleuchtete Stiege in das erste Stockwerk des Hauses, öffnete dort eines der besten Gastzimmer und rief mit lautschallender Stimme: „Rieke — Rieke!"

Als die Gerufene, das Stubenmädchen, erschien, empfahl er sich und machte nun erst seinem Herrn eine Mittheilung von dem großen Ereigniß.

Die Hofräthin hatte sich indessen in die weitausgebreiteten Arme eines großen Lehnstuhls sinken lassen und räusperte sich vernehmbar. Diese leisen Anzeichen eines bevorstehenden Sturmes flößten dem Gatten eine sehr gerechtfertigte Besorgniß ein, und in dem Bestreben, dem tiefverletzten Gemüthe der geborenen Freiin

v. Reckenstein eine kleine Genugthuung zu verschaffen, sprach er in sehr gespreiztem Tone zu dem Dienstmädchen gewandt, das eben die dicken Talgkerzen in den hohen, blankgeputzten Messingleuchtern entzündete:

„Mein Kind, geleiten Sie diese Damen in das für sie bestimmte Gemach und erweisen Sie ihnen dort alle Dienste, lassen Sie ihnen alle Bequemlichkeiten angedeihen, welche das Haus zu bieten vermag.“

„Wünschen die Herrschaften noch ein Zimmer,“ fragte das Mädchen dienstfertig, „mit zwei oder drei Betten?“

„Die gnädige Frau wird Ihnen ihre desfallsigen Befehle schon geben, führen Sie die Damen nur in ihr Gemach. Nicht wahr, meine theuere Edeltrud,“ fuhr er, der sich schwerfällig aus den weichen Polstern des Lehnstuhls Erhebenden den Arm bietend, fort, „wenn du dich etwas restaurirt haben wirst, dann nehmen wir das Souper hier in diesem wohnlichen Gemache zusammen ein?“

Sie nickte nur stumm Gewährung, die Gegenwart der Dienerin verschloß ihren Mund, dann folgte sie der freundlichen Einladung des voranschreitenden Mädchens und verließ mit Adelgunde das Zimmer; Röschen trippelte hinterdrein.

Der Gatte und Vater stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er seine Lieben verschwinden sah. Das Mittel hatte sich probat erwiesen, freilich war der Sturm nur für den Moment abgeschlagen, denn davon war er überzeugt, daß die Gattin eher sterben als ihn mit ihren Klagen verschonen werde — aber, wer weiß, es konnte ja irgend ein unerwarteter Zufall eine mildere Stimmung erzeugen — bestenfalls hatte er Zeit gewonnen, und das war schon etwas.

Uebrigens war das Selbstgefühl des kleinen Mannes ebenfalls in nicht geringem Grade durch den lieblosen Empfang der Dohlenwinkler Verwandten verletzt. Er theilte, was dies betraf, der Gattin Meinung, daß diese Kleinstädter es sich immerhin zu großer Ehre rechnen könnten, den Hofrath v. Bartels zum Mitbürger zu erhalten.

Deshalb warf sich der kleine Hofrath auch recht stolz in die Brust, als nach bescheidenem Anklopfen der Wirth des schwarzen Wallfisches in's Zimmer trat und sich höflich nach den Wünschen der „verehrten Gäste“ erkundigte.

Ehe die letzteren zur Aussprache kamen, sagte das graue Männchen, mit einer graziösen Handbewegung nach einem leeren Stuhle weisend:

„Nehmen Sie Platz, Herr Wallfisch; wir sind, wie mir scheinen will, alte Bekannte, nur wußte ich nicht, daß Sie jetzt hier in Dohlenwinkel einen Gasthof besitzen. Sie lebten früher bei Ihrer Tante in Neustadt, wenn mir recht ist?“

„Ja“ — stammelte der Wirth, sich auf dem angebotenen Sessel niederlassend — „aber, wenn Sie das alles so genau wissen, dann können Sie ja nur ein Stadtkind sein, der“ —

„Ich bin der Hofrath v. Bartels,“ fiel Herr Sebaldus würdevoll ein und schüttelte die ihm dargebotene Rechte des einstigen Schulkameraden.

„Dacht ich's doch,“ rief dieser, die Hände zusammenschlagend, „hab' ein Vöglein davon singen hören!“

„Das war wohl mein Herr Bruder Jakob?“

„Ja — hab' zuweilen die Ehr' seines Besuches.“

„Und die übrigen Glieder der Sippe?“

„Kommen auch ab und zu. Der Herr Meister trinkt regelmäßig sein Schöppchen hier.“

„Wie vertragen sich denn die Geschwister unter einander?“

Herr Wallfisch lächelte und schob sein goldgesticktes Käppchen vom rechten zum linken Ohre.

„Deutsch gesagt vertragen sich die Leutel wie Hund und Katz' — ist halt eine kuriose Geschichte das.“

„Wir reden davon noch mehr,“ erwiderte der Hofrath hastig, denn der Ruf: „Sebaldus!“ war, aus dem Nebenzimmer dringend, an sein Ohr geschlagen. „Dann müssen Sie mir auch von sich erzählen, lieber Wallfisch, und wie es gekommen, daß Sie Sich hier angekauft. Ist die alte Tante gestorben?“

„Zu dienen. Aber, Herr Hofrath, die Geschichte hört sich an wie ein Roman, das glaubt niemand, der das nicht selbst, wie ich, erlebt. Mein Glück und mein Unglück — oder eigentlich mein Unglück und mein Glück — verbesserte er sich — verdanke ich ganz allein dem Liede vom schwarzen Wallfisch von Askalon — Sie kennen es gewiß auch — es ist ja ein Studentenlied — werden Sie das glauben?“

„Sebaldus!“ rief eine Stimme im Nebenzimmer.

Jetzt eilte der Hofrath fort. „Gewiß, wir sprechen uns dieser Tage recht umständlich über all das aus; für heute bitte ich nur um ein recht gutes Abendessen — hier oben — meine Gattin wird zu ermüdet sein, um an der Wirthstafel zu speisen.“

„Verstehe — soll alles pünktlich besorgt werden,“ antwortete der Wirth, sich verneigend, dann verließ er das Gemach.

Zu dem geräumigen Hausflur angekommen, öffnete er die Thür, welche in die große, sauber gehaltene Küche führte und rief:

„Grethel — Grethel!“

„Komm' schon!“ erwiderte eine stattliche, noch immer hübsche Frau, und in das Hinterzimmer tretend, wohin ihr der Gatte schon vorausgeeilt war, fragte sie gelassen:

„Na, was gibt's denn, ist's wegen der Fremden droben?“

„Natürlich,“ kicherte Herr Wallfisch, wohlgefällig sein rundes Bäuchlein klopfend, „denk' dir nur, der alte Meister Jakob hat doch recht gehabt, jetzt sind die adligen Bartels'schen auch angerückt kommen, die droben sind's. Alleweil wird die Katzbalgerei los geh'n!“

„Na, da spielt's aus!“ sagte die dicke blonde Frau und setzte sich schwerfällig nieder.

Ueber das lange und für gewöhnlich nicht sehr geistreich in die Welt schauende Gesicht des flachsblonden Wallfisches glitt ein schlaues Lächeln, wie Sonnenschein, dann murmelte er händereibend:

„Wird uns ein hübsches Sümmchen eintragen das — denn nun werden Herr Jakob, der Hofrath, Eusebius und Johann noch öfter hier erscheinen und ihre Klagen und Anschuldigungen anbringen bei einem frischen Schöppchen von meinem guten Wein. Uebrigens scheint der Sebastian oder Sebaldus, wie seine adlige Frau ihn ruft, nicht allzu hochmüthig geworden zu sein, denn er erinnerte sich noch der alten Freundschaft und will morgen bei einem guten Tropfen ein Plauderstündchen mit mir halten. Schien ihn gewaltig zu interessiren, wie der arme Lehrerssohn zu einem so stattlichen Anwesen und einer so hübschen Frau gekommen sei — werd' ihm das alles erzählen und das Lied vom schwarzen Wallfisch als Dreingabe vorsingen.“

„Jonas,“ lächelte die geschmeichelte Gattin und hob warnend den Zeigefinger in die Höhe, „Jonas, da wirst du wieder viel zusammenflunkern und dich herzhaft herausstreichen.“

„Nur die Wahrheit, Weibchen — ach ich bin heut so vergnügt, wie wär's, Margaretlein, trinken wir ein Schöppchen, ich sing' dir dann auch eins:

‚Im schwarzen Wallfisch zu Askalon —‘“

„Mann, bist denn gar närrisch geworden? ich muß ja nach der Küche, das Nachtmahl richten lassen!“

„Herrje — da fällt mir ein, der Herr Hofrath v. Bartels wünschte ja das Nachtessen bald und oben in der grünen Stube einzunehmen — das hätt' ich fast vergessen!“

„Plauderhans!“ rief die dicke Frau strafend, erhob sich und eilte in die Küche.

Auch wir verlassen den etwas beschämt dastehenden Wallfisch, dessen Geschichte der geneigte Leser im nächsten Kapitel erfahren wird, und begeben uns in den Oberstock, in das Zimmer des Hofraths, der jetzt nicht mehr allein, sondern im Kreise seiner gleichfalls hungrigen Lieben sich befindet.

Frau Edeltrud macht eben Miene, die Schale ihres Zornes recht gründlich über Dohlenwinkel und dessen Bürger auszuschütten, als nach einem hastigen Anpochen die Thür geöffnet wird und ein mageres Männchen sich in's Zimmer schiebt, das eine unleugbare Familienähnlichkeit mit dem adligen Bartels hat, also jedenfalls ein Sproß dieses Geschlechtes ist.

Man sieht es dem Männchen an, daß es die Sonntagstoilette in großer Eile gemacht, denn der neue Ueberrock ist über ein zerknittertes Hemd fast bis oben herauf zugeknöpft und die braunen Hände, die von harter Arbeit zeugen, sind nur nothdürftig gewaschen.

„Grüß Gott alle bei einand'!“ ruft Meister Johann Bartels, der Tischler, denn dieser ist das Männchen, mit etwas linkischem Gruße der adligen Sippe entgegen.

Der Hofrath erhebt sich schnell und wird von dem Bruder hastig umarmt.

„Also da bist du doch gekommen, Sebastian — schau, schau — so alt und grau geworden — und das ist wohl deine Frau Gemahlin? Grüß Gott, Frau Schwägerin, nun, meiner Treu, hat sich da etwas Hübsches ausgesucht, der Bastian, müssen mal sehr schmuck gewesen sein — freut mich, freut mich!“

Die Hofräthin erhob sich steif und legte ihre feine Rechte in die schwielige Hand des Meisters.

„Gewiß der Schwager Johannes,“ sprach sie dabei und fügte kühl hinzu:

„Wir hatten Sie früher erwartet — es war wahrlich ein trübseliger Empfang hier in der fremden Stadt, wir wußten ja nicht einmal wohin uns wenden und —“

„Ja, ist denn der Lehrjung' nicht im Posthof gewesen?“ fragte der Meister erstaunt, während er dabei mit dem rechten Arm wieder eine hastige Bewegung machte.

„Behüte — keine Seele war da,“ erwiderte schnell Herr Sebaldus, der die Stirn der Gattin sich verfinstern sah. Die Erwähnung des „Lehrjungen“, welcher als Abgesandter Meister Bartels die geborene Freiin v. Reckenstein hatte bewillkommnen sollen, war doch auch allzu demüthigend.

„Der Racker soll aber eine tüchtige Tracht Schläg' bekommen,“ rief der ahnungslose Meister dazwischen. „Ich war ganz sicher, daß Ihr hier wohlbehalten in den schwarzen Wallfisch geführt würdet, falls Ihr heut kämt, denn daran zweifelt' ich noch, indem heut Freitag ist und die Damen ein wenig abergläubisch sind — meine Alte z. B. brächt' ich nicht um alles Geld dazu, Freitag zu reisen. Aber wart', du Tausendsakramenter!“

Jedenfalls galt die letztere Bezeichnung wieder dem nachlässigen Lehrjungen.

Frau Edeltrud lächelte hoheitsvoll — was hätte sie auch erwidern sollen?

„Und das sind meine Nichten?“ wandte sich der Meister wieder mit einer hastigen Seitenschwenkung und einer Bewegung, als setze er den Hobel an, zu Sebaldus.

„Ja,“ meinte letzterer vorstellend, „meine älteste Tochter Adelgunde — die jüngste, unser Röschen.“

Adelgunde stand auf und streckte dem Onkel ihre Hand hin, die er herzhaft schüttelte.

„Hm, hm, ein hübsches Fräulein — wohl schon Braut, wenn man fragen darf?“

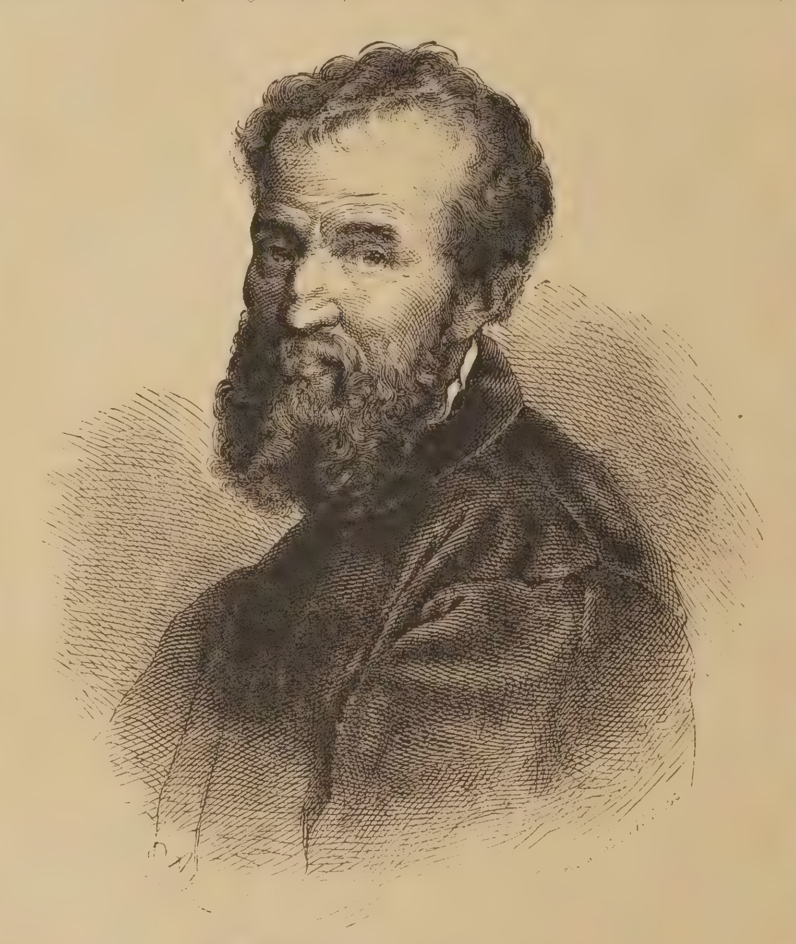
Das arme Mädchen erröthete und senkte schweigend die Blicke; Röschen überhob die Schwester der Antwort, indem sie sich zutraulich an den neuen Onkel anschmiegte und nach den kleinen Cousins und Cousinen fragte, mit denen sie ja spielen werde, wie Papa versprochen.

„Ja, ja, mein Töchterchen, gewiß, übermorgen wirst du alle kennen lernen“ — damit fuhr Herr Johann Bartels lebhaft auf die andere Seite und bewegte heftig einen illusorischen Hobel — „dabei fällt mir ein, daß ich die geehrte Frau Schwägerin, den Bruder Sebastian und die lieben Nichten auf Sonntag zu einem Mittagessen laden soll. — Wir sind nur einfache Bürgersleut', meine Frau und ich,“ setzte er entschuldigend hinzu, „und bitten daher, uns erst Sonntag zu beehren. Morgen ist Samstag — Arbeits- und Scheuertag, da darf ich meiner Alten niemals mit einem Besuch kommen, so wird sie Sonntag alles herrichten und hat dann selbst eine Freud', wenn die Gäste in die blanken Stuben kommen. Also abgemacht, auf Sonntag!“

„Wir werden uns die Ehre geben,“ sagte die Hofräthin steif.

„Die Ehre — ha ha — ganz auf meiner Seite, auf meiner Seite, Frau Schwägerin — wünsche wohl zu ruhen — bitte auf den Traum zu achten, der erste Traum in einer neuen Wohnung und gar in einem neuen Ort, geht allemal aus — ja ja — fragen Sie nur Schwester Emmerenzia, die legt den ganzen Tag und allen Leuten in Dohlenwinkel die Karten — natürlich umsonst — aber trotzdem trifft's zu — wenigstens in den meisten Fällen. — Aber jetzt muß ich fort — ja heut' muß noch fleißig bis in die Nacht hinein gearbeitet werden — pressante Bestellung — das letzte Bettchen — solche Leut' haben keine Zeit mehr zum Warten — wollen zur Ruh. Ist die Mutter vom alten Herrn Pastor, hab' just das Maß zum Sarg genommen, ehe ich herging — konnt' deshalb nicht eher kommen. Na — wird schon seine Prügel heut' noch kriegen, der Himmelsakramenter (hier war wieder der Lehrjunge gemeint). Wünsch' wohl zu ruhen allen mit einander — und nichts für ungut.“

Damit war er schon zur Thür hinaus und stieß mit dem rechten Arm, den er wieder vorgestreckt, als wolle er schon hier den Hobel an die zum Sarge für die Frau Pastorin selig bestimmten Bretter ansetzen, so heftig an die Magd, die eben mit dem besetzten Präsentirteller zur Thür herein wollte, daß Gläser und Teller laut aneinander klirrten, die fette Kalbsbratensauce in die eingesottenen Kirschen rann und der Saft dieser letzteren sich auf Tischtuch und Servietten ergoß.



Michel Angelo. (Siehe Seite 22.)

„Aber Herr Meister Bartels — haben Sie denn gar keine Augen!“ grollte die erzürnte Magd.

Die Hofräthin sandte einen Blick stummer Anklage zu dem rauchgeschwärzten Plafond des grünen Fremdenzimmers, dann glitt dieser Blick auf das blasse Antlitz des grauen Männchens und an Sebaldus' Ohr drang der Weheruf:

„Alles dies ist dein Werk, Barbar!“

Er senkte das schuldbewußte Haupt.

* * *

Die erste behagliche Stunde, welche der vielgeplagte Hofrath in seiner Vaterstadt zubrachte, war jedenfalls diejenige, in der er plaudernd und sein Schöppchen trinkend in der gemüthlichen Schenkstube des Gasthauses saß, und von den beredten Lippen des alten Schulfreundes die seltsam verschlungene Lebensgeschichte des letzteren vernahm.

Da wir dieselbe dem Leser nicht vorenthalten wollen, aber, gleich Frau Margarethen, in die Wahrheitsliebe des schlauen Wirthes nicht eben großes Vertrauen setzen, auch dessen Weitschweifigkeit fürchten, geben wir sie hier ohne jede Ausschmückung, ganz objektiv und der Wahrheit gemäß.

Vor Jahren war der dicke Wirth des ersten Hotels in Dohlenwinkel ein gar armer Waisenknabe — jung und unschuldig und hieß — Jonas Wallfisch.

Ein merkwürdiger Name, nicht wahr, und eine noch eigenthümlichere Zusammenstellung.

Wahrscheinlich hatten die alten Wallfische, seine Eltern, ihren an sich schon seltenen Stamm durch diese Nüance vollständig aus dem Rahmen des Gewöhnlichen und Gewohnten heben und dem Träger desselben als Pathengeschenk eine ganz ungeheuere Originalität bescheeren wollen.

Jonas hätte demnach von Geburt aus eigentlich die Verpflichtung gehabt, ein Genie, mindestens ein Original zu werden, zum allermindesten ein origineller Lump zu sein. Aber nichts von alledem — —

(Fortsetzung folgt.)



Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth. (Seite 23.)

Dr. Samuel Gridley Howe.

(Schluß.)

Nach Vollendung seiner Studien bei Hauy in Paris, dem Stifter des ersten Blinden-Institutes, im Sommer 1832, begann Howe in Boston sein erste Thätigkeit als Blindenlehrer, und zwar mit auf der Straße aufgelesenen Kindern, zuerst blos sechs an der Zahl, welche aber rasch anwuchs.

Sein Werk war indeß ein viel edleres und umfassenderes, als das Hauy's, der blos darauf abzielte, den Blinden doch einigen Unterricht zu ertheilen. Er hatte die kühne Idee durchdacht, den fehlenden Gesichtssinn durch die übrigen Sinne möglichst und zwar soweit zu ersetzen, daß jeder Blinde ein sich selbst erhaltender, freier und gleicher Mensch, ein Gebildeter auf der Höhe seiner Zeit werden sollte. Dazu bedurfte es einer ganzen Anzahl neuer Erfindungen außer den schon gemachten wenigen, einfachsten; und diese hatte er größtentheils selbst zu erdenken und mit eignen Händen herzustellen, weil die Geldunterstützungen für seine Anstalt anfangs sehr spärlich flossen. Es galt, alle Werke zu studiren, welche über sein neues Fach, über Physiologie und alle den Menschen behandelnden Wissenschaften zu haben waren. Es galt Künste, Handwerke und sonstige Beschäftigungen zu finden, in welchen Blinde genau soviel oder mehr leisten könnten als Sehende, und sie den Blinden zu lehren. Es galt tüchtige Gehilfen zu wählen und anzuleiten, wie sie unterrichten müßten, um mindestens zehn verschiedene Broterwerbszweige zu lehren, und einige Fabrikgebäude, sowie einen Verkaufsladen zu errichten, in welchen preiswürdige Waaren geliefert würden, so daß dabei den Blinden aller Reingewinn zufiele. Es galt, eine große Anzahl tüchtiger Lehrer und Leiter für alle Blindenanstalten der Vereinigten Staaten in seinem Sinne auszubilden, damit seine Idee und Praxis nicht nach oberflächlicher amerikanischer Art verwässert würde. Und bis er dieses Ziel erreicht hatte, bis er zugleich die Theilnahme aller empfänglichen Mitbürger für dasselbe gewonnen hatte — eine in Amerika trotz allem damaligen Gemeinsinne eine sehr schwere Sache — gab er sich nur diesem einen Streben hin und vertagte alle seine sonstigen Reformpläne.

Nachdem er es aber erreicht hatte, unternahm er eine weitere Reise durch Europa, um den Taubstummen-, Blöd- und Wahnsinnigen-Unterricht, die Reformbestrebungen im Gefängnißwesen und das gesammte Schulwesen überhaupt genauer kennen zu lernen. Zum Reisegefährten wählte er sich außer einer eben heimgeführten Gattin — einer der gebildetsten und edelsten Frauen des Landes — den nachher als Schul-Reformator unvergeßlich gewordenen Horace Mann, dessen spätere Schulverbesserungspläne er auch vielfach unterstützt hat. Kurz vorher jedoch hatte er ein Kunststück erfunden, welches sofort seinen Namen unter allen Menschenfreunden Europa's berühmt gemacht hatte. Er hatte die blind und taub geborne Laura Bridgman, welche obendrein einen sehr schwachen Geruch- und Geschmacksinn zeigte, ein blutarmes elfjähriges Mädchen, soweit unterrichtet, daß sie von anderen weiter unterrichtet werden und fast so sehr als ein vollsinniger Mensch lernen und sich nützlich machen konnte. Welche Erfindungen dazu gehörten und welche liebevolle, unermüdliche Geduld, das ist von ihm in der allerbescheidensten Weise in einem besondern, auf vieles Verlangen geschriebenen Buche auseinandergesetzt worden; es hier zu beschreiben, ist ganz unmöglich, unsere denkenden Leser aber werden sich das vorstellen können. In Europa drängten sich zu seiner Bekanntschaft nicht blos die edlen, fortschrittseifrigen Menschen, sondern auch die Vornehmen und Hochgestellten. Er aber ging den letzteren aus dem Wege, während er zu sehr vielen der ersteren in genaue Beziehung trat. Nirgends und nie hat er den Demokraten, ja, den Sozialdemokraten verleugnet. Er war ja nicht blos ein Kopfarbeiter, sondern verdiente gutentheils seinen Lebensunterhalt als Handarbeiter. Als Kunstgärtner in seinem Garten verbrachte er jede freie Stunde und erzielte mit seinen feinen Obst- und Beerensorten, Trauben und Gemüsen, Blumen und Sträuchern soviel Nebeneinnahme, daß er mit dem Ertrage einer dürftigen Erbschaft und einem sehr bescheidenen Gehalte als Staatsbeamter ein gastfreies Haus halten konnte, in welchem man früher oder später alle Männer und Frauen, auf welche Amerika wirklich stolz sein kann, kennen lernen mochte. Die Reise dauerte vom Sommer 1843 an anderthalb Jahre und erstreckte sich bis Griechenland, wo Howe seine Ansiedlung besuchte. Da ihm aller Personenkultus verhaßt war, nannte er nirgends seinen Namen, wurde aber überall wiedererkannt und hatte viele stürmische Versuche, ihn zu verherrlichen, abzuwehren.

Kaum war Howe nach Massachusetts zurückgekehrt, so nahmen die beginnenden Kämpfe um Abschaffung der Negersklaverei ihn noch neben seinen vielseitigen Erziehungszwecken in Anspruch, und er schloß sich nicht nur den Abolitionisten an, sondern redigirte ein Jahr lang eine Wochenschrift in sklavereifeindlichem Sinne und blieb bis zur Abschaffung der Negerknechtschaft wohl der wirksamste, wenn auch nicht der lauteste Agitator dafür, außer wo die Gefahr am größten war und kühne That geboten. Sein Werk vorzugsweise war Chs. Summer's Erwählung in den Senat der Vereinigten Staaten (achtzehn Jahre lang), ferner die Befreiung des Territoriums und Staates Kansas mit Waffengewalt und die Sammlung der Geldmittel zu John Browns Versuch eines Negeraufstandes in Virginien, welcher nicht verunglückt wäre, hätte nicht eine Anzahl unzuverlässiger Mitverschworner Verrath gedroht und ein verfrühtes Losschlagen veranlaßt. So sehr er sich nun auch bei alledem im Hintergrunde hielt, um seinen Erziehungszwecken nicht zu schaden, sowie aus Haß gegen alle Rollenspielerei, so war seine Hand doch überall zu erkennen, und er erwarb sich die bittre Feindschaft der Sklavenhalter- und Geld-Aristokratie, welche gerade in Boston höchst mächtig war. Und diesem Hasse ist das Mißlingen mehrerer seiner schönsten Pläne zuzuschreiben.

So z. B. gelang es ihm nicht, die deutsche Art des Taubstummen-Unterrichts gegenüber der französischen in Amerika einzuführen, obschon er selbst wieder eine Anzahl taubstumme Kinder soweit unterrichtete, daß er mit ihnen gelungene öffentliche Vorstellungen geben konnte; und noch heute herrscht in den Vereinigten Staaten die französische Lehrweise. Nach dieser lernen die Schüler mit den Fingern sprechen, können also blos mit solchen nützlich sich unterhalten, welche diese Fingersprache ebenfalls verstehen, während nach der deutschen sie laut sprechen und an den Gesichts- und Halsmuskeln die Sprache andrer absehen und verstehn, also mit jedermann umgehn können. Als er vollends den Blödsinnigen-Unterricht befürwortete und die von ihm selbst mit blödsinnigen Kindern erzielten Erfolge öffentlich vorführte, ergoß sich eine Sintflut des billigsten Spottes über ihn, und es dauerte Jahre, bis er Staatsunterstützung erlangte, um ein Blödsinnigen-Institut für alle betreffenden Kinder des Staates zu errichten (1848), nach dessen Muster später alle ähnlichen Anstalten in der Union eingerichtet wurden. Seinen unermüdlichen Anstrengungen ist es auch zu danken, daß eine gründliche Statistik aller Unvollsinnigen und Schwachsinnigen im Staate Massachusetts unternommen und von ihm geleitet wurde, wobei das Hauptgewicht auf Ermittelung aller Ursachen, welche zu diesen angeerbten und anerzognen Schwächen führen, gelegt wurde. Dieses überaus verdienstliche und in vieler Hinsicht wissenschaftlich bahnbrechende Werk hat klar bewiesen, daß alle diese Sinnes- und Geistesschwächen theils vor, theils nach der Geburt heilbar sein müssen.

Wir müssen uns mit seinen übrigen Reformbestrebungen kurz fassen. In engeren Kreisen wurde seine fast beispiellose Menschenkenntniß und ökonomische Weisheit immer gewürdigt, womit er geringe Mittel große Frucht tragen ließ und sich in der Wahl seiner Gehilfen und Pläne wohl selten vergriff. Er war der Vertrauensmann der kleinen Zahl Wohlhabender, welche nicht selbst fruchtbare Wohlthaten zu erweisen verstanden, und durch seine Hände gingen ansehnliche Summen, womit arme aufstrebende Talente, freiheitliche Zwecke und verschämte Noth unterstützt wurden. Governor Andrew, dieser unersetzliche Mann am rechten Platze, der zweimal im Bürgerkriege das größte Unheil abwandte, machte ihn 1865 zum Vorsitzenden der Staats-Wohlthätigkeitsbehörde und gab ihm so endlich Gelegenheit, Gefängnisse und Armenpflege im sozialdemokratischen Sinne zu regeln. Die von ihm aufgestellten acht Grundsätze sollten, wie seine Leichenredner fast alle hervorhoben, mit goldnen Buchstaben über der Thür jeder staatlichen Reformanstalt stehen. Sie wurden auch solange wirklich durchgeführt, als Howe die Anstalten selbst beaufsichtigen konnte; es ist eine Schmach, daß in andern Händen sie alle wieder unbeachtet blieben.

Im Jahre 1863 wurde Howe, zusammen mit den bekannten Sozialisten Robert Dale Owen und James McKay von der

Regierung Lincolns als Kommissäre bestellt, um den Zustand der befreiten Sklaven des Südens zu untersuchen, und ihrer Empfehlung entsprang das Freedmens Büreau, welches die ersten Jahre so Großes für die Schulung der Neger und ihre ökonomische Befreiung gewirkt hat, bis es in Pfaffenhände fiel und um fünf Millionen bestohlen wurde. Leider mußten die Kommissäre aus ihrem Bericht die Empfehlung streichen, daß die Rebellen-Ländereien eingezogen, an Neger und arme Weiße verpachtet, und der Reinertrag des Pachtes zur Bezahlung der Kriegsschuld verwandt werden sollte. Das ging dem Lincolnschen Kabinette und Kongreß viel zu weit.

Nochmals beanspruchte Griechenland seine weise Hülfe. Die Griechen auf der Insel Kreta waren gegen die Türkenherrschaft aufgestanden, und Dr. Howe rief 1867 die Hülfe seiner Landsleute für sie wach, sammelte 37,000 Dollars, rüstete ein Schiff aus und brachte ihnen unter größter Lebensgefahr diese Hülfe in passendster Weise selbst, welcher nach seiner Rückkehr nach Boston noch manche weitere Liebesgabe folgte. Die griechische Regierung hat später bei Bekanntwerden seines Todes ihm eine öffentliche Anerkennung ausgestellt, welche eben so sinnig als verdient war.

Wiederum rief ihn die Unionsregierung zu einem wohlgemeinten nationalen Werke. Es galt der Befreiung des spanisch-redenden republikanischen Antheils von San Domingo von der Vergewaltigung durch die nahe Negerherrschaft Haitis und dessen Anschluß an die Vereinigten Staaten. Dr. Howe und zwei andere Ehrenmänner sollten darüber ein Gutachten ausstellen. Dasselbe fiel auf Grund eines meisterhaften Berichts beifällig aus, blieb aber vom Kongreß unbeachtet, weil Präsident Grant schon im ganzen Lande zu unbeliebt war, und der Plan darunter leiden mußte (1869). Ein paar Jahr später suchte eine Gesellschaft von Amerikanern wenigstens im Privatwege den Plan durch Ankauf der Bai von Samana auszuführen, oder doch vorzubereiten, und wieder wurde Dr. Howe zum Vermittler ausersehen. Er fand aber alle Verhältnisse so nachtheilig verändert, daß der Plan scheiterte. Er hielt sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit noch Monate lang in San Domingo auf, fiel aber bald nach seiner Rückkehr nach Boston dem dortigen Klima und den Nachwehen seines ersten griechischen Feldzugs, die ihn nie ganz verlassen hatten, zum Opfer. Im Begriff, seine Pflichtbesuche im Blinden-Institute, dem er fast ein halbes Jahrhundert vorgestanden hatte, und in den übrigen von ihm gestifteten Anstalten zu machen, fiel er bewußtlos zu Boden und erlangte sein Bewußtsein bis zu dem zwei Tage später erfolgten Tode nicht wieder. Er hatte einen Monat vorher seinen Tod fast auf den Tag genau vorausgesagt.

Er stand stets um 5 Uhr auf und war bis Abends 10 Uhr thätig. Er war äußerst mäßig. Eine durchaus ritterliche, furchtlose Natur war in ihm mit weiblicher Geduld, Verträglichkeit und Ausdauer vereinigt.

Was er in vernünftiger Gesundheitspflege in allen von ihm geleiteten Anstalten geleistet hat, sodaß Krankheits- und Todesfälle in auffälliger Weise vermindert wurden, steht als Muster da. Er war auch der erste, welcher die musikalische Erziehung fast aller seiner blinden Schüler bis zur wahren Kunstleistung erhob.

Nie hat ihn jemand von seinen Heldenthaten, unglaublichen Strapatzen, Arbeiten und Erfolgen selbstgefällig sprechen hören. Bei seiner von allen Körperschaften seines Staates, ja unter der Theilnahme des Landes begangenen Todesfeier rühmte ihm — wieviel das in Boston sagen will! — ein hervorragender Redner nach, was folgt: „Er hatte keine Religion, die man mit Namen nennen könnte. Für alle Glaubenssätze, Bekenntnisse und Heuchelei fühlte und drückte er aus die grimmigste Verachtung (supreme contemps). Aber für alle Ueberzeugungen, wie sehr sie auch von den seinigen verschieden sein mochten, hatte er Achtung und unbegrenzte Ehrfurcht vor Pflicht und Rechthandeln."

Aber wozu der Worte mehr? Sein thatenreiches Leben, allem geweiht, was an der Menschheit gut, edel und groß ist, macht ihn ganz zu dem unsrigen.

A. D.

Die Pocken eine Woll- und Lumpen-Seuche.

Von Dr. Oidtmann.

Wenn ich der Impferei jedweden mildernden Einfluß auf die Ausbrüche der Pockenseuche abspreche und das Nichtgeimpftsein in keinerlei Weise als einen Motor der Pockenepidemien gelten lasse, so mache ich mich gleichzeitig anheischig, die wirklichen, die natürlichen Hauptmotoren der Seuchenschwankungen namhaft zu machen. Zu nennen sind als solche erstens die Verwilderung in der Schafzucht und die künstliche Massendurchseuchung der Schafwolle auf ihrem lebendigen Mutterboden in früheren Jahrhunderten durch die allgemeinen Schafpockenimpfungen; daran sich anschließend die mangelhafte Entschweißung pockenkranker Handelswollen und Lammfelle in den Zeiten, welche den Menschenpockenausbrüchen jedesmal unmittelbar voraufgingen; zweitens die skandalöse Menschenblatternimpfung im vorigen Jahrhundert. Dies sind zwei von den Hauptmotoren der Pocken, welche das zeitliche und örtliche Steigen und Fallen dieser Seuche beherrschten; ihnen entsprachen zwei eben so mächtige Seuchendämpfer, nämlich erstens die sanitätspolizeilichen Verbesserungen in der Schafwollzucht und in der Entschweißung der Pockenwolle, zweitens das Aufgeben der früheren Menschenpockenimpfung — beides um die Zeit von 1806 — 1809, jene gegen die originäre Entstehung, dieses gegen die Weiterverbreitung der Seuche gerichtet.

In Folgendem will ich einen dritten Hauptmotor der Schwankungen der Pockenseuche, den Verkehr durchseuchter Kleider und Lumpen behandeln. Die Lumpenwanderung im weitesten Begriffe des Wortes ist in der That der dritte Haupthebel der Pockenwanderungen, sie ist es, welche in den Einzelfamilien, wie in ganzen Völkern, das Steigen und Fallen der Seuche im großartigsten Stile bewirkt. In dem Maße, wie die Volkshygiene ihre Aufmerksamkeit von der mit Unrecht verrufenen pockenkranken Menschenhaut, ob sie geimpft oder ungeimpft erkrankt sei, abwendet, und sich mehr, als bisher geschehen, um die durchseuchten „Lumpen" kümmert, wird es uns wie Schuppen von den Augen fallen, und wir werden zu unserer Beschämung erkennen, daß die Impfspielerei uns nur in trügerische Sicherheit gewiegt, uns die Sinne verwirrt und unsere Aufmerksamkeit von dem Hauptpockenverbreiter, den Lumpen, abgezogen hatte.

Als ich im Jahre 1876 auf dem Delegirtentage der deutschen Aerztevereine, als Vertreter des medizinisch-ätiologischen Vereines zu Berlin, meine Lumpentheorie als positives Gegengewicht gegen die negative Theorie des Nichtgeimpftseins in die Wagschale warf, da ging ein Zug des Mißmuthes und der Entrüstung, des Hohnes und der Verketzerung gegen mich durch die hochansehnliche ärztliche Delegirten-Versammlung. Wie wenn jemand heranwachsenden Kindern den Glauben an das liebgewonnene Mysterium vom leibhaftigen Christkindlein abdisputiren will, und die entnüchterten Kleinen den Ketzer, der ihnen das althergebrachte Märchen raubt, gründlich hassen: so kam mir der Zorn, die Entflammung der Gemüther in dem Momente vor, als ich das engherzig gehütete Dogma vom Impfsegen mit Zahlen anzutasten wagte. Mit allen Stimmen gegen die meinige wurde meine Lumpentheorie nach der herrschenden „Verdonnerungspraxis" niedergestimmt und die Herrschaft der Impfnadel noch einmal gerettet; man sprach es unverhohlen aus, daß man Angriffen gegen den Impfzwang ärztlicherseits von vornherein gar keine Antwort zu geben brauche. —

So laßt uns denn sehen, was mit der Lumpentheorie, dem dritten Gegentrumpf gegen das Impfdogma, auszurichten ist. Trotz den wohlfeilen Kalauern, welche die Herren Collegen auf dem Aerztedelegirtentage gegen mich und meine Lumpentheorie losließen, als ich die Pockenausbreitungen nicht sowohl von den erkrankten reconvalescenten Leibern, als von dem Wandern der Lumpen ableitete, stelle ich heute den Satz: „Die Pocken eine Lumpenseuche" an die Spitze dieses Abschnittes meiner Pockenabhandlungen.

In einer früheren Abhandlung habe ich die pockenkranke Schafwolle und die pockenkranken Lämmerfelle als den ursprünglichen Mutterboden der Menschenpocken, als den Pockenvermittler zwischen Schaf und Mensch, zwischen Schafpockenseuchen und Menschen-

pockenseuchen kennen gelehrt und geschichtliche und statistische Anhaltspunkte für diese Theorie erbracht. Heute wollen wir untersuchen, welche verpestende Rolle die zu Kleidern, Betten 2c. verarbeitete gesunde Wollfaser als geschicktester Zwischenträger zwischen Mensch und Mensch, zwischen erkrankten und gesunden Menschen spielt. Dieser zweite Wolleinfluß ist ebenfalls wie der der kranken Rohwolle ein unbegrenzter. Der Verseuchungseinfluß der Wollfaser in Kleidern und Lumpen beruht auf der ungemein großen Absorptionskraft der Wolle für Dünste. Die Ansteckungsfähigkeit der Pocken steht daher parallel nicht zu der Abdunstungsgröße der gewaschenen drei Quadratfuß unbedeckter Hautfläche an Gesicht und Händen, mit welchen der Genesene aus der Pockenstube heraus wieder in den freien Verkehr tritt, sondern parallel zu den ungewaschenen Bett- und Kleiderfasern, die er athmend und dunstend in seiner Krankenstube durchseucht hatte, und die er nachher unter die Menschen trägt. Die durchseuchten Kleiderstoffe wirken genau wie im vorigen Jahrhundert die aufgehängten getrockneten Felle pockenkranker Schafe in den Ställen gesunder Schafe und in den Wiegen der Säuglinge; wie diese bei Schafen und Säuglingen die Seuche entzündeten, so machen die Kleider aus schlecht ventilirten Wohnungen pockenkranker Menschen die Seuche auf der Straße wie in den Häusern aufflackern.

Sehen wir zu, mit welcher Geringschätzung die in die Impftheorie vertieften impffreundlichen Aerzte noch bis vor kurzem über die Verseuchungsbedeutung der Wollfaser als Pockenzunder dachten und schrieben:

> „In Bezug auf die Annahme der Ansteckungsfähigkeit geht man heute sehr weit und desinfizirt Kleider, Betten, Wohnungen, selbst Personen, die im Umgange mit Pockenkranken gesund geblieben sind. Nach dieser Anschauung müßte man die Aerzte für Verbreiter der Pocken halten."
>
> Dr. Guttstadt. „Die Pockenepidemie in Berlin."

Diese naive, zweifelnde Auffassung Guttstadt's über den natürlichsten Ansteckungsweg, den die Pockenseuche doch mit Vorliebe nimmt, kennzeichnet so recht die Oberflächlichkeit, mit welcher Theoretiker über Fragen der hygienischen Seuchenpraxis urtheilen. Wohl muß man da, wo Pockenstuben nicht ausgiebig ventilirt werden, grade die Aerzte und ihre Kleider für Verbreiter, Zwischenträger der Pocken halten; und daß man das bisher meist nicht gethan, das hat dem Volke schon viel Unheil gebracht. „Personen, die im Umgange mit Pockenkranken gesund geblieben sind," müssen wir von allen Zwischenträgern der Seuche sogar als die gefährlichsten betrachten. Ihre Gefährlichkeit aber haftet an den Kleidern, mit welchen sie sich in den Stubenatmosphären der Pockenkranken hineingetaucht hatten. In neuester Zeit, da man ein schärferes Auge auf die Seuchenträger hat, entdeckt man fast von Monat zu Monat neue Fälle, in welchen Kleider als die ergiebigsten Träger des flüchtigen Seuchengiftes erscheinen. Ich selbst sah eine der schwersten Seuchen von Haus zu Haus sich an den Schatten einer „Person" heften, welche als Krankenwärterin von außen kommend, „im Umgange mit Pockenkranken selbst gesund geblieben war." Und Fälle dieser Art, wo nicht ein pockenkrankes Individuum, sondern nur Anzüge, welche in geschlossene Pockenstubenlüfte eingetaucht gewesen und sich mit dem Gift gesättigt hatten, die Seuche ausbreiteten, bilden die Regel, die Uebertragungen der Krankheit durch pockenkranke Personen oder besser gesagt von den pockenkranken Leibern aus sind Ausnahmen.

Die obige Guttstadt'sche Aeußerung zeigt uns, wie gesagt, daß die Aerzte, einseitig nur die Impfspielerei im Auge behaltend, bis auf die neueste Zeit den Hauptmotor der Seucheausbreitung, die Masseninfizirung leblosen, beweglichen Materials nicht gekannt oder dann doch gewaltig unterschätzt und daher vernachläßigt haben. — Durch dieses allgemeine Verkennen des größten Regulators der Seuchenschwankungen ist uns natürlich für die Statistik der Erkrankungsansteckungen viel schätzbares Beobachtungsmaterial unwiederbringlich verloren gegangen. Wir wollen versuchen, diesen Verlust möglichst nachzuholen, indem wir die Pocken historisch und geographisch als eine Seuche des Lumpenverkehrs beschreiben.

Die Pockenseuche ist nun schon so lange und so einseitig mit einer eingebildeten Geleiterscheinung, und zwar mit einer negativen, dem Nichtgeimpftsein eines Bruchtheiles der Bevölkerung zusammengezwängt worden, daß es endlich an der Zeit ist, auch einmal eine andere und zwar eine positive Geleiterscheinung der Seuchenschwankungen, nämlich die Massenbewegung der Lumpen auf ihren Parallelismus mit der Bewegung der Seuche zu prüfen. Man sieht, daß der oben citirte Guttstadt, der Stiefvater des zu früh geborenen Reichsimpfgesetzes, seine Motive zu diesem Gesetz am grünen Tisch geschrieben, und daß er zuvor wohl nie so recht den Gang einer Pockenseuche ätiologisch von Person zu Person verfolgt hatte; sonst müßte er längst gefunden haben, daß allerdings „Personen die im Umgange mit Pockenkranken gesund geblieben," die Seuche am ergiebigsten fortpflanzen; er würde dann aber auch entdeckt haben, daß nicht der geimpfte oder nicht geimpfte Leib, sondern die ungeimpften Kleider dieser nicht erkrankten oder genesenen Personen die Seuchengefahr in sich bargen und um sich herum ausgoßen. Wer weiß, er wäre dann aber vielleicht auf den lustigen Gedanken gekommen, nun statt der Menschenleiber lieber die bösen Kleider, diese allergefährlichsten Zwischenträger der Seuche, einer Impfung und Revaccinirung zu unterwerfen. Doch Spaß bei Seite, gerade die unglückliche fixe Idee, die ungeimpft geblatterte Menschenepidermis sei der Hauptträger der Ansteckungsgefahren, verführte die Menschen zu der Impfspielerei und machte und hielt sie blind gegen die gewaltigen Gefahren, welche in den Kleidern der Seuchenstuben verborgen sind.

Wir sagten oben, durch ihr Absorptionsvermögen seien die Wollfasern und verwandten Fasern der Hauptgiftfang und Giftspender für das schwebende Pockengift aus den Dunstzonen erkrankter Menschen. Wir müssen uns daher mit dieser verhängnißvollen Eigenschaft der Wollfaser mit ihrer Absorptionskraft etwas näher befassen, um später zu begreifen, wie die Seuche an der Faser haftet und mit ihr von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land die Welt, oft in den launigsten Sprüngen durchwandert. —

Unter Absorptionsvermögen der Kleiderfaser überhaupt und der natürlichen Hautbedeckungen der Thiere (Wolle, Haare, Epidermis) verstehen wir hier diejenige merkwürdige Eigenschaft dieser Stoffe, vermittelst welcher sie im Stande sind, flüchtige Theilchen, welche in Dunstform oder in Dunst gehüllt ihnen zugeführt werden, festzuhalten, in sich zu verdichten und nur in beschränktem Maße durch sich hindurchzulassen und wieder abzugeben.

Die Wollfaser ist dabei ungemein hygroskopisch — diese Thatsache ist für die Aussaat und Verschleppung der Seuchenkeime sehr wichtig. Als Dunstsauger wird die Wolle in gesperrten Dunstzonen der Pockenkranken, in Pockenstuben, zum Hauptgiftfange.

Reine Wolle, welche schon 15 Proz. enthielt, nahm noch so viel Feuchtigkeit auf, daß das Gesammtgewicht des in der Wolle versteckten Wassers 32 Proz. betrug, und doch die Wolle noch nicht fühlbar feucht war. Der Landwirth weiß, daß, wenn seine Schafe naß geworden sind, sie trotz der hohen Hauttemperatur mehrere Tage zum Abdunsten des Wassers brauchen. Unter gewöhnlichen Umständen enthält die Wolle 13—16 Proz. Feuchtigkeit, welche durch Trocknen an der Luft nur auf 7—11 Proz. vermindert wird. Dieses eigenthümliche Verhalten der Wolle bietet nach zwei Richtungen Gesichtspunkte von hygienischer Bedeutung: erstens auf dem lebenden Schafe wachsend sammelt die Wollfaser massenhaft alle Hautexcrete des Thieres und speichert sie in sich auf; zweitens, zu Tuch u. s. w. verarbeitet und vom Menschen mit oder ohne leinenes Zwischenfilter (Hemde) auf dem Leibe getragen, saugt sie aus der dünstenden Haut sowohl wie aus der Luft der Seuchenstube die giftsatten Dünste auf, um sie später unter dem Einflusse der feuchten Hautwärme, besonders nach starken Körperbewegungen, an die Athemzonen gesunder Menschen wieder von sich abzugeben.

Nebenbei bemerkt, mag in Schafställen die kolossale Absorptionskraft der Wolle, das hartnäckige Haftenbleiben des Pockengiftes an der Wolle, die Ursache sein, daß die Pocken verhältnißmäßig selten aus den verseuchten Schafställen heraus unmittelbar auf Menschen übertragen werden, es sei denn, daß der Wollschweiß durch eine Hautverletzung in das Blut des Menschen eindringe und bei ihm die wahren, bösartigen Pocken erzeuge. Der Wollwuchs des Schafes bildet also, ähnlich wie die Ackererde, nicht allein den fruchtbaren Keimboden und gleichsam die Dungstätte für das Pockengift, sondern ist auch vermöge seiner Absorptionskraft zugleich ein natürlicher Giftableiter für den Menschen in seinem Verkehr mit dem Schafstalle. Die physikalische Absorptionskraft der Wolle wirkt in dieser Beziehung hier ähnlich desinfizirend auf die durchstreichenden Faulstoffe der kranken Schafschweißexcremente, wie die Silikatbasen in der Ackererde durch ihre chemische Absorptionskraft die durchsickernden Faulstoffe der Darmexcremente aus dem Dünger an sich reißen und vor dem Eindringen in's Grundwasser bewahren. Die Absorptionskraft der

Ackererde und die nicht minder wunderbare Absorptionskraft der Wollfaser wirken, die durchstreichenden Stoffe desinfizirend und sich selbst infizirend in jeder Beziehung parallel.

Gleichwie nämlich alle Ackererdsorten, selbst Sand und Sandstein, mehr oder weniger die Fähigkeit besitzen, aus Lösungen die extraktiven Theile auszuziehen und völlig in sich aufzunehmen, ohne sie wieder durch das nachrückende Wasser loszulassen, gleichwie selbst die aufgelösten Ammoniaksalze der Mistjauche von der Ackerkrume bis zur Sättigung aufgenommen werden, und nur ein geringer Theil durch nachrückendes Wasser hindurchgespült wird: geradeso besitzen Wolle, Epidermis, Haare, Kleider- und Papierfaser in verschieden hohem Grade die fatale Fähigkeit, aus den Lüften, in welchen sie sich befinden, und aus den Leibern, auf welchen sie als Kleider oder Bettdecken getragen werden, gewisse Stoffe — so bekanntlich Riechstoffe, z. B. Rauch von Tabak und röstenden Kaffeebohnen, Düngerdunst, Schweiß, Krankheitskeime, massenhaft in sich aufzunehmen und zu verdichten und nur einen geringen Theil davon durch nachrückende Luftströme, besonders nach Anfeuchtung und Erwärmung allmälig an die umgebenden Medien wieder loszulassen.

Die Gesundheitspflege, namentlich die Seuchenkunde, muß sich, wenn sie überhaupt die einfachsten Vorgänge der Seuchenausbreitungen — und zwar nicht allein für Pocken, sondern auch für Masern ꝛc. — verstehen will, mit der Lehre von der Absorptionskraft der Wollfaser, dieser transportabeln „Ackerkrume" der Menschenhaut, vertraut machen. Auch das räthselhafte, verschiedenartige Verhalten der verschiedenartig behaarten Thiergattungen, z. B. des glatthaarigen Kuhviehes und des wollhaarigen Schafes, gegen ein und dasselbe thierische Gift, gegen die Pocken, die große Empfänglichkeit des in Leder gekleideten Menschen des Mittelalters gegen das Pestgift und des in Wolle einhergehenden Menschen gegen das Pockengift, kann ohne einige Kenntniß der Absorptionseigenschaften der verschiedenen Bekleidungsgewebe nicht verstanden werden.

Durch v. Liebig angeregt, sind über das Absorptionsvermögen des Ackerbodens viele Versuche gemacht worden. Schon früher hatte man Mistjauche durch Erde hindurchfiltrirt und gefunden, daß die Jauche nach der Berührung mit der Erde ihre Farbe sowie ihren Geruch und ihre Ansteckungsfähigkeit verloren und an den porösen Ackerboden abgegeben hatte. Auch die Absorptionsunterschiede der verschiedenen Erdsorten für einzelne Infektionsstoffe ist festgestellt worden. Auch weiß man schon, wie und unter welchen Bedingungen die von dem Acker angesogenen Stoffe wieder an nachbarliche reine Medien verabfolgt, von denselben wieder gelöst und von neuem wirksam gemacht werden.

Aehnliche Aufgaben liegen uns Aerzten für die wissenschaftliche Erforschung der leblosen Seuchenträger ob. Wir müssen, nachdem wir uns endlich die Impfspielerei aus dem Kopfe geschlagen haben, an ihrer Stelle die großartigen Absorptionsvorgänge der Seuchen kulturgeschichtlich studiren. Auf diesem Wege nur gelingt es uns, die natürlichen Träger des unsichtbaren Seuchengiftes zu entdecken und so der Seuchen Herr zu werden. Wir werden uns dann nicht mehr vor ungeimpften, also vor undurchgifteten Menschenleibern, sondern vor durchgifteten — Lumpen fürchten, sei es, daß sie auf dem Leibe eines geimpften oder eines ungeimpften Menschen oder eines Rekonvaleszenten getragen werden. — Das Studium der Absorptionsgesetze für die Kleider erklärt uns auch, wie wir oben gesehen haben, die Wege, auf welchen unsere Vorfahren die mittelalterliche Pest, welche ebenfalls an der Bekleidung und zwar an den schlecht gegerbten Lederkostümen haftete, so glücklich losgeworden sind.

Wenn die Absorptionsgesetze, welche für die Ackererde durch v. Liebig so schön erforscht sind, in ihren Grundzügen auch für unsere Hautdecken, die Kleiderstoffe, in ihrer absorbirenden Wirkung auf flüchtigen Luftinhalt gelten, dann müssen wir den folgenden Satz anerkennen, welcher einem analogen Erfahrungssatze der Ackerabsorption entlehnt ist:

Die aus der Haut abgedunsteten oder aus der umgebenden Luft absorbirten Stoffe, wie Tabaks- oder Weihrauchdüfte, Moschus, Stall- und Latrinendünste, Pockenluft, Masern- und Scharlachatmosphären werden bei der Absorption durch Kleiderstoffe nicht luftunlöslich, sondern nur an die Faser verdichtet und schwerlöslich in Luft gemacht; hinzukommende Feuchtigkeit oder durchströmende reinere Luft vermögen, besonders bei höherer Temperatur, einen Theil der absorbirten Stoffe wieder aus der Faser loszulösen und mit sich fortzuführen, ihn zu verdunsten.

Es ist aber eine viel größere Menge nachströmender Luft und viel mehr Zeit erforderlich, um das von der Wolle oder der Kleiderfaser einmal absorbirte Seuchengift wieder spurlos aus ihr zu entfernen, als nothwendig gewesen wäre, dasselbe Giftquantum, wenn es nicht von Kleidungsstoffen wäre aufgehalten worden, direkt aus der Luft des Krankenraumes zu entfernen. Es verhält sich hiermit genau so wie mit dem von den Ackererden absorbirten Ammoniak des Regenwassers; auch dieses wird trotz seiner sehr großen Löslichkeit, von dem nachströmenden Wasser nicht leicht mehr aus der Ackerkrume ausgewaschen.

Halten wir diese durch die Erfahrungen der Neuzeit bestätigte Analogie zwischen Seuchenabsorption durch Wolle und Kleider und Ammoniakabsorption durch die Ackererde des Alluvialbodens fest, so gelangen wir zur Aufstellung des Satzes:

> Es besteht vermöge der Absorption ein Parallelismus der Aufeinanderfolge zwischen Bewegung von Wolle und Lumpen einerseits und Bewegung der Pockenseuchen andrerseits; mit andern Worten: Die Bewegung von Wolle und Lumpen ist ein unveränderliches, positives und daher ein ursächliches Antezedens der Bewegungen der Pockenseuche — oder: die Pockenseuche ist — ähnlich wie die Krätze — eine Woll- oder Lumpen- (Hadern-) Krankheit. —

Es wird mir nicht schwer fallen, für dieses gleichmäßige zeitliche und örtliche Zusammengehen von Woll- und Lumpenpflege und Seuchenschwankungen aus der Geschichte der Textilindustrieen und der Kostümkunde sowohl wie aus den eigenen und aus fremden ärztlichen Beobachtungen der jüngsten Epidemien die genauesten Nachweise zu erbringen. Jede neue Seuche, jede kleinste Ortsepidemie zeigt uns, daß und wie und wo die Kurven des Ganges der Blatternseuche bis in's Detail gewissen Bewegungen der Wolle und der Kleider ꝛc. im Volke folgen, und daß gegen diesen Parallelismus zwischen Wolle und Seuche der Parallelismus zwischen Seuche und Nichtgeimpftsein nichts als eine müssige und lächerliche Spielerei ist.

*) Vgl. Dr. Ed. Heiden, Lehrb. d. Düngerlehre. 1. Bd. 3. Kap. — Bronner, Der Weinbau in Süddeutschland, Heidelberg 1836.

Wie Bonaparte 1797 die Italiener befreite.

Am 7. Februar 1797 schrieb ein junger schweizerischer Künstler aus Rom nach der Heimat: „Die Zerstörung ist hier fürchterlich, die schönsten Gemälde werden um Spottpreise veräußert. Ich habe aus der aldobrandinischen Kapelle für wenige Louisd'or einen da Vinci und einen Niederländer gekauft und hätte noch vieles ebenso billig haben können. Gar mancher hat sich bereichert; es wurde mir ein sehr schöner Annibale Carracci für 40 Scudi angeboten; je heiliger das Bild desto wohlfeiler . . . Ich war gestern auf dem Kapitol, wo es ganz verwünscht aussieht. Antinous steht mit einem hölzernen Kragen und mit dicken Handschuhen angethan, in einer Küche; der Aegypter ist in eine Kiste eingezwängt, mit den Füßen im Bock und steht auf dem Kopfe. Der sterbende Fechter läßt sich blos mit den Fußspitzen sehen und ist in Stroh emballirt; die schöne Venus ist bis an den zarten Busen in Heu begraben und zwischen Querhölzer hineingepreßt, doch ihr liebliches Gesicht blickt so beweglich aus dem Kasten, daß einem das Wasser in die Augen kommt. Flora steht mitten im untern Gang, ringsum eingepflöckt, und dennoch scheint es, als ob sie Freude dran hätte." Die Italiener mußten die „Freiheit", welche ihnen General Bonaparte brachte, zu einem fürchterlichen Preise bezahlen. Das Nähere erzählt mit rücksichtsloser Offenheit ein französischer Historiker, der ehrliche Lanfray. Schon die Proklamation, mit welcher Bonaparte die Soldaten seiner Armee anfeuerte, war sehr bezeichnend: . . . „Ihr werdet dort große Städte und reiche Provinzen, Ehre, Ruhm und Schätze finden. Ihr werdet es an Muth nicht fehlen lassen." Die Mannschaft verstand den Wink ihres — Räuberhauptmannes so gut und kam demselben in so haarsträubender Weise nach, daß zuletzt

die äußerste Strenge angewandt werden mußte. In den obern Kreisen trieb man's ebenso gemein, nur in pfiffigerer Form. Das Direktorium schrieb an Bonaparte: „Wenn uns Rom bereitwillig entgegenkommt, so verlangen Sie vor allen Dingen, daß der Papst öffentliche Gebete für unsere Waffen veranstalte. Einige der schönen Denkmäler dieser Stadt, ihre Statuen, Gemälde, Medaillen, ihre Bibliotheken, ihre silbernen Madonnen, ihre Glocken sogar mögen uns für die Kosten entschädigen, den der Besuch, den Sie ihr abstatten, verursachen wird." Ob die eigentliche Initiative zu diesen Räubereien vom Direktorium oder von Bonaparte ausging, läßt sich nicht genau feststellen. Lanfray neigt sich zu der Annahme, es habe vor Eröffnung der Campagne mündliche Abmachung stattgefunden. Jedenfalls fehlte es auf beiden Seiten nicht am guten Willen. — Bonaparte beeilte sich vor allem, von dem Vertreter Frankreichs in Genua Aufschlüsse über die Streitkräfte, sodann namentlich ein Verzeichniß der Gemälde, Statuen und Merkwürdigkeiten zu erlangen, die sich in Mailand, Parma, Bologna und andern Orten befanden. Dem Direktorium schrieb er: „Es wäre gut, wenn Sie mir drei oder vier namhafte Künstler schickten, um auszuwählen, was wir nehmen und nach Paris schicken sollen." Und aus Paris ging ihm die Antwort ein: „Die Gelder, in deren Besitz Sie gelangen, sind nach Frankreich zu schicken. *Lassen Sie in Italien nichts zurück, was die Verhältnisse fortzuschaffen erlauben und was uns nützen kann.*"

Der Herzog von Parma erkaufte den Frieden um 2,000,000 Lire, 1200 vollständig ausgerüsteten Pferde und 20 Gemälde; darunter war eines, welches er mit einer Million auszulösen sich erbot. Damit ja nichts übersehen werde und als wäre es nicht genug an den Schwärmen blutsaugerischer Commissäre, erfolgte durch ein Dekret die Ernennung besonderer Agenten, welche der Armee zu folgen hatten, und denen weiter nichts oblag, als „in eroberten Städten die Gegenstände der Kunst und Literatur auszulesen, welche nach Frankreich geschafft werden sollten." Ja, um mit dem Akt noch einen wahrhaft blutigen Hohn zu verbinden, ward ein eigener Paragraph aufgestellt, welcher bestimmte, daß die Stadt, an welcher die Erpressung verübt wurde, nöthigenfalls auch Wagen und Pferde für den Transport der Gegenstände zu liefern habe. Die Werke der Kunst und Wissenschaft, auf die man es vornehmlich abgesehen, waren in dem erwähnten Dekret theilweise aufgezählt. Nicht nur Bilder, Statuen und Manuscripte, sondern auch mathematische Instrumente, Karten und Maschinen verlangten die brutalen Machthaber Frankreichs. In der Lombardei wurden Luxuspferde als Kunstgegenstände weggeschleppt. Zwei pariser Gelehrte, Monge und Berthollet, plünderten für ihren botanischen Garten die Sammlungen von Pavia und Bologna.

Der Marineminister Truquet machte Bonaparte auch aufmerksam auf die in der Romagna und in den neapolitanischen Provinzen in Beschlag zu nehmenden Vorräthe an Nutzholz, Hanf und Segeltuch; ja er hatte sogar die riesige Frechheit zu schreiben: „Gönnen wir Italien das stolze Bewußtsein, zu dem Glanze unserer Nation beigetragen zu haben. Ich glaube, daß wir mit dieser Maßregel den Wünschen der zahlreichen Patrioten jener Länder entgegenkommen, die eine edle Befriedigung darin finden, zu der Ausrüstung und den Erfolgen der republikanischen Heere mitwirken zu können." Wahrlich, die Herren Direktoren haben die in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesuchten Vorbilder nahezu erreicht. — Ein Schreiben Bonapartes an's Direktorium, datirt vom 19. Februar 1797, mag die Serie unserer Mittheilungen schließen: „Die Kommission von Gelehrten hat in Ravenna, Rimini, Pesaro, Ancona, Loretto und Perugia eine sehr reiche Ernte gehalten. Alles wird schnellstens nach Paris gebracht werden. Mit den Sachen, die man aus Rom schicken wird, haben wir dann — mit Ausnahme einiger Dinge in Turin und Neapel — alles was sich Schönes in Italien befindet."

„Diese Art der Plünderung," sagt Lanfray, „die seit der berüchtigten Einnahme Corinth's durch die Römer nicht ihres gleichen gehabt, hat vielleicht — und mit Recht — am meisten dazu beigetragen, die Völker gegen uns aufzustacheln, denn ihnen die Werke des Genius entführen, hieß gleichsam sie ihrer Vergangenheit und ihres Ruhmes berauben. Alle Eroberer hatten Italien diese Andenken seiner Geschichte gelassen, die einzigen Ehrenzeichen, deren es sich damals dem Auslande gegenüber rühmen konnte. Seinen Befreiern kam es zu, ihm dieselbe zu entreißen." Es soll indeß nicht verschwiegen werden, daß eine Anzahl französischer Künstler in einer an's Direktorium gerichteten Eingabe gegen den vandalischen Vorgang protestirten. Selbstverständlich umsonst. Thibeaudaud führt in seinen Memoiren aus der Zeit des Direktoriums aus, nur Feinde des französischen Ruhmes, vergrillte Gemüther und Fanatiker können sich zu einer derartigen Einsprache verirren; die Truppen hätten ja das Recht besessen, die Bilder zu verbrennen und die Statuen zu zertrümmern! . . . .

„Wollte der Himmel", klagte der junge Schweizerkünstler in einem zweiten Briefe, „die Franzosen hätten, statt sich damit zu begnügen, die Italiener arm zu machen, die Ketten zerbrochen, mit denen das unglückliche Volk an ein eisernes Joch geschmiedet ist, unter welchem es zur Erde sinkt; hätten sie, wie sie konnten, die Wolken vertrieben, aus welchen ein giftiger Nebel auf alles herabfällt, was Genie und Talent heißt; hätten sie wenigstens die Quelle eröffnet, welche der päpstliche Segen und St. Peter's Fischerring zugesiegelt hat und aus denen allein man Mittel gegen künftiges Elend und Armuth schöpfen könnte; hätten sie unsere Inquisition vertilgt, dann würde sich bald gezeigt haben, welch' milde Tugenden dieser Himmel hat. Zu unedel und zu klein, dies zu thun, belasteten sie das Volk mit dreifachen Ketten, um ihren Glanz auf solche Ruinen zu bauen."

Die Nemesis ist eingetroffen. Noch 1870 hat Frankreich für den Verrath an der Revolution von 1789 gebüßt. N. N.

Michel Angelo. (Seite 16.) Unter den italienischen Künstlern des 15. und 16. Jahrhunderts ragt als einer der bedeutendsten Michel Angelo Buonarotti hervor. Gleich groß als Bildhauer, Maler und Baumeister, hat er auf den verschiedenartigsten Gebieten der Kunst großartige Werke geschaffen, die noch heute die höchste Bewunderung verdienen. Er stammte aus dem Geschlechte des Grafen von Canossa und wurde 1474 zu Setignano im Florentinischen geboren. In den Schulen der Maler Franc. Granacci und Dom. Ghirlandajo bildete er sich zum Maler aus, übertraf aber nach wenigen Jahren nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Lehrer. Bald aber wandte er sich der Plastik zu. Der kunstsinnige Herzog Lorenzo di Medici nahm den jungen vielversprechenden Künstler in die von ihm errichtete Kunstakademie auf, wo er neben der Bildhauerkunst auch noch eifrig sich dem Studium der Wissenschaft hingab. Vor allem war aber der Aufenthalt an dem florentiner Hofe von größtem Einflusse auf die Entwicklung des Künstlers. Lorenzo di Medici, einer der geistvollsten und kunstsinnigsten Fürsten seiner Zeit, hatte seinen Hof zum Mittelpunkt des künstlerischen und literarischen Lebens in Italien gemacht. Der Umgang Michel Angelo's mit den dort versammelten Gelehrten, namentlich mit Poliziano und Pico della Mirandola, sowie mit Lorenzo selbst, dessen täglicher Tischgenosse er war, förderten die Vielseitigkeit seiner Bildung ungemein. Bei aller Vorliebe für die Plastik gab Michel Angelo die Malerei doch nicht auf. Neben seinen plastischen Kunstwerken sind auch noch einige Temperabilder, die er während seines Aufenthaltes in der florentiner Bildhauerschule malte, vorhanden. Als nach Lorenzo's Tode (1492) die in Florenz ausbrechenden Unruhen dem künstlerischen Leben und Treiben am Hofe der Mediceer ein Ende machten, gewährte der Prior der Kirche, S. Spirito, dem Künstler einen Zufluchtsort im Konvent und gab ihm auch Gelegenheit zu dem für seine Kunst so nothwendigen Studium der Anatomie, indem er ihm menschliche Kadaver zum Zergliedern verschaffte. Im Jahre 1494 verließ Michel Angelo Venedig und ließ sich in Bologna nieder, kehrte aber 1496 nach Florenz zurück. Unter seinen Kunstwerken aus dieser Zeit sind besonders der schlafende Cupedo und der Bacchus hervorzuheben, welch' letzteren er in Rom, wohin er von dem kunstsinnigen Kardinal Raphaele Riario berufen war, verfertigte. Ein anderes Meisterwerk dieser Zeit ist die Madonna mit dem todten Christus (Pietà) im St. Petersdom zu Rom. Wenn schon diese Kunstwerke den Namen des Künstlers überall bekannt machten, so erstieg er doch erst nach seiner Rückkehr nach Florenz die höchste Stufe des Künstlerruhms in seinem Wettstreite mit Leonardo da Vinci, der zu der Entstehung des Kolossalstandbildes Davids, das nachher vor der Pforte des Justizpalastes zu Florenz aufgestellt wurde, Veranlassung gab. Bei der Thronbesteigung des Papstes Julius II. eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis in Rom. Der Papst trug dem Künstler den Entwurf zu einem Grabmal auf. Nach kurzer Zeit trat der Künstler mit einem Entwurfe auf, der an Großartigkeit und Vollendung selbst die bis dahin bekannten Denkmäler des Alterthums übertraf. Leider ist dieser geniale Entwurf nur in sehr verkleinertem Maßstabe zur Ausführung gelangt und erst lange nach des Papstes Tode 1545 ist das Kunstwerk in der Kirche San Pietro ad Vincula in Rom aufgestellt. Den vorzüglichsten Schmuck dieses Kunstwerkes bildet die Statue des Moses. Unter seinen Kunstwerken

sind noch besonders seine Freskomalereien in der sixtinischen Kapelle hervorzuheben, besonders sein Weltgericht, eines seiner genialsten Werke. In seinen späteren Lebensjahren nahm ihn die Baukunst fast ausschließlich in Anspruch. Papst Paul III. übertrug ihm nämlich nach Sangello's Tode 1546 die Leitung des Baues der Peterskirche. Er verwarf den Plan Sangello's und führte den Bau nach seinem Plane aus, trotz aller Hindernisse, die ihm entgegentraten. Am 17. Februar 1564, im Alter von 90 Jahren, starb er, umgeben von seinen Schülern und Verwandten. Ntr.

Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth. Ein Stück Geschichte der orientalischen Frage zeigt uns unser Bild auf Seite 17. Der Held des Stückes, der freilich auf unserem Bilde nicht dargestellt ist, war Graf Niklas von Zriny, der berühmte Feldherr Kaiser Ferdinands I., der sich besonders gegen die das Reich öfters beunruhigenden Türken auszeichnete. Für seine kriegerischen Verdienste ernannte ihn Ferdinand in den kriegerischen Wirren in der Mitte des 16. Jahrhunderts zum Oberbefehlshaber der Mannschaften am rechten Donauufer und übergab ihm die Veste Szigeth, welche er mit der darin liegenden Besatzung von 2500 Mann im Jahre 1566 auf das tapferste vertheidigte. Jeder Sturm, den der Sultan Soliman mit ungeheurer Uebermacht auf die Feste unternahm, ward von dem kühnen Zriny zurückgeschlagen; auch alle Versuche, durch Ehren und Landschenkungen den tapfern General abtrünnig zu machen und zu bestimmen, die kleine, aber wichtige Festung zu übergeben, schlugen dem Sultan fehl. Als man ihm drohte, seinen angeblich von den Türken gefangenen Sohn zu enthaupten, da vermochte auch dieser Schreckschuß nichts über den treuen Zriny. Als aber die Türken, nachdem der Sultan Soliman gestorben war, darauf verfallen waren, durch Beschießung mit brennenden Pfeilen die Veste in Flammen zu setzen, und ihnen das mit den äußeren Schloßtheilen bereits gelungen war, sah Zriny ein, daß der Fall des Platzes unvermeidlich war. Mit seinen 600 Getreuen, selbst nur mit Helm und Schwert bewaffnet, zog er zum Burgthor hinaus, um schon auf der Schloßbrücke, von drei Kugeln durchbohrt, den Tod zu finden. Die Seinen wurden theils erschlagen, theils in die Burg zurückgetrieben. In den Kellerräumen, wo die Pulvervorräthe sich befanden, hatte Zriny Lunten legen lassen, welche nun ihre Schuldigkeit thaten, als eine Masse Feinde in die Veste eingedrungen waren. 20,000 Feinde hatten bei den Ausfällen Zriny's und der Schlußkatastrophe, als die Burg in die Luft gesprengt wurde, ihren Tod gefunden. Nach der Darstellung in dem Drama Körner's legte die Frau Zriny's die Brandfackel an die Pulverfässer, und diese Situation ist es, die dem Künstler den Vorwurf gab zu unserem Bilde. Schon dringen zu der Thüre des Kellers die Türken ein, da, in dem Momente der äußersten Gefahr steckt die vom Dichter als ihres heldenhaften Gatten würdig dargestellte Gattin Zriny's den Brand an, um sich und zugleich die eindringenden Feinde unter den Trümmern der Festung zu begraben. wt.

Aus der „guten alten Zeit". Wir bringen hier einen Auszug aus der Chronik der Stadt Nürnberg während ihrer Blütezeit in den Jahren von 1330 bis 1674. Derselbe gönnt unsern Lesern einen tiefen Einblick in die Zustände der vielerwähnten guten, alten Zeit: 1330 hat der Rath zu gemeiner Stadt Gesetzbuch folgende Ordnung zu bringen befohlen: Man soll hinfüro keine Braut, die man hingelobt, in eine Kammer bringen und zuvor besehen lassen; bei Straf fünf Pfund Häller. — Am Hochzeittag sollen nicht mehr mit zur Kirche gehen, als sechs Männer und sechs Frauen, somit Braut und Bräutigam. — Auf den Hochzeiten und Kindtaufen soll man durchaus nichts schenken. — Niemand soll einige Wehr noch spitzig Messer tragen, ausgenommen der Landrichter, der Waldstromer, der Forstmeister und der Schultheiß mit ihrem Gesind' und die Büttel. — Die Schuhmacher sollen ihre gemachten Schuhe nicht in ihren Häusern oder Bänken, sondern in einem sonderbaren dazu erbauten Hause verkaufen. Im Jahr 1342 ist gemeine Stadt nichts schuldig gewesen, und in Vorrath geblieben an Herrschaft 12 Pfund. Im Jahr 1343 ist das Gesetz gemacht worden, kein Bürger soll seinen Bart mehr tragen, dann vier Wochen auch die Haare nicht mehr an der Stirn scheiteln. Wer das überfahrt und darum gerügt wird, der soll vier Wochen fünf Meil von der Stadt sein, ohne Gnad. Im Jahre 1368 hat man angefangen die Stadt zu pflastern. Zu Eingang des Jahrs 1413 haben bei währendem Winter die Wölfe in der Landschaft um Nürnberg großen Schaden gethan. Graf Ludwig zu Oettingen hät dem Rath, auf dessen Begehren, etliche Hunde und einen Knecht geliehen, durch deren Hülfe etliche Wölfe gefangen worden. Der Rath hat dem Grafen deswegen ein Denkschreiben übersendet, worin gemeldet wird, daß ein Wolf gefangen sei, den man für den rechtmäßigen schuldigen achte. (Anm. des Chronisten: Aus welchem zu vermuthen, daß man es vielleicht für eine Zauberei gehalten.) — Im Jahr 1452 kam Johannes Capistranus, ein Barfüßermönch und Cardinal, auch der Rechten Doktor, der als päbstlicher Missionar Teutschland durchreisete, allhier und predigte das Kreuz wider die Türken. Er redete lateinisch und ein Priester seines Ordens erklärte es dem Volke in deutscher Sprache. In seiner Strafpredigt befahl er auch die Schlitten, spitzigen Schuhe, großen Wulsthauben, Breispiele, Würfel und Karten zu verbrennen. Hierauf wurden am Tage St. Laurentii 76 Schlitten, 3640 Bretspiele, 40,000 Würfel und viele Karten auf öffentlichem Markte verbrannt. Dieser Capistranus soll mit seinem Gesellschafter Robert de la Lie für Ablaßbriefe 113,000 Dukaten aus Teutschland nach Rom zurückgebracht haben. — Im Jahre 1469 wurden einem Färbergesellen wegen falschen Spielens die Augen ausgestochen. — Im Jahre 1476 entstand im Land zu Franken zu Niclashausen an der Tauber eine große Wallfahrt zu einem Hirten Hännslein Pfeiffer. Der stand auf und predigte dem Volk an den Feyertägen. Es entstand von allen Orten her ein großer Zulauf vom Pöbel zu diesem Hirten, ihrem Heiligen, denn er predigte wider die Pfaffen, tadelte deren Leben und sagte, man solle der Obrigkeit weder Zoll noch Geleitsgeld geben, alle Wälder und Wasser wären jedermann frey. Er gab vor, die Jungfrau Maria habe ihm solches offenbaret und rede oft mit ihm. Der Bischof von Würzburg schickte bald Späher nach Niclashausen, welche diesen Hirten gefangen nach Würzburg führten, wo er alsdann verbrannt wurde. — Der Rath zu Nürnberg hatte seinen Unterthanen bey großer Strafe verboten, dahin zu wallen oder zu laufen. Hierüber erhielten sie auch ein großes Lob vom Pabst Sixtus laut eines päbstlichen Breve, das unter dem Fischerringe an sie erging. — Im Jahre 1486 hat Pabst Innocenz der Achte die Freiheit ertheilt, daß neben den Töchtern der Bürger und Inwohner auch andere Weibspersonen, die nicht zu Nürnberg geboren, in die dasigen Nonnenklöster dürften eingenommen werden, weil die gebornen Bürgerinnen gewöhnlich so zarten Leibes, daß sie keiner Arbeit vorstehen mögen. — In demselben Jahre geschahe es, daß, als Kaiser Maximilian der Erste, als er wollte von dem Reichstage hinwegreiten, fielen ihm die Handwerksleute daselbst, die ihm Kriegsrüstung und andere Waffen verfertigt hatten, in den Zaum und verlangten ihre Bezahlung. Die Forderung belief sich auf 8000 Goldgulden. Der Kaiser hoffte, daß der Rath diese Schuld bezahlen sollte und nahm sehr ungnädig auf, als er sich dessen weigerte. — Im Jahre 1512 schrieb Kaiser Maximilian von Landau aus nach Nürnberg, daß man Albrecht Dürern dem Kaiser zu Ehren zu Nürnberg von allen Auflagen, Umgeld, Steuren befreyen sollte. Seit dem Jahre 1516 ließ ihm auch der Kaiser jährlich von seiner Stadtsteuer in Nürnberg 100 Gulden auszahlen. — Im Jahre 1539 wurde ein Geschlechter, mit Namen Vieland, mit dem Schwert gerichtet, nachdem er wegen des Hängens erbethen worden. Er hatte sich auf das Stehlen gelegt und sich dessen nicht mehr erwehren können, da er es doch nicht bedurfte. — Im Jahre 1548 ist der Kanzley durch den Rath befohlen worden, der kaiserlichen Majestät hinfür das Prädikat „Unüberwindlichst" zu geben, welches bis auf diese Zeit nicht im Gebrauch gewesen. — Im Jahre 1629 schickte Herzog August von Coburg dem Rath zwey junge Bären, die bei Sunnenberg in dem Wald gefangen worden. Der Rath schenkte ihm dagegen einen Elephantenzahn, 158 Pfund schwer. — Im Jahre 1653 wurde in der Vorstadt Wöhrd vor dem Rathhause ein Alraun verbrannt, den ein Dachdecker daselbst hinterlassen. — Im Jahr 1663 ist ein Haus am Zipfelshof abgebrochen und an einen andern Ort zu bauen befohlen worden, weil die Einwohner desselben schon bei vier Jahren vor dem Teufelsgespenst haben keine Ruhe haben können. — Im Jahre 1674 wurde die erste politische Zeitung unter dem Titel: „Teutscher Kriegs-Curier" zu Nürnberg gedruckt. H. L.

Sokrates über die Arbeit. In glänzender Klarheit hebt vom Dunkel des barbarischen Alterthums die griechische Welt sich ab. Ein dunkeler Fleck aber trübt ihr lichtvolles Kleid, die Sklaverei, die auch in Griechenland ihre Stätte gefunden und in den herrschenden Klassen den gleichen Abscheu gegen die Arbeit erweckt hatte, der auch unsere Gesellschaftsregenten beseelt. In dem folgenden Zwiegespräche zwischen dem berühmtesten Weisen des Alterthums Sokrates und dem Aristarchos, das uns Xenophon überliefert hat, sehen wir Sokrates ein Urtheil über die Arbeit und den Werth des Menschen abgeben, das auch für unsere Zeit von großem Interesse ist. Sokrates, so erzählt Xenophon, bemerkte einst, daß Aristarchos, einer seiner Freunde, sehr bekümmert aussah. Lieber Aristarchos! sprach er, dich scheint etwas zu drücken, und was uns drückt, das müssen wir unsern Freunden mittheilen. Vielleicht können sie dir deine Bürde erleichtern. Ja wohl, lieber Sokrates, erwiderte Aristarchos, befinde ich mich in einer großen Verlegenheit. Denn seitdem der hiesige Aufstand eine Menge von Bürgern genöthigt hat, im Piräus ihre Sicherheit zu suchen, haben sich meine verlassenen Schwestern und Geschwisterkinder in einer solchen Anzahl zu mir geflüchtet, daß in meinem Hause nicht weniger als vierzehn Personen sich befinden, die Sklaven nicht mitgerechnet. Die Güter bringen uns nichts ein, denn diese hat die Gegenpartei in Beschlag genommen; die Häuser auch nichts, weil fast niemand in der Stadt ist. Möbel will niemand kaufen und Geld auf Borg findet man nirgends; eher würde man es, glaube ich, noch auf der Straße finden. Nun ist es freilich hart, lieber Sokrates, seine Verwandten schmachten zu lassen; aber ihrer so viele in den jetzigen Umständen zu ernähren, ist durchaus unmöglich. — Nachdem Sokrates ihn angehört hatte, sagte er: Wie mag es denn wohl immer zugehen, daß Ceramon, der eine Menge Menschen zu ernähren hat, nicht nur für sich und sie alle die nothwendigen Bedürfnisse bestreiten, sondern noch so viel zurücklegen kann, daß er reich wird, und daß du in dem nämlichen Falle besorgen mußt, aus Mangel an dem nöthigen mit den deinigen allen zu verhungern? — Ja, sagte Aristarchos, das macht, er hat Sklaven, ich hingegen freigeborene

Menschen zu ernähren. — Und welche hältst du denn für tauglichere Menschen, deine Freigeborenen oder des Ceramon Sklaven? — Ganz natürlich meine Freigeborenen. — Und ist es denn nicht eine Schande, daß er mit den Schlechtern reich werden kann, und du mit den tauglichern dir nicht zu helfen weißt? — Ei nun, er hat Handwerker zu versorgen, ich Leute von guter Erziehung. — Sind denn nicht, sprach Sokrates, Künstler und Handwerker Leute, welche etwas Brauchbares zu verfertigen wissen? — Allerdings. — Und Gerstengraupen sind zum Beispiel etwas Brauchbares? — Freilich. — Und Brod auch? — Unstreitig. — Und Kleidungsstücke für beiderlei Geschlechter; zum Exempel: Unterkleider, Oberkleider, Brusttücher? — Unstreitig alles brauchbare Sachen. — Nun denn! wissen deine Leute von alledem nichts zu verfertigen? — Doch! ich sollte denken, sie können das alles. — Aber weißt du denn nicht, daß Stausicydes von einem einzigen dieser Zweige, nämlich von der Zubereitung der Gerstengraupen, nicht nur sich und sein Gesinde nährt, sondern auch Herden von Schweinen und Rindern füttert, und dabei noch soviel zurücklegt, daß er im Stande ist, dem Staat außerordentliche Beiträge zu liefern? daß Ciribos von der Brodbäckerei sein ganzes Haus versorgt und auf einem sehr guten Fuß lebt? und so Demebos von Colyttos von Verfertigung der Oberkleider, Menon von Ueberröcken, und eine Menge Megarenser von Brusttüchern? — Das glaube ich. Die haben gekaufte Barbaren, welche sie zum Arbeiten anhalten können. Da läßt sich's gut machen. Meine Leute hingegen sind Freigeborene und Verwandte. — Du meinst also, weil sie freigeborene Leute und deine Verwandten sind, so schicke es sich für sie nicht, etwas anderes zu thun, als zu essen und zu schlafen? Oder dünkt dich, daß andere Freigeborene, welche es so machen, besser daran seien, und ein göttlicheres Loos haben als diejenigen, welche ein nützliches Geschäft verstehen und es treiben? Oder findest du, daß Trägheit und Fahrlässigkeit in Erlernung und Aufbewahrung nöthiger Kenntnisse, zur Befestigung der Gesundheit und Stärke, zur Anschaffung und Sicherstellung der Lebensbedürfnisse zuträglich seien, und daß hingegen Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit zu nichts nützen? Und haben sie denn das, was sie nach deiner Aussage können, in der Meinung gelernt, daß es für das Leben keinen Nutzen habe, und mit dem Vorsatz, nie davon Gebrauch zu machen; oder nahmen sie sich vor, sich damit zu beschäftigen, und erwarteten davon einen sichern Vortheil? Wer wird endlich eher an eine sittsame und ordentliche Lebensart gewöhnt, der Träge, oder der, welcher sich mit etwas Nützlichem beschäftigt? Wer eher die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllen, der Arbeitsame oder der Müssiggänger, welcher sich ängstlich nach den Bedürfnissen des Lebens umsehen muß, und darum verlegen ist, woher er sich die nöthigen Bedürfnisse herbeischaffen soll? So wie die Sachen nun stehen, kannst du, wie ich denke, eben so wenig ihnen gut sein, als sie dir. Du ihnen nicht, weil du denken mußt, daß sie dir Kosten verursachen; sie dir nicht, weil sie es fühlen, daß sie dir zur Last sind. Daher steht zu besorgen, daß ihr euch gegenseitig noch mehr entfremdet, und daß die Erkenntlichkeit für ehemals geleistete Dienste sich verringern werde. Wenn du sie hingegen in Thätigkeit setzest, so wirst du sie lieb gewinnen, weil du siehst, daß sie dir Nutzen schaffen, und sie werden dich hinwieder lieben, weil sie merken, daß du Freude an ihnen hast. Man wird sich der vorigen Wohlthaten mit Vergnügen erinnern; die Empfindung des Dankes wird noch lebhafter, und damit zugleich ener Verhältniß freundschaftlicher und so zu sagen häuslicher werden. Wenn sie sich mit einem niedrigen Gewerbe abgeben müßten, so wäre es freilich besser für sie, nicht zu leben. Aber sie besitzen ja, nach deiner Aussage, sehr rühmliche Geschicklichkeiten, die ihrem Geschlechte vorzüglich anstehen. Und was sie können, das wissen sie alle leicht und behende und mit guter Art und so zu thun, daß es ihnen selbst Freude macht. Laß es also nicht anstehen, sie zu einer Beschäftigung aufzufordern, welche dir sowohl als ihnen selbst nützlich ist. Du darfst nicht zweifeln, daß sie dir willig entsprechen werden. — In der That, sprach Aristarchos, was du da sagst, lieber Sokrates, das gefällt mir sehr wohl. Bis dahin wagte ich es nicht, Geld aufzunehmen, weil ich wußte, daß ich es aufbrauchen würde, ohne es jemals wieder zurückgeben zu können. Nun aber habe ich Lust, es zu thun, um Hand an's Werk legen zu können. — Sogleich wurde das Nöthige veranstaltet und angekauft. Man frühstückte unter der Arbeit, und erst nach Vollendung derselben hielt man Mahlzeit. Die vorher finstern Mienen erheiterten sich bald. Man warf sich keine Seitenblicke mehr zu, sondern sah einander fröhlich in's Gesicht. Sie liebten ihn als ihren Versorger; er sie als nützliche Hausgenossen. Einst kam Aristarchos voll Freuden zu Sokrates, um ihm das alles zu erzählen. Aber, setzte er hinzu, sie werfen mir immer vor, ich sei der einzige im Hause, welcher esse ohne zu arbeiten. Ei, sprach Sokrates, so erzähle ihnen denn die Fabel vom Hund: — „Als die Thiere noch reden konnten, so heißt es, da sprach das Schaf zum Hirten: Seltsam, wir geben dir Wolle, Lämmer und Käse und uns gibst du nichts, als was wir auf der Trift finden. Dem Hunde hingegen, von welchem du dergleichen nicht hast, theilest du von deiner eigenen Speise mit. Und zwar mit Recht, sagte der Hund, welcher das hörte. Denn ich bin's ja auch, der euch schützt, daß euch weder Diebe stehlen, noch Wölfe rauben. Wenn ich euch nicht bewachte, so könntet ihr wegen steter Todesfurcht nicht einmal weiden. Auf dieses hin, sagt man, ließen die Schafe dem Hunde das Vorrecht unbestritten." So sage nun deinen Verwandten, du seiest gleich dem Hunde in der Fabel ihr Hüter und Beschützer. Dir haben sie es zu danken, daß sie von niemanden gekränkt, sicher und froh bei ihrer Arbeit leben können. — Wir unterlassen es, an diese Erzählung, die uns Xenophon übermittelt, irgend einen Kommentar zu knüpfen.

C. L.

Blitzableiter im Alterthum. Auf die Erfindung des Blitzableiters braucht die Neuzeit keineswegs stolz zu sein. Schon die Alten kannten den Einfluß der Metalle auf den Blitz und wandten sie zum Schutz gegen Blitzschaden an. So ist, wie Dr. Munk in den „Annalen der Physik und Chemie" mittheilt, im Talmud Tosefta Sabbath XII. zu lesen: „Wer ein Eisen stellt zwischen Geflügel, übertritt das Verbot der Nachahmung heidnischer Sitten; zum Schutze vor Blitz und Donner ist das jedoch zu thun erlaubt." Man hat also im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. eine Art der Blitzleitung mit Hülfe von Metallen bereits gekannt. Aber noch viel tiefer ins Alterthum hinein muß die Bekanntschaft mit den Blitzableitern reichen. Nach Dümichens „Baugeschichte des Denderatempels" haben schon die Aegypter hohe, an ihren Spitzen mit Kupfer beschlagene oder vergoldete Mastbäume neben ihren Stadtthoren oder an Tempeln als Blitzableiter errichtet, „um zu brechen das aus der Höhe kommende Unwetter." In der Nacht des Mittelalters ist dann auch die Kenntniß des Blitzableiters wieder verloren gegangen, um von Benjamin Franklin von neuem verbreitet zu werden.

G.

Abschied. Von Moritz Rosenstein.

Noch liegt die Welt in nächtig stummer Ruh' —
Die Blumen schlummern noch in stillem Reigen,
Und traumbefangen ihre Wipfel neigen
Die Linden dort der nahen Quelle zu.
Ade!

Noch einmal laß mich dir in's Auge sehn
Und von der Wange dir die Thräne küssen —
Schon fällt der Thau auf's weiche Rasenkissen,
Ein kühler Hauch hebt flüsternd an zu wehn.
Ade!

Das Frühroth dämmert schon im Morgengrau'n,
Durch Nebelflor bricht es sich seine Bahnen —
Der laute Tag darf unser Glück nicht ahnen,
Nur stille Nacht soll unser Kosen schau'n —
Ade!

Silbenräthsel.

Aus folgenden 36 Silben sollen 17 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines großen Gelehrten und Socialisten der Neuzeit, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Werk desselben ergeben. Die Silben lauten: **a, ar, an, dan, don, den, du, eu, ent, fa, ju, ker, la, las, li, litz, lon, mas, mon, nan, nau, ni, ni, no, pe, rac, ret, sa, stre, ter, tig, tik, ti, tiv, ton, wurf.** Bedeutung der Wörter: 1) ein Seemannsmaß; 2) eine von den 9 Musen; 3) ein Küchengewächs; 4) ein französischer Revolutionär von 1789; 5) ein Monat; 6) Fremdwort für Schifffahrtskunde; 7) ein spirituöses Getränk; 8) ein weiblicher Vorname; 9) ein berühmter französischer Romanschriftsteller; 10) eine Stadt in England; 11) ein Fluß in Italien; 12) Fremdwort für Gestell; 13) eine Stadt in Mecklenburg; 14) ein Metall; 15) eine Farbe; 16) Name des deutschen Reichsquaselpeters; 17) deutsches Wort für Skizze.

Korrespondenz.

Hamburg. F. L. Wir konnten in dieser Nummer die Anleitung zum Schachspiel noch nicht bringen, weil uns der Raum zu knapp wurde; dafür aber in der nächsten!

Berlin. W. A. L. Die Mittheilungen Ihres Briefes nehmen einen Anlauf, wie der Vorsatz zur „That" bei dem Scheffelschen Etruskerfürsten Pumpus v. Perusia, und laufen auch auf etwas Aehnliches hinaus. Damit Sie in künftigen Fällen mit dem Helden v. Perusia in Versen zu schreiben vermögen, sei den einschlagenden Strophen Scheffels hier ein Plätzchen gegönnt:

Doch eine That, ich schwör's, sei itzt von mir gethan,
Wie sie die blöde Welt sich nicht im Traume denkt!
Gräßlich und kalt . . . mein Name soll zur Nachwelt noch
Durch diese That sich überpflanzen, schreckenvoll;
So wahr ich hier an diesem Priestergrabe steh,
Ich — Pumpus von Perusia — der Etruskerfürst.

Die Welt war damals harmlos noch. Man kannte nicht
Des bürgerlichen Rechtes vielverschlungnen Pfad,
Und selbst der Greis im Silberbart, er wußte nicht
Die Antwort auf die Frage, was ein Darlehn sei.
Doch jenen Tags ward im Wald von Suessulä
Zum erstenmal, seit daß die Welt geschaffen stand,
Ein Held von einem andern Helden — angepumpt!

Jagen Sie uns künftighin, lieber Hr. W. A. L., durch Wendungen, „Sie müssen mir beistehen, mir helfen," keinen so großen Schrecken ein, wenn Sie nichts weiter wollen, als ein paar Bücher, die wir leider gar nicht besitzen. Sie werden indeß doch jedenfalls einen Freund haben, der Student ist oder sonstwie mit der Universitätsbibliothek oder einer andern öffentlichen Büchersammlung in Verbindung steht — der kann Ihnen das Gewünschte ganz leicht und sofort beschaffen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Jonas Wallfisch besaß blaue Augen, still und ernst blickend, die nur zuweilen etwas — es muß gesagt werden — schöpsartiges hatten, dazu flachsblondes Haar, ein ewiges Lächeln auf den schmalen Lippen und die Ungelenkigkeit eines jungen Jagdhundes in jeder Bewegung.

Dafür war Jonas Wallfisch, der Sohn eines armen Schullehrers, auch ein sogenannter „Musterknabe" und der Herr Pastor sagte in der Kinderlehre mehr als einmal: „Der Jonas ist zwar ein blitzdummer Junge, aber ich wollte, Ihr wäret alle so!"

Ja, er war unschuldig und tugendhaft und dies sogar noch als Student, da er schon aus dem Borne des Wissens schöpfte und eine rechtschaffene Kneiperei nur dem Namen nach kannte.

Jonas wohnte nach dem Ableben der armen alten Wallfische bei seiner Tante in der nahen Universitätsstadt. Die Frau war ebenso reich, als prüde und bigott.

Er war ihr Erbe und zwar sollte er das beträchtliche Vermögen der Alten aus der Hand ihrer Tochter, einer kleinen aber hübschen Heiligen, erhalten, letzteres freilich nur in dem Falle, daß er tugendhaft und enthaltsam blieb, die Betstunden und Conventikel fleißig besuchte, nur fromme Lieder sang und stets von der Ansicht ausging, daß ein Wirthshaus — wenn auch nicht geradezu eine Hölle, doch die Kapelle sei, welche sich, der Volksmeinung nach, der Teufel baut, wenn dem Herrgott eine Kirche gegründet wird.

Täglich rief ihm die alte Betschwester mit warnend erhobenem dürren Zeigefinger zu: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht —" Cousine Margarethlein schlug dazu die frommen Taubenaugen nieder und bat ihn nur „schlechte Gesellschaft" zu meiden.

Unter letzterer verstand sie besonders zwei alte Corpsburschen, die sich vorgesetzt hatten, der Unschuld des Jonas Wallfisch Fallen zu stellen. Bisher allerdings vergebens, denn noch umschwebte den blonden Jüngling ein sicher auch blonder Schutzengel, mit weißen Flügelein an den Schultern und einer ungemein zähen Ausdauer begabt.

Jedenfalls war dieser — der Schutzengel — kein Freund des edlen Gerstensaftes oder anderer geistigen Getränke, denn allemal, wenn die „bösen Buben" den Jonas in die Stammkneipe lockten, gab ihm besagter Spiritus **familiaris** (wie Theophrastus Paracelsus sich ausgedrückt haben würde) einen moralischen Ruck im Gewissen, der sich wie ein elektrischer Schlag bemerkbar machte und stets ein krampfhaftes Protestiren und Ausreißen des Jonas zur Folge hatte. Endlich gaben die bösen Buben ihr Werk der Finsterniß auf; der eine aber, er hieß Kaspar und „war von je ein Bösewicht", brütete Rache.

Und es kam ein Tag, wo der Schutzengel des Jonas, vielleicht aus Langerweile über eine eben genossene Bibelstunde, welche 3 Stunden und 45 Minuten gewährt, so fest entschlafen war, daß er selbst dann nicht erwachte, als Jonas, der den besagten Kaspar unterwegs getroffen, in die Nähe der Teufelskapelle, alias Stammkneipe, genannt „Zum schwarzen Wallfisch von Ascalon", gelangt war.

Der Böse aber hatte einen unendlichen Durst in die Seele des Jonas gelegt und dies zwar diesmal nicht allein nach der Heiligkeit und Himmelsseligkeit, sondern ganz einfach nach irdischem Getränk. Aber auch die Neugier, diese Untugend, welche schon den Fall der Eltermutter verschuldet, plagte den strauchelnden Jüngling, und er fragte mit schüchterner Stimme den Gefährten, warum man gerade diesem Wirthshause einen so seltsamen Namen gegeben?

Ein Hohngelächter antwortete dem Erschrockenen.

„Du kennst nicht einmal unser Leiblied — o Du jämmerliche Wachspuppe! Du Spottgeburt — doch höre nun!" Und Kaspar begann:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,
Da kneipt ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag."

Jonas Wallfisch schwieg ganz still und lauschte wie ein Mäuslein, dann brach er in einen Strom entzückter Ausrufe aus und kicherte zuletzt wie eine Lachtaube.

Und der Engel schlief noch immer in Ermangelung einer anderen Beschäftigung. Wozu — frage ich — nützt nun solch' ein Schutzengel, wenn er just in dem Augenblicke, wo er um Gotteswillen wachen sollte, den Schlaf des Gerechten schläft?! Kaspar schwieg.

„Weiter!" drängte Jonas.

„So komm hinein; ich werde doch nicht auf der Straße singen, auf daß mich die Wache aufgreift? Komm, ein einziges Glas Bier wirst du doch trinken dürfen, und drinnen singe ich dir die übrigen Verse."

Also sprach der Versucher — und Jonas Wallfisch folgte ihm, und zwar nur aus literarischem Interesse, wie er sich oder vielmehr wie er dem immer noch schlafenden Schutzengel heuchlerisch versichertet.

Und drinnen sang Kaspar:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,
Da sprach der Wirth: „Halt an!
Der trinkt von meinem Baktrer-Schnaps,
Mehr als er zahlen kann!"

Jonas aber drängte wieder: „Weiter — weiter!" bekam jedoch nur diesen einen, richtiger gesagt zweiten Vers zu hören, trotz allen Bittens und Zuredens, denn mit teuflischer Ruhe verwies ihn Kaspar stets „auf morgen!"

Wenn aber wenig gesungen wurde, so ward umsomehr getrunken und Jonas kam sogar betrunken nach Haus. Wie zeterte die alte Betschwester über der Zeiten und des jungen Wallfisches Verderbniß!

Jonas gelobte zwar reuevolle Buße und Umkehr, schob auch alle Schuld auf die beflügelten, lässigen Schultern seines Schutzengels, dennoch konnte er selbst es nicht hindern, daß der Böse, ermuthigt durch den ersten Sündenfall, Besitz genommen hatte von seiner Seele. Tag und Nacht, wachend und träumend, sang, flüsterte und wisperte es vor seinen Ohren:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon rc. rc.", und nur um endlich diese innere Stimme zum Schweigen zu bringen, überschritt er wieder die Schwelle der Kapelle des Teufels und vernahm von Kaspars Lippen mit immer neuem Entzücken:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,
Da bracht' der Kellner Schaar,
In Keilschrift auf sechs Ziegelstein',
Dem Gast die Rechnung dar."

Diesmal verhehlte Jonas schon seinen Fehltritt, heuchelte in der Betstunde gewesen zu sein, und es gelang ihm sogar, die Tante zu belügen. Margarethlein jedoch traute ihm nicht, denn sie hatte vernommen, wie ihr Herzallerliebster kichernd und im Zimmer umherspringend, gleich einem jungen Böcklein, unaufhörlich vor sich hin gesungen hatte:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Da sprach der Gast: O weh',
Mein baares Geld ging alles drauf,
Im Lamm zu Niniveh!"

Und der böse Kaspar frohlockte. Höhnisch brüllte er an einem der folgenden Tage, als Mitternacht schon vorüber war, dem gefallenen Jonas zu:

„Ich schwarzen Wallfisch zu Ascalon,
Da schlug die Uhr halb vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland
Den Fremdling vor die Thür!

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon
Wird kein Prophet geehrt,
Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar, was er verzehrt!"

Nun kannte Jonas allerdings das ganze Lied, aber — aber diese Wissenschaft kostete ihn die Gunst der Tante und eine runde Erbschaft von 20,000 Thlr. — denn als der entartete Neffe der polternden Alten einst, um Mitternacht nach Hause kommend, mit heiserer Stimme die Früchte seiner Wirthshausstudien in Gestalt des Liedes vom schwarzen Wallfisch vorgetragen, flog er, geschleudert von ihrem, durch heilige Entrüstung gestählten Arm, aus der Stube und bald auch aus dem Hause — und saß nun in Wahrheit im schwarzen Wallfisch zu Ascalon, oder kürzer gesagt: in der Tinte.

Zwar hatte der Wirth, Herr Bummelmeier, keinen Hausknecht aus Nubierland, den Fremden vor die Thür zu setzen, aber auch er huldigte der Moral von Kaspars Leiblied:

„Und wer vergnügt dort leben will,
Zahlt baar, was er verzehrt."

Und so kamen sie denn, die Tage der Trübsal; Tante Ursula starb aus Gram und Gallsucht und hinterließ dem leichtsinnigen Neffen nichts als ihren Fluch — „und das alles um nichts — um Hekuba — um des Wallfisch-Liedes willen!" So rief Jonas und warf, wie einst Hans im Glück, auch dies letzte Besitzthum, nämlich den Fluch der Tante von sich, notabene, er gab ihn dem Wirth für allen genossenen Gerstensaft und Baktrerschnaps als Zahlung an.

Jonas fluchte auch dem bösen Kaspar, was ihm ebenfalls nichts einbrachte, und war tiefbetrübt; am allertraurigsten aber war ihm zu Muthe an dem Abende, wo er Abschied nehmen sollte von Margarethe.

Sie wenigstens sollte ihn nicht noch schlechter beurtheilen als unumgänglich nöthig war. Und der Geist kam über ihn und er schilderte mit ciceronischer Beredsamkeit und apostolischem Feuer, welcher Falle der Böse sich bedient habe, um seine arme, unschuldige Seele zu fangen, seine Lammesunschuld zu trüben.

Margareth hörte zu, bald mißbilligend das Mäulchen verziehend, bald mit halbem Lächeln und unter Kopfschütteln; als der reuige Sünder aber schluchzend ihre Hand ergriffen und nur noch auf ein Wörtlein der Vergebung harrte, da wisperte sie mit verlegenem Augenniederschlag:

„Aber wie kann denn ein bloßes Lied so gar viel Verderbliches gewirkt haben? Das glaube ich kaum — ich möcht' es indessen auch einmal hören."

Da war's ihm, als öffne sich der Himmel und St. Petrus stehe an der goldenen Pforte und halte ein riesiges Bierkrügel in der heiligen Rechten und tränke ihm, glückselig lächelnd, ein Smollis zu! Alle Erz- und Posaunen-Engel aber spielten und sangen begeistert im Chor:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon rc."

Und er sang mit und — mit seinem Singen hatt' er's ihr angethan!

Die Moral von der Geschichte aber ist, daß der Böse, selbst wenn ihm durch den kleinen Dienstfehler eines Schutzengels Macht gegeben über eine Menschenseele und er schon glaubt, dieselbe beim Wickel zu haben, doch schließlich noch geprellt wird um den Preis für seine Mühe.

So erhielt Jonas wenigstens, nachdem er sämmtliche sechs Verse des „schwarzen Wallfisch" der schönen Margareth gelehrt, zum Lohne dafür ihre Hand und mit dieser die Erbschaft der frommen Tante.

Aus Dankbarkeit aber gegen den Urquell seines Glückes, auch wohl aus eigener Neigung, beschloß Jonas die Gelehrsamkeit an den Nagel zu hängen, zog mit seinem jungen, hübschen Weibchen zurück in die Heimath und richtete in der Vaterstadt Dohlenwinkel ein gutes Wirthshaus ein, das er „zum schwarzen Wallfisch" benamsete.

Das Geschäft gedieh und blühte und mit ihm blühte und gedieh das Ehepaar und ein halbes Dutzend junge Wallfischlein. Jedem Stammgaste aber hatte der gesprächige Wirth in dem grünen Hinterzimmer seine Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte erzählt, wie eben jetzt auch dem Hofrath von Bartels.

Wir haben dem freundlichen Leser die Erzählung des Wirthes um so weniger vorenthalten, als nächst dem „Erbonkel" der „Schwarze Wallfisch" die interessanteste Persönlichkeit in Dohlenwinkel ist. Letzteres, ein kleines Städtchen, an der östlichsten Grenze des Herzogthums gelegen, von dessen Beherrscher dem Hofrath so übel gelohnt worden, bestand eigentlich nur aus einem Marktplatz, von dem aus mehrere winklige, enge Straßen ausgingen. Das Ganze ward umschlossen von einer halb zerfallenen Stadtmauer. Eine kahle, jedes landschaftlichen Reizes entbehrende Gegend bot sich dem Auge des Beschauers dar, der die Luft in den engen Straßen zu drückend fand und außerhalb der Stadtmauer zu athmen wünschte. Eine verstaubte Kastanienallee, in welcher die Dohlenwinkler zu lustwandeln pflegten, und ein schmaler Graben — sie nannten ihn Bach — der im Hochsommer nur mephitische Dünste verbreitete, an dessen Rändern aber Vergißmeinnicht wuchsen für zarte, liebende Herzen — dies waren so ziemlich die einzigen Naturschönheiten, welche die bescheidenen Kleinstädter, und dies auch noch in sehr homöopathischer Dosis genossen.

Das gemüthliche Plauderstündchen in der grünen Extrastube wurde durch die Meldung des Hausknechts, die gnädige Madame oben wäre fertig und ließe den Herrn Hofrath bitten herauf zu kommen, unterbrochen.

Herr Sebaldus erhob sich seufzend, reichte dem „Wallfisch" zwei Finger seiner rechten Hand und sagte:

„Das ist für mich auch ein saurer Gang, hab' den Bruder Jakob viele Jahre nicht gesehen, und da mag's schon sein, daß er noch wunderlicher geworden ist. Große Harmonie hat nie zwischen uns geherrscht. Nun, dte erheiternde Gegenwart der Damen, denk' ich, wird uns über die ersten peinlichen Momente weghelfen."

Der dicke Jonas machte zwar ein Gesicht, als sei er eher vom Gegentheil überzeugt, laut aber sprach er, den geschätzten Gast bis zur Thür geleitend:

„Gewiß, gewiß, kann ja gar nicht fehlen, wünsch' viel Glück zur ersten Visit', der Herr Jakob wird schon warten, wär' sonst wohl auf ein Morgenschöppchen hergekommen!"

* * *

Wir eilen der Familie v. Bartels voran in das graue, am Markte gelegene Erbhaus des Geschlechtes. Da das große Hausthor nur geöffnet wird, wenn auf einem Rollwagen die Waarenvorräthe anlangen, welche die „Firma" aus der nächsten Handelsstadt bezieht, so müssen wir über drei abgenützte Steinstufen in den Spezereiladen treten, um von hier aus durch eine Glasthür gleich auf den Treppenabsatz zu gelangen. Eine schmale, steile Treppe führt von da in den Oberstock des Hauses.

Hinter dem Ladentisch steht ein langer, blonder, schmalschultriger Mensch, dessen Alter schwer zu bestimmen ist, denn er gehört zu denjenigen, welche niemals jung gewesen sind.

Ein förmlich blödsinniges Lächeln verzieht den breiten Mund, während Herr Hans den eben der Tonne entnommenen Salzhäring in ein Stück Papier wickelt und der hübschen Käuferin darreicht. Dabei blinzeln aber die tiefliegenden grauen Aeuglein so schlau nach der Thür, daß der Ausdruck von Harmlosigkeit, den das langgezogene Gesicht sonst zu tragen scheint, dadurch Lügen gestraft wird.

Herr Hans ist bald wieder allein und reibt sich seine aufgelaufenen rothen Hände, als die nach dem Flur führende Glasthür geöffnet wird und ein häßlicher Weiberkopf mit einer enorm großen weißen Haube bekleidet, in der Spalte erscheint.

„Ach, ich dachte sie wären schon da," flüstert die heisere Stimme der Besitzerin des häßlichen Kopfes.

„Hm, lassen sich Zeit — sind ja vornehme Leute, Tante — Sie vergessen — „von" Bartels — kann ihnen gar nicht entgehen die Erbschaft — hi hi hi!"

In dem Moment mußte der junge Mann etwas erspäht haben, denn er winkte der Frau, die er „Tante" genannt, der häßliche Kopf verschwand und Herr Hans blickte wieder mit dem Ausdruck harmlosen Blödsinns auf seine rothen Hände nieder. Frau Gertrud aber, die Haushälterin, eilte, so schnell es ihre alten Beine erlaubten, die steile Treppe hinauf. Wir machen es ebenso und verfügen uns gleich in das Schreibzimmer oder „Comptoir", zu dem Senior des Hauses Bartels, dem viel erwähnten Erbonkel.

Herr Jakob sitzt hinter einem hohen, dünnbeinigen, alten Schreibpulte; die lange, magere Gestalt des Mannes ruht zusammengekrümmt in einem großen Lehnsessel. Der spitze, fast ganz kahle Kopf, die kleinen grauen Augen, welche tief in den Höhlen liegen und durch ein paar buschige weiße Augenbrauen noch mehr verborgen werden, der große, zahnlose Mund, vor allem aber der Ausdruck von Hohn und Verachtung, der um die herabgezogenen Mundwinkel gebreitet ist, machen den Erbonkel zu einer entschieden abschreckenden Erscheinung.

Herrn Jakobs Vater hatte vor Jahren mit dem Gelde einer reichen Wittwe, die er aus Spekulation geheirathet, das Geschäft begründet, das, wie alle Welt und vor allem der Besitzer selbst meinte, zu einer Geldquelle geworden war.

Dafür wurde mit den Jahren das eheliche Leben des geizigen Kaufherrn immer freudloser. Die Streitigkeiten zwischen den Eheleuten mehrten sich und jedesmal, wenn die Familie wieder einen Zuwachs erhielt, versetzte dieses frohe Ereigniß Herrn Bartels senior in die ärgerlichste Stimmung. Jeder neue Sprößling war in seinen Augen ein Feind — ein unnützer Esser und eine Persönlichkeit, welche dereinst das mühsam ersparte und zusammengescharrte Vermögen verringern, ja in alle vier Winde verstreuen würde.

Und diese, gleichsam konzessionirten Räuber seines Geldes, sollte er selbst noch mit beträchtlichen Unkosten groß ziehen — entsetzlich!

Das Herz der Mutter und reichen Wittwe sträubte sich gegen eine solche Auffassung und sie suchte ihren sechs Sprößlingen durch doppelte Liebe die mangelnde väterliche Zärtlichkeit zu ersetzen. Diese schien sich auf den ältesten Sohn Jakob ganz allein zu erstrecken, derselbe war aber auch seinem Erzeuger nicht bloß äußerlich, sondern vornehmlich, was Charakter und Neigungen betraf, sprechend ähnlich.

Sparsam, bis zum Geiz, achtete er alles gering, was das Leben zierte und schmückte, und zum Jüngling herangereift, ward Jakob immer unverträglicher und cynischer. Weder die Mutter noch die Geschwister liebten den unholden Gesellen, und es gab fortwährend Zank und Streit im grauen Hause am Markte.

Und doch besaß Jakob ein liebebedürftiges Herz, und vielleicht wäre es dem Einfluß des Mädchens, dem er dieses Herz geschenkt, gelungen, einen anderen Menschen aus ihm zu machen, wenn der alte Bartels nicht dazwischen getreten und mit rauher Hand das Verhältniß gelöst hätte, welches sein Sohn und Erbe mit der hübschen Tochter eines armen Dorfschullehrers eingegangen.

Frau Bartels war dazumal schon todt, die Geschichte drang auch gar nicht sehr in die Oeffentlichkeit, nur daß sehr heftige Szenen zwischen Vater und Sohn vorgekommen, erfuhr man, auch daß Jakob seine Geschwister beschuldigte, ihn verrathen und die Aufpasser gespielt zu haben.

Der alte Kaufherr entschädigte seinen Liebling dafür, daß er gezwungen gewesen, demselben den einzigen Wunsch des Herzens zu versagen, indem er ihn zum Universalerben des beträchtlichen Vermögens einsetzte und den übrigen fünf Kindern nur ein karges Pflichttheil nothgedrungen bestimmte.

Nur eine Bedingung knüpfte sich an das Erbe. Dasselbe durfte, so lange noch ein Glied der Familie Bartels lebte, niemand Fremden vermacht werden, und obgleich Jakob, falls er nicht heirathete oder die Ehe kinderlos blieb, das vollständig freie Verfügungsrecht über Gut und Geld besaß, konnte er es doch immer nur einem der Geschwister oder deren Nachkommen — kurz einem berechtigten Träger — oder einer Trägerin des Familiennamens hinterlassen. Diese Bedingung — ein schwacher Trost für die fünf erbeslustigen Geschwister, war diesen erst später bekannt geworden, und seitdem war ein Wettstreit entbrannt, der justament nicht die schönsten Charaktereigenschaften enthüllte.

Jakob hatte nämlich nicht geheirathet, nachdem das Mädchen, welches er geliebt, in der Fremde gestorben. Er übernahm nach dem Tode des Vaters das Geschäft, und es gelang ihm durch günstige Spekulationen, das ererbte Vermögen mindestens zu verdreifachen.

Welche Aussichten eröffneten sich da den bis auf den Hofrath v. Bartels in mehr oder minder beschränkten Verhältnissen lebenden Geschwistern!

Zwar war der Verkehr mit dem Bruder, der nie sehr angenehm gewesen, oft geradezu unerträglich — aber was leidet man nicht um einer Erbschaft von 100,000 Thalern willen? Da kam es dem guten Johann, den Schwestern Martha und Emmerenzia nicht darauf an, ob ihr bischen Menschenwürde und Selbstachtung mit Füßen getreten wurde — die Jagd nach dem Glück war die Parole, und fort ging es über Stock und Stein in wildem Rennen und jeder suchte dem andern einen Vorsprung abzugewinnen.

Die Beobachtungen, welche Jakob in der Lage war täglich und stündlich zu machen, trugen allerdings dazu bei seine Menschenkenntniß zu erweitern, zugleich aber raubten sie dem verbitterten Gemüthe des Mannes den letzten Rest von Wohlwollen. Er ward immer galliger und boshafter, und zuletzt füllte der „kleine Krieg" mit seinen Erben, wie er es nannte, seine Zeit aus und beschäftigte sein Denken, absorbirte alles Interesse. Man kann sich daher vorstellen, wie freudig Jakob Bartels durch die Nachricht berührt worden, daß jetzt auch Bruder Sebastian mit der ganzen adligen Sippschaft sich an dem Kampf um das Erbe betheiligen werde.

Vorsichtig wie stets, hatte er schnell sich selbst „salvirt" und dem Bruder jede Aussicht auf thatkräftige Unterstützung genommen; so war der alte Geizhals sicher, kostenfrei ein Schauspiel zu genießen, welches durch die Ankunft der neuen „Akteurs" bedeutend an Reiz gewann.

Jetzt saß er auch wie die Spinne im Netz, das sie kunstreich gewebt und erwartete die Ankömmlinge. Herr Jakob hatte auch mit einem alten, haarlosen und mageren Kater eine bedeutende Aehnlichkeit, besonders was den zugleich lauernden und raubgierigen Ausdruck der kleinen Augen betraf.

Ein vergnügliches Grinsen verzog den häßlichen, zahnlosen Mund, als die Thür sich nun endlich öffnete und von der Haushälterin geleitet der Hofrath sein mageres Figürchen zuerst in das Zimmer schob. (Fortsetzung folgt.)



Der Golf von Neapel mit der Stadt und dem Vesuv. (Seite 34.)

Die Chemie des täglichen Lebens.

Von **Emanuel Wurm.**

Pflanzen, Thiere und Menschen ändern beständig ihre Zusammensetzung, indem sie vermittelst der Organe Stoffe aufnehmen und ausscheiden; hört dieser Prozeß auf, so tritt der Tod ein. Von diesem Augenblicke an unterscheiden sie sich in nichts mehr von denjenigen Körpern, die nie ein Leben besessen haben. Ebenso wie die Mineralien unterliegen sie nur noch äußeren Einflüssen, die innere Thätigkeit steht still. Jene Vorgänge im Organismus sind jedoch sehr verwickelt und da die Chemie, welche sie allein erklären kann, sich erst in letzter Zeit mächtiger ausgebildet hat, so schien es damals, als ob vieles durch die bekannten Naturkräfte allein unerklärbar sei. Wo aber das Wissen aufhört, da fängt bekanntlich „der fromme Glaube" an. Man glaubte daher einfach, es seien übernatürliche, göttliche Einflüsse bei der Lebensthätigkeit im Spiele und beruhigte sich lange Zeit dabei. Die Folge war, daß jede Forschung aufhörte; denn was außerhalb der Erkenntnißfähigkeit unserer Sinne liegt, kann eben nie erforscht werden. Da gelang es 1828 dem Professor Wöhler, den Harnstoff, einen Körper, der sich im Harn der Menschen und Thiere vorfindet, also unter der Einwirkung der Lebenskraft entstehen müßte, künstlich darzustellen, und seitdem ist eine große Reihe solcher organischer Verbindungen auf diesem Wege dargestellt worden. Man sah jetzt ein, daß die Vorgänge im Organismus auch ohne die Annahme einer übernatürlichen Lebenskraft erklärt werden können, daß sie durch die bekannten chemischen und physikalischen Gesetze bedingt würden, und mit erneutem Eifer warf man sich auf die Erforschung der Lebenserscheinungen. Wenn es uns heut auch noch nicht möglich ist, den Lebensprozeß in allen seinen Wandlungen zu verfolgen, so giebt uns die physiologische Chemie heut doch schon sehr werthvolle Aufschlüsse über denselben. Indem sie uns zeigt, auf welchen Naturgesetzen Leben und Tod beruht, lehrt sie uns zugleich, wie wir unsere Lebensweise einzurichten haben, wenn sie naturgemäß sein soll, und es ist daher wichtig, diese Chemie des täglichen Lebens zu kennen.



Schimpanse und Orangutang. (Seite 35.)

Athmung und Ernährung sind die beiden untrennbar mit einander verbundenen Grundpfeiler, auf denen das Leben, der Stoffwechsel, beruht. Wir athmen die uns umgebende Luft, ein Gasgemenge von bestimmter Zusammensetzung. Sie enthält in 100 Raumtheilen 79,15 Thle. Stickstoff, 20,81 Sauerstoff und 0,04 Kohlensäure und zwar überall, wo nicht äußere Einflüsse ändernd einwirken, in denselben Mengen, außerdem noch etwas Ammoniak. Die wesentlichste und für uns wichtigste Eigenschaft des Stickstoffs ist die, daß in ihm der Lebensprozeß aufhört. Das Athmen in reinem Stickstoff ist von denselben Wirkungen begleitet, als ob überhaupt ein Athmen nicht stattfände: es tritt Erstickungstod ein. Daher hat das Gas auch den Namen Stickstoff erhalten oder wie es die französischen Chemiker nennen: Azote (etwas, in dem man nicht leben kann). Der Sauerstoff, der zweite Bestandtheil der Luft, ist das gerade Gegentheil des Stickstoffs. Ohne Sauerstoff ist Athmen undenkbar, er ist der eigentliche Träger des Lebens und hieß daher auch früher Lebensluft. Während Stickstoff und Sauerstoff chemische Elemente sind, d. h. einfache Körper, die in keine andern zerlegt werden können, ist die Kohlensäure eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff. Sie ist schwerer als Luft und nicht athembar. Ihre physiologische Bedeutung wird erst aus den weiteren Ausführungen erhellen. Der Lebensprozeß der Menschen und Thiere

beruht nun darauf, daß das Blut durch den geathmeten Sauerstoff verbrannt wird. Verbrennung nennen nämlich die Chemiker jede Verbindung, die ein brennbarer Körper mit Sauerstoff eingeht. Wenn man ein Stück Kohle anzündet, so verbrennt es, d. h. sein Kohlenstoff verbindet sich mit dem Sauerstoff der Luft und bildet Kohlensäure. Man nennt dies oxydiren (von oxygenium, Sauerstoff), den Vorgang selbst Oxydation. Ebenso verhält es sich beim Athmen. Wenn der Sauerstoff in den Lungen mit dem Blut in Berührung kommt, so verbindet er sich mit den Bestandtheilen desselben und verbrennt sie. Soll also der Lebensprozeß normal verlaufen, so muß auch die Athmungsthätigkeit sich normal vollziehen können. Dies hängt natürlich davon ab, daß die Organe, durch welche wir athmen, auch richtig funktioniren. Wir müssen also unsere Lungen in gesundem Zustande zu erhalten suchen. Vielen wird aber gewiß unbekannt sein, daß wir auch durch die Haut eine nicht unbedeutende Menge ein- und ausathmen. Wenn durch irgendwelche Einflüsse ein großer Theil der Hautoberfläche zerstört wird, durch Verbrühen oder Verbrennen, so tritt, auch wenn die inneren Organe unverletzt geblieben sind, der Tod ein und zwar in Folge von Erstickung, indem die Lungen allein nicht im Stande sind, den gesammten Gaswechsel zu bewältigen. Es ist daher auf die Pflege der Haut große Sorgfalt zu verwenden; das öftere Baden ist kein Luxusbedürfniß, sondern zur Verhütung von Lungenkrankheiten ein nothwendiges Erforderniß. Die Hautporen, durch welche die Perspiration bewirkt wird, müssen stets offen gehalten werden, und wo daher die Berufsthätigkeit dieselben durch starken Schweiß oder Staub besonders leicht verstopfen läßt, muß für eine vermehrte Reinhaltung des Körpers Sorge getragen werden. Unentgeltliche Badeanstalten für Sommer und Winter sind eine dringende Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege. Bis jetzt finden sich nur an einigen Orten unentgeltliche kalte Bäder; das Reichsgesundheitsamt könnte hier also eine sehr ersprießliche Thätigkeit entfalten.

Der zweite wichtige Punkt ist der, daß wir die Luft auch in richtiger Zusammensetzung athmen. Diese finden wir jedoch an bewohnten Orten selten. Denn Menschen, Thiere und Pflanzen athmen nicht nur Luft ein, sondern auch aus, und zwar eine wesentlich anders zusammengesetzte. Die ausgeathmete Luft der Menschen und Thiere enthält zwar dieselbe Menge Stickstoff, aber nur 16 Prozent Sauerstoff und bedeutend mehr Kohlensäure, nämlich 4,3 Prozent. Durch Athmen in demselben Luftraum wird daher die Luft fortwährend verändert d. h. verschlechtert. Denn unsere Organe sind einmal den bestehenden Verhältnissen angepaßt und jede Veränderung der Luft bewirkt eine schädliche Störung in der Thätigkeit der Organe. Wir haben gesehen, daß wir ebensoviel Stickstoff aus- wie einathmen; derselbe spielt also nur eine passive Rolle, und man glaubt, daß er den Sauerstoff gleichsam verdünnt und dadurch die Verbrennung verlangsamt. Doch gehen die Ansichten hier sehr auseinander. Von dem Sauerstoff dagegen werden 4 Prozent zur Oxydation verbraucht und weniger ausgeathmet, dafür aber 4 Prozent Kohlensäure mehr. Athmet man also in einem geschlossenen Raume längere Zeit, so wird zuletzt kein Sauerstoff und sehr viel Kohlensäure darin vorhanden sein. Wir sagten aber schon, daß jede Veränderung in der Zusammensetzung der Luft auch eine veränderte Thätigkeit des Organismus bedingt. Sind anstatt der ursprünglichen 20 Prozent nur 7 Prozent Sauerstoff in der Einathmungsluft enthalten, so treten ernstliche Störungen ein, bei 3 Prozent erfolgt der Tod. Von Kohlensäure verursacht schon 1 Prozent Mißbehagen, 0,1 Prozent ist nach Pettenkofer die Grenze zwischen guter und schlechter Luft, 10 Prozent führen den Tod herbei. Die betäubende Wirkung der Kohlensäure hat schon mancher erfahren, der unvorsichtig in einen Gährungskeller hinabstieg. Auf ihr beruht auch die bekannte Erscheinung in der Hundsgrotte zu Neapel, in welcher Hunde sofort sterben, Menschen und größere Thiere dagegen nicht. Es erklärt sich dies dadurch, daß die dort dem Boden entströmende Kohlensäure sich in Folge ihrer größeren Schwere unten ansammelt und von kleineren Geschöpfen eingeathmet werden muß, während an höher liegende Athmungsorgane die Kohlensäureschicht nicht heranreicht. Wie gefährlich ausgeathmete Luft werden kann, zeigt eine Episode aus dem indischen Kriege. Im Jahre 1756 ließ nach Eroberung des Fort William der Nabob von Bengalen am 20. Juli Abends 8 Uhr 146 gefangene Engländer in ein 18 Kubikfuß großes Zimmer werfen. Den andern Morgen waren 123 gestorben.

Wenn nun aber so viel Kohlensäure ausgeathmet wird, wie ist es denn da möglich, daß wir noch existiren? Es müßte ja schon aller Sauerstoff verbraucht sein! Gewiß wäre dies der Fall, wenn nicht die Natur hier helfend einschritte. Wie nichts dauernd ist in ihr, so geht auch nichts verloren, alles befindet sich in einem ewigen Kreislauf der Umwandlung in neue Formen und bedingt sich gegenseitig. Die Kohlensäure, welche Menschen und Thiere ausathmen, athmen die Pflanzen ein und den Sauerstoff, welchen wir einathmen, athmen sie aus. Die Pflanzen sind also die Wiederhersteller der normalen Luftzusammensetzung. Daher ist die Waldesluft so rein und wohlthuend für eine kranke Brust, denn sie enthält viel Sauerstoff und wenig Kohlensäure. Mit Recht hat man daher auch empfohlen, Pflanzen in bewohnten Räumen zu ziehen, um die Luft zu verbessern. Leider ist jedoch diese luftverbessernde Thätigkeit der Pflanzen in den Zimmern nicht sehr bedeutend. Denn die Aufnahme der Kohlensäure und Ausscheidung des Sauerstoffs geschieht nur von den Blättern im direkten Sonnenlicht. Es müßten also sehr viele stark belaubte oder mit großen Blättern versehene Gewächse bei guter Beleuchtung aufgestellt sein. Dies ist aber in Wohnzimmern, die nie Ueberfluß an Raum und Licht haben, nicht gut möglich. Ferner ist die durch das Verpflanzen in Töpfe veränderte Ernährung nicht ohne Einfluß auf das richtige Funktioniren der Blattorgane. Jedoch bieten sie immerhin ein Hilfsmittel, die Luft in den Wohnräumen zu verbessern und es empfehlen sich besonders große Blattpflanzen, wie Begonia- und Musaarten dazu. Blühende Pflanzen können durch den ausströmenden Geruch betäubend wirken. Nachts sind sie, wie alle andern, auf keinen Fall im Schlafzimmer zu dulden, da sie Nachts ebenfalls Kohlensäure aus- und Sauerstoff einathmen. Daher ist des Nachts im Walde eine solch' drückende Luft, ebenso strömt auch eine solche uns entgegen, wenn wir des Morgens in ein Gewächshaus treten. Wichtiger und einflußreicher auf die Verbesserung gebrauchter Luft als die Pflanzen sind die Ventilation und die Desinfektion. Auf beide wird aber heut noch wenig Rücksicht genommen. Eine annähernd gute Ventilation findet man meist nur in Theatern und Restaurationen, wo die Luft ohne dieselbe unerträglich sein würde und desinfizirt werden nur die Kloaken und auch diese oft nur dann, wann eine Epidemie im Anzuge ist. Einrichtungen zur Ventilation der Wohnräume, besonders der Schlafzimmer, sind noch nicht eingeführt. Jeder fühlt, daß die sogenannte Bureauluft und der Dunst der Schlafzimmer ungesund ist, zu einer vernünftigen Abhilfe wird aber noch nichts gethan. Ein ventilirender Luftstrom ist jedoch dringend nothwendig, denn wir athmen nicht nur die schädliche Kohlensäure aus, sondern durch die Haut verdunsten noch andere Gase, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Harnstoff, die zersetzend auf das Blut und in Folge dessen geradezu giftig wirken. Diese letzteren besonders müssen aus der Athmungsluft entfernt werden und zwar dort, wo die Ventilation nicht ausreicht, durch Desinfektion.

Bei manchen Beschäftigungsarten entwickeln sich in Folge der Arbeit selbst ungesunde Gase, bei andern wird durch Zusammenarbeiten vieler Personen in einem Raume die Luft verschlechtert. In allen diesen Fällen thut Abhilfe dringend Noth. Solange keine Ventilationsvorrichtungen vorhanden sind, muß man sich den Luftwechsel dadurch zu erzeugen suchen, daß man die Fenster so viel wie möglich öffnet. Im Winter und bei feuchter Witterung ist dies freilich eine mißliche Sache, jedoch ist es selbst dann besser, auf Kosten von Wärme des Morgens die Fenster zu öffnen, als tagelang in geschlossenem Raume die verdorbene Luft sich ansammeln lassen. Auch dadurch, daß man die Ofenthüren öffnet, kann man einen Luftstrom herstellen. Auf jeden Fall ist es wünschenswerth, daß die Zimmer mit Ventilationsvorrichtungen versehen werden. Ein Abzug an der Decke, welcher mit dem Schornstein in Verbindung steht, ließe sich überall anbringen und ist für Arbeiterwohnungen, welche, klein an Raum, viele Menschen beherbergen, ein dringendes Bedürfniß. Das Oeffnen der Fenster aber ist nicht immer möglich — wie bei Krankheitsfällen. Hier muß dann die Desinfektion die Luft zu verbessern suchen. Dies kann sie einestheils dadurch, daß sie die schädlichen Bestandtheile zerstört. Es geschieht dies am besten durch Verdampfen von Essig oder mittels Carbolsäure, die man an Kalk gebunden als Pulver ausstreut. Doch sind diese Desinfektionsmittel, ebenso wie Chlor und Theerdämpfe in bewohnten Räumen nicht gut anwendbar, da sie auf die Lungen reizend wirken.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von **M. Wittich***).

Die Sänger der ersten Blütheperiode deutscher Literatur waren verstummt, das Ritterthum, welches wie Parzival begonnen hatte, um wie Tristan zu enden, war verfallen. Wieder trat eine allgemeine Sprachzersplitterung ein, jeder sprach und sang wieder in lokalen Tönen und Lauten: die großen Stoffe waren erschöpft und das Interesse an ihnen erloschen, die Form ward immer gleichgiltiger behandelt, und die an Stelle der ritterlichen Sänger tretenden Meistersänger mit ihren Regeln und Tabulaturen machten die Poesie zu einem bloßen Handwerk; aber bald fand sich in der „schwarzen Kunst“, die der Deutsche Gutenberg erfand ein neues kräftiges Bindemittel. Lange zwar zeigen die Bücher verschiedener Druckorte sehr starke sprachliche Verschiedenheiten. Vielleicht hätte die große Verbreitung der Druckschriften durch fast alle deutschen Lande von selbst und allein wieder eine Spracheinigung hervorgebracht, aber es sollte noch einmal eine große Bewegung die Geister aufrütteln und sie anspornen zu erhöhter Regsamkeit.

Eine neue Zeit war heraufgekommen über unser Vaterland. Die Erfindung des Schießpulvers hatte dem Ritterthum endgiltig den Todesstoß versetzt. Eine neue Gesellschaftsgruppe, das Bürgerthum, war schon lange ans Licht getreten und wuchs immer mehr an Bedeutung. Ein neuer fruchtbarer Gewitterregen entlud sich über Deutschland: die Reformation. Es ist hier nicht der Ort, geschichtlich Entstehung und Verlauf derselben zu erörtern. Da wir es nur mit der sprachlichen Seite des Lebens jener Tage zu thun haben, sei erwähnt, daß unter den verschiedenen Dialekten jetzt das Mitteldeutsche unter dem Namen der obersächsischen oder meißnischen Mundart die Hauptrolle übernahm.

Hier ist nun der Ort, wo Luther's Thätigkeit auf diesem Gebiete etwas näher ins Auge zu fassen ist. Die Urtheile über seinen Charakter und die Rolle, die er in der Geschichte gespielt hat, laufen ganz bedeutend weit auseinander, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, ja sie stehen sich meist einander gradezu ausschließend gegensätzlich gegenüber. Die Zeitgenossen Luthers sowohl, wie die meisten seiner Lebensbeschreiber zerfallen in absolute Verehrer und absolute Gegner: seine damaligen Gesinnungsgenossen und Glaubensbrüder verehrten ihn als den „Mann Gottes“ schlechthin, während seine katholischen Gegner in ihm natürlich einen übermüthigen Narren, ja den Beelzebub selbst sahen. Die Wahrheit dürfte hier, wie bei allen derartigen Streitfragen auf keiner der beiden entgegengesetzten Parteien, sondern grade in der Mitte zu suchen und zu finden sein. Wenn man das revolutionäre Element, welches sich gegen die von Rom ausgehende Geisterknechtung aufbäumt, voll und ganz anerkennen und würdigen muß, kann man doch andererseits nicht leugnen, daß der Mann, der im Bauernkrieg 1525 den Fürsten rieth, die Aufrührer todtzuschlagen wie die tollen Hunde, der empfiehlt, auf Befehl der von Gott eingesetzten Obrigkeit wider seine Vernunft zu gläuben, daß zweimal zwei fünf ist, — entweder ein sehr enger Kopf oder ein stark macchiavellistisch angelegter Charakter in seinen politischen Akten und Aeußerungen war. Mit diesen Dingen haben wir es jedoch hier nicht zu thun; wir behandeln den Uebersetzer, Publizisten und Sprachbildner Luther, der nur sein D. M. L. (Doktor Martin Luther) auf den Titel seiner Traktate und Flugschriften zu setzen brauchte und damit jedem lesenden Deutschen jener Tage seine Autorschaft zur Genüge angezeigt hatte. Und dem Schriftsteller Luther müssen wir ein äußerst hohes Verdienst um unsere Literatur und besonders um unsere einheitliche Sprache in ihrer neuhochdeutschen Gestalt zugestehen.

Sleidanus, der Zeitgenosse und erste Geschichtsschreiber der Reformation, läßt sich höchst anerkennend über Luther's Sprache vernehmen: er habe zu dem tüchtigen Sinne stets das treffende Wort gefunden, ein feines Kunstgefühl an den Tag gelegt und die deutsche Sprache auch glücklich bereichert. Die meisten Schriftsteller jener Zeit, selbst die Verfasser von Streitschriften gegen Luther konnten sich auch dem übergewaltigen Einfluß der Sprache ihres Gegners nicht entziehen; da sie in ebenso weiten Kreisen, wie dieser, gelesen und verstanden sein wollten, mußten sie wohl oder übel betreffs der Sprache den von Luther so glücklich gefundenen und eingeschlagenen Weg betreten. Dafür diene als Beleg, daß die Jesuiten, gewiß die erbittertsten Gegner alles dessen was von Luther kam, in ihren Schulen im deutschen Unterricht schon im 16. Jahrhundert die 1578 verfaßte Grammatik des Johann Clajus zu Grunde legten. Der Titel, welcher ursprünglich (lateinisch) lautete: „Deutsche Grammatik des Magister Johannes Clajus aus Hirzberg, aus den Bibeln Luthers und seinen anderen Schriften zusammengestellt,“ wurde freilich dahin geändert, daß der Luther wegblieb; das Lehrbuch blieb in den Jesuitenschulen in Gebrauch bis ins 18. Jahrhundert hinein.

Zuerst ward Luther bewußt als Autorität in sprachlichen Dingen aufgestellt (1531) von dem Schlesier Fabian Frangk, der ein grammatisches Werk verfaßte mit dem Titel „Teutscher Sprach Art und Eigenschaft, Orthographie, gerecht und buchstabig Teutsch zu schreiben.“ Besonders bedeutend ist für uns dieses Werk, weil darin zum ersten male die Schriftsprache den Mundarten scharf gegenüber gestellt wird. Der Verfasser lehrt, zu einer „rechtförmigen teutschen Sprache“ gehöre nicht nur das Meiden von Provinzialismen, d. h. mundartlichen Eigenthümlichkeiten und Auswüchsen in Wortform und Satzfügung, sondern man müsse auch immer anerkannte Muster vor Augen haben und als solche stellt er hin „Kaiser Maximilians Cantzlei und dieser Zeit D. Luthers Schreiben.“

Ganz verkehrt wäre es, zu glauben, Luther habe sich eine ganz absonderliche Sprache aus eigner Machtvollkommenheit geschaffen; am schlagendsten sprechen dagegen zwei bekannte Aeußerungen von ihm selbst. In den „Tischreden“ bemerkt er gelegentlich ausdrücklich: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige im Deutschland. Alle Reichsstedte und Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen und unseres Fürsten Cantzley. Darumb ists auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Fridrich, Hertzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Mit welchem Recht er Friedrich den Weisen nennt, steht noch dahin; daß aber der auch literarisch thätig gewesene Maximilian genannt wird, hat seinen guten Grund in der grellen gegensätzlichen Stellung, welche dessen Nachfolger Karl V. zur deutschen Sprache einnimmt. War es doch dieser „Karl der Hispanier“, wie ihn die Deutschen nannten, der die schrecklichste Verwelschung über unsere Muttersprache heraufbeschwor, er, der erklärte, deutsch rede er nur mit seinem Pferde! Freilich fragt sich, ob er auch nur so viel Deutsch konnte, da seine Kenntnisse auf diesem Felde nur aus aufgeschnappten Brocken der garstigen Brabanter Mundart bestanden haben dürften, welchen Schatz er auf den Straßen seiner eigentlichen Residenz und Reichshauptstadt „Bruxelles“ (Brüssel) erworben hatte. Seine private und geschäftliche Correspondenz führte er lateinisch, spanisch, meist französisch, nur seine „lieben Vetter und Gefreunde“, die Mecklenburgischen Herzöge beglückte er mit Handschreiben in der Sprache, deren er sich im Umgang mit seinem Pferde bediente, vielleicht nicht ohne damit anzudeuten, daß sie ihm auch auf einer dementsprechenden Werthstufe stehend erschienen. Thatsächlich hat dieser Karl ja auch keine einzige der großen Hoffnungen erfüllt, welche ganz Deutschland bei seiner Wahl auf ihn gesetzt hatte.

Die andere Bemerkung Luthers, welche uns Licht gibt für dessen Sprachbehandlung, findet sich in dem „Sendbrief vom Dolmetschen“, von der Uebersetzerkunst. Ein wichtiger Zug ist es, daß er die lebende Sprache, wie sie auf dem Markte und in den Straßen an sein Ohr schlug, zu Rathe zog beim Uebersetzen und aller schriftstellerischen Thätigkeit, sowie auch beim Predigen. Darüber sagt er: „Man muß nicht die Buchstaben in der Lateinischen sprachen fragen, wie man soll Deutschen reden, das thun die ‚Buchstabilisten‘, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen, vnd selbigen auff das Maul sehen, wie sie reden vnd darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann vnd merken, das man deutsch mit inen redet.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Abhandlung knüpft an eine Arbeit desselben Verfassers an: „Ueber die deutsche Spracheinigung bis zum Mittelalter“, welche sich in den letzten Heften des eben beschlossenen Jahrgangs befindet.

Auf einem New-Yorker Heirathsbureau.

Sittenbild aus einem freien Lande mit göttlicher Weltordnung von **A. Otto-Walster.**

Es war an einem jener gluthérfüllten Sommertage, die man so gern im schattigen Wald, an der kühlen Quelle beim Säuseln des Westes durch die hohen Baumwipfel in sinnigem Träumen verbringt, die aber fast unerträglich sind in den dumpfigen Straßen einer Riesenstadt mit engzusammengebauten Häusermassen. Wie leicht man immerhin die Stubenkleidung gewählt, die Wärme zieht doch die besten Körpersäfte durch die weitgeöffneten Poren, die Sehnen werden schlaff, die Nerven matt oder gereizt, und schließlich wird Lesen und Schreiben, ja selbst das beharrliche Denken nach einem Ziel trotz aller heldenhaften, durch lange Uebung unterstützten Anstrengung unmöglich. Solches Klima macht träge Leute, es erweicht auch die festesten Grundsätze. Das Klima im alten Italien zur Römerzeit muß rauher gewesen sein, sonst hätte es keinen Cato, keinen Brutus, keine Stoiker gegeben, auch leben jetzt in Griechenland keine Spartaner mehr.

Nun, meine deutsche Natur mit allen Anlagen zum Stoicismus oder Spartanerthum schmolz auch an jenem Sommertage; ich fing an zu begreifen, warum es in Neapel so viele Lazzaroni und in Amerika so viele Loafers (Bummler) gibt. Ich warf den „Herald“, das New-Yorker Philisterblatt, an dem ich mich nun seit drei Stunden abgequält, ohne über die erste Seite hinwegzukommen, bei Seite, und schlenderte nach Union Square, dem prachtvollen mit Anlagen und Bildsäulen ausgestatteten Mittelplatz zwischen der unteren und oberen Stadt, auf dessen Bänken viele müde Erdenpilger, die vielleicht für die Nacht kein Obdach gehabt, jetzt sanftschlummernd dieser schönen Erde schreckenvolles Weh auf kurze Zeit vergaßen, bis ein der Wirklichkeit entsprungenes Traumbild sie zu dem blassen grauen Tagesleben zurückschreckte. Hier und da erschien ein Organ der göttlichen Bourgeoisordnung und weckte seinerseits, indem er einen solchen Armen mit dem Fuße gegen die ausgestreckten Füße stieß. Ein recht brutales Mittel in der That und würdig dieser Bourgeoiscivilisation.

Was meine Aufmerksamkeit aber alsbald ausschließlich in Anspruch nahm, war ein Paar, welches auf den ersten Blick zwei Gegensätze im sozialen Leben zu repräsentiren schien, ein Knabe von etwa 12 Jahren, schmächtig, blaß und in zerrissener Kleidung mit einem Wichskasten unter dem Arme, und ein junges Mädchen mit fein geschnittenem Gesicht, rosigen Wangen und einem prächtig blonden, reich und ungefesselt herabfließenden Haar. Sie trug ein elegantes weißes Strohhütchen, und ein weißes, rothverziertes Gazekleidchen umhüllte eine noch ziemlich unentwickelte, aber durch die Harmonie der Glieder untadelhaft erscheinende Gestalt. Beide waren in einem sehr lebhaften Gespräche begriffen, und es war merkwürdig zu sehen, wie der kleine Schuhputzer fast das Wesen eines zurechtweisenden Vaters und das Mädchen, das doch gewiß drei Jahre älter als er, die Miene eines sich entschuldigenden Kindes hatte. Sie gingen dicht an mir vorbei, kehrten bald darauf wieder um, und ich konnte aus den leise geflüsterten Worten entnehmen, daß es sich um brüderliche Ermahnung und schwesterliche Entschuldigung handelte. Kurz nachdem sie das zweite Mal an mir vorbeigegangen, trennten sie sich auch ziemlich kurzangebunden, das Mädchen nahm die Richtung nach der oberen Stadt, der Knabe kam wieder des Weges nach meiner Bank, und als er gerade bei mir angelangt, warf er einen Blick, wie man ihn bei Forschern und Entdeckern nicht schärfer durchdringend und übersichtlicher finden kann, auf meine Stiefeln und fragte, indem er den Zeigefinger auf die in seinen Augen verschönerungsbedürftige Fußbekleidung richtete:

„Shine?“

Schein, Glanz muß ein Gentleman in Amerika wenigstens auf seinen Stiefeln aufweisen, dann vergibt man ihm auch einen fettigen Hut, ausgerissene Armlöcher und in Franzen endende Hosen. Im prächtigen Union Square werden viele Stiefeln gewichst, das ist so Sitte in einem Lande, in welchem weder eine Hausfrau, noch die männliche Hausfrau des Hotels, der Hausknecht, die Schuhbürste zu handhaben pflegt. Ich nickte und ließ den Kleinen gewähren, der sich alsbald mit großer Emsigkeit und Sorgfalt an die Arbeit machte.

„War das nicht deine Schwester?“ fragte ich den Kleinen.

„Yes Sir, that was my sister.“ (Ja, Herr, das war meine Schwester.)

„Wo ging sie hin?“

„Ich will es Ihnen nicht sagen!“

Das war das erste Mal während meines Aufenthalts in dieser Stadt, daß ich statt einer ausweichenden Lüge eine kurze, bündige Zurückweisung meiner Neugier erfuhr. Der Kleine fing mich an zu interessiren, er sah so intelligent aus und mußte seine schöne Jugendzeit, die zu einer gewiß fruchtreichen Ausbildung bestimmt war, im dürftigen Broterwerb und zwischenliegender Müssiggängerei verbringen. Solche Blumen läßt der goldgierige Bourgeoisstaat achtlos wild blühen und verwelken, ihm ist die Menschheit nichts als ein Feld für seinen Raubbau und die Einzelnen sind ihm gar nichts.

Und während ich, halb noch meine Gedanken auf dem Knaben und halb schon auf solchen Betrachtungen verweilen ließ, sah ich ein Zeitungsblatt aus der Tasche meines zeitweiligen Dieners hervorlugen.

„O gieb mir die Zeitung, die Du in der Tasche hast,“ sagte ich ihm.

„Sie ist nichts für Sie,“ meinte er zögernd.

„Gut, ich will sie aber sehen.“

Gehorsam reichte er sie mir hin. Es war ein Blättchen von 4 Seiten, betitelt: „Glückliche Ehen!“, elegant auf gutem, starkem und weißem Papier gedruckt.

Welche Aussichten gab es darin für irgend einen bemittelten oder unbemittelten Junggesellen oder Wittwer!

Schönheit, Liebenswürdigkeit, Reichthum, muntere Laune, sorgsame Pflege, stille gemüthliche Häuslichkeit, alles was die Menschen bei Eingehung einer Ehe wünschen und bedürfen, war da auf dem Markt für irgend welchen Käufer, für irgend welche Käuferin in Hülle und Fülle ausgeboten. O die glückliche Menschheit, der alles Glück so auf dem Präsentirteller entgegengetragen wird!

Und glückliche Ehen verheißt dieses Blatt; das ist das seltsamste in einer Welt, die kaum eine glückliche unter 10 Ehen aufzuweisen hat.

Ich ließ meine Blicke über die Spalten des Blattes langsam und bedächtig gleiten, sah darin, daß auch für menschliche Wesen „gesetzten“ und „reiferen“ Alters vorgesorgt war, und ich hatte dabei gar nicht Acht darauf gehabt, daß mein kleiner Stiefelputzer schon längst mit seiner Arbeit zu Ende und nur auf seine Bezahlung und Rückgabe seines Blattes „Glückliche Ehen“ wartete. Ich wurde dessen erst gewahr, als ich einen anderen jungen Mann herantreten sah, der meinen Kleinen mit den Worten anredete:

„Halloh, Henry, wo ist Deine Schwester, wo ist Lissie?“

„Sie ist gegangen,“ erwiderte der Kleine traurig.

„Ist sie dahin gegangen, nach dem Bureau?“ fragte der Andere, ein junger Arbeiter in ärmlicher aber sauberer Kleidung.

„Ja, sie ging, sie ließ sich nicht abhalten.“

„O ich Unglücklicher, mein ganzes Leben ging mit ihr,“ stöhnte der junge Mann, und ich sah wirkliche, ächte Thränen an seinen Wangen herabfließen. „Das kostet mir das Leben, ja, das kostet mir das Leben, sag' es ihr, Henry, sie und du, ihr beide werdet mich niemals wieder sehen.“

„Niemals?“ fragte der Kleine mit weinerlicher Stimme.

„Nein, niemals. Ich kann es nicht tragen, ich kann es nicht überstehen. O, diese Welt, ein Paradies für die Reichen, eine Folterkammer für die Armen.“

Der junge Mann wandte sich zum Gehen, um irgend einem düsteren Ende frühzeitig entgegenzueilen. Ich aber erhob mich lebhaft und rief ihm zu:

„Warten Sie einen Augenblick!“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ frug der junge Mann fast ärgerlich.

„Wo wollen Sie jetzt hingehen?“

„Das ist wohl meine Sache?!“

„Zunächst ja, aber es ist auch eine Sache, die mich interessirt. Ich meine es gut mit Ihnen.“

Ein mißtrauischer Blick auf mich war die einzige Antwort.

„Komm her, Henry,“ fuhr ich unbeirrt fort, mich an den kleinen Stiefelputzer wendend. „Vorerst nimm hier die 10 Cts.

für deinen Dienst und hier dein Heirathsblatt. Jetzt sage mir, liebt nicht der junge Mann hier deine Schwester, die eben noch mit dir zusammen war und nach dem Heirathsbureau ging?"

Der Knabe sah mich ganz verdutzt an und blickte dann nach dem jungen Mann, der schnell die Hand fallen ließ, die er zum mahnenden Zeichen des Schweigens an seinen Mund gebracht hatte.

„Noch einmal, kommen Sie hierher zu mir," bedeutete ich den Mißtrauischen, und jetzt folgte er wirklich.

„Sie lieben," fuhr ich ruhig fort, „das hübsche Mädchen, die Schwester dieses Knaben. Sie ist jedenfalls arm, wie Sie es auch sind, sie wünscht ihre arme Familie, vielleicht eine kranke Mutter oder einen arbeitslosen Vater irgendwie aus ihrem Elend zu erlösen. In diesem löblichen Streben ist sie den Schlingen eines Heirathsbureau's verfallen und Sie grämen sich mit Recht darüber."

„Wer hat Ihnen denn das alles erzählt? Henry solltest Du . . ."

„Ich habe gar nichts gesagt, als daß Lissie meine Schwester," betheuerte die Kleine.

„Ich brauche so etwas nicht zu hören, ich kann das sehen, jeder Mensch, dessen Augen offen für seine Mitmenschen, kann so etwas sehen. Und nun hören Sie mich, ich will etwas für Sie und für dieses arme Mädchen thun. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags können Sie mich morgen und irgend einen andern Tag sehen, und ich hoffe Ihnen gute Botschaft bringen zu können."

„O, mein Herr," rief der junge Mann, indem er meine beiden Hände ergriff und sie leidenschaftlich drückte. „Ich vertraue Ihnen, Sie sehen vertrauenswürdig aus; Sie würden Niemanden täuschen."

„Nein, seien Sie dessen versichert. Leute, die aufs Betrügen ausgehen, sehen anders aus. Aber weshalb sollte man Sie auch betrügen."

* * *

Eine schönere Gelegenheit, etwas Gutes zu thun und außerdem dieser Weltstadt eine neue Seite abzugewinnen, konnte ich wohl schwerlich finden, und so sah ich mir nochmals die Adresse des Bureau's, von der das Blatt ausging, an und ging direkt auf mein Ziel los.

Das Haus glich ganz dem feinen Aussehen des Blattes, es war ein geschlossenes Haus, und am Basement- (Souterrain) Fenster las man nur in Goldschrift das Wort: Office. So halten es die gesuchtesten Advokaten und Doktoren, die nicht nach neuer Kundschaft fragen. Ich ging direkt auf mein Ziel los und wurde auf mein Klingeln ohne Weiteres eingelassen und in das Sprechzimmer geführt, dessen Teppiche, Möbel, Spiegel und Bilder zwar nicht den ausgesuchtesten Geschmack, aber doch die Sucht zu glänzen bekundeten. Ich ließ mich in einen Rocking Chair (Wiegestuhl) mit weichem Sitz- und Rückenpolster nieder und überdachte nochmals meinen Feldzugsplan, den ich infolge des hier gewonnenen von dem, den ich erwartet, verschiedenen Eindrucks modifizirte.

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Diese Frage riß mich aus meinem Gedankengewebe in die Wirklichkeit, aber ich kann sagen, ich war sehr enttäuscht. Ich hatte mir einen älteren, ehrwürdig aussehenden Gentleman, der zu dieser Umgebung paßte, vorgestellt und fand nun das Urbild eines vierschrötigen Bauers, der sich mit seinem Fonds von Pfiffigkeit im Stadtleben zurechtgefunden hat. Ein fettes rothes Gesicht, Hände, wie Fensterladen groß, Elephantenfüße, aufrechtstehende Schweinsborsten auf einer Stirn, von der sich bereits die Haare schamvoll zurückzuziehen begannen, fettglänzendes Gesicht mit stark geformter Unterkiefer und viel Ringe neben einer dicken Goldkette. Dieses Individuum hatte nach der kurzen Fragstellung alsbald auf einem Armstuhl mir gegenüber Platz genommen und die dicken Hände auf einem respektablen Bauche gekreuzt.

Dieser Person gegenüber ging ich gerade aufs Ziel los, ich erklärte, daß ich hier zu dauerndem Aufenthalt mich niedergelassen und eine Häuslichkeit haben wollte, weshalb ich aus Mangel an Gelegenheit zu Damenbekanntschaft mich an dieses Bureau gewendet, das mir durch einen Bekannten, der mir das Blatt gegeben, empfohlen worden.

Der Mann hörte mich mit sichtlicher Befriedigung an und begann dann nach meinen Lebensverhältnissen zu fragen. Da ich keinen Grund zur Heimlichkeit hatte, sagte ich ihm so viel als er zu wissen brauchte, und als ich ziemlich mit meinen Eröffnungen zu Ende war, theilte sich im Hintergrunde ein Teppichvorhang und eine in Seide gehüllte Dame von kleinem hageren Wuchs und mit schon ergrauendem Haar trat ein. Sie trug eine Brille auf ihrer gebogenen Nase, die mich sogleich an das alte Testament erinnerte, und ich kann sagen, ich sah nie ein so frappant verkörpertes Fragezeichen.

Dieses Wesen stellte mir der Mann als seine Frau vor, und er entschuldigte sich bald darauf für sein Fortgehen mit der Ausflucht, daß er ein wichtiges Geschäft vorhabe.

An seiner Stelle nahm die Dame Platz und begann mich von neuem zu befragen. Schließlich erhob sie sich mit der Versicherung, daß meinen Wünschen vollkommen entsprochen werden würde, daß ich aber vorläufig 25 Dollars zu erlegen hätte.

Ich übersah sofort die ganze Situation, nahm mein Taschenbuch heraus, zeigte ihr, daß ich mehr als diese Summe besäße, und sagte ihr dann kurz und bündig, daß ich New-York gut genug kenne, um nicht so ohne weiteres für etwas noch ganz Ungewisses große Kosten zu riskiren, daß ich schon sehen würde, wenn man meinetwegen irgend welche besondere Unkosten haben sollte, bei welchen Gelegenheiten ich es nicht an prompter Erstattung fehlen lassen würde u. s. w. Der Dame schien in der That die fabelhafte Fähigkeit, ihre Nase länger oder kürzer, je nach ihrem Empfindungen wachsen machen zu können, innezuwohnen, oder täuschte mich mein Auge? Im Uebrigen verriethen ihre Mienen keinen Aerger, kein Gefühl des Enttäuschtseins, im Gegentheil glättete sie die Falten ihrer Stirn so leicht, wie die Falten ihres schwarzseidenen Gewandes auf ihrem Schooße und meinte:

„Ganz wie es Ihnen konvenirt; wir betrachten Sie als einen Gentleman, dem man trauen kann. Sie werden mich nun einen Augenblick entschuldigen, wir haben jetzt augenblicklich viel zu thun, weil das Geschäft blüht. Bitte, nehmen Sie einstweilen dieses Album, es ist das Album unserer Kunden, Sie können Ihre Auswahl treffen. Wenn Sie nach Geld sehen, so können Sie die Summe, die die Dame schwer ist in der linken Ecke oben angemerkt finden."

Ich hatte das reichlich mit Photographieen angefüllte Album schnell überblättert und meinte, indem ich bei dem Bildniß jenes hübschen blonden Mädchens verweilte, sorglos:

„Ich wähle lieber eine bemittelte, als eine unbemittelte Dame, wenn mir aber eine besonders gefällt, wie z. B. dieses reizende Gesichtchen, so bin ich auch in der Lage von einem Heiratsgut absehen zu können."

Die Dame hatte einen raschen Blick auf das Bild geworfen und bemerkte:

„Dieses Mädchen können Sie bei uns sehen; wenn Sie wollen, noch diesen Mittag in unserem Boardinghaus."

„O, Sie haben ein Boardinghaus?" frug ich, die Ohren spitzend.

„Sie begreifen, daß wir in unserem Hause nicht so viel Gesellschaft und Besuche haben können, wie es unser Geschäft mit sich bringt, man muß aufs Renommée halten. In unserem Boardinghaus aber kann man die Gesellschaft sehr bequem bei offener Tafel mit einander bekannt machen. Wir halten guten Tisch und verlangen nicht mehr, als anderswo. Sie entschuldigen mich."

„Dieses Boardinghaus muß ich unter allen Umständen sehen," dachte ich, und blätterte wieder in dem Album, die oft sehr frappanten und meist wenig interessanten Gesichter studirend, bis mir doch die Zeit zu lang wurde. Ich ergriff meinen Hut und ging nach der Halle, in welcher ein junger Mann mir die Thür zuvorkommend öffnete und mir dabei einen Zettel in die Hand gab. Als ich auf der Straße war, sah ich mir den Zettel an. Es war eine Empfehlung des Boardinghaus mit Preisliste für Speisen und Getränke! Die Zeit schien mir gerade passend, denn es war bereits 12 Uhr und ich verspürte lebhaften Appetit.

Das Boardinghaus war in der Hauptgeschäftslage New-Yorks, in der unteren Stadt, down town*), wie sie es nennen, gelegen. Ich schlenderte langsam dem Orte zu und betrat in dem bezeichneten Hause ein sehr komfortable eingerichtetes Speisezimmer im Basement, welches mir, nachdem ich die Glocke gezogen, ohne Weiteres geöffnet wurde.

Nun gebe mir die eine der neun Musen einen Pinsel, diese Gesellschaft zu malen! Es waren etwa 20 Gäste weiblichen und männlichen Geschlechtes in dem angenehmen Alter von 17—57 Jahren. O, vielleicht war der Herr an der Spitze der Tafel mit der braunen Perrücke, unter welcher die weißen Haarspitzen hervor-

*) Down town, spr. daun taun, wörtlich: nieder die Stadt.

lugten, noch um ein Dezennium älter. Aber was thut's! jedenfalls war er mit seinem gutmüthigen Lächeln und seinem gefälligen Schwatzen der unterhaltendste Tafelgast. Man nahm, wie hier in diesem Lande es der „Stil“ verlangt, nicht viel Notiz von mir, nur der Aufwärter deutete auf einen leeren Platz, auf welchem ich zwischen einer Dame von einigen dreißig und einer von einigen zwanzig Jahren Platz nahm. Die Dame zu meiner Rechten war blond, die zu meiner Linken braun, die erstere ziemlich wohlbeleibt, die andere um so hagerer. Kurz, mein Geschmack mochte sein, welcher er wollte, es war mir Genüge geschehen. Um in einer solchen Gesellschaft sattelfest zu werden, muß man seinen Nachbarinnen gegenüber ein unterhaltender und fast wie von ein bischen Zuneigung für sie angehauchter Gesellschafter sein, somit verzichtete ich vorerst auf das Anknüpfen eines Gespräches mit dem jungen blonden Mädchen, welches bescheiden auf ihren Teller niederblickte und augenscheinlich sehr von den mehr zudringlichen, als feinen Aufmerksamkeiten eines Kaufmanns oder Schreibers von ansehnlicher Körperfülle beschwert wurde, und ich wandte alles, was ich an Liebenswürdigkeit aufzutreiben wußte, auf Komplimente, die ich mit möglichster Unparteilichkeit nach rechts und links austheilte. Der Raum dieser Skizze aus dem sozialen Leben der Empire City gestattet mir nicht, das Gespräch zu zeichnen, zu welchem einige Skandalgeschichten der Tagesblätter, wie gewöhnlich, das Thema bildeten. Am Schluß der Tafel setzte sich ein Herr ans Klavier, ein anderer ergriff die Ziehharmonika, und bei den verlockenden Rhythmen eines Tanzes bildeten sich schnell einige Paare, während andere die Tafel an die Wand schoben.

„Tanzen Sie auch?“ fragte meine blonde Nachbarin mit so deutlichem Begehren, daß ich mit einem tiefen Stoßseufzer mich zum ersten male, seitdem ich amerikanischen Boden betreten, zum Tanzen entschloß. Hätte ich irgend eine Absicht auf die Gunst dieser lebenslustigen Dame gehabt, so würde mein Opfer von ersprießlichem Nutzen für mich gewesen sein. Aber es förderte auch meinen Zweck. Als ich die Blondine zu ihrem Sitze zurückführte, versicherte sie mir, sie würde entzückt sein, recht bald wieder mit mir zusammenzukommen. Daraufhin wagte ich die Frage, ob sie mich wohl in ihrer Wohnung empfangen würde.

„O no, Sir,“ sagte sie, „mein Mann ist zu eifersüchtig. Aber wir können uns hier, so oft wir wollen, und vielleicht auch anderswo treffen.“

„Sind Sie denn verheirathet? Ich dachte, die Gäste hier alle suchten eine passende Partie zu machen?“

„O no, Sir, die meisten hier sind verheirathete Leute, die sich amüsiren, ihr Leben genießen wollen, was sie zu Hause aus irgend welchem Grunde nicht können. Ach, heirathen Sie lieber nicht, es ist so viel hübscher.“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Zufällig sah ich gerade den Inhaber des Geschäfts an mir vorbeigehen. Ich gab ihm ein Zeichen, daß ich mit ihm vertraulich zu reden hätte, und er deutete nach der Ausgangsthür.

Bald saßen wir uns in einem kleinen Zimmerchen in Wiegestühlen gegenüber.

„Nun, wie hat Ihnen Ihre blonde Nachbarin gefallen?“ fragte er gleich. „Sie ist sehr lebenslustig und paßt in die Welt.“

„Es handelt sich nicht um sie,“ entgegnete ich trocken. „Zunächst lassen Sie mich Ihnen den Betrag meiner Zeche einhändigen, und dann sagen Sie mir im Vertrauen: das junge blonde Mädchen ist wohl ganz mittellos?“

„Ihnen die Wahrheit zu sagen, ja. Sie interessiren sich für sie?“

„Ja, und Sie begreifen, daß man nicht gern eine so arme Person heirathen möchte. Kann man — ich würde mich's schon was kosten lassen — nicht mit ihr in ein Verhältniß treten, ohne daß man sie heirathen müßte?“

„O gewiß; warten Sie einen Augenblick, der Clerk, der ihr den Hof macht, ist jetzt gewiß schon gegangen, weil er auf sein Bureau muß. Ich werde sie veranlassen, zu Ihnen hierher zu kommen. Ich hoffe aber, Sie werden erkenntlich sein.“

Kurze Zeit darauf erschien das blonde Mädchen mit gesenktem Haupte und halbgeschlossenen Augen. Sie wandelte wie im Schlafe.

„Setzen Sie sich hierher, mir gegenüber,“ sagte ich, und sie folgte willenlos.

„Die erste Bitte, die ich an Sie richte, ist: vertrauen Sie mir. Ich bin nicht, was Sie in mir vermuthen,“ bemerkte ich weiter und hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie einen Blick aus frommen blauen Augen auf mich richtete und dieselben dann auch nicht wieder niederschlug. „Sagen Sie mir zunächst, was brachte Sie in dieses Haus? Sprechen Sie zu mir wie zu einem Freunde, wie zu einem Bruder.“

„Wir sind sehr arm,“ flüsterte sie kaum hörbar, „meine Mutter ist krank und hülflos, meine kleinen Geschwister schreien vor Hunger. Eine Schulfreundin von mir dient hier in diesem Hause, sie verschaffte mir ein Darlehn, welches ich zurückzuzahlen habe, wenn ich nicht in den Kerker gehen will. Nun hat mir der Mann von dem Hause hier gesagt, daß ich eine reiche Heirath machen könnte, daß sich Jemand für mich interessirte, der viel Geld habe. So habe ich mich wohl entschließen müssen.“

„Es giebt aber einen jungen Mann, einen Arbeiter, der mir wohlgebildet und gut scheint, und der Sie liebt. Ist es nicht so?“

„O ja, o ja; ich weiß, und ich liebe ihn auch von Grund meiner Seele. Aber was hilft es uns? Er ist so arm, wie ich, und die Arbeit wird jetzt so schlecht bezahlt, wenn es überhaupt Arbeit gibt.“

„Gut, und der reiche Mann, wenn überhaupt ein solcher hier verkehrt, wird Sie unglücklich machen und Sie haben jedenfalls nicht die Gabe, aus Ihrer Schönheit ein nutzbringendes Geschäft zu machen. Sie werden nachher elender sein, als zuvor. Kehren Sie um, noch ist es Zeit.“

„Ich will, ich möchte, o wie gern möchte ich, ich fühle mich jetzt schon so elend. Aber wer nimmt das Bleigewicht von mir?“

„Ihre Schuld? wie viel beträgt sie denn?“

„Er gab mir 15 Dollars, aber ich werde ihm mehr bezahlen müssen.“

„Und wenn die Schuld bezahlt wird?“

„O, wer wollte das thun? Kein Mensch giebt Geld blos um die Thränen eines armen Mädchens zu stillen.“

„Sie sollen sehen, es giebt noch solche Menschen. Wollen Sie nun mit mir gehen?“

„O kommen Sie, kommen Sie,“ rief sie, sich lebhaft erhebend, „ich brauche frische Luft, hier ist die Pest, ich wußte, daß ich hier sterben müßte, wenn ich verdammt sein sollte, hier länger zu leben. O, es mag kommen, wie es will, lieber sterben, als so zu leben.“

Ich erhob mich nun auch und begleitete das Mädchen. Man wünschte uns „viel Vergnügen“, und ich hatte es im Kreise von einfachen, glücklichen Menschen, die es auch in New-York gibt. Ein Rundschreiben an einige bemittelte Bekannte brachte alles in Richtigkeit.

Wie ich weiter erfuhr, sind die meisten dieser Heirathsbureau's, so gut wie das: „Glückliche Ehen“ betitelte, reine Gelegenheitsmacherei-Institute, zum größeren Theile schlimmerer Art als das, dessen Bekanntschaft zu machen ich die Gelegenheit hatte. Wer wollte sich wundern? Bei der jetzt herrschenden korrupten Bourgeois- oder Ausbeuterwirthschaft werden noch viel schlimmere Giftstätten großgezogen. Ein anderes System brauchen wir, eine bessere Gesellschaftsordnung.

Den Golf von Neapel mit der Stadt und dem Vesuv zeigt das Bild S. 28. „Neapel sehen und sterben“, mit diesen Worten drückt ein italienisches Sprüchwort die ungemessene Bewunderung der Italiener für die mit landschaftlichen Reizen wahrhaft verschwenderisch ausgestattete Umgebung der süditalischen Hauptstadt aus; und „ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen“ — so bezeichnet die Landschaft der Dichter Sannazaro. Viele Stunden weit rahmt die Stadt mit ihren Palast an Palast aufweisenden Prachtkais, mit ihren reizenden Landhäusern und den sich an sie anschließenden Städten und Flecken Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w. das Meer ein. Ueber dies Häusergewimmel empor hebt sich das aus Stein gehauene Kastell San Elmo, die Citadelle Neapels, in deren Felsverließen unter der schmachvollen Bourbonenherrschaft so viele politische Gefangene einem frühen Tode entgegensiechten. In der Mitte unseres Bildes bemerken wir das malerische Kastell del'Ovo auf der Halbinsel Pizzifalcone weit in das Meer vorspringend, rechts davon erheben sich die düstern, kegelförmigen Steinmassen des Vesuv, des einzigen bedeutenden Vulkans auf dem europäischen Festland. Den stets sich wiederholenden Ausbrüchen des feuerspeienden Berges zum Trotz bedecken seinen Fuß die Wohnungen der Menschen mit einer blühenden Umgebung von Fruchtbäumen aller Art

und den üppigen Weinpflanzungen, welchen die feurigen Weine Lacrymä Christi und Vino Greco entsprießen. Dazwischen münden unfruchtbare Thäler in das Meer aus, in denen die Lavaströme vieler Jahrhunderte mit den bizarren Formen ihrer Gesteinsmassen eine malerische Wildniß geschaffen haben. Zu alledem denke man sich die Pracht des tiefblauen Himmels und des in seiner herrlichen, blauen Färbung mit diesem wetteifernden Meeres, an dessen Gestaden sich immergrüne Eichenhaine hinziehen, und man wird das Entzücken verstehen, das jeden erfaßt, dessen Blick so viel landschaftliche Schönheit auf einmal zu umfassen vergönnt ist. G.

Schimpanse und Orangutang. (S. 29.) In Nr. 23 des vorigen Jahrganges der „Neuen Welt" zeigte ein Bild, welches das Gerippe des Menschen und das des Gorilla nebeneinander vorführte, die große Aehnlichkeit, welche zwischen diesen beiden Geschöpfen evident zu Tage tritt. Unser heutiges Bild stellt wieder ein paar dieser Geschöpfe dar, mit denen eine Urverwandtschaft anerkennen zu sollen uns ein kleines ästhetisches Unbehagen verursacht. Aber weder Darwin noch dem viel geschmähten Affen-Vogt, wie ihn die erbittertsten Gegner nannten, ist es je eingefallen zu sagen: der Mensch stammt vom Affen ab. Um den richtigen Standpunkt zu gewinnen und die Lehre der neueren Naturwissenschaft von der Entwicklung der Arten richtig zu würdigen, behalte man im Auge, daß die heutigen Naturforscher eben die große Einheit und Zusammengehörigkeit aller organischen Wesen lehren, und daß sie bemüht sind, die Kettenreihe darzustellen, in welcher sich aus der einfachen Zelle und aus Zellenkomplexen schließlich das höchstorganische Säugethier, der Mensch, entwickelt hat. — Unser Bild stellt zwei Exemplare der größten Affenarten, den Schimpanse und den Orangutang dar, welche beiden Spezies nebst dem Gorilla für die menschenähnlichsten gelten dürfen. Der Orangutang (simia satyrus), der obere auf unserem Bilde, der auf Borneo und Sumatra lebt, ist braun von Farbe und erreicht eine Größe von 6—7 Fuß. Als äußerst guter und gewandter Kletterer und infolge seiner Vorliebe, einsam in Hochgebirgswaldung seinen Aufenthalt zu nehmen, ist er sehr schwierig zu fangen, ja selbst ihn zu schießen gelingt den Jägern selten. Der Schimpanse (simia troglodytes) lebt in Guinea und am Kongo in Afrika, und ist, ebenso wie der Orangutang, ungeschwänzt. Einer weiteren Schilderung dieser menschenähnlichen Affen, die in früheren Zeiten den Reisenden oft Anlaß zu Berichten von wilden Waldmenschen gaben, überhebt uns das naturgetreue Portrait der beiden Herren, welches unser Bild darbietet. wt.

W. Heinse's Ansichten über Staat, Fürst und Volk. Wilhelm Heinse ist einer der feurigsten Naturalisten der „Genieperiode", d. h. der Periode der Revolution in unserer deutschen Literaturgeschichte, während welcher man, mit den konventionellen Regeln brechend, die Umkehr zur Natur anzubahnen suchte, freilich nicht ohne auch hie und da auf bedenkliche Holzwege zu gerathen. Er war geboren 1749, studirte in Jena, ward bekannt mit Wieland, Gleim, den Brüdern Jacobi, Herder, Göthe und andern Vertretern jener geistigen Gährung und Bewegung, die wir die Genieperiode nennen. Seine in der Düsseldorfer Gallerie erweckte Liebe zu den Werken der bildenden Kunst trieb ihn nach Italien, wo er sich 1780—84 aufhielt, meist in Rom. Dort entstand auch sein am meisten genanntes Werk, der „Ardinghello oder die glückseligen Inseln." Dieses enthält eine Menge äußerst gesunder und fruchtbarer Ideen, von denen wir einige als Lesefrüchte den Lesern darzubieten für nicht unpassend halten. Dieses Werk, ein Zeugniß eines reifen, für seine Zeit achtenswerthen Kunstverständnisses, ward besonders wegen seiner üppigen Sinnlichkeit verschrieen und getadelt; an dichterischer Kraft, Gestaltungsvermögen nnd Tiefe der Empfindung kann er sich kühnlich mit unseren Tagesgrößen messen die Heinse, wenn sie ihn kennen, zwar schmähen, ihn in seinem Hauptfehler aber meist überbieten, ohne seine guten Seiten zu besitzen.

Folgende Sätze aus seinem Ardinghello dürften besonders interessant sein:

Man betrachtet eine Gesellschaft von Menschen, die man einen Staat nennt, am besten als ein Thier*), das von innen Kräfte, Proportion aller Theile haben und gesund sein muß, und volle Nahrung, um für sich auf die Dauer zu existiren und glücklich zu sein; und von außen Stärke, Erfahrung und Klugheit, um sich gegen die Feinde zu erhalten. Das Wohl des Ganzen ist das erste Gesetz, wie bei jedem lebendigen Dinge; und jede Staatsverfassung, wo nur ein Theil sich wohlbefindet, oder gar abgesondert wäre, ist ein Ungeheuer, eine Mißgeburt. Ein Despot also, das ist ein Mensch, der ohne Gesetze, die aus dem Wohl des Ganzen entspringen, über die andern herrscht, ist kein Kopf am Ganzen des Staates, sondern ein Ungeziefer, ein Bandwurm im Leibe, eine Laus, Mücke, Wespe, das sich nach Lust an seinem Blute nährt; oder will man lieber: ein Hirt, weil doch dies das beliebte Gleichniß ist, der seine Schafe schert und melkte, und die jungen Lämmer schlachtet und die fetten alten, wahrlich nicht zu ihrem Besten, sondern zu seinem Besten. Der Staat ist endlich ein Thier, das seine Gesetze hat, weder von Kühen noch Schafen, sondern von der Natur des Menschen, weil er aus Menschen besteht; und kein Mensch ist so über andere, wie ein Hirt über seine Herde! Ein vollkommener Staat muß ein Thier sein, das sich selbst nach seiner Natur, seinen Bedürfnissen und Erfahrungen regiert, wie ein Ulysses für sich nach den Umständen und gegen andere. — Eine reine Aristokratie, wo mehrere beständig herrschen nach ihrem Gutbefinden, ohne Gesetze aus dem Wohl des Ganzen, nur mit Gesetzen für ihr Wohl, die sie nach Belieben ändern, ist eine vielköpfige Hyder von Despotismus, viel Ungezieser auf dem Leibe statt eines. Ein Staat von Menschen, die des Namens würdig sind, vollkommen für alle und jeden, muß im Grund immer eine Demokratie sein oder mit andern Worten: das Wohl des Ganzen muß allem andern vorgehen, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben; der allgemeine Verstand muß herrschen, nie blos der einzelne Mensch.

. . . . O, es ist dem Menschen so süß über andere zu herrschen, deren Knaben und Töchter und Weiber sich aufwarten zu lassen, ihren besten Wein zu trinken, ihre besten Früchte, ihr bestes Gemüse und Fleisch zu schmausen, sie im Sonnenbrand arbeiten zu sehen, und selbst im kühlen Schatten zu faulenzen, sie unter den Schwertern und dem donnernden Geschütz der Feinde zu wissen, wenn junge zarte Dirnen ihm sorgsam die Fliegen wegwedeln! Jeder will dazu Recht haben, und göttliches Recht haben, sobald er im Besitz ist; und ließ eher den letzten Kopf von allen seinen Unterthanen, Vater und Sohn, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter über die Klinge springen, die es rebellisch leugneten, und befände sich lieber allein in einer Wüste zwischen der Pest der Hingerichteten, als daß er zum Exempel einem Rom gestattete, außer seiner Unterjochung (d. h. ohne sein Joch) das erste Volk der Welt zu sein. Dies ist die Natur; so elend ist der Mensch; alle unsere Moral ist gemacht und steht nur in den Büchern — lehrt es nicht alle Geschichte?

Dann äußert sich der Held der Erzählung trefflich über die Gewaltmittel, mit denen die Herrschaften aufrecht erhalten werden, in einer Weise, das man seine Worte gut und gern einem Abgeordneten unserer Tage in den Mund legen könnte, der in einem Parlament gegen die volksfeindliche Einrichtung der stehenden Heere plädirt:

Dasselbe thut man (nämlich den letzten Kopf von allen Unterthanen opfern) um Herrschaft zu erlangen, und düngt die Felder mit Bürgerblute, du kennst die Verse des Euripides, die Cäsar im Munde führte!

Und dann fährt der als Briefschreiber eingeführte Held mit herbem Tadel gegen die „Ordnungsmänner" fort:

Sie haben allerlei Blendwerk von Beschönigung ausgesonnen, worunter das täuschendste ist, dem Staate Ruh und Ordnung zu verschaffen und behende Stärke zu geben; und sie stellen sich an, als ob sie nur dessen erste Diener wären und große Lasten auf sich trügen. Wie ist aber einer Bedienter, dem niemand befiehlt? Wie ist einer Bedienter, der nach Gutbefinden Gesetze macht und gibt und keins annimmt? nach Willkür ohne Gesetze straft? Gesetzt auch Ruh und Ordnung; ist dies Glückseligkeit? im Kerker ist auch Ruh und Ordnung!

Dann fährt er fort in seinen Reflexionen:

Kein Tyrann wird wohl je so ein Narr sein, und sein Sklavenreich einem freien Rom, Athen oder Sparta vorziehen; allein wenn er gescheit ist und mit einem Gescheiten unter vier Augen spricht, ganz was anderes behaupten; etwa folgendes:

Jedes Wesen darf von Natur um sich greifen, so viel es Macht hat, es sei unter seines Gleichen oder andern Dingen. Du zürnst, daß du gehorchen mußt? Gehorche nicht, wenn du kannst! und du erhältst ein ander Recht. Daß ich, Sultan zu Konstantinopel, herrsche, da es mir Millionen und Millionen von Sklaven erlauben, wie nimmst du das mir übel? Willst du über nichts herrschen? Ist nicht jeder Mensch ein Sultan, nicht jeder Stier und Hirsch? Die Verständigen werden freilich nie gehorchen, wenn sie nicht müssen. Gehorchet nicht, wenn ihr könnt, so lange bis ihr alle Herren seid! und euer Staat ist die Vereinigung des reinsten Ganzen, eine Sonne, wo jeder Theil Licht hat und flammt und brennt und einer den andern verstärkt und entzückt und alle insgesammt dann fremde träge Erdenkörper zum Leben erwecken, wie jetzt allein Ich. wt.

*) Heute würden wir sagen „als einen lebendigen Organismus."

Eisenbahn-Waggonschieber. Die Menschenkraft ersparende Maschinenkonstruktion macht riesige Fortschritte. In alle Arbeitsbranchen dringt die Maschine ein und überall bringt sie die Lehre, daß die Menschenmassen ihren Lebensberuf nicht ausschließlich in mechanischer Thätigkeit suchen sollen und für die Zukunft auch gar nicht werden finden können. Eine Maschine, welche sich in neuester Zeit bereits in England, Frankreich, Belgien und Oesterreich an die Stelle von manchen hundert Arbeitern gesetzt hat und sehr bald auch in Deutschland Eingang finden wird, ist der Eisenbahnwaggonschieber, ein Apparat, welcher aus einem zweiarmigen Hebel besteht, dessen einer Arm an der Radaxe des fortzubewegenden Wagens eingehängt wird. „Das Ende dieses Armes ist halbkreisförmig gekrümmt," so schreibt das „Polytechnische Notizblatt", „um sich an den Umkreis der Axe anlegen zu können, das andere Ende ist mit dem des erstgenannten Arms gelenkartig verbunden, und bildet dieses Gelenk den Stütz- und Drehpunkt der Bewegung; letzterer liegt zwischen der Axe und dem Radumfang; an dem zweiten

Hebelarme befindet sich ein Ansatz, der in den Spurkranz des Rades paßt. Wird der Hebel auf und nieder bewegt, so dreht sich dieser und das Rad um verschiedene Mittelpunkte und der Wagen kommt in Gang." Mit Hülfe dieses Apparates soll ein Arbeiter im Stande sein, einen Wagen fortzuschaffen, zu dessen Bewegung sonst 6 Mann nöthig waren. In Belgien hat die Regierung dem Erfinder, einem Ingenieur in Amsterdam, das Recht der Fabrikation abgekauft; für Deutschland hat das Recht des Verkaufs ein frankfurter Ingenieur übernommen. G.

Trost fürs Volk.

Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen,
Der Prunk der Großen glänzet fort und strahlt!
Ich ruf' es laut dir zu, ich ruf' es aus vermessen,
Ich fürchte nicht der Reichen Allgewalt!
Bekümmert einer sich um deine Interessen
Dort oben, wo mit deinem Geld man prahlt?
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Sieh hin, mein Volk, wie sie die Tausende verschwenden,
Die du mit Müh' und Noth hervorgebracht,
Wie sie voll Gleichmuth jetzt ihr Antlitz wenden,
Wenn dir ein Nothschrei sich entringt mit Macht,
Den die Bedränger aus der freien Brust dir pressen
Mit der Gesetze drückender Gewalt!
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Konzerte, Bälle werden da gegeben,
Für dich bricht man sich nicht den Kopf entzwei,
Ob, Volk, du elend magst in Noth und Hunger leben,
Man denkt: „Was da! Wir sind ja nicht dabei!
Wir halten trotzdem uns die schönsten der Maitressen,
Wir fragen nicht darnach, wer sie bezahlt!"
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Wo seid ihr Freiheitsdichter jetzo denn geblieben,
Ihr, die ihr sangt von freien Volkes Recht?
Ihr, die für Freiheit einst gedichtet und geschrieben —
Jetzt seid für Geld ihr der Bedrücker Knecht!
Habt ihr den freien Sang denn ganz und gar vergessen?
Ich weiß warum: er wird ja nicht bezahlt!
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Mein Volk! Du bist bedrängt, — elender Schmach zum Raube
Beugst du die Stirne unter schnödem Joch!
Erhebe dich und kniee länger nicht im Staube,
Der Freiheit heil'ge Fahne schwinge hoch!
Auf, wähl' die Richter, die mit richt'gem Maße messen,
Was Recht und Unrecht ist, auf, wähl' sie bald!
Und thust du es, — kannst du das Leid, die Noth vergessen,
Der Prunk der Großen dann, er hat gestrahlt!

Das Schachspiel.

Schon vor längerer Zeit trat aus unserem Leserkreise an uns der Wunsch heran, wir möchten dem Schachspiel eine Spalte der „N. W." widmen. Anfänglich waren wir der Erfüllung dieses Wunsches abgeneigt: so alt und so geistreich das Schachspiel auch ist, hat es sich doch immer nur einer verhältnißmäßig geringen, wenn auch großentheils begeisterten Anhängerzahl zu erfreuen gehabt; es ist zu gedankenermüdend, zu schwer, — „als Spiel zu sehr Ernst", wie Moses Mendelssohn gesagt haben soll, „und als Ernst zu sehr Spiel", um Leute, die einer spielenden Erholung bedürfen, dauernd fesseln zu können. Zudem meinten wir, daß gerade unsere Leser, die Männer und Frauen des eigentlichen, des arbeitenden Volkes auch nicht durch die geistreichste Spielerei von der ihnen nöthigsten Arbeit, des Nachdenkens über die staatlichen und gesellschaftlichen Mißstände, abgezogen werden dürften. Zu weiterem Nachdenken über diesen Gegenstand angeregt durch Wiederholung des Verlangens nach einer Schachspalte in der „N. W.", und zwar aus Arbeiterkreisen heraus, haben wir unsere Anschauung der Frage ein wenig ändern müssen. Wir beurtheilten anfangs das Schachspiel von dem uns am nächsten liegenden Standpunkte, dem des Kopfarbeiters, aus nur als Erholungsthätigkeit, und als solche erfüllt es seinen Zweck allerdings nicht, indem es eine viel zu angestrengte Hirnthätigkeit beansprucht. Vom Standpunkte des geistig regsamen Handarbeiters nimmt sich die Sache aber anders aus. Für diesen ist Geistesanstrengung nicht allein Erholung von der Körperarbeit, sondern sogar Bedürfniß — wenn auch ein noch vielfach verkanntes, hintenangesetztes Bedürfniß. Mit dieser Erwägung war der erste Theil unserer Bedenken gegen die Einführung des Schachspiels in die „N. W." gehoben. Aber der zweite hielt noch stand: denn grade dieses Bedürfniß der Erholung durch Geistesanstrengung kann ja seitens des Handarbeiters nicht in zweckmäßigerer und edlerer Weise befriedigt werden, als durch Studiren der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen an der Hand der sozialistischen Presse. Es schien also, als ob die Pflege des Schachspiels in weiteren Arbeiterkreisen geeignet sei, einen, wenn auch relativ geringen Theil der auf das sozialpolitische Gebiet gerichteten Geistesthätigkeit einzelner Kreise des arbeitenden Volkes in die Bahnen des sozialpolitisch Gleichgültigen abzulenken. Doch auch dagegen ließ sich einwenden, erstens, daß bei den bereits für das politische Denken gewonnenen Arbeitern eine spielende Vertrödelung ihrer gesammten Gedankenthätigkeit nicht mehr zu befürchten sei; ferner daß auch der politisch Eifrigste nicht seine ganze Mußezeit auf das Studium ernster, theilweise schwerverständlicher Werke werde verwenden wollen und können; weiter noch, daß das Schachspiel sehr wohl befähigt sei, bei dem geistig immer lebendiger werdenden deutschen Arbeitervolke dem geistlosen, also geisttödtenden Kegel-, Karten- und Billardspiel rasch Terrain abzugewinnen; diese Fähigkeit aber lange nicht so sehr dem von vornherein ungemein viel Wissensdrang und Geduld in Anspruch nehmenden sozialpolitischen Studium beiwohne; endlich und ausschlaggebend, daß wer dem Denken überhaupt einmal gewonnen ist, sei es auch durch das Spiel mit den Schachfiguren, sein Nachdenken nicht auf das Spiel beschränken, sondern bald auf den Ernst des Lebens ausdehnen wird.

Und so versucht es die „N. W." denn mit dem Schachspiel! Die Bourgeoisie und ihre Söhne turnen, um den nicht zur gehörigen Bethätigung seiner Kräfte gelangenden Körper nicht ganz einrosten zu lassen — warum sollen die Arbeiter nicht Schach spielen und damit so eine Art Geistesturnerei üben, um auch in ihrer Erholung den großen Zweck der Geisteserziehung, der Einspannung in das Joch der ausschließlichen Körperarbeit zum Trotz, nicht aus den Augen zu verlieren?!

Um jedem unserer Leser die Möglichkeit zur Befreundung mit dem „königlichen" Spiele zu gewähren, wollen wir vorerst in der nächsten Nummer eine Anleitung zur Erlernung des Schachspiels folgen lassen.

Rechnungsaufgabe.

Ein Sozialist unterhält sich mit einem Liberalen über die Parteiverhältnisse des Ortes X.; der Liberale prahlt mit der Stärke seiner Partei und erzählt, daß einer der liberalen Parteiführer in seiner letzten Rede auf die Wirksamkeit der vielen liberalen Agitationsversammlungen und die beständig wachsende Zahl der Mitglieder des Reichsvereins in X. als das unerschütterliche Bollwerk der X.'schen Reichstreue hingewiesen habe. „Allerdings hält," erwiderte der Sozialist, „euer Reichsverein in je 8 Wochen 10 Sitzungen ab, während wir uns mit 8 begnügen, und er zählt gegenwärtig 100 Mitglieder mehr als unser Arbeiterverein, aber ihr gewinnt durchschnittlich erst in siebzehn Sitzungen soviel Mitglieder als wir in drei. Nun ist die Frage: wie viel Versammlungen hat der sozialistische Arbeiterverein voraussichtlich nöthig, um stärker zu werden, als der Reichsverein.

Korrespondenz.

Berlin. R. E—r. Zieht man Ihre geringe Schulbildung in Betracht, so wird man Ihre Arbeiten als Beweise von geistiger Begabung anerkennen dürfen. So lange uns aber nur ein ganz unentwickeltes Talent gegenübertritt, vermögen wir nichts weiter zu thun, als zur sorgfältigen Pflege der vorhandenen Begabungskeime durch geistige Arbeit anzufeuern. Wie Sie am zweckmäßigsten Ihre Studien einrichten und woher Sie billige Bücher bekommen, darüber können Ihnen hervorragende Mitglieder der sozialistischen Partei in Berlin, wenn Sie Sich denselben persönlich vorgestellt haben, jedenfalls besser Auskunft geben als wir. Wenden Sie Sich z. B. an die Herren Most oder Fritzsche. — La. Ihre Berufung auf den „gesunden Menschenverstand" hat uns an das Wort Kant's erinnert: „In der That ist es eine große Gabe des Himmels, einen geraden (oder, wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschenverstand zu besitzen. Aber man muß ihn durch Thaten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher, sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeit, dabei es der schalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopfe aufnehmen kann — — —" Nehmen Sie dem alten Kant nicht übel, daß er hier etwas sehr deutlich wird!

Gräfenhainichen. W. Wenn Nakel eine Weltstadt und Sie nicht nur ein sehr vernünftiger, tüchtiger Mann, sondern auch ein Dichter wären, würden wir Ihr Gedicht „Sedanfeier in Nakel" aufgenommen haben. Humor kann man Ihnen übrigens nicht absprechen.

Wien. E. Tz. Ihnen, der Sie „nach eifrigen wissenschaftlichen Studien vor der Frage angelangt" sind, ob „das Wissen nicht Trug" und ob nicht „im Glauben allein Glück" zu finden sei, rufen wir mit Göthe zu:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hat er dich schon unbedingt.

Uebrigens können wir nicht umhin, die nüchterne Bemerkung hinzuzufügen, daß Einer, so gut wie er an die jüdisch-christlichen Religionsphantasieen glaubt, auch jeder beliebigen andern Fiktion Glauben schenken darf oder konsequenterweise eigentlich müßte. Für religiöse „Wahrheiten" giebt es gar keine andere Garantie, als die Gewißheit, daß es vor uns auch Leute gegeben hat, die sie beweislos, auf guten Glauben, hingenommen haben. Und nun lassen Sie Ihren Blick schweifen über die ganze Kulturgeschichte von der Urreligion der Juder bis zum modernen Spiritismus und sagen Sie uns, für welchen Aberwitz diese „Garantie" nicht auch vorhanden wäre?!

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow**.

(Fortsetzung.)

Die Brüder standen sich gegenüber, sie waren einander nie sehr sympathisch gewesen und Sebastians Ehrgeiz hatte die Spottsucht Jakobs stets herausgefordert. Jetzt war der „kleine Minister" ein abgedankter Hofbeamter, der es nicht unter seiner Würde fand, auch um die Erbschaft des „geizigen Krämers" zu buhlen.

Mit einem triumphirenden Lächeln blickte denn auch Jakob nach der ziemlich kühlen Umarmung auf das schüchterne Männchen herab und sagte dann mit einem Versuche, einiges Wohlwollen in den Ton seiner Stimme zu legen:

„Ja, ja, ich hab' mir immer gedacht, daß es einmal so kommen wird; — nun, du hast mir damals nicht geglaubt, hast dein Kapitälchen schlecht angelegt — schlecht angelegt, — Fürstengunst ist eitler Dunst, — jetzt kommt jeder gute Rath leider zu spät." —

Der Hofrath nickte wehmüthig mit dem grauen Köpfchen und murmelte dann etwas von den „Seinen", die es schon kaum erwarten könnten, die Bekanntschaft des verehrten Onkels zu machen.

Herr Jakob grinste vergnüglich.

„So, so, — hätt's kaum gedacht, daß auf meine alten Tage noch von den schönen, adligen Damen werd' so kascholirt werden; na, da komm aber, Bastian, wollen deine Gnädige nicht warten lassen, — müßtest es am Ende gar daheim büßen — he? Oder hast du das Hausregiment? Schaust mir eben nicht darnach aus!"

Damit waren die beiden Arm in Arm in das nächste Gemach — das Empfangszimmer — getreten. Dasselbe war höchst ärmlich ausgestattet, sechs Stühle, ein altmodisches Kanapee, einige Schränke und Kommoden, zwei schlechte Stahlstiche an den Wänden — „Napoleon in Fontainebleau" und „das Mädchen von Saragossa" bildeten so ziemlich die ganze Ausstattung des Zimmers, dessen düstere Fenster mit den halb erblindeten Scheiben nicht einmal durch weiße Vorhänge ein freundliches Ansehen erhielten.

Auf dem hartgepolsterten Sopha saß Frau Edeltrud, angethan mit einer schweren, langschleppigen Seidenrobe und einem weißen Hute, von dem stolz und zugleich herablassend zwei dicke Straußenfedern winkten.

Adelgunde war in ein weiß und blau gestreiftes Wollenkleid gehüllt und das Innere ihres Hütchens zierte ein Kranz aus Vergißmeinnicht, der sich in ihren röthlichblonden Locken verlor. Sie sah sehr schmachtend aus. Auf des kleinen Röschen Toilette war mindere Sorgfalt verwendet worden.

Dame Edeltrud erhob sich steif und reichte dem Schwager Jakob, wie gestern Johann, ihre Rechte, jedoch war das Lächeln, welches jetzt ihren Mund umspielte, bedeutend freundlicher und sie sprach auch einige höfliche Worte, in denen sie die Freude, daß es ihr endlich gestattet sei, der Familie ihres theuren Sebaldus näher zu treten, gewandt Ausdruck gab.

Jakob ließ die kleine Hand nach einem leichten Druck wieder los und fragte mit gut gespielter Verwunderung:

„Sebaldus, Frau Schwägerin, — Sebaldus heißt wohl Ihr erster Mann?"

„Mein erster Mann?" rief die Hofräthin entsetzt. „Wissen Sie denn nicht, daß ich als eine jungfräuliche Braut in den heiligen Ehestand getreten bin?"

„Nein, in der That, dies war mir nicht bekannt, es freut mich aber umsomehr, im Interesse meines Bruders, — jedoch, dann war wohl dieser ‚Sebaldus' eine — nun, vielleicht eine Jugendbekanntschaft, wenn man fragen darf?"

„Aber ich nenne ja den Hofrath, meinen Mann, Sebaldus!"

„Ach so, da ist er umgetauft worden, — also, Sie fanden für nöthig, ihm einen neuen Menschen anzuziehen, — hm, hm, war immer so eine Art Don Juan, der gute Bastian, — ein Vocativus, wie die Herren Cavaliere sagen, zu denen er sich doch gewiß gerechnet haben wird."

Die Hofräthin wünschte augenscheinlich dieses unpassende Gespräch beendet, deshalb sah sie zu ihrer Tochter Adelgunde hinüber, und diese, den auffordernden Blick der wasserblauen mütterlichen Augen richtig deutend, stellte sich ohne Scheu vor Onkel Jakob in Positur und begann mit einem schmachtenden Blicke:

„Theurer Oheim, mir sagt es mein Herz, wir werden bald die besten Freunde werden. Mein weiches, liebevolles Gemüth sehnt sich nach Anschluß, mein dem Gewöhnlichen abholder Sinn war und ist stets dem Außerordentlichen, dem Seltenen und Genialen zugewendet gewesen und —"

Hier stockte Adelgunde, denn Jakobs Blick war mit einem Ausdruck auf sie geheftet, wie ihn etwa ein Sammler hat, wenn ihm ein neues Exemplar geboten wird, das er im Moment noch nicht zu klassifiziren vermag.

Röschen, der man daheim schon viele gute Lehren, daß sie ja freundlich und kindlich zärtlich den Erbonkel begrüßen und nicht etwa, ihrer Gewohnheit gemäß, scheu und schüchtern zur Seite blicken solle, näherte sich jetzt mit kleinen Schritten der so hochwichtigen Persönlichkeit, und in dem instinktiven Gefühl, der stockenden und vergeblich den Faden ihrer Anrede wieder suchenden Schwester zu Hülfe zu kommen, ergriff sie Herrn Jakobs feuchtkalte Hand und sagte, ihn neugierig und mit erstaunten Augen betrachtend:

„Du bist also der Erbonkel?!“

Wäre eine Bombe in das kahle Empfangszimmer durch eine der blinden Scheiben hereingeflogen, die Familie von Bartels hätte nicht entsetzter blicken, nicht vielsagender verstummen können, als dies jetzt geschah.

Desto belustigter schien der alte Herr durch diese seltsame Frage. Er meckerte förmlich vor Lachen und wiederholte, immer wieder auf's neue kichernd:

„Ja, ja, mein Töchterchen, ich bin der Erbonkel.“ Dann beugte er sich zu der Kleinen nieder und fragte zutraulich: „Willst du mich auch vielleicht beerben, mein Püppchen?“

„O ja,“ lächelte die Kleine, kühn gemacht durch ihren augenscheinlichen Erfolg, „gewiß möcht' ich das — wenn Schwester Adelgunde und die Mama nichts dagegen haben.“

„Vorlautes Kind!“ rief die Hofräthin verweisend dazwischen.

Der Onkel aber legte wie beschützend seine Hand auf das lockige Haupt der kleinen Nichte und meinte gutmüthig:

„Lassen Sie doch den lieben Schatz sprechen, ich höre das Geplauder von Kindern gern, sie können sich noch nicht so gut verstellen wie die Großen, ihr Egoismus tritt deshalb naiver zu Tage. Sag' mir, mein Herzchen, warum will denn Schwester Adelgunde nicht, daß du alle die großen Puppen erben sollst und das viele Spielzeug, was der Onkel hat?“

Die Kleine blickte etwas scheu auf, aber der Gedanke an die großen Puppen und das viele Spielzeug gab ihr Muth, halb weinerlich erwiderte sie daher:

„Weil Adelgunde älter ist und von allem zuerst bekommt, und dann will sie auch die Erbschaft haben, damit Theobald sie heirathet.“

Hier faßte Papa Hofrath so nachdrücklich den Arm seiner Jüngsten, daß diese jäh verstummte. Herr Jakob aber wandte sich zu der erglühenden Adelgunde und fragte grinsend:

„Also Theobald heißt er, — da darf man wohl gratuliren, Fräulein Nichte?“

Das arme Mädchen murmelte einige ablehnende Worte und schwieg dann. Eine peinliche Pause entstand, die der Onkel sich hütete, zu unterbrechen, denn er freute sich der Verlegenheit, welche so augenscheinlich auf allen lastete.

Die Hofräthin ermannte sich zuerst, und da Herr Jakob zu hüsteln begann und seinen alten abgeschabten Hausrock fester um die mageren Glieder zog, sagte sie:

„Ihnen scheint nicht ganz wohl zu sein, Herr Schwager, und wir greifen durch unsern Besuch vielleicht störend in Ihre häuslichen Gewohnheiten ein?!“

„Hähähä! — Fühle mich ganz munter, danke bestens für die freundliche Sorge, — denke aber noch recht lange auf dieser Welt zu bleiben,“ erwiderte der alte Geizhals grinsend und wandte sich dann zu Röschen. „Ja, mein liebes Kind, der Erbonkel macht noch lange keine Anstalten zum Sterben und du wirst auf die großen Puppen und Schwester Adelgunde sammt Theobald auf das heidnisch viele Geld noch ein hübsches Weilchen warten müssen!“

Frau Edeltrud erhob sich verletzt, ihre Geduld schien erschöpft und sie sagte zu dem trübe vor sich hinblickenden Gemahl:

„Wir wollen deinen Bruder nicht länger stören!“

„O, nicht doch, Frau Schwägerin, freut mich ja sehr, werden doch nicht denken, daß ich Sie so ohne weiteres fortlasse! Eine Mittagssuppe müssen Sie schon bei dem Erbonkel essen — nicht wahr, Röschen?“

„Ja, Onkelchen, wenn du mich ein bischen mit deiner großen Puppe spielen läßt!“

„Ah, das ist reizend! Hört nur, wie praktisch die Kleine ist, sie will indessen eine Nutznießung von der Erbschaft haben, — nur, Röschen, laß dir ja nicht merken, daß du die Erbin bist, sonst zausen dich Onkel Johannes' Kinder ohne Gnade.“

Der Hofrath erzählte hastig, daß Johann sie morgen alle zum Speisen eingeladen habe. Das Gespräch ward nun allgemeiner, und auch Adelgunde mischte sich aufathmend in die Unterhaltung.

Trotzdem war es wie eine Erlösung für die Damen Bartels, als die häßliche Haushälterin ihren großen Kopf in's Zimmer steckte und die Meldung machte, daß die Suppe auf dem Tische stehe.

Onkel Jakob bot galant der stattlichen Schwägerin den Arm, und sie legte nicht ohne inneres Widerstreben die zierlich behandschuhte Linke auf den fettigen Schreibärmel des Erbonkels.

In dem nach dem Hofe zu gelegenen schmalen und düsteren Speisezimmer, das nur einen gedeckten Tisch und zwölf plumpe Sessel aus Eichenholz enthielt, warteten der stolzen Hofräthin nächst der dampfenden Suppe, die schon liebliche Düfte verbreitete, neue Demüthigungen. An einem Tische mit ihr saß und aß nämlich nicht blos die alte Haushälterin, sondern auch deren Neffe Hans, der schmächtige Lehrling mit dem stehenden blöden Lächeln!

Herrn Hans schienen die röthlichen Locken und schmachtenden Augen Adelgundens, die seine Tischnachbarin war, besser zu gefallen, als dem alten Jakob, der Röschen an seine Seite genommen hatte und der Frau Gertrud, während diese den Braten schnitt, in möglichst boshafter Weise erzählte, welch' lieben Namen ihm die kluge Kleine gegeben.

Der Hofrath, der eben eine Gabel voll Kraut zum Munde geführt, hustete und prustete dabei so besorgnißerregend, daß der Bruder sich freundlich erkundigte, ob ihm etwa ein Knochen im Halse stecken geblieben sei?

Herr Hans lachte über diesen Witz seines Prinzipals sehr vergnügt, und legte dann der schönen Nachbarin als Zeichen seiner Bewunderung ein großes Stück Schweinsbraten auf den Teller.

Adelgunde verweigerte die Annahme, aber ihr Sträuben half nichts, der unverschämte Mensch ging sogar so weit, ihr mit seinen rothen, aufgesprungenen Händen zärtlich den Arm zu drücken, während er ihr zuflüsterte:

„Essen Sie nur, schönes Fräulein, immer lassen Sie sich's schmecken, der Herr Onkel rechnet's Ihnen doch an!“

Adelgunde würgte schaudernd das Bratenstück noch hinab, nur damit sie nicht den schrecklichen Menschen neben sich anzusehen und ihm zu antworten brauchte.

„O Theobald,“ hauchte sie, als das letzte Stückchen glücklich verschluckt war, „das alles leide ich um deinetwillen!“

* * *

So qualvoll der Aufenthalt in dem grauen Hause für die Familie von Bartels, mit Ausnahme Röschens, gewesen, so war doch das sonntägliche Mittagsmahl bei Onkel Johann — dem Schreiner — noch bei weitem entsetzlicher, wie die Hofräthin wenigstens behauptete.

Erstens gab es wiederum gedünstetes Kraut und Schweinsbraten — eine kleine Malice des Schicksalteufelchens, die dem Hofrath, der gern gut speiste, und der armen Adelgunde, welche von der Frau Meisterin bedient worden war, wehmüthige Seufzer kosteten.

Frau Edeltrud kostete nur von den aufgetragenen Speisen und erregte dadurch in hohem Grade den Groll der Schwägerin Friederike, welche der „hochnasigen Gnädigen“ noch eher die weißen Kamelien an der Putzhaube und das graue Seidenkleid, als diese völlige Appetitlosigkeit verziehen hätte.

Und was für Mühe hatte doch dieses Gastmahl gekostet! Die arme Frau war noch ganz „abgehetzt“, wie sie dem Hofrath gestand, der ihre frische Gesichtsfarbe lobte. Dafür waren aber auch die Dielen der „guten Stube“ von untadeliger Weiße, die Vorhänge frisch aufgesteckt, alles sorglich abgestäubt und sogar das Kunstwerk im Glasschrank, eine Schäfergruppe aus Dragant, einer gründlichen Reinigung unterzogen worden. Leider hatte dabei der liebende Damon den Kopf verloren — ein Unglück, das Verliebten öfter geschehen soll — und Frau Friederike hatte besagten strohhutbedeckten Kopf in der Eile falsch aufgesetzt, so daß Damon der zärtlichen Phyllis jetzt seine gelbe Lockentour zeigte und dabei tapfer die Flöte in die Höhe hielt.

Endlich war auch dieses Mittagsmahl beendet und die „abgehetzte“ Frau Friederike kam zum Sitzen und vermochte nun ihrerseits dem bereits kalt gewordenen Schweinsbraten zuzusprechen.

Röschen hatte sich schnell mit der neunjährigen Franziska und dem zwölfjährigen Jakob — Onkel Johanns Kindern — befreundet und freute sich schon auf die versprochenen Spiele in dem geräumigen Hofe.

Da drängte die Hofräthin zum Aufbruch, eine Migräne vorschützend. Jetzt aber kam die Schwägerin ordentlich in's Feuer.

„Na, erlauben Sie mir, das wäre eine schöne Geschichte, wenn Sie jetzt ausreißen wollten, nein, das dürfen Sie mir nicht anthun. Auf Nachmittag zum Kaffee habe ich die ganze Verwandtschaft geladen, und die Jungfer Martha und Emmerenzia würden mir schöne Gesichter machen und sich den Mund zerreißen, wenn sie das Nest ausgeflogen fänden. Deshalb habe ich ja noch heut vor Tage in aller Eil die großen Streuselkuchen gebacken, mein Kaffee, — ich will mich nicht loben, aber nicht wahr, Johann, alles was recht ist, — gut ist mein Kaffee, der wird Sie schon kuriren, — und der Kuchen soll Ihnen schmecken, und wenn Sie zehnmal aus der Residenz kommen, — mein Kuchen ist berühmt. Essen und Trinken aber ist das beste Mittel gegen Kopfschmerz."

Es war unmöglich, diese wortreiche Beweisführung zu widerlegen, ja, auch nur zu unterbrechen, und so ergab sich die Hofräthin in ihr Geschick, und während Herr Sebaldus mit dem Bruder Haus und Werkstatt in Augenschein nahm, Röschen lustig im Hofe „Versteckens" und „Kämmerchen vermiethen" spielte, Frau Friederike aber in die Küche ging, um den Kaffee zu bereiten, indessen die taube Magd das Geschirr reinigte, — lehnte Frau Edeltrud den schmerzenden Kopf, von dem sie die beneidete weiße Spitzenhaube abgenommen, an die treue, schmächtige Brust der Tochter und tiefe Seufzer über den Verlust einer erträumten Herrlichkeit und die Leiden dieser „vulgären" Gegenwart stiegen zum Himmel auf.

Mit dem Schlage drei fanden sich die beiden jungfräulichen Schwägerinnen ein und begrüßten mit großer Zurückhaltung die bleiche Hofräthin, welche schnell wieder ihre Putzhaube aufgesetzt und die Falten des „Grauseidenen" glattgestrichen, von dessen Reizen Frau Friederike sogar der tauben Magd in der Küche „beim Abwasch" erzählt.

Fräulein Martha war jedenfalls die ansprechendere Erscheinung, klein und dick, hatte ihre sehr altfränkisch, aber sauber gekleidete Person etwas Gemüthliches, Vertrauenerweckendes. Nur die kleinen grauen Augen erinnerten durch den stechenden Blick an Bruder Jakob. Emmerenzia dagegen hatte die lange, hagere Figur mit dem „Erbonkel" gemein und die großen Hände, sonst besaß sie, abweichend von den übrigen Bartels, dunkle, schwärmerische Augen und schwarzes Haar, das sie zu beiden Seiten des hageren, gelblichen Antlitzes in langen Locken herabhängen ließ. Das dunkle, altmodische Seidenkleid war mit rosa Schleifen in der überladensten Weise aufgeputzt, auch der Haarschmuck bestand in rosa Bandrosetten.

Die Schwestern, welche zwar ziemlich gleichzeitig eingetroffen, aber nicht zusammengekommen waren, betrachteten sich mit scharfen und musternden Blicken, bald aber wandte sich ihre ganze Aufmerksamkeit den adligen Verwandten zu, und der kleine Krieg, der zwischen Martha und Emmerenzia herrschte, ward durch einen in stillschweigender Uebereinstimmung geschlossenen Waffenstillstand sistirt.

Nachdem die beiden alten Jungfrauen eine halbe Stunde mit der Hofräthin und Adelgunde geplaudert, ward ihnen klar, daß die neuen Ankömmlinge keineswegs zu unterschätzende Gegnerinnen seien. Die stolze Erscheinung der Hofräthin oder Adelgundens schwärmerische Zartheit konnten doch einen Eindruck auf Onkel Jakobs unberechenbaren Sinn machen, und vielleicht testirte er auch nur zu Gunsten der „Fremden", um die Dohlenwinkler Sippe recht tief zu kränken — zuzutrauen wäre ihm dies schon.

Die dickbauchige braune Kaffeekanne, inmitten einer Anzahl, von einander verschiedener, goldgeränderter und mit sinnigen Sprüchen versehener Tassen erschien endlich. Der braune, stark mit Cichorie vermischte Trank übte aber nur scheinbar eine friedliche und versöhnliche Wirkung. Zwar saßen sie alle vereint um den runden Kaffeetisch, sogar die Kinder hatten sich mit gerötheten Wangen und in Unordnung gekommenen Kleidern eingefunden und vertilgten enorme Portionen des sehr schmackhaften Backwerks.

An die „gnädige Schwägerin" wagten sich die Schwestern noch nicht heran, mit dem Bruder, der, wenn auch geadelt, doch ein „Bartels" blieb und seit seiner Entlassung aus dem Staatsdienste überhaupt viel von seinem Nimbus verloren, war das etwas anderes, ihm konnten sie schon durch einige hingeworfene Bemerkungen auf den Zahn fühlen.

Beide waren von den Ereignissen des gestrigen Tages und dem Empfange, den die „neuen Erbschleicher" bei dem Onkel gefunden, vollständig, wenn auch durch verschiedene Quellen, unterrichtet.

Martha erfuhr, wie alles Wissenswerthe, auch dieses durch den Wirth zum „Schwarzen Wallfisch". Emmerenzia hatte einen Seelenbund mit dem Ladendiener Hans geschlossen und besuchte sehr häufig den Laden unter dem Vorwande, kleine Einkäufe zu machen, dann ging sie auch auf ein Stündchen zu Frau Gertrud, und obgleich die häßliche Haushälterin eine erklärliche Abneigung gegen die ganze erbberechtigte Verwandtschaft ihres Herrn hatte, dem sie blind ergeben war, so konnte sie doch dem Reize eines Plauderstündchens nicht widerstehen, und wenn selbst die Versucherin Fräulein Emmerenzia war, die sie schon garnicht leiden mochte. Der redlichen, etwas schroffen Frau war nämlich die zur Schau getragene Schwärmerei der romantischen alten Jungfer gradezu widerwärtig, und die „Seelenfreundschaft", welche Emmerenzia für den blöden Hans zu empfinden vorgab, wurde von Gertrud mit einem sehr derben Ausdruck, wenn auch richtig, aber nicht ganz ästhetisch bezeichnet.

Deshalb hatte Frau Gertrud auch der lispelnden Schwärmerin recht viel von dem Eindruck erzählt, den das hübsche Fräulein Adelgunde auf das empfängliche Herz ihres Neffen gemacht. Es ist erklärlich, daß Emmerenzia, die Fräulein von Bartels mit scheelen Blicken musterte, nur auf eine Gelegenheit wartete, ihrer Galle Luft zu machen. Diese Gelegenheit ließ auch nicht lange auf sich warten, denn Martha, die kein Herzensinteresse bei der Sache hatte und der demgemäß die Erzählung von Röschens naivem Gespräche mit Bruder Jakob am wichtigsten gewesen, streichelte jetzt die Wangen des munteren Kindes und sagte lauernd:

„Also das hier ist die zukünftige Herrin des Bartelshauses am Markte mitsammt dem vielen Gelde darin —?"

„Und den großen Puppen!" unterbrach Röschen fröhlich.

Die Hofräthin und Adelgunde begannen unruhig zu werden, Frau Friederike goß im Aerger Emmerenzia's Tasse so übervoll, daß die rothgeblümte Kaffeeserviette Flecke bekam, und Herr Johann machte sehr energische Anstrengungen, den unsichtbaren Hobel in Bewegung zu setzen. Er faßte sich übrigens zuerst und fragte mißtrauisch:

„Wie ist denn der Spaß zu verstehen, Martha?"

„Nun, ganz einfach, Röschen hat dem Bruder Jakob dadurch, daß sie ihn mit „Erbonkel" anredete, so gut gefallen, daß er sie zu seiner Erbin erklärt hat — wenn dies nämlich die Schwester Adelgunde —"

„Und Herr Theobald erlauben!" schloß Emmerenzia mit einem giftigen Seitenblick auf die erröthende Adelgunde.

„Dummes Geschwätz," brummte Frau Friederike verdrießlich vor sich hin und fügte, zu den Kindern gewendet, hinzu: „Wenn ihr satt seid, dann könnt ihr in den Hof spielen gehen, damit hier mehr Platz wird."

Die Kinder gehorchten sogleich, obwohl die kleine Franziska eine sehr mürrische Miene machte.

Die arme Hofräthin athmete erleichtert auf, seit das „Enfant terrible" das Zimmer verlassen; aus Dankbarkeit ließ sie sich eine vierte Tasse Kaffee und ein fünftes Stück Kuchen von der beredten Frau Schwägerin aufnöthigen.

Wenn aber nun auch nothgedrungen das Gesprächsthema gewechselt wurde, so sorgten die beiden alten Jungfern schon redlich dafür, daß die vornehmen Verwandten nicht auf Rosen saßen und manche unliebsamen Dinge hören mußten.

Das graue Männlein verstummte endlich gänzlich, denn der Gattin zusammengekniffene Lippen und gerunzelte Brauen verkündeten ihm nichts Gutes. — Welche Gardinenpredigt würde er da zu hören bekommen! Denn das war doch eine ausgemachte Sache, daß er, Sebaldus, oder, wie ihn hier die Geschwister nannten, „Sebastian" für alle Taktlosigkeiten und Bosheiten der Sippe Bartels verantwortlich gemacht ward! Und nun fragte ihn noch Schwester Emmerenzia, die schnell die schwächste Seite der adligen Schwägerin ausgespürt, ob er denn schon den gelehrten Bruder Eusebius besucht habe und es wisse, daß derselbe in seinen Mußestunden, deren er zwölf am Tage habe, die alten Schuhe und Stiefel der Dohlenwinkler ausflicke?

Die Hofräthin fuhr mit der Hand zum Herzen, wo sie einen scharfen Schmerz verspürte, dann richtete sie sich majestätisch auf und sagte tonlos:

„Ich befinde mich nicht wohl und wünsche mich mit meiner Tochter zurückzuziehen."

Die Frau Meisterin sprang geschäftig herzu, und nahm sich nur eben soviel Zeit, einen bösen Blick auf Schwägerin Emmerenzia zu werfen, die mit kindlicher Harmlosigkeit an den Schleifen ihres Busentuches zupfte und gänzlich ahnungslos schien, daß just ihre

boshafte Bemerkung den Herzkrampf der armen Dame veranlaßt hatte.

Obgleich nun die Gattin des Tischlermeisters unmöglich ein Verständniß für den Schmerz haben konnte, der Frau Edeltruds Busen schwellte, verdroß sie doch der Umstand, daß man die Gäste ihres Hauses vor ihren Augen beleidigt habe, und sie würde ihrer Entrüstung darüber gewiß viele Worte geliehen haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein Wehegeschrei, ausgestoßen von Kinderstimmen, an die Ohren der zwei besorgten Mütter gedrungen wäre.

Die Hofräthin vermeinte Röschens, die Tischlermeisterin der kleinen Franziska Stimme aus dem beginnenden Schrei-Konzert herauszuhören. Während die Dame sich aber noch hülflos und ängstlich umblickte und dabei mit bebenden Fingern den Shawl zu befestigen suchte, war die resolute Meisterin schon zur Stube hinausgeeilt und beruhigte sich erst, als sie, im Hofe angelangt, die drei Kinder auf das eifrigste damit beschäftigt sah, einander nach allen Regeln der Kunst zu prügeln. Richtiger gesagt, prügelten Franziska und Jakob die kleine Cousine Rose, und diese, der Uebermacht schier erliegend, hatte die Kraft ihrer Lungen zu Hülfe genommen, um den stärkeren Feind zu besiegen.

Dies war ihr nun auch gelungen, denn die Meisterin säumte nicht, hier mit Wort und That hülfreich einzugreifen. Jakob, der „Taugenichts“, flog in die rechte und Franziska, der „unnütze Balg“, in die linke Ecke, und Röschen stand als Siegerin ganz allein auf dem Kampfplatze, in der Hand noch ein rothes Zopfband der kleinen Feindin haltend, das sie starren Auges und mit hoch wogender Brust betrachtete. Erst als die übrige Gesellschaft erschien und die Kleine ihrer Eltern ansichtig ward, faßte sie nach der Stirn, wo eine große Beule Zeugniß von der Faustkraft Jakobs ablegte, und warf sich laut aufschluchzend in die Arme der bleichen Mutter.



Torquato Tasso. (Seite 47.)

Meister Johann inquirirte indessen seine Sprößlinge, denen er eine später zu vollziehende Strafe in Aussicht stellte, scharf darüber, wer oder was den Anlaß zu diesem Streite gegeben habe.

„Der Erbonkel!“ schrieen Franziska und Jakob gleichzeitig und berichteten dann weinerlich, daß die neue Cousine sich gerühmt habe, die Puppen und das viele Spielzeug in dem grauen Hause, ja dieses selbst sammt dem großen Kramladen und dem vielen Gelde werde einmal ihr allein gehören, das habe ihr Onkel Jakob versprochen. Es war keine geringe Entrüstung gewesen, welche diese Mittheilung in den Kindergemüthern der bürgerlichen erbberechtigten kleinen Bartels hervorgerufen!

Franziska hatte sich zwar anfangs damit begnügt, die Erbin ein „dummes Ding“ zu nennen, das sich einbilde, nur deshalb die Erbschaft davonzutragen, weil es „adelig“ sei; als aber Röschen ihr die Versicherung gegeben, daß sie selbst eine „dumme Gans“ wäre, wenn sie so rede, und nun von ihr garnichts aus der Erbschaft erhalten werde, da hatte Jakob — (schon in seiner Eigenschaft als Pathenkind des Erbonkels der nächste zu dem streitigen Besitze) sich der Schwester angenommen, und — „da war's halt so gekommen“ — wie der Bursche jetzt, reueerfüllt, meinte.

Es fehlte nicht an bedauernden Bemerkungen und guten Rathschlägen, um den Schmerz der Kleinen zu stillen, welche ihren Thränen nun um so freieren Lauf ließ, als sie in sich den Gegenstand der allgemeinen Theilnahme erblickte.

Am wortreichsten war dabei Jungfrau Emmerenzia, und nur die abweisende Kälte Frau Edeltruds konnte verhindern, daß die beiden Schwägerinnen ihnen auch noch in das einzige Asyl — in das Gastzimmer des „schwarzen Wallfisches“ folgten, wohin sich jetzt die Damen begaben, in Begleitung des Hofraths, der sich eilfertig von den Geschwistern verabschiedete, sein immer noch leise schluchzendes Töchterchen an der Hand nach sich ziehend.

Frau Edeltrud würde vielleicht eine kleine Genugthuung, wenigstens für all' die ihr widerfahrene Unbill gehabt haben, wenn sie der Szene hätte beiwohnen können, die sich jetzt in der festlich geputzten großen Stube des Schreinerhauses abspielte. Es wäre schwer zu bestimmen gewesen, wer eigentlich den Streit begonnen: ob die dicke Martha, welche ihrer Schwester Emmerenzia, der „ältlichen, gesetzten Person“, lächerliche Gefallsucht, was den Anzug betraf, und blinde Eifersucht auf die hübsche Adelgunde vorwarf, — ob Emmerenzia, die wiederum ihrer Schwägerin den Vorwurf schlechter Kindererziehung machte, — ob endlich Meister Johann, der von „unanständigem Betragen“ gegen Gäste und nahe Verwandte sprach, — sicher ist nur, daß bald alle auf einmal sprachen, spotteten, schrieen und schimpften, und viel böse Worte fielen.

Jungfrau Emmerenzia kam dabei am schlechtesten weg, denn, obgleich sie die giftigste Zunge besaß, sammt der Gabe, stets die verwundbarste Stelle des Gegners im Wortgefecht zu treffen, so hinderte ihr Sprachfehler sie wieder da, wo es sich um Kraft des Ausdrucks und Stimmfülle handelte. Sie lispelte nämlich auch in der größten Erregung des Zorns, nur klang es dann, als zische eine Schlange, während ihre Sprechweise dem blonden Ladendiener gegenüber das Lispeln einer zarten Jungfrau imitiren sollte, die dem Gegenstande süßer Herzensneigung nicht frei entgegenzutreten wagt.

Die vielen Lächerlichkeiten der verliebten alten Jungfer wurden von ihren Geschwistern scharf gegeißelt, und besonders Martha verschmähte nicht, die „Tugendheuchlerin“ zu entlarven. — Aber auch die stärkste Lunge erschöpft sich endlich. Diese Bemerkung machte die Meisterin an sich, als sie sich hustend und nach Athem haschend auf einen Stuhl gleiten ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Russisch-bulgarische Greuelthaten in Eski-Saghra. Originalzeichnung von Victor Lorie. (Seite 47.)

Die Chemie des täglichen Lebens.

Von **Emanuel Wurm.**

(Fortsetzung.)

Das Räuchern mit aromatischen Substanzen, wie Lavendel, Thymian, die in Form von Räucherkerzen, Pulvern und Papieren sich im Handel finden, ist ohne Werth, denn sie zerstören nicht die schlechte Luft, sondern verdecken nur den Geruch derselben. Eine andere Art der Desinfektion ist die, daß man die schädlichen Gase von geeigneten Körpern aufsaugen (absorbiren) läßt und dadurch aus dem Athmungsraum entfernt. Ein solches Absorptionsmittel ist pulverisirte Holzkohle, die man in einem flachen, geräumigen Napfe in den Zimmern aufstellt. Diese hat, besonders wenn sie von Zeit zu Zeit geglüht wird, die Eigenschaft, sich mit Gasen zu sättigen, welche in die Poren der Oberfläche der Holzkohle eindringen. Da ein Kubikzoll pulverisirte Holzkohle 100 Quadratfuß Oberfläche entspricht, so kann sie sehr reichlich absorbiren und nimmt auch gegen 14 Prozent ihres Gewichtes Gase auf. Diese entzieht sie dadurch dem Athmungsraume und veranlaßt gleichzeitig ein Nachströmen frischer Luft durch die Poren und Ritzen des Zimmers. Eine jede Wohnung müßte einen solchen Napf mit Kohlenpulver enthalten, und wenn dasselbe täglich durch frisches ersetzt oder das gebrauchte geglüht wird, was sich in einer eisernen Schaufel über Kohlenfeuer bequem ausführen läßt, so bietet es eine billige und gute Desinfektion. Natürlich darf man den Napf nicht an zugigen Orten aufstellen, wo Kohlentheilchen emporgewirbelt und so in die Lungen gebracht werden könnten.

Die Decken der Schränke sind zur Aufstellung am geeignetsten, da die ausgeathmete Luft, welche wärmer ist, in die Höhe steigt. Ersetzt wird das Kohlenpulver auch durch getrocknete mergelhaltige Erde. Gelöschter Kalk bindet besonders Kohlensäure. Wir halten uns in Schlafzimmern gegen zehn Stunden ohne Unterbrechung auf und scheiden in dieser Zeit 100—200 Liter Kohlensäure, je nach dem Alter, aus. Ein Mensch von acht Jahren exspirirt stündlich 9,3 Liter, im Alter von 20—24 Jahren 22,7 Liter Kohlensäure. Eine Person braucht also, da 0,1 pCt. Kohlensäure die äußerste Grenze zwischen guter und schlechter Luft ist, einen 100—200 Kubikmeter großen Luftraum, denn die ausgeathmete Kohlensäure entspricht 100—200 Kubikdezimetern für zehn Stunden. Die arbeitenden Klassen, denen nach der Anstrengung des Tages eine genügende Erholung am allernothwendigsten wäre, werden freilich noch warten müssen, ehe man ihnen geräumige und gesunde Wohnungen baut oder auf die Luft der Arbeitslokalitäten mehr Rücksicht nimmt. Schlechte Luft in den Fabriken, schlechte Luft zu Hause, wenig Zeit zur Erholung im Freien, sind einige der hauptsächlichsten Ursachen der kurzen Lebensdauer, welche die Arbeiter haben. Soviel es in eines jeden Kräften steht, suche er sich gesunde Luft zu verschaffen.

Durch das Athmen verbindet sich der Sauerstoff mit den Bestandtheilen des Blutes und verbrennt dieselben. Hierdurch gehen Stoffe verloren und diese müssen ersetzt werden, wenn nicht Störungen im Organismus vorkommen sollen. Die Größe unsers Nahrungsbedürfnisses ist aber verschieden. Sie hängt ab von der Sauerstoffaufnahme und diese wiederum von der körperlichen Bewegung und Anstrengung. Der Appetit derjenigen, welche schwere Arbeit verrichten müssen, ist ja sprüchwörtlich. „Er ißt wie ein Scheunendrescher," heißt es von dem, der unersättlich zu sein scheint. Der größere Sauerstoffverbrauch beim Arbeiten verursacht eine schnellere und vermehrte Verbrennung des Blutes, die Stoffzufuhr muß also mit dem Stoffverluste steigen, wenn nicht Mangel an Kraft eintreten soll. In gleicher Weise wirkt äußere Abkühlung. Hier ist es der Wärmeverlust, der eine vermehrte Sauerstoffaufnahme und Verbrennung herbeiführt. Bei jeder chemischen Verbindung, also auch bei der Verbrennung, entsteht nämlich Wärme. Menschen und Thiere haben eine sogenannte thierische Wärme, welche 37 Grad R. beträgt und nicht viel über noch unter diesen Punkt gehen darf. Wie wir nun unsere Zimmer bei kälterer Witterung mehr heizen, so thun wir dies auch, ohne es zu wissen und zu wollen, mit unserm Körper. Es geschieht durch vermehrtes Athmen, d. h. durch größere Sauerstoffaufnahme. Die Folge davon ist eine stärkere Konsumtion. Wir empfinden daher nach einem kalten Bade stets Eßlust und verbrauchen im Winter mehr Nahrung als im Sommer.

Je mehr Arbeit also der Mensch verrichtet, desto mehr muß er essen, denn die Verluste, die der Körper erleidet, sind abhängig von jener. Durch den Stoffwechsel verlieren wir Eiweiß, Fette, Salze, Wasser u. a.; wir ersetzen sie durch Speise und Trank. Wieviel Nahrungsmittel wir nun zum Ersatz der verbrauchten Stoffe nehmen müssen, hängt von ihrer Nahrhaftigkeit ab, und diese wird bedingt von der Verdaulichkeit, von der Menge und von der richtigen Mischung der in jenen enthaltenen Nahrungsstoffe. Man hat nun gefunden, daß der Werth derselben in einem bestimmten Verhältnisse dazu steht, ob sie Stickstoff besitzen oder nicht, und theilt sie danach in stickstoffhaltige (Eiweißkörper oder Albumine) und stickstofffreie (Fettbildner). Moleschott hat berechnet, daß ein arbeitender Mann 130 Gr. stickstoffhaltige und 448 Gr. stickstofffreie Nahrung braucht. Diese Zahlen stehen in einem bestimmten Verhältniß zu einander, die stickstoffhaltige Nahrung muß nämlich stets der vierte Theil der stickstofffreien sein, und man hat beobachtet, daß ein Mensch, der sich seine Nahrung frei von Zwang und Noth wählen kann, sie stets nach diesem Verhältniß zusammensetzt. Auch in der Natur finden wir einen Beweis für die Richtigkeit jener Zahlen, denn diejenige Nahrung, welche sie uns im ersten Lebensalter genießen läßt, die Muttermilch, enthält einen Theil stickstoffhaltige Nahrung auf vier stickstofffreie. Forster nannte sie daher mit Recht „das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel", um dadurch auszudrücken, daß sie allen Ansprüchen, welche wir an ein solches stellen müssen, entspricht. Dazu gehört auch ein gewisser Reichthum an Salzen, besonders an phosphorsauren Alkalien, die auf die Bildung der Gewebe von Einfluß sind.

Die verschiedenen Milchsorten unterscheiden sich durch ihren wechselnden Gehalt an Butter, Albumin und Salzen. Die Eselsmilch steht der Frauenmilch am nächsten. Kuhmilch hat mehr Butter und weniger Zucker; sie muß daher, soll sie als Ersatz für jene dienen, mit Wasser und Zucker versetzt werden. Doch ist dies nicht unser gewöhnlicher Rohrzucker, sondern eine Art, die sich nur in der Milch findet und daher auch Milchzucker heißt. Dieser kann unter gewissen Umständen, namentlich durch Einwirkung des sich ebenfalls in der Milch befindlichen Käsestoffs, des Caseïns, in eine andere chemische Verbindung übergehen, in die Milchsäure, und hieraus erklärt sich das Sauerwerden der Milch. Unsere Hausfrauen wissen, daß diese Zersetzung am schnellsten in der Wärme geschieht und daß sie durch Kälte verhindert wird. Letzteres kann man auch durch einen Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron erreichen; es ist dies ein ganz unschädliches Mittel, das von Händlern auch vielfach angewandt wird und mit einer Verfälschung nichts zu thun hat. Weder der Geschmack noch die sonstigen Eigenschaften der Milch werden dadurch gestört. Ein Theil doppeltkohlensaures Natron genügt auf tausend Theile Milch; in Paris ist unter dem Namen conservateur du lait eine Mischung im Handel, die aus 95 Gr. jenes Salzes und 905 Gr. Wasser besteht. Ein Deziliter hiervon bewahrt zwanzig Liter Milch vor dem Sauerwerden.

Alle unsere anderen Nahrungsmittel entsprechen jenem Verhältniß von stickstoffhaltiger zu stickstofffreier Nahrung nicht. Aus der folgenden Tabelle von Moleschott können wir ersehen, welche Menge unserer gebräuchlichsten Nahrungsmittel dem täglichen Kostmaß eines arbeitenden Mannes gleichkommt:

an Albuminstoffen (Kostmaß 130 Gramm)		an stickstofffreien Nahrungsstoffen (Kostmaß 448 Gramm)	
Käse	388 Gramm	Reis	572 Gramm
Linsen	491 „	Mais	625 „
Schminkbohnen .	576 „	Weizenbrot . . .	631 „
Erbsen	582 „	Linsen	806 „
Ackerbohnen . .	590 „	Erbsen	819 „
Ochsenfleisch . .	614 „	Ackerbohoen . . .	823 „
Hühnereier . . .	968 „	Schminkbohnen .	876 „
Weizenbrot . . .	1444 „	Hühnereier . . .	902 „
Mais	1642 „	Roggenbrot . . .	930 „
Reis	2562 „	Käse	2011 „
Roggenbrot . .	z875 „	Kartoffeln . . .	2039 „
Kartoffeln . . .	10000 „	Fleisch	2261 „

Würden wir uns nur von einem einzigen der angeführten Stoffe nähren wollen, so brauchten wir von manchem solche Quantitäten, daß sie der Magen gar nicht bewältigen könnte, wie

Brot täglich 5—6 Pfund, Kartoffeln 20 Pfund. Andrerseits ist es ersichtlich, daß wir dadurch einen Ueberschuß von stickstoffhaltiger oder stickstofffreier Nahrung erhielten oder gar Mangel an einem von beiden leiden müßten. Beides ist aber schädlich; eines Ueberschusses kann sich die Natur noch entledigen, einen Mangel kann sie nie ersetzen. Eines der Hauptnahrungsmittel ist das Fleisch. Es enthält gegen 80 pCt. Wasser, 2—3 pCt. Albumin und verschiedene für die Ernährung wichtige anorganische Salze, auch viel Eisen und einen schwankenden Fettgehalt. Außerdem finden sich in ihm verschiedene für dasselbe charakteristische Verbindungen, wie Kreatin (Fleischstoff). Durch seinen großen Wassergehalt wird es ein ziemlich theures Nahrungsmittel, 4½ Pfund täglich entsprechen dem Kostmaß von stickstoffreier Nahrung. Durch diese führen wir aber einen bedeutenden Ueberschuß von Albumin dem Körper zu. Dieser zwingt die Natur zu größerer Sauerstoffzufuhr. Kräftiger rollt das Blut durch die Adern der viel Fleisch verzehrenden Völker. Beweglich und leicht, sind sie doch muskulös, kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse. Die Indianerstämme Amerikas waren, ehe sie von den Europäern durch den Branntwein systematisch zugrunde gerichtet wurden, ein Beispiel dafür. Für uns wäre es sehr schädlich, wenn wir uns nur durch Fleisch nähren wollten. Dem größten Theil der Bevölkerung ist es auch unmöglich wegen des hohen Preises, welchen das Fleisch besitzt. Denn selbst als Zufuhrmittel für Stickstoff, wozu es am geeignetsten und auch am vortheilhaftesten ist, indem schon 1 Pfund ungefähr genügt, ist es den Meisten zu theuer. Ein mäßiger Fleischgenuß ist aber nothwendig und es ist sehr zu beklagen, daß die Verhältnisse heut so viele zwingen, dieses Bedürfniß unbefriedigt zu lassen.

Wir genießen das Fleisch meist nicht roh, sondern unterwerfen es vorher einer Art von Zubereitung, indem wir es kochen, braten, dämpfen, einpökeln oder räuchern. Durch jeden dieser Vorgänge erhalten wir ein wesentlich anderes Produkt. Wenn wir Fleisch mit Wasser kochen, so entziehen wir ihm mehr oder weniger vollständig seine löslichen Bestandtheile, die in das Wasser übergehen und die Brühe bilden. Diese wird um so gehaltreicher, je langsamer das Wasser zum Sieden gebracht wird, da bei 70 Grad das Albumin gerinnt, die einzelnen Fleischbündel mit einer undurchdringlichen Schicht umgibt und so der weiteren Auslaugung ein Ziel setzt. Es kann nur noch Wärme und kein Wasser mehr in das Innere des Fleisches dringen, und so wird es durch jene bei längerem Kochen gar. Das schon vorher in das Wasser übergegangene Albumin gerinnt ebenfalls und schwimmt als grauer Schaum auf demselben, der in den Küchen meistens abgeschöpft und weggeworfen wird. Bringt man dagegen das Fleisch sofort in siedendes Wasser, so tritt jene Gerinnung des Eiweißstoffes gleich ein und nur wenig lösliche Bestandtheile gehen in dasselbe über. Das Suppenfleisch besitzt daher nur einen geringeren Nährwerth, während das schnell aufgekochte denselben vollständig behalten hat. Je besser die Brühe, desto schlechter das übrig bleibende Fleisch. Beim Braten wird das Fleisch in seinem eigenen Safte, ohne Zusatz von Wasser, gar; man erhält also bei dieser Zubereitung den vollen Ernährungswerth des Fleisches. Das Fett und der abträufelnde Saft bilden bei fortgesetzter Erhitzung die bekannte Bratenkruste, welche bei großen Fleischstücken das Einwirken der Wärme auf die inneren Theile hindert, woher es kommt, daß dieselben oft auch bei lange fortgesetztem Braten rothgefärbt und theilweise blutig sind. Beim Dämpfen erfolgt das Garwerden durch den Dampf, welcher das Fleisch umgibt. Durch Einsalzen und Räuchern schützt man Fleisch vor Fäulniß. Bei ersterem verliert es aber durch die heutige Zubereitungsmethode eine nicht unbeträchtliche Menge nährender Substanzen, welche in die Salzlake übergehen und mit dieser entfernt werden. Von den 80 pCt. Wasser, welche das Fleisch enthält, verliert es nämlich einen Theil durch das Hinzutreten des Salzes, da es salzhaltiges Wasser nur in geringerer Menge zurückhalten kann. Mit diesem ausfließenden Salzwasser gehen auch viele lösliche Stoffe weg, das Fleisch verliert an Nährwerth. Man hat vorgeschlagen, diesem Verluste dadurch vorzubeugen, daß man die Salzlake abdampft, das Kochsalz auskrystallisiren läßt und die rückständige syrupdicke Flüssigkeit, welche die Fleischbestandtheile enthält, dem Pökelfleisch beim Kochen zusetzt. Durch das Räuchern gerinnt ebenfalls der Eiweißstoff.

Wir haben gesehen, daß das Fleisch die nöthigen Nahrungsstoffe nicht in dem richtigen Verhältniß enthält, wie dies überhaupt bei keinem Nahrungsmittel, außer der Muttermilch, der Fall ist. Wir müssen es also mit anderen Speisen zusammen genießen und können es nur als Zufuhrmittel für stickstoffhaltige Körper anwenden. Die nöthigen 130 Gramm Albumin werden erst durch 640 Grm. Ochsenfleisch ersetzt, die gegen 80 Pfg. kosten, wobei noch nicht einmal der Bedarf an stickstofffreier Nahrung gedeckt ist. Günstiger gestaltet sich das Verhältniß bei den Hülsenfrüchten. 500—600 Gramm derselben, welche ungefähr 15 Pfg. kosten, bedürfen nur eines kleinen Zuschusses stickstofffreier Körper, um allen Ansprüchen zu genügen. Moleschott nennt sie daher sehr treffend „das Fleisch der Armen". Sie sind vollständig angethan, das Fleisch zu ersetzen und haben nur den Nachtheil, daß sie schwer verdaulich sind. Die holzige Zellhaut nämlich, welche den Eiweißstoff der Hülsenfrüchte, das Legumin, umgibt, wird durch die Verdauungssäfte nur wenig verändert und geht zum größten Theil unverdaut ab. Daher dürften sie nur bei starker körperlicher Bewegung gegessen werden und sind bei sitzender Lebensweise nur mäßig zu genießen, wie überhaupt ein zu starker Verbrauch sich verbietet, da infolge der zahlreichen Abgänge bald eine Ueberfüllung und Verstopfung des Darmkanals eintreten würde. Mitunter wird freilich ihre Unverdaulichkeit durch die falsche Zubereitung verschuldet, indem beim Kochen in kalkhaltigem Wasser, also in Brunnenwasser, das Legumin mit dem Kalk eine unlösliche Verbindung eingeht, welche durch die Magensäfte nur schwer angegriffen wird. Daher dürfen sie nur in weichem Wasser oder in solchem, das durch Abkochen von den harten Bestandtheilen befreit ist, gesotten werden. Die Hausfrauen wissen das schon lange und die Theorie kann hier nur, wie dies meistens der Fall ist, die Erklärung für das in der Praxis angewandte Verfahren geben.

(Schluß folgt.)

Ueber Wundbehandlung.

Von **H. Schm.**

Es hat einer verhältnißmäßig langen Zeit bedurft, bevor den Errungenschaften und den Fortschritten des menschlichen Geistes, besonders auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften, ein richtiges Verständniß entgegengebracht wurde und ihre Resultate eine nützliche Verwendung im praktischen Leben gefunden haben. Der Mensch war von jeher dazu geneigt, alle Vorgänge und Veränderungen, welche um ihn und in ihm stattfanden, in das Mythische, Uebernatürliche zu verweisen, es war eine heilige Scheu oder richtiger die religiöse Furcht, welche ihn davon abhielt, den ihm räthselhaft erscheinenden Vorgängen und Erscheinungen nachzugehen und den Versuch zu machen, den Schleier, der über der ganzen Natur ausgebreitet liegt, etwas zu lüften. Wir sehen, wie die erhitzte und aufgeregte Phantasie in der ältesten Zeit an einsamen Höhlen und Plätzen, wohin der Mensch sich aus Furcht nicht wagte, ihre verschiedenen Gottheiten hausen ließ. Das Christenthum erst brachte über den Zusammenhang der Dinge mehr natürliche und vernünftige Vorstellungen, doch durch die verschiedene Auffassung derselben wurde es vielfach der Erzeuger eines Aberglaubens, wie er durch das ganze Mittelalter hindurch von seinen Vertretern gepflegt, sich leider noch in reichlichem Maße bis auf unsere Zeit erhalten hat und bei einer großen Anzahl von Menschen noch geltend macht. Besonders sind es die Vorgänge und Veränderungen am menschlichen Körper selbst, über welche bei vielen noch die dunkelsten und widersinnigsten Vorstellungen herrschen. Die Störungen einzelner Organe unseres Körpers und das allmähliche Aufhören ihrer Funktionen werden von diesen nicht als nothwendige Folge bestehender Naturgesetze angesehen, sondern als Dinge, die für den Menschen unergründbar sind; sie machen es ähnlich wie diejenigen, die ihre Menschenwürde gesichert glauben, wenn gelehrt wird, daß das Menschengeschlecht

sich aus den niedersten Formen entwickelt und vielleicht auch das Stadium des Affenthums berührt habe.

Eine nüchterne Auffassung der Vorgänge an unserem eigenen Körper ist heutzutage ein dringenderes Bedürfniß als je; denn mit dem Aufschwunge, den alle Lebensgebiete in unserm Jahrhundert genommen, haben sich auch die Gefahren vermehrt, welchen der Mensch täglich ausgesetzt ist — wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten —, besonders die Fortschritte in der Industrie, die allgemeiner werdende Einführung von Dampfmaschinen, Triebwerken und mechanischen Vorrichtungen aller Art tragen zur Vermehrung der Gefahren sehr viel bei. Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder mit zerquetschten Fingern, zermalmten Händen, Rißwunden am Vorder- und Oberarm bilden ein starkes Kontingent in den Krankenhäusern jeder größern Stadt. Durch die verschiedenartigsten Maschinen, Kreissägen, Räder, Hacken ꝛc. verstümmeln sich alljährlich so viele Menschen auf die verschiedenste Art, daß den mitfühlenden Menschen bei Betrachtung dieser Opfer der Industrie ein tief wehmüthiges Gefühl beschleicht und er gewiß zugeben muß, daß das Unternehmerrisiko weit weniger Gefahren hat als das Arbeiterrisiko. Fügt man noch die zahllosen Verletzungen auf den Eisenbahnen, bei Felsensprengungen, Tunnelbauten ꝛc. hinzu, dann wird man, wie Prof. Billroth in Wien trefflich sagt, begreifen, wieviel Schweiß nicht allein, sondern auch wie viel Blut an der modernen Kultur klebt!

An den Einzelnen tritt deshalb umsomehr die Verpflichtung heran, daß er sich Aufklärung verschaffe, wie er sich bei vorkommenden Unglücksfällen verhalten soll und wie am ehesten einem Unglücklichen Hülfe und Linderung gebracht werden kann. Unsern Lesern wird es daher nicht unwillkommen sein, wenn durch die nachstehenden Zeilen der Versuch gemacht wird, gewisse Verhaltungsmaßregeln bei etwaigen Unglücksfällen, insbesondere über die Behandlung von Wunden, zu geben.

Die Bestandtheile unseres Körpers bilden vier Hauptgruppen verschiedenartiger Gebilde: die Knochen, die Muskeln, das Gewebe und die Nerven. Alle diese Theile bedürfen zu ihrer Ernährung des Blutes. Dasselbe strömt bekanntlich in zweierlei Gefäßsystemen, in solchen, die vom linken Herzen ausgehen, sich über den ganzen Körper verbreiten und in feinen, nur durch Vergrößerungsgläser erkennbaren Oeffnungen endigen, und in andere, die mit solchen kleinen Oeffnungen (Kapillaren) beginnen, allmählich dicker werden und im rechten Herzen als größere Gefäßstämme einmünden. Die ersteren heißen Arterien (Schlagadern), die letzteren Venen (Blutadern); in den letzteren strömt das kohlensäurehaltige dunkle Blut, welches in den Lungen wieder mit Sauerstoff gesättigt wird, in den ersteren das sauerstoffhaltige hellrothe Blut. Da unser Körper überall von einem solchen Gefäßsystem, in welchem das Blut ununterbrochen seinen Kreislauf zurücklegt, durchzogen wird, so ist es erklärlich, warum schon die geringsten Verletzungen und Beschädigungen den Austritt des Blutes zur Folge haben; von der Größe und Weite eben des verletzten Gefäßes ist auch die Stärke der Blutung abhängig. Ein jeder Verlust von Blut aber ist ein Verlust von unserm Lebenssafte; „Zeit ist Geld“, sagt der Geschäftsmann; dem stellen wir sehr begründet an die Seite den Satz „Blut ist Leben“, und das Wort Goethe's aus dem „Faust“: „Blut ist ein ganz besondrer Saft.“ Dieser ganz besondre Saft ist eine etwas dickliche, undurchsichtige Flüssigkeit, von einem eigenthümlichen schwachen Geruch, reagirt alkalisch und besitzt eine Wärme von ungefähr 38 Grad Celsius. Die Menge desselben kommt etwa dem 12. bis 13. Theil des gesammten Körpergewichts gleich.

Je nach der Beschaffenheit der verletzten Theile unterscheiden wir verschiedenartige Blutungen. Erstens arterielle, wobei die Arterien verletzt sind und das Blut, das hier direkt unter dem Drucke des linken Herzens steht, in Strahlen ausspritzt, zweitens venöse, drittens parenchymatöse, d. h. solche, die eintreten, wenn z. B. bei einem Schnitt in die Weichtheile ganz kleine Arterien und Venen verletzt sind und das Blut in die Umgebung eindringt und dieselbe durchtränkt, und viertens endlich in kapillare, wenn die kleinsten Enden der Arterien und Venen auf irgendeine mechanische Weise erweitert sind und das Blut langsam durch die Weichtheile hindurchsickert und zuletzt durch die Färbung derselben die Blutung sichtbar macht. Weiter unterscheidet man die Verletzungen äußerer und innerer Organe. Absolut tödtlich sind die meisten Verletzungen, welche das Herz, Gehirn, den Magen, die Leber, den Darm oder die Lungen betreffen; wir sehen hier oft sogleich oder schon nach wenigen Stunden den Tod eintreten.

Die äußeren Verwundungen betreffen zunächst die Verletzungen der Haut, Muskeln, Gefäße und Nerven. Auch hier unterscheidet man wieder solche, bei denen die Haut mit zerrissen ist und das Blut nach außen strömen kann; man bezeichnet dieselben als offene Wunden im Gegensatze zu denjenigen, bei welchen tiefer gelegene Theile wie Muskeln zerquetscht wurden, ohne daß die sie bedeckende Haut beschädigt ist. In diesem Falle ist der Abfluß des Blutes behindert und es entstehen bläulichrothe Flecke, wie sie besonders bei Stoß oder Schlag mit stumpfen Gegenständen wahrgenommen werden. Sind solche Blutungen bedeutend und gelangen sie nicht bald wieder zur Resorption, dann kann Eiterung und Brand entstehen. Um eine solche frische subkutane (unter der Haut vorsichgehende) Blutung zu bekämpfen, müssen wir die Kompression anwenden, wenn es möglich ist, mit gleichmäßig angelegten Binden. Wenn ein Kind auf den Kopf fällt oder sich gegen die Stirn stößt, so nehmen in Norddeutschland ganz richtig die Mütter oder Wärterinnen einen Löffelstiel und drücken ihn sofort auf die verletzte Stelle, um die Entstehung einer Blutung zu verhindern.

Bei der Behandlung von Wunden kommt es natürlich auf die Art und Weise an, wie die Verletzung zu Stande kam. Wir sprechen von Schnitt-, Hieb-, Stich-, Quetsch- und Schußwunden; außerdem ist es sehr wesentlich, ob die Wunde groß, klein, tief, flach, krumm, grade, rund oder eckig ist. Je nach dem Orte theilt man die Wunden in Hals-, Brust-, Bauch-, Arm- oder Beinwunden ein. Bald ist nur eine Quetschung vorhanden und die Haut ist nicht geöffnet, wie schon oben bemerkt wurde, bald ist zwar eine Oeffnung der Haut vorhanden, aber nichts ist davon weggenommen, bald ist aber auch ein Theil des Fleisches mit weggerissen oder es ist ein fremder Körper noch in die Wunde eingedrungen, wie ein Splitter, eine Kugel u. dgl.

Bei einer frischen Verletzung hat man vor allem sein Augenmerk auf den Sitz der Verwundung zu richten, selbst bei tiefgehenden Verletzungen an den Armen oder Beinen ist immer eher Hülfe möglich, weil hier keine Gefahr für die Verletzung innerer Organe vorliegt, es kommen hier nur die Verletzungen der Haut, Muskeln, Nerven, und im schlimmsten Falle auch der Knochen in Betracht; dann sehe man, ob die Wunde tief oder flach ist; die etwa in der Wunde haftenden Fremdkörper ziehe man, aber nur wenn sie leicht erreichbar sind, sorgfältig heraus. Als das Wichtigste bei der Verletzung ist die Blutstillung zu betrachten. Man kann nicht genug darauf aufmerksam machen, daß die Menge des verlorenen Blutes bei dem Heilungsprozesse eines Verletzten von der größten Wichtigkeit ist und daß von einer rasch gebrachten Hülfe in dieser Richtung oftmals das Leben des Betreffenden abhängt. Man muß deshalb bei der Blutstillung seine Hauptaufmerksamkeit darauf richten, wie am schnellsten der Ausfluß des Blutes aus den theilweise strahlenförmig spritzenden Gefäßen verhindert werden kann. In der Regel ist nicht gleich ein Sachverständiger bei solchen Unglücksfällen zugegen, manchmal vergehen Stunden, bis eine ärztliche Hülfe kommt, der Laie muß deshalb selbst gewisse praktische Winke erhalten, die ihn in den Stand setzen, für den Augenblick einem Unglücklichen beizustehen und unter Umständen dessen Leben zu erhalten.

Nach dem Vorausgeschickten wird der freundliche Leser schon von selbst auf den Gedanken kommen, was er in solchen Fällen zu thun hat. Wenn ich mir bewußt bin, daß das Blut in bestimmten Röhren kreist und ich sehe, daß einige dieser Röhren verletzt sind, so muß doch mein nächster Gedanke sein, wenn ich die weitere Blutung verhindern will, daß ich einfach auf die betreffende Stelle, und besser etwas oberhalb der Verletzung nach dem Körper zu, so lange fest drücke, bis ein herbeigerufener Arzt das Weitere unternimmt. Sieht man aber das Blut strahlenförmig hervorspritzen, wie es bei den Arterien in der Regel der Fall ist, dann weiß ich ganz genau die Stelle, auf welche ich einen Druck auszuüben habe. Die Kompression der Gefäße ist bei größeren Blutungen stets das erste Hülfsmittel, es sollte deshalb in einer jeden Fabrik und andern Etablissements Jemand vorhanden sein, der die Arterienstämme der Extremitäten zu komprimiren verstände, so verlieren die Leute meist den Kopf und laufen in der ersten Angst zum Arzt, anstatt selbst zu komprimiren und einen andern zu schicken. Ruhe und eine erhöhte Lage für das betreffende verletzte Glied, damit das Blut, welches ja stets dem Gesetz der Schwere folgt, nicht mehr so stark nach der Wunde hin strömen kann, sowie bei beschmutzten Wunden ein sorgfältiges Reinigen derselben sind bei den Verletzungen in zweiter Linie die Hauptanforderungen an den zu Hülfe Eilenden.

Der Arzt wird zunächst den ihm bekannten nächstliegenden größeren Gefäßstamm aufsuchen, dort ein festes Band um denselben

legen und ihn so zusammenschnüren, daß das Blut nach der der Wunde zugekehrten Richtung nicht mehr strömen kann, man nennt dies mit dem technischen Ausdruck Unterbindung oder Ligatur anlegen. Man sollte nun glauben, daß durch das Abschneiden jeglicher Zufuhr von Blut unterhalb der vor der Unterbindung gelegenen Theile dieselben vollständig absterben müßten, weil ja das Blut es ist, welches alle Theile des Körpers ernährt. In der That würde dies auch der Fall sein, wenn nicht die Natur in anderer Weise dafür gesorgt hätte. Es bildet sich nämlich in solchen Fällen immer ein sogenannter kollateraler Kreislauf (Seitenkreislauf) aus, d. h. es breitet sich von den oberhalb der Unterbindung des Hauptstammes abgehenden Gefäßen ein Gefäßnetz aus, welches mit den unter der Unterbindungsstelle gelegenen Zweigen in Verbindung tritt und so in merkwürdig kurzer Zeit die Cirkulation des Blutes durch alle Theile des Körpers wiederhergestellt. Zur Unterbindung wird gewöhnlich bei Verletzung mehrerer und besonders größerer Gefäße geschritten. Bei geringeren Blutungen, wie den parenchymatösen und kapillaren, kann man andere Mittel, wie Eis, salziges Wasser, Essig, Eisenchlorid 2c. anwenden. Glühendes Eisen auf die Mündung der Gefäße gehalten, ist ein ausgezeichnetes Blutstillungsmittel. Im vorigen Jahrhundert und noch früher wurde zum Blutstillen, abgesehen von den Sympathiekuren, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts noch heute hie und da Gläubige finden, stets das Glüheisen, und zwar mit dem besten Erfolge, gebraucht. Heutzutage, wo man etwas empfindsamer geworden zu sein scheint, hat dieses Mittel vor allem der Unterbindung weichen müssen, doch auch heute noch sieht sich mancher Arzt, wenn er des nöthigsten Materials im Augenblick der Noth entbehrt, zur Anwendung dieses nur scheinbar so grausigen Mittels veranlaßt. Das als Volksmittel so oft angewendete Spinngewebe ist schon aus dem Grunde zu verwerfen, weil demselben meist ein solcher Schmutz und Staub anhängt, daß die Wunde im höchsten Grade verunreinigt und deren Heilung nur verzögert wird. Bessere Dienste dürften hier der Feuerschwamm und sogar einfaches Fließpapier leisten.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von **A. Wittich.**

(Fortsetzung.)

Aus dieser Aeußerung ergibt sich, daß von einer gänzlich neuen Sprache nicht die Rede sein kann, sondern daß sich Luther vielmehr an das Vorhandene, ihm Gegenwärtige, hielt.

Daß für diese Gemeinsprache das sächsische oder meißnische Deutsch die meisten und Hauptbestandtheile hergab, das erhellt aus folgender Bemerkung des Joh. Mathesius, eines begeisterten Schülers, Anhängers und Freundes unseres Sprachmeisters, der das Leben Luthers zum Gegenstande einer Reihe von Predigten machte: „Dis ist der größten wunderwerk eins, das vnser Gott durch Doctor Martin hat ausgericht und redet und erklärt vns itzt, was sein Göttlich wesen und gnediger wille ist, an guten, derben vnd verstendlichen deutschen worten. Meichsner, sagen auch die außlender, wenn sie untern leuten gewesen vnd jhres Landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Darumb erwecket der Son Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war, vnd die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte.“ Damit ist gesagt, daß das Meißnische zwar ebenso seine mundartlichen Auswüchse habe, wie jede andere Mundart, aber bei ihr doch weniger derartige Entstellungen abzuziehen seien, um eine reine, allgemein verständliche Sprache zu gewinnen; daß ferner bei der „einen gemeinen hochdeutschen Sprache“ Luthers der Grundstock eben das meißnische Mitteldeutsch sei. Viele Zeugnisse sind vorhanden, daß diese Ueberzeugung damals thatsächlich allgemein verbreitet war, und sprachgeschichtlich ließe sich noch am heutigen Sprachbestand, sowohl am Wörterschatz als an den Wortformen, der Nachweis führen, daß diese Anschauung auch der sächsischen Mundart bei den Schriftstellern und dann auch in der lebendigen gesprochenen Sprache allmählich das Uebergewicht gesichert hat, mögen auch sehr gelehrte Männer über das Aussprechen dieser Thatsache nicht nur den Kopf schütteln, sondern sogar ganze Schmähreden auf die sächsische Mundart herabdonnern.

Damit man aber den Glauben gewinne, daß diese Auszeichnung nicht willkürlich von Luther proklamirt ward, sondern sozusagen durch eine Art historischen Rechts gesichert war, führen wir dafür zwei ältere Zeugnisse an. Das eine im „Renner“, einem vom Schulrektor Hugo von Trimberg frisch und lebendig hingeschriebenen Werke, welches theils Belehrungen, theils Rügen für seine Zeitgenossen enthielt und neben Vridanks „Bescheidenheit“ im Mittelalter das beliebteste und gelesenste Buch dieser Gattung war. Da heißt es an einer Stelle über die Spracheigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme:

Swaben ir wörter spaltent,
Franken ein teil sie faltent,
Die Beire sie zezerrent,
Die Düringe sie uf sperrent,
Die Sachsen sie bezuckent,
Die Wetereiber (Wetterauer) sie würgent,
Die Missener sie vol schürgent,
Egerlant sie swenket.
Osterrich sie schrenket, u. s. w.

Wenn die Ausdrücke auch in ihrer Bedeutung nicht genau feststellbar sind, so ist doch klar, daß alle einen Tadel enthalten, außer dem „vol schürgent“ bei den Meißnern, welches jedenfalls soviel bedeutet, wie: voll aussprechen, ohne etwas zu verschlucken oder sonstwie zu verunstalten.

Ganz deutlich aber spricht sich die Anerkennung der Vorzüge des meißner Dialekts in einer Priamel des 15. Jahrhunderts aus. (Diese Priameln waren kleinere Spruchgedichte, in denen eine Menge parallel laufende Sätze verbunden waren, die mit einer gewissen Hast und in der Absicht einer komischen Wirkung auf die Hörer schon seit dem 12. Jahrhundert gern vorgetragen und gehört wurden.) Die uns angehende Stelle lautet:

In Baiern zeucht man viel der swein,
Die treibt man viel hinab den Rhein;
In Pohland, Winden bös Gebräu*),
Die Ungarn lausig und ungetreu,
In Mähren auch desselben gleichen,
Die Swanefelder tückisch schleichen,
Vogtländer Kühdieb und auch rauben . . . .
Am Rhein schön Frauen als man spricht . . .
In Meißen teutsche sprach gar gut,
In Franken manches edele Blut. . . .

Auf Grund dieser Tradition, die volle Geltung hatte und neuerdings wieder durch Luthers Schriftstellerei von neuem gekräftigt wurde, berief der mecklenburgische Maler Gaulrap, der in Wittenberg bei Lucas Cranach gelernt hatte, 1572 seinen Bruder zu sich nach Meißen, „damit er besser die meißnische Sprache erlerne,“ womit er ihm gewiß eine höhere Bildung und dementsprechend ein besseres Fortkommen in seinem Berufe sichern wollte.

1531 empfahl Luther selbst der niederdeutschen Stadt Göttingen einen Magister Birnstiel als Prediger mit den Worten: „ob er nicht Sächsischer Sprache ganz (gleich vollkommen mächtig) sein wird, hoffe ich doch, er solle zu vernemen sein, weil auch zu Braunschweig (niederdeutsches Gebiet!) oberländischer sprachen Prediger angenehm sind.“ Diese Stelle beweist, daß möglicherweise selbst auf niederdeutschem Boden der Mangel obersächsischer Sprache einer Entschuldigung bedurfte. — Bei Gelegenheit einer harten theologischen Fehde zwischen einem nordheimer und einem hildesheimer Pfarrer im Jahre 1587 glaubt der letztere einen bedeutenden Trumpf auszuspielen mit den Worten: „Du bist ein großer Fürstenprediger gewesen, führest hoche Meisnische Sprache, bist freilich woll in Meißen nie gewesen, sondern die Sprache etwahn aus einer Postille gefasset.“ Der niederdeutsche Angreifer schreibt selbst hochdeutsch, aber seine Bemerkung beweist auch noch, daß die auch anderweitig belegte Sitte der Zeit, im Sächsischen an Ort und Stelle die beste deutsche Sprache zu erlernen, und, falls dies nicht möglich, wenigstens aus guten Büchern.

*) In Polen und im Wendenland schlechte Getränke, Biere.

Luthers unmittelbare Schüler gaben meist, wenn sie „in's Amt" kamen, ihre heimische Mundart zu Gunsten der in Wittenberg erlernten sächsischen, in der das „Wort lauter und rein gelehret ward", ganz auf und wirkten in der Ferne wieder auf weitere Kreise als Pioniere der lutherischen Lehre und, was uns angeht, der lutherischen Sprache. So gewaltig schritt diese Strömung nach allen Seiten vorwärts, daß im Jahre 1574 ein Böhme, Benedikt Edelbeck, „des Erzherzog Ferdinanden zu Oesterreich Britzschmeister," in der Beschreibung eines 1573 zu Zwickau abgehaltenen „großen Schießens" entschuldigend in der Einleitung sagt:

„. . . Wem dis büchlein kompt zuhandt,
Den bit ich, wolt mir lassen nach,
Mich nicht urtheile in*) meiner sprach,
Die ist nicht nach der Meischnischen arth,
In Osterreich ich teudsch gelerndt wart.
. . . Es wer mir ein schwere sach,
Solt ich gefolgt haben jedes Lands sprach,
Das wer mir ja nicht möglich gewesen,
Drumb wolt Ostreisch für Meischnisch lesen."

Aber doch nicht ohne mancherlei Anfeindungen zu erfahren, wandelte das lutherisch-sächsische Hochdeutsch seine Siegesbahn bis zur allgemeinen Giltigkeit: es wurde nachdrücklich dagegen angekämpft, doch, wie die Folge gelehrt hat, vergeblich. Da war es zunächst Huldrich Zwingli, der sein obertoggenburger „Schwizerdütsch" in seinen Schriften festhielt, worin ihm natürlich seine Anhänger folgten. Aber obgleich der schweizer Reformator uns stellenweis mehr anmuthet, weil er energischer und gründlicher auch in das gesellschaftliche Leben umgestaltend einzugreifen sich bestrebte, so war seine Mundart doch nicht geeignet, einer wirklichen Einheitssprache zugrunde gelegt zu werden, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil eine solche leichter aus der räumlichen Mitte der gleichsprachigen Gesammtheit, schwerlich aber aus dem äußersten Winkel mit Erfolg angebahnt und durchgeführt werden konnte.

Blicken wir nach dem Norden und Westen Deutschlands, so sehen wir auch dort in dem Norddeutschen einen Konkurrenten sich erheben. Unter Luthers eignen Augen besorgte dessen Freund Buchenhagen Uebersetzungen oder Umschreibungen der Bibel, der Katechismen, der Postille und anderer Hauptschriften in die niederdeutsche (plattdeutsche) Mundart. Daneben aber finden wir viel häufiger das Umgekehrte, daß Niederdeutsche in der Sprache Luthers schreiben, ebensowie fast alle seine Schüler und Anhänger; so nennen wir hier nur den einen Johannes Arnd, der auch schriftstellerisch einer der bedeutendsten Männer auf diesem Felde der Literatur war. Auch dort las das Volk den Luther lieber in seiner mitteldeutsch-meißnischen Sprache.

Die letzte niederdeutsche Bibelausgabe erschien 1621, während schon seit 1540 Staatsschriften, Verordnungen und andere offizielle Aufzeichnungen hochdeutsch verabfaßt wurden. Eine Literatur von selbständiger Bedeutung haben auch die späteren Leistungen in jenem Idiom nicht mehr erlangen können. Den durchschlagendsten Beleg aber für die Allgewalt der Luther'schen Sprache bietet uns ihr sieghaftes Vordringen sogar bis nach dem skandinavischen Norden, nach Dänemark, Schweden, welche beinahe ihre eigne Sprache zu Gunsten der Luther'schen aufgegeben hätten.

Diese ganze Zeit hielt übrigens, abgesehen von vereinzelten Erscheinungen, dafür, daß das Deutsche jedenfalls nicht geeignet sei, als Sprache der Wissenschaft zu dienen, und auch hier ist Luther ein Bahnbrecher, der zwar auch wissenschaftliche Abhandlungen lateinisch schrieb, in solchen aber auch die deutsche Sprache verwendete. Wir hatten erwähnt, daß schon das Mittelalter eine bedeutende und ausgedehnte Prosaliteratur besaß; jetzt wagte man nicht deutsche Wortbildungen, man schöpfte nicht aus dem Reichthum der älteren Sprache, wie es die zum guten Theil mit Unrecht so arg verunglimpften Mystiker des Mittelalters mit großem Glücke gethan hatten: wenn sich die Nöthigung herausgestellt, für einen neu herausgearbeiteten Begriff ein treffendes Wort zu besitzen, bildete man sich merkwürdigerweise in der absterbenden lateinischen Zunge allerlei wunderbare Worte, die sehr oft dem Geist der alten Römersprache gradezu in's Gesicht schlugen. Diese Thatsache ist um so sonderbarer, als man ja sonst das Latein mit einem tiefen Respekt, fast wie etwas Heiliges betrachtete. Durchgeführt ward ja die Anwendung der deutschen Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken erst im 17. Jahrhundert durch den gelehrten Thomasius, der auch zuerst 1688 in seinen „lustigen und ernsthaften Monatsgesprächen" das Beispiel einer belletristischen Zeitschrift gab.

Die außerordentliche geistige Gährung der Reformationszeit hatte in Luther den Wortführer der Geistesrevolution gefunden, der seines Amtes waltete in einer kräftigen, heldenmäßigen Sprache, in der er schon spitzige Flug- und Streitschriften verabfaßte und begeisternde Lieder dichtete. Dabei entwickelte er eine Fähigkeit als Sprachbildner, wie sie kaum zum zweitenmale anzutreffen sein dürfte. Man vergleiche nur einmal die unmittelbaren Vorgänger Luthers in der Schriftstellerei, und man wird zugeben müssen, daß unser Urtheil gerechtfertigt ist. So kommen wir zu dem Schlußresultat, daß, trotz jener bedeutenden Vorarbeiten, Luthers persönliches Verdienst ein ganz eminentes bleibt; ohne ihn wäre die Entwicklung wohl bedeutend langsamer von statten gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) verurtheile wegen.

Parlamentarier.

I.

Kaiser Nikolaus von Rußland nannte einstmals den Konstitutionalismus ein großes Lügengewebe, und gewiß wird niemand leugnen, daß der absolute Monarch ein richtiges Urtheil gefällt hat.

Die drei Gewalten einer konstitutionellen Regierung, die alle drei immer einig sein müssen, wenn ein Gesetz zu Stande kommen soll, oder die zwei Gewalten des modernsten konstitutionellen Staates, des deutschen Reichs, von denen die eine immer das beschließt, was die andere will, und diese aber niemals den besondern Wunsch des Reichstags erfüllt, sie rechtfertigen den kaiserlichen Ausspruch, und wenn wir dazu noch das Wort eines andern, aber größeren Cäsaren nehmen: „Europa ist in fünfzig Jahren entweder kosakisch oder republikanisch" — so finden wir auch hier, nur in anderer Form, dem Konstitutionalismus das Todesurtheil gesprochen.

Und in der That, möge man eine konstitutionelle Monarchie oder eine konstitutionelle Republik betrachten, jeder Unbefangene wird in ihnen nur einen Uebergang vom absoluten Staate zu einer wirklichen Volksregierung erblicken.

Diese Uebergänge dauern aber mehr oder minder lange, dieselben schneiden mehr oder minder tief ein in die Kulturentwicklung der Völker, so daß man unwillkürlich ihnen gern eine größere Aufmerksamkeit schenkt und die Männer betrachtet, welche eine hervorragende Rolle bei denselben spielen.

So wollen auch wir in einer Reihe von Bildern unseren Lesern in kurzen Zügen die bedeutenderen Parlamentarier und parlamentarischen Staatsmänner des deutschen Parlaments, des preußischen Landtags und des deutschen Reichstags seit dem Jahre 1848 vorführen.

* * *

von Gerlach wurde im Jahre 1795 in Berlin geboren; studirte Rechtswissenschaft; wurde 1842 Mitglied des Staatsraths, 1844—1874 erster Präsident des Oberlandesgerichts in Magdeburg.

Gerlach war ein Führer der konservativen Partei und als solcher im parlamentarischen Leben thätig, im preußischen Herrenhause von 1849—51 und im Abgeordnetenhause von 1852—58.

Die konservative Partei jener Zeit kann man auch die christlich-germanische nennen; das ständische Prinzip soll an Stelle des militärisch-bureaukratischen treten — in der Kirche, im Staate und im gewerblichen Leben. Zunächst die Kirche, streng gegliedert nach der geringeren oder größeren Entfernung der einzelnen Konfessionen von den festgesetzten Symbolen; der kirchlichen Ordnung steht die gesellschaftliche zur Seite, womöglich schon durch vorgeschriebenes Kostüm angedeutet: die Prälaten, die Junker, die Pfahlbürger. Alle bereitwillig den Druck von oben ertragend, weil jeder Tritte nach unten hin austheilen kann; alle mit ihren eigenen verbrieften Privilegien bewaffnet. Daneben im gewerblichen Leben kastenartige Zünfte: Meister, Gesellen, Lehrburschen, jeder auf Kosten des andern patentirt und alle zusammen auf Unkosten der Konsumenten, die wieder durch Gewerbegerichte und Degradirung unfähiger Meister geschützt werden sollen.

Das ist konservativ-reaktionäre Weltanschauung, diese predigte einer der berufensten Vertreter des christlichen Germanenthums.

Die alten, ächten Konservativen waren niemals heißblütige Schwärmer, welche ihre Ideen mit Feuereifer und vielen großen Opfern vertheidigten, welche die Menschheit durch That und Beispiel entflammen wollten, nein, es waren Doktrinärs, welche, nicht im Stande, das menschliche Treiben in seiner lebensvollen Tiefe und Frische, das stürmische Wogen desselben zu begreifen, die „Schöpfung Gottes" verpfuscht glaubten, und nun in einem spezifischen, selbstgebauten Christenthum ein neues Organisationsprinzip entdeckt zu haben meinten. Sie wollten

„mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfen“, aber für sich immer neue und bessere Nachtmützen und Schlafröcke dabei in Anspruch nehmen.

Und das war speziell die Stellung des Herrn von Gerlach.

Wohlwollend äußerlich, freundlich lauernd, wußte er manchen Menschen zu seiner Ansicht zu **überreden**; überzeugt wird er schwerlich jemanden haben.

In der ersten und zweiten preußischen Kammer war er eine Zeitlang durch sein immerwährendes Tadeln gefürchtet; es half auch nichts, wenn seine Kollegen ihn störten, wenn sie „zur Sache!“ riefen, immer blieb er ruhig, gutmüthig lächelnd bat er um Gehör; doch bald hatte man sich an ihn gewöhnt und er spielte oft genug in den Parlamenten nur die Rolle des polternden Alten in der Komödie.

„Keine gefährlichere Menschenklasse als die **theologischen Juristen!**“ — so hat der alte Schlosser in seinen Vorlesungen oft ausgerufen, und hat am Ende dabei vorahnend schon den Herrn von Gerlach im Auge gehabt. Dieser berief sich nämlich gewöhnlich gern neueren Verordnungen gegenüber auf ältere Thronreden; neuen Gesetzen gegenüber auf ältere Verordnungen. Dann war der Theologe vornauf. Wenn aber zum Beispiel die Lage der Schullehrer verbessert werden sollte, dann trat der Jurist in den Vordergrund; dann sagte Gerlach, daß trotz des geringen Gehalts die Lehrer nicht verhungerten, sie müßten Nebeneinnahmen besitzen, und Unrecht sei es, diese Nebenquellen nicht im Interesse des Staates weitersprudeln zu lassen.

Herrn von Gerlach, der auch Schriftsteller der „Kirchenzeitung“ und der „Kreuzzeitung“ war, wird ferner jener berüchtigte Ausspruch zugeschrieben, daß es eine **Gottlosigkeit** sei, für die Erleichterung des Loses der niederen Volksschichten einzutreten; nach der Weltordnung sei einmal ein großer Theil der Menschheit zum Dulden bestimmt, — diesen **muthwillig zum Bewußtsein seiner Lage zu bringen**, zeuge von Unbarmherzigkeit und nicht von verständigem Wohlwollen. Uebrigens seien die Schwielen auch ein Schutzmittel gegen die Mühen des Lebens.

Dieser Ausspruch ist gewiß orthodox und inhuman, und doch ist derselbe auch allen liberalen Fabrikanten und Wucherern so recht aus der Seele gesprochen. — — —

Von 1858—1874 verschwand Gerlach von der parlamentarischen und politischen Schaubühne; das liberale Gewässer ging zu hoch und Bismarcks Konservatismus war ihm zu seicht.

Da plötzlich zogen den evangelischen, theologischen, schon sehr alternden Juristen die Klerikalen wieder an's Tageslicht, — er wurde 1874 wegen einer Flugschrift gegen das neue liberalisirende preußisch-deutsche Regiment verurtheilt und abgesetzt und darauf in einem katholischen Kreise in's preußische Abgeordnetenhaus gewählt.

Besondere Ehre legten die Ultramontanen nicht mit dem alten orthodoxen Herrn ein; er redete mehrmals leise und unverständlich — er war erst recht jetzt der polternwollende Alte in der Komödie. 1877 wurde er auch gleichfalls von den Klerikalen, die dadurch so recht ihr konservativ-reaktionäres Gesicht zeigten, in den deutschen Reichstag gewählt, doch starb er, noch bevor er seinen Sitz eingenommen hatte.

Mit ihm ist einer der bedeutendsten und fähigsten Repräsentanten der christlich-germanischen Richtung, die übrigens auf dem Aussterbeetat steht, begraben worden. H.

Torquato Tasso (siehe Seite 40) stammte aus einem alten Adelsgeschlechte, welches, mit dem burgundischen Königsstamme verwandt, sich bis in Karls des Großen Zeiten zurückführen läßt. Er war 1544 in Sorrent geboren und studirte in Neapel an der hohen Schule der Jesuiten, erst 13 Jahre alt, Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, wurde dann vom Kardinal Ludwig von Ferrara an den Hof von Este gerufen, an welchem der Bruder des Kardinals, der Herzog Alfons II., einen Kreis von Gelehrten, Künstlern und Schöngeistern aller Art um sich gesammelt hatte. Dort faßte er eine tiefe, glühende Neigung zu Leonore, der Schwester seines fürstlichen Gönners, die er in glühenden Sonneten besang; zum Schein aber unterhielt er ein ähnliches galantes Verhältniß mit einer Dame am Hofe, Leonore Sanvitale. Durch diese verhängnißvolle Liebe, welcher tausend Hindernisse entgegenstanden, verfiel er in eine bald hitzig gereizte, bald tiefstrübsinnige Stimmung, in welcher er einmal in den fürstlichen Gemächern, von einem Edlen sich beleidigt fühlend, den Degen zog und dafür Stubenarrest erhielt, aus welchem er jedoch nach Sorrent zu seiner Schwester floh. Lange hielt er es jedoch, infolge seiner gewaltigen Leidenschaft, dort nicht aus, sondern begab sich bald wieder an den ferraresischen Hof. Während dieses zweiten Aufenthalts soll er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, in Gegenwart des Hofstaates seine hohe Angebete umarmt haben, wodurch er die Gunst seines Fürsten für immer verscherzte. Als er darauf als irrsinnig im St. Annenhospital eingesperrt worden war, gelang es erst nach Verlauf von sieben Jahren, welche der Dichter dort zubringen mußte, der Fürsprache des Fürsten von Mantua, Gagalo, die Befreiung Tasso's zu erwirken. In tiefe Schwermuth versunken, elend und von der bittersten Noth verfolgt, irrte nun der Dichter in Italien umher, vergeblich vom päpstlichen Stuhl eine kleine Pension erhoffend, die ihn seinem Elend entreißen sollte. Da leuchtete noch einmal ein Hoffnungsstrahl: Ciezio Aldobrandini, der eine lebhafte Zuneigung zu Tasso faßte, betrieb seine Dichterkrönung in Rom. Aber zu spät! Am 2. April 1595 hatte das Herz des Dulders aufgehört zu schlagen. Tasso, der Epen, Trauerspiele, Schäferdramen und lyrische Gedichte geschrieben hatte, verdankt seinen Weltruhm dem Epos „Jerusalemme liberata“, worin er die Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer unter der Führung Gottfrieds von Bouillon, in melodischen Versen besang, und wobei er eine Menge märchenhafter Züge einwebte, die nicht wenig dazu beitrugen, das Interesse an dieser Dichtung zu steigern. Die Verse seiner Dichtung leben noch heute in dem Munde seines Volkes und werden von den Gondolieren in allen Hafen- und an der See gelegenen Städten Italiens im Wechselgesang mit Mandolinen- oder Lautenbegleitung, oder ohne solche vorgetragen. Auch Goethe theilt mit, wie er einem solchen Wechselgesang zweier Kahnführer gelauscht und da so recht die Kraft und Herrlichkeit der Poesie Tasso's nachempfunden habe. Den Dichter und sein unglückliches Geschick aber hat bekanntlich unser Goethe selbst in einem feinen Seelengemälde, seinem Gedankendrama „Tasso“ zum Gegenstande künstlerischer Darstellung gemacht und unsre Literatur mit einem hervorragenden Meisterstück bereichert. wt.

Russisch-bulgarische Greuelthaten in Eski-Saghra. Es gewährt keine ästhetische Befriedigung, das Bild (Seite 41), welches der rühmlichst bekannte Maler Herr Lorie mit kunstsicherem Griffel auf das Papier geworfen. Aber auf ästhetische Befriedigung hat es der Maler mit **diesem** Bilde ebensowenig abgesehen, wie auf sittliche Genugthuung; hier handelt es sich um die nackte, entsetzliche Wahrheit, eine Wahrheit, die jedes Gemüth, welches **menschlich** zu empfinden vermag, bis zur bittersten Empörung erregen muß. Russen sind es, die im Verein mit ihren Schützlingen, den Bulgaren, in der im Handstreich genommenen offenen Stadt wehrlose Greise niedermetzeln, schwache Weiber auf die entsetzlichste Weise zu Tode quälen und arme, hülflose Kinder sich gegenseitig in die Bajonette werfen. Dies sind dieselben Russen, die angeblich für die christliche Humanität gegen türkische Barbarei das Schwert gezogen haben; dieselben Russen, welche eine gradezu unqualifizirbare Politik zu den Erbfreunden des deutschen Volkes gemacht hat, — dieselben **Bestien** sind es, zu deren Gunsten die elende käufliche Majorität der deutschen Presse heute noch zu schreiben und das Blaue vom Himmel herunterzulügen vermag. Die Türken stehen zwar auch auf keiner höheren Kulturstufe, aber **sie** gibt auch kein Mensch für Vertreter der Humanität aus und sie zwingt man uns auch nicht als Nationalfreunde auf. Die Barbarei der Türken in Bildern vorzuführen, wäre ebenso überflüssig, als es nothwendig ist, dem deutschen Volke die scheußlichen Proben russischer Humanität in so packender Schilderung, wie die unseres Künstlers, vor Augen und zu Herzen zu führen. Und für die „Neue Welt“ war es gradezu Pflicht, solchem Bilde Raum zu gewähren, weil fast alle die übrigen illustrirten Blätter, mögen sie auch von Schlachten- und Greuelbildern in widerwärtigster Weise überfüllt sein, von den Unthaten der **Russen** nichts wissen wollen. Das ist freilich nur zu natürlich: wer betrachtet es denn heutzutage für seine Pflicht, die sittliche Ungeheuerlichkeit um der Sittlichkeit willen an den Pranger zu stellen!? Und welches Organ der öffentlichen Meinung würde nicht vergnügt im Strome der **herrschenden** Stimmung dahinplätschern und sich nicht genügen lassen an den beiden erhabenen Zielen des Abonnentenfanges und des hochobrigkeitlichen Wohlgefallens!? G.

Aus vergangenen Zeiten. Wir geben in Nachstehendem noch ein Stück aus jener augsburger Chronik, der wir schon früher einen interessanten Passus entnahmen:

Um das Jahr 1483 kam eine päpstliche Bulle von Rom hierher, darinnen den Laien zum erstenmal die Eier, Milch, Käs und Butter, die Zeit der Fasten über, verboten wurde. Dieses Gebot hat gleichwohl nachmals Papst Sixtus der Vierte gelindert, dergestalt, daß, so Jemand dieser Speise nicht entrathen konnte, derselbe für sich sonderlich zubereitet Fleisch kaufen möchte, welches er denn hinfüro ohne Sünden essen könnte. Mit dieser Krämerei ist aber unser Rath übel zufrieden gewesen, weil er sich dawider nicht setzen durfte, und doch nicht gern sahe, daß die Bürgerschaft so ums Geld gebracht würde. Er hat deshalb den Papst mit einer namhaften Summe Geldes versöhnt, daß er solch' Verbot wiederum aufgehoben, und es allein bei dem, daß man kein Fleisch essen sollte, verbleiben lassen, welches aber auch nicht lange Bestand gehabt hat.

Im Jahr 1496, zu Ende des Maien, kam Philippus, Erzherzog von Oesterreich, des Kaisers einziger Sohn, hierher, welchem zu Gefallen die Geschlechter Turnier und Tänze auf ihre Weis angerichtet. Derohalben er auch wiederum am St. Johannisabend, des Täufers, einen Haufen, 45 Schuh hoch, von Maien und dürren Reben auf dem Frohnhof aufrichten lassen, bei welchem, nachdem sich alle Geschlechter, Frauen und Jungfrauen zur Vesperzeit, auf das schönste geschmückt, versammelten, er mit Ursula Neidhartin, als der schönsten Jungfrau unter allen, einen lustigen Tanz angefangen. Die Jungfrau hat eine brennende wächserne Fackel in der Hand getragen und damit den Haufen, auf des Fürsten Geheiß, angezündet, darauf alsbald bei dem hellen Schalle der Trompeten und Zinken dreimal um das Feuer getanzt. Dieser Erzherzog hatte 400 burgundische Reiter mit sich hierher gebracht, welche eine besondere Kleidung gehabt, die denn auch unsere

Bürger zierlicher als die ihrige gedeucht, derwegen sie es denselben bald (wie denn die Deutschen gleichsam anderer Nationen Affen sind) nachgethan. Unter andern sind auch die weiten, gebogenen, flachen Schuhe, welche wir heutzutag, statt der spitzigen, geschnäbelten, tragen, bei ihnen zuerst aufgekommen; wie auch dazumal die Sohlen oder Pantoffeln erstlich, anstatt der Holzschuh, bei uns gebräuchlich worden.

Im Jahr 1500, als nach vollendetem Reichstag Kardinal Galeatius, päpstlicher Heiligkeit Legat, aufbrechen wollt, aber den Handwerksleuten über 600 Gulden schuldig bliebe, ward er durch den Stadtvogt arestiret, also, daß er das Seinige, so er dazumal bei sich gehabt, sogar auch die Kutsche, dem Bürgermeister Gassenbrodt einsetzen und zum Pfand lassen müssen, davon doch die Schuld nicht halb bezahlt worden.

Um diese Zeit begonten die Augsburger ihre Sprache zu ändern und etwas verständlicher zu reden und zu schreiben, also, daß sie zu unserer Zeit, bei der Regierung Kaiser Ferdinands des Ersten, ganz anders reden, denn die alten. Denn da dieselben vor diesem in Aussprechung des i und u den Mund weit aufsperrten, brauchen sie jetzt dafür das ei und au im Schreiben und Reden, und allein für allan und auch für aach.

Im Jahr 1503 fingen die Bürger zuerst an, das Haar auf dem Haupt kurz abzuscheeren und Kolben zu machen, und da sie zuvor die Bärte kurz gestutzt getragen, sie jetzt lang wachsen zu lassen.

Im Jahr 1504 im Anfang hat allhie Kaiser Max mancherlei kurzweilige Spiel, gewaltige Fechtschulen und artige Geschlechtertanz oft und vielmal mit großer Demuth beigewohnt.

Kaiserliche Majestät ist dazumal von D. Conrad Peutingers vierjähriges Töchterlein im Namen des ganzen Raths in lateinischer Sprach empfangen und willkommen geheißen worden.

Im Jahr 1505 ist es geschehen, daß ein Weib, die Lominettin genannt, unter dem Schein großer Heiligkeit großen Potentaten die Augen also verblendet, daß, obwohl sie vor diesem begangener Unzucht und Ehebruch halben zum andernmal aus der Sadt verwiesen war, darüber aber Reu und Buß gethan, und nicht allein von dem unverständigen Volke, sondern auch von den Vornehmsten der Stadt dafür angesehen, daß sie weder Essen noch Trinken, ohn allein was ihr im Sakrament gereicht wurde, zu sich nehme, viel weniger, daß sie etwas durch einen natürlichen Trieb von sich ließe oder schliefe, und daß sie solche große Wunder durch stetes andächtiges Gebet vermöchte. Solches hat der Kaiser Maximilian und nach ihm der Kardinal des heiligen Kreutzes geglaubt, und beide haben sie als eine Heilige besucht. Nach diesem aber hat die Herzogin Kunigunde von Bayern, des Kaisers Schwester, den Betrug entdeckt und offenbaret, worauf die Heilige, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, heimlich fortgeschickt, und späterhin, da sie sich in Freiburg verheirathet hatte, dort aber wiederum arge Possen spielte, ertränkt worden.

Im Jahr 1506, den 23. Mai, erlaubte der Kaiser den Geschlechtern, drei Hirsche in den Gehölzen am Lech mit der Armbrust zu schießen. Die Geschlechter gaben darauf ein herrlich Banket, wo an 32 Tischen gespeist wurde. Es waren dazu alle anwesenden Fürsten — die Herzoge von Baiern, der Bischof von Trient u. s. f. — und der abwesenden Fürsten Gesandte und Räthe, wie auch die drei Vornehmsten aus dem Domkapitel eingeladen, sammt aller Geschlechter Weiber und mannbare Töchter. Da die gebotenen Gäste freigehalten werden mußten, so kostete die Zeche jedem der Unsrigen 16 Kreutzer.

Nach diesem sind unsere Bürger zu dem Schießen gen Frankfurt am Main, welches um die Herbstmeß gehalten und durch ganz Deutschland ausgekündiget war, auch beschrieben worden. Es gingen mit den hiesigen Kaufleuten sechs freudige Schützen von hier aus dahin, denen ein ehrbarer Rath allhie 60 Gulden zur Zehrung verehret. Die Augsburger Schützen sind aber auch nicht die geringsten gewesen; denn unter denselben hat Lukas Vischer, ein Hafner, den besten Preis, 105 Gulden, mit der Armbrust, und Jakob Delhuet, ein Schreiner, den andern Preis, 90 Gulden, mit dem Handbogen davongetragen.

Schädlichkeit der Wärme. Das immer allgemeiner werdende Bestreben der Aerzte, alle Krankheiten in ihren Entstehungsursachen zu erkennen, gibt uns fast mit jedem Tage einen weiteren Einblick in die oft so verwickelt aussehenden Vorgänge in unserm Organismus, und damit zugleich die Möglichkeit, uns vor den Einflüssen, welche als „krankheitserregend" bekannt sind, zu verwahren. Daß die fortwährende Einwirkung von Wärme — mag sie nun von der Sonne oder vom Feuer ausgehen —, sobald sie eine gewisse Höhe überschritten hat, auf unser körperliches und geistiges Wohlbefinden einen großen Einfluß ausübt, hat ein jeder wohl schon mehr oder weniger an sich selbst erfahren, man fühlt sich unbehaglich, ist unfähig, angestrengt zu arbeiten, ermüdet sehr, bekommt Kopfschmerzen u. s. w. Daß dagegen die Wärme die Veranlassung zur Entstehung einer ganz bestimmten Krankheit, und zwar einer Geisteskrankheit der schlimmsten Art, werden kann, wird Vielen noch unbekannt sein. Die Erkrankungen derer, die sich lange Zeit einer großen Hitze ausgesetzt haben, sind viel häufiger, als man vielleicht im gewöhnlichen Leben annehmen will; sie treten meist ganz plötzlich auf. In einzelnen Fällen erholen sich die Kranken oft scheinbar, gehen ihrer gewohnten Beschäftigung nach, bis dann durch irgendwelche schädlichen Einflüsse die Krankheit von neuem ausbricht. Auch die Art der Wärme zeigt einen Unterschied, so ist die Wärme der strahlenden Sonne viel schädlicher als die des Feuers. Während wir bei Feuerarbeitern gewöhnlich erst längere Zeit Schwächegefühl, Müdigkeit, Unlust zur Arbeit, Kopfschmerz u. dergl. vorausgehen sehen, treten bei denen, welche sich der strahlenden Sonne ausgesetzt hatten, die einzelnen Krankheitssymptome viel rascher auf. In beiden Fällen bekommen die Kranken falsche Vorstellungen (Hallucinationen), haben Angst, sind unruhig, gerathen in große Verwirrung und glauben sich überall verfolgt und verspottet, bis sie dann nach längerer Zeit tobsüchtig werden. Dieses Stadium ist sehr verschieden, manchmal ist es sehr kurz, der Kranke wird dann ruhig und verfällt in eine melancholische Verstimmung, bei der sich großer Lebensüberdruß kundgibt. Daran schließen sich die Lähmungserscheinungen. Die Zunge zittert, stößt beim Sprechen an, der Gang wird unsicher, das Gedächtniß nimmt sehr rasch ab. In diesem Zustande ist selten mehr an eine Wiederherstellung zu denken. Die Erscheinungen sind so zu deuten: Die Blutgefäße des Gehirns sind überfüllt und durch die anhaltende Ueberfüllung derselben tritt das unter hohem Druck befindliche Blut aus den Wandungen der Gefäße und verbreitet sich als eine wässerige Flüssigkeit über die Gesammtmasse des Gehirns, dringt in dessen Windungen und Höhlen ein, so daß die Funktionen desselben wesentlich beeinträchtigt und zuletzt ganz aufgehoben werden. Hört der Druck bald auf, dann ist Resorption, d. h. Verschwinden der Flüssigkeit und somit eine Wiederherstellung möglich. Die fast alljährlich bei anhaltenden Märschen in großer Sonnenhitze vorkommenden Unglücksfälle sind ein beredtes Zeugniß für die schädlichen Einwirkungen der Sonnenstrahlen auf den Organismus. Der hier oft plötzlich eintretende Tod ist auf einen äußerst hohen Druck des Blutes zurückzuführen. Der Grund, warum in unseren Hüttenwerken, Zuckerfabriken, wo die ausstrahlende Wärme des Feuers oft so groß ist, daß die Arbeiter, besonders die Heizer, nur leicht gekleidet darin arbeiten können, nicht noch häufigere Erkrankungen dieser Art vorkommen, beruht zunächst darin, daß die Feuerarbeiter der Hitze, wenn sie ihnen unerträglich wird, ausweichen können, während man sich der Sonnenwärme gegenüber nicht schützen kann, außerdem trifft die vom Feuer ausstrahlende Wärme auch wirklich nicht so direkt den Kopf, als die Sonnenstrahlen, sondern meist mehr die Vorderseite des Körpers und das Gesicht, dann gewöhnen sich diese Arbeiter auch an höhere Hitzegrade. Es mag deshalb zum Schlusse die wohlberechtigte Mahnung hier angebracht sein, sich nicht muthwilliger und leichtsinniger Weise den brennenden Strahlen der Sonne auszusetzen, insbesondere gilt dies für Kinder, deren Organismus ja überhaupt noch wenig widerstandsfähig und darum um so leichter zu Erkrankungen disponirt ist. Die schlechte Gewohnheit in Deutschland, grade in der heißesten Zeit des Tages, am Mittage, eine Pause in der Arbeit eintreten zu lassen und nicht zu einer andern Zeit, mag durch das dadurch hervorgerufene Bewegen in der Sonnenhitze bei vielen die Veranlassung zur Entstehung dieser schrecklichen Krankheiten gewesen sein. Unsere Schulzeit ist ebenfalls so eingetheilt, daß sich die Kinder zwischen 12 und 2 Uhr, also in der größten Hitze bewegen müssen. Mit der immer mehr und mehr überhandnehmenden Einsicht und Bildung der Massen wird man hoffen dürfen, daß auch in dieser Beziehung den thatsächlichen Verhältnissen mehr Rechnung getragen wird.

H. Schm.

Moralische Grundsätze ohne Uebung kommen ebenso leicht in Vergessenheit, als ein auswendig gelerntes Gedicht, ohne Wiederholung. Sind jene einmal in unserm Herzen erloschen, so gehen auch die sittlichen Regungen verloren, welche die Seele zur Tugend reizen. Und ganz natürlich zieht der Verlust von jenen auch den Verlust der Tugend nach sich.

Sokrates.

Korrespondenz.

Hamburg. Ein Abonnent. Die Kinder Ihrer Muse sind in unsern Händen. Doch fehlte uns bisher die Zeit zur Prüfung. Die nächste Nummer wird Ihnen indeß wahrscheinlich schon den Bescheid bringen. — W. Hi. Die freudige „Anerkennung eines Arbeiters", die Sie uns zutheil werden lassen, ist ein Theil jenes einzigen Lohnes, nach dem wir ringen. Wir drücken Ihnen im Geiste warm die Hand. Der hamburger Schachfreund ist Herr Fabian Landau, der Mitglied einer Schachgesellschaft in Hamburg ist und dessen genaue Adresse Sie sowohl bei den Herren Auer und Derossi, Pferdemarkt 37, als bei Hrn. A. Geib, Rödingsmarkt 12, erhalten können.

Stralau. K. W. Eben weil wir unbrauchbare Silbenräthsel genug zur Verfügung haben, sehnen wir uns nach brauchbaren; und zu dieser letzteren Sorte gehören die Ihrigen. Darum besten Dank!

Baden (Schweiz). Fabr. Zipp. Zu unserem lebhaftesten Erstaunen und Bedauern erscheint Ihnen die an Sie gerichtete Korrespondenznotiz in einer der letzten Nummern des vorigen Jahrgangs „hämisch". Sie befinden Sich aber im entschiedensten Irrthum — nur ein harmloser Scherz und nichts weiter liegt in jenen Zeilen; theilweise sogar vollkommener Ernst. Wir haben nämlich wirklich gegen eine Veröffentlichung der Namen aller unsre Räthsel lösenden Damen nichts einzuwenden, wenn das gewünscht werden s llte. Also: Sie haben uns Unrecht gethan und nicht wir Ihnen!

Berlin. A. F. F. „Ein Zug unüberwindlichen Weltschmerzes zieht sich" durch die „Neue Welt"? Das ist aber merkwürdig! Wissen Sie: Weltschmerz ist Lebensfeigheit, und wir fühlen uns vorläufig von unüberwindlichem Lebensmuthe beseelt. Darum seien Sie getrost: die „Neue Welt" und die ganze sozialistische Partei wird nicht „im Ozean der allgemeinen Weltentmuthigung untergehen"! Im übrigen grüßen Sie gefälligst den seligen Schopenhauer und telegraphiren Sie ihm in's Jenseits, wir Sozialisten freuten uns, daß er sich hätte begraben lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Die Sache war nun einmal geschehen, die Gäste im Zorn von ihr gegangen, — daran ließ sich nichts mehr ändern, und da in diesem Moment die Magd mit der dickbauchigen Kaffeekanne erschien, winkte Frau Friederike der gleich ihr schon heiser gewordenen Martha, und beide Frauen ließen sich an dem verlassenen Kaffeetische nieder und lobten bei dem braunen Tranke die Klugheit der gewandten Magd, das edle Naß während der kleinen Familienszene draußen warmgestellt zu haben. Von diesem ansprechenden Thema kam man dann wie von ungefähr auf die viele Mühe und „Wirthschaft", die eine solche „Gasterei" verursache, und wie wenig dies anerkannt werde im allgemeinen. Da war dann nur ein kleiner Sprung, um auf den hier vorliegenden speziellen Fall überzugehen — und Jungfer Martha scheute vor diesem kleinen Sprunge durchaus nicht zurück. So kam es denn, daß, ehe noch eine Viertelstunde vergangen, der Friede wieder nothdürftig geschlossen und selbst Emmerenzia am Tische saß, ein Stück Streuselkuchen in den „Aufgewärmten" tauchte und über die Koketterie alternder Mädchen lispelte, die in der Residenz Gott weiß was für Liebschaften gehabt und nun in die Kleinstadt kämen, um unschuldige Jünglinge zu verführen.

Onkel Johann hatte seine Mütze genommen und brummend das Zimmer verlassen. Er begab sich zu Bruder Eusebius, dem einstigen Studenten und gegenwärtigen Flickschuster von Dohlenwinkel, denn es drängte ihn, während er über die Klatschsucht der Weiber daheim räsonnirte, seinem Mittheilungsbedürfnisse zu genügen.

Droben, in dem Gastzimmer des „Schwarzen Wallfisches" aber that Frau Edeltrud mit zum Schwur erhobener Rechten das feierliche Gelöbniß, von heut ab mit der bürgerlichen Verwandtschaft ihres geadelten Gatten — vorbehaltlich des Erbonkels — ein- für allemal und auf das feierlichste zu brechen, nie wieder deren plebejische Schwellen zu überschreiten, noch gedünstetes Kraut und Schweinsbraten, Streuselkuchen und Cichorienkaffee dort zu genießen, ihnen nie ähnliche Gaben der Liebe im eigenen Hause anzubieten, noch ihre Besuche anzunehmen.

„Wir sind geschieden, für jetzt und alle Zeit!" so schloß die in ihren heiligsten Empfindungen gekränkte Frau. „Und wenn du wagst, mir in dieser Sache zuwider zu handeln, Sebaldus, dann ist auch das Band zerrissen, welches uns verknüpft, — hörst du?!"

„Ich höre, aber —"

„Wie, du könntest es wagen, mir zu widersprechen?"

„Nein doch — aber dann wäre es meiner unmaßgeblichen Meinung nach besser, wenn wir wieder fortzögen, — denn in einer so kleinen Stadt und verfeindet mit der ganzen Gesellschaft, ja mit der eignen Verwandtschaft, das ist ja ein Leben zum Teufelholen!"

„Sebaldus!"

„Na ja — ich bin schon ganz desperat!"

„Ich hindere dich ja nicht, dann und wann mit deinen Verwandten zu verkehren, nur mich, die geborene Freiin von Reckenstein, und meine Kinder nehme ich aus. Auch werde ich nicht die Flucht vor diesen Kleinstädtern ergreifen. Wir hatten ein Ziel, als wir die Residenz mit Dohlenwinkel vertauschten. Wohlan, dies Ziel wollen wir erreichen — es wird ja nicht allzu schwer sein, so sagt mir meine Ahnung — und erst dann wollen wir den Staub von unseren Schuhen schütteln und diesen erbärmlichen Spießbürgern den Rücken kehren, — aber als Siegende und nicht als Geschlagene!"

Sie war groß in diesem feierlichen Augenblick, das fühlten sie alle und Frau Edeltrud selbst am tiefsten. Das graue Männlein beugte sich über die Hand der heroischen Gattin und drückte einen schüchternen Kuß auf dieselbe, während er ein beklommenes „Amen" lispelte.

Adelgunde sprach es leise nach und blickte dabei zu dem wolkenbedeckten Nachthimmel empor, — seufzend suchte sie einen Stern zu entdecken, und als diese Bemühung fehlschlug, flüsterte sie resignirt:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte! Grüßet mir freundlich meinen Theobald!"

Da brachte die Magd das Nachtmahl mit einem „schönen guten Abend!" herein; weil man im Sturm und Drang des Tages vergessen, eine diesbezügliche Extrabestellung zu machen, sandte Herr Jonas der hofräthlichen Familie von dem, was der „Schwarze Wallfisch" seinen Gästen heut Abend — bot es bestand aus gedünstetem Kraut und Schweinskoteletten.

* * *

Meister Johann hatte sich nach der stürmischen Szene in seinem Hause, wie schon berichtet, auf den Weg gemacht, um dem Bruder

einen der seltenen Besuche abzustatten, die Eusebius, der Sonderling, von seinen Geschwistern zu empfangen pflegte. Vor dem Thore des Städtchens, nahe der Kastanienallee, stand ein kleines, einstöckiges Haus. Es gehörte einer Wäscherin, und deshalb war auf dem wüsten Grasplatz vor dem Hause, den ein einziger alter, knorriger Nußbaum schmückte, auch zu allen Tageszeiten jemand damit beschäftigt, Leinen zu ziehen, nasse Wäsche aufzuhängen oder trockene herabzunehmen.

Da die Wäscherin, eine arme Wittwe, nur mit Kindersegen vom Geschick reichlich bedacht worden war, hatte sie nie die Mittel gehabt, dem Häuschen innen wie außen einen wohnlichen Anstrich zu geben, ja, sie vermochte nicht einmal, die nothwendigsten Reparaturen machen zu lassen, was denn zur Folge hatte, daß Thüren und Fenster nur noch lose in den Angeln hingen und das rauchgeschwärzte Dach sich stark auf die linke Seite neigte, als wolle es dem breitästigen alten Nußbaum irgendeine interessante Neuigkeit zuflüstern.

Hier wohnte Eusebius, der verdorbene Student, wie er genannt ward, der Schuhflicker und Weltweise in einer Person. Er hatte der Frau Meier schon seit vielen Jahren die leerstehende Parterrestube, auf der linken Seite gelegen, mit der Aussicht auf den Nußbaum, abgemiethet. Dazumal, als das „bemoste Haupt" hier eingezogen war, lebte der Herr des Hauses, Schuhmacher Meier noch, und da der Student, welcher in allen Examen durchgefallen war und doch zur größten Verwunderung der Dohlenwinkler das Studiren nicht lassen konnte, doch auch eine nützliche Thätigkeit üben wollte, so lernte er von seinem Hausherrn das Handwerk und trieb es schlecht und recht nach des alten Meier Tode auf eigene Faust. Die Wittwe wusch die Wäsche der „kleinen Leute" und ihr Miethsmann flickte die zerrissenen Schuhe dieser Kunden. Neues Schuhwerk zu verfertigen, hätte der Philosoph kaum vermocht, auch strebte er nicht darnach, dieses höchste Ziel zu erreichen, er kannte den Ehrgeiz nicht, und ebenso wenig, als es ihn gelüstete, die Menschheit durch eine neue Erfindung, oder mindestens die Wissenschaft durch ein neues System zu bereichern, ebenso wenig schmeichelte er sich mit der Hoffnung, je ein Paar neuer Lackstiefeln oder Schuhe unter seinen Händen hervorgehen zu sehen. Eusebius lebte in seiner ärmlich ausgestatteten Kammer genügsamer als weiland Diogenes in der Tonne, jedenfalls besaß er weniger Eitelkeit und mehr innerliche Befriedigung. Auf einem alten, wurmstichigen Bücherbrette war die Bibliothek des Schuhflickers aufgestellt, — eine erlesene Sammlung der herrlichsten Geistesschöpfungen aller Zeiten und Nationen. Freilich fehlte hier und da ein Band, oder die zerlesenen Hefte waren mit Pechdraht zusammengeheftet, — nichtsdestoweniger bildeten sie den Stolz und das Glück ihres Besitzers. Dieser selbst saß auf seinem dreibeinigen Schemel — einem Erbstücke Meister Meiers — und blickte zu dem grünen Drahtbauer auf, in welchem ein maisgelber Kanarienvogel schlaftrunken auf seinem Stengel ruhte. Ein Lächeln spielte um die bartlosen Lippen des alten Studenten, als Bruder Johann jetzt, der auf einer hölzernen Bank Platz genommen, seine lange Jeremiade mit den Worten schloß:

„Und all' das hat diese unglückliche Erbschaft zuwege gebracht! Störung und Unruhe, wohin man nur blickt, — Zank im Hause, Aerger mit der Frau, Plage mit den Geschwistern und jetzt durch Sebastians Ankunft wieder neue Sorgen, denn unmöglich ist's doch nicht, daß Jakob — natürlich nur um uns zu ärgern, der adeligen Sippe den Vorzug gibt. O, diese Erbschaft!"

„Hm, hm," machte Eusebius, indem er sich von dem Bauer des gefiederten Lieblings ab und dem Bruder zuwandte.

„Also nur die Erbschaft macht euch alle so unzufrieden und sorgenvoll. Warum läßt denn mich der Gedanke daran so völlig ruhig?"

„Ja dich," erwiderte Johann gedehnt und mit einem sehr einfältigen Gesichte, „das ist etwas anderes."

„So, das freut mich, daß du dies einsiehst. Es ist freilich traurig genug, daß von sechs Kindern eines Elternpaares nur ein einziges vernünftig genug denkt, um den Mammon zu verachten und das Haupt nicht vor dem goldenen Kalbe zu beugen, das ihr alle umtanzt."

„Du hast leicht reden," seufzte Johann. „Sicherlich würdest du anders sprechen, wenn du Weib und Kinder hättest, wie ich."

„Schlecht ausgedrückt, Bruder Johannes! Nicht du hast Weib und Kinder — sie haben dich, — so sagt ein großer Weiser, und er hat nur zu sehr recht. Deshalb auch habe ich nie meine Freiheit verkauft, indem ich mein Herz einem Weibe verpfändete; wenn Herz und Hand gebunden sind, ist bald auch die Ueberzeugung nichts weiter als eine Waare, die dem Meistbietenden verkauft wird."

„Wahr gesprochen!" sagte da eine dünne Stimme mit einem gewissen feierlichen Nachdruck, und ein graues Figürchen glitt schattengleich in das Gemach.

„Das ist Bruder Sebastian — der Hofrath!" rief fröhlich der alte Student und sprang von seinem dreibeinigen Schemel auf.

Nach den ersten Begrüßungen und Fragen trat eine kleine Pause ein, welche der Hofrath benutzte, seine prüfenden Blicke durch das ärmlich ausgestattete Stübchen gleiten zu lassen.

Eusebius war eben damit beschäftigt, einen defekten Rohrstuhl vom Staube zu reinigen und ihm durch eine in der Ecke befindliche Tonne die nöthige Festigkeit zu verleihen, um ein würdiger und ungefährlicher Sitzplatz für den seltenen Gast zu werden, als dieser entrüstet ausrief:

„Dieser Jakob ist doch der eingefleischteste Egoist von der Welt, er schwelgt im Ueberflusse und läßt dich, seinen leiblichen Bruder, hier im Elend fast verkommen!"

Der alte Student wandte mit dem Ausdruck ungeheuchelten Erstaunens den Kopf um.

„Sprichst du von mir? — Ei, da müßte ich doch auch etwas davon wissen, wenn es mir so schlecht gehen sollte!"

„Da bist du schön bei ihm angekommen," lächelte der Schreinermeister, indessen der Hofrath erregt fortfuhr:

„Aber das ist doch nicht zu leugnen, daß du, Eusebius, selbst am nothwendigsten Mangel leidest, das sagt mir ja ein Blick in dieses Zimmer!"

„Was ist nothwendig, lieber Bruder? Weißt du, was Sokrates sagte, als er die aufgehäuften Waaren eines Marktes betrachtete? ‚Ich sehe da viele Waaren, deren ich nicht bedarf!' — Nun, auch mir geht es also mit den Dingen dieser Welt, und nur die reinen Geistesfreuden haben Werth in meinen Augen und nach meiner Schätzung."

„Sie sind selten, Bruder," seufzte der Hofrath, „besonders für einen Familienvater!"

Eusebius lächelte. „Das ist heut schon die zweite Klage, die an mein Ohr dringt, über den Segen, den Gott euch Familienvätern verliehen, da muß man ja froh darüber sein, als einsamer Junggesell durch's Leben zu wandern. Euer Glück scheint schwer zu tragen, — warum denn beklagt ihr meine Armuth?"

„Man müßte ein Herz von Stein haben, wenn man dies nicht thäte," erwiderte Sebastian und warf einen verlegenen Blick auf die mehr als bescheidene Zimmereinrichtung. „Es liegt ja so klar am Tage, daß darüber kein Zweifel obwalten kann —"

„Worüber?" fragte Eusebius mit mildem Ernst.

„Nun, daß du dich unmöglich hier glücklich fühlen kannst."

„Du bist kein Philosoph, sonst wüßtest du, daß eine erhabene Wahrheit in der Lehre von der Nichtigkeit all' jener Freuden und Genüsse liegt, welche die Menschen im allgemeinen für nothwendig zu ihrem sogenannten Glücke halten. Wir haben genug zu thun, wenn wir gegen jene Mühsale und Beschwerden ankämpfen, die einmal das Loos jeglichen Erdenbürgers sind — mehr oder weniger. Der Kampf gegen elementare Einflüsse und Ereignisse, gegen Krankheit und Tod — sagt es selbst, ihr Brüder, ist's nicht genug an dem? Wozu sich künstlich Qualen schaffen, sich an Bedürfnisse gewöhnen, deren Entbehrung Leid bringt, — nein, weise zu nennen ist nur derjenige, welcher freiwillig entsagt. — Armer Sterblicher, — nicht Klagen, noch Bitten ändern den Gang des Fatums, das Loos, das jedem gefallen, vollzieht sich, ob er darob verzweifelt oder sich ruhig in sein Schicksal ergibt. Deshalb ergab ich mich, und spare mir die Mühe, das zu beklagen, was mir nicht beschieden. — Macht es wie ich!"

Der kleine Hofrath lächelte. „Mir fällt bei deinen Worten das Gedicht ein, welches du als Junge einmal auswendig lernen mußtest, zur Strafe für einen verübten schlimmen Streich. Weißt du noch, es hieß, wenn ich nicht irre, ‚das Hemde eines Glücklichen'. Einem kranken König ward von seinem Magier als letztes Mittel, die verlorene Gesundheit wiederzuerlangen, der Rath gegeben, das Hemd eines glücklichen Menschen sich zu verschaffen und anzulegen. Jetzt ward nach einem Glücklichen gesucht, und siehe da, unter all' denen, die ihrer glänzenden Verhältnisse wegen für glücklich gehalten wurden, fand sich niemand, der sich allen Ernstes glücklich zu preisen vermochte, als ihm die Gewissensfrage vorgelegt ward. Der kranke König war außer sich und sein Zorn traf alle seine Räthe, welche ihm stets so eindringlich versichert hatten, sein Volk sei glücklich! Da endlich gelang es den fortgesetzten Nachforschungen, in der Einsamkeit eines Wiesenthals,

und zwar in der Person eines armen Hirten, den „Glücklichen“ zu entdecken. Schon wollte man dem Könige die frohe Botschaft senden und bot dem schlichten Landmann Gold über Gold für sein Hemd, als er verlegen erklärte, er besitze keins. — Der kranke König aber starb selbigen Tages.“

Eusebius hatte sich so lebhaft erhoben, daß sein Schemel in Gefahr gerieth, umzustürzen; er reichte dem Bruder die Hand:

„Es freut mich, daß du dir den Inhalt dieses lehrhaften Gedichts behalten; laß mich dir denn gestehen, daß ich demselben ein gut Theil meiner Lebensweisheit verdanke. Denn seht, ihr Brüder, und laßt es euch gesagt sein: Schmerz, Entbehrung, Enttäuschungen entspringen nicht dem Mangel an Glücksgütern, sondern lediglich dem Wunsche, solche zu besitzen! Sonst würde es ja nicht Menschen geben, die, in Dürftigkeit lebend, dennoch zufrieden und glücklich sind. Der Vernünftige nun wird daraus die Lehre ziehen, daß alles das, was gemeiniglich von den Leuten Glück genannt wird, nur auf dem Verhältniß zwischen unseren Anforderungen und dem beruht, was uns darauf zu theil wird. Wir sind unglücklich, wenn wir das Begehrte nicht erhalten, — wir würden uns jedoch dieses Leid ersparen, wenn wir derlei Begehren garnicht stellten.“

Der Hofrath schüttelte, verlegen lächelnd, das Köpfchen und meinte: „Wenn alle diese Lebensphilosophie besäßen und nach ihr handelten, dann kämen wir zuletzt wieder auf die Tonne des Diogenes!“

„Nicht doch. Wir sollen arbeiten und weiterstreben, auch freudig das Erworbene genießen und einen offenen Sinn uns bewahren für das Schöne, nur vor den Wünschen nach dem Unerreichbaren oder dem Schädlichen uns hüten!“

„Mit dem Schädlichen meint er Bruder Jakobs Erbschaft,“ schmunzelte Meister Johann dem Hofrath zu, „wir sind nämlich, was das betrifft, sehr uneinig.“

Ein spöttisches Lächeln verzog für einen Augenblick den breiten, gutmüthigen Mund des philosophischen Flickschusters.

„Man kann es niemand recht machen. Was würdet ihr denn sagen, wenn auch ich mich an dieser Jagd nach dem Glück betheiligte?“

„Nun, das hieße nur dein natürliches Anrecht geltend machen,“ warf Herr von Bartels dazwischen.

„Oder,“ fuhr Eusebius unbeirrt fort, „wenn schließlich ich sogar das Erbe gewänne? Es liegt das im Bereiche der Möglichkeit, da ein Glied der Familie Bartels das Geld erhalten muß, notabene, wenn Jakob uns nicht alle überlebt.“

Der Tischlermeister war plötzlich schweigsam geworden, er grübelte über irgend etwas nach, das sah man ihm an. Endlich sprach er ein wenig empfindlich: „Das wäre die höchste Ungerechtigkeit, wenn das Erbe einem der ledigen Geschwister zutheil werden sollte. Haben wir deshalb die schweren Sorgen eines Familienvaters muthig übernommen, uns von unseren Weibern plagen lassen, für die Kinder geopfert, um schließlich zu sehen, wie du oder Martha, vielleicht gar die närrische Emmerenzia, das Erbe einheimst!?“

Der Meister hatte sich lebhaft erhoben, und da er, wie stets in solchen Momenten der Erregung, den rechten Arm vorstreckte, als bewege er einen unsichtbaren Hobel, so warf er das auf einem an der Wand befestigten Holzbrett stehende einzige Glas, welches Eusebius sein nannte, herab. Klirrend zerbrach es in Scherben. Johann bedauerte seine Ungeschicklichkeit und versprach Ersatz.

Gleichmüthig blickte der Philosoph darauf hin, dann sagte er bedächtig: „Du hast mich von etwas befreit, das nicht durchaus nothwendig war; es ist nicht nöthig, den Verlust zu ersetzen, denn ich werde fortan aus meinem Kruge trinken und somit den Luxus eines Trinkglases leicht entbehren können.“

„Da ist ja Bruder Jakob gegen dich noch ein Sybarit,“ meinte der Hofrath, und ein beobachtender, scharfer Blick streifte den bedürfnißlosen Weisen.

„Mit nichten,“ erwiderte Eusebius ernst. „Der Geizige liebt in dem todten Mammon alle Güter dieser Welt, denen er nur scheinbar entsagte, um diesen zusammenzuscharren. Ich würde nie Schätze aufhäufen, die der Rost frißt oder welche Diebe stehlen könnten. Wäre ich reich, so würde ich mein Geld den Bedürftigen geben, d. h. den wahrhaft Armen, die ein Anrecht auf die Hülfe der Gesammtheit haben, weil sie selbst außer Stande sind, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen.“

„Nun, wenn Jakob erfährt, daß du einen solchen Gebrauch von Bartels Erbschatz machen willst, dann erhältst du ihn gewiß nicht,“ meinte Johann, mit einem Seufzer der Erleichterung.

Eusebius zuckte die Achseln.

„Wie sollte er das erfahren? Solche Ansichten habe ich bisher gegen niemand als gegen euch geäußert.“

Eine Pause entstand, die der Hofrath endlich mit der Mahnung zum Aufbruche unterbrach.

„Ihr wollt schon gehen,“ sagte Eusebius, ein wenig gekränkt, „und ich habe noch garnichts von deinen Erlebnissen erfahren, Bruder Sebastian? Sage mir wenigstens, ob du dich zufrieden in deiner Lage fühlst?“

„O ja — sicherlich, — warum auch nicht?“ murmelte das graue Männchen und gab dann, vielleicht um dem fragenden Blick der ernsten Augen des Bruders auszuweichen, in gedrängter Kürze eine Skizze seines Residenzlebens, die mit der Wahrheit und Wirklichkeit wenig gemein hatte.

Als beide Brüder nach genommenem Abschied das Haus verlassen und sich schon jenseits der Straße auf dem Wege zur Stadt befanden, blieb der Schreinermeister, den Hofrath an einem Knopf seines Rockes festhaltend, plötzlich stehen.

„Willst du etwas neues wissen, Sebastian?“

„Nun — das wäre?“

„Auch Eusebius spekulirt auf die Erbschaft!“

„Behüte — das glaube ich nicht.“

„O, er ist ein Duckmäuser!“

„Dieser Weise — geh', du siehst Gespenster.“

„Er denkt eben den mißtrauischen Jakob auf eine ganz aparte Weise zu fangen, indem er sich auch auf den Geizigen und Einsiedler hinausspielt — am Ende ist er klüger als wir alle, und hat den Vogel abgeschossen, während wir nach der Scheibe starren.“

Der kleine Hofrath hatte seinen Knopf freigemacht und schritt langsam weiter; indessen er sich aber noch bemühte, des Bruder Johannes bösen Verdacht zu zerstreuen, keimte die schlimme Saat auch in seiner Seele auf.

Freilich hatte die Entsagungsfreudigkeit des Philosophen, seine Ruhe, der tiefe Friede, welcher auf den gefurchten Zügen lag, einen Eindruck auf das bewegliche Gemüth des grauen Männleins gemacht, es lag für ihn etwas Erhabenes in der Resignation des armen Eusebius. War er selbst sich doch recht klein erschienen, und nichtig sein Streben und Haschen nach dem Glück und der Ehre vor der Welt.

Jetzt erhob sich der eben noch gebeugte Eigendünkel wieder. Ja, Johann konnte recht haben, diese Bedürfnißlosigkeit, diese Zufriedenheit, sie waren nur geheuchelt, auch der Philosoph Eusebius trug eine Maske, die sein wahres Antlitz verdeckte, er war ebenso wenig frei wie die andern, ob er damit auch prahlte, denn er war ein Sklave des Mammon, so gut wie sie alle.

An der nächsten Ecke trennte sich der Hofrath von dem Bruder Schreinermeister, in dessen neiderfülltes Gemüth er unterwegs auch einen tiefen Blick gethan.

Unmuthig wanderte er allein weiter, und als er die Schwelle des „schwarzen Wallfisches“ überschritten, war er fast zu derselben Ueberzeugung gekommen, wie vor einigen Stunden Dame Edeltrud, wenn auch auf einem andern Wege. Er meinte nämlich, daß es nach den bereits gemachten Erfahrungen am besten sei, den Verkehr mit den Geschwistern soviel als möglich zu beschränken, damit nicht ein unüberlegtes Wort, eine kleine Schwäche von der erbberechtigten Verwandtschaft erlauscht und dem „Erbonkel“ rapportirt werden könne.

Man sieht, daß auch der Hofrath schon die ersten recht artigen Pas machte, um das goldene Kalb zu umtanzen.

(Fortsetzung folgt.)

Sokratische Weisheit.

Sokrates verabscheute die schwelgerischen Genüsse und Speisen, die auf den Gaumenkitzel berechnet waren. Sollten es nicht, sagte er einst, dergleichen Gerichte gewesen sein, durch welche Kirke Menschen in Schweine verwandelt hätte? Odysseus hingegen sei darum nicht zum Schweine geworden, weil sowohl die Warnung des Hermes, als seine eigene Enthaltsamkeit ihn abgehalten habe, sich mit solchen Speisen zu überfüllen.



Der Alte im Kreuzfeuer.

Harter Kopf und starrer Sinn!
Ei, was nützt es, — denn die Schlauen,
Freundlich streichelnd Wang' und Kinn,
Lichten dir die finstren Brauen.

Sind es Leute gar von Fach,
Die verstehen sich auf's Stricken,
Stricken und umstricken, ach,
Leichthin dich mit Wort und Blicken.

Alter, Alter, aufgepaßt!
Denk' an's Sprüchwort, eh's gelungen:
„Weiberlust und -List und -Last —
Höll' und Himmel ihre Zungen!"

Aesop.

Die Chemie des täglichen Lebens.

Von **Emanuel Wurm.**

(Schluß.)

Ebenso wichtig für die Ernährung ist das Getreide. Brot ist schon seit undenklichen Zeiten ein hauptsächliches Nahrungsmittel, ja sein Name ist zu einem Sammelbegriff geworden, unter dem wir die zum Lebensunterhalt nöthigen Speisen verstehen. Nach Brot rief das hungernde Proletariat schon im alten Rom, „Freiheit und Brot!" steht auf der Fahne, um welche es sich heute schaart. Besonders bei uns Deutschen spielt Brot eine große Rolle. Wir sprechen von Mittagbrot und Abendbrot, wobei wir aber nicht ausdrücken wollen, daß wir zu jenen Mahlzeiten nur Brot genießen. Wasser und Brot sind zwar genügend, mäßige Stoffausgabe zu ersetzen, doch wirken sie bei lange fortgesetzter Zufuhr wie alle einseitigen Nahrungsmittel schädlich, denn die 4—5 Pfund Brot, welche das tägliche Kostmaß an Albumin enthalten, haben mehr stickstofffreie Nahrung als nöthig ist. Das Getreide besteht hauptsächlich aus Stärkemehl und Kleber, ersteres ein stickstofffreier, letzteres ein Eiweißkörper. Der Kleber findet sich in nicht unbedeutender Menge in der äußersten Hülle, welche gewöhnlich abgeschält wird. Daher ist ungeperlte Gerste und Kleienbrot so nahrhaft und die Kleie ein so gutes Mästungsmittel. Jemehr Kleber aber im Brote vorhanden ist, umsomehr ist auch Bewegung nöthig, da er viel Sauerstoff zur Verbrennung braucht. Bei beschränkter Athmungsthätigkeit, bei körperlicher Ruhe ist die Oxy-



Bad Ems. (Seite 60.)

dation nicht vollständig, und der Ueberschuß kann in Bestandtheile des Körpers abgelagert werden. Eine solche Fettansammlung nennen wir Mästung, und daß diese eine geistige Entwicklung, auf welche beim Menschen doch stets Rücksicht genommen werden muß, nicht grade fördert, ist bekannt. Shakespeare, der große Menschenkenner, läßt in seinem Schauspiel „Julius Cäsar" denselben zu seinem Vertrauten Antonius sagen:

„Laß Männer um mich sein von fettem Bau,
Mit glatten Köpfen, welche ruhig schlafen.
Der Cassius hat so hohlen Hungerblick;
Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich."

Kraft und Stoff, Geist und Materie, stehen in einem ursächlichen Zusammenhange mit einander. Das „Eiapopeia vom Himmel", von welchem die göttliche Seele kommen soll, die da denkt und empfindet, ist durch die Naturwissenschaften dorthin gewiesen worden, wo es hingehört: in die Märchenwelt. Die Chemie beweist, daß der Geist ebenso abhängig ist von der Nahrung, wie der Körper, ja, sie geht sogar so weit, daß sie die Entwicklung des ersteren durch die Zufuhr eines bestimmten Stoffes bedingen läßt und den Satz aufstellt: „Ohne Phosphor kein Gedanke." Das Vorhandensein phosphorhaltiger Bestandtheile im Gehirn steigt und fällt nachgewiesenermaßen mit der größeren oder geringeren Ausbildung desselben. Wir haben schon gezeigt, von welchem Einfluß auf den Charakter der häufige Fleischgenuß ist. Andrerseits wird aus der wilden, fleischfressenden und menschenfeindlichen Katze ein zahmes Hausthier durch vegetabilische Kost. Beweis genug für den Einfluß der Nahrung und zugleich eine vernichtende Kritik derjenigen Verhältnisse, welche es millionen von Menschen unmöglich machen, sich geistig zu entwickeln. Es ist wohlfeil, bei voller Tafel den „Unverstand der Massen" zu beklagen. Gebt ihnen nur zu essen, dann werden sie auch denken können. Der Hunger, sagt Moleschott, läßt jeden Druck mit Centnerschwere fühlen und ist daher die Hauptursache zu Empörungen. Alle Revolutionen, mochten sie auch geistig schon lange vorbereitet sein, kamen erst zum Ausbruch, wenn die brutale Magenfrage in den Vordergrund trat. Ihr betet ja so gläubig die Schiller'schen Worte nach:

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Macht sie nur satt, dann habt ihr für eure Wohfahrt nichts zu fürchten. Der Satte ist äußerst friedliebend. Ist es dem Menschen aber nicht vergönnt, seine Nahrungsbedürfnisse in gehöriger Weise zu befriedigen, dann läßt er sich entweder zu Gewaltthaten hinreißen oder, wenn der Druck, der ihn unterjocht, zu stark ist, so

sucht er nach einem scheinbaren Ersatz für die nöthigen Nahrungsstoffe. Die Folge ist, daß er verkümmert und verthiert, denn unzureichende Nahrung führt zu übermäßigem Genuß des Branntweins. — Den thatsächlichen Hintergrund zu dem oben Gesagten bilden besonders einige Theile Europas: Irland, Belgien und das rechte Oderufer Oberschlesiens. Die letzteren sind sehr reich; wenn auch der Boden nicht die Saat in Hülle und Fülle aufgehen läßt, so birgt er doch andere Werthe in sich, nämlich Steinkohlen und Erz. Irland hat ebenfalls solche und im allgemeinen einen fruchtbaren Boden. Und jene drei Länder sind die Domänen der Dummheit, der Pfaffen und des Branntweins! Woher kommt das? Die Bevölkerung jener reichen Provinzen ist arm; der Reichthum des Landes gehört nur einigen wenigen, und diejenigen, welche nicht zu jener glücklichen Minorität gehören, nähren sich von einem Stoffe, der zwar Nahrungsmittel heißt, diesen Namen aber garnicht verdient — das ist die Kartoffel. Die Ursache der großen Verbreitung derselben ist die, daß jene Frucht sehr billig ist, weil sie auf dem sandigsten Boden geräth und grade dort am allerbesten. Zu ihrem Anbau können daher Stellen verwandt werden, die sonst brach lägen oder nur ein geringes Erträgniß an Flachs und Hafer geben würden. Ihre Anpflanzung ist folglich vom Standpunkte der Nationalökonomie vollständig zu billigen, denn es wird ja dadurch etwas ausgenutzt, dessen Werth sonst verloren ginge. Aber die Kartoffel darf nicht angebaut werden, um als Nahrungsmittel zu dienen. Zu Zwecken der Industrie, als Viehfutter, ist sie brauchbar; für Menschen ist aber ihr Nährwerth unzureichend. Die Kartoffel besteht zu zweidrittel ihres Gewichts aus Wasser, nur 1,5 pCt. sind Eiweiß, der Rest sind stickstofffreie Körper, hauptsächlich Stärke, ferner Zellhaut (Cellulose) und anorganische Salze. 20 Pfund entsprechen dem täglichen Kostmaß an Albumin, 4 Pfund dem an stickstofffreier Nahrung. Wegen ihres geringen Eiweißgehaltes dürften die Kartoffeln nur eine Zukost zu stickstoffreichen Körpern, wie Fleisch und Hülsenfrüchten bilden. Statt dessen bilden sie in jenen Gegenden das einzige Nahrungsmittel. Das Brot enthält aber selbst mehr Stärke wie Eiweiß, durch den Genuß desselben mit Kartoffeln wird also das Stickstoffdefizit der letzteren nicht ausgeglichen, sondern der Körper bei mangelnder Stickstoffzufuhr mit stickstofffreien Stoffen überladen. Mit Recht können wir daher sagen, daß unter diesen Verhältnissen der Genuß der Kartoffel nicht eine genügende Ernährung ist. In Irland bildet sie mit Buttermilch den Hauptbestandtheil aller Mahlzeiten. Hier könnte sie als Zufuhrmittel stickstofffreier Körper genügen, wenn die Milch in gehöriger Menge genossen würde. Dies ist aber in dem armen Irland nicht der Fall, und sehr oft bildet die Kartoffel die einzige Nahrung. Die unausbleiblichen Folgen treten in jenen Ländern auch ein. Sie sind stets ein Herd der Epidemien; denn ein unzulänglich ernährter Körper ist am allereheſten für Krankheiten disponirt. Oberschlesien mit seinen reichen Kohlengruben bot uns vor kurzem das Schauspiel des Flecktyphus, den man ja auch, weil er besonders bei schlechter Ernährung um sich greift, Hungertyphus nennt. Da die Entwicklung des Gehirns von genügender Kost abhängig ist, so ist jene Bevölkerung natürlich auch geistig zurückgeblieben. Es gewährt einen merkwürdigen Anblick, wie grade in jenen Ländern, wo die sozialen Ungerechtigkeiten so grell zu Tage treten, am allermeisten die schwarzen Kutten herrschen. Klingt es nicht wie Hohn, wenn jene dem hungernden Arbeiter von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller erzählen, von dem Lohne, der den Armen oben erwartet: „denn eher ginge ein Kameel durch's Nadelöhr, ehe ein Reicher in den Himmel komme." Die Pfaffen wissen recht wohl, zu wem sie sprechen. Jene Proletarier hat das Elend so dumm und stumpf gemacht, daß sie eben alles glauben. Ihr Denken erhebt sich nicht bis zum Zweifeln, denn wenn sie einmal das Erbärmliche ihrer Lage fühlen, so haben sie einen vortrefflichen Tröster, der all ihre Leiden beschwichtigt: den Branntwein; bei seinem Genuß verspüren sie keinen Hunger, sie fühlen sich kräftig zur Arbeit und gerathen in jenen glücklichen Rausch des Selbstvergessens. Hat denn nun wirklich der Branntwein einen solchen Nährwerth, daß er eine ausreichende Kost ersetzen kann? Keineswegs. Der Alkohol desselben hat nur die Wirkung, daß er den Stoffwechsel verlangsamt, und zwar dadurch, daß er zur Verbrennung des eingeathmeten Sauerstoffs dient. Ein geringer Alkoholgenuß wirkt daher nicht schädlich, sondern bei angestrengter körperlicher Arbeit, bei äußerer Kälte, kurz überall bei vermehrter Sauerstoffaufnahme, ist er ein wirksames Unterstützungsmittel der Athmungsthätigkeit. Er kann aber nie, und darum handelt es sich doch hier, die zu geringe Zufuhr an Eiweißstoffen ersetzen, sondern er täuscht nur den Körper über den wahren Verbrauch an Stoffen. Zuerst genügen kleine Quantitäten, um diesen Zweck zu erreichen, später muß sich, wie bei allen Reizmitteln, der Verbrauch mit der häufigeren Anwendung steigern. Der Mangel an Albuminstoff bleibt dabei fortdauernd ungedeckt und wird stets größer; der Körper altert frühzeitig, die Muskeln sind energielos, das Gehirn kann sich nicht entwickeln — Kartoffeln sind außerdem sehr arm an phosphorsauren Salzen — den Schluß bildet ein frühzeitiger Tod, sehr häufig in Folge des eintretenden Säuferwahnsinns (delirium tremens). Im Interesse der fortschreitenden Kultur ist es daher zu verlangen, daß jener Bevölkerung Mittel an die Hand gegeben werden, sich auf andere Weise zu ernähren. Diese Aenderung steht aber mit der sozialen Frage in so innigem Zusammenhange, daß sie wohl erst mit dieser gelöst werden wird. Denn bessere Lebensmittel haben auch einen höheren Preis, und diesen kann die arme Bevölkerung nicht erschwingen. Die Kartoffel bietet eben einen weiteren Beweis dafür, wie wir es heut „so glänzend weit gebracht".

Ungleich höher an Nährwerth stehen Reis und Mais. Zwar enthalten auch sie viel Stärke, d. h. stickstofffreie Körper und wenig Albumin, doch ist das Verhältniß derselben zu einander weit günstiger. Nach der angeführten Tabelle entsprechen schon 3 Pfund Mais und 5 Pfund Reis dem vollständigen Bedarf an Eiweiß und enthalten einen großen Ueberschuß an Fettbildnern. Es kommt dies auch daher, daß sie nur einen geringen Wassergehalt, 10—12 Prozent, haben.

Die Gemüse dürfen, wie die Kartoffeln, wegen ihres geringen Eiweißgehaltes nur eine Zukost zu stickstoffreichen Körpern bilden. Der Nährwerth des Obstes ist ebenfalls sehr unbedeutend; es hat nur den Nutzen, daß es durch die in ihm enthaltenen Obstsäuren durstlöschend wirkt.

Von den Getränken, welche wir zu uns nehmen, haben wir die Bedeutung des Branntweins schon besprochen. Seine Wirkung beruht auf dem Alkohol, welcher durch Gährung von Zucker oder stärkehaltigen Bestandtheilen gewonnen wird. Neben dem Branntwein aus Korn wird aus Kartoffeln ein solcher gewonnen. Bei beiden entsteht neben dem gewöhnlichen Alkohol oder Weingeist auch das sogenannte Fuselöl. Es wird dieses zwar abdestillirt, Spuren davon bleiben aber meist zurück, und es ist besonders Kartoffelschnaps mitunter sehr reich daran. Ein solcher Fuselgehalt macht sich sofort durch seinen unangenehmen Geruch bemerkbar, wenn man etwas von dem Branntwein auf der Hand verdunsten läßt. Dem Fusel wird hauptsächlich die betäubende und stumpfmachende Wirkung des Branntweins zugeschrieben. In Oberschlesien trinkt man nur Kartoffelschnaps. Das Bier enthält ebenfalls Alkohol, aber bedeutend weniger wie Branntwein. Dasselbe besitzt überhaupt einen wirklichen Nährwerth aus dem Getreide, aus welchem es bereitet werden soll, indem Albumin, Zucker und anorganische Salze in dasselbe übergehen. 2½ Liter Bier enthalten ebensoviel phosphorsaure Salze, wie 1 Pfund Ochsenfleisch. Das Schäumen des Bieres rührt von der darin enthaltenen Kohlensäure her, die in Blasen entweicht. Die Farbe wird davon beeinflußt, ob das Malz mehr oder weniger stark gedörrt wurde. Häufig wird dieselbe auch durch Zusatz von gefärbtem Zucker bewirkt. Der Biergenuß ist daher durch seinen Alkoholgehalt anregend und zugleich durch seinen Nährwerth kräftigend. Der Wein enthält neben Alkohol noch Weinsäure und Kohlensäure, ferner einige Mineralsalze, wie phosphorsauren Kalk und Eisen. Kräftigend wirkt er nur in demselben Sinne wie Branntwein, indem er die Athmungsthätigkeit unterstützt.

Unser hauptsächlichstes Getränk ist das Wasser, und zwar das Brunnenwasser. Dieses enthält viele Mineralsalze in Auflösung, die es aus den Erdschichten, welche es durchdringen muß, zieht. Sein frischer Gehalt wird durch den Kohlensäuregehalt bedingt. Obwohl unsere Speisen, wie wir gesehen haben, schon stets wasserhaltig sind, so bedürfen wir doch noch außerdem einer Wasserzufuhr, wenn wir nicht Durst erleiden wollen. Gesundes Trinkwasser ist daher eine nothwendige Forderung; für eine chemische Kontrole der Brunnenwässer geschieht aber bisjetzt soviel wie nichts. In großen Städten, wo sich oft dicht neben dem Brunnen die Kloaken befinden, ist eine Untersuchung, ob in das Wasser etwa Bestandtheile aus denselben übergetreten sind, äußerst nothwendig. Schlechtes Trinkwasser ist schon manchmal ein Uebertragungsstoff für ansteckende Krankheiten geworden.

Es bleibt uns noch übrig einige Getränke zu erwähnen, die heute ein fast unentbehrliches Bedürfniß geworden sind: Kaffee und Thee.

Sie enthalten merkwürdigerweise denselben Körper, Coffeïn oder auch Theïn genannt, außerdem anorganische Salze, Legumin und Zucker. Infolge eines flüssigen Oels wirken Kaffee und Thee bei zu starkem Genusse berauschend. Im allgemeinen beruhigt Thee, während Kaffee aufregt. Schwarzer Kaffee wirkt verdauungsfördernd.

Nach Darlegung dieser Thatsachen wird es jedermann einleuchtend sein, daß verschiedene Lebensthätigkeiten auch verschiedene Ernährung bedingen; daß bei großer körperlicher Anstrengung ein Ueberschuß der Nahrung an Fett, Stärke, Zucker und anderen stickstofffreien Körpern vortheilhaft ist, während er bei sitzender Lebensweise durch zu große Fettbildung schädlich wirken würde. Aber auch der Zusammenhang zwischen der Kulturstufe und der Ernährung einer Bevölkerung wird jetzt deutlich erscheinen, und das Vernunftwidrige mancher bestehenden Verhältnisse wird man nicht mehr als eine Ungerechtigkeit, sondern als Verbrechen betrachten. Würde es jedem Menschen möglich sein, seine Bedürfnisse an Nahrung und Luft in ausreichender Weise zu befriedigen, dann würden die Krankheiten bald abnehmen, ein kräftigeres Geschlecht würde emporwachsen, ein geistig entwickelteres und freieres.

Hoffentlich ist jene Zeit nicht mehr allzufern!

Die Reaktion auf der münchener Naturforscherversammlung

und die Abstammungslehre in der Volksschule.

Nachdem die Werktage der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte mit den drei allgemeinen und den zahlreichen Sektionssitzungen, welche insgesammt eine Fülle geistiger Arbeit repräsentiren, an uns vorübergezogen sind, mag es am Platze sein, die Frage nach der Signatur dieser Jubiläumsversammlung aufzuwerfen und zu beantworten. Die gesammte Naturwissenschaft ist in wenigen Jahrzehnten zur ersten, zur mächtigsten und treibendsten Kraft im Kulturleben unseres Jahrhunderts geworden. Darum die große Theilnahme, daher das eminente Interesse, mit welchem die Gebildeten aller Stände den Verhandlungen der versammelten Naturforscher folgen.

Die Entwicklungsgeschichte der Naturforschung selbst zeigt uns nicht minder als die Kulturgeschichte verschiedene Perioden. Jede Periode besitzt ihren eigenthümlichen Charakter: seit dem Jahre 1859 leben wir im Zeitalter des Darwinismus; die Ausbreitung der Abstammungslehre und ihre fruchtbringende Anwendung auf die sämmtlichen Disziplinen der Biologie — das ist die Signatur der letzten zwei Jahrzehnte in der Geschichte der Naturforschung.

Für den Fernerstehenden und den Uneingeweihten mag die Vermuthung naheliegen, daß sich in den Verhandlungen der Naturforscherversammlungen, die alljährlich wiederkehren, die Pulsschläge der Wissenschaft am unzweideutigsten und untrüglichsten zu erkennen geben. Dies trifft für die Sektionssitzungen, wo die einzelne Disziplin ihre Vertreter um sich sammelt, zum größten Theil zu; allein für die allgemeinen Sitzungen, wo sich sämmtliche Naturforscher zur Anhörung einiger Vorträge zusammenfinden, wohl keineswegs.

Abstammungslehre, Darwinismus und Häckelismus sind bis jetzt Verhandlungsgegenstände der allgemeinen, nicht der Sektionssitzungen gewesen. Allein in diesen Generalversammlungen gibt es keine Debatte. Die Redner sprechen dort mit dem Bewußtsein, daß sich am Ende der „Predigt" niemand erheben und Einwände gegen allfällige Irrthümer oder Unwahrheiten dieser oder jener Art machen kann. Der Zuhörer ist dazu verdammt, in den allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlungen alles Mögliche stillschweigend hinnehmen zu müssen; er muß unter Umständen ansehen, wie notorische Unwahrheiten, wenn sie pikant und geistreich vorgetragen werden, von Laien und Irregeführten als unumstößliche Wahrheit hingenommen und mit lautem Beifall beklatscht werden. Es versteht sich von selbst, daß die Wissenschaft, die Wahrheit und das Gefühl der Gerechtigkeit hiebei sehr schlecht wegkommen. Die Naturforscher haben schon lange gegen das autoritäre Kanzelwort in Kirchen und Schulen den Sturmlauf begonnen; sie haben die schädliche heilige Scheu vor jeder Autorität abgeworfen — und sind dabei sehr gut gefahren und rascher als es jemals vorher geschah, vorwärts geschritten. Warum dürfen aber heute noch in den allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlung keine Diskussionen stattfinden? Warum soll dort keine Debatte zulässig sein, nachdem man derselben doch in den Sektionssitzungen zum Rechte verhalf? Wie fruchtbringend müßte das sein, wenn z. B. heute die vorragendsten Häupter der Darwinianer und Antidarwinianer angesichts sämmtlicher Disziplinen der Biologie in einer allgemeinen Sitzung aufeinanderplatzten!

Die Erfahrungen in den Sektionssitzungen haben gezeigt, daß die Diskussion über einen vorgetragenen Gegenstand oft, sehr oft fruchtbringender und anregender ist, als der mit vieler Mühe und lange Zeit vorbereitete Vortrag selbst, an welchen die Diskussion sich anknüpft. Das Gleiche dürfte von den Vorträgen und den noch anzustrebenden Diskussionen in den allgemeinen Sitzungen erwartet werden. Wir wollen auch in diesen letzteren nicht die Rolle eines stummen Kirchenbesuchers spielen. Wir wollen die Freiheit haben, auch dort dem Irrthum entgegentreten zu können, wo er bisher allein noch eine autoritäre Stellung zu behaupten vermochte.

Die drei allgemeinen Sitzungen während der abgelaufenen 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte brachten manchen geistreichen Vortrag. Von ganz eminenter Bedeutung — weil sie die höchsten aller Fragen berührten — waren die Vorträge von Ernst Häckel über „die heutige Entwicklungslehre im Verhältniß zur Gesammtwissenschaft", von Carl Nägeli über „dieSchranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß", und von Geheimrath Virchow über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben". Häckels Vortrag, welcher in der ersten allgemeinen Sitzung stattfand, brachte für den, der mit seinen Arbeiten bekannt ist, nichts neues; selbst die Auseinandersetzung über die Entwicklungslehre und ihre Stellung zur Ethik bewegte sich für den Darwinianer in bekannten Argumenten; auch das Postulat, daß die Entwicklungslehre von der Hochschule herab auszufließen habe in die Volksschule, wurde schon vor Jahren von einem zürcher Dozenten des Darwinismus in Wort und Schrift aufgestellt. Aber für die vielen Freunde der neueren Welt- und Naturanschauung, welche kaum alle diesbezüglichen Schriften und Bücher kennen dürften, war es ein Hochgenuß, den radikalen jungen Kämpen von Jena zu hören, wie er die Quintessenz der modernen Naturwissenschaft und seiner eigenen Theorie in kurzer, packender Rede zusammenfaßte.

Nägeli's Rede über „die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" ist eine Erweiterung und bedeutsame Korrektur der Dubois-Reymond'schen Rede über die Grenzen des Naturerkennens. Nägeli ist ein eminenter Empiriker und ein Kritiker par excellence. Seine Methode des Forschens ist mustergiltig, seine Rede klar und die Logik unantastbar. Die jüngeren Forscher unserer Zeit dürfen sich beglückwünschen, wenn der greise Philosoph und Physiologe, trotz seiner reservirten Haltung gegenüber der exklusiven darwinistischen Richtung einer jüngeren Schule, am Ende seiner Rede über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß zu dem Satze gelangt: „Wir wissen und wir werden wissen." Das klingt doch nicht im entferntesten so entmuthigend — so reaktionär, wie das vielgepriesene, vielzitirte Schlußwort zu Dubois-Reymonds Vortrag: Ignoramus et ignorabimus.

Häckel hat eine neue Naturphilosophie gegründet. Er liebt es, bisweilen das Gebiet der empirischen Forschung zu verlassen und seine Phantasie in die luftigen Räume rein philosophischer Kontemplationen und Spekulationen — sozusagen von der mühsamen empirischen Forschung weg in die Ferien spazieren zu führen. Was er dann in solchen Vakanzen herausphilosophirt, das legt er nicht in sein Schreibpult, sondern unterbreitet es der Oeffentlichkeit, ohne doch wohl darauf Anspruch zu erheben, daß er hiebei unumstößliche, absolute Wahrheiten verkünde und ihm deshalb unbedingt geglaubt werden müsse. Ja, manche „Exakte" behaupten sogar, daß ihm bisweilen selbst bei empirischen Forschungen die Phantasie durchbrenne, und da klopfen sie ihm bald sanft, bald derb auf die Finger, ganz so, wie sie meinen, daß er es verdient

habe. An solchen sanften „Drückern“ fehlte es auch in den ersten zwei allgemeinen Sitzungen der 50. Naturforscherversammlung nicht. Sie werden nicht ohne etwelchen Nutzen sein, sobald sie maßvoll und begründet, sobald sie am rechten Ort und zur rechten Zeit applizirt werden. Es kann niemals schaden, wenn man uns Jüngeren sagt: „Hütet euch vor der Verführerin Phantasie, wenn ihr als ‚Exakte‘ denkt und redet und schreibt!“ — Das ist ein wohlmeinender, beherzigenswerther Rath, den wir den Aelteren hiermit bestens verdanken.

Allein das heißt noch keineswegs zum Rückzug blasen, das heißt noch keineswegs einer Reaktion, einer verhängnißvollen Reaktion rufen, wie das Virchow in der dritten allgemeinen Sitzung gethan hat, als er über „die Freiheit im modernen Staatsleben“ sprach. Wir haben von seiner Rede vieles erwartet, ja sogar einen kleinen Abstecher auf die Dühring-Affäre an der berliner Universität, natürlich ohne Hoffnung auf Trost für den Gemaßregelten; allein Virchow hat uns unerwartetes gebracht: einen „Drücker“, der uns das Blut unter den Fingernägeln vorpreßt und einen Schrei des Schmerzes über die Lippen drängt. „Virchow unter den Reaktionären!“ Das ist die Signatur der dritten allgemeinen Sitzung unserer fünfzigjährigen Naturforscherversammlung. Darüber läßt sich nachdenken. Wir haben diese Angelegenheit auseinanderzusetzen.

(Schluß folgt.)

Ueber Wundbehandlung.

Von **H. Schm.**

(Schluß.)

Bei der Blutstillung kommt es zunächst darauf an, entweder die Gefäße zur Kontraktion (Zusammenziehung) zu bringen, oder aber das Blut gerinnungsfähig zu machen, damit an den Mündungsstellen gewissermaßen ein Pfropf gebildet wird, der den Ausfluß des Blutes hindert. Das erstere erreichen gewisse mechanische und chemische Reize, besonders bei kleineren Gefäßen; dieselben ziehen sich bei Anwendung und Auflegung von Eis, Essig, Salzwasser u. s. w., wie schon erwähnt, an den Mündungen zusammen, das Blut geräth in's Stocken und die Blutung bleibt oft sofort stehen, oder man legt Watte in eine Wunde und komprimirt dieselbe alsdann, dadurch verstopft man neben der Kompression zugleich die Mündungen der Gefäße. Es ist dies letztere jedoch nur ein provisorisches Hülfsmittel, welches vor dem Erscheinen des Arztes sehr zu empfehlen ist. Zuweilen bleibt auch die Blutung von selbst stehen; das Blut besitzt nämlich die Eigenschaft, sobald es mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht wird, zu gerinnen, es bilden sich auf diese Weise ganz von selbst Pfröpfe, die jede weitere Blutung abhalten. Bei denjenigen Gefäßen, welche unter starkem Druck des Herzens stehen, wie die dem Rumpfe näher gelegenen, ist dies nicht so leicht der Fall, man muß deshalb in solchen Fällen zu einer andern Art von Blutstillung schreiten, nämlich zur künstlichen Erzeugung von Blutpfröpfen. Dies wird durch Glüheisen, wodurch zunächst eine Schorfbildung hervorgerufen wird, durch Eisenchlorid 2c. am schnellsten erreicht; auch bei der Unterbindung bildet sich später ein Blutpfropf, ein sogenannter Thrombus, der so fest wird, daß er den ganzen Blutstrom zurückhält, nachdem bereits der Unterbindungsfaden abgeweicht ist, oder vielmehr das ganze Gefäß durchschnitten hat. Als weiteres Mittel ist das Terpentinöl zu nennen, das besonders bei parenchymatösen Blutungen ausgezeichnete Dienste leistet.

Eine Blutung aber gibt es, welche dem Arzte unangenehm werden kann, nämlich die der Hämophilen (Bluter). Es gibt nämlich gewisse Familien, in denen die Eigenthümlichkeit erblich ist, daß sich bei den geringsten Anlässen schon stärkere Blutungen einstellen, welche oftmals äußerst schwer und zuweilen nur für kurze Zeit, meist aber garnicht gestillt werden können. Ein einfaches Nasenbluten kann oft den Tod solcher Unglücklichen herbeiführen. Nach den einen soll die Ursache in einer krankhaften Zusammensetzung des Blutes bestehen, so daß dasselbe nicht gerinnungsfähig wird, nach den anderen soll dieselbe auf einer Erkrankung und Verdünnung der Gefäßwandungen beruhen, die dann nicht im Stande sind, sich zu kontrahiren und leicht zu weiteren Zerreißungen Veranlassung geben.

Da eben vom Nasenbluten die Rede war, so sei hier die praktische Bemerkung angebracht, daß dasselbe meist durch in Salzwasser getränkte Wattebäuschchen, die bei zurückgehaltenem Kopfe in die Nase geschoben werden, beseitigt werden kann; viele Eltern lassen ihre Kinder, wie sie zu sagen pflegen, erst ausbluten und dann die Nase mit kaltem Wasser ausspülen. Es entsteht aber dadurch, besonders bei schwächlichen Kindern, meist ein unnöthiger Blutverlust, das kalte Wasser besitzt zwar auch die Fähigkeit, die kleinen Gefäße zur Kontraktion zu bringen, allein doch nicht in dem Maße wie das Kochsalz, außerdem hat es den Nachtheil, daß durch das beständige Einziehen von Wasser manchmal das bereits zu Pfröpfen geronnene Blut wieder aufgeweicht und herausgespült wird und die Blutung deshalb von neuem beginnt. Dauert nun aber trotz der angewandten Mittel die Blutung fort, dann ist der Sitz der Blutung weiter hinten nach dem Gaumen zu. Diese Art kann nur durch einen Sachverständigen mittels Durchziehens eines Tampons von der Nase nach der Rachenhöhle zu zum Stillstand gebracht werden.

Auch die Brandwunden spielen im alltäglichen Leben eine große Rolle. Sind kleine Partien, wie Finger, Hände 2c. zerstört, dann genügt die vorläufige Anwendung von Kälte, sind aber größere Partien des Körpers verletzt, z. B. ein Kind sei in siedendes Wasser gefallen, dann versäume man ja nicht, die betreffenden Theile mit frischem Oele einzureiben und dann dieselben mit Watte fest einzuwickeln. Die beständige Anwendung von Kälte, z. B. ein Wasserbad, ist hierbei nicht gut möglich; wendet man aber Kälte an, dann werden die Schmerzen gewöhnlich heftiger, so wie man damit aussetzt. In wie weit übrigens die Haut auch bei der Athmung eine Rolle spielt, kann man daran sehen, daß bei Brandwunden, selbst wenn sie nicht bis in tiefere Schichten reichen, sobald sie zwei Drittel der gesammten Körperfläche einnehmen, immer der Tod eintritt.

Was nun die Heilung der verschiedenen Wunden betrifft, so ist es selbstverständlich, daß die Quetschwunden, bei denen ja eine Zerreißung so vieler Theile stattfindet, die größten Schwierigkeiten machen; die Schußwunden gehören ebenfalls hierher. Am einfachsten gestaltet sich das Verhältniß bei Schnittwunden. Schon nach wenigen Tagen legen sich hierbei die Wundränder aneinander und verkleben, zumal wenn dieselben vor einem Auseinanderzerren durch Naht geschützt sind; das unterbrochene Gefäß und Nervensystem sucht wieder seine Verbindung herzustellen, ja wir sehen nach kurzer Zeit nur noch eine röthliche Narbe, die allmälig blasser wird, als einzigen Ueberrest. Anders ist es bei den Quetschwunden. Zuweilen ist das sämmtliche Gewebe, die Haut, Muskeln und Nerven, so total zerfetzt und zermalmt, daß dem Arzte nichts anderes übrig bleibt, als das betreffende Glied zu amputiren, d. h. abzulösen. Die Zeit, welche verfließt, bis sich Todtes vom Lebenden abgrenzt, ist außerdem bei den mancherlei Geweben verschieden, je reichlicher ein Organ an Kapillaren ist, um so rascher wird die Abstoßung des Todten vom Lebendigen erfolgen; es erfolgt bei diesen Wunden jedesmal eine Art Geschwürs- und Eiterbildung, darüber entsteht zuletzt ein derbes Gewebe, das sogenannte Granulationsgewebe. Am Gesichte und an den Lippen heilen wegen des großen Gefäßreichthums verhältnißmäßig die Wunden am schnellsten.

Die Behandlung kleiner Wunden kann man jedem einsichtsvollen Laien selbst überlassen, wenn er die Rathschläge, täglich die Wunde auszuwaschen und mit Charpie zu versehen, befolgt und dieselbe durch Anlegen eines sauberen Verbandes vor schädlichen Einflüssen von außen schützt, zuweilen kann er auch mit Höllenstein die etwa faulig gewordenen Fleischtheile abätzen. Anders ist es bei den größeren Wunden. Schon daraus kann eine bedeutende Gefahr erwachsen, daß die auf der Wunde sich zersetzenden faulenden Gewebe ansteckend auf die gesunden Theile wirken. In den meisten Fällen erfolgt jedoch die Thätigkeit des lebendigen Gewebes so schnell, daß durch die massenhaft vorhan-

denen Zellen, welche sich zu Geweben umwandeln, gewissermaßen ein Wall gegen außen gebildet wird. Diese Neubildung, das schon oben genannte Granulationsgewebe, läßt nicht leicht faulige Stoffe durch, und die einmal gebildete Granulationsfläche ist außerordentlich resistent gegen solche Einflüsse. Es ist in vielen Gegenden Deutschlands Sitte, Geschwüre mit Kuhmist und andern fauligen Stoffen zu bedecken (zu welchem Zwecke, das wissen vermuthlich blos die alten Schäfer und Sympathiefrauen), nie entsteht dadurch Fäulniß, weil sich bereits unten eine Granulationsschicht gebildet hat. Bringt man aber diese Stoffe auf eine frische Wunde und bindet dieselbe fest zu, dann wird man nach kurzer Zeit Brand eintreten sehen. Ob man die Wunden als offene oder geschlossene behandeln soll, darüber sind die Meinungen noch getheilt, seitdem jedoch Professor Lister in Edinburg mit seiner antiseptischen Wundbehandlung hervorgetreten ist, seitdem neigt man sich mehr zu der letzteren Behandlungsweise. Bei der ersteren kam es zunächst nur darauf an, den Eiter und die Sekrete sofort abfließen zu lassen, etwaige Nachtheile ließen sich durch Auflegen von feuchten Läppchen 2c. vermeiden, die in der Luft sogenannten suspendirten Schädlichkeiten konnten, wie man annahm, in dem kontinuirlich abfließenden Eiter, einmal niedergeschlagen, ihre Lebensfähigkeit nicht erhalten; jedoch immer, ob mit offener oder geschlossener Wundbehandlung, kamen zuweilen die vielfachen Blut- und Eitervergiftungen vor, ja es schien die Zahl der Opfer zuweilen ähnlich wie in einer Epidemie in Schrecken erregender Weise zuzunehmen.

Die chirurgischen Anstalten wurden lange Jahre hindurch von Erfahrenen gefürchtet wie die Pest. Verfasser erinnert sich noch heute eines Falles aus seiner Studienzeit, wo er von seinem Hauswirth, als er demselben wegen einer Kniegelenksentzündung die Aufnahme ins Hospital dringend anempfohlen hatte, zur Antwort bekam: „Ja, wenn der Hospitalbrand nicht wäre.“ Verfasser glaubte damals, es sei dies eine alberne Idee, allein später hat er einsehen lernen, daß jener Mann instinktiv wahr gesprochen hatte. Es kam der Fall vor, daß in einem Spitale von 100 Kranken, von denen 70 nicht lebensgefährlich verletzt waren, 75 am Hospitalbrand erkrankten und zu Grunde gingen. Die erfahrenen Chirurgen mußten sich oft gestehen, daß ihrer Kunst ein geheimer und verborgener Feind entgegenarbeite, dessen sie nicht Herr werden konnten, sie mußten sich gestehen, daß ihre Krankensäle, anstatt zu Heilungsstätten, zu Brutstätten des Todes geworden waren. War man aber auch überzeugt, daß in einem alten Krankenhause irgend welche Einflüsse, die so zerstörend auf die Wunden einwirkten, vorhanden sein mußten, so wurde man mit großem Schrecken den Feind auch bald wieder in einem neuen Gebäude gewahr. Etwas günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei dem sogenannten Barackensystem, besonders die Ventilationsbedingungen waren hier bessere; allein auch hier zeigte sich zuweilen der alte Feind. Mancher konnte sich glücklich preisen, wenn er bei einer Verletzung sich der sorgenden Hand eines Angehörigen anvertrauen konnte, anstatt in ein Hospital zu gehen, während es jetzt gerade umgekehrt ist. Nirgends kann die Wundheilung einen regelmäßigeren und naturgemäßeren Verlauf nehmen, als jetzt in einem mit allen Anforderungen der heutigen Wissenschaft ausgestatteten Krankenhause. Im Kriege selbst, wo nur manchmal auf kurze Zeit Nothlazarethe eingerichtet wurden, zeigte sich oft in der verheerendsten Weise dieser heimtückische Feind. Während die verschiedenen Forscher darüber einig waren, daß die Ursachen in der fehlerhaften Bekämpfung gewisser Pilzsporen gelegen seien, trat plötzlich Lister mit seiner neuen Behandlungsweise der Wunden an die Oeffentlichkeit. Dieselbe besteht in einer kontinuirlichen Einwirkung von Carbolsäure auf die Wunde mittels eines mit dieser Säure durchtränkten Watteverbandes. Die kleinen in der Luft suspendirten Organismen werden durch die Säure vollständig getödtet und somit unschädlich gemacht. Da jedoch die Einwirkung der Carbolsäure auf die Wunde selbst eine ätzende ist und bei langer Dauer zuweilen auch schädlich für den Organismus wird (sie ist außerdem sehr übelriechend), so kann man es als einen weiteren Fortschritt bezeichnen, daß die Carbolsäure durch die Erfindung der Salicylsäure durch Professor Kolbe in Leipzig eine ebenso wirksame Vertreterin gefunden hat. Letztere besitzt dieselben Eigenschaften in Bezug auf die Zerstörung der Pilzkeime wie die Carbolsäure, dabei ist sie nicht übelriechend und ätzend, während außerdem ihre Herstellungskosten bedeutend geringer sind. Den Nachtheil, daß die Salicylsäure leichtflüssig ist, suchte man wieder dadurch auszugleichen, daß man die Watte zum Verbande in Carbolsäure tränkt, die in eigens dazu eingerichteten Fabriken bereitet wird; außerdem legt man bei größeren Wunden zwischen den Verband kleine Blechkapseln ein, die mit Carbolsäure gefüllt sind. Auf diese Weise werden bei etwaigem Vertrocknen des Verbandes, die von außen durch denselben hindurchtretenden kleinsten Organismen unschädlich gemacht. In der leipziger chirurgischen Klinik, wo zuerst diese Verbesserung angewendet wurde, setzt man neuerdings der Salicylsäure ein Drittel Borsäure zu, diese wirkt ebenfalls antiseptisch d. h. pilzzerstörend und ist als Mineralsäure am wenigsten flüssig. Zum Ausspülen der Wunden gebraucht man gewöhnlich das ganz billige Salicylwasser; es ist dies eine Lösung von 1 Theil Säure auf 300 Theile Wasser. Als Salicylwatte hat sich 3- und 10prozentige sehr vortheilhaft bewährt. Sobald die Wunde vom Verbande befreit wird, — es geschieht dies gewöhnlich alle 2—3 Tage — wird immer zur Vorsicht ein feiner Regen von Carbolsäure 1 : 50 Wasser oder Salicylsäure 1 : 300 auf dieselbe ergossen, dasselbe geschieht jetzt bei jeder Operation. Der größte Triumph dieser Behandlungsmethode besteht darin, daß seit Einführung derselben in den verschiedenen Krankenhäusern der heimtückische Feind der Verwundeten, der Hospitalbrand, vollständig verschwunden ist. Ein weiterer großartiger Fortschritt, der auf dem Gebiete der Chirurgie in den letzten Jahren errungen wurde, ist die Erfindung des Professor Esmarch in Kiel, die sogenannte Esmarch'sche Blutleere, die bei Amputation mit Vortheil anzuwenden ist. Dabei wird das zu operirende Glied mit einer elastischen Binde fest umschnürt, so daß kein Blut mehr in dasselbe fließen kann. Nach einiger Zeit wickelt man von demselben bis zu der Stelle, wo man operiren will, die Binde wieder ab. Das Blut wird nun oberhalb der Operationsstelle durch die vorhandene Binde zurückgehalten, und der Operateur hat den Vortheil, daß er auf einem klaren und sauberen Felde arbeiten kann, der Kranke, daß er kein Blut verliert.

Der bis jetzt aufmerksam gefolgte Leser wird einsehen, daß die Einführung der verschiedenen neueren Wundbehandlungsmethoden als ein äußerst segensreicher Fortschritt unseres Jahrhunderts betrachtet werden muß. In unserer Zeit, in der keine fünf Jahre vergehen, innerhalb welcher sich nicht Tausende auf Befehl von oben gegenseitig verstümmeln und zerfleischen müssen, verdient dieselbe eine um so größere Beachtung; denn sie gibt uns doch wieder die Hoffnung, daß wir wenigstens das Leben von tausenden solcher Unglücklichen erhalten können, während wir sie im andern Falle dem sicheren Tode verfallen sehen müßten. Die Zeit der Erfindung (fünf Jahre) ist zu kurz, als daß sie bis jetzt in großem Maßstabe bei einem Kriege Anwendung gefunden haben könnte, zudem erfordert die Anwendung derselben ein höchst ausgebildetes technisches Personal, sowie die Anlegung von geeigneten Fabriken 2c., so daß nur höchst civilisirte Völker sich derselben im Kriege, die ja auch bei ihnen schmachvoller Weise keineswegs zu den Seltenheiten oder gar Unmöglichkeiten gehören, bedienen können.

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von **M. Wittich.**

(Fortsetzung.)

Der zugleich mit Luther thätigen für die Sprache wichtigen Bestrebungen haben wir in der Hauptsache gedacht. Jetzt haben wir es mit der weiteren Entwicklung im Verlaufe des 17. Jahrhunderts und der folgenden Zeit zu thun, mit der Epoche der im großen Ganzen bereits geeinigten Sprache. Hier häufen sich natürlich die Zeugnisse immer mehr, und wir sehen uns genöthigt, Auslese zu halten unter denselben, um nicht in eine katalogähnliche Aufzählung aller sprachgeschichtlichen Leistungen von nur einiger Bedeutung zu verfallen.

Wie in jeder Kunst auf eine Periode der praktischen Kunst-

übung erst später die Theorie mit ihren abgezogenen Regeln folgt, begann auch jetzt, nachdem die mehr oder minder aus sprachlichen Meisterstücken gebildete Reihe Luther'scher Schriften ihr Ende erreicht hatte, ein pilzähnliches Emporwuchern von theoretischen Werken über die deutsche Sprache. Deutsche Grammatiker sind es in erster Linie, die bemerkenswerthe Aeußerungen über den Verlauf der Sprachentwicklung thun, an zweiter Stelle die Dichter, die Sprachkünstler, die selbstverständlich immerwährend Veranlassung hatten, nachzudenken über den von ihnen als Material gebrauchten Sprachstoff; oft waren die Grammatiker zugleich Dichter, ja das Zeitalter forderte gradezu, daß die Dichter Gelehrte, daß die Gelehrten Dichter seien, eine Forderung, welche, was den freien Schöpferdrang anlangt, lähmend auf die Produktion gewirkt und auch hauptsächlich verursacht hat, daß diesem Abschnitt unserer Literatur lange Zeit jede liebevolle Pflege vorenthalten wurde, wiewohl auch er des Interessanten genug bietet.

Der große Sprachforscher und Sprachkenner Konrad Gesner spricht sich in der von ihm verfaßten Vorrede zu seines Freundes Josua Maaler „deutschem Wörterbuch" sehr warm für das sächsische Deutsch aus, er nennt nur statt Meißen Leipzig, wegen seiner schon damals hohen Bedeutung als Meßplatz, besonders für den Buchhandel, welch letztere Rücksicht ihn auch bestimmt, neben Leipzig die berühmten Druckorte Augsburg und Basel als Stätten guter deutscher Sprache zu nennen.

Enoch Hanmann, freilich ein geborner Leipziger, bemerkt in seinem Ergänzungswerke zu Opitzens teutscher Poeterei: „Viele geben vor, als wenn sie (die von Opitz geforderte hochdeutsche Sprache) zu Leipzig und Halle sollte rein geredet werden. Und es ist nicht ohne, wenn ichs in Vergleichung gegen die andern Oerter schätze." Und an späterer Stelle: „Zu der Zierlichkeit gehört auch, daß man sich guter Meißnischer und itziger üblicher Reden, welche bey verständigen und vornehmen Leuten im Schwange, sich gebrauche"; z. B. solle „man nicht kusen oder schnacken vor reden, eine junge struntze vor eine jungfrau setzen". Schließlich bezeichnet er die Idealsprache nicht als eine solche „die vom Pöbel insgemein geredet wird: sondern welche an keinem und doch fast an allen Orthen zu befinden". Aber doch geht aus Obigem hervor, daß diese Idealsprache der Verwirklichung am nächsten sei im Meißnerland.

Caspar Schoppe, beauftragt, ein Handbuch für einen österreichischen Fürsten zu schreiben, äußert sich 1625 in demselben dahin, daß das österreichische Deutsch nichts werth sei, dagegen das meißnische den Reigen führe, dessen Sprachgebiet sei für Deutschland dasselbe, was den Griechen Attika, den Spaniern Toledo, den Franzosen Orleans, den Italienern Florenz sei: der Mittelpunkt der echten, rechten, einigen hochdeutschen Sprache. „Luthers Bibel ist unsere Divina Comedia", sagt Scherer, d. h. dasjenige Werk, welches ein Musterbild für die deutsche Sprache aufstellt. Bedenke man nur, wie eifrig die Schriften Luthers, zumeist die Bibel, die Katechismen und die Hauspostille gelesen wurden, was sich schon aus den unzähligen Drucken von ungeheuren Auflagen ergibt, und man wird unbedingt zugeben können, daß Luther eben solch ein Markstein in der Geschichte des deutschen Geistes, besonders des Sprachlebens ist, wie Dante für Italien.

Zu Kölln an der Spree, also in Berlin wird im Jahre 1618 die Aufführung einer Comödie angekündigt mit den Worten: „Amantes amentes, das ist ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie mans deutsch nennt, von der Leffeley. Alles nach art und weise der jetzigen Venussoldaten auff gut Sächsisch gereimet."

Daß übrigens der meißner Dialekt nicht ganz mit der gebildeten neuhochdeutschen Kunstsprache zusammenfiel und sich deckte, ist wohl klar; diese Anerkennungen wollen eben besagen, daß bei dieser Sprachweise am wenigsten abzuziehen sei, um die gebildete Gemeinsprache zu erhalten.

Dahin gehört auch die Bemerkung Zesens im „deutschen Helikon", in jedem Lande würden zwei Sprachen gesprochen, „eine hoche, bei den geschickten (Gebildeten) und dem Frauenzimmer und eine niedere bei den Bauren u. s. w." Was das Sächsische anlangt, meint er: „Meinen Meißnern (er war aus Anhalt, rechnete sich aber zu den Meißnern!) kann ich disfalls nicht gleich geben noch den rükken halten", weil sie, „ob sie schon die reineste und aus dem grunde der Sprache selbst meistentheils her-fließende bäste mund-ahrt haben" doch auch viele Sprachfehler begingen. „Dem sei nun wie ihm wolle", fährt er fort, „so sollte man sich dännoch so lange bis wir unserer sprache wörter recht nach ihren stämmen gerichtet hätten (durch eine tiefere Sprachforschung und eine wissenschaftliche Grammatik) der Meißnischen mund-ahrt und aussprache, als der im mittel-tüpfel des ganzen Hoch-Deutschlandes üblichen und durch den Großen Lutern und andere erleuchtete männer am bästen aus-gearbeiteten sprache billich gebrauchen, und die reime gleich als die schreib-ahrt darnach richten." Damit deutet auch er, und mit Recht, auf die centrale geographische Lage dieses Sprachgebietes hin, welche das Meißnische zur Vermittlung besonders geeignet erscheinen ließ. Geographisch bestimmt übrigens Zesen den Begriff Obersächsisch folgendermaßen: „Was ich von dieser Aussprache sage, will ich keineswegs auf das einzige Meißen gedeutet haben. Wir können sicher auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen: welches man a potiori (nach dem wichtigsten Bestandtheil) nach dem Sitze des vornehmsten Hofes das Obersächsische zu nennen pflegt."

Aus diesem und aus andern Gründen ward überhaupt Sachsen in deutschen Landen als Ort besonderer Kulturpflege gerühmt; hier lasse man einer guten Aussprache auch eine ganz besondere Sorgfalt angedeihen, man lese hier gemeinlich darum gute Bücher, „um eine zierliche Sprache zu erzielen".

Ueber sächsische Gesittung urtheilt noch später der schwäbische Dichter Schubart in einem Spruch über den Werth der verschiedenen deutschen Volksstämme:

„Der Sachs ist fein, der Breme stark,
Das Bayervolk hat Knochenmark . . ."

In dem Liede des Schwabenmädchens sagt derselbe Schriftsteller:

„Ich Mädchen bin aus Schwaben
Und braun ist mein Gesicht,
Der Sachsenmädchen Gaben
Besitz' ich freilich nicht."

Der literarisch bedeutendste Mann jener Epoche, Martin Opitz, hat seine Stellung zu dieser Frage nicht scharf formulirt ausgesprochen, er fordert nur, „deme, was wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen, und nicht deren Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in unsre schrifften zu vermischen."

Opitz gibt uns Gelegenheit, an die Sprachgesellschaften zu erinnern, Vereinigungen, die sich nach dem florentinischen Muster der Academia della crusca*) gebildet hatten zur Pflege und Reinhaltung der deutschen Sprache, und voll edlen und patriotischen Eifers diesem Zwecke eine treue, angestrengte Thätigkeit widmeten, wie sie denn auch nicht ohne Einfluß auf Sprach- und Literaturentwicklung geblieben sind. Der „Nährende", wie der Ordensname des Vorstehers und Mitbegründers der „fruchtbringenden Gesellschaft" (auch „Palmenorden" genannt) Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen, lautete, schrieb an Opitz, der seinen gereimten „Psalter" an ihn zur Prüfung geschickt hatte, einen Brief mit verschiedenen „Erinnerungen" in Bezug auf einige Mängel, z. B. speziell schlesische Wendungen, Worte und Reime, die nach „der gebräuchlichsten art zu reden und zu schreiben" umzuändern seien, und meint damit wieder die meißnische.

In dem Briefwechsel der Gesellschaft, dem „Erzschrein der Fruchtbringenden", findet sich eine interessante Zuschrift Zesens, worin derselbe unter anderm in Bezug auf den Neudruck eines seiner Werke sagt: „Was die Schreibrichtigkeit betrifft, so ist demselben, der den Truk lesen soll (gleich: dem Korrektor) anbefohlen worden, daß er sich nuhr nach der gemeinsten zu Wittenberg und Leipzig itzt üblichen schreib-ahrt richten soll." Hier finden wir ganz deutlich ausgesprochen, welchen bedeutenden Einfluß die Druckereien mit ihren Setzern und Korrektoren auf die äußere Gestalt der Sprache ausübten. Schottel, der erste tiefergehende deutsche Grammatiker, nimmt zwar an einer Stelle seiner „Arbeit von der teutschen Haupt- und Heldensprache" eine ablehnende Haltung an gegen das Meißnische, in dem er sich lustig macht über die Anmaßung der Meißner (daß diese selbst einen solchen Anspruch erhoben, ist nicht belegt!), der hochdeutschen Sprache Richter und Schlichter sein zu wollen, gibt aber an andrer Stelle zu: „die meißnische Ausrede (gleich Aussprache) ist lieblich und wohllautend." Ebenso Morhof, ein Mecklenburger, in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie": „Die Meißner

*) „Gesellschaft der Kleie", so genannt, weil sie das reine, feine Mehl des guten Italienischen von der Kleie der niedrigen und fremden Sprachelemente abzusondern sich als Aufgabe gestellt hatte.

Ausrede ist die zierlichste; wer nun ein reines deutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialektum, Meißnisch, sich vorsetzen. Mit der zierlichen Ausrede, die ja viele nicht gerade finden wollen, ist jedenfalls die volle Erhaltung der Wortendungen gemeint, deren sich die Rheinländer, der Bayer u. a. m. nicht rühmen konnten.

Auch Bödiker, einer der besten Grammatiker nach Schottel, ein Berliner (1690), erkennt den Vorrang des Meißnischen an; ebenso der Verfasser des „Deutschen Sprachschatzes", eines Wörterbuches, Caspar Stieler aus Erfurt (1691); dessen etwas in lohensteinisch-schwülstiger Manier gehaltene Zueignung an den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen bietet folgende pomphafte Phrase: der Angeredete sei der Würdigste, ein solches Werk zugeeignet zu bekommen, „da Sie ein Herrscher über solche Städte und Festungen seyn, worinnen die hochdeutsche Sprach glücklich geboren, glücklicher erzogen und auf's glücklichste ausgezieret und geschmücket worden, auch noch täglich einen erneuerten und lieblichen Glanz empfähet; ich meine das prächtige Dreßden, das heilige Wittenberg, und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von seinem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solch' eine milde Beysteur verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursach finden wird." (Schluß folgt.)

Parlamentarier.

II.

Der bedeutendste aller altkonservativen Parlamentarier war unzweifelhaft Stahl. Derselbe wurde im Jahre 1802 in München von jüdischen Eltern geboren und trat 1819 zur evangelischen Religion über. 1832 Professor in München, wurde er 1840 nach Berlin berufen. Dann war er von 1849 bis zu seinem Tode, den 10. August 1861, Mitglied der ersten preußischen Kammer.

Sein merkwürdiges und deshalb so bezeichnendes Bemühen war, das Recht und den Staat auf christlichen Offenbarungen aufzubauen.

Die Materialien hierzu suchte er in der dunklen Ferne des Mittelalters, in den Ständen und Zünften, sein Ideal aber lag nicht im Mittelalter, sondern in der Zukunft. Deshalb suchte er nicht, wie Gerlach, das Christenthum als mystisch-romantische, sondern als nüchtern-doktrinäre Grundlage in die Politik einzuführen.

Der Staat war nach ihm „eine Anstalt Gottes über den Menschen, ein gegliederter Organismus, dem die Menschen als dienende Glieder angehören, ein jeglicher zu seiner bestimmten Stelle und Verrichtung". An Stelle der mittelalterlichen Privatberechtigung sollte nach Stahl nunmehr, von der Krone bis zu dem geringsten Standesprivilegium, die göttliche Einsetzung und demgemäß an die Stelle gewaltsamer Abhülfe die christliche Duldung treten.

Von solcher Basis aus sollte dann die weitere Entwicklung der ständischen Institutionen organisirt werden.

Stahl spielte eine äußerst glänzende Rolle im preußischen Herrenhause und fand unter den preußischen Junkern die glühendsten Anhänger seines christlichen Staatsrechts.

Die liberalisirenden Elemente im Herrenhause, welche das System der drei Gewalten (Königthum, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus) als ihr Ideal ansahen, hatten natürlich schweren Stand, wenn der klare, konsequente altkonservative Redner das Unhaltbare eines solchen Systems nachwies.

Ganz besonders groß war bei Stahl der Judenhaß. Nach seiner „Rechtsphilosophie" billigte er nicht nur, daß der damalige „Deutsche Bund" den Juden blos die bürgerlichen Privatrechte zugestand, sondern ihm war auch solche Konzession schon manchmal zu viel, indem er es sehr bedenklich fand, den Juden die Erwerbung von Grundbesitz zuzugestehen.

Noch sei erwähnt, daß Stahl schon als Student in Heidelberg der damaligen Burschenschaftsbewegung seine Ansichten vom christlich-germanischen Rechtsstaate aufdrängen wollte; er fand aber in Feuerbach einen ihm völlig gewachsenen Gegner, der ihm eine bedeutende, aber keineswegs beneidenswerthe Zukunft prophezeite.

Feuerbach hat recht gehabt. Trotzdem Reichthum und allerlei Ehren sich bei Stahl angehäuft hatten, so ist er doch, nur von sehr wenigen Menschen betrauert, gestorben, und sah noch vor seinem Tode seine Theorie in Trümmer fallen. Feuerbach aber, obwohl arm, wurde vom ganzen Volke betrauert und erblickte noch das Morgenroth einer, ja seiner besseren Zeit. H.

Bildung macht frei. „Bewahre das Ebenmaß in allen Dingen, hüte dich vor jubelnder Lust, wie vor klagendem Jammer und strebe darnach, deine Seele harmonisch und wohlklingend zu erhalten, wie die Saiten einer schöngestimmten Harfe." Dies ist nach Pythagoras das Arkanum der Weisheit und zugleich die Definition jener moralischen Kraft, die unbezwinglich dasteht im Kampfe um's Dasein, die über scheinbar unüberwindliche Hindernisse triumphirt und die einzig mögliche Siegerin über rohmaterielle Angriffe ist. Aus der Antike in's Moderne übersetzt, heißt sie — die Menschenwürde. Glaube ja nicht, lieber Leser, daß dieser seltene Artikel in den oberen Gesellschaftsschichten öfter wie beim „Volk" zu finden ist. Grade auf den „Höhen der Menschheit" grassirt der chronische Seelenschnupfen, vulgo Verstimmung, deshalb weit mehr, weil dort die Zugluft alle Tage aus einem andern Loche pfeift. Die reine Seelenstimmung ist nur bei körperlicher und geistiger Frische möglich, denn Faulheit ist Dummheit des Körpers und Dummheit ist Faulheit des Geistes; darum: Lerne und arbeite, denn Bildung macht frei!" Wenn alle Menschen das allgemeine Sittengesetz in sich tragen und ausüben, so handelt jeder aus seiner Lebensstellung heraus richtig und die Harmonie ist hergestellt. So kalkulirte der Kritiker der reinen Vernunft, Immanuel Kant, und dasselbe Thema variiren alle Philosophen von Anaxagoras bis Hartmann, nur vergessen die gelehrten, aber unpraktischen Herren, daß zur richtigen Harmonie die Kenntniß des Kontrapunktes nothwendig ist, oder — um mich populär auszudrücken — das Bewußtsein der Nothwendigkeit der Moral, welches nur aus einer sorgfältigen Erziehung resultirt. Und was thut der Staat für die Erziehung der Gesammtheit? Nichts! Die Kinder seiner Schleppträger läßt er zu Aspiranten auf Ordenssterne und Kreuze erziehen, stachelt durch Verfälschung der Weltgeschichte ihren Ehrgeiz, um sie dem Volke zu entfremden, und wenn er aus „Staatsmitteln" einige Stipendien für Afrikareisende und Nordpolfahrer bewilligt hat, glaubt er alles gethan zu haben. Und unsere Dichter und Denker? — Deutschlands größter Dichter, der frankfurter Patriziersohn Goethe, der nie „sein Brot in Thränen aß", kümmerte sich trotz seiner tiefbegründeten Einsicht in das Bedingte aller menschlichen Leistungen, nur um das „unbedingt Vollendete". Glücklicher Grieche, der du nur die Blumen und nicht den Grabeshügel sahst! Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung" und Lessings „Erziehung des Menschen" haben das Dioskurenpaar im Reiche der Schönheit bei ihren demagogenriechenden Zeitgenossen in den Verruf republikanischer Bestrebungen gebracht, und doch war seit jeher den Dichtern „von Gottes Gnaden" die Regierungsform gleichgiltig, wenn sie nur das Menschengeschlecht veredelte. — Der Staat mit seinem noch nicht abgestreiften „Polizeibegriff" steht nach wie vor auf dem Standpunkt der realistischen Zwecksetzung oder, richtiger gesagt, Bevormundung des künftigen Kanonenfutters, und überläßt die Entfaltung der idealen Keime der Religion. Kein Vernünftiger wird die welterziehende Macht der Religion leugnen. Nur bitte ich den Leser, das Dogma und die Hierarchie nicht mit dem Christenthum zu verwechseln. Dieses unscheinbare semitische Reis auf den abendländischen Stamm gepfropft, hat des Baumes Säfte belebt und seine Frucht veredelt. Seine unverfälschte Lehre hat die feinsten Schwingungen in das Gefühlsleben der abendländischen Welt gebracht und mit den letzten Ausläufern des klassischen Alterthums verschwistert, zum erstenmale den lebendigen Begriff der Menschlichkeit ohne Klassenunterschiede erzeugt. Aber auf dem orthopädischen Streckbett des Dogma wurden die Sätze: „Selig sind die Armen" und die „Wahrheit wird euch freimachen" bis zur Unkenntlichkeit verrenkt. Nun, wir haben den Stoff und können der Form entrathen. Wie lange die Menschheit brauchen wird, um das Christenthum der Päpste zu vergessen, das kann ich dem Leser nicht sagen. David Strauß meint: „Warum sollen wir uns darüber die Köpfe der Nachkommen zerbrechen?" Der Menschengeist muß aber beständig eine Lösung des Welträthsels suchen, und da der Busen der Natur für das Religionsmieder zu üppig geworden ist, so sah sich die Menschheit nach einer andern Schnürmethode um und glaubt das Richtige in der Naturwissenschaft gefunden zu haben. Sehen wir uns einmal die „Unfehlbaren" Griechenlands an. Diogenes Laertius zählt über hundert griechische Philosophen auf, wovon einer den andern befehdet. Thales erklärt das Wasser als die Grundursache aller Dinge, Diogenes die Luft, Heraklit das Feuer. Die vier Elemente des Empedokles löst Demokrit in „Atome" auf, Anaxagoras läßt das Weltall durch „Intelligenz", Parmenides durch „Liebe", Heraklit durch „Haß" und Pythagoras durch die „Zahl" entstehen. — Bei den Naturforschern fahren wir absolut sicherer, sie prätendiren wenigstens nicht die Unfehlbarkeit. Die Naturerkenntniß ihrer Zeit liegt ihrem jeweiligen System zugrunde. Schreitet die Erkenntniß vor, so wird ihr System werthlos, und somit unterstützen und fördern sie sich gegenseitig. Freilich ist die augenverderbende Spitzenarbeit der Forschung nicht jedermanns Sache, aber ihre Resultate sind nicht, wie das Brimborium der Pfaffen, Monopol der Bevorzugten, sondern Gemeingut des Volkes. Die Wissenschaft, diese ultraradikale Lehrerin der Menschheit, kennt keine historischen Rechte und stellt mit unerbittlicher Strenge den Grundsatz auf: „Dem Menschen ist gar keine Erkenntniß angeboren, denn was er weiß, erlangt er nur durch Erfahrung." Das ist wohl auch der Grund, warum sich die Kinder „genialer" Abkunft so selten auf der geistigen Höhe der Erzeuger behaupten. Aber ist denn die Welt, die im innersten Kern absurd ist, auch werth, daß man an ihre Erkenntniß sein Gehirnschmalz vergeudet? Unbedingt, denn das Erkennen und Ueben der platonischen Trias, des Schönen, Guten und Wahren ist der einzige ruhige Genuß in der athemraubenden Regsamkeit dieses Erdballs, der im Hintergrunde einer

linsenförmigen Sterneninsel, Milchstraße genannt, an deren Rand zahllose Sonnensysteme sich häufen, von dem Lichtalmosen einer dieser Sonnen lebt. Unser Verstand, so groß er auch sei, gleicht dem Walfisch, der das Meer austrinken möchte; er wird nie durch das Zifferblatt in das Räderwerk der auf die Minute gehenden Weltuhr dringen, obzwar er noch beiläufig vierhundert Jahrtausende Muße dazu hat, denn so lange wird es dauern, bis das durch Ausstrahlung in den öden Weltraum sich fort und fort vermindernde Sonnenfeuer erlischt. Alle Maschinen, auf denen unsere Civilisation beruht, werden unseren Planeten nicht vor der Katastrophe der Erstarrung schützen. Der letzte Haufe frierender Verrückter wird sich gegenseitig die Köpfe einschlagen, um sich zu erwärmen, bis zuletzt die Erde, ein leerer Sarg, auf der Woge der Unendlichkeit treibt. Dr. M. Tr.

Bad Ems. (Bild Seite 53.) Wer hat von dem sommerlichen Rendezvousorte aller möglichen gekrönten Häupter, insbesondere der Kaiser von Rußland und Deutschland, nicht schon oft genug reden hören und noch öfter geschrieben gesehen! In Nassau, im engen, von hohen Felsen umschlossenen, reizenden Lahnthale liegt dieser weltbekannte Badeort, dessen warme Mineralquellen für eine ganze Menge der verschiedensten Körperleiden der „Gesellschaft“, d. h. der „guten“ Gesellschaft, die da gut zu leben versteht und gut zu zahlen vermag, Heilung spenden. Warum sollten die Vornehmen und Reichen nicht auch die Heilquellen, die Naturschönheit und die gesunde Luft monopolisiren wollen, wie sie sonst alles, was das menschliche Wohlsein fördert, zu ihrem Eigenthum, das natürlich kein Diebstahl und auch kein Unrecht ist, zu machen verstanden haben? — „Denn ein Recht zum Leben, Lump, haben nur die etwas haben!“ — Wie mag der Czar aller Reussen, das „milde“ Väterchen Alexander, sich wohlgefühlt haben, wenn er den, wahrscheinlich von den vielen Sorgen und Mühen um das Wohl seines Volkes, nervenzerrütteten Körper in dem altberühmten Badehause zu den vier Thürmen, links auf unsrem Bilde, Sommer für Sommer zum Heile seiner Unterthanen wieder gesund getrunken und gewaschen hat! Und wie mögen „die allerhöchsten Kreise“ gerührt gewesen sein, als die Felsenquellen in der Mitte unsrer Illustration von ihrem patriotischen Besitzer mit dem Namen des deutschen Kaisers geschmückt und geehrt wurden! — Solch' vornehme Bäder, wie Ems, haben den großen Vortheil — für die „gute“ Gesellschaft! — daß in ihnen selbst und in ihrer nächsten Umgebung von dem in den großen Städten so lästigen „Plebs“ wenig oder nichts zu bemerken ist, der durch sein arbeitsbeschmutztes, hungriges Aussehen den ewig Satten den so kostbaren Appetit verdirbt. Auch für den „Plebs“ ist es nur vortheilhaft, wenn er von dem in solchen Sommerfrischen entfalteten Luxus, wie ihn die auf der steilen Höh' der Geldsäcke Thronenden heute lieben, so wenig als möglich zu sehen bekommt — er könnte sonst gar leicht sein einziges, in der That unschätzbares Gut einbüßen — das der stillen Genügsamkeit mit seiner Existenz, jener Existenz, die ihm die beneidenswerthe Wahl zwischen Halbtodtarbeiten und Ganztodthungern läßt. Vom Standpunkt dieses Gedankens aus könnten wir fast Reue empfinden, daß wir unsern Lesern einen Blick auf das Fürstenbad Ems gönnten, aber wir hoffen, daß ihnen die kleine Illustration von all' dem Lebensübermuthe keinen Begriff geben wird, der sich da den Sommer über im engen Lahnthale breitmacht, trotz des ungeheuren Elends außerhalb dieses Thales in allen Ländern und bei allen Völkern! G.

Sternkarten. Auf die Anfrage in Nr. 38 des vor. Jahrg. der „Neuen Welt“ bezüglich einer guten Sternkarte erwidere ich Folgendes. Für den Anfänger in der Himmelskunde genügt die Sternkarte des Stieler'schen Schulatlas vollkommen. Sie ist sehr einfach, klar und übersichtlich und enthält nur die wichtigsten Sternbilder. Für 20 Pfennig ist sie in jeder Buchhandlung zu haben. Sie ist überdies deshalb empfehlenswerth, weil sie die Grundzüge der Alignements-Methode enthält. Wer über die ersten Schwierigkeiten hinaus und mit der Topographie des Himmels im allgemeinen vertraut ist, der schaffe sich die schöne Sternkarte des nördlichen Himmels im Stieler'schen Handatlas an. Sie kostet 80 Pfennige. Wer endlich etwas schlechthin vollkommenes wünscht, für den ist der früher (Nr. 9 des vor. Jahrg.) erwähnte Heis'sche Sternatlas auf 12 Tafeln, dessen verhältnißmäßig billiger Preis in jeder Buchhandlung zu erfragen ist. Dr. M.

Ein gesegnetes Weinjahr. Bei den großen Verheerungen, welche die Reblaus in neuerer Zeit in den Weinbergen anrichtet, und den durch das Erfrieren des Weinstocks im Frühjahr verursachten Mißernten, klingt es wie ein Märchen aus guter, alter Zeit, wenn wir in einer wiener Chronik lesen, daß im Jahre 1499 der Wein so reichlich gedieh, daß man nicht genug Fässer und Geschirre dafür auftreiben konnte. Man mußte in der Eile große Behälter aus Brettern zusammenschlagen, um ihn darein zu füllen, und diese nannte man Weinstuben. Die Weinlese dauerte Tag und Nacht, solange, bis es bereits zu schneien anfing. In Wien kostete die Maß (1 Liter hält ungefähr $^3/_4$ Maß) Gebirgswein (wovon im Jahre 1460 das Seitel oder die Viertelmaß 14 Pfennige gekostet hatte) zwei Pfennige, der Landwein gar nur einen Pfennig, das ganze Jahr lang. Auch wurden von der Lese bis zur folgenden Pfingstzeit allein auf der Donau 27,000 Fässer Wein nach Oberösterreich und Bayern geführt. E. v. W.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

Von **Fabian Landau.**

Das Schachbrett

besteht aus 64, abwechselnd hell oder dunkel gefärbten Feldern. Es wird beim Spiel, bei dem sich für gewöhnlich nur zwei Spieler gegenüber befinden, so gelegt, daß die rechte Ecke vor jedem der beiden Spieler ein weißes Feld zeigt.

Zum Zwecke genauer Bezeichnung der einzelnen Felder werden die auf die Spieler senkrecht (vertikal) zulaufenden Felderreihen mit den Buchstaben a, b u. s. w. bis h benannt, und für die wagerechten Felderreihen die Zahlen 1, 2 u. s. w. bis 8 hinzugefügt. So werden durch das Zusammentreffen je eines Buchstabens mit einer Zahl die 64 Schachbrettfelder in einer alle von einander unterscheidenden Weise bezeichnet.

Die Schachfiguren oder Schachsteine.

Das Schachspiel wird mit 32 Figuren oder Steinen gespielt, von denen die dem einen Spieler zukommende eine Hälfte dunkel, die dem andern zukommende andre hell gefärbt ist. Zu jeder Hälfte gehören:

- 1 König, der Kürze halber zu bezeichnen mit K.,
- 1 Dame (Königin oder Feldherr), Bezeichnung: D.,
- 2 Thürme (Roche), Bezeichnung: T.,
- 2 Läufer, Bezeichnung: L.,
- 2 Springer (Rössel), Bezeichnung: S.,
- 8 Bauern, die nicht mit einem besondern Buchstaben bezeichnet werden.

Damen, Thürme, Läufer und Springer werden auch unter der Bezeichnung Offiziere zusammengefaßt und Läufer und Springer als leichte oder kleine Offiziere von Dame und Thürmen unterschieden.

Die Aufstellung der Figuren wird folgendermaßen vorgenommen: Auf die jedem Spieler zunächst befindliche wagerechte Felderreihe werden die Offiziere plazirt, und zwar so, daß die Thürme die Ecken auf a und h besetzen, die Springer daneben auf b und g, die Läufer auf c und f, die Damen auf d und die Könige auf e zu stehen kommen. Da es nun Regel ist, daß bei dem schwarzen Eckfelde der Weißen mit a1 zu zählen begonnen wird, so steht (dem Grundsatz getreu: regina servat (tenet) colorem, wörtlich: die Königin bewahrt die Farbe), die weiße Dame zu Anfang immer auf einem weißen, die schwarze Königin auf einem schwarzen Felde.

Auf der jedem Spieler zweitnächsten, wagerechten Felderreihe (der 2. und 7.) wird jedes Feld mit einem Bauern von der gleichen Farbe wie die Offiziere und der König auf der Reihe 1, resp. 8, besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

H. W. Altona, **Frau Fischer**, Stralau, **G. Sch.**, Rathenow und viele andere: Alle uns zugegangenen Lösungen der Räthsel in den ersten Nummern dieses Jahrgangs waren richtig. Die Lösung des Silbenräthsels in Nr. 2 hat Frl. **Marie S.** in Königsberg zuerst eingesandt.

Waldenburg (Schles.). Braunschweig. Herzlichen Gruß an den wackeren Genossen B., dessen sich der Redakteur der „N. W.“ von der Zeit der erbitterten waldenburger Wintercampagne von 1870 her sehr gut erinnert. Die tapferen waldenburger Bergleute sind hoffentlich jetzt so gute Sozialisten, als sie es damals zu werden versprachen!?

Dortmund. K. G. Wir werden einen unserer geschichtskundigen Mitarbeiter zu einer Beleuchtung der Wiedertäuferbewegung zu veranlassen suchen. Auch die Freimaurerei ist einer Behandlung werth.

Leipzig. Dr. B—R. Besten Dank. Der größte Theil wird verwendet werden können!

Plagwitz. Schlosser H. P. Machen Sie ein Verzeichniß der 25 in Ihrem Besitz befindlichen Broschüren und senden Sie uns dasselbe oder, noch besser, bringen Sie es uns selbst. Dann ist die Sache sofort erledigt. Zur Erlernung der Stenographie ist das Lehrbuch des Dr. Albrecht allerdings das bewährteste.

Soissons. R—t. Der Geldbetrag ist an die Expedition abgeliefert.

Schweidnitz. H. Das Marx'sche Kapital kostet M. 9.50 incl. Porto und ist zu beziehen von der Expedition des „Vorwärts“ in Leipzig gegen Einsendung des Betrags. Von Hrn. Gthl. werden Sie wohl am 17. Okt. Bescheid erhalten haben.

Hamburg. Ungenannter: Ihre „Reisestimmungen“ zeigen Sprachgewandtheit, sind aber an Inhalt nicht reich genug und bezüglich der Moral ein klein wenig zu locker für die „N. W.“

Ottensen. S. J—n. Das Silbenräthsel ist nicht übel und kann bei Gelegenheit zur Verwendung gelangen.

München. F. X. E. Für die „N. W.“, die an ihre Mitarbeiter sehr hohe Anforderungen stellen muß, sind Sie, wie aus dem eingesandten Feuilleton hervorgeht, doch gar zu sehr Anfänger. Ihr Verlangen, wir sollten Ihnen Ihr Mspt, das grade ein Blatt stark ist, franko retourniren, ist etwas stark.

Berlin. O. Sch. Ihre Novelle „Die Grauen“ ist zu phantastisch für unser Blatt. Remission ist erfolgt. — Ch. D. Die Räthsel sind gut; der Rösselsprung ist sogar sehr hübsch. Zur Prüfung der Schachaufgabe fehlte uns noch die Zeit. — R. Sch. Beide Artikel können wir ganz gut gebrauchen. Mit den „Blumen als Symbole der Liebe“ möchten wir aber bis zum Frühjahr warten. Ist es Ihnen recht? — Tischler G. H. Unser Herr Mitarbeiter, der über Stubenaquarien zu schreiben versprochen hat, wird durch diese Notiz am besten an sein Versprechen erinnert. Die Antwort auf Ihre übrigen Fragen bringt Ihnen die nächste Nummer.

Breslau. A. R. Wir erfüllen Ihren Wunsch natürlich sehr gern. — E. W. Sie haben doch das Gewünschte rechtzeitig erhalten?

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 16. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 6. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Was kann nicht in einem Zeitraum von zehn Jahren alles geschehen! Fürsten können von den Thronen gestürzt, Republiken gegründet, Völkerschlachten geschlagen und Freiheitskämpfer zu „Erfolganbetern" werden. Eines nur ist unerschütterlich, so anders es uns auch erscheinen mag: der Charakter des Menschen. Schon der weise Seneka sagte: velle non discitur*), und er hatte nur zu sehr recht. Die Aeußerungen dieses Charakters allerdings sind durch äußere Umstände bestimmbar, und das dünkt uns oft eine Wandlung, ist aber im Grunde nur etwas unwesentliches.

So wird der Schwache, der Treulose und Verräther seine Ideale, seine Prinzipien, seine Herren wechseln und sich ob dieser Treulosigkeit vielleicht mit Guizots Worten entschuldigen: „L'homme absurde seul ne change pas"**), — die Leute werden von ihm sagen: Wie der seinen Charakter geändert hat! — Weit gefehlt — er blieb grade diesem Charakter getreu, indem er seinen Wankelmuth bethätigte!

So die erbberechtigten Glieder der Familie Bartels — bürgerlich und adlig. Auch sie waren sich treu geblieben in all' der Zeit, und die verschiedenen Charaktere dieses merkwürdigen Geschlechts hatten sich schön und logisch weiter entwickelt.

Wenn wir poetisch sprechen wollten, so müßten wir sagen: Dohlenwinkel glich der vielgenannten Insel der Glückseligkeit. Es blieb nämlich unberührt von allen Haupt- und Staatsaktionen, und der Freiheit Völkerfrühling machte keines Dohlenwinklers Herz höherschlagen. Diese Philister und Spießbürger führten ein bloßes Pflanzenleben, nur war dasselbe weniger harmlos. Wie alle Menschen, die zu jedem höheren Aufschwunge unfähig sind und dabei satt zu essen haben, langweilten sich die Dohlenwinkler ganz fürchterlich, und es war daher kein Wunder, wenn sich ihr ganzes Interesse auf den Bartel'schen Erbschaftsstreit konzentrirte.

Jakob, der Erbonkel, lebte nämlich immer noch, und er sprach sich gegen Jonas Wallfisch, der mittlerweile um ein gut Theil dicker und um einige kleine Wallfische reicher geworden war, dahin aus, daß ihm dieses lange Leben deshalb einen solchen Hochgenuß gewähre, weil er wisse, wie jeder Tag desselben ihm von seinen lieben Geschwistern mißgönnt werde. Nur auf diese Weise könne er sich an ihnen rächen!

*) Das Wollen wird nicht gelehrt.
**) Nur der Dummkopf bleibt, wie er war.

Allerdings hatte der Zahn der Zeit auch Onkel Jakob nicht verschont, was sicherlich eine wenig beneidenswerthe Aufgabe gewesen. Der spitze, kahle Schädel wies auch nicht ein einziges Haar mehr auf, die kleinen, grauen Aeuglein, roth umrandet, lagen noch tiefer in ihren Höhlen, der große Mund hatte auch den letzten Zahn verloren, und nur die buschigen, weißen Augenbrauen hatten sich noch vergrößert.

Gertrud, die häßliche Haushälterin, lebte auch noch und waltete in den unwirthlichen Räumen umher, nur das lange, bartlose Gesicht des schmächtigen Ladendieners war ziemlich dasselbe geblieben, doch hatten die kleinen, grauen Aeuglein ein gewisses Schmachten angenommen, was stärker hervortrat, wenn die verstaubten Kastanienbäume vor dem Thore Dohlenwinkels blühten, wenn der Mond am Himmel stand oder — es muß verrathen werden, so sorglich der tugendhafte Junggesell auch das Geheimniß seines Herzens hütete — wenn Fräulein Adelgunde von Bartels in einer längst nicht mehr modernen Krinoline, über der sich ein Schleppkleid bauschte, den Staub von den unregelmäßigen Steinen des Marktplatzes fegte.

Im Laufe der letzten zwei Jahre war dies häufiger geschehen, ja Adelgunde hatte sogar ihrer Mama begreiflich zu machen gesucht, daß es gerathen sei, wenn auch die Familie „von" Bartels, gleich den bürgerlichen, „höchstselbst" Einkäufe in Herrn Jakobs Laden mache. Die geborene Freiin von Reckenstein wäre nun nicht zu bewegen gewesen, ihre, endlich mit großer Mühe errungene „standesgemäße" Wohnung zu solchem Zweck zu verlassen, da sich aber ihre Lieblingstochter erbot, dieses Opfer zu bringen, hatte sie nichts dagegen, es im Interesse aller anzunehmen.

Kam ihr doch selbst im Traume nicht der Gedanke, daß ein Gefühl des Mitleids mit der treuen Liebe des Ladendieners Hans ihr alterndes Töchterlein in den Laden des Erbonkels trieb! —

Ja, anfänglich war es wirklich nur Erbarmen gewesen, das Adelgundens weiches Herz zu dem hochblonden, schmalschulterigen Junggesellen hingezogen. Wußte sie doch, was eine „unglückliche Liebe" ist! Bruder Adelhart, der es bereits bis zum Lieutenant gebracht, hatte ihr, mit der Brüdern oft eigenen Herzensroheit, Meldung von ihres Geliebten Theobald Wagner Verlobung und Hochzeit, und später von jedem neuen Sprößlinge dieser Ehe gewissenhaft Mittheilung gemacht.

Der Gram über diese herbe Enttäuschung und zehn weitere Lenze hatten manche Linie, manches Fältchen in die Elfenbeinstirn Adelgundens, um Augen- und Mundwinkel gegraben, auch die zarte Gestalt war noch „ätherischer“ geworden und die langen Hängelocken bedeutend dünner, da Adelgunde mit großer Gewissenhaftigkeit die grauen Haare ausriß.

Des braven Hans Liebe indessen hatte dies alles überdauert und war noch ganz ebenso innig, bewundernd und heiß, als am Tage ihres Entstehens, wo Hans der Erwählten seines keuschen Herzens die dritte Schweinskotelette als Liebesgabe auf den Teller gelegt.

Der geneigte Leser möge nun aber nichts Schlimmes von dem Fräulein von Bartels denken, wenn wir bemerken, daß die Aeußerungen dieser Liebe in letzter Zeit an Innigkeit bedeutend zugenommen. Sie beschränkten sich zwar immer noch auf folgendes, fast stereotypes Zwiegespräch, wenn Adelgunde den Laden betreten:

„Guten Tag, Herr Hans!“

„Ach, allerschönsten Gruß, mein hochverehrtes, schönes und gnädiges Fräulein! Darf ich mich unterthänigst darnach erkundigen, wie Hochdieselben geruht?“

„Danke, Herr Hans, — recht gut.“

„O, wie unendlich mich das freut! Hätte es übrigens denken können, — sehen aus wie der leibhafte junge Amor, wenn er —“

„Aber gehen Sie, Herr Hans, — so ein Vergleich!“ wehrte Adelgunde erröthend ab.

„Bitte, bitte, keine falsche Bescheidenheit! Der Vergleich stimmt leider, denn die Pfeile Amors haben mein armes Herz getroffen, ja, sie sind alle verschossen!“

Hier seufzte der empfindsame Ladendiener äußerst geräuschvoll, und auch Adelgundens sehr zartem Busen entrang sich ein Seufzer bei der heimlichen Erwägung, daß sie allerdings ihre sämmtlichen Pfeile verschossen habe — und ach, nur ein einziger hatte getroffen, und noch dazu ein Ziel, welches ihr wenig verlockend erschienen.

Und doch lag in dieser bescheidenen Eroberung ein Trost für des Mädchens liebebedürftiges Herz. Allmählich erschienen ihr Hansens kleine Aeuglein weniger häßlich, sein langes, bartloses Gesicht weniger abschreckend. Zuletzt sogar fand sie, daß seine lange, magere Gestalt „anmuthig schlank“ sei, das rothe Antlitz durch den Mangel eines Bartes frisch und jugendlich erscheine, und die Augen einen ungemein zärtlichen, sympathischen Ausdruck besäßen.

Die Einkäufe im Laden des Erbonkels wurden immer fleißiger gemacht und zwar zu einer Zeit — um die Mittagsstunde der Dohlenwinkler, das ist zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags — wo Adelgunde vor jeder Ueberraschung sicher war, und da war es denn schon zu einigen zärtlichen Händedrücken gekommen. Ja, wenn Hans ein wenig kühner gewesen und die Häringstonne nicht just zwischen ihm und seiner Erwählten gestanden, dann hätte er ihrem zarten Munde vielleicht ein Küßchen geraubt, denn er hatte ihr mindestens schon zum zehntenmale mit seinem süßesten Lächeln in's Ohr geflüstert:

„Ein Küßchen in Ehren
Kann niemand wehren.“

Edeltrud von Bartels, geborene von Reckenstein! Gäbe es Ahnungen, du wärest gleich Lots Weib in eine Salzsäule verwandelt worden, hättest du in diesem Augenblick gesehen, daß nur eine simple Häringstonne die Entweihung der adligen Lippen deiner Lieblingstochter durch den plebejischen Mund eines bürgerlichen Ladendieners verhindert habe!

Aber Dame Edeltrud, deren schöne Fülle durch die kleinen und großen Kämpfe, die während dieser zehn Kriegsjahre in Dohlenwinkel täglich stattgehabt, geschwunden war, vertiefte sich zu der Stunde gänzlich harmlos in den vierten Band eines ächten und rechten Ritterromans, der ihr die „fromme Glaubenszeit“, wo noch keine Zeitungen erschienen, lebhaft vergegenwärtigte.

In einem nebenan gelegenen Thurmzimmer saß der Hofrath, gleichfalls mit Lektüre beschäftigt, und zwar las er die „Wolfsburger Staatszeitung“.

Lieutenant Adelhart hatte nämlich die Aufmerksamkeit, seinem Erzeuger vierteljährlich ein Exemplar der sorgsam gesammelten Nummern dieser hochinteressanten Zeitung zu senden. Es war stets ein Glückstag für Herrn Sebaldus, wenn das Packet mit den Zeitungen eintraf, wenigstens war es die einzige Freude, die er nicht verstohlen genießen mußte.

Das arme, graue Männlein hatte sich wenig verändert, nur die Familienähnlichkeit mit Bruder Jakob war stärker hervorgetreten. Auch Herrn Sebaldus Köpflein hatte seine Haarzierde eingebüßt, was wieder gut war, kam er doch dadurch nicht in Versuchung, sich die Haare auszuraufen, wozu im Laufe dieser zehn Jahre Grund genug vorhanden gewesen. Frau Edeltrud hatte nämlich die schreckliche Gewohnheit, jeden Aerger oder gehabten Verdruß stets brühwarm an ihrem sanften Manne auszulassen, so daß dieser eine Art Prügelknabe für sie war.

Die arme Frau, die ohnedies leberkrank war und an einer Gallensteinbildung laborirte, wäre längst zu ihren Vätern versammelt worden, wenn sie sich nicht diese Erleichterung verschafft hätte. Waren doch die „standesgemäße“ Wohnung und die Hoffnung, Onkel Jakob zu beerben, die einzigen Lichtseiten in dem dohlenwinkler Exilsleben!

Jonas Wallfisch, der allzeit lustige und hülfsbereite Wirth, hatte es nämlich verstanden, durch kluge Operationen sogar das mit Wall und Graben befestigte Herz der Dame Edeltrud für sich einzunehmen. Er war es gewesen, der ihr vor zehn Jahren den Vorschlag gemacht, die sogenannte Abtei zu beziehen, einen alten Bau, nahe der dohlenwinkler Kirche gelegen, den einst das Geschlecht der Grafen von und zu Hahnekamm-Gockel bewohnt haben sollte.

Der letzte Raugraf, Gockel der Jüngere, war kinderlos verstorben, und es hieß von ihm, daß er in der Abtei „umgehe“, klagend über des edlen Geschlechts Verfall. Das Gebäude war nämlich schuldenhalber nach dem Tode des letzten Hahnekamm-Gockel von Gerichtswegen verkauft worden, und Herr Jonas Wallfisch hatte es erstanden.

Wie wohl und heimisch fühlte sich Frau Edeltrud in den kleinen Erkerzimmern mit den vergitterten Fenstern und halberblindeten Scheiben. Es hatte sich sogar in den Bodenräumen eine Menge alten Gerümpels vorgefunden, Schränke, Lehnsessel, plump gearbeitete Tische aus Eichenholz und anderes mehr, das ihr der Wallfischwirth für ein billiges überlassen. So sah denn die standesgemäße Wohnung auch innen wie eine alte Polterkammer aus, und Dame Edeltrud athmete mit Wonne die Moderluft ein, welche die alten, mottenzerfressenen Lederpolster und verschossenen Sammetvorhänge ausströmten.

Sie hatte ihren Schwur gehalten und, was ihre Person betraf, konsequent jede Annäherung an die bürgerliche Verwandtschaft des Gatten vermieden. Einige Staatsvisiten bei dem Erbonkel abgerechnet, kam sie mit den Bartels in Dohlenwinkel nicht zusammen. Die Frau des verstorbenen Pastors, eines Synodal-Präsidenten Tochter und deshalb gewissermaßen hoffähig, war der einzige weibliche Umgang, den die Hofräthin in Dohlenwinkel hatte. Derselbe genügte aber, um sie, wie sie sich ausdrückte, „au courant“ zu erhalten über alles, was sich begeben und nicht begeben im Städchen, was die Leute erzählt und was sie verschwiegen. Wenn noch irgendetwas mangelte, so sorgten die Töchter Adelgunde und Röschen dafür, daß nichts im Dunkeln blieb. Es konnte nicht fehlen, daß es reichlichen Stoff zu Aerger und Kränkungen gab, am schlimmsten wurde das jedoch, als die verwittwete Frau Pastorin herausgebracht, daß Röschen — Fräulein Röschen von Bartels, welche die unverdiente Ehre genoß, eine geborene von Reckenstein zur Mutter zu haben, ein Liebesverhältniß mit einem simplen Schreinergesellen — dem Cousin Jakob — angeknüpft hatte!

Welche furchtbare Familienszene mit obligaten Krämpfen, Migräneanfällen und reichlichen Thränenergüssen gab es da!

Dame Edeltrud gerieth gradezu außer sich. Röschen war zwar immer ein enfant terrible gewesen, daß sie sich aber so vergessen, so tief sinken könne, hatte ihre Mama nicht für möglich gehalten. Die Kleine besaß freilich vulgäre Neigungen, sie war am liebsten bei der Magd in Küche, Waschhaus und Keller gewesen, hatte trefflich wirthschaften gelernt und führte nun den bescheidenen Haushalt der Familie mit Einsicht und Sachkenntniß. Und wenn auch Mama über die rauhen Hände und das durchaus nicht aristokratische Ziegelroth der Wangen des fleißigen Töchterleins schalt, die Früchte ihrer Arbeit ließ sie sich doch gleich dem Papa Hofrath und der schwärmerischen Adelgunde, wohlschmecken. Sie versicherte dabei stets, daß ihr der Küchengeruch Uebelkeit errege, und daß sie unglücklich sei, eine Tochter geboren zu haben, die sich in einer so niederen Sphäre wohlfühlen könne. Das alles hätte sie ihr jedoch noch vergeben, aber diese skandalöse Liebschaft nie und nimmer.

Jeder Umgang mit den „Schreinerleuten“ ward auf das strengste untersagt und Röschen vom Tage der Entdeckung an wie eine Nonne gehalten. Sie durfte nur in Begleitung Adelgundens

ausgehen, und wenn die Mama und deren Lieblingstochter das Haus verließen, um den gewohnten Spaziergang längs der Stadtmauer, im Schatten der verstaubten Kastanienallee, zu machen, ward die Hausthür geschlossen und die Hofräthin trug den riesengroßen, rostfleckigen Schlüssel in der knöchernen Rechten und schmunzelte vergnügt, wenn sie dabei dachte, welches Herzeleid der ihr so verhaßte Schreinergesell mit den rothen Wangen, den Händen, die stets Politurflecke aufwiesen, in der blauen Latzschürze und den groben Lederpantoffeln jetzt haben würde, wenn er vergeblich auf den Besuch der geliebten Cousine harrte.

Die gute Dame hatte indessen ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. sie hatte ganz vergessen, daß zu der ihr so lieben, standesgemäßen Wohnung ein langer, schmaler Garten gehörte, den zuletzt eine ziemlich verfallene, mit Moos und Gräsern überwucherte Mauer von einem Bleichplatze abschloß, der abends stets ganz einsam und menschenleer zu sein pflegte.

Dieser Garten nun, in welchem das von der sorgsamen Mama daheim eingesperrte Röschen sich frei bewegen durfte, war der geheime Zusammenkunftsort, den verfolgte Liebe sich ausersehen. Bis jetzt war dieses stille Asyl von den Späheraugen der verwittweten Frau Pastorin noch nicht ausgekundschaftet worden und die Liebenden durften ihr bescheiden Theil von Glück genießen, das man ihnen so bitter mißgönnte.

* * *

Es war an einem warmen Augustabende, dessen Schönheit Dame Edeltrud zu einem Spaziergange verlockt hatte. Der Hofrath hatte ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten, ein Glas Bier im „Schwarzen Wallfisch" zu trinken, und war seelenvergnügt dahin gepilgert, um die freie Zeit recht gründlich auszunützen und zugleich von Herrn Jonas, dessen heitere Laune ihn geistig ebenso erfrischte, wie dies physisch die guten Getränke aus seinem Keller thaten, einige Neuigkeiten zu hören.

Adelgunde mußte Mama begleiten und Röschen machte ein betrübtes Gesichtchen, zog das Mäulchen schief und sah dem würdigen Paare nach, bis dasselbe aus ihrem Gesichtskreise entschwunden war, dann schwenkte sich die Kleine auf dem Absatz ihres niedlichen Stiefelchens herum, lachte lustig vor sich hin und eilte zum Spiegel. Das Glas, in einem bereits stark verblichenen Rokokorahmen geborgen, warf ein gar liebliches Bild zurück, das wir uns betrachten wollen, während Röschen eine kleine, rothe Aster in ihren blonden Flechten befestigt.

Ja, Dame Edeltrud hatte recht, das Mädchen war wirklich aus der Art geschlagen! Röschen besaß weder die lange, hagere Figur, noch die aristokratischen Hände und Füße, noch die typische Adlernase der Reckenstein'schen Töchter. Sie war klein und rund, vielleicht ein wenig derb, aber frisch und drall, mit einem allerliebsten Stumpfnäschen, rothen Radieschen-Wangen und einem kleinen, üppigen Kirschenmunde. Die „bürgerliche" Kleidung, welche das Mädchen trug — ein dunkelblaues, geblümtes Kattunkleid, oben am Hals durch einen schneeweißen Leinenkragen begrenzt und durch eine ebenfalls weiße, zierlich gestickte Latzschürze gehoben — war der Stein des Anstoßes für die Hofräthin, und sie pflegte stets zu behaupten, daß Rosa's „Kammerjungfermanieren" in solcher Gewandung noch bemerkenswerther zum Vorschein kämen. Röschen hatte sich aber so entschieden geweigert, eines der altmodischen Schleppkleider — die letzte wolfsburger Mode vor zehn Jahren — anzulegen, daß Frau Edeltrud und Adelgunde sie umsoeher gewähren ließen, als der Vorrath nicht mehr allzugroß war und ein schlichtes Baumwollen- oder Leinenkleid für das „Kind" sich eher beschaffen ließ. Wenn nämlich nicht die Spuren des inzwischen verflossenen Dezenniums bei den übrigen Gliedern der adligen Bartels sichtbar gewesen, hätte man denken müssen, diese edle Familie wäre in der Art petrefizirt worden, wie etwa ein in die Kissinger Soolquelle getauchtes Blatt oder Insekt.

Der Hofrath vertrug sämmtliche graue Röcklein, die er besessen, und hatte sich dann aus ebenfalls grauem Tuche ein neues Habit nach dem Schnitte des alten, vor zehn Jahren modern gewesenen, von einem dohlenwinkler Schneider konstruiren lassen. Aehnlich sorgten Edeltrud und Adelgunde für die Ausrüstung ihres sterblichen Menschen, und mit Hülfe einer dohlenwinkler Nähmamsell, die nebenbei bemerkt, keinen leichten Stand bei den beiden Damen hatte und dieselben dafür anderswo tüchtig „ausrichtete", wurden die geheimen Schätze, welche den Inhalt einer mitgebrachten, großen Kiste bildeten, verarbeitet.

Nachdem Röschen die Aster befestigt und sich wohlgefällig in dem trüben Spiegelglase beschaut, klatschte sie vergnügt in die kleinen, aber derben Hände und huschte die Treppe hinab in den abendlichen Garten.

Vom Winde bewegt, rauschten die Blätter und Zweige der Büsche und Bäume, die Blumen dufteten, und hoch am blauen Himmelszelte erglänzte silbern die Sichel des Mondes. Das Mädchen indessen hatte kein Auge für die holde Poesie dieses Spätsommerabends, es eilte achtlos weiter, nur dem einen Gedanken nachhängend, „ob er heut wohl kommen wird?"

Da stand sie auch schon an der epheubesponnenen Mauer: „Jakob!"

„Röschen!"

„Ach, wie schön, daß du gekommen bist!"

„Ich warte schon eine halbe Stunde; ist deine Alte weg?"

„Jakob!" sprach sie zwar vorwurfsvoll, aber er mußte wissen, daß es nicht so schlimm gemeint sei, denn er fuhr ruhig fort:

„Komm nur hierher, Herzens-Röschen — hier ist sie am niedrigsten."

Röschen seufzte; wenn sie Shakespeare gekannt hätte, würde sie mit Thisbe geklagt haben:

„O Wand, du hast schon oft gehört das Seufzen mein,
Mein 'n schönen Pyramus weil du so trennst von mir,
Mein rother Mund hat oft geküsset deine Stein'."

So sagte sie nur: „Nimm dich in acht, daß du dir nicht die Sachen zerreißest oder gar etwa auf die Nase fällst!"

„Na geh' — paß' auf, heut habe ich eine Extra-Courage!"

Jakob sprach's und schwang sich mit kühnem Anlauf über die Mauer. Röschen stand erst schier erstarrt vor Staunen und Bewunderung, dann klatschte sie wieder in die kleinen Hände und blickte fast andächtig zu den langen, grau bekleideten Beinen ihres Liebhabers auf, die sich über die epheubekleidete Mauer schwenkten, worauf der Besitzer dieser Beine, ein frischer, braunlockiger und rothwangiger Bursch von einigen zwanzig Jahren, sich bemühte, eine solide Basis für einen andern Körpertheil zu erringen. Das gelang wider Erwarten gut und Jakob hatte nun wirklich auf der berühmten, „süß und liebenswerthen Wand" Posto gefaßt.

„Wie schön der Mondschein scheint!" meinte da bewundernd der lange Jakob.

„Ach, laß ihn nur, reden wir lieber von uns," erwiderte das praktische Röschen.

„Ach, Röschen!" seufzte Jakob kläglich. Ein ebenso trübseliges Echo antwortete ihm, dann fuhr er leiser fort: „Was wird aus uns noch werden?"

„Halt ein Brautpaar!" gab sie zuversichtlich zurück.

„Ei, du herzallerliebster Schatz, wie mich das tröstten thut. Freilich, die Alten sind just sehr dagegen, — die meinigen auch, denn sie sind wieder gekränkt, weil deine Mutter in ihrem Hochmuth nein gesagt hat."

„Laß gehen — wird schon anders werden, ich hab' einen Plan!"

„Na, was denn? Laß hören, aber zuerst mußt schon ein bisserl näherkommen; weißt, Röschen, ich kann dich nimmer verstehen!"

Sie kam näher, ganz nahe. Da bückte er sich schnell nieder und küßte ihren rothen Mund.

Röschen war ganz unendlich entrüstet, sie gab ihrem Grolle in der wortreichsten Weise Ausdruck, aber sie ging nicht fort, was dann zur weiteren Folge hatte, daß der lange Jakob sich wieder einen Vortheil ersah und das Wagniß wiederholte.

Jetzt aber war das Mädchen ernstlich böse und nannte ihn einen schlimmen Buben, den sie nun gar nicht einmal nehmen möchte, selbst wenn es der Eltern Wille wäre. Und nun blieb auch ihm nichts übrig, als seine ganze Beredtsamkeit aufzubieten, um sie zu begütigen, was ihm denn auch so wohl gelang, daß der Friede, wie nicht anders billig, mit einem dritten Kusse besiegelt wurde.

„Nun aber der Plan?" fragte Jakob begierig.

„Ja, weißt, das ist eigentlich kein Plan, ich meinte bloß, weil wir uns nicht selber helfen können, sollten wir zu guten Menschen unsere Zuflucht nehmen. Ich hab' nun solch Vertrauen zu dem schwarzen Wallfisch — das heißt zu dem alten Herrn Jonas —"

„Weil er dich für seinen ältesten Buben, den flachsblonden Jonas junior, dem ich nächstens alle Knochen im Leibe zerbrechen werde, haben will?" entgegnete Jakob und machte in seiner Erregung so lebhafte Bewegungen, daß ein loser Stein seines

improvisirten Sitzes sich loslöste und er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu behalten.

Röschen wandte sich schmollend ab, und es blieb Jakob nichts übrig, wollte er nicht in Verdruß von ihr scheiden, als sie durch einen vierten Kuß zu versöhnen; weil er aber ein friedfertiger Mensch war und lieber zu viel als zu wenig thun wollte, kam es auch noch zu einem fünften und sechsten.

Da riß sich Röschen endlich los, und aus dem Traum von Glückseligkeit zur rauhen Wirklichkeit erwachend, rief sie klagend:

„Ach, warum müssen just wir so unglücklich sein?"

„Ja, warum kannst du nicht nächstes Frühjahr mein liebes Weibchen sein?" gegenfragte er.

Das Mädchen blickte erröthend zur Erde. „Das wäre doch noch ein bischen zu früh, wir sind ja noch so jung."

„Jung gefreit, hat niemand gereut!" erwiderte er schlagfertig. „Und da sich der alte Mertens zur Ruhe setzen und die Tischlerei in der langen Gasse verkaufen will, so könnte ich Meister werden und — und ein Meister braucht eben eine Frau Meisterin!"

„Du lieber Jakob!"

„Mein süßes Röschen!"

„Ist auch ein kleines Haus dabei?"

„Gewiß, weißt, das mit den grün gestrichenen Fensterladen."

„O, das ist so nett und so lieb!"

„Das große will er für sich behalten, der Mertens ist nicht arm."

„Ich mag auch das große nicht; das kleine ist mir viel lieber, wir haben auch Platz mit der Tischlerei darin."

„Für den Anfang ja," meinte Jakob kopfnickend. „Die Möbel für uns könnte ich derweil in Vaters Werkstatt, so nach und nach, fertig machen, wenn eben keine pressante Arbeit ist."

„Wir brauchen ja nur wenig, — laß sehen," rechnete Röschen an den Fingern her. „Einen Kleiderschrank, eine Kommode, einen Tisch, sechs Stühle, einen Spiegel —"

„Hör' auf, du rechnest schlecht, lieber Schatz. Zu allererst ein richtiges und schön polirtes Kanapee, mit einem scharlachrothen Bezug aus Wollendamast und sechs Polsterstühlen!"

„Ach, Jakob, das wird himmlisch sein!" jubelte Röschen.

Der junge Mann warf sich in die Brust und entgegnete stolz: „Denkst du, ich weiß nicht, was sich gehört!? Wenn ich nun schon einmal ein adeliges Fräulein heirathe, dann will ich ihr auch eine standesgemäße Wohnung einrichten."

„Lieber Jakob, das verlang' ich gar nicht, ich würde mit dir glücklich sein, auch ohne das rothe Kanapee und die sechs Polsterstühle; prächtig wird es aber jedenfalls sein."

„Ja, das wird es, und du sollst standesgemäß wohnen," wiederholte der Geselle nicht ohne Würde.

Das praktische Röschen, nachdem es sich lange genug an den ihr in Aussicht gestellten Herrlichkeiten ergötzt, dachte nun darüber nach, wie Jakob und sie sich in den wirklichen Besitz derselben setzen könnten, und da ward denn der bereits einmal zur Sprache gebrachte Plan, den Wirth zum „schwarzen Wallfisch" in's Vertrauen zu ziehen, noch einmal erörtert.

„Er ist der einzige," fuhr Rosa in ihrer Auseinandersetzung fort, „der etwas Einfluß auf den Erbonkel hat, und wenn dieser wollte, dann würden unsre Eltern gewiß nachgeben!"

„Aber Röschen, du vergißt ganz und gar, daß der Erbonkel eben nicht will! Davon, daß ein junges Paar glücklich wird, mag er nun schon garnichts hören, da er selbst seiner Jugendliebe hat entsagen müssen, was ihm schwer genug geworden ist, wie Onkel Eusebius und der Vater erzählten."

„Der arme Onkel!" seufzte Röschen. Dann lachte sie aber gleich darauf hell auf: „Jakob — kannst du dir den alten Erbonkel als verliebt denken?"

„Nein!" sagte Jakob, lächelnd den Kopf schüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Wandernde Libellen. (Seite 71.)



Waldidylle. (Seite 71.)

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von W. H.

I.

Alle Parteien blicken jetzt mit einem gewissen Hohn auf jene Bewegung zurück, welche der sogenannten neuen Aera in Preußen-Deutschland ein so eigenthümliches Gepräge aufdrückten — ich meine diejenige Bewegung, die in den vielen nationalen Festlichkeiten zu Anfang der sechziger Jahre ihren Ausdruck fand.

In Preußen hatte ein Regierungswechsel stattgefunden, und wie **jedesmal** bei einem solchen Ereigniß waren neben der Amnestie für politische Vergehen auch allerlei kleine Freiheitsspielsächelchen dem Volke zum Geschenk gemacht worden, an welche natürlich sich große Freude und noch größere Hoffnungen anknüpften.

Auch verschiedene der Fürsten in den kleineren Ländern, der Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha voran, folgten solchem Beispiele, und so war es nicht zu verwundern, daß der deutsche Reichsphilister vor lauter Entzücken und Enthusiasmus die schönsten Turnerpurzelbäume schlug, wie eine Lerche, wenn auch nicht mit so klaren Tönen, seine Freude in lautem Gesange kundthat, eine Masse Pulver verknallte und eine noch größere Masse des bräunlichen, ächt deutschen Saftes, Bier genannt, vertilgte.

„Ich war auch einst so ein sentimentaler Esel!" Diese Worte eines alten Freundes kommen mir immer in den Sinn, wenn ich an jene Zeit zurückdenke.

Und doch ist der Ausdruck viel zu hart, und doch hatte jene Zeit ihre gewisse Berechtigung!

Diese Berechtigung aber leite ich aus dem Umstande her, daß das deutsche Volk, welches seit 1848 im politischen Murmelthierschlaf lag, wenigstens seinem theilweisen Erwachen einen, wenn auch manchmal recht ungeschlachten Ausdruck gab, mit einem Worte, daß es sich bewegte, und **jede** Bewegung hat ihre Berechtigung.

Die konservative Partei war gleich damals mit den Turn-, Gesang- und Schützenfesten nicht einverstanden, deshalb suchte sie auch oft genug die reaktionär gesinnten Polizeibehörden zu veranlassen, solchen Festlichkeiten Hindernisse in den Weg zu legen, — sie täuschte sich über die Gefährlichkeit derselben. Sie höhnt jetzt über diese Bewegung, weil ihr die Augen aufgegangen sind und weil sie mit solchem Hohne auch die liberale Partei zu treffen glaubt, — aber sie täuscht sich auch darin wieder.

Die liberale Partei blickt jetzt nämlich gleichfalls mit unverkennbarem Spott zurück auf jene Zeit, zurück auf jene Einheitsbestrebungen, weil der von ihr angeregte Gedanke von mächtigerer Faust in blutiger Weise zur Wirklichkeit übergeführt ist und sie das erlangt hat, ohne irgendwelche Opfer, — daß sie ihre Ehre und Selbständigkeit verloren hat, ist für eine solche Partei kein Opfer — was sie anstrebte: die staatliche Einheit Deutschlands und die Herrschaft des mobilen Kapitals, im Gegensatz zu der vorher mehr oder minder noch durch den Staat geschützten Herrschaft des Großgrundbesitzes. Dann aber auch weiß sie, daß die Ueberbleibsel jener Turner-, Sänger- und Schützenbewegung in ihrem Dienste sich befinden, daß die Turnvereine jetzt zur höheren Ehre Moltke's ihre Uebungen machen, daß die Gesangvereine Bismarck- und Laskerhymnen singen und daß die Schützenvereine das Pulver gegen den „Reichsfeind" verknallen, und mit den Kriegervereinen, die jetzt jene Ueberbleibsel überragen, sich verbünden — der nationale Gedanke, der früher bei jenen Vereinen herrschte, ist zum „reichsfreundlichen" geworden, und das bischen Freiheitsliebe, welches vorhanden war, hat dem Servilismus weichen müssen.

Mit Hohn blicken die Liberalen deshalb auf die deutsche Festzeit zurück, aber mit besonderer Liebe und Sympathie auf die übriggebliebenen Trümmer jener Zeit.

Wir Sozialdemokraten wollen gerecht sein; wir wollen anerkennen, daß durch jene Zeit ein idealer Zug ging, welcher die verschiedenen deutschen Stämme zu gleichem Denken und zu den gleichen Aeußerungen desselben antrieb; daß dieser ideale Zug auch die Sehnsucht nach einem gemeinsamen Vaterlande wachrief und die Deutschen von Süd und Nord und aus allen Gauen nach den gemeinsamen Feststätten hintrieb.

Fern sei es von mir aber, die Ausschweifungen vertheidigen zu wollen, welche in großem Maße sich einstellten, da die Festbesucher durchweg den bessersituirten Klassen angehörten; fern sei es von mir, die vielfach auftretende Exklusivität der einzelnen Vereine irgendwie in Schutz zu nehmen, die grade aus dem Festwesen, wie ich noch besonders betonen möchte, entstand; aber immerhin, nehmen wir all' dieses Beiwerk fort, so bleibt der eine gute Kern: das Sehnen nach Freiheit und das Erwachen aus dem Schlafe, die Bethätigung am öffentlichen Leben.

Fassen wir zunächst und hauptsächlich die Turnvereine in's Auge, in welchen die frischere Jugendkraft sich zeigte, die auch in den Jahren 1848—49 in Baden und Schleswig-Holstein Zeugniß von ihren Freiheitsbestrebungen abgelegt hatten, so finden wir, daß die großen Feste durchweg von einem guten Geiste getragen waren, daß aber die kleineren Gau- und Ortsfeste einen rein spießbürgerlichen Charakter an sich trugen.

Wie kam das? — Auf dem Turnplatze und auch in der Kneipe war es dem bessersituirten Turner nicht grade so sehr unangenehm, mit dem Handwerker oder Arbeiter verkehren zu müssen; aber auf den Turnfesten, auf denen auch die Familie erschien, da war es unausstehlich, in Gegenwart der Mama oder gar der Braut sich von irgendeinem Handwerksgesellen anreden zu lassen.

Deshalb wurden eigene Turnvereine für die Bessersituirten geschaffen, darauf die Ballotage eingeführt, und so fand man bald in allen kleineren Städten zwei Turnvereine, einen „vornehmen" und einen „geringen", die selbständig auch ihre Bälle und Festlichkeiten abhielten. Das Zopfthum stand in der größten Blüthe.

Auf den großen Turnfesten, die nur in größeren Städten gefeiert wurden, fiel solche Klüngelwirthschaft weg, weil die verschiedenen Stände bei den **Fremden** durch die Turnjacke verdeckt wurden.

Aber auch im **Anfange** der ganzen Festbewegung, der ich meine Skizzen widmen will, war der Kastengeist noch ein geringer, derselbe bildete sich immer stärker aus, jemehr die Begeisterung schwand, jemehr durch die königlich preußische Regierung und durch Herrn von Bismarck die erstrebten Ziele erreicht wurden.

Die jetzigen Turn-, Schützen- und Sängervereine sind eine getreue Kopie der herrschenden Standesunterschiede geworden, — jeder Stand hat einen Verein, und wenn es mehrere Reichskanzler gäbe, so sollte es wundernehmen, wenn wir nicht einen Schützenverein der Reichskanzler hätten.

Aber ich wollte ja nicht von der heutigen Zeit reden, sondern von der vergangenen, die mir und mit mir vielleicht noch manchem allerlei schöne und allerlei wehmüthige Erinnerungen hervorruft.

Und wahrlich, wenn man zurückdenkt an die vielen Freundschaften, die im Festrausche mit Gleichgesinnten geschlossen, wenn man der Händedrücke gedenkt, die beim Gruße und beim Scheiden gewechselt wurden, wenn man die Erinnerungskarten, die Photographien und sonstige Andenken an jene Zeit durchstöbert, so treten unbemerkt fast zu gleicher Zeit Freude und Wehmuth hinter uns und blicken über die Schultern in all' die kleinen Erinnerungssächelchen hinein.

Freude und Wehmuth leiten dann die Gedanken in jene vergangene Zeit und drücken auch mir die Feder in die Hand, um zu plaudern von all' der Lust und all' dem Leid, welche die jugendliche Brust durchtobten.

Und so will ich in den nächsten Nummern den Lesern erzählen, nicht allein von den äußern Erscheinungen, wie sie sich auf den Turn- und Festplätzen, bei Gelagen und auf den Tanzsälen zeigten, nicht allein von den Liedern, die aus froher Turnerbrust erschallten, sondern auch von den Gedanken, welche die deutsche Jugend vielfach ergriffen hatten, von ihren Idealen und von ihren **Hoffnungen**, die bei einer Anzahl sich verwirklicht haben, bei andern aber zu Grabe getragen wurden, um wieder aufzuleben in anderen, größeren Ideen, die zur Jetztzeit dem besten Theil unseres Volkes zum Leitstern dienen.

Die Reaktion auf der münchener Naturforscherversammlung
und die Abstammungslehre in der Volksschule.

(Schluß.)

Virchow erinnert gleich im Anfang seiner Rede an die kritische Situation in Frankreich und spricht ernste Befürchtungen aus, die ohne Zweifel von den versammelten deutschen Naturforschern getheilt werden, da wir wissen, wie oft die wissensfeindliche Kirche durch Vermittlung des Staates der freien Forschung Fesseln anzulegen wußte. Der Syllabus und die Encyclica sind Kriegserklärungen an die Wissenschaft, und dieselbe Macht, welche hinter ihnen steht, dirigirt gegenwärtig hinter den Coulissen des französischen Staatslebens. Wenn aber Frankreich leidet, so bleibt dies nicht ohne Rückschlag auf die Nachbarländer. Redner preist uns, die wir in Deutschland, ja in einer vorwiegend katholischen Stadt hier tagen, glücklich, dieses Maß freier Forschung und freien Redens zu haben, jenes Maß, welches nichts weiter mehr zu wünschen übrig läßt. — Wir anerkennen dankbar, daß sich die Wissenschaft in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und in anderen Nachbarländern Germaniens während 50 Jahren ihre volle Freiheit erobert hat. Wir Jüngeren hören mit Staunen, daß der Vater unserer Wanderversammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte, Oken, vor einem halben Jahrhundert das neugeborne Kind geheim halten mußte, und daß die Taufpathen der damals noch kleinen Gesellschaft, die heute ihre Mitglieder nach Tausenden zählt, nicht einmal offen genannt werden durften. Oken selbst starb bekanntlich im Exil, ein Märtyrer der Wissenschaft, ein Blutzeuge für die wissenschaftlich-freiheitliche Entwicklung der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Heute tagen die radikalsten Denker und Forscher in der Hauptstadt eines römisch-katholischen Landes, in welchem der Ultramontanismus noch kühn und hoffnungsvoll seine Kräfte mit denjenigen der Aufklärer mißt. Man spricht frei und rückhaltslos in öffentlichen Versammlungen über die schwierigsten und wichtigsten Fragen des Lebens und Sterbens, des Wissens und Glaubens, der Wahrheit und des Irrthums.

Auch wir halten es mit Virchow für ersprießlich, wenn die Naturforscher jederzeit daran denken, daß sie diese Freiheit wieder einbüßen könnten, daß wir im gegenwärtigen Besitz dieser Freiheit durchaus keine Gewähr für alle Zukunft erkennen dürfen, daß wir vielmehr darauf zu achten haben, durch weisen Gebrauch jener Freiheit uns ihrer jederzeit würdig zu erweisen. Wir anerkennen, daß der Mahnruf zur Mäßigung und zum Verzichtleisten auf persönliche Liebhabereien nicht ganz unbegründet ist; denn die Reaktion spuckt ja an allen Enden. Wir anerkennen ferner an Virchow's Rede den Hinweis auf die Volksstimmung, das demokratische Zugeständniß, wonach jede Art von freiheitlicher Bewegungsfähigkeit ihren Untergrund in der Volksstimmung zu finden habe. Wir anerkennen mit Virchow, daß es die Aufgabe der Naturforscher ist, dafür zu sorgen, diesen Resonanzboden im Volke nicht durch allerlei Willkürlichkeiten zu verlieren. Wir wissen auch, daß man die günstige Volksstimmung mit Bezug auf die Annahme der Ergebnisse unserer modernen Naturwissenschaft sehr leicht verscherzen kann und daß diese Gefahr allsogleich zur Hand ist, sobald man in festen, fast dogmatisch zu nennenden Sätzen ungelöste Probleme und unbewiesene Vermuthungen (Hypothesen) als Gewißheiten hinstellt und von diesen verlangt, daß sie dem allgemeinen Unterrichtsstoff der Volksschule einverleibt werden müssen.

Bis zu diesem Punkte werden wir alle mit Virchow einig gehen — und keine Frage erscheint uns in dieser Zeit, da das Volksschulwesen im Begriffe steht, tiefgreifende Umgestaltungen zu erfahren, mehr am Platze, als diejenige: Welches soll der Hauptinhalt dessen sein, was an neuen Lehren auf den Schulen vorgetragen werden soll? Und was haben die Naturforscher dabei zu verlangen; wie sollen sie sich bei der Lösung dieser Frage verhalten?

Nun kommt Virchow auf das Häckel'sche Postulat zu reden, wonach die Abstammungs- und Entwicklungslehre einen integrirenden Bestandtheil unseres Unterrichtsstoffes abzugeben habe. Wir haben schon oben bemerkt, daß der mehrjährige Docent des Darwinismus an den züricher Hochschulen jenes Postulat schon vor mehreren Jahren aufgestellt hat. Dort, in Zürich, stieß es nur bei Theologen und Orthodoxen auf Widerspruch und der diesbezügliche Streit gehört dort heute zu den veralteten Traktanden, die bereits durch die Praxis zu drei Viertheilen gelöst sind. Um so befremdender erscheint die Haltung Virchow's zu dieser eminent wichtigen Frage. Das Votum des bejahrten Naturforschers auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, am 22. September 1877, volle 18 Jahre nachdem die Wahrheit der Abstammungslehre ihren unwiderstehlichen Triumphzug durch die ganze civilisirte Welt angetreten hat, jenes Votum Virchow's bleibt uns ein Räthsel.

Virchow warnt davor, die Abstammungslehre in die Volksschule einzuführen.

Warum? Das sagt er eigentlich nicht so gerade und offen heraus, obschon er ganz entschieden als Naturforscher von der Wahrheit der Abstammungslehre überzeugt ist. Aber es gilt ja, dem Häckel'schen Radikalismus ein Bein zu unterstellen, und dazu benutzt er jenes Postulat, um daran anknüpfend die naturphilosophischen Ferien-Ausflüge des Jenenser Biologen, die Plastidulen-Seele und was drum und dran hängt, die „Gründer"-Gesellschaft von „Kohlenstoff und Comp.", die Hypothese vom beseelten Plasma in der Pflanzen- und Thierzelle, wie sie gegenwärtig von den konsequentesten Vertretern der materialistischen Forschung angenommen wird, vor allem Volk, vor dem Häuflein konservativer Naturforscher und Aerzte, vor den anwesenden Pfaffen- und ultramontanen Zeitungs-Redaktoren, vor den kirchlich gesinnten und dogmenseligen Frauen lächerlich zu machen. Die Art und Weise, wie Virchow hierbei manipulirte, gibt ihm den Schein des Reaktionären. Er zieht gegen Häckel zu Felde und versetzt — ob absichtlich oder unabsichtlich — dem Darwinismus schlechtweg und der Descendenztheorie überhaupt unverdiente, unmotivirte Peitschenhiebe. Auch Virchow hat vergessen, daß es ein Frevel an der Wahrheit ist, wenn man die Abstammungslehre schlechtweg mit der Darwin'schen Zuchtwahltheorie oder mit dem Häckelismus, oder diesen letztern mit dem Darwinismus im engern Sinne identifizirt. Und den Schein dieser unheilvollen Confusion hat das Virchow'sche Votum in keinem geringeren Grade, als wie wenn es aus dem Munde eines evangelischen Consistorialrathes geflossen wäre. Es verlohnt sich der Mühe, einen Augenblick bei dieser heillosen Confusion zu verweilen. Wir haben es schon oft gethan, und wenn wir es heute wieder und wenn wir es in Zukunft abermals thun müssen, so geschieht es — allerdings mit einem Gefühl schmerzlicher Resignation — darum, weil wir nicht müde werden dürfen, dem Irrthum jederzeit in Geduld die Wahrheit entgegenzuhalten.

Herr Virchow sagt mit Recht, daß das Maß des wirklich Sichergestellten, des thatsächlich als unumstößliche Wahrheit durch die Wissenschaft in exaktester Weise Bewiesenen, wenigstens in dem Sinne, daß es unmittelbar als Lehrstoff dem Volksunterricht einverleibt werden könnte, nur ein sehr beschränktes sei.

Und wir fügen hinzu:

Zu dem unumstößlich und durch tausende von wissenschaftlich festgestellten, untrüglich wahren Thatsachen Bewiesenen gehören die Grundsätze der Abstammungs-Theorie schlechtweg.

Man verfolge die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der beschreibenden Zoologie und Botanik, die in exaktester Weise gewonnenen Resultate der pflanzlichen und thierischen Entwicklungsgeschichte, die nicht minder genauen Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, die Fortschritte in der Entzifferung von Versteinerungen in allen Weltaltern, in der Entzifferung jener auf Steine und Felsen eingravirten, von der Natur selbst uns seit Jahrtausenden und Jahrmillionen aufbewahrten, nicht wegleugbaren Dokumente über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt unseres Planeten: man frage die glaubwürdigen Fachmänner unter den Zoologen, Botanikern, Anthropologen, Geologen, Mineralogen und Paläontologen, man frage alle jene so mühsam und mit Selbstverleugnung arbeitenden Forscher, welche sich zur Aufgabe gestellt haben, unsere heute lebenden Pflanzen und Thiere von der Eizelle an bis zur vollen Entwicklung Schritt für Schritt in ihrem Werden und Wachsen zu verfolgen — sie alle werden uns sagen: Die Abstammung des Höhern vom Niedrigen ist unumstößliche Thatsache, die Descendenz läßt sich schlechterdings nicht mehr leugnen, und jeder weitere Disput über die Frage der

Abstammung ist schlechtweg unter Fachmännern unnützem Zeitverlust gleichzusetzen.

In der That: Herr Virchow hat ganz gut wissen können, daß in allen jenen Sektionen von Fachleuten, wo die Zoologie, Botanik und Paläontologie ihre Männer um sich sammeln, von der Frage der Abstammung seit Jahren gar keine Rede mehr ist, weil man die Descendenztheorie heute — und schon geraume Zeit — in den kompetentesten Kreisen für bewiesen betrachtet. Und der Beweissätze für die Abstammungslehre gibt es weit über tausend mehr, als für die Wahrheit des Pythagoräischen Lehrsatzes.

Wir haben nicht die Absicht, hier auch nur wenige dieser Beweissätze anzuführen. Glücklicherweise haben die Freunde der Aufklärung und die Feinde der Unwahrheit und des religiösen Mährchens dafür gesorgt, daß dem nach Wahrheit und Licht schmachtenden, dem denkenden und zweifelnden Volke das Mysterium der modernen Naturwissenschaft entschleiert wird. Die Tagespresse hat den Abstammungsgedanken als einen gährungerregenden Sauerteig in alle Schichten des Volkes geworfen, und wahr ist's, was Virchow sagte: es hat zu allervörderst der Sozialismus mit der Descendenzlehre Fühlung genommen.

Vielleicht haben wir in dieser Entdeckung Virchow's auch den besten Anhaltspunkt zur Erklärung seines räthselhaften Votums. Virchow warnt uns Naturforscher, den Abstammungsgedanken in die Volksschule tragen zu wollen. Es kann ihm doch nicht ernst sein, wenn er meint, es sei ja die Descendenzlehre noch nicht hinreichend bewiesen. Er ist vollständig von der Wahrheit der Abstammungs-Theorie überzeugt, obschon ihm noch nicht gelungen ist, an einem vorhistorischen Menschenschädel mehr Affenähnlichkeit zu entdecken, als an manchen Schädeln seiner Zeitgenossen. Virchow ist im Grund der Seele ein Anhänger der Descendenz-Lehre und nimmt das Gleiche von seinen Kollegen, von den arbeitenden Naturforschern an. Aber wir sollen uns hüten, den Gedanken, „den wir selbst nur schüchtern auszusprechen wagen", allem Volke vorzulegen. — Ist das nicht eine Trompete zum Rückzug? Warum hör' ich so sonderbaren Ton? Die Sozialisten haben mit den Darwinianern Fühlung genommen; sie thaten wohl daran, Herrn Virchow schmerzt aber diese Thatsache — und darum stellt er die Descendenz-Lehre wieder unter die Glasglocke, in den Schrank der Wissenschaftszünftler und gibt der Welt sein Votum dahin ab, daß dieses Ding unter der Glasglocke ein Gemisch von Gift und gesunder Nahrung sei. Weil Häckel die Plastidul-Theorie aufstellte und weil die Plastidule ebensowenig bewiesen werden kann, als ihre Seele, und weil Häckel zufällig ein braver Darwinianer ist, und weil alle Darwinianer Anhänger der Abstammungslehre schlechtweg sind — so ist die Theorie der Abstammung auch noch nicht bewiesen. — Sonderbare Logik!

Die Naturwissenschaft unserer Tage sagt, daß die Abstammungslehre bewiesen sei. Das ist kein Zunftgeheimniß mehr; das lesende Volk (vorab die Sozialisten) hat davon Notiz genommen. Es ist kein bloßes „Glauben" mehr, sondern bei jedem Biologen, der nur einigermaßen die Grundzüge seiner wissenschaftlichen Disciplin zu übersehen vermag, ist die Descendenz zum Wissen geworden und der Gedanke daran in Fleisch und Blut übergegangen.

Das Gleiche kann man noch nicht von der Darwin'schen Zuchtwahllehre behaupten. Wenn die Abstammung des Höhern vom Niedrigern, wenn der blutsverwandschaftliche Zusammenhang zwischen der jetzigen und zwischen der vorweltlichen Pflanzen- und Thierwelt durch tausend und abertausend Thatsachen bewiesen ist, so ist die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein erst ein Versuch, das Wie, die Art und Weise des Umwandlungsprozesses (Transmutation), das Wie des Entwickelns vom Niedrigorganisirten zum Höhern zu erklären. Man kann über die Tragweite dieser Zuchtwahllehre und über deren Beweiskraft zweierlei Ansicht sein, ohne indeß im einen oder im andern Falle auch nur einen Augenblick an der Wahrheit der Abstammung zweifeln zu müssen. Die meisten Anhänger der Descendenzlehre sehen in Darwin's Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein ein Postulat des gesunden Menschenverstandes, und sie glauben, daß diese Darwin'sche Lehre im engern Sinne vollständig hinreicht, um alle Thatsachen in der Geschichte unserer Pflanzen- und Thierwelt auf natürliche Weise und allein vernunftgemäß erklären zu können. Das sind die sogenannten „Darwinianer sans phrase". — Aber es gibt auch eine Anzahl ganz hervorragender Naturforscher, welche von der Wahrheit der Abstammung vollständig überzeugt sind, ohne der Darwin'schen Zuchtwahllehre jene hohe Bedeutung beizumessen, die vielmehr der Ansicht sind, daß Darwin's Gedanke nicht hinreicht, um alles zu erklären, was er zu erklären wünscht. Hierher gehört z. B. einer der berühmtesten Pflanzen-Physiologen unseres Jahrhunderts, Prof. Dr. Carl Nägeli in München, auf dessen Vortrag an der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wir in einem folgenden Artikel aufmerksam machen werden. So dürfen wir sagen: alle Biologen unserer Zeit, welche den neuern Forschungen auf dem Gebiete der verschiedenen Disciplinen zu folgen vermochten, sind in **dem** Gedanken einig — die Darwin'sche Zuchtwahllehre mag stehen bleiben oder fallen: die Abstammungslehre wird für alle Zukunft bleiben, weil sie bewiesen ist.

Einen beträchtlichen Schritt weiter als Darwin ist Häckel gegangen, welcher einen geistreichen und zum mindesten durch die Anregung sehr nützlich gewordenen Versuch machte, den Darwin'schen Gedanken nach oben und unten für die Gesammtbiologie zu erweitern. Er kam dabei — allerdings durch naturphilosophische Spekulationen geleitet — zu dem Gedanken des Monismus, der im Gegensatz zu den Dualisten Geist und Materie als Einheit, als untrennbares Ganzes auffaßt und zwar derart, daß wir Thierseele und Menschengeist nur als Summe von Kraftäußerungen aufzufassen hätten, welche im thierischen Nervencentrum durch günstige Kombination von Atomen bei ihrer gegenseitigen Bewegung ausgelöst werden. Häckel hat in seiner Kohlenstoff-Theorie, welche Virchow so lächerlich zu machen suchte, den ersten Versuch zu Stande gebracht, die in der bisherigen Naturauffassung vermeintlich existirende Schranke zwischen den sogenannten belebten und den leblosen Naturkörpern niederzureißen. Konsequenterweise gelangte er bei diesem naturphilosophischen Exkurs zu der Annahme, daß alle Atome, gleichviel ob sie einem leblosen oder belebten Körper angehören, Empfindungsvermögen besitzen. Die Summe der in einem Plasma-Molekül vereinigten Atome besitzt nach Häckel das, was er Plastidul-Seele nennt. Und diese Plastidul-Seele Häckels wird nun von Virchow dem Darwinismus, oder dem Abstammungsgedanken schlechtweg, auf's Kerbholz geschrieben. Wo steht denn geschrieben, daß sich alle Darwinianer zur Häckel'schen Plastidule bekennen? Woher nimmt sich Virchow die Freiheit, mit dem Schreckbild der Plastidul-Seele gegen die Ausbreitung des Abstammungsgedankens zu Felde zu ziehen? Wer hat jemals gesagt, daß sich die Anhänger und Apostel der Abstammungstheorie mit der Häckel'schen Plastidul-Lehre solidarisch erklären? Gewiß ist dies noch keinem Sterblichen eingefallen — und dennoch manipulirt Virchow so, als ob sämmtliche Sünden, oder sagen wir besser: die vermeintlichen Sünden des tapfern jenenser Streiters in's Schuldbuch der Abstammungslehre geschrieben werden müßten. Wir aber sagen, ohne uns von Häckel, den wir hoch verehren und als einen der verdientesten Biologen und Philosophen unseres Zeitalters betrachten, loszusagen: „Der Häckel'sche Monismus, seine Kohlenstoff-Theorie und die so übel empfangene Plastidul-Seele — sie mögen stehen bleiben oder fallen: die Wahrheit der Abstammungslehre ist und bleibt für alle Zeiten bewiesen und die moderne Naturwissenschaft hat das Recht, ihre Aufnahme in den Lehrstoff der Volksschule zu verlangen.

Wenn Virchow erklärt, daß das, was als vollkommen gesicherte wissenschaftliche Wahrheit betrachtet werden kann, auch in den wissenschaftlichen Schatz der Nation und zwar durch die Volksschule aufgenommen werden müsse, so gilt dies in allererster Linie von der Abstammungslehre, welche keineswegs identisch ist mit der Darwin'schen Zuchtwahltheorie oder dem Häckel'schen Monismus.

Wir, die wir an der Markscheide zwischen dem Zeitalter der mosaischen Schöpfungsmythen und demjenigen der natürlichen Abstammungslehre stehen, wir dürfen die Volksschule in der kritischen Zeit des Ueberganges von einer Weltanschauung zur andern nicht leer ausgehen lassen, nicht dem blinden Zufall, nicht der Willkür zudringlicher Pfaffen oder der Unwissenheit furchtsamer Lehrer preisgeben.

Von allen Fragen, welche die Menschheit von ihrem Kindeszeitalter an bis auf unsere Tage am intensivsten beschäftigten, steht die Frage nach unserem eigenen Ursprung oben an. Dichtung und Sage haben sich zu allen Zeiten dieser wichtigsten aller Fragen bemächtigt. Bald sind Götter vom Himmel gestiegen und sind zu Menschen geworden oder haben Menschen gezeugt, bald hat sich die Erde aufgethan, um den Beherrscher unseres Planeten an's Licht zu fördern, bald hat ein Gott rothe Erde oder Lehm

zur Menschengestalt geformt und ihm, dem Erdenkloß, die Seele eingehaucht — jedes Volk und jedes Zeitalter hat sich eine Antwort auf die Frage gesucht, woher stammt die lebendige Natur, woher sind wir, die wir mitten drin stehen?

Moses hat eine Antwort hinterlassen, die den Juden und Christen für mehr als drei tausend Jahre Genüge leistete. Aber wir kommen heute mit Moses nicht mehr aus. Sein Wort ist vor dem Richterstuhl der wissenschaftlichen Kritik zum Mährchen geworden — und dennoch lebt dieses Mährchen noch als „Wahrheit" in den Lehrbüchern unserer Volksschulen und Staatskirchen.

Wir sind so undelikat, Herrn Virchow zu fragen, ob er weiterhin dulden will, daß man unsern Schulkindern die Mährchen von Moses und den Propheten als Wahrheit auftische. Er weiß so gut wie wir, daß es niemals eine mosaische Schöpfungswoche gab; er weiß so gut wie wir, daß es keinen ersten Menschen, keinen Adam und keine Eva gab; er weiß so gut wie wir, daß die Wissenschaft das Alter des Menschengeschlechtes nach Jahrhunderttausenden berechnet, während der mosaische Adam kaum 6000 Jahre hinter uns liegen würde, wenn die Bibel wahr berichtete.

Virchow weiß so gut wie wir, daß es keine erste vollkommene Pflanzen- und Thierwelt, keinen ersten vollkommenen sündenreinen Menschen gab, sondern daß die organische Welt auf unserem Planeten mit niedrigsten, einfachsten Lebewesen begann und daß erst im Verlaufe von Jahrmillionen, nach und nach höhere Formen aus niedrigen hervorzugehen vermochten. Er weiß so gut wie wir, daß es ein Frevel am Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl, ein Frevel an der empfänglichen Kindesseele ist, wenn heute noch und in Zukunft der Staat es duldet, daß das weiche Gehirn der jungen Generation mit Unwahrheiten gemißhandelt und für späteres gesundes Denken verdorben wird.

Virchow muß wollen, daß mit dem Mosaischen Mährchen in allen Staatsschulen ein für allemal gebrochen wird.

Virchow muß wollen, daß alle dogmatisch-religiösen Einflüsse von der Schule ferngehalten werden.

Virchow muß wollen, selbst wenn er den Sozialisten in die Hände arbeitete, daß an die Stelle von Unvernunft die Vernunft, an die Stelle von Unwahrheit die Wahrheit, an die Stelle des Schädlichen das Nützliche, an die Stelle der Geistesunfreiheit die Geistesfreiheit gesetzt werde.

Aber Virchow will nicht. Warum? Weil es eine Häckel'sche Plastidul-Seelentheorie oder eine Plastidul-Psychologie gibt.

Aber wer in aller Welt behauptet denn, daß mit der Einführung der Abstammungslehre in die Volksschule gleichzeitig die Gesellschaft „Kohlenstoff & Cie.", und gar Plastidul-Psychologie den Schuljungen und Mädchen vorgetragen werde? — Niemand.

Oder will Virchow wirklich wegen der Möglichkeit, daß ein ungeschickter oder taktloser Lehrer einmal während einer Lehrstunde in „Plastidul-Seelen" machen könnte, lieber den alten schädlichen Kram von Paradies und Sintfluth und Noa's Menagerie, von Susanna und von Jonas im Bauche des großen Meerfisches und all die dogmatisirten religiösen Mythen in der Volksschule beibehalten? —

Der Pädagoge wird uns fragen, ob denn kein anderer Ausweg denkbar sei, als der des religiösen oder des wissenschaftlichen „Glaubens". In seiner theilweise begründeten Angst wird derselbe Pädagoge vielleicht gar auf den Gedanken verfallen, von Schöpfungsgeschichte im einen oder im andern Sinne garnichts in die Schule zu bringen. Das wäre allerdings sehr vorsichtig und möchte demjenigen am klügsten erscheinen, welcher von religiösen Dogmen ebensowenig, als vom Häckelismus befangen ist. Allein dieser Vorsichtige machte in diesem Falle die Rechnung ohne den Wirth.

Ganz ebenso, wie jedes Volk in seiner Jugendzeit sich nach dem Ursprung der Dinge umsah und bei seinen Priestern und Dichtern oder bei seinen Aeltesten oder Gesetzgebern eine Antwort holte, ganz ebenso wißbegierig, fragend, grübelnd und träumend verhält sich das Kind in unserer Volksschule. Niemand mehr, als aufmerksame Eltern und erfahrene Volkslehrer, weiß von der Unmöglichkeit einer Praxis zu erzählen, derzufolge dem Schuljungen eine das kindliche Gemüth befriedigende Antwort auf die Frage „woher die belebte Natur?" vorzuenthalten wäre. Es hieße, den Born der jugendlichen Phantasie in Fesseln schlagen wollen, wenn man jene Fragen verbieten oder durchaus unbeantwortet lassen wollte.

Diese oder jene Schöpfungsgeschichte wird also nolens volens in der Volksschule gelehrt werden müssen. Nun gibt es allerdings keine andere Alternative, als die: Entweder Moses und die Propheten — oder aber Abstammungslehre.

Die Ersteren kann kein ehrlicher Mensch mehr mit Ernst dulden wollen, wenn er über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Wahrheiten instruirt ist. Es bleibt somit nur die Deszendenzlehre.

Wenn diese aber, wie wir gezeigt haben, unbedingt in den Lehrstoff der Volksschule aufgenommen werden muß, so gehen wir wieder mit Virchow darin einig, wenn er sagt, daß es nicht Sache der Pädagogen sei (wie Häckel meint), zu entscheiden, in welcher Reihenfolge, in welchem Maß und in welcher Form dies in unseren Schulen zu geschehen habe. Auch wir sind der Ansicht, daß man mit großer Vorsicht diesen neuen Lehrstoff in der Volksschule zu behandeln, namentlich alles Problematische aus der Abstammungslehre für jene Unterrichtsstufe fernzuhalten und nur das durch Paläontologie und Geologie Bewiesene, sowie das Unzweifelhafteste aus der biologischen Entwicklungsgeschichte und der Systematik in den neuen Schöpfungsbericht aufzunehmen habe.

Die Bearbeitung eines derartigen Ersatzes für die Mosaische Schöpfungsgeschichte müßte einem Kongreß anerkannter, gewissenhafter Fachmänner übertragen werden, welche mit den wissenschaftlichen Disziplinen der lebenden und der vorhistorischen Schöpfung in intimster Wechselbeziehung stehen. Daß es zugleich bewährte Pädagogen sein müßten, welche das Wieviel und das Wie der zu bietenden Materie mit Takt zu bestimmen hätten, das braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Uns genügt es, an dieser Stelle die Nothwendigkeit der Einführung unserer von der exakten Forschung tausendfach bewiesenen Abstammungslehre in die Volksschule entgegen dem Virchow'schen Votum dargelegt zu haben.

Und wenn die Reaktion abermals an tausend Enden ihr drohend Medusenhaupt erhebt; wenn Aeltere beginnen, verzagt zu werden; wenn Jüngere auf den reaktionären Ruf zur Umkehr hören; wenn die Konservativsten über ein Virchow'sches Votum sich vergnügt die Hände reiben und die Pfafferei der Gegenwart fast siegesbewußt die Weihrauchkessel schwingt und der Aufklärung höhnend die Nase dreht: so haben wir die tröstliche Wahrheit als Ersatz:

> Trotz des Abschwurs, den Galileo Galilei der Inquisition leistete, hat sich Mutter Erde die Freiheit ihrer Bewegung erobert und ist — den Schuljungen zur Freude — auf ihrer Bahn verblieben. Moses und die Propheten stehen nicht wieder auf; aber die Abstammungslehre wird ihren Einzug in die Volksschule halten

Dr. A. D.-P.

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von **M. Willich.**

(Schluß.)

Nun war im allgemeinen eine feste Sprachgestalt geschaffen, die sich in immer weiterem Umfange Geltung verschaffte, allerdings nicht ohne daß kleinere Fehden hie und da immer noch über diesen Punkt sich entspannen und durchgekämpft wurden, aber allemal zu Gunsten der schon übermächtig gewordenen Sprachrichtung. So stand es im 17. Jahrhundert.

Gottsched, dem man erst neuerdings wieder gerecht zu werden angefangen hat, der für seine Zeit gewaltig viel galt, so daß man ihn nicht mit Unrecht einen Sprach- und Geschmacksdiktator genannt hat, machte seine Autorität auch für das „Obersächsische", wie er es nennt, geltend. In seiner auch nach dieser Richtung sehr einflußreichen „deutschen Sprachkunst" sagt er: „Ganz Deutschland ist längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Mitteldeutschland hat bereits den Ausspruch gethan, daß das mittelländische (vergl. oben das mittre D.) oder obersächsische die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall,

von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland und von Schleswig bis Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen sucht." Auch er, der Preuße (er war bei Königsberg geboren), spricht scharf und deutlich aus, daß seit der Glaubensreinigung der Sitz der Gelehrsamkeit Obersachsen geworden sei, besonders durch die hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle; ferner würdigt er auch die Bedeutung des von Frankfurt am Main immer mehr nach Leipzig übersiedelnden Buchhandels, sowie er zu historischer Begründung speziell erwähnt, „daß, weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedrucket worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt die Oberhand bekommen."

Als Beweis für die hohe Geltung Gotischeds in sprachlichen Dingen sei angeführt, daß seine „Deutsche Sprachkunst" zum Erlernen des Deutschen für Franzosen in's Französische übersetzt, von ihm selbst durchgesehen, in Straßburg herausgegeben ward. In Süddeutschland war sie allgemein verbreitet, ebenso im Osten in Oesterreich, wo eine schwächliche Gegenanstrengung von Wien aus in Szene gesetzt wurde, natürlich ohne jeglichen Erfolg. Ein Herr von Antesperg gab dem dort auftauchenden Streben, von der Reichshauptstadt aus die deutschen Lande für ein „kaiserliches Deutsch" zu gewinnen, einen konkreten Ausdruck durch eine 1747 erschiene „kayserliche deutsche Grammatik"; ein in derselben in Aussicht gestelltes „kayserlich deutsches Wörterbuch" ist nie erschienen, weil der ganze Plan bei dem dermaligen Stande der Dinge sofort beim Auftauchen als ein todtgeborenes Kind bezeichnet werden mußte. An Gottsched selbst schreibt ein österreichischer Dichter nicht nur, daß dortselbst Gottsched's Grammatik im Buchhandel „haufenweis" abgehe, so daß das Deutsche nunmehr auch sich bessern werde, — er theilt auch mit, man gehe in Wien damit um, einen Lehrstuhl für deutsche Sprache zu errichten, den ein Sachse einzunehmen habe, ja höchsten Orts dachte man an ihn, Gottsched selbst, „um durch Sie", wie sein Korrespondent ihm schrieb, „den Grund zu der Verbesserung der Teutschen Sprache allhier zu legen." Da gab es allerdings keine Aussicht auf ein Durchdringen der kaiserlichen deutschen Sprache und Grammatik!

Gottsched's Gegner auf dem literarischen und ästhetischen Felde, die schweizer Kunstrichter Bodmer und Breitinger, suchten zwar auch den anderen Provinzen bis zu einem gewissen Grade ihr Recht zu wahren, doch äußert sich letzterer über diesen Punkt wie folgt: „Unter den vielen Provinzen Deutschlands hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgeschicktesten, in sonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Kurfürsten Friedrich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergetzen der Sinne ist am weitesten gegangen und hat sich auch auf das Gehör erstreckt; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und der Deutlichkeit der Wörter mit anderen Mundarten schon geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andere Aussprachen in Deutschland behauptet." Und in der Vorrede desselben Buches, der „Kritischen Dichtkunst", meint Bodmer: „Soviel mir bekannt ist, hat Meißen das beste Recht von anderen Provinzen Deutschlands zu fordern, daß sie ihre eigne Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allermaßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen anderen aufweisen kann, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind," und in diesem Tone wird fortgefahren, das Verderben läge meist in der schlechten Aussprache, die den schweizer Worten eine Härtigkeit gebe, an der sie keine Schuld hätten und „die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimiert werden." Er schlägt vor, daß man allerwärts das meißnische Ohr und die meißnische Zunge sich aneignen möchte und will schließlich zum Guten reden, freilich nicht ohne hie und da seine Spitze gegen Gottsched zu kehren: „Ob der Verfasser zwar kein Meißner und was noch schlimmer, ein Schweitzer ist, so hat er es doch als ein Mensch geschrieben." Seine Uebersetzung des „verlorenen Paradieses", eines Epos des Engländers Milton, hat Bodmer von einem Obersachsen revidiren lassen, ebenso wie sein Landsmann, der treffliche und gelehrte Haller, nachdem er durch seinen Aufenthalt in Deutschland sein Ohr geschärft hatte, sich wohl hütete, seine Muse schweizerisch reden zu lassen.

Den schärfsten und entschiedensten Vertreter fand aber „das neuere Hochdeutsch oder Obersächsisch" in Adelung, der dieses „die gesellschaftliche Sprache der oberen Klassen der ausgebildetsten Provinz" nennt. Man solle, falls man an der Wahrheit dieser Behauptung zweifle, nur nach dem südlichen Chursachsen kommen, und man werde finden, daß das gute Hochdeutsch nirgends so allgemein, wie hier, selbst von den niedersten Klassen gesprochen werde, daher es wohl hier kein Fremdling sein kann. Die hier bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmackes und der Sitten haben sich von hier über alle deutschen Provinzen verbreitet, die dieselben aufzunehmen fähig waren, und in dem Maße, als sie dies waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmackes war als alles übrige. Adelung fand allerdings auch Widerspruch, jetzt ist er ebenso wie Gottsched beinahe vergessen, ja unverdientermaßen mehr geschmäht, als gekannt. Er ist nicht ohne einige Uebertreibungen, aber sein wirklich ernstes, überzeugungsvolles Streben verdient keinen Spott und Hohn, am wenigsten von solchen, die seine Arbeiten nie in der Hand hatten. Jean Paul Richter macht sich einmal in der „Vorschule der Aesthetik" über ihn und seine „meißnischen Klassen" als die preisausschreibenden Sprachmächte 2c. 2c. des Deutschen lustig; die übrigen großen Dichter stehen ihm meist gleichgiltig gegenüber. Hier handelte es sich ja auch um ein fait accompli, um eine abgeschlossene Thatsache, ein weiterer Streit wäre einer um des Kaisers Bart gewesen.

Interessant dürfte jedoch noch eine Stelle in Goethe's Wahrheit und Dichtung sein, geschrieben im Jahre 1810. Dort heißt es:

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt."

Wir dürfen wohl hinter verschiedene Punkte dieses Satzes, die zu stark aufgetragen sind, ein bescheidenes Fragezeichen setzen.

Durch Wilhelm Grimm ist die folgende mündliche Aeußerung Goethes bezeugt: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist." So hatt denn der „Bär" auch in der Unterhaltung seine angeborne Mundart nie verleugnet, und die Norddeutschen haben sie ihm auch angehört. Uebrigens hatte Goethe selbst in Leipzig einen Bildungskursus durchzumachen, in welchem besonders die jungen und alten Damen eine große Rolle spielten und dessen eingedenk er vielleicht später im Faust das bekannte Lob Leipzigs niederschrieb: Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute. Soweit sich Goethe gegen eine Vergewaltigung der mündlichen Rede nach einem bestimmten Muster als einer Unnatur wendet, hat er Recht, aber Unrecht hat er, wenn er von einer förmlichen Tyrannei spricht auf dem Gebiete der Schriftsprache: hier ist der Prozeß ganz organisch vor sich gegangen, ohne Dekrete einer Akademie oder irgend welche Hülfsmittel; die Dinge selbst brachten die Lösung der Aufgabe mit sich und er selbst, wie auch Schiller, benutzten trotz alledem und alledem Gottsched's einschlagende Werke.

Von Schiller zum Schluß noch einen Doppelvers aus einer Reihe von Sinngedichten, betitelt „Die Flüsse" (Deutschlands), worin die Elbe redend eingeführt wird: All ihr andern, ihr sprecht nur Kauderwelsch — unter den Flüssen Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Aber auch diese Polemik ist mehr auf die übertriebenen Verehrer des Meißnischen, welche ihre „Bildung" in einer andere verletzenden Weise zur Schau tragen, gerichtet, als gegen die Sache selbst: auch Schiller holte sich, wie schon bemerkt, in zweifelhaften Fällen bei Gottsched Rath.

Heutigen Tages ist nun die Frage keineswegs mehr eine brennende, die Spracheinheit ist zur Wirklichkeit geworden, sie ist vollzogen und die Akten sind geschlossen. Höchstens pflegt man hie und da Erörterungen über den Werth der verschiedenen Aussprachen des Neuhochdeutschen, bei denen oft die hannöversche besondere Anerkennung findet: ob und mit welcher Berechtigung dies geschieht, das zu untersuchen ist hier nicht unsere Aufgabe. Aus dem Gemeindeutsch des Mittelalters, jenem Mitteldeutsch, hat sich das Neuhochdeutsche entwickelt und hat lebensfähig und siegreich alle Anfeindungen überdauert, es hat jetzt in allen Gauen des deutschen Landes anerkannte Geltung — annektirte Länderstrecken gelten für unsere sprachgeschichtliche Untersuchung eben nicht als deutsche Gaue — und neue tiefgreifende Umgestaltungen, welche das jetzt Feststehende und Geltende in Frage stellen könnten, dürften wohl kaum zu befürchten sein.

Parlamentarier.

III.

In unseren bisherigen Notizen haben wir zwei christlich-germanische Konservative vorgeführt, die auf der Basis des evangelischen Christenthums Recht und Gesetz formuliren wollten. Als ein nothwendiges Bindeglied in der ganzen konservativen Kette führen wir heute eine weniger bekannte, aber ebenso wichtige Persönlichkeit wie Stahl und Gerlach unseren Lesern vor: den katholisch-konservativen Abgeordneten Ferdinand Walter.

Derselbe war 1794 in Wetzlar geboren, seit 1821 Professor in Bonn; 1848 Mitglied der preußischen Nationalversammlung; 1849—50 Mitglied der preußischen ersten Kammer.

Walter ging in seinem spezifisch katholischen Wesen so weit, daß er ein eifriger Verehrer des heiligen Rockes zu Trier war, und dennoch, oder vielleicht grade deshalb, schien er zum Vermittler zwischen den Ultramontanen und dem christlich-germanischen Staate berufen. Beide religiös-politischen Richtungen kennen nur einen rothen Faden, der sich über die ganze Erde hinzieht und allenthalben nutzbare Materialien zu dem gottgefälligen Bau aus den Tiefen überwundener Zeitalter herausfischt: den Autoritätsglauben. Deshalb noch sind sie weit entfernt, das Judenthum zu hassen — als Dritten im Bunde begrüßen sie sogar sehr gern den orthodoxen Juden, und selbst Lasker in seiner kindlichen Frömmigkeit wäre ihnen genehm gewesen. Sie wandten sich nur gegen die modernen, abgefallenen Juden und — Christen.

Selbst wenn Walter, der praktischer war, besonders wo es die unmittelbaren, rein materiellen Interessen des Volkes galt, sich bei solchen Gelegenheiten bis an die Grenzen der damaligen sozialistischen Anschauungen wagte, so ließ er doch niemals, ähnlich wie die jetzigen Klerikalen, die Annäherungspunkte mit den evangelischen Konservativen aus dem Auge — er wußte wohl, daß sie ihm immerhin näher standen, als die Liberalen, die den Autoritätsglauben vernichten wollten.

Er wußte deshalb seine Vorschläge, die auf die materiellen Interessen gerichtet waren, auch immer so harmlos vorzubringen, daß die Menge an seinen guten Willen glaubte, die christlich-germanischen Kollegen in der Kammer dieselben aber nicht fürchteten.

In der preußischen Nationalversammlung brachte er einmal bei Berathung der Justizgesetzgebung den Antrag ein: „Jeder Verwandte und Freund hat freien Zutritt zu dem Inquisiten.“ Die ganze Rechte war erstaunt, der Abgeordnete Reichensperger, der sich bei der jüngsten Berathung der Justizgesetze im gegenwärtigen deutschen Reichstage den Anstrich der Freisinnigkeit gab, stürzte auf die Tribüne und erklärte, daß dann für die Justiz das letzte Stündlein geschlagen hätte.

Walter aber hatte den Antrag auf die Massen berechnet, er wußte wohl, daß derselbe nicht angenommen werden würde, und jetzt steht der vornehme Reichensperger ganz auf dem Standpunkte Walters, auch er berechnet bei seinen Oppositionsreden immer den Eindruck, den dieselben auf das katholische Volk machen.

Mit der Anhänglichkeit an den christlich-germanischen preußischen Staat war es dem Professor Walter völlig ernst, doch nur deshalb, weil er in ihm den Beschützer auch der katholischen Interessen erblickte. Als er nämlich glaubte, daß die deutsche bürgerliche Revolution 1848 siegen würde, da agitirte er sofort für Losreißung der Rheinprovinz von Preußen, für Köln als Hauptstadt des rheinischen Kurfürsten und für ein deutsches Reich unter einem Kaiser, der am liebsten dem habsburgischen Hause entstammen sollte.

Doch als die Krisis vorüber war, stand er wieder unwandelbar fest bei den Männern des christlich-germanischen Staats — er bereute tief den einzigen Irrthum in seinem Leben.

Eine Wahl zum erfurter Parlament, welches die norddeutsche protestantische Union, als einen Gegensatz zum katholischen Süden, feststellen sollte, nahm er nicht an. Im Jahre 1859 ist Walter in Bonn gestorben.

Betrachten wir die Stellung Walters, so sehen wir sofort, daß er ein tüchtiger Vorläufer der Herren Windthorst und Genossen war, welche auch nicht vor einem Bündnisse mit den christlich-germanischen Konservativen (von Gerlach war ja ein Fraktionsgenosse) zurückscheuen trotz ihrer freiheitlichen Phrasen. H.

Die Libellen. (Bild Seite 64.) Die bedeutendsten und interessantesten unserer Netzflügler sind die Libellen oder Wasserjungfern, von Oken unter dem Namen Schillebolde oder Teufelsnadeln beschrieben. Diese Namen sind aber nicht so zutreffend, als die Bezeichnung des allzeit praktischen Engländers für diese Thiere. Er nennt sie „Dragonflies“ (Drachenfliegen) und hat damit ihr Wesen und Treiben trefflich gekennzeichnet. Die schillernden, flinken Insekten gehören nämlich zu den größten Räubern, die ununterbrochen fangen und wegschnappen, was nur in ihre Nähe kommt. Schmetterlinge, Fliegen und andere Insekten sind keinen Augenblick sicher vor ihren Angriffen. Vom Mai an bis in den Herbst hinein treiben sie ihr Raubwesen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, fehlen weder im Norden noch im Süden. Im ganzen kennt man gegen 1000 bis 1100 Arten, von denen in Europa etwa 100 einheimisch sind. In den heißen Ländern sind sie reichlicher vertreten, aber nur wenige sind größer und schöner als die unsrigen. Wie alle Insekten, so machen auch die Libellen eine Verwandlung durch, ehe sie uns als die farbenschillernden Flieger erscheinen. Das Weibchen setzt seine Eier entweder direkt in's Wasser ab, oder schneidet mit seiner kurzen Legeröhre Wasserpflanzen an, um seine Eier unterzubringen. Aus ihnen entwickeln sich nach einiger Zeit die Larven, die im Wasser ihren Aufenthalt haben. Sie können auch schon jetzt ihre räuberische Natur nicht verleugnen, sondern wüthen mit unersättlicher Gier unter all' dem übrigen Geschmeiß, das im Wasser lebt. Mehrmals streifen sie die alte Haut ab und ersetzen sie durch eine neue, ja sie häuten sich selbst noch dann, wenn bereits die Flügelstumpfe vorhanden sind. Wie lange eigentlich der Larvenzustand bei den einzelnen Arten andauert, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden, wahrscheinlich nimmt aber die Entwicklung die Zeit eines Jahres in Anspruch, so daß die Ueberwinterung stets im Larvenzustande erfolgt. Fühlt die Larve die Zeit herankommen, wo sie das nasse Element mit dem blauen Aether vertauschen kann, so kriecht sie an einer Binse oder einer andern Wasserpflanze empor; oftmals hat sie sich jedoch zu früh aus dem Wasser entfernt, so daß sie noch einmal in dasselbe zurückkehren muß. Hat sie sich jedoch einmal draußen festgesetzt, so dauert es auch nicht mehr lange, bis die Haut auf dem Rücken entzweiplatzt und das Thier sich aus seiner letzten Larvenhülle herausarbeitet. Ist dieser Akt vollendet, so ist die neugeborne Seejungfer noch keineswegs befähigt, sich hoch in die Lüfte aufzuschwingen. Die Flügel sind noch naß und eingeschrumpft, längs und quer zusammengefaltet. Zusehends glättet sich eine Falte nach der andern, in der Zeit von einer halben Stunde sind sie völlig ausgebreitet. Aber noch sind sie weich und schlaff, erst nach zwei bis drei Stunden sind sie zum Fliegen tauglich. Dann erhebt sich das Insekt in die Lüfte, um mit noch größerer Ausdauer und Gewandtheit als bisher das Räuberleben des vorigen Zustandes fortzusetzen. Ohne uns hier auf eine Unterscheidung der verschiedenen Arten einzulassen, sei nur bemerkt, daß die Gattungen Calopterix, Agrion, Aeschna und Libellula bei uns am häufigsten sind. Die beiden ersten Gattungen umfassen die kleineren Arten, während die größeren und wilderen Arten den letzten zwei Gattungen angehören. Unsere größte Libellenart ist die am Hinterleibe grün oder blau gescheckte große Schmaljungfer (Aeschna grandis). Nicht selten sind ferner die beiden Plattbaucharten Libellula depressa und L. quadrimaculata, erstere von gelbbrauner Grundfarbe, an den Rändern mit gelben Flecken oder schön himmelblau bereiftem Hinterleibe beim Männchen, letztere fast von derselben Zeichnung, nur kein blau angelaufenes Männchen. Von den kleineren Arten ist die gemeine Seejungfer (Calopterix virgo) am häufigsten. Das Weibchen hat braune Flügel und einen metallisch smaragdgrünen Körper, das Männchen dagegen erscheint durchaus stahlblau. Bisweilen treten einzelne Arten in so ungeheuren Mengen auf, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie unternehmen dann auch wohl regelmäßige Züge, deren man seit 200 Jahren mehr als 40 verzeichnet hat. Meist bestanden sie aus der vierfleckigen Plattbauchart, einigemale auch aus Libellula depressa, einmal auch aus einer Art der Schlankjungfern (Agrion), welchen wir unseren Lesern im Bilde vorführen. Forscher, die solche Libellenzüge beobachtet, sprechen allgemein mit Bewunderung von der Regelmäßigkeit des Zuges. Der um die Naturgeschichte der Libellen hochverdiente Naturkundige Hagen, der im Juni 1852 einen Zug bei Königsberg beobachtete, schreibt darüber: „... Die Libellen flogen dicht gedrängt hinter- und übereinander, ohne von der vorgeschriebenen Richtung abzuweichen. Sie bildeten so ein etwa sechzig Fuß breites und zehn Fuß hohes lebendes Band, das sich um so deutlicher markirte, als rechts und links davon die Luft rein, von Insekten leer erschien. Die Schnelligkeit des Zuges war ungefähr die eines kurzen Pferdetrabes, also unbedeutend im Vergleich mit dem reißenden Fluge, der sonst diesen Thieren eigenthümlich ist. Der Zug dauerte in derselben Weise ununterbrochen bis zum Abend fort; eine Schätzung der Zahl der Thiere mag ich mir nicht erlauben. Die Ursache dieser Züge ist noch nicht aufgeklärt. Die Regelmäßigkeit derselben, die dem Naturell jener rastlos umherschweifenden Thiere widerspricht, bedingt allerdings einen bestimmten Zweck.“ Der von Hagen beobachtete Zug nahm seinen Ursprung aus einem Teiche bei Dewan, eine viertel Meile von Königsberg. Die Färbung des Körpers und die Beschaffenheit der Flügel ließ erkennen, daß die Thiere erst an demselben Morgen die Verwandlung überstanden hatten. Wohl zu unterscheiden von solchen Zügen sind die Libellenschwärme, die man in manchen Jahren an einzelnen Gewässern wahrnimmt, besonders wenn ein kaltes Frühjahr ihre Entwicklung verzögert hat und einige warme Tage plötzlich die Verwandlung zuwege bringen. H. St.

Waldidylle. (Bild Seite 65.) Der alte Herr Förster muß eine sehr gute Haut sein, daß die kecken jugendlichen Holzfrevler vor ihm nicht nur nicht Reißaus nehmen, sondern grade so thun, als ob sie in ihrem Rechte wären, wenn sie ganze Arme voll Holz und Reisig zu einem lustigen Feuerchen zusammenschleppen. Freilich scheint der barfüßige Schelm mit dem Feuerbrand auch die schwache Seite des gutmüthigen Waldbeherrschers getroffen zu haben: die Pfeife ist ihm bei seinen Waldgängen gewiß ganz unentbehrlich, und die vertrackten Reibhölzer vergißt man gar so leicht, wenn man den Kopf von tausenderlei andern Dingen voll hat. Während der Bursch vor dem Förster den brennenden Ast ganz ernsthaft und beinahe mit militärischer Steifheit präsentirt, schaut der das Holz haufenweis herbeischleppende andre Bub' förmlich verklärt darein — die Keckheit des Gespielen gefällt ihm gar zu gut! Der Dritte am Erdboden ist aber nicht so leicht aus seiner philosophischen

Gelassenheit herauszubringen — Pah! den gutmüthigen Alten kennt er schon, der thut ja außer seinen Hasen und Rehen, seinen Schnepfen und Rebhühnern keiner Fliege was zu Leid! Die beiden Mädchen sammt dem kleinsten Buben am Feuer fühlen schon eher etwas Scheu; das Bübchen greift sogar zu dem bei Kindern wohlbewährten Palliativmittel in allen Verlegenheiten — es steckt den Finger in den Mund! Indessen begrüßen sich die Hunde in ihrer Weise. Der Hühnerhund neigt sich huldvoll und sympathisch zu dem Spitz, der für die Gänse des Dorfes eine Respektsperson ist; dem Dachs jedoch will die Annäherung der beiden nicht recht gefallen — ist doch der Große sein langjähriger Berufsgenosse und Freund, auf dessen Zuneigung er sogar ihrem beiderseitigen Herrn gegenüber zuweilen eifersüchtig zu werden im Stande ist. Im ganzen ist das Bild ebenso harmlos als lebensvoll und lebenswahr — eine rechte, ächte Idylle! G.

Rösselsprung-Charade von Ch. Dupein.

fahr	kein	le	be	spiel	ter	gem	gar
fern	ihm	ge	rei	den	bringt	auch	sinn'
ist	das	sil	den	mehr	ge	oft	sen
das	heut	fehlt	in	te	freun	ses	un
gan	ter	drit	de	mal	ter	jä	viel
die	er	ze	paar	ger	hofft	sten	die
rei	die	sil	e	zählt	zum	euch	und
ste	neu	der	bringt	ben	welt	daß	er

NB. Die Lösung des Rösselsprungs ergibt eine dreisilbige Charade, die dann wieder zu lösen ist.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

Von Fabian Landau.

(Fortsetzung.)

Spiel-Einleitung.

Der Zweck des Spiels ist, den feindlichen König gefangen zu nehmen („matt" zu setzen); doch hört das Spiel schon auf, wenn ein König angegriffen wird und es ihm unmöglich ist, sich zu vertheidigen oder auszuweichen, er mithin als im nächsten Zuge gefangen zu betrachten ist.

Die Züge geschehen abwechselnd.

Jedes Feld kann nur von einer Figur besetzt sein, und nur bei Entfernung („Schlagen") einer feindlichen Figur darf ein Spieler die seinige auf das von jenem eingenommene Feld setzen.

Ein Feld, auf welches hin geschlagen werden kann, wie auch der auf diesem Felde sich befindende Stein, gelten als „angegriffen".

Beim Schlagen besetzen alle Steine das Feld des genommenen Steines.

Alle Offiziere und der König schlagen wie sie gehen, sowohl vorwie rück- und seitwärts.

Der König geht nach jeder Richtung, aber immer nur einen Schritt, bis auf das nächste Feld.

Die Thürme gehen über beliebige unbesetzte Felder in grader Richtung vorwärts, seitwärts, rückwärts.

Die Läufer ziehen beliebig weit in schräger Richtung. Sie bleiben also stets auf Feldern, welche in der Farbe mit der des Ausgangsfeldes übereinstimmen.

Die Dame vereint in sich die Fähigkeiten des Thurmes mit denen des Läufers und beherrscht somit die vier graden wie auch die vier schrägen Linien, darf aber nicht in ein und demselben Zuge aus der einen Richtung in die andere übergehen!

Der Springer geht in jedem Zuge zwei Felder grade aus, vor-, rück- oder seitwärts, und eines im rechten Winkel nach irgend einer Seite hin; er ist die einzige Figur, welche über Figuren, die ihr im Wege stehen, hinwegspringt.

(Zur Einübung des „Rösselsprunges" möge man folgende zehn Züge mit dem Springer von b1 vornehmen: 1) von b1—d2, 2) von d2—e4, 3) e4—g5, 4) g5—f7, 5) f7—h8, 6) h8—g6, 7) g6—e5, 8) e5—c4, 9) c4—a3, 10) a3—b1, und in ähnlicher Weise mit den andern Springern.)

Die Bauern gehen immer nur einen Schritt gradeaus und vorwärts; sie schlagen auch nur ein Feld weit, aber schräg.

(Z. B.: ein weißer Bauer auf b2 kann einen feindlichen Stein, der auf a3 oder c3 steht, schlagen, und setzt dann seinen Weg auf der a- resp. c-Linie fort.) (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rebus in Nr. 1:

Einer helfe dem andern, soviel er kann.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 2:

1) Faden, 2) Euterpe, 3) Rettig, Danton, 5) Juni, 6) Nautik, 7) Arac, 8) Nanni, 9) Dumas, 10) London, 11) Arno, 12) Stativ, 13) Strelitz, 14) Antimon, 15) Lila, 16) Lasker, 17) Entwurf. — Anfangsbuchstaben von oben nach unten: Ferdinand Lassalle. — Endbuchstaben von unten nach oben: Franz von Sickingen.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 3:

Schon mit der 24. Versammlung wird der Arbeiterverein stärker als der Reichsverein.

Korrespondenz.

Berlin O. Sch. Ihre Novelle enthält so viel Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten, daß sie schon aus diesem Grunde für die „N. W." nicht verwendbar ist. Remission ist erfolgt. — A. Nr. Da wir weder Sie noch die beiden Damen kennen, vermögen wir Ihnen in Ihrer schwierigen Herzensangelegenheit keinen Rath zu geben. Uebrigens ist das alte Lied von dem „grauen Freunde, der zwischen zwei Gebündeln Heu still nachdenkt, welches von den beiden das allerbeste Futter sei", ganz dazu angethan, an das Vortheilhafte eines raschen Entschlusses zu erinnern. — Julius G. Ihr Gedicht „Auf kaltem Stein" verräth Talent, behandelt aber ein gar zu oft besungenes und gar schwieriges Thema. Wenn sich einer nach Schiller mit einer Kindsmörderin auf den Markt der Poesie wagt, so muß er Vorzügliches geleistet haben, wenn er Eindruck machen will. — H. F. Die mangelhafte und krankhafte Ausbildung der Augenmuskeln, welche Myopie (Kurzsichtigkeit) zur Folge hat, kann sich, wie jede andere Organmißbildung, durch Vererbung fortpflanzen. Aber ebensogut, wie durch schonungslose Behandlung des zur Kurzsichtigkeit disponirten Auges eine weitgehende Steigerung derselben stattfinden kann, so kann auch durch zweckmäßige Schonung der Augenmuskeln eine Stärkung der Sehkraft erzielt werden. — Mor. R. Wir konnten die von Ihnen gewünschten Korrekturen schon deshalb nicht eintreten lassen, weil zur Zeit, als Ihr Brief ankam, nicht allein der ganze vorige Jahrgang, sondern sogar schon die ersten drei Nummern des jetzigen redaktionell fix und fertig waren. Uebrigens verzeiht man bei derlei niedlichen Kleinigkeiten sowohl dem Autor als dem Setzer und Korrektor solche unschuldige Gedankenlosigkeiten gern. Wer wird so grausam sein, mit einem Liebesgedicht bis auf's Tüpfelchen über dem i in's Gericht zu gehen! — Tischler G. H. Suchen Sie die Atmosphäre, in der Sie arbeiten und schlafen, durch Ventilation möglichst rein zu erhalten, ohne sich dabei der Zugluft auszusetzen. Außerdem trinken Sie fleißig Wasser, am besten des Morgens recht heißes und gehen Sie möglichst fleißig spaziren, besonders bei warmer und trockner Luft. Weiteres kann Ihnen nur ein tüchtiger Arzt, der Ihren Körper genau untersucht hat, sagen. — Ch. D. Ihrem Schachproblem können wir leider kein so günstiges Zeugniß ausstellen, als Ihrem Rösselsprung: es ist völlig inkorrekt. Erstens haben Sie die einfachste Lösung D. e4—f5†, D. f5—f7 schach und matt ganz übersehen, zweitens ist bei dieser Lösung sogar der weiße Läufer auf b3 ganz überflüssig, und drittens ist Ihre Lösung falsch, da das Springermatt auf e8 wegen des Läufers auf b5 unmöglich ist. Im übrigen wäre die Aufgabe, auch noch abgesehen von der unwahrscheinlichen Bauernstellung der Schwarzen, selbst wenn sie korrekt wäre, viel zu leicht. Indessen hoffen wir, daß Sie dieser kleine Mißerfolg nicht von weiteren Versuchen auf dem interessanten Felde der Schachprobleme abhalten wird.

Haslau. Oe. Soll geschehen!

Tannenwald. F. Wenn Sie bei Gelegenheit über die Verbreitung unserer Grundsätze unter den Czechen, wie Sie eine solche bemerkt zu haben glauben, Weiteres berichten wollen, so wird uns das lieb sein.

Leutmannsdorf. Weber B. Ihre Räthsel sind hübsch und mit unbedeutenden redaktionellen Korrekturen alle zu gebrauchen. Eins und das andere sollen Sie bald gedruckt sehen.

Breslau. Frau Dr. K. Besten Dank für die anmuthigen Verse. Mit leipziger Verlagsbuchhändlern stehen wir leider in gar keiner Verbindung. In Hamburg wollen wir selbst einmal anfragen!

K—f. M. N. A. Zur Prüfung Ihres dramatischen Versuchs konnten wir noch nicht kommen. Doch hoffen wir in den nächsten 14 Tagen auch das erledigen zu können. Wäre Ihnen statt einer eingehenden Kritik mit einem kurzen „gut", „mittelmäßig" oder „unbrauchbar" gedient, so wäre solcher Aufenthalt nicht nöthig.

Ober-Peilau. H. D. Wird sich machen lassen!

Wittorf. F. B. Die Räthsel sind diesmal besser, aber noch nicht gut genug, um in der „N. W." Platz finden zu können. So ist das Räthsel mit der Lösung Lessing deshalb inkorrekt, weil der Imperativ von lesen nicht les! sondern lies! heißt.

Neuhaus. R. P. Ihr Wunsch, die „N. W." möge bald „alle übrigen illustrirten Zeitungen an Abonnentenzahl übertreffen", ist gut. Freilich wird es immerhin noch eine Zeitlang dauern, ehe er in Erfüllung geht. Harren Sie inzwischen in Ihrer schwierigen Stellung als einziger Sozialist unter lauter Sozialistenfeinden und politisch Indifferenten wacker aus und lassen Sie die Krankheit, die Sie auch noch heimgesucht hat, nicht Herr über Ihre Gedanken werden. Manche Stelle in Ihrem Briefe klingt sehr bitter, und Sie mögen alle Ursache haben, mit dem, was Ihnen das Leben bescheert hat, tief unzufrieden zu sein; aber Sie, als „Sozialdemokrat mit Leib und Seele" haben doch einen Trost in der Zuversicht, daß sich alle die Armen und Elenden in nicht gar ferner Zeit ein besseres Loos erzwingen werden.

Bremerhaven. Maschinenbauer F. H. Vergelten Sie die Befriedigung, welche Ihnen, wie Sie schreiben, die Lektüre der „N. W." gewährt, damit, daß sie ihr recht viel Abonnenten unter Ihren Freunden und Arbeitsgenossen zu verschaffen suchen!

Wollerau (Kanton Schwyz). Die englische Zehnstundenbill beschränkt allerdings nur die Arbeitszeit der Frauen und Unerwachsenen; die zehnstündige Arbeitszeit ist aber trotzdem, zum guten Theil auf Grund der Wirksamkeit der Trades-Unions, überall in England eingeführt.

Krakau. W. B. Wenn Sie Lust hätten und Gelegenheit fänden, in Leipzig zu arbeiten, so würde bei Ihren Anlagen der hiesige, trefflich geleitete und eingerichtete Arbeiterbildungsverein Ihrer ferneren Ausbildung sehr förderlich sein können.

Zerbst. H. R. Auch der zweite Wunsch ist so rasch als möglich erfüllt worden.

Crimmitschau. P. K. Die Vornamen Vahlteichs lauten Carl Julius.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 23. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Das gutmüthige Mädchen machte sich aber bereits Vorwürfe über diese Heiterkeit auf Kosten eines immerhin bedauernswerthen Menschen. „Es ist häßlich von uns, Jakob, daß wir darüber lachen, weil Onkel Jakob unglücklich geliebt, — sind wir denn glücklich?"

„Eigentlich nicht," meinte der Bursch und fuhr sich mit den Fingern durch sein Kraushaar, „und wenn man sich nicht manchmal tröstete und sich Muth einspräche gegenseitig, dann wär's nimmer zum Aushalten."

Wahrscheinlich wollte Jakob die Wirksamkeit dieses Trostes sofort probiren, denn er schlang seinen Arm um Röschens Nacken und drückte einen siebenten Kuß auf ihren rothen Mund.

„Süßes Röschen!"

„Lieber, theurer Jakob!"

„Still! — Hörtest du nichts?"

„Nein!"

„Aber ja — es knistert in den Zweigen — jetzt wieder!"

Das Mädchen warf einen ängstlichen Blick zurück und gewahrte dabei, daß es bereits zu dunkeln begann, — in den Büschen rechts rauschte es verdächtig.

„Mach' fort!" flüsterte Röschen angstvoll.

Auch Jakob hatte ein Geräusch vernommen, deshalb zog er seine langen Beine sehr schnell an sich, um sie darauf jenseits der Mauer wieder herabgleiten zu lassen, als er sich aber eben zum Sprunge anschickte, fühlte er, wie eine feste Hand ziemlich unsanft eben eins dieser vorerwähnten langen Beine packte, was ihn sofort veranlaßte, alle beide wieder an sich zu ziehen, wodurch er fast wie ein Türke oben auf der Mauer hockte. Zugleich gewahrten die geschärften Blicke des Aermsten drei weibliche Gestalten, die auf dem Bleichplatze im Schatten der Mauer standen, und zu seinem Entsetzen erkannte er die Hofräthin, Adelgunde und Tante Emmerenzia.

Die letztere hatte den kühnen, thätlichen Angriff gegen ihn unternommen und lispelte ihm jetzt, so laut sie es vermochte, höhnisch zu: „Ei, Jakobchen, du bist es? Ich dachte gar, hier einen Spitzbuben zu fassen, der Lust hat auf die Augustäpfel in Nachbars Garten. Schau, schau, was willst denn du hier?!"

Der muthige Bursche würde der bösartigen, alten Jungfer, ob sie auch seine Tante war, sicherlich eine wenig ehrerbietige Antwort gegeben haben, wenn nicht in diesem Augenblick die Stimme der gefürchteten Schwiegermama in spe sich hätte vernehmen lassen:

„Mein Herr, als Sie sich um die Hand meiner jüngsten Tochter Rosa bewarben, sagte ich Ihnen bereits sehr deutlich, daß Ihre Stellung in der Welt —"

Die feierliche Rede wurde durch das Hinabpoltern zweier großer Steine unterbrochen, die bei einer Bewegung Jakobs, dessen Stellung auf der Mauer oben vorläufig wenigstens eine sehr ungesicherte war, in's Rollen gekommen waren.

Ein kläglicher Aufschrei gellte durch die abendliche Stille: ein Stein hatte Tante Emmerenzia's vorgestreckten rechten Fuß empfindlich getroffen.

„Du böser Bube!" zischte sie herauf, während Jakob, seine gefährdete Lage momentan vergessend, spöttisch herabrief:

„So soll es allen schlimmen alten Jungfern gehen, die aus Neid, weil sie selbst sitzengeblieben sind, andere glückliche Liebespaare verfolgen!"

„Mein Herr," zürnte Dame Edeltrud, „Sie bedienten sich soeben eines Ausdrucks, der auf Ihr Verhältniß zu meiner Tochter nicht paßt und — merken Sie wohl auf! — niemals passen wird! Ich will diese empörende Szene nicht noch länger ausspinnen, verlange aber, daß Sie sich schleunig entfernen und es nie wieder versuchen, auf derartigen Schleichwegen das Herz eines unreifen Kindes zu bethören und zum Ungehorsam zu verführen."

„Ja, ein elender Verführer ist dieser Bube, der vermeint, die Erbschaft Onkel Jakobs zu erschleichen!" geiferte Emmerenzia, wüthend gemacht durch Jakobs schmähende Worte.

Da ließ sich Röschens Stimme sehr deutlich vernehmen und ihr blondes Köpfchen erschien am Rande der Mauer:

„Das ist eine schändliche Lüge, Tante Emmerenzia!" Obgleich im ersten Moment der Ueberraschung und des Schreckens gewillt zu fliehen, war die tapfere Kleine doch sogleich umgekehrt, als sie die Gefahr erkannt, in welcher ihr Geliebter schwebte. Jetzt war ohnedies schon alles entdeckt, schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Nun galt es, dem Sturme Trotz zu bieten.

„Ei, sieh' da, Röschen, das Fräulein Nichte nimmt sich ja des braven Jakob recht warm an; na, Frau Schwägerin, da wird man doch wohl gratuliren können! Röschen ist auch der Liebling des „Erbonkels", dem sie zuerst den Namen in's Gesicht gesagt hat —"

„Was die übrigen hinter dem Rücken thaten!“ lachte Röschen, die ihre gute Laune wiedergewann.

„Jungfer Naseweis!“ murmelte Emmerenzia ärgerlich. Dann schickte sie sich zum Rückzuge an, da sie aber die stolze Hofräthin auch noch zu demüthigen wünschte, sagte sie mit einem tiefen Bückling: „Einen schönen guten Abend, Frau Schwägerin, und nichts für ungut. Sie haben sich nun überzeugt, daß ich nicht zuviel gesagt, als ich Ihnen versprach, Sie sollten noch heut unser liebes Pärchen beisammen finden. — Bedaure, Frau Schwägerin, daß Sie so traurige Erfahrungen machen. Wir Kleinstädter sind eben an strengere häusliche Zucht und Sitte gewöhnt. Das sind Großstadt-Manieren! — Wünsche wohl zu ruhen!“

Der letzte Stich galt Adelgunde, denn auf sie waren die stechenden Blicke des alten, abschreckend häßlichen Wesens gerichtet. Die Hofräthin, bleich vor Aerger, schlug ihre Hände, in denen sie noch den rostigen Hausschlüssel hielt, zusammen in wortlosem Jammer und sah der Enteilenden nach, während sie bei sich berechnete, daß morgen ganz Dohlenwinkel von dieser skandalösen Szene Kenntniß haben werde. Unwillkürlich flammte ihr Zorn gegen die Schuldige wieder auf und durchbrach für kurze Zeit den Damm künstlicher Fassung, den sie in jeder Lebenslage sich zu bewahren suchte, weil man ihr von Kindheit an eingeprägt, daß wirklich vornehme Leute weder ihren Schmerz noch ihre Freude laut äußern dürften.

„Der Hofrath von Bartels“, schrie sie dem jungen Uebelthäter zu, „wird von Ihrem Vater eine strenge Bestrafung Ihres Leichtsinns verlangen. Mein mißrathenes Kind werde ich selbst richten; ein Kloster wird der beste Aufenthaltsort für dies leichtsinnige Geschöpf sein!“

„Aber Mama, ich bin ja nicht katholisch!“ rief, unter Thränen lachend, Röschen über die Mauer.

„Einerlei, — so wirst du in eine Diakonissenanstalt gebracht werden. Vorläufig verfüge dich in das Haus, — und Sie, mein Herr,“ fuhr die Hofräthin zu Jakob gewendet fort, „Sie werden sich unverzüglich zurückziehen!“

„Ich gehe ja schon,“ sagte der arme Bursche ganz kleinlaut, denn der fremde Ton, welchen die Tante ihm gegenüber anschlug, die Anrede: „mein Herr!“ machte ihn mehr verwirrt, als wenn die Dame sich einige landesübliche Ehrentitel erlaubt hätte. Um seinen Gehorsam zu zeigen, sprang er denn auch, nach einem letzten Blick auf das weinende Röschen, von seinem hohen Sitze herab, aber so unglücklich, daß er der „gnädigen“ oder vielmehr ungnädigen Tante, welche eine so schnelle Befolgung ihres Gebotes nicht erwartet hatte, im strengsten Sinne des Wortes an den Hals flog.

In dem instinktiven Bestreben, sich zu halten und vor einem gänzlichen Sturze zu bewahren, umklammerte Jakob mit seinen langen Armen krampfhaft die eckigen Schultern seiner künftigen Schwiegermama, und erst als diese mit einem Aufschrei der Entrüstung sich freigemacht und ihn abgeschüttelt hatte, stürzte er, so schnell ihm seine Beine das erlaubten, davon, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzusenden.

Er hätte sonst gesehen, wie Dame Edeltrud, halb ohnmächtig vor Aerger und Empörung und erschöpft von der Kraftanstrengung, durch die sie sich von der unfreiwilligen Umarmung befreit, ihrer vor Schreck ganz sprachlos gewordenen Tochter Adelgunde in die Arme sank.

* * *

Große und anscheinend vernichtende Schicksalsschläge haben oft die reinigende und erfrischende Wirkung auf das Menschengemüth, die ein starkes Gewitter in der Natur übt.

Solch' ein elementares Ereigniß war für Röschen und Jakob die „große Ueberraschungsszene“ gewesen. Er beschloß zu handeln, und sie handelte. Am Morgen des andern Tages, nachdem die stürmischen Vorwürfe verstummt waren und die Ruhe eines Friedhofes in der standesgemäßen Wohnung herrschte, schickte sich Röschen an, mit der Magd, wie gewöhnlich geschah, das Haus zu verlassen, um die nothwendigen Einkäufe zu machen.

Die Hofräthin behauptete, starke Migräne zu haben, lag auf dem Schlafsopha in ihrem Erkerzimmer und hatte sich frische Gurkenschalen um Stirne und Schläfe gebunden. Adelgunde hatte eben auf der Mutter Geheiß das Gemach verlassen, um der „Ungerathenen“ anzuzeigen, daß sie bis auf weiteres Hausarrest habe, als die Leidende den ihr wohlbekannten kreischenden Ton vernahm, welchen das Oeffnen der Hausthüre stets hervorbrachte.

Mit einem Satze sprang die heftige Frau von ihrem Lager auf und an das Fenster, das sie schnell öffnete. Richtig, es war, wie sie geahnt, da schritt Röschen fein ehrbar hin und neben ihr Hanne mit einem großen Marktkorbe.

„Rosa!“ rief Dame Edeltrud gebieterisch.

Ein lautes Gelächter antwortete ihr, während Röschen ihren Schritt beschleunigte und angelegentlich dabei mit der Magd sprach, ohne jedoch auf den mütterlichen Zuruf zu achten und den Kopf zu wenden. Inzwischen erschallte erneutes Gelächter, und zwar aus den Kehlen einiger Straßenjungen, die sich mit Ballspielen vergnügten. Dieselben hatten nämlich das in einer großen Nachtmütze steckende Haupt der Hofräthin erblickt, dem die grünen Gurkenschalen, welche durch ein rothes Seidenband um Stirn und Schläfe befestigt waren, allerdings ein höchst originelles Aussehen verliehen. Jetzt ward auch der Dame klar, welchen Grund die Heiterkeit dieser ausgelassenen Schulknaben hatte, und um sich den Beleidigungen der jungen Plebejer nicht noch länger auszusetzen, zog sie ihren Kopf schnell zurück und überließ nothgedrungen das gewissenlose Kind seinem Schicksal.

Röschens gestreiftes Leinenkleidchen flatterte eben um die Ecke, die Mama schlug ärgerlich das Fenster zu, daß die kleinen, blinden Scheiben klirrten, und gebot der eintretenden Adelgunde, die ganz bestürzt ihre Meldung machen wollte, sie sei zu spät gekommen, den Papa Hofrath herbeizubeordern. Die arme Frau empfand ein gesteigertes Mittheilungsbedürfniß, — und um den Frieden des armen Dulders, der sich eben ein gemüthliches Morgenpfeifchen gestopft hatte, war es geschehen!

Inzwischen eilte Röschen dem „schwarzen Wallfisch“ zu und fragte schon unter dem Hofthor den alten Hausknecht, ob sie Herrn Jonas sprechen könne.

„Eben ist die Fräule Martha fortgegangen,“ meinte der mit einem verschmitzten Lächeln; „sie haben lange strausirt und der Herr hat die Hände zusammengeschlagen.“

Glühende Röthe überzog des Mädchens Wangen, bald aber machte sich ein trotziger Zug um den kleinen Mund bemerkbar, und während sie dem Extrazimmer zuschritt, wo Herr Jonas senior, nach des Hausknechts Meldung, seinen Frühschoppen allein in stiller Sammlung zu trinken pflegte, sprach sie muthig vor sich hin: „Um so besser, wenn er alles weiß, ich brauche es ihm dann nicht erst zu erzählen, und er muß mir helfen!“

Als die Magd, diesmal allein, die Einkäufe besorgt, kam sie in den „schwarzen Wallfisch“, um ihr Fräulein abzuholen.

Herr Jonas begleitete Röschen selbst bis zur Hausthür, und ihre kleine, harte Hand noch einmal herzlich schüttelnd und einen Moment zwischen seinen dicken, ungeschickten Fingern gepreßt haltend, flüsterte er ihr tröstend zu: „Ich werde darüber nachdenken, vielleicht habe ich eine gute Idee!“

Gewöhnt, sein Wort zu halten, verfügte er sich auch sofort wieder in das Extrazimmer zurück, ließ sich den geleerten Henkelkrug frisch füllen und sann und trank — trank und sann, bis ihm das schwere Haupt auf die Brust und die Augendeckel zufielen.

Ein sanfter Rippenstoß weckte den dicken Herrn aus seinem Morgenschlummer. Vor ihm stand Margarethe, die ebenfalls sehr korpulente Gattin, schlug die Hände zusammen und rief ein- über das andremal:

„Herrjemine! Alle Hände voll zu thun, und hier sitzt der Mann und schläft!“

„Du irrst, Margarethlein,“ erwiderte der dicke Wallfisch nicht ohne Würde, „ich schlief nicht, ich hatte eine Idee, und da geschrieben steht, ‚den Seinen gibt er's schlafend,‘ so —“

„So schlief Jonas ein, um erwachend zu finden, daß sein Glaube ihm geholfen!“ ließ sich die Stimme des alten Studenten vernehmen, der, in dem Rahmen der geöffneten Thüre stehend, das kleine Zwiegespräch des Ehepaars belauscht hatte.

Frau Margarethe entfernte sich mit kurzem Gruße, der gelehrte Gast flößte ihr nicht sonderlichen Respekt ein, obwohl Herr Jonas schon öfter die Behauptung aufgestellt hatte, daß es nicht so ganz unwahrscheinlich wäre, wenn der „Erbonkel“, um die übrigen recht empfindlich zu kränken, seinen Reichthum just dem Eusebius vermache, der sich darum keinen Deut kümmern werde.

Als die Wallfischin das Zimmer verlassen, ließ sich der alte Student am Schenktische nieder, und während Herr Jonas ihm geschäftig ein Stempelglas mit Wein füllte, fragte er lächelnd:

„Ist es ein Geheimniß oder erlaubt, darnach zu fragen, welche Idee euch, edler Ganymed, durch höhere Inspiration geworden ist?“

„Nun," schmunzelte Jonas, „das spielt in die Familiengeschichte hinein; Sie wissen ja, Herr Eusebius, daß der alte Drache, das heißt Ihre Frau Schwägerin, die Hofräthin, und auch der Herr von Bartels die Liebschaft nicht zugeben wollen, zwischen dem Jakob und der Rosel. Nun war gestern wieder ein Heidenskandal, indem die Alte herausbekommen hat, daß sich das junge Völkchen heimlich sieht, zum Ueberfluß ist der lange Mensch, der Jakob, der zornigen Dame wie ein reifer Apfel in den Schoß gefallen, als er sich schleunigst zurückziehen wollte. Die Kleine wird jetzt strengstens unter Schloß und Riegel gehalten werden, und so werden sich die armen Kinder halb zu Tode grämen, wenn ihnen nicht ein wenig geholfen wird."

„Das könnte nur einer, wenn er ein Machtwort zu ihren Gunsten spräche;" meinte Herr Eusebius nachdenkend, „Bruder Jakob aber wird das am wenigsten thun."

„Das Kunststück liegt darin, ihn dazu zu bringen!" sagte Jonas zustimmend. „Ich werde halt mein Glück versuchen, die Rosel hat mich gar so schön gebeten."

„Haben Sie nicht schon einmal, und vergebens, das Herz des Alten zu erweichen versucht?"

„Ja freilich, aber —"

„Nun, die traurige Geschichte seiner unglücklichen Jugendliebe mit der armen Lehrerstochter, der schönen Dorothea, die so früh gestorben ist, wird Ihnen bekannt sein, ich habe keine Hoffnung, daß Jakob hülfreich die Hand bieten sollte, um zwei Liebende zu beglücken."

„Ich auch nicht," erwiderte Jonas mit schlauem Lächeln.

„Aber Sie meinten doch eben noch —"

„Daß er helfen würde — gewiß; aber er wird das weniger thun, um die Liebenden zu beglücken, als um die übrigen halb todt zu ärgern und ihnen einen rechten Possen zu spielen. Das Kunststück ist nun, ihn dahin zu bringen."

„Ei, ei," meinte Eusebius bedenklich, „das wäre aber unmoralisch. Wissen Sie nicht, was in dieser Beziehung der erhabene Kant uns zu thun gebietet? ‚Handle so, daß die Maxime deiner Handlungsweise ein allgemeines Gesetz werden könne!'"

Jonas Wallfisch blickte den Philosophen so mitleidig und zugleich so überlegen an, als sei ihm erst jetzt plötzlich klar geworden, warum Eusebius Bartels es im Leben nicht weiter gebracht, als die zerrissenen Schuhe und Stiefeln der Dohlenwinkler zu flicken. Dann sagte er laut:

„Dieser Kant muß ein entsetzlich unpraktischer Mensch sein, wohl so ein Stück Poet oder Sterngucker, der von der Welt nicht den blauen Teufel verstanden hat? Da kenne ich die Menschen besser."

„So, so!" brummte der Philosoph vor sich hin.

„Ja, meine Idee ist glänzend; ich will Ihnen dieselbe gleich auseinandersetzen. Am Nachmittage gehe ich also zu Herrn Jakob und werde ihm eine Weinprobe mitnehmen. Zu der Zeit weiß der alte Herr schon ganz genau, was sich gestern unter seinen Erben zugetragen hat, denn wenn auch nur das Kleinste passirt, was dem einen oder dem andern zu Schimpf und Schande gereicht, dann wird sofort eine Meldung gemacht."

„Schauerlich!" warf Eusebius dazwischen.

„Freilich — sehr nett ist das nicht, da hätte Ihr Herr Kant Menschen kennen lernen und Studien machen können!"

„Kant spricht auch von Menschen, wie sie sein sollen, von idealen Geschöpfen," belehrte Eusebius eifrig.

Jonas Wallfisch lachte. „Ideale Geschöpfe! Da hätte er lieber gleich von Engeln reden können. Was Menschen sind, weiß ein Schankwirth am besten. Aber wieder auf besagten Hammel zu kommen: Herr Bartels, werde ich sprechen, wissen Sie wohl, wie Sie die Hofräthin und den Herrn Johann — denn das sind doch die Häupter der beiden feindlichen Familien — recht ärgern, anführen und für ihren Geiz und ihre Habsucht strafen können? Da wird er schon die Hände reiben und mich erwartungsvoll ansehen — so (und Herr Jonas kniff die Augen zusammen und grinste schadenfroh). Darauf werd' ich auch ein schlaues Gesicht machen und sprechen: Morgen müßte der Herr Jakob Kopfschmerzen haben und im Bett bleiben; eine Stunde darauf wird alles in Aufruhr sein: ‚Der Erbonkel ist krank!' Zuerst wird der Meister Johann kommen und sich theilnehmend erkundigen; es wird ihm gesagt: er solle den Jakob schicken. Unterdem kommt sicher auch der Herr von Bartels angeschossen und trifft den Jakob bei dem Erbonkel und hört, wie der sich erkundigt, was er wohl möchte und ob ihm die Tischlerei des Martens paßte, und was so mehr ist.

„Die Geschichte wird dem Herrn Hofrath einen heißen Kopf machen und daheim der Gnädigen gewaltig in die Nase fahren, sie wird nun auch einen Trumpf ausspielen, und Erbonkels einstigen Liebling, Röschen, zur Krankenvisite, etwa mit einem Blumenstrauß, schicken.

„Schwester Emmerenzia oder Martha haben das nicht sobald ausgespäht, als sie auch schon der Schwägerin Friederike die schlimme Nachricht bringen. Natürlich wird die Geschichte hübsch vergrößert, und schließlich glaubt die Schreinerfamilie fest daran, daß die adlige Sippe die Erbschaft erhalten wird. Ebenso fest ist aber auch der Hofrath und die Dame Edeltrud davon überzeugt, daß Jakob der Erbe ist.

„Jetzt fängt meine Rolle an. Erst stelle ich dem Hofrath vor (der holt sich ohnedem Raths bei mir), welch' ein gutes Geschäft er unter so veränderten Verhältnissen machen würde, wenn er seine Zustimmung zu des Erben Werbung um Röschens Hand geben möchte. Dem Meister Johann wiederum und der Frau Friederike male ich recht handgreiflich aus, wie man die adligen Bartels überlisten könnte, wenn Röschen, die Erbin, vorher unauflöslich mit Jakob verbunden würde. Für alle Fälle wäre dann doch etwas von der Erbschaft gerettet, und da Franziska versorgt ist durch ihre Heirath, liegt den Schreinersleuten das Schicksal Jakobs, des Erstgebornen, ja am meisten am Herzen. Sie werden freudig ‚Ja!' sagen. Der lange Jakob wird seinen Konfirmationsfrack anziehen, sich fein säuberlich zu der Frau von Bartels in die standesgemäße Wohnung begeben und noch einmal um Röschen werben. Ich will keinen guten Tropfen über meine Lippen mehr bringen, wenn wir nicht in drei Tagen ein vergnügtes Brautpaar hier in Dohlenwinkel haben."

Der alte Student hatte sein Kelchglas geleert und starrte den dicken Wallfischwirth so verwundert an, als wenn derselbe ein neues philosophisches System aufgestellt hätte. Obgleich er vom moralischen Standpunkte aus nun diesen Plan nicht billigen konnte und durchaus nicht der Ansicht war, daß der Zweck die Mittel heilige — mußte er doch des Wallfisches Schlauheit und Kombinationsgabe anerkennen und zugestehen, daß ein günstiges Resultat auf diese Weise erzielt werden könne. Das sprach er auch aus, und Herr Jonas füllte geschwind noch einmal das Glas des Philosophen, erhob das seinige und sagte schmunzelnd:

„Das Brautpaar lebe hoch!"

(Fortsetzung folgt.)

Old John Brown.*)

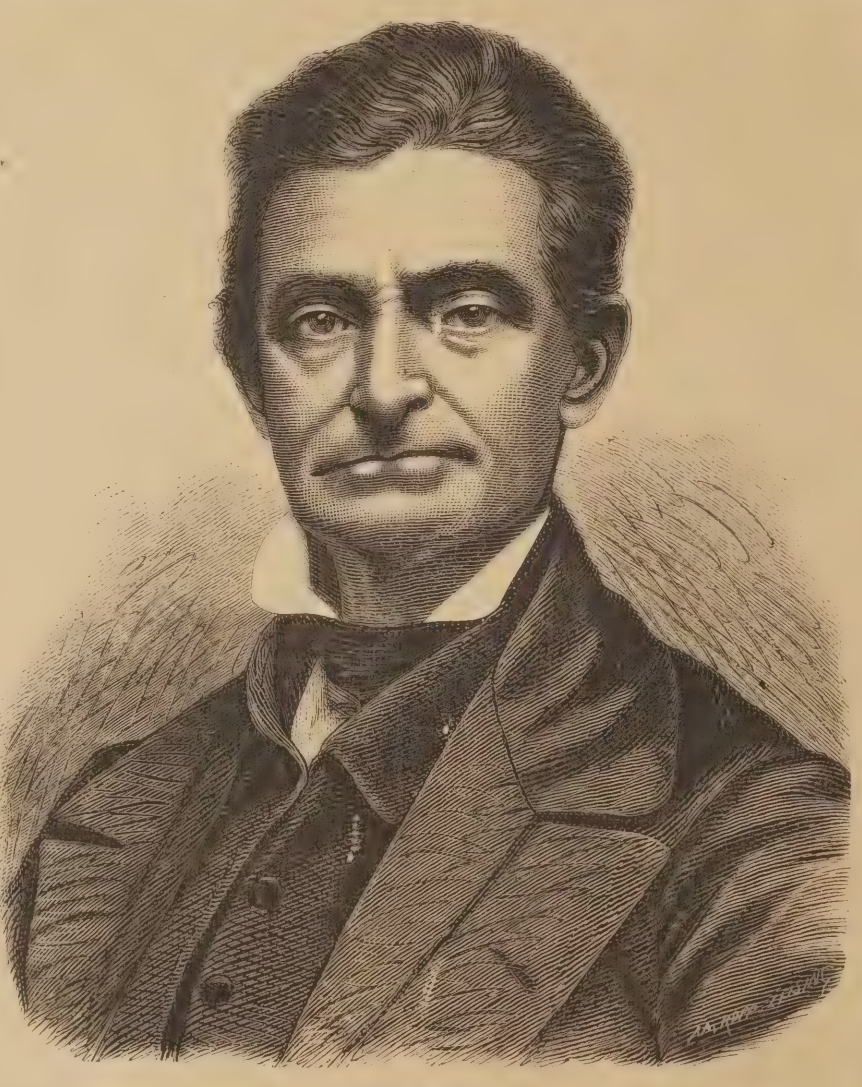
Am 9. Mai 1800 wurde in einer bescheidenen Wohnung zu Torrington, einem Landstädtchen des Neuengland-Staats Connektikut, ein Knäblein geboren, das, in der Jugend auffallend still und in sich gekehrt, als Mann viel Lärm machen sollte in der Welt, und zuletzt, dem Greisenalter nah aber noch in der Fülle der Kraft an den Galgen gehängt ward, weil er sich, wie der Gekreuzigte der Christuslegende, hatte beigehen lassen, der Erretter, der „Heiland" der unterdrückten Menschheit zu werden.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Das Sprüchwort ist wahr, wenn es auch Ausnahmen hat und von manchem Edelreis schon ein recht häßlicher Holzapfel weit vom Stamm gefallen ist. Der Vater unseres John, Owen Brown, war der Urenkel eines der Pilgrimfathers (Pilgerväter), die im Winter 1620 das ungastlich gewordne old home (alte Heimathland) in der „Mayflower" (dem Schiff: „Maiblume") verlassen und am Weihnachtstag des Jahres 1620 die Küste der „neuen Welt" betreten hatten. Es waren gewaltige Menschen in ihrer Art, jene Puritaner, nicht zu messen mit dem Maßstab unserer Zeit. Brünstig an Gott glaubend, glaubten sie ebenso brünstig an das eigene Recht und die eigene Kraft. Ihr Gottesglaube war in Wirklichkeit nur der

*) Sprich: Ohld Dschonn Braun.

zeitgemäße Ausdruck ihrer glühenden Freiheitsliebe, ihres unbezwinglichen Selbstständigkeitsgefühls. Klassisch tritt dies zu Tag in dem berühmten Wort, das Cromwell vor einer Schlacht aussprach: „Trust in God and keep your powder dry — Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken.“ Sie vertrauten auf Gott, hielten ihr Pulver trocken und schossen die stolzen „Cavaliere“ todt wie tolle Hunde. Für jenen Naturphilosophen war En Kopro Zeus, im Miste der Gott; für sie war der Gott im Pulver. Gutes Pulver, gute Fäuste und gutes Recht — das war die heilige Dreieinigkeit dieser mannhaften „Gottesstreiter“, dieser unbezwingbaren „Kämpfer in den Heerschaaren des Herrn“. Und so weit die Familiengeschichte und die Familientradition zurückreicht, waren die Vorfahren unseres John Brown mannhafte „Gottesstreiter“ gewesen, Pflichtmenschen und Kraftmenschen. Drei seiner Ahnen — der Großvater von väterlicher und der von mütterlicher Seite und ein Bruder des letzteren — hatten im Unabhängigkeitskampf mitgekämpft, und der Geist, in dem sie gekämpft, erfüllte die Heimstätte des sich kräftig entwickelnden Knaben.

Kaum 5 Jahre alt, lernte er die Gefahren des Urwalds kennen; mit Vater, Mutter, einem zehnjährigen Halbbruder und zwei Geschwistern, die noch jünger waren als er selbst, wanderte er durch „die Wildniß“, „weit, weit nach Westen“. Und nun beginnt der zweite Abschnitt seines Lebens, die Schule seines künftigen Wirkens. Mit dem ruhigen, behaglichen Leben im heimischen Nest ist es zu Ende — die Zeit der Arbeit, des Kampfes um's Dasein, des Kampfes mit den Elementen, mit wilden Thieren, mit Menschen beginnt. Der fünfjährige Knabe, der das Ochsengespann, bepackt mit den Habseligkeiten der Familie und den kleinen Geschwistern, durch den finsteren, von Schlangen, Bären und Indianern unsicher gemachten Urwald lenken hilft, lernt rasch alle Künste des Wald-, Bauern-, Hirten- und Jägerlebens. Gewandt wie eine Katze, erklettert er die höchsten Bäume, wird ein Meister im Fallenstellen, kennt keine Gefahr, wird durch die Gefahr nur angereizt. Und dabei beseelt ihn ein brennender Wissensdurst, den zu stillen freilich die Mittel nicht ausreichen. Alle Bücher, die er in Hudson, Staat Ohio, wo sein Vater sich angesiedelt hat, findet, werden verschlungen, die Bibel, namentlich das Alte Testament, kennt er fast auswendig. Das hindert ihn aber nicht, durchaus „praktisch“ zu sein. Mit 14 Jahren macht er sich selbständig, hält eine eigene Herde und treibt erfolgreich den Viehhandel. Eine Zeitlang hat er den Gedanken, Prediger zu werden, doch die Liebe zu einem Mädchen, das er, 20 Jahre alt, auf einer seiner Wanderungen getroffen, bringt ihn davon ab. Die Eltern haben nichts einzuwenden, und am 21. Juni 1820 führt er, nach kurzem Brautstand, die Geliebte heim. Er schreibt von ihr:



John Brown.

„Sie war ein Jahr jünger als ich, bemerkenswerth einfach, aber hübsch arbeitsam und sparsam, von ausgezeichnetem Charakter, voll ernster Frömmigkeit und dabei gesundem Menschenverstand, mit einem so recht wirthschaftlich gewandten und schnellfertigen praktischen Mutterwitz. Ihr mildes, frank und freies Wesen, ihr offenherzig liebreiches Auftreten und, mehr als alles sonst, ihr gleichmäßig ruhiges Entgegenkommen, erwarb ihr, so lange sie lebte, einen mächtigen, guten Einfluß auf mich. Ihre einfachen und stets freundlich sanften Ermahnungen wirkten allemal in richtiger Weise, ohne mein hochmüthig-starres Temperament zur grundlosen Störrigkeit des Eigensinns zu reizen.“

Der glücklichen Ehe entsprossen 7 Kinder, 6 Söhne und eine Tochter; die Geburt des letzten Kindes kostete der Mutter (im August 1832) das Leben. Ein Jahr darauf verheirathete er sich wieder mit Mary Day, die ihm 13 Kinder schenkte, 7 Söhne und 6 Töchter.

Wir erwähnen des reichen Kindersegens, weil John Brown in seinen Töchtern und Söhnen sich Mitstreiterinnen und Mitstreiter herangezogen hat, die in seinen Kämpfen ihm treu zur Seite standen, zum Theil ihr Blut mit ihm und für ihn vergossen, ihr Leben mit ihm und für ihn gelassen haben.

Bei dem „fahrenden Leben“, das er führte — der Viehhandel war lange sein Haupterwerbszweig, und bis zum Jahre 1846 veränderte er sechsmal den Wohnort — wurde er vielfach ein Zeuge der Greuel und Schmach der Negersklaverei, dieses „Schmutzfleckens auf dem Ehrenschild der großen Republik“. Wann er sich zuerst seiner „Mission“, diesen Schmutzflecken abzuwaschen, bewußt ward, das ist natürlich nicht nachzuweisen; allein aus den Aufzeichnungen seiner ihn überlebenden Töchter ersehen wir, daß er schon zur Zeit seiner ersten Ehe sich auf's angelegentlichste mit dem Loos der unglücklichen „Niggers“ beschäftigte und mit Vorliebe aus der Bibel diejenigen Verse und Sprüche zitirte, welche zu Gunsten der Armen lauten und die werkthätige Menschenliebe predigen, wie zum Beispiel:

„Gedenke derer, die in Banden sind, als gebunden mit ihnen.“

„Wer sein Ohr verschließt vor dem Jammern des Armen, soll auch einst jammern, aber nicht gehöret werden.“

„Wer ein erbarmendes Auge hat, soll gesegnet werden, denn er gibt sein Brod den Armen.“

„Ein guter Name ist eher zu wählen, denn großer Reichthum, und Wohlwollen eher, denn Silber und Gold.“

„Wer des Armen spottet, verhöhnt seinen Schöpfer, und wer über fremdes Unglück sich freut, soll gezüchtigt werden.“

„Wer sich des Armen erbarmt, leiht seinem Gott, und was er gegeben hat, wird der Herr ihm wiederbezahlen.“

„Gib dem, der bittet, und wer von dir borgen will, von dem wende nicht dein Angesicht hinweg."

„Entziehe nicht Gutes, denen es gebührt, wenn es in der Macht deiner Hand ist, es zu thun."

„Ich hasse leere Gedanken, aber dein Gesetz liebe ich." — —

„Das letzte Kapitel des Predigers Salomonis und das Buch der Makkabäer", erzählen seine Töchter, „liebte er ganz besonders, und an Fasten- und Feiertagen pflegte er oft das 85. Kapitel des Jesaias zu lesen.

„So oft er abends nach Hause kam, erschöpft und arbeitsmüde, ließ er gern vorm Schlafengehen von einem Familienglied sich aus der Bibel vorlesen, was er überhaupt regelmäßig morgens und abends that. Gewöhnlich sagte er: ‚Lies mir einen von David's Psalmen.' — Seine liebsten Kirchenlieder aus Watts' Gesangbuch waren fast lauter solche, die Kampf und Sieg im Tode athmen. — Er war ein großer Bewunderer Cromwells."

Einer seiner Biographen sagt von ihm:

„John Brown war das Alte Testament in amerikanisches Fleisch und Blut übersetzt."

Im Frühjahr 1846 eröffnete er zu Springfield, Massachusetts, ein Wollengeschäft; bald darauf nahm er sich einen Associé, und die Firma „Perkins and Brown" bekam bald einen guten Namen. Brown, den sein thatkräftiger Geist aus dem engen Geleis der Routine herausdrängte, plante eine vollständige Revolutionirung des Wollhandels. Mit Entrüstung hatte er gesehen, wie die Produzenten (die Farmer) von den Spekulanten und Zwischenhändlern ausgebeutet wurden: dem wollte er steuern. Diese betrügerischen, geldgierigen Spekulanten und Zwischenhändler überflüssig zu machen, das war das Problem. Gedacht, gethan. Er setzte sich mit den Produzenten in Verbindung und es gelang ihm, so ziemlich sämmtliche Produzenten des Staates Ohio für seinen Plan zu gewinnen: die Firma „Perkins und Brown" übernahm, gegen einen geringen Prozentsatz, die Besorgung des Verkaufs der Wolle unmittelbar an die Konsumenten, d. h. die Wollenfabrikanten. Die Idee war gut, aber sie scheiterte an der Konkurrenz. Die Spekulanten, welche sich in ihrer Existenz bedroht fühlten, schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die abscheulichen Revolutionäre, die das Geschäft „verdarben"; sie terrorisirten die Fabrikanten, die bei ihnen in Schuld waren, und brachten es richtig so weit, daß die Firma „Perkins und Brown" in den Vereinigten Staaten keinen Absatz fand. Rasch entschlossen lud John Brown die Wollenvorräthe auf ein Schiff und fuhr selber mit hinunter nach London. Er fand sich in seinen Berechnungen getäuscht. Er mußte infolge „ungünstiger Konjunkturen" weit unter dem Preis verkaufen, — die Firma „Perkins und Brown" war an dem Versuch, den Handel ehrlich zu treiben, gescheitert. Das war 1848. Im kleineren Maßstabe hatte John Brown schon einmal Aehnliches erfahren, als er zehn Jahre vorher auf den Gedanken verfallen war, sich vom Güter-Kauf und -Verkauf redlich zu nähren. Auch damals hatte er das donquixotische Beginnen mit dem größten Theil seines Vermögens zu bezahlen gehabt.

Der eigene Verlust ging ihm nicht nahe — er hatte das Zeug, schnell wieder auf die Füße zu springen —, aber den Kompagnon, der im Vertrauen auf ihn sein Kapital in das Geschäft gesteckt hatte, durfte er nicht im Stich lassen. So wandte er mit ungeheurer Anstrengung drei Jahre lang den Bankrott ab, sorgte für Zahlung der Schulden, trieb die Außenstände ein, und wickelte das Geschäft so glücklich aus allen Schwierigkeiten heraus, daß 1854 die Trennung der Firma nicht blos in Ehren, sondern auch ohne Verlust für Perkins erfolgen konnte.



Gesandtensaal im Alcazar in Sevilla.

(Seite 83.)

In jene Zeit fallen verschiedne Reisen nach Europa. Er war wiederholt in England, Frankreich und Deutschland. Es muß ihm damals schon die Rolle vorgeschwebt haben, die er später zu spielen hatte: er interessirte sich ganz besonders für das Militärwesen der genannten drei Länder, studirte dasselbe eingehend, wohnte verschiedenen Revuen und Manövern bei, besuchte einige der bekannteren Schlachtfelder u. s. w. Er schrieb seine Beobachtungen nieder, die Aufzeichnungen sind uns jedoch leider verloren gegangen. Nur einzelne Bruchstücke sind erhalten worden, aus denen wir ersehen, daß er die stehenden Heere als den größten Fluch der europäischen Staaten betrachtete, als das Grab der Freiheit, der Bildung und des Volkswohlstandes. Außerdem beschäftigte er sich viel mit dem Stand des Ackerbaus. Aus Deutschland nahm er in dieser Beziehung höchst ungünstige Eindrücke nach Amerika zurück: bei uns sei der Ackerbau noch halb barbarisch, die Bewirthschaftung höchst irrationell, grade als ob das deutsche Volk hundert Jahre lang geschlafen hätte. So unrecht hat er sicherlich nicht gehabt; liegt doch der deutsche Ackerbau, dank der unheilvollen Zwergwirthschaft, selbst heut noch im Argen!

Bereits im Jahre 1849 — also vier Jahre vor formeller

Auflösung der Firma „Perkins und Brown" war John Brown mit seiner Familie nach North-Elba im Staate New-York übergesiedelt — „seinem siebenten und letzten Wohnort als Familienvater". Der Landstrich, welchen er dort pachtete, gehörte dem edlen Gerrit Smith, einem der begeistertsten Vorkämpfer der Sklavenemanzipation, und war von ihm, theils sehr billig, theils unentgeltlich unter der Bedingung abgelassen worden, daselbst ein Asyl und eine Kolonie für entwichene Negersklaven zu gründen. John Brown arbeitete mit Feuereifer an der Verwirklichung des Plans; entwichene Sklaven strömten massenhaft zu, alles versprach anfangs den besten Erfolg, aber mit der Zeit stellte sich heraus, daß es sehr schwierig war, die meist blos an die Plantagenarbeit gewöhnten Neger zum Ackerbau tüchtig zu machen, und man mußte das Experiment aufgeben. Ebenso unglücklich verlief ein anderer Versuch in der nämlichen Richtung. Ein virginischer Pflanzer, James Birney, schenkte seinen Sklaven die Freiheit und übertrug Brown, der unter den Abolitionisten als Autorität zu gelten begann, die Erziehung der jüngeren Freigelassenen.

Bei dieser Gelegenheit kam John Brown nach Virginien, in die Hauptveste der Sklaverei und auf den künftigen Schauplatz des großen Schlußakts seines „Messias"-Lebens. Dort sah er in das scheußliche Pandämonium der Ausbeutung, der Mißhandlung, der geistigen und körperlichen Schändung: alles Menschliche mit Füßen getreten, die Familienbande aufgelöst, die Weiber und Mädchen den brutalen Lüsten der „ritterlichen" Herren und ihrer Kreaturen überliefert — und der Pfaffe, der gleißnerisch seinen „Segen" dazu gibt.

Hätte er der Anfeuerung noch bedurft, diese Reise nach Virginien würde ihm das rächende, das befreiende Schwert in die Hand gedrückt haben. Er war aber schon lange mit sich im Reinen. Das Mißlingen des North-Elba-Experiments hatte ihn belehrt, daß die Abschaffung der Sklaverei nicht durch List, nicht durch Versuche im Kleinen zu bewerkstelligen war — daß nur zwei Wege zum Ziel führen konnten: entweder eine großartige Volksbewegung, welche die, unter dem Einfluß der südstaatlichen Sklavenhalter stehende Bundesregierung sammt dem Kongreß fortriß und zur Aktion drängte; oder die direkte Aktion des Volkes, eine Erhebung der Sklaven, organisirt und unterstützt durch Weiße.

Bei der erbärmlichen Haltung der Bundesregierung und des Kongresses, und bei der Gleichgiltigkeit der Volksmassen in den „freien" Nordstaaten, bot ersterer Weg keine Aussicht auf baldigen Erfolg.

So blieb nur der zweite Weg.

John Brown zögerte nicht.

Er hatte sich mehr und mehr daran gewöhnt, in der Neger-emanzipation seinen Lebensberuf zu erblicken, dem alles andere unterzuordnen war, und dem er auch Frau und Kinder widmete. „Mann Einer Idee", ging er ganz auf in dieser Einen Idee, lebte er nur, um diese Eine Idee zu verwirklichen, war er freudig bereit, Gut und Leben, sich, seine Familie: das geliebte Weib, die blühenden Söhne und Töchter, alles dieser Einen Idee zu opfern.

Die Frage war blos, wann sollte „das große Opfer" gebracht, der große Wurf versucht werden?

Die Ereignisse gaben die Antwort und das Signal.

(Schluß folgt.)

Taubenposten.

Von E. K.

„Ihr Täubchen, die nach alten Sagen
Gekost um Venus Wagenzug,
Ihr müßt nunmehr nach Brüssel tragen
Den Rentencours in raschem Flug.
Es haben aufgestutzte Wichte,
Die stets auf Wucher sich verstehn,
Euch Liebesboten der Gedichte
Zu Börsenmäklern ausersehn.
So muß der Lieb' und Dichtung Zierde
Vergeblich uns verliehen sein!
Es drückt die schnöde Geldbegierde
Der Schönheit selbst ihr Brandmal ein.
Daß solcher Frevel nicht gelinge,
Flieht Vöglein unsern Geierchor;
Zum Himmel tragt auf zarter Schwinge
Die Poesie, die Lieb' empor!"

So klagt Beranger zu einer Zeit, als pariser und brüsseler Banquiers sich durch Brieftauben die Kurse viel schneller mittheilten, als sie dies durch Benutzung der Posten vermochten.

Der Telegraph indessen verdrängte bald nach Beranger's Klagen die Tauben aus dem Dienste der Börse, und es schien, als sollten sie hinfort nur als Liebesboten zur Verwendung kommen, als sie plötzlich der deutsch-französische Krieg zu ernsten, traurigen Zwecken sich dienstbar machte. Jedenfalls dürfte ein kleiner geschichtlicher Rückblick auf diese poetischste aller Beförderungsanstalten, auf die Taubenpost und die Brieftauben, diese „Postillons d'amour", „fliegenden Merkurs und geflügelten Boten des Kriegsgottes", nicht ohne Interesse sein.

Die Brieftaube, welche die Entfernung von Konstantinopel bis Alexandrien in einem Tage zurücklegte, war ohne Zweifel die rascheste Vermittlerin von Korrespondenzen in einer Zeit, wo die schnellste Kommunikation zu Lande auf das Pferd, jene zur See auf das Segelschiff beschränkt blieb; aber selbst in der Türkei hat die Lokomotive den reitenden und der elektrische Draht diesen fliegenden Postboten verdrängt, so daß sein Andenken selbst dort nur noch als holdes Echo in manchen anspielenden Redensarten und Gedichten fortlebt. Als Beleg dafür zitirt Münif Effendi die Verse:

„Zweifelnd, wo der Brief erscheine,
Irrt mein Auge in die Weite,
An der Thüre hängt das eine,
Nach dem Fenster späht das zweite,"

und die in der höheren osmanischen Stilistik noch heute gebräuchlichen Ausdrücke: Ein Schreiben „fliegend machen" (itare etmek) und auf den „Flügeln der Eile" statt schleunigst 2c. Wohl nicht mit Unrecht vindizirt Münif Effendi die Erfindung der Taubenpost seiner Heimath, dem Morgenlande.

Die erste Brieftaube war nach der Bibel die Taube Noah's, welche angeblich mit dem Oelblatt im Schnabel als Glücks- und Friedensbote heimkehrte und den wenigen von der Sintfluth verschont gebliebenen Menschen und Thieren die Beendigung des Kampfes der Elemente und die Versöhnung der Gottheit verkündete und die Nähe des Ararat anzeigte. —

Nach Plinius reicht die Benutzung der Tauben zu Botendiensten bis in's hohe Alterthum hinauf. Schon Marius forderte in einer belagerten Festung durch Brieftauben seine Anhänger zum Beistand auf, und von Taurosthenes wissen wir, daß er nach seinem Siege zu Olympia eine Taube aufsteigen ließ, welche durch ein angehängtes Purpurläppchen dem Vater der Aegier die Freudenbotschaft verkünden sollte; ebenso sandte Decimus Brutus, als er im Jahre 44 v. Chr. in Mutina von Antonius belagert wurde, an seine Freunde Tauben, an deren Beine Briefe befestigt waren.

Die Aegypter wußten durch Tauben, welche sie beim Antritt der Schiffsexpeditionen auf ihren Schiffen mitnahmen und beim Nahen der heimischen Gestade wieder fliegen ließen, den Ihren Nachricht von der Rückkehr zu geben — ein Botschaftsmittel, dessen sich die Schifffahrt und Handel treibenden Völker des griechischen Archipels ebenfalls bedienten.

Während die Aegypter und Griechen „den Instinkt und das nach Befriedigung sich sehnende Heimatsgefühl der Taube" sich nur zu Friedenszwecken nutzbar zu machen verstanden, strebten die Römer, wie wir bereits angedeutet, darnach, sich der Tauben zu Kriegszwecken zu bedienen. Unter Kaiser Justinian soll ein Centurio, Namens Phasus, die Tauben zur Aufklärung seines Marsches benutzt und aus der Ruhe und Regelmäßigkeit des Fluges dieser Luftsegler Schlüsse über die Nähe des Feindes gezogen haben. Unter der Regierung des Kaisers Diocletian versuchte man die Tauben außer zum Aufklärungs- und Beobachtungsdienste auch noch zu Botensendungen zu verwenden — ein Versuch, der indessen nicht mit der nöthigen Energie und Methode betrieben wurde, um der Frage näher zu treten, ob sich durch eine aufmerksame und zweckentsprechende Dressur der Taube eine

nutzbringende und erfolgreiche Verwendung derselben im Dienste des Mars nicht erzielen lassen sollte?

Das Verdienst, die ersten, eigentlichen Taubenposten eingerichtet zu haben, gebührt indessen dem Chalifen von Bagdad, Sultan Nureddin, der im 12. Jahrhundert n. Chr. durch Tauben regelmäßige Nachrichten aus allen Theilen seines Reichs erhielt.

Diese Taubenposten brachte der Chalif Achmed gegen Ende des 12. Jahrhunderts in noch großartigerer Weise zu immer höherer Vervollkommnung.

Jahrhunderte hindurch haben sich im Orient die Taubenposten erhalten, ja selbst in neuerer Zeit fanden Reisende dieselben noch in Aleppo, Kairo, Bagdada und noch gegenwärtig sind zwischen Tabris und Teheran in Persien regelmäßige Taubenposten im Gange.

In Aegypten hatte man im 15. Jahrhundert zur größeren Bequemlichkeit den geförderten Kurieren sogar Thürme als Etappenstationen erbaut.

Im ganzen Mittelalter bedienten sich der Brieftauben die Kreuzfahrer und Sarazenen. Es sei übrigens bemerkt, daß eine einzige gut dressirte Taube dieser Art in jener Zeit kaum weniger als 1000 Kremnitzer Dukaten kostete, während heutzutage um denselben Preis mehr als 1000 Telegramme kurzer Fassung z. B. von Wien nach Stambul expedirt werden können, und zwar ohne Gefahr auf der Reise von irgend einem „Kalab der Lüfte“, vom Adlerschnabel oder Sperberfänger, weggehascht zu werden. Die bei der Taubenpost verwendeten Tauben waren die sogenannten „türkischen“, eine Gattung, die an Größe und Flügelraschheit die gewöhnlichen europäischen Tauben übertrifft.

Um sie zum Postdienst zu dressiren, fütterte man sie an einem bestimmten Orte und gestattete ihnen von Zeit zu Zeit längere Ausflüge, damit sie ihre heimatliche Gegend genau kennen lernten. Dann führte man sie in einen Käfig über, in der Richtung des Ortes, nach welchem der Korrespondenzdienst eingerichtet werden sollte, zuerst eine halbe, dann eine ganze Stunde 2c. mit sich fort und ließ sie los, worauf sie sogleich nach Hause zurückflogen. Hatten sie sich so nach und nach die Richtung nach ihrer Heimat eingeprägt, so hielt man sie an dem ihnen fremden Orte eingesperrt und reichte ihnen Futter von schlechter Qualität, wodurch ihre Sehnsucht nach ihrer alten Heimat und die Schnelligkeit, womit sie, in Freiheit gesetzt, nach derselben zurückstrebten, vermehrt wurde. Kurz vor Antritt der Heimreise wurden sie richtig gefüttert, damit sie nicht, vom Hunger getrieben, unterwegs Futter suchten, wodurch Aufenthalt verursacht worden wäre. Um sie zu verhindern, während des Fluges eine Tränke aufzusuchen und in's Wasser zu steigen, und bei dieser Gelegenheit das an einen ihrer Füße gebundene Briefchen zu durchnässen, wusch man ihnen vor ihrer Abreise die Füße mit Essig. Männliche Tauben, deren Weibchen sich zu Hause befanden und brüteten, galten als die besten „Expressen“; denn sie gleichen abwesenden Ehemännern, denen daheim Familienfreuden bevorstehen, und die, vorausgesetzt, daß sie überhaupt gute Gatten sind, statt des Bummelzuges den Schnellzug wählen, um desto früher heim zu kommen.

In Europa scheint man sich der Brieftauben zuerst bei den Belagerungen von Harlem 1573 und von Leyden 1574 bedient zu haben.

Den Brieftauben danken zum großen Theil die Rothschilds die kolossale Vermehrung ihres Reichthums. Nathan Rothschild in London wurde plötzlich ein großer Taubenliebhaber, doch nicht ohne Ursache; denn er hatte eigens Agenten angeworben, welche den Kriegsheeren auf dem Fuße folgen und über alle wichtigen Ereignisse durch Brieftauben Berichte einsenden mußten. So dienten Siege und Niederlagen Napoleons I. dazu, den schlauen Jobber zu bereichern. Später theilte man sich durch Brieftauben die Gewinne der Lotterieziehungen zwischen Paris, Brüssel und anderen großen Städten schleunigst mit, damit man die Gewinnnummern möglichst noch rechtzeitig aufkaufen konnte. Dann benutzten die großen Banquiers die Brieftauben dazu, sich gegenseitig von den Kursschwankungen in Kenntniß zu setzen. Man nannte daher diese Tauben auch wohl Kurstauben, und diese Verwendung ist es, gegen welche Beranger in seinem zu Anfang unserer Mittheilungen zitirten Gedichtchen eifert.

In Paris hatten die Institute, welche sich der Tauben zu den angedeuteten Zwecken bedienten, übrigens mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Unter anderem hatte in den vierziger Jahren eine Telegraphenagentur Brieftauben eingeführt. Einige Zeit sah man über dem Hause, welches sowohl sie wie das Korrespondenzbureau Havas, Straße Jean Jacques Rousseau, einnahm, einen prächtigen Taubenschlag, woselbst man Tauben zum Depeschendienst abrichtete. Dieselben brachten von allen Gegenden Frankreichs und den Nachbarstaaten Nachrichten herbei. Eines Tages ließ der Generalpostdirektor Conte dem Direktor der Agentur eine gerichtliche Verfügung überreichen, worin ihm ausdrücklich befohlen wurde, diese Art der Depeschenbeförderung abzuschaffen, wahrscheinlich, weil er von jener Taubenpost Nachtheile für sein Einnahmebudget fürchtete. Da es aber widernatürlich, ja lächerlich gewesen wäre, dieser Verfügung fiskalische Gründe gegenüber zu stellen, so suchte die Postverwaltung nach einem gesetzlichen Auskunftsmittel, und man fand, daß in Paris eine polizeiliche Verordnung bestand, welche die Abrichtung von Tauben innerhalb der Stadt untersagte. Herr Conte benutzte dieses Verbot. Er ließ die unschuldigen Tauben tödten und nach der zunächst gelegenen Markthalle schaffen; woselbst sie den pariser Gourmands überliefert wurden.

Die Agentur hatte indessen 60 Stück Brieftauben reservirt, welche an alle ihre Direktionen gesandt wurden und unter den Flügeln Billets folgenden Inhalts trugen: „Mein Herr! Herr G. P. D. Conte hat ein Verbannungsurtheil gegen unsere Reisenden ergehen lassen. Nach einiger Zeit werden Sie eine Korrespondenz durch einen gewöhnlichen Wagen erhalten, welcher noch etwas schneller wie die Briefpost ist. Schon nach einigen Tagen sind wir indessen im Stande, Herrn Conte zu beweisen, daß alle Guillotinen der Welt ohnmächtig gegen die dickpfotigen Tauben von Anvers sind.“ —

Im Jahre 1840, als der Telegraph zwischen Berlin und Aachen bereits in Thätigkeit war, aber von Aachen bis Brüssel noch die Leitung fehlte, richtete unser berühmter Landsmann Reuter, der Schöpfer des ersten Telegraphen-Korrespondenzbureaus, zwischen beiden Städten eine Taubenpost ein, durch welche die Beförderung von Depeschen ungemein beschleunigt wurde.

Mit den Telegraphen natürlich konnte die Taubenpost nicht konkurriren; mit seiner immer weiteren Verbreitung und Ausdehnung mußte sie immer mehr von ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung herabsinken. Die girrende Taube ward wieder das, was Beranger so sehnlich wünschte, lediglich Liebesbote!

Die Taubenpost sollte indessen trotz des bösen Konkurrenten, des Telegraphen, nicht aussterben; die Liebhaberei bemächtigte sich ihrer. In England, Holland und Belgien, später auch in Deutschland erwachte der Taubensport. In Belgien vor allem ist die Brieftaubenzucht seit langer Zeit schon außerordentlich verbreitet und vortrefflich organisirt. Die Gesellschaften von Taubenfreunden haben hier ihre Fachjournale, welche einen Einblick in den großartigen geschäftlichen Aufschwung dieser nobeln Passion einer „günstig situirten Minderheit“ geben. Auch in Deutschland veranstaltete man vor dem deutsch-französischen Kriege Wett- oder Probefliegen von Brieftauben. So wurden beispielsweise am 21. Juni 1869 morgens 5 Uhr 10 Minuten 36 Brieftauben, welche von einem Liebhaber aus Duisburg zu diesem Zwecke nach Magdeburg gesandt worden waren, daselbst abgelassen. Die erste nach Duisburg zurückgekommene Brieftaube hatte circa 47 Meilen direkter Richtung bei trübem Wetter in 6 Stunden 50 Minuten zurückgelegt — sie traf 12 Uhr Mittags ein —, also die Meile in 8 Minuten; sie hatte demnach pro Meile 1 Minute mehr gebraucht, als der Kurierzug. Die zweite kam $12\frac{1}{4}$ Uhr Mittags und die übrigen im Laufe des Nachmittags.

Die Liebhaberei für Brieftauben war es auch, welche der Weltstadt Paris in den schweren Zeiten der Belagerung ein wichtiges Hülfsmittel bot.

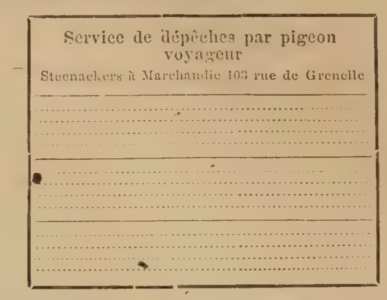
Schon bei Herannahen der deutschen Heere stellte sich der Präsident der Société de l'Espérance, Cassier, der Regierung der Nationalvertheidigung mit 3000 Briftauben zur Verfügung; allein man wies ihn mit Hohn zurück. Erst nachdem die Belagerung zur Thatsache geworden, gelang es ihm, den General Trochu zu gewinnen. Cassier, van Rosebeke und Derouard richteten nun den Brieftaubendienst ein, jedoch mit einer viel geringeren Anzahl, da die meisten Besitzer und Züchter Paris verlassen hatten.

Cassier war der erste, welcher im Oktober 1870 mit 32 Brieftauben einen Luftballon bestieg und, nachdem er bei Metz innerhalb des Bereichs der deutschen Armee herabgekommen, beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre, doch glücklich in Tours anlangte. In Tours wurde vom Postdirektor Steenackers die Brieftaubenpost eingerichtet. Das System bestand darin, in Tours alle aus der Provinz gesendeten Telegramme zu zentralisiren, ohne etwas an ihrer Fassung zu ändern, sie dann zu-

sammenzudrängen, indem man sie derartig typographirte, daß man daraus gewissermaßen die Spalten eines Journals bildete, um sie ferner unter Reduktion ihrer Flächen auf den möglichst geringsten Maßstab zu photographiren und endlich die Photogramme durch Tauben nach Paris an die Centralpostverwaltung zu senden, welche damit betraut war, den Inhalt photographisch vergrößert auf telegraphischem Wege an seine Adressaten in der Stadt weiterzusenden. Das System ist am 8. November 1870 eingeführt und am 14. November hat die Verwaltung die erste Nummer dieser Art eines telegraphisch-photographischen Journals in sehr kleinen Schriftzeichen empfangen, welches zu lesen nur der Gebrauch einer sehr starken Lupe gestattet. Bei Marne in Tours, dessen bedeutende Geräthschaften allein für ein so ausgedehntes Werk ausreichten, wurden die Bogen zusammengesetzt, deren Photographie sogleich gedruckt wurde.

Die erste Nummer von 12 Centimeter in Quatdratfläche enthielt 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes.

Ebenso leicht, als die Besorgung eingerichtet wurde, bedurfte auch das Publikum nur der Anweisung, was es zu thun hatte, um diese kleine Zahl von Depeschen möglichst auszunutzen. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte oder Freunde in Paris hatten, vereinigten sich aus freien Stücken und sandten Gesammttelegramme in der Weise, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als 1000 Familien brachten. Die gewöhnliche typographische Zusammenstellung wurde auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reduzirt, so daß sie ein winziges Papierblättchen von 30 bis 40 Millimeter ausfüllte, welches zusammengerollt in eine Federpose verborgen wurde, die man mit 3 Federn der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Brieftaube band. Dies Blättchen, durch eine starke Lupe betrachtet, kaum lesbar, hatte das Aeußere eines Journals mit 4 Spalten. Diejenige der linken Seite enthielt die Worte: „Dienst der Brieftaubenpost. Steenackers à Marchandie, 103 rue de Grenelle.“ Die 3 anderen Spalten dagegen enthielten den Wortlaut der Depeschen, eine nach der anderen ohne Weiß noch Zwischenreihen, alles auf der Vorderseite. Die in Paris am 25. November 4 Uhr früh mit der Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans eingetroffenen 266 Depeschen waren in 4 Stunden Zeit vergrößert und umgesetzt und um 4 Uhr Abends an ihren Bestimmungsorten. Mit der Lupe, deren man sich bediente, kamen die Buchstaben auf die Größe der Buchstaben heraus, welche man zu den Minuskelanzeigen der „Times“ benutzt. Die folgende Zeichnung zeigt die erste Seite der Depesche in der wirklichen Größe des Originals:


Service de dépêches par pigeon voyageur
Steenackers à Marchandie 103 rue de Grenelle

Vornehmlich zeichnete sich in Herstellung der Depeschen der Photograph Dragon aus, welchen ein aus Paris am 12. November abgegangener Luftballon nach mancherlei Gefahren nach Tours geführt hatte. Dieser machte in wahrhaft bewundernswürdiger Weise von der Photomikroskopie Gebrauch und ermöglichte dadurch, daß er nicht auf Papier, sondern auf ein eigens präparirtes Häutchen die verkleinerten Depeschen photographirte, außerordentliche Vortheile. Eine Taube konnte 18 solcher Häutchen, in einem Gesammtgewicht von ½ Gramm tragen, deren jedes etwa 3000 Depeschen enthielt, welche mit Hülfe des elektrischen Lichtes vergrößert 12 bis 16 Folioseiten einer großen Zeitung repräsentirten, so daß ein einziger dieser geflügelten Kuriere mehr als 50,000 Depeschen zu vermitteln vermochte. Dazu ließ sich die photographische Aufnahme trotz der trüben Wintertage so schnell ausführen, daß die um 12 Uhr Mittags übergebenen Depeschen bereits um 5 Uhr Nachmittags zur Absendung bereit waren. Um den richtigen Empfang der Depeschen zu sichern, wurden dieselben öfter, ja 20, 35, sogar 40 Mal vervielfältigt abgesandt.

Vermittelst des Luftballons hat man im ganzen 354 Brieftauben von Paris herausgebracht. Von diesen gelangten etwa 100 wieder zurück. Verschiedene davon haben die Reise zwei- und dreimal erfolgreich gemacht. Von der Gesammtzahl von 115,000 und, alle Kopien mit inbegriffen, 2,500,000 Depeschen, welche abgesandt worden, gelangten allerdings nur 52 Depeschenserien nach Paris. Dieses immerhin noch günstige Ergebniß beruhte vorzugsweise darin, daß die Brieftauben auf der ihnen längst bekannten Linie Paris-Orleans-Blois-Poitier zu fliegen hatten.

(Schluß folgt.)

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **W. H.**

II.

In S., einem kleinen Städtchen an den südlichen Ausgängen des Thüringer Waldes gelegen, sah man an einem herbstlichen Sonntagsmorgen des Jahres 1860 allerlei Flaggenschmuck und Laubgewinde an den Häusern und in den Straßen prangen.

Das Städtchen wunderte sich selbst über diesen ungewohnten Schmuck und mancher ehrsame Spießbürger, der mit der Nachtmütze über den Ohren aus den Fenstern blickte, schüttelte sein erstauntes Haupt über den Unfug, als er bemerkte, daß selbst sein eigenes Haus nicht verschont geblieben und an der Wasserrinne eine Guirlande befestigt worden war.

Die Turner des Städtchens hatten in der mondbeglänzten Herbstnacht die Häuser bekränzt und willig waren auch einige Besitzer der Aufforderung, die in dem Wochenblättchen sich befand, nachgekommen und hatten einige grün-weiße, schwarz-weiße und schwarz-roth-goldene Flaggen ausgesteckt.

So wenige ihrer auch waren, so machten sie doch auf die harmlosen Gemüther der Einwohner einen großen Eindruck, da zum erstenmale seit dem Jahre 1821 ein öffentliches Schauturnen in dem Städtchen wieder stattfinden sollte.

Auf Veranlassung eines fremden Handwerksgesellen, der seit einigen Monaten in dem Städtchen arbeitete, hatte sich nämlich, dem damaligen Zuge der Zeit folgend, ein Turnverein gegründet, der die große Zahl von 13 jungen Leuten umschloß, die auch dem Handwerkerstande angehörten; und da in dem kleinen Gebirgsstädtchen das Handwerk niemals einen goldenen Boden besessen hat, so waren es sämmtlich arme Teufel, die sich der Turnkunst mit aller Hingabe widmeten.

Trotz ihres Eifers und trotzdem ihre Bemühungen sich des Wohlwollens des dortigen Gymnasialdirektors zu erfreuen hatten, waren die eigentlichen Bürgersöhne dem Verein fern geblieben und so fristete derselbe nur ein äußerst kümmerliches Dasein. Der Gymnasialturnplatz stand ihm allerdings zur Verfügung, aber die schlechte Witterung, die den September hindurch angehalten, hatte es unmöglich gemacht, die Uebungen regelrecht abzuhalten. Tragbare Geräthe aber, die in einem Saale benutzt werden konnten, waren zu theuer, als daß die geringen Beiträge der 13 jungen Leute ihre Anschaffung erlaubt hätten.

Es galt jetzt, einen großen Streich auszuführen.

Ein Turnfest, wenn auch in der späten Jahreszeit, sollte die Bevölkerung des Städtchens aus ihrer Lethargie wecken und auf die Bestrebungen des Vereins aufmerksam machen.

Die Turnvereine der Nachbarstädte hatten ihren Besuch zugesagt, und nur das Wetter war eine ganze Zeit lang vor dem Festtage so schlecht gewesen, daß der Mißmuth förmlich die Herzen der jungen Burschen verzehrte und alle ihre Hoffnungen zu vernichten schien.

Doch Sonnabend gegen Nachmittag brach seit Wochen zum erstenmale die Sonne durch die dichten Wolken, die ein scharfer Wind vollends zerstreute, welcher Weg und Steg leidlich abtrocknete.

Es folgte eine ruhige herbstlich schöne Mondnacht, und früh schon lachte am Festtage die Sonne durch die langsam sich senkenden Nebelgestalten.

* * *

In dem geräumigen Hofe des düstern Kreisgerichtsgebäudes stand ein bildhübsches, schlankes Mädchen und hing einige Wäsche auf die ausgespannte Leine, blickte zum Himmel und erwartete sehnsüchtig die hervorbrechenden Sonnenstrahlen, welche die Wäsche trocknen sollten. Man bemerkte unter derselben ein weißes Tüllkleid, welches jedenfalls auf dem Turnerball, der des Abends in den Räumen des Schützenhauses stattfand, glänzen sollte.

Das Mädchen bot einen allerliebsten Anblick dar, wie es so dastand und mit den dunkelblauen Augen zum weißbläulichen Himmel blickte; gegen die dunkelblauen Augen stach das schwarzbraune Haar so eigenthümlich ab, so fremd und doch so anziehend, daß man es dem jungen Manne, der unter das Eingangsthor getreten war, wohl nicht verübeln konnte, wenn er wie gebannt stehen blieb und seine Blicke mit ganzer Gluth auf der schönen Erscheinung ruhen ließ.

Doch bald wurde er bemerkt. Näher tretend bot er Gruß und Rechte dar, die auch mit lieblicher Verbeugung angenommen wurden.

Ich mochte nicht eher zum Begrüßungsempfange der fremden Turner zum Schützenhause gehen, bis ich dir „guten Morgen" gewünscht, sagte der junge Mann, und freue mich, daß ich gerade dazu komme, um die Vorbereitungen zum heutigen Balle zu sehen. Wie werde ich mich aber erst freuen, wenn du, die Schönste der Schönen, heute in dem großen Saale des Schützenhauses, der unsereins sonst nicht offen steht, glänzest und aller Augen, auch die der vornehmen Leute, die sämmtlich erscheinen wollen, auf dich ziehest — und doch setzte er in einer Anwandlung von Trauer hinzu, wirst du nicht durch den Glanz dort geblendet werden, wirst du deinem Bräutigam, dem armen Tischlergesellen treu bleiben?

Die schöne Tochter des Gefangenwärters drückte dem jungen Burschen, der eine stattliche Figur, ein frisches Gesicht und ein gutes Herz hatte, innig die Hand und flüsterte: Da kommt die Mutter, du weißt, daß sie etwas höher hinauf will und unser Verhältniß nicht gern sieht, doch sei ohne Sorge, ich bleibe dir gut. —

Der junge Tischler grüßte die Frau Gefangenwärterin ehrerbietig und lud dieselbe zu dem Turnfeste ein, indem er für sie und ihre Tochter Billetts überreichte. Mit gelassenem Gruße nahm die Frau die Billetts an — der junge Mann empfahl sich und eilte, da mittlerweile die Glocke des nahen Kirchthurms zehnmal mit dumpfem Klang die Zeit verkündete, dem Schützenhause zu, welches am anderen Ende des Städtchens lag.

* * *

Von Ilmenau, von Meiningen, von Themar, von Hildburghausen, von Eisfeld, von Römhild und gar von Koburg waren gegen hundert Gäste eingetroffen, frische muntre Burschen im Turngewand mit Bändern geschmückt. Die einzelnen Turnvereine hatten ihre Fahnen mitgesandt, schöne seidene goldgestickte, meist von den Frauen des betreffenden Ortes den Vereinen geschenkte, welche den Zug, der des Nachmittags stattfand, verherrlichten.

Die Begrüßung von Menschen, die sich niemals vordem gesehen, wenn sie wissen, daß sie ein gleiches spezielles Ziel anstreben, ist immer überaus herzlich — bezeichnend aber ist es, daß das gemeinsame Ziel aller Menschen, recht glücklich zu werden, gerade das Gegentheil, eine überaus schlechte Begrüßung der Ringenden, erzeugt. Bei dem speziellen Ziel sind die Wege dieselben, sie laufen mindestens parallel, bei dem gemeinsamen Ziel sind sie sich zuwiderlaufend und das fortwährende Anprallen, das Niedergeworfenwerden bei solchem Rennen zum Ziele erzeugt Haß, Konkurrenzneid über den, der sich zuerst aufrafft, Schadenfreude, wenn er wieder niederpurzelt. — — —

Die Jugend, welche an dem frischen Herbstsonntagsmorgen zusammen gekommen war, dachte allerdings noch nicht an derartige „Philosophastereien", sondern ihres speziellen gleichen Zieles bewußt, fühlte sie sich gegenseitig angezogen und begeisterte Begrüßungen und Freundschaftsbezeugungen dokumentirten solche Stimmung.

* * *

Um 2 Uhr Nachmittags bewegte sich der stattliche Festzug durch die Straßen. Dem liebenswürdigen Bürgermeister, der das Fest in mancherlei Weise unterstützt hatte, wurde vor der Bürgermeisterei das übliche Hoch gebracht, auf welches er mit kurzen, herzlichen Worten dankte; dann bewegte sich der Festzug zum Marktplatze, wo die Festrede gehalten werden sollte.

Der junge fremde Handwerksgeselle, der als die eigentliche Seele der Turnbewegung in dem Städtchen S. anzusehen war, hatte dieselbe übernommen. Noch niemals war derselbe öffentlich aufgetreten; als der Zug sich dem Marktplatz näherte und der Festredner, der auch zugleich Führer des Zuges war, die große Menschenmasse aus der Stadt und der Umgegend auf dem Marktplatze versammelt sah, da pochte ihm das Herz hörbar laut und schon wollte er die Ordre geben, daß der Zug über den Marktplatz direkt zum Schützenhause marschiren solle, wo dann auf dem mehr eingeschlossenen Turnplatz die Rede gehalten werden sollte, als die Musik schon einschwenkte und die nachrückenden Turner nach und nach einen Kreis um den in der Mitte des Marktplatzes gelegenen Stadtbrunnen bildeten.

Es war zu spät.

Unser Freund hatte seine Rede wohl studirt, es klang darin von Manneskraft und Vaterland, von Freiheit und Menschenwürde und besonders hatte er sich vorgenommen, der sogenannten besseren Gesellschaft ihre Exklusivität vorzuwerfen und sie aufzufordern, thatkräftig einzutreten für die Ideen der Jugend.

Angesichts der Menschenmenge waren all' die schönen Gedanken in alle vier Windrichtungen verflogen, und irrenden Auges suchte der junge Mann, der einige Stufen des Marktbrunnens emporgestiegen war, sie wieder zu haschen. Doch hierzu war keine Zeit vorhanden.

Mit zaghafter Stimme, Worte suchend, stammelnd hub er seine Rede an. Seine Freunde ermunterten ihn durch Zustimmung, doch immer wirrer wurden die geäußerten Sätze. Da fiel der Blick des Redners, der schon sein Fiasko vor Augen sah und um Entschuldigung für seine Kühnheit bitten wollte, auf eine große Gruppe von älteren Gymnasiasten, Commis, Beamten, die zusammen lispelten und flüsterten und höhnisch ihre Lorgnetten auf den frechen Handwerksburschen richteten.

Das half. Es färbte sich das vor Zaghaftigkeit blasse Gesicht des Redners purpurroth, die Stimme wurde laut, die passenden Worte fanden sich und mit natürlichem Pathos klang es hinaus der ganzen Volksmasse verständlich, es klang von Manneskraft und Vaterland, von Freiheit und Menschenwürde, und der Schluß der Rede wandte sich gegen diejenigen, welche der jugendlichen Volksbewegung Unverstand und Hochmuth entgegenzusetzen wagten.

Andächtig hatte die große Menge den glühenden Worten gelauscht — die Gruppe der Commis, Gymnasiasten und Beamten hatte die Augen gesenkt, donnernde Bravos erklangen und ein Hoch auf Freiheit und Vaterland brauste durch die Lüfte.

Was der Redner gesprochen, das wußte er selbst nicht — es mußte ihm später erst von seinen Kameraden mitgetheilt werden; doch fand die Rede die ungetheilteste Anerkennung.

Unter den Klängen: „Was ist des deutschen Vaterland" marschirte der Zug, dem sich die große Volksmenge anschloß, nach dem Schützenhause, hinter welchem der Turnplatz lag. Das ganze Volk sang das allerdings etwas sentimentale Lied von Moritz Arndt mit. Bedenkt man aber, daß dieses in einer preußischen Enklave geschah, so wird man sich nicht wundern, wenn dieserhalb von der erfurter Regierung Recherchen später angestellt wurden. —

Das Schauturnen, welches nach dem Festzuge begann, war allerdings sehr primitiver Natur. Nur ein eisfelder Turner, der in Milwaukee längere Zeit geturnt hatte, und der eben erwähnte Festredner leisteten im Kürturnen Leidliches. Doch wurden die betreffenden Uebungen mit großer Bewunderung und bedeutendem Beifall aufgenommen, da das anwesende Publikum durchaus nicht verwöhnt war und in den betreffenden Leistungen schon etwas ganz Außergewöhnliches erblickte. Die Schullehrer und andere „Notabilitäten" sahen allerdings an den Freiübungen und dem Riegenturnen, daß auch eine gewisse „Schule" nicht gemangelt hatte, und so war das gesammte Publikum völlig zufriedengestellt.

Nach dem Schauturnen fand eine Berathung der Turner statt, in welcher über die Verbindung der naheliegenden Vereine zu einem Gauverband berathen wurde.

Auf dem Balle sah man in erster Linie der Tanzenden, viel umworben von den fremden Turnern, des Gefangenwärters schönes Töchterlein. Das weiße Kleid mit den blaßrothen Schleifen schmückte die schlanke Gestalt, welche dem flüchtigen Rehe gleich, kaum den Fußboden berührend, dort vor den Augen der Bewunderer verschwand, dort plötzlich wieder auftauchte.

Der brave Schreinergeselle aber stand stumm und träumerisch in einer Ecke.

Während des Balles wurde eine Sammlung veranstaltet für verfolgte holsteinische Lehrer, patriotische Freiheitslieder deklamirt und gesungen bei immer wachsender Fröhlichkeit.

Der brave Schreinergeselle, der sonst ein recht lustiges Blut war, stand immer noch stumm in der Ecke und nur ein aufmerksames Auge konnte das hohe Wogen der Brust erblicken, und nur ein aufmerksames Ohr konnte die unterdrückten Seufzer vernehmen, die sich der gepreßten Brust entrangen.

Der kleine Gott Amor war vielgeschäftig; dort schlang er unsichtbar leise aus den Haaren einer schönen Tänzerin für den Tänzer ein festes Band, welches denselben durch das Leben leiten sollte; hier lenkte er den heißen Athem der Tanzenden gegenseitig auf das glühende Gesicht, so daß die Flammen emporschlugen, um nimmer zu verlöschen. Dort lispelte der böse Schalk dem schönen Töchterlein des Gefangenwärters in's Ohr, daß der feine, schlanke und so intelligent dreinschauende Glasmaler aus Ilmenau doch viel liebenswürdiger sei, als der derbe Tischlergeselle, und er lispelte das böse Wort solange, bis sie es glaubte.

Ueber 100 Personen aus allen Ständen traten an dem Abende dem jungen Turnverein theils als aktive, theils als passive Mitglieder bei — die ursprünglichen Dreizehn glühten vor Lust und Siegesbewußtsein — doch nicht alle.

Denn der brave Schreinergeselle, der einer der eifrigsten der Dreizehn gewesen, stand immer noch stumm in der Ecke, und als ein Freund ihm das fröhliche Ereigniß verkündete, nickte er so in sich versunken, daß derselbe erschreckt nach der Ursache seiner Mißstimmung frug. Keine Antwort, nicht ein Wort — der Freund wurde gerufen — die glühenden Blicke des Schreinergesellen aber durchbohrten förmlich das schönste Paar, welches auf dem Tanzsaale sich in einem sinnberauschenden Walzer dahinwiegte.

* * *

Der Turnverein in S. nahm seitdem einen großen Aufschwung. Manches habe ich noch von ihm gehört, meist freudiges, aber auch eine traurige Kunde ereilte mich in meiner fernen Heimat.

Der junge Maler aus Ilmenau führte nämlich die schöne Tochter des Gefangenwärters heim. Der Tischlergeselle aber hatte in einem Anfalle von Wahnsinn in einsamer Nacht einen Schuß abgefeuert gegen das Fenster des Stübchens, in welchem seine frühere Braut schlief und darauf einen Selbstmordversuch gemacht, der aber gänzlich mißglückte.

Er konnte nun ein ganzes Jahr lang aus seiner Zelle hinausblicken auf den Hof, auf dem er frühmorgens am Festtage den Treuschwur erhalten, er konnte auch das ferne Dach des Schützenhauses erblicken, unter welchem Abends der Treuschwur gebrochen wurde.

Und dennoch kann man dem holdseligen Mädchen nicht zürnen, daß es sich einen andern erkoren, der ihr lieber und besser erschien. Sie hatte auch für sich eine glückliche Wahl getroffen, indem sie ein andres treues Herz geknickt.

Möge dasselbe sich wieder aufgerichtet haben! Ich habe weiteres von dem armen Tischlergesellen nicht gehört.

Parlamentarier.

IV.

Dahlmann, der große Dahlmann, der Vater des deutschen Konstitutionalismus, der Prediger der politischen Dreieinigkeit.

Die beste aller Staatsformen ist der Konstitutionalismus; in einem konstitutionellen Staate muß jeder Staatsangehörige glücklich sein, alles politische und soziale Leben schmiegt sich in die Form und es gibt ein schönes, prächtiges, untadelhaftes Glück und — Dahlmann ist der Staatskoch. Solche oder ähnliche Gedanken müssen einen beschleichen, wenn man in Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution liest. Die Altliberalen der vormärzlichen Periode gehörten durchweg der reichen Bourgeoisie an; daß sie die englischen Zustände liebten, daß sie den Professor Dahlmann als den Mann verehrten, der solche Zustände nach Deutschland übertragen wollte, ist wohl sehr begreiflich, — deshalb erklang auch überall in ganz Deutschland, soweit der Einfluß des Geldsacks reichte, jahrelang der Ruf: Dahlmann, der große Dahlmann!

Friedrich Christoph Dahlmann, geboren im Jahre 1785 in Wismar, 1812 Professor der Geschichte in Kiel, 1829 der Staatswissenschaften in Göttingen. 1837 aus Göttingen verwiesen, weil er mit noch sechs anderen Professoren gegen die Aufhebung der Verfassung protestirte (die göttinger Sieben), 1842 Professor der Geschichte zu Bonn, 1848 Delegirter Preußens beim Bundestage, arbeitete er den preußisch-deutschen Verfassungsentwurf mit aus, war Mitglied der deutschen Nationalversammlung, der preußischen ersten Kammer und des erfurter Parlaments. Er starb 1860.

Besonders in den Jahren 1848—49 war Dahlmann an seinem Platze. Die altliberale Bourgeoisie fühlte, daß sie zwischen zwei Feuern stand — auf der einen Seite die Revolution, auf der andern die Reaktion. Sie erkannte vielfach die traurige Rolle, die sie spielte; ihre großen Wünsche, die sie so laut geäußert hatte, und ihre Kräfte, die so schwach waren, und ihr Muth, der noch viel schwächer war, — ja, eine durchaus klägliche Rolle. Da kam Dahlmann, der der altliberalen Partei nach jeder Niederlage bewies, daß ihre Ohnmacht eigentlich „staatsmännische Klugheit“ gewesen sei.

Wie jubelten da die Philister! Wie heldenhaft schmiegten sie sich nach den jeweiligen Fußtritten, die sie von oben erhalten hatten!

Auch die Kaiseridee hat Dahlmann zuerst auf das Tapet gebracht, und bald hatte er es fertig, daß in der Bourgeoisie der Glaube sich festsetzte, daß der Erbkaiser zum „organischen Fortschritte“ Deutschlands gehöre.

Arnold Ruge fragte allerdings in seiner „Reform“ an, ob die Deutschen nicht noch zum Eichelfraße zurückkehren sollten, da das Kaiserthum von Dahlmann besonders als eine urgermanische Institution gepriesen worden sei. Hei, wie die Professoren über den Verwegenen herfielen, der die Kaiseridee verspottete: er hatte kein „deutsches Herz“. Gradeso, als wenn jetzt Jemand den Bismarckkultus verspottet — dann ist er ein „Reichsfeind“.

Im übrigen war Dahlmann von ekelhafter Bissigkeit und mit maßloser Arroganz behaftet, ein dünkelhafter Gelehrter, dem der Zopf hinten hing, er mochte sich drehen wie er wollte. In der Paulskirche merkte man es allen seinen Reden an, daß er in jedem noch so zahmen Demokraten einen Schuft sah.

Noch sei bemerkt, daß Dahlmann das Niederwerfen der berliner Revolution eine „rettende That“ nannte. Friede seiner Asche! H.

Gift im Zucker. Der „Standard“ sagt: „Das Auftreten der Cholera bei uns mag mit atmosphärischen Veränderungen, mit unreiner Luft, mit elektrischen Erscheinungen oder örtlichen Einflüssen in Verbindung stehen; ja, der Ursprung der Krankheit mag sogar im Diätwechsel zu suchen sein. Daß eine solche Veränderung wirklich eingetreten, ist allgemein bekannt. Auf unsern Märkten wird jetzt viel ungesunde thierische Nahrung ausgeboten. Andere Nahrungsmittel, deren Zubereitung wir nicht kennen, wobei man aber gewiß wenig an die Gesundheit des Konsumenten denkt, werden in unseren meisten Kaufläden gefunden. So wird zum Beispiel der Zucker, welcher aus Kuba und Brasilien kommt, auf eine Weise zubereitet, welche die französische und belgische Regierung verboten hat. Das Läuterungsverfahren und das letzte Klären des Zuckers hat unter den Männern der Wissenschaft ernstliche Bedenken erregt. Es heißt, daß sich der Gebrauch dieses Mittels (Bleiessig) auf Kuba und Brasilien beschränkt, aber da es 30 pCt. mehr Zucker gewährt, als das unschuldige Mittel (kohlensaurer Kalk) in den britischen Kolonien, so steht zu befürchten, daß es allgemein angenommen werden wird. Lähmung der Leber und der Nieren ist das erste Cholerasymptom, und Jedermann weiß, daß die gewohnheitsmäßige Aufnahme von Blei in den Körper Lähmung erzeugt.“

Das Bäckerschupfen. Von je ist das Volk geneigt gewesen, diejenigen schwer zu bedrohen und ihre Bestrafung zu verlangen, welche sich dadurch versündigten, daß sie das unentbehrlichste Nahrungsmittel, das „liebe Brod“ verfälschten oder vertheuerten. Es gibt in den verschiedenen Ländern auch verschiedene Strafen für derartige Vergehungen. Eine der originellsten dürfte das sogenannte „Bäckerschupfen“ sein, wie es in Alt-Wien Brauch war. Nämlich Bäcker, welche ungenießbares, oder im Gewichte zu geringes Brod buken, wurden in einen geschlossenen Korb gesetzt, welcher am Ende eines, in Gestalt einer einfachen Schaukel, angebrachten langen Balkens hing, und so in die Donau oder sonst in eine Pfütze getaucht. Schon Herzog Albrecht der Zweite von Oesterreich ordnete im Jahre 1340 an: „die Bäcker sollen geschupft werden, nach altem Brauch“ — was natürlich ein viel höher hinaufreichendes Alter dieser Strafe voraussetzt, die erst unter Kaiser Joseph dem Zweiten eingestellt wurde. E. v. W.

An meinen Sohn.*)

Wie eilt die Zeit! — Nun sind es
Gar fünfzehn Jahre schon,
Als auf die Bahn des Lebens
Du trat'st, mein lieber Sohn.
Dir standen die hellsten Sterne
Zum ersten Augenblick,
Und Liebe, nah' und ferne,
Nahm Theil an unserm Glück.

Kein Gott ward je behelligt
Mit einem Wunsch für Dich;
Nur reicht ob Deinem Haupte
Die Hand der Mutter ich:
Da fand sich nur ein Wille
Auf unsrer Liebe Bahn,
Da haben, ernst und stille,
Wir das Gelübd' gethan:

Ob Glück uns sei beschieden,
Ob Unglück unser Loos,
Ob Sturm und Wetter berge
Der Zukunft dunkler Schoß —
Dich soll doch nur erfreuen,
Was gut dich macht und wahr,
Und Deiner Kindheit Maien
Soll blühen immerdar.

Wie auch die Wetter tobten,
Uns scheuchten von Haus und Thor,
Dir haben wir erhalten
Der Kindheit Blüthenflor.
Sein Duft bleibt Dir ein Segen,
Ein heitres Licht sein Glanz,
Wenn Dich auf öden Wegen
Umgraust der Schatten Tanz. —

Nun trittst du aus dem Eden!
Weit vor Dir liegt die Welt,
Du fürchtest keine Schranke,
Du fühlest Dich ein Held.
Dein Blick faßt alle Räume,
Die Sehnsucht schwellt die Brust,
Und selbst in Deine Träume
Zieht ungeahnte Lust.

Der Blick schweist zu den Gletschern,
Die über den Wolken glüh'n,
Und zu den weiten Meeren,
Die tosend den Erdball umziehn.
Ja, selbst die letzten Sterne
Sind nicht dem Jüngling genug,
Hinaus in die endlose Ferne
Treibt ihn der Gedanken Flug.

Nur fort, mein Sohn! Die Wahrheit
Ist solchen Fluges werth;
Durch sie wird alle Sehnsucht
Und jede Lust verklärt.
Doch hüte Dich, daß nimmer
Ein Glaube Dich umfängt,
Und mit dem bösen Schimmer
Dir Herz und Kopf bedrängt.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Götter
Und nicht an einen Gott,
Nicht in der schönsten Stunde,
Nicht in der größten Noth.
Dir ist kein Himmel offen,
Dir gähnt die Hölle nicht;
Brauchst nicht auf Gnade hoffen
Und fürchten kein Gericht.

Glaub' niemals einem Priester;
Sein Segen und sein Fluch,
Sein Beten und sein Singen
Ist nur ein einz'ger Trug.
Er will nur Kinder und Knechte;
Drum wo die Tyrannei
Zerbricht der Menschen Rechte,
Sind Priester auch dabei.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Herren
Und Sklaven von Natur;
Glaub' nicht, die müßten herrschen,
Und die gehorchen nur.
Mit Kette oder Krone
Kam noch kein Mensch zur Welt,
Und nur dem Recht zum Hohne
Macht man zu Recht das Geld.

Nur an die Wahrheit glaube
Und ihre ew'ge Macht;
Sie sprenget alle Ketten,
Erhellet jede Nacht.
Kein Wahn, kein Trug bestehet
In ihrem reinen Licht,
Und wenn die Welt vergehet,
Vergeht die Wahrheit nicht.

Sie hat Dich hoch begnadet!
Der erste Schritt, den Du
In's bunte Leben wagest,
Führt Dich der Wahlstatt zu.
Und bist Du auf dem Plane,
So hat es keine Noth:
Dir ziemt nur eine Fahne,
Mein Sohn, und die ist roth!

Dein Platz ist, wo die Armen,
Die Unterdrückten stehn,
Die von den reichen Ernten
Noch kaum die Spreu gesehn,
Die ewig hämmern und wühlen
Und Schätze schleppen zu Hauf,
Und stöhnen in den Mühlen
Und keuchen bergab und bergauf.

Dein Platz ist, wo die Schaaren
Mit bleichen Gesichtern stehn,
Wo Männer, Weiber und Kinder
Frierend in Lumpen gehn,
Wo nur der Arbeit schnöde,
Entsetzliche Sklaverei,
Wo Geist und Herz eine öde,
Unheimliche Wüstenei.

Sie kämpfen mit der Horde,
Die kein Gewissen hemmt,
Die Erd' und Meer und Himmel
Verschachert und verschlemmt,
Die mit dem Rechte rechtet
Und mit Gewalt es bannt,
Und dann die Armen knechtet
Und in die Joche spannt.

O, gegen diese Horde
Hinaus, mein Sohn, zum Streit!
Hier kannst Du nicht mehr irren:
Du hörst den Ruf der Zeit!
Du kannst um Gold und Flitter
Kein Dienstmann werden — nein:
Du wirst kein Gottesritter,
Kein Fürstendiener sein! — —

So geh' denn hin mit dem Glauben
An der Wahrheit ewige Macht,
Und dulde und kämpf' für die Freiheit
Und halte für sie Wacht.
Und blieb das Herz, das warme,
Doch ohne Freude und Lohn,
Dann komm nur in meine Arme,
Mein lieber, tapfrer Sohn!

*) Ein Gesinnungsgenosse hat mit dem vorstehenden Gedichte seinem Sohne bei Vollendung von dessen fünfzehntem Lebensjahre die Richtung für sein künftiges Denken und Handeln und damit eine Art „Konfirmation" im politischen und religiösen Radikalismus zu geben versucht. Die Gefühlswärme und die hohe Gesinnungslauterkeit, welche aus diesen Versen spricht, haben uns bewogen, dieselben zu veröffentlichen und sie unsern Lesern zur Beachtung, sowie diese Weise der Konfirmation zur Nachahmung zu empfehlen.
Red. d. „N. W."

Der Gesandtensaal im Alcazar zu Sevilla. Bis in's elfte Jahrhundert führt uns unser Bild (Seite 77) zurück — in jene glänzende Zeit, welche das Araberthum über Spanien heraufgeführt hatte. Das kulturfeindliche Christenthum war in der Person des christlichen Königs Roderich in der siebentägigen Schlacht von Xerez de la Frontera, am 19. Juli des Jahres 711, dem anstürmenden jugendfrischen Maurenvolke erlegen, und wenn auch Karl Martell durch den Sieg bei Tours (732) den Arabern die Unterjochung von ganz Europa endgiltig unmöglich gemacht, so behaupteten diese sich doch Jahrhunderte hindurch in Spanien. In Sevilla, Saragossa, Toledo und Valencia herrschten arabische Fürsten, und unter ihrer klugen und toleranten Regierung, die, in schroffem Gegensatz zu den christlichen Herrschern, allen Andersgläubigen, Christen sowohl als Juden, freie Religionsübung und ungestörten Erwerb gestatteten, blühten Künste und Wissenschaften, Handel und Ackerbau, wie nie zuvor und nie nachher in Spanien. — Der Alcazar war der prachtvolle Palast der maurischen Könige in Sevilla, der — ein kostbares Denkmal maurischen Kunstsinns — in diesem Jahrhundert völlig in maurischem Stile restaurirt worden ist. Im Alcazar war es auch, wo das über die gefährlichen muhamedanischen Feinde endlich doch triumphirende Christenthum im Jahre 1478 das erste Inquisitionstribunal errichtete, um den Kampf gegen alles menschlich Schöne und Gute mit Folter und Scheiterhaufen, so fanatisch und verrucht, wie es nur Pfaffen im Stande sind, weiterzuführen. G.

Ein Prairiebrand. Ich befand mich ungefähr tausend englische Meilen weit von Newyork und war eben an der östlichen Grenze des Staates Jowa angelangt. Da wurde mir ein Brief der Meinigen aus der Heimath nachgesandt, in welchem, wie schon so oft, der Wunsch geäußert wurde, ich sollte unverzüglich nach Hause reisen, denn die Sehnsucht nach dem „Sohne in der Fremde" sei allzugroß. Meine Gedanken schwärmten gen Osten, nach den grünen Fluren des lieben Deutschland, und ich sauste mit einer Geschwindigkeit von 30 englischen Meilen per Stunde dem Westen zu. Ermattet wie ich war — ich hatte die vorhergehende Nacht gleichfalls im Eisenbahnwagen zugebracht — schlief ich endlich ein. Als ich wieder die Augen aufschlug, stand der Kondukteur vor mir und sagte: „Sie haben nicht schlecht geschlafen! Das Abendbrot ist bereits vorüber*), aber ich konnte sie nicht aufrütteln. Wollen Sie sich nicht ein paar prächtige Feuer ansehen?" Ich blickte unwillkürlich mit einem noch halbgeschlossenen Auge aus dem Fenster, war jedoch nicht wenig erstaunt, eine nicht endend wollende Feuerstrecke zu erblicken. Ich öffnete das Fenster, bog mich hinaus, konnte aber weder nach hinten noch nach vorn einen Anfang oder ein Ende des Feuers finden. Es war als ob eine lange, nicht gar zu breiter Strecke der Erde in vollen Flammen stände. Ich eilte nach der andern Seite der Coupé's, blickte durch's Fenster und mir bot sich ein noch schönerer

*) Im Westen gibt es auf den Eisenbahnen sehr elegante Speisezimmer; man braucht den Zug nicht zu verlassen, um zu essen.

Anblick dar: Dasselbe Feuer, nur das üppige Gras breitere Strecken verheerend! Auch hier eine endlose Feuerstraße, trotzdem wir mit enormer Geschwindigkeit über die Prairie jagten. Am offenen Fenster stehend, das unbedeckte Haar dem Winde preisgebend, gab ich mich ganz der Wirkung dieser prächtigen Naturerscheinung hin! Wie viele Millionen pflanzlicher und thierischer Organismen erleiden bei einem solchen Brande den Feuertod, war mein erster Gedanke; wie majestätisch groß ist die Natur im Zerstören! Eine Todtenstille auf der ganzen unbebauten Fläche, unterbrochen nur von dem regelmäßigen Rauchausstoßen der Lokomotive, und doch eine Zerstörung, ein Verheeren im Pflanzen- und Thierreiche, das in größerem Maßstabe wohl kaum gedacht werden kann. Der Kondukteur trat wieder an mich heran. „Obwohl ich oft diese Reise mache", sagte er, „habe ich so bedeutende Feuer noch nicht gesehen." Was ist die Ursache derselben, fragte ich? „Das ist schwer anzugeben" war die Antwort. „Das üppige Gras ist durch die glühende Sonnenhitze ganz vertrocknet und bedarf nur eines Funkens um sich zu entzünden. Manchmal wollen die Farmer ihr noch zu bebauendes Land von dem Gras befreien, zünden einen Theil davon selbst an und bald brennt die halbe Prairie nieder, bis das Feuer an einer kultivirten Stelle des Bodens Halt machen muß. Die Funken der Lokomotive sollen auch schon manches Feuer verursacht haben." Im zoologischen Garten in Philadelphia hatte ich früher einmal eine größere Anzahl der sogenannten „Prairiehunde" gesehen; es sind dies kleine gelbgraue Thiere, welche mich durch ihre possirlichen Sprünge öfters amüsirten. Wie viele dieser armen Geschöpfe starben heute Nacht den Feuertod, wie viele von ihnen werden heute Nacht noch sterben? — Weiter ging es nach Westen, immer weiter bis wir am nächsten Morgen im Staate Nebraska Halt machten. Bei Tagesanbruch verloren sich die Feuer in der Ferne, und auf der Rückreise durch den Staat Jowa, welche ich auf einer andern Eisenbahnbrücke zurücklegte, habe ich kein Feuer mehr gesehen. E. Br.

Die Hungersnoth in Indien. Die Geschichte berichtet, daß die Menschheit seit Beginn der christlichen Zeitrechnung 239 mal von großer Hungersnoth heimgesucht worden ist, und diese periodisch wiederkehrende Plage hat unter allen Länderstrichen Indien am häufigsten bedroht und zwar in Zwischenräumen von je 15 Jahren. Wir wollen uns hier auf die neueren Fälle beschränken. Im Jahre 1869 und 70 wüthete in Indien eine Hungersnoth, welche zu den größten zählt, die je die Menschheit erlebte, und zwar zu gleicher Zeit in den Distrikten von Behar, Orissa und Bengalen, woselbst sie in 12 Monaten über drei Millionen Menschen hinwegraffte. 1784 und 85 verheerte infolge nicht genügender Ueberschwemmung des Landes durch den Nilaustritt der allgemeine Lebensmittelmangel ganz Egypten, wobei nach dem Bericht des französischen Reisenden Volney die Bevölkerung um ein Sechstel vermindert wurde! China mit seiner dichten Bevölkerung hatte auch sehr viel zu erleiden. Im Jahre 1787 ließ das Elend die Menschen alle Menschlichkeit vergessen, so daß Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern tödteten, um sich mit ihrem Fleische zu nähren. Auch Irland ward häufig von dem unheimlichen Gast besucht; hier sind die Jahre 1816, 1822 und 1831, und besonders das Jahr 1847 hervorzuheben, in welchem die Sterblichkeit so groß war, daß unter andern die Baronie Skibbereen ihre sämmtlichen 11,000 Einwohner verlor und so gänzlich entvölkert ward; im ganzen verlor England damals 500,000 Einwohner, und den materiellen Schaden veranschlagt man auf 160 Millionen Mark. Was endlich Indien anlangt, so trat in den Jahren 1781 und 82, nachdem vorher Hyder Ali das Land um Karnatik herum verwüstet hatte, eine äußerst drückende Hungersnoth ein, welcher zu steuern die Präsidentschaft von Madras sich genöthigt sah, da die Privatwohlthätigkeit nicht ausreichte, bedeutende Ankäufe zu machen, von denen sie je 9 Pfund zu einer Rupie (2 Mark) an die Bevölkerung verkaufte. Nach kaum 7 Jahren kamen die Distrikte Vizagapatam und Ganziam an die Reihe, 1799 der Bezirk Dindipul, 1804 Tanjore und South-Arcot, wo 25000 Einwohner Hungers starben. Nach einer etwas längern Reihe fruchtbarer Jahre wüthete die Hungersnoth 1824 um so schrecklicher. Die offiziellen Nachweise ergeben, daß damals 6 Pfund Reis eine Rupie kosteten. 1833 hatte besonders der Distrikt von Guntoor zu leiden, welcher von einer Einwohnerzal von 500,000 150,000 verlor und einen materiellen Verlust von 45,500,000 Mark hatte. Noch schlimmer ging es im Jahre 1854 dem unglücklichen Lande Bellari, wo 2 Pfund Reis eine Rupie kosteten. Bei öffentlichen Arbeiten wurden Leute länger als 8 Monate beschäftigt. Der Ausfall, der durch die nicht gezahlten Steuern entstand und die 9,600,000 Mark für jene Arbeiten geben ein ungefähres Bild, welche Kalamität durch eine solche Landplage dem Gesammtstaat erwächst. Bei der nächsten Hungersnoth 1866/67 wurden vom 1. September bis zum 1. März 95,000 Hungrige auf Staatskosten ernährt und 20,000 Personen bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt; trotzdem starben in den Distrikten von Balari und Madura allein 200,000 Menschen Hungers. Die Ursache dieses so häufig wiederkehrenden Unglücks ist in der Unzulänglichkeit der Bewässerungsanlagen und Kanalisationsbauten, sowie in der Fahrlässigkeit der Ueberwachung dieser Anlagen seitens der Beamten zu suchen. Seit die Engländer im Besitz von Indien sind, haben sie freilich vor lauter Eroberungen nicht an so umfangreiche und kostspielige Arbeiten auf einem so weitläufigen Gebiete denken können. Während den letzten 25 Jahren sind allerdings mancherlei Besserungen unternommen worden, welche freilich bald zu Gunsten von Eisenbahnbauten hintangestellt wurden. — In dortigen Gegenden wird meist Ackerbau getrieben und zwar nach 2 Systemen, dem trockenen und dem feuchten, wie sie die Engländer nennen; auf den Landstrecken, welche nach dem feuchten System mit künstlichen Bewässerungsanlagen versehen sind, wird durchweg Reis, auf dem übrigen Land Baumwolle, Indigo und Oelpflanzen, als Raps und dergleichen, gebaut. Wo nicht während der südwestlichen Monsune (einer Art regelmäßig wehender Winde) genügender Regen fällt, hat man große Reservoirs oder Wasserbehälter angelegt, in welchen Regen und das Wasser von Bergströmen und austretenden Flüssen aufgefangen wird, oder auch Kanäle und Berieselungsanlagen aller Art. Aber auch die künstlichen Vorrichtungen hindern nicht, daß das Wasser zu Zeiten gänzlich mangelt, Reservoirs und Brunnen trocknen aus, und man ist ausschließlich auf die Gunst des Himmels angewiesen. (Schluß folgt.)

Sokratische Weisheit.

Von der einen Seite hat der Mensch einen natürlichen Hang zur Freundschaft. Eines bedarf den Andern; man fühlt sich zum Mitleiden geneigt, man leistet sich thätige Hilfe und die Wahrnehmung dessen erregt das Gefühl der Dankbarkeit. Auf der andern Seite liegt in der Natur des Menschen auch etwas Feindseliges. Man findet die gleichen Gegenstände schön und angenehm und möchte sie besitzen. Darüber geräth man in Streit. Man ist in den Ansichten und Meinungen getheilt und entzweit sich. Die Habsucht verträgt sich nicht mit wohlwollenden Gesinnungen und Neid gebärt Haß. Gleichwohl windet sich die Freundschaft durch alle Hindernisse hindurch und knüpft zwischen edlen und rechtschaffenen Menschen ein festes Band. Aus Liebe zur Tugend wollen diese lieber nicht mehr als sie bedürfen, als mit Unrecht noch so viel besitzen. Es kostet sie wenig, selbst zu hungern und zu dürsten, um andere zu speisen und zu tränken; auch in der Liebe wissen sie sich zu mäßigen, um nicht andere unverdienter Weise zu kränken.

* * *

Es würde wohl seltsam sein, wenn ein Kuhhirte, dessen Heerde sich verminderte und dessen Kühe vom Fleische abfielen, gleichwohl kein schlechter Hirt heißen wollte; aber noch seltsamer wäre es, wenn ein Regent, unter welchem die Bürger sich verminderten und verschlimmerten, sich dessen nicht schämte, noch ein schlechter Regent heißen wollte.

Korrespondenz.

Berlin. Ro. Dank für die berichtigende Bemerkung. Dieselbe soll Berücksichtigung finden. Wenn Sie das Kegel- und Billardspiel „als eine Art Turnen" zu Ihrer Erholung treiben, so haben Sie, als Kopfarbeiter, vollkommen recht. Für den Handarbeiter ist solch' Körperturnen aber jedenfalls viel weniger nöthig, als irgend eine Art der Geistesturnerei. Ihr Artikel erscheint, sobald wir mit dem noch länger lagernden Manuskriptvorrath aufgeräumt haben. — H. L—k. Ihre Mitarbeiterschaft an unserer Schachspalte ist uns sehr willkommen. An der Anleitung zum Schachspiel arbeitet, wie die letzten Nummern zeigen, bereits ein anderer Freund der „N. W.". Senden Sie gefälligst zwei- bis dreizügige Probleme und interessante Partieen ein! — Musiklehrer F. R. und Stud. Th. B. Was uns doch zuweilen für merkwürdige Vorwürfe gemacht werden! Sonst werfen uns unsere Gegner vor, wir predigten die freie Liebe; Sie dagegen schieben uns in die Schuhe, wir wollten „die Lehre von der Einehe" als „unumstößliche ewige Wahrheit" geachtet wissen! Davon ist aber natürlich ebensowenig die Rede als von dem ersteren: wir halten die „Einehe" aus Nützlichkeitsgründen für jede um geistigen Fortschritt bemühte Menschengemeinschaft geboten und werden sie grade so lange vertheidigen, als sie uns eben zweckmäßig erscheint, nicht aber „ewig"! — R. W. Sie können oon der Expedition der „N. W.", Leipzig, Färberstr. 12, jede Nummer erhalten.

Chemnitz. V. T. Ihr Heimathsort hat sich in der That während dieses Jahrhunderts in einer für Europa beispiellosen Weise vergrößert. Um 1800 zählte Chemnitz ungefähr 9000 Einwohner, eine Zahl, die ja nun bald verzehnfacht sein wird.

Stockholm. S. Rj. Der achtzehnte Brumaire des Jahres VIII. der ersten französischen Republik, nach unserm Kalender der 9. Nov. 1799, war der Tag des Staatsstreichs, mit welchem der erste Napoleon die Direktorialregierung stürzte und sich als ersten Konsul, mit aller Machtvollkommenheit eines konstitutionellen Herrschers ausgestattet, an die Spitze der Republik stellte. Der Brumaire ist der vom 23. Oktober bis 21. November dauernde „Nebelmonat" des republikanischen Kalenders.

Breslau. W. Kd. Ihr Gedicht „Die politischen Nachtwächter" zeigt eine tüchtige Portion von Sprach- und Reimgewandtheit und würde nach sorgfältiger redaktioneller Korrektur für ein Lokalblatt, das sich mit jener Sorte von Nachtwächtern herumzuschlagen hat, vielleicht verwendet werden können. Von den Lesern der „N. W." wissen aber drei Viertel kaum dem Hörensagen nach von den besungenen Achtundvierzigern, die, wie der „alte Stein" einst, kokettirend mit der schwarz-roth-goldnen Kokarde, durch ihre fulminanten Freiheitspauken demokratische Klubs begeisterten und jetzt längst in demüthiger „Reichstreue" zu Kreuze gekrochen sind.

Nürnberg. M. N. Wenn Sie der Redaktion des „N. F. Sozialdem." nachweisen, daß die Gicht- und Rheumatismusannonce auf einen Schwindel hinausläuft, so wird sie den weiteren Abdruck derselben unzweifelhaft verhindern.

Oederan. M. P. H. Die Porträts, welche Sie in der „Neuen Welt" zu sehen wünschen, sind nicht so leicht zu haben. Ob sich solche von Parlamentariern, die sich ernstlich um das Volk verdient gemacht, auch ohne Sozialisten zu sein, beschaffen lassen, wollen wir sehen. Wenn Sie meinen, daß die „Personen aus vergangenen Jahrhunderten", deren Bilder die „N. W." gebracht hat, für unsere Leser „nicht grade von sehr hohem Interesse" sind, so sind Sie im Irrthum. Wir nämlich sind der Ueberzeugung, daß sich die große Mehrheit unserer Leser für alle Menschen, die der Menschheit anerkennenswerthe Dienste geleistet haben, auf das lebhafteste interessirt. Und ausschließlich von solchen bringt die „N. W." Porträts!

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 1. November.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow**.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen durchflog die Kunde das Städtchen Dohlenwinkel: Herr Jakob Bartels, der Erbonkel, ist erkrankt und muß das Bett hüten!

Schwester Emmerenzia hatte es von Frau Gertrud, der häßlichen Haushälterin, Martha von dem Wallfisch-Wirth, Adelgunde von Hans, dem verliebten Ladendiener, gehört. Die Schreinerfamilie und die adligen Bartels wurden nun sofort alarmirt — nur der Bruder Eusebius war gänzlich vergessen worden.

Der Wallfisch hatte richtig prophezeit und nur in einem sich geirrt: Dame Edeltrud nämlich war schneller gewesen als die „Schreinerleut'", und auf die Nachricht, daß der „theure Schwager" schwer erkrankt sei, hatte sie sich, zur Freude des gefühlvollen Hans, mit ihrer Lieblingstochter Adelgunde höchstselbst zu dem Erbonkel begeben.

Herr Jakob saß in einer weißen, baumwollenen, gestrickten Zipfelmütze und angethan mit einem keineswegs sauberen Nachtkamisol in seinem Bette aufrecht, das eine braune, geblümte Kattundecke verhüllte. Er beantwortete mit kläglicher Stimme die theilnehmenden Fragen der Frau Hofräthin, während seine Aeuglein tückisch leuchteten und den zahnlosen Mund ein freundliches Grinsen verzog.

Nachdem die arme Adelgunde durch die schon so vielfach wiederholte Frage des Erbonkels, ob Theobald nicht bald kommen werde, in große Verlegenheit gebracht worden, ließ der Leidende nicht undeutlich merken, daß er mit der verehrten Schwägerin noch einige ernste Sachen zu besprechen habe, welche man am liebsten ohne Zeugen verhandle.

Adelgunde erhob sich schnell, und da die Mama sich plötzlich erinnerte, daß noch Einkäufe unten im Laden zu machen seien, begab sie sich hinab.

Hans saß auf einer halboffenen Häringstonne und trocknete sich eben mit dem Zipfel seines hellgrünen Foulardshawls, den er als Kravatte um den langen Hals wie einen Strick geknüpft trug, eine Thräne ab, die langsam über die bartlose Wange rollte.

Adelgunde trat theilnehmend näher; bei ihrem Anblick ging ein Leuchten über sein unschönes Gesicht.

„Ach, Sie sind es, theures Fräulein! — Mit was kann ich denn dienen?"

„Bleiben Sie nur sitzen, das eilt nicht," sagte Adelgunde sanft. „Es thut mir recht leid, daß Sie sich des Onkels Krankheit so zu Herzen nehmen. Sie haben ihn wohl recht lieb?"

„Ja, ich habe ihn lieb," erwiderte Hans mit Wärme, „trotz seiner vielen Wunderlichkeiten. War er doch der einzige Mensch, welcher gütig gegen den häßlichen, verlassenen Knaben gewesen ist. Frau Gertrud sorgte wohl auch für mich, gewiß, sie hat mich gern, aber sie ist meine Tante, die einzige Schwester meiner armen, so früh geschiedenen Mutter, da folgte sie einem natürlichen Gefühle, sonst —" Hans brach ab und fuhr sich wieder mit dem Zipfel des erwähnten Foulards über die Augen.

„Aber Herr Hans, — wie können Sie so reden!" flüsterte Adelgunde mit mildem Vorwurf.

„Es ist aber doch die Wahrheit," seufzte er.

„O nein. — Ich zum Beispiel — ich habe — Sie —"

„Fräulein Adelgunde — Sie — Sie hätten mich —"

Hans war aufgesprungen von seinem improvisirten Sitze, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Meilenzeiger, stand er vor dem erröthenden Mädchen. Da klang es hinter ihm, vom Eingange des Ladens her:

„Vor sechs Pfennige Syrup, um einen Dreier Oel, ein'n Salzhäring und drei sauere Gurken!"

Blitzschnell wandte sich, gleich einem Schauspieler, der sein Stichwort gehört, der gefühlvolle Ladendiener um, und während Adelgunde sich zu einem Sack Reis niederbeugte und sich angelegentlich mit den einzelnen Körnern zu beschäftigen schien, verlangte der Lehrjunge des lahmen Schneiders von gegenüber, noch einmal recht vernehmlich die schon genannten Gegenstände, welche ihm zuzumessen und einzuhändigen Hans sich beeiferte.

Wieder war der günstige Moment zu einer Erklärung vorübergegangen, denn eben nahte der Schreinermeister Johann, grüßte flüchtig und schritt nach einem finstern Blicke auf Adelgunde durch den Laden, um sich in den Oberstock zu begeben. Dort kam er eben zur rechten Zeit an, um den Abschied Bruder Jakobs und der Hofräthin mit anzusehen. Mit stummem Gruße wollte die Dame an dem Schwager vorbeigehen, als der Erbonkel, nach einem heftigen Hustenanfalle, mit halb erstickter Stimme rief:

„Schicke mir schnell den Jakob — hörst du Johann? — schnell!"

Frau Edeltrud biß sich auf die feinen Lippen und vergaß sogar in ihrem Aerger, ihr Bedauern über den argen Husten

dem theuren Schwager auszusprechen, was doch die gewöhnlichste Artigkeit geboten hätte.

Mit bitterem, haßerfüllten Herzen kam sie daheim an, die verschüchterte Adelgunde begab sich sofort zu Röschen in die Küche, um der Schwester die gute Nachricht, Jakob betreffend, mitzutheilen.

Eine Viertelstunde später trabte der kleine Hofrath bereits, auf der Gattin Geheiß, dem grauen Hause am Markte zu. Zu seinem größten Erstaunen indessen ward ihm der Eintritt in das Krankenzimmer verweigert, und Frau Gertrud, die den „Herrn von Bartels“ bestens ersuchte, „ergebenst“ zu warten, erzählte, daß Herr Jakob mit seinem Pathen, dem Schreinerssohne, geheime Zwiesprache halte.

Endlich entfernte sich der präsumtive Erbe und das graue Männlein durfte eintreten. Jedenfalls aber war der Kranke durch die vorhergegangene Unterredung angestrengt worden, denn er beantwortete des Bruders Fragen flüchtig, fast mürrisch, und wandte sich dann zur Seite, indem er murmelte:

„Laßt mich schlafen, — nachdem mein Haus bestellt ist, habe ich Ruhe.“

Was blieb da dem rathlosen kleinen Hofräthlein übrig, als mit diesem geringen Resultate — eigentlich konnte man es ein negatives nennen — zu seinen Hausgöttern zurückzukehren!?

An der Ecke der Straße begegnete ihm noch Bruder Johann, der eiligst und mit hochrothem Gesichte dem grauen Hause am Markte zueilte. Herr von Bartels drückte den Hut in die Stirn und blickte schnell nach der andern Seite, damit er den Bruder, den Vater des Erben, nicht erst zu grüßen brauchte.

Beim Mittagstisch erschien Röschen, ebenfalls mit brennenden Wangen, und setzte eine gänzlich versalzene Suppe vor. Aber selbst dieses kleine Unglück ward kaum beachtet, so sehr waren alle Betheiligten von dem großen Ereignisse, das seine Schatten schon voraus warf, in Anspruch genommen.

Am Nachmittag, als sich die Ehegatten zu einer geheimen Berathung zurückgezogen, geschah das Unerhörte: das graue Männlein wagte es zum erstenmale im Leben, der geborenen Freiin von Reckenstein ernstliche Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das zarte Liebesbündniß der jungen Verwandten auf so rauhe Weise zerrissen habe.

„Konnte ich ahnen, daß dieser einfältige Bursche der Erbe sein werde?“ fragte Edeltrud heftig.

„Nein, das nicht — aber —“

„Nun was — aber?“

„Wenn du deine Einwilligung nicht so strenge versagt, dann wären Röschen und Jakob jetzt Braut und Bräutigam und niemand könnte uns des Eigennutzes zeihen, daß wir unser Kind dem Manne gegeben, der es liebte und zur Ehe begehrte.“

„Man könnte sich die Sache ja noch überlegen,“ meinte die Hofräthin nachdenklich.

„Ja, was nützt es, wenn wir es uns überlegen,“ erwiderte der bekümmerte Vater, nicht ohne Bitterkeit. „Glaubst du wirklich, daß der abgewiesene Freier — der Erbe von hunderttausend Thalern, sich noch einmal um unser armes, kleines Röschen bewerben wird?“

Dame Edeltrud seufzte. „Wie die Menschen schon einmal sind, kannst du recht haben, Sebaldus.“

Der kleine Mann sprang ganz erschrocken auf und blickte der Lebensgefährtin verstört in das Antlitz, dem der Stempel tiefer Niedergeschlagenheit aufgedrückt war. Sie hatte ihm gesagt, — sie, Edeltrud von Reckenstein, daß er recht gehabt habe! Das war das erstemal in dem Ehe- und Wehestand langer, langer Jahre geschehen, das mußte etwas zu bedeuten haben, denn man sagt ja, daß ein Mensch nur im letzten Stadium seines Erdenwallens solche gewaltige Wandlungen durchmache.

„Bist du krank, Trudchen?“ fragte daher auch der Hofrath ängstlich, und war erst wieder beruhigt, als sie ärgerlich, aber sehr bezeichnend, ein „Dummkopf“ vor sich hin brummte.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet, die alte Magd steckte den Kopf herein und meldete, daß der Herr Jakob Bartels den Herrn und die gnädige Frau zu sprechen wünsche.

Das Ehepaar blickte sich starr an, dann schlug der Hofrath vergnügt auf seine noch schmächtigeren Beine und rief fröhlich: „Soll nur hereinspaziren, der brave Junge!“

„Sebaldus!“ verwies Dame Edeltrud, die ihre würdige Haltung wiedergefunden, strafend, und fuhr, zur Magd gewendet, fort: „Führe den Herrn Bartels in unser Speisezimmer, wo die Ahnenbilder hängen.“ Dann zupfte sie ihre Haube zurecht, strich das Kleid grade und begab sich, hoch aufgerichtet, ohne den kleinen Hofrath weiter zu beachten, zu den Ahnenbildern und dem jungen Schreinergesellen in das Speisezimmer — das einzige der standesgemäßen Wohnung, welches durch seine Größe imponirte.

Eine Viertelstunde später ward Röschen gerufen; sie erschien im gewöhnlichen Hauskostüm und hatte nur eiligst über das blaue Leinenkleid eine weiße Schürze gebunden. Die Hofräthin bemerkte dies zu ihrem großen Aerger, denn die Feierlichkeit der Verlobungsceremonie, welche eine schwungvolle Anrede der Dame Edeltrud einleitete, ward dadurch beeinträchtigt.

Jakob hatte nämlich noch einmal in aller Form um Röschens Hand geworben und war zu dem Zweck wirklich, wie Jonas Wallfisch vorhergesehen, in seinem Konfirmationsfrack erschienen. Der lange Mensch war demselben freilich längst entwachsen, und besonders die Arme erschienen durch die schwarzen, engen Frackärmel nur halb bekleidet. Das Brautpaar, wie es so Hand in Hand vor der gestrengen Mutter stand, mußte jeden unbetheiligten Zuschauer auf die Vermuthung bringen, daß hier irgend ein Verbrechen gerichtet werde. Theilnehmende aber stumme Zeugen dieser Szene waren der kleine Hofrath und Adelgunde.

Endlich ward der Bräutigam mit dem Auftrage entlassen, seine Eltern zu einem improvisirten Verlobungsschmaus für den Abend einzuladen. Die Sache, nachdem sie schon so weit gediehen, sollte nun auch gleich offiziell gemacht werden.

Herr Johann Bartels, als ihm diese Einladung durch den glückseligen Jakob überbracht ward, blinzelte schlau zu seiner Friederike hinüber, und als der Sohn das Zimmer verlassen, sprach er:

„Gelt, Riekchen, das war ein schlauer Streich! Jetzt müssen die bei Hofraths noch gar nicht wissen, daß ihre Rosel die Erbin wird, sonst hätten sie das Mädel nie und nimmer unserm armen Jungen gegeben, den der Bruder Jakob, obgleich er sein Pathe ist, so mir nichts dir nichts zu Gunsten der Kleinen enterbt hätte, was ihm Gott verzeihen möge. Uebrigens will ich doch jetzt gleich zu Jakob gehen und ihm eine Anzeige von der Verlobung machen. Die Hofräthin kann dann nicht mehr zurück — besser ist besser, und Vorsicht die Mutter der Weisheit.“

* * *

In dem kleinen Hause mit den grüngestrichenen Fensterladen, das vormals dem alten Schreiner Mertens gehört, ging es jetzt heiter und lustig zu. Vor acht Tagen, am 10. Mai, war ein hübsches, junges Ehepaar dort eingezogen. Der lange Jakob sah recht stattlich aus, und man merkte es ihm an, daß er bestrebt war, sich ein „reputirliches“ Ansehen zu geben, kam er sich doch selbst noch ein wenig zu jung vor für einen Ehemann.

Dasselbe Bedenken hatte Frau Edeltrud damals bestimmt, an ihre Einwilligung zur Verlobung des jungen Paares die Bedingung zu knüpfen, daß die Hochzeit erst in drei Jahren stattfinden solle. Auch der Schreiner hatte nichts dagegen einzuwenden, kannte er doch Röschens treue Liebe für seinen Sohn und war daher überzeugt, daß, auch wenn der Erbonkel inzwischen starb, die Erbin sich nicht werde sträuben, ihr Wort einzulösen.

Die Liebenden hätten auf das Glück der Vereinigung demnach beträchtlich länger warten müssen, wenn nicht von einer Seite, von der sie es am wenigsten vermuthet, Hülfe gekommen wäre.

Der Erbonkel nämlich hatte bestimmt, daß die Hochzeit im Frühjahr sein solle. Er halte sich damals, im Herbst, merkwürdig schnell von seinem Krankheitsanfalle erholt, selbstredend zur „großen Freude“ der erbberechtigten Sippe!

Nachdem er ziemlich brummig seine Einwilligung zu der projektirten Verbindung gegeben, beauftragte er Jonas Wallfisch, mit Meister Mertens das Nöthige, den Verkauf des kleinen Hauses und der Tischlerei betreffend, abzuschließen. Das Geschäft kam auch, wie zu erwarten stand, ziemlich leicht zu Stande, und an dem Tage, an welchem der Gesell Jakob Bartels Meister ward, erhielt er von seinem Pathen die Schenkungsurkunde über Haus und Grundstück. Auch Röschens Aussteuer bestritt der Onkel, was nun wieder Herrn Johann Bartels und Frau Friederike in ihrer Vermuthung, daß sie die Erbin sei, bestätigte.

Allerdings ging der alte Herr, nach der Hofräthin Ansicht, dabei höchst knauserig zu Werke. Gertrud, welche gemessenen Befehl von ihrem Herrn erhalten, nur das Nothwendige und Nützliche anzuschaffen, aber keinen Pfennig für unnützen Kram zu verschwenden, kam dieser Instruktion gewissenhaft nach, und

wenn das junge Mädchen nicht durch Schmeicheleien von der mürrischen Alten sich dies und das erstritten, wären in der großen Nußbaumholz-Kommode nicht Schätze aufgespeichert gewesen, wie sie das Herz einer jeden jungen Frau mit Entzücken erfüllen. — Röschen musterte zuweilen mit verklärten Blicken alle diese schönen Sachen, und es störte sie wenig, daß die gestrenge Mama mit verächtlichem Naserümpfen von dem altmodischen Granatschmuck, dem schwarzen Seidenkleide und der Bisampelz-Garnitur gesprochen und es für höchst „vulgär“ erklärt hatte, die silberne Zuckerdose (das Hochzeitsgeschenk des Erbonkels), sowie die zwölf silbernen Kaffeelöffel, die im offenen Etui, hinter dem Brautkranze im Glasschränkchen prangten, auf diese Weise den Blicken der Besucher preiszugeben.

Röschens Stolz aber war die „rothe Garnitur“, welche in der Putzstube prangte. Jakob hatte Wort gehalten. Die Gestelle daran waren das Werk seiner fleißigen Hände, und von seinen kleinen Ersparnissen hatte der junge Meister den grellrothen Wollendamast zu den Bezügen angeschafft.

Mit leisen Sohlen schlich die junge Frau durch die „Putzstube“ und fast andächtig bewundernd blieb sie vor dem rothen Damast-Sopha stehen und konnte sich garnicht satt daran sehen.

Zuweilen gesellte sich auch der „Meister“ zu ihr, denn Jakob pflegte sein Frauchen öfter in der Küche, im Keller oder in der Wohnstube aufzusuchen, scheinbar freilich, um irgend eine wichtige Angelegenheit mit ihr zu besprechen, in Wirklichkeit aber plagte ihn die Sehnsucht nach ihr, wenn er das liebe, frische Gesichtchen und die guten, freundlichen Augen nicht beständig vor sich sah. Merkwürdigerweise sprachen die jungen Eheleute, wenn sie sich in Zukunftshoffnungen berauschten, selten oder nie von der einstmals zu erwartenden Erbschaft, obgleich die Vermuthung doch ziemlich nahe lag, daß der Oheim, der sich so gütig gegen sie erwiesen, ihnen wohl auch die Erbschaft zuwenden werde. Das bescheidene Röschen und der fleißige Meister Jakob brauchten den Reichthum des Erbonkels nicht, um glücklich zu sein, und deshalb ward der Schatz von ihnen auch nicht so sehnsüchtig begehrt. Onkel Eusebius war ein häufiger Gast in dem Häuschen mit den grüngestrichenen Fensterladen. Auch der alte Student suchte Proselyten zu machen für seine Lehre von der Nichtigkeit irdischer Güter, und er freute sich, daß seine jungen Verwandten so genügsame Naturen waren, wenn er gleich die überschwängliche Zärtlichkeit, die sie für einander hegten, wenig vernünftig und seinen philosophischen Lehren nicht analog fand.

So strenge Dame Edeltrud den Umgang mit den bürgerlichen Bartels auf das allerbescheidenste Maß reduzirt hatte und weder die Besuche der Schwägerinnen annahm, noch dieselben erwiderte, so wenig konnte Röschen sich abschließen. Nur die verdrießliche Miene Meister Jakobs verscheuchte noch einigermaßen die lästigen Besucherinnen. Tante Martha glich bereits einem wandelnden Fasse und Emmerenzia war in der Länge der Zeit zum Spahn geworden.

Die Neigungen der dicken Dame hatten sich mehr und mehr den materiellen Genüssen des Lebens zugewendet, während die magere Emmerenzia mit der Habichtsnase, dem zurückgebauten Kinn, den begehrlichen Augen und der lispelnden Stimme sich völlig vergeistigt hatte.

Im letzten Jahre, nachdem die zwei offiziellen Persönlichkeiten des Städtchens, welche sozusagen dem Publikum angehörten, der alte Pastor und der junge Arzt, die ihnen dargebrachten zarten Opfergaben eines liebebedürftigen Frauenherzens kalt verschmäht, hatte sich Emmerenzia auf das Dichten verlegt. Dem geduldigen Papiere vertraute sie die verschwiegensten Ergüsse einer üppigen Phantasie an, hier strömte sie in sehr holprigen Versen und mit Zuhülfenahme der kühnsten Bilder aus, was ihr jungfräuliches Herz bewegte, und Emmerenzia's Haß gegen Hans, den einstigen Gegenstand ihrer Liebe, datirte erst von dem Moment, wo sie die Bemerkung machte, daß er, hinter dem Ladentische sitzend, entschlafen war, indessen sie ihm eine Sammlung ihrer lyrischen Poesien, unter dem Titel „Geistige Kinder Floras“ zum besten gegeben.

Selbstverständlich ward Emmerenzia's neueste Passion von Martha, Johann und dessen Gattin, die für Poesie auch nicht das mindeste Verständniß hatten, auf das entschiedenste verdammt, und die alte, schwärmerische Jungfrau war mehr als je die Zielscheibe des Spottes. Am meisten entrüstet über diese verdammenswerthe und sündhafte „Schreiberei“ aber war die greise Gertrud, und Herr Jakob hatte manche heitere Stunde, wenn die alte Haushälterin, welche sehr fromm war und gleichzeitig strenge Ansichten über Zucht und Sitte besaß, ihm, in ihre Prosa übersetzt, die romantischen Ideen Emmerenzia's vortrug.

Der „Erbonkel“ ließ es dann an ziemlich grobkörnigen satirischen Bemerkungen auch seinerseits nicht fehlen. Trotzdem hatte es sich die „Dichterin“, wie sie selbst sich nannte, nicht entgehen lassen, zu Röschens Hochzeit ein „Carmen“ zu verfertigen, das nicht mehr und nicht weniger als 32 achtzeilige Strophen enthielt und die Wonne der Liebe, das Glück der Ehe besang.

Für den auf den 25. Mai fallenden Geburtstag Bruder Jakobs hatte die poetische Schwester gleichfalls ein längeres Gedicht unter der Feder, das bestimmt war, zum Schluß der Feier, wenn der Toast auf das Geburtstagskind ausgebracht ward, vorgetragen zu werden. Der geizige, alte Herr war nämlich an diesem Tage — und nur an diesem — ein großmüthiger und splendider Gastgeber. Da wollte er die ganze erbberechtigte Sippe um sich sehen, zum Zweck, sich so recht gründlich über die Schwächen, Thorheiten, ja über die Niedertracht des ihm verhaßten Menschengeschlechts lustig zu machen, das er in diesen unschönen Exemplaren vertreten sah. Bruder Eusebius, der Philosoph, pflegte bei solchen Gelegenheiten nie zu erscheinen, ja er wünschte dem Bruder nicht einmal Glück, weil er, gleich dem Philosophen Empedokles, die Welt als ein Jammerthal, als eine Art von Exil ansah und es nicht für logisch hielt, die Verlängerung dieser Strafzeit, welche die Seele abbüßen mußte, noch zu bejubeln.

Das Fest selbst wurde in einem zu dem Grundstücke des Erbonkels gehörigen großen Garten abgehalten. Das graue Haus am Markte nämlich hatte zwei Höfe, und wenn man den zweiten langen und schmalen Hof passirt hatte, stand man plötzlich vor einer halb verfallenen Mauer, in der sich eine kleine Thür befand. Durch diese Thür nun betrat man einen ziemlich großen, aber sehr verwilderten Garten. Die Kunst hatte hier nichts, die Natur viel gethan. Schöne, alte Bäume und im Mai und Juni ein reicher Rosenflor entzückten das Auge und ließen es vergessen, daß man sich in einer kleinen Wildniß befand und der Fuß über üppig aufgeschossene Schlinggewächse strauchelte, während die Kleider an den Dornen hängen blieben.

Inmitten eines wüsten Rasenplatzes stand ein großes Sommerhaus, das nur einmal im Jahre, und zwar eben zu dem festlichen Tage, gereinigt und nothdürftig ausgebessert wurde. Hier wurde das Festmahl eingenommen.

Die Geschwister Bartels, welche Bruder Jakobs konservative Neigungen kannten und im vorhinein wußten, daß er bei seiner großen Vorliebe für den sogenannten Rosengarten sein Geburtsfest wiederum dort feiern werde, hatten, wie alljährlich, allerlei Ueberraschungen ausgesonnen, durch die sie sich bei dem Erbonkel in Gunst setzen wollten.

Der Schreinermeister Johann hatte das von den letzten Winterstürmen fast zerstörte Sommerhaus renovirt und Jakob, der junge Meister und zukünftige Erbe, sogar einen bequemen Sessel für Onkel Jakob angefertigt, auf dem ein von Röschens geschickter Hand zierlich gesticktes Polster lag.

Adelgunde, die ein wenig zeichnete und in Wasserfarben malte, hatte den Rosengarten sammt dem renovirten, grünangestrichenen Sommerhause abkonterfeit und unter Glas und Rahmen bringen lassen. Die Hofräthin jedoch, deren elegante Hausmütze mit der goldnen Troddel im Vorjahre nicht den gehofften Erfolg gehabt, sann auf eine außergewöhnliche Ueberraschung, die noch dazu allen Dohlenwinklern ein Geheimniß bleiben sollte, damit ihre „Idee“ ihr nicht gestohlen werden könne.

Die geborene von Reckenstein hatte während ihrer „glücklichen“ Mädchenjahre, wie sie dem Gatten seufzend erzählte, Gelegenheit gehabt, der Feier so vieler hohen und allerhöchsten Geburtsfeste anzuwohnen, daß sie sehr genau wußte, was zur Verherrlichung eines solchen Tages erforderlich sei. Das hatte sie nun auf den kühnen Gedanken gebracht, in dem entferntesten Theile des Rosengartens, wo sich früher eine Kegelbahn befunden, ein Feuerwerk abzubrennen. Dame Edeltrud versprach sich viel von diesem „illustren“ Einfall, und schrieb selbst an ihren Sohn Adelhardt, daß er ihr aus Wolfsburg die erforderlichen Feuerwerkskörper sende. Nur die verschwiegene Adelgunde wußte darum, und der Hofrath, der mit dergleichen Sachen umzugehen wußte, hatte die von Wolfsburg angekommene Kiste in Verwahrung genommen und beschlossen, die erforderlichen Vorbereitungen erst am Nachmittag des Festtags zu treffen, damit niemand etwas davon erfahren und Neid oder Mißgunst den schönen Plan nicht noch kurz vor der Ausführung vereiteln könne. (Fortsetzung folgt.)



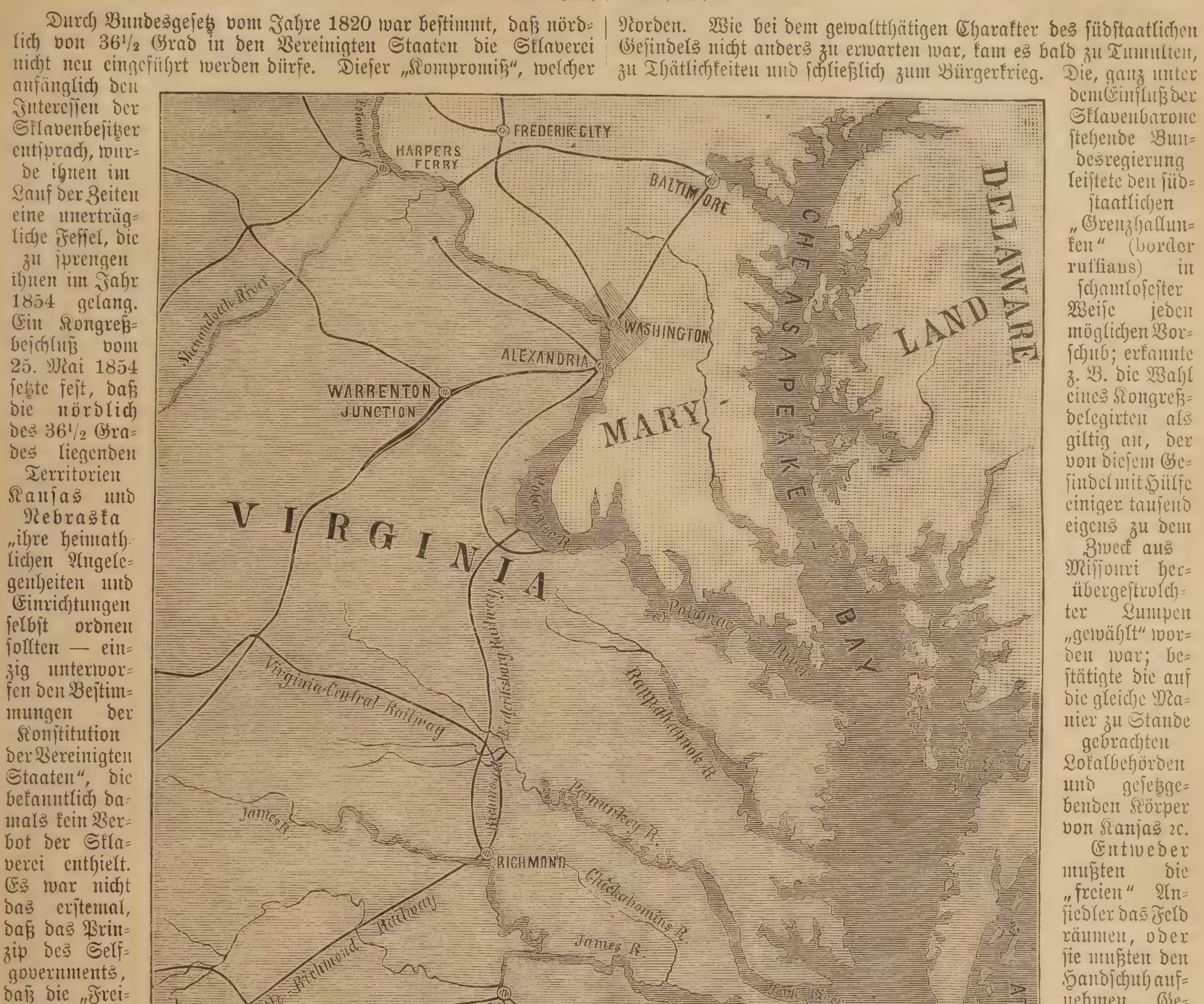
Das erste Sturzbad. (Seite 95.)

Old John Brown.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Durch Bundesgesetz vom Jahre 1820 war bestimmt, daß nördlich von $36\frac{1}{2}$ Grad in den Vereinigten Staaten die Sklaverei nicht neu eingeführt werden dürfe. Dieser „Kompromiß“, welcher anfänglich den Interessen der Sklavenbesitzer entsprach, wurde ihnen im Lauf der Zeiten eine unerträgliche Fessel, die zu sprengen ihnen im Jahr 1854 gelang. Ein Kongreßbeschluß vom 25. Mai 1854 setzte fest, daß die nördlich des $36\frac{1}{2}$ Grades liegenden Territorien **Kansas** und **Nebraska** „ihre heimathlichen Angelegenheiten und Einrichtungen selbst ordnen sollten — einzig unterworfen den Bestimmungen der Konstitution der Vereinigten Staaten“, die bekanntlich damals kein Verbot der Sklaverei enthielt. Es war nicht das erstemal, daß das Prinzip des Selfgovernments, daß die „Freiheit“ der scheußlichsten Unterdrückung und Todsünde gegen das heilige **Prinzip** der Freiheit zum Deckmantel, zum Werkzeug zu dienen hatte. Die Politiker des sklavereifeindlichen Nordens, soweit sie nicht durch südliches Gold korrumpirt waren, ließen sich auf der Leimruthe der „freien Selbstbestimmung“ fangen. Es galt jetzt, die „Freiheit“ zu — regeln. Die Ansiedler benannter Territorien sollten ihre Angelegenheiten und Einrichtungen „frei ordnen“. Gut: die Sklavenbarone waren nicht verlegen, sie miethsten tausende von verkommenen Subjekten und schickten sie nach Kansas, um dort „frei zu ordnen“. Die Gegner der Sklaverei merkten den Trick bald und beförderten ihrerseits nach Kräften die Einwanderung von „freien“, zuverlässigen Ansiedlern aus dem Norden. Wie bei dem gewaltthätigen Charakter des südstaatlichen Gesindels nicht anders zu erwarten war, kam es bald zu Tumulten, zu Thätlichkeiten und schließlich zum Bürgerkrieg. Die, ganz unter dem Einfluß der Sklavenbarone stehende Bundesregierung leistete den südstaatlichen „Grenzhallunken“ (border ruffians) in schamlosester Weise jeden möglichen Vorschub; erkannte z. B. die Wahl eines Kongreßdelegirten als giltig an, der von diesem Gesindel mit Hülfe einiger tausend eigens zu dem Zweck aus Missouri herübergestrolchter Lumpen „gewählt“ worden war; bestätigte die auf die gleiche Manier zu Stande gebrachten Lokalbehörden und gesetzgebenden Körper von Kansas ꝛc.

Entweder mußten die „freien“ Ansiedler das Feld räumen, oder sie mußten den Handschuh aufnehmen. Gewalt gegen Gewalt. Die Entschiedeneren unter den Abolitionisten besannen sich nicht lange: Geld und Freiwillige wurden gesammelt. Man brauchte einen Führer. Nur an Einen wurde gedacht: an John Brown, dessen Ruf sich allmählich über die ganze Union verbreitet hatte, und der allgemein für das Haupt und die Seele der werkthätigen Sklavenbefreier, der ecclesia militans — der kämpfenden Kirche des Abolitionismus galt. Der Ruf erging, und John Brown folgte dem Ruf. Mit vier Söhnen zog er nach Kansas, gab der dortigen Bewegung, was ihr bisher gefehlt: einen Mittelpunkt, organisirte mit ebensoviel Geschick als Unerschrockenheit den Widerstand, und wurde bald der Schrecken aller „Grenzhallunken“ und ihrer Patrone. In zahlreichen



Harper's Ferry und Ost-Virginien.
Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

Kämpfen bewies er sein außerordentliches Talent für den Freischaaren-, den Guerillakrieg.

In die Einzelheiten einzugehn, ist hier nicht der Platz. Wer sich näher unterrichten will, dem sei die Schrift Prowe's „John Osawatomie Brown, der Negerheiland"*) empfohlen. Blos wie Brown den Namen „Osawatomie" sich erworben, sei in seinen eignen Worten erzählt. Nach zweijährigem Kämpfen und Ringen — im Rath, auf dem Schlachtfeld; als Redner, als Freischärler; im offenen Feld, hinter Stadtmauern — wollte eine Schaar von 500 Südstaatlern dem „alten John Brown", der mit 30, geschrieben: dreißig Mann — darunter seine vier Söhne — bei dem Städtchen Osawatomie in Kansas sie erwartete, den Garaus machen. Und nun hat er selbst das Wort:

„Früh am 30. August nahten die Tirailleure des Feindes bis auf eine Viertelmeile dem westlichen Ende der Stadt Osawatomie. An diesem Platze lag mein Sohn Friedrich, der meiner Abtheilung nicht attachirt war, mit vier anderen jungen Leuten aus Lawrence und einem jungen Manne namens Garrison aus Middle Creek.

„Die Tirailleure, geführt von einem Prosklavereiprediger White, schossen meinen Sohn todt, mitten auf dem Wege, während er — wie ich seitdem festgestellt habe — sie für befreundete Leute hielt. Zu gleicher Zeit schlachteten sie Herrn Garrison ab und mißhandelten einen der jungen Lawrencer tödtlich.

„Dies war kurz vor Sonnenaufgang. Ich hatte die Nacht eine halbe Meile von ihnen und kaum eine Viertelmeile von Osawatomie gelagert. Bei mir waren nur gegen 12—15 neuangekommene Rekruten. Sie mußten sogleich, als mir die Trauerbotschaft zukam, ihre Frühstücksvorbereitungen abbrechen und mir in die Stadt folgen.

„Da ich die Stärke des Feindes nicht genau festzustellen vermochte, postirte ich 12 Rekruten in ein Blockhaus, willens, den Versuch der Stadtvertheidigung wenigstens zu wagen. Aus der Bürgerschaft raffte ich noch 15 Mann mehr zusammen und bewaffnete sie mit Gewehren. Dann stürmten wir nach der Richtung des Feindes zu. Wir sahen ihn bereits in voller Schlachtlinie kaum eine Achtelmeile vor uns auf einem Hügel im Westen des Fleckens. Da zog ich mich bei der unermessenen Ueberzahl in ein nahes Gehölz und gedachte, die Masse von hier aus wenigstens etwas zu langweilen. Leider war's zu spät, die 12 Mann aus dem Blockhaus herbeizuziehen, so verlor ich deren Beistand im Gefecht.

„Das erwähnte Gehölz war dicht mit äußerst dickverschlungenem Buschwerk unterwachsen.

„Ich traf dort zu meiner angenehmen Ueberraschung einen sehr thätigen jungen Herrn, Kapitän Cline, mit 12—15 Berittenen, und überredete ihn, uns nach dem südlichen Ufer des Osage, dem sog. Marais-des-Cygnes, ein wenig Nordwest von Osawatomie, in die Waldschlucht zu begleiten.

„Hier also waren wir unser 30 zusammen. Jeder verkroch sich so gut er konnte, möglichst weit von einander, und erwartete still den Feind.

„Aber die ganze Bewegung war von diesem gesehen und in blinder Hast ausgeführt. So kam es, daß Kapitän Cline und, ich glaube, noch einige seiner Leute garnicht einmal Zeit hatten abzusitzen und während des ganzen Gefechts zu Pferde blieben. Genau kann ich das aber nicht bestimmen.

„Der linke Flügel des Feindes kam nun heran bis auf Büchsenschußweite; wir feuerten. Die nordwärts gekehrte Seite des Zuges gerieth in Unordnung. Das dauerte wohl zwanzig Minuten und während dieser Zeit behelligten wir sie gründlich. Aber dann verpuffte Kapitän Cline Munition, und er mußte sich über den Fluß zurückziehen.

„Nun ordnete sich der Feind von neuem; wir feuerten zwar fort, verloren aber doch einen und den andern, bis wir zuletzt nur noch 6 bis 7 zusammen hatten. Da zogen wir uns auch über den Fluß zurück. Hierbei wurde mein Parteigänger Partridge erschossen. Auch Kapitän Cline hatte im Gefecht einen Genossen, Herrn Powers, fallen sehen; 2 oder 3 werden noch jetzt vermißt und sind dort umgekommen oder gefangen. Endlich hatten wir noch zwei Verwundete: Dr. Updegraff und Herrn Collis.

„Ueber die Tapferkeit aller Genannten und der anderen, die ich garnicht Zeit habe zu nennen, darf ich kein Wort verlieren.

„Uebrigens war auch ich von einem Streifschuß gleich im Anfang des Gefechts verwundet, und einer von meinen besten Leuten gleichfalls geschrammt. So belief sich unser Gesammtschaden auf 2 Todte, 3 Vermißte, 4 Getroffene, 9 im Ganzen.

„Der Feind verlor 32 Todte und 40—50 Verwundete. Dann äscherten sie die Stadt ein, mordeten einen Herrn William, der zu keiner Partei gehörte, und eilten mit ihren 80 Leichen und Wundkranken so hastig davon, daß es ihnen nicht einmal beikam, uns jenseits des Flüßchens nachzuspüren oder auch nur noch einmal nachzusehen, ob und wie denn ihr Werk vollbracht sei?

„Ich schreibe dies in großer Hast. Wir ziehen fortwährend herum, den Feind zu belästigen, und ich werde beständig unterbrochen. Mein zweiter Sohn war im Kampf und entkam unverletzt. Dies bemerke ich für seine Freunde.

„Der alte Prediger White, wie ich höre, rühmt sich, meinen Sohn selbst getödtet zu haben. Natürlich ist er ein Löwe.

„Lawrence, d. 7. 9. 56. J. Brown."

Die bescheidene Einfachheit, mit der er diese Heldenthat erzählt, kennzeichnet den Mann. Der geopferte Sohn, das Zurückwerfen des siebzehnfach überlegenen Feindes — alles wird erzählt, als handle es sich um die einfachsten Dinge von der Welt.

Die Sache hat ihr Nachspiel. Es kam erst an die Oeffentlichkeit, als der Sieger von Osawatomie nicht mehr am Leben war, gehört aber doch hierher zur Vervollständigung des Charakterbildes.

„Nun, da der viel genannte Brown als Hochverräther und Rebell sterben soll," schrieb nach Brown's Hinrichtung ein Gegner in einem gegnerischen Blatt, „muß ihm nachgerühmt werden, daß er als Mensch nicht ohne bemerkenswerthe Züge von aufopfernder Nächstenliebe gewesen ist.

„Ein uns nahestehender Prosklaverei-Mann, Ed. Timmons mit Namen, wurde bei dem Sturme auf Osawatomie getödtet. Nicht lange erschien ein Reiter am Blockhause und fragte die völlig verzweifelten Kinder und die trostlose Wittwe des Gefallenen, was er für sie thun könne? Sobald er dann das Seine gethan, um dem drückendsten Mangel im Hause des Todten abzuhelfen, benachrichtigte er die Verwandten und Freunde dieser Frau Timmons im fernen Missouri von der jammervollen Lage der armen Wittwe und sorgte, daß sie bis zu deren Einschreiten vor offenbarem Mangel geschützt blieb.

„Nie erfuhr die Frau Timmons selbst, was ihren Bekannten der Brief gesagt, daß ihr Retter und Wohlthäter niemand andres war, als John Brown, ‚der Held' von Osawatomie."

Das alles war nur der Prolog — die Vorbereitung. Die Tragödie, das „große Opfer" kommt.

Es verstreichen noch drei Jahre, ausgefüllt von Scharmützeln in Kansas, von Besprechungen mit den Führern der Abolitionistenpartei, von Rüstungen zu dem letzten, entscheidenden Schlag.

Nur eine große, den ganzen Süden umfassende Sklavenerhebung kann helfen. An Geld fehlt's nicht, aber an Menschen. Außer den Söhnen und seinem Schwiegersohn hat John Brown zur Führung des entscheidenden Schlags nur 19, geschrieben: neunzehn Genossen: 14 Weiße und 5 Farbige. Und doch schreckt er nicht zurück. Ist „der Alte" nicht wahnsinnig? Keineswegs. Nie hat, bei so warmem Herzen, jemand einen „kühleren Kopf" gehabt. Daß das winzige Häuflein, welches er in's Feld führte, für sich allein nicht im Stande war, die Macht der Sklavenbarone und die Sklaverei zu brechen, das wußte er damals so gut, wie wir es heut wissen. Aber er war von der Unnatur und Fluchwürdigkeit der Sklaverei einerseits, und von der angebornen Freiheitsliebe der Menschen andrerseits so fest überzeugt, daß er glaubte, es bedürfe nur einer elektrisirenden That, eines Funkens, um die Sklaven zum Aufstand, das angesammelte Pulver zur Explosion zu bringen.

Für den Schlag, welcher den Funken hervorlocken sollte, war der Ort trefflich gewählt. „Harpers Ferry (Siehe den Plan in heutiger Nummer der „Neuen Welt") — Harper's Ferry, schreibt einer der amerikanischen Biographen des „einzigen Heros der Gegenwart", wie Ralph Emerson den alten Brown nennt, „ist ein wichtiger Knotenpunkt auf der Grenze dreier Staaten und nahe dem vierten (Ohio), jene drei sind Maryland, Virginien und Pennsylvanien. Die Stadt selbst mit ungefähr 5000 Einwohnern gehört zur Grafschaft Jefferson in Virginien. Sie liegt gerade da, wo die Ausläufer des Alleghanygebirges, die sogenannten „Blauen Berge", von den beiden Flüssen, die oben genannt sind, auf deren Wege zum Ozean durchbrochen werden. Ihr Abhang ist hier noch immer 1200 Fuß hoch und ziemlich steil.

*) Braunschweig, bei Bracke. 1876.

„An seinem Fuße, genau zwischen den beiden zusammenströmenden Flüssen, lag ursprünglich ein Fährhaus, welches dem wachsenden Orte den Namen lieh; allmählich treten rechts und links davon die Häuser an beiden Seiten der Felsenecke zu förmlichen Straßen zusammen, die eine längs des Potomac, die andere neben dem Zufluß desselben, dem Shenandoah. Beide Straßen tragen den Namen der 2 großen Ströme, längs deren Ufer sie laufen. Der vereinigte große Fluß, Potomac getauft und tausendfach genannt während des großen Sklavenkrieges, ergießt sich der Spitze des Winkels genau gegenüber durch das Felsenthor der Blauen Berge in die schöne freie Wellenebene von Washington, bis wohin er die Grenze der Staaten Virginien und Maryland bildet. Das Felsenthor im Rücken der Blauen Berge hat kahle hochaufragende Wände. Die Klippen sind vielfach geborsten und zerklüftet. Die ganze Umgegend ist wundervoll malerisch. Alle Abhänge und Bergspitzen in der Gabelung beider Ströme sind mit Häusern und Häuschen besetzt, die bis auf den obersten Rand der Felsenkette sich hinaufgeschwungen haben. Die ganze Stadt klettert also amphitheatralisch in dem rechten Winkel, den der Zusammenfluß fast mathematisch beschreibt, an den Bergen in die Höh' und sieht aus wie eine Menge Landhäuser, Villen und Bergschlößchen, Dörfer und Einzelhöfe. Erst oben, fast 400 Fuß über dem Wasserspiegel, konnte sich überhaupt eine Anlage von Märkten und Fahrstraßen bilden lassen. Dort hat, längs dem Flusse, der später die Bundeshauptstadt bespült, die Bundesregierung die ganze sogenannte Potomacstraße der Stadt in eine Anzahl von National-Kriegswerkstätten umgeschaffen. Der Zugang ist daher mit einem schöngewölbten Festungsthor und Eisengitter versperrt. Vornan, gleich auf der scharfen Spitze des Winkels liegen die alten ursprünglichen Arsenalgebäude, wo gemeinhin 1—200,000 Gewehre verwahrt liegen. Dort, wo die Eisenbahnbrücke sich über den Fluß hinwegschwingt und den Vorsprung des Winkels berührt, um dann auch den Shenandoah zu passiren, stehen die eigentlichen Bahnhofsgebäude, daneben gleich Hotels, Vorrathshäuser, Läden, Speicher, Trink- und Speisewirhschaften. Erst hinter diesen Gebäuden um die Ecke herum, den Shenandoah entlang, läuft eine Flucht reiner Privathäuser und kaufmännischer Geschäftslokale, als sogenannte Shenandoahstraße, bis auf eine starke Viertelmeile den Fluß hinauf; sie endlich endet an der berühmten Gewehrfabrik von Hall, die eine Insel des Shenandoah einnimmt. Man denke sich also von Westen nach Osten zuerst südlich am Potomac, aber an dessen linkem oder Norduser, eine Regierungsstadt lang ausgestreckt mit festungsartigem Abschluß; dann die Bahnhofsabtheilung der Stadt am Stützpunkte der querschneidenden Brücke, und endlich auf der Nordseite des trennenden Bergwinkels, um dessen Spitze gleichsam herumgeschwenkt, also von Osten nach Westen am rechten oder südlichen Shenandoahufer die dritte oder eigentliche Privatstadt, abgeschlossen durch ein kolossales Privat-Fabriketablissement. Alles ist, wie in jeder solchen Ortschaft, auf den Zentralpunkt des Lebens der Einwohner, auf ihre Fabrikationsthätigkeit, also hier auf Krieg und Kriegsgeräth, gleichsam zugespitzt und konzentrirt. Alle Welt hat oder fühlt eine Art Zusammenhang mit der großen Zentral-Kriegs- und Marinegeschütz-Verwaltung des Bundes. Es ist ein verhältnißmäßig kleinerer Ort und hat doch einen Anstrich von weltumfassender Bedeutung. Die Regierungshauptstadt der Vereinigten Staaten, der innerste Pulsschlag des Verwaltungsgetriebes einer Riesenrepublik, die einen Erdtheil bedeckt und die Erde mit ihren Marinefängen umfaßt, die Unionsmetropole Washington liegt nur 14 Meilen stromab; eine Chaussee führte damals längs des Potomacstromes durch das romantische Felsenthor der Blauen Berge hindurch zur Bundeshauptstadt, die man mit der Post in etwa 10—12 Stunden erreichte. Der Distrikt Columbia selbst beginnt aber schon 10 Meilen östlich von Harpers Ferry. Baltimore, des Sklavenzüchterstaats Maryland Hauptstadt, obgleich sie über 5—6 Meilen weiter als Washington, nämlich überhaupt von Harpers Ferry etwa 20 geographische Meilen entfernt ist, kann man mit der an der Potomacstraße von Harpers Ferry vorbeilaufenden Baltimore-Ohio (also Ost-West) -Bahn schon in 6—8 Stunden erreichen. Im Brückenbahnhof kreuzt nun diese westöstliche Linie der nordsüdliche Strang, welcher von Harpers Ferry ab im rechten Winkel hinauf bei der Shenandoahstraße vorüber nach Winchester führt. Die Gesammtlänge der imposanten und prachtvoll mit Eisengewölbbogen überdeckten Brücke ist 900 englische Fuß, ihre Höhe über dem Wasserspiegel 40 Fuß; sie wird also von der eigentlichen oberen Stadt um das Zehnfache überragt, und man kann die bergdurchschneidende Bahn daher von letzterer aus mit dem Blick weithin nach Westen verfolgen. Ostwärts verliert diese Baltimorer Bahn sich im gähnenden Felsenthor bald hinter ihrer Tragebrücke. Die ganze Szenerie wird als ein wundervoller Komplex von Naturzauber und Industrie-Kolossalproduktion geschildert. Keine Kunstraße, nur gewöhnliche Bergwege führen von Harpers Ferry südöstlich durch die liebliche Hügellandschaft der Ost-Alleghany-Abhänge nach Virginiens Hauptstadt Richmond. Letztere liegt an 40 deutsche Meilen entfernt und 40 Stunden gebraucht man zur Hinkunft.

„Brown's Idee scheint nun diese gewesen zu sein: Alle vier Nachbarstaaten und fünftens der Distrikt Columbia sind verschieden verwaltet und sehr verschieden bei unserem Aufstand interessirt. Ohio und Pennsylvanien können kaltblütig einer allgemeinen Sklavenbefreiung zusehen, Columbia ist neutral, Baltimore mit seiner zahmen Negerstüterei an und für sich mehr in Sicherheit gewiegt, Virginien — das gefährdetste — kann von seiner Hauptstadt am allerspätesten gerade Hülfe schicken. Ferner sind rings herum Gebirge, Wälder und Flußgabelungen, welche ganz ausgezeichnetes Terrain für Guerillakriege, zumal für einen Winterfeldzug im verhältnißmäßig milden südlichen Klima, darbieten. Alle weithin zerstreuten Farmhäuser gewähren die bequemste Verproviantirung im Spätherbst mit ihren erntegefüllten Scheuern und Speichern. Ende Oktober, nachdem die Weinernte vorüber, wollte er losbrechen. Was ihn nun in Baltimore bewogen hat, schon am 16. nach Harpers Ferry zu eilen und loszuschlagen, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Gewiß war neuer Verrath im Spiele, sowie schon einmal 1858 Forbes alles vereitelt hatte und 1859 derselbe wieder Schuld gewesen, daß man den Ausbruch, der im Mai beschlossen war, zum Herbste hinauszuschieben sich veranlaßt sah."

(Schluß folgt.)

Taubenposten.

Von E. K.

(Schluß.)

Die zum Transport der Depeschen verwendeten Tauben gehören einer Gattung an, welche größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa 15 Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ Pfund schwer und große Aehnlichkeit mit unserer wilden Taube hat. Während diese jedoch grau von Gefieder ist, schwarze Flügel besitzt und eine weiße Binde ihre Flügel zeichnet, ist die Brieftaube in der Regel dunkelbraun oder ganz schwarz. Ihre Brustmuskeln sind stark entwickelt und bekunden eine bedeutende Flügelkraft. Die Vorzüge dieses Thieres sind seine Heimatsliebe und sein scharfes Gesicht. Der Ornitholog Rennie sagt darüber, das Auge allein sei Ursache, daß die Taube jene außerordentlichen Leistungen vollführen könne, welche von frühester Zeit her das Staunen der Menschen erregt haben. Er fährt fort: „Läßt man die Tauben aus einem Sack heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt wurden, in mit jeder Minute sich erweiternden Zirkeln, indem sie sich gleichzeitig in die Luft emporschwingen. So lange das Auge die Taube erkennen kann, sieht man sie diese kreisende Bewegung fortsetzen, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheidet, welche ihr die eingeschlagene Richtung angeben. Ganz die entgegengesetzten Bewegungen macht die aus einem Luftschiff entsandte Taube. Eine geraume Zeit stürzt sie sich perpendikulär herab, dann erst beschreibt sie sich stets vergrößernde Spiralen und senkt sich dabei tiefer und tiefer, bis sie die Umgebung so weit erkennen kann, daß sie sich zu orientiren vermag. Im Zustande der Wildheit,

in welchem sie in Amerika getroffen wird, fliegt die Taube in großen Schaaren über endlose Landstrecken stets in hen höchsten Luftregionen dahin, bis sie ein passendes Fruchtfeld zu ihrer Nahrung erspäht, auf welches sie sich herabstürzt."

Eine andere Autorität, der Major L. du Puy de Podio, stellt andere Anforderungen in körperlicher Beziehung und in Betreff der Farbe an die Brieftaube. Nach ihm soll bei Auswahl der zu Sendboten bestimmten Tauben darauf gesehen werden, daß dieselben bei kleinem Körperbau eine möglichst große Klafterweite aufweisen, dichtes Gefieder besitzen und mit stark beschwingten Flügeln versehen sind. Durch große Klafterweite der Flügel soll dem Botendienste ein doppelter Vortheil erwachsen, indem einestheils eine derartige Flügelbeschaffenheit eine größere Leistung an Schnelligkeit garantiren kann, und anderntheils stark entwickelte Innenflächen des Flügels für die Anbringung von Depeschen sich am geeignetsten erweisen müssen. Dichteres Gefieder schützt besser vor Unwetter und gibt mehr Widerstandskraft.

Was die Farbe der Brieftauben anbetrifft, so legen die Brieftaubenzüchter nach L. du Puy de Podio auf die weiße Farbe den meisten Werth, da weiße Tauben sich im Fluge besser kontroliren lassen und weißes Gefieder unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen weniger zu leiden haben soll.

Auch wird von kompetenter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Methode, nach welcher die Depesche direkt auf die Flügelfedern aufgedruckt wird, die Buchstaben und Zeichen auf weißer Farbe immer am deutlichsten hervortreten müssen. Faßt man die von den Brieftauben geforderten Eigenschaften zusammen, so wird man dieselben nach Ansicht des „Journal des sciences militaires" nur bei einer einzigen Gattung des Taubengeschlechts vereinigt finden und zwar in der Feld- und Felsentaube.

Die Zucht und Kultur der Brieftaube hat nach L. du Puy de Podio drei Momente in's Auge zu fassen: die Paarung, die Dressur und das Trainiren. —

Auf die Paarung der Tauben ist der größte Werth zu legen, da gerade in der gegenseitigen Zuneigung des Taubenpaares die Basis für die Verwendbarkeit des Männchens liegt. Es muß daher dem Tauber die vollste Freiheit der Wahl bei der Paarung gelassen und überhaupt alles vermieden werden, wodurch dem von Natur in das Taubengeschlecht gelegten Triebe etwa entgegengewirkt werden könnte. Erst wenn die Paarung auf natürlichem Wege erfolgt, wird bei den Tauben der an die Häuslichkeit fesselnde Sinn — das wichtigste Moment für den Depeschendienst — der allein vorherrschende, alles andere in den Hintergrund drängende Trieb werden.

Hat die durch natürliche Harmonie hervorgerufene Paarung stattgefunden, so soll man zur Dressur der Taube derartig vorgehen, daß man dem jungen Paare Gelegenheit gibt, sich den Ausflügen der alten Paare anzuschließen, dabei aber immer den einen Theil des jungen Paares, entweder das Weibchen oder das Männchen, im Schlage zurückhält, und auf diese Weise dafür Sorge trägt, daß der Reiz der Freiheit in der Liebe zum selbstgewählten Gefährten oder zur Gefährtin sein Gegengewicht findet, und die Erinnerung an die zurückgelassene Hälfte derjenige Trieb wird, der den Flüchtling den Weg nach dem heimischen Dache schnell wieder aufsuchen läßt.

Um mit der Dressur der Tauben gesicherte Resultate zu erzielen, empfiehlt es sich, dem Instinkte dieser Thiere erst die Gelegenheit zu geben, sich auf kleineren Distanzen zurecht zu finden und zu bewähren; das dürfte wohl einleuchten, da ja jede natürliche Anlage zu ihrer Ausbildung der Uebung bedarf. Für den Brieftaubenzieher sind derartige Vorversuche insofern aber noch von ganz besonderem Werthe, als sie ihm die Gelegenheit bieten, die Brieftauben und die Spurtauben, d. h. solche, welche selbstverständlich ihre Aufgabe zu erfüllen wissen, und solche, welche nur einem von einer anderen Seite gegebenen Impulse zu folgen verstehen, — kennen zu lernen; eine Kenntniß, welche für Zusammenstellung der „Flüge" von der größten Wichtigkeit ist.

Da gute Brieftauben äußerst selten sind, so versteht es sich von selbst, daß bei Zusammenstellung eines Fluges die Zahl der Brieftauben zu der der Spurtauben sich höchstens wie 1 : 5 verhalten, wobei gleichzeitig darauf hingewiesen werden muß, wie in der umsichtigen Zusammenstellung der Flüge wohl mit das Hauptmoment einer zweckmäßigen Organisation der Taubenpost gesehen werden darf. Indem L. du Puy de Podio darauf hinweist, daß, ähnlich wie beim Wettrennen, „ein guter Abgang der beste Bürge für eine glückliche Zurückkunft sei," macht derselbe noch besonders darauf aufmerksam, welch' hoher Werth guten Leittauben beizumessen ist, da auf ihnen die Einhaltung der kürzesten Wegrichtung und die Sicherheit des Ankommens am Ziele beruht.

Was die Anwendung der verschiedenen Flüge anlangt, von denen man zwei Arten, den gemischten und den freien Flug unterscheidet, so weist L. du Puy de Podio darauf hin, wie die Verwendung des freien Fluges, der nur aus Leittauben besteht, sich da empfehlen dürfte, wo weite Strecken zurückzulegen und wichtige Nachrichten zu überbringen sind. In allen anderen Fällen wird die Verwendung der gemischten Flüge, die aus Leit- und Spurtauben zusammengesetzt sind, genügen, und muß als Erfahrungssatz festgestellt werden, daß die Flüge nicht stärker, als zu 12 bis 14 Tauben zu machen sind, da eine größere Anzahl von Tauben nur mehr Verluste, aber keine sichere Chance des Gelingens zu verbürgen vermag. Während beispielsweise die mit den Postballons „Daguerre" und „Vauban" mitgegebenen Flüge, welche mehr als 30 Tauben zählten, gar keine aufzuweisen hatten, sind bei Luftballons, welche nur 8, 5 und 3 Tauben aus Paris mit sich führten, glückliche Rückreisen erzielt worden. — Als Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Tauben an Schnelligkeit muß das Faktum aufgestellt werden, daß 4 bis 5 Meilen in der Stunde zurückgelegt werden können und eine gute Brieftaube hintereinander sehr leicht 50 Meilen zurückzulegen im Stande ist.

Die wichtigen Dienste der Brieftauben im deutsch-französischen Kriege sind übrigens nicht ohne Beachtung geblieben.

Die französische Regierung will es z. B. nicht wieder darauf ankommen lassen, daß ihr die Liebhaberei von Taubenfreunden vorkommenden Falles abermals aus der Verlegenheit helfe, sie hat vielmehr in Paris und allen übrigen Festungen des Landes eine großartige Taubenzucht angelegt, und der Ausschuß für Befestigungswesen gibt der so anziehenden Frage der Kriegstaubenhäuser, deren Bearbeitung ihm der frühere Kriegsminister, General Cissey, anvertraut hatte, eine entscheidende Lösung. Seine Anträge zielten auf Errichtung eines riesenhaften Kriegstaubenschlages auf den mit dem Akklimatisationsgarten verbundenen Grundstücken. Der Zuwachs an Brieftauben ist dem Direktor des Gartens anvertraut. Die Direktion sollte dort wegen der ersten 5 oder 6 Jahre 5000 Paar Zuchttauben unterhalten, welche dazu bestimmt sind, die Kriegstaubenhäuser zu bevölkern. Jede Festung sollte ein nach außen eingerichtetes Kriegstaubenhaus besitzen. Ein solches Taubenhaus sollte 1000 Kriegsbrieftauben enthalten. Man sollte außerdem in Voraussicht einer neuen feindlichen Invasion zwei Sammelplätze errichten. 60,000 Brieftauben sollten auf diese zwei Sammelplätze vertheilt werden. Der Zuchttaubenschlag des Akklimatisationsgarten sollte 5000 Paar Zuchttauben der belgischen Rasse enthalten und die Tauben, je nach Bedürfniß, zur Bevölkerung der Festungen dienen. Ein Militärpersonal wurde mit der Einrichtung dieser neuen Post betraut.

Auch die Deutschen haben die Bedeutung der Brieftauben als Kriegshülfsmittel erkannt und die Zucht und Abrichtung der Brieftauben in bedeutendem Umfange in's Auge gefaßt. Zur obersten Leitung hat man den Direktor des zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Bodinus, bestimmt. Derselbe hat denn auch eine Versuchsstation eingerichtet und widmet der Dressur der Brieftäubchen große Aufmerksamkeit.

Metz, Straßburg, Köln und andere Festungen sind schon seit diversen Jahren mit anderen deutschen Festungen durch ein Brieftaubensystem verbunden. Auch in Waldenburg in Schlesien wurde eine Brieftaubenstation zur eventuellen Verwendung für militärische Zwecke errichtet. Ein dortiger Einwohner, der die Brieftaubenpassion seit langer Zeit betrieben, hat die Leitung der Station übernommen. Auch in Oesterreich-Ungarn hat man, und zwar in der Festung Komorn, eine Brieftaubenpost errichtet und mit Abrichtung der Tauben, Aufstellung der Apparate 2c. einen fachkundigen Offizier betraut. Aber auch die Liebhaberei hat sich in Deutschland nach dem Kriege der Brieftaubenzucht mit größerem Interesse zugewendet. —

Bei Metz fielen während der Belagerung ein Paar solcher geflügelten Boten durch Herabschießen den Preußen in die Hände. Dieselben befinden sich in der von der verstorbenen Prinzessin Karl angelegten großartigen Sammlung, welche die meisten und kostbarsten Tauben eines deutschen Taubenbodens aufzuweisen haben dürfte und die unter Aufsicht des Hofmeister Meier steht. Schon bei der am 3. Dezember 1871 geschlossenen Taubenausstellung hatte sich jener Taubenboden mit einer Kollektion von 18 Paar betheiligt, unter welchen sich die zwei schon erwähnten historischen Brieftaubenpaare befanden. Das eine Paar hatte Gambetta während des Krieges von Bordeaux aus mit Depeschen

nach Paris abfliegen lassen; es war aber durch Kälte ermattet vor Paris den Deutschen in die Hände gefallen. Die Depeschen waren um die Kiele der Schwanzfedern gewickelt. Von diesem Boten des Exdiktators war damals schon ein junges Pärchen gezüchtet.

Das zweite Paar war bei der Belagerung von Metz erbeutet, hatte sich in einem dort aufgelassenen, aber durch wohlgezielte Schüsse zum Sinken gebrachten Luftballon befunden und zwar in einem eigens konstruirten Drahtkorbe. Zur Aufnahme der Depeschen war diesen Tauben ein Gürtel, mit Ring um den Hals und an den Flügeln befestigt, angehängt. —

Uebrigens sollen sich auch Schwalben zum Briefträgerdienste eignen. Schwalben, welche in dicht verschlossenen Körben, dem Licht entzogen, von Paris nach Konstantinopel gebracht wurden, flogen auf, schossen wie ein Pfeil in eine beträchtliche Höhe empor und wendeten sich dann gerade ihrem Neste zu. Die Tauben scheinen ihre Zuflucht zum Gedächtniß zu nehmen. In einer Höhe von 4000 Meter ist es, als ob sie ihre Fähigkeit, sich zu orientiren, ganz verlören und sich dem Zufall überließen. Die Luftschiffer dürfen das Täubchen nur in einer mäßigen Höhe fliegen lassen, und müssen, wenn sie sich in einer höheren Region befinden, den Käfig an einer langen Leine tiefer heruntersenken. Dieser wissenswerthe Umstand erklärt es zur Genüge, weshalb die Brieftauben mit den ihnen anvertrauten Depeschen nicht immer an ihrem Bestimmungsort eingetroffen sind.

Interessant sind übrigens weitere Beobachtungen der Brieftauben. Sobald sich z. B. ein Hinderniß zeigt, sei es an Schnee oder Wind, sieht man sie sich einer wahrhaften Erforschung des Landes hingeben. Sie fliegen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen, indem sie die Gegenden sich in die Erinnerung zurückzurufen suchen, welche sie durchflogen haben, sie spähen nach ihren Merkzeichen, bis sie den Weg gefunden haben. —

Der steten Kriegsfurcht und dem Wunsche, im Kriege auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, ist es auch zuzuschreiben, daß sich die Kriegswissenschaft neuerdings viel mit der Frage beschäftigt, „auf welche Weise eine gesicherte Luftpostverbindung herzustellen sei," und sie durch Verbesserung der Luftballons und Anlegung der Brieftaubenstationen der Beantwortung der Frage näher zu treten sucht. Wir können nicht wissen, was die Zukunft den Brieftauben als Luftkommunikationsmittel in der Kriegskunst noch vorbehält.

Wir unsererseits möchten in den Brieftauben immer nur Boten des Friedens und in den etwaigen späteren Luftposten nichts anderes, als Mittel der Völkerverbrüderung und der Civilisation erblicken.

Wir können unsere Entwicklungsgeschichte und Schilderung der Taubenposten nicht schließen, ohne der etwas schnurrigen Phantasie des dermaligen deutschen Generalpostmeisters zu gedenken. Derselbe glaubte schon 1874, in 25 Jahren einen geregelten Luftpost-Ballondienst und Taubendienst zu haben. Wenigstens hatte er am 1. Mai 1874, dem 25jährigen Jubiläum der Eisenbahnpostbureaux, denjenigen Vorstehern von Eisenbahnpostämtern, welche seit dem 1. Mai 1849 ununterbrochen in Thätigkeit waren, Erinnerungsblätter in Form von Photogrammalbums gewidmet, welche auf dem unteren Deckel in Holz die zukünftige Postbeförderung (nach 25 Jahren) zeigt: nämlich einen Luftballon mit daran hängendem Postbureau, dem eine Taube mit einem Briefe folgt, um denselben in den Briefkasten zu stecken. Vorn wird aus diesem Stephan'schen Zukunftspostbureau ein Briefbeutel an einem Fallschirm abgeworfen und hinten am Anker ein Briefbeutel eingezogen. Der Ballon trägt die Bezeichnung „Postballon" mit der Nummer des Eisenbahnpostamtes, dem der betreffende Jubilar vorsteht.

Wenn wir nun auch meinen, daß unsere Postbeamten es zunächst vorziehen, hier unten auf Erden ein menschenwürdiges Dasein zu führen und hier ihrem genialen (?) Chef das Fliegen in den Lüften und Schwirren in den höheren Regionen gern allein überlassen; wenn wir uns auch nicht zu der sanguinischen Hoffnung des Herrn Ehrendoktors von Halle und hinterpommerscher Exzellenz erheben können, im Jahre 1900 einen geregelten Luftpostdienst zu besitzen, so wollen wir deshalb doch der Entwicklung der Ballon- und Taubenpost die Zukunft keineswegs absprechen, wünschen dieselbe aber nur zu den Zwecken des Friedens, der Civilisation und der Völkerverbrüderung!

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **W. H.**

III.

Es war Sonntag Nachmittags. Die heißen Sonnenstrahlen fielen schon etwas schräg, aber dennoch mit großer Kraft auf die Erde; alles seufzte unter ihrem Drucke.

Und selbst die jungen, kräftigen Gestalten, die im leichten, weißen Turnergewande die Straßen einherzogen, seufzten mit — sie hatten schon einen tüchtigen Weg gemacht und waren jetzt dicht an das Städtchen E. gelangt, woselbst am Felsenkeller, der in einem schönen Wäldchen, das „Eichholz" genannt, lag, ein Erneuungsfest gefeiert und eine junge Eiche gepflanzt werden sollte.

Einer der jungen Leute gähnte und sagte: Hätte ich gewußt, daß wir drei Stunden auf staubiger Chaussee wandern müßten, um unsere Turnbrüder in E. mit unserem Besuche zu beglücken, dann wäre ich nicht mitgegangen; ihr sprachet übrigens nur von zwei Stunden.

Ein kleiner Wollkopf, ein ächtes thüringer Kind, welcher noch am muntersten und am wenigsten verdrießlich war, antwortete, daß man die Nothlüge deshalb gemacht habe, um sämmtliche Mitglieder des kleinen Turnvereins mitzulocken.

Was sollen wir eigentlich hier — rief der erste Sprecher, indem er auf den nahen Eichenwald zeigte — eine Eiche pflanzen? Das heißt doch wahrlich Eulen nach Athen tragen. Den braven Göttern sei's geklagt. Hätte man doch nur eine Linde, eine Buche gewählt, aber eine Eiche lediglich zwischen Buchen — das wird nach 20 Jahren einen Spaß geben, wenn man nach der Erinnerungseiche oder nach der Turnereiche fragt: jeder Einwohner des Städtchens wird eine andre uns zeigen, sodaß man hier soviel Erinnerungseichen hat, als Einwohner; und gut ist's, daß sich die Eichen mindestens so rasch vermehren, als in dem abgelegenen Städtchen die Menschen, sonst bekommen die letzteren noch Streit wegen ihrer Turnereichen, wenn jeder nicht mehr eine für sich haben könnte.

Die kleine Turnschaar war während dieses Gespräches in das Wäldchen eingetreten; man hörte bald schon Lieder und Becherklang — die Gesichter erheiterten sich, die schattige Waldeskühle und die Aussicht auf ein gutes Glas Lagerbier — der Leser möge nicht vergessen, daß ich ihn in die Zeit vor circa 20 Jahren zurückführe — hatten schon all' den leichten Zorn verscheucht, der sich über den langen Marsch im Chausseestaub kund gegeben. Ein junges Herz ist ja so empfänglich für wechselnde Eindrücke — und ein altes Herz nicht minder; denn noch immer ärgere ich mich über Chausseestaub und sengende Sonnenhitze, und noch immer lob' ich mir den kühlen Waldesschatten und das kühle, schäumende Bier.

* * *

Die eben eingetroffene Turnerschaar aus der benachbarten Stadt H. wurde freudigst empfangen; das große Trinkhorn, welches vordem das Haupt eines ungarischen Ochsen geschmückt hatte, wurde zum Willkommen herumgereicht und der Staub niedergespült. Dann richtete der Vorsitzende des gastgebenden Turnvereins eine kurze Begrüßungsrede an die Neuangekommenen, und diese mischten sich nunmehr unter das zahlreiche Festpublikum, da die offiziellen Festfeierlichkeiten noch nicht ihren Anfang genommen hatten.

Ein prächtiges Bild bot sich dar. Dort lag unter den Bäumen eine Gruppe von Turnern, die „den Becher kreisen" ließen; hier hatte sich ein braver, biederer Bürger aus E. mit seiner Familie, unter derselben einige erwachsene Töchter, auf einer Holzbank niedergelassen und wurde umschwärmt von den jungen Leuten, die zudringlich, wie die Fliegen, einen Versuch nach dem andern machten, durch irgend eine geschickte oder ungeschickte Redewendung

sich einen Platz in der Nähe des braven Vaters und einen ditto in dem Herzen eines der Töchterlein zu erobern.

Drüben auf einem „lichten“ Platze standen ernsten Gesichtes die berathenden Männer des Turnvereins zu E., die sich stritten um den „Punkt“, wo die Erde ausgeworfen werden sollte, um den in der Nähe am Boden liegenden schlanken Eichenschößling aufzunehmen.

Nicht weit davon hatte eine Wurstverkäuferin ihren Stand aufgeschlagen und konnte nicht genug der schönen goldbraunen auf einem Rost gebratenen Würstlein, die fast so herrlich dufteten, als die Blumen des Waldes, den herzuströmenden Festgenossen verabreichen, denn immer hörte man den verlangenden Ruf: „Noch ai Würstel! Noch ai Würstel!“ Die Wurstverkäuferin, das sah man ihr an, hielt sich bestimmt für die erste Person auf dem Festplatze. Mit welcher souveränen Verachtung blickte sie auf den noch immer streitendenden Vereinsvorstand hin, und gab zu erkennen, wie Wurst es ihr war, wann und ob der „Punkt“ gefunden werde, auf welchem die Eiche gepflanzt werde; sie wußte sicherlich, daß der neue Schößling auf alle Fälle genau auf dem Mittelpunkt unserer lieben Erde stehen würde — und das war ihrem Herzen genug.

* * *

Der Punkt war endlich gefunden! Trompetengeschmetter, Festrede, Liederklang, Deklamation — wer hätte das alles nicht schon einmal erlebt? Freiheit und Vaterland, Waldesgrün und — Lagerbier, Bratwürste und hübsche Mädchen; alles das auf einmal gesehen und genossen! Da ist es nicht zu verwundern, daß mancher biedre Turner trunken vor Begeisterung, vor Bier und Liebe allzufrüh schon in den Schatten der Bäume niedersank und die Lieder und Toaste, die im grünen Hain erklangen, nur wie eine traumhafte Sage vernahm, die ihm wunderbar am Ohr vorbei rauschten. Wohl den Glücklichen; sie konnten niemals enttäuscht werden. Ihnen waren derartige Feste lediglich des Genusses halber da — und sie hatten genossen.

* * *

Gehen wir zu einer anderen Gruppe. Ein Turner mit blondem Haare und leuchtenden Augen, ein hübscher Junge, deklamirt. Horchen wir zu:

„So seh' ich noch den Schößling:
Des Volkes Einigkeit,
Als Riesenbaum dastehen,
Durch Blut und Tod gefeit.

Ihr Brüder, unser Glaube
Daran, er wanke nicht,
Sei stark gleich einem Eichbaum,
Den nie ein Sturm zerbricht.

Und wie des Eichenlaubes
Tiefglänzend, kräftig Grün,
So möge uns die Hoffnung
Im Herzen immer blüh'n.

Daß uns're Liebe bleibe
So fest wie Eichenholz,
So dauerhaft, beständig
Sei unser höchster Stolz.

Doch unser Haß sei bitter,
So wie die Eichelfrucht — — —“

„Unser Haß sei bitter“ — — — wir hörten nicht weiter zu. Junges Gemüth und schon hassen! Wen, wen hassen? „Der das Volk, der das Vaterland schänden will.“ — Der Ruf klingt uns noch.

Junges Blut — tobe aus, und wenn du dann vielleicht, wenn das Eichenreis die Stärke deines Arms erreicht hat, deiner stolzen Worte gedenkst, — wirst du dich dann auch selbst hassen?

Wenn allen jenen Männern, die in jener Zeit glühende, freiheitsglühende Worte sprachen, welche den Haß kündeten dem Servilismus, ihre damaligen Worte auf der Stirn geschrieben ständen, so würde denselben — das Bücken noch viel leichter, da sie dann die beschämende Erinnerung vor den Augen der Neugierigen verbergen könnten.

* * *

Und doch, wie begeistert horchte die Jugend dem Jüngling zu — Freiheit, Vaterland, Volksthum!

* * *

Vor zwei Jahren habe ich die „Turnereiche“ zu E. besucht. Es gelang mir erst nach vielem Umfragen, den Baum ausfindig zu machen. Einige sagten, er sei schon längst „gestorben und verdorben“ — gestorben und verdorben, wie bei den ehrbaren Bürgern, die damals so begeistert lauschten, die Freiheit und das Volksthum.

Die Wirthsleute des Felsenkellers sagten mir, es sei gleichgiltig, welcher von allen den umstehenden der Turnerbaum sei; es käme doch niemand, denselben zu besuchen; ich sei der erste, der darnach frage; übrigens hätten sie auch noch nicht lange die Wirthschaft gepachtet. Da trat ein Gast aus dem nahen Städtchen in die Stube, — ich fragte denselben. Stumm führte er mich hinaus in's Freie und zeigte mir die Eiche. „Ich gehe häufiger hierher,“ sagte er still und freundlich; „ich war auch dabei, als der Baum gepflanzt wurde. Es ist jetzt alles anders. Damals hatte man noch Hoffnung — — — — — — — sehen Sie, wie welk die Blätter dort oben sind?“ — — —

* * *

Ich eilte zum Bahnhof zurück — Hoffnung, ja Hoffnung für und für. Aber nicht einseitiger Bestrebungen halber wollen wir den Baum pflanzen; sondern er soll gepflanzt werden, daß er wachse und gedeihe und nicht die Frucht des Hasses, die Eichelfrucht erzeugt, sondern die Frucht der Freiheit, des wahren Volksthums und der — Menschenliebe.

* * *

Das brausende Dampfroß führte mich eilenden Flugs fort von der Stätte der Jugenderinnerung; es erinnerte mich an die rastlos eilende, an die thatenbedürftige Zeit. Immer vorwärts, immer vorwärts!

Ja, vorwärts! — — — — —

Helft pflanzen den Baum, ihr Freunde, zum Segen der gesammten Menschheit!

Parlamentarier.

V.

Radowitz wußte, „daß Mädchen und Diplomaten nur so lange bei den Liebhabern oder beim Publikum etwas gelten, als sie ihnen noch viel zu errathen übrig lassen,“ deshalb hüllte er sich immer ein in eine gewisse geheimnißvolle Wichtigkeit. Und diese Hülle verlor nichts von ihrer Dichtigkeit, wenn er auch einmal ein grades, wahres Wort sprach — dasselbe wurde ihm eben nicht geglaubt. Das wußte er, und deshalb sprach er manchmal die Wahrheit, um später darauf pochen zu können, „daß er es ja gesagt habe.“

Josef Maria von Radowitz war 1797 in Blankenburg am Harz geboren, er trat in die Armee des Königs von Westfalen, darauf in die preußische. 1836 wurde er Oberst und Vertreter Preußens am Bundestag. 1848 nahm er als General seinen Abschied. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt war er Führer der äußersten Rechten. Nach Berlin an den Hof berufen, vertrat er Preußen und die Union (ein projektirter norddeutscher Bund) vor dem erfurter Parlament und den preußischen Kammern. 1850 Minister des Aeußern; als solcher ein Hauptgegner der österreichischen Politik. Er starb 1853.

Diese kurze Biographie zeigt uns eine gewisse Aehnlichkeit des Lebenslaufes und des Gedankenganges des parlamentarischen Ministers Radowitz mit denen des Herrn von Bismarck, nur, daß letzterer bei dem Könige von Preußen mehr Empfänglichkeit für seine Pläne vorfand, als Radowitz bei Friedrich Wilhelm IV.

Umsonst schrieb Radowitz im Sommer 1848 die Broschüre: „Friedrich Wilhelm IV. von Deutschland,“ umsonst suchte er nachzuweisen, daß des Königs Sinnen und Trachten seit der Thronbesteigung immer auf eine Einigung Deutschlands gerichtet gewesen sei, so daß es eines äußeren revolutionären Anstoßes garnicht bedurft hätte; er fand nicht die nöthige Gegenliebe bei dem wankelmüthigen Könige und einen scharfen Widerstand bei dem spezifischen Preußenthum, welches sich viel leichter mit einer Norddeutschen Union unter Preußens Führung, als mit einem deutschen Kaiserreiche befreunden konnte.

Die parlamentarische Thätigkeit Radowitz' als Abgeordneter und

als Regierungskommissar kann man in folgende Worte zusammenfassen: Er gab sich alle Mühe, in Frankfurt ächt preußisch und in Berlin und Erfurt ächt deutsch zu reden. Daß von solchem verworrenen Standpunkte aus schließlich auch nur hohle, verworrene Phrasen herauskamen, ist wohl leicht verständlich, aber die Phrasen imponirten dem seichten Gothaismus trotzdem.

Von seiner Kaiseridee kam übrigens Radowitz früher zurück, als Dahlmann, und als auch die Norddeutsche Union scheiterte, da suchte er für Preußen das „möglichst Erreichbare" in einigen Militärkonventionen und das Aufgehen der Fürstenthümer Hohenzollern — und fand auch das damals nicht einmal.

Wie alle Konservativen der vormärzlichen Zeit „machte" Radowitz auch in der sozialen Frage. Im Jahre 1846 gab er ein Schriftchen heraus: „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat", in welchem er eine Arbeiterorganisation empfiehlt, ein unauflösliches organisches Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern; unter Oberaufsicht des Staates sollen die Arbeiter gezwungen werden, stets bei demselben „Brotherrn", Gutsbesitzer oder Fabrikanten auszuharren. Und keck behauptete Radowitz, daß dann allerdings ein kleines Stück Leibeigenschaft zurückgerufen werde, daß aber das städtische und ländliche Proletariat, daß Noth und Elend verschwinde. Adam Smith hatte Radowitz keinesfalls gelesen, als er solche Behauptungen aufstellte. Aber was thut das — stellen doch auch jetzt noch „große Staatsmänner" selbst in Parlamenten über die soziale Frage und den Sozialismus Behauptungen auf, ebenso keck wie es Radowitz that, die gleichfalls von der tollsten Unwissenheit in sozialen Dingen strotzen.

Daß Radowitz mit seiner „Arbeiterorganisation" kontrerevolutionären Zwecken dienen wollte, leuchtet ja ein; deshalb hatten seine absurden Behauptungen wenigstens einen Zweck, und er that sich viel zugute mit seinen „sozialistischen" Anschauungen; daß aber moderne, konservative Staatsmänner, wie oben angedeutet, den Sozialismus blos dem Liberalismus zuliebe schmähen, das wäre einem Radowitz, einem Stahl, einem Gerlach ganz unverständlich gewesen. „Andere Zeiten, andere Sitten" — Radowitz würde heute vielleicht auch nicht mehr das rothe Gespenst an die Wand malen, aus Angst, daß es Fleisch und Blut gewänne. H.

Das erste Sturzbad. (Bild Seite 88.) Der Worte braucht's nicht viel bei diesem Blick in das Jugendleben einer besonders beliebten Gattung unter unseren gefiederten Haus- oder besser Hofgenossen. Das Element, in welchem die kaum aus dem Ei gekrochenen Entlein sich ihr ganzes Leben hindurch mit Vorliebe bewegen werden und in dem sie die Schwimmhäute ihrer winzigen Pfötchen bereits für die Bethätigung festigen, bricht über sie von oben her urplötzlich und gewaltsam herein. Trotz des ersten Schreckens der Ueberraschung weichen sie nicht; sie mögen bald gefühlt haben, daß es keine feindliche Gewalt ist, mit der sie in eine allerdings etwas heftige und die jungen Kräfte auf eine ziemlich harte Probe setzende Berührung gekommen sind. Die merkwürdige Rinne, aus der zum erstenmal Wasser über sie her stürzte, werden sie nicht aus dem Gedächtnisse verlieren; gar oft wird man sie an dem Platze sehen, um, von der Erfahrung gegen den Schrecken gefeit, das mit vollem Behagen über sich ergehen zu lassen, was sie jetzt beinahe zu Boden geschmettert hätte. G.

Aus der guten, alten Zeit noch ein Kapitel. In der Augsburger Chronik steht Folgendes zu lesen: Im Jahre 1388, in dem Kriege zwischen den schwäbischen Städten und dem Adel, haben die Augsburger zum erstenmal die Feuerröhre gebraucht. Im Jahre 1373 haben die päpstlichen Ketzermeister angefangen im obern Deutschland hart zu verfolgen. Sie haben auch in Augsburg 240, so mehrentheils Weber gewesen, gefänglich eingezogen und die vornehmsten derselben, weil sie nicht widerrufen wollten, am St. Margarethentage zum Feuer verurtheilt. Im Jahre 1405 wurde zum erstenmal die geweihte Hostie in Augsburg in einer Monstranz umhergetragen. Diese Ceremonie ist zuerst in Augsburg aufgekommen. Bei den gräulichen Widerwärtigkeiten sowohl der römischen Päpste, als unserer Bischöfe nahm der Hussischen, als der Wiklefitischen verwandte, Lehre überhand und ärgerten sich nicht wenig Bürger ob der Geistlichen verruchten Leben, bevor dieweil die Domherren selbst mit Zanken und Balgen einander stets in den Haaren lagen. Denn es so ein wildes Leben bei ihnen worden, daß, so oft sie ihre Konsistoria in der gewöhnlichen Kirche hielten, sie dann nicht mehr mit einem leinenen Chorrock über den wollenen Rock angethan, sondern unter den gefütterten Röcken mit Panzer gewappnet waren. Sie pflegten auch keine Gebetbücher und Paternoster mehr in den Händen, sondern dafür ihre Dolche und Wehren an der Seite zu tragen und tribulirten einander selber als tolle, rasende Wölfe. Sonderlich aber im Jahre des Herrn 1417, da sie kaum wiederum in die Stadt gekommen waren und ihre Kirche von neuem geweihet, hatten sie den Kirchenrath versammelt und am Montage nach St. Bartholomäi Tag eine so gräuliche Berathschlagung gehalten, daß sie von Worten zum Schlagen gekommen. In solchem Lermen sind an der Domkirche und deren Kreuzgang über vierzig bloße Wehren gesehen und der Domdechant nebst mehreren Domherren verwundet worden. Und so das Volk nicht hinzugelaufen wäre und mit Geschrei die Kämpfenden erschreckt und der Bürgermeister bei höchster Strafe nicht Frieden geboten hätte, so würde ein unmenschlich Würgen daraus geworden sein. — Im Jahr 1418. Es wurde der Kaiser Sigismundus, als er hier zur Ergötzung nach seiner vielgehabten Mühe und Arbeit lustiger Kurzweil pflegte, von unsern Geschlechtern zu einem Tanz geladen, welchen er denn auch, wie er denn ein freundlicher und lustiger Fürst gewesen, mit großer Demuth besuchet, und damit er seine Höflichkeit desto mehr erwiese, einer jeden Frau (deren 50, wie die Chroniken vermelden, gewesen) ein güldnes Ringlein, so er mit seiner eignen Hand an den Finger gesteckt, gegeben. — Weiter kamen auch in diesem Jahr den ersten Tag des Wintermonats in diese Stadt unbekannte und schwarze Landfahrer, ungefähr ihrer fünfzig, die auch einen großen Haufen häßlicher Weiber und ungestalteter Kinder mit sich führen, über welche zween Herzoge, und, wie sie sagten, etliche Grafen herrschten. Und gaben sie vor, sie wären arme verjagte Leute aus dem kleinen Egypten und konnten von künftigen Dingen weissagen, wie man aber die Sachen beim Lichte besehen, hat sich befunden: daß es lauter Schelmen und Galgenschwengel gewesen, welche wir jetziger Zeit Zigeuner nennen. — Im Jahr 1420 regierte allhie, wie im ganzen Schwabenland, die leidige Pest und starben allein in dieser Stadt 16,000 Personen. — Im Jahre 1435 ist ein Dekret mit des Kaisers Bewilligung und Gutachten gemacht worden, daß hinfür den Juden neben den Christen im Gericht zu sitzen, und ihre Stimme, wie bisher geschehen, zu geben nicht mehr gestattet seyn sollte: desgleichen auch, daß sie nicht mehr in ihren Synagogen von unsern Bürgern allhie beklagt, sondern ebenso wie andre Bürger und Hintersaßen auf dem Rathhause vor dem Stadtvogt und seinen Beisitzern verhört werden sollen. Denn vor diesem, so ein Bürger mit einem hiesigen Juden eine Klagsache hatte, pflegten solche Handlung ihre Rabbi neben dem Stadtvogt und einer gleichen Anzahl Beisitzern von Christen und Juden in ihrer Schul zu entscheiden. Anders wurd' es aber gehalten, wenn ein Jud gegen einen Christen einen Rechtshandel führte.

Das Chloroform. Es dürfte für viele interessant sein, etwas Näheres über das in Operationsfällen zur Anwendung gelangende Chloroform zu erfahren. Was die Darstellung desselben betrifft, so beruht dieselbe auf einer Einwirkung von Chlor, welches so reichlich in unserm Kochsalz enthalten ist, auf Sumpfgas. Das letztere bildet sich, wenn organische Substanzen bei Luftabschluß sich langsam zersetzen. Aus diesem Grunde sehen wir dasselbe in Steinkohlengruben, Sümpfen sich vorzugsweise entwickeln. Die Herstellung des Chloroforms im Großen geschieht gewöhnlich dadurch, daß man Weingeist (Aethylalkohol) mit einer Lösung von Chlorkalk destillirt. Es ist eine farblose, bewegliche Flüssigkeit mit eigenthümlichem Geruch, welche bei 62 Grad siedet. Erst 16 Jahre nach seiner Erfindung wurde das Chloroform zum erstenmale erprobt, und zwar von Professor Simpson in Edinburgh im Jahre 1847. Ja, fast wäre es durch einen Zufall und vielleicht für immer der großen Mehrzahl der Menschen unbekannt geblieben. Prof. Simpson wollte einst, von der Trefflichkeit des Mittels bereits überzeugt, dessen Zulässigkeit auch bei größeren Operationen seinen Freunden begreiflich machen, jedoch während er zur Anwendung schreiten wollte, mahnte ihn ein Blick auf die Kranke, aus irgendeinem rein äußerlichen Grunde davon abzustehen. Er vollzog deshalb die Operation ohne jegliche Betäubung, und fast war er zu Ende, als die Kranke plötzlich unruhig wurde und nach wenigen Minuten verschied. Hätte nun Simpson nur einige Minuten vorher Chloroform angewendet, dann hätte man sicherlich die Ursache des plötzlichen Todes in der Wirkung desselben gesucht, und mindestens auf lange Jahre hinaus wäre die so segensreiche Wirkung des Chloroforms den Menschen unbekannt geblieben. Nach den verschiedensten glänzenden Erfolgen jedoch, welche Simpson damit erzielte, fand es allmählich überall Eingang; doch hatte man sich in der ersten Ueberraschung durch die großartigen Wirkungen so blenden lassen, daß man an die Gefährlichkeit (man denke nur, aus welchen giftigen Stoffen es besteht) desselben garnicht dachte, und so kam es, daß auf einmal von einer Reihe von Todesfällen bei dessen Anwendung berichtet wurde. Jedoch im Laufe der Zeit hat man sich genauer mit den möglichen Gefahren bekannt gemacht und man hat Mischungen mit anderen Substanzen, besonders mit Aether, welche Gefahrlosigkeit gewährleisteten, vorgenommen. Man kann deshalb sagen, daß das Chloroformiren unter Leitung eines geschickten Arztes nicht mehr gefährlich werden kann, da man ja bei etwa eintretenden ungünstigen Symptomen mit dem Einathmenlassen beliebig aufhören und wieder beginnen lassen kann. Auf welche Weise nun das Chloroform, durch die Lungen eingeathmet, Bewußtlosigkeit und Anästhesie (Gefühllosigkeit) hervorrufen könne, darüber ist man noch verschiedener Ansicht. Man glaubte nach Befunden von Blutfarbstoff im Urin nach den Operationen, sowie auf Grund von Versuchen an Thieren sich dahin aussprechen zu müssen, daß die rothen Blutkörperchen im Blute zersetzt würden und infolge davon die Ernährung der Nerven leide. Andere dagegen wollen die nächste Ursache der Betäubung darin finden, daß die nach bestimmten physikalischen Gesetzen in's Blut übertretenden Kohlendämpfe als solche direkt nur auf gewisse nervöse Centralapparate lähmend wirken. Jedenfalls ist es nur eine äußerst flüchtige Berührung der Dämpfe mit den Nervencentren, da wir ja selbst nach der

tiefsten Narkose (Betäubung) ein verhältnißmäßig schnelles Erwachen und eine vollkommene Erholung ohne jegliche nachtheilige Störungen eintreten sehen. — Die verschiedenen Erscheinungen bis zur völligen Bewußt- und Gefühllosigkeit theilt man in zwei Abschnitte: 1) in den der Aufregung und 2) in den der Toleranz (Gleichgiltigkeit). Nachdem zuerst die verschiedenen beängstigenden und beklemmenden Gefühle, von denen jeder bei der Einathmung von Chloroformdämpfen befallen wird, vorüber sind, entsteht bald eine Verwirrung der Gedanken und ein rauschartiger Zustand; die Pupille verengert sich, es entstehen krampfartige Muskelbewegungen, die Athemzüge sowie der Kreislauf des Blutes werden beschleunigt, so lange, bis allmählich der Uebergang in das zweite Stadium stattfindet. Der Kranke wird auf einmal ruhiger, die gesammte Muskulatur, welche unter dem Einfluß des Willens steht, wie Arme, Beine 2c. erschlaffen und die verschiedenen Bewegungen hören auf. Die Athmung wird ganz schwach, ebenso verlangsamt das Herz seine Schläge und damit das kreisende Blut seinen Lauf, zuletzt ist das Bewußtsein sammt der Fähigkeit Schmerz zu empfinden, erloschen. Je nach der Konstitution richtet sich die Zeitdauer der verschiedenen Stadien. Ein schwächlicher Mensch wird viel leichter in tiefen Schlaf verfallen als ein kräftiger, der oft unter entsetzlichem Toben und Schreien mehr Zeit, mehr Chloroform und große Anstrengungen der Umstehenden in Anspruch nimmt; besonders sind es die Trinker, die nur äußerst schwierig zu beruhigen sind, sie bäumen sich oft auf, wollen davonlaufen und verursachen den Umstehenden auf diese Weise viel Mühe. Auch die Aeußerungen bei dem rauschähnlichen Zustande sind verschieden, der eine fängt an zu singen, der andere betet, wieder andere erzählen Angenehmes oder Unangenehmes. Oft kommt es vor, daß dabei die größten Geheimnisse und besonders Herzensangelegenheiten unfreiwillig ausgeplaudert werden, ohne daß der Betreffende später auch nur die geringste Ahnung davon hat. Die Dauer dieses Zustandes der Schwatzhaftigkeit ist jedoch meistens äußerst kurz, und es ist deshalb meist garnicht möglich, den Zusammenhang des Ausgeplauderten zu erfahren, außerdem werden die Worte nur stoßweise und so undeutlich ausgesprochen, daß es sehr schwierig ist, richtig zu verstehen. Verfasser erinnert sich noch ganz deutlich, wie sein Bewußtsein, als er chloroformirt wurde, allmählich umnebelt wurde, dann schien es ihm, als ob er auf einmal, wie im Fluge, in eine Gesellschaft versetzt würde, die er garnicht kannte, obgleich er hauptsächlich das Wort führte und skandalirte. Später erfuhr er, daß er besonders solche Dinge gesprochen, mit denen er sich in letzter Zeit geistig beschäftigte. Das Erwachen kam ihm vor wie ein langsames Erholen aus dem Schlafe, nur war es ihm schlecht zu Muthe; erst ein Blick auf seinen Verband zeigte ihm, daß er operirt worden war, später allerdings erinnerten ihn die Schmerzen schon von selbst daran. — Einer der häufigsten Uebelstände bei dem Chloroformiren ist das Erbrechen. Dasselbe kann in allen Stadien der Narkose eintreten, besonders stellt es sich ein, wenn kurze Zeit vor der Narkose der Magen mit Speisen überladen war. Sobald man dies vermeidet, hat man weniger diesen unangenehmen Zwischenfall zu befürchten. In Krankenhäusern werden jetzt deshalb mit Recht den zur Operation Bestimmten auf kurze Zeit die Speisen entzogen. Große Vorsicht muß man bei Herzkranken anwenden, denn die Schläge des Herzens werden durch das Einathmen von Chloroform so verlangsamt, daß bei solchen Kranken, da ja in diesem Falle das Herz an und für sich nicht mehr die Kraft und Energie besitzt, wie bei Gesunden, leicht ein Stillstand desselben eintreten kann, also der Tod zu befürchten ist. — Vergleichen wir nun die früheren Operationen mit den jetzigen, so wird ein jeder begreifen, daß die Erfindung des Chloroforms und seine Anwendung in der Chirurgie den größten Fortschritten unseres Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Wie viele Operationen konnten früher wegen der unsäglichen Schmerzen garnicht oder nur äußerst mangelhaft ausgeführt werden! Wenn man auch hier und da erzählen hört, daß beispielsweise sich einzelne Menschen ein Bein amputiren ließen, ohne eine Miene zu verziehen, so darf man doch nicht vergessen, daß dies einzelne heroische Ausnahmen sind, die als solche nicht in Betracht kommen können. Jedoch nicht allein für die Kranken ist das Chloroform von der segensreichsten Wirkung, sondern auch der Operateur selbst hat seine Vortheile. Das Chloroform besitzt nämlich die Eigenschaft, die willkürlichen Muskeln, wie schon oben erwähnt wurde, zur Erschlaffung zu bringen; im normal lebenden Zustande sind sie es nicht, sondern sie befinden sich immer in einer Spannung (dem Muskeltonus); infolge davon sieht sich der Operateur, ganz abgesehen von jeglicher Beseitigung einer plötzlichen Störung des Kranken, von den beständig zuckenden Muskeln nicht mehr belästigt. Auch sollen die Schnitte viel leichter wieder aneinanderheilen. Bei großen Schnittwunden sieht man oft die Wunde auseinanderklaffen; dies beruht einfach auf der Spannung der Muskeln — sobald dieselben durchschnitten werden, ziehen sich beide Theile nach ihren Ansatzpunkten zurück. Schm.

Die Hungersnoth in Indien. (Schluß.) Zu der Hungersnoth gesellen sich die peinigenden Qualen des Durstes, und diesen vereinten Feinden weichen die Bewohner des flachen Landes und sammeln sich in den Städten, um dort durch Betteln ihr Dasein zu fristen. Bei dem ersten Zeichen der eintretenden Nothlage hatte die Regierung von Madras dreißigtausend Tonnen Reis kaufen lassen, um dem Unheil zu begegnen: die Regierung von Indien jedoch rügte diese Maßnahmen, da der Privateinkauf hinreichen würde, mit der ausdrücklichen Begründung: eine weise Volkswirthschaft verbiete, daß der Staat die Sache in die Hand nehme, durch die einfache Nachfrage werde sich die Verproviantirung von selbst regeln! Die Indier dürfen also ohne staatliche Einmischung so frei sein, zu verhungern! Als das Unheil mit voller Wucht hereinbrach, wurden 10—12,000 Menschen bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt; die Mehrzahl der kraftlosen Individuen, welche solcher Arbeit nicht gewachsen war, wurde in großen Lagern zu je 10—12,000 Mann zusammengebracht und auf Staatskosten ernährt. Während unter gewöhnlichen Verhältnissen der Ballen Reis von 75 Kilo 4 bis 5 Rupien kostet, schwankt jetzt der Preis zwischen 11 bis 12 Rupien. Die großen Ankäufe von Reis für die nothleidenden Distrikte in Lahore, Muballa und anderen Orten Oberindiens haben für Bengalen selbst infolge einer Ausfuhr von 800,000 Tonnen eine bedrohliche Preissteigerung verursacht. Der Markt von Rangoon in Hinterindien hat auch gethan, was er konnte. Auch an die französische Kolonie Saigon in Kochinchina hat man gedacht, ohne jedoch Aussichten zu haben, außer den bereits erhaltenen 350,000 Tonnen Reis noch weiteres zu bekommen. Man muß sich an Amerika oder Java wenden, um die mindestens noch erforderlichen 500,000 Tonnen anschaffen zu können. Um sich einen Begriff von dem Elend zu machen, erwähnen wir nur, daß Ende August in der Präsidentschaft Madras allein über 2 Millionen Menschen theils bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt, theils auf Staatskosten ernährt wurden. Die heimgesuchten Distrikte bieten ein herzbrechendes Schauspiel. Die verlassenen Felder gleichen Wüsten, die tiefste Todtenstille herrscht ringsum und der Reisende erblickt nur einen Raubvogel in den Lüften oder einen Schakal, der gesättigt und gleichgiltig die links und rechts am Wege liegenden Menschenleichen betrachtet. An den Straßenecken begegnen einem unzählige verlassene Kinder; eine Mutter warf neulich ihr Kind in einen Brunnen, aus Verzweiflung, es nicht ernähren zu können; sie selbst wollte sich tödten, als man sie verhaftete. Bis Ende September sind 298,883 Menschen dem Hunger und Elend erlegen. Neueste Nachrichten melden nun, daß endlich der ersehnte Regen eingetreten ist und man wieder angefangen hat, das Feld zu bebauen. Wäre der gewöhnliche Oktoberregen nicht jetzt eingetreten, so hätte man sich gefaßt machen müssen, daß das Elend bis in den März nächsten Jahres gewährt hätte. Der Himmel hat sich barmherziger gezeigt, als die englischen Staatsmänner, die dafür halten, die ökonomischen Verhältnisse regelten sich von selbst, und deshalb gegen die Staatshülfe waren, obgleich sie zu rechter Zeit unsägliches Leid verhindern und dem Staat selbst ungeheure Ausgaben hätte ersparen können. Als ein Zeichen von wahrer Gemüthsroheit müssen wir es ansehen, wenn Lord Salisbury, der auch nichts von Staatshülfe wissen mag, neulich in einer Rede, die er zu Bradford hielt, empfahl, die Indier sollten — in den guten Zeiten sparen! — Dieser Schulze-Delitzsch der englischen Regierung hat sich selbst gerichtet durch dieses Wort! p. l.

Korrespondenz.

Breslau. Gthl. Sie haben im ganzen recht vermuthet. Eine an Sie gerichtete Korrespondenzkarte ist Ihnen nach Wien, wohin Sie Sich von Sch. gewendet haben sollten, nachgesendet worden und ist von dort als unbestellbar zu uns zurückgekehrt. Inzwischen ist die Angelegenheit auf andere Weise erledigt worden. — L. Z. Wir möchten in der „N. W." „eine ausführliche Anleitung zum Kopfrechnen" bringen? Zum gewandten Kopfrechnen gehört nicht mehr als im Worte liegt: man muß rechnen können und Kopf haben. Eignen Sie Sich beides an!

Berlin. E—r. Zur Aufnahme in die „N. W." ist Ihre Arbeit allerdings nicht reif. Die Zurücksendung ist erfolgt. Studiren Sie fleißig, dann wird es Ihnen allgemach immer besser gelingen.

Nowaweß. J. H. Das Buch des Freiherrn Adolf von Knigge „Ueber den Umgang mit Menschen" ist nicht werth studirt zu werden. Knigge war eine jener Chamäleonexistenzen, wie sie das vorige Jahrhundert in großer Zahl aufzuweisen gehabt. Seine Schriften können konfus machen, aber nicht vernünftig belehren. Das Rezept zum Umgang mit Menschen ist übrigens ziemlich einfach: Tritt jedem Menschen, der dich achtungsvoll behandelt, so entgegen, daß seine Achtung vor dir eher steigt als sinkt, und daß sie sich allgemach in warme Sympathie verwandeln kann; verleide aber jedem rücksichtslosen, groben Menschen seine Unmanier durch ärgere Rücksichtslosigkeit, womöglich unübertreffliche Grobheit.

Memmingen. Eisengießer H. S. Ihr Wunsch ist erfüllt worden. Für die Zukunft bitten wir aber, uns keine bayerischen Postmarken zuzusenden, da dieselben außerhalb Bayerns nichts gelten.

Cincinnati. H. L. Ihre Mittheilungen haben uns sehr überrascht. Wir müssen Sie bitten, Sich um Beweise zu bemühen. Ob wir die betreffende Arbeit acceptiren können, vermögen wir erst zu sagen, wenn wir sie geprüft haben.

Brünn. L. T. Wir sollen „einen Artikel schreiben", um Ihre Ansicht zu beweisen, daß das Menschengeschlecht „doch direkt von den Affen, und zwar vom Mandrill abstammt"? Erlauben Sie das schüchterne Geständniß, daß wir uns für diese Hypothese nicht recht begeistern können; Sie können ja Gründe dafür haben; warum wir aber unsere schätzbaren Urvoreltern grade unter der allerhäßlichsten Affensippe suchen sollen, sehen wir nicht ein!

Bukarest. A. Ph. Daß es Rumänen gibt, die sich über die Tendenz unseres „Greuelbildes" in Nr. 4 gefreut haben, ist uns gewiß sehr angenehm. Wir glauben von Herzen gern, daß Sie den Krieg und Ihre russischen „Befreier" „schon lange verdammt satt" haben; indessen werden Sie Sich wohl hüten müssen, Ihren Russenhaß in Ihrem jetzt doch völlig „verrussten" Vaterlande so explodiren zu lassen, wie Sie es in Ihrem Briefe an uns gethan! Frdl. Gr.

Sachsenhausen. K. S. Vorbeigetroffen, aber etwas sehr. Hoffentlich gelingt's das nächste mal besser!

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 8. November.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von **M. Kautsky.**

Er war heute besonders lebhaft der kleine Georg, von seinen Eltern gewöhnlich „der Große" genannt, er war beinahe aufgeregt, es handelte sich für ihn aber auch um keine Kleinigkeit.

Schon seit Wochen hatte man ihm vom „Christkind" erzählt, und der dreijährige Bursche hatte begierig aufgehorcht, und wenn er auch nicht alles verstanden hatte, so wußte er doch, daß dies etwas Außergewöhnliches bedeute, und daß artige Kinder etwas schönes dabei bekommen und sich darüber freuen müssen, und er freute sich ganz ungeheuer, der kleine Kerl.

Christabend war nun gekommen, die Uhr halte soeben die fünfte Nachmittagsstunde geschlagen. Georg befand sich in der Küche, wo seine Mama vor einer Weile die Lampe angezündet hatte. Er hüpfte bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine herum und schrie dabei so viel er konnte: „Heute ist Christabend!" und der anderthalbjährige Hansl, der auf dem Schoße der Mutter saß und mit Milchbrei gefüttert wurde, freute sich seinerseits über den famosen Lärm, den sein älterer Bruder aufführte, und er strampelte aus Vergnügen mit seinen Füßen und sang sein „Ta, ta, tata" dazu, wobei ihm der Milchbrei wieder aus dem Munde floß.

Schon vor einer Stunde etwa war der Vater dieser kleinen Familie, der Setzer Karl Mahlknecht, nach Hause gekommen, aber statt wie sonst seine Stammhalter wechselweise auf den Arm zu nehmen und sich mit ihnen einige Bewegung zu machen, wechselte er mit seinem jungen, ihm entgegen kommenden Weibchen geheimnißvolle Zeichen und mit einem bedeutungsvollen Nicken gegen die Thür flüsterte er ihr zu: „Es ist schon draußen, Gustel." Und Gustel lächelte und nickte wiederholt, gar verständnißinnig.

„Komm Georg," rief sie jetzt, „wir wollen Verstecken spielen." Er kam rasch herbeigelaufen und sie warf ihm die Schürze über den Kopf. „Wo ist der Georg?" fragte sie verwundert, „wo ist er hingekommen? ich kann ihn nicht finden."

Der Junge rührte sich nicht, aber er schmunzelte so recht spitzbübisch unter seiner Hülle und ließ sich suchen.

Diesen Moment hatte der hinterlistige Vater benutzt, um das Tannenbäumchen durch die Küche in das anstoßende Zimmer zu schmuggeln, und als dies geschehen war brachen die Eltern in ihrer Herzensfreude über das gelungene Manöver in ein lautes Lachen aus. Der kleine Bub' zog schnell den Kopf unter der Schürze hervor, aber es war zu spät. Der Vater kam soeben wieder aus dem Zimmer heraus.

Die Kinder liefen auf ihn zu. Er her te und küßte sie. Er konnte seine Freude an ihnen haben, es waren gar hübsche, gesunde Jungen. Der Aeltere, ein ausgesprochener Blondin, mit wunderzartem Teint und herrlichen blauen Augen, glich der Mutter, der Jüngere hatte dunkle Augen und eine bräunliche Gesichtsfarbe, er war, wie die Leute sagten, seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. —

Dieser beugte sich zu den Knaben tief herunter.

„Weißt du Georg, was heute ist?"

„Christkind," antwortetete dieser schnell, indem er dabei in die Höhe sprang.

„Christabend," verbesserte der Vater. „Und da kommt das Christkind zu den braven Kindern und bringt ihnen schöne Sachen."

„Jetzt schon?"

„Noch nicht. Ich muß jetzt erst hinein gehen und dem Christkind erzählen, daß du gut und folgsam gewesen bist."

„Ich will auch mit hinein."

„O nein, du darfst erst in das Zimmer kommen, wenn ich läute."

„Warum denn?" fragte der Kleine mit seiner hohen, singenden Kinderstimme.

„Das Christkind will es so."

„Wirst du bald gehen?"

„Du mußt schon noch eine Weile Geduld haben. Das Christkind hat so viel zu thun; es bringt dir ja einen Baum, und zündet daran viele Lichter an."

Der Bube sah mit seinen großen, klugen Augen neugierig zu ihm auf.

„Bist du das Christkind?" fragte er forschend.

Der junge Vater lächelte, er befand sich in einem argen Dilemma. Er war zu vernünftig, um in seinem Kinde den Glauben an etwas Uebernatürliches zu wecken, denn das ist eben der Aberglaube, und doch hielt er es mit der traditionellen Poesie dieses Abends unvereinbar ihm die Wahrheit zu sagen. Er hatte unrecht. Für die Kinder sind die Eltern der Inbegriff alles Guten und Verehrungswürdigen . . . und wenn sie von diesen Geliebten an einem Tag des Jahres, an dem Feste, das der Familie geweiht ist, in so feierlich schöner Weise beschenkt werden, vermeint man, daß dies weniger Eindruck auf ein Kinderherz hervorbringen, daß diese direkte Liebesgabe, die vom Herzen zum Herzen spricht, weniger Poesie enthalten, ihre reinen Gemüther weniger für Liebe und Dankbarkeit empfänglich machen würde,

als wenn man ihnen jetzt einen Namen nennt, der für sie eben nichts weiter als Name ist, von dem sie nichts wissen, nichts begreifen und dessen einziger, gefährlicher Reiz in seiner geheimnißvollen Unbegreiflichkeit liegt? Dies Fest wird erst ein wahres Kinderfest werden, wenn alles Uebernatürliche, wenn die fromme Lüge und die himmlischen Gleichnisse daraus verbannt werden, wenn es rein menschlich geworden ist.

„Wer ist denn das Christkind?“ fragte Georg noch dringender. Er war, wie alle wißbegierigen Kinder, ein ewiger Frager.

„Das Christkind, Georg, das die guten Kinder so lieb hat und ihnen gern eine Freude macht, das ist — das ist eben das Christkind.“

„Aha!“ machte der Kleine, als wäre ihm damit alles klar geworden.

Der Vater aber flüchtete nach dieser geistreichen Auseinandersetzung in das Zimmer.

„Mach nicht zu viel Lärm,“ ermahnte er nochmals mit dem Finger drohend, ehe er die Thür hinter sich zuschloß.

„O nein!“ rief sein Söhnchen ihm nach, und seitdem hörte er nicht auf zu springen und zu tanzen, daß der Boden zitterte, und sein: „Heut ist Christkind“ nach eigener Melodie herunter zu singen.

Frau Gustel störte das nicht, sie war daran gewöhnt, und dann hatte sie heute so viel zu denken, ihr liebender, sorglicher Sinn war von der Freude, die sie den Ihrigen bereiten wollte, ganz eingenommen. Sie hatte ihren Jüngsten auf den Boden gesetzt, und war nun beschäftigt den Fisch, der zum Nachtessen bestimmt war, zu putzen und in Stücke zu schneiden, auch Kartoffeln hatte sie an's Feuer gesetzt, sie wollte einen Salat daraus machen, das sollte alles gar gut und appetitlich werden.

Der um zwei Jahre jüngere Bruder ihres Mannes, der Abgott der Kinder, Onkel Fritz, wurde erwartet, um den festlichen Abend mit ihnen zu feiern. Ueber alles gerne hätte die Gustel auch ihre neue Freundin und Wohnungsnachbarin, die achtzehnjährige Rosa, dazu geladen.

Sie hatte das Mädchen herzlich lieb gewonnen und dieses hing an ihr und den Kindern mit gleicher Zärtlichkeit. Rosa wurde nimmer müde, ihr, der Aelteren, allerlei kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu erzeigen, um sich ihr nach Möglichkeit nützlich zu erweisen, und heute am Christabend sollte das arme, junge Ding allein bleiben, mutterseelenallein?! Ihre Miethfrau, bei der sie mit noch zwei Kameradinnen gemeinschaftlich ein Kämmerchen inne hatte, brachte den heutigen Abend bei ihrer verheiratheten Tochter zu, und auch die Kameradinnen waren außer Hause zu befreundeten Familien geladen worden; Rosa hatte Niemanden, der sich um sie gekümmert hätte. Sie hatte keine Anverwandten in der großen Stadt, in die sie vor einigen Monaten gekommen war, um daselbst in der großen Buchdruckerei, in der die beiden Mahlknecht als Setzer beschäftigt waren, als Einlegerin, sogenannte Punktirerin Verwendung zu finden. Ihre einzige und beste Freundin war Auguste und diese hatte das junge Mädchen, das ihrem Manne und Schwager wohl bekannt war, noch nicht geladen, einfach deßhalb, weil sie es nicht gewagt hatte.

Zwischen Fritz und Rosa existirte seit ungefähr drei Wochen eine grimmige Feindschaft, wie jedes von ihnen nämlich selbst versicherte. Was der eigentliche Grund zu dieser Ungeheuerlichkeit war, hatte sie noch nicht erfahren können, beide Theile beobachteten darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen, und Auguste war viel zu delikat, um in die Freundin zu dringen und ein Geständniß zu provoziren. Auch war sie der Ansicht, die plötzliche Abneigung sei doch nur eine Kinderei und könne nicht von Dauer sein. Was sollte auch zwischen zwei so lieben, guten Personen, wie die Beiden es waren, die überdies in keinem Verhältniß zu einander standen, die sich täglich nur auf Minuten sahen und bisher kaum einige Worte mit einander gewechselt hatten, so Bedeutendes sich ereignet haben, daß ihre Gemüther in gegenseitiger Erbitterung jede Versöhnung zurückweisen sollten?

Gustel wollte diese Versöhnung herbeiführen, der heutige Abend wäre am passendsten dafür gewesen, und doch fehlte ihr wieder der Muth, den Feind mit der Feindin gerade an diesem Abend zusammenzubringen; wer weiß, es hätte ja auch übel ablaufen können und hätte eines von der Gegenwart des andern in vorhinein gewußt, so wären sie wahrscheinlich beide nicht gekommen.

An alles das dachte Frau Auguste, erwog das Für und Gegen, das Gelingen und Mißlingen ihres Planes, und dabei salzte sie den Fisch und wickelte ihn in Semmelbrösel. Da läutete es, behende öffnete sie; es war der Briefträger, er brachte ein an ihren Mann adressirtes Schreiben. Das ist vielleicht wichtig, dachte sie und da Hansl so ruhig mit seiner gestrickten Puppe spielte, ersah sie den günstigen Moment, um es ihrem Karl sogleich zu überbringen. Sie war auch etwas neugierig die gute Gustel, sie wollte sehen, was er da drinnen mache, wie weit er mit dem Aufputz des Baumes gekommen, sie wollte ihm dabei helfen; und dann hatte sie noch allerlei Sächelchen in Verwahrung, die sie heraus legen mußte.

„Gib hübsch auf deinen kleinen Bruder acht,“ sagte sie zu Georg, und nachdem sie vorsichtshalber noch die Lampe auf einen erhöhten Platz gestellt hatte, huschte sie, selbst glücklich wie ein Kind, zu ihrem Manne in das Zimmer. Dieses war durch eine Petroleumlampe erleuchtet. Es war ein geräumiges, überaus nettes Zimmer, freilich das einzige das sie hatten.

Das ziemlich hohe Tannenbäumchen stand am Boden, es war bereits mit einer ziemlichem Anzahl von Nüssen und kleinen Aepfelchen, Papierrosen und goldenen Sternen geschmückt. Der emsige Vater war soeben daran, bunte Papierketten festonartig von einem Zweig zu dem andern zu winden. Frau Gustel schlug entzückt die Hände zusammen.

„Das wird sehr hübsch werden, Karl, das wird allerliebst.“

„Nicht wahr, Gustel, ich mein' es auch, und die Freude, die der Bub' damit haben wird.“

„Beide, der Hansel versteht das auch schon, du wirst sehen, was der für Augen machen wird, er ist gar ein Pfiffiger, der; er ist so gescheidt für sein Alter.“

„Die vielen Lichter, die werden ihn verblüffen, aber am neugierigsten bin ich doch, was Georg dazu sagen wird. Was wird nur sein erstes Wort sein?“

„Er wird jubeln, beide werden sie jubeln. Ach, wenn es nur schon fertig wäre, ich kann es kaum erwarten, aber wie ich sehe, gibt's da noch viel zu thun.“

„Freilich, freilich, ich weiß garnicht, wie ich fertig werde, — da haben wir's, die Ketten reichen nicht, ich muß noch ein Stück dazu machen, — und hier das Backwerk! Daran müssen noch rothe Bändchen gebunden werden, damit ich es aufhängen kann, und die Kerzchen müssen aufgesteckt werden. Donnerwetter, wenn nur der Fritz käme, daß er mir helfen könnte.“

„Ich will dir helfen, gib her, ich schneide das Papier für die Ketten und du kannst es zusammenkleben. Die Kinder sind so ruhig, ich kann schon noch ein Weilchen hier bleiben.“

„Das ist mir lieb, Gustel.“

„Ah ja!“ machte sie jetzt. „Hätte ich doch bald vor lauter Freuden vergessen, weshalb ich hierher gekommen — ein Brief für Dich. (Sie zog ihn aus der Schürze.) Sieh her!“

Er öffnete verwundert sogleich das Couvert und sah nach der Unterschrift. „Ach, von unserem dicken Anton!“ rief er lachend aus, und er schob hierauf den Brief ungelesen in die Tasche. „Das ist eine Weihnachtsgratulation, weiter nichts; habe ihn selbst noch diesen Nachmittag gesprochen; aber ich habe jetzt wahrlich keine Zeit, sie durchzubuchstabiren, ich spare mir dies Vergnügen für später auf.“

„Ihr kennt euch schon seit lange?“

„Ja, es existirt zwischen uns so eine Art Jugendfreundschaft, wir trafen als Knaben immer auf der Straße zusammen, und da ich ihm einmal eine lange Nase machte, so prügelte er mich seitdem regelmäßig durch, sobald er mich nur irgendwo zu Gesicht bekam. Der Schurke konnte es fast ungestraft thun, er war gewiß um fünf Jahre älter und ist schon damals ein vierschrötiger Bursche gewesen; da aber meine Faustschläge, mit denen ich mich zu wehren versuchte, auf seinem breiten Rücken gänzlich spurlos vorübergingen und ich ihm niemals wehe that, so faßte er nachgrade eine Art zärtlicher Zuneigung für mich, und diese hat sich bis heute nicht verleugnet.“

„Er ist Hausknecht in eurer Buchdruckerei, nicht wahr?“ fragte Auguste, ein neues Glied in die Papierkette fügend.

„Ja, er ist unser Hausknecht und zugleich unser Don Juan,“ setzte Karl lachend hinzu. „Der Dicke ist trotz seiner Häßlichkeit immer hinter den Fabrikmädchen her, und ich versichere dich, der Kerl hat Glück. Aber Gustel, suche mir ein Tuch heraus, das wir über den Weihnachtstisch breiten können, aber ein hübsches, weißt du, ein brillantes, in Anbetracht, daß sehr viel von dem Tuche und sehr wenig von den Geschenken zu sehen sein wird. — Ach, Gustel,“ fügte der junge Mann seufzend hinzu, „warum haben wir so wenig! Ich wollte, ich könnte heute mit vollen Händen geben.“ Er faßte plötzlich von rückwärts sein Weibchen

um die noch immer feine Taille. „Gustel," rief er lebhaft, „Gustel, ich habe Sachen gesehen! Sie hängen ja jetzt das Schönste in die Schaufenster, um einem armen Teufel das Herz recht schwer zu machen. Ich habe immer dabei an dich gedacht, und wie hübsch dich dieses oder jenes kleiden würde, ich möchte einmal so für dich einkaufen können, nach Herzenslust, ich wollte dich schön machen! Indeß ist meine Weihnachtsgabe recht armselig ausgefallen, du mußt schon vorlieb nehmen."

Sie drehte sich rasch um und faßte ihn um den Hals. „Du Ungehorsamer!" sagte sie mit ihrem lieblich gewinnenden Lachen, und sie schüttelte ihn dabei ein wenig. „Hatte ich es dir nicht ernstlich verboten, mir überhaupt etwas zu kaufen? Brauche ich denn etwas? Uebrigens ist das ein Kinderfest, und wir müssen uns glücklich schätzen, daß wir diesen bescheeren können."

„So, was bescheeren wir ihnen denn eigentlich?" schmunzelte Karl. „Ich weiß von nichts, ich habe keine Spielerei gekauft, ich habe mich da ganz auf dich verlassen, Alte; ich weiß ja, Mütter haben für dergleichen immer etwas übrig. Ich habe nichts anderes für unsern Georg, als den Schimmel da." Dabei zog er aus einer Ecke ein ziemlich großes, rabenschwarzes Pferd, das auf Rädern lief.

„Prächtig!" rief Gustel. „Ich versiche dich, es sieht noch einmal so hübsch aus, seitdem du daraus einen Rappen gemacht hast. Es sieht jetzt ganz frisch, ganz neu aus, als Schimmel ist es schon so abgenutzt und sehr schmutzig gewesen."

„Das habe ich alles verstrichen."

„Ein Ohr hat auch gefehlt."

„Das habe ich angeleimt. Ich glaube, er erkennt es nicht wieder," lachte befriedigt der Vater, indem er sein Werk aus einer gewissen Entfernung liebevoll betrachtete, „und der kleine Betrug gelingt mir."

„Natürlich," sagte Gustel, „wie sollte er es denn erkennen? Wenn ich es nicht wüßte, ich würde darauf schwören, daß das ein nagelneues Pferd ist, und gewiß nicht den alten Schimmel vom vorigen Jahr dahinter vermuthen."

„Nun, und was haben wir sonst noch?"

Frau Gustel machte recht schelmische Augen und lief dann zur Kommode. Sie suchte zuerst das verlangte Tuch heraus. Es war ein altes rothes Umhängtuch, noch von der Großmutter her, und wenn auch etwas defekt, doch von brillanter Farbe, dann schob sie einige Päckchen verstohlen in ihre Tasche und endlich brachte sie zwei ziemlich umfangreiche Packete herbei.

„Potztausend!" rief Karl. „Meine Alte hat sich angestrengt." Er öffnete hastig das erste. „Eine Arche Noah! An die hatte ich auch gedacht. Und hier? Eine Schachtel mit Häusern — ah!" —

„Aber die gehören dem Hans, der Kleine muß auch etwas bekommen."

„Natürlich, alle, alle sollen heute etwas bekommen!" Und der junge Ehemann zog in übermüthiger Freude sein Weibchen an sich und drehte sich mit ihm im Kreise herum.

Indeß waren die Kinder wirklich sehr artig gewesen. Georg hatte sich, gleich nachdem die Mutter sich entfernt hatte, zu dem kleinen Hans auf den Boden gesetzt, um mit ihm zu spielen. Bei armen Leuten sind die älteren Kinder immer die Hofmeister und Erzieher der jüngeren, und dies kommt beiden zugute. Der Kleine war immer ganz glücklich, wenn der Große sich zu ihm herabließ, und Georg war nie so liebenswürdig und dabei so verständig, als wenn er auf seinen Bruder acht haben mußte. Er sprach jetzt gar eindringlich zu Hans, und dieser lachte darüber, soviel er nur konnte. Von seinem pädagogischen Erfolge entzückt, fing Georg ebenfalls zu lachen an und dann schnitt er Gesichter und schüttelte seinen Kopf, und der Kleine versuchte dies alles nachzumachen. Georg erfand aber immer neue Belustigungen. Jetzt machte er den Hund; er kroch auf allen Vieren, er bellte und legte sich auf den Boden zu den Füßen des Kleinen, und dieser, höchlich vergnügt, fing an, den Bruder bei den Haaren zu raufen. Der arme Georg ließ ganz geduldig seine blonden Locken zausen, er muckste nicht, er war ja der Hund und dem kleinen Hansel machte das so viel Spaß.

Aber plötzlich entwand er sich mit einer raschen Bewegung den Händen seines Peinigers, so daß diesem ein Büschel des goldigen Haares zurückblieb. Während er sich am Boden gewälzt, hatte er das Licht bemerkt, das durch die Thürspalte hindurchdrang. Das erregte seine Neugierde. Er wendete sich gegen Hans und tippte auf seine Hand. „Schau, da unten, siehst du, da ganz unten, das kommt vom Christkind." Er demonstrirte dies mit einem großen Aufwand von Mimik und Gestikulation.

„Toi, toi!" antwortete ihm Hans.

„Komm, schauen, komm!" Georg ergriff ihn an der Hand und zog ihn in die Höhe. „Du mußt auf den Zehenspitzen gehen," flüsterte er ihm diktatorisch zu. Und mit gutem Beispiel vorangehend, trippelte er bis knapp zur Thür, legte sich vor dieselbe platt auf den Boden und guckte durch die erleuchtete Spalte.

Der Kleine that wie ein Affe das nämliche.

„Ich seh' schon was!" rief Georg hocherfreut ihm zu.

„To ta toi," antwortete Hans mit einem sehr lustigen Gesicht, und er ließ dabei reichlichen Speichel auf den Boden fließen.

In diesem Augenblick ward nach einem leichten Pochen die Eingangsthür rasch geöffnet und ein hübsches Mädchen trat ein. Sie trug, obwohl das Thermometer einige Grad Kälte wies, ein dünnes, lichtes Perkalkleid, das jedoch auf das sorgfältigste gewaschen und gebügelt war. Trotz dieses leichten Anzuges schien sie nichts von Kälte zu verspüren, ihr Teint war von zarter Frische, ihre Wangen zeigten das blühendste Roth. Sie gehörte eben zu den Ueppigen, zu den Gutgenährten, die schon in früher Jugend einiges Fett ansammeln. Fröhlich guckte sie mit ihren blauen Augen in die Welt, ihr kleines Näschen, das, im Profil wenigstens, einen leichten Schwung nach aufwärts nahm, verlieh ihrem Gesichte etwas neckisches, und sobald ihre Augen ernster blickten, etwas resolutes; und resolut war sie auch, diese kleine, runde Person, dabei flink und lebhaft in ihrer Sprechweise und in allen ihren Bewegungen.

„Ihr seid allein, Kinder?" rief sie, sich in der Küche umsehend. „Und was treiben denn die Schlingel da? Hahaha, da liegen sie beide am Boden und wollen durch die Ritze gucken." Sie lief zu ihnen und kniete an ihrer Seite nieder, vergaß jedoch nicht, vorher ihr Kleid vorsorglich in die Höhe zu nehmen. „Heda, ihr Neugierigen, kommt zu mir." Sie nahm Hans auf den Arm und küßte ihn. Der mußte sie gut kennen, er ließ sich, was sonst nicht seine Sache war, ihre Liebkosung ruhig gefallen und schwang sich in ihren Armen behaglich hin und her.

Georg aber legte den Finger an den Mund. „Pst, Rosa," machte er, „er ist schon drinnen."

„Wer? Onkel Fritz?" fragte das Mädchen, fast erschreckt.

Der Kleine schüttelte verneinend den Kopf. „Der Vater, er spricht mit dem Christkind; ich habe ihn schon reden gehört, o ja," und er schnitt ein ungeheuer pfiffiges Gesicht dazu.

„I du Afferl!" rief Rosa. „Du freust dich wohl schon sehr? Ich kann mir's denken. Höre, ist die Mama auch drinnen?" Sie zeigte nach der Thür.

„Ja," nickte Georg.

„Und — Onkel Fritz noch nicht?"

„O nein."

Sie nahm ihn beim Kinn und küßte ihn, von dieser Auskunft sehr befriedigt. Sie wollte ihn ebenfalls auf den Arm nehmen, aber Georg wehrte sich dessen.

„Ich lasse mich nicht mehr tragen, ich bin schon groß," sagte er.

„I freilich, du bist schon ein ganzer Mann, sprichst ja auch wie ein solcher; sage mir nur" — das Mädchen neigte sich noch etwas mehr ihm zu und dämpfte ihre Stimme — „sage, wird Onkel Fritz heut Abend bei euch sein?"

Georg sah sie groß an, der veränderte Ton war ihm jedenfalls aufgefallen. „Ja," sagte er ebenso leise. Und nach einer Weile noch leiser ihr in's Ohr: „Die Mutter hat schon einen Fisch für ihn gekauft."

Rosa mußte lachen. „Ich möchte doch wissen, Georg, ob du den Onkel Fritz sehr lieb hast?"

„O ja, ich habe ihn sehr lieb."

„Warum denn?"

„Er ist immer mein Pferd, und ich kann auf ihm reiten."

Rosa stellte keine weiteren Fragen, sie setzte Hans nieder auf den Boden und ganz wie vorher die Mutter sagte sie: „Gib hübsch acht auf den Kleinen, Georg, ich muß ein wenig hineinsehen. „Ehe sie aber in's Zimmer trat, sprang sie noch zur Eingangsthür und versperrte diese, zweimal den Schlüssel umdrehend. Jetzt war sie doch sicher, daß dieser Fritz sie nicht unvorbereitet hier überraschen könne. „Ich komme gleich wieder!" Sie winkte nochmals den Kindern zu, und dann verschwand auch sie in der Thür, diese fest hinter sich zuziehend.

(Fortsetzung folgt.)



Theure Hotelrechnung. (Seite 108.)

Insektenfressende Pflanzen.

Von Dr. A. Mülberger.

Wohl mancher unserer Leser hat schon von insekten- oder fleischfressenden Pflanzen reden hören und wohl auch gewünscht, diese merkwürdige Erscheinung näher kennen zu lernen. Vielleicht gelingt es uns, auf dem einfachen botanischen Spaziergang, zu dem wir hiermit den Leser einladen, das Wissenswertheste dieser neuen Entdeckung auch dem Unkundigen klar zu machen. In der kurzen Spanne Zeit, seit die Entwicklungstheorie die naturwissenschaftlichen Forschungen zu beherrschen beginnt, ist für die Bereicherung unserer Kenntnisse schon unglaublich viel geleistet worden. Das tausendfache Ineinandergreifen des thierischen und pflanzlichen Lebens, die innigen Wechselbeziehungen, welche zwischen beiden bestehen, früher nur in den allgemeinsten Umrissen zugegeben und begriffen, sind heute schon in einer Tiefe und Ausdehnung erforscht, von der unsere Väter keine Ahnung hatten.

Die Entdeckung Darwins, daß eine ganze Anzahl Pflanzen für ihr Wachsthum fast ausschließlich auf thierische Nahrung



Insektenfressende Pflanzen. (Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.)

angewiesen ist, hat natürlich nicht verfehlt, allgemeines Aufsehen zu erregen. Sie erschien um so merkwürdiger, da es sich nicht um irgendeine Absonderlichkeit der üppigen Pflanzenwelt in den heißen Ländern Amerikas oder Afrikas handelte, sondern um die Wachsthumsgeschichte eines niedlichen kleinen Pflänzchens, das in ganz Europa fast überall zu treffen ist, stellenweise sogar unter die gemeinsten Pflanzen gehört. Wer in der Nähe seiner Heimat Torfmoore und Sümpfe oder auch nur sumpfige Wiesen mit Wassergräben kennt, der wird an diesen Orten nicht lange vergeblich nach einem Pflänzchen suchen, das wir hier in naturgetreuer Abbildung und in natürlicher Größe vorführen (Fig. 1).

Es ist der gemeine rundblätterige Sonnenthau (Drosera rotundifolia, L.), so genannt, weil die Blättchen der Pflanze im Sonnenschein wie Thautröpfchen glänzen. Jeder von uns, der schon Torfmoore gesehen hat oder nur durch feuchte Nadelwälder gewandert ist, kennt jenes eigenthümliche, bleiche Moos, das in schwellenden Polstern einen Theil der Moorgründe ausfüllt oder nasse Wegböschungen im Walde überzieht. Man nennt dieses Moos in der Wissenschaft Torfmoos oder Sphagnum. Was für die gewöhnlichen Pflanzen die Mutter Erde, das ist für unsern Sonnenthau dieses Moos. Auf der weichen Unterlage seiner Polster keimt und wächst die Drosera und senkt ihre zarten Wurzelchen 1 bis 2 Centimeter tief zwischen das Moos hinab. In niedrig gelegenen Gegenden findet man die Blätter schon Ende Mai kräftig entwickelt; ihr eigenthümlich röthlicher Schimmer sticht namentlich im Sonnenschein äußerst lebhaft gegen die blassen Moospolster ab, und die rosettenförmig gelagerten Blättchen geben dem ganzen Bilde ein überaus niedliches Ansehen. Ende Juli treibt die Pflanze einen Blüthenstempel, etwa 15 Centimeter hoch, im August geht die Blüthe zu Ende. Die unscheinbaren kleinen,

röthlich-weißen Blumen stehen an dem dünnen, aufrechten Schaft in einseitiger Traube, welche, anfangs herabgebogen, sich nach und nach so aufrichtet, daß immer die Blume, welche die Reihe zum Blühen trifft, die höchste Stelle einnimmt.

Nehmen wir nun ein solches Pflänzchen sammt seiner natürlichen Moosunterlage auf, so bietet uns die genauere Besichtigung der Blätter des Merkwürdigen gar viel. Auf jedem ausgebreiteten Blatt sehen wir hunderte, überaus zarte, gestielte Drüsen, die etwa 5 Millimeter lang sind und an ihrer Spitze einen röthlich-glänzenden zierlichen Thautropfen zu haben scheinen; sie sehen beinahe aus wie verkleinerte Fühlhörner einer Schnecke. Darwin nennt diese gestielten Drüsen Tentakeln. Wir sehen sie auf umstehenden beiden Figuren, welche nach dem Darwin'schen Werke gezeichnet sind, das einemal von oben, das andremal von der Seite in vierfacher Vergrößerung (Fig. 2 und 3).

Berührt man mit dem Finger leise das obere Ende einer oder mehrerer solcher Drüsen und zieht dann den Finger langsam zurück, so läßt sich jedes dieser zierlichen Thautröpfchen in äußerst zarte, spinnwebartige Fäden ziehen, ähnlich, wie wir's als Knaben wohl mit dem angefeuchteten Harze der Kirschbäume gemacht haben. Die Flüssigkeit, welche den kleinen Tropfen bildet, hat also eine klebrige Beschaffenheit. Eine scharfe Musterung der Drüsen belehrt uns ferner, daß nach der Mitte des Blattes hin die Länge der gestielten Drüsen immer mehr abnimmt, daß die randständigen am längsten sind.

War es ein warmer, lichter Sonntag, an dem wir unsern botanischen Marsch antraten, so werden wir neben den ebenbeschriebenen, schön ausgebreiteten Blättern des Sonnenthau's noch eine Menge anderer finden, die allerhand Sonderbarkeiten aufweisen. Da ist ein Blatt, auf dem sich eben ein kleines Mücklein niedergelassen hat; es müht sich vergeblich ab, weiter zu kommen. Der klebrige Saft der Drüsen hält es fest, wie die Leimruthe den Vogel. Dort ist ein halb verborgenes Blättchen, auf welchem allerlei Reste von Insekten, Flügelstücke, Schalen kleiner Käfer u. s. w. herumlagern. Wieder andere Blätter sind nach innen eingebogen, so daß von den Drüsen fast nichts mehr zu sehen ist. Entweder sind es noch unvollkommen entwickelte Blätter, die eben erst in der Aufrollung begriffen, oder es sind ausgewachsene Blätter, deren Drüsen in auffallender Weise nach einwärts verbogen sind.

Die Letzteren umschließen, wie man sich leicht überzeugen kann, stets irgend ein kleines Kerbthier, am öftesten kleine Mücken oder wenigstens Bruchstücke von solchen. Das gefangene Thierchen nimmt meist die Mitte des Blattes ein und sämmtliche Drüsen, oder der größte Theil derselben, sind über ihm zusammengebrochen (Fig. 4 und 5). Das eine Bild zeigt uns wieder den Anblick des Blattes von oben, während drei Viertheile der Drüsen gegen die Mitte hin eingebogen sind; das zweite Bild zeigt uns ein über einer Mücke vollständig geschlossenes Blatt von der Seite.

Dies ist der einfache Sachverhalt, der für Darwin den Ausgangspunkt seiner interessanten Untersuchungen bildet. In der ihm eigenen schlichten und anspruchslosen Weise erzählt er im Beginn seines Werkes diese ersten Eindrücke folgendermaßen: „Ich war während des Sommers 1860 erstaunt zu finden, was für eine große Anzahl Insekten von den Blättern des gewöhnlichen Sonnenthau's auf einer Haide vor Sussex gefangen wurden. Ich hatte wohl gehört, daß Insekten so gefangen würden, wußte aber nichts weiteres über diesen Gegenstand. Ich sammelte zufällig ein Dutzend Pflanzen, welche sechsundfünfzig ganz ausgebreitete Blätter trugen, und auf einunddreißig derselben klebten todte Insekten oder die Ueberreste solcher; und ohne Zweifel würden später noch viel mehr Insekten von denselben Blättern und sicherlich noch mehr von den nicht entfalteten gefangen worden sein. An einer Pflanze hatten alle sechs Blätter ihre Beute gefangen; und an mehreren Pflanzen hatten sehr viele Blätter mehr als ein Insekt gefangen. Auf einem großen Blatte fand ich die Reste von dreizehn verschiedenen Insekten. Fliegen werden viel öfters gefangen als andere Insekten. Die größte Art, welche ich habe fangen sehen, war ein kleiner Schmetterling (Cænonympha pamphilus); aber Herr Wilkinson theilte mir mit, daß er einmal eine große noch lebende Libelle gefunden habe, deren Körper von zwei Blättern festgehalten wurde. Da diese Pflanze in einigen Gegenden äußerst gemein ist, so muß die Anzahl von Insekten, die alljährlich auf diese Weise getödtet werden, ungeheuer sein. Viele Pflanzen, zum Beispiel die klebrigen Knospen der Roßkastanien, verursachen den Tod von Insekten, ohne daraus, so weit wir bemerken können, selbst irgend welchen Vortheil zu ziehen. Es zeigte sich aber bald deutlich, daß die Drosera für den besonderen Zweck, Insekten zu fangen, ausgezeichnet geschickt war, so daß es wohl der Mühe werth schien, den Gegenstand zu untersuchen."

Durch Jahre lang fortgesetzte, zum Theil äußerst subtile Versuche hat Darwin denn über die eigentliche Lebensgeschichte unserer Drosera die merkwürdigsten Aufschlüsse zu geben vermocht. Die Resultate, zu denen er gelangte, wurden seither von anderen Gelehrten vielfach geprüft und in allen wesentlichen Punkten bestätigt.

Erstens kommt den gestielten Drüsen außer ihrer Fähigkeit, den obengenannten klebrigen Saft abzusondern, eine ganz eigenthümliche Reizbarkeit zu. Sobald gewisse organische Stoffe, namentlich also kleine Thiere von dem Klebesaft festgehalten sind, pflanzt sich den Stiel der Drüse entlang ein Reiz fort, der sie ganz allmählich zu einer immer weiter fortschreitenden Einbiegung gegen die Mitte des Blattes hin veranlaßt. Ist das festgehaltene Objekt groß genug, um sämmtliche Drüsen in Mitleidenschaft zu ziehen, so legen sich die Drüsen alle der Reihe nach, zuerst die unmittelbar gereizten, dann die ferner stehenden nach einwärts und hüllen so schließlich das betreffende Objekt vollständig ein. Die äußersten Drüsen beschreiben bei dieser Bewegung einen Kreisabschnitt von über 180 Grad. Der ganze Prozeß der Einhüllung dauert von 1 bis 4 und 5 Stunden. Die Zeitdauer hängt von der Jugend und Lebensfähigkeit des Blattes ab.

Zweitens tritt, sobald die Drüsen von bestimmten Stoffen, namentlich stickstoffhaltigen Körpern, gereizt werden, eine vermehrte Absonderung des klebrigen Sekretes ein. Blaues Lackmuspapier wird durch das Sekret geröthet; der abgesonderte Saft ist also sauer.

Drittens hat Darwin vollständig bewiesen, daß den Drüsen eine auffsaugende Fähigkeit zukommt und durch eine Reihe schöner Versuche dieses Auffsaugungsvermögen erläutert. Die stickstoffhaltigen Körper werden von dem reichlich ergossenen sauren Saft vollkommen verdaut und diese Verdauungsflüssigkeit dann aufgesogen. Sie bildet die Hauptnahrung der Pflanze, vielleicht die einzige überhaupt, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die indeß erst zarten Würzelchen nur zur Wasseraufnahme dienen. „Von einer Droserapflanze," sagt Darwin, „an welcher die Ränder der Blätter nach innen gerollt sind, so daß sie einen zeitweiligen Magen bilden, und an welcher die Drüsen der dicht eingebogenen Tentakeln ihre saure Absonderung ergießen, welche animale, später zum Auffsaugen bestimmte Substanzen auflöst, kann man sagen, daß sie sich wie ein Thier ernährt. Aber verschieden von einem Thier trinkt sie mit ihren Wurzeln; und sie muß viel trinken, um die vielen Tropfen der zähen Flüssigkeit, welche um die Drüsen herumliegen, manchmal bis zu 260, und welche während des ganzen Tages der brennenden Sonne ausgesetzt sind, erhalten zu können."

Als vierter Punkt muß schließlich noch das Verhalten des Blattes nach geschehener Auffsaugung, beziehungsweise Verdauung, erwähnt werden. Der ganze Auffsaugungsprozeß nimmt je nach den Umständen einen bis zwei, ja drei Tage in Anspruch. Nach dieser Zeit richten sich die Tentakeln allmählich wieder auf und das Blatt gewinnt nach und nach seine normale Gestalt wieder. Kleine Reste der Mahlzeit, Flügel, Chitinstücke u. s. w. bleiben mehr oder weniger lange noch auf dem Blatte liegen oder werden vom Regen weggewaschen.

Jeder Freund der Natur kann die schöne Entdeckung Darwins wenigstens in ihren gröberen Umrissen leicht kontroliren. Da der Sonnenthau stets gesellig wächst, so findet man überall alle Stufen des ganzen Prozesses, vom ersten Klebenbleiben des Insekts bis zur vollständigen Einhüllung oder Wiederausdehnung, vertreten. Ganz besonders schön kann man das Schauspiel an lichten, sonnigen Tagen genießen. Weniger bekannt ist, daß man den Prozeß auch zu Hause leicht verfolgen kann. Wir wollen also nicht versäumen, ein kleines Moospolster, das Droserapflänzchen in verschiedenen Entwicklungsstadien trägt, vom Boden aufzunehmen. Zu Hause stellen wir's auf einen Teller und füllen denselben vollständig mit Wasser, so daß das Moos fast zur Hälfte oder noch höher im Wasser ruht. Nun bringt man den Teller vor ein Fenster, auf das Gesimse oder auf ein Stockbrett, und alles Nöthige zur Beobachtung ist gethan. Sehr wesentlich ist, daß die Pflänzchen dem direktesten Sonnenlicht ausgesetzt werden, nicht minder wichtig ist die freie Luft. Im Zimmer verkümmern sie bald, werden matt und blaßgrün, ebenso in schattigen Lagen. Ein freies, lichtes Fenstergesimse, gegen Ost oder Südost

gelegen, ist der günstigste Platz. Je wärmer der Tag, je intensiver das Sonnenlicht, desto nothwendiger ist eine stete Wasserzufuhr. Am zweckmäßigsten füllt man jeden Morgen den Teller bis zum Rande mit Wasser. Ein zuviel des Wassers ist nicht zu fürchten, wohl aber ein zuwenig, denn es ist unglaublich, welche Wassermengen ein solches Moospolster mit seinen Droserapflänzchen aufsaugt und verdunstet. Unter diesen einfachen Vorsichtsmaßregeln ist es uns stets gelungen, die Pflanzen kräftig und gesund zu erhalten. Die Beute an Insekten fällt freilich hier nicht so reichlich aus, wie in der natürlichen Lage, aber man kann den Pflänzchen mit eingefangenen kleinen Fliegen oder ganz kleinen Fleischstückchen zu Hülfe kommen. Man bringt sie entweder mit den Fingern, oder noch besser mit einer kleinen Pincette, vorsichtig auf ein schön ausgebreitetes Blatt und kann nunmehr den ganzen Prozeß bis in seine Einzelheiten hinein verfolgen.

Ob die Insekten nur zufällig auf die Blätter der Drosera gelangen oder irgendwie von ihr angelockt werden, erklärt Darwin noch für eine offene Frage. Er nimmt aber als wahrscheinlich an, daß das ausgeschwitzte Sekret die Geruchsorgane der Insekten irgendwie verlockend affizirt. Es erscheint uns überdies wahrscheinlich, daß auch das Auge der Insekten von den röthlich glänzenden zierlichen Tröpfchen auf dem Gipfel der Drüsen angelockt wird.

Unser Sonnenthau ist keineswegs die einzige Pflanze, welche Insekten frißt und verdaut. Die natürliche Familie der droseraartigen Pflanzen ist über alle Welttheile verbreitet, namentlich in Australien besonders schön und mannichfaltig vertreten. Fast allen Gliedern dieser wohl an 200 Arten reichen Familie kommt das Vermögen zu, Insekten zu fressen. Die Vorrichtungen hiezu sind aber in mannichfaltigster Weise verändert und ausgebildet. Wir aber wollen uns für heut mit dem begnügen, was uns eine einfache botanische Streiferei durch unsre Heimat gelehrt hat.

Old John Brown.

(Schluß.)

Am 24. Oktober sollte eigentlich der Schlag fallen. Infolge noch nicht ganz aufgeklärter Umstände sah John Brown sich genöthigt, schon am 17. Oktober 1859 loszubrechen. Es war zu früh! Und das „zu früh“ ist in seinen unmittelbaren Folgen ebenso verhängnißvoll, wie das „zu spät“! nur daß die Männer des „Zu früh“ Pioniere der neuen Welt, die Männer des „Zu spät“ bankrotte Vertheidiger der bankrotten, verrotteten „alten Welt“ sind. — Der erste Anprall gelang. Harpers Ferry wurde überrumpelt — die verblüfften Sklavenbesitzer und Sklavenfreunde versuchten keinen Widerstand. Das war gut. Aber kaum minder verblüfft waren die Sklaven, und das war schlimm. Nur wenige griffen zu den dargebotenen Waffen. —

Die Gegner bemerkten bald, daß sie die Macht der Angreifer bedeutend überschätzt hatten: sie sammelten sich, holten Hülfe aus den Nachbarorten und das Unvermeidliche geschah: das kleine Häuflein der Befreier wurde von der Ueberzahl erdrückt. Zwei Söhne Brown's und der Schwiegersohn Thompson waren gefallen, der „alte“ John Brown mit Säbelwunden bedeckt, von zwei Bajonnettstichen durchbohrt, wurde mit einem dritten, ebenfalls schwer verwundeten Sohn gefangen. Mit übermenschlicher Kraft hielt er sich aufrecht, umtobt, mißhandelt von den wüthenden Siegern.

„Als er im Grase mit zerfetztem Gesicht, blutverklebten Haaren und zwei klaffenden Wunden im Leibe dalag, fragte ihn Jemand: „Sind Sie Kapitän Brown von Kansas?“

„Man nannte mich zuweilen so.“

„Sind Sie der Osawatomie-Brown?“

„Ich suchte dort auch meine Pflicht zu thun.“

Nichts weiter als diese zwei Fragen und seine bescheidenen, doch männlich gehaltenen Antworten darauf, nichts weiter wird uns von seinem ersten Moment der Gefangenschaft berichtet.

Ein späteres Gespräch verlief folgender Gestalt:

„Was war Ihr gegenwärtiges Ziel?“

„Die Sklaven vom Joch zu befreien.“

„Waren noch andere Personen außer den bei Ihnen Gefundenen in den Plan eingeweiht?“

„Nein.“

„Erwarteten Sie Hülfe vom Norden?“

„Nein; außer uns war niemand im Geheimniß.“

„Dachten Sie Leute zu tödten, behufs Ausführung Ihres Plans?“

„Gewünscht habe ich's nicht, Ihr zwangt uns dazu.“

Anderen gegenüber sagte er:

„Die Stadt war in meiner Gewalt. Ich hätte sie anzünden und die Einwohner schlachten können. Ich habe die Gefangenen artig und menschlich behandelt. Mich aber hat man wie ein wildes Thier zu Tode gehetzt; meinen Sohn erschossen, als er die Parlamentärflagge trug.“

Für den verwundeten Sohn bat er dringend um Schonung und Pflege, für sich selbst forderte er festen Tones die Behandlung eines Kriegsgefangenen.

Man untersuchte seine Wunden und fand sie nicht absolut tödtlich. Seine Börse enthielt 300 Dollars in Gold. Diese und die Papiere aus seinen Taschen nahm Oberst Lee zu sich. Er selbst erklärte dem Letzteren, er hätte nicht gegen die Unionstruppen kämpfen, noch die öffentlichen Gebäude zerstören, ja nicht einmal die Staatswaffen mitnehmen wollen; er habe Waffen genug für sich und alle Parteigänger, die aus beiden Städten sich etwa ihm zugesellt hätten, übrig gehabt. Im Falle des Gelingens wäre er südwestwärts durch Virginien marschirt. — Coppoc soll gesagt haben:

„Ich wollte der Unternehmung nicht beitreten, aber Ihr Herren wißt nicht, wie unmöglich es ist, Kapitän Brown zu widerstehen, wenn er zur That ruft.“

Stevens, Brown und sein sterbender Sohn wurden in das Wachthaus gebracht und dort neben einander gelagert. Betten gab's nicht. Sie blieben in ihren Kleidern auf der bloßen Erde.

Am Abend des 19. Oktober wurde Brown, in Kissen verpackt, mit vier seiner Genossen in's Gefängniß von Charlestown geschafft. Den 25. Oktober begann die Justizfarce. Die Feinde saßen über ihre Opfer zu Gericht. Um der Form zu genügen, fragte der vorsitzende Scheriff, ob die Angeklagten einen Vertheidiger hätten. John Brown, den ein Hieb über den Kopf des Gesichts beraubt hatte, und der im heftigsten Wundfieber war, entgegnete:

„Virginier, ich bat nicht um Quartier, als man mich gefangen nahm. Ich bat nicht, mein Leben zu schonen. Der Staatsgouverneur von Virginien selbst versprach mir ohne mein Zuthun, aus freien Stücken, ehrlich Gericht. Aber ich kann unmöglich das Gerichtsverfahren in meinem Zustande richtig verfolgen und ordnungsmäßig abwarten. Wenn ihr mein Blut sucht, ihr könnt es in jedem Moment erhalten, auch ohne dies Scheinverfahren. Ich habe keinen Rechtsbeistand gehabt, ich vermag mit keinem zu verhandeln. Ich weiß nichts von den Gefühlen meiner Mitgefangenen, bin ganz unfähig, irgendwie für meine Vertheidigung einzutreten. Mein Gedächtniß läßt mich im Stich, meine Gesundheit ist schwach, obwohl in der Besserung.

„Will man nun in der That ehrlich Gericht über uns halten, so gibt es wohl mildernde Umstände zu unseren Gunsten. Allein wenn wir nur mit einer leeren Form gequält werden sollen, einem Scheinverfahren, so könnt ihr euch die Mühe ersparen. Ich bin zum Ertragen meines Geschickes bereit, bitte um keine Vertheidigung, keine Spiegelfechterei von Untersuchung — verzeiht! — das soll keine Beleidigung sein — aber ich will nichts, als was euch euer Gewissen oder eure Rachsucht gegen uns zu thun treibt, von euch erwarten oder verlangen!

„Ich bitte nochmals, von diesem Blendwerk eines ehrlichen Rechtsverfahrens befreit zu werden. Ich weiß nicht, was die wirkliche Absicht bei dieser Voruntersuchung ist. Ich weiß nicht, welchen Nutzen sie für euer Gemeinwesen haben soll. Ich habe jetzt gar nichts weiter zu wünschen, als daß ich nicht unnütz und unedel beleidigt werde, wie nur feige Barbaren die in ihre Macht Gefallenen martern.“

Der Gerichtshof lehnte es ab, die Verhandlung bis zur Genesung der Angeklagten zu vertagen.

Zwei Tage darauf, am 27. Oktober, wurde die entscheidende Verhandlung vor der Grand Jury, dem „großen Schwurgericht“ eröffnet. Dinstag, den 1. November, wurde das „Urtheil“ gefällt: Schuldig des Hochverraths und des Mords.

„John Brown ist aufzuhängen am Hals bis er todt ist,“ lautete der Spruch.

Am 2. Dezember sollte das Urtheil vollstreckt werden.

Der oberste Gerichtshof bestätigte das Urtheil. — — —

Der 2. Dezember 1859 brach an.

Das Schaffot war um 7 Uhr von den Zimmerleuten — etwa eine Achtelmeile vom Gefängniß — errichtet: 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und 18 Fuß lang. In seiner Mitte ragte der Galgenbaum, kreuzförmig; am Querbalken, den starke Streben stützten, hing von eisernem Haken der Strick herab. —

Um 8 Uhr kam das Militär. Eine unverhältnißmäßige Macht, Infanterie und Kavallerie, war aufgeboten. Bis 10 Uhr dauerte die exerzilien- und kommandoreiche, parademäßige Aufstellung.

Im ganzen befand sich auf dem Platze des Hochgerichts eine Truppenzahl von 3000 Mann. —

Vom Publikum hatten sich kaum soviel hundert eingefunden.

Rings um Charlestown wie in der Stadt selbst herrschte die dumpfe Angst vor einem Sklavenaufstand und letzten Versuch zur Befreiung des „Negerheilands" im entscheidenden Augenblick seiner „Kreuzigung".

Ruhig erhob sich dieser selbst im Kerker an dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage, vollendete seine Korrespondenz mit unverminderter Energie und schrieb in vollster Gedankenklarheit, wie nur je zuvor im Leben, bis halb 11 Uhr. Da traten Scheriff, Kerkermeister und Henkersknechte ein. Der Erstere sagte ihm in der Zelle selbst gleich Lebewohl. Der Held dankte ihm für alle bewiesene Freundlichkeit, am meisten und innigsten aber wiederholte er seine oft schon in den früheren Wochen ausgesprochene Dankbarkeit gegen Kapitän Avis, seinen Gefängnißwächter — „so freundlich im Wächteramt, wie tapfer als Soldat bei der Eroberung des Arsenals."

Dann ging er zu seinen Schicksalsgenossen, Lebewohl sagen. Cook tadelte er wegen des feigen Abfalls von ihrer Sache; der Arme, wochenlang wie ein Wild in den Bergen gehetzt und am Ende verrätherisch eingefangen, ließ sein Haupt betrübt auf die Brust hängen und widersprach den Vorwürfen nicht. Jedem der drei anderen theilte er den Rest seines Geldes mit, den man ihm gelassen, je ein Vierteldollarstück; von Stevens nahm er den innigsten Abschied. Dieser sagte ihm: „Kapitän, ich weiß, Sie gehen in ein besseres Land." Er antwortete einfach: „Ja, ich weiß es."

Um 11 Uhr kam er heraus; ein Augenzeuge sagt: „— wie aus den Thoren des Tempels ewigen Nachruhms; sein Angesicht strahlte; er schritt einher mit dem Schritte eines Eroberers."

Ein anderer schreibt: „Als Brown aus dem Gefängniß trat, lag auf seinem Gesicht ein Ausdruck inneren Glücks, wie eines Patrioten, der den Tod fürs Vaterland stirbt."

Andere melden einfach:

„Sein Lächeln hatte etwas wunderbar christlich Vergebungsvolles."

Gewiß war den Tag sein Herz das leichteste in Charlestown. Alle aber auf der Straße, die ihn vorübergehen sahen, mochte für einen Moment seine Seelenruhe mit einer Ahnung von etwas Höherem erfüllen, als ihr armes Leben bis dahin gekannt. Es war in der großen Masse zum erstenmal keine Spur von pöbelhafter Spott- und Schimpfsucht zu spüren. In tiefem Schweigen harrte die Menge.

Er war noch nicht weit vom Thore seines Gefängnisses, als ihm ein Negerweib mit einem kleinen Kind auf dem Arme entgegentrat. Er hielt an und küßte den Säugling zärtlich wie ein Vater. — Nicht diese Negerin allein wagte sich ihm zu nähern. Als er weiterschritt, rief ihm eine andere Schwarze zu:

„Gottes Segen, Alter. Wünscht', ich könnt' helfen — aber kann nicht."

In seinen Augen schimmerte es feucht bei diesem muthigen Ausspruch der verachteten Sklavin.

Gleich darauf bestieg er den Karren, eine Art Möbelwagen. Der Kutscher war aus Massachusetts. Im Hintergrund des Gefährtes stand der Sarg aus schwarzem Wallnußholz, eingeschlossen in einen andern von Pappelholz. Hierin sollte seine Leiche nach dem Norden gebracht werden.

Den Wagen umgab eine Schwadron Kavallerie mit 5 Kompagnien Infanterie. Zwei weiße Pferde zogen ihn.

Zu seinen Gefährten sprach der starkherzige Greis fast fröhlich über die Schönheit der Landschaft. Das Gerüst bestieg er festen Schrittes, begrüßte kalt höflich die anwesenden Offiziere und Beamten, nahm seinen Hut mit einem natürlichen Anstand ab und legte ihn zur Seite auf die Diele. Dann ließ er sich bereit machen und bat um schnelle Besorgung des Nöthigen, mußte aber noch zehn Minuten mit dem Strang um den Nacken stehen, denn das Militär hatte noch unnütze Evolutionen zu machen. — Dann fiel das Tau, welches die Fallthür hielt, auf der er stand. Seine Lebenskraft äußerte sich noch in Zuckungen, die über fünf Minuten dauerten; 38 Minuten später schnitt man den Körper ab, legte ihn in den Doppelsarg, und mit der vorigen militärischen Begleitung fuhr man ihn zur Bahn — nach Norden. — —

Die Wirkung war eine ungeheuere. Was der lebende John Brown nicht zu erkämpfen vermocht, das erkämpfte der todte John Brown. Von unwiderstehlicher Beredtsamkeit war der stumme Mund des Mannes, der in Harper's Ferry am Galgen hing. Im freien Norden kein Herz, das dem Mahnruf, dem Sühnruf sich verschlossen, keine Faust, die sich nicht krampfhaft geballt, kein Mund, der nicht, zornig zusammengepreßt, den Racheschwur geleistet hätte.

Am 2. Dezember 1859 wurde die Sklaverei in den Vereinigten Staaten unwiderruflich zum Tode verurtheilt. Ehe ein Jahr vergangen, war Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt: das Todtenglöckchen der Sklaverei begann zu läuten.

Den Frühling darauf trat Lincoln sein Amt an: das Richtbeil blitzte in der Lenzsonne.

Vier blutige Jahre folgten: Jahre titanischen Ringens, herzerhebender Aufopferung.

Der Norden that seine Schuldigkeit: jeder Soldat war ein Held, und jedem Helden voran zog „der Geist John Browns". Wenn sie des Abends beim Wachtfeuer lagerten, die wettergebräunten „Befreier", — wenn sie in den Schneestürmen des Winters, in der versengenden Gluth des Sommers marschirten, — wenn sie die Brust dem feindlichen Eisen darboten, dann war John Brown unter ihnen und das Schlachtlied dröhnte zum Himmel empor:

Glory, Glory, Hallelujah!

John Brown's body lies a mouldring in the grave,
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
The stars of Heaven are looking kindly down
On the grave of old John Brown!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
He's gone to be a soldier in the army of the Lord!
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
John Brown's knapsack is strapped upon his back,
His soul is marching on!
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
His pet lambs will meet him on the way,
And they 'll go marching on.
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!
They will hang Jeff Davis to a tree,
As they march along.
Chorus: Glory, Glory, Hallelujah!

Gloria, Gloria, Hallelujah!

Der Leib John Brown's liegt modernd in der Gruft —
Sein Geist marschirt voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Des Himmels Sterne blicken mild herab
Auf das Grab des alten John Brown.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Er ging und ward Soldat im Heer des Herrn!
Sein Geist marschirt voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Er hat sich den Tornister festgeschnallt,
Sein Geist marschirt voran!
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Und seine Lämmlein folgen ihm nach —
Sie marschiren lustig voran.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!
Und lustig hängen sie unterwegs
Jeff Davis an einen Baum.
Chor: Gloria, Gloria, Hallelujah!

An dem religiösen Aeußern des Schlachtlieds wird nur ein Kleingeist sich stoßen. Ländlich, sittlich.

Vier Jahre lang marschirte „John Brown's Geist" den Nordtruppen voran. Und als das fünfte anbrach, war die Palme erstritten. Jefferson Davis — der Präsident der südstaatlichen Sklavenbarone, der verunglückte Gesellschaftsretter der „neuen Welt" — brauchte nicht gehängt zu werden, die Union war stark genug, ihn mit einem Fußtritt zum politischen Tod zu begnadigen — die Veste der Sklaverei lag in Trümmern: John Brown hatte gesiegt.

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von W. H.

IV.

„Feuer! Feuer!" — — — der Ruf hallte schaurig durch die Nacht. Das kleine Städtchen R. war in voller Aufregung; aber das Kreischen, Jammern und Schreien, welches vielhundertstimmig auf den Straßen und aus den Häusern erscholl, löschte das Feuer nicht, das bei scharfem Ostwinde eine im östlichen Theile der Stadt liegende Mühle, die daneben stehende Sägemühle und den Holzplatz ergriffen hatte und durch die sprühenden Funken die nächstliegenden Häuser zu erfassen drohte.

Der Wind wurde zum Sturm; und dieser wirbelte die flackernden, leichten Tannenbretter von den aufgestapelten Haufen empor und schleuderte weit hinaus die verderbenbringende Gluth.

Einige Feuerspritzen rasselten durch die immer mehr anschwellende Menschenmenge, die hilfsbereit, aber unorganisirt, zusammenströmte. Die Bürgermeister, die übrigen „Väter der Stadt", dann der Spritzenmeister waren bald zur Stelle, Wasserreihen bildeten sich von selbst, die Eimer flogen durch dieselben und kamen aber leider nur halbgefüllt zu den Spritzen — die vielen Kommandorufe, allen unverständlich, brachten nur noch größere Verwirrung.

„Da kommen die Turner!" — rief plötzlich eine helle Stimme.

Ohne Uebereilung, in ruhigem, festen Trabe, Mann an Mann nahte mit einer kleinen aber neuen, von der Feuerversicherungs-Gesellschaft C— dem Turnverein des Städtchens geschenkten Feuerspritze, eine Schaar von circa 30 jungen Leuten.

Als dieselbe den Platz erreicht hatte, kommandirte der Bürgermeister, aus der Menge herausspringend: „Halt!" und wies den Turnern einen Platz an, von welchem dem Feuer nicht wirksam beizukommen war.

Der Führer der Turnerschaar machte Vorstellungen — der Bürgermeister pochte auf seine Stellung; die Turnerspritze blieb während des Wortwechsels unthätig, die andern Spritzen waren vielfach defekt und arbeiteten ohne Erfolg — das Feuer hatte schon mehrere Häuser ergriffen; es war die höchste Zeit, daß vor allem der Holzplatz gelöscht wurde. Die Mühle selbst mußte von vornherein preisgegeben werden.

Der Bach, welcher die Mühle trieb, floß an einer Seite am Holzplatz vorbei; von jener Seite aus konnte allein wirksame Hilfe kommen.

Mit wenigen Worten verständigte der „Turnwart", der des langen Haders mit dem Bürgermeisterlein überdrüssig war, seine Genossen und in raschem Trabe ging es mit der Spritze, ohne der Zurufe und der Drohungen des gestrengen Herrn Bürgermeisters zu achten, der von Arretirung und Gefängniß sprach, um die Mühle herum und mitten in den circa zwei Fuß tiefen Bach hinein.

Wenige Kräfte genügten nun, die Spritze fortwährend mit Wasser zu speisen, und in kurzer Zeit flog der Wasserstrahl kräftig über den Holzplatz hinweg ohne Unterlaß, da die jungen Burschen im Hochgefühl, ihre körperliche Kraft einmal voll entwickeln zu können, mit ungemeiner Anstrengung arbeiteten.

Nicht eine Viertelstunde war verflossen, als das Feuer auf dem Holzplatze völlig gedämpft war; die Brütstätte des für die Stadt selbst gefährlichen Feuers wurde dadurch erstickt. Die weiter entfernt stehende Mühle, aus welcher alle lebenden Wesen entfernt worden waren, wurde ihrem Schicksale überlassen und brannte völlig nieder.

Jetzt galt es, die naheliegenden Häuser zu löschen und somit dem Feuer, ehe es in die engen Straßen der Stadt selbst gedrungen, Einhalt zu thun.

Mit Anstrengung wurde von den Turnern die Feuerspritze den Bach hinaufgebracht und der Wasserstrahl gegen das dem dampfenden und kohlenden Holzplatz zunächstliegende Haus gerichtet, während die „städtische Feuerwehr" von dem „Spritzenmeister", der ein guter Kupferschmied und ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant in Bezug auf das Feuerlöschwesen war, geleitet, ihre defekten Instrumente auf die beiden andern vom Bache entfernteren brennenden Häuser richtete.

Doch den vereinten Bemühungen gelang es nicht, das Feuer zu dämpfen; der Sturm tobte weiter und ein viertes der Stadt näher gelegenes Haus wurde vom Feuer ergriffen — allgemeines Jammergeschrei erfüllte die Luft.

Jetzt galt es. Der Turnwart schickte einen Turner nach dem Bürgermeister, um denselben zu ersuchen, einige Personen den Turnern zu Hilfe zu senden, damit die bessern Kräfte des Turnvereins von der Spritze sich entfernen könnten, um das der Stadt zunächst liegende Haus, welches noch nicht völlig in Flammen stand, niederzureißen, damit es den Brand nicht weiter trage.

Der Herr Bürgermeister ließ antworten, daß er solchen „verrückten" Plan nicht unterstütze; unterdessen brannte das Feuer weiter und näherte sich der Stadt.

„Laßt die Spritze im Bache stehen, die ganze Stadt ist in Gefahr, wenn wir jenes Haus nicht niederreißen" — rief der Turnwart — „vorwärts also, wir retten die Stadt dem Bürgermeister zum Trotz, und wenn wir deshalb morgen sämmtlich eingesperrt werden; die erste Riege mit Kletterseil und Axt, die zweite mit den Leitern und Hacken und die dritte je Einer mit einem vollen Eimer Wasser, um sie den steigenden Kameraden zu reichen — Marsch also und — still und entschlossen."

Mit schnellem Schritte ging's den Bach entlang, dann halbrechts zu dem letzten der brennenden Häuser. — Der Sturm hatte etwas nachgelassen; zuweilen brach das Mondlicht durch die eilenden Wolken. „Rasch jetzt, ehe der Sturm wieder anhebt," rief der Führer, dem die Kameraden freudig folgten. Und in wenigen Minuten sah man die durchnäßten, grau gekleideten Gestalten im fahlen Mondeslichte an dem brennenden Hause emporklimmen. Die Axthiebe erklangen, die Sparren und Giebel sanken nieder, da erhob sich der Sturm mit erneuter Gewalt. Die Stadt ist verloren, hieß es, da schon das fünfte Haus Feuer fing. Doch ehe man sich's versah, kletterten auch an diesem einige junge Männer empor und schleuderten die brennenden Sparren zur Erde.

Die dritte Riege hatte inzwischen, da die Herren Väter der Stadt jede Hilfe verweigerten, die mit Wasser am Bache gefüllte Turnerspritze mit ungeheurer Mühe an die brennenden Häuser gebracht, und es gelang, mit einigen kräftigen Wasserstrahlen das Feuer an dem zuletzt vom Brande ergriffenen Hause zu dämpfen, während das Dach des vorher ergriffenen von den auf demselben arbeitenden Turnern nach und nach fast ganz abgetragen war und der Stadt keine Gefahr mehr bot.

Die Volksmenge hatte begriffen, daß die Gefahr vorbei war und daß allem die energische Handlungsweise des Turnvereins dieselbe abgewendet hatte; doch nicht die Väter der Stadt.

Die durchnäßten und geschwärzten Turner schleppten noch Wasser herbei, um die Spritze wieder zu füllen, als der Bürgermeister, der sehr stille geblieben war, während die Stadt in Gefahr stand, in langsamem und, wie es fast schien, in schwankendem Schritte herzu kam und das Niederreißen der Häuser, die doch kaum angebrannt gewesen seien, tadelte und meinte, „daß wenn die Versicherungsgesellschaft C. den Schadenersatz nicht leisten wollte, denselben der Turnverein zu tragen hätte. Die Versicherungsgesellschaft C. habe übrigens dem Turnverein die Spritze auch nicht geschenkt, um damit die Häuser niederzureißen und den Schaden zu vergrößern."

Ein Turner, ein lustiges Blut, hatte während der bürgermeisterlichen Rede in aller Stille ein gefülltes größeres Wassergefäß hinter den ehrenwerthen Herrn aufgepflanzt und war in das Stockwerk des nahestehenden halb niedergebrannten Hauses gestiegen, während mehrere Kameraden, mit denen eine Verständigung getroffen, auf das Dach kletterten, — ein furchtbarer Schrei — ein Sturz — allgemeine Verwirrung — der Turner war auf den dicken Bürgermeister gefallen und dieser mit seiner schlechteren Hälfte in das Wassergefäß.

„Das Haus stürzt zusammen," riefen die Turner und liefen davon — Hilfe! Hilfe! schrie der Bürgermeister, dabei warfen die Turner, welche auf dem Dache waren, nach allen Seiten hin Balken herunten, es krachte und prasselte, daß es eine Lust war, und der dicke innen und außen gedrückte Herr Bürgermeister schrie in seiner Todesangst, daß es gleichfalls eine Lust war.

* * *

Das Feuer war völlig gelöscht — außer einigen Brandwunden, welche mehrere Turner davon getragen hatten, war kein

anderes Unglück geschehen, als daß am andern Tage die städtische Feuerwehr und vor allem der „Spritzenmeister" am Katzenjammer litt.

Der Bürgermeister hatte acht Tage lang einen tüchtigen Schnupfen und einen ebenso tüchtigen Husten — sein Katzenjammer dauerte nur zwei Tage.

Der Turnwart erhielt nun eine polizeilich-bürgermeisterliche Strafverfügung wegen Ungehorsams bei dem Brande — die richterliche Entscheidung, welche angerufen wurde, fiel zu Ungunsten des Herrn Bürgermeisters aus, da sie mit Freisprechung des Turners endete, aber inzwischen hatte der Herr Bürgermeister schon an die Regierung und an die Versicherungsgesellschaft folgenden Bericht abgesandt:

„Hohe, eventuell löbliche — — —

Hierdurch theile ich Ihnen mit, daß bei dem an dem ..ten bei furchtbarem Sturme stattgehabten Brande, der die ganze Stadt zu vernichten drohte, es meinen und den Bemühungen der städtischen Feuerwehr gelungen ist, den Brand unter eigener Lebensgefahr zu disloziren. Dem Uebereifer der hiesigen Turnerfeuerwehr, die sich leider einen nicht einheimischen Gesellen zum Führer gewählt hat, ist es zu verdanken, daß zwei Häuser, die eigentlich nicht in Gefahr standen, mehr oder weniger demolirt wurden. X. X., Bürgermeister."

Das Gericht entschied bald darauf, daß es nach allseitigen Zeugenaussagen feststehe, daß nur die Umsicht und die Aufopferung und zwar vielfach unter Gefahr des eigenen Lebens der Mitglieder des — — — Turnvereins die Stadt vor großem Brandunglücke bewahrt habe. Einer Bestrafung eines Mitgliedes dieses Vereins wegen „Ungehorsams bei dem Brande" könne deshalb nicht stattgegeben werden.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Der Morgen des 25. Mai brach hell und strahlend an, einen schönen Tag versprechend.

Einzeln hatten die Familienglieder dem „verehrten Geburtstagskinde" ihre Glückwünsche abgestattet, mit Ausnahme des philosophischen Schuhflickers, der die alten Stiefel der Meier'schen Kinder ausbesserte und dabei neue Beweise für die Idealität der Zeit zu finden bemüht war.

In dem kleinen Hause mit den grünen Fensterladen half Röschen, als der Nachmittagskaffee eingenommen war, ihrem Jakob in die engen Aermel des schwarzen Konfirmationsfracks, den er auch zur Trauung getragen, da der Erbonkel dies entschieden gewünscht. Der boshafte alte Mann wollte damit die stolze Schwiegermama ärgern, was ihm auch glücklich gelungen war. —

Die junge Frau fand ihren Gatten selbst in dieser Toilette sehr hübsch und lieb, und das Geschäft des Anziehens — sie knüpfte ihm auch die blauseidene Halsbinde immer selbst — ward dadurch verzögert, daß Jakob jede kleine Dienstleistung sofort mit reichlich gegebenen und gern genommenen Küssen bezahlte. Jetzt aber war es höchste Zeit für Röschen, an die eigene Toilette zu denken.

Ein bunt geblümtes Kattunkleid ward eilig über einige sehr gesteifte Unterröcke gezogen, der Granatenschmuck angelegt und eine rosa Schleife in das volle Haar gesteckt. Da war sie nun fertig und hing sich mit glühenden Wangen und vor Vergnügen glänzenden Augen an den Arm ihres jungen Gatten, dessen harte Hand in ihren kleinen, festen Händen zärtlich drückend, und sich weder an die zu kurzen Aermel des Fracks, noch an den zu großen schwarzen Cylinder stoßend, den Meister Jakob stolz auf den Hinterkopf zurückgeschoben trug.

Die jungen verliebten Leutchen hatten sich doch ein wenig verspätet, denn als sie den Garten betraten, war die Familie, bis auf Adelgunde, die sich noch einmal hatte heim begeben müssen, um das Flacon der Mama zu holen, versammelt.

Die Thüren des Lusthauses waren weit geöffnet und so konnte die innen befindliche Gesellschaft den Weg und die ihnen Nahenden bequem mustern.

Neben dem Erbonkel saß die Hofräthin und an ihrer linken Seite Meister Johann. Emmerenzia und Martha hatten sich zur Rechten des Gefeierten plazirt.

Der alte Herr blickte jetzt mit einem freundlich sein sollenden Grinsen um den zahnlosen Mund auf das sich nähernde Paar, und meinte dann, zu Dame Edeltrud gewendet:

„Die passen zusammen, als wenn die Tauben sie ausgelesen. Eine kleine, dralle Handwerkerfrau das Röschen, wie geboren für einen fleißigen, jungen Meister. He da, Frau Jakob Bartels, geborene von Bartels — warum so spät?"

Während die Hofräthin sich auf die Lippen biß, Martha und Emmerenzia einander spöttische Blicke zuwarfen, trat Röschen unerschrocken näher, stattete feierlich ihren Glückwunsch ab, und erzählte dann, wie sie erst das Vesperbrot für sich und die Lehrjungen habe bereiten wollen, dann dem Gatten geholfen, sich in den Staat zu werfen und zuletzt auch sich selbst ein wenig schön gemacht habe — da sei die Zeit vergangen.

„Habt ihr euch schon gezankt?" fragte der Erbonkel gut gelaunt.

„O ja" — antwortete Jakob schnell.

„So — warum denn das — sollst du dich vielleicht um ein Adelsdiplom bewerben, Junge?"

Röschen lachte heiter, erröthete dann aber züchtig, als der junge Ehemann in übermüthiger Laune erklärte:

„Wir haben uns immer nur dann gezankt, wenn sie mir einen Kuß verweigert hat."

Emmerenzia warf einen schwärmerischen Blick zum Himmel, indessen sie das Gelöbniß that, wenn ihr je noch einmal ein verspätetes Liebesglück blühen solle, nie zu solchen Klagen Veranlassung zu geben.

Meister Johann mischte sich jetzt in das Gespräch, seiner Schwiegertochter, die sich an seiner Seite niedergelassen, scherzhafte Vorwürfe über ihre Sprödigkeit machend. Die junge Frau hatte mittlerweile ihre Fassung wieder bekommen und vertheidigte sich muthig gegen diese Angriffe, indem sie erzählte, daß Jakobchen justament, wenn sie in der Küche oder Waschkammer recht beschäftigt sei, die Milch am Feuer stünde, oder die Seife im Kessel überzukochen drohe, plötzlich erschiene und einen Kuß von ihr begehre — bei welchem einen es dann natürlich nicht bliebe.

Die arme Hofräthin saß wie auf Nadeln bei diesem unästhetischen Gespräche und athmete erleichtert auf, als sie Adelgundens weißes Kleid um die Rosenhecke, am Ende des Weges, flattern sah. Aber ihre Miene verdüsterte sich bald wieder, als sie neben der zierlich herausgeputzten Lieblingstochter den langen Ladendiener Hans, ebenfalls in Festtoilette, herschreiten sah. Adelgunde beging dabei noch die der Mama ganz unbegreifliche Taktlosigkeit, eine sehr lebhafte Konversation mit diesem untergeordneten Individuum zu führen und seine an sie gerichteten Worte — möglicherweise waren es sogar Schmeicheleien — freundlich zu belächeln.

Den scharfen Augen der dicken Martha war das nicht entgangen. Das alte Fräulein war keineswegs so gutmüthig, wie es den Anschein hatte; ein Blick auf Schwester Emmerenzia hatte ihr gezeigt, daß die noch immer nicht verharschte Herzenswunde beim Erscheinen des Treulosen zu bluten begann, und deshalb meinte sie, mit freundlichem Kopfnicken zu der Hofräthin gewendet:

„Noch ein Pärchen — schau, die Beiden scheinen sich ja recht gut zu vertragen, passen nicht übel zusammen!"

„Fräulein Schwägerin!" fuhr die geborene v. Reckenstein entrüstet auf, „das ist eine Beleidigung, welche ich mir allen Ernstes verbitte."

„Nun, nun, nichts für ungut, Frau von Bartels," begütigte Martha, während ihr fleischiges Gesicht gleich mild und freundlich blieb, „wenn halt ein Mädchen ledig geblieben ist, da spricht

man vom Heirathen, das ist ja gut gemeint, denn übrig bleibt eben keine gern."

Der Erbonkel verhielt sich schweigend, zerstreut blickte er auf, es schien ihn irgendein Gedanke angelegentlich zu beschäftigen, er hätte sich sonst den Spaß nicht entgehen lassen, die streitenden Parteien noch mehr aufeinander zu hetzen.

Mittlerweile war Adelgunde und ihr Begleiter in das Lusthaus getreten. Hans sah heute gar stattlich aus. Er hatte seine großen Hände in ziemlich enge graue Zwirnhandschuhe gezwängt, war frisch gewaschen, sogar rasirt, und die flachsblonden Haare, von Frau Gertruds kunstfertiger Hand arrangirt, waren zu einem Lockentoupet geordnet. Den langen Hals umschlang heut eine himmelblaue Kravatte, was zu Ehren Adelgundens geschehen war, da diese die blaue Farbe so liebte und eine lichtblaue Schärpe auf dem weißen Kleide, einen Vergißmeinnichtzweig in den blonden Locken trug.

Da die Gäste sämmtlich versammelt waren, denn auch der Hofrath, der einen kleinen Spaziergang durch den Garten gemacht, gesellte sich zu ihnen, ward die große Biskuittorte, Schwester Martha's Gabe, angeschnitten, und eine Flasche guten Weins aus dem Wallfischkeller geleert. Die Unterhaltung blieb ziemlich monoton, denn der Festgeber war immer noch ungewöhnlich schweigsam und gedankenvoll, und von Zeit zu Zeit glitt ein forschender Blick über die lange Gestalt des schmächtigen Hans, der durch das strenge Gebot der Hofräthin, welche ihre Erstgeborne zu sich gerufen, von Adelgunde getrennt worden war. Wäre nicht das junge, lustige Ehepaar gewesen, das auf die Späße und Neckereien des Schreinermeisters und Frau Friederikens stets heitere, schlagfertige Antworten hatte, — das Festmahl hätte eher einem Leichenschmause geglichen.

Der Abend senkte sich herab, die Rosen hauchten ihre berauschenden Düfte, in der Ferne begann eine Nachtigall zu schlagen. Röschen und Jakob hatten sich unter dem Vorwande, einige Rosen für den Onkel zu pflücken, erhoben und wandelten, Arm in Arm geschmiegt, den grasüberwachsenen Kiespfad entlang, einander halblaut zärtliche Worte zuflüsternd, ja, Tante Martha wollte sogar gesehen haben, daß stets, wenn eine Rose gepflückt, auch ein Kuß geraubt ward.

Hans seufzte sehnsuchtsbang bei dieser Bemerkung, und seine zärtlichen Blicke suchten die erröthende Adelgunde, deren feuchtglänzende Augen mehr als Worte sagten.

Der Meister Johann überhörte sich im Stillen die mühsam auswendig gelernte Anrede, welche er bei der Abendmahlzeit halten wollte, Emmerenzia, durch den süßen Gesang der Nachtigall poetisch angeregt, reimte heimlich Herz und Schmerz, Brust und Lust, Sehnen und Thränen zusammen, Frau Friederike und Martha mokirten sich ein wenig über den Hochmuth der vornehmen Schwägerin, und diese thronte in unnahbarer Erhabenheit, wie ein alter Adler auf einsamer Felsklippe, der verachtungsvoll hinabschaut auf das gemeine Gevögel.

Der kleine Hofrath war wiederum verschwunden, was übrigens niemand auffiel, da man nicht eben sehr auf ihn zu achten pflegte!

Die Schatten wurden länger. Da nahte schon Frau Gertrud mit einer rüstigen Magd. Beide trugen einen langen, vollgepackten Korb. Auch die häßliche Haushälterin hatte sich „schön gemacht" und eine Haube mit hochrothen Bändern aufgesetzt, die vielleicht vor zwanzig Jahren einmal modern gewesen war.

Die Damen wurden ersucht, aufzustehen, damit der Tisch festlich gedeckt werden könne. Marthas und Frau Friederikens Hülfe ward dankbar abgelehnt, und so trugen denn diese beiden ihre Stühle vor das Lusthaus und setzten dort ihr angefangenes interessantes Gespräch fort.

Emmerenzia hatte sich zu der Hofräthin gesellt, während Adelgunde sich weiterhin in den Garten begeben, und Hans ihr nachgeschlichen war, unbemerkt, wie er meinte.

Als der Tisch gedeckt und die Gartenleuchter aufgestellt waren, sandte Gertrud die Magd in die Küche zurück, um die fertigen Speisen zu holen, sie selbst trat in den Eingang der Laube, wo der Erbonkel, der gleichfalls seinen Platz verlassen, stumm und apathisch an dem grüngestrichenen Pfosten lehnte.

„Lieber Herr, Sie sind ja heute so stille, Sie werden sich doch nicht verkühlen?" begann Frau Gertrud mit sanfter Stimme das Gespräch.

Jakob wandte sich um, seine Augen hatten einen fieberischen Glanz. „Nein, nein, mir ist ganz wohl; ich dachte, und just heute mehr als je, an die vergangene Zeit, — mir ist, als wenn sie dort um die Ecke biegen müßte, wo die dunklen, hohen Rosenbüsche stehen, — weiße Rosen waren ihre Lieblingsblumen, — arme Dorothea, sie blühen auf deinem Grabe, — ja, das ist lange, lange her!"

„Lieber Herr, denken Sie nicht daran, das thut nicht gut."

„Hast recht," entgegnete Jakob verdrießlich, „ich weiß selbst nicht, warum mir heut die alten Geschichten wieder zu Sinne kommen, — vielleicht sind die dummen Liebesleute dort schuld daran. Jedenfalls that ich unrecht, sie so weich zu betten. Wenn sie nur recht viel zu arbeiten und zu sorgen hätten, würden ihnen nicht solche Allotria einfallen, wie Rosenpflücken und Küssen — dummes Volk das!" Herr Jakob schloß fast ingrimmig seinen Sermon und trat in die Laube an den Tisch zurück. „Wird das Essen bald kommen?" fragte er dann ungeduldig. Ehe aber Gertrud im Stande war, eine beruhigende Antwort zu geben, fuhr er nachdenklich fort: „Sag' mir ehrlich, Alte, ob wir recht gethan haben, den Buben so zu erziehen, heut kommen mir auf einmal Skrupel. Hast du etwa bemerkt, daß er der blonden Seufzerprinzessin, der Adelgunde, nachgeht? — Das sollte mir noch fehlen, da sollte der Teufel —"

„Aber, Herr Jakob, wer wird denn so lästerlich fluchen, und zumal noch am Geburtstag!" unterbrach erschreckt Gertrud, und beschwichtigend setzte sie hinzu: „Sorgen Sie sich nicht, das ist nur so ein kleiner Spaß, der Hans denkt an solche Liebeleien garnicht, dazu ist er zu gut erzogen." (Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

VI.

Freiherr Georg von Vincke. Ein Altliberaler — man würde jetzt sagen: ein Freikonservativer — vom reinsten Wasser; er nannte sich selbst den Mann des Rechtes und nicht des Goldes, aber er war der Mann des Privilegiums.

Vincke's Blick war fortwährend auf England gerichtet; ihn, den niederdeutschen, den westfälischen Edelmann, heimelte die Erhaltung und Ausbildung des mittelalterlichen Ständewesens in Großbritannien an. Daß Vincke kein bedeutender Historiker war, geht aus dem Ernste hervor, mit dem er sich bemühte, die Ständewirthschaft in Preußen wiederherzustellen, in demjenigen Staate, in welchem das Königthum mit eiserner Faust auf die Trümmer der Herrenrechte den modernen Staat mit seiner militärisch-bureaukratischen Hierarchie gesetzt hatte.

An diesem Mangel an geschichtlicher Erkenntniß ist der sonst recht talentvolle Freiherr gescheitert und zum Don Quixote geworden.

Vincke wollte ein englischer Peer werden; der Grundbesitz sollte die politische Bedeutung für ihn und seine Standesgenossen abgeben. Ueberall empfahl er England als den großen Lehrmeister Deutschlands. Ob diese Empfehlung bei bestimmten Anlässen paßte oder nicht, das war dem fanatischen Anhänger der britischen Verhältnisse gleichgiltig.

Wie ernst Vincke übrigens seine Mission auffaßte, geht aus dem Worte hervor, welches er 1846 auf dem westfälischen Provinziallandtage sprach: „Die Zeit muß kommen, wo der Adel eine mächtige Mauer bildet zwischen Thron und Volk, und beide vor gegenseitigen Uebergriffen schützt."

Vincke möchte somit den Adel zum Volksbeschützer machen! Wir danken gehorsamst. Daß er dabei nicht merkte, wie sich in England selbst die Verhältnisse immer mehr verschoben, wie gar die privilegirte Peerskammer an Einfluß immer mehr verlor, ist kein Zeichen seiner bedeutenden Umsicht, er hatte sich einmal in eine Idee verrannt, nämlich durch konstitutionelle Formen den privilegirten Adel an das Ruder des Staats und der Gesellschaft zu bringen, in eine Idee, an deren Ausführbarkeit Vincke ganz allein glaubte.

Im übrigen steifte sich Vincke fortwährend auf den „Rechtsboden"; ihm war jegliche Gewalt verhaßt. Er merkte nicht, daß dieser sein Rechtsboden veränderlich war, daß ihn die Gewalt so oder so aufputzte. Er begriff nicht, daß ein Wahlgesetz oktroyirt werden konnte, und nachdem es oktroyirt worden war, ließ er sich trotzdem wählen. Er trat sogar denen gegenüber, welche die oktroyirte Verfassung angriffen, indem er den „Rechtsboden" proklamirte und demnach die Gewalt perhorreszirte.

Hier haben wir bei der Beurtheilung Vincke's nur einen Ausweg. Die Contrerevolution war ihm, dem reichen Junker, jedenfalls genehmer, als die Revolution, und da verließ ihn der „Rechtsboden"; da begriff er zum erstenmale das geflügelte Wort: „Macht geht vor Recht", da brachte der Eigennutz den Rechtsnarren zur Vernunft.

Georg von Vincke war im Jahre 1811 im Kreise Hagen (Westfalen) geboren; in den Jahren 1837—48 war er Landrath des Kreises;

1847 Mitglied des vereinigten preußischen Landtags, 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, in derselben konstitutionell und erbkaiserlich mit ständischem Hinterhalt, 1849 Mitglied der zweiten preußischen Kammer und zwar bis 1855, in welchen Jahren er die Fraktion Vincke bildete und unbeschränkter Herr der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses war. 1858—1863 war er gleichfalls Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses; sein Einfluß aber war geschwunden, er zog sich darauf vom parlamentarischen Leben zurück. 1866—67 bewarb er sich wieder um einen Sitz, wurde aber in seinem heimischen, westfälischen Kreise nicht gewählt, sondern erhielt ein Mandat für Stargard in Pommern.

Im Norddeutschen Reichstage war er kurz vor seinem Tode eine Zeitlang Abgeordneter, ohne sich irgendwie hervorzuthun. Sein Stern war im Erlöschen, — der „Kladderadatsch“ hatte sich nach einer Rede seiner bemächtigt:

„. . . . Aber das liegt klar zu Tage, daß der Raisonneur von Stargard ein konfuser Narr ward.“ H.

Theure Hotelrechnung. (Bild Seite 100.) Das Pflaster der großen Stadt ist theuer und die Großstädter gleichen in einer Beziehung alle ihrem Halbgotte Bismarck — sie nehmen das Geld, wo sie's kriegen. Der Herr Schulze von Xkirchen ist zwar ein reicher Mann; sein Gut ist das größte im Dorf, Schulden hat es keine und an Stelle der alten, großen Zweithalerstücke liegen, seit die Markzeit angebrochen, die neuen, fast ebenso großen Fünfmarkstücke zu Hauf' bei einander. Er hat's also, der Herr Schulze, und er läßt sich auch nicht gerne lumpen! Drum ist er eben, als er seit langen Jahren wieder zum erstenmal aus seinem von der Eisenbahn noch nicht berührten Dorfe in die Hauptstadt mußte und Kind und Kegel mitzunehmen beschlossen war — damit sie auch einmal das tolle großstädtische Treiben sähen — in ein feines Gasthaus gegangen, hat zwei Zimmer im ersten Stock vornheraus bezogen, hat Mittags „Tabel todt“, oder wie das vertrackte Wort heißen mag, gespeist und wollte nun, seiner bürgerlichen Stellung und seines Reichthums würdig, mit einem solennen Abendessen schließen, um mit dem Nachtzug wieder der Heimat zuzueilen. Aber diese Rechnung! Das ist ja beinahe zum Haarausraufen. Logis — 10 Mark; Frühstück 6 Mark; Table d'hote, drei Couverts (die beiden kleineren Sprößlinge hatten natürlich zusammen an einem Couvert genug!) 6 Mark; Abendessen mit zwei Flaschen Wein 10 Mark; Bou—Bu—Bougies (was das ist, weiß der Teufel!) 2 Mark; Service (das hat der Herr Schulze auch nicht verlangt, aber bezahlen muß er's doch!) 1 Mark — Summa Summarum 35 Mark — für einen Tag — das ist zum Tollwerden! Doch was hilft's, gezahlt muß werden und wenn's auch eine Prellerei ist, die zum Himmel schreit. Ja, die guten, alten Zeiten! Gut wenigstens in der Reellität dessen, was man kaufte, und in der Billigkeit der Preise; aber heute drängt in der Jagd nach dem Mammon einer den andern, und dabei gehen Reellität und Billigkeit rettungslos zum Teufel! G.

Wiener Lebensbilder.

I.

Sie wünschen Briefe aus Wien? Aber Wien ist nicht mehr das Wien der „guten alten Zeit“, wo Freude und Frohsinn herrschte, wo die Silberzwanziger klangen und die Harfenisten sangen, wo Gemüthlichkeit an allen Ecken und Enden weilte und das Ungemüthliche wieder auf die gemüthlichste Art und Weise vertuscht wurde. Es ist nicht mehr dieselbe Stadt, von der einst das geflügelte Wort galt:

„'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“

Schiller noch besang sie als die „Stadt der Phäaken“, wo „immer am Herd sich der Spieß dreht“; aber diese schöne Zeit ist schon lange vorüber, und wenn man zwar in der Epoche des „volkswirthschaftlichen Aufschwungs“, wo alles an die ewige Dauer des Schwindels glaubte und die „höchste Fruktifizirung“ ihre Orgien feierte, einen neuen Anfang zu nehmen schien, so war der Katzenjammer der nachkrachlichen fünfthalb Jahre ein desto größerer. Die jetzt nach vier Jahren noch immer wachsende Anzahl der Konkurse, namentlich neuestens zahlreicher Gastwirthe und Restaurateurs; die schauerlich überhandnehmenden Verbrechen und Selbstmorde; die Ueberfüllung der Gefängnisse und Asylhäuser, welche die Menge der Obdachlosen nicht zu fassen vermögen, dabei das Leerstehen so vieler Wohnungen; der Minderertrag aller Steuern, besonders der indirekten, trotzdem die Einwohnerzahl stets stieg und durch Einrechnung einigfr entlegener Dörfer glücklich auf eine Million gebracht wurde, — alles dies dürfte wohl zur Genüge beweisen, daß das Phäaken-Zeitalter schon lange hinter uns liegt.

Ja, wäre Wien noch das alte, das fröhliche, das gemüthliche, so würde es sich wohl lohnen, daraus Berichte für ein Unterhaltungsblatt zu schreiben; aber so: die Gemüthlichkeit ist längst entweder im allgemeinen Elende erstickt oder in der Verjudung des gesammten öffentlichen Lebens untergegangen (wobei ich aber bitte, mich nicht mißzuverstehen, da mir nichts ferner liegt, als der jüdischen Nationalität oder Religion irgendwie nahezutreten, sondern den Ausdruck „Verjudung“ lediglich als einen terminus technicus betrachte für ein System, welches den schnödesten Egoismus mit der aufdringlichsten Arroganz vereint). Der Nimbus der „einzigen Kaiserstadt“ ist selbst im Bereich deutscher Zunge verschwunden, seit die „freie Konkurrenz“ sich auch auf diesem Gebiete geltend macht und die Kaiserstadt an der Spree stolz mit der älteren Donaustadt rivalisirt. Daß es aber auch nicht mehr „nur a Wien“ gibt, das haben wir erst vor einigen Wochen aus dem Berliner „Gewerkverein“ erfahren, wo Herr Hugo Polke in seiner heiligen Einfalt sich darüber lustig macht, daß am heurigen Sozialistenkongresse zu Gent ein und derselbe Delegirte Lyon und Wien vertrat. Der gute Knabe scheint nie etwas von einer Stadt Vienne gehört zu haben und übersetzt den Namen flugs mit „Wien“. Und da wir wiener Sozialisten nicht wußten, je einem lyoneser Arbeiter ein Mandat gegeben zu haben, woran uns unter anderen Kleinigkeiten auch die sprüchwörtlich gewordene „Freiheit wie in Oesterreich“ hindert, so mußten wir annehmen, daß sich in der „Gewerkvereins“-Geographie ein zweites Wien befindet, welches unbekannt wo, jedenfalls aber sehr weit von Lyon liegen muß, sonst könnte es Herr Polke doch nicht so sonderbar gefunden haben, daß ein Delegirter beide Städte vertrat. — Wo also in dieser traurigen Zeit des Krachs und des Elends noch das Zeug hernehmen, um den Lesern der „Neuen Welt“ Erbauliches und Erquickliches aus Wien zu berichten?

Doch ich will's versuchen. Gibt es ja glücklicherweise noch einige Orte, wohin sich Reste der alten wiener Gemüthlichkeit geflüchtet, und wenn dieser Orte auch nur wenige sind, so liefern sie doch dem unbefangenen Beobachter eine Fülle von Ausbeute. Den ersten Rang unter diesen Stätten wiener Gemüthlichkeit nimmt unbestritten der — Gerichtssaal ein. Wir scherzen nicht im mindesten; wir Wiener sind es längst gewöhnt, das öffentliche Leben unserer Haupt- und Residenzstadt in den Verhandlungssälen der verschiedenen Gerichte pulsiren zu sehen, und namentlich die letzten Jahre haben uns in dieser Beziehung die lehrreichsten Belege geliefert. Wer erinnert sich nicht an den Prozeß Ofenheim, in welchem der ehemalige Student mit den zerrissenen Stiefeln, nachher gefeierter „Volksmann“ und später Bürgerminister, nunmehriger vierfacher Verwaltungsrath und Oberkurator der wiener Sparkasse, Exzellenz Dr. Karl Giskra, die Trinkgeldertheorie zu hohen Ehren und auch zur gerichtlichen Anerkennung brachte? Und zwischen Ofenheim und Nachtnebel, dem Verräther des Uchatius'schen Stahlbronze-Geheimnisses, dessen Prozeß erst in den jüngsten Tagen spielte, liegt eine lange Reihe ähnlicher Verhandlungen, die alle mehr oder weniger ein getreues Bild von unserem öffentlichen Leben mit seiner ganzen Korruption und all' den gesellschaftlichen Gebrechen, die dasselbe durchziehen, geben. (Schluß folgt.)

Räthsel.

Ein Glied, ein Fluß, ein deutsches Land
Wird mit demselben Wort genannt;
Darin ein kleines Zeichen streiche
Und setz' ein anderes dafür,
So nennet es ein Wesen dir
Im nördlichen Polarbereiche. F. B.

Korrespondenz.

Konstantinopel. B. L. Auch durch andere Vermittlung als die Ihre hat man sich von Konstantinopel aus um die Nr. 4 unseres Blattes bemüht. In den Palast des Sultans wird dieselbe allerdings wohl nur durch Ihre Verbindungen eingedrungen sein. Uebrigens wenn auch unsre Russenverachtung mit dem türkischen Russenhaß momentan Berührungspunkte findet, so wird doch die Tendenz der „N. W.“, wie sie überall in und zwischen den Zeilen hervorquillt, auf wenig Verständniß und wohl auf gar keine Freundschaft bei den Anhängern des Propheten zu rechnen haben. — Für die zuletzt gesendeten Blätter, „La Turquie“ und „Stamboul“, freundlichen Dank. Der Artikel über Osman Pascha in ersterer ist ebenso interessant, als die in letzterer enthaltene Uebersetzung der Begleitzeilen zu den Greuelszenen in Nr. 4 u. Bl. trefflich ist. — Nach Montreux-Clarence ist das zweite Heft Ihrem Wunsche gemäß sofort abgesendet worden.

Greifswald. T. T. Was Sie thun sollen, einen Ihnen „sehr nahestehenden 48jährigen Mann von einer wüthenden Liebe“ — „einer Liebe zum Todtschießen“ — zu einem 15jährigen Mädchen zu heilen? Nun, ist's wirklich eine „Liebe zum Todtschießen“, so lassen Sie den Ihnen Nahestehenden nur zuschießen. Auf einen Narren weniger kommt's heutzutage nicht an. Sollte Ihnen indeß der Mann so nahestehen, daß die Kugel, die er selbstmörderisch abfeuert, Sie treffen könnte, so bringen Sie vor dem Knalleffekt lieber noch ein paar kalte Douchen auf das liebesiedende Gehirn in Anwendung.

Wien. Fr. P. Ihr Brief ist unserer Expedition übermittelt worden. Dieselbe erfüllt Ihre Wünsche so rasch als möglich.

Kaufbeuren. M. Wollen Sie mit Herrn Dr. M. in Korrespondenz treten, so bedienen Sie Sich gefälligst unserer Vermittlung.

Zerbst. H. R. Sie haben ganz recht, wenn Sie meinen, daß in einer Volksversammlungsrede Fremdwörter möglichst vermieden, jedenfalls nicht so reichlich gebraucht werden sollen, daß dadurch „der Sinn ganzer Sätze für die anwesenden Arbeiter unverständlich“ wird, wie Sie das in einer sozialistischen Versammlung in vor. M. bemerkt zu haben meinen. Ebenso ist wahr, daß lange, künstlich konstruirte Sätze den Eindruck einer Rede schwächen. Bedenken Sie jedoch, daß jeder zunächst so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und nur sehr wenige so des Wortes Meister sind, daß sie die Form ihrer Rede stets dem Verständnisse ihres Zuhörerkreises anzupassen vermögen.

Verden. A. G. Ihr Gedicht „Scheidegruß der Konskribirten“ zeigt treffliche Gesinnung und anerkennenswerthes Streben. Mit dem poetischen Vermögen ist es aber weniger gut bestellt. Verse wie:

„Es ist bestimmt im hohen Rath, dem wohlhochvorgesetzten,
Daß heut wir werden Mußsoldat, drum anhebt den Gruß, den letzten“,

und Bilder, wie die von der „dumpfen Herzensschwüle“, von dem „wiehernden Dampfroß“ sind nicht gelungen. Doch nehmen Sie Sich's nicht zu Herzen, daß wir Sie nicht als guten Dichter anerkennen; der Achtung, die wir dem guten Sozialisten zollen, thut dieser Mangel gar keinen Abbruch.

(Schluß der Redaktion: Freitag, den 16. November.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№10. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Rosel!“ rief ihr Auguste freudig überrascht entgegen.

„Das ist hübsch, daß Sie herüberkommen,“ ergänzte Mahlknecht.

Rosa reichte beiden die Hand hin. „Ich mußte nachsehen;“ sagte sie mit ihrem freundlichen Lächeln, „es gab mir keine Ruhe, ich muß doch wissen, was ihr Schönes da vorbereitet, was die lieben Kinder bescheert bekommen. Ach, wie hübsch so ein grüner Baum mitten in der Stube aussieht, wie reich er geputzt ist, — und erst, wenn die Lichter angezündet sind! Und hier der Weihnachtstisch schon gedeckt! Sieh, Gustel, ich habe auch etwas dafür.“ Sie zog, wie verschämt, zwei Püppchen aus ihrer Tasche, die in Seidenpapier vorsorglich gewickelt waren. „Es ist eine rechte Kleinigkeit, aber den Kindern wird es schon gefallen.“

„Ach, wie prächtig!“ rief Auguste, die Puppen von allen Seiten betrachtend, die, im reichsten Phantasiekostüm, ganz in Sammet und Seide gekleidet und mit Flittern förmlich übersät waren. „Aber Rosel, was ist dir nur eingefallen, das ist doch viel zu schön für die Kinder!“

„Bewahre, aber es glitzert, es macht Effekt.“

„Und die schweren Stoffe!“

„Ich habe einige Restchen zusammengekauft, und damit habe ich sie wahrhaft königlich herausgeputzt, meine Püppchen. Nicht wahr, sie werden ihnen Freude machen, den Kindern?“

„Das will ich meinen,“ sagte Mahlknecht. „Aber Sie sollten die Freude mit ansehen, Rosa, Sie sollten sie mitgenießen.“

Auguste zwinkerte mit den Augen der Freundin zu, liebevoll, bittend. „Ja, Rosel, es wäre mein Herzenswunsch, bleib' bei uns.“

„Wie gern würde ich es thun,“ erwiderte Rosa lebhaft. „Ich denke mir das so schön und fröhlich, wenn die Kinder jubelnd um den Baum springen, und ihr seid so gut gegen mich, und ich — aber —“ Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Na, na!“ machte Auguste. „Sie besinnt sich, sie bleibt.“

„O nein, sie geht!“ rief Rosa, jetzt den Kopf entschlossen in die Höhe werfend. „Es ist ja lächerlich,“ fügte sie mit einiger Heftigkeit hinzu, „wie könnt ihr nur daran denken. Ich und er an einem Tisch, das wäre ein friedliches Mahl!“

„Und Sie vermöchten Ihren Groll nicht einmal für einige Stunden zu unterdrücken?“

„Ich glaube, ich könnte es nicht,“ sagte Rosa treuherzig. „Ich fürchte, wenn er mir so gegenübersäße, es würde wieder alles in mir zu kochen anfangen.“

Mahlknecht lachte. „Ja, bei Ihnen kocht es leicht und geht auch gleich über.“

„Aber selbst wenn ich vergessen könnte,“ fuhr Rosa fort, „er kann mir doch niemals verzeihen, was ich ihm angethan habe. Er muß mich jetzt grimmig hassen. Nicht wahr, er haßt mich?“ fragte sie rasch und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Mahlknecht, als wollte sie die Antwort aus seinen Zügen lesen.

„Hm,“ machte dieser und schnitt ein recht bedenkliches Gesicht, hinter dem gleichwohl der Schelm auf der Lauer lag. „Hm, entzückt ist er 'grade nicht von Ihrer Art und Weise, das kann ich Ihnen schon sagen, aber am meisten hat es ihn geärgert,“ setzte er mit leisem Vorwurf hinzu, „daß Sie ihm den Schimpf öffentlich, vor seinen Kameraden angethan haben.“

Rosa senkte den Kopf wie eine Bereuende. „Ich habe ihm eine unauslöschliche Beleidigung zugefügt,“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Nun, nun,“ begütigte Mahlknecht, „unauslöschlich, das meine ich nicht, und wenn ich und Auguste uns versöhnend in's Mittel legen, und wenn Sie nur ein kleines Wort der Entschuldigung —“

Rosa fuhr auf. „Ich mich entschuldigen? Niemals! Ich sage Ihnen, Herr Mahlknecht, Ihr Bruder hat die Ohrfeige, die ich ihm gegeben habe, und es war eine tüchtige, mehr als verdient!“ Ihr Ton war leidenschaftlich gesteigert, ihre Miene nahm den Ausdruck triumphirender Genugthuung an.

Mahlknecht zog finster die Augenbrauen zusammen, während er ein verzuckertes Herz durchbohrte, um den rothen Faden hindurchzuziehen. „Gehen Sie, Rosa,“ sagte er, noch immer bohrend, „ich begreife Sie nicht, Sie sind doch sonst eine gutmüthige Person, und grade dem Fritz gegenüber sind Sie so rabiat.“

„Rabiat?“ wiederholte Rosa mit zornigem Aufwallen. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht so, Herr Mahlknecht. Sprechen Sie nur das abscheuliche Wort nicht aus. Er hat mich ebenso genannt, und mir kommt dabei der ganze Vorfall wieder in's Gedächtniß.“

„Was war es denn nur?“ fragte Auguste, wie besänftigend die kleine, rundliche Hand ihrer Freundin ergreifend. „Was hat es denn nur zwischen euch gegeben? Ich weiß ja eigentlich garnichts, ich kenne wohl die That, aber nicht die Ursache.“

„Nun, was wird's gegeben haben? Was sind das für

Ursachen, wodurch junge Leute, die sich gegenseitig bisher recht zuvorkommend behandelt, plötzlich in feindliche Wütheriche verwandelt werden! Sie gefällt ihm, ich weiß das, und der närrische, verliebte Kerl hat ihr einige Süßigkeiten in's Ohr gewispert, ist vielleicht zudringlich gewesen, obwohl der Fritz sonst ein modester Junge ist, nun, und sie, flink bei der Hand, hat ihm gleich die Abfertigung gegeben."

Er machte eine nicht mißzuverstehende Geberde. Rosa hatte ihre blauen Augen groß und verwundert aufgerissen.

„Aber nein, so ist es nicht," unterbrach sie jetzt mit Heftigkeit, während sie ihre Hände fest und ungeduldig ineinanderpreßte.

„So ist es ganz und gar nicht, was fällt euch ein! Um mich ging es nicht her, um mich handelte es sich nicht dabei, und es ist ebenfalls nicht wahr, daß der Fritz in mich verliebt ist!" Jetzt war sie glühend roth geworden, wahrscheinlich vor Verdruß.

„Wie, es handelte sich nicht um Sie?" fragte Mahlknecht diesmal wirklich erstaunt.

„Ja, warum haben Sie denn so energisch wie ein Kreuzdonnerwetter dreingeschlagen?"

„Weil sich die arme Fanni an ihm rächen wollte," erwiderte die Kleine mit einem beinahe heroischen Ausdruck.

„Wegen der Fanni war es?! wegen der hochblonden Fanni?" fragten Auguste und Karl fast gleichzeitig. „Ist das möglich?"

„Wegen der Fanni, ja," fuhr das junge Mädchen in steigender Erregung fort. „Ihr wißt, ich und Fanni wir sind bei ein und derselben Maschine beschäftigt. Ich lege ein, sie legt aus. Nun, eines Morgens, nachdem wir unsere Partie gemacht haben, stehen wir beisammen und plaudern, während der Maschinenmeister die Maschine wieder einrichtet, ich merke bald, daß ihr das Mundwerk nicht so flink wie sonst geht, und wie ich sie darauf näher ansehe, bemerke ich, daß sie rothe Augen hat. Hast Zwiebeln gegessen? frage ich lachend, ihr aber stürzen sogleich die Thränen aus den Augen. Rosa, sagt sie, ich bin eine unglückliche Person! Ich will weiter fragen, da ruft uns aber der Maschinenmeister wieder zur Arbeit, und da war es mit jeder weiteren Erklärung aus. Ich muß gehörig aufpassen bei der Arbeit, wenn's nicht Makulatur werden soll, ich bin darin noch nicht so geübt, ich wende also meine Augen nicht von meiner Punktur, aber ich höre wie die Fanni, die es viel leichter hat, sich räuspert, wie sie ihr Sacktuch gebraucht, ja mir kommt es so vor, als wenn hie und da eine schwere Thräne aus ihren Augen auf das Papier tropfte, das sie herauszog. Das regte mich unbeschreiblich auf, es machte mich ungeduldig, ich konnte es kaum erwarten bis wir fertig waren. Da läutet's zwölf. Gott sei Dank, der Dreher hört auf zu drehen, die Maschine steht still und ich stürze auf die Fanni los, denn ich sehe, sie will gleich auf und davon. Halt, sag ich, was gibt's, was ist geschehen, rede Mädel! Und sie fällt mir um den Hals und schluchzt: Er hat mich sitzen-gelassen. Wer denn? frage ich, du hattest also einen heimlichen Liebsten? Ja, sagte sie, und sie erzählt mir während dem wir Arm in Arm durch den bereits geleerten Saal gehen, wie der Fritz schon während des Sommers immer schön mit ihr gethan habe, und wie er sie Sonntags ausgeführt und traktirt hätte, und daß es so gut wie sicher gewesen sei, daß sie sich heirathen sollen, wenn auch sonst niemand noch davon gewußt hätte. Aber da ändert er plötzlich sein Betragen, der Fritz. Er führt sie des Sonntags nicht mehr spazieren, er hatte ihr bald dies, bald jenes vorgeworfen und heute hatte sie einen Brief erhalten, in dem er ihr schreibt, daß er eingesehen habe, daß sie nicht zusammen passen, und daß sie wohl garnicht glücklich werden könnten, und dann noch ein langes und breites, was weiß ich, aber das Ende vom Lied war, daß es aus sei zwischen ihnen, ganz und gar aus. Laß ihn laufen, sage ich ihr, und denke nicht weiter an den treulosen Menschen. Sie aber sagt: nein, das könne sie nicht und sie müsse sich darüber zu Tode grämen, denn sie sei noch immer in ihn verliebt, und darüber fängt sie gleich wieder zu heulen an. Das geht mir denn an's Herz, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich mit ihr geheult, aber ich zeige mich stark und versuche sie zu trösten so gut ich kann, und wir gehen aus dem Saal und wie wir auf den Korridor kommen, sind die Setzer und Drucker und Lehrlinge noch alle da versammelt und lesen eine Kundmachung, die der dicke Anton soeben angeschlagen hatte; wir kümmern uns nicht darum und wollen vorüber, da steht der Fritz vor uns, leibhaftig. Und er grüßt mich, und er grüßt sie. Die Fanni aber, wie sie ihn erblickt, war gleich über der Treppe unten; da tritt er denn noch näher zu mir hin, freundlich, unbefangen, ich aber sehe dem Bösewicht starr in's Gesicht, der da vor mir steht als wäre nichts geschehen, als hätte er nichts auf dem Gewissen, als wenn er nicht soeben ein armes Mädchenherz gebrochen hätte, und mich faßt der Zorn über eine so bodenlose Nichtswürdigkeit, und als der Freche mir zulächelt, so hinterlistig süß, und als ich fühle, daß er sich zu mir herabbeugt, um mir ein: Guten Tag, Fräulein Rosa, in das Ohr zu flüstern, da zuckt mir's in den Fingern, da wirbelt's mir im Kopf, und da hat er eine weggehabt."

„Ich kam gerade dazu," sagte Mahlknecht, und mit einem strafenden Blick fügte er hinzu:

„Er hatte die Wange hochroth vor Scham und vielleicht noch mehr von Ihren Fingern. Man sollte es nicht glauben, aber Sie haben eine harte Hand, Rosel."

„Ja, er hat sie gefühlt," rief sie triumphirend, „und das freut mich!"

„Und er blieb stumm, der Fritz, und nahm das hin?" fragte Auguste.

„O, er gerieth in Wuth, und er sagte mir, ich sei ein rabiates Geschöpf, ich sei eine wahre Tigerin, sagte er, und eine giftige Spinne obendrein, und der Mann, der mich einmal bekäme, der hätte sich dem Teufel bei lebendigem Leibe verschrieben."

„Das können Sie ihm nicht übel nehmen, er war außer sich, er sagte das in der Aufregung."

„Und alle, die uns umstanden, lachten dazu und meinten, er habe Recht. O, sie waren alle gegen mich aufgebracht, aber das kümmerte mich wenig, und als er mich bei der Hand faßte und mir sagte, ich müsse ihm jetzt den Grund nennen, weßhalb ich ihm diese Züchtigung zu Theil werden ließ, da trat ich ganz nahe zu ihm, und ich fragte ihn, aber so leise, daß die neugierigen Gaffer, die uns umstanden, es nicht hören konnten, denn ich wollte das Geheimniß meiner unglücklichen Kameradin nicht an die große Glocke hängen, ich sagte ihm: das war für die Schlechtigkeit, die Sie an der armen Fanni verübt haben, verstehen Sie mich?"

„Und hat er es verstanden?"

„Hm, er sah mich mit großen Augen an, als hätte er es nicht verstanden, der Heuchler! es wird ihm in der Folge schon klar geworden sein, denn er hat mich nimmer darnach gefragt. Aber seit dem Tage gehen wir uns aus dem Wege, wo wir nur können, und wenn wir uns ja einmal im Saale begegnen, so sieht er rechts und ich links."

„Was für uns Unbetheiligte stets ein heiteres Bild abgibt," sagte Mahlknecht. „Aber daß es sich bei dieser Affäre um eine Dritte handelt, das hätte ich nie geglaubt."

„Und daß der Fritz mit Fanni eine Liebschaft hatte, das ist mir ganz etwas neues," versicherte Auguste.

„Mir auch, er hat nie von ihr gesprochen, während —"

„Während?" fragte Rosa aufhorchend.

In dem Augenblicke hörte man den kleinen Hans jämmerlich schreien. Die beiden Frauen stürzten in die Küche. Da lag er auf dem Fußboden auf dem Rücken, schrie, als ob er am Spieß steckte, und streckte dabei die Beine in die Luft; und Georg saß ihm rittlings auf dem Bauch und über ihn gebeugt, ein weißes Tuch wie eine Fahne schwingend, suchte er mit demselben, trotz der schützend vorgehaltenen Arme des Kleinen, ihm in's Gesicht zu fahren. Die Mutter lief mit einem Angstruf auf die Beiden zu und trennte sie. „Georg, du entsetzlicher Mensch, was thust du ihm, sag', was hast du mit deinem kleinen Bruder angefangen?"

„Ich habe ihn schneuzen wollen," entschuldigte sich dieser mit weinerlicher Stimme. „Er hat eine so schmutzige Nase und er will sie sich von mir nicht putzen lassen, er ist eigensinnig, Mama."

Dieser Konflikt wurde schnell in's Reine gebracht. Rosa säuberte zuerst dem noch immer widerspänstigen Hans und hierauf dem gestrengen Sittenrichter selbst die kleine Nase, da es dieser nicht minder nöthig hatte, dann wandte sie sich der Thür zu. „Adieu Gustel, seid recht vergnügt, adieu ihr kleinen Burschen." Sie schloß auf.

„Und du wirst also ganz allein sein?" klagte Auguste.

„Und mit was bewirthest du dich?"

„Ich habe mir einen Kügelhüpf gebacken, ich will ihn mir gut schmecken lassen und dabei an euch denken. Aber jetzt muß ich sehen, daß ich fort komme, sonst könnte es mir passiren, daß ich noch mit ihm zusammentreffe." Sie legte die Hand an den Drücker. „Warte noch einen Augenblick," bat Auguste, die, den kleinen Hans am Arme, ihr bis zur Thür nachgegangen war. „Den Weihnachtsbaum mußt du angezündet sehen, wenn auch nur auf einen Augenblick; es würde mir zu leid thun, wenn du den

schönen Anblick nicht genießen solltest." „Aber es ist unmöglich!" erwiderte Rosa ungeduldig. „Nein, höre doch, ich habe ein Auskunftsmittel. Du wohnst neben an, die Mauer ist sehr dünn, du mußt den Ton einer Glocke hinüber hören."

„Ich höre alles hinüber."

„Nun, wohlan, sobald alles fertig ist, wird Karl läuten und wir treten hierauf alle in das Zimmer, ich aber werde die Eingangsthür nicht zusperren und die Zimmerthür werde ich offen halten, du kommst leise herein, und von der dunklen Küche aus kannst du, selber unbemerkt, den Weihnachtsbaum betrachten; du hörst dann den Jubel der Kinder und siehst wie sie sich über die schönen Püppchen freuen werden, die du für sie gemacht hast."

„Ach, das möchte ich wohl", sagte Rosa schon halb besiegt. „Und wenn du glaubst, daß ich wirklich unbemerkt bleiben, und wenn du mir versprichst, daß du meine Gegenwart nicht verrathen wirst —" „Ich verspreche dir alles das, niemand, gewiß niemand soll etwas davon erfahren, auch später nicht; die kleine List bleibt ganz unter uns."

„Nun, dann komme ich; zwar nur auf einen kurzen, ganz kurzen Augenblick, aber ich muß die Kinder sehen, laß also die Thür offen, und jetzt leb' wohl, Herzensgustel." Sie küßte sie rasch und trat hinaus. Sie hatte nur zwei Schritte zu machen und sie war bei ihrer Wohnungsthür. Sie zog rasch den Schlüssel aus der Tasche und beeilte sich damit aufzusperren. Es war die höchste Zeit, sie hörte soeben jemand die Treppe heraufkommen, und dieser Jemand nahm immer drei Stufen auf einmal, sie kannte recht gut denjenigen, der diese übermüthige Gewohnheit hatte. Wie ärgerlich, sie konnte in ihrer Eilfertigkeit nicht sogleich das Schlüsselloch treffen, und die Schritte waren so nahe schon. Endlich steckte der Schlüssel, sie drehte ihn um, und schnell, ohne sich nur einmal umzusehen, war sie in der Thür verschwunden. In demselben Augenblick war Fritz vor derselben angelangt. Der junge Mann blieb stehen und holte geräuschvoll Athem.

„Da flüchtet sie wieder vor mir, die Närrin," sagte er unmuthig zu sich selbst. „Was fürchtet sie? vor mir hat sie Ruhe, ich werde ihr sicher nimmer in den Weg treten."

Gleichwohl blieb er stehen und starrte so sehnsüchtig nach dieser Thür, als könnte er sie mit seinen Augen aus den Angeln heben. Ahnte er, daß das Mädchen noch dahinter stand und mit neugierigen Augen durch das Schlüsselloch guckte, fühlte er, daß diese Augen mit einem gewissen Wohlgefallen an seinen Zügen hafteten? Wer weiß, mit 26 Jahren hat man so merkwürdige Instinkte. Nach einer Weile nahm er den weichen Filzhut herunter, strich ordnend mit der Hand das dunkle, reiche Haar zurück und betrat dann die Wohnung seines Bruders. Er wurde von den Kindern mit einem Freudengeschrei empfangen, und noch ehe er seinen Oberrock abgelegt hatte, stellte Georg bereits an seinen Beinen allerlei Kletterübungen an. Plötzlich hielt er in seiner Gymnastik inne.

„Ich habe an der Seite hier etwas gespürt, Onkel," sagte er in kindlicher Verwunderung zu ihm aufblickend. „Etwas hartes habe ich gespürt, sind das deine Knochen, Onkel Fritz?"

„Freilich, du Schlingel," erwiederte dieser herzlich lachend und den Oberrock noch fester zuknöpfend, damit das Vögelchen, das er für ihn barg, dem kleinen Aufpasser nicht zu Gesicht komme.

Georg ging wie ein Spürhund rund um den Onkel herum, ihn aufmerksam von allen Seiten betrachtend. „Onkel, laß mich noch einmal greifen," bat er schmeichelnd.

„Ich möchte fühlen wie hart deine Knochen sind."

„Weg da mit den Händen; was der Junge für Gelüste hat."

„Dann will ich reiten, du sollst mein Pferd sein." Und ehe sich's Fritz versah, hatte der flinke Bursche seine kleinen Beinchen um das kräftige Bein seines Oheims geschlungen und versuchte in dieser Weise sich wie auf einer Kletterstange emporzuhissen.

„Nein, es ist doch zu arg," zürnte Auguste.

„Sogleich wirst du den Onkel in Ruhe lassen. Fritz, halte dich nicht länger auf mit ihm. Karl wartet bereits auf dich, es wird Zeit zum anzünden, sonst wird uns der Kleine schläfrig." Fritz ließ sich dies nicht zweimal sagen. Ohne den verdächtigen Oberrock abzulegen entwandte er sich den visitirenden Händen seines neugierigen Neffen und sich so dünn wie möglich machend, entschlüpfte er durch die kaum geöffnete Thür.

„Endlich, du Säumiger!" rief ihm sein Bruder entgegen, „du kommst recht spät, da sieh her, ich bin beinahe fertig."

Der Weihnachtsbaum in vollem Schmuck war jetzt auf ein Tischchen gestellt, das mit dem gewissen rothen Tuch überdeckt war und darauf waren sämmtliche Geschenke in sinnreich zierlicher Weise geordnet. Die Schachtel mit den Husaren und die Arche Noah bildeten den Hintergrund, die flimmernden Puppen waren mit großer Pretention vorne hingesetzt und seitwärts lag das Geschenk für Auguste ausgebreitet: ein Halskragen mit Manschetten, mit einigen himmelblauen Schleifen herausgeputzt.

„Ah, da kann ich wohl mein Präsent gleich daneben legen," sagte Fritz, und er suchte ein kleines vergoldetes Medaillon zu dem übrigen in das gehörige Arrangement zu bringen.

„Vetter, das ist für Auguste bestimmt?" fragte der Gatte.

„Natürlich, für wen sonst?"

„Du kaufst Schmuck? Du bist ein Verschwender, Fritz, und wie er mich dadurch bei meiner Alten in den Schatten stellen wird, du bist eigentlich ein schlechter Mensch."

„Ja," scherzte Fritz, „es steckt eine feine Berechnung dahinter, ich will mir bei deiner Gustel ein Bildchen einlegen, aber jetzt laß mich vor allem meinen Winterrock ausziehen, ich ersticke fast." Er zog das Vögelchen darunter hervor und legte den Rock ab. „Dieser Spitzbube von einem Georg hat es gleich weg gehabt, daß es mit meiner Zugeknöpftheit nicht ganz geheuer sei, ich sage dir, der Bursche ist zu schlau."

„Das ist er, und dennoch werde ich ihm heute ein X für ein U machen," sagte der Vater, indem er lachend auf den Rappen zeigte.

„Das ist der Schimmel, nicht war?" fragte Fritz ebenfalls lachend. „Sehr gut, köstlich, ganz wie neu, aber halt, den spannen wir gleich vor den Wagen."

„Ja, das thun wir, das wird ihm imponiren, aber ich meine fast, der Bursch wird allzureichlich beschenkt. Bringt ihm der auch noch was!"

„Wer hat denn sonst noch was gebracht?" fragte Fritz verwundert, als könne er sich ein solches Vorkommniß nicht erklären.

„Die Rosa," versetzte Karl kurz.

„Die Rosa — so."

„Diese hübschen Puppen brachte sie den Kindern, sie hat sie selbst bekleidet und aufgeputzt." Fritz langte darnach, er betrachtete sie mit Bewunderung und ließ dann den träumerischen Blick noch lange auf ihnen ruhen, aber er sagte kein Wort. „Sie sind allerliebst, was?" fragte Karl nach einer Pause, während dem er noch einmal alles mit zufriedenen Augen angesehen. „O ja" — „Sie hat Geschmack, das muß man ihr lassen." — „Den hat sie," sprudelte Fritz heraus.

„Sie ist selbst immer so nett, so reinlich — so."

„So appetitlich, zum anbeißen," ergänzte Bruder Karl. — Fritz wandte sich ab. — „Ihr seid noch immer unversöhnt?"

„Und werden es auch bleiben, sie ist —", er stockte wieder. „Sie ist unausstehlich," rief er mit Heftigkeit.

„Meinetwegen," versetzte der Andere, scheinbar gleichgiltig.

„Aber ich bitte dich," fuhr er dann mit einem recht malitiösen Lächeln fort. „Warum trägst du denn diese Püppchen im Zimmer herum und drückst sie dabei zärtlich an dein Herz? Gefällt dir das Spielzeug, Fritzchen? Nun, ich wette, wenn Rosa das wüßte, sie machte dir einige solche Dinger, trotz eurer Feindschaft."

„Ich bitte dich, spotte nicht," rief Fritz halb ärgerlich, halb lachend, indem er die Püppchen rasch an Ort und Stelle legte. „Du kannst dich lustig machen, freilich, du hast es gut getroffen, du hast eine liebenswürdige, sanfte Frau bekommen, eine wahre Taube, aber —"

„Was, aber? Du hast noch gar keine Frau dächte ich, wie kannst du Vergleiche anstellen? Oder hättest du deine Augen vielleicht auf ein kleines, zorniges, rachsüchtiges Ungethüm geworfen, du Fritz?" Er drohte schelmisch lachend mit dem Finger. „Du, ich will nicht hoffen."

„Ich werde garnicht heirathen, punktum," stieß dieser mit einer Art verzweifelter Resignation heraus. „Ich werde das Glück der Familie niemals kennen lernen, ich werde als alter Junggeselle sterben."

„Das ist aber tragisch."

„Und wenn ich etwas hinterlasse, sollen es deine Kinder erben."

„Ich danke dir, das ist sehr edel von dir, Bruder, aber ich will dir Gelegenheit geben, dich noch bei lebendigem Leibe deinen präsumtiven Erben nützlich zu machen, indem du ihnen jetzt den Weihnachtsbaum anzündest."

„Nein, das kannst du thun," sagte Fritz wider Willen lachend. „Ich gehe, ich habe genug an deinen Späßchen, und ich will lieber Georg auf den feierlichen Moment vorbereiten."

„Gut, und wenn ich dann läute, so stürzt ihr alle herein."

„Wir stürzen herein; o, ich bin nur neugierig auf das Gesicht, das dein Bube dazu machen wird." (Fortsetzung folgt.)



Burg Rheinstein. (Seite 119.)

Lumpen und Seuchen.

Von Dr. H. Oidtmann.

Motto: Damals (1529) wurden die Kranken von ihren Aerzten mit drei schweren Wolldecken, Wolfspelz rc. 24 Stunden zugedeckt. Bessere Aerzte warnen vor diesem „niederländischen Regiment," so Kröll: „Mich verwundert, das du yme den mund und nasen nicht auch verstoffest, damit der lufft durch den athem nicht eingeholt wurde. Zudem wollt ich gern wissen, aus was ursach der Kranke 24 stund solle schwitzen on unterlaß? Ja wan's eyn pferd oder ochs were." (Haeser.)

Die ungemein große physikalische Absorptionskraft der Woll- und Kleiderfaser, mit anderen Worten, die Auffaugekraft der Wolle und Lumpen entpuppt sich in neuerer Zeit als der Hauptfaktor für das Zustandekommen und die Ausbreitung sowohl der sporadischen wie der epidemischen Blatternerkrankungen. In dem Maße, wie diese Thatsache entnebelt wird, tritt bei allen Gebildeten das Schreckgespenst des Nichtgeimpftseins immer mehr in den Hintergrund, besonders da die Ortsstatistik des Pockensterbens allenthalben erkennen läßt, daß zu Seuchenzeiten nicht die Ungeimpften, sondern — mit Ausnahme der ungeimpften Säuglinge — stets die Geimpften und zwei- und dreifach Geimpften es waren, welche zuerst und in Massen erkrankten und hinstarben. — Es ist ein großer Fortschritt in der Seuchenkunde, daß man endlich anfängt, die Blattern als eine Woll- und Lumpenkrankheit oder — wie bereits die technische Bezeichnung lautet — als eine „Hadernkrankheit" anzusehen. — Die Pocken folgen in ihrem Auf- und Abmarsche unter der Bevölkerung nirgends den Zahlenoscillationen des Nichtgeimpftseins, auch nicht den an Pocken erkrankten Leibern, sondern nur den Wanderungen der von pockenkranken Leibern und Stubenlüften durchgifteten textilen Stoffe. Dieser Satz bezeichnet eine neue Richtung für die Forschungen nach den natürlichen Ursachen der Pocken, nämlich die Fährte zur Aufsuchung der Absorptionsverhältnisse der Kleider.



Petrarca. (Seite 120.)

Gleichwie bekanntlich Professor von Liebig, als er die alte Stickstofftheorie der Düngerlehre stürzte und an ihre Stelle die Mineraldüngertheorie setzte, viele Jahre lang in einer Kette von Irrthümern verstrickt blieb, weil, wie er selbst gesteht, er und alle Welt nicht wußte, daß die Ackerkrume auch die in Wasser gelösten Düngsalze nicht durch sich hindurchlasse bis zur Sättigung, sie vielmehr auf dem Durchmarsche festhalte und in sich verdichte, — fast buchstäblich genau so ergeht es unseren Aerzten und Hygienikern mit der Pockenlehre. Man durchlese die ganze impfselige Pockenliteratur der alten und neuen Heilkunde, man durchstöbere — wie ich es gethan — in den Bürgermeistereiakten die Pockenjournale der Seuchenjahre: nirgends sehen wir auch nur die geringste Andeutung, daß man mit den Absorptionsverhältnissen der „Lumpen" bekannt gewesen wäre. Die Aerzte, welche insgesammt mit der Lanzette nur gegen das Luftgebilde des Nichtgeimpftseins zu Felde zogen, ließen die erstaunlich großen Absorptionsleistungen der Kleiderstoffe, namentlich der Wollkleider, gegen kranken Hautdunst unbeachtet. Daher, angesichts der schlafenden Tagespresse, die beispiellose Begriffsverwirrung in der Pockenfrage, daher der wahnsinnige Kulturkampf gegen die reichsfeindlichen Leiber ungeimpfter Säuglinge und Schwächlinge mit Giftlymphe und Lanzette! Daher endlich die unbewußte Toleranz gegen die wahren und wirklichen Träger des Pockengiftes, gegen die Lumpen in allen Formen und Stoffen.

Die Betonung der Absorptionsgesetze für die Erklärung der Seuchenausschreitungen hat uns auf von Liebig und seinen langjährigen verzweifelten Agrikulturkampf geführt. Auch er hatte, wie wir Impfgegner heute, so ziemlich alle seine Zunftgenossen in allen Ländern gegen sich erbittert. Aber er siegte dennoch durch die Ausdauer und durch die schließliche Unanfechtbarkeit seiner Beweisgründe.

Wir Impfgegner — man erlaube uns den Vergleich — stehen in dem hartnäckigen Impfstreite immer noch nicht so verlassen da, wie einst der junge von Liebig, als er mit seiner „Mineraltheorie", dieser großen, weltbewegenden Reform der Landwirthschaft vor seine Kollegen trat und Vorurtheile zu bekämpfen hatte, welche älter noch und zäher waren als der Impfwahn, und Autoritäten besiegen mußte, welche in der Ackerbauchemie mindestens für ebenso unfehlbar, wie heute unsere Gegner Virchow und Genossen in der Impffrage, galten. Viele Jahre lang wagte kein Mensch, weder Fachgelehrte noch Landwirthe, auf von Liebigs Seite zu treten. Im Lager der Gegner von Liebigs, so hieß es, seien ja alle Intelligenz, alle Theoretiker und alle Praktiker zu finden; alle Erfahrung, alle Statistik, alle Vernunft spreche entschieden gegen Liebigs Theorien, folglich könne Liebig, als einziger und isolirter Gegner der altbefestigten „Stickstofftheorie" unmöglich recht haben, er könne nicht durchkommen. Selbst die königliche Agrikulturgesellschaft in England verurtheilte auf Grund aller übereinstimmenden Autoritätsgutachten rücksichtslos die Lehren Liebigs, und die Sache des rationellen Feldbaues, wie Liebig, von aller Welt verlassen, allein sie beharrlich verfochten, schien für immer gerichtet und begraben.

Grade so wie heute die Impfgegner in der Impffrage, warb damals Liebig unter seinen Fachgenossen vergebens um Bundesgenossen für seinen hoffnungslosen Agrikulturkampf, vergebens schaute er in allen Ländern ungeduldig nach Anhängern seiner Theorie sich um, allein alles, was Autorität im Lande hieß, Landwirthe, Professoren und Hofräthe, alle trennten sich von Liebig und wagten nicht, für die klare Wahrheit einzustehen; mächtiger als die Wahrheit erwies sich hier, wie heute in der Impffrage, ein hundertjähriges Vorurtheil der Welt — Liebig wurde ob seiner freimüthigen Opposition gegen die haltlose, alte Düngerlehre verlacht und verspottet. Es verrieth Mangel an

Intelligenz, auf Liebigs Seite zu treten. In seinem Unmuthe über die offenbare Verblendung der ganzen gegnerischen Welt, in welcher er lebte, und über die Theilnahmlosigkeit der Millionen undankbarer Menschen, für deren wirthschaftliche Güter er unverdrossen und opfermuthig weiter kämpfte, schrieb von Liebig in seiner Agrikulturchemie jene denkwürdigen Sätze nieder, welche das ganze mit Liebig zerfallene Zeitalter beschämen sollten und welche auch für unsere impfgegnerische Stellung in dem Impfstreite heute volle Geltung haben:

„Man kann sich denken,“ schrieb von Liebig, als seine Bekämpfung der „Stickstofftheorie“ von allen Seiten verlacht und verhöhnt wurde, „daß der Kampf mit solchen Ansichten geeignet war, alle Hoffnungen auf einen künftigen Erfolg zu verlöschen. Aber ich dachte mich einem Soldaten gleich, der für eine gute Sache kämpfen und seinen letzten Blutstropfen dafür einsetzen will, und dem die Tapferkeit und seine guten Waffen nicht allein zum Siege verhelfen, wenn er nicht außerdem Hunger und Durst und alle Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen und sich durch Moräste und Sümpfe seinen Weg zu bahnen weiß, und so nahm ich denn den Widerstand, den meine Lehre fand, als von der Natur einmal gegebene Hindernisse an, welche durch Beharrlichkeit und Ausdauer überwunden werden müßten.“

Auch wir Impfgegner, die wir Tradition, Staat, Kapital, die Fach- und Tagespresse, die geschlossene Phalanx der für's Impfen fanatisirten Aerzte und ihrer Vereine, die Indolenz des so schwer zu interessirenden Publikums und — ein preußisches Brotkorbgesetz, welches dem Arzte, welcher gegen das Impfen spricht, den Brotkorb höher hängt*), in bitterster Feindschaft gegen uns haben, wir Impfgegner denken uns, wie der junge Liebig, Soldaten gleich, die für eine gute Sache des Volkes und des Staates, und zwar mit den geistigen Waffen der Statistik, gegen einen gemeinen Aberglauben unentwegt weiter kämpfen und ihren letzten Blutstropfen für die Wahrheit einsetzen wollen. Auch wir fühlen im Impfkampfe mit von Liebig alle jene Beschwerden und persönlichen Nachstellungen, die jeder geistige Feldzug gegen einen altbefestigten Staats- und Volksaberglauben dem exponirten Krieger auf Vorposten auferlegt; auch wir müssen „durch Moräste und Sümpfe uns die Wege bahnen“ und so nehmen wir denn den Widerstand, den unsere Lehre, den unsere statistischen Zahlen — ja Zahlen — finden, als von der Natur einmal gegebene Hindernisse an, welche durch Beharrlichkeit und Ausdauer überwunden werden müssen. Bis jetzt haben seit 1801 unsere Gegner von Etappe zu Etappe noch immer zum Rückzug geblasen, die große Deroute derselben kann also nicht mehr fern sein, denn Zahlen werden endlich doch beweisen!

Wir kehren nach dieser kulturkämpferischen Abschweifung wieder zur Theorie vom Lumpencharakter der Pockenseuche zurück. — Nach den Regeln der Logik fällt zwar im Impfkampf das onus probandi, die Beweislast, nur denjenigen zu, welche das Dasein eines Impfschutzes behaupten, und nicht uns Impfgegnern, die wir, auf Zahlen gestützt, die Existenz eines solchen Schutzes einfach leugnen und den Glauben an einen solchen Pockenschutz für einen plumpen Volksaberglauben erklären; gleichwohl lassen wir uns, die wir die Starkgläubigkeit des geängstigten deutschen Volkes in hygienisch-abergläubischen Dingen sattsam kennen gelernt haben, zu dem weiteren Schritte herbei, daß wir dem Fluche, der ungerechterweise auf dem Nichtgeimpftsein eines Neugebornen lastet, den eigentlichen Pockenattentäter, die wandernden Wollen und Lumpen entgegenstellen.

Wir sehen in der Geschichte die Rastperioden und Rastplätze der Pockenseuche, z. B. das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts mit seinem großen Pockensinken, jedesmal durch gewerblich-hygienische Reformen großen Stils bezeichnet. Zu diesen Reformen gehörte, wie wir gesehen haben, die systematische Löschung der Wollpocken in den inländischen Schafherden. An diese kulturgeschichtliche Reinigung der Rohwolle reihen sich zunächst a) der gesteigerte Lumpenverbrauch in Papierfabriken, Kunstwollindustrien, Fauldüngerwirthschaften u. s. w.; b) die allgemeine Einführung der periodischen Wechselwäsche für Leib und Bett, in Verbindung mit den Fortschritten der Seifenfabrikation und der Rasen- und Kunstbleiche.

*) Mir wurde in Berlin im Ministerium gesagt, ich könne trotz besten Prüfungs- und Kriegsverdienst-Zeugnissen nicht Kreisphysikus werden, solange ich nicht für's Impfen sei!!! Und viermal ist mir bis dato ein konkurrenzloses Dorfphysikat aus diesem Hauptgrunde rundweg abgeschlagen worden! Solcher Waffen bedient sich der Staat der Intelligenz im Kampfe um den zusammenbrechenden Impfwahn! D. Vf.

a) Der Lumpenverbrauch sonst und jetzt. — Ich habe in meiner Nachbarschaft aus dem Jahre 1624 ein Haus in unveränderter Gestalt: als Fenster der Thor- und Schlafstuben dienen kleine, düstere Luken von zwei Fuß im Geviert, zum Belüften und Belichten der Schlafkammer nicht benutzbar. Hier schliefen die Leute ihr Kryptogamenleben unter und zwischen aufgestauten Kleiderlumpen, nackend zwischen Rohwolldecken, jeder linnenen, waschbaren Hemden und Zwischendecken baar, von Dunst- und Athmungsdiätetik noch nichts ahnend. Und da sollte es — trotz der tollsten Impferei des vorigen Jahrhunderts — keine perennirenden Hautseuchen, keine unausrottbaren Pockennester gegeben haben! In den nämlichen Stuben wurde aber auch die Wollschur der pockenkranken Hausschafe getrocknet. Was wußten die Aerzte damals davon, daß man sich Seuchengift auch hereinathmen kann! — Möchten doch unsere Hygieniker etwas mehr Kulturgeschichte in den Rumpelkammern des Volkes studiren, dann würden sie bald von dem Steckenpferde der Impfreiterei herabsteigen! — In die Verwahrlosung des Stubenlebens im Volke bezüglich der Woll- und Lumpenhegung kamen einige aufräumende Stöße um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts schon durch die aufstöbernde Volksbewegung der Encyklopädisten und die daran sich knüpfende, alle Winkel säubernde Revolution; die Kriegsmärsche ventilirten die alte Wolle auf dem Leibe. Der Haupthebel aber, das Aufstauen der Lumpen zu heben, war der schnelle Aufschwung der Papierfabrikation, besonders die Einführung einer Methode, aus Wolllumpen Packpapier zu fabriziren. Von dieser Zeit datirt erst die Massendesinfizirung der lebenden Menschenhäute und ihrer Dunstzonen in den Häusern.

Der gesteigerte Lumpenverbrauch brachte um das Jahr 1807 — dieselbe Zeit als auch der Schweiß der pockenkranken Schafwollen außer Verkehr gesetzt wurde — eine Nachfrage nach Lumpen zuwege, welcher kaum zu genügen war; die Lumpen und in ihnen die Hautmauserstoffe der Menschen wurden nun nicht mehr alt, nicht mehr faul in den Häusern, nicht mehr faul auf den Leibern, wie ehedem. Das war die Zeit, als Hufeland und seine Zeitgenossen des alten Blatterninokulirens überdrüssig geworden waren und nun anfingen, sich mit dem Nimbus des Jenner'schen Kuhpockenschwindels zu umgeben. Diese gelahrten Herren sahen nicht, wie neben ihnen her eine großartige Industrie, die Lumpenzerstampfung, als die radikalste Sanitätspolizei, reinigend und segnend durch's Land zog und Bürgern und Bauern die alten, stinkenden Lumpen von den trägen Leibern riß und aus den Spinden und den Betten holte und so unbewußt die gefährlichsten Brutnester der Seuchen überall ausrottete. Die Aerzte dünkten sich auch damals schon viel zu vornehm, als daß sie die Kulturgeschichte und die Statistik der Volksgewerbe eines Studienblickes gewürdigt hätten, sie — impften, unterdeß vollzogen andere die permanente Massenabfuhr der Seuchengifte und tilgten die Seuche. Man muß mit der Nase des Hygienikers die Lager und Abladeplätze der Lumpensammler und die Werkstätten der Lumpensortirer aufgesucht haben, um zu begreifen, was es heißen will: im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die getragenen Lumpen für vogelfrei erklärt und bekamen Geldwerth! Das war eine volkswirthschaftliche und gesundheitswirthschaftliche Lösung, deren Bedeutung von den einseitig nur auf Klinik und Krankheitsnamen dressirten Aerzten unmöglich neben der vergötterten Impfnadel gewürdigt werden konnte. Nur durch dieses Nichtsehen der großartigsten Entgiftung der Menschheit von den Hautschlacken der Lumpen wurde es möglich, daß die Aerzte die unausbleiblichen schönen Folgen dieser permanenten Schweiß- und Talgabfuhr, das Zurückweichen der Seuche, dem Spuk der Jenner'schen Impfspielerei zuschrieben und diese — zur Schande des 19. Jahrhunderts — durch Gesetz und feile Presse vergöttern ließen. Wenn erst unsere junge Hygiene soweit sich vom Herkommen emanzipirt haben wird, daß sie unsere Heiladepten, die angehenden Mediziner, bisweilen auch über den engen Gesichtskreis der Kliniken hinaus in's Leben des Volkes und in die treibenden Gewerbe hineinführt und ihnen den Blick für diese unter uns wohnenden, leibhaftigen Krankheits- und Gesundheits-„Genien“ öffnet, dann erst wird es auch besser mit der natürlichen Bewältigung und Vorbeugung der Seuchen und Einzelerkrankungen; die Gesundheitswacht wird dann eine wissenschaftlich bewußte werden, wie sie bisher nur eine unbewußte war. Wenden wir uns also zunächst der lumpenverzehrenden Papierfabrikation zu und überzeugen uns, inwiefern dieselbe an dem numerischen Sinken des Pockenerkrankens und Pockensterbens an der Schwelle unseres Jahrhunderts ihr großes Theil gehabt hat. (Schluß folgt.)

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von W. H.

V.

Da tagten sie zusammen in Koburg, die Turner aus Süd und Nord, und wollten Deutschland unter einen Hut bringen, und zwar unter den Hut des Herzogs Ernst von Koburg, der aber grade in Baden-Baden weilte und dem Herrscher an der Seine sein Kompliment machte. Sie tagten und beriethen und konnten selbst nicht einig werden, nicht einmal darüber, auf welche Weise die turnerischen Bestrebungen und Arbeiten centralisirt werden sollten.

Die Männer des Südens und des Westens verlangten eine thatkräftige Bewegung und Centralisation, sie wollten unter dem schwarz-roth-goldenen Banner auch die politische Freiheit des Volkes erkämpfen, während besonders die Herren aus Berlin und Leipzig jede politische Meinung ausgeschlossen haben wollten.

Gradeso wie späterhin der alte Papa Wrangel — Verzeihung, ich wollte sagen der alte Papa Schulze — die Politik aus den Arbeitervereinen zu verbannen suchte.

Politik ist Privatsache des Einzelnen, riefen die Herren Angerstein, gegenwärtig Oberturnwart in Berlin und Ritter des rothen Adlerordens, und Martens, während der Stuttgarter Kallenberg die Turnerbewegung zu einer Freiheilsbewegung machen wollte, allerdings, wie es mir nachher einleuchtete, mit dem Herzog von Koburg an der Spitze.

Die Herren Georgii, Festpräsident, und Dr. Götz, Redakteur der „Turnzeitung“, blieben neutral — es geht ihnen heute noch immer so, diesen Urbildern des deutschen Philisterthums — sie nennen sich Demokraten, wollen aber um keinen Preis die „Volksregierung“.

Ein Antrag auf Gründung eines „Allgemeinen deutschen Turnerbundes“, den Kallenberg stellte, wurde nach lebhafter Diskussion abgelehnt, „weil das Volk noch zu sehr eingeschüchtert sei,“ wie die Leipziger und Berliner bemerkten. — Seit 1848, wo sich das Volk „einschüchtern“ ließ, waren volle zwölf Jahre verflossen, und so wird das Volk, nämlich das „Volk“ jener Herren und ihrer Sippe, die das koburger Turnfest leiteten, wohl für immer eingeschüchtert bleiben. — — —

Erzählen wir nun kurz den Verlauf des Festes. Nach dem „Turntage“, von welchem noch ein „ehrfurchtsvoller“ telegraphischer Gruß an den Herzog von Koburg nach Baden-Baden gesandt wurde, am 17. Juni 1860, fand Nachmittags der Festzug und das Schauturnen statt, bei welchem die leipziger Turner sich besonders hervorthaten. Der Festpräsident, Rechtsanwalt Georgii aus Eßlingen, hielt die Festrede und forderte am Schlusse derselben die Turner auf, die Häupter zu entblößen und an das Vaterland zu denken. Georgii selbst stand hoch auf der Tribüne und ließ circa 1200 Turner mit entblößten Köpfen vor sich stehen, solange bis es einigen jungen Burschen langweilig wurde, die ein Hoch ausbrachten und somit den Bann löhten. Diese lächerliche Komödie hat später manchen Festgenossen noch geärgert.

Am 18. Juni war Feuerwehrprobe, Schwimmübung, Turnfahrt nach der „Veste“ und dem Schlosse Rosenau. Abends fand der Kommers in der Reithalle statt.

Mir ist noch erinnerlich, daß sehr viel und sehr viel dummes Zeug über Schleswig-Holstein geredet wurde; auch wurde ebenso viel bei diesen Toasten geweint. Da fuhr plötzlich wie ein leuchtender Blitz die kurze, kernige Ansprache des Dr. von Sch. dazwischen, der einen Toast ausbrachte auf die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, in England und dem fernen Amerika, „auf die treuesten Söhne des Vaterlands!“

Alle Sentimentalität war plötzlich verschwunden, ein brausender, nicht endenwollender Beifallssturm erfüllte die Halle, die Augen der deutschen Jugend leuchteten in Begeisterung und Zornesgluth darüber, daß das Vaterland die besten seiner Söhne geächtet habe. — Die Angersteine, die Götze, alle die Streber und Angstmichel machten schier verwunderte und lange Gesichter und griffen den Redner später seines freien Wortes halber an: „Seine Hoheit der Herzog dürften derlei Toaste ungnädig aufnehmen.“

Des andern Tages, am 19. Juni, wurde eine Turnfahrt nach dem Kallenberg, einem Lustschlosse des Herzogs, gemacht und mit einem Kriegsspiel verbunden.

Die Festleiter, die beim Herzoge einquartirt waren, hatten die Turner in zwei Heerhaufen getheilt; die Losung des einen, der meist aus Thüringern, Süd- und Westdeutschen bestand, war „Koburg“, die des andern, der sich aus Berlinern, Leipzigern, Schlesiern und Ostpreußen zusammensetzte, lautete „Deutschland“.

Nach langem Manövriren siegte Koburg über Deutschland. Erst später ist es manchem harmlosen Turner, der sich mit Vergnügen dem Spiele hingegeben, eingefallen, daß er zu einer einfältigen Komödie beigetragen hatte, die die Herren Georgii, Kallenberg, Götz rc. dem Herzog von Koburg aufführten.

Es sollte der Sieg Koburgs über Deutschland die Kaiserkrone versinnbildlichen, welche dem Herzog von Koburg gebühre! — —

Der Herzog war auch inzwischen von Baden-Baden zurückgekehrt und empfing einige Deputationen; vorher war ich gleichfalls begierig gewesen, dem Herrn vorgestellt zu werden, doch nachdem ich die aufgeführte Komödie begriffen, dankte ich für die Ehre.

Des Abends war Ball im Theater. Da der Herzog und die Herzogin ihr Erscheinen zugesagt hatten, stellte das Festkomité an sämmtliche Turner das Ansinnen, in weißen Glacéhandschuhen zu erscheinen, was um so lächerlicher war, da die sonstige Kleidung der meisten Turner in äußerst derangirtem Zustande sich befand. Es konnten ja nicht alle Festtheilnehmer großes Gepäck bei sich haben, wie die Herren Festleiter, die schon in ihrer Heimath wußten, daß sie bei dem Herzoge logiren würden. Infolge dessen fielen die Herren bei der Glacéhandschuhdebatte auch mit ihrer Ansicht durch, und das Erscheinen auf dem Balle wurde nicht von den weißen Glacéhandschuhen abhängig gemacht.

Das war auf dem Balle ein Scharwenzeln um den Herzog und die Herzogin herum! Ja, mancher frisch-fromm-fröhliche und freie Turner war entzückt, wenn er nur die Robe der Frau Herzogin streifen konnte. Die deutsche Servilität zeigte sich da in ihrer ekelerregendsten Weise.

In erster Linie belästigten den Herzog natürlich die Herren Georgii, Götz und Genossen; ob dieselben sich schon als künftige Reichsminister dem Herzoge vorstellten, das konnte man nicht hören, aber glauben konnte man es, denn diese Herren haben selbst gemeint, daß sie einst Reichsminister werden würden, und was sind sie jetzt? Georgii ist auf dem antisozialistischen Kongreß, der jüngst in Gera tagte, zum Ausschußmitgliede gewählt worden, — also doch Minister, wenn auch nur des Dr. Max Hirsch; Angerstein hat den rothen Adlerorden erhalten und sinnt über den Herwegh'schen Spruch nach:

Adler, ihr klassischen Adler, ihr ordentlich rothen und schwarzen —
Wo nur immer ein Aas, sammeln die Adler sich schnell.

Und Götz ist noch immer Götz geblieben.

* * *

Lassen wir die Streber und Simpelmeier laufen und wenden wir uns zu einer Gruppe tübinger und erlanger Studenten, die sich mit mehreren Turnern aus dem Handwerkerstande in einem Nebenzimmer des Theatersaals bei einem Glase Bier unterhalten.

„Es hat gar keinen Sinn, wenn wir einen akademischen Turnverein gründen,“ rief ein hübscher, blonder Schwabe aus Tübingen, „die meisten unserer Kommilitonen turnen doch nicht und außerdem wird durch die Exklusivität ja der eigentliche Zweck der Turnvereine, die Ausbildung des ganzen Menschen und des ganzen Volks verhindert. Aus unserem Umgange können hier unsere Freunde etwas lernen, aber ganz bestimmt können wir noch mehr von ihnen lernen, und zwar in Bezug auf das praktische Leben. Ich habe mich in diesen drei Tagen vorzugsweise mit den Handwerkern und Arbeitern, die sich hier als Turner befinden, unterhalten und befinde mich sehr wohl dabei und habe noch gelernt.“

Ein erlanger Student hielt es für sehr schwer, die Vorurtheile zu überwinden, die in studentischen Kreisen noch vorherrschend seien — jeder Handwerksgeselle sei ein Knote bei den meisten Studenten, und deshalb müßten erst öfter solche Turnfeste als Bahnbrecher einer vernünftigen Anschauung gefeiert werden.

„Das wäre nur Strohfeuer,“ rief ein junger Handwerksgeselle, der aus einer nahen thüringischen Stadt zum Feste gekommen war, „ein Strohfeuer verlischt bald. Wenn es nicht möglich ist, daß in den Turnvereinen die Söhne aus allen Klassen der

Bevölkerung längere Zeit turnen und miteinander leben, so kann auf die Dauer aus den Turnvereinigungen für die Gesammtheit nichts Ersprießliches entstehen; einige Turnenthusiasten und Turnkünstler schließen sich zusammen, und außerdem werden wir gar bald in jeder Stadt, wo man das Turnen pflegt, zwei, auch drei Turnvereine haben, in welchen die einzelnen Klassen vertreten sind. Und die Möglichkeit des längeren, innigen Zusammenlebens der verschiedenen Stände bestreite ich, gestützt auf meine Erfahrungen. So interessant im allgemeinen das fast verflossene Fest war, so konnten dem aufmerksamen Beobachter die verschiedenen Strömungen, die dasselbe beherrscht haben, nicht entgehen, und der noch aufmerksamere Beobachter findet die Ursache der verschiedenen Strömungen in den verschiedenen hier vertretenen Klassen."

Einer der Studenten reichte dem erregten Handwerksgesellen die Hand und meinte: „Du siehst zu schwarz; wir sind alle gleich."

„Ja, alle gleich — euch stehen Aemter und Würden und ein gewisses Wohlleben bevor und uns das ewige Einerlei geisttödtender Arbeit, die täglich 12 volle Stunden währt, und im Alter Siechthum und Noth;" entgegnete der Geselle bitter, „doch trinkt, lassen wir das ernste Gespräch und gehen wir lieber in den Ballsaal, wo unsere Festleiter der Herzogin die Schleppe tragen; die wird froh sein, wenn sie den gemüthlichen Schwaben aus Eßlingen und den sentimentalen Sachsen aus Lindenau los sein wird."

Die Studenten lachten laut auf und Arm in Arm wandelte die kleine Schaar dem Ballsaale zu, wo sich eben der Herzog und die Herzogin verabschiedeten. Großer Tusch — tiefe Verbeugungen — ein langes, schmerzliches Nachsehen aus schwäbischen und sächsischen Augen — ja, ein Nachsehen.

* * *

Bald sah man die Studenten und Handwerker mit den hübschen koburger Bürgermädchen sich im Kreise drehen und im Vorüberfliegen rief der tübinger Student dem Handwerksgesellen aus Thüringen zu: „Siehst du, hier hören die Standesunterschiede auf!" Die beiden jungen Freunde tanzten nämlich mit zwei Schwestern, und es haben, wie mir später mitgetheilt wurde, beide Paare den Tanz fortgesetzt durch das Leben und sind leidlich glücklich geworden — aus dem schwärmerischen Studenten wurde ein recht pfiffiger Advokat und aus dem unbewußten Sozialisten ein braver deutscher Reichsphilister.

* * *

In Koburg aber ist seit dem Feste die Turnerei immer mehr in Abnahme begriffen gewesen.

Zur Geschichte der Jakobinermütze.

Die Zeichen der Knechtschaft werden nicht selten zu Symbolen der Freiheit. Bis 1792 war die **rothe Fahne** in Frankreich ein Zeichen der Unterdrückung und des Martialgesetzes. Im Juli genannten Jahres, als die Lava der Revolution mächtig in Fluß gerathen und die Vorbereitung zur Entthronung des Königs emsig getroffen wurde, wählte das pariser Volk dieselbe zu seinem Panier und versah sie mit der deutlichen Inschrift: „Martialgesetz des souverainen Volkes gegen die Rebellion der vollziehenden Gewalt." Heute ist eine rothe Fahne in aller Welt das Panier des Proletariats; erinnert doch schon ihre Farbe an den „besondern Saft", mit welchem von jeher die verblaßte Schrift der Freiheitsbriefe aufgefrischt werden mußte . . .

Die **rothe Mütze** war zuvor schon ein revolutionärer Schmuck. Unter dem in Nancy garnisonirenden Schweizerregimente Chateauvieux brach nämlich während des Spätsommers 1790 eine Meuterei aus, nach deren Niederwerfung die Offiziere von zwei andern in französischem Solde stehenden Schweizerregimentern ein furchtbares Urtheil fällten. Ein Soldat wurde gerädert, 23 seiner Kameraden wurden gehängt, 41 nach Brest auf die Galeeren geschickt, viele andere in's Gefängniß geworfen. Die schweizerischen Regierungen dokumentirten ihren landesväterlichen Zorn über „die besudelte Fahnentreue" durch den Beschluß, sämmtlichen Betheiligten die Rückkehr in's Vaterland zu verbieten und sie zur Rückerstattung „des ihren Hauptleuten gewaltthätig Erpreßten" anzuhalten, eventuell ihr in der Heimat befindliches Vermögen zu konfisziren. Daß die erste Ursache der Rebellion in der niederträchtigen Ausbeutung der Soldaten durch ihre „würdigen Vorgesetzten" lag, kam nicht in Betracht, die „Fahnenehre" verlangte ein Opfer . . .

Mittlerweile ging die konstitutionelle Periode der Revolution rasch zu Ende und jetzt fand auch das Ereigniß von Nancy eine andere Beurtheilung. Vielleicht um so mehr, als man sich wohl erinnerte, daß das Regiment Chateauvieux seinerzeit beim Sturm auf die Bastille verweigert hatte, auf das Volk zu feuern. Als daher im September 1791 eine Amnestie für politische Verbrecher ausgesprochen wurde, ertheilte Ludwig XVI. den Auftrag, bei den schweizerischen Regierungen darauf zu dringen, daß sie die Verurtheilten dieses Regimentes ebenfalls an dem Gnadenakte Theil nehmen lassen möchten. Allein im Lande Wilhelm Tell's wollte man dem in Frankreich erwachten „Insubordinationsgeist" nicht Vorschub leisten, und die Begnadigung ward abgelehnt. Bevor indeß das betreffende Schreiben in Paris eintraf, war es bereits gegenstandlos geworden. Eine Menge von Klubs, Deputirte, die Jakobiner und der Rath von Brest, sogar die Räthe des Departements hatten auf's wärmste Fürbitte eingelegt und am 31. Dezember dekretirte die Nationalversammlung die Befreiung der Sträflinge. **Ihr Marsch nach Paris war beinahe ein Triumphzug. Am 9. April 1792 hielten sie, bekleidet mit ihren rothen Galeerenmützen** und der Uniform der brester Nationalgarde, den Einzug. Nach hitziger Debatte erkannte ihnen die Nationalgarde die Ehre der Sitzung zu. Geführt von Collot d'Herbois traten sie in den Saal, schwuren der Nation Treue und begaben sich hierauf nach dem Lokal des Jakobinerklubs, wobei ihnen auf einer Pike eine mit Lorbeer umwundene Galeerenmütze vorangetragen wurde. Präsident Vergniaud, so erzählt der schweizerische Historiker Karl Morell („Die Schweizerregimenter in Frankreich; 1789—1792"), empfing sie mit einer feurigen Anrede, in welcher er sagte: „Ihr Unglücklichen werdet der Nation immer theuer sein. Ihr habt Schmach und Unglück erduldet, weil Ihr Euch nicht als Werkzeug der Tyrannei mißbrauchen und erniedrigen ließet, das Volk geachtet und geschützt habet. Dieses vom Despotismus so schwer geahndete Verbrechen verschafft Euch bei der Nation die höchste Ehre und erhöht den Glanz Eurer Tugenden, welche die Verräther vernichten wollten.... Ihr seid die Märtyrer der Konstitution, die wir zu vertheidigen geschworen haben."

Dieser Auffassung direkt entgegengesetzt war diejenige Marat's, welcher in seinem „Volksfreund" gestand, daß die Soldaten des Regiments Chateauvieux Rebellen gewesen seien. Aber gerade das rechnete er ihnen zum Verdienste an. Sie hatten allerdings das Gesetz verletzt, „doch dies geschah nur, um den heiligsten Gesetzen der Natur zu folgen, vor welchen alle andern sich beugen müssen."

Wenige Tage darauf, am 15. April, fand zu Ehren der Amnestirten ein großes Fest auf dem Marsfeld statt, bei welchem die Büsten Voltaire's, Rousseau's und Franklin's beräuchert und die Ketten der ehemaligen Sträflinge von weißgekleideten Jungfrauen getragen wurden. Den mit zwanzig Pferden bespannten Triumphwagen zierte ein auf Karton gemaltes Bild der Freiheit. Unter den Reden war besonders diejenige Robespierre's von Interesse, der diese Feier als die des edelsten aller Revolutionsfeste pries. Nur ein Tag könne mit diesem wetteifern, der Tag nämlich, an welchem der König gefangen in Paris eingezogen. Das Bundesfest sei durch die Gegenwart Lafayette's und des Hofes herabgewürdigt worden. Der 15. April erscheine rein und unbefleckt als der Tag, an welchem die Unschuld über das Laster und über die Verleumdung den Sieg gewann. „Die auf Piken gepflanzten Galeerenmützen bildeten wieder einen Hauptschmuck der Feier und wurden so, nachdem sie schon vom Jakobinerklub als Zeichen der errungenen Freiheit angenommen worden, zu einem der bekanntesten Symbole des sanskülottischen Frankreichs."

Woher hatten aber die Jakobiner dieses Zeichen? Eine interessante Andeutung hierüber enthält die neueste Publikation des bekannten Genfer Professors **Galiffe**, einer Sammlung **bisher ungedruckter, theilweise höchst werthvoller Briefe von Genfern und Genferinnen des 18. Jahrhunderts. (D'un siècle à l'autre.**

Correspondence inédites. Genève 1877.) Galiffe hat bei dieser Arbeit auch die Rathsprotokolle nachgeschlagen und dabei die Entdeckung gemacht, daß schon Mitte November 1791, somit immerhin anderthalb Monate vor Erlaß des Dekrets, welches den schweizer Soldaten die Ketten abstreifte, in Genf die rothe Mütze von revolutionär gesinnten Bürgern getragen wurde. Die Protokolle vom 15. bis 18. November enthalten im Wesentlichen Folgendes:

In der Nachmittagssitzung des 15. theilte das Oberhaupt der Polizei mit, ein gewisser Mottu, genannt la Liquette, sei, begleitet von zahlreichem Volk, durch die Gassen gewandert, mit einer rothen, den weißen Buchstaben „G" tragenden Mütze bekleidet, wie solche in Frankreich die Galeerensklaven besitzen; offenbar wolle der freche Mensch dadurch andeuten, daß er und seine Klasse, die Natifs*), ebenfalls in Fesseln geschlagen seien. Er habe Mottu im Klublokal „de la Grille" verhaften lassen, worauf sofort zwei Bürger erschienen, um Beschwerde zu führen. Das mit ihnen angestellte Verhör ergab, daß drei solcher Mützen fabrizirt worden waren, was auf das Bestehen eines Komplottes wies. Man behielt die zwei Bürger im Gefängniß und zog noch einen Dritten ein. Der Rath beschloß Einleitung des Strafverfahrens und provisorische Schließung des Gesellschaftshauses de la Grille, „welches das ganze Jahr über der Sammelplatz der turbulentesten Natifs und der eigentliche Heerd der Empörung gewesen." Man wagte indessen nicht so weit zu gehen, sondern begnügte sich den Mitgliedern des Klubs anzuzeigen, daß man sie überwachen, und für alle weiteren Vorkommnisse verantwortlich erklären und das Lokal auf die erste Klage hin schließen werde.

Hiermit war die „Frage" für einmal erledigt; erst im November des folgenden Jahres hatte sich der Rath nochmals mit derselben zu beschäftigen. Die Betrübniß über diese „Störung der öffentlichen Ruhe" war groß, doch suchten die Herren mehr auf dem Wege der Güte vorzugehen, einem Wege, den die Gewalt stets dann betritt, wenn ihr kein anderer übrig geblieben. Das aristokratische Regiment krachte bereits in seinen Fugen und im Dezember brach es vollends zusammen.

Auf die politische Entwicklung Frankreichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die kleine Republik Genf in mächtiger Weise eingewirkt. Man hat J. J. Rousseau den Theoretiker der Revolution genannt; es wäre interessant, zu wissen, ob auch deren Symbol, die rothe Mütze, von Genf aus nach Frankreich hinüber gewandelt ist.

Reinhold Rüegg.

*) Die politisch-soziale Gliederung des Gemeinwesens war eine sehr schroffe. Zuerst kamen die „Citoyens", kaum ein Sechstel der Gesammtheit, als die eigentlichen Machthaber; den zweiten Rang nahmen die „Bourgeois", den dritten die „Natifs" ein, die Nachkommen von bloßen Einwohnern. Die zwei untersten Schichten, die „Habitans" und die „Domiciliés" bildeten die große Mehrzahl, waren jedoch in rechtlicher Hinsicht so übel dran wie die „Sujets" der zur Stadt gehörigen Landgemeinden. Aus Galiffe's Buch erfahren wir auch einiges über die Familie des berühmten Revolutionärs Marat. Auf eine Anfrage aus Paris über den „jungen Doktor Marat", antwortet Professor Le Sage im Jahre 1774: „... Der Vater Marat's war zuerst Professor in seinem Heimatland Sardinien, später in Spanien. Er kam nach Neuenburg um die Religion zu wechseln, heirathete, und der Sohn, welcher ihm geboren wurde, ist der Doktor, den sie kennen. Die Frau starb; er heirathete eine Genferin, welche ihm einen Sohn und drei Töchter schenkte. Er ließ sich in Genf nieder und starb, nachdem er auch seine zweite Frau durch den Tod verloren, letztes Jahr dahier in größter Dürftigkeit. Der jüngere Sohn ist seit langer Zeit Kandidat der Theologie und einer der hitzigsten Natif's. Die Fräulein Marat gaben Unterricht in Geographie, Modearbeiten 2c. und sind gleichfalls sehr exaltirt." — Die Familie Marat existirt heute noch in Genf, schreibt sich aber der ursprünglichen Orthographie gemäß Mara.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Es war völlig dunkel geworden, die säumige Magd erschien immer noch nicht mit den Speisen. — Gertrud, fürchtend, daß irgendein Unglück in der Küche geschehen und dem Kalbsschlägel etwas zugestoßen sein könnte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, da sie ihn verlassen, begab sich langsam hinweg und machte so der Hofräthin Platz, die mit einer gewissen Feierlichkeit sich nahte, und die Hand Jakobs ergreifend ihn nach dem freien Platze vor die Laube führte.

Hier angelangt, sprach sie vernehmlich: „Mein verehrter Schwager! Vertraut mit den Sitten und Gebräuchen hochstehender Leute, wenn es sich um die Feier eines solchen Tages handelt, wie der heutige, glaubten wir, Sie nicht besser ehren zu können, als wenn wir eine ähnliche, würdige Feier arrangirten, und haben wir weder Zeit noch Mühe gespart, um Ihnen ein schwaches Zeichen unserer Verehrung geben zu können."

Diese weihevolle Anrede erregte allgemeine Aufmerksamkeit bei den älteren Mitgliedern der Gesellschaft, das junge Völkchen bewegte sich nämlich immer noch lachend und scherzend im Hintergrunde des Gartens umher und tändelte, gleich muthwilligen Sommervögeln, zwischen den Rosenbüschen.

Hans hatte sich zu Adelgunde gesellt. Die Liebe, welche in den Herzen dieser beiden seltsamen Menschenkinder gekeimt, war endlich zur Frucht gereift, die nur eines letzten, kleinen Anstoßes bedurfte, um von dem Baume der Erkenntniß — wie Emmerenzia in einem ihrer Liebesgedichte in gereimter Prosa sagte — mit leichter Mühe herabgeschüttelt zu werden.

Der Abenddämmerung dunkler Schleier verhüllte gütig den Blicken des Mädchens die Häßlichkeit ihres Geliebten, sie hörte nur seine zärtlichen Worte, fühlte den Schlag seines Herzens, als er, ihren Arm innig an sich pressend, ihr immer und immer nur von seiner Liebe sprach und sie fragte, ob sie ihn nicht ein wenig wieder lieben könne.

Adelgunde fühlte, daß dies der Fall sei, — es bereitete dem alten, einsamen Mädchen eine unendlich süße Empfindung, sich doch von einer Menschenseele treu und wahr geliebt zu wissen. Freilich wohnte besagte Seele in einer ziemlich unschönen Hülle, und was mehr sagen will, die letztere gehörte einem blutarmen und auf einer sehr niederen Stufe in der Gesellschaft stehenden Manne an. Ein kurzer Kampf noch gegen die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile, und Fräulein Adelgunde von Bartels sank hingebend an die schmale Brust des getreuen Hans, dessen lange Arme die zarte Gestalt umschlossen, als gälte es, eine kostbare Beute festzuhalten.

Lauter und sehnsuchtsvoller schlug die Nachtigall, süßer hauchten die Rosen ihre holden Düfte, das Geräusch des lauten Lebensmarktes drang nicht bis zu diesen Glücklichen.

Selbstvergessen ruhte Adelgunde noch immer an des Geliebten Brust, während die Lippen der beiden sich zu einem langen Kusse geeint. Mitleidig verhüllte die Nacht mit ihrem Schleier das zärtliche Paar vor den neidischen und spottsüchtigen Blicken der Menschen. Da auf einmal blitzte es auf — ein verrätherischer Strahl. Sie sehen es nicht. Und jetzt — wehe! Tageshelle herrschte plötzlich. Das elektrische Licht, welches Papa Hofrath entzündet, verscheuchte siegreich das Dunkel und zeigte mit fürchterlicher Deutlichkeit, was sich im Schutze der Nacht geborgen gewähnt!

Auf dem Kieswege, an den Stamm eines hochstämmigen Apfelbaumes gelehnt, stand Hans und sein Liebchen vor aller Augen, Brust an Brust, Mund an Mund geschmiegt.

Mit einem Schrei des Entsetzens brach die Hofräthin zusammen, und wie ein Echo antwortete diesem mütterlichen Rufe ein leiser Aufschrei Adelgundens, die sich jetzt, von der mitleidslosen Helle überfluthet, bleich und zitternd aus den Armen ihres Geliebten riß.

Hans stand da, als sei er zu Stein erstarrt; dann fuhr er sich mit den Fingern seiner graubehandschuhten Hände in das künstliche Toupet und stürzte unter dem Spottgelächter, das Emmerenzia und Martha ausstießen und in das Meister Johann

und Frau Friederike unwillkürlich einstimmten, fortgerissen von der Komik der Situation, dem Ausgange des Gartens zu.

Allmählich erlosch das verhängnißvolle elektrische Licht, die vorige Dunkelheit folgte und verhüllte zwar das schamvolle Antlitz Adelgundens, die in die Arme der Schwester geflüchtet war, andrerseits aber verursachte sie einen bedauerlichen Zusammenstoß.

Als Hans nämlich, einem Irrsinnigen gleich, in seiner Verzweiflung dem Ausgange zueilte, trat durch die schmale Gartenthür Gertrud mit der Magd, beide den Speisekorb sorglich zwischen sich tragend. Ueber diesen nun stürzte Hans in wildem Anprall, und zur Erde fallend, riß er den Korb mit sich, dessen Henkel die erschreckten Frauen unwillkürlich losgelassen hatten. Der appetitliche Inhalt leerte sich auf den Rasen aus. Die schöngebräunte Kalbskeule kollerte von den Scherben der zerbrochenen Schüssel in Sand und Unkraut, und das Kirschenkompot ergoß sich in rothem Strome, ihr nachfließend.

Ein bitterer Hohn war es, daß just in diesem Augenblick drei Raketen strahlend aufstiegen, und das Wehgeschrei Gertruds und der Magd klang in die Ohren des übereifrigen, kleinen Hofraths, der sich des gelungenen Werkes freute, wie Hochruf.

Zur selben Zeit herrschte aber in dem Lusthause eine noch größere Verwirrung. Dame Edeltrud war, wie wir bereits gemeldet, in wirkliche oder auch nur fingirte Ohnmacht gesunken bei dem für ihr Mutterherz so fürchterlichen Anblick.

Die gutmüthige Frau Friederike beschäftigte sich zuerst mit der Leidenden und suchte ihr den Inhalt eines Weinglases einzuflößen, wobei sie die Hülfe Marthas und Emmerenzias begehrte.

Die beiden schadenfrohen, alten Jungfern beeilten sich nichtsdestoweniger, die alte Dame, welche auf die hölzerne Bank in der Laube gesunken war, aufzurichten, und über diesem Bemühen hatte man die Hauptperson, den Erbonkel, gänzlich vergessen.

Zum Glück erinnerte Meister Johann sich seiner und erblickte den Bruder unbeweglich in seinem Sessel sitzend. Der besorgten Frage, ob ihm etwas fehle, antwortete nur ein unartikulirtes Lallen, und beim schnell vorübergleitenden Leuchten der aufsteigenden Raketen konnte der Schreinermeister zu seiner Bestürzung sehen, daß Jakobs Mund häßlich verzerrt war und seine kleinen Augen wie verglast vor sich hinstarrten.

Jetzt stieß der Meister einen Alarmruf aus, in den sich die Schreie der Frauen mischten, die sofort die Stiche ließen, als ihnen klar ward, was hier geschehen.

Ein Feuerregen prasselte, in schönen Garben aufsteigend, hernieder, und wieder glaubte der Hofrath in unseliger Verblendung, daß die dumpfen Schreie, welche an sein Ohr schlugen, Ausrufe des Beifalls und Entzückens seien. Deshalb ließ er zum Schluß noch einmal das elektrische Licht erstrahlen und begab sich darauf, händereibend und vergnüglich lächelnd, aus seinem versteckten Winkel nach dem Lusthause, sicher, dort die schönsten Komplimente für seine trefflichen Leistungen in Empfang zu nehmen. Die ungewohnten körperlichen Anstrengungen hatten ihm auch Appetit gemacht, deshalb erregte der Gedanke an das Festmahl ihm die angenehmsten Vorstellungen.

Armes, graues Männlein, — hemme den eiligen Schritt und denke der bitteren Wahrheit, welche der alte Vers enthält:

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Waltet dunkler Mächte Hand!"

Die letzten Strahlen des elektrischen Lichtes beleuchteten die noch immer ohnmächtige Edeltrud, eine Gruppe händeringender Frauen, die unbeweglichen Züge des Erbonkels und — die prächtige, im Grase ruhende Kalbskeule, die von dem rothen Strome des Kirschenkompots bereits erreicht und überfluthet war.

* * *

Wenn ein verheerendes Erdbeben eine blühende, prangende Flur verwüstet, stolze Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt, und am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen wieder hell und freundlich diese Stätte der Zerstörung beleuchten, so nennt man das einen grellen Kontrast und empfindet dabei wehmüthig die gänzliche Unsicherheit und Unzulänglichkeit desjenigen, was wir Glück zu nennen belieben.

Aehnliche Betrachtungen drängten sich bewußt und unbewußt den Mitglieder der Familie Bartels und den theilnehmenden Dohlenwinklern auf.

Welche Fülle von Stoff, welche Hochfluth von Neuigkeiten! Dem Mittheilungsbedürfnisse der Dohlenwinkler war mit einemmale für längere Zeit abgeholfen.

Begeben wir uns zuerst in die „standesgemäße Wohnung". Diesmal lag Dame Edeltrud nicht, wie bei Röschens entdecktem Stelldichein, eine Migräne heuchelnd, auf dem Ruhebett. Der Stoß war tiefer — bis in's Herz hinein gedrungen.

Die Erinnerung an die gestern erfahrene entsetzliche Demüthigung trieb sie rastlos umher, und gleich dem Gespenst aus dem Geschlechte der Raugrafen Gockel, das, der Sage nach, in der Abtei umgehen sollte, irrte die Hofräthin ruhelos von Zimmer zu Zimmer. Ihr Zorn wurde noch dadurch vermehrt, daß die ernstliche Erkrankung des Schwagers Jakob sie daran hinderte, Rache an dem Verführer ihrer 39jährigen Tochter zu nehmen, denn sie war überzeugt, daß der Erbonkel im Interesse der Familienehre eine exemplarische Bestrafung des Frevlers vorgenommen hätte. Worin diese bestanden, war der Dame allerdings nicht ganz klar, jedenfalls mußte der Verbrecher das graue Haus am Markte, die Stadt, ja das Land verlassen.

Auf ihrer unruhigen Wanderung durch die Gemächer der standesgemäßen Wohnung vermied Dame Edeltrud, eines derselben zu betreten, obgleich sie den Schlüssel dieses Thurmzimmerchens in der Gürteltasche trug.

Dieses Stübchen, sonst der Aufenthaltsort eines sinnigen Mägdleins, war jetzt in ein Gefängniß verwandelt. Hier schmachtete die von Schmerz und Scham gleich tief Gebeugte.

Adelgunde saß an dem Fenster und blickte durch die kleinen, trüben Scheiben hinaus in die sonnige Landschaft. Die Augen des armen Geschöpfes waren roth umrändert und die dünnen Locken hingen so schlaff und gelöst herab, als hätte die Schale des mütterlichen Zornes sich nicht blos figürlich, sondern in Wirklichkeit über das blonde Haupt der Tochter ergossen.

Auf dem noch unberührten Lager — Adelgunde hatte in ihrem Jammer garnicht einmal den Versuch gemacht, sich zur Ruhe zu begeben — lag das weiße Festgewand, die blauen Schleifen und der Vergißmeinnichtzweig. O, es bedurfte dessen nicht, um sie unaufhörlich an den kurzen Augenblick des Glückes zu erinnern, dem so tiefe Demüthigung und lange Reue folgen sollte!

Trostlos starrte sie vor sich hin. Wenn auch nur das kleinste Fünkchen Trost ihr geblieben, wenn ein noch so entfernter Hoffnungsschimmer ihr geleuchtet hätte!

Aber nein, daran war garnicht zu denken. Die Mutter war unversöhnlich, das wußte sie, und nie würde sie eine Verbindung ihrer Tochter, eines Fräuleins von Bartels, mit einem simplen Ladendiener gestatten, den ganz Dohlenwinkel nur unter dem Namen „der lange Hans" kannte.

Zudem hatte besagter Hans ja noch garnicht einmal um ihre Hand, sondern nur um ihre Liebe geworben.

Liebe — verhängnißvolles Gefühl, es hatte ihr nie Glück gebracht. Auch Theobald Wagner hatte ihr einst Liebe geheuchelt, was ihn indessen nicht abgehalten, die Majorstochter zu heirathen und allmählich Vater von neun Kindern zu werden.

Und Hans? Er würde sie sicherlich auch vergessen, besonders wenn die strenge Mutter ihre Drohung noch ausführte und sie nach Wolfsburg in die Diakonissenanstalt schickte. „Denn," so hatte Dame Edeltrud noch heute früh zornig geäußert, „nachdem du die Ehre unserer Familie hier befleckt, kann ich dich nicht mehr um mich dulden, ohne das reine Wappenschild derer von Reckenstein selbst zu verunglimpfen." Mithin war keine Hoffnung auf eine mildere Gestaltung ihres Geschickes, zumal auch der Erbonkel, der vielleicht Erbarmen mit ihr und Hans gefühlt, durch beider Schuld erkrankt war.

Ein tiefer Seufzer entrang sich bei dieser letzten Erwägung dem zarten Busen des armen Mädchens.

Da ward leise der Schlüssel in das Schloß gesteckt, die Thür geöffnet und Röschen trat in das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

VII.

„Meine Feinde sind feig!" Dieser Ausspruch Friedrich Wilhelms IV. paßt wohl auf niemanden besser, als auf Herrn v. Unruh, unter dessen Präsidium der Steuerverweigerungsbeschluß von der konstituirenden Versammlung in Berlin im Jahre 1848 gefaßt wurde, der „Steuerverweigerungsbeschluß", welcher nach Unruhs eigenen späteren Worten „eigentlich gar kein Steuerverweigerungsbeschluß war", da er die zweite Lesung noch nicht hinter sich hatte.

Wäre die Sache gut abgegangen, dann hätte sich von Unruh natürlich als den Helden des siegreichen „passiven Widerstandes" auf-

gespielt, so aber verleugnete er sein eigenes Werk. Ein kostbarer Kautz, dieser „revolutionäre" von Unruh, dieser Vater des „passiven Widerstandes", der am 10. November 1848 in folgender komischen Tirade sein Herz ausschüttete:

„Solange die Presse, solange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel in der Hand, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen."

Diese Worte hat von Unruh auch unter sein Bildniß geschrieben. Uebersetzen wir dieselben in gutes Deutsch, so tritt die ganze Jämmerlichkeit dieses traurigen Phraseurs in das rechte Licht:

„Solange die Reaktion sich nicht rührt, solange die Reaktion sich vor unseren Worten fürchtet, solange bleiben wir zum Heile des Vaterlandes obenauf und räsonniren weiter; wenn aber die Reaktion wirklich ernsthaft auftritt, wie sie es ja zu thun gewöhnt ist, dann, ja dann könnte es ein Blutvergießen geben, wenn wir nicht klug genug wären, in's Mauseloch zu schlüpfen."

Und dieser von Unruh, der persönlich so unbedeutend ist, beherrschte die berliner Nationalversammlung, weil dieselbe in diesem Manne der Halbheit das getreue und glänzende Spiegelbild ihrer selbst sah.

Wir würden weitaus den Rahmen, der uns bei diesen kleinen Bildern gesteckt ist, überschreiten, wollten wir sämmtliche parlamentarische Schmach, die sich an den Namen von Unruh klammert, hier aufführen. Deshalb sei es genug, wenn wir nur eines Beispiels noch Erwähnung thun.

Herr von Unruh erklärte sich ungefähr mit folgenden Worten in der Nationalversammlung gegen einen Antrag auf Amnestie:

„Wir leben in einem konstitutionellen Staate und wollen das konstitutionelle Prinzip ausbilden; wir müssen deshalb auch die Prärogative der Krone achten. Ein Antrag auf Erlaß einer Amnestie ist ein Eingriff in solche Prärogative. Durch solchen Antrag kann ein unlösbarer Konflikt herbeigeführt werden. Wir wollen deshalb eine Interpellation einbringen in dieser Hinsicht; gibt uns das Ministerium eine ungenügende Antwort, so lassen wir das Ministerium fallen und die Krone wird sich fügen."

Ein sonderbarer Kautz, der da glaubt, daß die Krone einen Antrag mißbilligen, einer diesen ersetzenden Interpellation aber ihre Zustimmung geben würde.

„Dem einen nicht zu Schaden, dem andern nicht zu Leide" — diesen Spruch hätte von Unruh unter sein Bildniß setzen müssen. —

Bringen wir nun kurz die Biographie unseres Helden. Geboren 1806 in Tilsit, studirte in Königsberg; wurde Regierungsrath in Potsdam, später Gründer. 1848 wurde er Mitglied der preußischen Nationalversammlung und war eine Zeitlang Präsident derselben; 1849 wurde er Mitglied der zweiten Kammer; 1859 Mitglied des Nationalvereins; 1863—1873 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses; seit 1867 Mitglied des deutschen Reichstags.

Daß er auch, weil es Mode war, in der Konfliktsperiode Fortschrittsmann wurde, ist natürlich, natürlicher aber noch, daß er später einer der Hauptbegründer und Hauptheldeu des Nationalliberalismus war.

Seine politische Thätigkeit ist in den letzten Jahren unter Null gesunken, dagegen hat der verehrte Abgeordnete die Gründerperiode für sich nicht unbenutzt verstreichen lassen. Weil nun die Sozialdemokratie eine Hauptfeindin der Gründerei ist, deshalb ist von Unruh ein Hauptfeind der Sozialdemokratie. Er schreibt infolge dessen auch kindische Pamphlete gegen dieselbe, die natürlich nur die Wirkung haben, der Sozialdemokratie weiteren Boden zu schaffen. Diese von Unruh'schen Sudelschriftchen warnen, da sie von Ignoranz und Servilismus strotzen, sofort jeden vernünftigen Leser vor dem Liberalismus und machen ihn dem Sozialismus geneigt.

Zwei Eigenschaften sind noch besonders zu von Unruh's Charakter zu verzeichnen. Wenn der edle Herr in „feiner" Gesellschaft sich befindet, so ergötzt er sich damit, geistreiche Zoten zu erzählen, wie Hans Blum ausdrücklich einmal von seinem Gesinnungs- und Fraktionsgenossen in der „Gartenlaube" erzählt hat.

Dann ist die Russenfreundlichkeit des Herrn von Unruh unendlich groß, weil er mit den unkultivirten Russen als Direktor der Norddeutschen Wagenfabrik und seiner sonstigen Gründungen gute, ja sehr gute Geschäfte gemacht hat — ein braver Patriot und Volksvertreter! Nicht wahr?

Seinem Gesinnungsgenossen Fritz Kapp ist eine solche Russenfreundlichkeit doch etwas zu stark, drum gibt derselbe dem Regierungsrath a. D. und Gründer von Unruh eine Lektion in der „Nationalzeitung", indem er meint, daß von Unruh die Herren Russen doch allzusehr durch die Geschäftsbrille angeschaut habe.

Nehmen wir nun Abschied von diesem großen Lichte des preußisch-deutschen Nationalservilismus, dessen hervorragende Eigenschaften wir den Lesern zur Genüge vorgeführt haben. H.

Berichtigung. Vom Rhein erhalten wir von einem hervorragenden Parteiführer der christlich-sozialen Anschauung folgende Zuschrift:

„Ich möchte Sie bitten, einen Irrthum in dem Artikel „Parlamentarier III" cf. die „Neuen Welt" 3. Jahrgang Nr. 6 dahin zu berichtigen, daß Herr Prof. Ferdinand Walter in Bonn nicht im Jahre 1859 gestorben ist, sondern heute dort noch lebt. Derselbe ist freilich hochbetagt und vollständig erblindet."

Gift im Hause. Welchen schädlichen Einflüssen wir täglich durch den Genuß von gefälschten Nahrungsmitteln ausgesetzt sind, ist von der Presse schon hinreichend besprochen worden. Daß das Fälschungssystem sich aber auch auf unsere nächste Umgebung, wie Wände, Möbel 2c. erstreckt, wird vielen noch unbekannt sein, und grade hier werden die allergefährlichsten und giftigsten Stoffe verwendet. So finden die wegen ihrer Schönheit sehr geschätzten arsenikhaltigen Farben, Schweinfurter Grün, Scheel'sches Grün, Braunschweiger Grün u. dgl., obwohl sie gesetzlich verboten sind, in der mannichfaltigsten Weise Verwendung. So hat man z. B. zuweilen sogar verdächtige grüne Tapeten, um sie verkäuflich zu machen, mit mattgrünen, unschädlichen Farben überzogen gefunden. Es ist dies umso gefährlicher, als man grade bei diesen das Gift nicht vermuthet; häufig findet sich auch das Arsen nicht in der Tapete, sondern in dem Anstrich des die Wand bedeckenden Verputzes. Jedoch nicht die grünen Farben allein sind es, welche den Verdacht eines Arsengehaltes in nicht unerheblicher Menge als berechtigt erscheinen lassen, sondern man hat einen solchen mehrfach in Tapeten von brauner, grauer, blaugrüner und vor allem auch von rother Farbe nachgewiesen. Es ist deshalb dringend empfehlenswerth, jede Tapete vor ihrer Anheftung auf einen eventuellen Gehalt von Arsen prüfen zu lassen. — Aber auch Gegenstände, die dem menschlichen Körper noch näher kommen als Tapeten, und bei deren Verwendung man kaum an ihre gesundheitsgefährlichen Eigenschaften denken möchte, können dem Verdachte eines Arsengehaltes unterliegen. Das Reichsgesundheitsamt hat einen Fall veröffentlicht, bei dem ein baumwollner Futterstoff, der zur Untersuchung eingesandt war, einen beträchtlichen Gehalt an Arsen enthielt. Der Stoff war auf der einen Seite glatt und von homogener schwarzer Farbe, während die andere Seite eine rauhe Oberfläche von mattschwarzem Ton zeigte, auf der sich an einzelnen Stellen, mit dem Gewebe fest zusammenhängend, größere oder kleinere weißliche Punkte oder Flecke bemerkbar machten. Die Prüfung von nur vier Quadratcentimetern ergab einen starken Arsengehalt. Daß ein solcher Stoff, wenn er in großer Oberfläche, z. B. als Futter u. dgl. zu Kleiderstoffen verwandt wird, auf die Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübt, wird wohl niemand bezweifeln, und wenn seine Wirkung im Anfang auch gering ist, sie häuft sich mit jedem Tage in ihren Folgen und kann in vielen Fällen den Keim zu Krankheiten legen, deren Ursache oft spät, oft garnicht entdeckt wird. Unter solchen Verhältnissen wäre es Pflicht der Industrie, dem öffentlichen Wohle Rechnung zu tragen und Mittel zu erfinden, die bei gleicher Wirksamkeit die schädlichen Eigenschaften des Arsen nicht besitzen. Solange aber die gewissenlose Privatindustrie auf Gelderwerb um jeden Preis ausgeht, wird man von dem Arsen unter den verschiedensten und häufig unerwartetsten Gestalten bis zum häuslichen Herde verfolgt werden, und die strengsten Maßregeln der Sanitätspolizei werden sich als ohnmächtig erweisen, all' den vielen Betrügereien den Garaus zu machen. H. Schm.

„König Mammon und die Freiheit" ist der Titel eines „neuen Bilderbuchs", welches im Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig erschienen ist. Bei der Herausgabe dieses Bilderbuchs ist der Wunsch maßgebend gewesen, auf den Weihnachtstisch der Kinderwelt eine Gabe niederzulegen, welche weder zu gedankenlosem Zeitvertreib dient, noch zur Vergiftung des Kindergemüths durch Verbreitung von Kriegs-, Mord- und Gespenstergeschichten, noch auch zur Abstumpfung des kindlichen Verstandes durch Pflege religiösen Aberglaubens. Wer die Menschheit sich erobern will, muß bei den Kindern anfangen — das ist eine gute Lehre, welche die Anhänger des sozialistischen Humanitätsgedankens sehr wohl beherzigt haben. Daß es nicht leicht ist, bei solchen literarischen Erzeugnissen für das erst keimende Denkvermögen und die primitiven Gefühlsregungen der Kinder den rechten Ton, den besten Stoff und die gewinnendste Darstellungsweise zu finden, wird kein Einsichtiger leugnen. Aber gerade mit Rücksicht auf die einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten ist nicht zu verkennen, daß es jedenfalls ein glücklicher Gedanke war, den Mammon, den Hunger, die Heuchelei, Noth und Haß, Geiz und Zwietracht, Rache und Krieg in abschreckenden Gestalten zu personifiziren und abzubilden, während die Freiheit mit ihren Gefolge von Liebe und Frieden, Heldenmuth und Gerechtigkeit, Wahrheit und Ruhm, Fleiß und Wissenschaft, Einigkeit und Wohlstand in anmuthigen Bildern vor dem Kindesauge erscheinen sollte. Bezüglich des Textes, welcher den Bildern und den sie erläuternden einfachen Versen beigegeben ist, wird man sogar gestehen müssen, daß er aus einem ungewöhnlich reichen Schatze literarischer Kenntnisse mit seltenem Geschick Passendes und Treffliches auszuwählen wußte. Wir wünschen, daß der durch die Höhe der Herstellungskosten bedingte Preis des Bilderbuchs (M. 1,20) seiner Verbreitung nicht hinderlich sein möge. G.

Burg Rheinstein (Bild Seite 112). Auf dem linken Ufer des Rheins, in jener ebenso durch landschaftliche Schönheit als durch historische, bis in die Römerzeit hinaufreichende Erinnerungen und Ueberbleibsel ganz ungewöhnlich ausgezeichneten Gegend, gegenüber von Aßmannshausen, der Heimat des schönen rothen Rheinweins, liegt auf 250 Fuß über den Strom sich erhebenden Felsen die uralte Burg Rheinstein. Schon im 13. und 14. Jahrhundert geschieht der Burg unter dem Namen Voitsberg, Fuidsberg, auch Faitsberg Erwähnung,

wann und von wem sie aber in ihrer ursprünglichen Gestalt erbaut worden sein mag, darüber ist uns keine Kunde verblieben. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts war sie eine Zeitlang die Residenz Graf Rudolfs I. von Habsburg, den die deutschen Fürsten im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser gewählt hatten und der seine kaiserliche Macht im Kampfe gegen das deutsche Raubritterthum erprobte und stählte. Im Jahre 1825 überließ die Familie von Eyzß die Ruine der einst stattlichen Burg dem Prinzen Friedrich von Preußen, und dieser sorgte bis 1829 für ihre Wiederherstellung in einer ihrer früheren Einrichtung möglichst entsprechenden Weise. Prinz Friedrich stattete die neue Burg auch mit einer ziemlich reichen Sammlung von Antiquitäten, alten Waffen, Kunstwerken und Glasmalereien verschiedenster Art aus. Man sieht von Burg Rheinstein nicht weit hinaus in's Land; nach allen Seiten hin ist der Blick durch Berg und Wald in enge Grenzen gebannt. Aber was das Auge erschaut, ist von jener frischen, pikanten Schönheit, welche die Vergnügungspilger aus allen Welttheilen alljährlich die Rheinufer hinauf und hinabführt. G.

Francesco Petrarca (Portrait Seite 113) war der größte lyrische Dichter, den die sonnigen Fluren Italiens geboren. Seine von ihm selbst nichts weniger als hochgeschätzten, in italienischer Sprache gedichteten Volkslieder — in dem Canzoniere — sind die schönsten Kunstproben mittelalterlichen Minnegesanges. Die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken sind in gleicher Weise sinn- und geistreich als mannigfaltig; ihre Sprache ist anmuthig und klar und ihre Form ist in hohem Maße kunstvoll zu nennen. Dabei fehlt es dem Dichter aber an vielen Stellen an jener Innigkeit der Empfindung und jener Glut der Leidenschaft, welche auch den nüchternsten Sinn zu bezaubern und hinzureißen vermögen. Nur in der Canzonen, welche die damaligen politischen Zustände Italiens geißeln, schwingt er sich in seinem Dichterzorne zu hoher Gewalt des Ausdrucks und Gedankens empor. Das Canzoniere ist immer und immer wieder in alle Kultursprachen übersetzt worden und in nahezu unzähligen Auflagen erschienen. Petrarca war indeß nicht allein der größte Lyriker des italienischen Volkes, sondern er galt auch für den gelehrtesten Mann seiner Zeit. Seine eifrigen Bemühungen um die Kenntniß der altrömischen Literatur und deren Verbreitung haben zur Beseitigung der starrchristlichen Anschauungen, welche den Geist des Mittelalters gefesselt hielten, das ihrige beigetragen. Sein scharfblickender, mit Wissen so reich ausgerüsteter Verstand spottete der meisten Vorurtheile jener glaubensvollen, aber wissensleeren Zeit. Insbesondere richtete sich sein Verdammungsurtheil gegen die Thorheiten und Quacksalbereien der Astrologie und Alchemie, zwei angebliche „Wissenschaften", deren verzwickter Unsinn Abertausende lebenslang und unausgesetzt beschäftigt und manch' reich begabten Kopf verrückt gemacht hat. — Eine große Anzahl von Schriften hat Petrarca in lateinischer Sprache abgefaßt, die ja bis in die neueste Zeit sich als die Sprache der Gelehrten aller Länder behauptet hat. Sein lateinisches Hauptwerk „De vitis virorum illustrium" (über das Leben berühmter Männer) enthält die Lebensbeschreibung einer Anzahl berühmter Römer, mit dem sagenhaften Gründer Roms anfangend und mit Julius Cäsar schließend. Dasjenige seiner Werke, welches Petrarca und seiner Zeit am bedeutendsten erschien, das epische, gleichfalls lateinische Gedicht Africa leidet an einer Langweiligkeit, die dadurch nicht vermindert wird, daß sein Held der Besieger Karthagos Scipio Afrikanus der Aeltere ist, und die es für unsere Geschmacksanforderungen ungenießbar erscheinen läßt. Von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte des 14. Jahrhunderts sind dagegen Petrarca's lateinische Briefe. — Petrarca's Leben war ganz der Kunst und Wissenschaft gewidmet. Am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren studirte er von 1318 zu Montpellier und von 1322—25 zu Bologna die Rechte, widmete sich indeß 1326 wieder ganz dem Studium der Literatur. In demselben Jahre kehrte er nach Avignon, wo sein Vater zuletzt gewohnt hatte, zurück und trat in den geistlichen Stand ein, der das mittelalterliche Leben in allen seinen Beziehungen beherrschte. Am Charfreitag 1324 erblickte Petrarca zum erstenmale seine Laura, die er in seinen Liebesliedern feiert. 1333 führte ihn eine große Reise über Paris durch Flandern und Brabant nach Lüttich, Aachen, Köln und über die Ardennen nach Lyon. 1325 ertheilte ihm Papst Benedikt XII. die erste Pfründe mit einem Kanonikat in Lombès. Nach einer Reise nach Rom und von da über Spanien nach England erwarb er sich 1327 zu Vaucluse im südöstlichen Frankreich ein Landgut. Hierher drang im Jahre 1341 die Kunde, daß ihn zwei der vornehmsten Pflegestätten mittelalterlicher Kunst — Paris und Rom — mit der Dichterkrone vor seinen Zeitgenossen auszeichnen wollten. Petrarca ließ sich den Lorbeerkranz, den ihm der römische Senat bot, im April 1341 auf dem Kapitol zu Rom um die Schläfe winden. Bis zum Jahre 1351 lebte er zumeist in Avignon oder Vaucluse. Einen Bischofssitz, den ihm der Papst antrug, schlug er aus. Die kurz darauf folgende Erhebung des römischen Volkes gegen seine adligen Blutaussauger begrüßte er mit Begeisterung und, als der Volkstribun Cola Rienzi im Kerker schmachtete, nahm er sich desselben warm an. Von 1353 an lebte er in Mailand, wo er mit Kaiser Karl IV. bekannt ward, an dessen Hof nach Prag er 1355 in diplomatischer Mission gesendet wurde. Der Kaiser gab seiner Achtung vor dem Dichter und Gelehrten in der Ernennung desselben zum Pfalzgrafen Ausdruck. Trotzdem widerstand Petrarca allen Versuchen, ihn an Fürstenhöfen festzuhalten und zog sich schließlich in ein stilles Dorf zurück, wo seine Tochter, das eine von zwei Kindern einer uns unbekannten Mutter, mit einem mailändischen Edelmann vermählt war. Hier überraschte ihn der Tod mitten in gelehrter Arbeit am 18. Juli 1374. Viele Monumente halten das Andenken des merkwürdigen Mannes bei dem italienischen Volke wach. G.

Auflösung des Rösselsprungs in Nr. 6 ist folgende dreisilbige Charade:

Der Reiter ist kein Reiter mehr, fehlt ihm das erste Silbenpaar,
Die dritte Silbe bringt gar oft den Gemsenjäger in Gefahr,
Das Ganze bringt zum erstenmal den Lesern heut die „Neue Welt",
Und hofft, daß dieses sinn'ge Spiel auch unter Euch viel Freunde zählt.

Auflösung dieser Charade ist:

Rösselsprung.

Zur Beachtung. Der Stubenmaler Anton Hirsch, geboren in Langseifersdorf, Kreis Reichenbach in Schlesien, gegenwärtig circa 49 Jahre alt, hat in Reichenbach gelernt, ist dann in die Fremde gegangen und hat vor 18 Jahren in Berlin gearbeitet; seit dieser Zeit fehlt jede Nachricht über seinen ferneren Verbleib. Seine arme, alte, mittlerweile verwittwete Mutter ist nun in der höchsten Sorge um ihren Sohn und wendet sich an alle Menschenfreunde mit der Bitte, ihr, wenn möglich, Nachricht von dem gegenwärtigen Aufenthalte desselben zu geben. — Etwaige Nachrichten wolle man gefälligst in unfrankirtem Briefe oder per Korrespondenzkarte an Wittwe Hedwig Hirsch bei dem Sattlermstr. Hrn. Gellrich, Langenbielau III., Schlesien adressiren.

Alle sozialistischen Blätter des In- und Auslandes werden gebeten, diese Notiz abzudrucken. Red. d. „N. W."

Korrespondenz.

Leipzig. Buchhandlung A. Menzel. Das von Ihnen eingesendete Buch hat einer unserer Mitarbeiter zu rezensiren übernommen. — A. Mt. Daß in der Welt kein Molekül der Materie und kein Theil der einmal vorhandenen Kraft verloren geht, sondern nur die Formen und die Wirkungsarten wechseln, ist vollkommen richtig. Aber eben eine jener vergänglichen Formen, unter denen sich Massen von Materie zusammenfinden, ist unsre Erde, mit der die Menschheit einstens — wahrscheinlich wohl erst in Jahrmillionen — untergehen wird. Daß damit nicht alles organische Leben im Weltall für alle Ewigkeit aufgehört haben wird, darf natürlich angenommen werden. Was Sie von der Wanderung der Lichtwellen durch's Weltall schreiben, beweist, daß Sie mancherlei gelesen haben!

Schnarsleben. G. T. Das einfache Räthsel ist zu gebrauchen, bedarf jedoch der redaktionellen Korrektur.

Darmstadt. C. J. K. Dem Verfasser des Gedichtes „An meinen Sohn", ebenso wie uns, wird es lieb sein, wenn seine Verse nicht nur momentane Rührung erzeugen, sondern auch zur Nachfolge auf dem Wege edlen Unglaubens begeistern.

Mainz. Dr. G. Mspt und Brief nach Wunsch rechtzeitig an Sie abgegangen!

Langenbielau. A. K. Ihrem Wunsche konnte, wie Sie sehen, gewillfahrt werden. Von Insertionsgebühren kann bei so etwas keine Rede sein. Für die Zusendung der Akten frdl. Dank.

Dresden. R. R. Das Buch heißt „Rathgeber für Gewerbetreibende" und ist von der Buchhandlung des „Vorwärts", Leipzig, Färberstr. 12, zu dem von Ihnen erwähnten Preise zu beziehen. Ihr Gedanke bezüglich der künstlerischen Darstellung von Vorfällen der Art, wie Sie einen mittheilen, ist gut; nur fehlen uns vorläufig noch die Künstler zur praktischen Ausführung desselben.

Hamburg. F. H. So harte Urtheile über die Arbeiten eines als Charakter bewährten und dem Namen nach weitbekannten Mannes sollten jedenfalls taktvollerweise nicht einer den Blicken aller Welt offenstehenden Postkarte anvertraut werden. Uebrigens: Theilen wirklich viele Gesinnungsgenossen Ihre Meinung?

Liezen (Obersteier). J. K. Die Nationalökonomie ist diejenige Wissenschaft, welche die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens der Nationen erkennen lehren soll. Die Bezeichnungen „gesellschaftliche Oekonomie", „Sozialökonomie" sind mindestens ebenso zulässig, als die außerhalb Deutschlands vorherrschende „politische Oekonomie". Die Nationalökonomie ist übrigens, gleich der noch jüngeren Wissenschaft der Statistik, nicht mehr als der Keim einer Gruppe vorläufig kaum dem Namen nach vorhandener Wissenschaften, die man unter dem Namen der Sozialwissenschaften zusammenfassen kann und die alle Beziehungen des gesellschaftlichen Menschenlebens zu beleuchten haben werden. — Einer Ihrer Wünsche ist, wie Sie gesehen haben werden, bereits erfüllt. Zur Aufklärung der „ziemlich dunklen Köpfe des österreichischen Volkes" werden wir mit Vergnügen auch in Zukunft nach Kräften beitragen.

Berlin. H. L. Dank für die eingesendete Schachpartie. Das Resultat unserer Prüfung in nächster Nummer. — G. Sch. Ihr Wunsch wird Erfüllung finden!

Bremen. H. G. Wir werden uns mit einem Pädagogen in Verbindung setzen und Ihnen dessen Antwort auf Ihre Frage übermitteln.

Schmelz. F. Th. Die eingesendeten Verse sind nicht übel, aber für die „N. W." sind sie gar zu politisch. Für ein politisches Lokalblatt dürften sie nach sorgfältiger Feilung verwendbar sein.

Dortmund. K. H. Wenn Sie geschichtliches Material zu einer Arbeit über die Wiedertäuferbewegung haben, so schicken Sie es nur an uns. Das eingesendete Blättlein mit der Geschichte der Muttergottes von Mörl hat uns höchlich ergötzt. Was wird aus dem Kulturkampfe werden, wenn nächstens zur Errettung der Kirche die Jungfrau Maria, ihrer Prophezeiung gemäß, mit einer Legion Engel in Berlin ankommt und Sr. Durchlaucht dem Herrn Bismarck aufs Dach steigt! Daß es noch Leute gibt, die solch' ein, 12 Quadratzoll großes, mit hellstem Unsinn bedrucktes Wischchen gläubig lesen und mit 5—10 Pfennigen bezahlen, das ist allerdings nicht mehr zum Lachen!

Liegnitz. G. Scholz. Eine kurze Biographie Seume's ist sammt dessen Porträt bereits im ersten Jahrgange der „N. W." erschienen. Wenn Sie eine kurze und billige Weltgeschichte wollen, die die Thatsachen wenigstens nicht böswillig fälscht oder entstellt, so kaufen Sie Sich die kleinste Ausgabe der Weber'schen Weltgeschichte.

Jena. Y—z. Die Uebersetzung erscheint auch uns gut. Wir werden sie gelegentlich mit dem Original vergleichen und dann wahrscheinlich abdrucken. Besten Dank! — R. S. Das Silbenräthsel ist brauchbar. Lassen Sie es bei dem Erstlingsversuche nicht bewenden!

Die Fortsetzung der Anleitung zum Schachspiel erscheint in nächster Nummer.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 27. November.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Als Fritz mit derselben Vorsicht, mit der er eingetreten, wieder das Zimmer verließ, stieß er auf den kleinen Georg, der zuwartend an die Thüre gelehnt war.

„Ich habe etwas gesehen, ich habe etwas gesehen!" schrie der allsogleich und paschte in die Händchen.

„Was hast du denn gesehen?"

„Ich habe ein Licht gesehen."

„Du wirst ihrer gleich mehr sehen, Bursche. „Mama," rief Fritz der Schwägerin zu, „komm her, jetzt heißt es aufpassen, saperlot, es wird gleich läuten, die Thür wird aufspringen und dann werden wir die Herrlichkeit sehen. Das Christkind ist ja schon drinnen."

„Komm Mama," drängte Georg, „das Christkind ist schon drinnen." Auguste löschte die Lampe, was Fritz als ein Zeichen übergroßer Sparsamkeit bezeichnete, dann trat sie, ihren Hansl auf dem Arm, zu den Andern. Da harrten sie denn an der Thür, im Dunklen, aneinander gedrängt, in völliger Stille des Moments, und Alle überkam die gewisse erwartungsvoll feierliche Stimmung. Georg schlug das Herz bis an den Hals und selbst Augustes Herz pochte.

„Jetzt ist das Christkind schon drinnen?" fragte Georg nach einer Weile mit leiser, unterdrückter Stimme.

„Ja wohl."

„Wie ist es denn hinein gekommen, Onkel Fritz?"

„Durch's Fenster."

„Wie denn durch's Fenster?"

„Es ist auf der Himmelsleiter emporgeschwebt," erklärte die Mama in einer poetischen Anwandlung mit einem zarten Flüstern.

„Auf einer Leiter?" wiederholte Georg, „wie die Lampenanzünder, Mama?" — In diesem Augenblicke läutete es drinnen. Laut, lustig, langandauernd ertönte das Geklingel. Das hört Rosa sicher, dachte Auguste. Da ward die Thür aufgerissen, und ihnen entgegen strahlte der hell erleuchtete Weihnachtsbaum mit seiner mannigfaltigen Pracht.

Die Kinder wurden vorausgeschoben. Auguste folgte, selber aufgeregt und glückselig wie ein Kind. Hansl jubelte laut auf, er streckte die Händchen aus und rief wie besessen „Ah, ah, ah!" Georg blieb ganz ruhig. Er schien starr vor Ueberraschung. Er hält beide Arme vor sich ausgestreckt und seine kleinen Finger spreizen sich wie in Verwunderung weit auseinander. Ein ganz leises, tief gezogenes Ah! entringt sich endlich seiner Brust. Seine Augen, diese großen, freudigen Kinderaugen, vermögen sich nicht abzuwenden von dem bunten, herrlich strahlenden Baume. Endlich fällt sein Blick auf die Seite, er bemerkt den Rappen. Da lacht sein ganzes, liebes Gesichtchen, er zeigt mit dem Zeigefinger auf das metamorphosirte Pferd und ruft entzückt: „Mein Schimmel, schwarz angestrichen!" Alles brach in ein schallendes Gelächter aus. Und draußen in der dunklen Küche steht die Rosel und guckt scheu und vorsichtig durch die offene Thür; und wie sie das hört, muß sie ebenfalls lachen, herzlich, unbezwingbar aber doch so leise, damit es ja niemand hören soll. Fritz jedoch hat feine Ohren, es muß ihm etwas aufgefallen sein, und er nähert sich, wenn auch nur rücklings der Thür. Er horcht hinaus.

Der Vater hatte seinen Großen in die Höhe gehoben und ihn wie im Freudenrausche geküßt.

„Das ist doch ein Teufelsjunge!" rief er der Mutter zu. „Der läßt sich nicht betrügen, der nicht, er hat seinen Schimmel sogleich wieder erkannt." „Ich hätte es nicht gedacht," rief Auguste noch immer lachend und dabei voll mütterlichen Stolzes auf ihren Erstgebornen blickend. Dann nahm sie ihrerseits Hans auf den Arm und nun wurde den Kindern der Christbaum von einer gewissen Entfernung und nach allen Seiten gezeigt. „Er sieht wirklich sehr hübsch aus, allerliebst, wunderherrlich!" riefen abwechselnd die glücklichen Eltern.

„Der unsre ist der hübscheste den ich je gesehen habe," meinte Auguste, und dann zu dem kleinen Hans gewendet: „Siehst du die vielen, vielen Lichterle?" „Und die viele Bäckerei, Georg, was? da gibt's etwas für dich. zu beißen."

„Ich möchte gleich beißen, Vater," bat Georg in seinem singenden Ton.

„Ein Stückchen kann er ja bekommen, nicht wahr Mutter?"

„Und der Hans auch," bejahte diese, und sie nahm ein Biscuit vom Baum und steckte es dem Kleinen in den Mund. Georg sollte sich selbst etwas aussuchen. Er wählte bescheidenerweise eine kleine verzuckerte Bretzel, er biß sie von dem rothen Bändchen, woran sie aufgehängt war, herunter, verspeiste sie und hing dann mit pedantischer Gewissenhaftigkeit das rothe Bändchen wieder auf den Zweig. Neues Gelächter, neues Entzücken.

„Was das für ein ordnungsliebender Mensch wird," rief der Vater. „Er ist ein Musterkind," fügte die Mama hinzu.

„Jetzt will ich mit meinem schwarzen Schimmel spielen," sagte Georg entschieden, den Armen seines Vaters sich entwindend.

„Das ist jetzt ein Rappe," erklärte dieser.

„Ein Rappe, warum denn?"

„Weil er jetzt schwarz geworden ist."

„Warum ist er denn jetzt schwarz geworden?"

Man hielt es für gut, ihm die Antwort schuldig zu bleiben.

„Ei, die Mama hat auch etwas bekommen!" winkte Karl, dem Tischchen näher tretend.

„O, ich habe es schon bemerkt," lachte Auguste. Und das Christkind hat es gut getroffen, einen solchen Kragen hatte ich mir längst gewünscht, und die Bänder in meiner Lieblingsfarbe himmelblau, das ist zu hübsch.

„Und das hübscheste hast du noch nicht einmal bemerkt," versetzte Karl, ein Bändchen, das über das Medaillon geflattert war, hinwegnehmend und nun auf dieses selbst hindeutend.

„Ah!" rief Auguste entzückt aus, dann trat sie aber erschreckt einen Schritt zurück. „Karl, das ist nicht recht," sagte sie vorwurfsvoll.

„O, das geht mich nichts an, dafür kannst du einem Andern Vorwürfe machen, nicht mir, ich habe es noch nicht so weit gebracht, dir so etwas hübsches schenken zu können." Er senkte traurig, wie beschämt den Kopf. Gustel flog ihrem Mann an den Hals.

„Du sollst dich nicht darüber grämen, mein Karl, du weißt wie ich darüber denke, du weißt wie glücklich ich an deiner Seite bin, und wenn der," sie deutete lächelnd auf Fritz, „nur auch erst für zwei so prächtige Jungen zu sorgen haben wird, dann wird ihm für dergleichen allerliebste Aufmerksamkeiten auch kein Geld mehr übrig bleiben. Sie wendete sich in hurtiger Geschäftigkeit wieder gegen den Tisch und praktizirte mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers zwei Päckchen auf denselben. Uebrigens sehe ich, daß auch er mit einer bescheidenen Gabe bedacht worden ist."

„Richtig, Fritz, da steht dein Name groß aufgeschrieben."

„Und hier der deinige, wenn ich nicht irre."

„Was, ich bekomme auch etwas? Na, hörst du Gustel, und meiner Seel', ich glaube sie hat's getroffen!" Er hatte mehrere Papiere abgewickelt, bis er der Sache auf den Grund gekommen war. —

„Eine Meerschaumspitze!" rief er jetzt triumphirend, „mit einem Bernsteinmundstück."

„Weib, das ist ja der höchste Luxus."

„Gustel, Gustel, ich habe dich sehr im Verdacht, daß du heimliche Schätze besitzest, oder daß du das große Loos gewonnen hast."

„Keines von beiden, Alterchen, aber ich habe gespart."

„Sie hat gespart! Da, Fritz, sieh dir diesen Sparapostel an," lachte Karl, „sie hat gespart! da schreie mir noch einer gegen den alten Schulze-Delitzsch; aber jetzt kann ich mir auch die magern Suppen und die spärlichen Fleischrationen erklären, die sie mir seit einiger Zeit zugemessen hat. O Gustel! Aber zum Teufel sage mir nur Fritz was bleibst du denn beständig bei der Thüre, als wenn du davor Schildwache stündest?"

„Ich, an der Thür?" fragte der Angeredete verwundert, als hätte er das garnicht gewußt.

„Ich — ich habe von hier den schönsten Ueberblick auf den Christbaum."

„Ach was, Christbaum, darum handelt es sich nicht, du sollst hier dein kleines Geschenk betrachten, komm nur näher!"

„Herzlichen Dank dafür!" rief Fritz, und er nickte den Seinen freundlich aber etwas verwirrt zu, während er unverändert seinen Platz behauptete, und seine Augen einen ihnen ungewöhlichen, lauernden Ausdruck annahmen.

Karl hatte das Packet auseinander geschlagen. „Schau, ein seidenes Halstuch," er breitete es auseinander. „Dunkelblau mit weißen Streifen, gerade wie es unsere Gecken tragen."

„O, damit will ich Staat machen, darum werde ich beneidet werden," kam es noch immer von der Thüre her.

„Donnerwetter, Fritz, bist du denn an dieser Stelle angewurzelt, so rühre dich doch."

„Ja, ich —" sein aufmerksames Ohr hatte in der Küche ein leichtes Knarren des Fußbodens vernommen, das durch die sich entfernenden Schritte der nichts weniger als ätherischen Gestalt der kleinen Rosa verursacht wurde. „Ah!" schrie Fritz auf, „ich habe sie!" und mit einem Sprung war er in der Küche.

„Bist du verrückt, Kerl, was hast du, wen hast du?"

„Eine Wohnungseinschleicherin," antwortete Fritz von draußen. „Ich habe sie erwischt, ich halte sie." Und in der That umfaßte er im dunkeln die vermeintliche Spitzbübin mit seinen kräftigen Armen und preßte sie dergestalt an sich, als wenn er ihr das Wohnungseinschleichen für immer vertreiben wollte. Die arme Rosa war wohl vom Schreck gelähmt, sonst hätte sie sich der Umschlingung ihres Feindes gewiß entrissen, während sie jetzt das Schreckliche lautlos und geduldig über sich ergehen ließ.

Die Eheleute waren ebenfalls herbei geeilt.

„Lasse sie!" versetzte Auguste, um ihre Freundin ernstlich besorgt. „Lasse sie, es ist ja Rosa!"

Fritz hatte die Bedauernswerthe indeß schon in das Zimmer geführt. „Fräulein Rosa!" rief er, und er that als wäre er auf's höchste erstaunt als er ihr jetzt bei der hellen Beleuchtung in das Gesicht sah. Er ließ sie rasch und wie erschreckt los. „O, wenn ich das gewußt hätte!" fügte er in entschuldigendem Ton hinzu, obwohl es recht schelmisch dabei um seinen hübschen Mund zuckte. „Wer hätte das auch gedacht, Fräulein Rosa, daß sie heimlich in anderer Leute Wohnung —"

„Ich — ich — Auguste —" stotterte das Mädchen, blutroth und wirklich ganz verwirrt.

„Du Narr!" rief Auguste erbost, indem sie ihrem Schwager einen kleinen, freundschaftlichen Rippenstoß versetzte. „Was glaubst du denn? Ich hatte sie gebeten, der Bescheerung beizuwohnen, sie wollte durchaus nicht, aber ich drang solange in sie bis sie mir versprach für einen Augenblick unbemerkt ein Zeuge unseres Glücks zu sein."

„Dem sie jetzt, wo sie bemerkt wurde, nicht sogleich den Rücken wenden darf," sagte Karl freundlich und bestimmt.

„Rosa!" rief ihr Georg von seinem Rappen, auf den er sich rittlings gesetzt hatte, jetzt zu. „Schau, ich habe eine Peitsche und einen Wagen, und eine schöne Puppe habe ich und das hat mir alles das Christkind gebringt."

„Gebracht!" korrigirte der Vater, „und sehen Sie nur, Rosa, wie auch der Hans mit seinem Püppchen zärtlich thut." Rosa trat zu den Kindern. Es wäre doch lächerlich gewesen, wenn sie sogleich wieder fortgelaufen wäre. Sie hatte auch bald ihren munteren Ton und die fröhliche Unbefangenheit, die ihr eigen war, wieder erlangt, und sie spielte mit Georg und als er nach der Puppe verlangte, der er bisher aus embarraz de richesse nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hatte, setzte sie ihm dieselbe in den Wagen, damit er sie spazieren fahren könne. Nach Fritz hatte sie sich nicht mehr umgesehen. Jetzt faßte Auguste die Freundin unter den Arm; sie bat sie nun, auch die Geschenke der Großen zu besehen. Alles wurde noch einmal durchgenommen und bewundert: Augustens Garnitur mit den blauen Schleifen, das Medaillon, die Cigarrenspitze, welche Rosa auf Karl's Verlangen in den Mund steckte, um dann lachend zu versichern, daß sie einen guten Zug habe, endlich konnte sie nicht umhin, auch dem seidenen Halstuch einige Beachtung zu schenken. Sie ließ es einigemal wie prüfend durch ihre Finger gleiten. „Es ist von guter Seide," sagte sie mit einer gewissen Wichtigkeit. Fritz stand plötzlich an ihrer Seite, er hatte das entgegengesetzte Ende des Tuches ergriffen. „Ein schwerer Stoff," bemerkte er, diesen ebenfalls mit den Fingern prüfend. „Und eine hübsche Farbe," setzte sie hinzu. „O gewiß, sehr hübsch, nur zu sehr in die Augen fallend." Rosa dachte, daß dieses tiefe Blau zu seiner bräunlichen Gesichtsfarbe allerdings so gut stimmen würde, daß er damit gar vielen Mädchen in die Augen fallen dürfte, aber sie sagte dies nicht und betrachtete mit gesenkten Augen nur noch aufmerksamer das seidene Gewebe. „Es läßt sich daraus wohl eine hübsche Schleife binden, sagte sie dann, gleichsam als das Ergebniß dieser Betrachtungen. „Meinen Sie wirklich, Fräulein Rosa?" fragte Fritz lebhaft, und er wagte es sie dabei anzusehen. Seine Finger waren unter dem Stoffe den ihrigen so nahe gekommen, daß sie sich berührten. „Nun, es freut mich wirklich recht sehr, daß das Tuch Ihnen so gut gefällt, Fräulein Rosa, denn es ist mein; es ist Augustes Geschenk." Sie ließ ihren Zipfel plötzlich los. „Entschuldigen Sie," rief sie erröthend in peinlicher Verlegenheit, „das wußte ich nicht." „O, ich bitte, das thut nichts," antwortete er eben so verwirrt. „Und wenn es Ihnen Vergnügen macht —" Er hielt ihr den Zipfel gutmüthig wieder hin. Rosa hustete, ihre Augen schweiften umher, um einen ablenkenden Gegenstand aufzufinden.

„Was bedeutet denn das?" rief sie erstaunt aus, und ihre Finger wiesen auf einen Zettel, worauf ihr Name geschrieben stand.

„Ein Schächtelchen liegt darunter," sagte Fritz, das ist für Sie, aber wie ist das so plötzlich hierher gekommen?" Er reichte es ihr hin. Sie nahm es mit den Fingerspitzen entgegen.

„Du mußt es öffnen, Rosa," rief Auguste aus der einen Zimmerecke herüber, wo sie ihre Kleinen mit Backwerk fütterte. „Ich bitte dich, was thust du denn so zimperlich, öffne es dreist, sage ich dir, es wäre sehr ungerecht vom Christkind gewesen, wenn die Rosel leer ausgegangen wäre.

Rosa zauderte noch immer. Es war ihr vorgekommen als ob Fritz mit Auguste einen Blick des Einverständnisses gewechselt und es fiel ihr ein: wie, wenn diese Gabe von ihm käme? „Aber dann will ich sie nicht," dachte sie. „Ich brauche nichts von ihm, ich kann nichts von ihm nehmen; ich habe ihm doch eine Ohrfeige gegeben und er ist heute so — ich begreife es gar nicht." Sie warf einen raschen, verstohlenen Blick auf ihn. Er war wirklich ein sehr hübscher Mensch der Fritz, und er hatte so liebe Augen, man konnte es kaum glauben, daß er so falsch war.

„Du sollst öffnen," drängte Auguste.

Rosa schlug den Deckel der weißen Papierschachtel zurück. Eine schwarze, ziemlich große Broche lag darin, auf rosa Papier geheftet. In freudiger Bewegung nahm sie sie heraus und betrachtete dieselbe, plötzlich wurden ihre Züge sehr ernst, und ein jähes dunkles Roth stieg bis an ihre Schläfen hinan. Sie besah noch immer den einfachen Schmuck, starr, unbeweglich, als blickte ihr das Haupt der Medusa entgegen, dann, wie zu einem schmerzlichen Bewußtsein erwachend, warf sie die Schachtel sammt dem Inhalt auf den Tisch zurück und einen Blick zornigster Empörung gegen Fritz schleudernd, rannte sie wie toll der Thüre zu, sank aber von ihren Gefühlen überwältigt nahe derselben auf einen Stuhl.

„Das ist zu viel!" schluchzte sie, indem sie heftig die Hände vor ihr Gesicht schlug.

Die Anwesenden waren verblüfft, sie sahen sich gegenseitig an, als könnten sie es dem vom Gesicht lesen, der die Schuld an diesen Thränen trage; dann drängten sie sich theilnehmend um das Mädchen.

„Was ist dir geschehen? Rosa, sprich doch," bat Auguste.

„Das ist zu viel!" wiederholte Rosa.

„Was ist denn zu viel, doch nicht die Broche, du Kind?"

„Der Falsche, der Abscheuliche, einer solchen Bosheit hätte ich ihn nimmer für fähig gehalten." Sie vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu reden.

„Sie müssen sich deutlicher erklären, wir verstehen Sie nicht," sagte Karl.

Fritz hatte indeß das Schächtelchen herbeigebracht.

„Was konnte Sie dabei erzürnen oder — verletzen?" fragte er in einem sehr unschuldigen Ton.

Rosa schnellte in die Höhe, ihre Hände sanken von ihrem Gesicht, die blauen Augen, in denen noch die Thränen standen, wendeten sich mit einem drohenden, zornigen Ausdruck wieder gegen Fritz. „Sie fragen noch!" rief sie, und ihre Stimme zitterte. „Glauben Sie, ich hätte die Anspielung nicht verstanden? O, Sie haben sie nur allzu deutlich gegeben." Sie trat ihm noch einen Schritt näher, in ihren Fingern begann es wieder zu zucken, aber es mußte etwas in dem Ausdruck seiner Augen liegen, das den drohenden Ausbruch in Weichheit löste. Sie fiel Augusten um den Hals. „Er hat mir sehr wehe gethan!" schluchzte sie in einem herzbrechenden Ton.

„Aber womit denn, Rosa?"

„Mit der Spinne, ich weiß es, er hält mich für eine giftige Person."

Fritz öffnete, von einem Gedanken erfaßt, die kleine Schachtel, die er in der Hand hielt. Da lag die unheilbringende Broche. Er besah sie mit einem raschen Blick. Auf dunklem Grund war in ziemlich roher Ausführung eine Spinne gemalt, wie sie auf ihrem Netze sitzend soeben eine Fliege verspeiste.

„Er hat mich damals so genannt," fuhr Rosa fort, „und er hat mir dies heute absichtlich vor die Augen gebracht, damit ich nicht vergessen soll wie er von mir denke."

„Das ist ein merkwürdiger Verdacht," brach Fritz jetzt los, die Schachtel sammt ihrem Inhalt auf den Boden schleudernd. „Aber ich weiß es ja, ich bin ihn Ihren Augen ein ganz erbärmlicher Mensch, ein Abgrund der Abscheulichkeit bin ich." Er rannte aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

Rosa war bestürzt in den Sessel zurückgesunken. Indeß war auch der kleine Georg herbeigesprungen, er hob die Broche vom Boden auf und drängte sich damit an Rosa's Knie.

„Gefällt dir die Spinne nicht?" fragte er in seinem kindlichen Ton. „Weine nicht, Rosa, die Mutter wird dir die andere kaufen, die mit der Taube, die war viel schöner."

Rosa blickte auf. „Hat denn — die Mutter? Auguste, du hast die Broche gekauft?"

„Natürlich, wer sonst? Es ist nur eine Kleinigkeit," setzte die gute Seele entschuldigend hinzu. „Ich hatte vorerst die mit der Taube ausgesucht, aber dann fand ich, daß die Spinne auch recht hübsch sei, und daß sie eine viel bessere Nadel habe.

„Die Spinne war billiger," versicherte Georg treuherzig, „darum hat sie die Mutter gekauft."

Rosa drückte den Kleinen an sich und schloß ihm mit einem Kusse den Mund, dann sprang sie auf und warf ihre Arme der Freundin um den Hals. „Gustel," rief sie, gleichzeitig lachend und weinend. „Was mußt du, was werdet ihr alle von mir denken? Ich bin so ein dummes, albernes Ding, ich hatte eine so lächerliche Einbildung, ich möchte mich selber dafür prügeln, Gustel, Mahlknecht, ich bitte euch, verzeiht mir."

(Fortsetzung folgt.)

Lumpen und Seuchen.

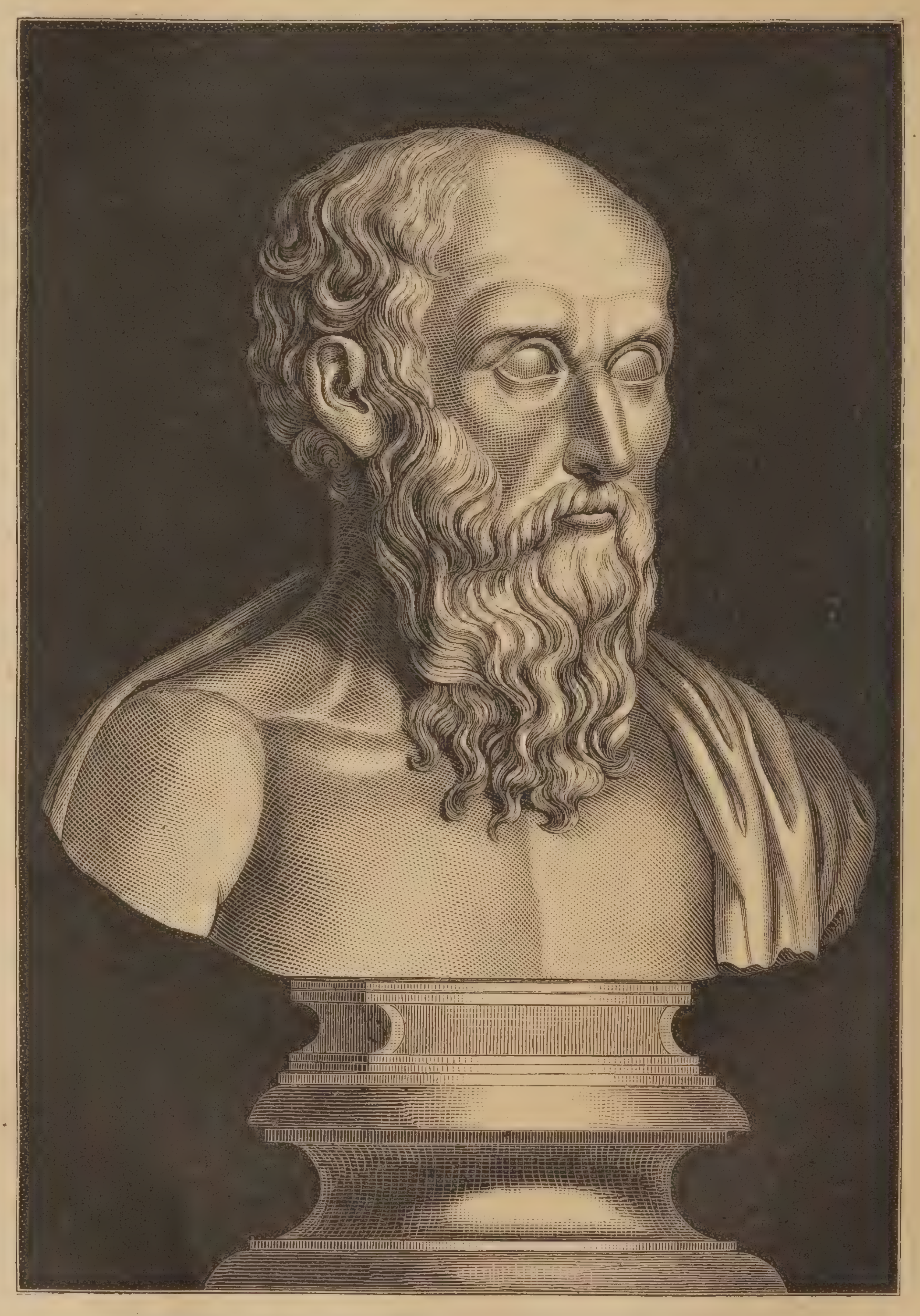
Von Dr. H. Oidtmann.

(Schluß.)

In dem „Buch der Erfindungen" heißt es — mit einigen hygieinischen Wortabänderungen — über die Papierfabrikation:

So gleichgiltig wir einen Papierfetzen zu unseren Füßen liegen sehen, so ist er doch der Repräsentant eines Stoffes von höchster Bedeutung für die Gesundheitswirthschaft. Jenes großartige Verschontbleiben von Pocken und anderen Seuchen, wie wir es in unserm Jahrhundert unverdient genießen, würde ohne das Papier, welches täglich waggonweise die alten Lumpen außer Kurs setzt und auswäscht, nicht vorhanden sein. Der Papierverbrauch ist also indirekt der beste natürliche Maßstab für die hygieinische Wohlfahrt eines Volkes, neben der Seife, deren jährlicher Bedarf, mit Liebig zu reden, den allgemeinen Kultur- und Gesundheitszustand eines Volkes andeutet. Doch nicht immer war es wie heute, wo man für Papiererzeugung allenthalben ganze Lumpenspeicher mit den in den Lumpen aufgehäuften Schweißmassen so anhaltend verbraucht, wie die Völker des Alterthums es niemals kannten. Lange Zeit war die Papierstaude allein das Material für den Schrift- und Bücherverkehr. In jenen Zeiten lagerten und moderten unberührt millionen Centner alter durchseuchter Lumpen als unverwerthbare Massen mit ihrem stinkenden Hautschweiß in unmittelbarer Nähe des Menschen; sie hauchten im Verein mit den unverwerthbaren alten Knochen der Küche Pest und Pocken in die Wohn- und Schlafräume aus. Die Grundlage der heutigen Papierfabrikation sind bei uns glücklicherweise die Lumpen oder, technisch gesprochen, Hadern, ein Rohstoff von höchster Bedeutung für das Studium der Gesundheitswirthschaft und insbesondere der Seuchenkunde. Auch ist der Begehr nach Hadern in den in der Bildung am meisten vorgeschrittenen Ländern — fast möchte ich sagen, in den Ländern, in welchen am fleißigsten geimpft wird — seit Beginn dieses Jahrhunderts, also seitdem — nebenbei — geimpft wird, so stark und so steigend, daß kein Land mehr den Lumpenbedarf aus eignen Mitteln decken kann, und Länder wie Ungarn, das noch ansehnliche Mengen alter Hadern abzugeben hat, dafür stets gute Abnehmer finden. Jeder einzelne Mensch liefert also unbewußt alljährlich ein gewisses, ziemlich gleichbleibendes Quantum Lumpen als Papierrohstoff an die Papierfabriken ab und betheiligt sich durch diese Lumpensteuer unbewußt an der großartigsten vorbeugenden Des-

infizirung der Leiber und der Häuser. Auch kann die Handelsstatistik mit leidlicher Genauigkeit angeben, wie viel irgend ein Land alljährlich in diesem Artikel zu leisten vermag, wie stark es sich an der kulturhygienischen Arbeit der Lumpenausrottung betheiligt. Da man jetzt die Lumpen nicht mehr, wie früher, zum großen Theile wegwirft oder zu Zunder, dem fast vergessenen Vorläufer der Schwefelhölzchen, verbrennt, vielmehr wohl in jeder ordentlichen Häuslichkeit Hadern gewürdigt und emsig gesammelt werden, so dürfte ein wesentlich höheres Ergebniß der Lumpenproduktion, als es bis jetzt vorliegt, auch in Zukunft nicht zu erwarten sein. Das Weghaschen der alten Lumpen aus dem Menschenverkehr hat seinen Höhepunkt, mit ihm die Hautseuchen,



Diogenes. Für die „Neue Welt" gezeichnet und geschnitten. (Seite 132.)

so lange nicht von außen, wie 1870 durch die Kapwollen, ein neuer Anstoß erfolgt, ihren Tiefstand erreicht, — welcher Gegensatz heute zu der Lumpenanhäufung und der häuslichen Ausnutzung der alten Lumpen in jenen Jahrhunderten, welche sich durch Pest und Pocken auszeichnen!

Die alten Lumpen, schwer beladen mit Hautexkrementen, bedürfen in der Regel gar sehr der Reinigung. Diese erfolgt erst auf trockenem, dann auf nassem Wege; die gründliche, trockene Reinigung geschieht auf dem sogenannten Lumpenwolfe. Dieser bildet eine große, liegende Trommel, deren Wände aus Drahtgittern bestehen. Die durchgehende Achse derselben ist mit einer Menge hölzerner Stöcke besetzt. Achse und Trommel drehen sich, erstere aber mit viel größerer Geschwindigkeit, und man kann sich vorstellen, daß hierbei die hineingeworfenen Lumpen auf's gründlichste durchgerüttelt und geschlagen, ausgestaubt und mechanisch von den menschlichen Hautexkrementen desinfizirt werden müssen. Der Lumpen- oder Hadernwolf ist also diejenige Vorrichtung, welche die erste und gröbere Arbeit beim Massen-

desinfiziren der abgelegten Hautfilter, die Assanirung auf trocknem Wege verrichtet, er ist das wohlthätige Instrument, welches im Stillen, dem Auge der Medizinalpolizei verborgen, dieser die besten Dienste leistet und unermeßliches Seuchenunglück von der Menschheit abhält. Der Lumpenwolf würde durch den Schmutz und Staub, den er aufregt, den Arbeitern sehr gesundheitsgefährlich werden, wenn man ihn nicht mit einem Gehäuse, einem Riesenrespirator, umgeben hätte. In diesem sammelt sich der gröbere Schmutz am Boden, während der feinere Staub durch einen Kanal in's Luftmeer entweicht.

Möchten die Aerzte sich diesen Apparat, welcher täglich unberechenbare Massen aufgesammelter Hautexkremente vernichtet, einmal anschauen und mit diesem Desinfektor die kindische Impfspielerei vergleichen, welche mit jenen großartigen Desinfektionsapparaten der Gewerbe im Vertilgen der Seuchenkeime konkurriren soll. Wie erbärmlich erscheint uns die widersinnige Arbeit



Gestrandeter Finnfisch. (Seite 132.)

der Impfnadel gegenüber den riesigen Leistungen der Papierfabriken im Reinigen der Lumpen, im Ersticken der Seuchensaaten!

Die nasse Reinigung der Lumpen geschieht sodann ebenso eindringlich wie die trockene. In der Regel muß man die Hadern nach kalter Auswaschung einem mehrstündigen Kochen unterwerfen, wobei immer Lauge in Anwendung kommt. Als Kochgeschirr wendet man Apparate an, in welchen Wasserdämpfe mitwirken, wobei sich durch Spannung des Dampfes eine über die Siedehitze gehende Temperatur erzeugen läßt. Der Dampf durchdringt die Lumpen und wird zu Wasser, das sich, mit Unreinigkeiten beladen, als eine Art fauler, stinkender Schweißbrühe, in dem unteren Raume des Kübels ansammelt und den letzten Rest von Hautschmiere wegführt. Dem Kochen oder Dämpfen folgt stets ein gründliches Nachspülen mit Wasser. Wie manche schwere Seuche mag durch diese tägliche Massenausschwemmung unserer wollenen Hautklosets, der Lumpen, in den Papierfabriken verhindert worden sein!

In früheren Zeiten wandte man, um die Faser aufzuschließen und einen breiartigen Zustand der Masse herbeizuführen, ein eigenthümliches Mittel an. Man setzte die Lumpen in Haufen und ließ sie, mit Wasser durchnäßt, im Freien gähren oder faulen. Heutzutage kommt das Faulenlassen der Lumpen nirgends mehr vor. Hierdurch erklärt es sich uns, daß in alter Zeit die Seuchen

ihren Ausgang noch viel häufiger als heute aus den Papierfabriken, d. h. aus den Faulhaufen der Lumpen, nahmen.

Heute werden die mit den Mauserstoffen der Menschenhaut beladenen Zeuge schon unmittelbar nach der Einlieferung durch den Lumpenwolf unschädlich gemacht, was früher nicht der Fall war. Es fällt uns daher nicht sonderlich auf, daß eine „Pestordnung, gedruckt 1680 bei Heinrich Meurern in Arnstadt", berichtet: „Manche Ortschaften in Thüringen sind fast ausgestorben. Von der Pest 1625 in Arnstadt wurden 1252 Menschen hinweggenommen und wurden den 20. August begraben." Olearius („Historie von Arnstadt") berichtet: „Den 2. Juli hat sich die Pest angefangen und gewährt bis Michael. Solche schlimme Seuche soll aus der Papiermühle von Lumpen hergekommen sein."

Professor Irmisch citirt aus einem Aufsatze: „Zur Geschichte der verheerenden Krankheiten im 16. und 17. Jahrhundert" in dem Sondershausener Regierungsblatt, Jahrgang 1876, den Satz: „Straßen und Höfe sollen rein gehalten werden. . . Ueber Papiermühlen soll man wegen der gefährlichen Lumpen gute Aufsicht halten" 2c.

Wenn einzelne, aufgeklärte Aerzte vor 200 Jahren, als man von einer Haut- und Lungen-Athmungsdiätetik noch nichts wußte, schon so richtig über den Zusammenhang zwischen Lumpenbewegung und Seuchenentstehung dachten, wenn sie schon herausfühlten, daß die Papierfabriken durch ihren massenhaften Lumpenverzehr einerseits die Sammelstellen, andrerseits die Tilgungsstellen für die stofflichen Seuchenträger waren, was soll man dann dazu sagen, daß auf dem vorjährigen Aerztevereinstage zu Düsseldorf gewählte Vertreter der Aerztevereine meine Aufstellung, daß zwischen Pockenschwankung und Lumpenbewegung ein geschichtlicher und geographischer Parallelismus bestehe, lächerlich fanden und mit Kalauern beantworteten!

Da wir nun einmal bei der Lumpen- und Hadernfrage verweilen, so wollen wir gleich einige bedeutsame Mittheilungen über den natürlichen Giftinhalt der den Papierfabriken aus allen Winkeln waggonweise zum Desinfiziren zufließenden Hadern anführen:

In Nr. 7 der Mittheilungen des Vereins der Aerzte in Niederösterreich ist ein Vortrag abgedruckt, welchen Dr. Schlemmer über „Hadernkrankheit" hielt. Der Fall betraf ein 18jähriges, blühendes Mädchen und endete nach zweitägiger Krankheit unter den Erscheinungen des größten Torpors tödtlich. Die nach 36 Stunden ausgeführte Obduktion zeigte so hohe Fäulnißgrade des Blutes, wie man sie bei der Februartemperatur etwa erst erwarten konnte. Die Annahme der früheren Beobachter dieser Krankheit, wonach sie dieselbe als auf septischer (fauliger) Blutvergiftung beruhend ansahen, und die Quelle dieser Blutvergiftung in die unreinen Lumpen, Hadern verlegten, ist gewiß gerechtfertigt. S. unternahm es, mit der Lumpenbrühe Impfversuche an Thieren zu machen, um zu positiven Schlüssen betreffs der Schädlichkeit alter Lumpen zu gelangen, und fand bei den Versuchsthieren an den Körperstellen, an denen er einen Kubikcentimeter Lumpenflüssigkeit einspritzte, ein ganz mächtiges Zellengewebeemphysem und Oedem (wassersüchtige Anschwellung) entstehen. Die Injektionsflüssigkeit zeigte mikroskopisch eine große Menge Bakterien aus dem Lumpenschweiß. Ueberall — mit Ausnahme von Gedärmen und Muskeln — zeigten sich in den Geweben der Versuchsthiere ebenfalls reichlich Bakterien. So gelang es S., mit einem Auszuge aus einem Stück der mitgebrachten Hadern eine Vergiftung zu Stande zu bringen, die an dem Versuchsthier ganz dieselben Erscheinungen der Blutfäule hervorrief, wie bei dem Mädchen. Wir haben hier wieder ein Beispiel, welches durch Beobachtung und Experiment feststellt, daß alte Kleiderstoffe Infektionsgifte massenhaft in sich bergen, und daß die Geschichte der Lumpenbewegung die Geschichte gewisser Seuchen und ihrer Schwankungen ist.

In Nordamerika hat 1876 einer der schrecklichsten Pockenausbrüche, welche die Geschichte vielleicht aufzuweisen hat, die Stadt Gembick, eine Mennoniten-Niederlassung von ungefähr 7000 Seelen, an der Ostseite des Winnipegsees, heimgesucht. Die Todesfälle erreichten die Höhe von durchschnittlich 180 im Tage. Dasselbe Elend wüthete an der Westseite des Sees. Die Indianer waren dezimirt durch die Krankheit und flohen südwärts der Grenze zu. Die Flucht half ihnen aber nichts, weil sie, die einen lebhaften Pelzhandel treiben, in den Pelzen das Pockengift mit sich schleppen, und wer weiß, ob nicht der Pelz ihnen, wie anderwärts die Schafwolle, die Pocken gebracht hatte. Der Pelzhandel ist im ganzen Nordwesten auf Befehl der Behörden sistirt, und nun erst lassen auch die Pocken nach. Hätte man gleichzeitig geimpft, dann würde man wieder einen eklatanten „Beweis" für den Impfschutz haben.

Fernere Beispiele des Parallelismus von Seuchenstatistik und Statistik der Lumpenbewegung sind folgende Mittheilungen:

„An der sächsischen Grenze", berichtet Prof. Richter in Dresden, „sind aus Böhmen einigemal Cholera und Pocken durch alte Kleider eingeschleppt worden."

Ueberhaupt sind die Länder des größten Lumpenverkehrs, z. B. Polen, auch stets die Länder der ersten Pockenausbrüche und der sporadischen Pockenfälle gewesen.

Hat doch in Preußen die Provinz Posen allein mehr Pockenepidemien gehabt, als alle übrigen Provinzen zusammengenommen.

Scheint es nun nach alledem unleugbar festzustehen, daß besonders die Kleidungsstücke Träger der Ansteckungsstoffe sind, so ist es Aufgabe der Sanitätspolizei, diese Giftquelle möglichst unschädlich zu machen. Das haben, ehe unsere Sanitätsbehörden daran dachten, die Wollen- und Papierindustrien in ausgiebigstem Maße längst gethan; sie vernichten seit Jahr und Tag die textilen Träger der Kontagien in kolossalen Massen, ohne zu wissen, welch' großen, sanitären Dienst sie dadurch der Gesundheitspflege leisten. Eine einzige Papierfabrik leistet dadurch, daß sie dem Publikum in den Lumpen die Hautexkrete abkauft, im Desinfiziren viel mehr, als die nachdrücklichsten sanitätspolizeilichen Verordnungen, sie ist wohlthätiger für das Volkswohl, als ein ganzes Dutzend geheimer und nicht geheimer Ober-Medizinalräthe und Kreisphysiker.

Einzelne Staaten haben zwar bezügliche gesetzliche Maßregeln seit längerer Zeit eingeführt, doch leiden sie alle an dem Grundgebrechen, daß sie leicht umgangen werden können. Die Maßregeln müssen deshalb so durchgreifend und so unzweideutig sein, daß einerseits ein Umgehen unmöglich ist und andrerseits auch der Eigennutz nicht zur Geltung kommen könne, der in den unteren Volksschichten keine Rücksichten kennt, wo es sich um den Verdienst von einigen Groschen handelt.

Die Hauptsache aber ist dabei, daß die Sanitätspolizei stets Fühlung mit den bezüglichen Gewerben, mit Woll- und Lumpenindustrien aller Art unterhalte. In dieser Beziehung ist trotz aller Winke von den betroffenen Ortschaften, in den Seuchenjahren 1870—74 in der unverantwortlichsten Weise vieles, ja alles versäumt worden. Die Klagen des Lumpendorfes Brachelen in meiner Heimat, daß die Lumpen ihm die Pocken gebracht, wurden einfach mit dem vornehmen Hinweis auf das Nichtgeimpftsein der kleinen Kinder beantwortet, trotzdem zufällig grade von den ungeimpften Individuen kein einziges erkrankte. Auf die Lumpen aber muß die Gesetzgebung vor allem achten.

Die bezüglichen Bestimmungen sind — nach Richter — etwa so zu fassen: 1) Leib- und Bettwäsche, Kleidungsstücke, welche Personen, die an kontagiösen Krankheiten gelitten, während der Krankheit getragen, resp. benutzt haben, sind ohne weiteres zu verbrennen. Auf Verlangen wird der Werth dieser Effekten aus der Staatskasse vergütet. 2) Verschenken, Vertauschen, Verkauf oder Ankauf derartiger Effekten ist bei einer Strafe von . . . . . verboten, außerdem tritt wegen etwaiger Gesundheitsbeschädigung kriminalrechtliche Bestrafung ein. 3) Trödler, die wissentlich solche Effekten an- resp. verkaufen, werden . . . . . bestraft.

Stärker und wirkungsvoller aber als alle sanitätspolizeilichen Gesetze zur Vernichtung der Lumpen als Seuchenträger erweisen sich, wie wir gesehen haben, die lumpenverzehrenden Industrien. Sie sind es, welche unbewußt die Seuchen tilgen und verhüten, wir Aerzte mit unserer Impflanzette haben nur die Nachlese und schreiben selbstbewußt der Impferei das zu Gute, was nur die profanen Industrien und zwar so meisterhaft vollbracht haben.

Professor Richter stellt ferner den Antrag: Lumpen und alte Kleider außerhalb der Stadt aufzubewahren. Die Verbreitung der Krankheitskeime durch alte Kleider ist noch nicht gebührend beachtet, so wichtig sie für die Verhütung und Dämpfung der Seuchen ist.

Dr. G. R. A. Lewis erzählt im „Boston Medical and Surgical Journal" (3. Juni 1876) die Einzelheiten einiger merkwürdiger Pockenfälle bei Lumpensortirerinnen.

Drei Fälle hatten einen schnellen tödtlichen Ausgang. Auf diese folgten Pockenerkrankungen, die auf andere Einwohner derselben Häuser übertragen wurden, und in keinem dieser Fälle schien die Impfung vorgebeugt zu haben. Eine Person, welche tiefe Narben von den Impfpusteln hatte, wurde ebenfalls von der Krankheit ergriffen und starb.

Es scheint, daß die Pocken durch zwanzig aus Kalifornien eingeführte Lumpenballen verursacht wurden. Die Lumpen wurden in einem großen Zimmer von einundzwanzig Mädchen sortirt, von welchen sieben am ersten Tage erkrankten. Der Aufseher dieses Saales theilte dem Dr. Lewis mit, daß die Lumpen feucht waren, einen besonders widerlichen Geruch hatten und daß viele Unterkleider in ihnen gefunden wurden, welche befleckt waren, als ob sie von Kranken herrührten. Einige der Arbeiter, welche die Lumpen mit den Händen berühren mußten, waren nicht erkrankt, während andere, am entgegengesetzten Ende des Saales mit anderem Material beschäftigt, von der Krankheit ergriffen wurden, — ja sogar zwei oder drei, die in ganz anderen Abtheilungen der Mühle beschäftigt waren, und nur in irgend einem Auftrage den Saal betraten, erkrankten ebenfalls. Im ganzen kamen vierzig Fälle vor; von diesen Kranken starben dreizehn oder vierzehn. Der Verlauf der Pocken war unregelmäßig gemischt. Wären sämmtliche Fälle unter einen Arzt gekommen, und wäre der Umstand, daß alle Patienten in einer Papiermühle in Arbeit standen, bekannt gewesen, sähen endlich die Aerzte nicht in jedem Pockenerkrankungsfalle lediglich die Strafe für das Ungeimpftsein des Nachbars des Erkrankten, so würde man der Sache wohl früher auf die Spur gekommen sein.

In Hereford in England entstand ein ähnlicher Ausbruch der Pocken durch ein Bündel alter Kleidungsstücke, die einem Trödler verkauft worden waren. — —

Angeregt durch diese Mittheilung veröffentlichte Dr. Robinson, Med. Gesundheitsbeamter in Ost-Kent, einen ähnlichen Vorfall. Im Mai 1875 zeigten sich in einem Hause zu Canterbury Pockenfälle. Zuerst erkrankte ein Mädchen, welches in einem Lumpenmagazin in Arbeit stand. Erst als noch zwei andere, in demselben Magezin beschäftigte Arbeiterinnen gleichzeitig von den Pocken befallen wurden, gelangte Ausbruch und Quelle der Krankheit zur Kenntniß der Sanitätsbehörde. Nachträglich kam man noch weiteren zwanzig solcher Fälle auf die Spur, von denen vierzehn auf die Stadt Canterbury und sechs auf einen Landbezirk von Kent kamen. Sämmtlichen Einzelfällen wurde durch verschiedene Verbindungswege bis zu ihrem gemeinsamen Ursprung nachgespürt, nämlich bis zum betreffenden Lumpenmagazin. Die gemachten Enthüllungen lagen so klar zu Tage, daß Dr. Robinson den Direktor des Lumpenmagazins völlig bereit fand, die Richtigkeit der erreichten Schlußfolgerung anzuerkennen. —

Diese Thatsachen sind ganz geeignet, die Ansteckungsgefahr alter Kleidungsstücke zu erhärten und auch auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, alle Lumpensammler, Rohproduktenhändler und Papier- oder Pappefabrikanten dazu anzuhalten: „ihre so gefährliche Waare einem gründlichen Reinigungsprozeß zu unterwerfen (z. B. dem Aufhängen in einem mit Trockenhitze oder schwefeliger Säure angefüllten Raum), bevor sie zum Sortiren und Zerkleinern in die Hände der unglücklichen Lumpensortirer kommen, — und bis zur Reinigung außerhalb der Stadt aufzubewahren.“ Auch die „Lumpen“ der Schneiderwerkstätten sind Träger der Pocken und verschleppen diese Krankheit in's Volk.

Die großen Kleidermagazine Londons lassen die Kleider meistens durch sogenannte „Schwitzer“ fertig stellen. Es sind dies Arbeiter der niedrigsten Art, vorwiegend deutsche Juden; sie pferchen ihre Gehülfen meist in dem kleinen und schmutzigen Zimmer, welches gleichzeitig zum Wohnen, Kochen und Schlafen für ihre Familie dient, zusammen. Auch die besseren Schneider Londons arbeiten häufig in demselben Zimmer, in welchem Familienglieder krank liegen. Es ist daher kein Wunder, daß Kleider, welche vom Schneider kommen, häufig zur Weiterverbreitung der Pocken dienen. Die Tochter Sir Robert Peel's starb am Typhus; die Krankheit war übertragen durch ein Reitkleid, das in dem Zimmer eines Fabrikanten gemacht war. Ein Londoner Arzt hatte gesehen, wie ein Schneider ein neues Reitkleid zur Bedeckung eines Typhuskranken benutzte.

Die Londoner „Lancet“ empfieht bereits (29. Januar 1876, pag. 175) zur Abhilfe die Ausdehnung des Werkstättengesetzes (workshops act) auf alle Gebäude, in welchen Bekleidungsgegenstände hergestellt werden, vorläufig räth sie dem Publikum, nur bei solchen Schneidern arbeiten zu lassen, welche ordentliche Werkstätten haben, die gesetzlich überwacht werden können. Ueberhaupt wird neuerdings in England auf immer strengere Ueberwachung der ansteckenden Kranken und deren Kleider gedrungen. In einer ärztlichen Gesellschaft wurde vorgeschlagen, dem ärztlichen Gesundheitsbeamten das Recht zur Schließung von öffentlichen und Privatschulen zu geben, wenn epidemische Krankheiten ausbrechen; ferner soll der Gesundheitsbeamte jedes Haus, in welchem ein ansteckender Kranker liegt, betreten und jede zur Verhinderung der Weiterverbreitung geeignete Maßregel treffen dürfen. Wie vertragen solche Anschauungen sich mit dem Festhalten am alten Impfzwang?

In dem Dorfe Edern meines ärztlichen Bezirks wurden 1871 die Pocken durch eine Hose, welche von einem Pockenrekonvaleszenten geflickt worden war, mit tödtlichem Ausgange auf den Eigenthümer dieser Hose und von diesem weiter auf andere Ortsnachbarn übertragen. Ueberall sind es „Lumpen“, und nicht ungeimpfte Nachbarn, welche die Pocken von Haus zu Haus, von Ort zu tragen.

Die Stimmen, welche den Schwerpunkt der Verseuchungsgefahren in die „Lumpen“ verlegten, waren bisher vereinzelt, sie verstummten gegen das vorlaute Geschrei der ärztlichen Impfenthusiasten. Unbeachtet schrieb Prof. Hirsch in seiner „geschichtlichen und geographischen Pathologie“ schon vor mehreren Jahren über Lumpen: „Ein zu geringes Gewicht ist in der Entstehung und Verbreitung der aus sozialen Mißständen hervorgegangenen Schädlichkeiten in der öffentlichen und privaten Hygiene beigelegt worden. Daß mangelhafte Hauskultur, schmutzige Beschaffenheit der Kleidung nicht ohne Einfluß auf den Gesundheitszustand des Einzelnen, oder, wo sie allgemein vorherrschen, eines größeren Theils der Bevölkerung bleiben, daß diese Schädlichkeiten für die Entstehung und den Verlauf epidemischer Erkrankungen von wesentlicher Bedeutung sind, ist für den Aussatz und ähnliche Krankheiten durch die Thatsache bewiesen, da diese Krankheiten zu allen Zeiten und an allen Orten die ganze Zahl ihrer Opfer unter dem ärmeren Theile der Bevölkerung, in den niederen Volksklassen gesucht haben. Es fragt sich, ob wir berechtigt sind, diesem ursächlichen Momente eine so große und so spezifische Bedeutung für die Entstehung des Button Scruvy und der Pocken beizulegen, daß wir in ihm einen wesentlichen Faktor in der geschichtlichen Entwicklung dieser Krankheiten zu erblicken vermögen.“ Wenn aber das allgemeine Vorherrschen des Aussatzes während des Mittelalters und das allgemeine Erlöschen der Krankheit im 16. und 17. Jahrhunderte in dem größten Theile Europas in der That in einem bestimmten Verhältnisse zu der damaligen Mächtigkeit jenes ursächlichen Moments der Kleiderdurchseuchung steht, so müßte sich dieses Verhältniß auch folgerichtig in der gegenwärtigen Verbreitungsart der Pocken von 1870 und 1872 statistisch nachweisen lassen und in der That, positive und negative Fakten sprechen für diese Annahme; nur haben leider die Aerzte — wie die Lücken in den Urpockenjournalen dieses beweisen — 1870—73 im Beobachten und Aufzeichnen dieser natürlichen Ansteckungsfäden nirgend ihre Schuldigkeit gethan, vielmehr die Schuld für das Erkranken eines Herrn Müller in gewohnter Weise jedesmal auf das Nichtgeimpftsein des Herrn Nachbar Schulze geschoben. —

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **W. H.**

VI.

Selbst der jetzige gestrenge Herr Oberbürgermeister von Köln, Herr Doktor juris Hermann Becker, war äußerst lustig; er saß mit einer Anzahl von Turnern an dem berühmten Vergnügungsort bei „Glitz in Bommern“, in der Nähe der schnell aufgeblühten westfälischen Stadt Witten.

Vom rheinisch-westfälischen Turnfest, welches in Dortmund gefeiert wurde, hatten sich nämlich nach Bommern trotz des Regenwetters eine große Anzahl der Festgäste begeben, um den letzten Tag des Festes auf dieser „Turnfahrt“ noch recht vergnüglich zu verleben.

Auf dem „Turntage“ zu Dortmund war die Ballotage zur

Aufnahme in die Turnvereine beibehalten, resp. den einzelnen Turnvereinen es überlassen worden, mit oder ohne Ballotage die Aufnahme in den Verein zu bewerkstelligen.

Die demokratischen Elemente waren über den Beschluß sehr ärgerlich und machten diesem Aerger in Bommern auf der Turnfahrt in derben Aeußerungen über die „feinflötigen Kaufmannsjungens“ oft genug Luft.

Auch an dem Tische, wo der „rothe Becker“ saß, wurde das Thema verhandelt. Man fragte Becker, der damals preußischer Abgeordneter war, um seine Meinung, doch lehnte derselbe es ab, sich darüber zu äußern, wer Recht habe und was den Turnvereinen angemessener sei, bei Aufnahme eines Mitgliedes die Ballotage vorzunehmen oder dasselbe, wenn es sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinde, ohne jegliche Abstimmung aufzunehmen. Klug war der edle Volksvertreter schon damals, er wollte der demokratischen Tendenz nicht entgegentreten, aber er wollte auch seine künftigen Wähler — er wurde zum Oberbürgermeister von Dortmund und später von Köln gewählt —, die „Vornehmen der Städte“ nicht vor den Kopf stoßen. Er schwieg deshalb, und als gleich darauf irgendein Turngenosse einen nachbarlichen Tisch bestieg, um ein langweiliges Freiheitsgedicht mit monotoner Stimme zu deklamiren, so summte Becker schmunzelnd und erleichtert eine Leierkastenmelodie und parodirte das Orgeldrehen durch entsprechende Gesten.

Ich glaubte damals noch, daß die Volksvertreter sämmtlich höchst ernsthafte, ehrwürdige und vor allen Dingen wahre Männer seien, und dachte mir, daß Becker nur solche Ungezogenheiten sich in der gehobenen Feststimmung erlaube; seitdem ich aber im deutschen Reichstage die Leutchen mir näher angesehen habe, kommt mir die Becker'sche Orgelspielerei auf einem Turnfest sehr natürlich vor. Denke ich jetzt an die große Mehrzahl der Reichstagsvertreter, so überkommt mich das Gefühl, welches jedermann beschleicht, der recht nüchtern den Karneval zu Köln mitmacht.

* * *

Ich unterhielt mich mit Dr. Becker über verschiedene politische Ereignisse, besonders über den Konflikt zwischen dem preußischen Abgeordnetenhause und der Regierung. In Hagen fand grade eine Neuwahl statt. Becker warnte vor dem radikalen Kandidaten Dr. Reincke, den er des vermuthlichen Renegatenthums beschuldigte. Dr. Becker hatte recht. „Aber man sucht eben niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst hinter demselben gesteckt hat,“ oder — wenn man nicht selbst sich hinter ihm verstecken will. Dr. Reincke hatte mich immer vor dem „rothen Becker“ gewarnt. Sie warfen sich nämlich beide vor, daß sie die Würde eines Abgeordneten für ihr eigenes Emporsteigen mißbrauchen würden. Beide hatten recht!

Dr. Becker, früher Kommunist und „Zuchthäusler“, wurde, nachdem er in's Parlament gewählt war, Oberbürgermeister und Herrenhäusler. — Dr. Reincke, Radikaler von 1848 und langjähriger Kandidat der bürgerlichen Demokratie, später durch die Sozialdemokraten in den Reichstag gewählt, wurde Sanitätsrath und Arzt in der „frommen“ Anstalt Bethanien in Berlin, wobei nicht vergessen werden darf, daß solches Renegatenthum viel Geld einbringt.

* * *

In Dortmund, in der alten Stadt der alten Vehme, dort wo die trotzigen Söhne der rothen Erde, die „sentimentalen Eichen“ ihr Haupt freiheitsstolz emporreckten, herrschte nach dem Turnfest allgemeiner Katzenjammer. Selbst die Stammgäste der „Krone“ waren zum größten Theil des Mittags in ihrer Behausung geblieben. Es befanden sich aber in diesem Bierlokal einige fremde Turner, die noch in der alten Reichsstadt zurückgeblieben waren; etliche, um ihren Katzenjammer zu pflegen, etliche, um auf den Geldbrief von Hause zu warten, und etliche, weil Gott Amor tief in die Herzen hinein den Pfeil gesendet hatte. —

Und zwei von den jugendlichen Burschen saßen da zusammen, den bleichen Jammer auf den Wangen und die glühende Liebe im Herzen.

„Nimmermehr liebt die holde Emma mich,“ stöhnte der Eine, während der Andere gutmüthig-trocken erklärte: „Ich glaub' es doch“ — „aber die Olga, sie liebt mich nicht.“

Emma und Olga waren Schwestern, niedliche Mädchen und ihre Erziehung war eine gute. Sie waren mit auf dem Turnerball gewesen, wie es sich der freundlichen Einladung gemäß, die sie vom Festkomitee erhalten, auch gebührte.

„Ich habe versprochen, heute Nachmittag um 5 Uhr einen Besuch bei den Eltern zu machen,“ sagte der blonde, hübsche Knabe, der zuerst so tief aufgeseufzt hatte, „doch scheue ich mich, ich finde nicht den rechten Muth hinzugehen, geh' du mit, dann siehst du auch deine Olga.“ Wiederum gutmüthig-trocken erklärte der etwas ältere und etwas bräunlichere Kamerad: „Ich gehe mit!“

Er war der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers in W. und studirte das Baufach, der jüngere Brausekopf war der Sohn eines Gerichtsbeamten und in einem Bankgeschäft zu H. als Commis beschäftigt.

Die beiden Freunde beschlossen, sich um 5 Uhr zu treffen und trennten sich, um bei ihren Gastgebern das Mittagsmahl einzunehmen. —

Nachmittags 3 Uhr saßen am Fenster eines geräumigen Kaufmannshauses in der Nähe des Marktplatzes zwei hübsche Mädchen, die Töchter des Kaufherrn. „Ob er wohl kommen wird?“ seufzte die Eine, die ältere, die sich Olga nannte. „Wenn er nur seinen Freund mitbringt,“ klagte die jüngere Schwester Emma; ich liebe nun einmal das kräftige Braun, während du dich dem schmachtenden Blond ergeben hast.“

Die beiden Freunde paradierten schon um halb 5 auf der Straße vor dem Kaufmannshause; die beiden Schwestern hatten sie sofort erblickt und zogen sich hinter die Gardinen zurück.

Mit dem Glockenschlag 5 Uhr traten die jungen Leute, wir wollen sie Emil und Albert nennen, in das Kaufmannshaus und ließen sich bei dem Herrn F. anmelden. Derselbe war im Geschäft, die Frau machte ein Schläfchen nach den Anstrengungen der auf dem Turnerballe durchwachten Nacht, und so fanden sich unsere Freunde plötzlich ihren heiß geliebten Idealen gegenüber. Nach den üblichen verlegenen Komplimenten beiderseits, suchte Albert, der blonde Bankgeschäftscommis, mit der jüngeren Schwester Emma ein Gespräch anzuknüpfen, doch lauschte dieselbe nur den Worten, welche der ältere bräunliche Emil mit ihrer Schwester Olga tauschte. Diese wiederum heftete ihre schmachtenden Blicke auf den blonden Albert und kümmerte sich wenig darum, was Emil ihr für allerlei trocken-komisches Zeug vortrug.

Da trat der Herr F. plötzlich ein und machte allen Verlegenheiten und Verwechslungen ein rasches Ende.

Nach den üblichen Vorstellungen und nachdem die jungen Freunde noch verschiedene Entschuldigungen gestammelt hatten, mußten dieselben ihre „Anstandsvisite“ beendigen, ohne nur zu wissen, welche Meinung die lieblichen Mädchen von ihnen hatten. Sie ahnten allerdings, daß irgend eine böse Verwechslung ihr Spiel treibe, doch sollten sie erst in späterer Zeit über den eigentlichen Zusammenhang aufgeklärt werden.

Nach Jahresfrist, als aus dem Baueleven ein Bauführer geworden, besuchte derselbe Dortmund und natürlich auch das Haus seiner Geliebten — ihm war es Ernst, großer Ernst gewesen. Er fragte die ihm entgegeneilende Emma nach ihrer Schwester Olga und erhielt zur Antwort, daß dieselbe schon verheirathet sei; als er bleich vor Schrecken wurde, da fühlte auch das arme Mädchen, daß er für sie verloren sei — den blonden Albert aber als Ersatz mochte sie nicht. So hatte auch hier der Turnerball großes Unheil angerichtet; aber zugleich auch bewiesen, daß der Spruch, die Extreme berühren sich, nicht immer auf Wahrheit beruht.

* * *

Bezeichnend ist es, daß fast alle die jungen Männer, die in Dortmund auf dem Turntage für Aufhebung der Ballotage sich erklärten, im Laufe der Zeit sich der Sozialdemokratie zugewandt haben; ich nenne nur die Gebrüder W. aus Barmen, den verstorbenen Dachdeckermeister Walther und den Herrn B. G. ebendaselbst, dann H. aus Hagen; während die anderen Herren, welche die Ballotage beibehalten wollten, Hamspohn aus Köln, Dr. H. aus Aachen, B. aus Witten 2c. 2c., sämmtlich ächte, in der Wolle gefärbte Nationalliberale geworden sind.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

„Röschen!“ rief Adelgunde aufspringend und der Schwester entgegeneilend. „Du Gute, hast mich also nicht ganz vergessen?!“

Die junge Frau betrachtete kopfschüttelnd die gebrochene Gestalt der Gefangenen und sagte mitleidig: „Aber Gundelchen, wie schaust du aus? Ganz wie eine Thränenweide oder eine beregnete Bachstelze. Wer wird denn gleich so die Flügel hängen lassen!“

„Ach!“ seufzte Adelgunde.

Jetzt stahl sich ein schelmisches Lächeln auf die frischen Lippen der Frau Meisterin und sie fuhr fort: „Ist das ein Aussehen für eine Braut — geh' mir! Den Kopf in die Höhe und die verweinten Augen getrocknet! So, wie du jetzt aussiehst, wirst du deinem langen Hans nimmer gefallen.“

„Wer weiß, ob er mein noch denkt!“

„Was das betrifft, kann ich dich beruhigen, und deshalb bin ich gekommen. Schau, was ich hier habe!“

Damit zog sie ein ziemlich umfangreiches Schreiben aus der Tasche ihres Kleides.

„Ein Brief!“ rief Adelgunde erregt, und hohe Röthe überzog ihre bleichen Wangen. „Bitte, laß mich sehen, was der Arme mir zu schreiben hat.“

„Das will ich dir schon vorher sagen. Er hält bei unseren Eltern um deine Hand an und dir wird er wahrscheinlich noch einige zärtliche Worte zum Troste sagen, dessen du mir auch sehr bedürftig scheinst. Freilich war es auch eine schlimme Geschichte, und bei alledem so schrecklich lächerlich!“

Hier ließ die kleine Frau ihrer so lange unterdrückten Heiterkeit freien Spielraum und lachte herzlich und lange.

Adelgunde hatte indessen das Siegel des grauen und ziemlich ungeschickt zugeschnittenen Couverts erbrochen und zuerst das Schreiben entfaltet, welches an sie gerichtet und mit folgender Ueberschrift versehen war:

„Hochedelgeborenes, werthgeschätztes Fräulein Adelgunde!
Theuerste und süße Geliebte!“

Wir wollen uns mit dieser einen Indiskretion begnügen und Adelgunde den ersten und einzigen Liebesbrief, welchen sie im Leben erhalten, allein zu Ende lesen lassen. Nur die Bemerkung sei hier noch gestattet, daß die Werbung, an die hochedle Familie von Bartels gerichtet, in einem sehr steifen und feierlichen Stil gehalten war.

„Nun wollen wir das Beste hoffen,“ sagte Röschen munter, als Adelgunde ihre Lektüre beendet hatte. „Klebe jetzt den Brief für die Eltern wieder zu und gib ihn mir, ich werde den Papa dafür zu stimmen suchen und ihm auch zuerst das Schreiben überreichen.“

„Habe vielen Dank, — aber ich fürchte, es wird auch nichts nützen,“ meinte Adelgunde resignirt.

„Hm — warum nicht. Haben mich doch die Eltern einem schlichten Handwerker gegeben.“

„Ja, aber dein Mann ist dafür auch der Erbe Onkel Jakobs!

Röschen biß sich auf die frischen Lippen. „So ganz ausgemacht ist das denn doch noch nicht.“

„Nun, ein Bartels muß es ja sein, und als der Onkel im August vorigen Jahres erkrankte, hatte es doch ganz den Anschein, daß dein Jakob das Erbe erhalten werde. Mein armer Hans wird natürlich ganz leer ausgehen, aber das macht nichts, ich werde ihm treu bleiben und wenn ich auch noch zehn Jahre auf ihn warten soll,“ entgegnete Adelgunde mit großer Entschiedenheit und edlem Stolze.

Die junge Frau lachte herzlich. „Gott behüte dich vor einer so langen Wartezeit, dann wäret ihr ja zusammen so alt wie der selige Methusalem und wackeltet mit den Köpfen. Aber sage mir nur das Eine,“ fuhr sie redselig fort, „wie kam dir eigentlich der Einfall, dich justement in des Erbonkels Ladendiener zu verlieben?“

„Ja — siehst du — ich kann das nicht so sagen, weiß ich doch selbst kaum, wie es kam; genug, seine treue Liebe rührte mein Herz und da — und da —“

„Suchtest du dir just den Augenblick aus, wo unser armer Papa das elektrische Licht anstecken mußte, um deinem Herzensschatz an den Hals zu fliegen.“

„Röschen!“

„Nun, das ist ja nur so sympathisch — oder symbolisch — ausgedrückt. Weißt du aber auch, daß der arme Papa für sein Feuerwerk, welches er so zur Unzeit abbrannte, viel hat leiden müssen? Mama hat ihn unter anderm einen ‚unverantwortlichen Vater‘ genannt.“

Adelgunde seufzte tief.

„Ach, seufze nicht gar so herzbrechend, stelle dir lieber vor, wie dein langer Liebhaber, über den Eßwaarenkorb stolpernd, am Boden lag. Nein — das war zum Todtlachen! Da wir, ich und Jakob, nicht weit davon entfernt standen und Rosen pflückten —“

„Das heißt, ihr küßtet euch!“ warf Adelgunde ein.

„Nun, meinetwegen, Eheleute dürfen das,“ erwiderte Röschen spitzig. „Da wir also nicht so weit entfernt waren, konnten wir das ziemlich gut sehen — ich werde das nie vergessen. Schade um den delikaten Braten!“ Und wieder lachte sie aus vollem Halse.

„Du bist sehr leichtsinnig,“ sagte Adelgunde in dem strafenden Tone, den sie früher der Schwester gegenüber angeschlagen. „Du kannst lachen, und ich sterbe fast vor Jammer. Ferner lastet auch noch die plötzliche Erkrankung des Onkel Jakob auf meinem Gewissen, obgleich ich eigentlich nicht recht begreife, warum den alten Mann die Entdeckung, daß Hans und ich uns lieb haben, so aufregen konnte!“

„Auch ich begreife das nicht,“ erwiderte Röschen, ernster werdend, „aber in Wirklichkeit steht es nicht gut um den alten Mann. Der Schlag soll ihn getroffen haben, sagt Doktor Binder, und er meinte, daß sich der Onkel erkältet und vielleicht an dem süßen Zeug übergessen habe. Sonst geht er ja fast nie aus und gestern steckte er den ganzen Abend in dem feuchten Garten. Ich habe mir halt gedacht, daß einer plötzlicher Anblick vielleicht doch eine Erinnerung an frühere Zeiten bei dem Onkel geweckt hat.

In demselben Garten nämlich hat einst der Großvater Bartels, der alte Geizhals, seinen Lieblingssohn Jakob überrascht, als er ein Stelldichein mit seinem Schatz hatte. Das Mädchen nämlich ist eine arme Lehrerstochter vom Lande gewesen, draußen, aus dem fürstlich St'schen gebürtig. Aber sie hat hier eine Muhme gehabt und bei der hat sie sich ein paar Monate zum Besuche aufgehalten. Die Muhme war die Frau des Seilers, dessen Garten an den des Erbonkels stößt. Jetzt hat der Enkelsohn des Seilers das Geschäft. Dazumal haben sich die jungen Leute — der Onkel Jakob war eigentlich nicht mehr jung, schon über die dreißig — oft gesehen, und da ist halt eine Liebschaft draus geworden, die übrigens ein trübes Ende genommen hat.“

„Die meinige wird das auch,“ seufzte Adelgunde, mit dem natürlichen Egoismus der Menschen auf ihr persönliches Geschick zurückkommend.

„Fasse Muth! Die Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie aufgetragen wird. — Jemine, dabei fällt mir mein Mittagessen ein! — Ich stehe hier und plaudere und die dumme Magd daheim wird sich keinen Rath wissen. Wenn aber der Reisbrei angebrannt ist, dann brummt mein Jakob, ein so guter Ehemann er auch sonst ist. Drum lebe wohl, ich will noch mit Papa sprechen, ihm muß ich auch den Schlüssel zu deinem Gefängniß wieder abgeben, denn Mama wollte zu Onkel Jakob gehen.“

Eine herzliche Umarmung der Schwestern, die sich plötzlich so nahegetreten waren, wie noch nie im Leben, und die junge Frau huschte zur Thüre hinaus.

Lebhafter wie heut war es lange nicht in dem Extrazimmer des Wirthshauses zum „schwarzen Wallfisch“. Meister Jonas watschelte, so schnell ihm dies seine Korpulenz erlaubte, hin und her und erzählte dabei den lauschenden, neugierigen Gästen die pikantesten Neuigkeiten, wobei er es mit der Wahrheit nicht immer ganz genau nahm.

Erst als Doktor Binder erschien, um seinen Frühschoppen zu trinken, wandte sich die Aufmerksamkeit diesem zu, und Herr Jonas hatte Zeit, auch seinerseits sich einige materielle Pflege angedeihen zu lassen.

Der alte Chirurg (Onkel Jakob hielt nichts von der „neu-

modischen Quacksalberei" des jungen Arztes) hatte dem Patienten tüchtig zur Ader gelassen und erwartete nun mit großer Ruhe das Resultat seiner Heilmethode. Mit Fragen nach dem Ergehen des Herrn Bartels bestürmt, begnügte er sich mit einem bedeutungsvollen Achselzucken oder deutete durch einige „Hm, hm" an, daß man es hier mit einem schweren Fall zu thun habe.

Nun ward sofort hin und her gerathen, wer der Erbe sein werde. Hier erlangte Jonas Wallfisch seine für kurze Zeit verlorene Bedeutung wieder, denn er ließ es sehr deutlich merken, daß er gar keinen Zweifel darüber hege, aber selbstredend dieses interessante Geheimniß bewahren werde.

Als Doktor Binder gefrühstückt, erhob er sich, fuhr mit der Hand durch sein struppiges, graues Haar und sprach die Absicht aus, nach seinem Patienten zu sehen.

Da kam auch schon Fräulein Emmerenzia in fliegender Eile, so daß ihre dünnen und langen Rabenlocken hinter ihr her flatterten, dahergerannt, und lispelte, die Worte eiligst hervorsprudelnd, dem Doktor die Aufforderung durch das offenstehende Fenster zu, möglichst bald den lieben, armen Bruder zu besuchen, der sehr unruhig sei.

Neue Aufregung. Kaum der Doktor mit Emmerenzia verschwunden, so kamen von der rechten Seite die dicke Martha und um die linke Ecke schob Meister Johann, den Hut schief auf dem Kopfe, den Arm vorgestreckt, als bewege er einen unsichtbaren Hobel.

„Der Doktor hier?"

„Ich möchte Doktor Binder sprechen, lieber Herr Wallfisch," so fragte er, so flüsterte sie fast gleichzeitig Herrn Jonas zu, der an das Fenster getreten war, das er mit seiner vollen Breite fast ausfüllte.

„Schon abgeholt durch Mamsell Emmerenzia," antwortete der dicke Wirth schadenfroh und blickte den beiden Geschwistern nach, die nach kurzem Gruße mit verdüsterten Mienen sich nun eiligst in das graue Haus am Markte begaben.

Wir folgen diesem Beispiele. In dem Laden, der heut nicht leer ward von Käufern, die mit einigen Pfennigen sammt der begehrten Waare auch allerlei Auskunft auf ihre theilnehmenden Fragen nach dem Kranken und der Erbschaft zu erhalten hofften, stand der lange Hans — ein Bild des Jammers!

Die gesträubten, strohgelben Haare, welche noch Spuren des Brenneisens trugen, waren aus der Stirn gestrichen, über die eine lange, blutrünstige Schramme lief, die ihm ein scharfer Stein oder Glasscherben bei seinem Sturze gestern verursacht hatte. Auch seine Augenlider waren entzündet und roth umrändert, und zuweilen hob ein tiefer Seufzer die schmale Brust des armen Burschen.

Er kam sich vor wie ein Märtyrer am Rost, der langsam geschmort wird, denn nicht blos den Schaaren der neugierigen Käufer mußte er Stand halten, auch die Mitglieder der Familie Bartels, welche doch gestern seine Niederlage, in des Wortes eigenster Bedeutung, gesehen, schritten an ihm vorbei durch den Laden, um sich zu dem Schwerkranken zu begeben, den seine — Hansens — schlechte Aufführung, wie Emmerenzia ihm heut früh vorgehalten, an den Rand des Grabes gebracht.

Doktor Binder schüttelte immer bedenklicher seinen weißen Kopf — ja, es ging zu Ende mit dem Erbonkel, trotzdem eine scheinbare Besserung eingetreten war. Wohl war das Bewußtsein zurückgekehrt, aber die Kräfte nahmen schnell ab.

Frau Gertrud, deren häßlicher Kopf noch die Staatshaube zierte, welche sie gestern zur Feier des Geburtsfestes ihres Herrn aufgesetzt, ging mit verstörter Miene und nassen Augen umher. Trotz ihrer Trostlosigkeit und Zerstreutheit machte sie aber doch die Bemerkung, daß die Art und Weise, wie die Verwandten ihres Herrn plötzlich hier verkehrten, sehr verschieden von der früheren sei.

Es waren eben die Erben, welche schon jetzt durch herrisches Wesen der alten Dienerin zu verstehen geben wollten, daß ihr Regiment zu Ende sei, und da bei dieser seltsamen Erbschaft doch jetzt noch niemand mit Bestimmtheit den nennen konnte, der sie davontragen würde, maßte sich jeder das Recht an, hier zu befehlen.

Sie sahen alle das verächtliche, spöttische Lächeln nicht, welches den unschönen Mund der alten Frau verzog. Desto mehr erstaunt und bestürzt war die Sippe, zu der sich auch die Hofräthin gesellt hatte, als auch Bruder Eusebius erschien und der Kranke durch Zeichen zu verstehen gab, er wolle mit diesem allein sein.

In dem Gemüthe des Schreinermeisters stiegen alte, längst begrabene Befürchtungen auf; auch Martha und Emmerenzia blickten bedenklich drein, während die Hofräthin sich hochmüthig abwandte und ihr Flacon an die Nase führte, als der „Flickschuster" an ihr vorüberschritt.

Frau Gertrud führte selbst den Philosophen in Jakobs Schlafzimmer und flüsterte ihm dabei zu: „Ach, Herr Eusebius, er fürchtet sich so vor dem Tode, reden Sie es ihm ein wenig aus, der arme Herr möchte so gerne noch leben!"

„Sonderbare Schwärmerei!" brummte der alte Student vor sich hin. Dann trat er an das Lager des Kranken, der ihn mit angsterfüllten Zügen anblickte. Eusebius neigte sein Ohr zu Jakobs Lippen, im Glauben, daß der Bruder ihm etwas vertrauen wolle.

„Ich will — nicht — ster—ben," stammelte Jakob.

Eusebius setzte sich auf den Rand des Bettes und ergriff die Hand des Leidenden, die sich feucht und kalt anfühlte.

„Sei kein Thor, Jakob," sprach er ernst; „was verlierst du denn an diesem Leben?"

„Ach," seufzte der Kranke.

„Weißt du, was der weise Lukrez darüber sagt?"

Jakob versuchte, ein Zeichen der Verneinung zu machen.

„Das ist der beste Trost, — soll ich dir denselben mittheilen?"

Der Leidende zwinkerte mit den Augen, — es sollte als ein Zeichen der Bejahung gelten. Dann murmelte er fast unverständlich: „Ja — Trost — geben!"

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

VIII.

Man kann sich den Herrn Dr. Simson garnicht ohne Glocke denken, ebensowenig ohne das Prädikat „Präsident". Er wurde 1810 in Königsberg geboren, studirte daselbst, dann in Berlin, die Rechte. 1831 wurde er in Königsberg Privatdozent, 1834 außerordentlicher Professor, 1846 Tribunalrath. 1848 war er Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt am Main; dort gehörte er der für die preußische Spitze schwärmenden rechten Seite an. Was von Dahlmann gesagt ist, kann man auch auf Simson anwenden, und wir würden seiner nicht erwähnt haben, wenn er nicht wenigstens äußerlich die glorreichste parlamentarische Laufbahn hinter sich hätte. Noch sei bemerkt, daß er in der Präzision und der Diktion der Sprache ein fast unerreichter Meister war.

Bei der Konstituirung des Parlaments Schriftführer, im September Vicepräsident, im Dezember Präsident. Am 3. April 1849 befand er sich an der Spitze der Deputation, die dem Könige von Preußen die Nachricht von seiner Erwählung zum deutschen Kaiser brachte. Bekanntlich wollte Friedrich Wilhelm IV. von einer solchen „Erwählung" nichts wissen. Daß Simson nicht mit nach Stuttgart ging, sondern als friedliebender Bürger die Fußtritte des seligen „Deutschen Bundes" entgegennahm, ist nicht überraschend; spielten doch derlei Politiker nur so ein wenig „Konstitution" und „Revolution", soweit es die hohe Obrigkeit gnädigst erlaubte. 1849 war Simson Mitglied der preußischen zweiten Kammer; 1850 Präsident der erfurter Nationalversammlung (des sogenannten Volkshauses). Als die „Union" scheiterte, trat er in die preußische Kammer zurück und lehnte 1852 eine Wiederwahl ab. 1858—1867 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1860—61 Präsident desselben; 1861 Vertreter des Abgeordnetenhauses bei der „Krönung" in Königsberg. Mitglied des Norddeutschen Reichstags 1867—1871 und Präsident desselben, als solcher 1867 mit einer Adresse an den König von Preußen als Schirmherr des „Norddeutschen Bundes" nach der Hohenzollernburg deputirt.

Und im Dezember 1870 war er Sprecher der „Kaiserdeputation", die gen Versailles zog, nicht etwa um dem Könige von Preußen anzuzeigen, daß das Parlament ihn zum Kaiser von Deutschland „gewählt" habe, sondern ihm einfach allerunterthänigst zu gratuliren, daß ihn seine Mitfürsten auf den Schild gehoben hatten, mehr oder weniger gern, aber durch die Verhältnisse dazu gezwungen. Simson machte sich als ächter Altliberaler und preußischer Bureaukrat auch nichts daraus, daß der Kaiser von Deutschland es vorgezogen hatte, die Krone aus der Hand des bayrischen Ludwig und nicht aus der des Präsidenten Simson anzunehmen, war doch sein König nun sein Kaiser geworden und funkelte die preußische Helmspitze nun doch über Alldeutschland, und kritzelte die preußische Bureaufeder nun doch endlich Befehle und Weisungen, die von der Donau bis zum Belt Beachtung fanden.

Von 1871—74 war Simson Präsident des deutschen Reichstags,

doch merkte er, der alternde Mann, daß er die Zügel nicht mehr recht halten konnte, und nach einem für ihn unangenehmen Zwischenfall mit dem Abgeordneten Bebel zog er es vor, von 1874—77 die Wahl als Präsident nicht wieder anzunehmen. Man sagt, daß die Furcht vor den Sozialdemokraten ihn mit zu diesem Entschlusse bewogen habe. 1877 schlug Simson auch das Mandat aus und hat sich seitdem vom parlamentarischen Leben völlig zurückgezogen.

Das wollen wir aber bemerken, daß uns seine Handhabung des Wortertheilens im Reichstage viel gerechter vorkam, als die Forckenbecks, daß sein Auftreten gegen jüngere, unerfahrenere Kollegen überhaupt ein viel wohlwollenderes war, als dasjenige des jetzigen Reichstagspräsidenten.

Persönlich ernst und liebenswürdig, in der Politik auf dem Schaukelpferd aus Prinzip, nicht aus Streberthum — das ist die Charakteristik des Mannes.

Noch wollen wir bemerken, daß Simson 1860 Vicepräsident des Appellationsgerichts zu Frankfurt an der Oder wurde und seit dem Jahre 1869 Präsident desselben ist. H.

Wiener Lebensbilder.

I.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Aber, wo bleibt denn die Gemüthlichkeit, die ich versprach? Nur Geduld. War da in der ersten Hälfte des Monats Oktober ein Prozeß gegen zwei „Waisenväter" in den städtischen Waisenhäusern. Die beiden waren angeklagt, nicht nur ihre eigenen Schusterrechnungen auf das Konto des Waisenhauses gesetzt, sondern auch von den Geschäftsleuten, welche die Lebensmittel für das Waisenhaus lieferten, Prozente (vulgo Trinkgelder) verlangt und erhalten zu haben. Der eine dieser „Waisenväter", dem man vorhielt, daß er mit 800 Gulden Gehalt und freier Station für die ganze Familie, Kost, Wohnung, Holz, Licht und Wäsche, wohl hätte leben können, erwiderte ganz offen, daß er „natürlich" die Kost der Waisenkinder: ein Stück Brot zur Jause und Gemüse zum Nachtmahl, nicht habe essen können, sich also das Essen von seinem Gelde habe kaufen müssen. Dieses „natürlich" wird dann allerdings leicht erklärlich, wenn der biedere „Waisenvater" weiter erzählt, daß er an der Kost der Waisenkinder in zwei Jahren die Summe von 1019 Gulden erspart habe. Nach der Hausordnung hat jeder Waisenknabe bei seinem Austritte ein Paar neue Stiefeln zu erhalten; der biedere „Waisenvater" aber verschmähte es nicht, dieselben noch vorher von seinem Sohne krumm treten zu lassen; zu Neujahr wird er regelmäßig vom Schuhmacher des Waisenhauses mit neuen Stiefeln „überrascht", zu welchen ihm vorher das Maß genommen wird, — und so weiter. Nicht wahr, das ist alles sehr gemüthlich? Am gemüthlichsten aber dürfte in diesem Stücke wohl eine Person sein, der man sonst Gemüthlichkeit gewiß nicht nachsagen kann. Staatsanwalt Dr. von Pelser, eine strenge, finstere Gestalt, begann nämlich seine Schlußrede mit dem bekannten klassischen Citat: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus" — es kreißen die Berge und gebären eine lächerliche Maus. Der eine der beiden „Waisenväter" wurde zu zwei Monaten Kerkers verurtheilt, die Anklage gegen den zweiten zwar zurückgezogen, aber nicht etwa, weil er seine Unschuld bewiesen hatte, sondern weil die Summe, um welche er die Kommune erwiesenermaßen betrog, so klein ist, daß ihm die Wohlthat der Verjährung zugute kommt. Wir haben es also mit zwei gemeinen Betrügern zu thun und — das nennt Herr Dr. von Pelser ein „lächerliches Mäuschen"?!

Aber freilich, die betrügerische Verwendung von Staats- oder Gemeindegeldern zu Privatzwecken ist bei uns schon so gebräuchlich geworden, daß es eher auffallen würde, wenn ein Beamter ganz gewissenhaft vorginge. Das sind ja nur kleine Schmutzereien, gegen die aufzutreten eigentlich dem Prinzip des Wieners: „Leben und leben lassen" zuwiderlaufen würde; man zieht sich dadurch nur Feinde zu, und namentlich wo es öffentliche Fonds betrifft, ist es lächerlich, rigoros zu sein — es spürt ja niemand den Schaden!

Ein anderer Fall, der fünf Tage nach dem vorerwähnten vor dem Schwurgerichte zum Austrag kam, rechtfertigt das Gesagte. Eine kleine, nicht mehr als drei bis vier Mitglieder zählende Fraktion im wiener Gemeinderathe macht es sich nämlich mit nicht genug zu lobender Konsequenz zur Aufgabe, verschiedene „Unregelmäßigkeiten" im Gemeindehaushalte aufzustöbern und an's Tageslicht zu bringen; einmal ist es eine „Unregelmäßigkeit" bei der Straßenpflasterung, dann beim Armenwesen, dann wieder beim Centralfriedhofe. Natürlich stechen sie dabei jedesmal in ein Wespennest; die übrigen $9^3/_4$ Dutzend Stadtväter halten in dieser Beziehung, obwohl sonst in vielerlei Fraktionen und Fraktiönchen gespalten, fest zusammen — eine Krähe hackt der andern kein Auge aus — den Rednern wird das Wort entzogen, sie werden als „Stänker", als „Denunzianten" u. s. w. verketzert, wenn's noch gut geht, wird eine „Untersuchungskommission" eingesetzt, die aber regelmäßig immer alles in bester Ordnung findet — die ganze Phalanx der wiener Journale ergreift Partei gegen die „Mandlianer" (so genannt nach dem „Hauptstänkerer" Dr. Mandl) — und der „dumme Kerl von Wien", der biedre Spießbürger, der alles Gedruckte für wahr hält, schimpft weidlich mit über die Krakehler und Hungerleider, die auf jeden Kreuzer aufpassen und irgend einem armen Teufel kein Stückchen Brot vergönnen.

Da bringt ein obskures Blättchen ausführliche Daten über die Mißwirthschaft am kommunalen Zentralfriedhofe und beim Armenwesen. Ein Gemeinderath und ein Ingenieurassistent des Stadtbauamtes fühlen sich durch diesen Artikel direkt angegriffen und stellen Strafantrag, und siehe da: es wird nachgewiesen, daß an längst verstorbene oder unauffindbare Personen Armenpfründen gegeben, daß man unter anderem den langen Namen eines armen Teufels halbirt und jeder Hälfte eine Pfründe zuwies, daß man am Zentralfriedhofe die Todten schneeschaufeln ließ, d. h. statt 30 wirklich verwendeter Schneeschaufler deren 90 verrechnete und die fehlenden Namen aus dem Todtenprotokolle herausschrieb, und was andere schöne Dinge mehr sind; es wird bewiesen, daß die beiden städtischen Todtengräber nur Strohmänner und im Solde der eigentlichen Unternehmer der Leichenbestattung, eines jüdischen Konsortiums sind; es wird auch bewiesen, daß die beiden Kläger bei all' dem die Hand mit im Spiele hatten, und die Geschworenen erkennen, daß sie „nicht fälschlich" einer unehrenhaften Handlung beschuldigt wurden, die Angeklagten werden aber freigesprochen. (Schluß folgt.)

Zur Geheimmittelkunde. Gegen keine Krankheitsform findet man häufiger in den Inseratenspalten unserer Zeitungen Geheimmittel angekündigt, als gegen die vom Volke gewöhnlich als „böses Wesen" oder „Fallsucht" bezeichnete Epilepsie. Dieselbe kennzeichnet sich durch Krampfanfälle, bei denen der Patient bewußtlos wird und zu Boden stürzt. Diese Anfälle kehren von Zeit zu Zeit wieder und gehören in den meisten Fällen zu den unheilbaren Krankheiten, nämlich dann, wenn sie als Folgen eines Gehirnleidens auftreten, während sie dann heilbar sind, wenn heilbare Störungen in anderen Organen des Körpers auf das Nervenleben so rückwirken, daß epileptische Anfälle auftreten. Mit Beseitigung dieser Störungen verschwindet dann auch die Epilepsie. Die Zahl dieser Störungen ist keine kleine, und so verschiedenartig dieselben sein können, ebenso verschiedenartig ist auch die von sachkundiger ärztlicher Hand einzuleitende Behandlung. Letztere ist stets unter Inbetrachtnahme aller dabei in Frage kommenden Momente zu unternehmen, wenn sie einige Aussicht auf Erfolg bieten soll; und es liegt deshalb wohl für jeden, der denken gelernt hat, auf der Hand, daß es ein Geheimmittel gegen Epilepsie nicht geben kann, und daß die dagegen von Nichtärzten ausgebotenen Mittel nur solche sein können, welche auch die ärztliche Welt kennt und in Einzelfällen für nützlich befunden hat. Zu diesen gehört namentlich das Bromkalium, dessen nervenberuhigende Wirkung allerdings im Stande ist, die Anfälle in manchen Fällen für einige Zeit zum Schweigen zu bringen. Wird der Gebrauch dieses Mittels ausgesetzt, so kehrt das Leiden selbstverständlich wieder. Dies werden die Patienten erfahren haben, die auf die Inserate des Herrn Dr. Killisch „hineingefallen" sind. Das Killisch'sche Mittel enthält Bromkalium und ist mit Indigo blau gefärbt. Auch Indigo wurde eine Zeitlang für ein Universalmittel der Epilepsie gehalten. Andere dieser Mittel enthalten Atropin, das Alkaloid der giftigen Belladonnapflanze, oder Höllenstein, oder valeriansaures Zinkoxyd, oder salpetersaures Kupferammoniak u. s. w., kurzum, giftige Substanzen, deren anhaltender Gebrauch unter Umständen sogar nachtheilig sein kann, nicht blos für den Geldbeutel des Kranken — denn die Herren Geheimmittelhändler, denen neuerdings, seitdem der Handel mit Arzneimitteln nur noch in den Apotheken gestattet ist, die Apotheker diese Mittel fabriziren, lassen sich bekanntlich die „Kunst" besser bezahlen als der Arzt —, sondern noch mehr für den Körper. Während nun aber eine Klasse der Geheimmittelhändler das Publikum mit diesen giftigen Stoffen traktirt, gibt es noch eine zweite Sorte, welche dem Publikum Mittel gegen die Epilepsie anbietet, deren Empfehlung aus jener Zeit her datirt, in der man solche Patienten vom Teufel besessen glaubte. So ist im Orient seit den ältesten Zeiten der Glaube im Volke verbreitet, daß Thierkohle ein Mittel gegen unheilbare Krankheiten sei. Es wurde z. B. die Igelkohle gegen Wassersucht, die Schwalben-, Elster- und Rabenkohle gegen Epilepsie, die Hasenkohle gegen Steinbeschwerden, die Zaunkönigskohle gegen Nierenentzündungen, die Maulwurfskohle gegen Gicht, Aussatz und skrophulöse Geschwüre gerühmt. Die Wirksamkeit der Kohle gegen gewisse Krankheitszustände läßt sich nun allerdings nicht leugnen. Daß man aber in derselben kein Universalheilmittel der Epilepsie haben kann und daß auch in Bezug auf ihre Verwendung das oben Gesagte gilt, ist wohl Jedem klar. Interessant ist es nur, zu beobachten, wie die Empfehlungen derartiger Mittel aus früheren Jahrtausenden in unserem aufgeklärten Zeitalter immer wieder auftauchen und wie der Geheimmittelhandel sich derselben bemächtigt, um daraus Geld zu münzen. So verkauft z. B. die Diakonissenanstalt zu Dresden heute noch ein Geheimmittel gegen Epilepsie, welches aus zu Kohle gebrannten Elstern besteht. Der Handel mit diesem Mittel ist ein Vermächtniß des verstorbenen Pfarrers Roller zu Lausa in Sachsen. Dieser hatte, wie v. Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen" erzählt, einen an Epilepsie leidenden Bruder. Während eines epileptischen Anfalles kam einst ein fremder Handwerksbursche in das Pfarrhaus und dieser theilte dem Pfarrer folgendes Heilmittel mit: „In den heiligen zwölf Nächten, wo die Natur ihre ganze Kraft beisammen hat, schießt man eine Elster, verkohlt die Vogelleiche im Backofen und pulverisirt

sie. Von diesem Pulver nimmt der Epileptische täglich eine Messerspitze voll in Wasser, und führt fortan einen ehrbaren Lebenswandel, tanzt nicht und betrinkt sich nicht. Sehr bald wird die Krankheit verschwinden." Der Pfarrer schoß eine Elster und behandelte den Bruder mit solchem Glück, daß die Krankheit nach Monatsfrist gehoben war und nicht wiederkehrte. Von nun ab verarbeitete der Pfarrer jährlich an hundert Elstern zu Epilepsiepulver und versandte dieselben nach allen Gegenden Deutschlands. Dies war ungefähr um das Jahr 1820. Nach Roller's Tode nahm sich das dresdener Diakonissenhaus dieses Mittels an und das Geschäft damit florirt bis heute. — Läßt sich nun vom ärztlichen Standpunkte aus auch nichts dagegen einwenden, wenn ein Kranker gegen sein für unheilbar erklärtes Leiden ein Geheimmittel versucht, so sollte er letzteres doch nie ohne ärztlichen Beirath thun, einestheils, um zu wissen, was er gebraucht, andererseits, um sich nicht für werthlose Mittel das Geld aus der Tasche locken zu lassen.

Dr. R.

Das Porträt des Diogenes ist es, eines der merkwürdigsten Menschen, die das klassische Alterthum aufzuweisen hat, welches unser Bild Seite 124 zeigt. Diogenes von Sinope, so genannt nach seiner in der kleinasiatischen Landschaft Paphlagonien gelegenen Vaterstadt, der griechischen Kolonie Sinope, war ein Schüler des Philosophen Antisthenes in Athen, welcher die sokratische Nichtachtung der Genußmittel und Güter des Lebens zur cynischen (d. h. hündischen) Philosophie ausgebildet hatte. Diogenes lebte so streng als möglich nach dem Grundsatze seines Meisters, daß der am glücklichsten sei, welcher am wenigsten bedürfe, und zeichnete sich dabei durch heitere Laune, witzige Einfälle und beißenden Spott gegen seine genußfrohen Landsleute aus. Er wohnte in einem Fasse und sein ganzes Besitzthum bestand aus einem einzigen Kleidungsstücke — einem Mantel, wozu noch ein Brodsack und ein Knüttel kam. Einen hölzernen Becher, mit dem er Wasser zu schöpfen gepflegt, warf er fort, als ihn ein aus der hohlen Hand trinkender Knabe darauf aufmerksam gemacht, daß solch' ein Trinkgefäß zu den Luxusgegenständen gehöre. Die Konsequenz seiner Lebensführung, nicht der Inhalt seiner Lebensweisheit, macht ihn zu einen bewundernswerthen Menschen. Seine Grundsätze gingen ihm über alles und er blieb ihnen treu bis zu seinem 323 v. Chr. Geb. zu Korinth erfolgten Tode. Selbst als er bei einer Seereise nach Aegina von Seeräubern gefangen und auf den Sklavenmarkt nach Kreta geschleppt wurde, behauptete er seine philosophische Seelenruhe vollständig. „Wer braucht einen Herrn," rief er den die Sklaven besichtigenden Käufern zu; „wer mich kauft, muß bereit sein, mir zu gehorchen, wie große Herren ihren Aerzten." Trotz dieser sonderbaren Ankündigung fand er in dem Korinther Xeniades einen Käufer, dem er so zu imponiren wußte, daß derselbe ihn zum Erzieher seiner Söhne machte und ihm später die Freiheit schenkte. In Korinth, wo er den Rest seines Lebens zubrachte, suchte ihn auch der welterobernde König von Macedonien, Alexander der Große, auf, dem er auf die Frage, was für eine Gnade ihm der König gewähren könne, trocken antwortete: „Geh' mir aus der Sonne!" Seinen athenischen Mitbürgern soll er u. A. seine Verachtung dadurch bewiesen haben, daß er an hellem Tage auf offenem Markte mit brennender Laterne unter ihnen umhergegangen sei und erklärt habe, er suche vergeblich Menschen, d. h. wahre, vernünftige Menschen. Man schreibt Diogenes eine ganze Anzahl schriftstellerischer Werke zu, darunter auch sieben Tragödien und 51 noch erhaltene Briefe. Was er selbst davon wirklich geschrieben, ist sehr zweifelhaft, die vorhandenen Briefe sind sogar jedenfalls unächt. Daß die cynische Weisheit von der Nichtigkeit aller Erdengenüsse nichts taugt, geht für jeden vernünftigen und geschichtskundigen Menschen der Neuzeit schon aus dem Umstande hervor, daß die christliche Kirche sich derselben zur besseren Niederhaltung der Volksmassen bedient hat und bedienen konnte.

G.

Gestrandeter Finnfisch. (Bild Seite 125.) Es ist eines der interessantesten Meerungeheuer, welches den Lesern der „Neuen Welt" in unserm Bilde vor Augen geführt wird — eines jener fischgestaltigen Säugethiere, wie sie das Meer in der Ordnung der Cetaceen oder Walthiere aufzuweisen hat. Man unterscheidet hauptsächlich fünf Gattungen eigentlicher Wale: den Delphin, der als durchschnittlich kleinstes Mitglied der Walfischfamilie in seiner größten Art die für menschliche Begriffe immerhin respektable Länge von ungefähr 50 Fuß erreicht, während seine kleinste Art, der Gangesdelphin, nur 5—7 Fuß lang wird; den 16—20 Fuß langen Narwal; den eine Länge von 60—70 Fuß und einen Körperumfang von 38 Fuß erreichenden Pottwal; ferner den gemeinen Walfisch, gleichfalls 60—70 Fuß lang und 1000—1500 Centner schwer, und schließlich den Finnfisch, welcher in verschiedenen Arten bis 80 Fuß und in seiner kolossalsten Art, der der Schnabelwalfische, sogar bis über 100 Fuß lang wird. Der Finnfisch ist somit das größte aller bekannten Thiere und außerdem der schnellste und stärkste aller Wale, die ihrerseits wieder an Kraft alle übrigen Thiere weit übertreffen. Bei gewöhnlichem Schwimmen legen die Walfische bis zwei deutsche Meilen in der Stunde zurück, während der Finnfisch, wenn er es einmal sehr eilig hat, gegen vier Meilen in der Stunde macht und das schnellste Dampfschiff zu überholen vermag. „Besäßen die Walfische einen ihrer Kraft und Größe angemessenen Verstand," sagt der als Professor der Zoologie 1868 in Leipzig gestorbene berühmte Naturforscher Pöppig, „so würde nicht nur kein Boot, sondern auch keins der größten Schiffe ihren Stößen widerstehen können, und sie wären die einzigen Beherrscher des Meeres." Besonders bemerkenswerth ist bei den Walfischen im allgemeinen der unverhältnißmäßig kolossale, ein Viertel bis ein Drittel der Körperlänge ausmachende Kopf, in dem sich bei einem etwa 70 Fuß langen Körper ein 16—20 Fuß langes und 10—12 Fuß breites Maul öffnet. Dasselbe besitzt im Oberkiefer 600 bis 700 dünne, lange, mit leichter Krümmung fast senkrecht nach unten gehende Hornplatten — die als „Fischbein" in den Handel kommenden, 3 und 14 Fuß langen „Barten". Der Schlund der Walfische ist so außerordentlich eng, nämlich kaum 4 Zoll weit, daß er die Riesen des Meeres zwingt, sich von ganz kleinen Fischen, welche sie vielhundertweise auf einmal in ihrem ungeheuren Rachen aufnehmen, von schalenlosen Weichthieren und ähnlichen Zwerggebilden der Seethierwelt zu nähren. Der nicht durch einen Hals vom Kopf getrennte Leib ist rund und mit 7—9 Fuß langen und 4—5 Fuß breiten, sehr beweglichen Brustflossen und einer 18—26 Fuß breiten und nur 5—6 Fuß langen, sein wichtigstes Bewegungsorgan bildenden Schwanzflosse besetzt. Bei dem Finnfisch kommt noch eine Fettflosse hinter der Mitte des Rückens hinzu. Die auf der höchsten Stelle des Kopfes befindlichen Spritzlöcher, aus denen der Walfisch Wasser oder mit Wasserdampf geschwängerte Luft springbrunnenartig in die Höhe treibt, bestehen in zwei 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß langen, Sförmig geformten Längsspalten. Die Augen sind sehr klein und stehen schräg über und hinter den Rachenwinkeln. Unter der nicht sehr dicken, sammetweichen, völlig nackten Haut umpanzert den ganzen Körper eine 8—20 Zoll dicke Specklage. Die Färbung der Haut ist am Rücken und an den Seiten gewöhnlich tiefschwarz, auf der Unterseite und an den Lippen entweder ganz weiß oder weiß mit gelblichem Anflug. Zu Hause sind die Walfische in den hochnordischen Meeren, von wo aus sie indeß auch Streifzüge bis in die Meere von mittleren und selbst höheren Temperaturen unternehmen. Auf solchen Streifzügen sind sie schon häufig den bewohnten Küsten zu nahe gekommen und dort gestrandet. So erging es im Jahre 1824 an der Elbmündung einem Finnfisch, der nun eine Zierde des berliner Museums bildet, und also hat auch der noch jugendliche Finnfisch unseres Bildes im Jahre 1874 auf der danziger Nehrung geendet. Derselbe hatte sich schon längere Zeit zum Schrecken der Fischer, deren Booten er sehr gefährlich war, in der danziger Bucht herumgetrieben, bis endlich Mannschaften einiger zu Schießübungen in der Bucht sich aufhaltenden preußischen Kriegsschiffe auf ihn Jagd machten und ihn durch etliche Salven von Zündnadelkugeln so gefährlich verwundeten, daß er durch die von starkem Nordwinde erregten Meereswogen, ohne Widerstand leisten zu können, auf die Riffe an der Küste geworfen wurde. Infolge seiner Jugend betrug die Länge unseres Wales nur 38 Fuß, die Breite $4\frac{1}{2}$ und die Höhe vom Bauch bis zum Rücken 6 Fuß. Trotz dieser für einen Finnfisch sehr bescheidenen Körperverhältnisse machte er den Fischern, die ihn bergen wollten, ungeheure Arbeit: erst nach 20 Stunden harter Arbeit gelang es 40 Mann mit 20 Pferden, ihn auf den trocknen Strand zu ziehen. Drei Tonnen Thran, welche etwa von so einem Finnfischjüngling zu gewinnen sind, nebst dem freilich bei dieser Walfischart dünnen und wässerigen Speck und den brüchigen Barten werden die Arbeit nicht sehr reichlich, aber doch leidlich genug gelohnt haben.

G.

Korrespondenz.

Dresden. R. P. Eine der vorhergehenden Korrespondenzen wird Sie bereits belehrt haben, daß Sie uns unrecht gethan haben. Sie und mancher andere berücksichtigen eben immer noch nicht, daß jede Nummer der „N. W." schon wochenlang vor ihrem Erscheinen redaktionell fertiggestellt sein muß, und daß wir auch oft wegen Raummangel die bis zum Tage des Redaktionsschlusses eingegangenen Korrespondenzen nur theilweise zu beantworten vermögen.

Heidelberg. A. G. Das Gedicht, „das kühne Schweizermädchen" bekundet ein gewisses Talent, aber nicht jene Formenherrschaft, die den Dichtern der „N. W." nicht erlassen werden kann. Unreine Reime, wie: befehden — vertreten, warten — Hellebarden u. s. w. dürfen entschieden nicht vorkommen.

Dortmund. L. T. Ihre Behauptung, daß „der Sozialismus schon deswegen ein Unding" sei, weil „die Zahl der Menschen, welche sich in untergeordneter Stellung und bescheidenen Verhältnissen wohl fühlen, viel größer sei, als die Zahl derjenigen welche das Zeug und die Lust zum Dirigiren und die Fähigkeit, vernünftig zu genießen, besitzen", verdient ein Plätzchen in unserem Korrespondenzwinkel. Zunächst beherzigen Sie, lieber Herr, der Sie Sich jedenfalls nicht in untergeordneter Stellung und bescheidenen Verhältnissen wohl fühlen würden, daß der Sozialismus, wenn die Majorität des Volkes sich wohl fühlte, nicht so riesige Fortschritte machen könnte. Die Unzufriedenheit mit den gegebenen Verhältnissen innerhalb der Volksmassen ist aber nicht allein die Mutter der sozialistischen Bewegung, sondern der fruchtbare Boden für alle Kulturbewegungen, alle Kulturfortschritte. Vergessen Sie übrigens auch nicht das weise Sprüchwort: L'appetit vient en mangeant — der Appetit kommt beim Essen — und seien Sie überzeugt, daß das „Zeug und die Lust zu dirigiren und die Fähigkeit zu genießen" überall da, wo sie nothwendig sind, bei freier Entfaltung der Anlagen und Neigungen aller Einzelnen sich schon in ausreichendem Maße einstellen werden.

Der Raummangel verhindert auch diesmal die Erledigung eines Theils der eingelaufenen Korrespondenzen und den Abdruck der Fortsetzung von der Anleitung zum Schachspiel. Letztere wird fortan immer in der Schlußnummer jedes Heftes, also zunächst in Nr. 12, erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Karl sah sie an und schüttelte dabei etwas mißbilligend den Kopf. „Sie sind ein exaltirtes Mädchen, aber wenn Sie Jemand um Verzeihung bitten, dann müssen Sie's bei dem thun," er wies auf Fritz, der von ihnen hinweg zum Fenster getreten war, „ihn haben Sie wirklich und ganz ungerechtfertigt beleidigt."

„Ja, es ist wahr!" rief Rosa von Reue erfaßt. Sie eilte rasch auf den jungen Mann zu, blieb aber auf halbem Wege stehen. Es schien sie einen recht schweren Kampf zu kosten, und doch fühlte sie diesmal ihr Unrecht und hätte es wirklich recht gerne wieder gut gemacht. Wenn er nur etwas entgegen gekommen wäre, wenn er es ihr nur in etwas erleichtert hätte! Aber da stand er steif, wie aus Holz gedrechselt, er hatte das Gesicht dem Fenster zugekehrt, und er trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben. Schrittweise und zögernd war sie dennoch näher gekommen. Jetzt streckte sie die Hand aus und hielt sie ihm entgegen, er mußte es wohl bemerkt haben, aber er rührte sich nicht. „Fritz!" Unwillkürlich war dies Wort über ihre Lippen gesprungen, und es lag eine Welt von Empfindung darin. Zorn und Reue, eine Drohung und eine Bitte sprach sich gleichzeitig darin aus. Fritz wandte sich mit einer jähen Bewegung ihr zu. Er war blaß geworden. „Was wünschen Sie, Fräulein Rosa?" sagte er rauh.

Das leidenschaftliche Mädchen stampfte mit dem Fuß auf. „Sie wollen mir es also unmöglich machen, Sie um — um Verzeihung zu bitten?"

„Wie können Sie dies auch thun," entgegnete er bitter. „Wie können Sie mich, von dem Sie eine so schlechte Meinung haben, wie können Sie einen rohen Burschen, von dem Sie glaubten, daß er Sie in frecher Weise verhöhnen konnte, um Verzeihung bitten?"

„Ich bitte auch nicht immer um Verzeihung, Sie wissen es wohl!" brauste sie auf, „aber heute thue ich es, denn ich bin im Unrecht, ich hatte mich in eine abgeschmackte Idee verrannt, ich sehe das ein, und es thut mir leid."

„Na, was willst du mehr, du Bedenklicher," begann Karl. „Damit kannst du dich zufrieden geben, dächte ich." Er trat zwischen die Beiden. „Macht Friede, Kinder, ihr sollt uns den heutigen Abend verschönern helfen, aber solche Mißtöne können wir dabei nicht brauchen."

„Ich habe einzig die Schuld daran, Herr Mahlknecht; warum bin ich auch herüber gekommen!" Rosa wendete sich zum Gehen, Karl hielt sie zurück. „Sie sind eine schrecklich entschiedene Person, ein rechter Trotzkopf sind Sie, können Sie sich nicht etwas sanfter geben, etwas nachgiebiger, etwas mäßiger? Wenn Sie in dieser Weise fortfahren, dann werden Sie eine unglückliche Frau und Gattin werden, denken Sie daran, Rosa."

Rosa's Augen füllten sich abermals mit Thränen. „Ich weiß es wohl, daß ich für Keinen passe, ich will auch eine alte Jungfer werden."

„Nun, da haben wir's!" rief Karl in launiger Desperation. „Sollte da Einer nicht aus der Haut fahren? Er wird ein alter Junggeselle, wie er mir vorhin fest versicherte, und sie wird eine alte Jungfer!"

In dem Augenblick wendeten sich die Blicke der jungen Leute in forschender Neugier einander zu. Sie wollten wohl genau wissen, wie denn so ein in vorhinein Geopferter aussehe. Als ihre Augen mit diesem Ausdruck sich begegneten, zuckte es in ihren Mienen heiter auf, und als sie fühlten, daß sie nun wieder dasselbe Gesicht machten, brachte diese unwillkürliche Uebereinstimmung eine so komische Wirkung auf sie hervor, daß sie gleichzeitig in ein herzliches Lachen ausbrachen. So lacht nur die Jugend, so unvermittelt, so unwiderstehlich. Karl stimmte mit ein, und auch Auguste, die den kleinen Hans zu Bette gebracht hatte und nun herbeigeeilt war, lachte mit ohne recht zu wissen warum.

„So ist's recht," sagte Karl, „so gefallt ihr mir. Benutzt die gute Stimmung, reicht euch die Hände, und ich ich will von Zank und Streit zwischen euch, für heute wenigstens, nichts mehr hören."

Den Beiden war sofort das Lachen vergangen, sie senkten die Augen, sie schienen unentschlossen, dann hob Fritz langsam den Arm und hielt Rosa, nach abermaligem Zögern, die Hand entgegen, sie legte die ihre hinein, leicht und oberflächlich, nur einige Sekunden lang, aber der Friede war doch besiegelt. — Ein Jubelruf Georg's lenkte die Aufmerksamkeit auf diesen, er sprang herum, schlug wie besessen in die Hände und schrie: „Bravo, bravo! ein Feuerwerk!" Zugleich drang ihnen erhöhter Lichtschein in die Augen. Alle wendeten sich um, „der Baum brennt!" erscholl es wie aus einem Munde. Die Wachskerzchen waren tief herab gebrannt, niemand hatte es bemerkt, jetzt hatte die

niederste Flamme eine der Papierketten und einige daneben angebrachte Rosen von Papier ergriffen, das Feuer schlug lichterloh auf. Fritz, der zunächst stand, hatte alles Brennende schnell herabgerissen und in seinen Händen erstickt, die Uebrigen pusteten eiligst die noch brennenden Wachskerzen aus.

„Der Baum ist dem Georg gerettet," rief der Vater, „aber ich wette, der ungeschickte Löschmann hat sich dabei die Hände verbrannt."

Rosa warf einen raschen, forschenden Blick auf diese Hände. Fritz steckte sie lachend in die Taschen. „Keine Spur!" versicherte er.

„Um so besser, und da es mit der Augenweide nun ohnedies vorüber ist, so könnten wir an unsere Leibesstärkung denken. Gustel, ich habe Hunger."

„Ja, und der Fisch ist noch nicht gebacken."

„Dann spute Dich, Alte, ich werde indeß den Salat anmachen."

„Und ich werde den Tisch decken," setzte Rosa hinzu. „Aber ich will mir ein Schürzchen von drüben holen und dann, du weißt Gustel, ich habe mir zum Troste in meiner Einsamkeit einen Kugelhupf gebacken, den wollen wir nun, wenn es euch recht ist, zusammen verzehren."

„Ganz recht, Rosa, bringen Sie ihn nur herüber, das wollen wir Ihnen bestens besorgen."

Das Mädchen lief flink zur Thür hinaus.

„Ein wahrer Teufelsbraten, das Mädel," rief Karl ihr nach, indem er seiner Frau in die Küche folgte. „Speit ewig Feuer und Flamme wie ein kleiner Vulkan, der sich ärgert."

„Ich sage dir, Karl, sie ist die Liebe und Güte selbst," vertheidigte sie Auguste. „Was hat sie nicht alles für mich gethan, wie ist sie stets hülfebereit mir zur Hand, wie gut und liebevoll ist sie gegen die Kinder, du kennst sie nur nicht."

Fritz hatte plötzlich auch in der Küche zu thun, die Räder von Georgs Wagen bedurften bereits einer kleinen Reparatur.

„Glaubst du, Fritz, daß die jemals kirre wird?" fragte Karl den Bruder.

Dieser schnitzte eifrig an kleinen Hölzchen, die er vor die Räder setzen wollte.

„Wer kann das wissen?" antwortete er achselzuckend. „Vielleicht thut's die Liebe. Ich habe einmal gehört, daß aus den wilden Mädchen die zahmsten Weiber werden."

„Na, dann muß die sehr zahm werden."

Frau Gustel schüttete mit der Schaufel frische Kohlen auf die Herdflamme.

„Sie war nicht immer so," sagte sie nachdenklich. „Sie war wohl lebhaft und was man so ‚rasch' nennt, aber diese Reizbarkeit, dies zornige Aufwallen hatte ich früher nie an ihr bemerkt. Das ist erst seit vierzehn Tagen so."

„Sie wird zu vollblütig," lachte Karl, „oder — sie hat eine unglückliche Liebe."

„Pst," ermahnte Fritz, „redet doch leiser, sie kann jeden Augenblick hereintreten." Er selbst kam näher. „Hat sie überhaupt eine Liebschaft? Gustel, hast du etwas bemerkt?" fragte er dringend, und er sah dabei sehr ernst aus.

„Nicht die Spur, sie ist überhaupt so sittsam, bleibt selbst Sonntags immer zu Hause, sie hat gewiß keinen Anbeter."

„So, sie hat keinen Anbeter?" neckte Karl, „und der dicke Anton, der immer vom Heirathen spricht und sich damit brüstet, er könne in seiner Stellung zwei Weiber ernähren, und der ihr zärtliche Augen macht und sich ihr gegenüber schon einmal bis zu einer Liebeserklärung verstiegen hat, — ist das nichts? Fällt bei euch der dicke Anton nicht in's Gewicht, und —"

„Ich weiß, sie hat ihn abgewiesen," unterbrach ihn Fritz. „Rund abgewiesen."

„Sie ist in allem rund, aber sakerlot, da fällt mir ein, der Anton hat mir heute geschrieben, — ich habe den Brief noch ungelesen in der Tasche, am Ende hat er mich bei ihr zum Freiwerber auserſehen."

„Gib her den Brief!" rief Fritz aufgeregt.

„Gemach, mein Lieber, er ist, soviel ich weiß, an mich und nicht an dich adressirt."

Er zog gleichwohl den Brief aus der Tasche und zeigte ihn dem in Neugier Entbrannten, wie um ihn zu reizen, aus einiger Entfernung.

Fritz wollte sich halb im Aerger, halb lachend auf den Boshaften stürzen, um ihm denselben zu entreißen, da trat Rosa, ein Strohkörbchen am Arm und einen stattlichen Kugelhupf auf einer Schüssel vor sich tragend, herein.

Die Brüder hielten in ihrer Kämpferstellung inne, und Fritz hatte bald im Anschauen Rosas den dicken Anton und alles übrige vergessen. Die Kleine sah aber jetzt auch gar zu verführerisch hübsch aus. Sie hatte ein weißes Latzschürzchen vorgenommen und, die Kokette, eine blaßrothe Schleife um ihr Halskrägelchen geschlungen, und daraus sah nun das frische, blühende Gesichtchen mit einem Ausdruck, der seinen Reiz auf keines Menschen Herz verfehlt, mit dem Ausdruck reiner, kindlicher Glückseligkeit hervor.

Dieser prosaische, boshafte Mensch, der Karl, konnte auch jetzt seine Spöttereien nicht lassen. Er machte sich über ihre Eitelkeit lustig, von der er meinte, sie käme ihm sehr verdächtig vor, und sie hätte es sicherlich darauf angelegt, „ihm den Kopf zu verdrehen".

Rosa schlug verlegen die Augen nieder, aber sie lächelte. „Ich war auch garnicht festlich angethan, als ich herüberkam," entgegnete sie, gleichsam entschuldigend. „Ich hatte nicht daran gedacht, daß man mich bemerken könnte, da ich aber nun den Christabend mit euch feiern soll, mit euch zu Nacht essen —"

„Das heißt, wir werden vielmehr mit Ihnen zu Nacht essen. Dieser köstlich duftende Kugelhupf in seiner respektablen Größe dürfte weitaus das größere Kontingent zu unserem Abendessen stellen. Arme Rosa, wenn man diesen kolossalen Kugelhupf ansieht, dann weiß man erst, wie trostbedürftig Sie gewesen sein müssen."

„Hör' auf mit deinen Späßen," brummte Fritz, „es könnte sonst leicht dein Vorrath für die übrigen Abende ausgehen, und das wäre schade."

„Rosa, ich habe dich sehr lieb," versicherte jetzt Georg, indem er sich schmeichelnd an seine junge Freundin drängte. „Wirst du mir ein Stück Kugelhupf geben? Ich habe hungrig."

„Gewiß, mein Kind. Nicht wahr, Mama, ich darf ihm davon geben?" fragte Rosa.

„Ei, freilich; aber trage ihn nur gleich in's Zimmer und decke den Tisch, nimm ein frisches Tischtuch, du weißt, wo es zu finden ist."

„Ja wohl," sagte Rosa, „laß mich nur machen." Sie ging hinein. Fritz hatte ebenfalls nichts mehr in der Küche zu thun, er ging mit Georg ihr nach und zog die Thür hinter sich zu.

In dem Zimmer herrschte, seitdem die Wachskerzen verlöscht waren, ein ruhig-gedämpftes Licht. Nur um den großen Eßtisch, der, von Stühlen umgeben, in der einen Ecke stand, war es hell.

Rosa hatte das Tischtuch ausgebreitet und die Lampe darauf gestellt, sie warf unter dem matten Glasschirme hervor ein weißes, angenehmes Licht auf die schneeige Fläche unter ihr und die zunächst befindlichen Gegenstände. Es war recht still, keines sprach ein Wort, man hörte die Uhr ticken und das Feuer im Ofen behaglich prasseln, während von draußen einzelne Windstöße an den Fenstern rüttelten und der von den Dächern herabgewehte Schnee gegen die Scheiben schlug. Draußen lag die kalte, unfreundliche Winternacht, hier innen war es warm, licht, alles so wohlig, so friedlich. Ein süßer Waldgeruch durchzog das Gemach, es war jener kräftige, harzige Duft, der unsere Nerven erfrischt. Fritz stand neben dem Tannenbäumchen und sah nach dem erleuchteten Tisch hin, wo Rosa in jugendlicher Anmuth soeben ein Stück Kuchen für den geduldig harrenden Georg herunterschnitt. Er empfand den ganzen Zauber einer traulichen Häuslichkeit, und es wurde ihm warm um's Herz und sehnsüchtiges Verlangen stieg in ihm auf, solches Glück, solche gemüthbestrickende Behaglichkeit sich für immer zu sichern.

Nachdem Georg den Kuchen erhalten hatte, trat derselbe aus seiner zuwartenden Passivität heraus, er wurde wieder aktiv. Er brachte seine Arche Noah und seine Puppe herbei und verlangte nun sehr energisch, der Onkel solle mit ihm spielen, er solle die Puppe sprechen und die Thiere laufen und schreien lassen.

Dieser that, wie sein Neffe es wünschte. Er setzte sich zum Tisch, und nachdem er Georg auf seine Kniee gehoben, nahm die Thierkomödie ihren Anfang. Der Elephant und der Löwe hatten die Hauptrollen, sie schrien und brüllten schauerlich und überfielen gleichzeitig ein gelbpunktirtes, ihnen an Größe fast gleichkommendes Meerschweinchen, dem sie nach hartem Kampfe endlich den Garaus machten.

Rosa kam und ging, sie brachte die Teller und die Bestecke, stellte die Gläser und das Salzfaß auf den Tisch und schnitt von einem großen Laib Brot für jeden ein artiges Stück herunter. Sie machte das alles gar flink, mit einer allerliebsten Geschäftigkeit, Fritz konnte nicht umhin, sie oft und öfter anzublicken, er folgte bald allen ihren Bewegungen und sah mit wachsender

Zärtlichkeit nach ihren kleinen runden Händchen, die dies alles zuwege brachten. Gewiß, es war eine Freude, ihr zuzuschauen, aber die Löwen und Elephanten, die früher gar lebhaft waren, die wurden recht langweilig und immer einsilbiger, obwohl Georg beständig ansporute und dem Onkel zurief:

„Du mußt sie brüllen lassen, — hörst du, Onkel Fritz! — Onkel Fritz, jetzt kommt das Kameel, — aber das darf nicht so ruhig dastehen, das muß springen, aber es muß auch schreien! — Onkel Fritz, du spielst ja nicht mehr mit mir. — da gehe ich fort." Und er rutschte sehr beleidigt von den Knieen des taubstumm gewordenen Onkel herunter.

(Schluß folgt.)

Konstantinopel.

Von **Karl Hannemann.**

Die unvergleichliche Lage Konstantinopels bietet dem Beschauer eine bezaubernde Fülle von Reizen dar, an welchen die Vorstädte den größten Antheil haben. Von den Höhen des alten Byzanz kann man mit einem einzigen Blicke die üppigsten Landstriche der beiden mächtigsten Erdtheile umspannen. Die unendliche Fülle von Gaben dieser Natur brachte den Kaiser Justinian auf die Idee, daß die Menschen einen so reizenden Ort nie völlig zerstören und verlassen könnten, und er nannte deshalb Konstantinopel die „ewige Stadt" (urbs aeterna).

Am nordöstlichen Ufer des goldenen Horns, zwischen der Vorstadt Kassim Pascha und Galata bildet eine Bucht den Hafen der Stadt. Derselbe ist vortrefflich und erstreckt sich in dem Meeresarm, der aus dem Bosporus in das Festland tritt, beinahe eine Meile lang, und ist von der Vorstadt Eyub bis zum Serail 100—160 Meter, an anderen Stellen aber 500 Meter breit. Er ist äußerst sicher, faßt über 1200 Schiffe und ist dem Verschlammen nicht ausgesetzt, da die Strömungen des Bosporus ihn beständig rein erhalten. In demselben hat die osmanische Flotte ihre Station. Der Bosporus bietet zugleich eine sehr geräumige Rhede dar. Die fremden Kaufleute haben ihren Sitz meistens zu Galata, auch legen die fränkischen Handelsschiffe meistens bei dieser Vorstadt an.

Von den sechzehn diesseits des Bosporus liegenden Vorstädten sind im Westen der Stadt: Salchane (Fleischhäuser), Jenikapussi (Neuthor), Topdschilar mahalle (Kanonierviertel), Oktadschilar (Zeltaufschlägerviertel), Nischandschi-Pascha, Tschomlektschilar (Töpferviertel), Karagesch (Schwarzbaum), Südlüdsche (Milchort). Von diesen Vierteln zeichnet sich nur das letztere durch seine anmuthige Lage am Hafen aus. Es enthält außer einigen Medresses und Moscheen die Kasernen der Kumbaradschi und Laghundschi, die unmittelbar am Hafen liegen.

Die äußerste Nordwestspitze nehmen das von den letzten byzantinischen Kaisern bewohnte Blachernenschloß, das Balat (Judenviertel) und der daneben am Goldenen Horn liegende Fanar (Griechenviertel) ein. Sie bilden die Vorstadt Fanar mahalle, nach dem dort stehenden Leuchtthurm (Fanar) genannt. Diese ist durch das Fanar-kapussi (Thor des Leuchtthurms) vom Hafen geschieden. Die Bewohner dieser Vorstadt, Fanarioten, sind altadelige Familien von Griechen, die ihren Ursprung hoch aus der Kaiserzeit herleiten. Mohammed II. hatte, nachdem er Konstantinopel erobert, dem griechischen Patriarchen gestattet, sich bei der kleinen Kirche St. Georg anzubauen. Hier siedelten sich seitdem die Reste des alten griechischen Adels an und erhielten sich ihren alten Stolz. Aus ihnen gingen seit 1669 die Dragomans (Dolmetscher) der Pforte und seit 1731 viele Hospodare (Fürsten) der Moldau und Walachei hervor. Die Fanarioten haben von den alten Griechen nichts als ihre Fehler und Laster geerbt und gehören unstreitig zu den schlechtesten Einwohnern Konstantinopels. Perfidie, Hinterlist und Feigheit, Schlauheit, Bosheit, Rachsucht und Habgier, das sind die Eigenschaften, durch welche sich die Fanarioten, welche sich Fürsten schimpfen, vor allen auszeichnen. Gewinnsucht ist die Triebfeder ihrer Handlungen, Gold ihr Kultus; um dieses zu erlangen, verrathen sie ihre besten Freunde.

Dem Fanar gegenüber, nach dem Hintergrunde des Goldenen Horns zu, also am nördlichen Strande des Hafens, liegt Kassim-Pascha. Diese Vorstadt enthält einen Begräbnißplatz mit vielen Turbehs (Grabmälern), das Terschana (Arsenal), nach Anleitung europäischer Offiziere vortrefflich eingerichtet, Schiffswerften und das Bazar.

An diese Vorstadt stößt Piali-Pascha mit dem am Goldenen Horn liegenden Admiralsgebäude. Nördlich davon, sich bis Kassim-Pascha erstreckend, liegt Tatawla oder das Thal St. Dimitri mit einer Unmasse von Schänken, Spielhäusern und Bordellen. Die Bewohner sind verkommene Griechen und Juden von der Karaïtensekte. Oberhalb Tatawlas und Kassim-Paschas dehnt sich am Goldenen Horn die große Vorstadt Khasköi (Kammerdorf) aus, von zahlreichen Juden bewohnt. Westlich von hier, am äußersten Ende des Goldenen Hornes, wo die Bäche Barbyses und Kydaris sich in den Hafen ergießen, ziehen sich die prachtvollen Wiesen Fil Tschiri hin, und die Gegend oder Vorstadt Chiahatchane (die süßen Wasser) beginnt. Sie ist trotz ihrer gesunden und malerischen Lage wenig angebaut; zwischen paradiesischen Thälern, fetten Wiesen, waldbegrenzten Hügeln, anmuthigen Hainen taucht hin und wieder ein einzelnes Haus, der Han eines Khamedschi (Kafetiers) und ein Kiosk auf.

Auf der linken oder südlichen Seite des Goldenen Horn befindet sich die einzige unmittelbar neben Konstantinopel liegende Vorstadt Eyub. Sie ist von dem schon erwähnten Balat nur durch die Stadtmauer getrennt und liegt vis-à-vis von Khasköi. Ihren Namen führt sie von einem Gefährten des Propheten, der hier während der ersten Belagerung der Hauptstadt durch die Mohamedaner 668 getödtet wurde. Mohamed II. errichtete über seinem angeblichen Grabe eine Moschee, in welcher der Sultan beim Regierungsantritt sich mit dem Schwerte Eyub's feierlich umgürtet. Auch der Sandjakscherif — die heilige Fahne des Propheten — wird hier aufbewahrt.

Am Eingange zum Goldenen Horn liegt die von genuesischen Kolonisten im 13. Jahrhundert angelegte und von deren Nachkommen, sowie Griechen, Armeniern und Franken bewohnte große Vorstadt Galata. Im Jahre 1348 erbauten die Genuesen hier einen 46,2 Meter hohen Feuerthurm (Bujukkule), bekannt unter dem Namen „Thurm von Galata", von welchem man eine sehr hübsche Fernsicht über die Stadt und deren Umgegend genießt. Galata hat beinahe eine Stunde im Umfang, enthält ein Lazaristenkloster mit Hospital und eine Erziehungsanstalt. Am Meeresufer ziehen sich große Magazine, Kaufhäuser und Arbeitswerkstätten hin.

Neben Galata befindet sich Topchana (Kanonenlager) mit der großen Landesartilleriekaserne, einem Zeughause, einer Stückgießerei, die Kasernen der Topschi und Top-Arabadschi u. s. w. Von hier aus geschieht die Ueberfahrt nach Konstantinopel. Neben dieser Vorstadt liegt, den Bosporus hinaufwärts, Fondukli, woselbst sich eine Moschee, ein Lustschloß des Sultans und der sogenannte Melonengarten befanden. Gegenüber von Topchana führt die enge Divansstraße bergauf zu einem mittelmäßig großen Platze, in dessen Mitte ein hübscher, von Achmed III. angelegter Springbrunnen steht. Hier gewahrt man links die sogenannte „Hohe Pforte", welche in das Serail führt, und rechts die majestätische Aja Sofia.

Jenseits Topchanas und an der Nordseite Galatas gelangen wir nach Pera oder Perard Begjoli (Fürstenstraße), vom Pöbel das „Schweinequartier" genannt. Hier ist fast alles europäisch, man glaubt sich in einer italienischen Stadt zu befinden. Pera ist die Frankenstadt, der Winteraufenthalt der fremden Gesandten und ihres durch europäische Reisende vermehrten Gefolges, der Wohnsitz eines katholischen Erzbischofs, der sogenannten Levantiner oder Peroten, des europäischen Detailhandels und Gewerbwesens. Man hat hier vier katholische Kirchen, viele Gasthöfe, Kreditvereine, zwei deutsche Ressourcen, eine italienische Oper, Theater ꝛc. Ueberhaupt lebt man hier ganz auf europäische Weise und hat nicht nur Gelegenheit, sich allen Vergnügungen hinzugeben — wenn man die dazu erforderlichen Mittel besitzt —, sondern man darf sich auch (und dies ist allen kostenfrei gestattet) an dem wundervollen Panorama erfreuen, welches die Natur hier vorzugsweise darbietet.



Die Wacht im Walde. (Seite 143.)



Am Niklastage. (Seite 143.)

Blutende Hostien.

In einer Zeit, da die Muttergottes-Erscheinungen in verschiedenen Ländern Europa's geradezu mit einander rivalisiren, da hunderte und tausende gläubiger Christen nach Lourdes, nach Marpingen und andern verwandten Wallfahrtsorten pilgern, in einer Zeit, da bereits auch jedes katholische Land seine eigenen blutschwitzenden Jungfrauen haben will und Louise Lateau durch Konkurrentinnen bedroht wird, mag es am Platze sein, daß auch die Naturforscher von Erscheinungen Notiz nehmen, die früher, im Mittelalter sowohl, wie bis in die neueste Zeit, eine irregeführte glaubende Menge zu fanatisiren vermochten und durch Betrüger in's Interesse der Kirche gezogen wurden. Wir registriren an dieser Stelle folgende Thatsachen:

Am 25. Juli dieses Jahres entdeckte ich auf einem drei Tage alten Speiserest (abgekochte Kohlrabi), der aus Versehen im Speiseschrank unbemerkt stehen geblieben, blutrothe, feuchte Flecken, die genau so aussahen, als ob sie von frischem, ungeronnenen Blut herrührten. Die Erscheinung war so täuschend, daß ich im ersten Moment daran dachte, die Köchin zu fragen, auf welchem Wege das „Blut" auf den alten Kohlrabiabkoch gekommen sei. Indeß bemerkte ich alsbald, daß neben den rothen Flecken auch kleine Erhöhungen von weißlich-gelber Farbe sich vorfanden, welche genau den Glanz und die Gestalt der „blutenden" Stellen besaßen. Diese weißgelben Flecke waren Fäulnißpilze, oder — wie man sie wissenschaftlich auch zu nennen pflegt — Spaltpilze, Schizomyceten. Sie fanden sich hauptsächlich zahlreich an jenen Stellen, wo das dem Kohlabkoch beigesetzte Mehl in größeren Klümpchen angehäuft war.

Daß wir es hier mit Fäulnißpilzen zu thun hatten, lehrte uns schon jener spezifische Geruch, den faulende Kohlmassen abgeben. Unter dem Mikroskop löste sich aber die Masse dieser feuchten gelblichweißen Erhöhungen in zahllose kleinste Organismen auf, welche nur bei den stärksten uns zugänglichen Vergrößerungen als scharf umgrenzte kugelige oder eiförmige Zellen erscheinen. Oft begegnet man stäbchenförmigen oder korkzieherartigen Gestalten, welche aus einer geraden oder schraubig gekrümmten Reihe mehrerer oder vieler Zellen bestehen. Sie sind farblos, wie die viel größeren Wein- oder Bierhefezellen. Liegen sie in faulender, tropfbarflüssiger Substanz, so zeigen sie eine lebhafte Bewegung. Die kugeligen und eiförmigen Zellen tanzen hin und her und bewegen sich auch von der Stelle, wodurch sie sich leicht von todten Splitterchen organischer Körper unterscheiden, welche — in Wasser liegend — auch eine tanzende Bewegung (sogenannte Molekularbewegung) zeigen, aber nicht von der Stelle zu rücken vermögen. Die stäbchenförmigen Spaltpilze wandern ebenfalls in der Flüssigkeit herum; oft sind zwei oder mehr Stäbchen an den sich berührenden Enden mit einander verbunden; dann machen sie während ihrer Bewegung ganz den Eindruck, als zankten sie sich herum und wollten sie auseinander treten. Aeußerst zierlich sind die Schraubenbewegungen der korkzieherartigen Formen, die häufig in gerader Richtung vorwärts eilen, bis sie auf einen Widerstand stoßen, um sofort ihre Bewegungsrichtung zu ändern.

Alle diese Spaltpilzformen treten überall auf, wo organische Substanzen, gleichviel ob thierischen oder pflanzlichen Ursprungs, in Wasser faulen. Sie gelten heute allgemein als Fäulnißerreger. Manche von ihnen spielen erwiesenermaßen bei ansteckenden Krankheiten eine bedeutende Rolle; ja man betrachtet manche Formen von Spaltpilzen als die sichtbar gewordenen Kontagien und Miasmen, als die Ursachen und übertragbaren Vermittler der Pest, Cholera, der Diphterie und des Typhus, des Milzbrand und der Rotzkrankheit, des gelben Fiebers und anderer epidemischer und endemischer Krankheiten.

Eine mikroskopische Probe jener blutroth gefärbten feuchten Erhöhungen zeigte uns ganz dieselben kleinsten Organismen, wie bei gewöhnlichen Fäulnißprozessen: kleine kugelige Zellen, in der Größe und in ihren Bewegungserscheinungen ganz und gar die Spaltpilznatur verrathend. Nur durch die röthliche Farbe scheinen sie sich von der gewöhnlichen Fäulnißhefe zu unterscheiden. Sie sind dem Volumen nach viele hundertmal kleiner als die Hefezellen des Weinmostes oder des Bieres und dürften kaum größer sein, als jene weitverbreiteten kleinsten Fäulniß- und Ansteckungspilze, von denen nach Nägeli's Berechnung in lufttrockenem Zustande etwa 30 Billionen erforderlich sind, um das Gewicht von 1 Gramm voll zu machen. Ein einziger Blick durch das stärkste Mikroskop zeigt uns auf einmal etliche Millionen solcher röthlich schimmernder Spaltpilzchen.

Halten wir das Glasstück, auf welchem diese Wundermonaden der „blutenden Hostien" zu Hunderttausenden und Milliarden neben einander unter dem Deckgläschen in einem Tröpfchen Wasser liegen, gegen das Licht, so sind wir kaum im Stande, mit unbewaffneten Augen den röthlichen Schimmer dieser unzählbaren Lebewesen wahrzunehmen. Sie sind zu klein, um von unserem Auge wahrgenommen zu werden, wenn sie — in lufttrockenem Zustande — zu Hunderttausenden in der sonnendurchleuchteten Atmosphäre schweben und zu Millionen und Milliarden auf den Flügeln des Windes durch die Lüfte wandern.

Die Vermehrungskraft dieser Monaden grenzt an's Unglaubliche. Wir berühren mit einer feinen Nadelspitze einen „Blutflecken" unseres faulenden Kohles und entführen demselben einige tausend Spaltpilzzellen. Die Nadelspitze ist kaum röthlich gefärbt; wir führen sie über feuchte, weiße Oblaten hinweg, indem wir diese letzteren kaum berühren. Wir geben der weißen Hostiensubstanz einige beliebig gruppirte Nadelstiche und stellen sie in einen feuchten Raum, z. B. in einer kleinen Porzellanschale liegend unter ein umgestürztes Trinkglas. Am nächsten Morgen, nach 12—16 Stunden haben wir „blutende Hostien" vor uns — an allen Stellen der weißen, feuchtgehaltenen Oblate, welche von der Nadelspitze berührt wurden, die prächtig glänzenden, anscheinend ausgeschwitzten blutig-rothen Flecke unserer Monas prodigiosa (Ehrenberg).

Ja, die Nadelspitze hat Wunder bewirkt: Gestern Abend glitt sie über die Oberfläche der feuchten Oblate, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen, heute „blutet" die gestreifte Substanz. — Ich habe auf diese Weise alle möglichen Figuren in hellstem Blutroth hervorgezaubert und unter anderem auch das Kreuz nicht vergessen, um meine Hausgenossen sowohl, wie meine Schüler von der Wunderkraft der Nadelspitze zu überzeugen.

Die Fäulnißpilze, wozu ohne Zweifel auch unsere blutende, von Ehrenberg so benannte Monas prodigiosa gehört, pflanzen sich einfach durch Theilung oder Spaltung fort, wie dies schon der Familienname der ganzen Gruppe der Schizomyceten andeutet. Hat zum Beispiel eine eiförmige Zelle eine gewisse Größe erreicht, so theilt sie sich in der halben Länge in zwei Hälften, die wir Tochterzellen nennen. Letztere wachsen nun weiter und wiederholen den gleichen Vorgang, wobei aus ihnen $2 \times 2 = 4$ Zellen dritter Generation entstehen. Das ganze Leben dieser niedrigen Organismen ist also nichts anderes, als ein Wechsel von Wachsen und Zweitheilen, wobei selbstverständlich Stoffe eingenommen, andere Stoffe abgeschieden werden. Der Theilungsvorgang kann sich unter günstigen Verhältnissen, bei zuträglicher Temperatur und hinreichender Nahrung, welch letztere in der faulenden Substanz dargeboten wird, innerhalb 20 bis 30 Minuten wiederholen. Das einzelne Individuum zerfällt innerhalb einer Stunde successive erst in 2, dann in 4 und endlich in 8 Individuen dritter Generation, mit anderen Worten: ein einziges Fäulnißpilzchen kann im Verlauf einer einzigen Stunde in der Bildung von 8 Urenkeln aufgehen. Aus diesen 8 Individuen gehen im Verlauf der zweiten Stunde $8 \times 8 = 64$, in der dritten Stunde $8 \times 64 = 512$ Individuen hervor. Die Nachkommenschaft eines einzigen Fäulnißpilzes beläuft sich nach zehn Stunden glücklicher Vermehrung auf nicht weniger denn 1,073,741,824 Individuen. Dies geschieht z. B. bei einer Temperatur von ca. 37 Grad Celsius, die unserer eigenen Blutwärme entspricht.

Im Hinblick auf diese immense Vermehrungskraft erklärt sich der rasche Verlauf pestartiger Krankheiten oder der unerwartet schnell eintretende Tod bei sogenannten Blutvergiftungen, nicht minder aber auch die rasche Entwicklung anscheinend schweißartig austretender blutrother Flecken auf der feucht gehaltenen Oblate, die ja aus derselben Substanz (Stärkemehl) besteht, wie die Hostie.

Bringe ich mit der Nadelspitze auf die feuchte Oberfläche der Oblate, oder auf feucht gehaltenes Brod nur ein einziges Individuum unserer Monas prodigiosa, so werde ich nicht allein mit unbewaffnetem Auge von dem Pilzchen absolut nichts wahrnehmen, sondern auch mit dem besten Mikroskop umsonst nach der einzelnen Monas suchen. Vermehrt sie sich aber nur halb so rasch, als

im oben angeführten Beispiele, so werden nach 20 Stunden an jener feuchten Stelle der Hostie nicht weniger als eine Milliarde Individuen beisammen liegen, und diese ansehnliche Zahl dürfte genügen, um von unserem unvollkommenen Auge als kleiner rother Fleck wahrgenommen werden zu können.

Das ist die natürliche Geschichte der „blutenden Hostien". Ich habe das Experiment der Uebertragung und künstlichen Züchtung dieser seltsamen Organismen seit dem 25. Juli 1877 ungefähr drei Wochen hindurch mehrmals wiederholt und der Seltenheit der Erscheinung wegen mit großem Interesse verfolgt bis zu der Zeit, da die Kultur der Wundermonaden wegen der Ueberhandnahme von gewöhnlichen Fäulnißpilzen und des gemeinen Knopfschimmels (Mucor Mucedo) nicht mehr gelingen wollte. Von den überraschenden Erfolgen dieser Kulturversuche haben nicht allein meine Hausgenossen, sondern auch meine Schüler und etliche Freunde Einsicht genommen. Wir alle haben nun verstanden, wie es im Mittelalter und seither zu wiederholten malen dem raffinirten Priestertrug gelingen konnte, wochenlang mit „blutenden" Hostien die Gläubigen zu fanatisiren, großartige Prozessionen und Wallfahrten, ja sogar Juden- und Ketzerverfolgungen in Szene zu setzen. Wir haben uns davon überzeugt, daß die „blutenden Hostien" nichts anderes waren, als „faulende" Oblaten. Das blutende Brod des Leibes Christi war nichts anderes, als ein mit einer besondern Form von Spaltpilzen geimpftes menschliches Nahrungsmittel.

Dr. A. D.-P.

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **W. H.**

VII.

„Die Schranken sind im Vaterlande gefallen, die aufgebaut waren zwischen Süd und Nord," so jubelte man auf dem leipziger Turnfeste, welches vom 1. bis 5. August 1863 stattfand. Und nach demselben hieß es in allen Zeitungen und öffentlichen Organen: „Der Schleswig-Holsteiner und der Tiroler, der Königsberger und der Wiener, der Berliner und der Münchener, sie lagen sich in den Armen und gelobten sich unter heißen Bruderküssen ewige Treue."

* * *

Es war ein schönes Fest, das leipziger Turnfest — das unterliegt keinem Zweifel. 16,000 auswärtige Turngenossen und 5000 aus Leipzig und der Umgegend waren beisammen, und jeden Tag strömten ebensoviele Festtheilnehmer aus den benachbarten Städten und der Umgegend in die alte Handelsstadt; man sagte, daß am 2. August, der ein Sonntag war, über 50,000 Menschen das Fest von auswärts besucht hätten.

Deputationen aus Amerika, England, der Schweiz, Siebenbürgen, Italien, Holland, Rußland und Australien waren erschienen, und über 1200 Oesterreicher feierten das deutsche Turnfest noch als Deutsche mit.

Die deutschen Eisenbahnen — ausgenommen die preußischen und bayrischen Staatsbahnen — hatten den Turnern ermäßigte Fahrpreise gewährt.

Sonnabend, den 1. August, fand in der Festhalle gegen Abend 8 Uhr der offizielle Empfang statt, bei welchem Dr. Koch, Bürgermeister von Leipzig, die Begrüßungsrede hielt, auf die der Festpräsident Georgii aus Eßlingen dankend antwortete. — Sonntag Vormittags — Turntag; allerlei Streitereien um des Kaisers Bart, den die einen lieber in schwarz-roth-goldenem, die andern in schwarz-weiß-rothem Glanze erblicken wollten. Mittags großes Festessen, Telegramm an den König von Sachsen, Antwort desselben, Rede des von Dresden angelangten Ministers Beust über deutsche Einigkeit und Freiheit — und abends wurde fortgekneipt.

Montag, den 3. August, fand der Festzug statt. Nun, wir wollen offen gestehen, daß alle militärischen Schauspiele, alle Volksaufzüge gegen das prachtvolle und großartige Bild, welches derselbe darbot, sehr in den Schatten treten. Turner aus 830 Ortschaften befanden sich im Zuge; gegen 700 Fahnen wallten empor. Voran marschirten die nichtdeutschen Turner, dann die Schleswig-Holsteiner und Hanseaten, dann die Oesterreicher, dann die vom Rhein und aus Westfalen, dann die Bayern u. s. w. — zuletzt die heimischen Sachsen.

Das muß man der leipziger Bevölkerung nachsagen, daß sie ihre fremden Gäste zu behandeln wußte, und auch schon vor dem Festzuge zeigte sich dies. Die glühende Hitze, das lange Warten machte die Turner vielfach ungeduldig — die leipziger Bürger aber schleppten Bier und Wein und andere Erfrischungen auf die Sammelplätze, plauderten mit ihrer Einquartirung in der herzlichsten Weise und brachten so schon Leben und Vergnügen auf alle Straßen und Sammelplätze.

Drei Kanonenschüsse bezeichneten den Abgang des Zuges, der sich unübersehbar und länger als zwei Stunden durch die Straßen der Stadt nach dem Festplatze bewegte. Der Begrüßungsjubel in den Straßen war betäubend; es regnete aus schönen Händen Blumensträuße, Konfekt — ja, einem meiner Freunde wurde der Strohhut durch einen wohlgezielten Wurf mit einer starken Chokoladentafel zertrümmert; aber in der allgemeinen Begeisterung wurden solche Unvorsichtigkeiten nicht übelgenommen. Als Sträußchen, Kränze und Süßigkeiten in der Hitze des Gefechts — die Damen hatten keine Ahnung, wieviele tausende von Turnern noch folgten — verschleudert und im Triumphe von den Turnern erobert waren, da blickte manches Auge traurig hernieder, traurig empor, daß man nicht mehr spenden und nicht mehr empfangen konnte; doch Liebe und Begeisterung macht erfinderisch. Taschentücher wehten in die Straße hinab; Schleifen und Bänder folgten, und es wurden an langen Bindfaden selbst aus dem dritten und vierten Stock gefüllte Weinflaschen herniedergelassen, die dann auf dem langen Marsche die staubbeladenen Turner erquickten.

Die kostbarsten Szenen konnte man da erblicken; es galt garnicht für eine Unart, wenn ein hübscher, schlanker Turner einer der zahlreichen Schönen, die auf der Straße standen oder zumeist in den Fenstern lagen, einen Kuß raubte. Er hatte ja nur die deutsche Jungfrau und nicht das Weib geküßt. So sah ich selbst einen gewandten Rheinländer mit „affenartiger Geschwindigkeit" an einer Wasserrinne emporsteigen, sich auf das Wandgesims unter den Fenstern des zweiten Stockes schwingen und einem dort ahnungslos in den hellen Jubel hineinschauenden Mädchen einen Kuß „rauben". — Ein lauter Schrei, ein helles Lachen der andern Damen, ein herzliches „Nichts für ungut!" des rheinischen Jünglings — und rasch war der Turner an der Wasserrinne wieder herabgeglitten; er schwenkte seinen Hut nach dem Fenster, das purpurrothe Gesichtchen wandte sich verschämt ab und mir kam's so vor, als hätte Gott Amor wieder einmal einen seiner schändlichen Streiche gespielt. Das Mädchen war sichtlich in's Herz getroffen, der junge Rheinländer aber in seinem Uebermuthe dachte nicht an solche Folgen seines lustigen Streiches.

Daß die drallen oder, wie die Oesterreicher und Bayern sagten, die „feschen" altenburger Landmädchen, die sich zahlreich eingefunden hatten, bei dem Küssen nicht zu kurz kamen, dafür sorgte wohl hauptsächlich ihre eigenthümliche Tracht, — denn, offen gestanden, außer der Tracht ist weder etwas Hübsches noch Interessantes an diesen Mädchen.

Auf dem Festplatze hielt zuerst Dr. Götz eine Festrede, aus der ich nur die Worte Einigkeit und Freiheit behalten habe — und fragt man jetzt den verehrten Herrn, der in Lindenau bei Leipzig wohnt, so ist ihm die damals gepriesene „Einigkeit" die Einigkeit der preußischen alles überspannenden Pickelhaube geworden und die Freiheit — sie liegt in politischer Beziehung unter der Bismarck'schen Einigkeit begraben, in sozialer Beziehung bedeutet sie aber für die große Masse des deutschen Volkes die Freiheit des Hungerns.

Am Abend desselben Tages, nachdem an 10,000 Turner Freiübungen exerzirt hatten, fand ein Nachtmanöver der leipziger Feuerwehr statt, welchem man die größte Anerkennung nicht versagen konnte.

Dinstag, den 4. August, war große Festtafel, bei welcher ein Herr Lecher aus Wien den verfassungsgetreuen preußischen Abgeordneten ein Hoch ausbrachte — der Aermste, er ahnte nicht, daß diese „Verfassungstreue" bald schon vor dem Erfolge im Staub liegen würde. Der alte Venedey hielt auch eine begeisterte Rede für

Deutschlands Freiheit — der Mann meinte es ehrlich, er war aber recht alt, sehr alt geworden. Was Wunder, daß die Jugend, die ahnungslose, den alten Herrn im Namen der Freiheit auf die Schultern hob und ihn durch die Halle trug — ein merkwürdiges Bild: Jacob Venedey der Hohepriester der Freiheit. Der Mann ist todt, lassen wir ihn deshalb, ihn und seine Freiheit.

Am 5. August wurde die Befreiungsschlacht, die Völkerschlacht von Leipzig gefeiert. Es war gut, daß wir noch kein Königsgrätz und Sedan hatten. Was feierte denn eigentlich die freiheitsliebende Jugend? Sie wußte es selbst nicht — der fremde Tyrann wurde vertrieben, das aber war des Blutes, des deutschen Blutes nicht werth, welches in Strömen geflossen.

Professor Dr. von Treitschke hielt die Festrede — eine lange, schön stilisirte, gut auswendig gelernte Festrede. — „Die Zeit ist dahin, wo der Wille der Höfe allein die Geschicke dieses großen Landes bestimmte." — Ja, Treitschke war ein Prophet — die „Höfe" bestimmen nicht mehr allein die Geschicke Deutschlands, aber — Bismarck. Vor den „Höfen" legt sich der Turner Treitschke nicht mehr auf den Bauch, aber vor Bismarck — und der Unterschied? Die „Höfe" waren an derlei Turnkunststücke gewöhnt und beachteten die Bauchrutscherei nicht weiter, Bismarck aber amüsirt sich über derartige Clownstücke und zeigt freundlichst lächelnd dieselben der ganzen Welt. Und Treitschke ist infolge dessen „berühmt" geworden.

Zum Schlusse seiner Rede rief der hochedle Herr mit seiner monotonen, schreienden Stimme:

„Auch der Geringste unter uns ist berufen mitzuarbeiten an dem Dome deutscher Einheit, deutscher Freiheit, deutscher Größe!"

„Die Halle stürzt ein!" hallte ein tausendstimmiger Ruf — die „Germania", das große Standbild auf der Halle, neigte ihr Haupt, der Sturm wurde zum Ocean — der „deutsche Dom" war sehr gefährdet; Herr Treitschke steckte sein Manuskript ein und trank eine Flasche Sodawasser — die leipziger Feuerwehrleute aber, die Männer aus dem arbeitenden Volke, sie kletterten in Sturm und Wetter an der Halle empor und stützten die Thürme und die Germania, so daß sie nicht in jähem Fall zertrümmert wurden und zugleich die Halle, den „deutschen Dom", mitzerstörten.

Schönschwätzer haben unser deutsches Vaterland verderbt und an den Rand des Grabes gebracht mit ihren nichtsnutzigen Reden von Deutschlands Einheit und Freiheit. Das Volk, das arbeitende Volk wird, endlich aus seinem Traum erwacht, aber unter einem andern Banner, unter dem Banner der Gleichheit das Vaterland wieder erretten aus der unsäglichen Schmach, in der es sich jetzt, gekettet und geknechtet, befindet.

Turner Treitschke aber ist einer seiner Kerkermeister, wenn auch nur der untersten einer.

* * *

Der Abschied nahte. Die fremden Turner, welche damals in Leipzig waren, sie werden, welcher Gesinnung sie auch sonst jetzt sein mögen, immer mit großer Zufriedenheit zurückblicken auf die Gastfreundschaft, die ihnen von Leipzigs Bürgerschaft entgegengetragen wurde. Deshalb war der Abschied auch durchweg ein so sehr bewegter und es ist nicht übertrieben, wenn berichtet wird, daß ein alter biederer Mann aus dem Arbeiterstande, der „seinen" Turner nach der Bahn gebracht hatte, nachher erklärt habe: „Es ist mir gerade so, als zu jener Zeit, da mir mein einziger Sohn starb." — Ehre also der Stadt Leipzig und ihrer Gastfreundschaft! Wunderbar, daß diese selbe Stadt, die für Schleswig-Holstein und Tyrol schwärmte, die in der deutschen versammelten Jugend nicht nur die Einheit, sondern auch die Freiheit des Vaterlandes erblickte, daß diese selbe Stadt so unendlich tief in den nationalservilen Sumpf eingesunken ist, so tief fast wie keine andere deutsche Stadt. Schade um Leipzig!

* * *

Einige Schnurren will ich noch erwähnen. Auf dem Festplatze war eine sogenannte „Todtenkammer" eingerichtet, in welche behutsam und ohne Aufsehen zu erregen, von ihren Freunden oder auch von der den Polizeidienst ausübenden Feuerwehr die „Grauen", die aber schon „schwarz" oder völlig „duse" geworden waren, mit einem Worte die schwer Bezechten gebracht wurden, um ihren Rausch auszuschlafen. Im Verhältniß zu der großen Zahl der Festtheilnehmer waren immer nur sehr wenige Insassen dort zu finden. Höchst ergötzlich war es, als wir einen Bekannten dorthin ablieferten, daß dieser plötzlich fast ernüchtert, auf einen der auf der Pritsche liegenden Schläfer hinwies und ausrief: „Habe ich doch diesen meinen Freund aus Xstadt schon seit drei Tagen gesucht und finde ihn glücklicherweise jetzt am vierten Tage doch noch." Er legte sich zutraulich hin zu seinem alten Freunde; sie schliefen beide ihren Rausch aus und Abends und am andern Tage wichen sie sich niemals von der Seite. —

Ein ostpreußischer Grundbesitzer, ein jovialer Mann, der seine 260 Zollpfund wog, hatte eine „dicke Riege" gebildet. Bedingung 180 Zollpfund Schwere und zwei bis drei leichte Freiübungen. Ueber 40 Mann fanden sich, die zur Belustigung der Zuschauer bald im Gänsemarsch, bald in Sektionen auf dem Festplatz und in der Stadt sich zeigten — in den Bier- und Weinhäusern aber hörte man sehr schnell schon das geflügelte Wort: „Die dicke Riege stirbt (siehe Todtenkammer), aber sie ergibt sich nicht."

* * *

„Die Schranken sind gefallen, die aufgebaut waren zwischen Süd und Nord, Schleswig-Holstein muß befreit werden," riefen die Wiener und Tyroler — und Schleswig-Holstein wurde „befreit" vom dänischen Joche, „befreit" auch durch Oesterreichs Krieger.

1200 österreichische Turner waren in Leipzig auf dem deutschen Turnfeste und zwar als Deutsche. Feiern wir jetzt einmal wieder ein „deutsches Nationalfest", zum Beispiel den aus der Schlacht bei Königgrätz hervorgegangenen Siegestag von Sedan, so werden die Oesterreicher wohl fehlen, die deutschen Brüder, die trotz der „deutschen Einheit", ja wegen der preußischen „deutschen Einheit" hinausgeworfen worden sind aus Deutschland.

Und wie sieht's aus mit der „Freiheit"? Das Antlitz sollte sich jeder Deutsche verhüllen, mit Ingrimm zurückdenken an all' die hochtrabenden Phrasen und Lieder, wenn er unser Vaterland sieht, wie es in den Banden, die Hochmuth und Servilismus ihm geschlagen, darniederliegt.

* * *

Schließen wir unsere Skizzen mit der schweren Anklage, daß die deutsche Jugend von damals das dem Vaterlande gegebene Wort gebrochen hat, daß die Freiheit gerade von den Leuten zu Grabe getragen worden ist, welche sie am feurigsten auf den Schild erhoben haben.

Doch eine andere Jugend ist nachgewachsen und wächst nach; eine Jugend, die sich nicht mit Phrasen abfüttern läßt, nein die da will, daß Freiheit und Gleichheit in Fleisch und Blut übergehen, daß in allen politischen und sozialen Verhältnissen sie allein das leitende Prinzip bilden.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow**.

(Fortsetzung.)

Eusebius richtete sich auf und sprach, die Rechte ausgestreckt, die Blicke zu dem grauen Plafond des Zimmers emporgerichtet:

„,Sprich, was ist der Mensch, daß du übermächtiger Trauer
So dich völlig ergibst? Was beseufzest du weinend das Sterben?
Denn wenn das Leben bis jetzt, das vergangne, dir lieblich und süß war,
Wenn dir nicht jeder Genuß, als hätt' in ein Faß ohne Boden
Man ihn geschüttet, entfloß und ohne zu laben dahinschwand,
Warum gehst du nicht, ein gesättigter Gast, von des Lebens
Tafel hinweg und legst dich, du Thor, gleichmüthig zur Ruhe?'

„Au — weh!"

Eusebius rief das hinterdrein, als gehöre es noch zu seinem Vortrage. Ganz versenkt in seinen „Stoff" hatte er nämlich nicht darauf geachtet, daß Jakob schon während der Deklamation lebhafte Zeichen des Unwillens von sich gegeben; zum Schlusse war seine Entrüstung so mächtig geworden, daß sie selbst die körperliche Schwäche besiegt, — mit einem Griffe hatte sich der Kranke des Erbauungsbuches bemächtigt, aus welchem Gertrud ihm vorhin vorgelesen, und dasselbe nach dem Bruder geschleudert.

Das Buch hatte zwar keine edlen Theile getroffen, und nur der plötzliche Schreck erpreßte dem alten Studenten, der auf diese

Wirkung der Weisheit des Lukrez nicht vorbereitet war, jenen Aufschrei.

Derselbe rief sogleich die ängstliche Gertrud herbei, die den verblüfften Philosophen fragte, was denn geschehen sei, und als sie von ihm keine befriedigende Antwort erhielt, an das Bett ihres stöhnenden Herrn eilte.

„Hinaus — fort! — Selbst ein verrückter Thor! — Mich trösten — will mich umbringen! — Denkt, daß er die Erbschaft bekommt — hahaha!“

„Aber Jakob!“ rief Eusebius, der sich von seinem Staunen immer noch nicht erholt hatte, vorwurfsvoll. „Ich schwöre dir —“

Emmerenzia, die nahe der Thür des Nebenzimmers gestanden, und jedenfalls eifrig gelauscht hatte, öffnete jetzt und trat über die Schwelle; ihr folgten, wie auf Verabredung, sämmtliche erbberechtigte Geschwister, denn keins wollte jetzt, in der letzten, wichtigsten Stunde den Erblasser mit den übrigen allein lassen. War auch das Testament längst gemacht, so konnte es ja noch umgestoßen oder ein schwerwiegendes Kodizill dazu verfaßt werden!

Es galt demnach, auf der Hut zu sein; das sagten sie sich alle, und das Resultat war, daß keiner dem andern traute.

Dame Edeltrud war nicht die Letzte gewesen, und bezwang ihren Hochmuth sogar soweit, den Schwager Flickschuster nach der Ursache dieser „Szene“ höchstselbst zu befragen.

Ganz ehrlich erzählte der alte Student, was sich zugetragen, während Gertrud dem Kranken eine beruhigende und kräftigende Arznei einflößte.

Diese äußerte denn auch bald ihre Wirkung, Herr Jakob richtete sich ein wenig auf in den stützenden Armen der treuen Dienerin, und betrachtete die um sein Bett gruppirten Geschwister mit feindseligen, höhnischen Blicken, dann krächzte er heiser:

„Hinaus — sofort! — Mörder, Giftmischer, Erbschleicher! — Ihr wollt mir an's Leben und eure bösen Wünsche und Gedanken verkürzen meine Tage! — Marsch hinaus, — euch zum Aerger werd' ich noch lange leben!“ Damit sank er zurück, schloß die Augen und röchelte dumpf.

„Den Arzt — holt den Doktor Binder!“ schrie Gertrud in Todesangst.

Eusebius war der erste und einzige, der sich schnell ermannte und sich anschickte, den Arzt zu rufen, der im Nebengemach ein Rezept geschrieben und sich darauf zu Hans in den Laden hinabbegeben hatte.

Auf Frau Gertruds energisches Drängen zogen sich die übrigen zurück, da es leicht ersichtlich war, daß die Gegenwart seiner Erben den sterbenden Geizhals auf das furchtbarste erregte. Wenigstens trugen seine Züge einen sprechenden Ausdruck von Menschenverachtung, als er sich wieder ein wenig erholt hatte.

Der Arzt erschien, prüfte den Puls seines Patienten und kniff die Lippen zusammen. Achselzuckend trat er dann zurück. Die Schwäche des Kranken nahm zu, er begann wieder zu röcheln, unruhig glitt seine Rechte — die linke Seite war gelähmt — auf der Bettdecke hin und her. Gertrud murmelte ein Gebet, — ein zorniger Blick ihres Herrn unterbrach sie in dieser frommen Beschäftigung.

Sie flüsterte leise, um nicht von der Hofräthin gehört zu werden, die hinter dem Fenstervorhang halb verborgen stand, eine Frage in das Ohr des Sterbenden. Dieser schüttelte mit dem kahlen Kopfe, auf dem kalte Schweißtropfen perlten. Dann, mit einer letzten äußersten Anstrengung, stammelte er:

„Erben — Feinde — nicht sehen — mein Geld — schönes Geld — ah — ah — ah —“

Wieder sanken die Augenlider schwer herab, das Röcheln stellte sich wieder ein — der Todeskampf begann.

Es war ein wildes, verzweifeltes Sichsträuben gegen die Vernichtung, und das endlich, kurz vor Mitternacht, erfolgte Ende des wunderlichen Greises hatte nichts Versöhnendes, Friedvolles.

* * *

Die alte dohlenwinkler Thurmuhr verkündete mit tiefen Schlägen die zwölfte Stunde, als die Thür des grauen Hauses am Markte sich öffnete, und eine kleine, schweigende Gesellschaft aus derselben hinaus in die sternenhelle, würzige Maiennacht, auf die schweigende, todtenstille Straße trat.

Das waren die Erben des Bartels'schen Vermögens, männlich und weiblich — bürgerlich und adlig.

Der tiefbetrübte Hans, dessen kleine Augen förmlich in Thränen schwammen, leuchtete mit trauriger Miene, und erlaubte sich sogar an den Hofrath, der sich, Dame Edeltrud am Arm führend, sogleich von den Uebrigen trennte, die schüchterne Frage zu richten: ob er den Herrschaften vielleicht heim leuchten solle, da die Abtei in einer dunkeln und ziemlich entfernten Gasse gelegen sei?

Das graue Männchen brummte verlegen einige Dankesworte, die Hofräthin jedoch blieb stehen und das stolze Haupt nach rückwärts gewandt, sagte sie nachlässig:

„Ach, apropos, wir können da gleich diese lächerliche Angelegenheit erledigen. Sie haben die unverantwortliche Kühnheit gehabt, wie mir mein Gemahl sagte, um unsere Tochter, Fräulein Adelgunde v. Bartels, anzuhalten.

„Dies ist eine Vermessenheit, welche nur völlige Unzurechnungsfähigkeit einigermaßen entschuldigen kann — diesen Milderungsgrund will ich annehmen, und in Anbetracht des traurigen und erschütternden Ereignisses, auf keine exemplarische Bestrafung für Ihr gestern begangenes Vergehen dringen, sondern Sie in aller Stille entlassen.

„Sie sind hiermit Ihres Dienstes enthoben und mögen morgen in aller Frühe das Haus Ihres Prinzipals verlassen. Für passenden Ersatz wird gesorgt werden.

„Noch spreche ich die Hoffnung aus, daß Sie Ihr Vergehen bereuen, und als Beweis hierfür baldmöglichst auch Dohlenwinkel verlassen werden, damit die unglückliche Dame, das Opfer Ihrer Verführungskünste, ohne Erröthen wieder das Licht des Tages schauen darf!“

Eine stolze Handbewegung noch und Dame Edeltrud wandte sich zum Gehen, den kleinen Hofrath, der nicht ein einziges Wort zu äußern gewagt, mit sich ziehend.

Hans starrte ihr schier entgeistert nach — so viel Unglück, so viel Schmach — er faßte es nicht, es war wirklich zu viel auf einmal — das Licht erlosch in seiner zitternden Hand, er stand im Dunkeln und blickte den Enteilenden eine Weile in stummem Jammer nach, dann setzte er sich auf die ausgetretene Stufe, welche zu dem Laden führte, den er so lange treulich verwaltet — und weinte bitterlich.

Der arme, treue Mensch, er hätte, wenn ihn in diesem Augenblick jemand auf's Gewissen gefragt: ob ihm der Abschied von dem ihm so theuren Wirkungskreise schmerzlicher sei, oder die Trennung von der Geliebten — ja wahrlich, er hätte es nicht gewußt. Nur so viel war ihm klar: daß die Welt ein Jammerthal und er, Hans, zum Unglück geboren sei!

Ganz anders — Eusebius ausgenommen, der tief gedankenvoll seiner ärmlichen Wohnung vor dem Thore zuschritt — fühlten und dachten die Erben.

Der Schneidermeister und Frau Friederike, denen es für ausgemacht galt, daß Röschen die Erbin sei, konnten es doch nur schwer verwinden, daß die hochmüthige Schwägerin — der Hofrath zählte auch in dieser, wie in jeder Rechnung immer nur als Null — doch so eigentlich ihren Zweck erreicht — und den Vogel abgeschossen habe.

Röschen sei allerdings ein gutes Ding und halte zu den Schwiegereltern mehr als zu den eigenen Eltern — aber der Jakob hat halt doch nur die Erbschaft in zweiter Linie. Daß die beiden Schwestern leer ausgingen, fanden Johann und Friederike ganz in der Ordnung, auch Eusebius, der mit Geld ohnehin nichts Vernünftiges anzufangen verstand, kam nicht in Betracht.

Der Todte hätte eben nur eine „vernünftige Wahl“ treffen können — und wenn er dies verabsäumt — so möge ihm Gott die Sünden verzeihen, und ihn trotzdessen sanft ruhen lassen.

Man sieht, daß der Schreiner Johann und seine Ehefrau immer noch christlich dachten; weniger gefühlvoll faßten die adligen Bartels die Angelegenheit auf.

Als das Ehepaar (Adelgunde war noch immer in strenger Haft auf ihrem Zimmer) bei dem verspäteten Nachtmahl saß, um nach dem anstrengenden Tage den erschöpften Leib zu stärken, meinte Dame Edeltrud, nachdem sie den „Erbonkel“ ziemlich scharf mitgenommen, dafür, daß er den plebejischen Jakob zum Erben erkoren — „es mag nun sein wie immer — Zeit ist es jedenfalls, daß unsere Finanzen durch die Erbschaft restaurirt werden, wenn wir auch erst auf Umwegen in den Besitz derselben gelangen. Denn ich muß dir sagen,“ fuhr sie vertraulicher fort, „die Kontis haben bereits ein beträchtliche Höhe erreicht, und —“

„Wir haben Schulden?“ stotterte der kleine Hofrath ganz erschreckt.

„Schulden — welch vulgäre Bezeichnung!“ rief Dame Edeltrud entrüstet aus. „Ich sehe, daß du dich meines Vertrauens wenig würdig zeigst. Denkst du denn, daß vornehme Leute wie

wir nicht andere Ansprüche an das Leben machen, als solche Proletarier, wie deine Verwandten leider sind!"

„Aber die Pension —"

„Du solltest dir berechnen können, daß sie für unsere Bedürfnisse nicht ausreichend ist."

„Ja — ich weiß, du hast mir das oft gesagt — aber deshalb gebe ich dir doch die 2000 Thaler, welche wir noch von unserem Vermögen besitzen, damit du in Nothfällen von diesem Kapital nehmen möchtest, so z. B. für Röschens Aussteuer, der wir unserseits doch etwas geben wollten, obgleich später Bruder Jakob fast alles selbst bestritt."

„Das war auch gut," entgegnete die Hofräthin trocken, „denn das Geld hat ohnehin seine Verwendung gefunden —"

„Ver—wen—dung?!" stammelte das graue Männchen.

Dame Edeltrud richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf, dann sagte sie streng:

„Du bist ein so unverantwortlicher Vater, daß es mich nicht wundert, wenn du dich geberdest, als hättest du überhaupt nur diese beiden Kinder. Vergissest du denn ganz deinen Sohn Adelhart, den einzigen würdigen Sprößling unserer Familie, den vor dem Loose zu bewahren, hier in dem elenden Dohlenwinkel zu verbauern, allein meiner Energie und sorgenden Liebe gelungen ist!"

„Aber, Adelhart ist doch versorgt!"

„Das nennt dieser Mann versorgt!" unterbrach entrüstet die Hofräthin. „Fällt dir wirklich nicht ein, daß ein adliger Offizier noch etwas anderes zum Leben braucht, als Essen und Trinken? Es wäre wahrlich traurig, wenn das von Reckensteinsche Blut, das er mütterlicherseits in den Adern hat, so ganz aus der Art geschlagen wäre! — Nein, gottlob, unser Adelhart hat noble Passionen, er wettet, er spielt hoch, er unterhält einige Liäsons mit Damen vom Theater, — kurzum, er braucht viel Geld. Es waren Ehrenwechsel einzulösen — und dazu sandte ich ihm das Geld. — So, nun weißt du es!"

Ja, nun wußte er es, und er seufzte so recht aus Herzensgrunde, dann nahm er den Leuchter vom Tische, um sich in sein Schlafkabinet zu begeben, denn der Appetit war ihm plötzlich ganz und gar vergangen. An der Thür wandte sich der kleine Hofrath noch einmal um und sagte:

„Gott wolle meinem Bruder Jakob die Ruhe geben und eine fröhliche Urständ, aber wenn er jetzt nicht gestorben wäre, stünde es schlimm um uns und der Ruin wäre unausbleiblich."

Dame Edeltrud begnügte sich damit, hoheitsvoll die Achseln zu zucken.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

IX.

Graf von Schwerin-Putzar, der Minister der „neuen Aera", ein Mann, der gern in die Fußstapfen des Freiherrn von Stein treten wollte, aber nicht konnte, weil die Schritte, die der Freiherr durch die preußisch-deutsche Geschichte gemacht hatte, für den Grafen zu groß waren.

1804 in Pommern geboren, wurde Graf Schwerin dort Landrath und Generallandschaftsdirektor; 1847 Mitglied des vereinigten Landtags, 1848 Minister des Kultus. Als Mitglied des deutschen Parlaments gehörte er zu den Altliberalen. Von 1849—1855 war Schwerin Präsident der zweiten preußischen Kammer, von 1855—59 Mitglied derselben; er gehörte zur Fraktion Vinke. 1859—1862 Minister des Innern. Graf Schwerin konnte den Militärkonflikt nicht lösen — der König löste deshalb das Ministerium Fürst Hohenlohe und Graf Schwerin auf, die nach ihrer Meinung ehrlich konstitutionell waren, und berief einen einfachen pommerschen Landjunker, der allerdings in der Diplomatie Carrière gemacht hatte, den Herrn von Bismarck-Schönhausen, dem man von vornherein zurief, er würde „schön hausen", um den Konflikt zu lösen. Wie solches diesem „parlamentarischen" Minister gelang, davon später.

Schwerin aber kehrte in das Abgeordnetenhaus zurück; seine parlamentarische Begabung war gering, desto mehr wurde seine Ehrlichkeit gerühmt. Noch sehe ich den kurzgedrungenen Herrn in einfacher Kleidung, beide Hände in den Hosentaschen, wie er im norddeutschen Reichstage seinem Groll gegen Bismarck Luft machte und mit ganz ruhiger Stimme immer und immer wieder behauptete, Bismarck habe doch gesagt: „Gewalt geht vor Recht" — während letzterer ganz erregt behauptete, das sei ein Irrthum, der parlamentarische Bericht weise nach, daß er den Ausspruch in ganz anderem Zusammenhange gebraucht habe. Doch Graf Schwerin blieb dem parlamentarischen Bericht gegenüber bei *seiner* Behauptung, weil er den Ausdruck so *gehört* habe. In keiner Beziehung konnte der biedere Graf Schwerin den Herrn von Bismarck leiden und nur in den letzten Lebensjahren wurde das Verhältniß wenigstens äußerlich gebessert.

Seit 1867 gehörte Graf Schwerin dem deutschen Reichstage an und zwar als Nationalliberaler, bis er 1872 starb. Ob er die nationalliberale Komödie später noch mit gemacht haben würde, wo sie immer mehr in das Bediententhum ausartete, ist mehr als zweifelhaft bei dem starren preußischen Bureaukraten, der wohl die „preußische Zucht" liebte, aber nimmermehr die nationalliberale „deutsche Korruption".

Wiener Lebensbilder.

I.

(Schluß.)

Und früher hatten Kommissionen über Kommissionen stattgefunden, die alles „in bester Ordnung" fanden. Bei den Waisenhäusern war die Revision bis auf die schmutzige Wäsche ausgedehnt und alles „so korrekt" befunden worden, „daß die Kommission ganz überrascht war". Die „schmutzige Wäsche", die in der obenerwähnten Gerichtsverhandlung gewaschen wurde, scheint man sonach damals nicht gefunden zu haben. In der Friedhofsangelegenheit war von der betreffenden Kommission konstatirt worden, daß Beschuldigungen gegen Beamte der Gemeinde unbegründet seien und in verleumderischer Weise erhoben wurden! Ist das nicht die reinste Gemüthlichkeit?

Aber nun hat man denn die Schuldigen doch vom Dienste entfernt, meinen Sie? Weit gefehlt! Das würde sich ja mit der wiener Gemüthlichkeit nicht vertragen. Der verurtheilte „Waisenvater" wurde zwar mit schwerem Herzen entlassen, jedoch nicht ohne daß er vorher Gelegenheit hatte, in einer rührenden Rede von seinen Waisenkindern Abschied zu nehmen. Die können davon erbaut worden sein! Gegen den anderen „Waisenvater", obwohl auch dem der Betrug gerichtlich nachgewiesen, wurde erst eine „Disziplinar-Untersuchung" eingeleitet. Das Gleiche geschah gegen den Ingenieurassistenten *Braun*, in Bezug dessen das Schwurgericht einhellig erkannt hatte, daß er „nicht fälschlich" einer verbrecherischen Handlung beschuldigt worden. Wie derartige Untersuchungen geführt werden, möge aus der Thatsache erhellen, daß jene gegen Braun bereits beendet und zu dem Ergebniß gelangt ist, daß sich derselbe vollkommen korrekt benommen und daher in seiner Amtsstellung zu belassen sei. Und das trotz des Verdikts der Jury! Wünschen die Leser der „Neuen Welt" noch mehr Belege von der wiener Gemüthlichkeit?

Ich will Sie nicht ermüden und darum erwähne ich noch kurz, daß auch gegen den städtischen Gartendirektor eine Untersuchung schwebt betreffs der Anklage, aus Gemeindemitteln verschiedene Gärten in der Umgebung eingerichtet zu haben; ferner, daß ein „Armenvater" sich von einer Pfründnerin eine mindestens 50 Gulden werthe goldene Uhr um 12 Gulden „verkaufen" ließ, dafür aber deren Pfründe von 4 auf 5 Gulden erhöhte, ein anderer „Armenvater" seinem Hausmeister städtische Anweisungen auf Kohlen gab, zu dem Zwecke, damit seine eigenen (des Armenvaters) neuen Zimmer ausheizen zu lassen, ebenso Anweisungen auf Geldunterstützungen, damit ihm der Hausmeister die Stiefel schöner putze. — Und das alles geschah in *einem* Hause, im Haushalte der Großcommune Wien, während eines Zeitraumes von kaum vierzehn Tagen; mögen Sie Sich nun selbst einen Begriff von der „väterlichen" Sorgfalt unserer diversen Stadt-, Waisen- und Armenväter machen.

Wenn dies am grünen Holze, bei der Stadtverwaltung geschieht, bei Männern, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger auf ihre Posten berufen, wie soll uns nachher die Unverschämtheit Wunder nehmen, mit der die professionellen „Gründer" ihre „höchste Fruktifizirung" betreiben. Der Erfinder dieses geflügelten Wortes ist der berüchtigte *Placht*, der ob seiner großartig betriebenen Schwindeleien im Jahre 1873 zu fünf Jahren schweren Kerkers verurtheilt worden war. Namentlich das mit Noth und Kümmernissen erworbene Schärflein des sparsamen Arbeiters, der armen Dienstmagd, des strebsamen Kleinmeisters oder im Dienst ergrauten Schullehrers war es, das diesem gewissenlosen Schwindler zum Opfer fiel. Noch sind die aufregenden Szenen im frischen Gedächtniß, die sich vor der Thür seines Börsengeschäfts abspielten, als dieselbe eines schönen Maitags geschlossen blieb und es an's Tageslicht kam, daß all dieses Geld, an dem Millionen und aber Millionen Tropfen sauren Arbeiterschweißes klebten, auf Nimmerwiedersehen verschwunden sei. — Heute ist Placht *begnadigt*, nachdem er vier Jahre seiner Strafe abgesessen. Aber man würde sich gewaltig irren, wenn man glaubte, daß er sich nun etwa aus Scham zurückziehen werde. So was thut ein *Placht* nicht! In einem bei 400 Zeilen langen Inserat des edlen Organs für das internationale Gaunerthum, der „Neuen Freien Presse", dankt er zuerst für die „zahlreichen Kundgebungen herzlicher und freundschaftlicher Theilnahme", die ihm anläßlich seiner Begnadigung zugekommen und gibt schließlich die Versicherung, daß „sein Muth gestählt, seine Willenskraft gehoben und der

Trieb nach angestrengter Thätigkeit in ihm gefördert" sei und daß er demnächst in einer Broschüre unter dem Titel „Unverzagt" die Mittel und Wege angeben werde, wie die bei ihm verloren gegangenen Vermögenstheile wieder hereingebracht werden können. „Unverzagt" wird also die „höchste Fruktifizirung" wieder von von vorne beginnen und es kann daher nicht zeitig genug gewarnt werden: „Taschen zu!"

Von Placht zu Wertheim ist nur ein Schritt. Erfand ersterer die „höchste Fruktifizirung", so haben wir letzterem den goldenen Satz: „die Moral ist nicht auf der Tagesordnung" zu verdanken. Daß bei Herrn Baron v. Wertheim die Moral wirklich „nicht auf der Tagesordnung" steht, braucht nun allerdings nicht erst bewiesen zu werden. Nachstehendes Stückchen ist aber bezeichnend genug, um es den Lesern der „Neuen Welt" nicht vorzuenthalten. In der goldenen Zeit nämlich, als alle Welt „gründete" und die Aktiengesellschaften wie die Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden emporschossen, so daß fast jedes größere und auch manches kleine Geschäft einer solchen Aktiengesellschaft gehörte, da konnte Herr v. Wertheim selbstverständlich keine Ausnahme machen; auch er gründete eine Aktiengesellschaft und verkaufte derselben seine „feuerfeste Kassenfabrik" weit über den eigentlichen Werth. Wie es dieser „ersten österreichischen Kassenfabriks-Aktiengesellschaft" erging, beweist am besten der Kurszettel, wo deren Aktien schon die langen Jahre hindurch mit der sterotypen Ziffer — — notirt sind. Heute haben diese Aktien fast gar keinen Werth mehr, und es war daher dem edlen Herrn Baron ein Leichtes, den größten Theil derselben um ein Spottgeld zurückzukaufen. Nun läßt er eine „Generalversammlung" stattfinden, beschließt, da er für seine Person schon über die Mehrzahl der Stimmen verfügt, die „Liquidation" und ernennt daher auch die Liquidatoren. Die Moral steht zwar nicht auf der Tagesordnung, aber das Geschäft ist gemacht — le jeu est fait!

Indessen dürften unsere Leser für heute genug haben von allen diesen Schwindelgeschichten; vielleicht, wenn es Ihnen lieb ist, bietet sich mir in meinem nächsten Briefe Gelegenheit, ein erfreulicheres und weniger schwindelhaftes Thema zu berühren.

Wien, 7. November 1877. Viennensis.

Die Wacht im Walde. (Bild Seite 136.) Eine merkwürdige Probe von thierischer Pflichttreue — diese Wacht bei dem erlegten Hirsche im einsamen Wald bei einem Schneesturm, der dem getreuen Hunde pfeifend in die Nüstern peitscht und ihn beinahe selber zu einem Eisklumpen erstarren macht. Der Förster hat sich nach dem Forsthause begeben, um den getödteten Hirsch heimschaffen zu lassen, und hat seiner klugen Hündin den Auftrag ertheilt, bei der prachtvollen Jagdbeute bis zu seiner Wiederkehr Wache zu halten. Und nun mag der Schnee fallen zu Hauf' und der Wind heulen, wie er kann, der Jagdhund erstarrt eher auf seinem Posten, als daß er ihn verläßt. Dann, wenn er nach stundenlangem Warten endlich das Herannahen des Herrn wittert und wenn dieser ihn durch einen Zuruf von seiner Wächterpflicht entbindet, stürzt er vor Frost sowohl, als vor Freude über die glückliche Erledigung seines Auftrags winselnd und heulend dem Herrn entgegen, der die getreue und anspruchslose Seele vielleicht mit ein paar freundlichen Worten belohnt. Solch' unerschütterliche Pflichttreue müßte man bewundern, wenn man sich nicht erinnerte, daß der Peitsche diese Charaktereigenschaft zu danken ist. Der Jagdhund ist, mehr wie jeder andere Hund, so recht das Musterbild eines durch konsequente Unbarmherzigkeit in Furcht und Gehorsam erhaltenen Sklaven; und des mitleidigen Versuchs, bei Gelegenheit so einem armen Teufel von Hunde sein Leben ein wenig zu erleichtern, ist er gewiß werth! G.

Am Niklastage. (Bild Seite 137, nach dem Gemälde von Fr. Tüshaus.) Es ist ein „Heiliger", der da auf kräftigem Rosse seinen Umzug hält — ein Heiliger, der sich ebensowohl im evangelischen, als im römischkatholischen und griechischkatholischen Kalender findet, und der sich als Schutzpatron der Kinder heute noch auch in solchen Familien eines Kultus erfreut, die von religiösem Aberglauben wenig oder garnichts mehr wissen wollen. Mit dem „heiligen" Nikolaus, der im lycischen Patara am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. geboren, als Bischof von Myra vom Kaiser Diokletian eingekerkert und von Konstantin dem „Großen" erst wieder freigegeben ward und der, obgleich er christlicher Bischof war, doch ein ganz braver Mann gewesen sein soll, — mit diesem heiligen Nikolaus hätten wir sehr wenig zu schaffen, wenn in ihm nicht im Laufe der Jahrhunderte die Liebe zu den Kindern eine schöne Personifikation gefunden hätte. Das Christenthum machte mit bemerkenswerthem Geschick alle in das römische und germanische Volksleben tiefeingewurzelten Gebräuche und Sitten zu den eigenen; so verschmolz es die süd- und nordländischen Feste der Wintersonnenwende — die Saturnalien und das Julfest — zu seinem Weihnachtsfeste und verschönerte dasselbe in gleicher Weise mit den bei den Saturnalien üblichen Geschenken, wie mit dem Weihnachtsbaum, der dem germanischen Sonnengotte beim Julfeste dargebracht wurde. Während indeß die Missionare des Christenthums aus religiöser Schlauheit sich hüteten, diesen und jenen mit dem heidnischen Volksleben festverwachsenen Brauch anzutasten, und während die Masse der Christen gedankenlos fremde Anschauungen und Sitten übernahm, ziemt es uns, die herrschenden Sitten und Gebräuche zu prüfen und den schönen Kern gemüthvoller Ueberlieferung nicht zu verwerfen um der christlichen Schale willen, welche ihn einschließt — im Bewußtsein der Aufgabe des Sozialismus, das Gute und Edle zu pflegen und zu fördern, der Menschheit zu Lieb und Nutz, wo es sich findet. Und so mag denn auch der Niklastag gefeiert werden in der einen oder andern Weise als der Tag, an welchem der Wünsche unserer Kleinen besonders gedacht wird und der Geist der Kindesliebe ihnen Freude bringt und seine Gaben, so reich er es vermag, über sie ausschüttet. In einem großen Theile von Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden tritt St. Niklas am Abend des 10. November, als an seinem und Luthers Geburtstag, hoch zu Roß seine Rundreise an, schaut zu den Fenstern hinein auf die schlafenden Kindlein und erkundigt sich bei den Eltern, ob die Kleinen brav sind und schöne Geschenke verdienen, oder ob sie bös sind und der Ruthe bedürfen. Dann läßt er ihnen noch Zeit bis zum 5. Dezember — den Guten, um ihren Eltern noch mehr Freude zu machen, und den Schlimmen, sich zu bessern, und in der Nacht zum 6. kommt der Sante Klaas — wie er sich vertraulich nennen läßt — mit der Ruthe und, was besser ist, mit den Geschenken. G.

Europäische Schattenbilder.

Wir vergessen leicht und leben rasch auf den flüchtigen Wellen der täglich wechselnden Zeitströmung. Selbst die beiden „Unfehlbaren", der Taikun in Varzin und der Mikado im Vatikan sammt ihren Heerrufern Falk und Windthorst stören nicht mehr unsern Schlummer. Auch der orientalische Massenmord für „friedliche Kulturzwecke" und die Kapriolen des „Republikaners" in der Mönchskutte an der Seine vermögen nicht sonderlich der Menschheit Pulsschlag zu beschleunigen, denn trotz der stigmatisirten Jungfrauen, der Madonnen auf den Pflaumbäumen, des Spiritistenhumbugs, des Kulturkampfs und Gründerschwindels erstirbt die Zeitströmung in einem Sumpfe, welcher den Fäulnißprozeß der modernen Gesellschaft mit Dampfgeschwindigkeit entwickelt. Und dieser Sumpf wirft absonderliche Blasen, die wenigstens das eine Gute bezwecken, daß sie durch Erschütterung des Zwerchfells unsere Verdauung befördern. Hier einige Proben davon:

Nr. 1. Ein loyalitätstriefender Speichellecker wirft in dem „Algeyer Wochenblatt" den Abnehmern der frankfurter Dombauloose folgenden byzantinischen Köder hin:

„Alle Theilnehmer, deren Loose mit einer Niete gezogen werden, erhalten mit der Ziehungsliste das Porträt des deutschen Kaisers franko und gratis übersandt."

Nr. 2. Die „Frankfurter Zeitung" erzählt folgende Krähwinkelei:

„Die getreuen Rudolstädter pflegen den Geburtstag ihres Fürsten alljährlich am 23. November durch Zweckessen zu feiern; aber leider haben sie sich dabei in zwei Parteien gespalten; die Einen essen Zweck im „Löwen", die Andern im „Ritter". Diese Spaltung war schon lange beklagt worden und es kommt deshalb die „Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtische privilegirte Zeitung und Wochenblatt" auf den glücklichen Gedanken, daß man sich so vereinigen möge, daß in Jahren mit ungerader Jahreszahl im „Löwen", in denen mit gerader Jahreszahl im „Ritter" gespeist werde." Das Blatt sagt zu dieser Fusion wörtlich: „Es würde dieses für den durchlauchtigsten Fürsten jedenfalls eine der schönsten und reinsten Geburtstagsfreuden sein, welche Höchstihm bereitet werden könnten."

Geschwind ein anderes Bild aus dem Vaterlande Voltaires.

Die Verpfaffung Frankreichs wächst mit Riesenschritten. Die vor einem Jahre veröffentlichte offizielle Statistik gibt folgende Aufschlüsse. Vor zwölf Jahren gab es in Frankreich 108,119 Mönche und Nonnen, jetzt aber 140,000; im Jahre 1866 hatten die Klöster etwa 500 Millionen Franken Vermögen, heute das Doppelte. Von 447,122 Mädchen, welche Elementarunterricht erhalten oder in Rettungshäusern (Salles d'asile) aufgenommen sind, werden 356,000 in klösterlichen Anstalten und nur 90,000 von Laien erzogen. Diese Ziffern bedürfen keines Kommentars.

Die letzte Hoffnung in der europäischen Lotterwirthschaft ist und bleibt die sozialdemokratische Parteibildung, diese mächtigste Schöpfung unseres Jahrhunderts. Es ist im Sumpfe die einzige Bewegung, deren Wichtigkeit heute niemand mehr bestreitet, deren Tragweite niemand ermißt.

Dieses Senfkorn, welches im Jahre 1833 Georg Büchner in das mit Blut und Thränen durchweichte Erdreich versenkte, wird einst, zum Riesenbaum entfaltet, die jochbefreiten Bewohner beider Hemisphären beschatten. Ferdinand Lassalle träumte im Jahre 1863 von „100,000 Arbeitern in einem über ganz Deutschland verbreiteten Verein." Sein Traum hat sich in 14 Jahren verwirklicht, die Arbeiterbataillone sind heut schon 10mal stärker, als Lassalle sie erhoffte und sie wachsen in arithmetischer Progression. Noch gibt es unter den Bewohnern Europas 80 Prozent, die sich nicht alle Tage satt essen und ihr Hunger, der größte Feind des Bestehenden, rüttelt an den Jochen des Staatenbaues und wird die Weltwende herbeiführen. Dr. M. Tr.

Zur Berichtigung eines Irrthums schreibt uns einer unserer Mitarbeiter, Herr Eduard Bertz, Folgendes:

„Die Nummer 8 der ‚Neuen Welt' bringt in Ernst von Waldows Novelle auf pag. 87, Spalte 2, die Stelle: ‚— weil er, gleich dem

Philosophen Empedokles, die Welt als ein Jammerthal, als eine Art von Exil ansah und es nicht für logisch hielt, die Verlängerung dieser Strafzeit, welche die Seele abbüßen müßte, noch zu bejubeln.‘ Ich glaube, daß hier Pythagoras gemeint ist, denn nur von ihm wissen wir, daß er die Seele als zur Strafe auf der Erde befindlich und im Leibe als in einem Gefängniß eingeschlossen ansah. Doch den pointirten Pessimismus, welchen der gute Eusebius (in der Waldow'schen Novelle) ausspricht, finden wir in dieser Schärfe vielleicht noch besser bei Buddha und Schopenhauer. Empedokles dagegen vertritt eine großartige physische Weltanschauung, in der so ein mystisches Strafprinzip keinen Raum hat. Das mechanische Gesetz von Verbindung und Trennung (gleich Liebe und Haß) schafft und zerstört in ewigem Wechsel. Freilich sind uns nur Fragmente von seinen Schriften erhalten (Peri physeos und Katharmoi); sie finden sich bei Aristoteles, Plutarch, Klemens Alexandrinus, Sextus Empirikus und Diogenes Laertius. Aber dort wie in neueren Schriften (Lange, Zeller ꝛc.) ist von keinem ‚Jammerthal‘ die Rede.“

Eine sonderbare Weintraube wurde bei der letzten Weinlese im Rebgelände bei Zollikon (Zürich) entdeckt. Dort stehen Reben mit gelben Weintrauben (Tokayer) neben Stöcken mit blauen Trauben (Clevener). Nun fand man an einer Tokayer-Rebe neben den normalen gelben Trauben eine solche, an welcher unter den 30 Beeren 20 gelb, 10 andere dagegen durchaus blau gefärbt waren. Ohne Zweifel entstanden diese 10 blauen Beeren auf dem Wege der Bastardirung, indem durch ein Insekt, welches die Traubenblüthen besuchte, von einer Clevener Rebe Blüthenstaub auf die Tokayer-Blüthe hinübergetragen und dadurch Fremdbestäubung vermittelt wurde. Es ist dieser Fall aber um so interessanter, als sonst in der Regel bei Bastarden die verschiedenen Farben der Eltern entweder vermischt oder aber unvermittelt neben einander vorzukommen pflegen, während hier bei den blauen Bastardbeeren an der Tokayer-Rebe die Farbe des Vaters (blaue Clevener Rebe) vollständig über die mütterliche Farbe den Sieg davontrug. Ohnedies sind Bastardtrauben von blauen und weißen Reben sehr seltene Erscheinungen, obschon in vielen Weinbergen der Schweiz beiderlei Reben dicht nebeneinander gezogen und der Fremdbestaubung ausgesetzt werden.

Dr. A. D.-P.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

(Fortsetzung.) Von **B. G.**

Wir haben uns nach Einprägung der in Nr. 6 gegebenen Regeln über den gewöhnlichen Gang der Schachfiguren mit einigen Besonderheiten der Figurenbewegung zu befassen.

Von der Regel, daß die Bauern nur einen Schritt vorwärts thun dürfen, gibt es eine Ausnahme: Von seiner Ausgangsstellung, auf a2, b2 u. s. w. bis h2 und a7, b7 u. s. w. bis h7, darf der Bauer, wenn es dem Spielenden beliebt, sowohl einen als zwei Schritte vorwärts thun, also nach a3, b3 u. s. w. bis h3, a7, b7 u. s. w. bis h7 oder nach a4, b4 u. s. w. bis h4, a6, b6 u. s. w. bis h6 gehen.

Steht ein feindlicher Bauer dem von seinem Ausgangsplatze zwei Schritte vorrückenden Bauer auf einer der dicht angrenzenden Vertikallinien so gegenüber, daß ersterer den letzteren schlagen könnte, wenn dieser nur einen Schritt thäte, so darf jener das Schlagen en passant (sprich — ohne die g am Wortschlusse deutlich hören zu lassen — ang passang, zu deutsch: im Vorbeigehn) vornehmen, indem er, grade als wenn der Feind nur einen Schritt vorwärts gemacht hätte, diesen nimmt und selbst einen Schritt in schräger Richtung vorrückt. Zum Beispiel, es stände auf a2 ein weißer Bauer in seiner Anfangsstellung und auf b4 ein schwarzer ihm gegenüber; nun ginge der weiße a2—a4, alsdann könnte der schwarze Bauer, wenn es dem betreffenden Spieler vortheilhaft erscheint, ihn ebensowohl ruhig auf a4 stehen lassen, als ihn en passant schlagen mit b4—a3 (Bezeichnung für das Nehmen :, also b4—a3:).

Der Bauer ist übrigens im Schachspiele keineswegs verdammt, unter allen Umständen zeitlebens Bauer zu bleiben. Hat er sich nämlich, ohne geschlagen zu werden, bis zur feindlichen Offizierlinie hindurchgekämpft, also: sind die Bauern von a2, b2 u. s. w. bis h2, vorgedrungen bis a8 oder b8 u. s. w. und die Bauern von a7, b7 u. s. w. gelangt bis a1, b1 u. s. w., so kann sich der den siegreich vorgedrungenen Bauern führende Spieler wählen, zu was für einem Offizier der Bauer avanciren soll, gleichviel ob zu einem Springer, Läufer, Thurm oder einer Dame. Dabei ist es auch gleichgiltig, ob irgendwelche Offiziere bereits geschlagen sind oder nicht. So kann z. B. ein weißer Bauer, der in die schwarze Offizierlinie gelangt, sehr wohl zur Dame werden, wenn die weiße Dame selbst auch auf dem Brette ist; so daß der Fall vorkommen kann, daß die eine Partei, oder gar beide, mit 2, 3 Damen, 3, 4 Thürmen, Läufern oder Springern gleichzeitig agiren.

Ferner ist dem Könige in Gemeinschaft mit je einem Thurme in einem bestimmten Falle eine Ausnahmebewegung gestattet, nämlich: Sind die Felder zwischen einem noch nicht von seinem Platze bewegten König und einem gleichfalls noch nicht „gezogenen“ Thurme auf ihren Ausgangslinien, also den Linien 1 und 8, frei geworden — es sind dies die Felder f1, g1 oder f8, g8, oder b1, c1, d1 oder b8, c8, d8 — so dürfen König und Thurm in einem und demselben Zuge derart gehen, daß der König zwei Schritte nach der Seite des betreffenden freien Thurmes thut und der Thurm um den König herum an dessen andere Seite geht und sich auf das nächste Feld dicht neben diesen stellt. Diese Bewegung von König und Thurm nennt man die Rochade, und zwar die kurze Rochade (Bezeichnung o-o), wenn sie nach der h-Seite und die lange Rochade (Bezeichnung o-o-o), wenn sie nach der a-Seite hin erfolgt.

Es stellt sich also bei der kurzen Rochade seitens des Königs auf e1 und des Thurmes auf h1 der König auf g1 und der Thurm auf f1; bei o-o seitens des K. e8 und T. h8 stellt sich K. g8 und T. f8; bei o-o-o zwischen K. e1 und T. a1 stellt sich K. c1 und T. d1 und bei o-o-o zwischen K. e8 und T. a8 geschieht K. c8 und T. d8.

Dabei ist wohl zu bemerken, daß die Felder zwischen Thurm und König für diesen letzteren nur dann „frei“ sind, wenn sie weder von irgendeiner Figur besetzt sind, noch von einer Figur bestrichen (beherrscht oder in Schach gehalten) werden. Steht z. B. ein schwarzer Läufer auf d4 und sind dabei die Felder e3, f2 von keiner Figur besetzt, so darf der Führer der weißen Figuren die kurze Rochade nicht vornehmen, da L. d4 K. g1 schlagen und so das Spiel sofort beendigen würde. Ebensowenig darf die Rochade stattfinden, wenn eines der Felder, welche der König überschreitet, von einer feindlichen Figur in Schach gehalten wird, wenn also z. B. ein weißer Springer c6 das Feld d8 beherrscht und so das Vorbeigehen des schwarzen Königs bei der Rochade nach c8 hindert.

Zum Schlusse dieses ersten Theils der Anleitung rathen wir nun unseren Lesern, erstens sich durch sorgfältige Beschäftigung mit jeder einzelnen Figur und wiederholte Bewegung derselben über das ganze Brett hin deren Gangart möglichst fest einzuprägen, zweitens auch jede der erwähnten Ausnahmen mit allen davon berührten Figuren von Weiß und Schwarz einzuüben. Die dadurch zu erzielende übersichtliche Beherrschung des Schachbretts wird sich in der Folge als unerläßlich bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Lösung des Räthsels in Nr. 9:

Lippe, Lappe.

Korrespondenz.

Magdeburg. A. V. M. Kunst ist die Darstellung des Schönen, Schönheit ist die völlige Verkörperung der Idee durch den Stoff, oder mit anderen Worten die völlige Vergeistigung der Materie durch die Idee, und die Idee ist die Vorstellung des nach allgemein menschlichen Begriffen Vollkommenen. — Werden Sie Sich mit Ihren Freunden auf der Basis dieser Definitionen einigen können? — H. K. Nun wird es mit „des Schachspielers Verlegenheit“ doch aus sein? —

Rorschach. Anonymus. Sie haben ganz verzweifelt freie Ansichten über die Liebe! Was uns anbelangt, so haben wir vor solchen vermeintlich radikalsten Anschauungen auch nicht die mindeste Furcht — eine vernünftig, d. h. streng wissenschaftlich erzogene Menschheit wird sich Leben und Einrichtungen auch vernünftig zu gestalten wissen, und nur bei geistig tiefstehenden Menschengemeinschaften ist das Einrosten von Vorurtheilen und das Platzgreifen unvernünftiger, ja unnatürlicher Institutionen zu fürchten.

Gerstungen. A. T. Wir besitzen das gewünschte Buch selbst nicht und glauben auch nicht, daß es im Buchhandel noch zu haben ist. Indessen dürften die öffentlichen Bibliotheken der großen Städte, wohl auch der meisten kleineren Universitätsstädte damit versehen sein.

Berlin. H. L. Die eingesendete Schachpartie ist nicht übel gespielt, indeß sind wir erstens noch lange nicht soweit mit unserer „Anleitung“ vorgerückt, um ganze Partien zu veröffentlichen, zweitens fehlt Ihrem Giuoco Piano doch noch verschiedenes zur Musterpartie. Einmal nämlich macht der Schwarze mit den Zügen 6, 7, 8 dem Weißen das Gewinnen doch gar zu leicht; ferner ist die Pointe, der weiße Königsspringer nach g5, die Dame im folgenden Zuge nach h5 u. s. w., eine sehr häufig vorkommende Wendung; dann war doch wohl im 13. Zuge für Weiß nicht L. h6: der stärkste Zug, sondern S. c3—e4 mit dem drohenden und gradezu tödtlichen S. e4—f6; endlich ist das Endspiel eine vollständige Parforcejagd, die Schwarz lange vor dem letzten Zuge hätte aufgeben können. Uebrigens möge Ihnen diese eingehende Kritik zum Beweise dienen, daß wir in Ihrer Partie allerlei hübsche Gedanken gefunden haben, denn wäre das nicht der Fall gewesen, so hätten wir lange nicht bis zum letzten Zuge beim Brette ausgehalten. Also auf Wiedersehen! — R. E. Sie haben mit Ihrer Vermuthung recht; nun ist alles Ihrem Wunsche gemäß gethan worden.

Frankfurt a/M. H. S. Die 25 Exemplare sind am 11. d. M. an Sie abgegangen. Frdl. Gr. Ihrem Vater und Ihnen!

An die Einsender der Daheimnummern, welche die Geschichte von der „mysteriösen Erfindung“ enthalten! Es gibt eben noch sehr viele Leute, welche sich das „Mundus vult decipi“, die Welt will betrogen werden, ganz ernstlich zu Herzen nehmen. Uebrigens ist der Gedanke von der „Aufhebung der Schwerkraft“ zwar sehr dumm, aber immer noch nicht das Dümmste, was sich angebliche Kulturmenschen haben aufbinden lassen.

Neunkirchen b. Wien. Apotheker Franz Wilhelm. Die „N. W.“ bringt für gewöhnlich gar keine Inserate, am wenigsten aber solche, welche zur Anpreisung von Geheimmitteln dienen.

New-York. Redaktion der „Arbeiterstimme“. Besten Dank für die Zusendung.

St. Louis. A. O.-W. Frdl. Gruß und Dank für die eingesendete Arbeit.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 11. Dezember.)

Da mit der nächsten Nummer das erste Quartal des 3. Jahrgangs schließt, so ersuchen wir unsere Leser, das Abonnement rechtzeitig erneuern und für weiteste Verbreitung der „Neuen Welt“ sorgen zu wollen. **Die Expedition der „Neuen Welt“.**

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13. Jahrg. III. 1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von **M. Kautsky.**

(Schluß.)

„I, so geht man nicht fort, das wäre sehr unartig, Georg," ermahnte Rosa in einem hausmütterlich strafenden Tone. „Der Onkel hat lange genug mit dir gespielt, du gibst ihm dafür eine Patschhand."

„Ja, einen tüchtigen Patsch gebe ich ihm," rief der Kleine mit einem übermüthigen Aufblitzen seiner Augen, und er hob die kleine Hand, so hoch er konnte. „Reiche mir nur die deine her, Onkel." Dieser hielt ihm die Linke hin.

„Nicht doch, die Rechte gibt man," scherzte Rosa.

Fritz öffnete hierauf gehorsam die zusammengeballte Rechte. Rasch schob Rosa, die dies alles mit Absicht herbeigeführt hatte, die Lampe vor, ihr Licht offenbarte eine geröthete Handfläche.

„Richtig, sie ist verbrannt!" rief Rosa mitleidig aus. „Ich wußte es ja, ich hatte es gleich bemerkt, nein, ich bitte, stecken Sie nicht wieder die Hand in die Tasche, wie Sie vorhin thaten. Sie müssen eine kühlende Salbe darauf legen." Rosa sprach jetzt so dringlich, es klang so überaus gut und theilnahmsvoll, daß Fritz freudig erstaunt in ihr Gesicht sah.

„Sehen Sie mich nur nicht so erstaunt an, ich bitte Sie, Herr Mahlknecht. Ich bin nicht immer rabiat, freilich, Sie halten mich für eine Tigerin."

„Nein, Rosa, ich sehe, Sie haben ein mitleidiges Herz, ich möchte auch sehr gerne eine Salbe gebrauchen, aber ich glaube nicht, daß Auguste eine zu Hause hat."

„Ich habe — ich habe — eine mitgebracht," sagte sie ganz verschämt. „Ich sah ja vorher schon gar deutlich den Brandfleck, und ich dachte sogleich an die vorzügliche Salbe, die ich noch von meiner verstorbenen Mutter her habe; es wäre freilich möglich, daß sie schon etwas verraucht ist."

„O, das thut nichts, geben Sie sie nur her."

Rosa nahm aus dem Körbchen, das sie mitgebracht, einen Leinwandstreifen, der bereits mit der vorzüglichen Salbe bestrichen war. „Sehen Sie, das müssen Sie jetzt auflegen," sagte sie, indem sie ihm denselben hinreichte.

„Ich weiß nicht, ob ich das mit der linken Hand zusammenbringen werde," meinte er kopfschüttelnd. „Ich bin damit sehr ungeschickt, Fräulein Rosa, ach, Sie glauben garnicht, wie sehr ungeschickt." Und in der That, er brachte es garnicht auf die rechte Stelle. Rosa zögerte noch, aber ihr gutes Herz überwand den alten Groll. Sie erfaßte den Streifen und legte ihn zart und behutsam über die geröthete Haut. „Ach, das thut wohl, das kühlt!" rief mit Enthusiasmus der Patient.

„Jetzt muß es noch verbunden werden," erklärte der junge Doktor.

„Mit was denn, — haben Sie nichts, Fräulein Rosa?"

„Wenn es Ihnen recht wäre, würde ich mein Sacktuch dazu verwenden."

„O, es ist mir schon sehr recht."

„Halten Sie hübsch ruhig, Herr Mahlknecht, sonst verschiebt sich das Pflaster."

„Dann müßten Sie es noch einmal anlegen."

Sie stand vor ihm und hielt seine Hand in der ihren und wickelte behutsam das Taschentuch darüber. Ihr wurde so sonderbar dabei zu Muthe, so heiß drang es ihr zum Herzen, so siedend heiß quoll es herauf, und er, der Sitzende, sah zu ihr auf mit den lieben Augen, die garnicht falsch waren, und sie blickten so tief, so grundtief in die ihren. Sie wußte sich plötzlich nicht mehr zu helfen, und als der Knoten gemacht war, schlug sie wie verzweifelt die Hände vor ihr erglühendes Gesicht und rief in einem herzbrechenden Tone: „Ach, wenn Sie doch nur der Fanny nicht untreu geworden wären!"

Fritz fuhr überrascht zurück, diesen Ausspruch hatte er jetzt am wenigsten erwartet, aber er faßte sich und fragte recht sanft: „Würden Sie dann glücklicher sein, Rosa?"

„Ach, viel glücklicher," drang es unter ihren Händen hervor. „Ich hätte Ihnen dann keine Ohrfeige gegeben!"

„Rosa, beunruhigen Sie sich deshalb nicht, das thut nichts, ich versichere Sie."

„Und dann — dann brauchte ich Ihnen nicht gram zu sein, und ich müßte nicht beständig an die arme Fanny denken, wenn ich Sie ansehe."

„Aber das sollen Sie nicht, Sie sollen nicht an die Fanny denken; ich denke selbst nicht mehr an sie, warum thun sie es?"

„Das ist ja eben das Schlimme. Ihr Männer, ihr zerreißt leichtfertig Verhältnisse, die ihr angeknüpft habt, aber ein armes Mädchenherz das geht am Treubruch zugrunde."

„Warum nicht gar, bei Fanny ist dies gewiß nicht zu fürchten."

„So? Was wissen Sie? Sie haben sie nicht weinen gesehen, aber ich, und ich kann mir recht gut denken, was das heißt, wenn man denjenigen verliert, den man lieb hat."

„Aber Rosa!"

„Schweigen Sie, Sie sind nicht zu entschuldigen, — es ist ein Verbrechen! Sie haben ihr schöne Worte gegeben, Sie haben sie die Ihrige genannt, Sie haben sie angesehen — so zärtlich; o, Sie können das, und ein Mädchen fühlt sich glücklich darüber. Sie haben — Sie haben sie wohl auch — geküßt!“ rief sie aus, in stets wachsender Aufregung. „O, gewiß, gestehen Sie es nur, Sie haben sie geküßt, und das muß die höchste Seligkeit sein — gewesen sein, für die Fanny, meine ich — und jetzt, jetzt ist die Arme verlassen, vergessen, und sie wird sich langsam darüber zu Tode grämen!“ Sie brach in Thränen aus.

Fritz hatte, wie in einem seligen Rausche, des Mädchens Hand ergriffen, und er wußte sie festzuhalten.

„Rosa!“ rief er entzückt. „So können Sie lieben, so treu, wahr und tief, aber Fanny nicht, die ist eines solchen Gefühls garnicht fähig, ich fühlte das gleich, oder nein, ich fühlte es erst, nachdem es mir zum Bewußtsein gekommen war, daß ich eine andere liebe.“

„Noch eine!“ kam es entsetzt von ihren halbgeöffneten Lippen.

„Ja; als ich diese andere gesehen und gesprochen hatte, da wußte ich, daß jetzt erst die ächte Liebe über mich gekommen und daß das frühere nichts war; ich sah nun ein, daß ich und Fanny garnicht für einander passen, daß sie mit ihrem leichten, oberflächlichen Wesen mich unglücklich machen würde, und ich löste das Verhältniß. Ich konnte, ich durfte es, Rosa, es war niemals ein intimes gewesen.“

„Und das jetzige?“

„Das soll ein Bund für's Leben werden, wenn sie mich nämlich will, diejenige —“

„O, sie wird Sie schon wollen.“ Es klang wie ein Seufzer, dann streckte sie die Unterlippe hervor, wie Kinder, wenn sie weinen wollen. „Warum sollte sie nicht wollen, wenn Sie sie doch so gerne haben.“

„O, über alles! Aber dennoch — ich bin dessen nicht so ganz sicher, sie hat mich, als ich mich ihr freundlich zu nähern suchte, mit einer ganz gehörigen Ohrfeige traktirt.“

„Ah!“ schrie Rosa auf, und mit einem Ruck hatte sie ihre Hände befreit, um sich abermals, diesmal in glückseliger Verschämtheit, damit die Augen zu bedecken.

Fritz aber schlang seinen Arm um diese flammende Rose.

„Rosa,“ bat er flehend, „verzeihen Sie mir, ich konnte die Fanny doch unmöglich heirathen, da ich Sie, da ich dich, Mädchen, mit aller Kraft meiner Seele liebte; kannst du das nicht verstehen?“

Sie zog die Hände von den Augen und sah ihn an, wie verklärt. „Jetzt verstehe ich es schon,“ hauchte sie.

„Endlich, Gott sei Dank!“ jubelte er und er schloß sie noch fester in seine Arme, und das, was sie vorhin für die höchste Seligkeit erklärt hatte, wurde ihr nun im reichsten Maße zutheil.

Bald darauf trat Frau Gustel mit ihrer Schüssel mit gebackenen Karpfen herein. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie sie aus den Händen fallen lassen, derartig unerwartet kam ihr, was sie vor sich erblickte.

Der kleine Georg, der, ein aufmerksamer Beobachter, die beiden nicht aus den Augen gelassen hatte, während er dabei in voller Gemüthsruhe den Rest seines Kuchens verzehrte, sprang jetzt berichtend der Mutter entgegen, und er löste alle etwa noch existirenden Zweifel: „Sie haben sich wieder gern, Mutter, sie haben sich schon viele Busserln gegeben, er verzeiht ihr's.“

Karl war seiner Frau mit der Salatschüssel und einem Kruge Bier gefolgt. Er war weniger überrascht, er hatte vielleicht etwas Aehnliches vorausgesehen, und sein gutmüthiges Gesicht erstrahlte deshalb in freudiger Genugthuung.

„Es steht zwar geschrieben,“ begann er in seinem lustigsten Ton, den er sich bemühte, etwas salbungsvoll zu gestalten, „es ist zwar ein Bibelspruch, daß man seine Feinde lieben und daß wir denen Gutes thun sollen, die uns hassen, aber daß Sie, Rosa, es mit der Bibel so genau nehmen und daß Sie sich in Ihrer Herzensgüte zu so weitgehenden Konzessionen hinreißen lassen —“

„Geh nur, geh, laß diese Stichelreden,“ unterbrach ihn seine Frau. „Bist wohl selbst nicht wenig zufrieden, daß es so gekommen ist.“ Sie hatte die Karpfen glücklich aus ihren zitternden Händen auf den Tisch gerettet und umarmte nun die in Verlegenheit erglühende Rosa und den in Seligkeit schwelgenden Fritz.

„Ich bin überaus glücklich, daß eure Herzen sich gefunden haben,“ sagte die gute Seele.

„Ja, aber was wird die Fanny dazu sagen?“ versetzte mit der vorwurfsvollsten Miene Mephisto Karl. „Die unglückliche Fanny, die dieses treulose Scheusal da verlassen hat und die sie an ihm rächen wollten, Rosa?“

„Damals wußte ich es noch nicht, daß ich es war, die er lieb hatte,“ entgegnete sehr naiv die Kleine.

Karl brach in ein dröhnendes Lachen aus. „Ja so, ja freilich, das ändert viel in der Sache.“

„Karl, höre auf!“ drohte Fritz. „Willst du sie mir wieder aufreizen, sie mir abspenstig machen?“

„Zu Tische!“ rief Gustel. „Hört nicht weiter auf ihn, er ist ein arger Schelm.“ — Alle folgten der Einladung der Hausfrau.

„Wenn nun aber die Fanni in ihrer Desperation zu dem äußersten Mittel gegriffen hätte?“ fuhr der Unbarmherzige fort, nachdem er sich ein großes Stück Karpfen auf seinen Teller gelegt hatte.

„Zu dem äußersten Mittel?“ wiederholten die Beiden, „was meinst du damit?“

„Wenn diese Unglückliche zum Beispiel —“ der Abscheuliche machte eine Pause.

„Sie hat doch nicht Gift genommen?!“ rief Rosa erbleichend.

„O, sie hat etwas viel Schlimmeres gethan.“

„Um Gotteswillen!“

„Ich könnte ihn prügeln, diesen Quäler! Es ist ja alles nur Scherz, Rosa, was er da vorbringt, siehst du denn nicht, wie es lachend um seine Nasenflügel zuckt, aber —“ Fritz hob die Fäuste, „es ist wirklich satanisch von dir, Karl!“

„Wie gesagt, die Fanni ist zu dem Aeußersten geschritten,“ fuhr dieser unbeirrt fort.

„Die Aermste hat — sie hat —“

„Laß los, oder —“

„Nun also, sie hat sich dem dicken Anton versprochen, und nach Neujahr machen sie Hochzeit.

„Sie heirathet!“ rief Rosa in ungemessenem Erstaunen. „Fanni heirathet einen Andern!“ Dann brach sie in ein herzliches, befreiendes Lachen aus.

„Du siehst, sie hat sich schnell getröstet!“ triumphirte Fritz, und er blickte seiner Rosa glückselig in die Augen.

„Ich finde, sie hat einen verzweifelten Schritt gethan,“ sagte der lustige Karl, der das Necken nicht lassen konnte. „Der dicke Anton, das ist keine Kleinigkeit, ich weiß das aus Erfahrung.“

„Wie hast du denn aber dieses mit der Hochzeit erfahren?“ fragte Fritz.

„Der glückliche Bräutigam hat es für gut befunden, mir dies selbst mitzutheilen. Da, leset!“ und er hielt ihnen den Brief, den er Nachmittags erhalten, und den er erst jetzt in der Küche gelesen hatte, hin. Fritz nahm ihn rasch an sich und entfaltete ihn. Rosa sah von der einen, Gustel von der andern Seite über seine Schulter, sie lasen mit ihm:

„Lieber geerter Herr.

Ich erlaube mir Sie mit par Zeilen zu beeren, um Sie heflichst zu wissen zu thun daß es bereiz mit der Fanni richtig in's reine gepracht ist und daß ich sie Glicklich machen will und schon nach Neijahr gleich wird die Kobulazion sein. Ich weis das Sie es einem alten Kameraden nicht absprechen werden wenn es die möglichkeit wäre mir den Beistand zu machen. Beiliegend erwarte ich ihre Zustimmung mit Freiden entgegen ich und die Fanni zusammen.

Ihr getreier Anton Noß, Hausknecht.“

Man lachte, man umarmte sich, man drückte sich die Hände, man war überglücklich über diese heitere, befriedigende Lösung. Karl aber schenkte die Gläser voll und erhob das seine auf das Wohl des dicken Anton und seiner Fanni. Man stieß herzhaft an, um dies im Verlaufe dieses glücklichen Abends noch einige male zu wiederholen und auch ein zweites Brautpaar hoch leben zu lassen. Als man etwas zu sich gekommen, erinnerte man sich an den kleinen Georg. Wo war er hingekommen? er war nicht zu sehen; bald aber entdeckte man ihn mit Pferd und Wagen unter dem Tische, der mit seinem weit herabhängenden Tuch in seiner Kinderphantasie zum Stall geworden war. Er war da untergekrochen und, während die Großen lärmend sich besprachen, mäuschenstill bei seinem schwarzen Schimmel gesessen, dem er die letzte Krume Kugelhupf zwischen das Maul geschoben, dann hatte er ihn zärtlich um den Hals genommen und in der Erwartung, daß er fressen werde, sank das Köpfchen immer tiefer, tiefer, bis es auf seinem Arm ruhte.

Der kleine Georg war eingeschlafen. —

Die Schlachtenmalerei.

Von **A. Reichenbach.**

Das Wahre, das Gute und das Schöne zu erstreben und zu verwirklichen ist unsere Aufgabe und allgemeine Pflicht. Während nun die Erforschung der Wahrheit Sache der Wissenschaft ist, die Pflege des Guten und Rechten der Moral zugewiesen wird, fällt die Pflege des Schönen der Kunst zu. Diese hat also ebenfalls einen Theil der gemeinsamen Aufgabe, und es steht mithin der Künstler, der seine Aufgabe erfaßt und zu erfüllen ehrlich bestrebt ist, auf gleicher Stufe mit dem Forscher und Morallehrer. Sie sollen alle drei für das wahre Wohl des Menschengeschlechts arbeiten und haben nur unter dieser Bedingung Existenzberechtigung. Muß nun gesagt werden, daß die Erforschung der Wahrheit nur zum Guten und Rechten führen kann, daß das Gute und Rechte selbstverständlich wahr sein muß, so soll hier besonders hervorgehoben werden, daß dieselbe Forderung auch für die Kunst gilt und gelten muß, nämlich auch sie soll wahr und wahrhaft sein. Die Aufgabe der Kunst ist eine sittliche, und von Sittlichkeit und sittlicher Leistung kann keine Rede sein, wo Wahrheit und Wahrhaftigkeit fehlen. Wo wir also einem Kunstwerke begegnen, dessen Idee nicht wahr ist, oder das nach der Absicht des Künstlers einen Zweck erfüllen soll, den wir nicht als wahr anerkennen können, da hat der Künstler sich verirrt, er hat seine Aufgabe verlassen und sein Kunstwerk hat keine Existenzberechtigung. Treffen wir aber gar auf eine ganze Richtung solch künstlichen Schaffens, hat sich ein besonderer Zweig der Kunst gebildet, welcher Unwahres und Unsittliches schafft, so kann der wahre Menschenfreund nicht genug seine Stimme dagegen erheben, um das Unrechte und Unberechtigte solch künstlerischen Schaffens zu zeigen und das Volk zu warnen, wenigstens eine derartige Verirrung nicht zu unterstützen.

Was wir hier zuletzt im allgemeinen gesagt, gilt in ganz besonderer Weise von einem Zweige, von einer Richtung der Malerei und zwar von der Schlachtenmalerei. Sobald wieder einmal ein unmenschlicher Massenmord, Krieg genannt, stattgefunden, da schießen die Schlachten- und Heldenbilder wie Pilze aus der Erde hervor, von dem Werke eines wirklichen Künstlers bis zu den Klexereien eines ganz gewöhnlichen Pinsels. Hinter den Fenstern der Kunsthandlungen, in den Wohnzimmern der Reichen wie in der rauchigen Wohnstube des nachäffenden Kleinbürgers, als Beilagen zu Zeitschriften, als Illustrationen dieser selbst sowie der Kalenderliteratur sieht man jahrelang immer nur Schlachten- und Heldenbilder.

Wir können es uns erklären, daß da ein Kopf, dem sonst trotz angehäufter Bücherweisheit das gesunde Vernunfturtheil abgesprochen werden muß, sich zu der wahnsinnigen Behauptung versteigen kann, daß der Krieg schon darum gut sei, weil er die Kunst fördere. Das ist Wahnwitz. Der Krieg ist der größte Schandfleck des Menschengeschlechts, und wenn der Künstler ihn zum Gegenstande seiner Darstellung macht, so entweiht und korrumpirt er die Kunst. So lautet das Urtheil der gesunden Vernunft.

Die Schlachten- und Heldenbilder sind mit einer ganz geringen Ausnahme unwahr und belügen das Volk. Man nehme das nächste beste Bild, welches irgend eine Schlacht darstellen soll, und frage nun im Ernste den Künstler, ob er dabei gewesen, ob sich alles so verhalten habe, und er wird nicht ja sagen können, schon darum nicht, weil sich eine solche Wirklichkeit garnicht fixiren läßt. Sodann mag der Künstler, wenn er dabei ist, den bestgewählten Standpunkt zu seiner Beobachtung haben, so ist es ihm doch nur möglich, einen Bruchtheil des Ganzen und zwar in beträchtlicher Entfernung zu sehen. Malt er nun doch ein Bild, nun so mag wohl der eine oder andere Zug der Wirklichkeit entnommen sein, das Ganze ist eine Zusammensetzung, welche durchaus auf Wahrheit keinen Anspruch machen kann. Der Künstler hat das Bild eben gemacht, um ein Schlachtenbild zu machen, das als solches zieht, modern ist und abgeht. Das Volk aber sieht das Bild und, gleichwie es noch viele gibt, die da glauben, was gedruckt ist, das müsse auch wahr sein und als Bürgschaft der Wahrheit ihrer Behauptungen anführen: ich habe es ja gesehen, so gibt es ebenfalls noch viele, die beim Anblick eines solchen Bildes glauben und sagen: so ist's gewesen, nach einer solchen Darstellung beurtheilen, welche Soldaten die tapfersten waren u. dgl. m.

Am unwahrsten aber sind die Heldenbilder. Wir empfanden noch jedesmal einen Widerwillen, wenn unser Blick auf ein Bild traf, das in heuchlerisch schmeichelnder Weise so einen Oberbefehlshaber einer Armee mitten im Kugelregen, umzischt von Bomben und Granaten, darstellt, während jeder einfache Soldat weiß, daß der Oberbefehlshaber stets den sichersten Platz und den besten Schutz hat und nach den Regeln des edlen Kriegshandwerks auch haben muß. Abgesehen davon, daß die meisten Fürsten hübsch zu Hause bleiben, wenn draußen auf dem Schlachtfelde die Menschen sich gegenseitig massenhaft morden, und warum? — — — wollen wir doch zugeben, daß es schon vorgekommen sein mag, daß ein Fürst als Oberbefehlshaber sich in den Kugelregen stürzte, aber wir halten darum doch unsere Behauptung aufrecht: die allermeisten dieser Bilder sind Lügen.

Wir wollen hier nur ein einziges Beispiel aus den unzählbaren Fällen anführen. Auf wie vielerlei Weise ist nicht im Bilde die geschichtliche Thatsache des Augenblicks dargestellt, in welchem Napoleon III. dem König von Preußen gegenüber sich als Gefangener bekennt! Und doch kann der ganze Vorgang nur in einer Weise stattgefunden haben. Es ist uns ganz und gar gleichgiltig, wie und was der eine oder andere dieser beiden Fürsten dabei gesprochen hat, wir sagen nur, von allen den vielerlei Darstellungen dieser Szene kann nur eine wahr sein, oder — es sind alle unwahr.

Schließlich möchten wir noch darauf hinweisen, daß solche Bilder nur Siege darstellen. Nach den von Deutschen gemachten Darstellungen sind selbstverständlich die Deutschen immer die Tapfern gewesen und haben stets gesiegt, die Franzosen aber sind davon gelaufen; nach den französischen Bildern war das Umgekehrte der Fall. Was ist in dieser Beziehung von den Karrikaturenzeichnern beider Völker nicht alles geleistet worden! Welch empörendes Geschrei würden die Patrioten erheben, gleichviel auf welcher Seite, wenn ein Künstler seinem Volke einmal eine Niederlage vor die Augen hielte; und doch dürfte eine solche Darstellung vom sittlichen Standpunkte aus noch zu allererst auf Anerkennung zu rechnen haben.

Haben wir im Vorhergehenden die Unwahrheit und heuchlerische Lügenhaftigkeit der meisten dieser Bilder dargethan, so soll im Folgenden gezeigt werden, daß dieselben nur entsittlichend wirken und wirken können.

Die Kunst kann belehrend wirken und erhebend. Belehrend wirkt sie durch wahrheitsgetreue Darstellung des Vorhandenen oder Gewesenen, oder auch durch die Darstellung einer Idee, eines Gedankens. Erhebend wirkt sie durch die ideale, durch die nach den Gesetzen der Schönheit gemachte Darstellung. Immer aber muß sie, wie schon im Anfange gesagt worden, wahr sein. Bringt nun ein Künstler Unwahrheit, Lüge zur Darstellung und zwar so, daß eben die Unwahrheit und die Lüge als Wahrheit erscheinen und für Wahrheit genommen werden soll, so lügt er eben selbst schon und ist dieses sein Schaffen ein unsittliches und verwerfliches. Dieses geschieht aber bei den von uns bezeichneten Schlachten- und Heldenbildern. Eine solche Darstellung ist demnach an sich schon etwas Unsittliches und Verwerfliches. Indem ein solches Bild aber den Beschauer belügt, macht es dessen Auffassung und Urtheil irre, es verleitet den Menschen zum Irrthum im Vorstellen, Denken, Urtheilen und schließlich auch im Handeln. Kein geringer Theil des unheilvollen gegenseitigen Nationalhasses ist solchen Darstellungen zuzuschreiben. Und ist dieser Haß nicht etwas durch und durch Unsittliches und Verwerfliches? Und führt er nicht immer noch mehr zu Unsittlichkeiten und unheilvollen Handlungen und Ereignissen? — Wer, der nur einigermaßen darüber nachdenkt, wollte das leugnen?

Hierbei könnte nun vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob die Kunst das Unrecht, die Sünde und das Laster darstellen dürfe. Wir sagen ohne Bedenken, ja, sie kann und soll es auch darstellen, aber — wahrhaft. Sie stelle das Unrecht dar als solches, wo es immer vorkommt und wie es vorkommt, unnachsichtlich, streng und wahrheitsgetreu; sie stelle die Sünde dar in ihrer Verderblichkeit, das Laster in seiner Häßlichkeit. Und wenn der Künstler irgendeinem Unrecht, einer Sünde eine mehr oder weniger günstige Seite abgewinnen kann, so mag er auch diese daneben zur Darstellung bringen, aber — durch und durch

wahr. Der Künstler, der solches versteht, arbeitet tausendfach mehr an einer gesunden Weiterbildung des Menschengeschlechts als der geübteste Moralprediger auf der Kanzel.

Doch, kehren wir zu unserem Thema zurück. Jene Schlachtenbilder sind ferner als unsittlich verwerflich, und zwar alle, auch die, welche möglichst wahrheitsgetreu sind, weil sie etwas durch und durch Unsittliches und Verwerfliches zum Zweck der Verherrlichung darstellen. Wir haben es schon ausgesprochen, der Krieg ist und bleibt der größte Schandfleck für das Menschengeschlecht, mag da einer sagen, was er will. Etwas derartiges aber durch die Kunst verherrlichen, heißt eben ganz und gar unsittlich handeln und die erhabene Kunst entwürdigen. Es ist nach unserer Ueberzeugung ein bedauernswerther Ruhm, Meister in der Schlachtenmalerei zu sein.

Und nun noch eins. Es ist eine allbekannte und anerkannte, weil unbestreitbare Thatsache, daß der Krieg die Roheit fördert. Es ist auch ganz erklärlich. Im Kriege herrscht die unmenschlichste Grausamkeit. Die edlen Gedanken und Gefühle haben keinen Platz mehr. Wir mußten immer diejenigen, welche aus dem deutsch-französischen Kriege zurückkamen und erzählten, wie sie Franzosen an Bäume aufgeknüpft, wie erzählt wird, daß man ein Glas Bier oder Wein zusammen getrunken, ja wir mußten sie immer fragend ansehen, ob sie auch wirklich Menschen sind, Menschen, welche auf ihre Menschenwürde stolz sein, dieselbe aber auch im andern Menschen achten sollten.

Es ist hier nicht die Aufgabe, zu untersuchen, wer in solchen Fällen größeres Unrecht begangen. Wir wollten nur auf die entsittlichende Wirkung des Krieges hinweisen. Denn wer solches mit lachendem Munde erzählen oder gar sich solcher Thaten noch rühmen kann, der ist jedenfalls ein sehr bedauernswerther Mensch. Es ist aber seit langer Zeit beobachtet worden und ist den Menschen zum Bewußtsein gekommen, daß nach einem Kriege viel mehr brutale und abscheuliche Handlungen vorkommen, als in andauernder Friedenszeit. Nun scheint es nicht genug zu sein, was die Gesellschaft von im Kriege gepflogener Roheit zu leiden hat, das Volk muß selbst auch etwas zu dieser Stimmung aufgerüttelt werden, und das geschieht durch jene Schlachtenbilder. Aber, behaupten wir vielleicht etwas Un-



Szene aus dem Schwabenkriege: Abzug der Besatzung

wahres, wenn wir sagen, sobald so ein Erzpatriot und politisch Blindgläubiger ein solches Schlachtenbild sieht, so zuckt's ihm in der Faust, er möchte auch dreinschlagen, möchte auch dabei gewesen sein. Wir möchten es keinem Franzosen rathen, einem derartigen deutschen Menschenbruder in dieser Stimmung zwischen die Finger zu kommen. Im Kriege ist die im Menschen schlummernde und von der Mehrzahl noch lange nicht überwundene Bestialität losgelassen, mit gelöstem Zügel wüthet sie daher. Diese Bestialität aber durch die Kunst verherrlichend zur Darstellung bringen, heißt auch die Bestialität des Beschauers aus dem Schlummer rütteln, heißt ihn zur Untreue an der Menschenwürde und Menschenaufgabe verleiten, heißt, ihn sich selbst und dem rein Menschlichen entfremden. Und das soll sittlich bildend sein? Das sollte die Kunst nicht entwürdigen? Ein Künstler aber, der auf diese Weise den Muth und die Tapferkeit zur Darstellung bringen will, der ist ein Genosse des Philosophen, welcher den Kriegerstand darum für nothwendig erklärte, weil die Tugend der Tapferkeit geübt werden müsse.



on Randeck (Februar 1499). Nach Disteli. (Seite 155.)

Daß man nun mit derartiger Kunstwaare auch Geschäfte macht, ist ganz natürlich. Wer wollte es einem Buchhändler verdenken, wenn er auf Bestellung solche Bilder liefert. Aber widerlich ist die Ausbeutung dieses Gegenstandes. Man durchblättere doch heutzutage die gelesensten Unterhaltungsblätter und man findet Nummer für Nummer mit solchen Bildern geziert. Man möchte schon darum die Türken sammt den Russen zum Kukuk wünschen. Der Verleger aber sagt, was geht mich Ihr Standpunkt an, das ist Geschäft und solche Bilder ziehen.

Da haben wir's.

Wir erklären also die Schlachtenmalerei für unsittlich und verwerflich an sich, sowie unsittlich und verwerflich in ihrer Wirkung, darum auch die erhabene Kunst, welche die Aufgabe hat, durch die Pflege des Schönen an der Weiterbildung und Hebung des Menschengeschlechts mitzuwirken, entwürdigend. Wir erklären die Schlachtenmalerei als eine große und unheilvolle Verirrung der Kunst. Wir meinen, der Künstler, der von der heiligen Aufgabe seines Berufes ergriffen und erfüllt ist, der sich Lehrer und Priester weiß im erhabenen Tempel des Schönen, der sollte andern Stoff finden, an dem er seine Meisterschaft zeigt,

als den Krieg mit seinen Greueln. Das geordnete und gesittete Menschenleben sowie die Natur bieten gewiß Stoff für jeden Künstler; und auch die Schattenseiten fehlen nicht, ohne Krieg. Will jedoch einer, solange wir die Schande des Krieges noch tragen müssen, daraus das Motiv zu einer künstlerischen Leistung hernehmen, dann bringe er das grenzenlose Elend und den grausamen Jammer des Krieges vor die Augen der Menschen, damit das Volk belehrt und klüger werde. Der wahre Künstler aber halte es unter seiner Würde, die Bestialität des Menschen zu verherrlichen.

Ein Wort über Kindererziehung.

Von einer jungen Mutter.

Es ist zum erstenmale, daß ich die Feder ergreife, um mit meinen Gedanken und Anschauungen in die Oeffentlichkeit zu treten. Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht täglich Gelegenheit hätte zu sehen, wie an den Kindern gesündigt wird, theils aus Liebe, theils aus Unverstand. Und doch wird von der Generation, die nach uns kommt, Großes erwartet, unsere Söhne sollen in die Fußstapfen der Väter eintreten und vordringen, dem Ziele der Freiheit näher kommen! Was die Väter gehofft und angestrebt haben, das sollen die Söhne vollführen und vollenden.

Wem liegt es wohl am meisten ob, unsere Kinder zu guten und wahren Menschen zu machen? Den Müttern, und gerade sie sind's, die so oft den Grund zu Fehlern und Unarten in ein Kindesherz legen.

Die Erziehung des Kindes beginnt mit dem Leben desselben, von der ersten Stunde seines Daseins an. Was bei solch kleinen Kindern am ersten zu beachten ist, ist Ordnung. Man sollte schon am ersten Tage dem Kinde die Nahrung in regelmäßigen Zeiträumen verabreichen, alle drei, oder alle vier Stunden. Führt man das pünktlich durch, so gewöhnt sich das Kind von selbst daran und verlangt nie öfter zu trinken. Dadurch sind auch die Nächte der Mutter ruhiger und sie kann viel schneller zu Kräften kommen.

Ein zweiter Punkt ist die Reinlichkeit. Man kann darin nicht peinlich genug sein; so oft das Kind sich naß oder schmutzig gemacht hat, soll es gleich gereinigt werden. Man wird mir sagen, wo soll die Mutter aus dem Volk, das arme Weib, wo soll die das viele Leinen für ein Kind auftreiben? Und wenn sie am Tage fort ist, in der Fabrik oder im Taglohn, wer besorgt dann das Kleine? Ich sage, liebe Mutter, bade und wasche du dein Kind, ehe du zur Arbeit gehst, wenn du zur Mittagszeit nach Hause kommst und ehe du das Kind schlafen legst. Du wirst sehen, es gedeiht dir unter den Händen. Das Bad eines Kindes soll nie wärmer sein als 25 Grad R.

Mit dem dritten Punkt komme ich auf ein altes Uebel, das Wiegen und Einschläfern des Kindes, zu sprechen. Merke dir das, liebe Mutter, ein Kind schreit nie ohne Grund, an dir liegt es, an der Art des Schreiens zu merken, was das Kind will. Kinder schreien aus Hunger, aus Schmerz, aus Unbehagen, wenn sie naß sind; wenn sie älter sind auch aus Eigensinn. Wie du die Stimme wechselst, wenn du ärgerlich bist, so wechselt sie das Kind im Schreien je nach dem Grund desselben. Statt nun das Kind zu schaukeln, zu wiegen oder auf und ab zu tragen besinne dich, wo es dem Kind fehlen kann, hilf ihm und dann lege es beruhigt in sein Bettchen zurück, du thust dir den größten Dienst damit, und dein Kind wird auf diese Weise erzogen.

Wenn dein Kind schläfrig ist und weint, weil es nicht gleich einschlafen kann, so stelle es an ein dunkles Plätzchen, so daß seine Aufmerksamkeit durch nichts abgelenkt wird, und nach kurzem Weinen wird es eingeschlafen sein. Wie viel bequemer und mühloser ist das, als wenn Du es eine Stunde lang auf und ab trägst, während du selbst, todtmüde von des Tages Arbeit, dich nach Ruhe sehnst.

Morgens nach dem Bade und Abends, ehe es einschläft, gib ihm kräftige Nahrung, ein Milchsüppchen oder etwas ähnliches, damit es recht gesättigt einschläft; du wirst bald sehen, daß dein Kind die ganze Nacht ruhig schläft und erst gegen Morgen um 5 oder 6 Uhr sich meldet; da genügt dann etwas warme Milch mit Wasser verdünnt, dem etwas Zucker beigefügt wird.

Ein vierter Punkt, und nicht der unwichtigste, ist Luft, frische Luft für solch ein kleines Wesen. Ein Kind muß an die Luft gewöhnt werden, und das geschieht am besten, wenn es an warmen Tagen in's Freie kommt, zuerst ein Viertelstündchen, nach und nach länger. Je öfter das Kind in's Freie kommt, desto ruhiger und fester schläft es des Nachts. Bei Nacht ein Fenster zu öffnen, schadet weder Mutter noch Kind, wenn die Betten beider nicht dem direkten Luftstrom ausgesetzt sind.

Und nun noch ein fünftes! Lehre dein Kind sich mit sich selbst beschäftigen, lehre es denken!

Ein Kind kann sich auch ohne Spielzeug unterhalten; es hat seine Fingerchen, an denen es lernen kann, daß die Händchen zu ihm gehören, es hat seine Füßchen zum Spielen, es hat vielleicht ein Vorhängchen am Wagen, mit dem es sich stundenlang unterhält. Für die erste Zeit genügt das vollkommen. Durch vieles Spielzeug wird ein Kind nur ermüdet und lernt garnichts.

Was das Denkenlernen betrifft, so gibt es ein ganz einfaches Mittel.

Viele von Euch, die dies lesen, sind vielleicht nur durch die Civilehe verbunden, haben den Glauben an jenes unbekannte Wesen, das Gott genannt wird, abgelegt; diese werden meinen Vorschlag gewiß annehmen, wer weiß, vielleicht auch die anderen, die an Gott glauben. Wenn du ein Kind hast, das anfängt zu reden, das versteht, was du sagst, so frage das Kind, ehe es einschläft, ob es den Tag über artig gewesen sei; laß das Kind sich besinnen auf das, was am Tage vorkam, laß es nachdenken, was es recht oder unrecht gemacht hat, und es wird das Kind besser machen und ihm mehr nützen als das gedankenlose Nachplappern eines frommen Sprüchleins.

Willst du aber dein Kind religiös erziehen, nun ja, so kannst du diesem kleinen Examen immer noch das Abendgebet folgen lassen.

Und nun zum Schluß will ich noch ein kleines Bild vorführen, wie bei mir und meinem Kinde der Tag eingetheilt wird.

Mein Kind ist im Juli geboren, also vier Monate alt, ein gesunder, kräftiger Knabe, mein erstes Kind*).

Des Morgens um 8 Uhr wird er gebadet, angekleidet und durch ein Reismehlsüppchen gesättigt; dann schläft er eine Stunde und erwacht dann, um ein Bedürfniß zu befriedigen; ist das geschehen und er wieder hergerichtet, so liegt er oft eine Stunde lang in seinem Wagen, betrachtet seine Fingerchen, zieht an seinem Vorhang und plaudert halblaut vor sich hin. Ueber diesem Spielen stellt sich der Hunger ein; dann bekommt er in der Saugflasche ein achtel Liter Milch mit Wasser verdünnt und schläft hierauf wieder ein bis um 12 Uhr; da wird er wieder gesättigt und nach Tisch eine bis anderthalb Stunden spazieren geführt, meistens von mir selbst. Während dieser Spazierfahrt schläft er immer. Zu Hause angelangt, stellt sich der Hunger ein, nach dessen Befriedigung er wieder zu spielen beginnt. So verbringt er den Nachmittag theils mit Spielen, theils mit Schlafen. Um 7 Uhr wird er dann gewaschen, ißt sein Süppchen und schläft hierauf die ganze Nacht hindurch bis morgens um 6 Uhr. Nachdem er etwas warme Milch getrunken hat, schläft er wieder ein bis um 8 Uhr. Er hat noch keine Nacht bei geschlossenen Fenstern geschlafen, auch jetzt nicht.

Ich kann wohl sagen, daß ich gar keine Mühe mit dem Kind habe (obgleich ich es ganz allein besorge), sondern tausend Freuden täglich an ihm erleben darf. Und dies Glück möchte ich jeder Mutter wünschen, und jede Mutter kann es erreichen, wenn sie sich Mühe gibt ihr Kind von Anfang an zu erziehen!

Ich bitte die Leser und Leserinnen freundlich, diesen Artikel nicht mit kritischen Augen betrachten zu wollen; es ist keine wohlgesetzte Rede mit Phrasen und Redensarten geschmückt, sondern ein einfacher Wink aus vollem Herzen geschrieben, um so mancher Mutter die Erziehung ihrer Kleinen zu erleichtern!

*) Der Aufsatz ist im November d. J. geschrieben. R. d. „N. W.“

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Was die dicke Martha betrifft, so watschelte sie daheim einer Ente gleich, die einen Nagel verschluckt hat, hin und her, einzelne abgerissene Worte murmelnd, die ihrer Sorge Ausdruck gaben, wer nur der Erbe sein werde! Zugleich wurden alle ohne Humor, aber mit desto mehr Ingrimm, durchgehechelt, wobei die erregte Dame zur Stärkung jedesmal einen tiefen Zug aus der Flasche that, die in einem Eckschrank vor profanen Blicken wohlgeborgen stand.

Am schlechtesten kam dabei Emmerenzia weg, denn am Ende hätte Martha noch jedem männlichen Gliede der Familie Bartels eher den Sieg gegönnt, als der ihr so tief unsympathischen Schwester.

Diese saß stumm an einem mit alten und — es muß gesagt sein — ziemlich schmierigen Kartenblättern bedeckten Tische und mischte, hob ab, legte auf, zählte.

„Coeur-Dame, das bin ich, — das Pique-Aß, die Pique-Neun und der Bube stehen hinter mir," murmelte sie jetzt vor sich hin. „Ganz richtig, das waren Krankheit, Tod — und an Aergerniß über Falschheit fehlt es ja leider auch nicht. Oder sollte dieser abscheuliche Pique-Bube gar der Erbe sein? — Nein doch — das ist der falsche, treulose Hans, denn er hat über seinem Kopfe einen Kreuzverdruß und das Liebesblatt, die Coeur-Neun. Und von links steht mir Geld zu — viel Geld, die Carreau-Zehn und die Carreau-Neun, freilich ist auch die Pique-Acht dabei und das bedeutet stets entweder eine Verzögerung, oder eine kleine Unannehmlichkeit — ein häßliches Blatt, die Pique-Acht! Na, ich will mich nicht darüber betrüben, es wird wohl der Neid von den andern sein, denn mir steht nun einmal die Erbschaft zu, das ist sicher, wenn ich den Kranz erst auszähle und dann lege, ist es mir doch allemal eingetroffen. — O, welche Wonne wird es für mich sein, diese falschen, boshaften Menschen, die unsereinem nicht die Luft gönnen, viel weniger die Berühmtheit und die Bewunderung der Welt, so recht tief zu demüthigen, — heimzahlen mit Zinsen will ich ihnen alles!"

So Emmerenzia. — Und Eusebius? Der saß auf seinem wackeligen Schusterschemel vor einem Lichtstümpfchen, in Händen ein zerlesenes Buch. Er war zu aufgeregt nach all dem Erlebten, um schon die Ruhe des Schlafes finden zu können.

Jetzt blickte er von dem Buche auf und schüttelte sanft das Haupt mit dem grauen Haar und der hohen Denkerstirn.

„Der arme Jakob," sprach er wehmüthig, „wieviel Genüsse hat er doch entbehrt, weil er sich nie mit diesen erhabenen Geistern befreunden wollte. Wenn er zum Beispiel den weisen Empedokles gekannt, geliebt und verstanden, wie leicht und schmerzlos wäre er geschieden! Denn er würde durchdrungen gewesen sein von der großen Wahrheit, daß die Welt ein Jammerthal sei und unser Dasein ein Zustand der Verbannung und des Elends. Wer den Leib für den Kerker der Seele hält, der muß sich ja freuen, wenn die Riegel fallen und die befreite Psyche sich aufschwingt zu einem besseren Sein!"

* * *

Der Erbonkel ruhte draußen auf dem öden, kleinen dohlenwinkler Friedhofe, wo die Begräbnißstätte der Bartels den besten Platz einnahm. Auch sie schien nur ein Anbau des grauen Hauses am Markte zu sein, so verwittert, grämlich und wüst schaute es da aus.

Die „Leidtragenden" — wenn dieser Ausdruck statthaft ist, hatten nach guter dohlenwinkler Sitte, Citronen in den Händen und reichliche Thränen in den Augen, die Leiche zur letzten Ruhestätte geleitet und waren dann noch vor Sonnenuntergang heimgekehrt. Auch das übrige und sehr zahlreiche Trauergeleite hatte sich zerstreut, und dies nicht eben in der besten Laune, war doch der Leichenschmaus, welcher sonst immer am Begräbnißtage abgehalten wird, nach einer letztwilligen Verfügung des Verstorbenen, auf den nächsten Tag verschoben werden.

Die Haushälterin Gertrud zeigte nämlich eine Schrift vor, die unverkennbar von Onkel Jakobs Hand stammte, und dort stand geschrieben, daß die feierliche Eröffnung des bei Gericht deponirten Testaments am Tage nach dem Begräbniß, und zwar Vormittags erfolgen solle. Erst darnach sollte der Leichenschmaus statthaben, wozu alle dohlenwinkler Honoratioren, welche vorher auch der Testamentseröffnung beigewohnt, geladen waren.

Somit trennte nur noch eine einzige Nacht die vielen Neugierigen — Betheiligte und Unbetheiligte — von der so sehnlich erwarteten Lösung des Geheimnisses. Wenn auch manche darüber murrten, daß ihnen der Leichenschmaus heut entzogen worden und der Meinung waren, ein so reicher Mann, wie der Erbonkel gewesen, hätte wohl die alten Freunde und Mitbürger zweimal bewirthen können dafür, daß sie ihm die letzte Ehre erwiesen, so freute es sie doch allgemein, morgen als Zeugen zu der Testamentseröffnung geladen zu sein. Dies war ein Zeichen des Vertrauens, das umsohöher angeschlagen werden mußte, da außer den gerichtlich bestimmten Zeugen sonst nie Fremde einem solchen Aktus anzuwohnen pflegen.

Nur das schöne Geschlecht verfolgte der Erbonkel auch noch über das Grab hinaus mit seinem Hasse, denn obgleich die Mitglieder desselben doch sicherlich am begierigsten auf die endliche Lösung des Räthsels waren, welches alle beschäftigte, so war ausdrücklich bemerkt, daß sowohl bei der Testamentseröffnung als bei dem Festmahl nur Männer zuzulassen seien.

Die Dohlenwinklerinnen haben dem Erbonkel diese beschränkende Bestimmung nie vergeben!

* * *

Obgleich die feierliche Eröffnung des Testaments erst für die zehnte Vormittagsstunde bestimmt war, herrschte in dem grauen Hause am Markte schon von sechs Uhr an ein reges Leben.

Frau Gertrud in tiefer Trauer, mit einer riesiggroßen, schwarzen Krepphaube auf ihrem häßlichen Kopfe, kommandirte und hantirte umher und hatte dabei doch noch Zeit, ihrem Neffen, dem langen Hans, das in Unordnung gekommene Halstuch gerade zu zupfen.

Hans hatte nämlich trotz des ihm so energisch ertheilten Befehls der Hofräthin, weder das graue Haus, noch die Stadt oder gar das Land verlassen. Der Laden war allerdings während dieser Trauertage geschlossen geblieben und ward auch heute noch nicht geöffnet, aber Frau Gertrud hatte ihrem Neffen geboten, an ihrer Seite der Beerdigung des geliebten Herrn beizuwohnen, und bei dieser Gelegenheit hatte sich denn auch das so grausam getrennte Liebespaar, wenigstens flüchtig, wiedergesehen.

Bald nach neun Uhr erschienen der Schreinermeister Johann und Frau Friederike, dann Emmerenzia, Martha und die adligen Bartels. Das junge Ehepaar — Röschen und Jakob — folgte und Bruder Eusebius machte den Beschluß. Nicht wenig Anstoß erregte dessen Toilette, und schon gestern, bei dem Leichenbegängniß, hatte sich Johann nicht enthalten können, den Bruder darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht üblich sei, bei solchen Gelegenheiten graue Beinkleider, einen braunen Rock und ein blaues Halstuch zu tragen, worauf ihm der Philosoph lächelnd geantwortet, daß er weder einen andern Anzug, noch das nöthige Geld besäße, einen solchen zu kaufen, im übrigen aber auch die Trauer um einen Abgeschiedenen, der also das glücklich überstanden habe, was uns noch bevorstehe, für ebenso überflüssig als lächerlich halte.

Uebrigens boten die Trauerkostüme der andern auch einen gar seltsamen Anblick, denn nachdem seit zehn Jahren bei jeder Erkrankung des Erbonkels man dem Hinscheiden dieser wichtigen Person entgegensah, bereitete man sich auch auf das traurige Ereigniß in der Weise vor, daß in aller Stille an die Anschaffung der Trauerkleider gegangen ward. In der Regel wurde Herr Jakob aber bald wieder gesund und zwar noch ehe die ganze Trauertoilette gefertigt war, und da sich dies öfter wiederholte, so trug zum Beispiel die dicke Martha ein Kleid, das vor zehn Jahren, einen Hut, der vor fünf Jahren modern gewesen. Aehnlich war es bei dem übrigen „ewig Weiblichen" der Familie Bartels, nur Adelgunde und Röschen hatten mit Hülfe der dohlenwinkler Näherin und Putzmacherin einige zierlichere Kleidungsstücke für sich gefertigt.

Seit Jahren waren die großen Zimmer im Oberstock, welche der Vater des Verstorbenen nach dem Tode seiner Gattin hatte

schließen lassen, damit die Einrichtung wohlerhalten bleibe, zum erstenmale geöffnet, gelüftet und gereinigt, denn sie waren dazu bestimmt, ein würdiger Schauplatz der Komödie zu sein, die sich hier abspielen sollte.

Die verblaßten Familienbilder blickten von den Wänden hernieder auf die letzten Glieder des Geschlechts der Bartels. Durch die geöffneten Fenster drang die milde, dufterfüllte Mailuft herein und vertrieb den Modergeruch, welchen die uralten Polstermöbel und dicken Damastvorhänge ausathmeten. Vor dem steifen Kanapee mit verschossenem blauen Damastbezuge stand ein Tisch, auf dem sich ein alterthümliches Schreibzeug befand. Rechts und links von dem Tische war je ein Stuhl postirt — dies waren die Plätze für den Herrn Stadtrichter und seinen Schreiber; vor denselben, im Halbkreise, waren Stühle für die Erben aufgestellt, und hinter diesen eine Reihe Bänke, welche Herr Jonas Wallfisch hergeliehen zum Zwecke, daß die Dohlenwinkler von hier aus dem feierlichen Akte beiwohnen konnten, nach dem Willen des Testators.

Ehe die Uhr noch die zehnte Stunde verkündigt, füllte eine zahlreiche Gesellschaft das große Zimmer. Man harrte in großer Spannung der Ankunft der Gerichtspersonen.

Es wurde nur leise geflüstert und deshalb konnte man auch deutlich aus dem Nebengemache das Klappern der Teller, das Klirren der Gläser und Flaschen vernehmen, wenn dieselben auf die Tische niedergesetzt wurden. Man deckte dort schon die Tafel für den auf heut verschobenen Leichenschmaus.

Endlich erschienen die Herren vom Gericht. Stadtrichter Melzer, ein alter, hagerer Mann mit fast weißem Haar und einer Habichtsnase, war ein Schulgenosse und Freund (soweit Jakob Bartels Freunde haben konnte) des Verstorbenen gewesen, er hatte auch gestern der Beerdigung beigewohnt und kam nun, im Vollbewußtsein seiner Würde, in Begleitung zweier Aktuarien, um den letzten Willen des Verstorbenen, wie es seine Pflicht war, zu vollziehen. Unter dem Arme trug er eine schwarze Mappe — in dieser befand sich das Testament.

Die Erregung der Leidtragenden schien keiner Steigerung mehr fähig zu sein und hatte sich selbst dem munteren Röschen und dem jungen Ehemanne mitgetheilt. Die beiden drückten sich verstohlen die Hände und Röschen flüsterte:

„Versprich mir Jakob, daß du mir nicht bös sein willst, wenn mich der selige Erbonkel bedacht hat!"

„Dummes Weiberl, da ist ja keine Red' davon," entgegnete er lächelnd, „aber sorg' dich nicht, ich bin ja sein Pathenkind, da versteht sichs schon von selbst, daß ich der Erbe bin, — wir theilen halt alles!"

Meister Johann bewegte unruhig den rechten Arm mit dem unsichtbaren Hobel und stieß dabei alle Augenblicke die neben ihm sitzende dicke Martha in die Seite, was ihm jedesmal einen Blick der Entrüstung eintrug.

Emmerenzia, deren dünne Locken das hagere Gesicht mit der langen Nase und dem kurzen, zurücktretenden Kinn einrahmten, zählte fortwährend an ihren schwarzbekleideten Fingern; sie hatte sich nämlich, seit sie den Pegasus bestiegen, angewöhnt, die Füße ihrer Verse an den Fingern abzuzählen, und that nun in nervöser Erregung dies unwillkürlich.

Der Hofrath, nicht in Grau, sondern tiefschwarz angethan, saß wie ein gehorsamer Schulknabe, der ängstlich auf die Censur harrt, welche ihm sein strenger Professor im Begriff ist zu geben, neben der stolzen Gattin, die in erhabener Ruhe und Siegesgewißheit ihm zur Seite thronte. Ihr Antlitz, zwar aristokratisch bleich, wie immer, war unbewegt, und das einzig Bewegliche an ihr war die große, volle Straußfeder des Trauerhutes, die sich beständig hin und her wiegte und Herrn Jonas Wallfisch, der auf der ersten, für die Honoratioren bestimmten Bank saß, auf das lebhafteste an den Hauptschmuck der mit Trauerfedern gezierten Roße gemahnte, die gestern den sterblichen Theil Herrn Jakob Bartels der Grabesruhe entgegengeführt.

Stadtrichter Melzer zog sein großes, blaugewürfeltes Sacktuch aus der Brusttasche seines schwarzen Ueberrockes, putzte damit die Gläser einer riesigen Hornbrille und setzte diese auf den Sattel des umfangreichen Riechorgans.

Die Erben sowohl, als auch die geladenen Zeugen hatten dieser vielversprechenden Prozedur mit einer Art Andacht zugeschaut, und als sich der alte und als sehr grob bekannte, in hohem Respekt stehende Stadtrichter jetzt räusperte, herrschte Todesstille. Kein Blatt hätte zur Erde fallen können, ohne daß man es gehört haben würde.

Da ward die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch abgelenkt. Die zum Nebenzimmer führende Thüre wurde geöffnet und zwei Personen traten ein: Frau Gertrud und Hans, der Ladendiener.

Diese beiden aber nahmen nicht etwa bescheidentlich auf den Bänken Platz, nein, sie schritten bis zum Ende des Zimmers, wo der Ehrenplatz für das Gerichtspersonal sich befand, und setzten sich auf zwei leer gebliebene Stühle neben die Bartels'schen Erben.

Hans schlug die Augen nieder, als ihn der Blick Adelgundens, die freudig erröthet war, traf, Frau Gertrud aber schaute sich gleichmüthig um, und schien es garnicht zu beachten, daß die stolze Hofräthin mit einer unnachahmlichen Geberde der Verachtung die Schleppe ihres langen Trauerkleides zusammenraffte, damit das Gewand der Dienerin sie nicht streife, nachdem diese Person die unbegreifliche Frechheit gehabt hatte, sich ganz in ihrer Nähe niederzulassen.

Der Stadtrichter räusperte sich noch einmal, zog dann ein ziemlich umfangreiches Schriftstück aus der schwarzen Mappe und sprach mit seiner lauttönenden, tiefen Baritonstimme:

„Ich bitte die Herrschaften, welche Anspruch auf die Bartels'sche Erbschaft zu haben glauben, sich hierher bemühen und prüfen zu wollen, daß dieses Schriftstückes Siegel unverletzt ist."

Die adlige und bürgerliche erbberechtigte Sippe erhob sich und spazirte im Gänsemarsch, zur heimlichen Erheiterung der beiden Gerichtsschreiber, an dem mit einer verschossenen, blauen Damastdecke bedeckten Tische vorbei, und jeder Einzelne prüfte mit Herzklopfen die Aechtheit des Siegels und betrachtete die mit der wohlbekannten und sehr charakteristischen Hand des Erblassers geschriebene Aufschrift.

Jetzt waren alle auf ihre Plätze zurückgekehrt und der Stadtrichter räusperte sich zum drittenmale und hielt dann eine kleine Anrede an die Erben, in der er die Tugenden des Verstorbenen zu preisen versuchte und — weil ihm auch beim besten Willen nichts anderes einfallen wollte, dessen Sparsamkeit pries. Dann erfolgte ein leichtes Knacken und Krachen des brechenden Siegellacks — ein Ruck noch und das Testament des Erbonkels, auf graues, ordinäres Papier geschrieben, kam zum Vorschein.

Es war ein unheimlicher Blick, der hinter den großen Brillengläsern hervorschoß und die Erben streifte, — dieser Blick erregte bei allen, die Hofräthin ausgenommen, einen gelinden Schauer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Petroleum.

Von **Hugo Sturm.**

Die vor nicht gar langer Zeit durch Spekulationsmanöver hervorgerufene Preissteigerung des wichtigsten unserer Beleuchtungsmaterialien ist glücklicherweise in kurzer Zeit vorüber gegangen. Trotzdem aber hört man hier und dort der Befürchtung Ausdruck geben, die Petroleumquellen könnten dem Versiegen nahe sein. Wir können unsern Leserinnen, die hierdurch in nicht geringen Schrecken versetzt worden, die Versicherung geben, daß diese Befürchtungen völlig grundlos sind. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß eine Abnahme der Produktion von rohem Petroleum nachweisbar war, doch hatte dies seinen Grund in der Ueberproduktion, die in den vorhergehenden Jahren eingetreten und durch welche die Petroleumpreise so herunter gedrückt waren, daß viele Quellen unausgebeutet blieben, weil sie ihrem Besitzer nicht genug Gewinn versprachen. Und sollten auch einzelne Bohrlöcher selbst in einer ganzen Gegend versiegen, so kann man doch sicher sein, daß andere Stellen durch neue Erbohrungen der weit verbreiteten unterirdischen Petroleumlager unsern Bedarf auf viele Jahrhunderte zu decken im Stande sind.

Das Petroleum — Stein- oder Erdöl — ist nicht etwa eine Entdeckung der Neuzeit, sondern schon seit den ältesten Zeiten war

es den Menschen bekannt. Es ist geschichtlich feststehend, daß schon die alten Babylonier das Erdöl gekannt haben. Sie gewannen es aus Quellen in der Nähe des Flüßchens Is, das sich in den Euphrat ergießt. Ob sie es zu Beleuchtungszwecken benutzten, ist nicht sicher nachzuweisen, doch sehr wohl anzunehmen. Dagegen weiß man, daß sie es in der Baukunst verwandten. Sie ließen nämlich die flüssigen Theile des Petroleums verdunsten und gewannen so einen Mörtel, den an Festigkeit und Härte kaum etwas übertraf. Die alten Städte Ninive und Babylon sind mit diesem Bindemittel gebaut, und noch heute zeigen die Ruinen derselben eine Festigkeit, die ihres gleichen sucht. Die Quellen am Is wurden von Alexander dem Großen auf seinen asiatischen Kriegszügen besucht und erregten seine und seiner Zeitgenossen Bewunderung. Sie fließen noch heut, wenngleich sie nicht ausgebeutet werden.

Am Irawaddy befindet sich noch heut ein berühmtes Petroleumlager, das den alten Indiern nicht unbekannt geblieben. Ebenso sicher ist es, daß die Aegypter das Erdöl gekannt haben. Man will wissen, daß sie es beim Einbalsamiren ihrer Leichen benutzten. Andere meinen, sie hätten dazu den aus dem Petroleum gewonnenen Asphalt gebraucht, der den Mumien ihre Festigkeit verliehen.

Ueberhaupt dürfte das Petroleum auch andern Völkern des Alterthums nicht verborgen geblieben sein, und die heiligen Feuer auf den Götzenaltären werden wohl mit Recht mit dem Erdöl in Verbindung gebracht. Noch heut hüten die Parsen das ewige Feuer von Baku, und seit dem Jahre 1820 befindet sich daselbst sogar ein Kloster, in dem die Feuerpriester die Flammen hüten. Das Gas brennt auf dem Klosterhofe in mehreren Flammen, auch in den Zellen und in der Kirche werden solche unterhalten. Die Priester hüten das Feuer sorgfältig vor jeder Verunreinigung, ja sie wagen sich nur mit verbundenem Munde in seine Nähe, um den allgewaltigen Feuergott nicht zu erzürnen.

Die Europäer sind durch Alexanders des Großen Züge mit dem Erdöl bekannt geworden. Der griechische Geschichtsschreiber **Herodot** (484 v. Chr. geboren) spricht in seinem Geschichtswerk, in dem viele Bemerkungen über Länder, Völker und Naturprodukte eingefügt sind, von den Petroleumquellen der jonischen Insel Zakynthos (das heutige Zante), von der viel Erdöl nach dem Festlande gebracht wurde. Heute noch fließen die dortigen Quellen in der Nähe der Hafenstadt Porto Chierri. Auch der Sammelschriftsteller **Plinius** (geb. 23 n. Chr.) erwähnt das Erdöl von Agrigentum in Italien, das als „sizilianisches Oel" sogar in Lampen gebrannt wurde. Bei **Plutarch**, der wenige Jahre später lebte, finden wir die Beschreibung eines brennenden See's in der Nähe der altersgrauen Stadt Ekbatana.

Die Indianer Amerikas haben schon seit frühester Zeit des Erdöls sich bemächtigt. In Kanada findet man Ueberreste von Vorrichtungen zur Petroleumausbeutung, die aus der ältesten Zeit herrühren. Meistens fingen sie es jedoch in wollenen Tüchern auf, aus denen sie es in ihre Gefäße drückten. Sie benutzten es vorzugsweise zu arzneilichen Zwecken, namentlich bei Verwundungen und Quetschungen. Bei ihren religiösen Feierlichkeiten fand es ebenfalls seine Stelle, wovon sich noch viele der Eingewanderten überzeugen konnten.

Um 1750 wurden die Weißen Nordamerikas zuerst mit den Petroleumlagern daselbst bekannt. Sie lernten es von den Seneka-Indianern kennen, die es am Oil Creek, im heutigen Pennsylvanien, fanden. Dieser Bezirk ist bis auf den heutigen Tag noch einer der wichtigsten der Oelkreise. Er liegt in der Provinz Venango. Um dieselbe Zeit kamen auch Europäer im Quellgebiete des Geneseeflusses im Staate Neuyork mit Petroleumlagern zusammen. Sie wußten jedoch nicht recht, was sie mit demselben anfangen sollten, begnügten sich also mit dem Gebrauch, den sie bei den Indianern gefunden. Bald war das Genesee- oder Senekaöl ein berühmtes Heilmittel, selbst in unsern Apotheken konnte man es für schweres Geld käuflich haben.

Die ersten Nachrichten über das neue Produkt Amerikas lockten die Engländer und Franzosen herbei. Die letzteren suchten dasselbe auszubeuten, doch schlugen die ersten Versuche völlig fehl. Man begnügte sich in der Folgezeit mit dem wenigen Oel, das man ohne besondere Einrichtung auffangen konnte. Bis zum Jahre 1820 ist kein nennenswerther Versuch zur Ausbeutung gemacht worden. Aus Virginien führte man jedoch schon 1836 fast an 100 Fässer Petroleum aus, das man im Thal des kleinen Kanawha auffing. Ein Geologe, Murray ist sein Name, machte zuerst darauf aufmerksam, daß in Westkanada viel Erdöl sein müsse, doch wurden seine wohlgemeinten Worte nicht genügend beachtet.

Es ist auch fraglich, ob eine großartige Ausbeutung des Petroleums in jener Zeit die Unternehmungskosten gedeckt hätte. Wenn man auch schon im vorigen Jahrhundert in einigen italienischen Städten, namentlich in Genua, das bei Parma gewonnene Oel zu Beleuchtungszwecken benutzt hatte, so verstand man es doch noch nicht, das rohe Petroleum so zu reinigen, daß seine Flamme gegen die des damals gebräuchlichen Rüböls hätte den Kampf aufnehmen können. Das zeigte sich so recht, als 1845 eine Gesellschaft in Neuyork die ersten Versuche machte, das Petroleum als Leuchtmaterial einzuführen. Man war nämlich in der Nähe von Tarentum beim Graben nach Salz auf eine mächtige Petroleumquelle gestoßen. Dieselbe lag etwa 35 englische Meilen oberhalb Pittsburg am Aleghanyfluß. Erst 12 Jahre später nahm eine neue Gesellschaft von Kaufleuten aus Newhaven in Konnektikut d s damals liegen gebliebene Projekt wieder auf. Zwei Industrielle, **Williams** und **Hamilton**, destillirten das rohe Petroleum, und die Proben, welche sie nach Europa sandten, fanden sehr großen Beifall.

Der eigentliche Geburtstag der Petroleumindustrie ist der 12. August 1859. **Colonel Drake** war nämlich so glücklich, an diesem Tage beim Bau eines artesischen Brunnens bei 23 Meter Tiefe auf eine Petroleumader zu stoßen, die in der ersten Zeit täglich über 4000 Liter Oel lieferte; noch lange Zeit nachher schöpfte man aus ihr täglich an 1500 Liter. Dieser ungemein glückliche Zufall lockte bald von allen Seiten Petroleumgraber herbei. Es war eine Aufregung, die fast noch das kalifornische Goldfieber übertraf. In kürzester Zeit entstanden am Oelfluß Städte und Flecken, wo zuvor nur der Fuß des Wilden den Urwald durchdrungen. Die Produktion übertraf bald den Bedarf, und die so lebhaft begonnene neue Industrie schien in's Stocken zu gerathen. Da war es ein Deutscher, Herr **Hake**, der durch neue Destillirversuche das rohe Petroleum so reinigte, daß es um vieles brauchbarer und angenehmer wurde. Im Oeldistrikt begann infolge dieser Erfindung wieder neues Leben, und Städte schossen wie Pilze aus der Erde. Von vielen derselben gilt es, was im Jahre 1865 von **Pit-hole** berichtet wurde. Die damals erst vier Monat alte Stadt hatte schon mehr als 5000 Einwohner (fast ausschließlich Männer), einige 40 Gast- und Kosthäuser, zahllose Viktualien- und Schnapsläden, eine Bänkelsänger-„Oper", einige Bankhäuser, eine Zeitung und ein Theater. Auch zwei Kirchen waren schon im Bau. Die Stadt hatte noch nicht einmal Behörden, doch wird versichert, daß die Volksjustiz Ruhe und Ordnung besser aufrecht erhalten, als es in Neuyork der Fall war. Heute gehört jene Stadt schon der Geschichte an, und wer in ihr einst das Licht der Welt erblickt, vermag wohl kaum den Ort aufzufinden, wo seine Wiege einst gestanden.

Selbstverständlich herrschte nicht überall im Oeldistrikt die wünschenswerthe Ordnung. An manchen Orten wußte niemand recht, wen er als Besitzer eines Brunnens anzusehen habe. Oft herrschte die grenzenloseste Verwirrung an einem Orte, die Zustände waren geradezu chaotisch. Auch waren nicht überall genügende Einrichtungen getroffen, um das hervorquellende Bergöl zu bergen und zu verwerthen. Es fehlte an Fässern, so daß viele tausend Tonnen verloren gingen und den nahe gelegenen Alleghanyfluß tränkten. Brach noch ein Feuer aus, so stieg der allgemeine Wirrwarr bis in's Grenzenlose; und solcher Brände gab es nicht selten, da viele der eingewanderten Oelsucher nicht vorsichtig genug umgingen. Wer das Glück hatte, erwarb in kürzester Zeit unermeßlichen Reichthum, während Andere ihr Hab und Gut verloren.

Als man im Jahre 1861 anfing geregelter an die Ausbeutung des Petroleums zu gehen, war zwar schon der Grund zu vielen Industriestädten gelegt worden, in denen aber erst von jetzt ab geordnetere Zustände eintraten. Wir nennen nur Oil-City, Titusville, Tidioute, Franklin, Pleasantville, Parkers u. s. w., die zum Centralpunkt der Erdölgewinnung sich aufgeschwungen. Das Oelgeschäft hat Städten wie Cleveland, Pittsburg und namentlich Philadelphia große Reichthümer zugeführt. — Pennsylvanien ist noch heute der Staat, der an der Spitze der Lieferanten steht. 1859 betrug die Ausfuhr aus demselben 335 Faß, zwei Jahre später belief sich dieselbe auf 134,927 Faß und noch immer steigerte sich die Nachfrage nach dem indeß beliebt gewordenen Beleuchtungsmaterial.

Neben Pennsylvanien hat jetzt **Kanada** Bedeutung für den Petroleumgewinn. Die erste Quelle entdeckte man 1860 zwölf

englische Meilen von Wyoning. Bald steigerten sich jedoch die Anstrengungen, weitere Lager hier aufzufinden, und schon 1862 beutete man gegen 100 Brunnen aus. Gegenwärtig beschränkt sich die Produktion auf die Halbinsel, die von den Seen Erie und Huron und vom St. Clairfluß gebildet wird. Der Centralpunkt ist die Stadt Oil-Springs. Nördlich davon liegt Petrolia, die ebenfalls ergiebige Quellen in ihrer Nähe hat. Kleiner ist der Bezirk, der unweit der Mündung des St. Lorenzstromes liegt. — Die Eingeborenen Kanadas kannten das Erdöl schon längst, doch verheimlichten sie den Ort seiner Gewinnung, der erst 1866 auf der Insel Manitulin im Heronensee von den Weißen aufgefunden wurde. Man behauptet, daß das Petroleum Kanadas besser als das von Pennsylvanien sei. Seine Leuchtkraft soll jenes übertreffen, auch ist bei ihm weniger die Gefahr des Explodirens vorhanden.

Südlich von St. Franzisko, in Kalifornien, befinden sich reichliche Petroleumlager, doch werden sie bis jetzt nur wenig ausgebeutet. Im Bundesstaate Neuyork ist nur ein Strich an der Grenze von Pennsylvanien von Bedeutung. Auch in Ohio (bei Warren), in Illinois, Missouri, Kentucky, Tenessee und Indiana findet man Petroleum, obwohl die drei letzteren Staaten sich noch garnicht an der Produktion betheiligen. Uebrigens scheint ganz Nordamerika reichliche Erdöllager zu bergen, denn auch in Kolorado, Utah und andern Distrikten hat man Spuren davon entdeckt.

Im Jahre 1859 produzirte ganz Nordamerika 82,000 Barrels (à circa 150 Liter) Oel; im folgenden Jahre betrug der Gewinn schon 500,000 Barrels, und 1870 belief sich der Ertrag auf 6,500,000 Barrels. Jetzt werden jährlich etwas über 10 Millionen Barrels von Nordamerika in den Handel gebracht, wovon gut Zweidrittel zu den Ausfuhrartikeln gehören. 1872 betheiligten sich die nordamerikanischen Staaten im folgenden Verhältniß an der Produktion: Pennsylvanien lieferte 6,539,000 Barrels, Kanada 530,000 B., Westvirginien, Ohio, Kentucky und die übrigen Bezirke 325,000 B., zusammen 7,394,000 B.

Auch Südamerika hat seine Petroleumlager. In der brasilianischen Provinz St. Paulo hat Richard Burton nachgewiesen, daß sich dort ergiebige Quellen finden, doch ist es auch dabei verblieben. Bolivia hat drei Hauptquellen, die von Cuarurati, Plata und Piguirandi, welche einen Oelbach von 17 Centimeter Tiefe und $2^1/_3$ Meter Breite bilden, der eine gute halbe Wegstunde weit läuft und sich theils dann im Sande verliert, theils einem Bache zufließt, welcher zum System des Piloomayo gehört. In Peru liefert seit 1866 eine Gesellschaft jährlich mehr als 300 Fässer Erdöl, auch in der argentinischen Republik und auf der Insel Trinidad findet man solches.

In Asien sind die Quellen am linken Ufer des Irawaddy schon genannt worden. Dies Petroleum, das aus mehr als 5000 Brunnen geschöpft wird, dient aber hauptsächlich dazu, um das Holz der Häuser zum Schutz gegen die Ameisen damit zu bestreichen. Auch in China, am Kaspisee und im Kaukasus hat man ganz ergiebige Lager. Vorzugsweise ist jedoch die Halbinsel Ascheron bekannt. Nördlich von der Stadt Baku (bei dem Dorfe Balachana) sind über 300 gewöhnliche und viele Bohrbrunnen in Betrieb. Nordöstlich von Baku (beim Dorfe Surachana) wird ebenfalls Erdöl gewonnen. Die Tartaren benutzen es vorzugsweise zum Kalkbrennen.

Afrika hat dies köstliche Erzeugniß ebenfalls, wenngleich unser Handel daraus keinen Gewinn zieht.

Unser Erdtheil ist auch nicht leer ausgegangen. In Galizien und der Walachei wird Petroleum ausgebeutet, ja es zieht sich am Nordabhang der Karpathen ein ganzer Oelstrich entlang. Bei Boryslaw werden jährlich fast 14,500 Centner gewonnen, aber leider kann dies Petroleum einen Vergleich mit dem amerikanischen nicht aushalten.

Deutschland hat im Flußgebiet der Aller, in Hannover, seinen Erdölbezirk, das dort in der ganzen Gegend in ergiebigen Mengen vorhanden zu sein schein. Auch Braunschweig, Bayern, England, Schottland, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und die Schweiz weisen auf das Vorhandensein des Erdöls hin. Jedoch wird Nordamerika wohl stets die erste Stelle als Lieferant behaupten.

Aus „vormärzlichen" Tagen. Unlängst fiel mir ein alter Band der „Didaskalia" in die Hand und beim Durchblättern der „Blätter für Geist, Gemüth und Publizität" fand ich nachfolgende ergötzliche „Korrespondenz aus Genf", geschrieben im schönen Mai des Jahres 1841:

„Ein Correspondent des „Morgenblattes" hat jüngst die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Verein gelenkt und zwar, indem er denselben als einen völlig politischen bezeichnete, was er jedoch keineswegs ist. Er hat mit der Politik ganz und gar nichts zu schaffen. Wollten auch überspannte Köpfe je versuchen, ihn zum Tummelplatz ihres hohlen Radikalismus zu machen, so würden sie an den dermaligen Vorstehern und Lenkern, den Herren Prof. Galeer und Bruderer (beide Schweizer) einen entschiedenen Widerstand finden. Außerdem steht der Stifter des Vereins, Herr Kantor Wenzel, als stets wachsamer Hüter im Hintergrunde. Diese wackern Männer sind mit der hiesigen Polizei einverstanden, um von dem Verein den liberalen Schwindelgeist, die Krankheit unserer Zeit, der die jungen Deutschen des Gewerbestandes nur in's Unglück stürzen könnte, fern zu halten. Sie geben der Polizei pünktlichen Bericht von allem, was in der Mitte dieser Gesellschaft vorgeht und haben selbst der Behörde die feste Versicherung gegeben, daß sie den Geist des Radikalismus mit aller Kraft bekämpfen werden. Statt zu politisiren raucht man in diesem Verein eine Pfeife, trinkt ein Glas Bier, unterhält sich mit einem unschuldigen Spiel und singt zuweilen ein Liedchen. Der Verein hat außer dem „Frankfurter Journal" nur noch eine Schweizerzeitung, weil ihm die Mittel zur Anschaffung von dergleichen fehlen und überhaupt die Politik außer seinem Bereiche liegt. Es werden auch einige Lehrstunden im Französischen gegeben, die übrigens nur schwach besucht werden, weil der Handwerker am Abend nach schwerer Arbeit nicht mehr zu geistiger Arbeit aufgelegt ist. So leben die Vereinsmitglieder ganz harmlos, wenn sie sich nicht zuweilen mit dem Wirthe wegen der kleinen Portion Käse oder wegen des schlechten Bieres zanken. Wer nicht gerade Handwerker ist, weiß nichts von diesem Vereine. Hier können die deutschen Ruhestörer keine Rolle spielen und die hiesigen deutschen Handwerker machen sich mitunter eher durch nächtliche Prügeleien und wildes Gebrüll in den Straßen bemerklich als durch politische Umtriebe: Ein Beweis, wie unschuldig solche Vereine sind, wenn Männer wie die Herren Wenzel, Galeer und Bruderer den Pesthauch des revolutionären Geistes und seiner Priester davon abzuwehren wissen. Mögen diese edeln Männer in ihrem schönen Bestreben nicht ermüden. Sie erwerben sich dadurch den Dank der deutschen Handwerker wie der deutschen Regierungen und jedes Freundes der Ruhe und Ordnung. — Sie haben an den Vorgängen in der Schweiz ein thatsächliches Beispiel vor Augen, wohin der wilde, zerstörungssüchtige Radikalismus führt, der mehr und mehr in die Masse des Volkes einzubrechen sucht und den darum jeder Biedermann zu dämpfen suchen muß, wo und wie er nur kann." ...

Wie muß dieser Brief dem deutschen Philister zu seinem Bier und seiner „Pfeif' Tobak" gemundet haben! Eine christlich-germanische Prügelei auf der Gasse und ein gottesfürchtiges Gebrüll, — das that seinem in Loyalität zum angestammten Landesvater ersterbenden Herzen wohl. Das war für ihn ein Zeichen von gesetzlichem Sinn, — von Ruhe und Ordnung.

Schartenmaier's Zähre rennt,
O du Zeit wie hat sich's g'wendt.

Oder wäre die „Didaskalia" von einem Schalk ein bischen genarrt worden, in der Absicht, das leicht erregbare Gemüth der deutschen Polizei zu beschwichtigen? Vor allem ist sicher, daß Galeer, der einer der wackersten Vorkämpfer des arbeitenden Volkes, in jener Zeit nie auch nur entfernt eine Rolle spielte, wie sie ihm in diesem Briefe angedichtet ist und immer im Gegentheil eine energische Propaganda unterhielt. —

Die „Harmlosigkeit" war jedenfalls in jenen Tagen nicht das Merkmal der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz. Im „Republikaner"*) erzählt J. Philipp Becker einiges hierüber. In diesen Vereinen, bemerkt er unter anderem, dominirte das verbissen-revolutionäre Element. Die Geheimnißthuerei war stets in der Mode. Jeder Handwerksbursche galt daheim als verkappter Kommunist, und die hochweise Polizei malte den Teufel so lange und in so lebhaften Farben an die Wand, bis er kam und viele Leute sich mit den kommunistischen Ideen zu befreunden anfingen ... Wir organisirten damals die „Propaganda zu Fuß". Es gab stets genug junge, rüstige Burschen, die auf den ersten Wink ihr Felleisen schnürten, um in den deutschen Landen, von Stadt zu Stadt, von Herberge zu Herberge zu ziehen, die Völkerverbrüderung und die Erlösung der geknechteten Menschheit zu verkünden und neue Apostel für das soziale Evangelium zu werben. „Fürsten zum Land hinaus, jetzt kommt der Völkerschmaus" war das Losungswort. Freilich geriethen viele dieser Sturmvögel in den Käfig, aus dem sie jahrelang nicht wieder herauskamen. Sie nahmen dafür aber auch 1848 und 49 gehörig „Revanche". Die Verbote gegen das Wandern nach der Schweiz blieben fast erfolglos. R. R.

*) „Der Republikaner", ein schweizerischer Volkskalender auf das Jahr 1878, der in Zürich erschienen und wegen seines trefflichen Inhalts unseren Lesern in der Schweiz auf das angelegentlichste zu empfehlen ist. Red. d. „N. W."

Selbsthülfe.

Von L. Jerwinus.

„Hier hast du einen Knochen, Volk, heran!
Fang' auf! Beiß' dir die Zähne aus daran,
Die Selbsthülf', glaube mir, sie ganz allein
Kann deine Rettung und Erlösung sein!"

So ruft dir eine falsche Rotte zu.
Du, Volk, erwidre drauf: Hört, was ich thu'!
Ich folge euch und geh auch gleich daran,
Doch wißt, mit euch, ihr Schwätzer, fang' ich an.

Erst helf' ich mir von dir; ich reiß' dir, Wicht,
Die Lügenlarve zornig vom Gesicht.
Einst wird sie im Museum angegafft,
Wohin ich Prügel, Robot schon geschafft.

Dann in die Rumpelkammer schlendre ich
Die Wieg', in der ihr eingelullet mich,
Und weil ich eben bei der Arbeit bin,
Will ich, mir selber helfend, weiterziehn.

Und suche, wenn ich euch beseitigt hab',
Der Menschheit tausendjährig' Geistesgrab,
Des Aberglaubens Riesenmonument,
Den stolzen Bau, den man die Kirche nennt.

Ein Wort erschüttert — wie Posaunenschall
Bei Jericho die Mauer bracht' zum Fall —
Auch diesen Bau; das Wort, das Wunder schafft,
Weil es das Wunder haßt, heißt: Wissenschaft.

Die Riesensäule, die den Bau gestützt,
Fass' ich mit mächt'ger Faust, von Wuth erhitzt,
Und rüttle dran mit der titan'schen Kraft,
Die ich gespart in tausendjähr'ger Haft.

Und Halleluja! daß es donnernd gellt,
Ruf' ich, sobald der mächt'ge Götze fällt. —
Dann aus dem Sturz tönt der Erlösungsschrei,
Die eingekerkerte Vernunft ist frei!

Das Kreuz, es wird zur Waffe, vom Altar
Jag' ich damit die arge Pfaffenschaar,
Nach achtzehnhundert Jahren voller Qual
Freut der am Kreuze sich zum erstenmal.

Ein andres Zeichen heb' ich siegend auf,
Die rothe Fahne — Friede steht darauf.
Der Friede ist der Bruch der Korruption,
Der Friede ist die Revolution.

Erschüttert bebt die Erde, dröhnend ziehn
Der Freiheit Bataillone drüber hin,
Und was den Weg versperrt, es wird zerhau'n,
Ich breche Schlechtes, Gutes aufzubau'n.

Den Pflug, der mich zum Sklaven hat entehrt,
Zertrümm're ich — er wird mein starkes Schwert,
Die Mittel, die man kalt und fürchterlich
Gebraucht zu meiner Noth — sie rächen mich.

Und weiter zieht die Siegesschaar; sie gleicht
Dem Zornorkan, der Pest und Seuchen scheucht,
Bricht Bajonette, stürzt Verrätherei,
Reißt wild vom Haupt den Schmuck der Tyrannei.

Schön wird der Tag, die Erde ist erhellt,
Es jubelt dankbar die erlöste Welt,
Zerfetzt zu Füßen liegt das uralt' Joch,
Der Selbsthülf' bringe ich ein brausend Hoch!

Szene aus dem Schwabenkriege. (Bild Seite 148—49.) Der Schwabenkrieg umschließt jene denkwürdigen Kämpfe der schweizer Eidgenossenschaft gegen den deutschen Kaiser, in denen sich die erstere ihre volle Unabhängigkeit vom deutschen Reiche errang. Es waren bereits volle zwei Jahrhunderte vergangen nach Erneuerung der Eidgenossenschaft, welche das freie Hirtenvolk der drei Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden seit undenklicher Zeit verbunden hatte. Während dieser langen Zeit hatten die tapferen Bergbewohner unaufhörlich die Unterdrückungsversuche der treulosen Habsburger, die mit Rudolf I. auf den deutschen Kaiserthron gelangt waren, blutig zurückzuweisen. Von allen diesen Kämpfen ist die Vertreibung der kaiserlichen Vögte Geßler und Landenberg im Jahre 1307, zu welcher die Schweizer von Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold aus dem Melchthal veranlaßt wurden, durch Schillers Drama „Wilhelm Tell" am bekanntesten geworden. Nachdem die Absicht Kaiser Albrechts von Habsburg, die Aufständischen zu züchtigen, durch seine von Johann von Schwaben verübte Ermordung vereitelt worden war, hatte der neue deutsche Kaiser, Heinrich VII. von Luxemburg, die Freiheiten der Waldstätte bestätigt und sie gegen Oesterreich in Schutz genommen. Nach Heinrichs Tode aber war Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht über sie hergefallen, am 15. Nov. 1315 jedoch im Engpaß am Morgarten vernichtend geschlagen worden. Nun hatten die Waldstätte zu Brunnen ihren ewigen Bund geschlossen und sich durch Aufnahme anderer schweizerischer Landschaften, die Oesterreichs Knechtung überdrüssig waren, allgemach verstärkt. So war 1338 zuerst Luzern, dann 1351 Zürich dazugekommen. Darauf traten 1352 Glarus und Zug und 1353 Bern dem Bunde bei und dieser schloß 1357 mit Oesterreich einen Frieden, der den Schweizern auf beinahe 30 Jahre nach außenhin Ruhe schaffte und die Macht ihrer Bischöfe und Grafen durch die unaufhörlichen Zwistigkeiten derselben untereinander so schwächte, daß ihnen schließlich auch die Hülfe der Habsburger nichts mehr nützen konnte. Zwar unternahmen 167 geistliche und weltliche Herren in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts in Gemeinschaft mit Oesterreich einen Krieg gegen die Eidgenossen, aber die Heldenthat Winkelrieds, der sich einen Arm voll Speere in die Brust stieß, um Bresche in den Eisenwall der in geschlossenen Gliedern zu Fuß kämpfenden Ritter zu legen, entschied die verzweifelte Schlacht bei Sempach, am 9. Juli 1386, zu Gunsten des Landvolks. Doch die blutig erstrittene Freiheit war damit noch lange nicht gesichert; neue Kriege gegen Oesterreich wechselten mit Friedensschlüssen auf 20, auf 50 Jahre ab, deren Vereinbarungen nur dazu gemacht schienen, um gebrochen zu werden. Aber in jedem dieser Kämpfe waren Sieg und Ruhm auf Seite der Schweizer. Freilich geriethen diese auch untereinander in Hader. Der Zank um die Erbschaft der Grafen von Toggenburg verleitete die Züricher zu einem Bündniß mit Oesterreich, welchem Karl VII. von Frankreich auch noch ein Hülfsheer von nicht weniger als 50,000 Mann zur Verfügung stellte. Auch dieser ungeheuren Uebermacht gegenüber hielten sich die Eidgenossen mit so bewundernswerther Tapferkeit, daß die Franzosen 1444 zu Ensisheim Frieden schlossen und Oesterreich mit den Adligen im Jahre 1450 den fruchtlosen Kampf aufgab. Ein paar Jahrzehnte nachher geriethen die Schweizer mit dem burgundischen Statthalter im Elsaß, Peter von Hagenbach, zusammen und dadurch in den Krieg mit dem mächtigen Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen. Diesmal standen sie wider diesen gefährlichsten Feind im Bündniß mit Oesterreich, mit dessen Hülfe sie um 1474 ein burgundisches Heer bei Ericourt auf's Haupt schlugen und 1475 das ganze damals savoyische Waadtland besetzten. Als aber 1476 Karl der Kühne selbst mit 60,000 Mann gegen sie anrückte, wurden sie von den Oesterreichern im Stich gelassen und mußten das Waadtland, bis auf Yverdun und Granson, räumen. Nachdem dann beide Städte genommen und die Besatzung von Granson, dem Versprechen freien Abzugs zum Trotz, feig ermordet worden, erfocht am 3. März ein schweizer Heer an der Stätte des Verraths einen glänzenden Sieg. Ein neues, noch stärkeres Heer des Burgunders ward am 22. Juli 1476 aufgerieben, und am 5. Januar 1477 verlor der gewaltige Herzog von Burgund bei Nancy wider das heldenmüthige Bergvolk Schlacht und Leben. Nun brach eine wilde, übermüthige Zeit an für die siegreiche Schweiz. Das Kriegsglück hatte das Volk der Alpen berauscht und verroht. Arge Streitigkeiten untereinander, Raub und Mord im großen war die Folge. Da wirkte neue Gefahr von außen einigend. Kaiser Maximilian hatte die Schweizer aufgefordert, dem ewigen Landfrieden beizutreten, sich dem Kammergericht unterzuordnen, keine Kriege gegen Reichsstände zu führen, gegen die Türken ein Heer zu stellen, ihre Söhne aus dem Kriegsdienste im französischen Heere abzuberufen und mit den schwäbischen Landen einen deutschen Kreis zu bilden. Fügten sie sich, so waren sie dem deutschen Reiche wieder zugehörig und unterthan wie je zuvor. Das durfte aber nimmer geschehen, und so entbrannte, auf ihre entschiedene Weigerung hin, Anfang 1499 der Schwabenkrieg. In einer langen Reihe von Gefechten, auch wider den Kaiser selbst, blieben die Schweizer Sieger, und schon am 22. September 1499 mußte sich der Kaiser zum Frieden bequemen. Gleichzeitig war auch die Adelsmacht völlig darniedergeworfen worden. Bei einem Zuge in den zwischen dem Bodensee, dem Rhein, der Donau und den Alpen liegenden Hegau hatten die Eidgenossen viele Burgen und Schlösser zerstört und unter andern auch Burg Randeck belagert, deren Besitzer, Burkard von Randeck, geschworen hatte, er wolle im Schweizerlande sengen und brennen, daß der Herrgott selber vor Rauch und Hitze mit den Augen blinzeln und die Füße an sich ziehen müsse. Die Besatzung der Burg ließ es während der Belagerung auch an Hohn und Spott für die „Bauern" nicht fehlen, und darum mußte sie, nachdem sie sich ergeben, im Hemde, mit dem Stab in der Hand, von dem Hauptlästermaul, dem dickbauchigen Schloßpfaffen geführt, abziehen. Diese Szene ist's, die in unsrem Bilde der berühmte Disteli dargestellt hat. G.

Was Schiller besonders dazu veranlaßte, die Geschichte des Abfalls der Niederlande zu schreiben. „Der Anblick einer Begebenheit", so schreibt er, „wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die

furchtbaren Kräfte der Tyrannei im ungleichen Wettkampfe siegen, das erfüllte mich mit einer Bewunderung, wie sie der Pöbel nur den schimmernden Thaten der Ruhmsucht und verderblichen Herrschbegierde zollt." Im Anblick dieses Freiheitskampfes war ihm „der Gedanke groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnendsten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann." — In Wielands deutschem Merkur (1788) sagt Schiller: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt — wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." — „Die eigene Begeisterung an diesem großen und erhebenden Gedanken" wollte Schiller, wie er offen gestand, — „auch andern mittheilen." — Wir müssen freilich hinzufügen, daß Schiller die kühne Hoffnung, welche er Deutschland gegenüber aussprach, unterdrückte oder unterdrücken mußte — als er Professor in Jena geworden war. C. L.

Im 10. Buche der „Griechischen Anthologie" (Blumenlese) finde ich folgendes bemerkenswerthe Epigramm:

"Ἓξ ὧραι μόχθοις ἱκατώται. αἱ δὲ μετ᾽ αὐτὰς γράμμασι δεικνύμεναι
ΖΗΘΙ λέγουσι βροτοῖς

Dieses griechische Distichon lautet in deutscher Prosa etwa folgendermaßen: „Sechs Stunden des Tages seien der Arbeit geweiht; die übrigen jedoch — so lehren schon die Buchstaben des Alphabets — sprechen zu uns: Mensch genieße dein Leben." Die Worte: „so lehren schon die Buchstaben des A—", bedürfen einer kurzen Erläuterung. Die Griechen des Alterthums stellten ihre Ziffern von 1 bis 10 durch die ersten zehn Buchstaben ihres Alphabetes dar. Mit den ersten sechs (α = alpha bis ς = Stigma) denkt sich also hier der, übrigens unbekannte Dichter die sechs Arbeitsstunden des Tages bezeichnet; die folgenden vier: ζ (Zeta) η (Eta) ϑ (Theta) ι (Jota) geben in großen Buchstaben als Wort zusammengestellt unser obiges *ΖΗΘΙ* — gesprochen Zethi — welches in unsrer Sprache bedeutet: lebe, womit hier prägnant gemeint ist: „genieße dein Leben!" Von besonderem Interesse ist dieses Epigramm für uns, weil daraus hervorgeht, daß auch dem Alterthum bereits eine wichtige Auffassungsweise des modernen Sozialismus nicht ganz fremd war. Behauptet doch hier der Dichter, daß wenige Stunden des Tages für die eigentliche, mühevolle Arbeit des Lebens ausreichend seien, während die übrigen von Rechtswegen dem Lebensgenuß gehören sollten — freilich, fügen wir hinzu, einem nach Maßgabe der Kulturstufe des betreffenden Volkes, durch Bildung, Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit geadelten Genuß. Ist dies nicht auch sozialistische Auffassung? Wird diese Auffassung nicht zum Theil praktisch zum Austrag gebracht durch die wichtige Forderung der Sozialdemokratie, den Normalarbeitstag, gegen dessen Einführung sich alle entgegenstehenden Parteien so heftig sträuben? Die Liberalen um ihrer Ausbeutung der Arbeitskraft des Volkes keine Schranken zu setzen, die christlich-frommen und Conservativen um ihrem unheilvollen — freilich auch nur den „unteren" Volksklassen gepredigten — Grundsatz: „Bete und arbeite" treu zu bleiben. Der Liberalismus anerkennt wohl die Wahrheit der Idee, die Gerechtigkeit der Forderung, nimmt sie aber praktisch nur für sich, für den Stand der Besitzenden und Gebildeten in Anspruch d. h. für einen winzigen Bruchtheil des Gesammtvolkes. Das „niedrige Pack" mag sich immerhin plagen; was könnte es auch Besseres thun? — Die Christlich-frommen dagegen verwerfen den Gedanken gänzlich, indem sie — so weit sie ehrlich und aufrichtig und keine verkappte Liberalen sind — die Behauptung aufstellen, daß der Mensch nur da ist, um (abgesehen von seiner himmlischen Bestimmung) auf Erden zu arbeiten, nach der Arbeit aber zu ruhen, zu beten und Kraft zu weiterer Arbeit vom „Schöpfer" zu erflehen. Sie gehen dabei vom sog. „sittlichen Werth der Arbeit" aus, den wir keineswegs leugnen wollen; aber sie fassen den Begriff „Arbeit" in dem einseitigen Sinne der sogenannten Berufsthätigkeit auf d. h. ihnen ist Arbeit für den einen die Schuhmacherei, für den andern das Maurerhandwerk u. s. w. Dies berechtigt uns aber durchaus, jene Auffassung eine unheilvolle zu nennen, weil sie — wenn strenge durchgeführt — jeden Fortschritt in der Kultur des gesammten Volkes hätte hemmen müssen; weil dann der Satz: „Wissen und Bildung ist das Monopol der besitzenden Klassen" noch mehr zur Wahrheit geworden wäre, als er es leider schon ist. Wo sollte auch, bei Durchführung des Grundsatzes: „Bete und arbeite" für die besitzlosen, sich abmühenden unteren Volksklassen, deren Beruf an und für sich keine oder wenig Bildung beansprucht, diese Bildung herkommen? Wohl durch Gebete vom Himmel gerufen werden? — Nein, unheilvoll, durchaus unheilvoll ist diese Auffassung und das Gesetz der Menschenwürde muß ihre gänzliche Verwerfung verlangen — der Sozialismus dagegen, welcher keineswegs den Gedanken der als Grundlage jedes staatlichen Zusammenlebens unumgänglichen nothwendigen Berufsthätigkeit von sich weist, sieht eine gewissermaßen ideale Arbeit auch in dem Bestreben, sich nach vollbrachtem Tagewerk geistiger Selbstfortbildung, geistigen Genüssen zu weihen. Und wenn er infolgedessen, durch praktisch ausführbare Maßregeln dem gesammten Volke hierzu den Trieb und zugleich die Möglichkeit ertheilen will, ist er es dann nicht, welcher dem „sittlichen Werth der Arbeit" zu seiner wahren Geltung verhilft? — Freilich ist es mit dem Normalarbeitstag nicht gethan; aber wenn zugleich mit seiner allmählichen Verkürzung, das Bestreben obwaltete, wahre Bildung ins Volk zu bringen und den Wunsch, nach stetiger Erhöhung derselben in ihm warm zu erhalten, wenn ferner durch gleichfalls allmähliche Ueberführung in die sozialistische Gesellschaftsorganisation das Volk von quälenden Nahrungssorgen befreit ist, kann, muß, wird dann nicht der Ausspruch des griechischen Dichters zur Wahrheit werden? — Wir wenigstens vertrauen auf eine solche Entwickelung der Menschheit zum Guten und jeder unbefangen Denkende wird es mit uns thun.

J. Gzg.

Dreisilbige Charade.

Wenn friedlich meiner beiden Ersten Walten,
Sind unentbehrlich sie für Jedermann.
Doch auch der Dritten Inhalt oft nichts nützen kann,
Wenn sie sich fessellos, zerstörungswild entfalten.

Die Dritte siehst du rastlos wandern
Von Berg und Hügel her in Thal und Feld,
Bis sie ein strenger Herr fängt und gefangen hält,
So lang' er's Feld behauptet gegen einen milden andern.

Vor meinem Ganzen beuge dich beklommen
Und ehrfurchtsvoll — es war ein Held auf geist'ger Kampfesbahn,
Der bis zum Tode treu im Streit gestanden wider frommen Wahn,
Trotzdem er selbst gehört einst zu den Frommen. Ch. D.

Korrespondenz.

Kassel. S. Das Eingesandte an die Expedition abgeliefert. Adressiren Sie gefälligst alle Geldsendungen, sowie Bestellungen auf die „N. W.", direkt an die Expedition, Färberstr. 12, und nicht an die Redaktion.

N.-St. Primaner Gr. Frdl. Dank für die kleine Arbeit. Wir hören — oder sehen — öfter etwas von Ihnen — nicht wahr?

Breslau. Studiosus Lm. Es muß ein höchst grausames Wesen sein, Ihre Geliebte, daß Sie sie also ansingen können:

In Berg und Thal in süßer Qual,
Durch Busch und Sumpf vieltausendmal
Such' ich nach dir!
Ist auch dein Herz von Stahl,
Hab' keine andere Wahl —
Schmachte nach dir!

Einen liebedürstenden Jüngling etliche tausendmal in Busch und Sumpf vergeblich herumsuchen zu lassen, dazu gehört wirklich ein Herz von Stahl. Uebrigens ist Qual, mal, Stahl, Wahl wirklich anmuthig gereimt; außerdem hätten Sie Saal, Strahl, Shawl, schmal, fahl, Pfahl, Kral — Hottentottenkral —, wie auch Opal, Gemahl und — banal, trivial, schaal noch dazu reimen können. Ihrem Herrn Vater, der Sie wegen Ihrer „dichterischen Begabung schon in Ihrer frühesten Jugend oft für ein Wunderkind" erklärt hat, gönnen wir von Herzen, daß Sie es so herrlich weit gebracht haben.

Verden. C. A. D. Ihre Anfrage bezüglich des „freien Willens" und der „Selbstverantwortung" konnte weder von der Redaktion des „Vorwärts" noch von der der „Neuen Welt" brieflich beantwortet werden, da die Arbeitslast beider Redaktionen die Einschränkung ihres schriftlichen Verkehrs auf das Unumgängliche nöthig macht. Was uns anlangt, so haben wir eine die beregte Materie angehende Frage schon einmal an dieser Stelle beantwortet, wollen aber, in Anbetracht der Wichtigkeit des Themas und der darüber herrschenden Unklarheit, hier von neuem darauf eingehen. Der Wille ist das Produkt des Zusammenwirkens der menschlichen Triebe und der menschlichen Erfahrung — es kann bei ihm also von Freisein vernünftigerweise überhaupt nicht geredet werden. Um die Moral zu heben, wird man den Willen dadurch bessern müssen, daß man die menschlichen Triebe von dem im allgemein menschlichen Sinn Schädlichen ablenkt und auf die Erfahrung im gleichen Sinne veredelnd einwirkt. Eine moralische Verantwortlichkeit existirt mithin nur für den Menschen, der das erkannt und mit dieser Erkenntniß die Pflicht überkommen hat, in der angegebenen Weise den Willen, zunächst seinen eigenen, zu beeinflußen. Sie werden von diesem Standpunkte aus die Widersprüche zwischen dem Herrn, der in Ihrem Orte über das Thema „Verbrechen und Strafe" einen Vortrag gehalten hat, und dessen Gegner sehr leicht erklären und vereinbaren können.

Ort nicht angegeben. Fr. Tn. Daß „Muttergotteserscheinungen" vorgekommen sein mögen, die sich auf die von Ihnen angegebene Art erklären lassen, wollen wir nicht bestreiten. Indessen können Sie der „N. W." nicht zumuthen, daß sie mit solchen Scherzen in die Fußstapfen der von Ihnen erwähnten Herren Corvin, Busch ꝛc. trete. Zwei Ihrer Sinnsprüche kommen gelegentlich zur Verwendung. Das Gedicht „Lasker und seine Genossen" ist seinerzeit, wie Sie gewünscht, weitergegeben worden.

Jägerndorf, E. O.; **Bergen,** J. T.; **Essen,** A. M.; **Berlin,** S. Fl. u. a. Die von Ihnen eingesendeten Räthsel, Rebusse, Charaden u. dgl. m. sind größtentheils nicht übel, bedürfen aber der redaktionellen Korrektur, die sie zur gelegentlichen Verwendung reif machen soll!

Berlin. K. H. Das Verlangte abgesendet. Die fraglichen Artikel im nächsten Quartal. — Tischler H. H. Versuchen Sie selbst, derartige Rösselsprünge zu produziren und begnügen Sie Sich nicht mit der symmetrischen Ordnung solcher Produkte.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 16. Dezember.)

Da mit vorliegender Nummer das erste Quartal des 3. Jahrgangs schließt, so ersuchen wir unsere Leser, das Abonnement rechtzeitig erneuern und für weiteste Verbreitung der „Neuen Welt" sorgen zu wollen. **Die Expedition der „Neuen Welt".**

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 14. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

Ueber dem von waldigen Höhen umschlossenen und aus der Enge des Thalkessels mit einigen verstreuten Häuschen an ihnen emporkletternden kleinen schlesischen Fabrikstädtchen M. brütete die eigenthümliche Schwüle eines Aprilabends. Aus wolkenverhangenem Himmel fiel ab und zu ein Tropfen und über den Bergen zuckte es zuweilen hastig auf von fernem Wetterleuchten. An solchen Abenden fühlt sich der Eine vom warmen Athem des kommenden Frühlings angehaucht und hofft, am nächsten Morgen das erste Veilchen zu finden — der Andere wieder fühlt sich bedrückt und fast beängstigt von der feuchtwarmen Treibhausluft und es ist ihm, als entspreche dem Drängen und Treiben in der Natur, dem Steigen der Säfte und dem Schwellen der Knospen ein unklares, stürmisches Gähren in seiner Seele. Wie die Natur nicht auf jeden wirkt, so wirkt sie auch nicht auf alle gleich — schon die kleine Gesellschaft, in die ich meine Leser führen will, wird dies bestätigen.

Wir sind in der Dämmerung durch die Gassen geschlendert und haben wohl ab und zu den jungen Mädchen ausweichen müssen, die Arm in Arm und gassenbreit (das wollte freilich in M. nicht allzuviel sagen) singend daherkamen; von der eintönigen Façade und den nüchtern-langweiligen Fensterreihen der mechanischen Weberei des Kommerzienraths Reischach wenden sich unsere Augen unwillkürlich dem gegenübergelegenen Wohnhause zu, der steinernen Verkörperung einer Baumeistergrille, die nur ein ungebildeter Glückspilz mit den Anforderungen des guten Geschmacks in Einklang bringen und deren Kosten nur die Kasse eines so reichen Mannes, wie es der Herr Kommerzienrath war, gleichgiltig finden konnte. In das Haus selber, das uns durch seine wunderliche, fast schrullenhafte, und jedenfalls verzwickte Bauart ein ironisches Lächeln abnöthigt, dürfen wir freilich nicht treten; man schreitet über diese teppichbelegte eiserne Wendeltreppe, die in der Vorhalle ein Gitter absperrt, nur empor, nachdem man durch den Portier gemeldet ist. Aber kraft meines Vorrechts als Dichter sehe ich durch dicke Mauern und schwere, seidne Portièren und belausche auch ungesehen die drei Damen, die in dem Zimmer des Fräulein Emmy ihr Dämmer- und Plauderstündchen halten.

Fräulein Emmy, des Kommerzienraths verzogener und verwöhnter Liebling, war eigentlich schlichtweg Emma getauft, da Herr Reischach zur Zeit ihrer Geburt noch nicht reich, also auch noch nicht Kommerzienrath und Ritter des rothen Adlerordens war — aber später, in der Pension, hatte sie den aparten Namen ihrer Mitschülerinnen gegenüber sich des ihren fast wie eines körperlichen Gebrechens geschämt und ihren Eltern kindisch erbitterte Vorwürfe gemacht und manche Thräne darüber vergossen, daß die „himmlische“ Marlitt zu jener Zeit noch nicht Mode gewesen — ihre Mama hätte dann doch gewiß so viel Takt gehabt, sie Felicitas oder Else oder Gisela zu nennen. Endlich hatte sie auf den Rath einer klugen Freundin durch Aenderung des a in y dem abscheulichen, plebejischen Namen etwas Schliff gegeben und ihn leidlich zugestutzt und Papa — nun, er konnte zwar beim besten Willen nicht einsehen, wodurch die eine Form vor der andern etwas voraus habe, aber das waren Dinge, auf die er sich viel weniger verstand als auf ägyptische und indische Baumwolle und auf die schnurrenden Spindeln seiner Fabrik, und sein Töchterchen war, als er sich in seiner Ahnungslosigkeit und Unbefangenheit erlaubte, die Aenderung eigentlich überflüssig zu finden, so verstimmt geworden und hatte so spitze Accente in ihre Stimme gelegt und so nachhaltig geschmollt, daß er sich beeilte und beeiferte, die Modifikation des „allerdings sehr altväterischen“ Namens sehr hübsch und sehr nothwendig zu finden und die kleine Erzürnte schmeichelnd zu fragen, ob sie nicht eine neue „Robe“ brauche. Die Mutter war zu jener Zeit leider schon todt; die brave Frau hatte sich nie so recht in den vornehmen Ton gefunden und ihrer stärkeren Hälfte, als ihm „die Gnade des Landesherrn“ den tönenden Titel verlieh, in ihrer naiven Treuherzigkeit vorgestellt, daß sie „dazu“ doch eigentlich nicht „gebildet“ genug seien; auch als Frau Kommerzienräthin fühlte sie sich, so oft sie bemerkte, daß eine Magd nicht schul- und kunstgerecht scheuerte, von der fast unwiderstehlichen Lust angewandelt, der Ungeschickten oder Bequemen Lappen und Bürste abzunehmen und selber hinzuknien, um ihr zu zeigen, wie es eigentlich zu machen sei, und nur der Gedanke an ihre schwere, raschelnde Seidenrobe und an des Herrn Gemahls Außersichgerathen über solche „Rückfälle“ hielt sie im letzten Moment noch zurück; sie hätte schwerlich geduldet, daß das Töchterlein ihren ehrlichen Christennamen abänderte, wie sie denn aller „Ueberhebung“ fast ängstlich feind war und innerlich gegen das äußere „Feinthun“ murrte und sich manches liebe Mal heimlich in die alten bescheidenen, gutbürgerlichen Verhältnisse zurücksehnte, die ihr noch erlaubt hatten, eine wirkliche Hausfrau zu sein und in denen sie nie von Langeweile geplagt gewesen war, ja wie sie bei allem ehrlichen Respekt vor ihres Mannes Scharfblick und seinem praktischen Sinn zuweilen nicht umhin konnte, es innerlich sehr komisch zu finden, wenn er sich abquälte, ein reines Hochdeutsch zu sprechen und Phrasen zu drechseln und

den glatten, saloppen Weltton anzunehmen, den er an Leuten, die lange nicht so reich waren als er, bewunderte und um den er sie beneidete. Die gute Frau hätte wohl auch den Kopf geschüttelt, wenn man sie in das Boudoir ihrer „Kleinen" geführt hätte, welches unser Herr Kommerzienrath für den Inbegriff aller Eleganz und Vornehmheit hielt und nach seinen Begriffen halten mußte — die Einrichtung dieses kleinen einfenstrigen Gemachs hatte ja ein ganz ansehnliches Stück Geld gekostet. Er wußte freilich nicht, daß die Töchter seines Banquiers in Breslau, die seine Emmy einmal besucht hatten, über dieses Boudoir verstohlen die Näschen rümpften; sie fanden, Tapete, Vorhänge und Meublement seien sehr kostbar, stimmten aber in der Farbe nicht harmonisch zusammen, man habe nach und nach viel zu viel in das kleine Zimmer hineingepfropft, nach Laune und Zufall, statt dasselbe nach einem bestimmten Plan mit geschmackvoller Enthaltsamkeit und einfacher Eleganz auszustatten, und neben Gegenständen, die einen wirklichen Kunstwerth besäßen, fänden sich andere, die vielleicht theuer gewesen seien und dem Kommerzienrath dadurch imponirt hätten, die aber eine wirklich vornehme junge Dame nur belächeln, über die sie nur die Achseln zucken könne.

Es kann uns wohl nicht zugemuthet werden, ein Urtheil darüber abzugeben, inwieweit diese Kritik eine berechtigte war; wir verstehen ja von solchen Dingen auch nicht allzuviel und werden uns wohl in der Hauptsache auf die beiden Damen aus der Provinzialhauptstadt verlassen dürfen; ich sage ausdrücklich „in der Hauptsache" — es gibt nicht viele Frauen, die nicht ein wenig boshaft, ein wenig ironisch und ein wenig maliziös würden, wenn von der Einrichtung oder der Toilette einer andern, und sei es selbst eine sehr „liebe" Freundin, die Rede ist, und diese erfahrungsmäßig feststehende Thatsache macht es nothwendig, in Gedanken die etwas zu strengen Aeußerungen um eine Kleinigkeit zu mildern und abzuschwächen.

Was wir selber an dem Zimmerchen der jungen Dame auszusetzen haben, ist, daß sich dem Duft der vielfarbigen Hyazinthenkerzen und der milchweißen Maiblumenglöckchen, die den Blumentisch schmücken, der Duft eines starken modischen Parfüms beimischt — in einer für schwache Nerven jedenfalls höchst empfindlichen Weise.

Fräulein Emmy merkt davon freilich nichts; sie hat von der Mutter eine gesunde, kernfeste Natur geerbt, sich aber allerdings darüber, daß sie so gar nicht weiß, was Nerven sind und über ihre frischen Farben, die ihr fast bäurisch erscheinen wollen, schon Vorwürfe gemacht und ihre Pensionatsfreundinnen um ihre nervöse Disposition und ihre matte Farbe ernstlich beneidet; es ist jedenfalls wesentlich „feiner" und einer Kommerzienrathstochter würdiger, von den Nerven tyrannisirt zu werden und sich einer schmachtenden, interessanten Blässe rühmen zu können. Ihre Nerven widerstehen dem betäubenden Duft, von dem ihr Zimmerchen erfüllt ist, die Dame jedoch, welche sich nachlässig in die andere Ecke der blausammtnen Causeuse gegossen hat (Fräulein Emmy hat auch das noch nicht „weg" und gibt sich viele Mühe, es zu erlernen), muß sich schon eher dem Idealzustande nähern, denn als die dritte, welche, von den schweren Vorhängen fast verdeckt, am Fenster sitzt, dieses öffnet, sagt sie lebhaft:

„Recht so, Martha — es ist unerträglich schwül und Emmy sollte entweder ihre Hyazinthen wegbringen lassen oder ihr Parfüm nicht wie Weihwasser verspritzen. Zu starke Gerüche sind auch nicht bon ton, Kind."

Die Schweigsame am Fenster erwidert nichts und sieht hinaus in den Garten, aus dem das Plätschen des wieder in Stand gesetzten Springbrunnens durch die Stille dringt; der Garten verläuft sich allmählich in Gebüschpartien, nimmt nach und nach vollständigen Parkcharakter an und geht zuletzt am Fuße des Höhenzugs in den Wald über, der diesen bedeckt, nur durch einen hohen Wildzaun von den königlichen und städtischen Forsten geschieden.

Fräulein Emmy hat inzwischen, obgleich etwas betreten, ihr orientalisches Parfüm, das sie „rasend" liebt, in Schutz genommen, wird jedoch erst lebhaft, als die Dame, die sie „Kind" genannt hat, das Gespräch auf den nächsten Kasinoball in W., der benachbarten Kreisstadt, bringt. Im Tone unverkennbaren Interesses erkundigt sie sich:

„Wir sind auch eingeladen, aber ob ich hingehe, steht doch noch nicht fest; meine besten Tänzer sind augenblicklich nicht da und du weißt wohl auch nicht, ob sie bis dahin zurückkehren werden; es wäre unverzeihlich — aber auf diese Herren ist nicht immer voller Verlaß und man muß sich doch immer wieder versöhnen lassen, sonst werden die Bälle ja ganz fade."

„Also Premierlieutenant von Ehrenfels, Lieutenant von Brandt, Lieutenant von Werner, Rittmeister von Heldrich? — ich nenne sie nach der Anciennität, d. h. nach der ihrer Gunst bei dir."

Die Frage hat eine leicht ironische Färbung.

Fräulein Emmy ist viel zu naiv, arglos und eifrig, um diese Nüance nicht zu überhören. Sie meint:

„Das ist aber noch keine Antwort; ich wollte doch wissen, ob du etwas über die Rückkehr der Herren gehört hättest."

„Ja, nach dem, was man mir sagte, hast du wenig Aussicht, die Namen der Herren in angemessener Abwechslung hinter die einzelnen Tänze zu schreiben und dich an lichtblaue Attilas mit silberner Verschnürung zu schmiegen — du wirst wohl einmal mit dem bürgerlichen schwarzen Frack vorlieb nehmen müssen, womit ich nicht gesagt haben will, daß ich denselben für übermäßig geschmackvoll halte."

„Ach, das ist es ja nicht allein; du wirst doch zugeben, daß die Unterhaltung mit einem Offizier bei weitem interessanter ist, als die fast aller Herren vom Civil?"

„Womit du jedenfalls andeuten willst, man brauche nur klingende Sporen an den Hacken zu tragen und einen klirrenden Säbel über's Pflaster zu schleifen, um der Inbegriff ritterlicher Galanterie und männlicher Schönheit zu sein? Nun, du wirst mit der Zeit auch auf andere Gedanken kommen, hoffentlich ohne schmerzliche Erfahrungen und lediglich durch das Wachsen deiner Einsicht."

Fräulein Emmy ist sichtlich überrascht.

„Das klingt ja förmlich pathetisch und es möchte einem ganz angst und bange werden. Aber was in aller Welt hast du denn plötzlich gegen die armen Offiziere? Du hast doch früher nie solche Ansichten geäußert, sondern (und hier machte sie einen schüchternen Versuch, etwas wie Ironie in ihre weiche, helle Stimme zu legen) die Herren so sichtlich begünstigt, daß deine Verlobung bald mit dem, bald mit jenem von ihnen wiederholt mit aller Bestimmtheit vorausgesagt wurde."

„Wie die Ereignisse bewiesen haben, stets mit Unrecht; du hättest gerade nicht nöthig gehabt, Werth auf diese leichtsinnig ausgestreuten Gerüchte zu legen, von denen du doch weißt, wie sie entstehen. Es braucht noch gar keine Kaffeegesellschaft gehalten zu werden, es brauchen nur zwei junge Damen in einem Dämmerstündchen die blonden oder braunen Köpfchen zusammenstecken, wie wir es jetzt thun, und es ist eine neue Verlobung so gut wie proklamirt und wandert als Thatsache von Mund zu Mund, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit."

„Nun ja, ich will es ja gerne glauben und du brauchst nicht gleich böse zu werden, aber ich muß noch einmal fragen: Was haben dir die Offiziere gethan?"

„Ich denke, Kind, wir lassen das; es würde nichts dabei herauskommen. Jedes junge Mädchen aus guter Familie hat eine Periode, in der die Herren mit den blanken Knöpfen, den buntgeränderten Tellermützen und der näselnden, affektirt-nachlässigen Sprechweise ihr als Ziel aller Wünsche vorschweben, besonders aber die von der Kavallerie, und zwar je nach dem individuellen Geschmack Husaren, Dragoner, Ulanen oder Kürassiere. Dieser Geschmacksverirrung entrinnen sie so wenig wie zehn Jahre früher den Kinderkrankheiten, doch bleibt sie gleich diesen meist ohne Folgen und man erinnert sich ihrer mit einem Achselzucken. Ich habe diese Periode, wie ich ohne weiteres zugebe, ebenfalls durchzumachen gehabt, aber jetzt, meine liebe Emmy, suche ich Männlichkeit, adligen Sinn, wahren Muth und Zartgefühl überall anders eher, als bei den Offizieren und habe für die recht schablonenhaften und recht durchsichtigen Künste der Herren nur noch ein leichtes Achselzucken und ein spöttisches Lächeln. Ich wünsche um deinetwillen, daß du zu der gleichen Ueberzeugung gelangst und daß du die Erkenntniß weder zu spät erwirbst, noch um einen höheren Preis als ich."

Die Angeredete, die erst ein wenig ungeduldig hatte werden wollen, hat sich dem Eindruck des ruhigen Ernstes, mit dem jenes Bekenntniß abgelegt ward, umsoweniger zu entziehen vermocht, als sie gewohnt war, sich der um fast zehn Jahre älteren mütterlichen Freundin, der jungen Wittwe eines pensionirten Dragonerobersten, welche in der Kreisstadt im Hause eines Schwagers, eines höheren Beamten, lebte und ein häufiger und immer gern gesehener Gast im Reischach'schen Hause war — oft auf Wochen —, ihres Scharfsinns, ihrer Welterfahrenheit und ihrer vielseitigen Bildung halber ohne langes Ueberlegen gläubig

unterzuordnen und ihre Ueberlegenheit als unbestreitbar anzusehen. Sie ist nachdenklich geworden und hat den blonden Lockenkopf in die Hand gestützt; über das sorglose, heitre, rosige Kindergesicht (eins von denen, für die es, weil ihnen die geistige Beseelung und der individuelle Ausdruck fehlen, die unverwüstlich sind, immer gefährlich ist, wenn das verwüstete und verblühte Gesicht der Mutter sich neben ihnen zum Vergleich präsentirt und infolge der unverkennbaren Aehnlichkeit mit Nothwendigkeit den Gedanken weckt, daß dieses blühende Kind in 30 Jahren in jedem Zug der Mutter gleichen werde, wie diese in jungen Jahren der Tochter geglichen haben muß) lagert sich ein leichter Schatten und mit einem kleinen, etwas komisch wirkenden Seufzer sagt sie endlich:

„Da möchte man am Ende sagen, Martha habe das bessere Theil erwählt — auf sie paßt deine Theorie nicht einmal, denn ihr kann nicht nachgesagt werden, daß sie sich je für Offiziere interessirt hätte; wenigstens habe ich nie etwas darüber gehört."

„Sehr richtig bemerkt, kleine Neunmalweise. Martha hat sich nie ein Zeichen von Interesse abgewinnen lassen und am allerwenigsten von zweierlei Tuch, aber meine Theorie bekommt dadurch noch kein Loch, Emmy, denn auf die philosophischen Naturen paßt keine von den Theorien, die man aus dem Leben und Treiben der Weltkinder abgeleitet hat."

Emmy kann sich eines herzlichen Lachens nicht erwehren; ein Philosoph ist in ihren Augen ein sehr grämlicher, vergilbter alter Herr mit langem, grauem Haar und tausend Falten und Fältchen im Gesicht, der entsetzlich schnupft und infolge dessen blaue gedruckte Taschentücher trägt; die großen runden Brillengläser geben ihm etwas Eulenhaftes und er geht stets gesenkten Hauptes und trägt die Arme mit dem Stock auf dem Rücken. So hatte der Rektor eines breslauer Gymnasiums ausgesehen, der für die Pensionatsfräulein, an deren traditionellem Gänsemarsch er zuweilen achtlos vorüberschoß, ein Gegenstand der Furcht und doch auch des heimlichen Gekichers war und von dem die Sage ging, er sei ein großer Kenner aller philosophischen Systeme und habe noch auf dem Todenbette von seinem eigenen System gefaselt, das nun leider unvollendet bleiben müsse. Und nun sollte ihre sanfte, stille, geduldige Martha mit dem tiefdunklen großen Augenpaar und dem reichen schwarzen Haar, das freilich an den Schläfen bereits die ersten feinen silbernen Fäden zeigte, eine Philosophin sein! Wie drollig das war und was für wunderliche Einfälle Leontine doch zuweilen hatte! Mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ruft Emmy der noch immer anscheinend theilnahmlos am Fenster Sitzenden zu:

„Aber, Martha, so sage doch nur auch einmal ein Wort! Leontine behauptet, du wärst eine Philosophin und du mußt nur helfen, sie zum Widerruf einer so schnöden Behauptung zu nöthigen, die doch unmöglich begründet sein kann. Es wäre doch zu schrecklich, wenn eines schönen Tages statt des „Gefangenen von Chillon" und des „Child Harold" u. s. w. die „Kritik des reinen Verstandes" oder wie das gelehrte Buch hieß, auf deinem Nähtisch läge (ich glaube gar, das gibt es garnicht mit Goldschnitt), wenn du anfingst, aus einer großen Horndose zu schnupfen und blaue Taschentücher zu tragen. Man könnte dir ja dann kaum noch einen Kuß geben, und wollte man es selber thun — am Ende litte es gar deine Würde nicht und mit meiner Hoffnung, daß sich doch noch einmal ein recht guter und gescheidter Mann fände, von dem du sagen könntest, er wäre der Rechte, wäre es erst recht aus; es ist doch gewiß sehr unphilosophisch, sich zu verheirathen, noch dazu in der Kirche. Die abscheulichen Philosophen sind ja alle wahre Heiden!"

Frau Leontine v. Larisch hatte nicht umhin gekonnt, in das Gelächter des übermüthigen, höchlich amüsirten blonden Kindes einzustimmen, und die Dämmerung im Zimmer erlaubte gerade noch, auch auf dem Gesicht von Martha Hoyer ein leises, wohlwollendes, wenn auch ein wenig zerstreutes Lächeln zu entdecken. Mit den scherzenden Worten: „Es ist doch wohl besser, ich sorge für Licht, sonst mißbraucht ihr das Vorrecht der Dämmerstunde gar zu lange!" verließ sie ihren Platz und das kleine Gemach, und Leontine ließ einen nachdenklichen Blick auf der schlanken, biegsamen Gestalt ruhen, die sich so geräuschlos und mit so viel unbewußter, natürlicher Anmuth zu bewegen verstand. Dann wendete sie sich an Emmy:

„Es scheint, ich muß dir heute lauter Vorlesungen halten. Ich hatte keineswegs gesagt, daß Martha eine Philosophin sei, sondern nur von einer „philosophischen Natur" gesprochen, was du besser verstehen wirst, wenn ich hinzufüge „und auch eine poetische" — im Grunde besteht zwischen beidem eine innige Wechselwirkung. Darüber war nichts zu lachen, sollte ich meinen. Hätte ich behaupten wollen, Martha sei eine Philosophin und Dichterin, so wäre das ein unpassender Scherz gewesen — sie hat wohl nie etwas geschrieben, als die Posten ihres Ausgabebuchs, einen Waschzettel und — Briefe, aber das rechne ich ihr zum besondern Verdienst an, denn ihre Briefe sind so hübsch, so fein und energisch im Ausdruck, so eigenartig und doch einfach und wahr im Besprechen der alltäglichsten Vorkommnisse, das jede Andere längst auf die nicht mehr ungewöhnliche Idee gekommen wäre, „psychologische" Novellen à la Marlitt zu schreiben, in denen das Weib das sittliche Korrektiv des Mannes ist, und die Redakteure der belletristischen Blätter mit ihnen zu bombardiren. Ich bin überzeugt, sie hat auch nicht einen Vers verbrochen, wessen ich mich willig schuldig bekenne und worin selbst du vermuthlich kein ganz reines Gewissen hast, wenn es sich auch nur um ein ausgelassenes Spottgedicht handeln wird. Aber ich würde es Martha auch sehr verargen, wollte sie sich auf's Reimen legen, um sich in der Sonntagsnummer des Kreisblattes unter einem romantischen (natürlich adligen) Pseudonym gedruckt zu sehen — sie hat den Beruf, einen wirklichen Poeten zu hunderten von Strophen zu begeistern, nicht den, selber mangelhafte Verse zu machen."

Fräulein Emmy machte eine Geberde humoristischer Abwehr.

„Nun hör' aber auf — es ist gerade genug. Wenn ich heute Nacht nur eine halbe Stunde ruhig zu schlafen vermag — deine Schuld ist es nicht. Erst soll mir mein hübsches, buntes Offizierkartenhaus zerblasen werden („soll — werden" betonte sie) und nun wird auch noch prophezeit, daß sich ein junger Dichter mit bald träumerisch verschleierten, bald scherzhaft blitzenden blauen Augen und wallenden Locken in unsere gute Martha verliebt und sie zu seiner Muse macht. Und ich hatte mir immer gedacht, sie werde mir einmal einen schon etwas ältlichen, aber wohlkonservirten Herrn in Amt und Würden als ihren zukünftigen Eheherrn präsentiren! Du weißt doch, daß sie vor ein paar Wochen ihren dreiunddreißigsten Geburtstag feierte — was sie allerdings garnicht zu betrüben schien, während mir bei dem bloßen Gedanken, ich könnte ebenso alt werden, ohne Frau zu sein, die Thränen in die Augen traten, sodaß ich unwillkürlich zu schluchzen begann, als ich ihr meinen Gratulationskuß gab; sie hat zum Glück nicht errathen, was mich so aufregte, denn sie hätte mich gewiß in der sanften Weise gescholten, vor der ich mehr Furcht habe, als vor irgend etwas auf der Welt."

„Um die dreiunddreißig sei du nur ganz unbesorgt, und mit dem ältlichen wohlkonservirten Herrn bist du aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem Holzwege, obschon ich mir den Dichter, dessen Liebe sie verdient, wesentlich anders denke, als du. Ich sage dir, in dieser stillen Gestalt, die so sparsam mit den Worten ist und die dem sofort zu denken gibt, der ein einziges Mal sah, wie sie die Augen voll aufschlug, die sonst immer von den langen Wimpern verschleiert sind, der ein einziges mal den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und voller Theilnahme in diesen dunklen Augen gewahrte — ich sage dir, in dieser stillen Gestalt schlummert mehr Leidenschaft und Poesie, als wir je besessen haben, und sie ist im Stande, eine von den berauschenden Liebesleidenschaften zu entzünden und zu erwidern, unbekümmert um die Folgen, die wir so hinreißend und rührend finden, wenn ein Dichter sie uns schildert, die aber in Wirklichkeit so selten sind und vor denen wir auch in kleinmüthiger Verzagtheit zurückschrecken würden, wenn sie je im Leben an uns heranträten. Das weiß sie wohl selber noch nicht, aber sie wird es erfahren und es wäre schade, wenn sie es nicht erführe, denn ein Leben ohne Liebe ist für sie härter als für uns und —"

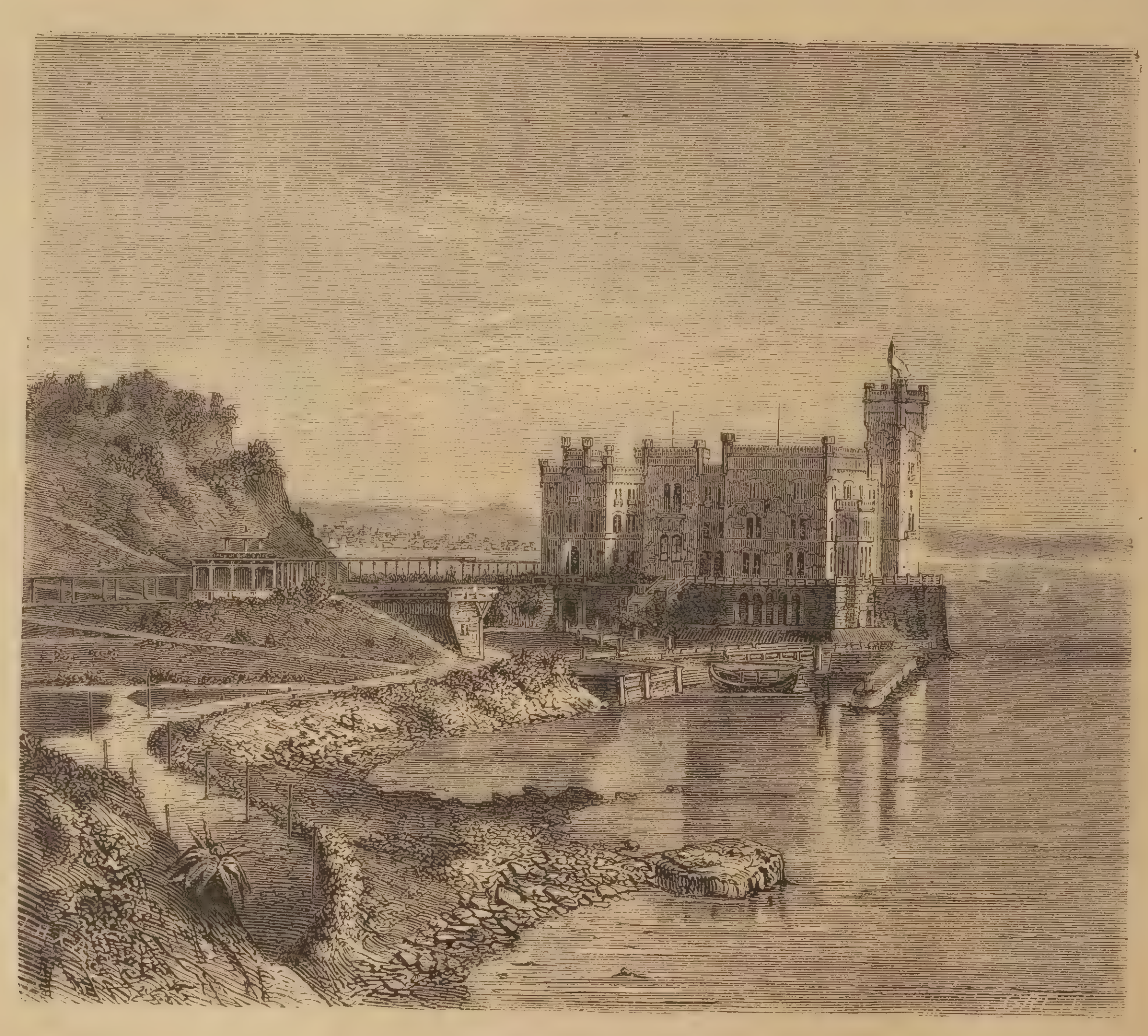
Sie unterbrach sich. Die in so warmer Weise Geschilderte trat mit dem Armleuchter in's Zimmer und entzündete die beiden Kerzen.

Fräulein Emmy, die recht nachdenklich geworden war und in der sich (zum ersten male) der Zweifel regte, ob sie von ihrer mütterlichen Freundin nicht am Ende mystifizirt werde, lenkte das Gespräch auf seinen Ausgangspunkt zurück, indem sie sagte:

„Du hälst die Ritterlichkeit ebenfalls für die Grundbedingung eines ernsten Interesses für einen Mann, erkennst aber den Offizieren nur eine imitirte zu; darf ich vielleicht fragen, ob dir die ächte hier oder in W. jemals aufgestoßen ist? Ich wäre sehr neugierig, diesen Sterblichen ebenfalls kennen zu lernen und würde dann versuchen, den Frack erträglich zu finden."

„Willst du immer weiter schweifen? sieh, das Gute liegt so nahe," rezitirte Frau Leontine spöttelnd. „Ich weiß in der That

nicht, wo du deine Augen hast, denn mir ist die neue Erscheinung sofort aufgefallen. Deine Dorette machte mir gestern früh gerade das Haar, als vom Platze herauf die Signalhörner der Feuerwehr schallten, und ich trat einen Augenblick an's Fenster, um den kleinen Zug vorüber defiliren zu lassen; sie kamen wohl von einer Frühübung, schoben die Fabrikspritze, die sie mit benutzt haben mochten, in den Schuppen und ihr Hauptmann hielt mit heller, sonorer Stimme eine kurze Ansprache an sie, worauf sie im Laufschritt davon rasselten. Dorette ist wirklich ein höchst scharfsinniges Geschöpf — es war, als hätte sie meine Gedanken errathen, denn sie fragte, wenn auch ein wenig schüchtern und sondirend, ob die Feuerwehr sich nicht einen recht stattlichen und feinen Hauptmann zugelegt hätte, und als ich lächelnd fragte, ob sie sich infolge dessen nicht recht auf den Ball beim Stiftungsfest der Feuerwehr freue, wurde sie ein wenig roth und erwiderte: „Wo denken Sie hin, gnädige Frau? An einen so feinen Herrn kann doch ein Kammermädchen nicht denken, und er würde schwerlich mit mir tanzen." Ich ließ sie weiter plaudern und erfuhr so in aller Bequemlichkeit, daß der schlanke, junge Mann mit den breiten Schultern und dem langen, blonden Schnurrbart seit sechs Wochen als Comptoirchef in deines Vaters Diensten steht, daß er aus England gekommen ist und daß ihn die Feuerwehr, in die er als einfacher Spritzmann eingetreten war, sehr bald auf Vorschlag ihres bisherigen Führers zum Hauptmann wählte, als sie sah, daß er alle Zweige des Dienstes aus dem Fundament verstand. Dorette erzählte mir auch, daß seine Leute, der Mehrzahl nach Weber, buchstäblich für ihn durch's Feuer gingen und daß er mit einem Blick mehr ausrichtete, als der frühere Hauptmann mit all' seinen Unteroffiziers-Kernflüchen und allem Schimpfen und Wettern. Nur das kleine Häufchen junger Kaufleute, die der Feuerwehr angehören, soll nicht ganz mit ihm zufrieden sein; sie haben immer eine etwas exklusive Stellung eingenommen und sich abseits von ihren Kameraden zu halten gesucht und versprachen sich von der Erwählung eines Standesgenossen zum Führer natürlich eine Begünstigung ihrer Prätensionen, dieser hat aber, sobald er den Sachverhalt durchschaute, die Sondergelüste der geschniegelten Herrchen nicht blos entschieden zurückgewiesen, sondern sie auch mit feinem, gutmüthigem Humor lächerlich gemacht und rund heraus erklärt, daß er in seinem Corps nur Feuerwehrleute kenne und zwischen diesen keinen Unterschied mache, als den des Eifers, der Anstelligkeit, des Muthes und des Straffheit. Und was weißt du nun über diesen Ritter in Stahlhelm und Roßhaarbusch, Emmy?"



Miramar. (Seite 162.)

Fräulein Emmy war sichtlich enttäuscht und es klang ziemlich gedehnt und gleichgiltig, als sie erwiderte:

„Ach, das ist also der Herr (Hammer, meine ich, heißt er), an dem Papa eine so gute Acquisition gemacht haben will und der im Comptoir eine Menge Verbesserungen und Vereinfachungen eingeführt hat, zum großen Verdruß des alten Weinlich, der bisher so eine Art Comptoirchef war und jetzt kalt gestellt ist. Papa hat früher seine Garne von den großen deutschen Zwischenhändlern bezogen, seit er jedoch die mechanische Weberei gebaut hat, findet er es profitabler, seine Bezüge direkt aus England zu machen und um gleich mit der Spinnerei in Verbindung zu treten, hat er den Herrn Hammer engagirt, der mehrere Jahre in Manchester angestellt war und die Verhältnisse dort und alle Bezugsquellen sehr genau kennt. Papa kann ja nicht englisch, der alte Weinlich hat nur die gewöhnliche Comptoirroutine und versteht es meisterlich, Papa um den Bart zu gehen, einen krummen Rücken zu machen und ihm in allem Recht zu geben — sonst ist er das Gegentheil eines Genies und die jungen Leute bringen aus den Handelsschulen neben argem Dünkel nur ein paar Brocken mit, mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wissen und die hinten und vorn nicht zureichen. Sonst weiß ich nichts über den Herrn,



Ronget de Lisle trägt zum erstenmal die Marseillaise vor. (Seite 168.)

der das seltne Glück hat, von dir protegirt zu werden, wir können ja aber nachher Papa anbohren — wenn von seinem Engländer die Rede ist, kommt er ordentlich in Feuer und wird sofort mittheilsam."

Da mischte sich zum ersten male Modesta in's Gespräch und sagte:

„Ich bin zufällig auch im Stande, einen kleinen Beitrag zur Charakteristik des Herrn Hammer zu liefern, da Leontine ein frisches Interesse für ihn an den Tag legt. Er hat ein gutes Herz, er ist wohlthätig und er ist es, was mehr sagen will, in aller Stille. Ich war dieser Tage einmal bei der Frau Berthold, die ja viele Jahre bei uns gedient hat, weil ich hörte, daß sie krank sei. Die Leute haben viele Kinder und einen alten ganz hinfälligen Vater zu ernähren, und da der Mann sich kürzlich in der Fabrik die Hand erheblich gequetscht und statt des Wochenlohnes nur das knappe Krankengeld bezieht, so waren sie recht kümmerlich daran. Während ich mir das von Frau Berthold erzählen ließ, kam der eine Bube, ein hübscher, sonnenverbrannter Flachskopf mit großen, offenen, graublauen Augen, ganz echauffirt angetrabt und rief in's Zimmer: „Mutter, Mutter — ich habe ein Stück goldenes Geld." Und vorsichtig öffnete er über dem Bett der Mutter die kleine, braune, krampfhaft geschlossene Faust und ein Zehnmarkstück fiel auf die Zudecke. Der Kleine war in der Fabrik gewesen, um sich bei dem alten gutmüthigen Portier zu erkundigen, ob er nicht einmal wieder einen Arm voll Holz bekommen könne; „der Herr, der bei der Feuerwehr den rothen Busch auf dem Helm trägt," war dazu gekommen, hatte ihn freundlich gefragt, wer er sei und dann mit dem Portier gesprochen. Als er nachher schon wieder nahe an der Stadt war, war ihm der Herr entgegen gekommen, hatte ihm das Geld gegeben und ihm gesagt, er solle es ja nicht verlieren und seinen Eltern einfach sagen, ein fremder Herr hätte es ihm geschenkt. Darauf hat der Kleine dreist erwidert: „O, ich kenne Sie — Sie haben Sonntags einen blanken Helm mit einem feuerrothen Busch auf!" Der Herr hatte gelacht und war davon gegangen."

Fräulein Emmy war ein wenig gerührt und sehr erstaunt über die lange „Rede" — sie fragte neugierig: „Du kennst ihn also nur par renommée?"

Martha lächelte, aber es war, als werde ihre sonstige ruhige Sicherheit durch einen Hauch von unerklärlicher Befangenheit getrübt, als sie erwiderte: „Nein, ich habe sogar schon mit ihm gesprochen und kann versichern, daß er durch Takt und Gewandheit jedem Salon Ehre machen würde." Sie machte eine kleine Pause, als zaudre sie, ob sie weiter erzählen müsse, ja, als bereue sie sogar, so viel gesagt zu haben, aber während Emmy in gespanntester Neugier rief: „Aber weiter, weiter!" und Frau v. Larisch sich ganz unmerklich und flüchtig auf die Unterlippe biß, wie man es wohl thut, wenn man etwas recht Unerwartetes und nicht blos Willkommenes erfährt, kam der Bedrängten der galonnirte Diener zu Hilfe, dessen Phantasieuniform alle Welt sehr abenteuerlich fand, nur der Herr Kommerzienrath nicht, und meldete gravitätisch: „Der Herr Kommerzienrath erwarten die Damen zum Thee."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Miramar.

(Nachdruck verboten.)

Von einem Naturforscher.

(Bild S. 160.)

Während wir im Pero d'oro in Triest das Mittagessen zu uns nehmen, kommt mein Freund H., ein junger, vielversprechender Gelehrter, um uns bei der köstlichen Septemberwitterung zu einer improvisirten Fahrt nach Miramar einzuladen. Wir zwei anderen — beides Naturforscher — kannten das Zauberschloß nur aus der Ferne, sah ich es doch während des mehrwöchigen Aufenhalts von meiner „Villa" aus jeden Morgen, wenn ich an's Fenster eilte, um meinen Blick über das leicht vom Morgenwind bewegte Meer hinweg und gegen Norden an die felsigen Abhänge des schauerlichen Karstgebirges gleiten zu lassen. Dort steht das Schloß am Meer, leuchtend wie ein Märchen, räthselhaft wie das Verhängniß. Wir wollten es in der Nähe kennen lernen und nahmen also die Einladung unseres Freundes an.

In früher Nachmittagsstunde trafen wir uns alle — Freund H. kam mit seiner Gemahlin — in der Via del Torrente und mietheten einen Wagen, der uns alsbald dem Weichbild der Handelsstadt entführte. Außerhalb des Bahnhofes biegt die Straße nach links ab und zieht sich von da an bis Miramar dicht am Meeresufer hin. Was ist herrlicher, als eine Fahrt längs der adriatischen Küste, dort, wo sich nach rechts die unwirthbaren Felseinöden des Karst erheben, während links, hart am Wege, die rhythmischen Wellen des Meeres ihre Gedichte flüstern!

Das Ufer ist steil; dicht neben uns ragen die sonderbar geschichteten Steinmauern empor. Nur an wenigen, von Erde bedeckten Stellen und Vorsprüngen finden sich da und dort noch kräftige Pflanzen, unter denen namentlich die malerisch schlanken Riesenhalme von Arundo Donax (fälschlich auch „spanisches Rohr" genannt), einem unserem Schilfrohr ähnlichen Gras, das hier wild wächst, ganz auffallend von der Umgebung absticht. Die mageren Rasenplätze sind verdorrt, die kleineren Sträucher — zumeist Schmetterlingsblüther — welk und herbstlich gelb. Nur die Robiniensträucher haben die tropisch-afrikanische Hitze der letzten paar Wochen unbeschadet ausgehalten und sind lebhaft grün geblieben. Alle übrige Vegetation verräth den zerstörenden Einfluß der Glühhitze des August.

Aber auf der linken Seite der Straße grüßt das weite, schimmernde und ewig bewegte Meer, das gegen Süden nur durch den Himmel begrenzt wird, während im Osten und Südosten die istrischen und dalmatiner Höhenzüge ihre kahlen Häupter und Rücken erheben, indeß im Westen langsam die Lagunen von Grado und die sumpfigen Striche von Aquileja hervortreten. Wir haben Miramar immerwährend vor uns; aber näher und näher rückt es heran, und ehe wir's uns recht versehen, stehen wir vor dem Eingangsthor zum Park. Vor kaum zwei Jahrzehnten war hier noch Wüste; jetzt ist sie zum Paradies geworden, ein irdisches Paradies — aber für den Schöpfer desselben ein verlorenes Paradies.

Schon gleich am Thor grüßt uns eine räthselhafte Sphinx — in Gestalt eines malerisch lumpigen Bettlers: die Grazie in Lumpen gehüllt; arm, alt, gebückt, gesenkten Hauptes, auf eine Krücke gestützt — ein depossedirter Fürst? — — Wir wissen's nicht und frugen nicht; aber es berührt sonderbar, am Eingang eines irdischen Paradieses das Symbol der Misère, die Kehrseite unserer sozialen Ordnung, einen in Lumpen gehüllten Bettler zu sehen, der — soviel wir erfahren — von amtlicher Seite zu seinem Berufe legitimirt und sogar im Stande ist, bei ausbleibendem Fremdenbesuch in Miramar selbst Reklamationen zu machen, daß sein Geschäft nicht genug rentire, um leben zu können.

Die Umgebung ist so malerisch — — und der Bettler am Parkthor eine so frappante Staffage. Unten schlagen die Wellen an die Grundmauern des Schlosses, Felstauben zanken sich auf der Terrassenmauer. Wir treten ein.

Rechts und links grüßen uns die immergrünen Büsche von Pittosporum Tobira, von Arbutus Unedo (dem Erdbeerbaum), die Laubkronen von Lorbeerbäumen, Oliven, immergrünen Eichen und dunkeln Cypressen, Kinder des üppigen Südens und des kalten Nordens — sie stehen schweigsam mit ihren glänzenden Blättern; wir achten ihrer noch nicht mit dem Interesse, das sie verdienen; denn auf schußweite Entfernung steigt vor uns das Schloß, unbewohnt, verlassen — nur von einigen Beamten und Dienern bewacht. Schattengänge und Guirlanden maskiren den Eingang. Das Mauerwerk des Erdgeschosses ist von schwarzgrünem Epheu ganz bedeckt und macht den Eindruck, als hätte die Natur ungekünstelt das schwarze Leichentuch gespannt, um dem Nahenden zu sagen, daß die Trauer, die Melancholie, die Verzweiflung in diesem Schlosse eingezogen.

Wer hat denn diesen Wunderbau hergezaubert? Wer aus der Einöde ein Eden geschaffen? — — Du weißt es: Maximilian, ein Erzherzog von Oesterreich und nachmaliger Kaiser von Mexiko,

ein feingebildeter, kunstsinniger und, wie man sagt, auch edeldenkender Habsburger. Geboren im Jahr 1832, genoß er eine fürstliche Erziehung und fand trotz der Ueppigkeit seiner Umgebung Zeit und Lust zu idealerem Streben. Im Jahr 1857 führte er die schöne Belgierin und Königstochter Charlotte als Braut heim und schuf sich und ihr das herrliche Miramar. Er dichtete und schrieb Memoiren, während an seiner Seite die stolze Belgierin in bildender Kunst sich übte und ein träumerisches Dasein in vollen Zügen genoß. Zwei Glückliche in einem Paradiese! Die Stellung unter den Menschen hatte sie zu Halbgöttern geschaffen; da trat der Versucher zu ihnen und bot ihnen die Kaiserkrone des fernen Mexiko. Sie verließen das Eden ihrer bisher so ungetrübten Liebe und betraten den Weg der Abenteurer. Das Verhängniß vollzog sich. Man begrüßte ihn unter den Tropen als Kaiser, sie als Herrscherin (1864); aber bald lehnten sich die Freiheitsdurstigen gegen ihn auf, bekämpften ihn als Usurpator, als Tyrannen. Das treue Weib schied von ihm, um bei Verräthern Hülfe und Rettung zu erflehen. Es war zu spät. — Zehn Jahre nach ihrer Vereinigung stand er verlassen und verloren vor den Exekutionstruppen. Die Kugeln freier Mexikaner fanden den Weg durch den Purpur des Kaisermantels. Sein letzter Gedanke war das verlorene Paradies, Miramar mit der unglückseligen Königstochter. Die Nacht der Schwermuth und Verzweiflung senkte sich über die unglücklichste der Wittwen. Das schöne Weib ist seit zehn Jahren irrsinnig, sie hat Miramar verlassen und — eine lebende Leiche — sich in die Dunkelheit des unbewußten Daseins zurückgezogen.

Maximilian, als Mensch gut und edel, hatte vergessen, daß es in unserm Jahrhundert ein halsbrecherisches Unternehmen ist, sich in fremden Landen fremden Völkern als Herrscher aufzudrängen. „Er war ein Träumer — — der in der neuen Welt ein neues Reich verkündet und für seinen Wahn gestorben," — sagt der Dichter von ihm*).

„Mit dem Wahne kam das Strafgericht, —
Ein Herrscher sieht die finstern Mächte nicht,
Die ihre sichre Beute stets umlauern —
Er wollte Samen auf Ruinen streu'n,
Und an der reichen Ernte sich erfreu'n,
In einer Kaiserburg mit morschen Mauern."

Wir haben hier nicht zu untersuchen, in welchem Verhältniß Schuld und Sühne im Leben des verlornen Kaisers und der ehrgeizigen, jetzt von schwerer Geistesnacht niedergedrückten Königstochter zu einander stehen. Wir beschäftigen uns hier nicht mit dem in Purpur gehüllten Imperatoren, sondern mit dem Schöpfer von Miramar, dem kunstsinnigen Menschen, dem Freund der Musen, der im Unglück selbst noch sein Leid zu besingen versteht.

„Was frommt des Herzens Zug,
Gebricht die Kraft zum Flug?
Theurer, denk' an mich, und weine — weine!"

Miramar! „Ich bewundere das Meer!" Der zauberhafte Name, das Drama, welches sich an denselben knüpft und vor allem der überwältigende Reiz der Natur, welcher diesem Plätzchen Erde eigen ist, üben auf Leidvolle wie auf Fröhliche eine außergewöhnliche Zugkraft aus. Miramar ist der Wallfahrtsort jener Glücklichen, die während der Flitterwochen ihrer jungen Ehe die Adria besuchen; es ist aber gleichzeitig auch der letzte Zufluchtsort jener Unglücklichen, die sterben, weil sie lieben. Man hat im Verlauf von wenigen Wochen dort drei weibliche Leichen aus dem Meer gezogen: unglückliche Frauen, verlorene Bräute. Es wurde uns gelegentlich die Stelle gezeigt, wo man letzthin eine blühende Triestinerin mit dem Fischernetz aus dem Wasser zog — an sonniger Stelle eine nasse Leiche. Und was hat sie zum Selbstmord getrieben? Sie hat geliebt, einen Mann mit Leidenschaft geliebt, der als gemeiner Verbrecher sich enthüllte und niemals ihr Gatte werden durfte — ein Brigand. Ja, die Liebe ist kein leerer Wahn, und Miramar hat recht sonnige Plätzchen, um selig sterben zu können. Wir machen zuerst dem Schloß einen Besuch. Man zeigt uns das Schlafzimmer Maximilians, sein Arbeitszimmer, die Bibliothek, Gesellschafts- und Audienzzimmer, die Speisesäle, die Schloßkapelle und — den Thronsaal. Nicht die fürstliche Ausstattung, sowohl als die Einfachheit all' dieser Räume und der edle Stil der Architektonik sind es, welche dem Innern des „Feenschlosses am Meer" so eigenthümlichen Reiz verleihen. Aber überall stoßen wir auf Reminiscenzen traurigster Art. Bibliothek und Gemälde verrathen den gebildeten Literatur-, Kunst- und Naturfreund. Unter den Oelgemälden fesseln uns weniger die Porträts der gekrönten Häupter, unter denen weniger geniale, als mittelmäßige und beschränkte Kapazitäten zu sehen sind; auch die Verräther des „verlornen Kaisers" fehlen nicht; es sind vielmehr einige Meisterwerke moderner Künstler, wie dasjenige eines Italieners, der Venedig bei Nacht mit wunderbarer Naturtreue zu geben vermochte. Ein anderes von ergreifender Wirkung stellt den orientalischen Sklavenmarkt dar, wo weibliche Schönheit und Unschuld von der personifizirten Häßlichkeit und Gemeinheit um schnödes Geld feilgeboten wird. Hier hat der Künstler — unbewußt — den krassesten Ausdruck für das soziale Elend gefunden, das am Mark der lebenden Gesellschaft zehrt. Wir sagen „unbewußt" — und „unbewußt" hat der fürstliche Käufer dieses Gemäldes das Zerrbild unserer sozialen Verkehrtheit in die unmittelbare Nähe seines Thrones versetzt. Oder ist dem nicht also? Bietet uns nicht die ganze sogenannte zivilisirte Welt ein trauriges Abbild jenes orientalischen Sklavenmarktes? Sklave ist der schaffende Mann, Sklavin ist seine Tochter, vor deren Schönheit und Unschuld die Schatzkammer des Reichen sich öffnet, um beides für schnödes Gold zu kaufen.

Lassen wir das weitere Reflektiren! Drüben auf einem Tisch steht ein kleines Gemälde, von der schönen Königstochter Charlotte selbst gefertigt: ein Schiff auf der Adria. Die Malerin hat in den glänzenden Meeresspiegel ihre eigenen Gedanken versenkt. Sie wollte Kaiserin von Mexiko werden und malt das Schiff, das sie mit ihrem Gemahl aus dem Paradies von Miramar wegführt und hinüberträgt an die ferne, fremde Küste. Trostlos ist sie einige Jahre später von dort wieder zurückgekommen, um an ihrem Schicksal irre zu werden.

Im Thronsaal hängen die Bilder der berühmtesten Habsburger und eine herrliche Komposition zur Geschichte dieses Königshauses: eine Allegorie auf Karl V., in dessen Reich die Sonne nie unterging. Ueber diesem großen Gemälde ist auch das Porträt eines „vergangenen" Kaisers angebracht, dessen ganze im Bild zur Darstellung gekommene Erscheinung unwillkürlich an den Menelaus in der „schönen Helena" erinnert — eine lächerliche Gestalt. Sie verunzierte den ganzen Thronsaal.

Wozu aber überhaupt dieser Thronsaal in Miramar?

Man sagt uns, daß er die Ausführung einer Idee des verlorenen Kaisers von Mexiko sei. Allerdings eine köstliche Idee. Man findet auch weise Sprüche an passender Stelle angebracht; lateinische Verse mit tiefem philosophischen Inhalt, „die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert." — Gewiß, Maximilian war ein Schöngeist! Aber er hat den Thronsaal nicht mehr vollendet gesehen. — Ein Thronsaal für einen Todten! Das Szepter liegt zerbrochen auf seinem Sarg und die Krone zertreten im mexikanischen Sand. Die Republik hat ihm den Tod gebracht. Weise Prätendenten können von ihm lernen. Der Thronsaal ist eine Ironie auf die herrliche Schöpfung Maximilians, und sollte dereinst das Feenschloß in Trümmer gehen, so wird es der Thronsaal verschuldet haben.

Wir erinnern uns nochmals des „Sklavenmarktes" in einem benachbarten Gemach. Und die neue Zeit flüstert uns zu:

Du sollst dich nicht treten lassen.
Du sollst dich nicht unterdrücken lassen.
Du sollst den Sklavensinn von dir thun.
Du sollst die Knechtseligkeit von dir thun.
Du sollst dich nicht bücken vor einem lebendigen Menschen;
Denn er ist nicht mehr als du.

Es war der Thronsaal das letzte, was wir im Schlosse sahen; denn in der Schloßkapelle war es finster und wir haben sie nur gestreift, als wir hinaustraten, um in den großen Park zu wandern. Der helle Sonnenschein lag über der prächtigen Meeresbucht mit dem schloßgekrönten Landvorsprung, als wir außen rings herumgingen um das sonderbare Trauerhaus. Du magst an irgendeiner Stelle deinen Blick vom Schloß wegwenden und hinausschweifen lassen in die Natur: überall wird dich letztere bezaubern. Das Meer ist ein ewiges Leben, eine nimmerruhende Bewegung; sein Bild ist in keinem Augenblick identisch mit dem vergangenen; die Zukunft — jeder Augenblick bringt dir immer neue Aspekte. Und wenn du, an irgendeiner Stelle am Ufer ihm in's leuchtende Antlitz schaust, so kehrst du immergrünen Gebüschen, Lorbeerhainen und duftenden Wäldern den Rücken. Oelbaum und Lorbeer, Eiche und Myrthe, Cypresse und Fächerpalme, Ceder und Mammuthsbaum, Araukarien und Weymouthskiefern mahnen an fremde Lande, zumeist an den gesegneten Süden. Eiche und Fichte, Epheu und Stechpalme, Wachholder und Sinngrün sind Kinder

*) Draumor's gesammelte Dichtungen, pag. 167—177. Berlin. 1873.

des Nordens; aber zwischen ihnen stehen wildwachsend Opuntien und Agaven — und erzählen von Mexiko und vom verlornen Kaiser und der irrsinnig gewordenen Kaiserin.

Ich habe schon viele Gärten und Anlagen gesehen, allein diese Mannichfaltigkeit und diesen Artenreichthum noch nirgends in dem Maße auf so kleinem Fleck Erde. Namentlich sind es die Nadelhölzer und Cupressineen, die hier eine Vertretung finden, wie kaum in einem botanischen Garten des europäischen Festlandes. Die libanotische Ceder, aus deren Holz bekanntlich der salomonische Tempel aufgebaut ward, und der kalifornische Mammuthbaum (Sequoia gigantea) gedeihen hier beide gleich prächtig, obschon sie sich im Vaterland Gegenfüßler sind. Im ganzen Park finden wir vorwiegend immergrüne Baum- und Straucharten, so daß selbst im Winter, der übrigens selten Schnee bringt, das Grün ausharrt und über den nordischen Gesellen triumphirt.

Auf der großen, ebenen Parkterrasse mit dem unvergleichlichen Ausblick auf das Meer, steht eine Doppelreihe prächtiger Fächerpalmen von doppelter Manneshöhe (**Chamaerops excelsa**). Nur eine dieser Pflanzen ist männlichen, alle übrigen sind weiblichen Geschlechts. Und das, was uns der Gärtner von diesem Pflanzen-Sultan und seinem Harem erzählt, erinnert mich unwillkürlich an die Meinung der „lautern Brüder“, arabischer Gelehrten des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wonach die Palme auf der höchsten Stufe der pflanzlichen Entwicklung steht, weil sie eine Thierpflanze ist, welche in ihren Handlungen und Zuständen denen der andern Pflanzen ferner steht, wiewohl ihr Körper pflanzenartig bleibt. „Im Palmbaum ist nämlich die handelnde (männliche) Kraft von der leidenden (weiblichen) getrennt, und die männlichen Stämme haben befruchtenden Blüthenstaub für die Weibchen, wie dies bei den Thieren.“

Welche Fortschritte hat die Naturerkenntniß seit jener Zeit gemacht, da die Botanik allein um der Arznei willen betrieben wurde und ein Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim um 1500 von den Medizinern verlangte, daß sie auch die „Anatomei in solcher Gestalt der Kräuter und aller Gewächsen“ studiren, „auf daß ihr da zusammen die gleiche Anatomei der Krankheit in Ordnung bringet. — Ein Kraut ist frauisch, eins ist männisch. — Nun sieh die Wurzeln der Manneskrankheiten und besiehe die Wurzeln der Frauenkrankheiten, und sitze darüber und rechen es aus, wie du bestehen wirst mit deiner **physica** und **causis** und **indiciis**. Allein es sei denn, daß du den Frauen gebest ihre besondern Wurzeln, den Mannen ihre besondern, und wissest die Arznei, daß sie gespalten ist, den Mannen ein Theil, den Frauen den andern Theil, sonst wirst du kein Arzt sein, sondern ein Verführer: dazu du mit viel Künst darfest Lügen und Tellerschlecken, wie denn euer aller Art ist und Studiren auf den hohen Schulen!“ Die Fächerpalmen auf Miramar tragen Früchte; das einzige männliche Exemplar hat alle weiblichen Blüthenstände befruchtet. Wir wissen heute auch ganz bestimmt, daß die Alten nicht recht hatten, als sie meinten, daß weibliche und männliche Palmen sich zur Blüthezeit gegen einander neigen.

Unten am Meeresufer sind untergetauchte Wasserpflanzen. Mit dem Mikroskop erkennst du bei genauerer Untersuchung alsbald, daß das geheimnißvolle Liebeleben in der Pflanzenwelt schon bei niedern Gewächsen zum wunderlichsten Ausdruck gelangt und ohne Zweifel bei den niedersten Pflanzen seinen Anfang genommen hat.

Ungemein erfrischend und zugleich reich an perspektivischen Aspekten sind die langen, zum Theil sich kreuzenden Schattengänge mit den schwarzgrünen Epheudächern. Einer derselben gewährt vom hintersten Ende aus einen wunderbaren Blick das Laubwerk seiner Wände und Decke entlang bis zur vordern Oeffnung und dann hinaus, direkt in's Meer und hinüber an die Felsküste, auf deren Höhen Duino mit Thurm und weithin schimmernden Häusern grüßt. Dicht hinter letzteren guckt auch noch der Thurm von Monfalcone hervor und schaut zu uns in den langen Schattengang herein, als spähete er nach Liebestäncleleien.

An anderer Stelle treffen wir in einem dieser Laubgänge einen alten Bekannten, eine bronzene Kopie der nackten Statue von Napoleon I., die in der Brera zu Mailand dem Besucher so fremdartig entgegentritt. Die Kopie ist als solche sehr gelungen; aber wir können diesem in Erz antiquirten Welteroberer keine ästhetische Seite abgewinnen, am allerwenigsten in unsern Tagen, da sich die ganze denkende Welt wieder schmerzlich daran erinnert, daß es Napoleon I. war, welcher die Errungenschaften der französischen Revolution für lange Zeit zu lähmen vermochte. Canova hat diese berühmte Statue schon 1810, also noch zu Lebzeiten Napoleons, modellirt und in Rom aus der Hand des Gießers hervorgehen sehen. Von 1814 bis 1836 lag die Statue in den Magazinen der Akademie, hernach im Museum, bis sie 1859 im Hof der Brera auf das Postament erhoben wurde. Auf wessen Veranlassung hin diese Kopie in Miramar ihren Einzug hielt, ist uns unbekannt. Wahrscheinlich ist sie ein Geschenk Napoleons III., welcher den Erzherzog Maximilian nach Mexiko und in's Verderben führte.

(Schluß folgt.)

Ein Wort über Stenographie.

Der Bildungstrieb unseres arbeitenden Volkes dringt immer rastloser vorwärts. Es ist dabei nicht zu verwundern, wenn der Durst nach Wissen, der unsere Proletarier beseelt, oft genug nicht immer an den reinsten Quellen zu stillen versucht wird. Seit das Volk weiß, daß Wissen Macht ist, wirft es sich mit wahrem Ungestüm dem Lernen in die Arme; woher sollte es wissen, welche Bahnen die richtigsten, welche Ziele die greifbarsten sind. Das Lernen selbst ist auch eine Wissenschaft und keine von denen, die immer leicht zu handhaben sind.

In der neueren Zeit ist die Stenographie mit Enthusiasmus als Bildungsmittel des Volkes proklamirt und mehr oder weniger als großartige Kulturerrungenschaft aufgestellt worden. Die „Neue Welt“ hat sich veranlaßt gesehen, am Schlusse des ersten Jahrgangs eine solche Auslassung zu veröffentlichen. Ein Blick in die Arbeiterzeitungen überhaupt zeigt, daß in den Anzeigen der Bildungsvereine der Stenographieunterricht eine vorragende Rolle spielt.

Was ist der Grund dieser Erscheinung? Verdient die Schnellschreibekunst wirklich den Platz, den ihr enthusiastische Verehrer erweisen? Gehört sie wirklich in dem Sinne zu unsern Kulturerrungenschaften, daß sie berufen ist, Gemeingut aller zu werden und die Entwicklung des Geistes überhaupt zu fördern? Zur Beantwortung dieser und einiger damit zusammenhängenden Fragen erbitten wir uns die Aufmerksamkeit des Lesers.

Es ist eigenthümlich, daß die Stenographie geradezu an den Orten, wo sie anscheinend am meisten Nutzen bringen könnte, an unseren Hochschulen, nirgends so recht Eingang findet. Tausende von jungen Leuten sitzen zu den Füßen des Lehrers, ihr Ohr hängt an dessen Munde und die flüchtige Feder bringt die Worte zu Papier. Wie trefflich, wenn man die Kunst versteht, alles, jedes einzelne Wort zu fixiren! Denn „was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Wie unangenehm aber, wenn man diese Kunst nicht versteht und so manches Wort, so mancher Gedanke des Lehrers der flüchtigen Feder entrinnt! Da ist die Kunst der Stenographie gewiß ein herrliches Auskunftsmittel! Und doch ist dem nicht so. Zwischen Schreiben und Schreiben ist ein großer Unterschied. Der Student, welcher gut stenographirt, bringt es allerdings fertig, am Schluß der Vorlesung alles, jedes einzelne Wort, das vom Lehrer gesprochen wurde, in seinem Hefte zu haben; sein „Manuskript“ ist tadellos, vollständig. Aber — und das ist ein Hauptgrund — er hat die Worte des Lehrers nur in seinem Hefte, nicht aber in seinem Kopfe. Der Student dagegen, welcher nicht stenographirt, sondern die gewöhnliche Schrift, wenn auch mit beliebigen Abkürzungen, benutzt, hat zwar kein „wörtliches Manuskript“, aber er kann sich ganz gut das Wissenswertheste fixirt und dasselbe — was wiederum ein Hauptpunkt ist — zugleich in seinen Kopf, d. h. in sein Verständniß, aufgenommen haben. Eine kurze Erläuterung wird das verständlich machen.

Je gewandter und rascher der Vortrag eines Lehrers ist, desto weniger hat der Stenographirende Zeit, dem Inhalt der Worte auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er hört den Laut oder Schall der Worte und die nothwendige Eile, jeden Laut zu fixiren, macht es ihm rein unmöglich auch den Sinn zu

fassen; von einer Prüfung des Sinnes, von einem Unterscheiden des Wesentlichen oder Unwesentlichen, von einem Erfassen der Gedanken nach dem Grad und der Bedeutung ihres Inhalts ist absolut keine Rede. Der Mechanismus des Schreibens absorbirt den Schreibenden so sehr, daß der geistige Inhalt vollkommen verloren geht. Der Schreiber kann nicht mehr denken, er ist eine bloße Maschine, eine Maschine allerdings, die merkwürdiger Weise hören und schreiben, aber gerade so wenig denken kann, wie jede andere Maschine. Ganz anders der Student, welcher mit der Feder in der Hand einem Vortrage folgt und sich der gewöhnlichen Schreibweise bedient. Er weiß, daß er nicht alle Worte des Lehrers zu Papier bringen, sondern nur das Werthvollste, das Bedeutendste fixiren kann. An ihm ist es also, scharf aufzumerken, dem Inhalt der Rede mit angestrengtester Aufmerksamkeit zu folgen, das Wesentliche vom Unwesentlichen, die Spreu vom Waizen zu sondern. Immer wird ihm so viel Zeit bleiben, das, was ihm werthvoll dünkt, zu Papier zu bringen, wenn auch nur in Andeutungen oder Umrissen. Sein Thun ist ein unausgesetztes Aufmerken, Denken, Prüfen, Unterscheiden, mit einem Wort, eine geistige Gymnastik, die unendlich höheren Werth hat, als das gedankenlose Nachschreiben bloßer Worte. Ich habe einen vortrefflichen Lehrer gehabt auf der Hochschule zu T., einen bedeutenden Gelehrten. Wie oft pflegte er zu sagen: „Ein stenographisches Manuskript ist keinen Schuß Pulver werth!" Er hatte recht, recht insofern, als der Schreiber selbst von seiner Vorlesung zumeist gar keinen Nutzen hat, sondern diesen Nutzen sich erst nachträglich durch eingehendes Studium seines Manuskripts erringen muß. Er hat also mehr als doppelte Mühe. Ein gewöhnlich geschriebenes Manuskript dagegen kann, wenn der Schreibende aufmerksam und geübt ist, dem Inhalt nach vollständig sein und hat überdies den ungeheuren Vorzug, daß der Schreibende darum seine eigene Gedankenarbeit, sein eigenstes Fassungsvermögen niederlegt. Nimmt er es nachträglich wieder zur Hand, so muthet ihn der Inhalt nicht fremd und unbekannt an; er fühlt sich zu Hause und findet aus seinen eigenen Worten ebensogut, ja noch besser, als sein stenographirender Kommilitone, des Lehrers Gedanken heraus.

Aber man stenographirt ja nicht blos für sich selbst, man stenographirt namentlich auch für andere! Auch hierüber kann man auf der Universität treffliche Erfahrungen sammeln. Einem stenographischen Manuskript fehlt es, auch für den, der große Uebung im Lesen desselben hat, zumeist sicher an Uebersichtlichkeit. Wenn es sich um Studien in stenographischen Manuskripten handelt, empfindet man diesen Mangel auf's schmerzlichste. Rasches Sichzurechtfinden, schnelle Orientirung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die gewöhnliche Schreibweise ist für den Leser tausendmal bequemer und wird es immer bleiben. Es muß so sein, ganz abgesehen davon, daß man stenographische Schrift oder Druck ja überhaupt nicht schneller lesen kann, als jede andere Schrift. Worte und Gedanken stehen in so inniger Wechselbeziehung, daß man das eine nicht ohne das andere schneller oder langsamer machen kann. Die Stenographie wird doch nicht beanspruchen wollen, auch das Denken schneller zu machen.

Was ich bisher gesagt, ist das Resultat langjähriger Erfahrung und jeder, der nicht zu den Fanatikern der Stenographie gehört, — und jede derartige Fertigkeit hat ihre Fanatiker — wird mir beistimmen. Aber es ist nicht nöthig, sich auf die Erfahrung zu berufen. Es gibt innere Gründe genug, um unsere Auffassung nach allen Seiten hin zu rechtfertigen. Wenn ich spreche und ein zweiter meine Worte stenographiren soll, was verlange ich von demselben? Ich verlange, bei Licht betrachtet, etwas Unmögliches von ihm. Ich verlange nämlich, daß er nicht blos so schnell denke, wie ich — denn Sprechen und Denken, deckt sich — sondern, daß er zugleich das Gedachte niederschreibe. In derselben Zeiteinheit, die ich zum Aussprechen meines Gedankens brauche, soll er die doppelte Arbeit verrichten — Denken und Schreiben. Entweder also muß er noch einmal so schnell denken, wie ich, um die Hälfte der Zeiteinheit auf's Schreiben verwenden zu können oder aber — und das ist die Lösung des Räthsels — er läßt das Denken bleiben und begnügt sich mit dem bloßen Schreiben. Und das ist denn auch der gewöhnliche Gang der Dinge.

So sehen wir, daß die Stenographie, weit entfernt, an und für sich schon etwas geistig Bedeutendes zu sein, vielmehr ein ganz gefährliches Prinzip der Oberflächlichkeit in ihrem Schooße birgt. Nicht blos die Erfahrung, eine innere Naturnothwendigkeit bringt es so mit sich. Denken und Sprechen sind zwei Funktionen, die sich, was den Zeitaufwand betrifft, vollständig decken, Denken und Schreiben oder Sprechen und Schreiben aber sind zwei Thätigkeiten, die sich niemals, so lange die heutigen Naturgesetze walten, decken können. Das Schreiben muß langsamer sein, als das Denken, das Schreiben wenigstens, welches noch neben der mechanischen Thätigkeit Raum zum Denken übrig lassen soll. Der Stenographirende denkt natürlich auch, aber er denkt nicht an den Inhalt dessen, was er schreibt, er kann nicht daran denken, sondern er denkt nur an sein Schreiben, an die Gesetze, die er in seinem Schreiben befolgen muß, mit einem Wort, an seine Schreibregeln.

Ich hoffe, man wird mich über das Vorhergehende nicht mißverstehen. Es kann mir natürlich entfernt nicht in den Sinn kommen, die überaus große Bedeutung der Stenographie für's öffentliche Leben zu leugnen. Die großen geistigen Verkehrswege der Nationen können ohne sie nicht mehr gedacht werden; sie hat sich für das politische und soziale Leben eine hohe Bedeutung errungen. Aber von hier aus bis zu dem Satze, daß dieselbe ein allgemeines Bildungsprinzip enthalte, wie es ihre begeisterten Anhänger uns glauben machen wollen, ist nicht blos ein großer, sondern ein verkehrter Schritt. Die Stenographie kann niemals „Gemeingut aller Gebildeten" werden in dem Sinne, daß sie die gewöhnliche Schreibweise aus ihren Positionen verdrängt. Sie muß nothwendig eine Spezialkunst, eine Spezialfertigkeit bleiben, und ist als solche gewiß grade so achtungs-, so ehrenwerth, wie jede andere Art geistiger oder körperlicher Arbeit. Ebensowenig soll verkannt werden, daß die Erfinder der verschiedenen stenographischen Systeme vielfach außerordentlichen Scharfsinn und feines Verständniß der Sprache und ihrer Anforderungen bekundet haben. Was für praktische Folgerungen ergeben sich aus dem allen? Es muß dem Arbeiterstande gegenüber mit aller Entschiedenheit betont werden, daß ihm ganz andere und viel nachhaltigere Bildungsmittel zu Gebote stehen, als die Stenographie. Ja, wenn wir noch weiter bedenken, daß der Arbeiter durchschnittlich die kleine Zeit, die ihm zur geistigen Arbeit, zum Lernen übrig bleibt, mühsam und mit großen Opfern erkaufen muß, so wird es zur förmlichen Pflicht, den Arbeiterstand als solchen vor der Stenographie zu warnen. Einestheils steht der Nutzen, den sie bringt, zu dem Zeitaufwand, den sie erheischt, in gar keinem Verhältniß, anderntheils liegt sogar eine gewisse Gefahr der Verflachung, der Oberflächlichkeit in ihr. Wenn eine Zeit Konzentrirung aller geistigen Fähigkeiten, ernstes Denken und rastloses Lernen fordert, so ist es die unsrige. Die Stenographie ist für jeden, der sie nicht als Beruf treiben will, nichts weiter als eine Spielerei.

Dr. Mülberger.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Stadtrichter Melzer begann mit der lauten und ein wenig krächzenden Stimme eines Unglücksraben wie folgt:

„Dieses Testament, was hier zur Verlesung kommen soll, ist, seinen ursprünglichen Inhalt betreffend, schon vor langer Zeit entworfen worden. Alljährlich fast hat der Herr Erblasser beliebt, einige ihm nothwendig erscheinende Abänderungen zu treffen, und die letzte Revision erfuhr das Testament vor nun drei Monaten. Selbstverständlich ist alles in der Form Rechtens geschehen und ist gegen die Aechtheit nichts einzuwenden, auch befand sich der Herr Erblasser zu jener Zeit, laut Zeugnisses des ihn behandelnden Arztes, in völlig normalem Geisteszustande. Dies vorausschickend, gehe ich an die Verlesung des Testaments."

Wieder entstand eine sekundenlange Pause, der metallische Blick schoß noch einmal unter den großen Brillengläsern hervor

und überflog die todtenstille Versammlung. — Dann fuhr die krächzende Stimme zu reden fort:

„Ich, Christian Leberecht Jakob Bartels, Bürger der Stadt Dohlenwinkel und Hausbesitzer daselbst, habe in folgendem, frei von jeglicher Beeinflußung und nach meinem besten Ermessen, zudem nach jahrelanger, eifriger und unpartheiischer Prüfung, über das mir von meinem Vater hinterlassene Vermögen, im Falle meines Todes, wie folgt verfügt.

„Ad I. Für milde Stiftungen. Acht Tage nach meinem Ableben sollen an die städtischen Armen, die mich oft genug mit ihren Anliegen und Jeremiaden belästigt haben, die in meinem Gebrauch gewesenen Kleidungs- und Wäschestücke vertheilt werden, auf daß sie sich durch den Augenschein überzeugen, mit wie wenig ein reicher Mann auskommen konnte. Da ich fest überzeugt bin, daß die weise Lehre, daß überhaupt nur der Bedürfnißlose reich ist, für jeden Einzelnen weit werthvoller ist, als das größte Geldgeschenk, hinterlasse ich diesen allen weiter nichts als die oben genannten Kleidungsstücke, um die sie ja würfeln können.

„Ad II. Dagegen bestimme ich die Summe von 20,000 Thalern zur Gründung eines Spitals für unheilbare Kranke, denn es ist Pflicht der Allgemeinheit, für jene Unglücklichen Sorge zu tragen, die absolut nicht mehr im Stande sind, sich durch eigene Kraft zu helfen. Es ist in der Regel schlecht bestellt um jene Hülfe, welche in solchen Fällen geboten wird, und dem Uebelstande will ich nach meinen schwachen Kräften abhelfen, hoffend, daß mein Beispiel Nachahmung finden wird. Der zu meinem Stadthause gehörige sogenannte Rosengarten soll zum Bauplatz für das Spital genommen und die zum Aufbau des Hauses nöthigen Materialien sollen gleichfalls aus dem Baarfonds meines Nachlasses bestritten werden. Die näheren Bestimmungen über die Verwaltung dieses Spitals befinden sich in einem Anhange, der diesem Testamente beigeheftet ist.

„Nur eins will ich auch noch an dieser Stelle bemerken, daß es mein ausdrücklicher Wille ist, einen Raum in diesem Hause der Barmherzigkeit zur Aufnahme und Heilung kranker Thiere verwendet zu wissen. Die Menschen sind nämlich gegen diese armen und treuen Geschöpfe, die ihnen zur Unterhaltung dienen oder Nutzen bringen, im höchsten Grade undankbar und vergessen ganz, daß die Thiere bedeutend besser sind als sie und erst im gezähmten Zustande menschliche Unarten und Bosheiten annehmen und zeigen. Notabene: Zimmermeister Ludolff schuldet mir von lange her die Summe von 500 Thalern, und wird es demselben sicher angenehm sein, wenn ich ihm dadurch, daß er sich beim Bau des Spitals nützlich machen darf, Gelegenheit gebe, diesen Betrag (die Schuldverschreibung des p. Ludolff befindet sich bei meinen übrigen Werthpapieren), den ich ihm schon so lange kreditirt, endlich abzuzahlen."

Der Stadtrichter Melzer schöpfte Athem. Die Erben hatten süß-sauere Mienen bei diesem unerwartet reichen Legate gemacht. Auch in dem Zuschauerraume — wenn wir diesen gewagten Ausdruck brauchen können — hatte diese Bestimmung Sensation erregt; als aber der gleichfalls anwesende Zimmermeister Ludolff, der als schlechter Zahler bekannt war, eine höchst verdutzte Miene machte und dann halblaut einen Fluch vor sich hin brummte, hätte wenig dazu gefehlt, daß eine allgemeine Heiterkeit gefolgt wäre. Lediglich die Spannung, was nun weiter werden würde, und die Scheu vor dem allgewaltigen Herrn Stadtrichter hielt die Leute zurück.

Dieser begann denn auch schon wieder, nachdem er einen noch schärferen Blick auf die Erben geworfen und diesmal sogar ein entschieden höhnisches Lächeln um die schmalen Lippen des gewaltigen Mannes spielte.

„Da meine Geschwister all' die Jahre her weder Zeit noch Mühe gespart haben, sich mir angenehm zu machen, und das Schicksal es wollte, daß sie so lange auf den ersehnten Augenblick warten mußten, wo ich mit Tode abgehen und der Bartels'sche Erbschatz in ihre Hände fallen würde, wäre es höchst ungerecht von mir, wollte ich sie nicht angemessen bedenken.

„Jahrzehnte über bemühte sich ein jeder und eine jede, mir die möglichst schlechte Meinung von dem oder der andern beizubringen. Daß diese Arbeit nicht eine ganz vergebliche gewesen, davon werden die nachfolgenden Bestimmungen dieses Testamentes meine Erben überzeugen!"

Herr Melzer räusperte sich, und diese kurze Pause benützten die Erben dazu, einander feindselige Blicke zuzuwerfen. Eine geheime Unruhe sprach übrigens dabei aus ihren versteckten Mienen. — Diese Einleitung war wenig versprechend — doch jetzt — jetzt kam ja die Entscheidung und schließlich konnte es auch einem jeden egal sein, was der nun Verstorbene von ihm gedacht oder gehalten. Nach den letztwilligen Bestimmungen des ersten Erblassers, des Vater Bartels — dem es darum zu thun gewesen, das Hauptkapital vereinigt zu wissen in der Hand eines einzigen Nachkommen — durfte Bruder Jakob das Geld nicht verzetteln, sondern war gehalten, es einem Bartels — wer derselbe immer sei — zu hinterlassen. Ob er dies gern oder ungern that, fiel dabei wenig in's Gewicht.

Die krächzende Stimme begann wieder:

„Ad III. Meinem ältesten Bruder Johann Bartels, Schreinermeister allhier, der in letzter Zeit mehr als einmal den Wunsch ausgesprochen, sich zur Ruhe zu setzen und seine alten Tage in Frieden zu verleben, fern von den Anfeindungen der übrigen Geschwister, hinterlasse ich meine, zu diesem Zwecke im Vorjahre erworbene, in Dorf Nauhenwitz gelegene Ackerwirthschaft.

„Die Landluft, die Bewegung im Freien wird den angegriffenen Gesundheitszustand meines Bruders verbessern und zugleich wird seine Seelenruhe hergestellt werden, denn Frau Friederike hat dadurch einen größeren Wirkungskreis für ihre Thätigkeit und wird ihren Mann weniger plagen können.

„Noch mache ich zur Bedingung, daß Bruder Johann diesen Besitz nicht veräußern darf, sondern denselben nach seinem Tode unverschuldet seinen Erben zu hinterlassen hat, auch soll der Antritt dieser Erbschaft, notabene die Uebersiedelung nach Nauhenwitz, sechs Wochen nach der Testamentsvollstreckung erfolgen."

Der kleine Schreinermeister bebte vor Zorn und Aerger und Frau Friederike blickte ingrimmig drein. Allerdings hatte Johann wiederholt den Wunsch geäußert, seine letzten Lebensjahre auf dem Lande zu verleben. Seine Tochter Franziska nämlich, die den Verwalter des Gutes Nauhenwitz geheirathet, hatte schon mehr als einmal erzählt, daß Herr v. Mahren, dem das Gut gehörte, es gern und zu einem sehr billigen Preise veräußern möchte. Nun hatten es sich Eltern, Tochter und Schwiegersohn gar herrlich gedacht, das hübsche Freigut vereint bewohnen und bewirthschaften zu können. Daß der Erbonkel die unter dem Hammer befindliche und dem stattlichen Gutshof gegenüber gelegene Ackerwirthschaft an sich gebracht, davon hatte niemand eine Ahnung gehabt.

Unerbittlich, wie die Stimme des Engels mit der Posaune, fuhr indessen der Stadtrichter zu lesen fort:

„Ad IV. Wenn mein Bruder Eusebius noch jünger wäre, so würde ich ihm ein Kapital zu dem Zweck überweisen, daß er eine Zeitlang jenseit des Ozeans Studien bei den praktischen Amerikanern mache. Er würde vielleicht dann einsehen, daß es weniger der Bücherweisheit bedarf, um seinen Mitmenschen zu nützen, und daß einerlei ist, ob man nur den Katechismus oder die Werke aller Weltweisen studirt hat, wenn man es doch nicht weiter gebracht hat, als die alten Schuhe und Stiefeln der Dohlenwinkler zu flicken."

Das bartlose Gesicht des alten Studenten röthete sich — was die Ermahnungen und Spöttereien vieler Jahre nicht vermocht, hatten diese wenigen Worte, die gleichsam aus dem Grabe heraus zu ihm gesprochen waren, erreicht. Der Gedanke verwirrte ihn plötzlich: daß vielleicht auch er, der bescheidenste und genügsamste der Menschen, sich überhoben habe in gelehrtem Dünkel und sich für weise gehalten, während er doch von dem Einfältigsten insofern übertroffen werde, daß letzterer der Menschheit nützlich sei. —

Betreten blickte der Philosoph vor sich nieder, und seine Augen glänzten erst wieder in neuem Muthe und höherer Freudigkeit, als Doktor Melzer fortfuhr:

„Da ein alter Baum sich aber nicht wohl verpflanzen läßt, soll man ihm Gelegenheit geben, seinen Schatten nutzbringend zu spenden. So bestimme ich denn meinen Bruder Eusebius zum Verwalter des obengenannten Spitals, und hat ihm mein Universalerbe eine jährliche Rente von 600 Thalern, bis zum Tode, zu zahlen. Daran knüpfe ich die beschränkende Bestimmung: daß Eusebius von dieser Einnahme nicht mehr als die Hälfte jährlich zum Ankaufe von Büchern verwenden darf. Ich zweifle nicht daran, daß er diesem Hause der Barmherzigkeit ein treulicher Vorsteher sein und dafür sorgen wird, daß alle meine dafür nach langer Ueberlegung getroffenen Bestimmungen und Einrichtungen aufrecht bleiben."

Der alte Student blickte mit einem Lächeln höchster Zufriedenheit um sich, auch die übrigen schienen befriedigt. Nach den ersten Bestimmungen war man schon auf das Aeußerste gefaßt gewesen und hätte sich kaum noch gewundert, wenn Eusebius zum

Universalerben ernannt worden wäre. Nun war auch diese Gefahr beseitigt, und man athmete freier.

„Ad V. Meine Schwester Martha", las der Stadtrichter, „eignet sich ganz vortrefflich zur Wirthin eines Gasthauses. Da sie selbst gern gut ißt und einem ächten Tropfen nicht abgeneigt ist," — hier schmunzelte Jonas Wallfisch verständnißvoll — „so habe ich für sie das Wirthshaus und die Schankgerechtigkeit in Segendorf erworben, und wird es nur an ihr liegen, durch prompte und reelle Geschäftsführung ihrem kleinen Wirthshause einen großen Ruf zu verschaffen."

Martha ward bleich vor Zorn, während ihre große Nase im schönsten Rubinroth erglänzte. Sie kannte das kleine, erbärmliche Wirthshaus in Segendorf, das ganze Grundstück war nicht viel über 1000 Thaler werth, und das sollte ihr ganzes Erbtheil sein!

Aller Augen blickten nun auf den Hofrath, an ihn mußte jetzt die Reihe kommen, wenn es dem Alter nach ging, wie bisher.

Aber es hieß weiter in dem sonderbaren Testamente:

„Ad VI. Auf einer meiner Reisen hatte ich Gelegenheit die innere Einrichtung und das Leben in einem Stift für „betagte Unvermählte" weiblichen Geschlechtes kennen zu lernen. Mit einer scharfen Zunge und ein wenig Bosheit kann sich da eine jede recht angenehm durch's Leben bringen, denn was das Dasein alter Jungfern so peinvoll macht, wird ihnen in dieser wohlthätigen Anstalt aus dem Wege geräumt. Sie erblicken hier weder einen Mann, noch ein jüngeres oder schönes weibliches Wesen, also wird weder ihre Herzensruhe gestört, noch ihr Neid erregt. Dafür dilettiren die Bewohnerinnen dieses Stiftes in allen möglichen Künsten, und wird es meiner poetischen Schwester leicht werden, ein geeignetes Publikum für ihre lyrischen Ergüsse zu finden. Ich habe mich demnach entschlossen, eine Stelle durch Einzahlung eines Kapitals für sie zu erwerben, und gebe ich ihr zu bedenken, daß, wenn sie nicht in das nauenheimer Stift übersiedeln wollte, das Geld verloren wäre und sie somit leer ausginge."

Bisher hatten noch alle Genannten ihre Fassung zu bewahren gewußt, nur Emmerenzia machte eine Ausnahme. Ihre dunkeln Augen schossen Blitze, die Geiernase schob sich noch mehr vor und dafür trat das Kinn fast gänzlich zurück, sie flüsterte der neben ihr sitzenden Schwägerin Friederike zu, daß sie dieses ungerechte Testament umstoßen werde, und da sie bei ihrem Sprachfehler jedes Wort verstümmelt herausbrachte, klang es wie das Zischen einer Schlange.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

X.

Dr. Löwe-Calbe! — Mit welchem Jubel wurde des Mannes Name genannt, als er mit einem Theile der Mitglieder des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart übersiedelte und dort energisch für die Reichsverfassung eintrat. Und welche Erbitterung griff um sich, als man hörte, daß der glänzende Redner und der gewandte Parlamentspräsident wegen Hochverraths am deutschen Bunde vom preußischen Obertribunal zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden sei. Glücklicherweise war Löwe in's Ausland gegangen, und alldieweil ging es den Preußen so wie den Nürnbergern.

Löwe ist ein geborener Redner, er hat eine volltönende, kräftige und klangreiche Stimme, sein Stil ist edel und seine Ausdrucksweise geht zu Herzen — was wunder, daß er 1848, in jener großen, wenn auch allzuphrasenreichen Zeit, große Begeisterung fand. Seine Pflicht that Löwe in jener Zeit, soweit es ein einziger Mann vermochte, völlig, und sein Andenken wäre allen wahrhaft freisinnigen Männern in Deutschland theuer geblieben, wenn, ja wenn Löwe nicht nach Deutschland zurückgekehrt wäre.

Er hatte sich in die Schweiz geflüchtet, war dann nach London und darauf nach New-York gezogen, wo er von seiner ärztlichen Praxis lebte. Da nahte sich ihm das Unglück im Jahre 1861 in Gestalt der vom Preußenkönig erlassenen Amnestie. Löwe kehrte nach Deutschland zurück und machte sofort den dummen Streich, sich das preußische Bürgerrecht wiederzuerwerben und in das Abgeordnetenhaus wählen zu lassen.

Geboren ist Löwe in Olvenstedt bei Magdeburg im Jahre 1814; den Zunamen Calbe hat er erhalten, weil jener Ort ihn 1848 in's Parlament wählte, in dem er zur Linken gehörte. Nach der Uebersiedlung des Parlaments nach Stuttgart wurde er zum Präsidenten gewählt. Vom Jahre 1863—70 und von 1873 bis jetzt ist er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, dessen erster Vicepräsident er seit 1876 ist. Seit 1867 ist er Mitglied des deutschen Reichstags. Als Parlamentarier ist der Mann immer tiefer gesunken; vom Demokraten über die Fortschrittspartei hinaus, befindet er sich bei den Nationalliberalen, wenn auch nicht dem Namen nach — Lasker ist ihm manchmal zu freisinnig. Er stimmte für das deutsche Militärgesetz, welches auf sieben Jahre das Budgetrecht des Reichstags illusorisch machte; er stimmte für das Landsturmgesetz, daß alle Staatsangehörige bis zum 42. Jahre kriegspflichtig macht und unter den Korporalstock bringt.

Löwe ist fett geworden, sehr fett; sein Herz ist fett geworden, sein Hirn und seine Stimme — und so fett, so zahm ist er auch geworden. Erhält der rothe Revolutionär von 1848 nun noch eine Geheimrathsstelle im Reichsgesundheitsamt, auf welche er spekuliren soll, so ist er politisch vollends todt, — und so wollen auch wir ihn zu den Todten werfen.

H.

Die ersten Anfänge der Gesellschaftsbildung. Bei der Beschreibung des ägyptischen Thierdienstes erzählt Diodor: „Als die Menschen aus dem thierischen Zustande zum geselligen Leben übergingen, so fraßen sie einander auf und bekriegten sich, wobei der Stärkere immer den Schwächeren überwältigte. Nachher aber fanden es die, welche an Stärke den anderen nicht gewachsen waren, vortheilhafter, sich schaarenweise zu sammeln und sich gewisse Thiere, die später heilig gehalten wurden, zu Merkzeichen zu wählen. Bei einem solchen Merkzeichen kamen nun Leute zusammen, die in beständiger Furcht gelebt hatten, und bildeten so ihren Verfolgern gegenüber einen achtunggebietenden Verein." — Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Noth, das Bedürfniß, die Menschen zur Vereinigung geführt. Wir haben in der Natur noch ähnliche Vorgänge; die einzelne Krähe ist einem Habicht nicht gewachsen, vereint aber wird er bezwungen, und so ist es im Menschenleben, gleichgiltig auch, ob der feindliche Gegenstand ein Menschenfresser oder ein anderes Uebel ist. — Die Menschen wollen ein friedliches und ein ihrer Kultur entsprechendes glückseliges Leben führen. Jeder Mensch hat das berechtigte Streben nach dem vollen Genuß aller Vorzüge, welche der Gesellschaftsverband dem einzelnen zu bieten vermag, und diesem Streben begegnen wir bereits in den ersten Anfängen der Menschheitsgeschichte. Von einzelnen wurden Erfindungen und Entdeckungen gemacht, welche ihnen Vortheile brachten. Die Vertheidigung derselben, das Bestreben, sie allein auszunutzen, erweckte Gesellschaftskämpfe, da die übrigen Mitglieder des Verbandes das sehr natürliche Verlangen trugen, die Vortheile, welche der einzelne vor den anderen genoß, zu verallgemeinern, ein ebensolches Dasein zu führen, wie ihr zufällig bevorzugter Genosse. Wo der Glückliche sich dazu verstand, an den Vorzügen, zu denen er gelangt, auch andere theilnehmen zu lassen, um nicht mit allen theilen zu müssen, da entwickelte sich der Klassenstaat, da gab es auf der einen Seite Starke und Mächtige, Herrscher, und auf der andern Schwache und Abhängige, Sklaven. — Diesen Kämpfen begegnet man auch heute noch. Einer großen Menge, der der Lebensgenuß vorenthalten und verkümmert wird, den die Kulturstufe bietet, welche der Gesellschaftsverband erreicht hat, steht ein kleiner Bruchtheil Genießender gegenüber. Die Menschen in ihrer Allgemeinheit beseelt nicht, wie neuerdings von einem namhaften Gelehrten auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft behauptet wurde, „das ruhelose Streben nach bevorzugtem Dasein, nach Vortheilen vor anderen und selbst auf Kosten anderer," sondern allein das Verlangen nach der denkbar höchsten Glückseligkeit. So wollen die arbeitenden Klassen auch nicht ein schwelgerisches Leben, wie die Genießenden es sich bereiten können, sondern ein auskömmliches und gleich glückliches für alle.

C. L.

Ein Mitarbeiter Mirabeau's. Das in meinem Artikel über die Jakobinermütze erwähnte Buch von Professor Galiffe enthält auch einen Brief von Etienne Salomon Reybaz. Der Name dürfte nur dem kleinsten Theil der Leser der „Neuen Welt" bekannt sein; er lieh seinen Glanz einem andern und größern, und der unverdienten Vergessenheit entriß ihn erst ein 1873 herausgekommenes Buch von Plan, das an der Hand von auf der genfer Stadtbibliothek befindlichen Originalien den strengen Beweis durchführte, daß Mirabeau nicht allein von Reybaz fortwährend mit Material für die parlamentarische Aktion versehen wurde, sondern daß er auch mehrere Reden hielt, welche dieser für ihn entworfen und bis in's Detail ausgearbeitet hatte. — Im Jahre 1781 kam es in Genf zu blutigen Wirren, die Nachbarstaaten intervenirten und die Häupter der revolutionären Natifs entzogen sich der Rache des siegreichen Patriciats durch die Flucht. Unter den Geflohenen war auch Reybaz. Ein geborener Waadtländer, hatte er nach Vollendung theologisch-philosophischer Studien in Genf längere Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet, dann als Mentor eines jungen schwedischen Grafen Frankreich durchreist, in literarischen Kreisen daselbst viele Bekanntschaften angeknüpft und bei seiner Rückkehr in der schönen Lemanstadt das Bürgerrecht erworben. Mit seiner scharfen Feder verfocht er die Sache der Natifs und die Niederlage dieser Partei machte auch seine Stellung unhaltbar. — Oekonomisch unabhängig, lebte er in Paris, wohin er sich gewendet, ganz seinen Studien und arbeitete nur gelegentlich für eine Zeitung. Zwei Mitarbeiter des von Mirabeau begründeten „Courrier de Provence" machten ihren Meister aufmerksam auf

die glänzende Begabung ihres Landsmanns, und dieser versäumte nicht, denselben für dauernd an sich zu ziehen. Plan hat circa sechzig Briefe veröffentlicht, welche Mirabeau an seinen Mitarbeiter schrieb, und dieselben beweisen, daß zwischen den beiden ein herzliches, auf gegenseitiger Hochachtung begründetes Verhältniß bestand. Ein Brief, datirt vom 4. Januar 1790, ist das Begleitschreiben zu einer Arbeit über die Reform einer kriminalrechtlichen Materie, welche Reybaz zur Durchsicht unterbreitet wird. Unterm 28. Januar spricht ihm Mirabeau seinen lebhaften Dank aus für die ihm gelieferte Abhandlung über die moralischen und politischen Konsequenzen des priesterlichen Cölibates. Er entschuldigte sich, daß er in seiner Rede einige Worte ausgelassen habe und versicherte, daß sie im Druck erscheinen werden. Einmal klagt er auch mit reizender Höflichkeit über die Schrift, welche für die Tribüne zu fein sei. Die Reden über das Duell, über die Organisation der Nationalgarde, die Besteuerung der Rente u. s. w. sind unter direkter Mithilfe von Reybaz entstanden. Auch einen Entwurf über die Um- und Neugestaltung des öffentlichen Erziehungswesens, den „Anker der Revolution“ sollte er abfassen, Mirabeau forderte ihn hierzu mit schwungvollen Worten auf. Von seinem Sterbelager aus richtete er noch einen Brief an Reybaz, in welchem er die Hoffnung ausdrückt, bald wieder auftreten zu können. Der Tod ereilte ihn jedoch am 2. April 1791; drittes Tags darauf bestieg Talleyrand die Tribüne, verlas die (von Reybaz entworfene) Rede, welche Mirabeau hatte halten wollen und nannte sie dessen „letzten Seufzer“. Der Entwurf zu dem meisterhaften Votum über die Priesterehe fand sich vollständig im Nachlasse von Reybaz vor. Wird Mirabeau, von dem Viktor Hugo irgendwo sagt, „es sei kein Mensch und kein Volk, sondern ein unermeßliches Ereigniß, das zu uns spreche,“ durch Plan's Enthüllung vom Piedestal geworfen? Keineswegs. Wie seit der Entdeckung der Sonnenflecke die Sonne uns nicht minder majestätisch erscheint, so bleibt Mirabeau in seiner ersten Periode doch eine großartige Gestalt, ein flammendes, leider aber bald in einer Korruptionslache untergegangenes Gestirn. Schon seine ersten, zum Theil im Gefängniß und gewiß ohne Beihilfe dienstbarer Geister geschriebenen Werke (es sei nur an seine „Briefe über die Verhaftungsbefehle und die Staatsgefängnisse“ erinnert) athmen eine Kraft und Leidenschaftlichkeit, wie sie nur genialen Naturen innewohnt. Und gerade darin, daß er den bescheidenen und unberühmten Reybaz nach kurzem Verkehr, beinahe auf den ersten Blick als einen Mann von kongenialem Wesen erkennt, ist ein Beweis seines eminenten Scharfsinnes. — Mirabeau vertrat den Konstitutionalismus in der Revolution; Reybaz war Republikaner, aber ein sehr gemäßigter, der an der weiteren Entwicklung keine sonderliche Freude hatte. Als Vertreter seiner Vaterstadt bei den französischen Machthabern entwickelte er später viel Energie und kehrte dann in's Privatleben zurück, um seinen Studien zu leben. Er starb 1804. Seine Tochter vermählte sich mit dem dänischen Dichter Baggesen.
R. R.

Rouget de Lisle trägt zum erstenmal die Marseillaise vor. (Bild Seite 161.) In Straßburg war es, wo das weltberühmteste und wirkungsreichste aller Lieder gedichtet und zum erstenmale vorgetragen wurde. Der dort garnisonirende französische Ingenieuroffizier Rouget de Lisle hatte durch einen Schlachtgesang die französischen Truppen für die Kämpfe gegen die verbündeten Preußen und Oesterreicher begeistern wollen, aber es sollte ihm viel mehr gelingen, als er träumen konnte — sein Lied ward nicht nur binnen kürzester Frist zum Schlachtgesang der Rheinarmee, sondern es drang auch von der Armee her in's Volk von ganz Frankreich und hielt mit den marseiller Revolutionssoldaten im Hochsommer 1792 seinen denkwürdigen Einzug in Paris, um als Kampf- und Sturmlied der großen Revolution das französische Volk zur äußersten Anspannung seiner Kraft, zu himmelauflodernder und schier unverlöschlicher Leidenschaft zu begeistern. Ob eine Ahnung davon die ersten Zuhörer beschlichen, daß in dem Liede eine weltgeschichtliche Triebkraft gezeugt war von unberechenbarer Gewalt, ob ein Funken jener wilden Gluth, die es in den Gemüthern der Millionen entflammte, den Dichter, als er es vortrug, beseelte, — wer könnte uns heut noch davon Kunde geben? Aber unser Bild deutet darauf hin, und wir halten es kaum für anders möglich, daß dort im Hause des Bürgermeisters von Straßburg die markigen Worte, die knappen, wuchtigen Verse einen tiefen, gewaltigen Eindruck hervorriefen und auf die Gemüther gewirkt haben mögen, wie das dumpfe Brausen eines von weiter Ferne heranziehenden Orkans.
G.

Die Universalmühle von Steimmig, von Hörde & Comp. in Wien fabricirt, mahlt in großen Mengen Getreide aller Art, während zu ihrem Betriebe nur sehr geringe Kraft erforderlich ist. Namentlich in Gegenden, in welchen es an Wasser fehlt, oder die von Mühlen entfernt sind, macht sich das Bedürfniß für derartige Maschinen geltend, die oft unvollkommen construirt sind, große bewegende Kraft erfordern, theuer sind und wegen ihrer Complicirtheit zu große Anlage- und Unterhaltungskosten und theure Reparaturen verursachen. Alles dies ist bei der Steimmig'schen Mühle vermieden. Sie besteht einfach aus einer vertikalen Mühle, die an horizontaler Axe befestigt ist. An der Seite dieser Mühle befindet sich ein Segment aus Stein, das auf einem Wagen in einer Art Kasten ruht und durch ein Handrad der Mühle genähert oder von ihr entfernt werden kann. Bei kleinen Mühlen ist die Einrichtung umgekehrt: das Segment ist fest und die Mühle läßt sich nähern und entfernen. Das zu mahlende Getreide wird in den am obern Theile der Mühle befindlichen Fülltrichter geschüttet und wird mittels Cylinder zwischen das Segment und die Mühle geführt. Gewöhnlich erhält man nur grobes Mehl, will man feines haben, so muß das Segment f a s t b i s z u r B e r ü h r u n g mit der Mühle gestellt werden. Da etwa nur der vierundzwanzigste Theil der seitlichen Fläche der Mühle arbeitet, so ist die Reibung fast unmerkbar und wird mit größter Leichtigkeit durch die Kraft des Schwungrades überwunden; da das gemahlene Getreide die Mühle sofort verläßt, so ist nur eine geringe bewegende Kraft erforderlich. Wenn man nur schroten will, so wird bei der kleinen thätigen Mahlfläche nur äußerst wenig Mehl selbst bei kleinsten Körnern gebildet. Die verwandten Mühlsteine sind derart, daß man sie wochenlang ohne aufzuhauen gebrauchen kann, und wenn Schärfen nöthig wird, so kann dies in einer halben Stunde geschehen, ohne daß die Mühle demontirt werden muß. Ueberhaupt sind Reparaturen nur sehr selten nöthig. Die großen Vorzüge dieser Mühle sind, daß man, je nach der Stellung des Segments zu der arbeitenden Mahlfläche gleichmäßig alle Arten Getreide darauf mahlen kann, ferner Gewürze, Farben, Kaffee, kurz alle Substanzen, die sich in der Kälte und im trocknen Zustande überhaupt mahlen lassen. Die erforderliche bewegende Kraft ist nur gering, denn ein zwölfjähriger Knabe kann stündlich 150 bis 200 Kilogramm Getreide auf dieser Mühle mahlen; durch e i n e Pferdekraft betriebene Mühlen liefern täglich 7,500 bis 10,000 Kilogramm Mehl. Eine der wichtigsten Anwendungen dieses Apparats ist zum Schroten des Hafers für Pferde, wofür man bis jetzt noch keine gute Maschine hatte; ein Mann kann mit Leichtigkeit in einer Viertelstunde das tägliche Futter für zwei starke Pferde schroten. Als letzter Vorzug der Steimmig'schen Universalmühle sei die Präcision angeführt, mit welcher der Abstand des Segments von der Mahlfläche geregelt werden kann. Namentlich für Brauereien ist der Apparat sehr nützlich, da er fast gar kein Mehl, sondern Schrot liefert. Eine Pferdekraft gab bei einem Versuche stündlich 525 Kilogramm. Die Fabrik liefert die Mühlen in vier Größen. Die Dimensionen der Größen (Nr. 1) sind: Länge 1.42m, Breite 0.90m, Höhe 1.80m. Durchmesser der Mühlsteine bei Nr. 1 ist 1.10m, bei Nr. 2, 3 und 4 resp. 1m, 0.80m und 0.60m. Nr. 4 ist 0.80m lang, 0.30m breit und 1.60m hoch. Der Durchmesser der Welle ist bei Nr. 1 0.60m, ihre Länge 0.12m. Die Zahl der Umdrehungen ist 30 bis 50 (Nr. 1), 60 bis 80 (Nr. 3), 30 bis 40 (Nr. 4). Die tägliche Produktion ist bei Nr. 1 15,000 Kilogramm, bei Nr. 2 10,000 Kilogramm. Die nöthige bewegende Kraft ist 1 bis $1^1/_2$ Pferdekraft bei Nr. 1 und 2, $^1/_4$ Pferdekraft bei Nr. 3 und $^1/_{15}$ Pferdekraft (ein Knabe) bei Nr. 4. Die Preise sind in Francs:

Nr. 1	1250	Mühle	und	Segment	225,00.	Emballage	37,50.
„ 2	1125	„	„	„	187,50.	„	30,00.
„ 3	750	„	„	„	125,00.	„	25,00.
„ 4	375	„	„	„	75,00.	„	20,00.

Die Maschine Nr. 4 ist die einzige, die speziell für Handbetrieb eingerichtet ist.
Dr. B.-R.

Korrespondenz.

Breslau. Maurer F. G. Einsilbige Räthsel hält man am besten ganz kurz und scharf pointirt. Ihre Verse zeigen Sinn für Rhythmus und ziemlichen Gedankenreichthum, in der Form sind sie jedoch mangelhaft und darum für uns nicht verwendbar. Versuchen Sie Sich weiter in derartigen Leistungen! — Frl. Alwine Tn. Daß Sie Ihrer Tante den 2. Jahrgang der „Neuen Welt“ „schön gebunden“ zu Weihnachten schenken, ist lobenswerth und erfreulich; weniger erfreulich war uns Ihr „bescheidener Wunsch“, wir möchten doch „recht rasch“ „ein paar ganz kleine Verse machen“, die Sie als „Motto“ (Sie meinen wohl: Widmung?!) in das Geschenkexemplar hineinschreiben könnten! Sie sind gewiß noch sehr jung, liebes Fräulein Alwine?

Kohlfurt. Dr. C. Friedrich. Sie scheinen auf den Abdruck Ihres zweiten Briefes verzichtet zu haben, Sie Streiter im Herrn und „ehemaliger“ Sozialdemokrat!? Heutzutage ist es wirklich Kinderspiel, die Frommen im Lande, wenn sie sich auch gelegentlich einmal gar trutziglich geberden, zu den Stillen im Lande zu machen!

Berlin. St. Es wäre doch sehr schlimm, wenn Sie recht hätten, daß „doch jeder sicher solchen Familienhader“ zu erleben hatte. Uebrigens beweist Ihr Urtheil, daß Sie von einer der Krankheiten unserer Zeit, der Sucht nach dem Außergewöhnlichen, Erschütternden nicht frei sind. Nervenabstumpfung — ein schwer zu kurirendes Leiden! Probiren Sie die Medizin, deren ersten Löffel Ihnen diese unsere Neujahrsnummer beut.

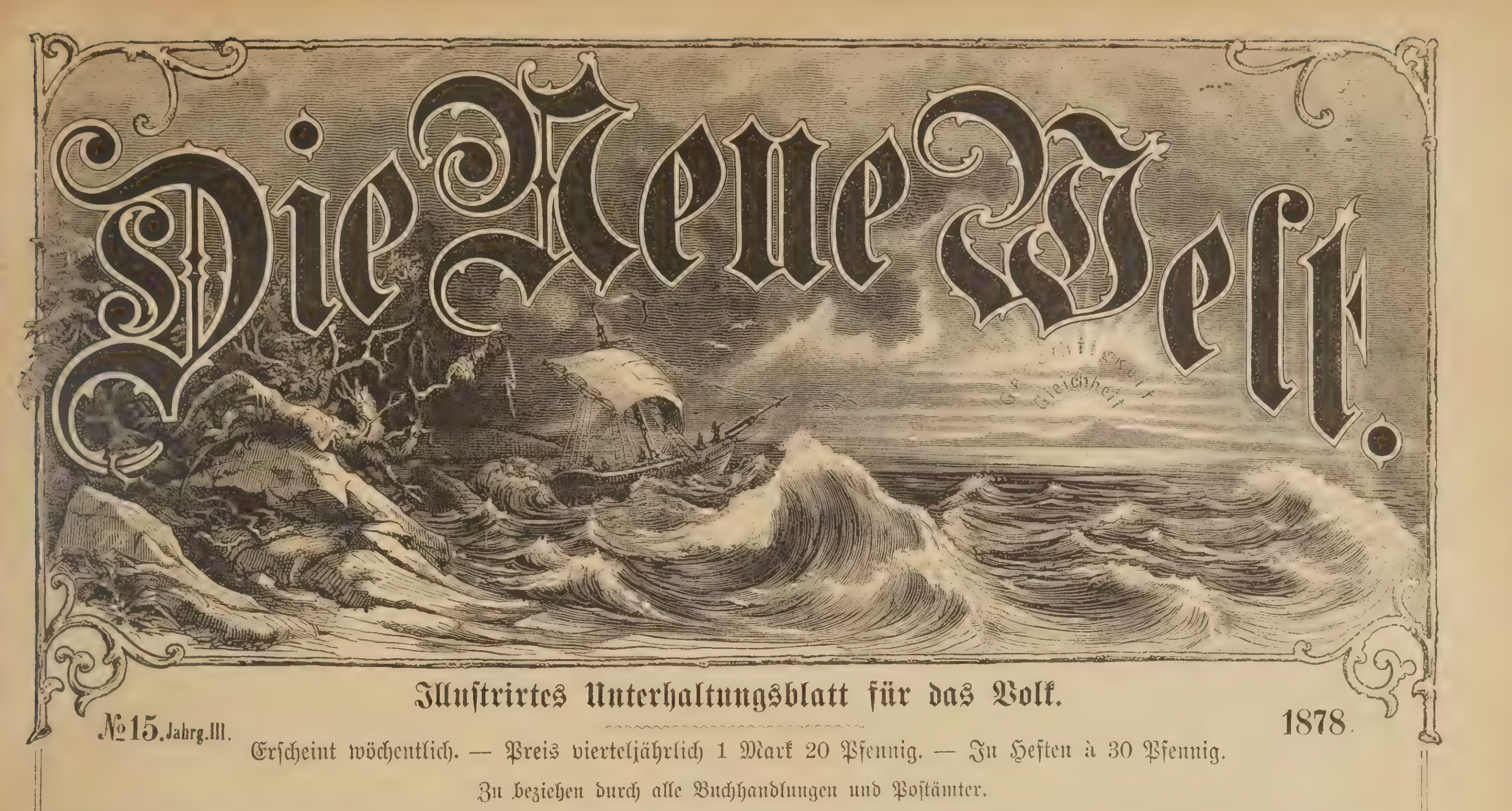
Degesloch. Schriftsetzer W. G. Die Münzabbildung, welche Sie uns zur Enträthselung eingesandt, ist uns selber vorläufig ein ungelöstes Räthsel. Insbesondere irritiren uns die Zahlen: auf dem Avers 1536, auf dem Revers MDCCVI, d. i. 1706, ꝛc.; der König Karl III, der einzig mit dem Carolus III, rex Hispaniae, gemeint sein kann, ist 1716 geboren, ward 1739 König beider Sizilien und 1759 König von Spanien. Wie ist die vermeintliche Münze beschaffen und wo haben Sie dieselbe her?

Paris. E. V. Eine französische Ausgabe der „N. W.“ erscheinen zu lassen, ist nicht so leicht, als Sie zu glauben scheinen. Dazu gehören, ganz abgesehen von dem mehr als zweifelhaften Erfolg, viel größere Mittel und weiterreichende Verbindungen, als uns gegenwärtig zu Gebote stehen. Eine Modenzeitung, wie der „Bazar“ oder die „Victoria“, kann mit viel größerer Sicherheit als internationales und vielsprachiges Blatt auftreten, als die „N. W.“ oder sonst irgendein Preßorgan für Unterhaltung und Belehrung.

An R., Zerbst, E. und Sch—y, Berlin, F. Kl., Weißenfels, B., Glauchau, B—n, Hamburg, H—t, Hannover und Xx, Oderberg sind in der letzten Woche Mspte remittirt worden.

(Schluß der Redaktion: Freitag, den 21. Dezember.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 15. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wir sind nun wohl genügend über die drei einander so wenig ähnlichen Frauengestalten orientirt, deren weiche Hände in das Geschick unsres Helden einzugreifen bestimmt sind, und es dürfte nachgrade an der Zeit sein, daß wir uns nach diesem umsehen. Was man von Frauen über einen Mann in Erfahrung bringen kann, ist in der Regel nur wenig und hat mit seiner Charaktereigenthümlichkeit nicht viel zu schaffen; sie halten sich an Aeußerliches, und so fein und rasch sie in dieser Hinsicht beobachten, so schwach ist ihr Vermögen, in die Individualität des Beurtheilten einzudringen und Schlüsse aus den bedeutsamen kleinen Zügen zu ziehen, durch welche dieselbe sich verräth. Männliche Beobachter operiren entgegengesetzt; sie haben weder eine Gewißheit über die Farbe der Augen ihres Studienkopfes erlangt, noch vermögen sie zu konstatiren, daß an einem Handschuh das Schlußknöpfchen fehlte und daß ein Knopf am Rock ein wenig abgeschabt war, aber dafür pflegen sie über die hervorstechendsten Charakterzüge, über die größere oder geringere Originalität und selbst über das Gemüthsleben des Objekts ihrer Beobachtung in der Hauptsache im klaren zu sein. Abgesehen nun davon, daß die drei Damen, deren Geplauder wir belauschten, garnicht in der Lage gewesen sind, zu zeigen, ob sie einen Mann nicht nach zufälligen und untergeordneten Aeußerlichkeiten beurtheilen und daß der am wenigsten Gesprächigen, die also aller Wahrscheinlichkeit nach die beste Beobachterin ist, die Gelegenheit, sich zu äußern, abgeschnitten wurde, bleibt uns schon nichts übrig, als unsern Helden selber unter die Lupe zu nehmen und in sein häusliches Stillleben einen prüfenden Blick zu werfen. Unser Interesse ist ja zur genüge geweckt worden.

Ungefähr zu der Zeit, da wir uns in das Haus des Kommerzienraths einschlichen, war Wolfgang Hammer, von seinem großen, klugen Neufundländer begleitet, von einer vielstündigen, ziellosen Streife durch den Wald und über die Berge heimgekommen. Er begrüßte seine alte Wirthin, eine ehrsame Klempnerwittwe, die strickend in der Hausflur saß, mit einem freundlichen Zuruf, stieg hinauf in sein Zimmer im ersten Stock, steckte den großen Strauß gelber Primeln, den er mitgebracht hatte, in's Wasser, öffnete die Fenster und sah in tiefen Gedanken hinaus nach den Bergen, die sich rasch in Dunkelheit hüllten. Am wolkenüberzogenen Himmel ließ nur da und dort ein matter Stern sich erkennen, und die Müdigkeit nach dem angreifenden Marsch und des Abends trübe, drückende Schwüle mochten wohl eine unbestimmte Niedergeschlagenheit in ihm erzeugt haben, denn als die gute Frau Meiling mit Licht und dem frugalen Abendbrot kam, gab er auf die Fragen der plauderlustigen Alten so knappe und kühle Antworten, daß sie bald einsah, er sei weder aufgelegt, sich mit ihr zu unterhalten, noch sie (mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt) ein wenig zu necken und zu schrauben. Sie wußte bereits, daß es unter solchen Verhältnissen das Gerathenste war, ihn allein zu lassen; es war ein „eigner" Herr, dieser ihr Miethsmann, und garnicht wie andere junge Leute, wie sie ihren Nachbarinnen schon wiederholt mit einem leisen Wiegen des Kopfes und doch auch mit einem etwas stolzen Lächeln versichert hatte, aber so gut und freundlich, daß man garnicht anders konnte, als sich in ihn zu schicken und ihm alles an den Augen abzusehen. Er hatte eine Art, den Leuten selbst ihnen Widriges erträglich zu machen, die unwiderstehlich war, eine sanfte, fast bittende, ein wenig humoristische und doch zugleich ganz bestimmte Art, die Frau Meiling in ihrem Leben noch nicht aufgestoßen war. Daß sie ihm über nichts grollen konnte, hatte sie gleich am Tage seines Einzugs bei ihr erfahren. Als er auf der Suche nach einer ihm zusagenden Wohnung eines Abends in ihr Haus getreten war und sie gefragt hatte, ob im oberen Stock und zwar auf der Rückseite, von wo man die Berge stets vor Augen habe, nicht ein Zimmer zu haben sei, vielleicht auch ein kleines Schlafgemach, aber beileibe kein Alkoven — er brauche Luft und Licht auch im Schlafe —, hatte sie zwar zugeben müssen, daß sie recht wohl zwei Zimmerchen abgeben könne, aber sie mochte sich, da sie keine Magd hatte und kinderlos war und von den Zinsen des in vieljähriger Ehe Erübrigten bequem leben konnte, auf ihre alten Tage keine solche Last mehr machen, und hatte also nach Aeußerung vielfacher Bedenken und Skrupel und nach langem Ueberlegen und Zaudern schließlich doch abgelehnt. Aber es war ihr sauer geworden; der hübsche, stattliche junge Mann mit dem offnen Gesicht, den guten Augen und der einschmeichelnden Stimme, der ihr versicherte, daß er fast gar keine Bedienung beanspruche und daß sie ihn nicht viel merken werde, war ihr die ganze Nacht im Kopfe herumgegangen, das tief in der weiblichen Natur begründete Verlangen, jemanden zu haben, für den man sorgen und dem man das Dasein unmerklich und geräuschlos behaglicher machen kann, erwachte aus jahrelangem Schlummer und ein

zufriedenes, verjüngendes Lächeln glitt über das alte Gesicht, als sie sich vorstellte, wie hübsch und behaglich der feine, junge Herr es bei ihr haben solle. Am nächsten Morgen in aller Frühe schickte sie nach dem Gasthof, in dem Wolfgang sich inzwischen einquartirt hatte, und ließ ihn bitten, nochmals zu ihr zu kommen, und sie wunderte sich selbst darüber, wie rasch und leicht sie über alles einig wurden. Gleich am nächsten Tage wollte er von seiner zukünftigen Wohnung Besitz ergreifen, und als sie ihm erschrocken vorstellte, daß doch erst alles in Stand gesetzt werden müsse, klopfte er sie lächelnd auf die Schulter und sagte: „Lassen Sie uns das zusammen besorgen; wir werden so rascher fertig und Sie würden mir kaum alles zu Dank machen — ich habe so meine Eigenheiten, das sagte ich Ihnen schon, und Sie wissen garnicht, was für Raritäten ich mitbringe."

Die gute Alte hatte zum Schein zugesagt, aber mit dem festen Vorsatz, dennoch alles herzurichten; brachte sie nicht einen unauslöschlichen Makel auf ihre Hausfrauenehre, wenn ihr Miether nicht alles vorbereitet fand? So erließ sie denn ein kleines Aufgebot an den Heerbann ihrer weiblichen Verwandtschaft, und eine halbe Stunde, ehe Wolfgang hatte kommen wollen, war die letzte gehäkelte Decke glattgestrichen und das letzte Bild an der Wand zurechtgerückt und die letzte Fliegenspur am Spiegel wegpolirt.

Aber wie bald verwandelte sich der Ausdruck gutmüthigen Triumphs, von dem ihr Gesicht strahlte, in den des Gekränktseins und der Empfindlichkeit! Als Wolfgang kam, sagte er im Tone freundlichen Vorwurfs und wahren Bedauerns: „Und nun haben Sie sich doch Mühe gemacht und zwar vergebliche Mühe, denn so kann ich das Zimmer beim besten Willen nicht brauchen. Nicht einmal das Bett kann bleiben, wie es ist — ich ersticke in einer solchen Federgruft, und außer der Matratze müssen Sie alles fortschaffen — eine Decke bringe ich selber mit und an andres Lager bin ich nicht gewöhnt. Wollen Sie mich einmal eine Stunde allein schalten und walten lassen und dann urtheilen?" Frau Meiling brummte zwar: „Na, das wird eine hübsche Wirthschaft werden!" aber sie mußte doch lächeln, mit soviel Herzlichkeit hatte er ihr beide Hände hingehalten und dazu gesagt: „Und nun sind Sie mir nicht böse — nicht wahr? Ich hatte es Ihnen doch gesagt, und es war ja auch alles ganz hübsch und behaglich, nur nicht für einen so eigensinnigen Sonderling, als ich es bin." Sie ging hinüber zur Nachbarin, um ihm das Feld ganz zu räumen, aber innerlich gestand sie sich, es lohne sich wohl der Mühe, noch einmal jung zu werden; war er so liebenswürdig und herzlich und gut gegen eine alte Frau, bei der kein Zahn mehr fest saß, wie mußte er dann erst einem jungen Mädchen gegenüber sein, das er versöhnen und gewinnen wollte?

Als sie nach zwei Stunden wiederkam und ihr Miether sie mit einer launigen Reverenz in seine „Gemächer" führte, mußte sie zugeben, daß er ein kleiner Hexenmeister sei. Er hatte kein Stück Möbel am alten Platze gelassen, und es war auch unbestreitbar, daß in keiner gut bürgerlichen Haushaltung eine solche Anordnung herrschte, aber hübsch und flott sah es doch aus, das mußte man ihm lassen. Alle Bilder hatte er von der Wand genommen und durch andere ersetzt, die allerdings viel schöner waren und, was ihr zur besondern Genugthuung gereichte — die badenden Mädchen und ähnliches, das für Junggesellenwohnungen charakteristisch ist, fehlten ganz, und die Alte dachte im stillen: „Ja, ja, er ist eben nicht wie die andern, und wie er sich's eingerichtet hat, so soll's auch bleiben, so lange ich es ihm in Ordnung halten kann." Sie betrachtete aufmerksam die Bilder; da war die See im Mondlicht und dort schäumende Wellen, sturmgejagte Fischerboote, schaumüberspritzte Düne; dann ein Wildbach im Hochgebirge, der strudelnd dahinschießt durch und über die Felstrümmer in seinem Bett und auf dessen beschäumte Fluth düstere Tannen ihre grünen Schatten werfen; weiter eine einsame Schenke auf öder Pußta und ein Forsthaus in deutschem Buchenwald; ein Aquarell gab die Erstürmung des Kapellenberges bei Trautenau durch die Oesterreicher wieder. Und dort hing ein österreichischer Jägerhut, in dessen schwarzgrün schillerndem Federbusch kaum eine Feder ungeknickt war und durch den eine preußische Kugel ihren Weg genommen hatte, und an der Wand bildeten ein verbogenes Bajonett, ein dicht überm Heft abgebrochener Reitersäbel, ein Karabiner und ein von Pallaschhieben zerhämmerter preußischer Dragonerhelm mit anderen Waffenstücken eine Trophäe. In einer Ecke des Zimmers lehnte eine prächtige sheffielder Büchse, über dem Bett hing ein Revolver, vor dessen Berührung Frau Meiling ausdrücklich gewarnt ward — eine überflüssige Ermahnung, denn sie hatte wider alles Schießgewehr eine tiefe Abneigung, und daß ihr sanfter Miethsmann ihr so gefährliche Dinge in ihr ruhiges Haus brachte, war ihr eigentlich garnicht lieb. Um so besser gefielen ihr die zahlreichen exotischen Schmetterlinge, die in hübschen polirten Kästen hinter Glas ihre farbenprunkenden Flügel breiteten, und die ausgestopften Vögel auf dem Schrank, die an Pracht der Farbe und Seltsamkeit der Zeichnung mit den Faltern, Seglern und Schwärmern wetteiferten. Und wie viele Bücher waren zum Vorschein gekommen und füllten, sorgfältig geordnet, die Abtheilungen des Bücherschranks! Frau Meiling hat später einmal ein wenig in diesen Büchern gestöbert, aber es dauerte recht lange, bis sie endlich einmal ein deutsches Buch fand, und auch diese deutschen Bücher klappte sie sehr rasch wieder zu; Historisches, Kulturgeschichtliches, Volkswirthschaftliches neben Lessing und Goethe und einigen modernen Poeten, vor allem Herwegh und Freiligrath — das war nichts zum Vorlesen an den Winterabenden, und da alles andere englisch, französisch oder italienisch war, so bekam sie einen tiefen Respekt vor der Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der nun ihrem mütterlichen Schutze anbefohlen war und den zu bemuttern ihr ein Herzensbedürfniß war, seit sie wußte, daß seine Mutter kurz nach seiner Geburt, sein Vater wenige Jahre später gestorben sei, daß ihn ein strenger und mürrischer Vormund erzogen und ihn sich selber überlassen habe, sobald er im Stande war, für sich zu sorgen, und daß er ohne Geschwister oder nähere Verwandte so recht mutterseelenallein auf der Welt stehe. Sie sagte sich freilich, für einen so schmucken, jungen Mann fänden sich zehn für eine, die bereit seien, ihn aus der Vereinsamung zu erlösen, und er brauche sich nur nach den Mädchen umzusehen, aber seltsamerweise schien es, als sei er auch in dieser Beziehung ganz anders, als seine Altersgenossen; sie wußte genau, daß manches hübsche Bürgermädchen, deren Eltern „auch etwas in die Milch zu brocken hatten", ihrem schlanken Miether zu Gefallen ging und eine Besorgung grade in die Zeit verlegte, zu der er nachdenklich aus dem Comptoir nach Hause schlenderte, oder geradezu einen Umweg machte, um ihm zu begegnen, und es war unter den Nachbarinnen darüber schon mancherlei Geflüster und Gemunkel gewesen und die Spottlust hatte reiche Nahrung gefunden; er aber schien von alledem nichts zu bemerken oder bemerkte wirklich nichts, und wenn er abends gegessen hatte, rief er seinen mächtigen, klugen Hund und wanderte mit ihm hinaus in die Berge und in den Wald und nach seiner Rückkehr brannte die Lampe in seinem Zimmer regelmäßig bis lange nach Mitternacht. Hatte er vielleicht drüben in dem nebligen England eine Braut? Frau Meiling wagte danach nicht zu fragen, denn er hatte ihr einmal bei Gelegenheit erklärt, er möge mit Menschen, die andere neugierig nach ihren persönlichen Verhältnissen ausfragten, nichts zu schaffen haben und sie könnten sicher sein, daß er ihnen zur Strafe in aller Unbefangenheit die tollsten Geschichten aufbinde, wenn er grade in der rechten Stimmung sei. Sie hatte aber überlegt, daß sich unter den Porträts, welche die eine Wand seines Zimmers schmückten, auch nicht ein einziges weibliches Gesicht befand, welches nur einigermaßen in den Verdacht gerathen konnte, das einer Geliebten ihres Miethsmannes zu sein; zudem würde dieses Bild doch einen Ehrenplatz erhalten haben und vor den andern so oder so ausgezeichnet worden sein. Oder ließen ihn die hübschesten Mädchen nur deshalb so gleichgiltig, weil er höher hinaus wollte? Sie hätte es ihm garnicht einmal verübeln können, denn sie fing nachgrade an, den jungen Mann in erklärter Parteilichkeit und mit fast mütterlicher Bewunderung mit anderm Maße zu messen, als andere gewöhnliche Menschenkinder.

Wolfgang war mit seinem Abendbrot bald fertig, obwohl er nach Art geistig sehr regsamer Menschen während des Essens zugleich eine Zeitung studirte, indessen haben wir Zeit, ihn während dieser Doppelbeschäftigung uns genauer anzusehen. Hat er auf den ersten Blick einen entschieden martialischen Eindruck gemacht, so stellt sich bald heraus, daß wir uns dabei durch einen Zug von Stolz und den dem ganzen Gesicht aufgeprägten Ernst irreleiten ließen; es ist im Grunde nichts Soldatisches an ihm, als der sorgfältig gepflegte, seidenweiche blonde Schnurbart, dessen letzte Spitzen fast die Schulterblätter berühren. Die großen blauen Augen erhalten einen ihnen nicht natürlichen Ausdruck von Strenge nur durch den forschenden, prüfenden Blick, der ihnen eigen ist und jeder Seele ihr Geheimniß abfragen zu wollen scheint; im Grunde sind sie sanft, und enthusiastische ältere Mädchen würden sie sogar unbestreitbar träumerisch finden. Zu diesem fast weiblichen Zug stimmen auch das weiche Kinn, die feingeschnittene Oberlippe, die über die Unterlippe auffallend dominirt, die kleine,

weiße Hand mit den schlanken Fingern, die voraussichtlich in einem nicht allzu niedlichen Damenhandschuh Platz hat und selbst der ganze Bau, der von Haus aus zart angelegt und nur durch körperliche Uebungen und konsequente Abhärtung gegen Wind und Wetter gekräftigt und gestählt worden ist. Das Gesicht, dessen Regelmäßigkeit durch die hohe, reine Stirn den Charakter des Edlen erhält, ist von jener energischen Blässe, die theils auf eine sehr weiße Haut, theils auf eine rastlose geistige Thätigkeit und ein vielbewegtes Gemüthsleben schließen läßt und keineswegs den Eindruck des Krankhaften macht, ja sich bei den Damen, als „besonders interessant“ einer nicht geringen Beliebtheit erfreut und sich besonders gut ausnimmt, wenn eine leichte, flüchtige Röthe über sie hingehaucht ist.

Breitet sich nun vollends über dieses blasse Gesicht ein Schleier von Müdigkeit und Schwermuth, die ja für die Frauen auch noch den starken Reiz des Geheimnißvollen haben, so kann es unwiderstehlich sein und es ist eigentlich schade, daß Frau von Larisch ihren Günstling nicht sehen kann, wie er die Reste seines Mahls zur Seite schiebt, sich lässig eine Cigarre anbrennt und den blauen Ringen nachdenklich nachblickt, als studire er die Gesetze ihres Entstehens und Zerfließens. Plötzlich steht er, wie von einem neuen Gedanken beherrscht, rasch auf, setzt sich an den Schreibtisch und legt die Cigarre weg. Die Feder fließt über den weißen Oktavbogen und es scheint für ihn weder ein Sichbesinnen noch ein Sichverbessern zu geben. Wollen wir ihm über die Schultern sehen? Er schreibt das kleinste und zierlichste Händchen, das je aus einer Damenfeder kam, aber wie flüchtig diese Schrift auch ist, wie sie auch alle Abkürzungen sich dienstbar macht und sogar, wo ihr Dasein nicht zur Verhütung eines Mißverständnisses nöthig ist, alle die Strichelchen, Häkchen und Pünktchen ausläßt, die uns Deutschen so viel Zeit kosten, — sie hat doch einen männlichen Charakter. Sie ist so regelmäßig, so klar und scharf, daß sie das Lob einer großen Leserlichkeit verdient und wir nicht die mindeste Mühe haben, folgenden Brief Zeile für Zeile entstehen zu sehen:

Alte, gute, treue Haut!

Du hast in Deinem Leben viel Beredtsamkeit daran verschwendet, in mir den Glauben zu erwecken, daß ich die Gabe besitze, neue Menschen und neue Verhältnisse sofort richtig zu beurtheilen. Ich habe Dir zugeben müssen, daß ich in der That kaum je in die Lage kam, das Urtheil, welches sich auf meine ersten Eindrücke stützte, späterhin modifiziren zu müssen, aber dennoch blieb mein Mißtrauen wider erste Eindrücke unauslöschlich, und ich konnte mich nie von der Furcht emanzipiren, durch vorschnelles Urtheilen mich einer Leichtfertigkeit schuldig zu machen und nicht minder einer Ungerechtigkeit. Nenne es immerhin Pedanterie — in meinen Adern fließt deutsches Gelehrtenblut und es wäre doch seltsam, wenn mir davon her nicht eine Dosis dieser urdeutschen Eigenschaft anklebte. So habe ich denn mit einem Urtheil über meine neuen Verhältnisse auf dem Boden der Heimat bis heute gezögert, obwohl ich Dir gestehen muß, daß ich diesen Brief nach den ersten drei Tagen nur unerheblich anders geschrieben haben würde; was Du meine „weibliche Sensitivität“ zu nennen beliebst, hätte sich also wieder bewährt. Der Pedant in mir konstatirt freilich, daß dieser Brief zwar kein Stimmungsbrief ist, daß ich aber etwas erschöpft bin und an einem melancholischen Abend schreibe, zwei Dinge, die bei mir zu allen Zeiten jede Empfindung und jeden Gedanken färbten, Du wirst also gut thun, anzunehmen, daß meine Epistel um eine Nüance heller ausfiele, wenn die äußeren Umstände weniger mit meiner krittlichen Grundrichtung in Einklang stünden.

Alles in allem bleibt mir schon nichts weiter übrig, als Dir zu sagen: „Charlie, mein Junge, ich glaube, ich habe mich eines argen Rechenfehlers schuldig gemacht und bin in eine Falle gegangen.“

Der Rechenfehler besteht darin, daß ich die Stellung in Deutschland annahm, weil ich ein tiefes Bedürfniß empfand, mich zu isoliren und Ruhe zu haben, und daß ich die Möglichkeit der Isolirung und die Ruhe in Deutschland zu finden hoffte. Du hast allerdings den Kopf geschüttelt und gesagt: „Das sind Luftschlösser Du freilich kämst niemandem zu nahe und zögst Dich wie eine Schnecke in ihr Haus zurück; Du vergräbst Dich in Deine Bücher und bist am zufriedensten, wenn Wochenschriften und Monatshefte Deine einzigen Besucher sind; Du liegst tagelang im Walde und stöberst allerlei Kraut und allerlei kriechendes und fliegendes Gethier auf, von dessen Vorhandensein andre Menschenkinder keine blasse Ahnung haben, und kannst Du vollends einen Garten haben, so sind Dir rothe Bohnenblüten und Tigerlilien die liebsten Gesellschafter — aber meinst Du denn wirklich, die Menschen werden Dich in Ruhe lassen? Sie würden nichts ausrichten, wenn sie Dir etwas böten, aber sie werden Rath und Hilfe von Dir verlangen, und Du hast noch nicht gelernt, etwas abzuschlagen und wirst Dich bald in ein Netz von Gefälligkeiten verstrickt sehen, das Dich auf Schritt und Tritt hemmt, vorausgesetzt noch, daß Du damit wegkommst und daß es Dir nicht etwa schlimmer geht.“ Ich lachte, machte Dir ein Kompliment über den Scharfsinn, mit welchem Du Deinen Freund Wolfgang beurtheilst, ging aber doch. Und nun sitze ich hier und habe das unabweisliche Vorgefühl, daß ich mich über kurz oder lang in Kämpfe verwickelt sehe, über deren Natur ich noch vollständig im unklaren bin, in denen ich aber, bei meiner Unfähigkeit, Hammer zu sein (ich bin ersichtlich heute schlecht disponirt, denn die Wort- und Namenwitze sind die längst bis auf's letzte magre Hälmchen abgeweidete Domäne der Juden) sicherlich Ambos sein werde — und das ist eben keine erbauliche Aussicht.

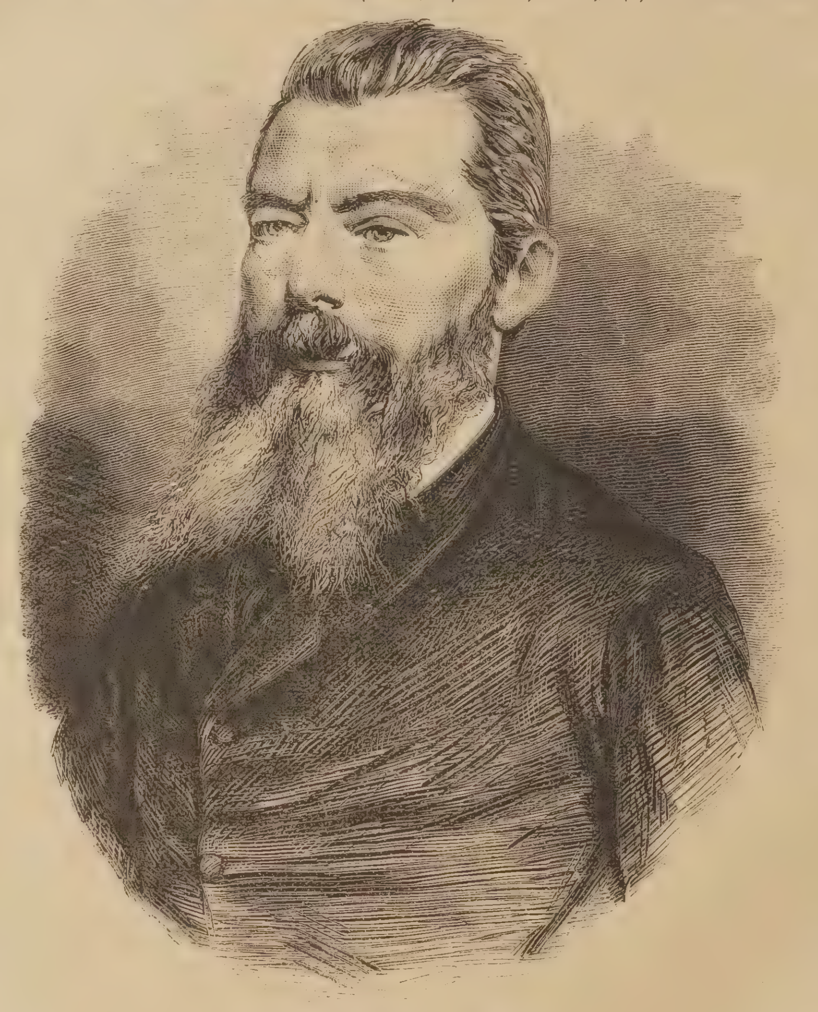
Du bist ein Pessimist in Bezug auf alle Welt, nur in Bezug auf mich nicht; Du wirst Dir also wahrscheinlich aus den Aeußerungen von Mißbehagen, die ich Dir zu Gehör gebe, früher als ich die muthmaßliche Natur der Verwicklungen konstruiren, die das Ende vom Liede sein werden und in denen für mich nichts zu holen ist, wenn ich auch den Einklang mit mir selber nicht verlieren und den „Schild der Ehre“ fleckenlos davon tragen werde. Du nickst und sagst lächelnd: „Das weiß ich, mein Junge!“?

Es ließe sich ganz gut hier leben, wenn nicht auch hier so viele Karrikaturen der edlen Gestalt „Mensch“ herumliefen, noch dazu mit den ungeheuerlichsten Prätensionen und ohne ein Fünkchen Bewußtsein von ihrer Fragwürdigkeit. Lächelst Du und meinst: „Gott sei Dank, nun wird er sogleich humoristisch-satirisch werden und dem und jenem einen Denkzettel anhängen?“ Du wirst wohl recht behalten, aber Du siehst, ich kenne Dich auch.

Wollte ich blos meiner Neigung folgen, so finge ich das Ding am umgekehrten Ende an, aber es gilt das Dekorum zu wahren und die gesellschaftliche Rangordnung wenigstens einigermaßen zu respektiren und da muß wohl zuerst mein „Brodherr“ aufmarschiren. Du bist nie im Lande der Maßkrüge, der Philosophen und der „sinnigen“ Jungfrauen gewesen und weißt daher auch nicht, wie viele absonderliche Originale die Klasse der „Kommerzienräthe“ umfaßt, aber selbst in dieser bunten Gesellschaft darf mein Herr Chef Anspruch auf ein Ehrenplätzchen und auf besondere Beachtung erheben. Unwissend in einem verblüffenden Grade (trotz hoher geschäftlicher Geriebenheit) und auf stetem Kriegsfuße mit der Orthographie und Stylistik, entfaltet er doch das ganze Selbstbewußtsein eines Mannes, der als einfacher Weber und ohne einen Thaler Vermögen begonnen hat, während des amerikanischen Sklavenhalterkriegs durch glückliche Spekulationen aus einem mäßig wohlhabenden zu einem reichen Manne ward und nun die Schwäche hat, eine gesellschaftliche Stellung einnehmen zu wollen, für deren Wahrung ihm alle Bildungsvorbedingungen fehlen. Seine vorzügliche Küche, sein noch vorzüglicherer Keller und seine importirten Cigarren sichern ihm nur die äußere Achtung eines ganzen Schwarms von Leuten, die hinter seinem Rücken auf seine Kosten lachen, nachdem sie sich an seiner Tafel gütlich gethan haben. Ich will damit keineswegs sagen, daß sie an wirklicher Bildung über ihm stünden, aber sie haben wenigstens den glänzenden Lack gewisser alter Traditionen des guten Tons über ihre innere Roheit gestrichen und dieser Lack fehlt dem Parvenu naturgemäß, und seine Versuche, sich mit diesen unverstandenen und leider auch ungeschriebenen Gesetzen abzufinden, fallen unsäglich komisch aus. Zum vollen Bewußtsein des Abstandes zwischen dem einstigen Weber und dem jetzigen Kommerzienrath scheint er erst gelangt zu sein, seitdem einer der alljährlichen Wolkenbrüche von rothen Adlerorden auch in sein leeres Knopfloch ein Tröpfchen verspritzt hat, und ich würde mich keinen Augenblick wundern, erzählte man mir, daß sogar das Knopfloch seines Schlafrocks mit dem geliebten Bändchen geschmückt sei. Wäre ich ein Possendichter — ich machte eine Hauptfigur aus ihm und hätte die Lacher auf meiner Seite. Kann es etwas drolligeres geben, als die Thatsache, daß er drauf und dran war, die vieljährige Verbindung mit seinem breslauer Banquier abzubrechen, weil dieser sich der Todsünde schuldig gemacht hatte, auf der Adresse eines Privatbriefs an ihn das „Ritter“ rc. wegzulassen? Wenn ich Dir nun noch sage, daß er im Stande wäre, im vollen Ernst zum Plagiator an einem seiner Mit-Titel-

träger zu werden, der sich in vertrautem Kreise dahin vernehmen ließ: „Was wollen Sie? Man wird alle Tage älter, alle Tage klüger, alle Tage reicher und darum auch alle Tage stolzer!“ so hast Du den Mann so scharf umrissen vor Dir, als blähe er sich Dir selbstgefällig in einem Schattenriß Konewkas entgegen und Du kannst Dir selber ergänzen, daß es für ihn ein Dogma ist, seinen Reichthum ausschließlich seiner Klugheit zu verdanken, und daß jeder, der es nicht soweit gebracht hat, in seinen Augen ein verlotterter Mensch oder ein von der Mutter Natur zum Stiefelwichser bestimmtes Individuum ist und an einem heillosen Mangel an Intelligenz krankt. Wär's nicht so unergründlich lächerlich, man könnte sich darüber erbosen.

Die Herren im Comptoir sind, wie üblich, der Abhub der Gymnasien und Realschulen, Menschen ohne Wissen und ohne Streben; ihre geistige Armseligkeit verursacht ihnen keinerlei Skrupel und sie plätschern ganz lustig in dem stagnirenden Pfuhl ihres öden Daseins herum und suchen sich nach Kräften zu „amüsiren“. Man hat sofort Versuche gemacht, mich für einen Skatklub, für eine Kegelgesellschaft, für ein beständiges Ballkomité, ja sogar für ein kleines Liebhabertheater anzuwerben; die guten Leute sahen etwas verblüfft aus, als ich ihnen sagte, daß ich prinzipiell keine Karte anrühre, daß ich lieber mit der Pistole nach der Scheibe, als mit Holzkugeln nach hölzernen Kegeln ziele, daß ich nur in meinen vier Pfählen ab und zu einmal ein Lied anstimme, daß ich nie getanzt habe und nie tanzen werde, und daß mir das Leben Komödie genug ist. Sonst sind sie ja harmlos — bis auf einen. Der Herr Kommerzienrath hat da eine Art Faktotum — einen Kriecher und Schleicher, wie er im Buche steht. Im Laufe der Jahre hat er sich in eine Stellung emporgeschmeichelt, wie sie ihm anderwärts, wo man ihn nur nach seinen Kenntnissen und Leistungen taxiren würde und nicht nach seinen Bedienteneigenschaften, nie wieder zutheil würde; nun klammert er sich krampfhaft an seinen Posten und sucht sich das persönliche Wohlgefallen des Herrn Reischach um jeden Preis zu erhalten. Den unter ihm Stehenden ab und zu ein Bein zu stellen, ist sein eifriges Bestreben, und es ist nicht Einer im Comptoir, der ihn nicht verachtete, haßte und lächerlich machte; es ist für alle ein Fest gewesen, zu hören, daß der alte Weinlich einen Vorgesetzten erhalten würde, und erlaubte es ihnen die Klugheit — W. kann ja eines schönen Tages wieder obenauf kommen! — sie brächen in offene Rebellion gegen ihn aus. Der Alte ist mir mit viel zu süßer Freundlichkeit entgegengekommen, als daß ich mir nicht hätte sagen müssen: „Eitel Falschheit, alter Fuchs; innerlich bist du Gift und Galle!“ Ich würde mich aber nicht viel um den Alten kümmern, wenn ich nicht bereits wüßte, daß er es ist, der den Kommerzienrath im Widerstand gegen jede Lohnerhöhung und in der steten Geneigtheit zu Lohnreduktionen aus Leibeskräften bestärkt und die Weber, wo es nur angeht, verleumdet und verdächtigt; seinen Einflüsterungen ist es zuzuschreiben, wenn der Kommerzienrath überzeugt ist, jede Lohnerhöhung diene nur dazu, daß am Sonnabend Abend noch etwas mehr in den Branntweinschänken und auf dem Tanzboden verjubelt werde, und daß man das Geld in einen Brunnen werfe, wenn man „das Volk“ nicht so knapp als möglich halte. Und ich habe doch bereits genug gesehen, um zu wissen, daß die Leute unglaublich arm und doch brav und treu und fabelhaft genügsam sind und daß die Löhne auf einem Niveau stehen, das sich absolut nicht mehr erniedrigen läßt. Darüber werde ich wohl mit dem Alten früher oder später zusammenrennen; es wird mir nicht willkommen sein, aber ich bin es schon den wackern Leuten schuldig, die mich zu ihrem Hauptmann bei der freiwilligen Feuerwehr gemacht haben und mir die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit und Vertrauen geben, für sie einzutreten, wenn sie von einem glatten Schleicher wahrheitswidrig verunglimpft werden. Du sagst: „Aha, da hat er ja schon ein Amt!?“ Dazu bin ich allerdings sehr ohne mein Zuthun gekommen. Es besteht hier die Bestimmung, daß alle jungen Leute bis zum 35. Jahre in der Bürgerfeuerwehr, einer Art von Landsturm für den Fall größerer Brände, zu dienen haben, dafern sie nicht nachweisen, daß sie der freiwilligen Feuerwehr angehören, die daneben besteht und auf der die Hauptlast ruht, oder dafern sich der Arzt nicht zur Ausstellung eines Untauglichkeitsattestes herbeiläßt. Man deutete mir an, daß einer der Herren Aerzte in diesem Punkte sehr „coulant“ sei, und als ich erwiderte, daß ich die krummen Wege nicht liebe und als alter Feuerwehrmann, der noch aus der einst berühmten leipziger Schule stammt, in die freiwillige Feuerwehr eintreten würde, lächelte man und meinte, das würde ich mir schon anders überlegen, wenn ich die Leute erst gesehen hätte. Die freiwillige Feuerwehr rekrutire sich fast ausschließlich aus den untersten Schichten der Bevölkerung, und die paar jungen Commis, die mitthäten, stellten sich nur der Uniform zuliebe in Reih und Glied neben Weber und Handwerksgesellen. Du weißt, wie ich über diesen Punkt denke — ich meldete mich sofort und habe es nicht bereut. Der Hauptmann, ein braver Schlossermeister, hatte bei den Steigerübungen bald erkannt, daß ich von der Sache mehr verstand, als er, und schon vor der Generalversammlung, die nicht lange danach stattfand, hatte er seine Leute Mann für Mann überzeugt, daß es nur recht und in der Ordnung sei, wenn ich an seiner Stelle gewählt würde; was war auch gegen sein Argument einzuwenden, daß ich alles besäße, was er habe bieten können — Treue und guten Willen, aber auch noch etwas mehr: gründliche Sachkenntniß und Jugend? Er trat in die Steigerabtheilung zurück und dient jetzt mit altem Eifer unter mir, und nach dem ersten Exerzitium unter meiner Leitung kam er zu mir und sagte: „Sagen Sie nicht selber, daß alles einen ganz andern Zug und Schick hat?“ Und dabei glänzte sein rothbraunes, verwettertes Gesicht vor Befriedigung.



Ludwig Feuerbach. (Seite 179.)

Weiter schrieb unser junger Freund in dieser Nacht nicht. Er stützte plötzlich den Kopf in die Hand und versank in ein Nachdenken, dessen Resultat der vorläufige Verzicht auf's Weiterschreiben war. Fühlte er sich müde oder konnte er nur mit dem, was er zu erzählen hatte, nicht so ohne weiteres in's reine kommen? (Forts. folgt.)



Venedig. (Seite 180.)

Ein Besuch in Miramar.

Von einem Naturforscher.

(Schluß.)

Wir begeben uns an's Meer und zwar an jene Bucht auf der Westseite des Schlosses, die durch eine Schutzmauer zum Hafen Miramar geworden. Die Sonne brennt dort am Septembernachmittag heiß, aber der Wasserspiegel liegt ruhig, wie eine Krystallplatte; man sieht bis auf den sonnigen Grund des Wassers mit jener Klarheit, als schauten wir durch das beste optische Instrument. Seltsame Fische, große und kleine, sonnen sich und spielen, in den elegantesten Bewegungen sich hin- und herscheuchend, zwischen den Algensträuchern; es sind Meergründeln, Schollen, Sardellen und manche andere Thiere, die jeden Morgen auf den Fischmarkt von Triest gebracht werden.

Von der blendend hell beleuchteten Hafenmauer aus sehen wir blaß-weißlich schimmernde Klümpchen auf dem ruhigen Wasserspiegel sich langsam hin und her bewegen; manche bleiben ruhig an derselben Stelle liegen: es sind kleine Rippenquallen, die zu Dutzenden hier ihr träumerisches Wesen treiben. Wir steigen hinunter und versuchen, sie mit der hohlen Hand aufzufangen. Eitles Bemühen! Auf der undurchsichtigen Hand, die wir sachte in's Wasser tauchen, sind diese zarten Organismen unsichtbar und so oft wir — den Arm zurückziehend — glauben einen guten Fang gemacht zu haben, enthält die hohle Hand eben nichts als Wasser. Nun benützen wir ein kleines Glasgefäß, eine unten geschlossene Röhre von Daumesdicke, die uns endlich ermöglicht, nach mehreren vergeblichen Versuchen eine dieser kleinen Bestien zu erwischen. Das kleine durchsichtige Wesen ist kaum von der Größe einer Haselnuß und tanzt im Glas langsam auf und nieder. Im Schatten wird es für uns unsichtbar, nur im Sonnenlicht sind seine Umrisse erkenntlich: das Gegentheil von einem Gespenst. Die Konturen schimmern in allen Regenbogenfarben; denn es sind die 8 Längsleisten, die wie Rippen von einem Pol zum andern verlaufen, mit Flimmerzilien besetzt, welche in ihren wellenförmigen Bewegungen die wunderbarsten Lichteffekte erzeugen. Die Zilien sind bei näherer Betrachtung dem unbewaffneten Auge schon bemerkbar; hält man das Glas gegen die Sonne, so scheinen die 8 flimmernden Längsleisten farbige Funken zu sprühen. — Ich stecke das kleine Glas mit der ätherisch-zarten Bestie in die Westentasche; nach einer Stunde lebt die Qualle noch; allein in der zweiten Stunde stirbt sie und zerfällt alsbald in ihre flüssigen Moleküle: ein faßbarer Traum, eine vergängliche Erscheinung — eine Allegorie auf das einzelne Menschenleben. Könnte man so stille dahingehen, im Sterben noch ein flimmerndes Phänomen, vergoldet vom Sonnenglanz eines Septemberhimmels über der leuchtenden Adria!

Die eingetretene Ebbe und die sonntägliche Ruhe, welche über der ganzen Herrlichkeit sich ausbreitete, veranlaßten uns, eine Barke aufzusuchen, um unsere wissenschaftlichen Zwecke zu verfolgen. Zu dem Ende hatten wir den nordwestlichen Theil des Parkes zu gewinnen. Der Weg führte uns wieder über die breite Terrasse mit den Blumen- und Blattpflanzen-Teppichen. Vorn, am Rande der Terrasse, begrüßt uns eine Erzstatue, der berühmte Adorant, seine betenden Hände gegen das Meer ausgebreitet.

Weiter zurück, abwechselnd mit hohen Palmen, stehen noch einige Broncestatuen, zunächst die herrliche, meergeborne Venus von Medici und ein blühender Apollo, beider Antlitz ebenfalls dem offenen Meere zugewendet. Nebenan stehen die malerischen Riesenrispen eines amerikanischen Ziergrases (Gynerium argenteum) und blühende Yuccaarten. Rechts und links ist die Terrasse durch hohe Wände hellgrüner Cupressineen abgegrenzt und längs der äußeren Wege stehen düstere, schlanke Cypressen, zum Theil mit Früchten schwer beladen. Den hintern Theil dieser Terrasse grenzt ein schattiger Laubgang ab. Welch ein Blick von dort aus über die nahen Herrlichkeiten hinweg, zwischen den dunkeln Bildsäulen der Mediceerin, des Apollino und des Adorant hindurch zum Schloß und Meer! Natur und Kunst haben hier das Herrlichste zusammengetragen, um die Illusion bis zum Extrem zu treiben. Der Boden, auf dem wir stehen, ist klassisch und der, welcher ihn so umgeschaffen, ein — verlorener Kaiser.

Durch dunkle Schattengänge, aufsteigend bald, bald auf ebenen Wegen wandelnd, gelangen wir in die nordwestliche Ecke des Parkes. Sie liegt ziemlich hoch über dem Meere. Dort — abgegrenzt vom eigentlichen Park der Lustwandelnden — werden die Samen verschiedener Pflanzen aus den Früchten herausgemacht und Unbrauchbares auf einen Haufen geworfen. Da sehen wir an nicht beachteter Stelle in einem offenen Gartenbeet einen niederliegenden Strauch mit schlanken Zweigen, zartgefiederten Blättern und rosavioletten Blüthenköpfchen, nebst sonnen-einschließenden Hülsenfrüchten. Ich wähne, eine ächte Akazie vor mir zu haben; allein bei der ersten Berührung und leisen Erschütterung klappen die Fiederblättchen über dem gemeinsamen Blattstiel zusammen und belehren uns, daß die keusche Sinnpflanze (Mimosa pudica) hier ebenso gut, als in ihrem heißen Vaterlande gedeiht. Man erzählt sich von dieser sonderbaren Pflanze allerlei Mährchenhaftes; das Interessanteste an letzterem ist aber, daß es nicht Mährchen, sondern Wahrheit. In ihrem Vaterland bildet sie ansehnliche Gebüsche, deren Blätter sich im eigentlichen Sinne des Wortes schlafen legen, wenn der Abend hereinbricht, um am sonnigen Morgen wieder aufzuwachen und ihre einzelnen Theile voll und ganz dem Lichte auszusetzen. Bei Tag ist sie so empfindlich, daß die leichte Erschütterung der Erde, welche durch ein vorbeitrappendes Pferd verursacht wird, hinreicht, um sie in eine schlafähnliche Ohnmacht zu versetzen. Es scheinen indeß auch ihre „Nerven“ einer Abstumpfung fähig zu sein; denn bei anhaltender Erschütterung erwacht sie schließlich wieder aus ihrer Ohnmacht, ohne daß die ununterbrochen auf sie einwirkenden Reize neue Schlafstellungen verursachten. Man hat diese Pflanze in einem offenen Wagen spazieren geführt und während stundenlanger Erschütterungen am hellen Sonnenlicht wieder aus ihrer Schlafstellung erwachen sehen. Hält der Wagen für einige Zeit an, so trat bei der nächsten Erschütterung abermals Schlafstellung oder „Ohnmacht“ ein. Das Attribut der Keuschheit kommt ihr mit Recht zu; denn außer einigen andern Pflanzen trifft man solch zimperliches Benehmen nur bei Mimosa pudica.

Auf einem Haufen weggeworfener, faulender und verdorrender Parkpflanzen liegen große Früchte des Flaschenkürbis, einer Lagenaria, die nach meiner festen Ueberzeugung vom „lieben Gott“ nur dazu geschaffen wurden, damit die Botaniker beim Sammeln von Wasserpflanzen ein passendes Gefäß zur Hand finden. In dieser Ueberzeugung griff ich nach einem solchen Flaschenkürbis, schnitt oben den Deckel weg, entfernte den Inhalt und hatte sodann das schönste Trinkhorn vor mir.

Wir sind nun an der Grenze des Parkes angelangt und steigen auf malerischem Fußpfad zum Meeresufer hinunter, gegen das nahe Grignano, einem kleinen Nest mit etlichen Fischerhütten. Dort ist aus losen, durch keinerlei Mörtel mit einander verbundenen Steinen eine Art Hafenmauer aufgebaut, um den Fischern das Ein- und Aussteigen beim Abgang und Landen der Barken zu ermöglichen; denn das Meer ist seicht und das Ufer sanft ansteigend. Dort ist der Landungsplatz jener Todten, die sterben wollten, weil sie liebten, ohne vom Stamme der Asra zu sein. Gewiß, eine recht sonnige Stelle für nasse Todte. Ein lumpiges Fischermädchen von 5—6 Jahren, im bloßen Hemd und baarfuß bis an die Kniee, läuft herzu und überreicht uns etliche vom Meer ausgeworfene Muschelschalen. Wir sind ja Fremde und da will sie ein Almosen haben. Auch hier wieder die Grazie in Lumpen gehüllt; aber sie ist noch jung, während drüben am Eingangsthor zum Park die romanische Eleganz in der Person eines ergrauten Bettlers zum Ausdruck gelangt. Wir streifen hier Wiege und Grab. Zwischen drin liegt das Leben der Aermsten unter den Armen.

Ein Fischer lenkt unsere Barke. Wir fahren langsam vom Lande ab; unsere Blicke sind auf den von Tangen aller Art bewachsenen Meeresgrund gerichtet. Baum- und strauchartige Cystosira-Arten bilden den submarinen Oberwald. Zwischen drin stehen violette und rothe Blüthentange, grasgrüne Darm-Ulven und die grünen blasenähnlichen Körper von Rivularia-Arten. Dort haben wir auch die an großen untergetauchten Steinen vorkommende, wurmartig aussehende Dasycladus clavæformis mit ihren großen Fortpflanzungsorganen angetroffen und der Seltenheit wegen in reicher Menge gesammelt. Der Flaschenkürbis leistete dabei ganz vortreffliche Dienste.

Wir fahren zwischen großen Felsen, die ihre verwetterten Häupter neugierig über das Wasser erheben, längs des steinigen

Ufers weiter. Da sitzt in einer soeben vom zurücktretenden Meeresspiegel verlassenen Nische eines mit Ledertangen bewachsenen Felsens eine mächtige Krabbe, auf ihren zwei enorm entwickelten Scheeren ruhend, mit großen Augen das offene Meer begaffend. Die Ueberraschung war beiderseits sehr groß; denn im Leben eines nach Algen suchenden Botanikers kommt es selten vor, daß man einem spinnenähnlichen Thier von Faustgröße begegnet; andererseits mag für eine Meerkrabbe, die nicht kurzsichtig ist, der Anblick eines langhaarigen und mit Brillengläsern bewaffneten Botanikers auch zu den Seltenheiten gehören. Für unsere Krabbe war dies noch etwas mehr; denn wir nimmersatte Menschen hatten die redliche Absicht, der bescheerten Bestie an den Kragen zu gehen. Wohl gelang es dem Fischer, den Felsen zu gewinnen; allein er hatte nicht den Muth, mit tapferer Hand auf die Scheeren loszugehen und so gelang es der Krabbe, mit der Behändigkeit einer aus ihrem Versteck schlüpfenden Maus das Meer zu gewinnen. Unweit von jener Stelle ergriff eine andere Krabbe die Flucht in entgegengesetzter Richtung, nämlich auf dem trockenen Felsen schief aufwärts, bis zur dunklen Spalte im geborstenen Stein.

Meerschnecken, die auch genießbar sind, haften in Unzahl an den Uferfelsen und an der Hafen- und Terrassenmauer von Miramar. Kleine schwarze Muscheln, „Seeläuse", bedecken oft ganz die von den Fluthwellen bespülten Steine; sie scheinen dort festgekittet zu sein und gewähren einen höchst eigenthümlichen Anblick. In ihrem Bereich finden wir auch zahllose Ledertange, gabelig verzweigte, strauchartige Gewächse von schmutzig-brauner bis schwarzer Farbe (Fucus Sherardii). Sie sind auf den Felsen festgewachsen und werden von der Brandung, wie beim leichtesten Wellenschlag unaufhörlich hin und hergeworfen. Nur zur Zeit der tiefsten Ebbe und bei ruhigem Meeresspiegel gelangen sie für einige Stunden des Tages zur Ruhe, da sie durch das Zurücktreten des Wassers trocken gelegt werden. In der Nähe von Miramar sind beinahe alle im Bereich von Ebbe und Fluth liegenden Steine und Felsen des Ufers so dicht von Ledertangen bewachsen, daß man mit leichter Mühe ganze Wagenladungen sammeln könnte.

Wir treiben langsam gegen das Meerschloß. Hoch oben, an der Westseite des Thurmes steht in einer Nische die Kolossalstatue der Adria, eine majestätische weibliche Gestalt, in händeausbreitender, grüßender Stellung, das Antlitz gegen Sonnenuntergang gewendet. Ohne Zweifel ist der Meister dieses Kunstwerkes ein Romane, in allen Fällen kein Schweizer; denn die grüßenden Hände der Adria am Schloßthurm zu Miramar sind wirkliche Hände und keine Bärentatzen, wie die vordern Extremitäten der segnenden „Industria" auf dem berühmtesten Bahnhof der Schweiz. Ja, es ist eine himmelweite Kluft zwischen dem Kunstsinn der Völker diesseits und jenseits der Alpen. Der Italiener ist der strenge Kopist der Natur, d. h. seine Modelle sind lebende Menschen, schöne, herrliche, göttergleiche Gestalten, während der Germane mehr auf die klassischen Studien und seine bisweilen „eckige" Phantasie angewiesen ist. Aber drüben, jenseits der Alpen, wandeln die klassischen Vorbilder der Alten als lebende Menschen heute noch auf den Straßen. Der Künstler braucht nicht lange nach Göttergestalten zu suchen, er sieht sie jeden Abend lustwandelnd auf dem Korso seiner Vaterstadt: Aphroditen, Apollini, Minerva's, Amor und Psyche in hundertfacher Auflage. Die Grazie und die Hoheit in der äußeren Erscheinung ist ein unverwüstliches Vermächtniß, das den südländischen Romanen verblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Wie ganz anders, arm und sich selbst überlassen steht der Künstler am Nordabhang der Alpen und weiter hinaus gegen den Norden, wo Klima und Mode die wenigen tadellosen Menschengestalten dem Studium des Künstlers entziehen.

Einen überwältigenden Eindruck gewährt die Ansicht des Schlosses von der Meerseite. Hier kommen namentlich die als Fundament dienenden Felsmassen und Grundmauern zur Geltung. Hoch oben an sonnigen Steinen haben sich mächtige Agaven angesiedelt, und Centranthus ruber, eine in Deutschland sehr beliebte exotische Zierpflanze, grüßt hier blühend als Unkraut von den Mauerritzen herunter. Auf jeder vakanten Stelle macht sich die Ueppigkeit des Südens breit.

Nach Meertangen und Thieren suchend, hatten wir alsbald zwei Stunden verloren. Mit reicher Ausbeute kehrten wir nach Grignano zurück und suchten hernach das kleine Wirthshaus, das dicht an der Nordgrenze des Schloßparkes zwischen Fruchtbäumen und Reblauben den Wanderer zur Erquickung einladet. Dort weilten wir bis zur einbrechenden Nacht; dann aber traten wir nochmals einen Rundgang an, um den Park auch im Dämmerlicht und nächtlichen Dunkel auszukosten.

Zunächst an's Meer! An exponirter Stelle, umgeben von Lorbeerbäumen und Oliven, lagerten wir uns auf der Terrassenmauer. Eine unbeschreibliche Feier lag über der ganzen Herrlichkeit. Das Schloß wie ein bleiches Gespenst vom Abendhimmel magisch beleuchtet, das nächtliche Gewölbe über uns zum Theil bewölkt, das Meer zu unsern Füßen nur leise flüsternd, Mond und Abendstern im Meeresspiegel als zwei leuchtende Streifen sich reflektirend; alles sonst dunkel und schweigsam — die Cypressen als schwarze Säulen hinter uns sich erhebend, Oelbäume, Lorbeer, Pinien und Akazien — der ganze Baumwald nur eine Gruppe finsterer Gestalten und weit und breit außer dem Geflüster der kleinen Fluthwellen nichts hörbar, als das schrille, langgezogene Lied der Cicaden. Wir haben lange dort verweilt und wenig gesprochen; denn wenn die Natur in geweihten Augenblicken wie eine fremde, überirdische Erscheinung zu uns redet, da schweigt der menschliche Mund, während unser Inneres in Seligkeit schwelgt.

Allein die Mondsichel entfernt sich mehr und mehr vom Schloßthurm; wir suchen den Weg zur klassischen Terrasse. Auch dort haben wir geschwiegen; denn Götter haben zu uns gesprochen. Die Venusstatue hob sich schwarz aus dem grünlich verglimmenden Dämmerlicht des Abendhimmels heraus und der Apollino nebenan lauschte dem Wettgesang der Mannacicaden in den schwarzen Eschenkronen. Ja, vergangene Zeiten! — — — —

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Die Götter sind aus dem Himmel geworfen und gekreuzigte, enthauptete, geschundene und zerfleischte Heilige sind auf die Postamente gesetzt worden. Die Dichtkunst verkracht — und die Bildnerei zum Bankerot gebracht! —

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder,
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Also wiederhallte des Dichters Klage*) in meinem gepreßten Innern. Da mit einem Male war mir's, als erhebe die bronzene Mediceerin ihren Arm hinweg von keuscher Stelle zum nächtlichen Himmel über uns, und sie begann zu reden, zu drohen und zu überzeugen.

Und die bronzene Venus von Medici dort am andern Ende der Terrasse im Park zu Miramar hat gesprochen: „Wohl haben uns die Christen, die Kreuzfahrer und Märtyrer aus dem Himmel geworfen; aber als die weiseste und stärkste unseres Geschlechtes, Pallas Athene, erst mit Füßen getreten und verachtet wieder von ihrer Betäubung erwachte, da hat sie es nicht verschmäht, neuerdings unter die Menschen zu gehen, um sie von Wahnwitz und Tollheit zu heilen. Erst fand sie nur bei wenigen, bei den Stillen im Lande, Gehör — und mancher, bei dem sie aus und ein ging, ist auf den Scheiterhaufen gewandert, den die Christen angezündet haben; aber nach und nach sind aus diesen wenigen im Verlauf der christlichen Jahrhunderte viele geworden und diese vielen werden noch zu mehreren werden — und sie werden, wenn alle vereint, stark genug sein, dereinst den verwüsteten Himmel von den Gekreuzigten, den Geschundenen und Erschlagenen zu säubern. Und man wird uns, die Götter der Vorzeit, neuerdings in Lied und Sang, in Bild und Wort verherrlichen und unsere Gestalten werden wieder lebendiges Leben und warme Wärme und geistigen Geist und werden wieder Sprache und Zunge haben, und wir werden lebendig durchleuchtet sein von dem Lichtschimmer der Weisheit, welcher allerorts von den Jüngern der Pallas Athene hinausgetragen und ewig die Dunkelheit der Unvernunft und des Ungeistes fernhalten wird. Und es wird wieder wohnlich

*) Schiller, die Götter Griechenlands.

sein im Himmel, den die Menschen so sehr verwüstet haben in blinder Verblendung und thörichter Thorheit, und es wird eine Zeit kommen, da Menschen zu Göttern und Staubgeborne zu Lichtträgern der Weisheit und Wahrheit werden. — Und man wird jene fürstliche Kapelle, drüben im Schloß, man wird die das Kruzifix verherrlichende Halle auskehren und ich werde ab und zu dort an die Stelle des Gekreuzigten versetzt und ich werde wieder angebetet werden, angebetet von denen, welche den Tag mehr lieben, als die Nacht, und das Leben mehr achten als den starren Tod, angebetet von denen, welche das Rauschen des Meeres und das Lispeln der Bäume und das Gekose der Liebenden lieber hören, als die tollen Litaneien und das Klappern der Skeletknochen jener, die man als „Heilige“ in Prozessionen herumträgt. — Die Freunde der Palmen und die Bewunderer der Leuchtmonade, die Schatzgräber des wirklichen Wissens, die forschenden Forscher und Feinde des glaubenden Glaubens: sie werden meine Anbeter, meine Diener und meine Apostel sein!“ —

Also sprach die Mediceerin, als der Nachtwind durch die Lorbeerzweige rauschte und die Cicade ihr Cello strich. Eine schäumende Welle am plätschernden Meeresufer hob neugierig ihren Kopf über die von Tangen bewachsenen Steine empor. Wasser spritzte auf — — und eine meerschaumgeborne, eine weiße, blendendweiße Frauengestalt erhob sich über den dunkeln Steinen; leuchtende Monaden warfen ihr röthlich phosphoreszirendes Licht auf die Meergeborne. Sie ward lebendig, fleischfarben durchwärmt, eine leibhaftige Venus, ein Götterweib mit schwellenden Adern, straffem Busen und liebeglühendem Antlitz. Und sie nickte herüber und lächelte. Es war das Original, dessen Abbild die Mediceerin auf der Terrasse. Aber schnell wie sie gekommen, zerstob die Welle am steinbesäeten Ufer; der Sephir strich über den weißen zischenden Schaum — und das Götterweib war verschwunden.

Die Bronzestatue stand wieder todt vor mir, ihren Arm wieder gesenkt über keuscher Stelle. Aber auf ihrem Antlitz blieb das ewige Lächeln.

Noch einen Blick auf die feenhafte Herrlichkeit! Die Mondsichel stand schon weit vom leichenfarbenen Schloßthurm ab — und der Abendstern, die weißschimmernde Venus des Sternenhimmels, leuchtete nur matt durch verhüllende Nebel! Wir wandten uns und gingen.

An anderer Stelle des Parkes, auf der Südostseite, im Angesicht der lichtschimmernden Seestadt, findet sich auf einer Felskante ein düsteres, heimliches Plätzchen, eine schattige Reblaube mit lichten Fensteröffnungen gegen Morgen und Mittag. Schmale Ruhebänke laden zum Sitzen ein. „Dort weilten wir am liebsten, als wir noch Verlobte waren!“ sagte die liebliche Frau meines Freundes, und wie Silberglöckchen-Stimme klang das hinauf zum freudig lächelnden Gatten, der sein Weib umfangen hielt. Wir setzten uns, und Ort und Stimmung gestatteten die Frage nach dem Wie? des Anfangs im Roman zweier Glücklichgewordenen. Mein triestiner Freund erbat sich erst von seiner Donna die Erlaubniß zum Erzählen, und als diese ohne Anstand über die Lippen des jugendschönen Weibes geflossen, da hub er an und erzählte: „Sie, mein Freund, haben das Glück, ein gelehrtes und wissenschaftlich gebildetes Weib ihr eigen zu nennen. Alle Zeitungen haben's uns erzählt, und wir haben uns damals mit Ihnen gefreut; denn von meinem Weibchen läßt sich ähnliches sagen. ‚Auch ich ward in Arkadien geboren!‘ — Sie ist die Tochter eines braven Mannes, der sein Kind alsbald in die Hallen des Naturwissens einführte; sie kennt die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes und die Tange am rauschenden Meeresufer. Und da ich einst — vor etlichen Jahren — auszog, um marine Algen zu suchen, da habe ich sie bei gleichem Streben gefunden. Wir beide haben die Blüthentange der Adria bewundert und — schließlich uns selbst liebgewonnen. Dieser Park war ihr Asyl, und wir haben hier die goldenen Tage des Brautstandes durchlebt. Nun begreifen Sie, warum wir hier jedes stille und jedes hübsche Plätzchen genauer kennen, als irgend ein anderer Sterblicher. Das ist der Anfang unseres Liebelebens — das übrige wissen Sie.“ — Ein Kuß, gewechselt zwischen Gatte und Gattin, hat bestätigt, daß auch hier die Liebe kein leerer Wahn.

Es war vollends Nacht, als wir von jenem Koseplätzchen Abschied nahmen, und als wir beim Gärtnerhaus ankamen, hatte die Mutter der jungen Frau bereits für ein komplettes Abendessen gesorgt. Der kleine, im Hofraum angebundene Affe hatte schon seine Decke umgeworfen, um sich vor der Nachtfrische zu schützen und schlafen zu legen. Er ward wieder aufgescheucht und zeigte mit munterem Wesen und freudegrinsendem Antlitz seine prächtig weißen Zähne. Verlor er beim Herumspringen seine Decke, so wußte er sie gleich wieder mit den graziösesten und geschicktesten Bewegungen umzulegen. Auch hier trat mir die Lehre Darwins in neuen Beweisen entgegen. Jawohl, Darwin hat recht!

Das Nachtessen hat herrlich gemundet und die Havannah auch, welche unser Gastgeber servirte — und die Zuckermelonen ebenfalls, die Freund H. aus Triest mitgenommen hatte und nun opferte. Auch die Weintrauben von Miramar sind honigsüß; ich habe sie gekostet.

Nach dem Nachtessen wurden unsere Algen nochmals in frisches Wasser gebracht. Dabei beobachtete ich zum erstenmal in solcher Nähe das phosphoreszirende rothe Licht der Leuchtmonade. Die Tange blitzten oft hell auf.

Gegen 11 Uhr nachts lag ich wieder wohlverwahrt in der Villa Voinowich, hinter dem Tüllvorhang (Mosquitero) meines schnackenumschwärmten Bettes. Die Quälgeister der Nacht sangen draußen und bemühten sich umsonst, mir auf den Leib zu rücken. Schlafend begann ich zu träumen, nachdem ich wachend wie im Traume gewandelt war. Und ich träumte schlafend vom Feenschloß am Meer, vom Paradies zu Miramar, vom verlorenen Kaiser und von der sinnverwirrten Königstochter, und von der bronzenen Medizeerin mit ihrem ewig heitern Lächeln. Den einen Gedanken werde ich nimmer los: über dem Schönsten, was ich sah, liegt die Melancholie, eine Folge des Verhängnisses.

Miramar! un paradiso perduto — ein verlorenes Paradies!

Dr. A. D.-P.

Ein Achtundvierziger aus dem Orient.

Während wir mit berechtigtem Eifer die große Volksbewegung im Jahre 1848 in ihren Ursachen, Details und Konsequenzen zu verfolgen suchten, habe viele von uns es übersehen, daß eine ähnliche, sogar verwandte Bewegung im Osten, dem Lande der Mythen und Wunder, stattgefunden hat, die jene große, noch wenig bekannte Welt in ihren Tiefen aufwühlte und die Völker und Staaten vom Himalaya bis zum Marmorameere erschütterte.

Noch sind wir nicht in der Lage zu beurtheilen, ob und welche Beziehungen diese orientalische Erschütterung mit der gleichsam vulkanischen Bewegung im europäischen Völkerleben hatte; wir müssen uns einstweilen bescheiden, über die Ereignisse in ihren Folgen zu referiren.

Wir heben zuerst einen Blutzeugen von Achtundvierzig hervor, dessen Name nicht allgemein bekannt sein dürfte. Unser Held ist Ali Muhamed, genannt „Bab, Pforte zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit“, zu Schiraz in Persien geboren.

Die interessanten Details aus seinem Leben und Wirken verdanken wir den Essays und Studien von Hermann Ethé, einem trefflichen Buche.

Ali Muhamed war der Sohn wohlhabender Eltern und zum Kaufmannsstande bestimmt, zu dem er jedoch keinen Beruf gehabt haben muß, denn er vertiefte sich früh in die Lehren der reinen Mystik, des in Persien so weit verbreiteten sufischen Pantheismus. Dabei befähigten ihn auch seine vortheilhafte äußere Erscheinung sowie ein sittenstrenger, makelloser Wandel, zu der außerordentlichen Rolle, die er schon sehr zeitig spielen sollte. Er sann und grübelte über neuen Doktrinen, zu denen ihn sein vielfacher Verkehr mit Juden und wohl besonders die Lektüre der Evangelien in persischer Uebersetzung angeregt haben mögen. Nachdem er so in Kufu manch' schwere Seelenkämpfe durchgerungen, faßte er den Entschluß, seine volksbeglückenden Ideen ohne Wanken, selbst mit Lebensgefahr durchzuführen, und sammelte 1844 in Schiraz die ersten Anhänger, indem er in der Moskee unter großem Zulauf der Menge, mit gewaltiger Beredtsamkeit schonungslos gegen alle herrschenden staatlichen wie religiösen Uebelstände eiferte.

Der hervorragendste Parteigänger Babs war der Molla Hussaim, der auch als erster Sendbote der neuen Lehre die Provinzen Irak und Chorasan durchzog und ihr überall Jünger

warb, indem er die Schriften Babs vorzeigte und erläuterte. — Zu einem zweiten und dritten begeisterten Parteiführer gesellte sich auch in kurzem ein schönes Weib aus vornehmem Stande, von ihren Anhängern Tahira (die Reine) und Gurret=ul=Ain (Augenkühle) genannt. Sie war ebenso sittenrein, als geistig begabt und wissenschaftlich gebildet.

Inzwischen hatte sich das Ansehen und die Macht Babs und seiner Anhänger so vermehrt, daß nicht allein der orthodoxe muselmännische Klerus, sondern auch die weltliche Behörde in Sorge geriethen.

Bab legte zwar in einem Schreiben an den König demselben alle Fehler und Untugenden der Geistlichkeit und die daraus resultirende Entartung des Religionsdienstes dar, suchte auch sammt Molla Hussaim den Monarchen wie dessen Räthe von der Nothwendigkeit einer religiösen und sozialen Reform im europäischen Sinne zu überzeugen — doch vergebens.

Der Premierminister verhängte Hausarrest über Bab und verwies Hussaim nach Teheran.

Diese Verfolgung steigerte nur den Muth des neuen Propheten und seiner Anhänger. Er selbst bezeichnete sich von da als einen Seid, einen Nachkommen Ali's, und hielt sich vielleicht selbst für eine wahrhaft göttliche Erscheinung. Dabei wurde mit unermüdlicher Energie die neue Lehre im Volke verbreitet, deren feindliche Tendenz gegen die Staatsgewalt immer deutlicher hervortrat. Man sammelte bewaffnete Schaaren, und als 1848 der König Muhamed=Schah mit Tode abging, brach der Sturm der Revolution aus.

Molla Hussaim marschirte mit seinen Truppen nach Mazenderan, und an der Grenze dieser Provinz vereinigte er sich mit den Schaaren Muhamed Ali's von Balfurusch, der schon im Frühjahr nach Chorasan aufgebrochen war. Auch die schöne Gurret=ul=Ain gesellte sich zu ihnen, nachdem sie die Lande als Predigerin mit großem Erfolge durchzogen.

Der Kampf entbrannte nun und wurde mit gleicher Heftigkeit und wechselndem Glück von beiden Seiten geführt und endlich in dem berühmten Wallfahrtsorte des Scheich Tebersi ein befestigtes Lager, eine Art Kastell, errichtet, in welchem sich die Babis verschanzten und eine beträchtliche Schaar der Angreifer gänzlich vernichteten. Ja das Heer, welches vom Prinzen Mehdi geführt, auf Befehl des neuen Königs, Nasreddin=Schah, ausrückte, die Aufständischen zu bestrafen, wurde ebenfalls geschlagen und zerstreut. Molla Hussaim kämpfte mit bewundernswerthem Muthe und zugleich mit einer List und Verschlagenheit, die ihresgleichen suchte.

Endlich erlag er jedoch bei einem Ausfall und ernannte sterbend den gleichfalls verwundeten Hadschi Muhamed Ali zu seinem Nachfolger.

Jetzt vereinigten sich zwei Heerführer und schlossen die Belagerten von allen Seiten ab, ihnen so den Verkehr mit außen und somit alle Lebensmittelzufuhr abschneidend. Heldenmüthig wagten jedoch die Babis einen neuen Ausfall und fügten den königlichen Truppen viel Schaden zu. Da gab die Regierung den thatkräftigen Soleiman=Chan dem Prinzen Mehdi als Befehlshaber zur Seite und es ward beschlossen, die Babis auszuhungern.

Das Elend war grenzenlos in dem Kastell, und nur der Heroismus, mit welchem man es ertrug, war demselben zu vergleichen. Endlich, nach einem letzten Ausfall, entschloß sich Muhamed Ali zur Kapitulation, und Prinz Mehdi sicherte ihm und den Seinen auch bereitwillig freien Abzug zu; eine Zusage, die schmählich gebrochen wurde, denn man mordete die Abziehenden, nachdem sie ihre Waffen niedergelegt, bis auf den letzten Mann.

Nicht minder tragisch endete der Prophet selbst. Man hielt ihn in strenger Haft, besonders als das blutige Trauerspiel in Mazenderan begann und die königlichen Truppen geschlagen wurden. Als nun auch in den übrigen Provinzen die Parteigänger Babs sich erhoben, beschloß man in Teheran, ein Exempel zu statuiren, und trotzdem der Prophet von den Mollas keines Irrthums überführt werden konnte, er seine Gegner im Gegentheile bei jeder Diskussion auf's glänzendste widerlegte, ward er dennoch zum Tode verurtheilt als Ketzer und Rebell und mit zweien seiner Schüler zum Richtplatz geführt.

Bab war ruhig und standhaft und seine, wenn auch durch lange Kerkerhaft schmächtig gewordene Gestalt, sein schönes, bleiches Antlitz mit den stolz blickenden Augen, erregte die allgemeinste Theilnahme.

Man fesselte den Propheten mit Stricken an den Festungswall der Citadelle, so daß er etwas über dem Erdboden schwebte, und eine aufgestellte Kompagnie Soldaten gab Feuer.

Doch da geschah ein Wunder! So wenigstens behaupteten die Anhänger Babs. Die ganze erste Salve verfehlte ihr Ziel und nur die Stricke wurden zerschossen. Bab wurde frei und hätte, wenn er den glücklichen Zufall benutzte, gerettet werden können.

So aber gerieth er in eine Hauptwache, ward durch den Säbelhieb eines Offiziers zu Boden gestreckt, auf's neue gefesselt und aufgezogen und durch eine zweite Salve, welche nun christliche Soldaten abgeben mußten, getödtet.

Der Märtyrertod dieses modernen Messias entflammte seine Anhänger nur zu einem um so verzweiflungsvolleren Widerstande. Ein gewisser Molla Muhamed Ali, zubenannt Zendschani, rüstete im geheimen eine bedeutende Streitmacht aus (nach Gobineau waren es 15,000 Mann) und ergriff damit die Offensive. Schon vorher hatte man die Steuern verweigert, und die Babis bemächtigten sich nun der Stadt Zenschan, und von hier aus gebot Ali als unumschränkter Gebieter, führte strenge Mannszucht ein, trotzte zweimal einem feindlichen Ansturm und legte sich endlich selbst den Titel Bab bei. Er vertheidigte sich mit der gleichen Tapferkeit und List wie seinerzeit Molla Hussaim.

Und als endlich nach monatelanger Belagerung die von Hunger und Durst entsetzlich gequälte Mannschaft dennoch standhaft die Kapitulation verweigerte, ja durch einen letzten Ausfall Tod und Verderben in die feindlichen Schaaren trug, ward ein allgemeines Bombardement beschlossen, und Ali Zendschani fiel nach verzweifeltem Widerstande, sterbend den Seinen die in der Lehre des Bab enthaltene Verheißung wiederholend, er werde in vierzig Tagen wieder auferstehen.

Nach Ali's Hinscheiden übergab sich das Häuflein seiner Getreuen der Gnade des Siegers und ward abermals verrathen und schmählich hingeopfert.

Zwar wurde nach dem Falle der Hauptführer des Babismus der Aufstand in den übrigen Provinzen mit mehr oder weniger Anstrengung unterdrückt. Dennoch glühte unter der Asche der Funke der Empörung fort, um nur zu bald in hellen Flammen aufzulodern.

Selbst in Teheran, der Haupt= und Residenzstadt, war eine geheime Verbindung hergestellt, die vornehmlich die politischen Konsequenzen der Bab'schen Doktrin weiter verfolgte und sogar die Absicht hatte, die Monarchie zu stürzen und den König zu ermorden. Auch Gurret=ul=Ain hielt sich in Teheran auf, predigte aber mehr die soziale und religiöse Reform.

Man harrte nur auf einen günstigen Augenblick, um loszubrechen, denn die ungerechte Hinrichtung Babs erfüllte noch immer die Seelen seiner Anhänger mit heißem Rachedurst. Endlich glaubte man den geeigneten Moment gekommen.

Der Fall des Premierministers Mirza=Taki=Khan erregte einen Sturm in der Bevölkerung, und als der Monarch im August 1852 in der Nähe seines Sommerpalastes Niaweran einen Spazirritt unternahm, ward er von drei verkleideten Babis angegriffen.

Nachdem drei Schüsse auf den König abgefeuert worden waren, ihn aber nur leicht verwundet hatten, stürzten sich die Mörder auf sein Pferd, um ihn vom Sattel herabzureißen. Ehe ihnen dieses jedoch gelungen, wurden sie von herbeieilenden Hofleuten überwältigt, einer sofort getödtet und die anderen gefangengenommen.

In Teheran erhob sich ein großer Tumult, geheime Zusammenkünfte wurden gehalten, bei welchen Gelegenheiten es der Regierung gelang, viele Babis, unter andern auch die an dem Mordversuch gänzlich unschuldige Gurret=ul=Ain, zu verhaften.

In Sorge versetzt durch die Standhaftigkeit, mit welcher die beiden Verschwörer die Folterqualen ertrugen, ohne Verrath an ihren Mitverschworenen zu üben, versuchte man es einmal mit der Milde und versprach, die Gefangenen zu begnadigen, wenn sie den Babismus abschwören wollten.

Doch keiner verleugnete seine Ueberzeugung. Auch das zarte Weib, die heldenmüthige Gurret=ul=Ain, sah mit Ruhe dem Märtyrertode entgegen, den ihr erhabener Meister früher erlitten. Sie ward zum Feuertode verdammt, doch die mitleidigen Henker, gerührt von ihrer Anmuth und wunderbaren Schönheit, erwürgten sie vorher, ihr so die entsetzlichen Qualen ersparend.

Die übrigen Gefangenen aber wurden mit unerhörter Grausamkeit hingerichtet und dabei weder Frauen noch Kinder geschont. Alle starben sie mit Heroismus, den Namen des Propheten Bab

auf den Lippen, und ihr Tod verschaffte dem Babismus immer neue Anhänger. Sollen doch selbst in Teheran nahe an fünftausend Menschen, darunter Beamte höchsten Ranges, dem Bunde angehören. Ja, man behauptet, daß der junge Mirza Fachja, den man zum Nachfolger Babs ernannt, von Bagdad aus, wohin er entflohen, die Bewegung leite. Selbst Freimaurerlogen, nach europäischem Muster, versuchte man in Teheran zu gründen.

Ein Beweis dafür, daß die Lehre Babs, und nicht blos seine bestechende Persönlichkeit und die Macht seiner Rede, ihm so todesmuthige Anhänger geschaffen, ist der Umstand, daß weder Gurret-ul-Ain, noch die beiden Muhamed Ali ihn persönlich gekannt, sondern nur aus seinen Schriften sich begeistert haben.

Bab hinterließ ein Tagebuch über die Pilgerfahrt nach Mekka und den Kommentar zur zwölften Sure des Koran, dann noch eine Menge kleinerer Schriften, die meist in sehr mystischer Sprache geschrieben sind.

Der Babismus richtet sich zunächst gegen die Macht des muselmännischen Klerus, und kann man sich leicht vorstellen, in welches Wespennest dadurch gestochen ward. Gleichzeitig bekämpft er aber auch die konservative Hofkamarilla, die jeder freiheitlichen Neuerung prinzipiell widerstrebt (nicht allein in Persien!).

Im allgemeinen eifert er gegen Willkürlichkeit, Erpressungen der Staatsbeamten und Richter, gegen den Steuerdruck und sucht die individuelle Freiheit zu heben und das unterdrückte weibliche Geschlecht zu emanzipiren.

Kehren in den Briefen Babs nun auch, mehr oder minder deutlich ausgesprochen, stets die pantheistischen Ideen des Sufismus wieder, so sind doch alle die eben flüchtig skizzirten Bestrebungen ganz moderne und mit geringen Modifikationen und andrerseits mit Verschärfungen: die bewegenden Ideen und Schlagworte des Heilsjahres 1848.

Rechnet man hierzu noch, daß Bab auch den Umgang mit den Ungläubigen gestattete und die Todesstrafe abgeschafft wissen wollte, so haben wir mit den nothwendigen Verschiedenheiten und Abweichungen, welche Erziehung und Landessitte bedingen, einen Vollblut-Achtundvierziger edelster Art. Auch sollten die Tortur und die Prügelstrafe abgeschafft werden. (Wem fällt da nicht das gesegnete Land Mecklenburg ein und der Graf Hahn, mit dem wohleingeweichten Haselrohr und dem „unterthänigsten guten Morgen!")

Allerdings hatte Bab noch ein etwas verschwommenes Staatsideal. Er dachte sich nämlich die Gestaltung seines neuen Gottesreiches und die Regierungsform desselben als ein Gemisch von monarchischen, theokratischen und demokratischen Elementen. Der nominelle König hat seine Macht mit einem aus 19 Mitgliedern bestehenden obersten Priesterkollegium, an dessen Spitze der Nachfolger Babs steht, zu theilen. Und da der König das Honorar für seine Bemühung aus den eingehenden Steuern erhält, mit Gewalt aber niemand zum Steuerzahlen gezwungen werden darf, würde dieser Tantième-König eben keinen sehr einträglichen Posten gehabt haben.

Für die Erhaltung der Märtyrergräber, vor allem aber für die Armen soll gut gesorgt werden. Die geplante Gleichstellung der Rechte von Mann und Frau, die Abschaffung der Polygamie und der willkürlichen Ehescheidung, eine verbesserte Kindererziehung würden jedenfalls die fruchtbringendsten Neuerungen gewesen sein.

Außerdem stellte der galante Prophet die liebevollste Aufmerksamkeit des Gatten für die Frau als Norm auf. Die Ehefrau soll von allen anstrengenden Arbeiten und sogar von religiösen Uebungen dispensirt sein, damit sie allein der Liebe zu ihrem Gatten, der Sorge für die diesem Bunde entsprossenen Kinder und der eigenen geistigen Ausbildung und Veredlung leben könne.

Das ist eine andere Frauenemanzipation als diejenige, welche einzelne extravagante Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung der Geschlechter anstreben und die schließlich nur darauf hinausläuft, daß zum Beispiel eine Mutter von neun Kindern als Professor Kollegia liest, als Doktor eine zahlreiche Praxis befriedigt, oder als politischer Parteigänger sich um ein Mandat bewirbt — in den Mußestunden jedoch dem Gatten abgerissene Knöpfe annäht, und beim Strümpfestricken sich gleichzeitig mit der Kindererziehung, dem Küchenzettel, den Toilettensorgen — und ihrer eigenen geistigen Weiterbildung beschäftigt.

Beneidenswerthes Loos — herrliche Perspektive! Gepriesen sei daher Bab, der mit weiser Mäßigung dem Weibe just soviel Rechte und Freiheiten (?) gewähren wollte, als dasselbe bedarf, um glücklich zu sein und zu beglücken.

Hoffen wir, daß auch das Blut dieses Freiheitshelden aus dem Jahre 1848 nicht umsonst geflossen sei und ihm, wenn auch langsam, die Saat der wahren Freiheit entsprießen werde, die nicht den Mord und seine rohen Schergen zu Genossen hat, sondern mit den Waffen des Geistes streitet und damit jener vom gemeinen Egoismus freien Intelligenz sowie dem ächten Humanismus den Sieg erkämpft.
E. v. W.

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Stadtrichter Melzer fuhr fort, zu lesen:

„Ad VII. Meinem Bruder Sebastian vermache ich ein Kapital von 2000 Thalern, welches ihm der Notar Werner in Wolfsburg übergeben wird. Ferner soll mein Universalerbe gehalten sein, bei Herrn Jonas Wallfisch die Zechschuld meines Bruders Sebastian, bis zur Höhe von 20 Thalern allmonatlich, zu bezahlen, denn ich halte es für die Gesundheit dieses schwächlichen Mannes sehr dienlich, daß er nicht blos abends, sondern auch früh seinen Schoppen trinkt. Es ist ganz in sein eigenes Belieben gestellt, ob er diese Erbschaft verringern oder vergrößern will, indem er den ‚schwarzen Wallfisch' selten oder oft besucht.

„Ad VIII. Frau Edeltrud von Bartels, gebornen von Reckenstein, meiner geschätzten Schwägerin, kann ich mir nicht erlauben, ein Geschenk zu machen, das irgendwie einen Geldwerth repräsentirte. Sie würde das von dem bürgerlichen Schwager als eine ungerechtfertigte Anmaßung betrachten. Um ihr aber ein kleines Andenken an mich zu hinterlassen, das zugleich ihrem Sinne für das Romantische entspricht, bestimme ich, daß der alte Eisenblechhelm und die verrostete Rüstung des weiland Raugrafen Gockel von Henneberg, genannt der Grausame, ihr ausgefolgt werden. Selbe Gegenstände befinden sich auf dem Oberboden meines Hauses in einer großen Kiste, die allerhand Gerümpel enthält. Ferner bestimme ich, daß der Frau Hofräthin von Bartels ein Werthpapier übergeben werde, welches die Unterschrift des letzten Grafen Gockel trägt und sich in meinem Geldschranke vorfinden wird. Es ist dies ein Schuldschein, der nie eingelöst worden ist und den der Tod ungiltig gemacht hat; er befand sich im Besitze meines Vaters und lautet auf 1000 Thaler. Wenn dieses Papier auch keinen Pfennig an Geldwerth hat, so wird es meiner Frau Schwägerin wegen der eigenhändigen Unterschrift eines so noblen Kavaliers und Standesgenossen doch sicherlich werthvoll sein."

Die schwarze Straußenfeder auf dem edlen Haupte der geborenen von Reckenstein schwankte bedenklich hin und her, jedenfalls sollte die freudige Zustimmung ihrer Trägerin dadurch ausgedrückt werden — die unbefangenen Zuschauer aber fanden, daß die hohe Dame mehr als je einem der Trauerpferde glich, die gestern den boshaften Testator hinausgeführt. Auf Röschen und Jakob, als die einzigen noch ungenannten Mitglieder der Familie, konzentrirte sich die allgemeine Aufmerksamkeit, freilich war da auch noch Adelgunde, die gleichberechtigt gewesen wäre, aber niemand blickte nach dem verblühten Mädchen, das noch dazu die unverzeihliche Thorheit begangen, sich in einen Diener des Hauses — einen armen Commis — zu verlieben und sich vor den Augen des sehr sittenstrengen Oheims zu kompromittiren.

Das kleine Röschen hob schon ordentlich stolz den hübschen Kopf, und allerlei verführerische Vorstellungen von einem Goldschmuck mit Steinen, einem himmelblauen Seidenkleide und einem türkischen Shawltuche kreuzten sich in demselben. Da tönten die schlimmen Worte an ihr Ohr:

„Ad IX, X und XI. Meinen drei Nichten Adelgunde von Bartels, Franziska Bartels und Rosa Bartels, gebornen von Bartels, vermache ich je die Summe von eintausend Thalern. Sie sind gehalten, dieses Geld entweder zu ihrer Aussteuer zu verwenden, wie Adelgunde, falls dieselbe noch einen Mann bekommen sollte, oder aber sich für die jährlichen Zinsen zu fünf Prozent Putz und Kleidungsstücke zu kaufen, um nicht dieserhalb ihren Männern damit zur Last zu fallen. Das Kapital soll nicht angegriffen werden und dürfen die beiden Frauen Franziska und Rosa erst nach ihrem Ableben darüber zu Gunsten ihrer Männer oder ihrer Kinder — wenn sie solche haben — verfügen. Im Falle keine Leibeserben da sind und auch die Männer dieser beiden Frauen vor denselben gestorben sein sollten, fällt das Kapital an das von mir gegründete Haus der Barmherzigkeit.

„Ad XII. Meinem Neffen und Pathen Jakob Bartels" — der junge Mann neigte das Haupt bescheidentlich, als lasteten die vielen neugierigen und neidischen Blicke schwer und niederdrückend auf ihm — „hinterlasse ich — ein Kapital von fünftausend Thalern, dessen Zinsen er zur Vergrößerung seines Geschäftes verwenden möge. Das Kapital soll nach meinen spezialisirten Bestimmungen darüber angelegt und verzinst werden."

Bis dahin hatte noch ein jeder und eine jede der Erben und Erbinnen den Schmerz über die eigene Enttäuschung im Hinblick auf die der anderen verwunden, man hatte sich gegenseitig mit spöttischen, ja feindseligen Blicken gemessen — jetzt aber war das allgemeine Erstaunen so groß, daß alle Parteileidenschaften im Nu zum Stillschweigen gebracht wurden und nur eine Frage auf allen Gesichtern, in Auge und Mienenspiel ausgesprochen lag: wer — wer ist nun endlich der Erbe des trotz der vielen Legate immerhin noch beträchtlichen Vermögens?!

Jedenfalls hatte der Erblasser in der boshaften Absicht, die Spannung seiner Verwandten noch zu steigern, diese Hauptperson gleichfalls mit einem Legate bedacht, um dann ganz am Schlusse erst, den Namen derselben, als den des Universalerben zu nennen — denn Einer — das war ja noch der einzige Trost — mußte es doch sein — aber horch, da kamen ja schon die Legate an die Dienstboten, denn der Stadtrichter las:

„Ad XIII. Meine langjährige, treue Hausgenossin, Frau Gertrud Gundelheim, bitte ich, daß sie nach meinem erfolgten Tode meinem Erben dieselbe Pflege und Treue angedeihen lassen und sein Haus verwalten wolle, solange dies ihre Kräfte gestatten.

„Frau Gertrud Gundelheim erhält aus meinem Nachlaß die Summe von 6000 Thalern, über deren Zinsen sie nach ihrem Belieben verfügen möge. Das Kapital fällt nach ihrem Ableben gleichfalls an das von mir gestiftete Haus der Barmherzigkeit.

„Ad XIV. Mein Hausknecht Martin erhält einen neuen schwarzen Anzug und seinen Jahrlohn ausgezahlt, ebenso soll mein Hausarzt, Doktor Binder, sein Jahreshonorar und die gleiche Summe mit dem Bemerken erhalten: daß ich ihm für jedes weitere Jahr, um welches seine Kunst mein Leben verlängert hätte, das demselben einstmals scherzhaft in Aussicht gestellte hohe Honorar von 1000 Thaler in Wirklichkeit gegeben haben würde. Ich bin nun sicher davon überzeugt, daß er meinen Hintritt schmerzlich betrauert.

„Ad XV. Meinen ehemaligen Schulfreund und Rathgeber in allen wichtigen Geschäftssachen, Herrn Stadtrichter Melzer — die Stimme des Vorlesers bebte leicht — bitte ich als ein Andenken an mich meine Mineraliensammlung anzunehmen, die ihn stets interessirte.

„Ad XVI. Herrn Moses Bär in Wolfsburg, Chef des Hauses Bär & Compagnie, der jahrelang mit Nutzen meine Geldgeschäfte geleitet, kann ich nicht wohl ein Geschenk hinterlassen, damit er aber sich doch zuweilen meiner erinnere, möge er die zehn Stück Aktien der „Schwindelfreien Drahtseil-Bahn", zu deren Ankauf er nicht verleitete, für sich behalten, und warne ich zugleich meinen Universalerben vor dergleichen Unternehmungen, wenn sich dieselben auch sehr vertrauenerweckend als „schwindelfrei" annonciren."

Herr Melzer hielt erschöpft inne. Jedenfalls war er bei der letzten Nummer in der Liste der Legate angelangt. Er hatte sich nicht wenig angestrengt und die kurze Ruhepause war ihm gewiß zu gönnen, obgleich es allen Versammelten schier ewig dünkte, bis er fortfuhr:

„Ad XVII. Zum Universalerben meines, in Werthpapieren deponirten, in der Höhe von 111,500 Thaler vorhandenen Vermögens, bestehend in (nun folgte eine lange Liste von Staatspapieren, Obligationen, Eisenbahnaktien, Baarwerthen in Gold und Silber 2c., bei deren Aufzählung die Gesichter der Erben sich mit einem Schimmer freudiger Morgenröthe überzogen) und meines Hauses am Markte in Dohlenwinkel, ernenne ich" — hier mußte dem Stadtrichter etwas in die Kehle gekommen sein, denn er räusperte sich vernehmlich, hielt inne, räusperte sich wieder, um alsdann mit einem gar seltsamen Lächeln forzufahren:

„ernenne ich meinen einzigen Sohn Hans Bartels, der jahrelang ohne sein nahes Verhältniß zu mir zu ahnen, in meinem Hause lebte und meinem Geschäfte vorstand."

Wäre der Engel mit der Posaune plötzlich in dem Gemache erschienen, um den Beginn des Weltgerichts zu verkündigen, oder hätte der selige Erbonkel höchstselbst sich als Seraph gekleidet in der Versammlung gezeigt, die Wirkung hätte nicht größer, nicht sensationeller sein können.

Einen Augenblick lang herrschte das Schweigen des Todes in dem Raume, dann schüttelten die betrogenen Erben allmählich die lähmende Starrheit ab, welche sich ihrer bei dieser fürchterlichen Kunde bemächtigt hatte. Ein tumultuarischer Auftritt entstand, da jeder zuerst sprechen und seine Meinung äußern wollte und demnach alle auf einmal sprachen.

In dieses Stimmgewirr, aus dem man die Zischlaute Emmerenzia's deutlich heraushörte, mischte sich jetzt der tiefe Bariton des Stadtrichters, der sehr energisch die Bitte um Ruhe aussprach.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Feuerbach. (Porträt Seite 172.) „Er war ein Mann, ein ganzer, wahrhaftiger, vollendeter Mann; er war einer der Ersten und Edelsten unseres Jahrhunderts, einer der Besten und Größesten seines Geschlechts," so konnte Karl Scholl, der Sprecher der nürnberger freien Gemeinde, am 15. September des Jahres 1872 auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg seine Gedächtnißrede am offenen Grabe Ludwig Feuerbachs schließen. Einer der Ersten und Größesten war er, weil er auf der Bahn der Erkenntniß vorangeschritten ist der gesammten Kulturwelt, und weil er das undurchdringliche Dickicht religiöser Wahnvorstellungen mit dem wuchtigen Beile eines wunderbar scharfen Verstandes niedergemäht hat; einer der Edelsten und Besten, weil er der Menschheit treu blieb und ausharrte im Kampfe für ihren Geistesfortschritt, obgleich ihm die Menschen seine unermeßlichen Verdienste damit lohnten und dankten, daß sie ihn ungestört der Noth und dem Hunger überließen. — Ludwig Feuerbach war der Sohn eines hochbedeutenden Mannes — des berühmten Kriminalisten Anselm von Feuerbach, der an den Universitäten von Jena, Kiel, Landshut juristische Kollegien gelesen, später als zweiter Präsident des Appellationsgerichts in Bamberg, dann als erster Präsident des Appellgerichts in Ansbach und schließlich als Wirklicher Staatsrath in königlich bayerischen Diensten gestanden. In mehreren philosophischen Schriften hatte sich Anselm Feuerbach als geist- und kenntnißreicher Denker bekundet, und die lange Reihe seiner juristischen Werke erwarb ihm als einem der größten Rechtsgelehrten einen Weltruf. Mit seinem 1808 erschienenen Entwurf zur Abschaffung der Folter brach er einer einigermaßen menschlichen Kriminaljustiz in Bayern Bahn, sein bis 1813 entworfenes „Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern" erlangte nicht nur in Bayern, sondern auch in anderen deutschen und außerdeutschen Staaten Anerkennung und Geltung, und seine 1832 vollendete Schrift „Kaspar Hauser, ein Beispiel des Verbrechens am Seelenleben," bewies noch kurz vor seinem Tode seinen unbestechlichen Rechtssinn. Die fünf Söhne Anselm von Feuerbachs wurden alle als Gelehrte und Schriftsteller bekannt: Friedrich Anselm als Archäolog und Aesthetiker, Karl Wilhelm als Mathematiker, Eduard August als Jurist und der jüngste, Friedrich Heinrich, als Orientalist und Philosoph. Der bedeutendste aber ward der am 28. Juli 1804 zu Landshut geborene Ludwig Andreas, unser — wir sagen das mit ebensoviel Berechtigung als Stolz — unser Philosoph! Er war in strenger Frömmigkeit erzogen — das Mittelalter behauptete zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den Köpfen der deutschen Gelehrtenwelt seine düsteren Winkel —, und grade aus ihm sollte ein Gottesstreiter, ein Theologe, werden. Im Jahre 1822 begab er sich auf die Universität Heidelberg, um stark zu werden im Worte Gottes. Da klangen aber aus den Vorlesungen des spekulativen Theologen Daub die dumpfen Glockentöne der hegelschen Philosophie an sein Ohr, und die magische Gewalt, welche der merkwürdigste unter allen Philosophen auf seine Zuhörer ausübte, der preußische Staatsphilosoph und Vater eines weltzersetzenden wissenschaftlichen Radikalismus, Friedrich Hegel, diese unwiderstehliche Gewalt zog auch unsern an den „Heilswahrheiten" des Kirchenglaubens bereits gründlich irre gewordenen Ludwig Feuerbach 1824 nach Berlin. Seine Studien hatten ihm, gleich so vielen andern

schwere Kämpfe gebracht — Kämpfe mit sich selbst und dem Vater, — aber der Drang nach Wissen und Wahrheit siegte, er warf die Theologie beiseite und habilitirte sich 1828 an der Universität Erlangen als Privatdozent. Um sich die Studentenschaft zu erobern, hätte Feuerbach zum mindesten der Gabe eines glänzenden Vortrags bedurft, die aber besaß er keineswegs; und um sich mit den Professoren von damals zu befreunden, hätte er wie sie selber im Geleise des Althergebrachten einherschreiten müssen. Wie nun die Dinge lagen, fand Feuerbach sehr wenig Zuhörer und sehr viel Feinde, und es hätte wohl kaum noch seiner 1830 erschienenen Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" bedurft, um seine Stellung sehr bald unhaltbar zu machen. Diese anfangs ohne Autornamen auftretende philosophische Arbeit, welche sich erkühnte, jede Religion, die sich auf ein Jenseits beziehe, für einen Rückschritt zu erklären, ward konfiszirt und verschloß ihrem vom Schilde der Anonymität nur ungenügend gedeckten Verfasser, obschon sie schließlich wieder freigegeben ward, doch für immer die akademische Karriere. Seine wiederholten Gesuche um eine außerordentliche Professur in Bayern wurden hartnäckig zurückgewiesen; ebenso erfolglos blieben seine Bemühungen, sich in Frankreich, in der Schweiz, in Griechenland und endlich auch in Berlin eine nicht ganz aussichtslose akademische Laufbahn zu erschließen. Auf den unmittelbaren Verkehr mit der wissenschaftlichen Welt seiner Zeit, die für ihn zu klein war, verzichtend, zog er sich nach Ansbach und 1836 nach dem drei Stunden von dieser Stadt entfernten Gut Bruckberg zurück, wo er im folgenden Jahr mit einem schönen und edlen Mädchen, Bertha Löw, einen glücklichen Ehebund schloß. (Schluß folgt.)

Venedig (Bild Seite 173). Ein Stück interessanter Vergangenheit zaubert das Bild vor unser geistiges Auge, so unbedeutend die Szene selbst ausschaut, die es darstellt. Ein Kavalier aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts hat die Dame seines Herzens bis zur Gondel begleitet und nimmt mit zärtlichem Handkusse Abschied. Die Dame blickt, vorsichtig und ein wenig ängstlich, den Kanal hinab — wer weiß, vielleicht gestattet sie dem Geliebten den ersehnten Eintritt in die Gondelhütte, die ihrer unheimlichen, schwarzen Tuchhülle zum Trotz so lauschige, so recht zum Weltvergessen und Liebeschwärmen einladende Plätzchen birgt. Der älteren Begleiterin Gesicht verräth freundliche, schelmische Theilnahme genug, um darauf schließen zu lassen, daß von ihrer Seite weder die Gefahr des Verraths noch eine Störung süßen Liebesgeplauders droht, und der neugierigen Frau, die aus der geöffneten Hausthür mit ihren beiden Kindern der Szene zuschaut, ist sicherlich solch' ein kleines Gondelabenteuer ein viel zu oft wiederkehrendes Ereigniß, um sich länger um die Liebesleute zu kümmern, als bis die Gondel bei der nächsten Kanalswendung in die Nacht der Lagune verschwindet. Und wer hätte auch etwas anderes gethan, als geliebt und gekost und Abenteuer bestanden zu jener Zeit in der Königin des Meeres, der Hundertinselstadt Venedig! Wer sich der Poesie unseres Bildes nicht verschließt, der wird uns mit Vergnügen auf einem Ausflug in die Vergangenheit Venedigs in einer der nächsten Nummern der „Neuen Welt" folgen. G.

Plewna. Die Uebergabe Plewnas durch die Türken an die Russen, die ein Ereigniß von nicht unbedeutender Tragweite genannt werden muß, veranlaßt uns, an dieser Stelle einige Notizen über diese Stadt Bulgariens, welche in den neuesten Kriegsberichten so oft genannt wurde, mitzutheilen, und zwar besonders um zu zeigen, daß das genannte kriegerische Ereigniß auch nicht überschätzt, am wenigsten aber gar für identisch mit einer vollständigen Bewältigung der Türkei gehalten werden darf. Die Stadt, bulgarisch Pleven, türkisch Plewna genannt, liegt südsüdwestlich von Nikopolis und breitet sich in einem in grobkörnigen, weißen Kalk eingeschnittenen Thale aus, welches sich nach Süden zu wieder verengt. Alle Hänge bedecken die schönsten Obstpflanzungen und von ferne gewährt Plewna im offenen Thale einen reizenden Anblick. Es zählt etwa 17,000 Einwohner, hat 18 Moscheen, 9 Minarete, einen Uhrthurm und zwei Kirchen, endlich 1474 christliche und 1627 muhamedanische Häuser. Die Normalschule und vier türkische Schulen wurden zur Zeit (unser Bericht bezieht sich auf das Jahr 1871) von 1654 Knaben und 110 Mädchen, die fünf bulgarischen von 921 Knaben und 50 Mädchen besucht. Die Schulbesuchspflicht unterliegt einer strengen Kontrole. — Bemerkenswerth ist ferner noch das Civilhospital, welches Midhat Pascha gegründet hat, der bekannte Reformminister, von dessen Intelligenz und Fortschrittsdrang unser Gewährsmann auf seinen Reisen in der Türkei so manche Spur wahrzunehmen Gelegenheit hatte; gehörte es doch zu den Lieblingsideen des energischen Mannes, Straßen, Schulen, Waisenhäuser und Vorschuß- und Sparkassen zu stiften, wo es ihm nur irgend angänglich schien. — Im Jahre 1865 hatte Midhat den Militärarzt Dr. La Bruce nach Rustschuk berufen, wo er ihn selbst erwartete, um ihn mit sich nach Plewna zu nehmen, damit er die Einrichtung der neuen Schöpfung, des Krankenhauses, beaufsichtige. Anfangs schüttelte die Bevölkerung wohl den Kopf, als aber das schmucke Gebäude fertig eingerichtet dastand, meinte man, der Gjaur-Pascha (in Midhats Adern fließt christliches Blut!) habe doch manchmal noch Allah wohlgefällige Gedanken! Im Innern des Hospitals herrscht in allen Sälen und kleineren Räumen die größte Ordnung und Reinlichkeit; leider aber, klagte der Vorsteher der Anstalt unserm Gewährsmann, sei vor einigen Jahren ein anderer Vali (Gouverneur) an Midhats Stelle gekommen und die Verwaltung habe ihm, trotz aller Vorstellungen, kein Geld zur Beschaffung sehr nothwendiger Geräthschaften, wie z. B. von Amputationsinstrumenten, gewährt. — Ferner ist noch von Interesse ein im Südosten belegenes Trümmerfeld, als die letzte Spur eines römischen Kastells; dasselbe hat einen Flächeninhalt von $1^1/_2$ Hektaren und bietet freilich jetzt nur noch äußerst geringe Ausbeute an werthvollen Ziegeln und anderen Bruchstücken, da der Zahn der Zeit, besonders aber auch der Verwerthungstrieb der Anwohner sehr wenig übrig gelassen haben. Das ist das Wenige, was von Plewna zu berichten wäre. Wir sehen daraus, daß der Stadt ihre Größe und Bedeutung eine besondere strategische Wichtigkeit nicht gegeben haben, sondern daß sie nur der Umstand kriegsgeschichtlich bedeutend gemacht hat, daß sie der Punkt war, an dem ein äußerst tapferer Feldherr, Osman Pascha, sammt seiner Armee, durch den Hunger und das verhängnißvolle Zaudern seiner unschlüssigen Regierung hingeopfert oder wenigstens zur Kapitulation gezwungen wurde. wt.

Silbenräthsel.

Aus nachstehenden Silben sollen 19 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines berühmten Naturforschers bilden, während die Endbuchstaben ein Werk desselben ergeben:

a, am, am, ard, at, bau, be, bruch, ca, che, da, dams, dan, du, e, e, ern, fort, ha, ha, i, im, ken, krieg, lac, las, le, le, leb, ly, mor, new, o, on, ple, ra, ra, re, ri, ri, ro, rous, seau, si, si, tel, tem, ton, ton, um, vail, wol.

1) Französischer Revolutionsgesang; 2) Stadt im nördlichen Syrien; 3) Präsident der nordamerikanischen Union; 4) französischer Journalist; 5) spanische Provinz; 6) ein mythischer Ort; 7) Königreich in Hinterindien; 8) berühmter französischer Schriftsteller; 9) ein Sternbild; 10) eine Volkserhebung; 11) Name mehrerer Könige von England; 12) ein alttestamentarischer König; 13) Kerker Ludwigs XVI. von Frankreich; 14) französischer Revolutionär; 15) ein Gebirge, ein Stoff, ein Titan; 16) ein Königsmörder; 17) eine Naturerscheinung; 18) eine Blume; 19) berühmter englischer Physiker.

Korrespondenz.

Wien. X. Tz. Bei weitem besser, als die zur Veröffentlichung eingesendeten 27 Gedichte ist das nur für uns bestimmte, poetische Begleitschreiben, das also lautet:

„Schon lange hab' ich Verse geleimt,
Doch mocht' ich es niemand verrathen.
Für mich selber hab' ich gedacht und gereimt —
Nun schreit' ich endlich zu Thaten!

„Ich mag nicht länger enthaltsam sein.
Die Verse verblühen, verblassen —
Ich sende der ‚Neuen Welt' sie ein
Und werd' sie drucken lassen.

„Und ihn, Herr Redaktor und Sozialist,
Ihn wird es nicht geniren,
Wenn 'mal ein Vers nicht tauglich ist —
Er kann ihn ja kuriren!"

Darauf unsere Antwort:

Mein Freund, mit Recht verbargst du die
Produkte poetischen Leimes.
Pfleg' ihrer im stillen, denn alle sie
Sind Pflänzlein kränklichen Keimes.

Reim' Du für Dich — das ist Dein Recht!
Was sind Dir „Thaten" vonnöthen?!
Der kritische Wind würd' das zarte Geschlecht
Der schwächlichen Verse tödten!

Auch leitet nicht — nimm' auf alsbald
In Deine Rechnung den Faktor! —
Für kranke Verse 'ne Heilanstalt,
Der „Neuen Welt" Redaktor!

Jena. R. S. Ihr zweisilbiges Doppelräthsel ist im Gedanken recht hübsch, muß aber in der Form verbessert werden. Bei Gelegenheit soll das geschehen. Grübeln Sie in Ihren Mußestunden über mehr derart!

Werdau. —i— Ihre Gedichte zeugen von viel Talent, ihr Talent aber von wenig Schule. Das soll uns indeß nicht hindern, dies oder jenes abzudrucken. Die Auswahl muß freilich mit Rücksicht auf die Nerven der Staatsanwaltschaft eine sehr vorsichtige sein. Was Sie sonst noch in petto haben, mögen Sie nur einschicken. Ihre Behauptung, daß von je tausend Lesern der „N. W." kaum einer weiß, was unreine Reime sind, kann uns zu größerer Nachsicht gegen poetische Unsauberkeit nicht veranlassen: wer nicht weiß, was schön ist, soll's lernen, und die Berechtigung des Reimes geht mit seiner Reinheit sofort verloren.

Altona. F. Kr. Wenn Sie den zweiten Jahrgang der „N. W." genau verfolgt haben, so werden Sie wissen, daß uns das betreffende Buch nur in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren zugegangen ist. Wenn wir Ihnen dasselbe dennoch senden, so werden Sie es natürlich finden, daß wir Sie um Rücksendung spätestens nach Verlauf eines Monats bitten müssen.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 1. Januar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Bis zum nächsten Abend war er sich indessen klar geworden, in welchem Geiste der Brief weitergeführt werden mußte. Der sich ergebende Schluß lautete folgendermaßen:

„Sonstige Bekanntschaften gemacht?" fragst Du. Leider ja. Ich habe die ersten Tage im Gasthof essen müssen, und wenn ich auch entschlossen war, mir die Leute, mit denen ich an der Tafel zusammenkam, zehn Schritte vom Leibe zu halten, so hatte ich dabei ohne die desperate Hartnäckigkeit gerechnet, mit der gesellschaftsbedürftige Menschen, die in kleinen, todten Städten leben müssen, jeden einigermaßen gebildeten Menschen attakiren, der ihnen aufstößt, und ohne die Liebenswürdigkeiten, mit denen sie ihn überschütten. Sei noch so ablehnend und lakonisch, sie machen Dich mürbe und es ist rührend, wie sie Dir alles an den Augen abzusehen suchen. So ist es mir denn mit zwei Chemikern gegangen, die in den beiden unweit der Stadt gelegenen Zuckerfabriken arbeiten, seltsamer Weise auch beide Alfred heißen und dem „ewig Weiblichen" zeitlebens unterthan sein werden. Im übrigen sind sie die reinen Antipoden; der eine Alfred ist lang und schlank und ziemlich blaß, trägt eine sehr scharfe Brille, vor die er oft auch noch den Klemmer hält, ist stets säuberlich rasirt und in seinem ganzen Wesen ruhelos, unstet, beinahe zerfahren; er hat in Prima eine Anzahl Sonette verbrochen und erwähnt dieselben, und namentlich die überaus originelle Wendung:

„Wie eine Rose trittst Du mir entgegen"

so oft, daß man in Zweifel geräth, ob er wirklich nur bestrebt ist, sich selbst zu ironisiren oder ob ihm die Thatsache, daß er Sonette zu schmieden versteht, nicht doch vielleicht überaus mittheilungswerth erscheint und geeignet, ihn in eine interessante Beleuchtung zu rücken. Er hat, ohne Humor zu besitzen, eine höchst drollige Art, kindliche, schmollende, zimperliche Accente anzuschlagen und Scharfsinn genug, einen Wortwitz zu Tode zu hetzen. Da er ein Mensch von vielseitiger Bildung und im Grunde eine wackre Natur ist, so verzeiht man ihm seine erstaunliche Vergeßlichkeit und seine Unzuverlässigkeit, die so konsequent ist, daß sie zuletzt nur noch komisch wirkt. Hat man sich für 8 Uhr Abends mit ihm versprochen, so kommt er im günstigsten Falle um 9 Uhr angaloppirt, wie eine von Leoparden verfolgte Giraffe, wirft sich erschöpft und schnaufend in einen Stuhl und hat die allertristigste Entschuldigung in petto. Darf man seinen Versicherungen Glauben schenken, so beträgt die Zahl der von ihm bisher überstandenen Liebschaften dreiundzwanzig, wobei kleine Plänkeleien selbstverständlich nicht mitgerechnet sind, und er gefällt sich darin, die Sache so darzustellen, als sei es sein Fluch und eine große Unbequemlichkeit für ihn, allüberall die armen Mädchen magnetisch an sich zu ziehen; er gibt sich gar keine Mühe um sie, er ärgert sich über seine Schwäche, sich nicht zu kühler, artiger Ablehnung aufraffen zu können, aber wenn sie ihm entgegenkommen, dann erwacht in seinem weichen Herzen das Mitleid und „halb zog sie ihn, halb sank er hin" und ein Kuß bildet das Finale. Diese eigenthümliche Spielart der Gattung „Don Juan" (ich vergaß ganz zu sagen, daß er ein recht hübscher Bursche ist, der dem Geschmack der Frauen, wie sie durchschnittlich sind, ganz gut entspricht) ist nämlich von sehr moralischen Grundsätzen geleitet und geht nicht auf den Ruin der Opfer seiner überwältigenden Liebenswürdigkeit aus — er ist damit zufrieden, ihnen einen Tribut in Form eines Kusses aufzuerlegen und über den leichten Grad von Immoralität, der auch hierin liegt, weiß er sich durch die Erwägung hinwegzusetzen, daß dem Glück gegenüber, von dem hübschen, schlanken Sonettendichter Paul geliebt worden zu sein, ein so kleines Opfer garnicht in die Wagschale fallen dürfe, und daß im äußersten Falle jede einzelne eine ansehnliche Zahl von Leidensgefährtinnen habe, mit denen sie sich trösten könne.

Im übrigen singt er recht hübsch, interessirt sich lebhaft für die schöne Literatur und hat in ästhetischen Dingen ein gesundes Urtheil; ich plaudre ganz gern mit ihm, und wenn er jeder Dame, die das zweifelhafte Glück genoß, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, ein überschwängliches Beiwort verleiht, wenn er die Eine eine Juno, die Zweite eine Diana, die Dritte eine Madonna, die Vierte eine reine Elfe sein läßt, so lacht man ihn eben herzhaft aus. Er hat die Schwäche, jedem Recht zu geben — nur in zwei Punkten hat er seine eigene, unbeugsame Meinung. Als (selbstverständlich materialistischer) Naturforscher hat er einen wahren Haß wider alles, was Religion heißt und speziell gegen das Christenthum, und wenn jemand Richard Wagner für einen Musiker hält, so kann er wild und bitter werden.

Der andre Alfred ist eines Kommerzienraths Sohn, Doktor durch die kostspielige Gnade der Universität Jena und obendrein Reserveoffizier, welcher letztere Umstand ihn jedoch nicht hindert, den vielverheißenden Bauch fast demonstrativ vor sich her zu

schieben und sehr gewaltsam mit den Armen zu schlenkern. Er ist ein reines Kind, d. h. gutmüthig, lenksam und launenhaft. Wie schon das Vorhandensein eines Bauches andeutet, ist er ein eingefleischter Gourmand, hat die Geheimnisse der edlen Kochkunst mit Liebe und Fleiß ergründet und fühlt sich sichtlich gehoben, wenn er als Koch funktioniren kann; seiner Hochachtung für den langen Alfred thut nur der einzige Umstand Abbruch, daß dieser zwischen Schöpsenbraten und Truthahn keinen Unterschied zu machen vermag und einem Hummer in vollständiger Rathlosigkeit gegenübersitzt. Der Brave pflegt sich, wenn wir uns in philosophische oder literarische Gespräche vertiefen, ganz heimlich fortzustehlen oder sich auf dem Sopha auszustrecken, und sehr bald dokumentirt er den Grad seiner Antheilnahme an unsern tiefsinnigen Untersuchungen durch ein herzhaftes Schnarchen. Es existirt keine einigermaßen „niedliche" Kellnerin oder Verkäuferin im Städtchen, die nicht unter seiner Protektion stünde und die er nicht mit dem vergnügtesten Lächeln mit zarten Aufmerksamkeiten und duftigen Blumenspenden beglückte. Ein wahres Theater führen die Beiden gemeinsam mit ihrer „kleinen Anna" auf, einem jungen Mädchen, das sie bei einer alten Verwandten, bei der beide wohnten, in dem halb lächerlichen, halb bemitleidenswerthen Uebergangsstadium zwischen Kind und Jungfrau kennen lernten, das von der grilligen Alten schlecht behandelt ward, dessen sie sich während einer längeren Erkrankung mit all ihrer Gutmüthigkeit annahmen und das ihnen nun eine große Anhänglichkeit und Dankbarkeit widmet, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Liebesneigung hat; ich weiß nicht so recht, ob es eine Milderung oder eine Erschwerung ist, daß die Kleine im Banne einer Doppelneigung zu stehen scheint. Ob sie dem langen oder dem kurzen Alfred den Vorzug gibt, ist schlechterdings nicht zu erkennen. Das Verhältniß ist unleugbar ein ungesundes und gewagtes, da keiner von den beiden eingestandenermaßen daran denkt, die Kleine zu heirathen, und im Interesse aller läge ein rascher, scharfer, wenn auch schmerzhafter Schnitt, der diese Verbindung löst; hätte ich mir nicht so fest vorgenommen, mich nicht in andrer Angelegenheiten zu mischen, so könnte ich wohl aus purer Menschenfreundlichkeit in die Versuchung gerathen, das arme junge Ding einmal in milder Weise in's Gebet zu nehmen und ihr über die ganze verwickelte und unklare Affäre reinen Wein einzuschenken; sie würde wohl zur Besinnung kommen, wenn ihr die Gefahren dieses „geschwisterlichen" Verhältnisses überzeugend nachgewiesen würden. —

Viel näher liegt es mir freilich, mich mit mir selber zu beschäftigen und mit der dermaligen Verfassung des unruhigen Muskels, den wir überein gekommen sind, „Herz" zu nennen. Die Einleitung klingt gewiß nicht poetisch und romantisch, aber wer kann dafür, daß wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts so unbarmherzig genau darüber orientirt sind, daß das Herz ein einfaches Pumpwerk ist, welches uns das Blut durch die Adern treibt, daß es nicht Sitz und Urheber unserer Liebesneigungen ist, sondern lediglich von ihnen beeinflußt wird? Ich kann mir ungefähr vorstellen, wie Du überrascht aufhorchst; in den Jahren unseres Beisammenlebens bist Du von mir gerade nicht mit Leidenschaften und Abenteuern inkommodirt worden und hast meine Unempfindlichkeit Frauen gegenüber so manches liebe Mal kopfschüttelnd eine Anomalie genannt. Nun, es hat auch diesmal keine Gefahr. Dem langen Alfred, für den ja solche Kindereien kaum erwähnenswerth sind, würde ich natürlich von dem kleinen Abenteuer garnichts erzählen, ganz abgesehen davon, daß ich in diesem Punkte sowohl instinktiv als aus Prinzip unerbittlich verschwiegen bin, am meisten dann, wenn mich etwas tief und nachhaltig berührt. Hörst Du also nichts wieder über die Dame, von der ich Dir zum Schluß noch erzählen werde, so nimm immerhin an, daß sich beunruhigende Symptome gezeigt haben und daß ich tief und tiefer in den duftigen Irrgarten gerathen bin — ich spreche so ruhig über diese bedenkliche Alternative, weil sie mir sehr, sehr unwahrscheinlich vorkommt, aus Gründen, die auch Dir vollständig einleuchten werden. Und nun vernimm meine Beichte und lache mich dann aus, wenn Du magst und — kannst.

Du bist so oft — in Scherz und Ernst — wider meine Gewohnheit, einsam umherzustreifen, zu Felde gezogen, daß es Dich nicht wundern wird, wenn ich Dir berichte, ich sei dieser Gewohnheit auch hier treu geblieben. Ich habe auf waldiger Höhe bereits so manchen Punkt entdeckt, der im Sommer ganz reizend sein muß und bin nur neugierig, welchen von ihnen ich mir schließlich zum Lieblingsplätzchen erwähle. Als ich vor einigen Tagen, eben erst aus dem Walde getreten, in der Dämmerung den Hang hinabstieg, der zu Thal führt, gewahrte ich in dem tiefeingeschnittenen Hohlwege, der diesen Hang auf halber Höhe kreuzt, eine Viehherde und auf der ziemlich steilen Böschung dieses Hohlwegs eine Dame, die sich, von einem lichtgrauen Stier bedrängt, dorthin geflüchtet haben mußte. Die Sache war kaum ernst zu nehmen, am wenigsten faßte sie der kleine schmutzige, zerlumpte Treiber so auf, den die Angst der Dame, die sich mit der linken Hand an Brombeerranken festhielt, aber durch das dichte Gestrüpp verhindert war, sich einen Weg auf die Höhe zu bahnen, königlich zu amüsiren schien; er lachte im ganzen Gesicht und zeigte die großen, weißen Zähne. Ich war rasch bei der Dame — siehst Du, etwas Ritterlichkeit steckt doch noch in Deinem Freund! — trat das Gestrüpp nothdürftig nieder, öffnete ihr so einen schmalen Pfad auf die Höhe, wobei freilich die Volants (heißen die Dinger so?) ihres Kleides nicht zum besten wegkamen, reichte ihr die Hand und zog sie mit einiger Anstrengung hinauf. Der kleine Hirt ließ sich durch ein paar barsche, drohende Worte einschüchtern, trieb seinen unternehmenden grauen Stier mit einigen Peitschenhieben weg und bald war die leichte Staubwolke, welche sie aufwirbelten, unsern Blicken entschwunden. Die Dame (ich sah eigentlich jetzt erst, daß sie noch nicht alt war; Du wirst nicht bezweifeln, daß ich zu Gunsten des steinältesten Mütterchens gleich eifrig intervenirt hätte) befand sich infolge der überstandenen verzeihlichen Angst in sichtlicher Aufregung, und es währte einige Augenblicke, bis sie mir für meinen Beistand danken konnte. Sie that es in einiger Verlegenheit, aber doch mit einem Lächeln, und versicherte, daß sie sonst durchaus nicht furchtsam sei, nur vor Rindern habe sie eine heillose Angst und gehe ihnen so weit als möglich aus dem Wege. Von einem Spaziergang auf den Berg zurückkehrend, habe sie, bereits in dem ziemlich langen Hohlweg, zu spät bemerkt, daß die Heerde hinter ihr sei und durch die Beschleunigung ihrer Schritte, die wohl in Flucht ausgeartet sein möge, habe sie vielleicht erst die Verfolgung durch den Leitstier auf sich gezogen. Ich konnte ihr wahrheitsgemäß versichern, daß mir die Hörnerträger in Form eines guten Beefsteaks ebenfalls lieber seien, als in ihrem Naturzustande und erzählte ihr, daß wir, obgleich Feuerwehrleute, erst kürzlich, als wir bei der Einfahrt durch ein überwölbtes Gehöftthor von den in Wuth und Angst vor den Flammen flüchtenden Ochsen und Kühen überrascht wurden, unsere Spritze stehen ließen, und uns klüglich so flach als möglich an die Wand drückten, bis die wilde Jagd vorüber war. Während dieser Erzählung hatte ich bemerkt, daß der linke Handschuh meiner bereits wieder ziemlich gefaßten Geretteten arg zerscheuert und von Dornen zerrissen, ja sogar etwas blutig war. Die Hand schmerzte etwas, wie sie mir nun gestand; sie gestattete mir ohne Ziererei, den Handschuh vorsichtig abzuziehen und ich steckte ihn mechanisch in eine Seitentasche meines Ueberrocks; an einem nahen Quell tauchte sie ihr Taschentuch ein und wickelte es um die Hand, die nur ein paar Hautabschürfungen zeigte, sodaß ich mein kleines Etui mit englischem Pflaster vergebens hervorgezogen hatte. Wir waren darüber in den Wald gelangt und standen sehr bald vor einer Parkpforte; sie besaß den Schlüssel zu derselben, gab mir unbefangen und mit einem nochmaligen Dankwort für meinen „Beistand in der Noth" die Hand, die Pforte fiel hinter ihr in's Schloß und im nächsten Augenblick war sie unter den Bäumen verschwunden. — Ich bin ziemlich nachdenklich nach Hause gegangen; war es mir, als ich an der Seite der Dame dahinschritt, doch gerade gewesen, als seien wir genaue Bekannte und gute Freunde von Altersher. Es ist schon viel, wenn sich nichts **Individuelles** zwischen Mensch und Mensch drängt, noch viel werthvoller und seltener aber ist es zweifelsohne, wenn bei einer neuen Bekanntschaft der **Geschlechtsunterschied** sich nicht störend geltend macht; hier war es so, und ich hatte von unsrer kurzen und naturgemäß nicht hervorragenden und keineswegs „geistreichen" Unterhaltung nur den Eindruck empfangen, als hätte ich wieder einmal einen Menschen entdeckt und eine der meinen nahe verwandte Natur. Und doch war der ganze Vorfall so sehr angethan, mich daran zu erinnern, daß ich eine **Dame** vor mir hatte! Eine Personalbeschreibung wirst Du mir erlassen; sie müßte erstens sehr dürftig ausfallen, und dann war die Dame keinesfalls jünger als ich, eher älter, und der lange Alfred hätte schon einer ungewöhnlichen Anstrengung seiner lebhaften Phantasie bedurft, um in ihr eine Juno zu entdecken. Was mich für sie gewann, waren ihre großen, dunklen, sanften Augen und ihre weiche, tiefe Stimme, der Eindruck von Reife, Klarheit, Klugheit und Milde, den ihr ganzes Wesen machte, und die Abwesenheit jeder Spur von alltäglicher weiblicher Koketterie;

ich wünschte, ich hätte mir aus innerer Ueberzeugung sagen können, sie sei eine Art Wolfgang, nur in's Weibliche übersetzt.

Wie ich über alte Mädchen denke, weißt Du, und es ist ein wahres Glück, daß ich von Dir keinen Verrath dieser ungewöhnlichen Liebhaberei zu fürchten habe; würde die Thatsache ruchbar, so bekäme ich alle „unverstandenen" alten Jungfern der vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland und den ganzen Vorrath des deutschen Reichs an dieser Sorte über den Hals, d. h. nur die ungenießbaren, denn die liebenswürdigen sind nicht so zudringlich, aber jener ist manches wohlgezählte Tausend und eine reicht hin, den Phlegmatischsten und Gutmüthigsten um das letzte Restchen von Geduld zu bringen. Ich schwärme ja auch nicht für die verbitterten, affektirten alten Jungfern, die sich um jeden Preis noch an den Mann bringen möchten, sondern für jene gealterten Mädchen, deren liebliche Jugendblüthe dahin ist, die man halb ironisch, halb mitleidig als „passée" charakterisirt und die doch so achtungswerth sind und für mich allezeit etwas Rührendes haben. So unliebenswürdig, d. h. so unweiblich ist doch selten eine, daß sich ihr nicht wenigstens einmal im Leben Gelegenheit geboten hätte, den Titel Frau zu erwerben; wenn sie nun zu tief und innerlich war, als daß sich schon an der Thatsache, daß ein Herr der Schöpfung geruhe, sie liebenswerth zu finden, ihre Neigung zu ihm hätte entzünden können; wenn sie zu viel Stolz und Charakter hatte, sich mit Leib und Seele einem Manne zu überliefern, für den sie nichts von jener süßen, seligen Leidenschaft zu empfinden vermochte, die nicht blos in der Poesie existirt, — erhält sie dadurch nicht vollbegründeten Anspruch auf die Achtung jedes zartfühlenden Mannes? Es ist wohl keine leere Einbildung von mir, daß ein solches ältere Mädchen, das etwas erfahren und über die Welt, das Leben und sich selber nachgedacht hat, auch ganz anders, viel tiefer, hingebender, ernster und aufrichtiger lieben müsse, als eins von den rosigen Kindern, in deren Köpfchen die Welt sich ganz absonderlich spiegelt und die für einen ernsthaften Mann nicht mehr sein können, als ein amüsantes Spielzeug.

Es ist dies einer von den Punkten, über die ich förmlich beredtsam werden kann, aber Du möchtest über den Eifer, mit dem ich diese Lieblings-„Marotte" verfechte, gähnen, und es ist noch dazu sehr unwahrscheinlich, daß der vorliegende Fall mir Gelegenheit geben wird, meine Theorie in die Praxis zu übersetzen. Wohl ließ sich alles ganz romantisch an, und ich werde ein wenig roth bei dem Gedanken an die kleine Szene, die ich nach meinem Nachhausekommen aufführte. In der Seitentasche meines Ueberrocks fand ich nämlich den rehbraunen, zerscheuerten Handschuh, den ich mechanisch eingesteckt hatte; es war freilich nur vergessen worden, ihn zurückzufordern, wie ich vergessen hatte, ihn zurückzugeben, aber ich war doch wohl halb und halb berechtigt, ihn als Andenken zu behalten, und ich habe ihn lange ganz ernsthaft betrachtet und dann, über die eigene Thorheit lachend, den Versuch gemacht, ihn anzuziehen; es gelang sogar ganz prächtig, nur schließen ließ er sich nicht. Ich habe ihn dann vorsichtig wieder abgestreift und das letzte Fach meines Sekretärs herausgezogen, in welchem allerlei Andenken an meine tolle 66er Zeit ziemlich wirr und wild durcheinander liegen; das verblichene, verkrauste Eichenreiß, das ich am Morgen des Gefechts bei Trautenau mir als Feldzeichen brach, die Kugel, die ich am Abend in den Falten meines Mantels fand, die goldne Tapferkeitsmedaille, die mir dieser Tag, das Offizier-Verdienstkreuz, das mir der von Königsgrätz einbrachte (wenn der Herr Kommerzienrath wüßte, wie sorglos und nichtachtend ich mit diesen „Ehrenzeichen" umgehe!), schob ich zur Seite und suchte mir den einst weiß gewesenen, blutbefleckten Handschuh heraus, durch den mich ein Ziethenhusar in die Linke hieb, um im nächsten Moment vom Pallasch eines Windischgrätz-Dragoners einen klaffenden Hieb in die Schulter des Schwertarms zu erhalten. Ich legte die beiden Handschuhe nebeneinander, fand an ihrer Vergleichung ein höchst absonderliches Vergnügen und packte sie dann zusammen in das Dekret über die Verleihung der Tapferkeitsmedaille, die mich damals so kindisch glücklich machte, — und da werden sie nun wohl lange — und hoffentlich in Frieden! — liegen, der weiße und der rehbraune. Denn siehst Du, die Geschichte ist, obgleich sie erst begonnen hat, so gut wie aus, d. h. sie stößt auf innere Hindernisse. Wäre die Dame eine Erzieherin oder Gesellschafterin und nur annähernd so arm wie ich, so würde ich mit dem Finger, den mir das Schicksal geboten hatte, nicht zufrieden gewesen sein, sondern versucht haben, mich der ganzen Hand zu bemächtigen. So aber ist sie die einzige Tochter des früheren Associés meines Herrn Kommerzienraths, ihr Vermögen, das recht bedeutend sein soll, steckt mit in der Fabrik und sie lebt seit dem Tode ihres Vaters im Reischach'schen Hause. Das habe ich ohne Spionage auf dem allergeradesten Wege erfahren.

Am zweiten Tage nach jenem etwas „ländlichen" Abenteuer fuhr die Dame in des Kommerzienraths Equipage an meiner Wohnung vorüber, und meine alte Wirthin, die natürlich hatte sehen müssen, wer vorüberkutschirte, fragte: „Sieht Fräulein Hoyer nicht noch recht gut aus?" Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als ich ihr erwiderte, daß ich mich noch nicht um die Damen des Kommerzienraths bekümmert hätte, und daß sie mir gänzlich unbekannt seien; diese Lücke in meinem Wissen mußte unverzüglich ausgefüllt werden, und hätte ich den Strom ihrer Mittheilungslust nicht gedämmt, so würde ich wohl auch über die verschiedenen Partien, welche Fräulein Martha gehabt, aber sämmtlich zum Staunen der ganzen Stadt und zur sprachlosen Bestürzung der erfahrensten Matronen ausgeschlagen hat, die minutiösesten Details erhalten haben. Aber es kam mir ja nun auf diese nichts mehr an, denn die Mittheilungen, die ich bereits erhalten, hatten merkwürdig ernüchternd und erkältend auf mich gewirkt. Ich werde nie zugeben, daß die Ungleichheit des Vermögens ernstlich in Frage kommen dürfe, wo zwei Menschen einander unentbehrlich geworden sind, und ich würde einem geliebten weiblichen Wesen nie die Schmach anthun, zu glauben, sie werde je im Stande sein, aus dem mir zugebrachten Vermögen besondere Rechte herleiten oder mir gar die Thatsache vorwerfen zu wollen; ich würde sie, sorglos sogar, heirathen, nicht weil, sondern obgleich sie reich ist.

In diesem besonderen Falle erhält aber die Sache sofort einen bedenklichen Beigeschmack, und die Gefahr, in ein häßliches Licht zu kommen, liegt so nahe, daß ich fühle, wie mir die heiße Röthe der Scham und der Entrüstung in die Wangen steigt. Ich mag in keinerlei nähere Beziehungen zu diesem Kommerzienrath treten, mein innerstes Gefühl lehnt sich dagegen auf, mich an der rücksichtslosen Ausbeutung der armen Menschen zu betheiligen, die die Noth zwingt ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und keine Lockung der Welt wird mich je vergessen machen, daß mein Platz nicht unter den Bedrückern, sondern an der Seite der Bedrückten ist. Es lohnt sich nicht, viele Worte darüber zu machen; Du fühlst mir nach, daß ich mit Nothwendigkeit in eine schiefe, haltlose, unnatürliche Stellung käme, und wer sich in eine solche um eines Frauenlächelns willen begibt, wird mir nie verständlich sein.

Ich werde meine Abendspaziergänge künftighin nach andern Punkten richten und die Parkpforte meiden, und dann ist alles wie es soll. — Du hast lange auf einen Brief zu warten gehabt, nun kommt er aber auch in wohl ungeahnten Proportionen, und ich habe Dir so viel Gelegenheit zu kritischen Randglossen gegeben, daß Du nicht umhin können wirst, mir eine Strafpredigt im Style derer zu halten, die ich stets mit rührender Geduld angehört und mit unbeugsamer Konsequenz nicht beachtet habe, ein Umstand, der Dir nur immer noch lieber machen zu wollen schien Deinen unverbesserlichen

Wolfgang.

(Fortsetzung folgt.)

An's Leben gekettet.

(Bild Seite 184.)

Da drinnen ruht sie auf der Bahre,
Die, ach! im Leben nie geruht,
Die still gekämpft hat Jahr um Jahre
Mit ungebrochnem Duldermuth.

Und er, der ihr die Hand gegeben
Zum Bunde unverbrüchlich treu —
Was soll er ohne sie noch leben,
Zur Arbeit nur, zur Qual auf's neu'?

Doch da — die sie ihm hinterlassen,
Die nie das Mutterang' mehr sehn,
Die Kinder sein, die armen, blassen,
Soll'n sie als Waisen betteln gehn?

Hätt' er sie nicht — er wär' errettet;
Erlösung brächt' auch ihm der Tod!
So hat ihn Liebe selbst gekettet
An die Galeere seiner Noth!

B. G.



An's Leben gerettet. (Seite 183.)

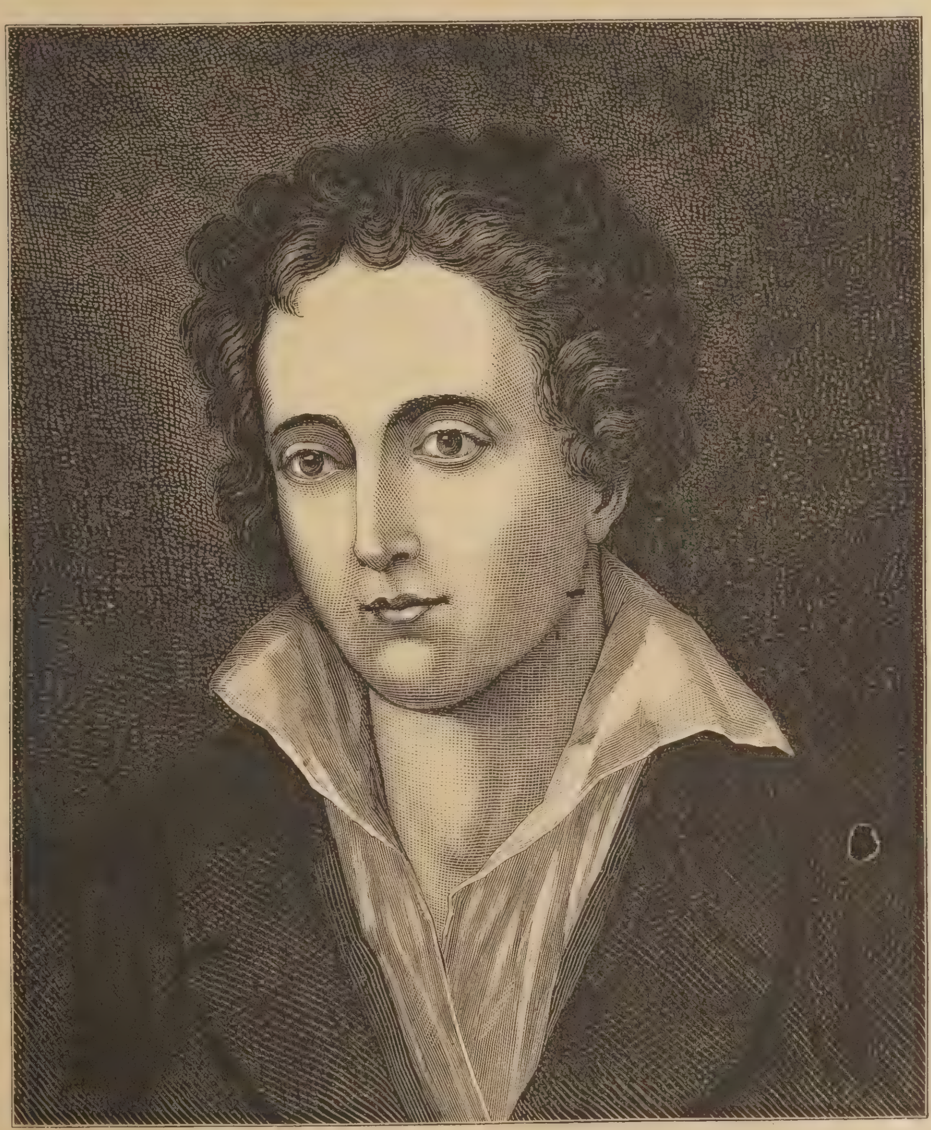
Shelley*), der Dichter des Atheismus und Sozialismus.

Von **Eduard Bertz.**

Eckermann berichtet uns die Bemerkung Goethe's, „daß dem ächten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe." Durch niemand wird man lebhafter an dies Wort erinnert, als durch Shelley, der schon als achtzehnjähriger Jüngling seine „Königin Mab"**) schrieb, jenes großartige Gedicht, dessen innere Wahrheit von einem Verständniß des Lebens und einem Einblick in die Tiefen des sozialen Getriebes zeugt, wie sie sonst dem Manne, wenn er ehrlich die Wahrheit sucht, erst nach langem Studium sich öffnen. Dieser prophetische Blick wäre unmöglich gewesen ohne Shelley's bewundrungswürdige innere Wahrhaftigkeit, ohne eine selbstlose Menschenliebe, ohne einen moralischen Muth, die man unter Millionen vergeblich sucht. Und so gilt von seinem Schaffen sein eigenes Wort:

„Gerecht und gleich wird alles hier gewogen;
In einer Schale liegt der Menschheit Wohl,
Und in der andern liegt des Edlen Herz."

Ja, er war er war einer der edelsten Freunde unseres leidenden



Shelley. Für die „Neue Welt" gezeichnet und geschnitten.

Geschlechts, und erschütternd hat seine gewaltige Rede unsre große Bestimmung verkündet.

„Mit allen Pulsen für die Menschheit glühend,
Saß immer mit der Hoffnung er am Steuer,
Wenn er auch zürnte, seines Zornes Feuer
Nur gegen Sklaven und Tyrannen sprühend," —

sagt Georg Herwegh in einem herrlichen Sonett, das er seinem Andenken gewidmet hat, von ihm, und wir werden in der Folge diese Gesinnung aus seinem Gedankensystem zur genüge erkennen. Zuvor aber wollen wir seinen Lebensgang betrachten, der uns zeigen wird, wie That und Gedanke ihm eins waren, und wie er für das, was er gelehrt, auch gelitten; ein Märtyrer für den Sieg der Vernunft und die soziale Erlösung der Menschheit.

Shelley's Vater, der Baronet Sir Timothy Shelley, war Besitzer des Landgutes Fieldplace bei Warnham in der im südöstlichen England am Kanal La Manche gelegenen Grafschaft Sussex. Dort wurde ihm unser Dichter, Percy Bysshe Shelley, am 4. August 1792 als ältester Sohn geboren. Schon als Knabe offenbarte dieser im Eton-College, einer der berühmtesten englischen Gelehrtenschulen, seine ideale Gesinnung; aber damit begann auch schon sein Kampf und sein Leiden. „Der starre Pennalismus auf der Schule von Eton", sagt Adolf Strodtmann, nach dessen vortrefflicher Uebersetzung der ausgewählten Dichtungen ich des Dichters Worte zitire, „die Roheiten seiner Mitschüler und die Grausamkeit seiner Lehrer entflammten ihn zu edlem Zorn und Widerspruch; vor allem erregte die fromme Heuchelei, welche stets die Worte ‚Gott' und ‚Christenthum' im Munde führte, während ihre Beweise Schläge und Drohungen waren, seinen vollsten

*) Sprich: Schelli. **) Sprich: Mäb.

Abscheu, und er brach kühn entschlossen mit einem Glauben, der in seinen Bekennern nur die Frucht des Hasses und tyrannischer Härte zu sein sein schien."

Von Eton zog er auf die Universität Oxford, welche Johannes Scherr „den übelriechenden Augiasstall englischen Zelotismus" nennt. Dort schrieb er im zweiten Jahre seines akademischen Studiums eine Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus", die er bei den „Häuptern der Kirche und Universität" einreichte, und deren Folge ein Ketzergericht des Professoren-Konvents war. Vergeblich zum Widerruf aufgefordert, wurde Shelley, da ein Scheiterhaufen nicht mehr zeitgemäß war, wegen Atheismus von der Universität ausgestoßen und, wie Scherr sagt, „als ein Ungeheuer verlästert, beschimpft, verflucht, verfolgt."

Mit der Freudigkeit, die das Leiden für eine heilige Sache über den Geist verbreitet, kehrte er zu seinem Vater zurück. Aber dieser, unfähig des Verständnisses jener großen Ideen, verschloß ihm Herz und Haus, und verstoßen zog er für immer aus der Heimath. Er wandte sich nach London, wo eine ärmliche, elende Kammer die Werkstätte seines einsam schaffenden Geistes wurde und wo ihn fast der Hungertod ereilte. Dort trieb er eingehend das Studium englischer, französischer und deutscher Philosophen; daneben behielt er auch die wirkliche Welt im Auge, wozu diese ungeheure Stadt mit ihren schreienden Kontrasten eine geeignete Stätte war. „Und sein wohlwollender Geist blutete", sagt der Amerikaner Tuckermann von ihm, „beim Anblick der Sklaverei der Masse, der abergläubischen Knechtschaft der unwissenden Menge." Schon war er Atheist; jetzt, wo er die Ausbeutung der Kraft des Armen durch das Kapital gewahrte, und zumal in einer Zeit, wo die Tyrannei in der Person Napoleons eine neue Verkörperung gefunden hatte, Napoleons, dem er in den „Gedanken eines Republikaners beim Sturz Bonaparte's" das Wort nachgerufen: „Ich haßte dich, Tyrann!" — jetzt wurde er auch zum Sozialisten. Und so ist sein mächtiges Gedicht „Königin Mab", das er zu London im Jahre 1810 verfaßte, ein hohes Lied des Sozialismus geworden.

Und er ist seinem ersten Glaubensbekenntnisse treu geblieben bis zu seinem Tode. Seine Ode an die Freiheitskämpfer, sein Gedicht „Freiheit", der er zujauchzt:

„Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht flieh'n Sklav' und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann,"

sein Wort an Englands Männer, die er fragt:

„Warum gebt der Drohnenbrut,
Die von eurem Schweiß und Blut
Frech sich nährt, ihr immer noch
Speis' und Trank, und frohnt im Joch?" —

das alles athmet glühend die Seele der Sozialdemokratie, deren begeisterter Prophet er war; denn sein ganzes Wesen ging auf in dem reinsten Streben nach Gerechtigkeit. Sein Freund Leigh Hunt schreibt daher über ihn: „Das Charakteristische von Shelley's Poesie ist eine außerordentliche Sympathie mit der gesammten materiellen und intellektuellen Welt, ein glühendes Verlangen, seinem Geschlechte Gutes zu thun, ungeduldiger Zorn über die Tyrannei und den Aberglauben, die es in Fesseln halten."

Shelley hatte die „Königin Mab" der fünfzehnjährigen Miß Harriet Westbrook in einem Gedicht, das von der leidenschaftlichen Liebe zu ihr Zeugniß gibt, gewidmet. Kurz nach der Abfassung des Buches entführte er dies junge Mädchen und wurde durch den Schmied zu Gretna Green mit ihr getraut. Aber ihre Naturen stimmten so wenig überein, daß sie sich nach dreijährigem Zusammenleben entschlossen, die in jugendlicher Hast eingegangene Ehe wieder zu trennen. Auf Shelley's überaus zarten Körperzustand hatten aber die Aufregungen dieser Jahre einen so tiefgehenden Einfluß geübt, daß er jetzt von einer schweren Krankheit befallen wurde, die mit den Symptomen der Lungenschwindsucht auftrat, sich indessen nach einiger Zeit wieder besserte. Dagegen hat seine nervöse Reizbarkeit den Dichter niemals verlassen und ihm die Anfeindungen seiner bigotten Landsleute, welche ihn sein Leben lang verfolgten, doppelt schmerzlich gemacht.

Um die leidende Gesundheit wieder aufzurichten, unternahm er nach dem Friedensschluß von 1814, als der Aufenthalt auf dem Kontinent wiederum freigegeben war, eine Reise durch Frankreich und die Schweiz. Von dort kehrte er auf dem Rhein über Belgien in die Heimath zurück. Er wurde jetzt mündig, und so endete wenigstens die Entbehrung, welche ihn bisher gedrückt hatte. Ein ihm zugefallenes Lehnsgut überließ er gegen eine Rente von tausend Pfund Sterling seinem Vater und zog in ein Haus auf Bishofsgate Heath, am Rande des von mächtigen alten Eichen gebildeten Waldes von Windsor. Von dort unternahm er Ausflüge nach den Quellen der Themse, dieses wundervollen Flusses, welchen Kinkel den grünufrigsten Strom von Europa nennt, durchstreifte die Seeküste in Devonshire und schrieb nach seiner Rückkehr den „Alastor oder der Geist der Einsamkeit", ein tiefempfundenes Gedicht, das mit düsterprächtigen Farben die Seele eines sich in einsamer Gluth verzehrenden Dichtergenius malt, „an dem das auf sich selbst gestellte Alleinstehen sich durch die Furien unwiderstehlicher Leidenschaft rächt, die ihn schnellem Untergange entgegentreiben."

Sodann unternahm er eine neue Reise in die Schweiz und schloß dort eine zweite Ehe mit Miß Mary Woolstomcraft Godwin, der Tochter eines bekannten Schriftstellers, die gleichfalls als Dichterin durch ihren großartigen Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus" Ruhm erworben hat. Dies edle Weib ist ihm eine wahrhafte Freundin geworden und hat von da an seine Leiden treulich mit ihm getragen. Er brachte den Sommer des Jahres 1816 mit ihr am Genfersee zu, wo er zugleich mit Byron, dem nächst Shakespeare berühmtesten Dichter Englands, der daselbst auf seinem lieblichen Landgut Diodati lebte, im innigsten Verkehr stand und seine dichterische Entwicklung mächtig beeinflußte.

Mit dem Ende des Jahres kehrte er nach England zurück und erhielt daselbst die erschütternde Kunde von dem Tode seiner Gemahlin, die nach der Scheidung ihrer Ehe in eine tiefe Schwermuth gefallen war und ihr Leben jetzt durch Selbstmord geendet hatte. Zwei Kinder hatte sie ihm während ihrer Verbindung geboren, und jetzt geboten es ihm zugleich heilige Pflicht und innig-schmerzliche Liebe, die Verwaisten unter seine väterliche Obhut zu nehmen. Doch eine unerhörte Barbarei geschah: durch das Kanzleigericht und den Spruch des Lordkanzlers Eldon wurden sie ihm versagt, die Kinder dem Vater geraubt, weil er in seiner „Königin Mab" Unchristlichkeit und Immoralität gelehrt habe. Er, der durch seine reine, wahrhaftige, opferfreudige Gesinnung himmelhoch über der Gesammtheit dieser erbärmlichen Heuchler stand, er wurde wie ein Verbrecher von ihnen behandelt. Da richtete er an William, seinen Sohn aus zweiter Ehe, in Furcht, daß man auch diesen ihm entreißen werde, das rührend schöne Gedicht:

O komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! Ob die Wellen droh'n
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,
Sonst reißen die Schergen der Macht dich fort! —

. . . .

Gedenken wirst du an diesen Tag
Wie an Träume von altem Weh;
Bald wird uns umrauschen der Wellenschlag
Der blauen italischen See;
Oder Hellas umfängt uns, die Mutter der Frei'n,
Und will Lehrer und Freund dir sein,
Daß du rufen lernst ihre Helden all'
In ihrer eigenen Sprache Schall,
Und, ganz von hellenischem Geist durchloht,
Dort fordern mögest in Noth und Tod
Dein Heimathsrecht als Patriot.

Sein umfassendstes Werk, das er, nach seinen damaligen Briefen, auch für sein bedeutendstes hielt, ist das im Jahre 1817 entstandene Gedicht: „Die Empörung des Islam", das in zwölf Gesängen den Kampf einer großen Seele für die Befreiung der Menschheit, Erhebung, neue Knechtung und Verfall eines großen Volkes und endlich den Sturz der Tyrannei und den Sieg des Lichtes schildert. Auch hier, wie in den meisten von Shelley's Werken, sind freilich die beiden Elemente seiner Natur, Philosophie und Poesie, so vermischt, daß sie einander Eintrag thun; die Abstraktion überwiegt die plastische Gestaltung — eine Eigenschaft, zu welcher Scherr bemerkt, daher rühre es, daß Shelley's Dichtungen „nur auf erlesene Geister zu wirken vermögen, und daß man ihren Urheber mit gutem Grund den Dichter für Dichter und Denker genannt hat". Aber wir werden unten sehen, daß seine Gedanken berufen sind, Eigenthum auch des **Volkes** zu werden; denn sie verkündigen das Evangelium der Zukunft.

Inzwischen war Shelley's Gesundheit wieder so sehr gesunken, daß er sich genöthigt sah, Englands Klima mit einem wärmeren zu vertauschen. So wandte er denn der Heimath im Frühling 1818 für immer den Rücken und bestimmte fortan Italien zu seinem Aufenthalt. Ein Besuch bei Byron in Venedig erquickte

ihn geistig, und die Schönheit des neuen Vaterlandes wirkte wohlthätig auf sein ganzes Wesen. Von Venedig ging er nach Rom, darauf nach Neapel und von dort wiederum nach Rom.

Damals entstanden seine beiden Dramen: „Der entfesselte Prometheus“ und „Die Cenci“. Das erstere klingt in dem alten Grundton seines Wesens; es feiert den Befreiungskampf der Menschheit. Zu den „Cenci“ hatte er den hochtragischen Stoff in Rom gefunden, woselbst jene unselige Familie ihr schreckliches Dasein geführt hatte. Byron hat das Stück mit Recht das bedeutendste Drama der englischen Literatur seit Shakespeare genannt. Es ist in der Objektivität ächter Dramatik gehalten, und man darf glauben, daß zu der in ihm ausgeübten plastischen Gestaltenbildung das Anschauen der Antike in Italien auf den Dichter gewirkt, wie einst auch auf Goethe. Zudem ist es nicht ein Bücherdrama, wie der „Prometheus“, sondern für die Bühne geschrieben. Doch wurde Shelley's Hoffnung, daß es im londoner Koventgarden-Theater, mit der gefeierten Tragödin Miß O'Neill in der Hauptrolle (Beatrice), zur Aufführung gelangen werde, nicht erfüllt; der Stoff war für Englands Prüderie nicht geeignet. Shelley gibt in der Vorrede die Tendenz an, welche ihn in dem Drama geleitet, d. h. er hat die richtige Auffassung, die auch das Stück kennzeichnet, daß die Charaktere in ihrer Wahrheit dargestellt werden müssen, wenn sie den Menschen ein Spiegel zur Selbsterkenntniß sein sollen. So treten denn die Handelnden auch als Katholisch-Gläubige auf. Doch spricht der Dichter über diese Gläubigkeit, die das gröbste Laster beschützt, im Vorwort ein herbes Urtheil aus.

An politischen Ereignissen nahm er fort und fort den lebhaftesten Antheil. Er betrauerte sein gequältes Vaterland, wie das oben erwähnte Gedicht „An Englands Männer“ beweist, und sah mit Begeisterung die italienischen Revolutionen und den Befreiungskampf Griechenlands. Diesen besang er in dem lyrischen Drama „Hellas“, von dessen Schlußchor Strodtmann sagt, er gehöre zu den erhabensten Weissagungen der Poesie.

Aber er mußte in dieser Zeit auch viel Schmerzliches erfahren. In den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Italien starben ihm die beiden Kinder, welche Mary Godwin ihm geboren hatte; und er selbst litt fortgesetzt durch seine körperliche Krankheit. Tief schmerzlich wirkten auch auf ihn die brutalen Mißhandlungen die ihm von seinen Italien bereisenden Landsleuten widerfuhren, und einen schreienden Gegensatz zu seinem liebevollen Gemüthe bildeten. Auf einer so tiefen Stufe geistiger Entwicklung standen diese bigotten Gesellen, daß ihnen der philosophische Atheist nur als ein des Hohnes würdiger Fasler oder gar als ein Uebelthäter erschien.

Den Aufenthalt in Rom hatte Shelley bald mit dem an der Seeküste vertauscht. Er lebte abwechselnd in Pisa, nahe der Mündung des Arno, und in den Bädern von San Giuliano. Im Frühling 1822 zog er nach dem Dorfe San Arenzo bei Lerici, an dem zum Meerbusen Genua gehörigen Golfe von Spezia. Er hatte schon in Pisa den Arno oftmals befahren, und mehr noch lockte ihn jetzt die offene See. Kapitän Roberts hatte ihm, nach seinem langgehegten Lieblingswunsche, in Genua ein eigenes Boot gebaut. In diesem kreuzte er von nun an oftmals tagelang mit seinem intimen Freunde, dem Kapitän Ellerken Williams, an der Küste, und am ersten Juli segelten beide, nur von einem Schiffsjungen begleitet, nach Livorno ab. Shelley brachte dort einige Tage bei dem ihm befreundeten Dichter Leigh Hunt zu, dessen Aeußerung über ihn wir bereits oben erwähnt haben. Die Rückfahrt traten sie am 8. Juli an. Aber als sie die Höhe von Via Reggio erreicht hatten, brach ein Gewittersturm aus, welchem das Boot nicht standzuhalten vermochte. Es schlug um, und die Gefährten fanden ihren Tod in der Fluth. So endete Shelley, und Herwegh sagt davon:

„Zuletzt ein Stern, im wilden Meer versunken.“

Erst nach vierzehn Tagen trieb des Dichters Leiche an den Strand, aber in einem Zustande, der ihre Wegführung nach den Quarantainegesetzen nicht gestattete. So wurde es nöthig, dieselbe zu verbrennen, damit sie nach Shelley's Willen in Rom bestattet werden konnte, an „einem Orte, so schön, daß er einen fast mit Liebe für den Tod erfüllen könnte“, wie er einst gesagt. Byron, der in den letzten acht Monaten täglich mit Shelley verkehrt und sich ihm überaus theuer gemacht hatte, that an dem Todten die letzten Liebesdienste. Er war ein ebenso großer Freund des Wassers, wie Shelley, und hat sich selbst einmal ein Amphibium genannt. Man weiß ja, daß er nach dem Vorgange Leanders, der unseren Lesern aus einem Schiller'schen Gedicht bekannt sein wird, einst den Hellespont zwischen Sestos und Abydos durchschwamm. Bootsfahrten hatte Shelley mit ihm schon auf dem Genfersee gemacht, und bereits damals war er bei Meillerie durch einen Sturm in Lebensgefahr gekommen. Außer Lord Byron waren bei der Verbrennung, die auf einem Scheiterhaufen am Ufer des Meeres geschah, noch Trelawery und Leigh Hunt zugegen. Der letztere aber, von seinen Gefühlen übermannt, verbarg sein Antlitz im Wagen, während die beiden anderen mit einigen wachthabenden Soldaten die Flammen umstanden. Weithin herrschte tiefe Stille, nur durch das gellende Kreischen eines einsamen Raubvogels unterbrochen, der den Scheiterhaufen in engen Kreisen umflog und, wiewohl man ihn fast mit den Händen ergreifen konnte, sich nicht vertreiben ließ. Die Asche wurde dann in Rom neben Shelley's Freunde Keats auf dem altberühmten Ruheplatz der Protestanten, neben der Pyramide des Cestius, beigesetzt.

„Shelley ging“, wie Scherr von ihm sagt, „an der Gemeinheit der Welt zugrunde, durch die er wie ein himmlischer Fremdling hinwandelte. Niemals hat ein Menschenherz größeren Abschen vor allem Niedrigen und Schlechten mit einer glühenderen Begeisterung für das Edle und Hohe vereinigt, als das Herz dieses gotttrunkenen Pantheisten. Und ihn, der alle Wesen vom Wurm an bis zum Menschen mit innigster Liebe umfaßte, der in der Werkstatt des Gedankens unablässig für das Heil der Gesellschaft thätig und dabei im Leben so bescheiden, aufopfernd, sanft, hülfreich und standhaft duldend war, daß ein Italiener, welcher ihn lange zu beobachten Gelegenheit gehabt, von ihm sagte, er sei ‚wahrhaftig ein Engel‘, ihn schmähte, haßte, verfolgte, verstieß sein Vaterland und beschimpfte ihn sogar noch im Grabe.“ —

Aber wir sind es unseren Lesern schuldig, sie den ganzen Mann kennen zu lehren; und der zeigt sich nur in seiner eigenen Gedankenwelt. In diese wollen wir uns also jetzt versenken, um ihn ganz zu verstehen und damit ganz zu lieben, ihn, von dem Strodtmann schreibt, „daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung schwerlich jemals gelebt hat, und daß er, der verschrieene Atheist, als ein Hoherpriester der aufopferndsten Menschenliebe und des seligsten Friedens durch die Welt wandelte, — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor.“ Natürlich vermögen wir nur eins seiner Werke einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen; aber die „Königin Mab“, die wir hierzu wählen, zeigt ihn uns in seinem ganzen Wesen, und die hinzugefügten Anmerkungen begründen sein Gedankensystem mit der Wissenschaftlichkeit streng prüfender Forschung. Zugleich zeigt es die wunderbare Schönheit seiner Poesie und den Adel seiner Sprache.

Neun Gesänge sind es, der erhabenste poetische Ausdruck einer großartigen Naturphilosophie. Mab, die Königin der Feen, erscheint einer Jungfrau im Traume, ihr die Räthsel der Welt zu offenbaren. Auf einem Fluge durch das All stimmt sie ihren Geist durch den überwältigenden Eindruck der Unermeßlichkeit zu heiligster Andacht. Sie spricht zu ihr:

„Vergangenheit
Soll auferstehn vor dir; die Gegenwart
Sollst du erschau'n, und lüften will ich dir
Der Zukunft dunklen Schleier.“

Und nun liegt die Geschichte der Völker vor ihnen ausgebreitet. Aber sie liegt da in ihrer nackten Nichtigkeit; denn sie gehört der „kämpfenden Fluth der Zeiten“, und

„Die wandellose Harmonie
Der ewigen Natur,“

die darüber schwebt, verdunkelt dem Auge des Dichters nicht die Schrecken des Daseins. Denn das ist das Charakteristische an Shelley, daß er

„Das hohe Ziel,
Zu welchem ohne Rast
Die Zeit jedweden führt,“

trotz der Wolken, die es verhüllen, klar erkennt, und daß das Elend ihm grade der Weg zum Siege ist:

„Daß Heil aus Irrthum blüh', Gewinn aus Thorheit
Dem sterblichen Geschlecht“.

Daher auch Dühring von Shelley sagt, er habe „in seinen Dichtungen den universellen Optimismus mit der entschiedensten Verachtung der religiösen und sozialen Ueberlieferungen der gesammten Geschichte vereinigt. Die Menschenwelt in ihrer thatsächlichen Verfassung ist ihm nichts weniger als gut, und dennoch wird sein Glaube an die Vervollkommnung und an den universell guten Typus des Systems der Dinge nicht beeinträchtigt.“ (Schluß folgt.)

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zu den wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens.

Es war in der zweiten allgemeinen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, am 14. August 1872, da der berliner Physiologe Emil Du Bois-Reymond jenen denkwürdigen Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" hielt, der — nicht zum mindesten gerade des trostlosen, bedeutungsvollen Schlußwortes wegen — während eines halben Jahrzehnts sozusagen das Krystallisationszentrum reaktionärer Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie war. Jenes verhängnißvolle Schlußwort aus dem Munde eines gefeierten Forschers lautete, zur Freude aller derer, denen das Licht der wissenschaftlichen Forschung ein Greuel, zum Bedauern aller jener, welche im Dienste der Wissenschaft ihre ganze Kraft einsetzen, um mitzuhelfen, dem Mysterium des Natur- und Menschenlebens den Schleier abzuheben, nicht anders als:

„Ignoramus!" und „Ignorabimus!"
„Wir wissen nicht und wir werden nicht wissen!"

Ja, das war ein Jubel unter den Freunden der Unwissenheit, ein Beifallnicken und ein gottgefälliges Händefalten unter den „Gläubigen" aller Nationen, als es aus dem Lager der Naturforscher selbst, aus dem Munde eines bislang gefeierten Priesters wissenschaftlicher Wahrheit herausfloß: „Ignoramus et Ignorabimus!" Das war ein Armuthszeugniß, ausgestellt vom Aeltesten der Armen selbst. Nun durfte man wieder kräftig „glauben", da man doch „nicht wissen werde"; nun durfte die Theologie neuerdings Hoffnung haben, zu jener Macht und zu jenem Ansehen zu gelangen, was seit dem Aufblühen der Naturwissenschaft so schnell im Abnehmen begriffen war.

In der That, die Du Bois-Reymond'sche Rede bildete den Ausgangspunkt einer Rückwärtsbewegung. Mancher bisher thätige und hoffende Naturforscher wurde stutzig und legte sich schließlich die Frage vor: ob es sich denn auch wirklich verlohne, sein ganzes Leben der ernsten, schwerfälligen Forschung zu widmen, wenn wir doch nie dazu kommen werden, die „Räthsel der Körperwelt" zu begreifen. Von diesem Standpunkt des Fragestellers aus, den wir allerdings heute kaum mehr als den richtigen anerkennen werden, der aber doch bei schwankender Berufswahl oft den Ausschlag gibt, ist es ein kleiner Schritt zu dem Standpunkt des Muthlosen und Verzweifelten, der aus lauter Unmuth und Resignation die Hände in den Schoß legt, um andern zu überlassen, an nicht zu knackender Nuß zu beißen.

Viele haben Du Bois-Reymond nicht verstanden — und dazu gehören zumeist jene, die — auf positiv-theologischem Standpunkt stehend — jede anscheinend reaktionäre Bewegung allezeit mit Beifall begrüßen. Sie haben alle mit Selbstbefriedigung darauf hingewiesen, daß wir — die Naturforscher und deren Freunde — wir, die wir das Räthsel des Naturlebens und des menschlichen Daseins zu erforschen hoffen, am Ende nichts, garnichts wissen, daß also der „Glaube" noch immer berufen sei, dem innersten Drang des Einzelnen zu genügen, oder mit salbungsvolleren Worten: daß die beste Weisheit eben diejenige, deren Anfang die Furcht des Herrn sei. —

So, und noch viel anders tönte es seit 1872 an allen Enden, wo sich Wissenschaft und Glaube, Naturwissenschaft und „göttliche Offenbarung" in den Haaren lagen.

Aber fünf Jahre später, auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, kam ein anderer Physiologe, ein nicht minder gefeierter Mann der Wissenschaft, der Botaniker Professor Dr. Carl Nägeli in München, um in der zweiten allgemeinen Sitzung, am Donnerstag den 20. September 1877 ebenfalls über „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" zu reden und in klarer, leichtverständlicher Weise den Nachweis zu leisten, daß man unrecht that, mit einem Armuthszeugniß zu schließen, wie es Du Bois-Reymond gethan, sondern daß wir nach genauer Orientirung mit Genugthuung und freudiger Zuversicht zu dem Schlusse kommen müssen:

„Wir wissen und wir werden wissen!"

Die Wissenschaft ist die größte Macht im Leben der Völker. Es verlohnt sich daher für alle Denkenden wohl der Mühe, von den beiden Physiologen, Du Bois-Reymond und Carl Nägeli, zu hören, was wir wissen und wissen werden und was wir nicht wissen und niemals wissen werden.

Du Bois-Reymond definirt das „Naturerkennen" dahin, es sei dasselbe nichts anderes, als ein Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf die Bewegungen der kleinsten untheilbaren Körpertheilchen, die man als Atome bezeichnet und aus denen jeder Körper zusammengesetzt ist. Diese Bewegungen der Atome werden durch Centralkräfte bewirkt, welche jenen kleinsten Stofftheilchen untrennbar innewohnen und von der Zeit unabhängig sind. Wenn nun alle Veränderungen der Körperwelt sich auflösen ließen in Bewegungen kleinster Theilchen, denen unveränderliche und ewige Centralkräfte innewohnen, wenn also alle Veränderungen auf die Mechanik der Atome zurückgeführt werden könnten, so wäre das Weltall naturwissenschaftlich erkannt. Alles wäre dann mathematische Nothwendigkeit. Ja man dürfte sich sogar einen Grad von Naturerkenntniß denken, bei welchem alles, was in der Welt vorging, heute vorgeht und in Zukunft noch geschehen wird, durch eine einzige, allerdings höchst verwickelte mathematische Formel ausgedrückt werden könnte.

Schon Laplace, dem wir die großartigste und tiefsinnigste Auffassung des Sternenhimmels verdanken, spricht von solcher Art der Naturerkenntniß:

„Ein solcher Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, welche in der Natur wirksam sind, und die gegenwärtige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analysis (mathematischer Berechnung) zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: Nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig. Der menschliche Verstand bietet in der Vollendung, die er der Astronomie zu geben vermocht hat, ein schwaches Abbild solchen Geistes dar."

Dieser großartige Gedanke, welcher für die Wissenschaft als höchstes Ziel hinstellt, schließlich die ganze Zukunft vorauszusehen, nicht minder, als das vollendetste Wissen auch aus den tiefsten Tiefen der Vergangenheit heraufzuholen und dadurch den menschlichen Geist zum „Allwissenden" im eminentesten Sinne des Wortes zu machen, überragt an Hoffnungsreichthum selbst die üppigsten Vorstellungen des religiösen Mysticismus. Wir werden nur bedauern, heute noch empfinden zu müssen, daß das menschliche Gehirn zu schwach ist, um zur Aufstellung jener mathematischen Formel, dem Schlüssel der Allwissenheit, befähigt zu sein. Wohl sind die Astronomen unserer Tage im Stande, aus der jetzigen Stellung der Himmelskörper genau zu ermitteln, an welchem Tag und zu welcher Stunde vor Jahrhunderttausenden, sagen wir z. B. anno 299,998 vor Christi Geburt, da ja schon Menschen auf der Erde lebten, eine Mondfinsterniß zu sehen war von jener Stelle aus, wo jetzt Rom steht, ebenso gut, als uns dieselben Astronomen sagen werden, ob und an welchem Tag und zu welcher Stunde im Jahr 10,077 n. Chr. für unsere Erde eine Sonnenfinsterniß eintreffen wird. Aber dieses Maß von Naturerkennen und Berechnen ist im Vergleich zu dem, was erst noch erkannt und berechnet werden müßte, ehe man an jene große Weltformel herantreten könnte, ein minimes, verschwindend kleines. Und ehe jene Weltformel aufgestellt werden könnte, müßten für uns alle Stoffe, so verschiedenartig sie uns erscheinen, auf eine einzige Grundsubstanz zurückführbar sein, deren Anordnung und Bewegungen uns als verschiedenartige Eigenschaften der Materie erscheinen würden.

Du Bois-Reymond ist nun allerdings der Ansicht, daß der menschliche Geist doch nur stufenweise von dem von Laplace gedachten Geiste verschieden sei; die Unmöglichkeit, jene mathematische Weltformel (welche für uns den Schlüssel zur Allwissenheit bedeutet) aufzustellen, sei keine grundsätzliche, sondern sie beruhe nur auf der Unmöglichkeit, die nöthigen thatsächlichen Bestimmungen zu erlangen und selbst wenn dies möglich wäre, auf der unermeßlichen Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Verwicklung eben jener Weltformel.

Da der von Laplace gedachte Geist die höchste denkbare Stufe des Naturerkennens darstellt, so benützt Du Bois-Reymond die Voraussetzung jener höchsten Fähigkeit zur Untersuchung über die Grenzen unseres eigenen Naturerkennens, das ja noch so unendlich weit von jener vollkommenen Stufe entfernt ist.

Du Bois-Reymond kommt hierbei zu dem Schlusse, daß es zwei Stellen sind, wo auch der von Laplace gedachte Geist ver-

geblich weiter vorzudringen trachten würde, wo daher wir, die noch so weit von jener Fähigkeitsstufe des Laplace'schen Geistes entfernt sind, noch um so mehr vollends stehen zu bleiben gezwungen sind.

Die eine dieser zwei Stellen ist nach Du Bois-Reymond nichts anderes, als die Frage nach dem Wesen der Materie, die Frage nach dem Inhalt von Stoff und Kraft, wie sich die Physik ausdrücken würde. Denn Atome, wie sie von der gegenwärtigen physikalischen Weltanschauung gesetzt werden, gibt es nicht.

„Nie werden wir besser als heute wissen, was hier, wo Materie ist, im Raume spuckt." Das ist nach Du Bois-Reymond die eine Schranke des Naturerkennens, und wir werden in der Folge sehen, daß seine Ansicht auch diejenige von Carl Nägeli ist.

Man könnte vermuthen, daß Du Bois-Reymond als zweites unlösbares Räthsel der Natur etwa die Frage nach der Entstehung der lebenden Körper aus lebloser Materie betrachte. Es erweist sich diese Vermuthung jedoch als unrichtig. Du Bois-Reymond geht auch darin mit Nägeli einig, daß wir im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden durchaus nicht den Ausdruck eines übernatürlichen Eingriffes, sondern nichts anderes zu erblicken haben, „als ein überaus schwieriges mechanisches Problem." Gewiß ist die Uebereinstimmung in dieser Ansicht ein bedeutsames Zeichen der Zeit, die Signatur der gegenwärtigen physiologischen Naturanschauung; denn sie gelangt durch die hervorragendsten Vertreter physiologischer Forschung des Pflanzen- und des Thierreiches zum Ausdruck.

Aber die zweite Stelle, wo selbst der von Laplace gedachte Geist mit seiner höchsten denkbaren Naturerkenntniß eine unübersteigliche Grenze antreffen müßte, dieses zweite Unbegreifliche ist nach Du Bois-Reymond das Bewußtsein.

Und hierbei handelt es sich nicht etwa um die Erklärung der höchsten Stufe des bewußten Empfindens und Denkens, wie sich dieses im Menschen vollzieht, sondern um die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins auf seiner untersten Stufe, nämlich derjenigen der einfachen Sinnesempfindung. Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des thierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt und die Welt nun unbegreiflich geworden. Du Bois-Reymond bemerkt, daß es in keiner Weise einzusehen sei, wie aus dem Zusammenwirken einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. f. Atomen Bewußtsein entstehen könne.

Demnach wäre unser Naturerkennen eingeschlossen zwischen die beiden Grenzen, welche einerseits die Unfähigkeit, Materie und Kraft, andererseits das Unvermögen, geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu begreifen, ihm ewig vorschreiben. Allerdings fügt Du Bois-Reymond hinzu, daß der Naturforscher innerhalb dieser Grenzen Herr und Meister sei, daß er zergliedern und aufbauen könne, ohne daß jemand wisse, wo die Schranke seines Wissens und seiner Macht liege; aber über jene Grenzen hinaus könne man nicht und werde man niemals können.

Die reaktionär angehauchten Leser dieses Du Bois-Reymond'schen Votums haben übersehen, daß ihr freudig begrüßter und vielfach auch von ihnen als Autorität angerufener Gewährsmann Bekenner der Abstammungslehre, ein Anhänger der Darwin'schen Theorie von der natürlichen Zuchtwahl, ein durchaus materialistisch forschender Gelehrter ist, welcher es verschmäht, auch nur leise darauf hinzuweisen, daß jenseits der Grenzen des Naturerkennens nun „das Reich des lebendigen Gottes" beginne, der von den Naturforschern aus dem Bereich ihrer Untersuchungen, aus der unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglichen Welt vertrieben wurde. Aber im Jubel des frommgläubigen Gemüthes über das verhängnißvolle „ignoramus" und „ignorabimus" kann man man schon vergessen, daß damit für die Sache der Theologen ebensowenig gewonnen ist, als durch den Ausspruch des Astronomen: „In meinem Himmel gibt es keinen Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Fortsetzung.)

Allmählich trat Stille ein, nur ein dumpfes Gemurmel, wie das Grollen des Meeres, begleitete die folgenden Worte Doktor Melzers:

„Mein Universalerbe hat von diesem Vermögen alle oben spezifizirten Legate — Kapital und Renten — auszuzahlen und den Rest genau nach meiner Angabe zu verwalten, bei seinem Ableben jedoch in ganz ähnlicher Weise, wie ich bei Abfassung dieses Testamentes, zu verfahren, damit der gänzlichen Zersplitterung des Bartels'schen Vermögens, nach dem Willen des ersten Erblassers vorgebeugt werde.

„Was nun die Thatsache selbst anbetrifft, daß ich einen Sohn nesitze — ein Faktum, von dem nur wenige Leute bisher Kenntbiß hatten, so werden der Trauschein seiner Eltern, sowie der Taufschein meines Sohnes die übrigen Verwandten über die Legitimität dieses Erben vollständig beruhigen.

„Mein Tagebuch wird meinem Sohne Hans sehr deutlich die Gründe angeben, welche mich bewogen, sogar ihm gegenüber das Dunkel nicht zu lüften, welches unser gegenseitiges Verhältniß deckte. Hier an dieser Stelle nur soviel: Ich habe lange darüber nachgedacht, wie der Sohn eines reichen Mannes am besten zu erziehen sei, und da mir alle Methoden mangelhaft und trüglich erschienen, ich auch täglich den demoralisirenden Einfluß vor Augen hatte, welchen schon allein die immerhin unbestimmte Hoffnung auf eine reiche Erbschaft übte, so beschloß ich, Hans in Unkenntniß über die Lebensstellung zu lassen, die er bestimmt war, einst einzunehmen. Er ist so einfach, bescheiden und sparsam, und besitzt diese Eigenschaften jetzt noch, in einem Alter, in dem der Charakter keinen großen Wandlungen mehr unterworfen ist, daß ich hoffen darf, meine Handlungsweise sei die richtige gewesen.

„Alles Nähere über meine heimliche Verbindung mit Dorothea Wiedendorfer, welche im Fürstenthum S*, in der Pfarrkirche des Fleckens B*, statthatte, und noch bei Lebzeiten meines Vaters vollzogen wurde, der dieser Ehe abgeneigt war, findet sich in den bei dem hiesigen Gericht deponirten Familienpapieren. Eine Abschrift derselben ist in dem Besitze meiner Schwägerin Gertrud Gundelheim, die nach dem Tode ihres Mannes meinem Haushalt treulich vorstand und den Sohn ihrer leider zu früh geschiedenen Schwester Dorothea mütterlich verpflegte und nach meinen Instruktionen großzog.

„Auch der Todtenschein meiner seligen Frau Dorothea, die vier Wochen nach der Geburt ihres Sohnes starb und auf dem Friedhofe des Fleckens B* im Fürstenthum L*, nahe der Grenze begraben liegt, befindet sich in gerichtlichem Depositum.

„Es ist eine Eigenheit und scheint sich in der Familie Bartels auch fortzuerben, daß der jedesmalige Erblasser — das Haupt dieser Familie — seine Nachfolger und Erben mit ungünstigem Auge betrachtet. Ich habe mich bemüht, diesen Fehler, wenn es einer ist, möglichst zu bekämpfen und einem jeden nach Verdienst und Würdigkeit und mit Berücksichtigung der so zahlreich vorher geäußerten Wünsche, seinen Theil zu geben. Deshalb bin ich auch fest überzeugt, daß der sogenannte ‚Erbonkel' noch lange Zeit in der Erinnerung der Dohlenwinkler fortleben wird!"

Hier folgte noch die Verlesung der Namen des Erblassers und der Zeugen — und Stadtrichter Melzer faltete das verhängnißvolle graue Heft zusammen und schob es in die schwarze Mappe.

Wieder entstand eine momentane Stille, es war, als wenn der Geist Jakob Bartels über der Versammlung schwebte, dann löste sich die furchtbare Spannung, und eine Fluth von Fragen, Anklagen und Versicherungen, das nicht leiden und das Testament umstoßen zu wollen, ward ausgestoßen. So uneinig die Geschwister auch früher untereinander gewesen, jetzt wandten sich alle einmüthig gegen den neuen Prätendenten.

* * *

Was nun den eigentlichen Helden dieser Tragikomödie betrifft, Herrn Hans Bartels, so saß er stumm und mit Schamröthe übergossen da und glich eher einem Delinquenten, der eben ein

reuevolles Geständniß abgelegt, als dem Erben eines großen Vermögens und dem Stammhalter des Bartels'schen Hauses.

Allerdings hatte Frau Gertrud dem völlig Ahnungslosen heut früh eine Menge von Andeutungen gemacht, die wohl hingereicht hatten, ihn auf bevorstehende große und außergewöhnliche Dinge vorzubereiten. Als nun aber das Testament verlesen, das Geheimniß enthüllt war — da traf die Nachricht, daß der Todte sein Vater gewesen, daß er, Hans, jahrelang neben ihm gelebt hatte, ohne dies zu ahnen, daß Herr Jakob sich dem Sohne nicht wenigstens noch auf dem Sterbebette zu erkennen gegeben, den armen alten Burschen doch gänzlich unerwartet.

Bei Erwähnung seiner früh geschiedenen Mutter, von der Gertrud ihm schon oft erzählt, feuchtete eine Thräne seine kleinen, gutmüthigen Augen, und als er dann später die entrüsteten Ausrufe und ungestümen Worte der erbberechtigten Geschwister Bartels vernahm, die so mit einemmale seine — sehr ungnädigen — Onkel und Tanten geworden, wäre er am liebsten davongelaufen.

Aber ein leuchtender Blick aus Adelgundens Vergißmeinnichtaugen und ein ziemlich kräftiger Stoß von Gertruds Ellenbogen hielten den zaghaften Erben auf seinem Platze fest.

Die häßliche Haushälterin feierte heut einen Tag des Triumphs, der sie für manche erlittene kleine Demüthigungen reichlich entschädigte. Sie war sich ihrer Bedeutung als Tante des „Erben" vollbewußt und blickte erhobenen Hauptes siegesgewiß um sich.

Stadtrichter Melzer hatte einen tüchtigen Sturm auszuhalten, denn der Hofrath, Meister Johann, Martha und Emmerenzia überschütteten ihn mit Fragen, während Dame Edeltrud in statuenhafter Ruhe verharrte und nur dann und wann ein nervöses Zittern ihre Glieder erbeben machte. Erst als ein Seitenblick von ihr auf Adelgunde fiel, deren verklärtes Lächeln leicht auf die Gefühle schließen ließ, welche den jungfräulichen Busen bewegten, da hob ein Seufzer der Erleichterung auch ihre gepreßte Brust.

Auf den Bänken, welche die zu dieser Testamentseröffnung geladenen dohlenwinkler Honoratioren einnahmen, herrschte gleichfalls reges Leben und Bewegung. Man sprach, lachte, neigte sich herüber und hinüber. Hier war Jonas Wallfisch der Stimmführer. Der allwissende Wirth zum „schwarzen Wallfisch" war zwar gleich sehr, wie alle übrigen, durch diese unerwartete Wendung der Dinge überrascht worden, hatte aber die Geistesgegenwart gehabt, dies nicht zu verrathen, und behauptete nun steif und fest den verwunderten Mitbürgern in's Angesicht, daß er dies längst gewußt, das Geheimniß aber habe bewahren müssen. Er verstand dies so glaubwürdig zu machen, daß die Dohlenwinkler nicht wußten, ob sie ihn mehr seiner ausgezeichneten Qualitäten wegen verehren sollten, die ihm das Vertrauen selbst des mißtrauischen Erbonkels eingetragen, oder um des Heroismus willen, ein so pikantes Geheimniß jahrelang verschwiegen zu haben.

Da tönte vom Thurme herab das Mittagsläuten. Gravitätisch erhob sich Frau Gertrud, näherte sich dem Stadtrichter und bat ihn, das Mahl, welches man nach ihrer Weisung eben in dem Nebenzimmer anrichte, nicht verderben zu lassen.

Doktor Melzer, froh, eine Gelegenheit zu haben, den Fragen und Vorwürfen der Geschwister Bartels zu entgehen, beeilte sich, diesem angenehmen Rufe Folge zu leisten und durchschritt an der Wirthschafterin Seite das Gemach, um sich in das Speisezimmer zu begeben.

Der Erbe folgte schnell mit den beiden Schreibern, es war, als wolle er nicht bei den neuen Verwandten, die ihn so unfreundlich aufgenommen, allein zurückbleiben.

Meister Johann, der Hofrath, Martha und Emmerenzia erklärten laut und mit feindseligen Blicken, daß sie nicht eine Minute länger in einem Hause verweilen würden, wo man sie nicht nur beraubt und bestohlen, sondern auch beleidigt und auf das empörendste in ihren Rechten gekränkt habe.

Das junge Ehepaar zögerte noch und wußte augenscheinlich nicht, was es thun — ob es gehen oder bleiben solle. Da geschah das Unerhörte. Die metallharte Stimme der Hofräthin ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Sebaldus, deinen Arm, geleite uns in den Speisesaal. Es ist mir befremdlich, zu hören, daß du dieses Haus verlassen willst, ohne deinen Neffen begrüßt zu haben. Schmähsüchtige Menschen könnten ja dadurch leicht auf den Gedanken gebracht werden, daß auch wir nur um des elenden Mammons willen deinem verstorbenen Bruder einige Aufmerksamkeit erwiesen haben und es nun den Unschuldigen entgelten lassen, daß man uns übergangen. Wir dürfen der Welt kein solches Schauspiel geben: Noblesse oblige!"

Damit rauschte Frau Edeltrud am Arme ihres kleinen Mannes, der sich ihr sofort gehorsam genähert hatte, davon, Adelgunde folgte in ahnender Glückseligkeit, und auch Röschen und Jakob schlossen sich an.

Unleugbar hatten die adligen Bartels einen brillanten Abgang durch die zeitgemäße Frontveränderung der Hofräthin. Verblüfft blickten ihnen die anderen Verwandten nach, dann aber ergoß sich ein Strom von Schmähreden, zumal von den beredten Lippen der Frauen, die sogleich das Motiv dieser scheinbar so edlen Uneigennützigkeit erkannt hatten.

Die drei Geschwister und Frau Friederike, welche dem „Schwager Geizhals" die spitzige Bemerkung über ihre Person garnicht vergeben konnte, verließen in seltener Einigkeit das graue Haus am Markte, das Ziel so vielen vergeblichen Ringens und Strebens. Auf dem Heimwege aber schon, nachdem man einhellig beschlossen, einen Advokaten anzunehmen und das Testament umzustoßen, indem man die Legitimität des so plötzlich aufgetauchten Neffen und Erben anzweifelte, kam man in Streit. Ein jedes behauptete nämlich, am tiefsten verletzt, am meisten geschädigt zu sein, und da die übrigen wieder nicht undeutlich merken ließen, daß dies nicht der Fall, ja manche Bestimmungen sogar wohlverdient und zutreffend seien, gab es bald ein hitziges Wortgefecht und die getäuschten Erben trennten sich in hellem Zorn von einander.

(Schluß folgt.)

Parlamentarier.

XI.

Die Dioskuren August und Peter Reichensperger — „Castor der reisige Held und der Kämpfer der Faust Polydeukes" — sie lassen sich nicht gut von einander trennen; wir wollen die Brüder deshalb auch hier zusammen behandeln. Uebrigens paßt obiges Verslein garnicht so schlecht auf die beiden Herren, wenn man es bildlich nimmt. Der vielbewanderte, schlaue August, dem selbst der Zorn ganz gut ansteht, da er dabei glatt weiter redet, und dann der derbe, ernste Peter, dem vom Zorn übermannt die Stirnader hoch aufschwillt, der dann mit der Faust auf das Rednerpult donnert und nur noch stockend den Redefaden wieder aufnimmt — haben wir nicht das getreue Abbild der Dioskuren?

Zwei tüchtige milites ecclesiæ sind es, und nebenbei zwei hochgebildete Männer, der eine ein bedeutender Kunstkenner, der andere ein scharfer Denker und Rechtsgelehrter.

Früher liberal, jetzt klerikal — eine merkwürdige Wandlung; sie haben dieselbe mit dem gesammten katholischen Volke der preußischen Rheinprovinz und Westfalen gemein. Solange man von Seiten der preußischen Regierung die Religion aus dem Spiele ließ, solange waren die Westprovinzen gut preußisch und liberal gesinnt, besonders nach dem Jahre 1848, nachdem aber der Kampf gegen die römisch-katholische Kirche eröffnet worden ist, glaubt das Volk dort sich in seinem Gewissen bedroht, wirft alle frühere Freisinnigkeit ab, schaart sich um seine Pfaffen und um Rom und ist so unzugänglich geworden, daß es von Aufklärung und Fortschritt nichts mehr wissen will.

Vielleicht, daß der Kulturkampf solchen Zustand bezweckt hat — derselbe ist einer reaktionären Regierung niemals gefährlich. Und wenn auch momentan die Pfaffen die Gegner des reaktionären Staates sind, so bleibt doch auf die Dauer die Kirche aller Konfessionen die treuste Stütze desselben.

Die beiden Reichensperger sind alte Parlamentarier. August war Mitglied der deutschen Nationalversammlung, des erfurter Parlaments und darauf ununterbrochen Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, des norddeutschen und deutschen Reichstags. Peter war Mitglied der preußischen Nationalversammlung, des erfurter Parlaments und dann seit 1849 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und später des Reichstags. Man sieht, daß die Brüder auch ihre Rollen zu vertheilen wußten; während der eine nach Frankfurt ging, blieb der andere in Berlin.

Und noch immer verstehen es die Herren ihr Kräfte gut abzuwägen und auszunutzen. Während der bewegliche August, der „reisige Held", fortwährend die Gegner attaquirt und beunruhigt, während er fast ebenso oft im Reichstage wie der kleine Windthorst spricht, hält Peter nur ab und zu bei gewichtigen Angelegenheiten eine lange und zwar auch langweilige Rede vom Katheder herunter, die aber immer eine größere Bedeutung hat und sich auch gut liest. In seiner Erregung wird der Redner meist allzu pathetisch und zornig und deshalb vielfach unverständlich.

Die Brüder sind in Coblenz geboren, der eine 1808, der andere 1810. Der ältere, August, war bis 1875 Appellationsgerichtsrath zu Cöln, der jüngere, Peter, ist noch gegenwärtig Obertribunalsrath in Berlin.

Ersterer hat eine große Anzahl von Schriften über Baukunst verfaßt, letzterer über Rechtswissenschaft.

Beide sind anerkannte Führer der klerikalen Partei; beide scheinen es ernst mit ihren Anschauungen zu nehmen und gelten für tüchtige Charaktere.

Mit dem Kulturkampf wird auch wohl ihre parlamentarische Laufbahn beendet sein. H.

Ludwig Feuerbach. (Schluß.) In Ansbach hatte Feuerbach 1833 zwei umfangreiche Schriften veröffentlicht: „Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch“ und die meisterhafte „Geschichte der neueren Philosophie von Baco von Verulam bis Spinoza“. Vor seinem schonungslosen Verstande konnte indeß die in's Uebersinnliche mit schwindelnder Keckheit hinausspintisirende Hegel'sche Philosophie auf die Dauer ebensowenig bestehen, als die christliche Religion; in seinen 1835 in Ansbach erschienenen „Kritiken auf dem Gebiete der Theologie“ leitete er den Kampf gegen das Hegelthum ein und wenige Jahre später vollzog er in den von Arnold Ruge herausgegebenen Halle'schen Jahrbüchern, insbesondere durch die Schrift „Zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie“ den völligen Bruch mit derselben. Er erklärte klar und scharf, wie immer, alle Spekulation über die Natur und den Menschen hinaus für eitel, den „absoluten Geist“ für eine „Schöpfung des subjektiven Menschengeistes“ und fand das Heil der Wissenschaft in der Rückkehr zur Natur. So drang er, nachdem er nicht allein den herrschenden, sondern vielmehr allen vorhandenen religiösen und philosophischen Anschauungen den Krieg erklärt hatte, kühn und siegreich auf eigener Bahn voran. 1838 erschien das Werk „Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Philosophie und der Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt“, 1839 „Ueber Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit“ und dann seine hochberühmten Hauptwerke, 1841 „Das Wesen des Christenthums“, 1845 „Das Wesen der Religion“ — Werke, welche die Naturgeschichte der christlichen Religion und aller Religionen enthalten, die Religionen als menschliche Phantasieen erweisen und damit für jeden wahrhaft gebildeten Menschen fortan die Religiosität zur Unmöglichkeit gemacht haben. Diese gewaltigen Geistesthaten brachten Feuerbach's Namen in aller Mnnd und trugen ihm einen Ruf nach Heidelberg zu Vorträgen vor der dortigen Studentenschaft ein. Doch kehrte er bald wieder nach Bruckberg zurück, um sich vor der Revolution und ihren Männern, die allzu weit „unter seinem Maß“ waren, in die Gedankenwerkstätte seiner Studirstube zurückzuziehen. Er ist aus derselben nie wieder in's öffentliche Leben herausgetreten; rastlose Arbeit, deren Schöpfungen ihn stets auf der Höhe seiner Zeit, ja ihr weit voraus zeigten, in fast völliger Vereinsamung, Beschränkung seines Verkehrs auf die Armen und „Niederen“ seiner Umgebung und harter Nahrungskummer — das war das fernere Loos eines der größten deutschen Denker. Ende der fünfziger Jahre hatten unverschuldete Unglücksfälle der Frau Feuerbach's die kleine Rente entzogen, welche ihr aus den Erträgen der bruckberger Porzellanfabrik zustand, und die Gatten von dem Schauplatz ihres vieljährigen ehelichen Glückes vertrieben. Bis zu Feuerbach's Tod, am 13. September 1872, verlebten sie auf dem Rechenberg bei Nürnberg schwere, hoffnungslose Tage. G.

Etwas vom Regenwurm. Allgemein im Volke ist noch die Ansicht verbreitet, daß der Regenwurm die Wurzeln der Pflanzen abnage oder doch wenigstens beschädige. Diese Ansicht ist grundirrig. Deshalb wollen wir hier kurz die Thätigkeit des Regenwurmes, dieses braven Gartenfreundes, skizziren. Der Regenwurm bohrt sich mit merkwürdiger Leichtigkeit in der Erde fort. Er ist, besonders auf der Bauchseite, mit sehr kleinen, aber steifen und rauhen Ringen besetzt, die alle nach hinten gerichtet sind; vom Kopf nach dem Schwanz zu bestrichen fühlt er sich glatt an, umgekehrt rauh wie eine Feile. Er zieht sich erst zusammen und streckt sich dann lang aus, bei welchem Experiment ihm das durch die nach hinten gerichteten Ringe besonders geeignete Hintertheil als Stützpunkt dient und der spitze Kopf die Erde nach vorn durchbohrt. In die so gebildeten Röhren nun zieht der Regenwurm Nachts seine Nahrung hinein, indem er bis zur Erdoberfläche kriecht und dem Loche entsteigt, aber nicht völlig, sondern nur mit dem vorderen Körpertheil. Das Schwanzende bleibt im Loche stecken und dient als Achse, um welche er sich drehend den Boden im Kreise nach Nahrung absucht. Diese besteht lediglich in abgefallenen Blatttheilen und am liebsten in solchen, die schon angefault sind; frischere Blatttheile zieht er auch in seine Gänge, frißt sie aber erst, wenn sie faulig und weich geworden sind. Der Wurm müßte verhungern, wenn er von den harten, frischen Blättern oder gar von den frischen Pflanzenwurzeln leben sollte. In den Wurmröhren lagert er nun an den Wänden seine Exkremente ab, die wie fettige, schwärzliche, feine Gartenerde aussehen und die fruchtbarer sind, als diese. — Wenn nun Pflanzen auf einem von Würmern durchzogenen Boden wachsen, so finden sich in den etwas älteren Röhren Wurzeln derselben, üppig entwickelt, bis zum Ende der Röhre kriechend, mit zahlreichen Saughaaren, welche die Wurmexkremente an den Wänden aufsaugen. Diese Röhren sind dem Wachsthum der Pflanzen äußerst gedeihlich; sie finden daselbst Raum und zwar in der Richtung senkrecht abwärts Feuchtigkeit und Nahrung. Die zarten Saugwurzeln der Pflanzen kommen auch nur da in den Untergrund hinab, wo ihnen die Würmer Bahn gebrochen haben. — Um aber von der Massenhaftigkeit dieser Wurmthätigkeit sich eine Vorstellung zu machen, sei erwähnt, daß neuere Forschungen dargethan haben, daß auf die Hektare Gartenlandes etwa 133,000 Würmer kommen, die zusammen das Gewicht von circa 800 Pfund haben und in 24 Stunden 133 Pfund Dünger produziren. — Wir sehen also, daß die Hauptthätigkeit der Regenwürmer darin besteht, die Verwandlung der pflanzlichen Abfallstoffe in Dünger zu beschleunigen und den Untergrund aufzulockern, so daß den Pflanzenwurzeln die Wege geöffnet und dieselben direkt mit der besten Nahrung versorgt werden. — Noch sei bemerkt, daß viele tausende von Regenwürmern auch die direkte Prüfung glänzend bestanden haben, denn niemals hat man in dem Magen eines Wurmes Ueberreste von frischen Wurzeln vorgefunden. — Was nun aber thun? Soll man wieder die Maulwürfe tödten, da sie die nützlichen Würmer fressen, diese Thierchen, die eine geradezu unersetzliche Thätigkeit entwickeln? Diese Frage müssen wir trotzdem verneinen, da der Maulwurf neben den Würmern vorzugsweise die so schädlichen Engerlinge und anderes Ungeziefer frißt, und weil ferner die Würmer eine ganz erstaunliche Fruchtbarkeit besitzen, so daß es dem Maulwurf mit seinen Ausrottungsgelüsten ziemlich schwer werden müßte. — Unsere Leser ersehen aber aus dieser Skizze, daß der Mensch im allgemeinen die Natur selbst walten lassen und ihr nur da, wo er unbedingt sicher ist, keinen Mißgriff zu thun, unter die Arme greifen soll. H.

Lungenschützer. Nachdem längst erkannt worden ist, daß in verschiedenen Arbeitsbranchen die Gesundheit der Arbeiter durch Einathmung staubiger, mit allerlei schädlichen Bestandtheilen gefüllter Luft benachtheiligt wird, sollten überall bereits die nöthigen Maßregeln zum Schutze der bedrohten Arbeiterlungen getroffen sein. Die geistige Trägheit und der Geiz der Fabrikanten indeß, sowie auch die Indifferenz sehr vieler Arbeiter sind schuld daran, daß bisher in dieser Richtung nur sehr wenig geschehen ist, obgleich sich die technische Wissenschaft in anerkennenswerther Weise bemüht, für Schutzvorrichtungen möglichst vollkommener Art zu sorgen. Als Lungenschutz in stauberfüllter Atmosphäre empfiehlt Professor Tyndall Baumwollrespiratoren, die im Stande sind, die feinsten Staubtheile aus der sie passirenden Luft zu entfernen. Um eine nicht nur mit Staub, sondern auch mit schädlichen Gasen verunreinigte Luft athmungstauglich zu machen, ist erforderlich, eine Schicht frisch geglühter Holzkohle in linsengroßen Stücken zwischen die Baumwolle zu legen. Gegen Säuredämpfe kann man auch statt der Holzkohle staubfreie Stücke von geglühtem Magnesit oder eine andece die Säure neutralisirende Base verwenden. Gegen Rauch schützt man sich am besten und einfachsten durch Befeuchtung der mit einer Lage Holzkohle verbundenen Baumwolle mittels des Glyzerins. Ein Respirator dieser letzteren Art wurde bei Versuchen durch die londoner Feuerwehr als äußerst brauchbar befunden. Es wäre zu wünschen, daß sich in Deutschland die Instrumentenmacher auf die Massenproduktion dieser Baumwollrespiratoren legten. A. G.

Eine fürchterliche Minute. Am 13. Dezember fuhr ich um 9 Uhr 3 Minuten mit dem Postzug von Regensburg nach Passau. Die Reisegesellschaft, die ich im Nichtrauchercoupé vorfand, war international zusammengewürfelt; ein Rumäne, der von London nach Bukarest fuhr, ein Ungar mit Frau und zwei Kindern, der unvermeidliche deutsche Handlungsreisende und meine Wenigkeit. Die Unterhaltung drehte sich um das Alpha und Omega der Gegenwart, die leidige Politik, wie Vater Goethe sagen würde, und den Angelpunkt des Meinungsturnirs bildete selbstverständlich die Kapitulation von Plewna. Plötzlich riß der leidenschaftlich gesponnene Gesprächsfaden, denn die Räder gaben einen kreischenden Ton von sich, der das gewöhnliche brausende Rollen des Bahnzuges übertönte. Die Waggonräume fingen an zu zittern und die Fenster klirrten wie bei einem heftigen Erdbeben. Die Handtaschen und Hutschachteln, die infolge eines Rucks vom Regal auf unsere Köpfe niederfielen, tanzten im Coupé herum wie lebende Wesen, die eine Tarantel gestochen. Zugleich erschütterte ein Doppelpfiff die Luft, wie ich ihn noch nie gehört. Ich riß das Fenster auf und starrte sprachlos hinaus. Ich glaube, daß mir das Herz stillstand, als wenn mich ein Nervenschlag gerührt hätte. Auf der einspurigen Bahn sauste uns ein Güterzug entgegen. Als ich wieder Worte fand, um mich mit meinen Reisegefährten zu verständigen, raffte die Frau ihre Kinder zusammen und fiel ohnmächtig zu Boden. Der Rumäne zertrümmerte mit einem Faustschlag das andere Fenster, um sich hinauszustürzen, was ihm zum Heile für seine Knochen die Korpulenz nicht gestattete. Wir drei anderen Männer, die wir noch kurz zuvor uns mit geistigen Waffen gemessen, hielten uns schweigend umschlungen. Was ich dachte oder ob ich überhaupt dachte — ich weiß es nicht. Es war die fürchterlichste Minute meines ereignißreichen Lebens. Plötzlich stand der Zug still und ein Jubelschrei des Fahrpersonals verkündete die Beseitigung der Gefahr. Die Heberlein'sche Bremse hatte ihr Meisterstück gethan, es war ein Triumph des Menschengeistes über die Naturkräfte. Die beiden Züge standen in einer Entfernung von hundert Schritten still.

Dr. Trausil.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

(Fortsetzung.) Von **B. G.**

Bevor wir uns nun mitten in's praktische Spiel hineinstürzen, wollen wir uns noch einige Regeln zu Herzen nehmen, deren sorgfältige Beachtung nur zu empfehlen ist. Dieselben sind im nachstehenden Wortlaute in den „Spielgesetzen" des in der ganzen Schachwelt rühmlichst bekannten leipziger Schachklubs „Augustea" enthalten; sie lauten:

Der Anzug und die Farbe der Steine wechselt; beim ersten Spiele entscheidet das Loos.

Kein Zug darf zurückgenommen werden. Ein ohne die vorgängige Aeußerung „j'adoube" oder „ich stelle zurecht" angerührter Stein muß gezogen, beziehentlich genommen werden, dafern solches nach den Spielregeln überhaupt möglich ist.

Ein Zug ist geschehen, wenn der Stein auf ein anderes Feld gebracht und losgelassen worden ist.

Es wird nur mit einem Stein angezogen.

Patt wird dem Remis gleich geachtet. (Ein Spieler ist „patt", wenn er gar keinen Zug mehr übrig hat, als etwa einen solchen, der dem Gegner möglich machte, des ersteren König zu schlagen; remis heißt das unentschiedene Spiel, in welchem keiner der Spielenden den andern matt zu setzen vermag.)

Roi dépouillé kann mattgesetzt werden und ist alsdann die Partie wie bei jedem andern Matt ganz verloren. (Roi dépouillé ist ein von allen anderen Figuren durch das Schlagen des Gegners entblößter König.)

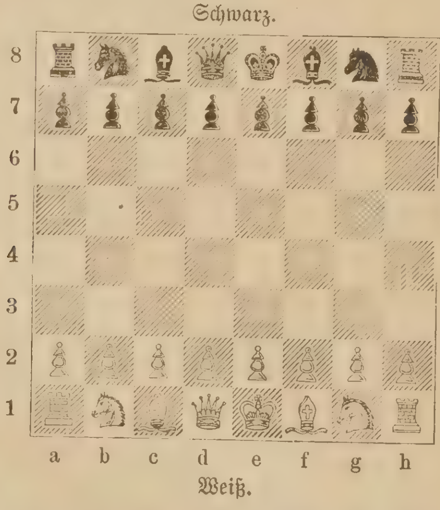
Wird der König fortwährend im Schach gehalten, so ist das Spiel remis.

Ein Versehen hinsichtlich der Stellung des Brettes macht das Spiel null und nichtig.

Fehler in Gang und Stellung der Figuren machen, wenn sich die Spieler über die frühere Stellung nicht einigen können, das Spiel ungiltig.

Nach diesen Präliminarien mögen diejenigen unserer Leser, welche uns bis hierher aufmerksam gefolgt sind, sich zur ersten Schlacht rüsten, indem sie die Schachfiguren in ihre Anfangsstellung auf die Reihen 1, 2, 7 und 8 bringen.

Schwarz.



Weiß.

Ist die Aufstellung geschehen, so wagen wir einmal einen beliebigen ersten Zug — Weiß zieht gewöhnlich an! — zum Beispiel: 1) f2—f4; darauf mag Schwarz antworten mit e7—e6; nun geht Weiß mit dem g-Bauern 2) g2—g4, und darauf hat Schwarz nur einen richtigen Zug, der ist: Dame d8—h4 Schachmatt!! Schon mit dem zweiten Zuge wäre also, dank der Ungeschicklichkeit des Weißen, die Partie zu Ende. Natürlich ist dieser frühe Tod — das sogenannte Narrenmatt — sehr leicht zu vermeiden. Der Weiße hätte z. B., wenn er durchaus im zweiten Zuge Lust hatte, den g-Bauern vorzurücken, nur g2—g3 ziehen dürfen, und an ein Matt wäre vorläufig garnicht zu denken gewesen. Aber schon sein erster Zug war schwach: der f-Bauer hat nämlich die wichtige Aufgabe, den König gegen verschiedene ähnliche Angriffe, wie den der feindlichen Dame von h4 aus, zu decken, und zwar sowohl in des Königs Anfangsstellung auf e1 als in der Stellung der kleinen Rochade auf g1, und zu diesem Zwecke bleibt er zunächst am besten ganz ruhig zuhaus, auf f2. Des Weißen erster Zug mußte also anders sein; aber wie? Wenn man sich in einen Kampf stürzt, soll man seine schwachen Punkte möglichst sorgfältig gedeckt halten und soviel Kräfte zum Angriff und zur Vertheidigung freimachen als thunlich. Auch im Schach sind die Bauern nicht zu verachtende Kämpen, man wird sie also, je nach Bedürfniß, zum Angriff vorschieben oder zur Deckung des eigenen Lagers zurückbehalten müssen; viel beweglicher aber, mit ihren Kräften weithin reichend und darum bedeutend stärker, sind die Offiziere. Daher sind die Einleitungszüge in jeder Schachpartie desto vortheilhafter, je mehr Offiziere sie zum Angriff freimachen. Kein erster Zug ist jedoch besser, als der: Weiß e2—e4; darauf antwortet Schwarz, von denselben Rücksichten geleitet, e7—e5. Und nun mögen die Schachfreunde der „Neuen Welt" — wir fordern natürlich nur die Anfänger in der Schachspielkunst hierzu auf! — uns berichten, welchen von den 29 möglichen zweiten Zügen des Weißen sie für den besten halten zur raschesten Entwicklung der in der Anfangsstellung vielfach gehemmten Kräfte des Weißen und zur möglichsten Sicherung seiner Stellung gegen feindliche Angriffe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Braunschweig. A. F. Ihre Rösselsprünge sind hübsch. Der zweite soll bald zur Verwendung kommen. Was sonst noch in Vorrath, das schicken Sie nur ein.

Querfurt. An den Einsender des „Querfurter Kreisblatts" vom 20. Dezember, in dem von „öffentlichen Vorträgen im Unstrutthale" Bericht gegeben wird. Daraus ersehen wir vorerst, daß sich im Unstrutthale eine Schaar Männer zusammengethan hat, um öffentliche Vorträge zu halten, die „in populärer Weise die brennendsten Fragen unsrer Zeit beleuchten sollen". Der erste Vortragsabend brachte eine Rede des Dr. Hölzer aus Freiburg über „Die neue Anschauung über die Entstehung des Menschen". Dabei wurde „jedem klar, daß die von neueren Naturforschern beliebte und mit Freuden begrüßte Anschauung, der zufolge der Mensch nur ein Produkt der Fortentwicklung der ersten Zelle und ein Nachkomme der Affen (!) sei, ihre überaus großen und gerechten Bedenken hat, und welch' wahres Bekenntniß (!!) der Professor Virchow" auf der letzten Naturforscherversammlung abgelegt hat, als er sich so — tapfer, wollen wir sagen, gegen die Verdrängung der biblischen Schöpfungsgeschichte aus der Volksschule durch die darwinsche Abstammungslehre aussprach. Wir sehen, woher der Wind weht in den Vorträgen aus dem Unstrutthale, und wir können uns nicht wundern, wenn am 12. Dezbr. der Herr Pastor Mendelson-Wetzendorf in seinem Vortrage über die Sozialdemokratie und die Religion mit folgenden interessanten Thesen auf dem Plane war: 1) Die Sozialdemokratie huldigt dem Atheismus. 2) Die Sozialdemokratie kennt keine Sünde. 3) Die Sozialdemokratie kennt keine Tugend u. s. w. u. s. w. Der Einsender fügt in seinem Begleitschreiben Folgendes hinzu:

„Geehrter Herr Redakteur! Beiliegendes Kreisblatt übersendet Ihnen zur geneigten Kenntnißnahme einer von der ‚schwarzen Gesellschaft' aus dem Unstrutthale. Derselbe hat die ‚Neue Welt' seit ihrem Erscheinen gehalten und aufmerksam gelesen, ist aber leider noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die neue Welt der Sozialisten eine wirklich bewohnbare Welt werden kann. Sie ist nur ein Wahngebilde und nährt sich diese bedauernswerthe Thorheit durch die freilich immer mehr zu Tage tretenden großen Mängel der heutigen Gesellschaft. Alles nur in der Idee. Denn sobald die neue Welt anfinge, zu existiren, wäre auch ihr Ende da. Merkwürdig und seltsam, daß Sie und Ihre Genossen kalten Bluts und Verstandes glauben können, daß eine menschliche Gesellschaft auf die Dauer ohne Religion zu existiren vermag. Im Uebrigen freut es mich, daß Sie da sind und Fortschritte machen, um der Liberalen willen, die ich mit Ihnen bekämpfe. Sie sind wenigstens konsequent und kein Gartenlaubenmann. Daß Sie fort und fort die ‚Pfaffen' mit grimmigem Haß verfolgen, finde ich natürlich, denn ohne die ‚Pfaffen' wären Sie schon ein Stücklein weiter; aber erbärmlich ist es, sie alle als Heuchler hinzustellen und von dieser Erbärmlichkeit ist die ‚Neue Welt' oft nicht freizusprechen. Ein Geistlicher, der aus tiefster Ueberzeugung die christliche Religion predigt."

Nun, geehrter Herr Pastor — etwa Pastor Mendelson selbst? — was wollen Sie mit der Einsendung des Vortragsberichts und mit Ihrem Briefe? Uns bekehren? Wohl kaum! Uns rechnen Sie gewiß zu den verlorenen Söhnen der Kirche, die nicht wiedergefunden werden. Wollen Sie vielleicht einige unserer Leser von dem rothen Verderben retten? Das wäre möglich, und um Ihnen dazu Gelegenheit zu geben, widmen wir Ihnen einen so beträchtlichen Theil unsres vielumworbenen Korrespondenzwinkels. Wir wollen sogar noch viel mehr für Sie und die Religion thun: wir räumen Ihnen zur Vernichtung des Sozialismus einen beliebig großen Platz in der „N. W." ein und versprechen Ihnen vor aller Welt, daß wir nicht etwa mit „bekannter sozialdemokratischer Rücksichts- und Erbarmungslosigkeit" mit Ihnen in's Gericht gehen werden, sondern gegen Ihre Ausführungen nur ganz bescheidene Bedenken, falls es uns unmgänglich scheinen wird, machen und Ihnen das letzte Wort lassen werden. Bei Gelegenheit wollen wir uns auch erlauben, mitzutheilen, warum wir allerdings bislang alle „Pfaffen", aber keinegswegs alle Geistlichen — wir machen da einen kleinen Unterschied! — für Heuchler gehalten haben und halten müssen! Also heraus mit dem Schwert des Glaubens, Mann Gottes, hier ist der Feind, hier schlag ihn todt!

Berlin. H. M. Die Prüfung Ihrer Novelle wird noch im Laufe dieses Monats stattfinden. — W. C. Sie scherzen doch wohl nur mit Ihrem Wunsche bezüglich des Mausergewehrs? — Ro. Sie sollen den Kampf wider Dr. M. eröffnen, obgleich Sie Sich nicht ganz so kurz gefaßt haben, als wir gewünscht hätten. — H. St. Frdl. Dank! Die Mittheilung über die Melodie der Marseillaise soll gelegentlich benutzt werden; ihr Inhalt ist indeß schon in ziemlich weiten Kreisen bekannt und neulich nur darum nicht erwähnt worden, weil wir einer größeren Arbeit über die Revolutionsgesänge, die wir in Aussicht haben, möglichst wenig vorgreifen wollten. — Sta. Schadet garnichts, wenn wir uns in der Diagnose Ihrer Krankheit auch ein wenig getäuscht haben, falls nur die Medizin weiterhin so vortrefflich anschlägt, wie der „erste Löffel" — unsere Neujahrsnummer. Ihr Brief vom 6. klingt schon nicht mehr halb so griesgrämig als der erste!

Gloggnitz. J. Sch. Wir haben das irrthümlicherweise an uns statt an die Expedition der „N. W." gesendete Geld der letzteren übermittelt.

Ober-Peilau. R. B. Skizze „Proletarierleben" angekommen und zu baldiger Beurtheilung reservirt.

Frankfurt a M. L. O. Ihr Tessendorf-Räthsel ist ganz hübsch; zur Aufnahme erscheint es uns aber nicht recht geeignet: erstens weil auf den Musterstaatsanwalt — und allezeit Mehrer der Sozialdemokratie — schon ein Räthsel in einem der Parteikalender erschienen ist, und zweitens, weil dem Manne für seine guten Dienste unsrerseits bereits Ehre genug geschehen ist. — Der Verfasser des bewußten Artikels ist allerdings Ihr „auf dem Wege der Besserung" befindlicher ehemaliger Lehrer.

Zesum. B. B. Unter den eingesendeten Rechenaufgaben, Rebussen &c. ist verschiedenes Brauchbare.

Mainz. J. M. Sie haben, wie es scheint, ein nicht unbedeutendes poetisches Talent, nur müssen Sie suchen, Ihren Gedanken klareren, weniger phantastischen Ausdruck zu geben, als in dem Gedichte „Neujahrsnacht".

Th—en. G. L—h. Zu gelegentlicher Verwendung reservirt.

Hamburg. Einige Liebhaber. Es werden in der That, sobald möglich, von den meistbegehrten Bildern der „N. W." Massenabzüge zum Separatverkauf hergestellt werden.

Wien. Carl F. Der im Namen Ihres Vereins geäußerte Wunsch wird erfüllt.

(Schluß der Redaktion: Mittwoch, den 9. Januar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

So glatt, als unser junger Freund gewähnt, sollte die Sache aber doch nicht ablaufen. Noch war keine Woche seit dem Abend verstrichen, an dem die Damen im Boudoir plauderten und Wolfgang an seinen einzigen Freund in England schrieb, als ihm die Nutzlosigkeit seines Ausweichens in unerwarteter Weise nachgewiesen ward. Er hatte seinem Chef eine Anzahl Briefe zur Unterschrift in dessen Privatcomptoir gebracht, als dieser mit einer gewissen steifen und von ihm für würdevoll gehaltenen Förmlichkeit die Aufforderung an ihn richtete, an einem der nächsten Abende eine Tasse Thee bei ihm einzunehmen, damit er Gelegenheit habe, ihn seinen Damen vorzustellen. Je schwerer ihm die Nothwendigkeit einer solchen Einladung, die ihm von Frau von Larisch vorgestellt worden war, eingeleuchtet und je mehr Ueberwindung es ihn gekostet hatte, aus Artigkeit gegen diese eine private Berührung zu vermitteln, die er für durchaus unstatthaft hielt, desto mehr pikirte ihn die ruhige Gelassenheit, mit der Wolfgang diese Gunst aufnahm. Statt in freudige Verwirrung zu gerathen, erwiderte jener mit einer artigen Verbeugung, daß er für den kommenden Abend verhindert sei, jedoch nicht verfehlen werde, den Damen am nächsten Abend seine Aufwartung zu machen, und schien sehr wenig von der gönnerhaften Herablassung seines Chefs gerührt zu sein. Herr Reischach hielt es für angezeigt, dem jungen Manne zur richtigen Würdigung der Bevorzugung zu verhelfen, die ihm durch die Einladung widerfuhr, und er fügte also hinzu, daß die jungen Leute in seinem Comptoir aus nothwendigen gesellschaftlichen Rücksichten bisher nie in seine Familie eingeführt worden seien, daß er aber gemeint habe, zu Gunsten seiner eine Ausnahme machen zu müssen. Wolfgang erwiderte mit leichter Ironie, daß er zu viel Welterfahrung besitze, um in der freundlichen und von ihm nicht erwarteten Einladung mehr als die Beobachtung einer Förmlichkeit zu sehen, und daß er die Zeit der Damen sicher nicht ungebührlich in Anspruch nehmen werde, und der Kommerzienrath, den diese Antwort etwas außer Fassung brachte, besann sich nicht früher auf eine den Umständen angemessene Replik, als bis Wolfgang an seinen Platz zurückgekehrt war. Der Kommerzienrath war in diesem Augenblick sehr unzufrieden mit sich selber und noch unzufriedner mit Frau von Larisch, ja auch mit Emmy und Martha, denn die junge Wittwe, die ihn so ziemlich zu allem zu bringen verstand, hatte ihn absichtlich in Zweifel darüber gelassen, ob sie nur für sich selber sprach oder die Wortführerin für das weibliche Kleeblatt machte.

Auch unser Freund Wolfgang befand sich durchaus nicht in rosiger Stimmung; er mied neue Bekanntschaften planmäßig, suchte sich nach Kräften aller gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erwehren und sah sich nun genöthigt, eine der ihm am meisten verhaßten, rein konventionellen Visiten zu machen! Zudem war seine ganze Natur so sehr auf Klarheit und inneren Einklang gerichtet, daß alles Verworrene, Unklare, Widerspruchsvolle und Zwiespältige ihn peinigte — und in ihm herrschte Zwiespalt. Er konnte sich nicht verhehlen, daß auf dem Grunde seiner Unruhe und seines Unmuths eine geheime, scheue Freude darüber lag, daß er die Dame wiedersehen sollte, die er unter so eigenthümlichen Verhältnissen kennen gelernt hatte; wäre er minder darin geübt gewesen, den Schleichwegen des eigenen Herzens nachzugehen und seine tausend kleinen Listen sich zu enthüllen, so würde es dieser Freude wohl gelungen sein, sich ihm zu verbergen, ihm seinen eigentlichen Gemüthszustand zu verschleiern und ihn über denselben zu täuschen. Genug, Wolfgang war nicht so ruhig, wie sonst, als er sich beim Kommerzienrath melden ließ; dieser war über die „romanhafte“ Idee der jungen Wittwe womöglich noch verdrießlicher, als vorher, denn Wolfgangs Besuch fiel unglücklicherweise auch noch mit einem solchen des Landraths v. Wertowsky und seiner adelsstolzen Gemahlin zusammen, und es war wohl zweifellos, daß die letztere sich in ihrer spitzen, beißenden Weise über die Leute mokiren würde, die man bei ihm zu treffen Gefahr liefe. Für Wolfgang und Martha dagegen war die Anwesenheit dieses Besuchs eine willkommene; sie half ihnen über die Klippe hinweg, die darin lag, daß sie einander vorgestellt werden sollten und sich doch schon kannten, und daß beide nicht wußten, ob sie jene Begegnung erwähnen oder ganz mit Stillschweigen übergehen sollten. Nun vollzog sich die Vorstellung in flüchtigster und formellster Weise, und es gehörte Frau von Larisch's scharfes Auge und ihr weiblicher Scharfblick dazu, zu erkennen, daß die beiden sich ihrer älteren Bekanntschaft vollbewußt waren und sich zu sagen schienen: „Lernen wir uns auch zum Schein jetzt erst kennen, so wird doch innerlich dieser Abend nur eine Fortsetzung unserer ersten Begegnung sein.“ Im nächsten Augenblick sah sich Wolfgang vom Landrath in Anspruch genommen, für den er eine willkommene Erlösung von banalem Frauengeplauder und von

des Kommerzienraths eben nicht sehr geistreicher Unterhaltung war. Der Landrath, einer von jenen preußischen Beamten, deren Gesichter eine so große Familienähnlichkeit haben, war ein unterrichteter Mann und der junge Fremde und sein freies, offenes, unbefangenes Wesen sprachen ihn an. Dennoch war er zu sehr Preuße und ehemaliger Offizier, um nicht das Gespräch mit der Frage einzuleiten, ob Wolfgang gedient habe. Dieser erwiderte einfach, daß er allerdings gedient oder besser einen Feldzug mitgemacht habe, aber nicht unter den schwarzweißen, sondern unter den schwarzgelben Fahnen, und der Landrath, der keinen Anflug von österreichischem Dialekt bei ihm entdecken konnte, versetzte ihn, neugierig geworden, in die Nothwendigkeit, zu erzählen. Wolfgang war ein geborener Sachse, aber durch seine Mutter, eine Süddeutsche, früh in gemüthliche Beziehungen zu Oesterreich gebracht worden, die sich nach und nach unter dem Einfluß historischer Studien zum Großdeutschthum ausbildeten. Er stand in dem zu raschen Entschlüssen und zu opferwilliger Hingabe an eine Idee geneigtesten Alter, als sich im Jahre 1866 für den Sehenden die Wolken des Kriegsgewitters zusammenzuballen begannen, und wendete sich im Frühjahr nach Wien, um sich unter der Hand darauf vorzubereiten, im Moment der Kriegserklärung sein zweiundzwanzigjähriges junges Leben zur Verfügung zu stellen. Ein Offizier, dessen Bekanntschaft er bald gemacht, drillte ihn, focht und schoß mit ihm, und als ein Aufruf des Kaisers junge Leute aus den gebildeten Ständen aufforderte, als Kadetten auf Kriegsdauer in die Armee einzutreten, war er einer der ersten, die dem Rufe Folge leisteten. Der General von Gablenz, ein geborner Sachse, bei dem er sich gemeldet hatte, theilte seinen jungen Landsmann dem 16. Jägerbataillon zu, das seinem Corps angehörte, und Wolfgang hielt sich bei Trautenau so tapfer und entwickelte soviel ruhige, heitere Kaltblütigkeit, daß er nach der Schlacht auf Vorschlag des Bataillons zum Offizier befördert ward. Bei Königsgrätz leicht verwundet, sah er sich in der Erwartung, der Krieg werde Jahre währen, nur zu bald getäuscht, nahm unmittelbar nach dem Friedensschlusse seine Entlassung und ging, unzufrieden mit der Neugestaltung in Deutschland, nach England, halb und halb entschlossen, sich später dort für Ostindien engagiren zu lassen. Statt diesen von Groll und Mißmuth erzeugten Gedanken auszuführen, hatte er sich in England festhalten lassen, ja, es war sogar zuletzt wie eine Art von Heimweh über ihn gekommen, und als sich ihm Gelegenheit bot, nach Deutschland zurückzukehren, hatten die heimischen Wälder und das Rauschen ihrer Wipfel obgesiegt über die See und über die Donner der Brandung, die ihn so oft in Schlummer gewiegt. Wie lange ihn freilich die See freigab aus ihrem Bann, das ließ sich nicht sagen.

Er hatte mit einer gewissen Lebhaftigkeit erzählt, aber einfach und schmucklos und ohne jeden Anflug von Renommisterei; auch die raffinirteste von allen Formen der Koketterie, die einer studirten Bescheidenheit, lag ihm fern, und der Eindruck, den dieser Bericht hervorbrachte, war ein so günstiger, daß der Kommerzienrath anfing, zu glauben, es sei vielleicht kein Unglück gewesen, daß diese beiden Besuche sehr wider seinen Wunsch durch eine Laune des Zufalls zusammenfielen. Der Landrath konnte trotz seiner tiefen Abneigung wider alles, was Freiwilligkeit hieß, und trotz seiner ehrlichen, altpreußischen Verachtung für Freiwillige im Kriege nicht umhin, sich für den jungen, streitbaren Preußenfeind zu interessiren, und seine stolze Frau war sogar so gnädig, einige Fragen an Wolfgang zu richten und machte während der Heimfahrt, wenn auch sehr nachlässig und beiläufig, eine Bemerkung über das angenehme Organ des jungen Mannes und über den merkwürdig einschmeichelnden Tonfall, mit dem er spreche. Die Beobachtungen des Landraths, der Wolfgang in ein lebhaftes Gespräch verwickelt hatte, unter beinahe auffälliger Beiseitelassung des Kommerzienraths, hatten sich natürlich nicht auf solche Nebensachen erstreckt; er hatte über mancherlei englische Verhältnisse Auskunft eingezogen und Wolfgang auf allen Gebieten, die er berührte, wohlorientirt gefunden; unser Freund vermochte genaue, gründliche, ja erschöpfende Mittheilungen zu machen, und der Landrath konnte sich nebenbei überzeugen, daß der junge Mann auch auf den Gebieten zuhause war, von denen er nichts verstand und die ihm fern lagen. Freilich hatte Wolfgang auch daraus kein Hehl gemacht, daß die preußische Strammheit durchaus nicht überall sein Ideal sei, der Landrath hatte auf die ziemlich zuversichtliche Frage, ob ihn der große Krieg von 70 nicht mit den allerdings schmerzlichen Verwicklungen von 66 ausgesöhnt hätte, eine mehr als reservirte Antwort erhalten, und auch zu den Bewunderern des Kulturkampfs schien Wolfgang keineswegs zu gehören; er vermied es freilich mit artiger Gewandtheit, sich auf eine Diskussion über diese Punkte einzulassen, sodaß der Landrath sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, seinem patriotischen Eifer und seinen heftigen Sympathien und Antipathien Zügel anzulegen. Als der Landrath und seine Frau sich empfahlen und ersterer sich von Wolfgang mit einem herzhaften, soldatischen Händedruck verabschiedete, empfand Herr Reischach eine große Erleichterung — es war ja augenscheinlich, daß die Anwesenheit seines „jungen Mannes“ ihm in den Augen des Landraths nicht geschadet hatte. Er geleitete seinen Besuch bis an die Thür und war, als er zurückkam, sehr geneigt, Wolfgang eine Abbitte zu thun: der Landrath hatte ihn auf die Achseln geklopft und sehr freundlich gesagt: „Sie haben da einen anscheinend recht intelligenten, kenntnißreichen und brauchbaren jungen Mann, den ich hoffentlich einmal wieder bei Ihnen sehe; er hat etwas sehr englische, radikale und subjektive Ansichten, aber dergleichen pflegt sich mit der Zeit zu legen und einer reiferen Anschauung Platz zu machen, namentlich wenn die Leute etwas Ehrgeiz haben und Carrière zu machen suchen. Ich weiß nicht, was Sie mit dem Herrn Hammer vorhaben, aber ich sollte fast meinen, es lohne sich der Mühe, ihn hier auf irgendeine Art zu fesseln und ihn in die Kreise einzuführen, die ihm vielleicht bisher fremd geblieben sind; für einen so klugen Mann, wie der Herr Kommerzienrath es sind, wird es nicht schwierig sein, Mittel und Wege zu finden und dabei so vorsichtig zu Werke zu gehen, daß der junge Mann nicht etwa stutzig und kopfschen wird; es ist alles daran gelegen, ihn auf eine feine und unverdächtige Art unmerklich aus seiner zu nichts Gutem führenden Isolirung herauszulocken; das Weitere gibt sich dann von selbst, da der junge Mann kein Schwärmer und Fanatiker zu sein scheint — Kaufleute pflegen praktischen Sinn und praktischen Blick zu haben.“ Der Kommerzienrath fühlte sich durch das seinem Scharfsinn und seiner Gewandtheit von einem so einflußreichen Manne gespendete Lob nicht wenig geschmeichelt, und wenn ihm der Fall auch vorläufig noch etwas dunkel war, so hegte er doch keinen Zweifel darüber, daß ihm bei einigem Nachdenken ein helles Licht über des Landraths eigentliche Meinung aufgehen werde, und sehr befriedigt kehrte er in das Zimmer zurück, wo eben der Thee servirt worden war; der Landrath hatte so lange nicht bleiben können und die Einladung dankend ablehnen müssen. Inzwischen hatten die Damen, auf welche die Anwesenheit des Landraths lähmend gewirkt hatte, Wolfgang ihrerseits in's Gespräch gezogen, und Herr Reischach vernahm schon im Vorzimmer seiner Tochter helle, fröhliche Stimme; er trat rasch ein, denn er fürchtete, die kleine Ausgelassene könne sich einen Scherz auf Kosten des Landraths erlauben. Es wäre nicht das erstemal gewesen; die kleine übermüthige Ballschönheit hatte den Herrn Papa schon manches liebe mal veranlaßt, sich ängstlich umzusehen, ob nicht etwa jemand anwesend sei, durch dessen boshafte oder leichtsinnige Indiskretion diese unverzeihlichen Keckheiten an die falsche (oder eigentlich richtige) Adresse gelangen könnten; er erschrak unfehlbar im nächsten Moment über sich selber, so oft er nicht umhin gekonnt hatte, sich von seines Lieblings satirischer Heiterkeit anstecken zu lassen, und empfand wirkliche Gewissensbisse, wenn der Gegenstand dieser Heiterkeit sein verehrter Gönner, der Herr Landrath von Wertowsky war, durch dessen Verwendung er das so lange vergebens ersehnte farbige Bändchen im Knopfloch endlich erlangt hatte. Fräulein Emmy richtete ihre kleinen, zierlich gefiederten ironischen Pfeile gegen jeden, der nicht durch Jugend und Erscheinung das günstige Vorurtheil erweckte, ein flotter Walzertänzer zu sein, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie den Landrath zur Zielscheibe ihrer Ausgelassenheit gemacht hätte — hatte er sie doch dadurch gereizt, daß er sie so lange verhinderte, den Protégé der Frau von Larisch ein wenig zu sondiren und sie nebenbei durch die Unterhaltung, in welche er denselben verwickelte, auf's äußerste langweilte. Sie hatte wiederholt nur mit Mühe ein Gähnen unterdrückt; konnte es auch etwas Trockneres geben, als eine Debatte über die Aussichten des Getreidebaues in Mitteleuropa, über den konsequenten Raubbau, der das Verschwinden des rumänischen Getreides aus dem Weltmarkt verschuldet, über die Chancen der Spatenkultur in der Umgebung größerer Städte, über die unverzeihliche Vernachlässigung des Obstbaues u. s. w.? Frau von Larisch durfte natürlich gleichfalls keiner besonderen Sympathien für derartige Gesprächsstoffe geziehen werden, aber die Sicherheit und Schlagfertigkeit des jungen Mannes, dessen äußere Erscheinung ihr so gut gefallen hatte, gereichte ihr zu einer Art von persönlicher Genugthuung,

und da sie nur sehr bedingungsweise die Vorliebe der meisten Frauen für die Don Juans theilte, so empfand sie ein gewisses und ihr eigentlich recht räthselhaftes Vergnügen bei dem Gedanken, daß ein junger Mann, der sich um solche Dinge ernstlich kümmerte, unmöglich Zeit gehabt haben könne, sich mit dem Studium der Frauen zu beschäftigen. Sie hörte aufmerksam zu und auch Martha that dies, obgleich ein oberflächlicher Beobachter hätte glauben können, sie nehme keinerlei Antheil an dieser Unterhaltung — so ausschließlich schien sie mit der feinen Handarbeit beschäftigt, auf die sie sich tief niederbeugte. Sie wurde nicht müde, dieser Stimme zu lauschen, die so ernst und doch so gut und herzlich klang, und in den geheimsten Falten ihrer Seele hätte sie die melancholische Frage entdecken können: „Warum muß er noch so jung, warum so hübsch sein oder warum bin ich nicht mehr jung und hübscher, als ich es je gewesen?" Von dem fast unausrottbaren Frauenvorurtheil, daß man jung und schön sein müsse, um einem Manne zu gefallen, war auch sie nicht frei, wennschon sie zu der Meinung neigte, diese Eigenschaften seien nur deshalb nöthig, weil man ohne sie nicht soviel Interesse zu erwecken vermöge, daß ein Mann es der Mühe werth halte, auch den seelischen Eigenschaften der gewinnenden und gefälligen Erscheinung nachzuforschen. Sie legte sich jedoch über ihre Empfindungen keine Rechenschaft ab; sie war es so sehr gewöhnt, übersehen oder doch nur zum Gegenstand von Huldigungen gemacht zu werden, gegen die ihr feines Gefühl sich auflehnte und die ihr klarer Verstand und ihr gebildeter Geschmack komisch und lächerlich fanden. Sie hatte sich wohl in jungen Jahren in einsamen Dämmerstunden ein Bild von dem Manne gemacht, den sie rückhaltslos lieben könnte und sich dann immer gesagt, daß er nicht hübsch und elegant zu sein brauche — nur viel klüger als sie selber müßte er sein, sodaß sie bewundernd zu ihm aufsehen konnte, so klug, daß er im Stande war, ihr alle die Fragen zu beantworten, die sich ihr aufdrängten, und ein warmes Herz für die Natur mußte er haben. Ab und zu hatte wohl im Gewühl der Menschen ein Laut an ihr Ohr geschlagen, von dem sie in frohem Schreck wähnen konnte, daß er aus ihrer Traumwelt käme; aber im nächsten Moment war er verklungen und verweht, von einer Fülle kalter, fremder Laute erstickt — und wie sie auch verhaltnen Athems lauschte, der liebe Laut kam nicht wieder. Und sie wäre doch so glücklich gewesen, hätte sie einmal einen Mann gefunden, den sie lieben konnte, und die Frage, ob sie seine Gegenliebe zu wecken wußte, stand erst in zweiter und dritter Linie. Sie hatte sich endlich in Müdigkeit und Trauer davon zu überzeugen gesucht, daß sie einem Schemen nachjage, daß es keine Männer gebe, die ihrem Traumbild entsprächen und daß sie also wohl niemals lieben werde — sie wußte, daß es zwischen ihrem Herzen und der Wirklichkeit keine Möglichkeit eines Kompromisses gab und daß sie unfähig war, sich mit einem Surrogat zu begnügen oder gar eine Verstandesehe zu schließen. Und nun stand plötzlich das Urbild all' ihrer scheuen, geheimen Träume verkörpert vor ihr, und selbst die äußeren Eigenschaften, die sie ihm ohne Bedauern erlassen hätte, fehlten nicht. Ihr nächstes klares Gefühl war das tiefer Genugthuung.

So hatte sie also doch recht gehabt, so war es doch keine thörichte, sentimentale, romantische Mädchengrille gewesen, von der sie sich hatte beherrschen und leiten lassen, und ihr dunkles, aber unabweisbares Gefühl hatte ihr den rechten Weg gewiesen! Sie zuckte unwillkürlich zusammen bei dem Gedanken, wie trostlos ihr zu Muthe sein würde, wenn sie jetzt nicht mehr frei wäre und wenn der Blick auf den ungeliebten Gatten an ihrer Seite ihr verböte, in verschwiegener Seele diesen jungen Mann mit den klaren Augen und der gewinnenden Stimme rückhaltlos und freudig zu bewundern. Das wenigstens konnte ihr ja niemand wehren, wenn ihr auch der Gedanke, ihm näher zu treten, so fern lag. So hatte so oft darüber getrauert, daß sie weder eine Sprache, noch ein Musikinstrument erlernt hatte; theils hatten die örtlichen Verhältnisse es nicht ausführbar erscheinen lassen, theils hatte ihr Vater sich ablehnend gegen allen Bildungsluxus verhalten, der bei der Erziehung junger Mädchen von eitlen Eltern getrieben werde — nie aber war die Trauer eine so bittre gewesen, als in dieser Stunde. Sie zagte davor, daß ihre Unwissenheit im Laufe der Unterhaltung zu Tage treten werde, und sie gab sich darüber, daß Emmy und Frau v. Larisch bemüht sein würden, dieses Gebrechen ihrer Bildung zu verschleiern, keinen Illusionen hin — sie wußte ungefähr, was in solchen Fällen eine Frau von der andern zu erwarten hat.

In der That nahm die Unterhaltung sehr bald die von ihr erwartete und gefürchtete Wendung, aber es war der Kommerzienrath, der dieselbe herbeiführte.

Unwissende Eltern pflegen auf nichts so eingebildet zu sein, als auf die Kenntnisse ihrer Kinder, und wenn sie mit denselben Parade machen können, empfinden sie eine tiefe Befriedigung; der Kommerzienrath hatte eine sehr hohe Meinung von dem in der Pension erworbenen Englisch seines Töchterchens und beeilte sich, ihr seine mißfällige Verwunderung darüber auszusprechen, daß sie nicht die Gelegenheit benutze, mit Herrn Hammer englisch zu sprechen. Sie war von der Aufforderung nicht sonderlich erbaut, denn sie war sich sehr genau bewußt, daß es mit ihrem Englisch viel windiger aussah, als der Herr Papa ahnte, aber sie sagte sich, daß es nur darauf ankomme, so resolut als möglich darauf loszuschwatzen — vielleicht ließ sich Herr Hammer durch diese spielende Flüchtigkeit täuschen, und jedenfalls war er zu galant, den Vater aus seinem schönen Wahn zu reißen. In der That plauderte sie keck immerzu und würde ihren Zweck erreicht haben, wenn ihr das Verstehen der Antworten, welche Wolfgang gab, nicht unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet hätte — sie kam merklich in's Stocken, und der Kommerzienrath, dem nach und nach eine Ahnung von dem wirklichen Sachverhalt aufdämmerte, nahm Wolfgang's wohlwollende Erklärung, daß man längere Zeit in einem Lande gelebt haben müsse, ehe man dazu gelange, sich in einer Unterhaltung, die in der Sprache desselben geführt werde, zwanglos zu bewegen, ziemlich mißtrauisch auf. Es schwebte ihm die Frage auf den Lippen, wie es ihm denn möglich gewesen sei, in England fortzukommen, da er sein Englisch doch auch in Deutschland gelernt habe, aber er unterdrückte dieselbe; was gewann er, wenn er Herrn Hammer einer galanten Schönfärberei überführte? Statt einer unbequemen Vermuthung eine sehr verdrießliche Gewißheit. Frau v. Larisch erbarmte sich ihrer jungen Freundin, indem sie bemerkte, sie habe aus der ganzen Unterhaltung nur das Eine ersehen, daß diejenigen im Rechte sind, welche behaupten, das Englische sei eigentlich gar keine Sprache, und eine Unterhaltung auf Englisch sei gleichbedeutend damit, daß zwei Menschen den Mund voll Wörter nehmen, dieselben eine gute Weile kauen und sie dann einander in's Gesicht sprudeln. Frau von Larisch zog das Französische bei weitem vor, und sie befreite Emmy aus der Klemme, in der sich dieselbe befand, indem sie mit Wolfgang französisch zu plaudern begann; Emmy mischte sich zur größten Befriedigung des Kommerzienraths ab und zu mit einer gleichgiltigen Bemerkung, einer banalen Phrase in's Gespräch, und man schien garnicht daran zu denken, daß man Martha auf diese Weise ganz von der Unterhaltung ausschloß und es ihr überließ, ab und zu auf eine deutsche Bemerkung des Kommerzienraths zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Morgen nach dem neunten Thermidor.

Unser Bild (Seite 196—97) zeigt uns ein Nebenzimmer des Saales, in welchem der revolutionäre Sicherheitsausschuß tagte. Der auf einem Bureautisch ausgestreckte Körper, schon fast Leichnam, wie der stiere, halbgebrochne Blick zeigt, ist oder war Maximilian Robespierre, vorgestern noch vor den Augen der Welt im Besitz der politischen Allmacht, gestern noch thatsächlich im Besitz der Macht, wenn er — zugepackt hätte, und jetzt, hier — gefallen, gebrochen, die untere Kinnlade durch einen selbstmörderischen Pistolenschuß zerschmettert — von den ihn bewachenden Polizei- und Bürgersoldaten mit einem Gemisch von Hohn und Mitleid betrachtet. Die drei Männer auf den Stühlen zur Seite des Tisches sind ebenfalls, gleich dem „Diktator" von gestern, Gefangene, der vorn sitzende, Robespierre zunächst, sein Schüler und Freund Saint Just — er blickt stumm „in das Nichts", niedergedonnert, verblüfft, unfähig zu begreifen, wie der Gipfel des „Berges", auf dem er gestanden, so plötzlich, gleich

einer Eierschale, zusammenknicken konnte. Neben ihm, der eine gedrückt, hoffnungslos vor sich hinstarrend, Payan, der andere, das Haupt bedeckt, gefaßteren Blicks, doch auch hoffnungslos, Dumas, zwei der ergebensten Anhänger Robespierre's.

Sie wurden alle vier hergeschafft, um rekognoszirt zu werden. Weiterer Förmlichkeiten bedarf es nicht, da sie „außerhalb des Gesetzes“ erklärt sind. Noch wenige Minuten und der verhängnißvolle Karren fährt sie zur Guillotine, die heut tüchtige Arbeit hat. —

Wie aber konnte es so kommen?

Wir müssen uns um einige Monate zurückversetzen. Robespierre wollte die Revolution lenken, den Sturmwind reiten, den Vulkan unter Polizeiaufsicht stellen. Wer „zu weit ging“ — die Hebertisten, die Männer der Commune — wurde „wegrasirt“; wer „nicht weit genug ging“ — die Dantonisten — desgleichen. Er wandelt „die richtige Mitte“, findet jedoch bald, daß die „richtige Mitte“ eine geometrische Linie, ein körperloses Hirnprodukt ist, auf das man sich weniger stützen kann als auf eine Spinnwebe. Er sucht oben den Stützpunkt, den er unten verloren hat: er dekretirt die Herrschaft des höchsten Wesens, führt durch Majoritätsbeschluß am 7. Mai 1794 Gott wieder ein und ordnet zu Ehren des großen Ereignisses ein Nationalfest an.

Am 8. Juni 1794 hat Paris sein Feierkleid an — das Paris, welches vor 16 Monaten in die Hände geklatscht, als Louis Capet auf's Blutgerüst stieg; welches gestern die Hebertisten im Henkerkarren mit Koth beworfen, und welches morgen — —? Kurz, das Paris des niedern und vornehmen Pöbels hat sein Feierkleid an — das revolutionäre Paris, das Paris des Proletariats, steht grollend beiseite. Robespierre, einen Strauß Blumen und Kornähren in der Hand, wandelt, dem Konvent voran, dessen Präsident er grade war, feierlichen Schrittes von den Tuilerien nach dem Festplatz, — alle Augen sind auf den ernsten Mann mit dem übernächtigen, sorgenvollen, brütenden Antlitz gerichtet, das so sonderbar absticht von dem himmelblauen Rock, den er sich für den Ehrentag hatte anfertigen lassen und den er nur noch zweimal tragen sollte, — auch bei



Der Morgen na

ernsten Gelegenheiten, jedoch sehr verschiedener Art. Ein Lächeln der Zufriedenheit überfliegt sein Gesicht — die Gedanken an das „morgen", die dichter und dichter ihn umschwirren, sind für einen kurzen Moment verscheucht. Strahlendes Blickes legt er die Fackel an die symbolischen Bildnisse der Zwietracht, der Selbstsucht, des Atheismus; und hinter den in Flammen auflodernden Dämonen des Uebels erhebt sich gigantisch die Göttin der Weisheit. Doch nicht in der fleckenlosen Reinheit, die das Programm vorgeschrieben hatte und wie sie einer Göttin der Weisheit geziemte — nein, schmutzig, vom Rauch geschwärzt. Ein böses Vorzeichen! Und es klingt nicht unwahrscheinlich, daß Robespierre sichtlich erblaßte, zumal einige seiner Herren Kollegen, Freunde des geköpften Danton, höhnisch zu lachen begannen. Die schwarzen Gedanken sollten Robespierre nicht mehr verlassen. Als er seine Rolle zu Ende gespielt hatte und nach Haus eilte, begleitete ihn niemand, und nur die zornigen Drohworte Lecointre's und anderer Konventsmitglieder folgten ihm wie parthische Pfeile auf dem Heimweg, die zornigen Drohworte: „Ich verachte und hasse ihn!" — „Der Schurke! Nicht zufrieden, daß er Herr ist, will er auch noch Herrgott sein!"



neunten Thermidor.

Am Abend wurde die Guillotine, die den Tag über, um die Harmonie nicht zu stören, entfernt worden war, wieder an ihren Platz gefahren.

Der Himmel that kein Wunder für den „Wiederhersteller der Religion". Auch die himmlische Gensdarmerie lächelte zwar ironisch-freundlichen Beifall, hütete sich aber, die „richtige Mitte" des „Unbestechlichen" in einen bequemen Sattel zu verwandeln, oder wenigstens damit auszustaffiren. Da half kein Wenden und Drehen — die irdische Gensdarmerie mußte wieder herhalten mit ihrem gemeinen Zubehör von Staatsanwälten, Revolutionstribunal und der ultima ratio des Guillotinenmessers. Der Ertrinkende greift nach dem Strohhalm — oder einem Stückchen Papier.

Zwei Tage nach dem Fest des Höchsten Wesens — am 10. Juni — drückte Robespierre im Konvent das berüchtigte „Gesetz des 22. Prairial" durch, und verschärfte das Schreckenssystem — er, der anderthalb Monate zuvor die

Hebertisten auf das Schaffot geschickt hatte, weil sie das Schreckenssystem noch nicht in die Rumpelkammer gelegt haben wollten.

Die Umstände spielten Fangball mit Robespierre und seiner „richtigen Mitte“ — bis sie ihn auf die Erde fallen und zerschellen ließen.

Was nützte es, daß die Guillotine ihre „verzehrende Thätigkeit“ (activité devorante) verdoppelte? Die Guillotine kann wohl den Kritiker zum Schweigen bringen, der eine geometrische Linie für eine unsolide Staats- und Gesellschaftsgrundlage hält, aber nimmermehr macht sie eine geometrische Linie zur soliden Staats- und Gesellschaftsgrundlage. Die Revolution hatte schon zuviel Blut verloren — gerade das gesundeste, beste; und Robespierre, der in fortgesetztem Aderlassen das Heil erblickte, glich jenen Aerzten (der Sangrado-Schule), die ihren Patienten so lange Blut abgezogen, bis sie gründlich kurirt waren — vom Leben, das freilich für einen Spiritualisten — nenne er seinen „Gott“ nun „Höchstes Wesen“ oder umgekehrt — ja das größte der Uebel, die Summe aller Uebel ist.

„Thatsachen sind halsstarrige Dinger“ — diese halsstarrigen Dinger stellten sich Robespierre bei jedem Schritt in den Weg; er stieß sich die Schienbeine an ihnen wund und stolperte über sie, bis ihm allmählich die häßliche Wahrheit aufdämmerte, daß er in der Luft stand.

Er fing an zu ahnen, daß er in den Hebertisten und Dantonisten den „Ast“ abgesägt, der allein ihm einen festen Sitz hätte bieten können; er fing an zu ahnen, daß er mit seinem doktrinären Unfehlbarkeitsfanatismus der Revolution das Genick gebrochen — daß er mit seinem unbestechlichen Tugendfanatismus für das Lumpengesindel der Tallien, Fouché und anderer Kandidaten der Gesellschaftsretterei die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte.

Die Guillotinenarbeit wird ihm zuwider. Er, der anderthalb Monate vorher die Dantonisten wegen ihres „Moderantismus“ auf die Guillotine geschickt, und erst Tags zuvor das Messer der Guillotine frisch gewetzt hatte, bekömmt moderantistische Gedanken — er will „dem Schrecken Einhalt thun“. Er will es, d. h.: wünscht es, hat das Gelüste — thut's aber nicht.

Kein Mann der Aktion, welcher der Gefahr kühn entgegen geht, statt sie an sich herankommen zu lassen, und aus der Gefahr selbst Kraft saugt, wartet er thatenlos die Entwickelung ab. Brütend zieht er sich zurück, besucht wochenlang den Konvent nicht. Er sieht, wie die Gegner der Revolution, denen er den Pfad gebahnt, Fuß um Fuß Boden gewinnen, während er keinen Boden fühlt unter den eignen Füßen. Er ist wie verzaubert, abwechselnd hektisch, hysterisch gereizt und weinerlich sentimental. Die Theot*)-Posse entlockt ihm Thränen — und zwar nicht der Wuth.

Endlich rafft der „gewaltige Volkstribun“ sich auf, zu einer rettenden That: er will die Feinde zerschmettern, sich Luft schaffen — durch eine — Rede!

*) Ein altes, verrücktes Weib, namens Katharine Theot, das sich für die „Mutter Gottes“ ausgab, sollte Robespierre für ihren „Sohn“ und den „Messias“ erklärt haben. Natürlich wurde dies gegen den Oberpriester des „Höchsten Wesens“ con amore ausgebeutet.

(Schluß folgt.)

Shelley, der Dichter des Atheismus und Sozialismus.

Von **Eduard Bertz.**

(Schluß.)

Vom Vergangnen wendet sich der Blick auf das Gegenwärtige. Welch' ein Anblick! Das empfindende Herz müßte verzagen, wenn es nicht die philosophische Gewißheit einer besseren Zukunft tröstend durchleuchtete. Die Großen der Erde gehen an uns vorüber, in üppiger Pracht, unbefriedigt und elend, und die Noth heult ungehört zu ihren Füßen; denn

„Viele sinken
Ermattet von der Arbeit hin, daß Wen'ge
Der Trägheit Pein und Sorgenlast erfahren.“

Da fragt der Dichter:

„Ist die Mutter Erde
Stiefmutter ihren Millionen Söhnen,
Die sich in harter Arbeit rastlos mühen
Und, was sie ernten, nimmer theilen dürfen?
Ist Mutter sie den Loiterbuben nur,
Die, großgepflegt in Ruh' und Ueppigkeit,
Den Menschen nur zum Kinderspielwerk brauchen,
Und jenen Frieden, den der Mensch allein
Zu schätzen weiß, in aufgeblas'nem Stolz
Und Kinderlaune stören?“

Er zeigt, wie schon im Kinde die klare Leuchte der Vernunft umdunkelt, wie von Gewalt und Lüge, die an des Säuglings Wiege stehn, das angeborene Gute roh erstickt wird. Despotismus und Lüge sind die Quellen des sozialen Elends. Ein vernichtendes Urtheil trifft die Tyrannenknechte, das militärische Mordsystem wird gegeißelt, das militärische Unwesen in seiner Lächerlichkeit dargestellt. Und auch über die Fundamente des Systems ergeht das Gericht, über die drei Worte, welche Tyrannen trefflich zu gebrauchen verstehen: „Gott, Höll' und Himmel!“ — Ein poetisches Gespräch zwischen Laster und Lüge, das in der Anmerkung mitgetheilt wird, gibt diesen Gedanken einen schauerlich-schönen Ausdruck.

Die Lüge bringt das Elend mit der Religion, und die Zwillingsschwester der Religion ist die Selbstsucht, deren

„Reizlos schale Larve alles
Hinwegscheucht, nur die Brut der Dummheit nicht,
Die Ursach' ist und Frucht der Tyrannei.“

Handel und Luxus entwickeln sich, und mit unheimlich prächtigen Farben wird das Elend geschildert, das im Gefolge des Reichthums zieht,

„Das Loos der Menschheit,
Die, krank an Seel' und Leib, die Kette kaum
Zu schleppen mehr vermag, die länger wird
Bei jedem Schritte und ihr klirrend folgt.“

„Es gibt keinen wahren Reichthum,“ sagt Shelley, „außer der Arbeit des Menschen.“ Aber dadurch, daß der Einzelne nicht mehr für seine naturgemäßen Bedürfnisse, für die berechtigten Bequemlichkeiten der Civilisation arbeitet, sondern „für den Hochmuth der Gewalt, für die Isolirung des Stolzes, für die falschen Freuden des hundertsten Theils der Gesellschaft“ — dadurch wird dem allgemeinen Bedürfniß die nährende Kraft genommen, und statt Reichthums erwächst aus dieser Art von Arbeit Armuth und Knechtschaft — die Lohnsklaverei. „Es gibt keinen größeren Beweis für die weitverbreiteten und tiefwurzelnden Fehlgriffe des civilisirten Menschen, als folgende Thatsache: Diejenigen Künste, die für sein wahres Sein wesentlich sind, werden am meisten verachtet; die Einträglichkeit der Beschäftigungen steht in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Nützlichkeit.“

Diese Betrachtungen führen logisch zur Assoziation, zum Kommunismus. „Jener Zustand der menschlichen Gesellschaft, der sich einer gleichmäßigen Vertheilung ihrer Wohlthaten und Uebel am meisten nähert, sollte, ceteris paribus*), vorgezogen werden; solange wir aber wahrnehmen, daß eine muthwillige Vergeudung menschlicher Arbeit, nicht für die Lebensbedürfnisse, nicht einmal für den Luxus der Masse der Gesellschaft, sondern für den Egoismus und die Prunksucht einiger weniger ihrer Mitglieder, auf Grund öffentlicher Gerechtigkeit vertheidigt werden kann, so lange verabsäumen wir, uns der Erlösung des Menschengeschlechts zu nähern.“

„Nach Godwins Berechnung könnten alle Bedürfnisse des civilisirten Lebens erzeugt werden, wenn die Gesellschaft die Arbeit gleichmäßig unter ihre Mitglieder vertheilte und jeder Mensch täglich zwei Stunden in ihrem Dienste thätig wäre.“ Dadurch wird die Muße gewonnen, welche zum geistigen Fortschritt so nothwendig ist, wie die Arbeit zum physischen, und dieser geistige Fortschritt ist für Shelley wie für jeden edlen Sozialisten Ziel und Krone unsres Kampfes, die endliche Veredlung unsres Daseins. Da wird jede Kraft die ihrer würdigen Aufgaben finden, und der Berufene wird auch auserwählt sein; denn unnatürlich

*) Bei verhältnißmäßiger Gestaltung des Uebrigen.

ist unser heutiger Gesellschaftszustand, in welchem tausende großer Talente unbemerkt verkümmern.

„Wie mancher Milton schritt im Bauernkleid
Vorüber, seines Herzens wortlos Sehnen
In ruheloser Plag' und Müh' erstickend!
Wie mancher Cato aus dem Volk verwandte
Des Lebens Kraft, gebrochen und gelähmt,
Um Nadeln oder Nägel zu verfert'gen!
Wie manches Newtons unbelehrtem Blick
Erschienen jene Sphären, die voll Pracht
Am unbegrenzten Himmelsdom erstrahlen,
Als Flitter nur, am Himmel aufgehängt,
Um seines Städtleins Nächte zu erhellen!"

Und auch die Sittlichkeit wird durch die unnatürliche Vertheilung der Güter verderbt; denn nicht mehr der Stimme des Gewissens, nicht mehr dem reinen Antrieb der Vernunft, sondern der Aussicht auf Gewinn folgen die bestochenen Menschen. „Die Liebe selbst ist käuflich." Shelley's Anmerkungen zu diesen Worten beleuchten die ganzen Schäden des gesellschaftlichen Despotismus, von dessen positiven Verordnungen nicht einmal der Verkehr der Geschlechter befreit ist. Der Dichter tritt hier mit dem heiligen Ernste sittlicher Ueberzeugung gegen die Prostitution in der Ehe auf, welche ein schauerlicher Widerspruch ist gegen die Thatsache, daß die Liebe frei, daß die Leidenschaft unlenksam, und der die Prostitution überhaupt mit allen ihren Leiden folgt. „Wie lange sollte denn die geschlechtliche Gemeinschaft währen? Welches Gesetz hätte den Umfang der Leiden zu bestimmen, die ihre Dauer begrenzen sollten? Eine Ehemann und eine Ehefrau sollten solange mit einander vereint bleiben, als sie einander lieben; jedes Gesetz, das sie zum Zusammenleben auch nur einen Augenblick nach dem Erlöschen ihrer Neigung verpflichtete, wäre eine unerträgliche Tyrannei." — Nicht als ob Shelley mit dieser Ansicht ein Feind des Familienlebens wäre; im Gegentheil, er erkennt dessen Vortheile; aber er weiß auch, daß es nur dann wahrhaft sittlich und segenbringend sein kann, wenn es auf der freien Wahl beruht. Denn was ist die Folge des Zwanges, als Verbitterung und Demoralisation, die der Tod des Familienglücks sind und auch auf die junge Generation korrumpirend wirken! „Die Erziehung ihrer Kinder erhält von frühester Zeit an ihre Färbung von dem Hader der Eltern; sie werden in einer systematischen Schule der Verstimmung, Gewaltthätigkeit und Lüge auferzogen." — „Ich glaube mit Bestimmtheit," heißt es weiter unten, „daß aus der Abschaffung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß des geschlechtlichen Verkehrs hervorgehen würde. Ich sage keineswegs, daß dieser Verkehr ein häufig wechselnder sein würde; es scheint sich im Gegentheil aus dem Verhältniß der Eltern zum Kinde zu ergeben, daß eine solche Verbindung in der Regel von langer Dauer sein und sich vor allen andern durch Großmuth und Hingebung auszeichnen würde."

Dann folgt eine vernichtende Kritik des religiösen Aberglaubens. Alle jene Greuel, die ad majorem Dei gloriam*) verübt wurden, alle jene Unthaten, an ganzen Völkern von tyrannischen Fürsten und einer ehrgeizigen Priesterkaste unter dem Deckmantel der Religion begangen, sieht sein entsetztes Auge. Die Barbarei steht wie eine wahnwitzige Riesin auf der Erdkugel und plärrt ihren abergläubischen Dogmenschwall in alle Winde, und die Menschen hören es und werden rasend. Mystische Nebel und verwirrte Gehirne; fanatische Wuth und „himmlischer" Unsinn; scheußliche Orgien als heilige Opfer; widerliche Unzucht als priesterliches Sakrament — das ist die Form, unter der das Gottesgeschenk sich offenbart. Und die Lande, von Religionskriegen verwüstet, elend verkommende Heere schwärmerischer Kreuzfahrer, Scheiterhaufen, in deren Gluth Weise den Opfertod starben, Verfolgung des Denkens fort und fort bis auf den heutigen Tag: das sind die Früchte der heiligen Saat. Ja, du herrlicher Dichter, dessen lautrer Geist aufgeleuchtet im weiten Dunstkreis geistiger Nacht gleich einem einsamen Sterne, auch du bist ein Märtyrer des freien Gedankens gewesen, und der bigotte Pfaffenpöbel hat dir bewiesen, daß du recht geredet. — Shelley zerlegt nun das Dogma prüfend in seine Bestandtheile. Gott — was ist das?

„Ein Urbild menschlicher Tyrannenherrschaft,
Sitzt er im Himmel hoch auf gold'nem Thron,
Gleich Erdenkön'gen; und sein finstres Schreckbild,
Die Hölle, sperrt den Rachen gierig stets
Nach des Geschicks unsel'gen Sklaven auf,
Die er zum Spielwerk sich erschuf, daß er
An ihrer Qual sich weide, wenn sie fielen!"

*) Zur Vergrößerung des Ruhmes Gottes.

Und weiter unten:

„Der Name Gottes hat schon jeden Frevel
Mit Heil'genschein umstrahlt, und doch ist er
Nur das Geschöpf der Menschen, die ihn ehren."

Endlich wird Ahasveros, von der Fee berufen, zu antworten auf die Frage:

„Gibt's einen Gott?"

Und er erscheint und offenbart in seiner leidenden Gestalt das Fürchterlichste, was in dem Glauben an einen ewig strafenden Gott enthalten ist. Er spricht vom Tode des Erlösers, der die Sünden der Welt auf sich genommen habe, der ganzen, ganzen Welt; aber seine tieftragische Erscheinung zeigt uns, daß jener Kreuzestod ein Kinderspiel ist im Verhältniß zu der grauenhaften Strafe des ewig ruhelos Gehetzten; dieser ist's vielmehr, in dessen Geschick das Tragen alles Weltelends liegt. Ja, Ahasveros ist die Widerlegung Gottes in Form einer demonstratio ad hominem*). Und seine Worte, deren keins ihn leugnet, die vielmehr alle „verkünden die großen Thaten Gottes", von welchen der Evangelist redet, zeigen, daß die biblische Geschichte, die von der Kirche Offenbarung Gottes, Gottes Wort genannt wird, die schneidigste Selbstverurtheilung derselben ist und einer schreienden Satire gleichkommt.

So lautet denn des Dichters endgiltige Antwort:

„Es ist kein Gott."

Aber auch hier stellt er dies Resultat seiner Forschungen nicht apodiktisch als Hypothese auf, sondern die dazu geschriebene Anmerkung ist eine Abhandlung, die ein tiefdurchdachtes philosophisches System umfaßt. Grundlage desselben ist ihm die im Weltall herrschende Gesetzmäßigkeit, die den Zufall ausschließt und eine Nothwendigkeit lehrt, der alle Dinge absolut unterworfen sind. Ohne sie könnte weder der Geist wissenschaftlich betrachtet, noch aus irgend einer Erfahrung ein maßgeblicher Schluß gezogen werden; es gäbe also keine Psychologie und überhaupt keine Wissenschaft. Auch gäbe es ohne sie keinen sittlichen Halt; denn man könnte sein Handeln nicht vorausbestimmen, sondern der Wille würde von jeder Schwankung des Zufalls abgelenkt. Damit fiele die sittliche Verfassung der Gesellschaft.

Diese Nothwendigkeit auf physischem Gebiete leugnet der Denkende nicht; aber auf geistigem hat sie ihre Zweifler. Shelley beweist sie aus der beständigen Verbindung der Dinge mit einander und der folgerechten Entwicklung des einen aus dem andern. Das Resultat ist das des Spinoza, während Kant und Schopenhauer die Lehre von einer metaphysischen Freiheit (d. h. einer nicht die Erscheinungswelt, sondern nur das zu Grunde liegende Wesen beherrschenden, damit aber auch für das Gewissen maßgeblichen) aufstellen.

Diese kommen daher auch auf eine Art von Religion als Schlußstein ihres Systems: Kant auf die Pflicht des Gehorsams gegen Gott, dessen Gesetz der kategorische Imperativ offenbare; Schopenhauer auf die Moral der Willensverneinung. Beide Richtungen übertrifft Spinoza's ethischer Standpunkt, der der Wirklichkeit entspricht, indem er, die Nothwendigkeit unbedingt anerkennend, das Glück, als Ziel der Moral (wie es auch Shelley ansicht), durch vernünftige Unterwerfung des Eigenwillens unter den der Gesammtheit, unter das Gesetz der Natur, auf dem Wege der Erkenntniß verfolgt. Er sucht deswegen auch keine Religion, wie jene anderen; seine Religion ist die Weisheit. Und gleich ihm erkennt auch Shelley in der Nothwendigkeit die Tendenz, die Religion zu zerstören.

Aber, obwohl unser Handeln ihm als nothwendig gilt, mißbilligt er das Laster. Freilich nicht vom Standpunkt einer vorbestimmten Moral, sondern weil es wider die vernünftige Ordnung der Dinge geht; denn nur „die Nützlichkeit ist Sittlichkeit; was unfähig ist, Glück hervorzubringen, ist unnütz". Aber seine Stimmung gegen den Uebelthäter hat nicht die Intoleranz des freiheitsgläubigen Pharisäers. „Ein Anhänger der Nothwendigkeitslehre handelt wider seine eigenen Grundsätze, wenn er sich dem Hasse oder der Verachtung hingibt; zu dem Mitleid, das er mit dem Verbrecher empfindet, gesellt sich nicht der Wunsch, ihm Böses zuzufügen."

So erfahren denn die herrschenden Moralbegriffe vor dem Forum der Nothwendigkeit eine völlige Veränderung. Die geläufigen Ansichten von Gut und Böse sind unhaltbar; es gibt weder Lohn noch Strafe im Jenseits, sondern unsere Thaten

*) Beweis am lebendigen Leibe.

haben nur die aus dem Gesetz von Ursache und Wirkung sich ergebenden Folgen. Eine mohamedanische Geschichte wird angeführt, „die gut hierher paßt“. Adam sagt zu Moses: „Wie viele Jahre, findest du, war das Gesetz geschrieben, bevor ich erschaffen ward?“ — „Vierzig,“ sprach Moses. — „Und findest du nicht,“ entgegnete Adam, „die Worte darin: Und Adam lehnete sich auf wider seinen Herrn und sündigte?“ — Als Moses dies zugestand, fuhr Adam fort: „Tadelst du mich also, das gethan zu haben, wovon Gott vierzig Jahre vor meiner Erschaffung schrieb, daß ich es thun werde, — ja, was fünfzigtausend Jahre vor Erschaffung des Himmels und der Erde in Betreff meiner beschlossen ward?“ — Gott ergibt sich also, wenn er überhaupt Urheber ist, nicht nur als der des Guten, sondern auch als der des Bösen. Damit aber ist seine Idee schon verneint, und überhaupt sind alle Eigenschaften, aus welchen die Phantasie ihn sich zusammensetzt, vor dem Prinzip der Nothwendigkeit unhaltbar.

Die Beweisführung, deren Shelley sich bedient, legt auf das klarste die Absurdität dieses Gottesglaubens dar. Er untersucht zuerst das Wesen des Glaubens, in dem er nicht einen Willensakt, sondern eine Leidenschaft erkennt — eine Annahme, die mit der Schopenhauers von einem „metaphysischen Bedürfniß“ verwandt ist. Logische Berechtigung kann er ihrem Resultat nicht zuerkennen; denn weder die Erfahrung, noch das vernünftige Denken, noch glaubwürdige Zeugnisse vermögen stichhaltige Beweise für das Dasein Gottes beizubringen. „Hat er gesprochen“, heißt es im „Système de la Nature“, „weshalb ist das Weltall nicht überzeugt? Ist die Kenntniß von einem Gotte die nothwendigste, warum ist sie nicht die augenscheinlichste und klarste?“

Bemerken müssen wir übrigens, daß Shelley in seiner Leugnung Gottes nur die persönliche Gottheit gemeint wissen will; einen das Weltall durchdringenden ewigen Geist, wie auch Spinoza ihn annimmt, nennt er zwar Hypothese, will diese aber nicht antasten. Doch ist er zu klar, um dies Unerklärbare Gott zu heißen; er nennt sein System Atheismus, und das mit Recht; denn der Pantheismus ist, wie auch Schopenhauer ausführt, ein Unding.

Bacon sagt: „Der Atheismus läßt dem Menschen die Vernunft, die Philosophie, die angeborene Frömmigkeit, die Gesetze, den guten Ruf und alles, was dazu dienen kann, ihn zur Tugend anzuhalten; allein der Aberglaube vernichtet alles dieses und schwingt sich zum Tyrannen über den Verstand des Menschen auf; deshalb stört der Atheismus niemals die Lenkung der Staaten, sondern er schärft den Blick des Menschen, da letzterer nichts jenseits der Grenzen des jetzigen Lebens sieht.“

Ja, der Atheismus ist eine Nothwendigkeit für die vernünftige Gestaltung des Lebens, welches wir erstreben; er beherrscht auch bei Shelley die Zukunft, in die uns der Dichter in den beiden Schlußgesängen einen prophetischen Blick thun läßt.

„Ein schön'rer Morgen wird der Menschheit tagen,
Wo jeder Tausch der Gaben der Natur
Ein Austausch guter That und Rede ist;
Wo Reichthum, Armuth und der Durst nach Ruhm,
Die Furcht vor Schande, Siechthum und Verderben,
Des Krieges Schrecken und der Hölle Graus
Nur im Gedächtniß leben wird der Zeit,
Die, gleich der reuigen Sünderin, erschaudernd
Rückblicken wird auf ihrer Jugend Tage.“

Shelley schöpft die Berechtigung zu seiner Hoffnung auf ein besseres Zeitalter, abgesehen von den entwicklungsfähigen Keimen größerer Vollkommenheit in der Menschheit, aus einer naturwissenschaftlichen Thatsache. Nach Laplace (Système du Monde) verläßt die Erde allmählich ihre schiefe Stellung zur Sonne, bis endlich der Aequator mit der Sonnenbahn übereinstimmt. Infolge davon muß eine klimatische Gleichmäßigkeit entstehen; durch diese muß die physische Vollkommenheit wachsen; und Shelley folgert richtig, daß mit dieser auch die moralische übereinstimmen werde. Und dann würden allerdings alle jene Verschrobenheiten ihr Ende finden, durch welche die Gesellschaft sich heut selbst elend macht; es würde das alte Wort sich bewahrheiten:

„Laßt uns besser werden,
Bald wird's besser sein.“

Das Reich allgemeinen Friedens, das endlich sich bilden soll, hat Shelley mit Farben gemalt, die freilich nur dem Dichter erlaubt sind. Aber man wird ihnen nicht nur die wahrhafte Poesie nicht absprechen, sondern man wird auch die Leitsterne darin finden, die unserer eignen Hoffnung Kraft und unserem Streben Freudigkeit verleihen. Und wenn er davon spricht, daß einst die Eisgefilde weggethaut sein werden, und die Erde rings bewohnt und voller Segen; daß die Wüste nicht mehr Wildniß sein werde, sondern eine maßliebüberdeckte Flur, die

„Lächelt, wenn vor seiner Mutter Thür
Das Kind sein Morgenmahl
Mit einem Basilisken theilt,
Der ihm die Füße leckt,“

wer wird verkennen, daß der Dichter in diesem rührenden Bilde allegorisch den Gedanken ausdrückt: der zu höchster Kultur gelangte Mensch werde auch die höchste Herrschaft über die Elemente ausüben? Und wer, der trotz Virchow bedenkt, daß wir aus dem Protoplasma zu unserer jetzigen, Feuer, Wasser und Luft beherrschenden, Größe gelangt sind, möchte des prophetischen Fluges dichterischer Ahnung spotten? Denn was wir der Vergangenheit abgezwungen, verbürgt unserem Geschlecht noch größere zukünftige Siege.

„Dies ist der Wahrheit Bronnen, welcher hell
Dem Weisen fließt als hehrer Hoffnung Quell:
Das ewige Gesetz, an dem sich hält
Der edle Mensch, dem diese Lebenswelt
Ein Garten scheint, verödet und verheert,
Und der sich müht, so lang' sein Dasein währt,
Zu pflegen für der Zukunft gold'nen Tag
Des Erdenparadieses wüsten Hag.“

Bis hierher werden Shelley's Ideen bei der Mehrzahl unserer Leser allgemeine Billigung gefunden haben; wenn er aber in der Folge die vegetarianische Lebensweise als nothwendigen Schlußstein des künftigen Gesellschaftszustandes betrachtet, so wird ihm geringer Beifall zu Theil werden. Und doch ist auch diese Angelegenheit einer ernsten Betrachtung werth; denn sie ist ein Lösungsversuch der sozialen Frage.

Wir haben im vorliegenden Aufsatze nicht Raum, die Prinzipien des Vegetarianismus einer eingehenden Kritik zu unterwerfen; aber das wenigstens wollen wir sagen: daß der oberste Grundsatz derselben unbestreitbar ist: Es muß der unnatürlichen Lebensweise, die dem Geschlecht schadet, eine natürliche, welche die Schäden heilt, gegenübergestellt werden. Mag man bei einer Reform der Volkswirthschaft auch nicht den ganzen Vegetarianismus acceptiren: Sicherlich wird man viele treffliche Winke zu Verbesserungen in ihm finden. Und die Frage ist zu wichtig, als daß man sie ungeprüft ad acta legen dürfte; man muß sie vielmehr studiren. Baltzer's Schriften sind hierzu besonders empfehlenswerth, der, indem er von Shelley spricht, den Vegetarianismus das nennt, „was dieses Mannes und Dichters Seele im tiefsten bewegt.“

Doch was auch in Einzelheiten uns von Shelley unterscheiden möge, in den großen Grundlagen des Denkens und Strebens werden wir uns freudig mit ihm einig fühlen. Empfinden wir doch gleich ihm, was er im Epipsychidion sagt:

„Ich schwor, für ewig meine Kraft zu weih'n
Dir und dem Deinen — hielt ich nicht den Schwur?“

Seine eignen Worte passen auf Shelley:

„— ein Leben
Voll Biederkeit, unwandelbarem Willen
Und heißer Sehnsucht nach der Menschheit Glück;“

und auf seine Frage in der „Hymne an die geistige Schönheit“: dürfen wir antworten: O, thäten es alle ihm gleich! dann bräche sie an,

„Die Zeit des ewigen Friedens,
Die bald und sicher kommt.“

Ob bald, das können wir freilich nicht verbürgen; aber sicher kommt sie gewiß; denn das offenbart uns das Gesetz des Fortschritts. Und so wollen wir uns des Besitzes jener Edlen freuen, die sich diesem großen Ziel, dem Wohl der Welt geopfert haben, ihrer, in deren Reihen auch Shelley sein hohes Lied gesungen. Er war ein ächter Geistesheld, und wie er wollen auch wir im heiligen Streit nicht müde werden, sondern seinem Worte folgen:

„Nein, muthig kämpfe fort! Dein Wille soll
Im ew'gen Kampf mit Tyrannei und Lüge
Sein hohes Ziel erfüllen, und die Keime
Des Elends tilgen aus der Menschenbrust.“

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zu den wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens.

(Fortsetzung.)

Du Bois-Reymond hat seine Ergebnisse als „Grenzen des Naturerkennens" bezeichnet. Wenn wir aber nach ihm doch unmöglich je im Stande sein werden, über das Wesen von Materie und Kraft und über das Wesen des Bewußtseins ein positives Verständniß zu gewinnen, so dürfte es, wie Nägeli ganz richtig bemerkt, doch eher am Platze sein, das Votum des berliner Physiologen als „Nichtigkeit oder Unmöglichkeit des Naturerkennens" aufzufassen.

Nägeli, auf dem Gebiet der botanischen Physiologie nicht minder als bewährter und zuverlässiger Forscher bekannt, wie es Du Bois-Reymond in seiner Disziplin ist, hat es für nothwendig erachtet, in seiner jüngst gehaltenen denkwürdigen Rede das Thema über „die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" neuerdings zur Erörterung zu bringen, um die Frage nicht blos nach der verneinenden Seite zu behandeln, wie es Du Bois-Reymond gethan, sondern zu untersuchen, ob nicht der menschliche Geist zu naturwissenschaftlicher Erkenntniß befähigt sei und von welcher Beschaffenheit und von welchem Umfange diese Erkenntniß sich darstelle.

Nägeli thut dies in so klarer, selbst dem Laien verständlicher Weise, daß seine Rede wohl als musterhaftes Vorbild für alle philosophischen Abhandlungen, welche einem weiteren Kreise als demjenigen der „ausschließlichen Philosophen" zugänglich gemacht werden sollen, gelten dürfte. Seine Sprache ist einfach und nüchtern, seine Logik unwiderstehlich; überall fußt er auf naturwissenschaftlich erkannten Thatsachen und er setzt von seinen Lesern und Hörern nichts anderes voraus, als die Kenntniß der elementarsten Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten der Natur. Darum wird er von allen verstanden, von niemanden kann er mißverstanden werden.

Wenn wir es daher unternehmen, hier auf das Nägeli'sche Votum näher einzugehen, so geschieht es eben der Wichtigkeit der Frage selbst wegen. Nägeli's Rede ist eine That von eminenter Tragweite, und dies zwar um so mehr, als sie gerade in die denkwürdigen Tage der münchener Naturforscherversammlung fiel, woselbst die an allen Enden lauernde Reaktion den frappantesten Ausdruck durch die Virchow'sche Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staatsleben" gefunden hat*). In der That ist es ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen, daß es zwei berliner Professoren ersten Ranges waren, welche (anno 1872 durch Du Bois-Reymond und anno 1877 durch Virchow) die Reaktion in der Naturwissenschaft heraufzubeschwören und in's vielversprechende Dasein einzuführen die Ehre hatten, während es ein Forscher ersten Ranges und besten Klanges an einer bayrischen, also vorwiegend katholischen Hochschule war, welcher mit kräftigem Arm dem Wagen der allmählich in's Rollen gerathenden Reaktion in die Speichen fiel.

Du Bois-Reymond mußte jeden konsequenten Biologen unbefriedigt lassen, Virchow wollte dabei nicht stehen bleiben, sondern gefiel sich, die Macht der Wahrheit und Erkenntniß in ängstliche Schranken zu schlagen; er mußte bei allen Freunden des wissenschaftlichen Fortschrittes einen kläglichen Eindruck hinterlassen — Nägeli aber hat wieder aufgerichtet, was jene zerstörten, und sein Votum wird bei allen freien Denkern einen freudigen Widerhall finden.

Nägeli sucht die Lösung der Frage: In wie fern und wie weit vermag ich die Natur zu erkennen? in der Beantwortung der folgenden Theilfragen:

1) Welcher Art ist die Beschaffenheit und Befähigung des Ich?
2) Welcher Art ist die Beschaffenheit und Zugänglichkeit der Natur?
3) Welches sind die Forderungen, die wir an das Erkennen stellen?

Die Frage über die Beschaffenheit und Befähigung des Ich löst sich folgendermaßen: Wir vermögen einzig und allein nur durch sinnliche Wahrnehmung Kunde von den natürlichen Dingen zu erhalten. Wenn wir nichts sehen und hören, nichts riechen, schmecken und betasten könnten, so wüßten wir überhaupt nicht, daß etwas außer uns ist, noch auch, daß wir selber körperlich sind.

Unsere Erkenntniß ist nur wahr, insofern die sinnliche Wahrnehmung und die innere Vermittlung wahr sind.

In welcher Ausdehnung geben uns aber die Sinne Kunde von den Erscheinungen?

In der Zeit ist es nur die Gegenwart und im Raum nur dasjenige, was unsern räumlichen Verhältnissen entspricht. Wir können unmittelbar nichts von dem bemerken, was in der Vergangenheit war und was in der Zukunft sein wird, nichts von dem, was im Raume zu entfernt ist und was eine zu große oder was eine kleine Ausdehnung hat.

Welche Vollständigkeit besitzen aber die Wahrnehmungen unserer Sinne?

Dies führt uns auf die Frage von der Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane, jene dem Menschen und den höhern Thieren zukommenden Werkzeuge, die für bestimmte Naturerscheinungen sehr empfindlich sind. „Diese Sinnesorgane haben sich im Laufe zahlreicher auf einander folgender Arten und zahlloser Generationen innerhalb jeder einzelnen Art von scheinbaren Anfängen aus auf hohe Stufen vervollkommnet. — Der geniale Gedanke Darwin's, daß in der organischen Natur nur solche Einrichtungen zur Ausbildung gekommen sind, welche dem individuellen Träger Nutzen gewähren, ist so einfach, so vernunftgemäß und so sehr in Uebereinstimmung mit aller Erfahrung, daß die hier allein kompetente Physiologie unbedingt zustimmt und sich höchstens verwundert, daß nicht schon längst ein Columbus dieses physiologische Ei festgestellt hat." (Wir sehen hier, daß der bedächtigste und gewissenhafteste der lebenden Physiologen, Nägeli, die Abstammungslehre als nicht weiter zu disputirende Wahrheit hinsetzt, ja, daß er den Gedanken Darwin's von der natürlichen Zuchtwahl als eine einfache, vernunftgemäße Entdeckung betrachtet, ähnlich dem Gedanken des Columbus, das Ei auf die plattgedrückte Spitze zu stellen. Nägeli ist so indiskret — wahrscheinlich zum größten Leidwesen aller Reaktionäre — auszuplaudern, daß die „hier allein kompetente Physiologie unbedingt zustimmt". Das muß Virchow wohl überhört haben, da er zwei Tage nach Nägeli's Rede gegen Einführung der Abstammungslehre in die Volksschule votirte, weil die Deszendenz ja nicht bewiesen sei.)

Vor und während der Entwicklung des Menschengeschlechtes aus thierischen Vorfahren haben sich im Kampf um's Dasein eben nur soviele Sinnesorgane entwickelt und jedes einzelne Sinnesorgan nur jene Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche genügten, um den Sieg im Kampf um die Existenz zu ermöglichen. Während wir z. B. gute Organe für die Aufnahme von Licht- und Schallwellen besitzen, fehlt uns ein Sinnesorgan für die uns umgebende Elektrizität; denn „es hatte keinen Nutzen, daß der Sinn für die Elektrizität in den höhern Thieren und im Menschen besonders ausgebildet wurde, da es für die Spezies (hier also für das ganze Menschengeschlecht) gleichgiltig ist, ob jährlich einige Individuen vom Blitz erschlagen werden oder nicht."

Der Mangel eines solchen Organs — sagt Nägeli — hätte leicht die Ursache werden können, daß wir von der Elektrizität nichts wüßten. Wir können uns die Atmosphäre der Erdkugel ganz gut ohne Blitz und Donner vorstellen. Diese großen elektrischen Entladungen haben uns zur Elektrizitätslehre verholfen, nicht etwa ein besonderes Sinnesorgan, das für die elektrischen Naturvorgänge so empfindlich wäre, wie das Auge für das Licht. — Unsere Sinne sind eben nur für die Bedürfnisse der körperlichen Existenz, nicht aber dafür organisirt, daß sie unser geistiges Bedürfniß befriedigen, daß sie uns Kenntniß von allen Erscheinungen in der Natur verschaffen und uns darüber belehren sollen.

Wir können uns also nicht darauf verlassen, daß die sinnlichen Wahrnehmungen uns über alle Erscheinungen in der Natur Kunde geben; im Gegentheil ist es sogar wahrscheinlich, daß es noch Naturkräfte und Bewegungsformen gibt, die uns entgehen, weil wir keine Empfindung davon erlangen, aus Mangel eines betreffenden Organes.

*) Vergleiche „Neue Welt", 3. Jahrgang Nr. 5 u. 6, wo unter dem Titel: „Die Reaktion auf der münchener Naturforscherversammlung" die Virchow'sche Rede beleuchtet wurde.

Unsere Fähigkeit, die Natur direkt durch unsere Sinne wahrzunehmen, ist also eine nach zwei Seiten beschränkte; denn wir entbehren wahrscheinlich das Empfindungsvermögen für ganze Gebiete des Naturlebens, und wo uns die Empfindung ermöglicht ist, trifft sie nach Raum und Zeit nur einen äußerst kleinen Theil des Ganzen.

Freilich erstreckt sich unsere Naturerkenntniß nicht bloß auf das durch die Sinne Wahrgenommene. Durch Denken und Schlüssezieh en gelangen wir auch zu Kenntnissen von dem, was die Sinne nicht erreichen. Die Astronomie hat z. B. die Existenz des fernsten Planeten unseres Sonnensystems, des Neptun, bewiesen, ehe dieser Planet selbst durch das Teleskop mit dem Auge entdeckt wurde.

Es dürfte für jedermann eine große Zahl von Beispielen gegenwärtig sein, welche drastisch beweisen, daß wir durch Schlüsse zu ebenso sichern Wahrheiten gelangen können, als durch die Sinneswahrnehmung. Ja, wir gelangen sogar in vielen Fällen allein durch Schlüsse aus sinnlich wahrgenommenen Thatsachen zu ebenso sichern Thatsachen, die sinnlich nicht wahrnehmbar sind. Hierfür bringt Nägeli einige gut gewählte Belege. Wir wissen, obgleich wir es mit dem besten Mikroskop nicht sehen, daß das Wasser aus kleinsten in Bewegung begriffenen Theilchen oder Molekülen besteht, und wenn es Zucker- oder Salzwasser ist, so kennen wir auch ganz genau das verhältnißmäßige Gewicht und die verhältnißmäßige Zahl der Wasser-, Zucker- und Salztheilchen, welche es zusammensetzen.

Aber es wäre eine allzu sanguinische Hoffnung, wenn wir glauben wollten, daß es dereinst gelingen dürfte, von dem kleinen Gebiet aus, welches uns die Sinne aufschließen, nach und nach das Gesammtgebiet der Natur durch den Verstand zu erobern.

„Diese Hoffnung kann niemals in Erfüllung gehen.“

Denn wie die Wirkung jeder Naturkraft mit der Entfernung abnimmt, so vermindert sich auch die Möglichkeit der Erkenntniß und zwar in gleichem Maße, wie die zeitliche und räumliche Entfernung wächst. Selbst der mit den kühnsten Hoffnungen erfüllte Freund der Astronomie wird es niemals für möglich halten, daß uns jemals gelingen werde, die Geschichte eines Fixsternes letzter Größe zu erforschen oder daß wir Aufschluß erhalten über das organische Leben auf den für unser Auge unsichtbaren Trabanten jenes fernsten, für uns noch wahrnehmbaren Fixsternes.

Unser eigenes Ich ist also nur beschränkt befähigt und wird somit nur eine äußerst fragmentarische Erkenntniß des Weltalles ermöglichen.

Die zweite Theilfrage, welche Nägeli zu beantworten sucht, ist die Frage nach der Beschaffenheit und Zugänglichkeit der Natur.

Wir haben diese Frage schon am Schluß der vorigen Satzes gestreift. Das Weltall ist nicht, wie das eigene Ich, etwas Begrenztes, sondern etwas Endloses. Selbst wenn der Mensch die geistige Befähigung besitzen würde, um die berühmte mathematische Formel für alle Bewegungen aufzustellen, welche in der organischen und unorganischen Welt in einem bestimmten Augenblicke sich vollziehen, so würde dieser universelle Geist doch das Laplace'sche Problem der vollkommensten, mathematischsten Erkenntniß der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht lösen können. Dies wäre nur dann möglich, wenn das Weltall nach allen Beziehungen, nach Raum und Zeit endlich, begrenzt wäre, von welcher Voraussetzung Laplace stillschweigend ausgeht. Allein „die Natur ist räumlich nicht blos unendlich groß; sie ist endlos. Das Licht legt in einer Sekunde eine Strecke von 42,000 geographischen Meilen zurück; um die ganze uns bekannte Fixsternwelt zu durcheilen, bedürfte es nach wahrscheinlicher Schätzung 20 Millionen Jahre. Versetzen wir uns in Gedanken an das Ende dieses unermeßlichen Raumes, auf den fernsten uns bekannten Fixstern, so würden wir nicht in's Leere hinausblicken, sondern es thäte sich ein neuer gestirnter Himmel vor uns auf. Wir würden glauben, wieder in der Mitte der Welt zu sein, wie jetzt die Erde uns als deren Centrum erscheint. Und so können wir in Gedanken den Flug vom fernsten Fixstern endlos fortsetzen, und unser jetziger Sternenhimmel ist schließlich dem Weltall gegenüber noch unendlich viel kleiner, als das kleinste Atom im Vergleich zum Sternenhimmel.“

Ganz ähnlich wie mit der unfaßbaren, endlosen Größe des Weltalles als einem Ganzen, verhält es sich mit der unfaßbaren Kleinheit der denkbar kleinsten Theilchen, aus welchen alle Körper, die belebten wie die leblosen, zusammengesetzt sind. Wir haben schon oben bemerkt, daß Nägeli mit Du Bois-Reymond insofern vollständig einig geht, wenn gesagt wird, daß es keine physikalischen Atome im strengen Sinne des Wortes geben kann, keine Körperchen, die wirklich untheilbar wären.

Aber noch eins: Die Bibel sagt — „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!“

Und die Wissenschaft sagt: „Im Anfang war die Welt eine gasförmige Masse, aus welcher sich die Weltkörper verdichteten.“

Aber rückwärts, hinter diesem „Anfang“ liegt eine anfangslose Zeit, eine vergangene „Ewigkeit“, wie vor uns eine endlose Zukunft liegt. Die Zeit ist nach zwei Richtungen — nach Vergangenheit und Zukunft — endlos. In der Ewigkeit der Zeit und in der Endlosigkeit des Raumes bewegen sich die Dinge, und alle diese Bewegungen sind nichts anderes, als eine endlose Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Physik hat den Satz aufgestellt, daß Kraft und Stoff unvergänglich sind, daß die Materie ewig ist, wie die ihr innewohnende Kraft. Was aber endlos und was ewig ist, bleibt unerforschlich.

Die Natur kann daher als Ganzes nicht erfaßt werden; denn ein Prozeß des Erkennens, welcher weder Anfang noch Ende hat, führt nicht zur Erkenntniß.

Aus diesem Grunde erscheint auch das Problem von Laplace von vornherein nichtig. Nägeli beweist dies mit unerbittlicher Logik und gelangt daher zu dem Schlusse: „Der Naturforscher muß sich wohl bewußt werden, daß seine Forschung nach allen Beziehungen innerhalb endliche Grenzen gebannt ist, daß von allen Seiten das unerkennbare Ewige ihm ein kategorisches Halt gebietet.“

Vergißt er das, so gelangt er, wie die Erfahrung zur genüge beweist, zu irrigen Vorstellungen und zu haltlosen Theorieen. Unser endlicher Verstand ist nur endlichen Vorstellungen zugänglich, und wenn er noch so folgerichtig sich zu Vorstellungen über das Ewige erheben will, so versagen ihm die Schwingen, und ehe die sonnige Höhe erreicht ist, stürzt er in die endliche und begriffsdunkle Tiefe zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbonkel.

Novelle von **Ernst von Waldow.**

(Schluß.)

Wieder schüttelt der Herbstwind die Blätter von den Bäumen, aber es sind Frühlingsgefühle, welche die Herzen der beiden Schwestern bewegen, die in dem kleinen Hause mit den grünen Fensterladen im nett gehaltenen Wohnstübchen sitzen und allerhand zierliche Sächelchen fertigen, von denen ein flüchtiger Beobachter meinen würde, daß sie für die Ausstattung einer großen Weihnachtspuppe bestimmt seien.

Die stattliche junge Frau seufzt wohl zuweilen noch im stillen, wenn sie ihrer kühnen Hoffnungen gedenkt, die so schmählich sich in blauen Dunst auflösten, aber es ist nicht mehr der Goldschmuck noch das Seidenkleid und der türkische Shawl, die als liebliche Fata morgana sie an jenem unvergeßlichen Maimorgen umgaukelten, an dem das Testament des Onkels eröffnet ward, — es ist der Gedanke, daß für den Erben, welchen sie erwartet, keine Erbschaft zu erhoffen ist, denn „Onkel Hans“, der neue Erbonkel, ist durchaus nicht gesonnen, als einsamer alter Junggesell sein Leben zu vertrauern, im Gegentheil, er ist der glückliche Bräutigam Adelgundens, die in einem Meer von Seligkeit schwimmt und — ein wenig verspätet allerdings — die bräutliche Wonne in reichem Maße kostet.

Röschen gönnt der Schwester ihr Glück, und nur wenn diese sie triumphirend darauf aufmerksam macht, daß sie nun dennoch das Ziel erreicht, welches sie sich vor ihrer Abreise von Wolfsburg gesteckt, und den Schatz des Erbonkels errungen habe, erinnert die junge Frau sie zuweilen daran, daß damals diese Erbschaft dem geliebten Theobald zugute kommen sollte. Adel-

gunde aber kostet diese Erinnerung an einen Treulosen nicht einmal einen Seufzer mehr, sie ist so praktisch, den Satz aufzustellen, daß allemal der, welcher ein Mädchen am treuesten und uneigennützigsten liebt, auch der schönste in ihren Augen sein solle.

Die enttäuschten Erben versuchten damals — mit Ausnahme der adligen Bartels, die ja gute Gründe hatten, an die legitimen Ansprüche des Ladendieners Hans zu glauben — es wirklich, das Testament Onkel Jakobs anzugreifen. Aber nach genauer Prüfung der Sachlage hatte ihnen ihr Rechtsbeistand die gänzliche Erfolglosigkeit dieser Bemühungen so deutlich und klar dargelegt, daß sie von dem Unternehmen abgestanden und sich grollend in ihr Schicksal gefügt hatten, um nicht auch noch das letzte zu verlieren.

Meister Johann und Frau Friederike suchen ihr Anwesen in Nauhenwitz bestmöglich zu verwalten, Martha tröstet sich einstweilen über den mäßigen Besuch ihres Wirthshauses in Segendorf damit, daß sie desto fleißiger den wirklich guten Getränken, welche ihr Keller birgt, zuspricht, und nur Emmerenzia fühlt sich in dem Stifte, in das sie verwiesen, sehr unglücklich. Ihr Sprachfehler hindert sie daran, im Wortgefecht mit den gewandteren Gegnerinnen den Sieg zu erringen, auch ist sie garnicht mehr in der Stimmung, das Flügelroß zu besteigen und während eines kühnen Fluges in das Reich der Poesie die Misère des Erdendaseins zu vergessen. Nur einer Liebhaberei ist sie treu geblieben, denn eine starke Leidenschaft muß der Mensch haben: sie konsultirt mehreremale in der Woche den jungen Assistenten des alten Stiftsarztes und legt allabendlich die Karten. Wenn dann die dohlenwinkler Verwandten recht „schwarz stehen", dann freut sie sich herzinnig und prophezeit ihnen ein Unglück über das andere, denn sie würde eher an allem zweifeln, als an der Unfehlbarkeit dieser mystischen Blätter. Es ist gut, daß böse Wünsche wenigstens nicht die Macht besitzen, Unschuldigen zu schaden!

Der kleine Hofrath und Dame Edeltrud, welche sich damals so politisch in das Unvermeidliche gefunden, sollten noch härtere Enttäuschungen und Demüthigungen erleben. Das Vermächtniß Bruder Jakobs — 2000 Thaler an Werth — langte tags darauf mit einer verhängnißvollen Mittheilung des Notar Werner aus Wolfsburg an. Leider war es weder Geld noch Geldeswerth, was doch so nöthig gewesen wäre, um die aufgelaufenen Forderungen zu decken, was da ankam, sondern zwei gefälschte Wechsel des Herrn Lieutenant Adelhart von Bartels, der zur Freude seiner Mama so viele noble Passionen besaß!

Es war der Name des „Erbonkels", den der hoffnungsvolle junge Mann so geschickt nachgemacht, daß selbst Moses Bär und Compagnie in Wolfswinkel sich im ersten Moment hatten durch das Falsifikat täuschen lassen.

Notar Werner gab den Rath: den Herrn Sohn zu veranlassen, um seinen Abschied einzukommen und ihn zu sich nach Dohlenwinkel zu nehmen, wo denn doch noch ein ordentlicher Mensch aus ihm werden könne — welches auch die Ansicht und der Rath des Verstorbenen gewesen sei.

Allerdings blieb nichts anderes übrig, und der kleine Hofrath reiste selbst nach Wolfsburg, um seinen Stammhalter heimzuholen. Der glänzende Herr Lieutenant fuhr dann eines Abends sehr kleinlaut und gedemüthigt, in der alten, gelben Postkutsche sitzend, durch das Thor der Stadt Dohlenwinkel — in der er fortan, fern von den Freuden und den Versuchungen der Residenz, seine Tage verbringen soll.

Die größte Schwierigkeit bestand darin: eine passende Beschäftigung für den reuigen jungen Mann in Dohlenwinkel zu finden. Da legte sich der zukünftige Schwager in's Mittel — und Herr Adelhart v. Bartels war schließlich noch froh, in dem grauen Hause am Markte an Stelle des „langen Hans" Häringe und Syrup zu verkaufen.

Was das Herz der Dame Edeltrud, geborenen v. Reckenstein, empfindet, läßt sich denken, wenn sie erwägt, daß ihre Jüngste eine simple Handwerkersfrau geworden, ihre Lieblingstochter, Adelgunde, sich noch glücklich preist, daß der abgewiesene Freund, der einstige Ladendiener Hans, ihr Bräutigam und zukünftiger Gatte ist — daß, o Jammer, der ritterliche Adelhart jetzt noch froh ist, unter des Schwagers Anleitung sich praktische Kenntnisse zu erwerben und eine noble Passion nach der andern verliert — ja es droht ihr stolzes Herz zu brechen — und sie flüchtet sich in die Stille ihres Gemachs, woselbst auch ihr Erbtheil, die alte Rüstung, in der Ecke aufgestellt ist, und vor dem Eisenblechhelm des weiland Raugrafen v. Henneberg klagt die geborene v. Reckenstein darüber, daß die Zeiten sich ändern!

Sie klagt es den Winden, denn Herr Sebaldus sitzt, Dank dem Testament des Erbonkels, schon von früh an im Wirthshause, in dem Bestreben, seinen Erbantheil möglichst groß zu machen. Der Wein des schwarzen Wallfisches, wahrscheinlich aber mehr noch die Gespräche und Rathschläge des klugen und lustigen Jonas Wallfisch, haben die merkwürdige Wandlung im Charakter des grauen Männleins hervorgebracht, und oft hat er sogar den Muth, die Frau Hofräthin seine „alte Trude" zu nennen und allerhand schlechte Witze über ihre romantischen Neigungen zu machen!

So genoß der kleine Sebastian v. Bartels wenigstens den Abend seines oft recht bewegten Lebens in angenehmer Ruhe und erlangte eine Selbstständigkeit, wie er sie nie geträumt — Dank den letzten Bestimmungen des braven Erbonkels. Diese sicherten aber auch den Frieden der in Dohlenwinkel zurückgebliebenen Glieder der Familie Bartels, nachdem alle störenden Elemente durch die weise Vorsorge des Herrn Jakob für ewige Zeiten daraus verbannt waren.

Nach Ablauf des Trauerjahres ist die Hochzeit des Erben mit seiner zärtlichen Adelgunde bestimmt. Das Brautpaar sitzt oft bei der „Tante Gertrud" im stillen Stübchen und läßt sich von den Leiden und Freuden der heimlichen Liebe des Onkel Jakob und der schönen Dorothea erzählen, und wie der Großpapa Bartels sie im Rosengarten belauscht — ganz wie sie selbst, am Abend jenes verhängnißvollen Geburtstages, wo das Feuerwerk abgebrannt ward.

Und dann weinen sie vor Mitgefühl, küssen sich aber bald wieder die Thränen von den Wangen und trösten sich damit: daß Jakob und Dorothea sich nach dornenvoller Erdenlaufbahn gewiß in dem himmlischen Rosengarten der Liebe gefunden haben!

Der irdische, dohlenwinkler Rosengarten wird inzwischen von fleißigen Arbeitern, die Eusebius, der alte Student, beaufsichtigt, umgegraben und unterwühlt. Denn im nächsten Frühjahr schon soll das Haus der Barmherzigkeit den Armen und Elenden seine Pforten öffnen, und wenn das Geschlecht Bartels längst erloschen ist, wird diese uneigennützige und edle That das Gedächtniß des Gründers der Anstalt, des „Erbonkels", der dankbaren Nachwelt erhalten.

Allerlei Lesefrüchte.

Kartenspiel und Wucher sind den Türken durch den Koran verboten. Das erstere wird eine „teuflische Abscheulichkeit" genannt, und diejenigen, welche Wucher treiben, nachdem sie die Lehre Muhameds angenommen, mit ewiger Höllenstrafe bedroht.

*

Die Gurgel ist die Werkstätte aller Krankheiten und das Mittel wider alle ist die Enthaltsamkeit. Der Wein gebiert die Sünde.
Koran.

*

Verzeihet gern, thut jedermann Gutes, streitet nicht mit den Unwissenden.
Koran.

*

Diejenigen, welche Böses mit Gutem vergelten werden, werden am Ende ihres Lebens (!) das Paradies zum Aufenthalt bekommen.
Koran.

Sei freundlich und leutselig. Die Freundlichkeit in der Gesellschaft ist wie das Salz an den Speisen: dieses würzt die Speisen, jenes macht jedermann vergnügt. Der stählerne Degen ist nicht so durchdringend als die Freundlichkeit: sie besiegt unüberwindliche Waffen und vermag gegen den Feind mehr als Armeen.
Spruch eines orientalischen Philosophen.

Literarische Umschau.

Von **B. G.**

— **Illustrirtes Patentblatt** nennt sich eine literarische Novität, die vom Januar ab im Verlag von Eugen Großer in Berlin (Gitschinerstraße) erscheint. Die beiden ersten Nummern enthalten die Patentanmeldungen vom 20. Juli bis zum 7. September v. J., ferner zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen neuer Erfindungen, dann alle für die Industrie wichtigen Entscheidungen höchster Gerichtshöfe, interessante

Korrespondenzen, schließlich Bücherschau und Anzeigen. Das Unternehmen, nicht allein über alle Anmeldungen, Ertheilungen und Aufhebungen von Erfindungspatenten in einer Fachzeitschrift Bericht zu erstatten, sondern auch die patentirten Erfindungen sofort bildlich darzustellen und gemeinverständlich zu erläutern und damit gewissermaßen ein allen Erfindern und Industriellen nothwendiges Handbuch zu schaffen, **ist** gewiß ein zeitgemäßes und kann nur mit Sympathie begrüßt werden. Der reiche Inhalt und die geschickte Ausstattung der beiden ersten Nummern werden das Ihrige zur Verbreitung des „Illustrirten Patentblattes" beitragen.

— **„Dr. H. Oidtmann als Impfgegner vor dem Polizeigericht"** und **„Auf der Anklagebank"** sind zwei sich ergänzende Schriften des praktischen Arztes Dr. Oidtmann in Linnich, der sich als ungemein produktiver medizinischer Schriftsteller und erbitterter Gegner der Pockenimpfung bereits einen bedeutenden Namen gemacht hat. Dr. Oidtmann erzählt die Geschichte seines Kampfes gegen das Impfzwanggesetz und die Behörden in seiner Eigenschaft als Familienvater, der trotzdem oder weil er selbst Impfarzt ist, es nicht über sich gewinnt, seine eigenen Kinder der Impfung zu unterziehen, die nach seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung niemals nützlich, häufig aber schädlich wirken kann. Beide Schriften sind fesselnd geschrieben und unter andrem auch mit statistischem Beweismaterial versehen, das sich vor dem im deutschen Reichstage als Grundlage des Impfzwanggesetzes acceptirten statistischen Zahlenhaufen dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß es mit Sachkenntniß und Verstand verwerthet ist und nicht wie dieser ausschließlich die Gedankenlosigkeit der damit Rechnenden beweist.

— Von der **„Zukunft"**, der wissenschaftlichen sozialistischen Revue, welche nach dem Beschlusse des letzten deutschen Sozialistenkongresses von der Assoziationsdruckerei zu Berlin herausgegeben wird, sind seit unserer Ankündigung derselben die ersten 8 Hefte erschienen. Aus der Zahl der darin enthaltenen Artikel heben wir nur die folgenden als besonders interessant hervor: Der Sozialismus und die Wissenschaft, von —g; Zur Gewerbehygiene, von Dr. med. -l-; Der Kleingewerbebetrieb von C. A. S.; Maximilian Robespierre, von Dr. Karl Brunnemann; Die Stellung der Gelehrten zur Sozialdemokratie, von J. Most; Die Werthvorstellung des isolirten Menschen, von C. A. Schramm; Die Werththeorie von Carl Marx, von demselben Verfasser; Untersuchungen über die Grundprinzipien der Sozialdemokratie, von Dr. C. de Paepe; Das sozialistische Contingent, von C. A. S.; Die Proportionalvertretung, von C. Lübeck; Die soziale Lage in Italien, von Benoit Malon u. s. w. Daß sich das streng wissenschaftliche Preßorgan der deutschen Sozialdemokratie in der kurzen Zeit seines Bestehens neben der großen Zahl politischer Blätter sozialistischer Richtung eine gesicherte Position erobert und mehr als 3000 Abonnenten gewonnen hat, ist der beste Beweis für das in weiten Kreisen herrschende Bedürfniß, die wissenschaftlichen Ausgangs- und Stützpunkte der sozialistischen Bewegung kennen zu lernen, und eine zuverlässige Garantie für die so nothwendige wissenschaftliche Vertiefung der sozialistischen Anschauungen.

— **„Die neue Gesellschaft"**, Monatsschrift für Sozialwissenschaft, herausgegeben von Dr. F. Wiede in Zürich, ist gleichzeitig mit der „Zukunft" auf dem Plane erschienen und verfolgt im Grunde dieselben Zwecke: sie will die auf den Aufbau einer Gesellschaftsordnung nach sozialdemokratischen Prinzipien abzielende Sozialwissenschaft vertiefen, erweitern und ausbauen helfen. Auch sie hat in den 4 bisher erschienenen Heften des Interessanten und Belehrenden genug geboten; die Artikel: Die Strömungen in der Gesellschaft wider den Sozialismus, von Dr. A. Dulk; Ueber die natürliche Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft, von Prof. Dr. A. Schäffle; Von der Ueberproduktion, von Dr. F. Wiede u. a. sind der Beachtung im vollsten Maße werth. Wenn die innerhalb kurzer Frist erfolgte materielle Sicherung der „Zukunft" den Beweis für die Lebendigkeit des Bedürfnisses nach wissenschaftlich-sozialistischer Erkenntniß lieferte, so zeigt das gleichfalls gesicherte Bestehen der „Neuen Gesellschaft" neben der „Zukunft", daß man dieses Bedürfniß in seiner Verbreitung sehr wohl unterschätzen konnte, aber auch bei den sanguinischsten Hoffnungen nicht überschätzt hat. Für die Gegner ist das eine von jenen tausend Lehren bezüglich der Lebensfähigkeit und der Zukunft des Sozialismus, die sie sich zwar angeblich alle hinter die Ohren schreiben, aber vielleicht gerade darum sofort wieder aus den Augen verlieren.

Korrespondenz.

Berlin. J—y H. Ihre Novelle wird baldigst geprüft werden. — R. Ttt. Einen Roman, drei Novellen, „verschiedene wissenschaftliche Arbeiten und viele Gedichte" — alles auf einmal? Sie scheinen wirklich ein äußerst fruchtbarer Herr zu sein! Wir fürchten indeß die drohende literarische Ueberschwemmung nicht; öffnen Sie immerhin die Schleußen, — solche Springfluth ist uns nichts neues! — J. v. W. „Wenn Sie jemals Gelegenheit gehabt hätten, zu beobachten, wie sehr man in der höheren Gesellschaft um das leibliche und geistige Wohl des Volkes besorgt ist, wie man sich bemüht, Gutes zu thun, Schmerzen zu lindern und den Armen Freude zu machen, wie mild man auch den niedrigsten Leuten entgegenkommt" ꝛc. — so würden „Sie die Vornehmen nicht mit Ihrem Hasse verfolgen, sondern sie, **die auch einen Theil des Bürgerstandes** zu sich emporgehoben und ihn sittlich geadelt haben, eher bewundern und ihnen nachzuahmen suchen." Sehr schön gesagt, „gnädiges" Fräulein (nicht wahr: Fräulein?)! Aber, verehrte, wahrscheinlich sehr liebenswürdige und achtungswerthe Dame: die Armen, ja selbst die „niedrigsten Leute" sollten sich für die Wohlthaten, die Almosen und das „milde" Entgegenkommen der „Vornehmen" bedanken, denn wenn der, welcher nicht arbeitet und doch genießt — und das ist doch fast ausnahmslos der Fall bei unseren „Vornehmen" — jenem, der sich die Finger blutig und das Hirn stumpf arbeitet und doch darbt, von seinem Ueberfluß einen Bettelgroschen reicht, so beleidigt er ihn, und wenn er ihm mit vornehmer Milde entgegentritt, so verhöhnt er ihn — gleichviel ob bewußt oder unbewußt. Der Mensch der Arbeit hat das Recht auf alles das, was heutzutage der Mensch der Nichtarbeit widerrechtlich allein genießt; der Vornehme von heute hat die Pflicht, an der für die Gesammtheit der Gesellschaftsangehörigen nützlichen Arbeit theilzunehmen, und er entzieht sich dieser Pflicht und enthält dem Arbeitenden sein gutes Recht vor. Bewundern Sie, „Gnädigste", das arbeitende Volk, daß es gutwillig und beinahe ohne zu murren sich sein Recht, sein Brot, sogar sein Leben nehmen läßt und daß es trotz alledem den „höheren Gesellschaftskreisen" „milde" — sehr milde gegenübertritt!!!

Lunzenau. Dr. M. V. Ihre Arbeit „Der Sozialismus und das Theater" ist angelangt. Daß der Aufsatz über Beranger solange bei uns lagern muß, ehe wir ihn veröffentlichen können, ist im wesentlichen nur seinem mächtigen Umfange geschuldet. Die Einsendung der Studie über Robert Burns wird uns angenehm sein. Interessante Kleinigkeiten, wie sie Ihrer jüngsten Sendung eine beigefügt, sind dagegen jederzeit unterzubringen.

Frankfurt a M. L. O. Ihre Arbeit ist nach einiger redaktionellen Feile sehr wohl zu verwenden. Lassen Sie öfter von sich hören und lesen! — P. Sch. Jene Aufgabe war zu schwer. Auch der Ansatz würde Ihnen nichts nützen. Bei nächster Gelegenheit wird das anders gemacht.

Chemnitz. F. R. Ihre Gedichte zeigen entschieden poetisches Talent. Eines oder das andere wird veröffentlicht. Ob sich Ihr anderer Wunsch wird erfüllen lassen, können wir im Augenblick noch nicht sagen.

Mainz. x. Der Redakteur der „N. W." könnte „unmöglich verheirathet sein", behaupten Sie? Höchst merkwürdig — diese räthselhafte „Unmöglichkeit" ist längst Ereigniß geworden. Nun sagen Sie uns aber, was kümmert denn Sie das so sehr, Sie kleines x?

Bielefeld. Frl. Hedwig Sp. Das Silbenräthsel ist hübsch — nur schade, daß die Auflösung einen Namen ergibt, der in der „N. W." schon öfter zu Räthselspielereien herhalten mußte. Probiren Sie es mit einem andern.

Spielfeld (Steiermark). J. L. Ihren Wunsch hat die Expedition erfüllt.

Breslau. Maschinenschlosser O. H. Wir werden Ihre Ansichten bei der demnächst sich entspinnenden Debatte über die Stenographiefrage zur Geltung bringen. Ihr als verwendbar bezeichnetes Silbenräthsel ist deshalb noch nicht zum Druck gelangt, weil wir beinahe schon seit Jahresfrist viele Dutzend brauchbare Silbenräthsel auf Lager haben. — L. Th. Den besten Aufschluß über dergl. Fragen gibt Ueberwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie". Die durch die Debatte in Ihrem literarischen Klub nicht zu klarem Austrag gelangte Frage finden Sie z. B. in genanntem Werke, 4. Aufl., 3. Thl., S. 103, sehr klar beantwortet: „Monade nennt Leibnitz eine einfache, unausgedehnte Substanz. Die Substanz ist das, was zu wirken vermag; die thätige Kraft (gleich der Kraft eines gespannten Bogens) ist das Wesen der Substanz. Die Monaden sind die wahrhaft so zu nennenden Atome; sie unterscheiden sich von den Atomen, welche Demokrit annimmt, theils durch ihre Punktualität, theils durch ihre thätigen Kräfte, welche in Vorstellungen bestehen. Die Atome sind von einander durch Größe, Gestalt und Lage, aber nicht qualitativ durch innere Zustände, die Monaden dagegen von einander qualitativ durch ihre Vorstellungen verschieden" u. s. w.

Nürnberg. C. R. Die „Modenwelt" bekommen wir nicht zu Gesicht. Bei künftigen ähnlichen Gelegenheiten wollen Sie uns von solchen Curiosis **nicht** blos Mittheilung machen, sondern das betreffende Blatt einsenden.

Aerztlicher Briefkasten.

Herrn Th. Simon in Koburg, Steinweg 39. Da die Heilung von Knocheneiterungsprozessen durch Knochenneubildung erfolgt, nachdem abgestorbene Knochentheile zuvor ausgestoßen worden sind, so haben Sie das „Herauseitern" von kleinen Knochensplittern als ein Zeichen der Heilbestrebungen der Natur zu betrachten. Solange sich nämlich abgestorbene Knochentheile in dem Geschwüre befinden, ist eine Heilung undenkbar. Um letztere schneller herbeizuführen, als dies die Natur nur allmählich zu thun vermag, wendet die moderne Chirurgie deshalb die Resektion an, d. i. das Ausmeißeln und Aussägen der erkrankten Knochentheile (in der Chloroformnarkose). Wenn diese Operation exakt vorgenommen und das Geschwür korrekt nachbehandelt worden ist, so erfolgt Heilung in wenigen Monaten. Es läßt sich nun auf Grund Ihres brieflichen Berichtes nicht beurtheilen, ob Sie die spontane (freiwillige) Heilung Ihres seit drei Jahren bestehenden und Sie vollständig arbeitsunfähig machenden Knochengeschwürs am Ellenbogengelenk abwarten dürfen oder sich einer Operation seitens eines geschickten Chirurgen, am besten in einer Universitätsklinik, unterwerfen müssen. In jedem Falle aber machen wir Sie auf ein von vielen Aerzten nicht gekanntes und nach unseren Erfahrungen die Heilung von Knocheneiterungsprozessen wesentlich beschleunigendes Beihülfsmittel aufmerksam, auf Apfelwein, täglich zwei Weingläser voll zu den Mahlzeiten getrunken. Da Sie wohl zu arm sind, sich denselben anzuschaffen, so nennen wir Ihre Adresse, damit vielleicht gratis eine kleine Sendung dieses Obstweins seitens eines Parteigenossen an Sie erfolgt. Die Karbolsäure hat auf den Heilungsvorgang bei Ihrem Geschwüre nur insofern Einfluß, als sie jene, die Wunden und Geschwüre so oft treffenden „Schädlichkeiten" vernichtet und zerstört, welche die moderne Wissenschaft in mikroskopischen Pilzbildungen und deren Sporen, die in der Luft herumfliegen, sucht. Deshalb wenden Sie dieselbe nur weiter an. Kaufen Sie sie aber nicht in der Apotheke, sondern beim Droguisten, der sie ja aus derselben Quelle, wie jener, aus der chemischen Fabrik, bezieht und für den vierten Theil des Apothekerpreises verkauft.

Vegesack. Herrn H. L. Herr H. Bierey treibt unter der Firma „Pönicke's Schulbuchhandlung in Leipzig" dasselbe Geschäft, welches der selige Buchhändler, Kunstgärtner und Dr. med. Laurentius trieb: er macht sich den moralischen Katzenjammer junger Männer zu nutze, welche einem gewissen Laster gefröhnt haben und nun in dem Wahne leben, an Rückenmarksschwindsucht u. s. w. zu leiden, indem er — oder ein mit ihm in Verbindung stehender Arzt — derartige Patienten gegen ein ziemlich hohes Honorar in Behandlung nimmt und ihnen die in einer hiesigen Apotheke angefertigten Mittel übersendet. Letztere bestehen gewöhnlich aus China- und Eisenpräparaten und sind ziemlich kostspielig, sodaß derjenige, der sich in die Behandlung der „Schulbuchhandlung" begeben hat und der durch die Lektüre des Bierey'schen Buches und der ihm zugesandten „ärztlichen Briefe" gewöhnlich noch hypochondrischer wird, als er's vordem war, in der Regel nicht unter 60 Mark davonkommt. Meiden Sie also solche Lektüre, ebensowie diejenigen, welche mit derselben „ärztliche Geschäfte" machen, und wenden Sie Sich an einen vernünftigen Arzt, der Sie sehen und untersuchen kann und Sie über derartige Krankheitszustände offen und ehrlich belehren wird. Letztere verlangen in sehr seltenen Fällen eine arzneiliche Behandlung, sondern viel häufiger eine diätetische: Vermeidung von Spirituosen, Kaffee, Thee und anderen aufregenden Getränken; eine mehr abhärtende Lebensweise durch kühle Abreibungen, Flußbäder und Turnen, sowie namentlich eine ernste und anhaltende Thätigkeit, mit Vermeidung jeder, auch geistiger Unkeuschheit, denn gar zu häufig trifft es sich, daß diese, d. h. die Beschäftigung der Phantasie mit erotischen Bildern, einen solchen Kranken derartig beherrscht, daß er nicht genesen kann.

Dr. Resau.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 15. Januar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18. Jahrg. III. 1878

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Hatte Wolfgang überhaupt etwas davon bemerkt, das Martha zum Schweigen verurtheilt war? Er ließ alle in Zweifel darüber, aber sobald Frau v. Larisch mit einer scherzenden Wendung die Muttersprache wieder in ihre Rechte eingesetzt hatte, wendete er sich an Martha, und es lag eine ganz leise und nur für Frauenohren bemerkbare Nuance von Vertraulichkeit in seiner Stimme, als er sie fragte, ob das Gewächshaus die Maiblumen liefere, die auf dem Blumentisch dominirten, oder ob sie dieselben selber gezogen habe? Er konnte, wenn er Martha gesprächig machen wollte, keine glücklichere Frage thun; sie hatte die kleinen Zwiebeln ihrer erklärten Lieblingsblume im Herbst aus dem Walde mit heimgebracht und selber eingepflanzt, und sie war sehr erfreut, wenn auch garnicht erstaunt, als Wolfgang ihr sagte, daß sie sich in dieser Liebhaberei begegneten; die zierliche, anmuthige Form, die milchweiße Färbung und der eigenthümliche leise Duft der Glöckchen, der so sehr an den Wald erinnere, machten ihm die kleine Blume vor allen lieb, und er freue sich auf die Zeit, in der sie in den Wäldern um die Stadt blühen werde. Damit war der Uebergangspunkt zu einem Geplauder über den Wald gefunden, und über diesen sprach er mit einer herzlichen Wärme, die seiner Versicherung, er bedaure immer noch, nicht Forstmann geworden zu sein, einen eigenthümlichen, zwingenden Nachdruck verlieh. Fräulein Emmy konnte nun freilich nicht einsehen, daß der Wald so schön sei; ihr waren die großen schwarzen und rothen nackten, fleischigen Schnecken zuwider, die ihre Schleimspur über die Wege ziehen, sie hatte einen unauslöschlichen Abscheu vor den übelriechenden grünen Baumwanzen, die man beim Suchen der Haselnüsse oft unversehens zerdrückt; sie fand es abscheulich, daß man den Angriffen der großen Waldameisen ausgesetzt ist, so oft man sich im Moose niedersetzt, und der Gedanke, einen heimtückischen Holzbock aufzulesen, konnte ihr das üppigste Heidelbeerkraut mit den schönsten Beeren für ewige Zeiten verleiden.

Wolfgang hörte sie lächelnd an und sagte dann:

„Ich bekenne mich ja gern dazu, daß meine Waldschwärmerei ihre angreifbaren Seiten hat, namentlich für Damen, die nicht mit Aufschlagstiefeln in den Wald gehen, aber da ich einmal so weit gegangen bin, will ich auch mit der allerärgsten Ketzerei nicht hinter dem Berge halten. Können Sie sich denken, daß ich für den musikalischen Genuß, im Walde zu liegen und stundenlang dem leisen Wehen und Flüstern und dem Rauschen zu lauschen, das oft nur wie ein unterdrückter Seufzer, wie eine scheue Klage durch die Stille geht, um dann wieder anzuschwellen zu feierlichem Brausen, daß ich für den Genuß, die tausend Modulationen dieser weltewigen, ehrwürdigen Musik in mich aufzunehmen, willig und freudig alle Opern der zivilisirten Welt dahingebe und für einen Vogelruf aus Buchenkronen alle Triller und Läufer der gefeiertsten Sängerinnen unserer Hofbühnen?"

Fräulein Emmy war über diese Aeußerungen ganz verdutzt, Frau v. Larisch aber erwiderte:

„Nun, das klingt ja ganz hübsch, ist aber doch parador bis zum Exzeß, und Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß auch die Musik einen tiefen Eindruck auf Sie macht? Sie werden mich wenigstens nie überzeugen, daß Sie ein Musikverächter sind, wenn ich Ihnen auch vielleicht zutraue, daß sie kein Klavier in Ihrem Hause dulden würden, wie ich dies von einem sonst für alles Schöne ganz empfänglichen Professor in Berlin als thatsächlich verbürgen kann."

„Ich würde nicht aufrichtig sein, wenn ich leugnen wollte, daß ich auch für Ihre Musik empfänglich sei. Ich bin es im Gegentheil vielleicht in zu hohem Grade, möglicherweise deshalb, weil ich der Musik keine abgehärteten und abgenutzten Nerven entgegenbringe. Sie wühlt sehr leicht und sehr rasch meine Seele in allen ihren Tiefen auf, aber es wird mir nicht wohl dabei, weil die begriffsmäßige Klarheit fehlt, weil ich nur Schatten erhalte, wo ich Gestalten verlange, weil ein unbestimmter und doch intensiver Nervenkitzel an die Stelle meines normalen Denkens und Fühlens tritt und mich völlig zu unterjochen strebt. Man hat vielleicht ein Recht, von einer Musikseuche und speziell von einer Klavierpest zu sprechen, die für unsere Zeit charakteristisch sind, und ich bin sehr geneigt, einen innigen Zusammenhang zwischen ihnen und zwischen der geistigen Verflachung unserer Tage und der beharrlichen Abkehr von den strengen, festumrissenen, auch für den Genuß die Mitthätigkeit des Geistes fordernden Schöpfungen der Poesie aufzusuchen. Besonders eine Thatsache spricht gegen die Musik und läßt es als eine Verirrung des Zeitgeschmacks erscheinen, daß ihr eine so große Geltung eingeräumt wird, die Thatsache, daß man unter den professionellen Musikern eine solche Ueberzahl von strohtrockenen, poesielosen, nüchternen und über die Maßen einseitigen Menschen findet. Und wollen Sie leugnen, daß zwischen dem Opfer an kostbarer Zeit, welches man zu

bringen hat, ehe man dazu gelangt, einer lustigen Gesellschaft ein paar Tänze oder ein seichtes Musikstück vorklimpern zu können und zwischen dem thatsächlichen Werth dieser Leistung ein so schreiendes Mißverhältniß besteht, daß es mindestens angezeigt wäre, dem Eindringen des Klaviers in jede einigermaßen gut situirte Familie einen Riegel vorzuschieben und die Erlernung dieser doch eben garnicht leichten Kunst auf diejenigen zu beschränken, die ein hervorstechendes Talent entwickeln?"

„Es ist etwas wahres und richtiges an alledem, aber Sie übertreiben entsetzlich, und ich möchte Sie einmal auf ein paar Stunden in meiner Gewalt haben, um das so schonungslos angegriffene Klavier gründlich an Ihnen rächen zu können."

„Es ist die Frage, ob ich Ihnen solange Stand hielte, aber was würden Sie erzielen, wenn ich Ihnen nicht entrinnen könnte? Sie würden alles in mir um und durcheinander werfen und eine gräuliche Konfusion anrichten, ich würde melancholisch werden und hätte hinterher meine liebe Noth, alles wieder zurechtzurücken und in Ordnung zu bringen. Das passirt mir im Walde nicht, und auch die tausend Stimmen des wehenden Windes und der wogenden See, denen gegenüber mir die raffinirtesten Nachahmungsversuche Ihrer gefeiertsten Komponisten immer entschieden kindisch und ohnmächtig vorkommen, haben nimmer das ruhige Gleichgewicht meiner Seelenkräfte gestört. Ich werde es also wohl zeitlebens mit diesen Naturlauten und mit einer wohlklingenden menschlichen Stimme halten, die mit ächtem Gefühl ein einfaches Volkslied singt und das — ich will es gern gestehen — thue auch ich zuweilen."

„Der Herr Kommerzienrath hört gerade nicht her — das erlaubt mir, Ihnen zu sagen, daß Sie entweder in irgend einer andern Richtung Künstler sein müssen oder daß ich meinen Augen den Prozeß zu machen habe, da sie mir hartnäckig wiederholen, daß Ihr Gesicht ein ächtes Künstlergesicht ist und daß Sie ächte Künstleraugen haben. Sie zeichnen oder malen — habe ich es errathen?"

„Nein, obgleich ich mir diese Fertigkeit, wenn auch nur ganz für meinen Privatgebrauch, schon unzählige Male gewünscht habe, ebenso oft vielleicht, als ich meinen Bekannten, wenn sie sich an's Klavier setzten, erklärte: „Ihr hättet auch etwas Gescheidteres lernen können."

„Nun, dann bleibt, da Sie doch schwerlich den Meißel führen werden, nur noch die eine Annahme, daß Sie ein Dichter sind und neben der Musik der Baumkronen auch noch die der Verse lieben und — üben. Und nun sagen Sie nicht wieder „Nein!", sonst haben Sie mir ein Räthsel aufgegeben, dessen Lösung ich als unmöglich aufgeben müßte."

Wolfgang zauderte einen Augenblick, dann erwiderte er rasch:

„Der Herr Kommerzienrath hört noch immer nicht her und Sie werden, hoffe ich, reinen Mund halten. Diesmal haben Sie richtig gerathen, aber wenn Sie es nicht errathen hätten, würden Sie es wohl nie erfahren haben, denn auch meine poetische Anlage dient mir nur für den Privatgebrauch, und so wird es immer bleiben. Dabei ist keine Spur von Affektation, und das unbegreiflichste von allen unbegreiflichen Dingen ist für mich die Wuth unserer kleinen Lyriker vorletzten und letzten Ranges, sich gedruckt zu sehen und wäre es auch nur im entlegensten Winkel der Sonntags-Unterhaltungsbeilage des heimatlichen Tageblättchens. Ich dränge meine Verse niemanden auf, ich verheimliche sie sogar und zwar nicht blos deshalb, weil ich zufällig Kaufmann bin."

„Ich gelobe feierlichst, keiner Seele auch nur ein Wort davon zu verrathen," scherzte Frau v. Larisch, „und was Fräulein Hoyer anlangt, die, wie wie ich eben bemerke, sehr wider Willen Ohrenzeuge gewesen ist, so bürge ich für sie — sie war von je ein wahrer Ausbund von Verschwiegenheit, und bei ihr ist das große Geheimniß so sicher aufgehoben, daß Sie ruhig schlafen können."

Wolfgang sah das Mädchen mit einem raschen Blicke an, vor dem sie das Auge nicht niederschlug, und sagte dann mit dem Tone, den er, wie es schien, nur für sie hatte:

„Nie war eine Versicherung überflüssiger. Ich will mich keines besondern physiognomischen Scharfblicks rühmen, aber wenn ich vorhin aufgefordert worden wäre, sofort eine Charakteristik von Fräulein Hoyer zu liefern, so würde ich keinen Moment geschwankt haben, sie zu allernächst als verschwiegen zu bezeichnen."

Das war gewiß kein ausschweifendes Kompliment, aber diese Worte machten das schweigsame Mädchen dennoch sehr glücklich, und es leuchtete flüchtig in ihren Augen auf, als sie ganz einfach und dennoch mit einem gewissen ruhigen Stolz erwiderte:

„Das Gegentheil ist so häßlich und unwürdig, daß ich die Verschwiegenheit als etwas sehr Selbstverständliches ansehe, über das niemand ein Wort verlieren sollte."

„Sie haben ganz recht, aber haben im Grunde nicht alle unsere guten Eigenschaften nur dann einen Werth, wenn sie uns als selbstverständlich erscheinen?"

„Ich halte es für eine Ihrer besten Eigenschaften, ein Stück Poet zu sein," warf lächelnd Frau v. Larisch dazwischen, „und werde mich bemühen, es als „selbstverständlich" anzusehen, daß Sie sehr schöne Verse machen. Es ist mir auch garnicht merkwürdig; meine früheren Fragen sind Bürge dafür; irgendwo mußte der Künstler zum Vorschein kommen."

„Was die Verse anlangt, so würde ich Ihnen doch rathen, sich jedes Vorurtheils zu enthalten; übrigens ist es noch nicht einmal selbstverständlich, daß jemand, der ein geborener Poet ist, auch wirklich Verse macht. Es gibt große Dichter, die nie zwei Zeilen gereimt haben, und so mancher junge Lyriker, der sich eifrig bemüht, den Berg der Sonntagsnachmittags-Lyrik (mit Goldschnitt) noch um ein paar Zoll zu erhöhen, hat auch nicht einen Funken Poesie in der Seele. Alles kommt darauf an, ob jemand im Stande ist, sein Leben poetisch zu gestalten und es ganz mit Poesie zu sättigen und zu durchtränken, und das haben sehr viele Dichter von anerkanntem Ruf nicht gekonnt — ihr ganzes Leben ist so langweilig und staubig wie eine Chaussee durch märkischen Kieferwald, auf der man unablässig bis an die Knöchel im Sande versinkt."

Es wäre ihm sichtlich angenehm gewesen, dieses Thema weiter ausspinnen zu können, schon um der beiden großen, fast schwarzen Augen willen, die selbstvergessen und mit einem höchst beredten Ausdruck von Spannung, Zustimmung und freudiger Ueberraschung an seinen Lippen hingen, aber der Kommerzienrath, der inzwischen mit seinem Töchterchen geplaudert hatte, fuhr mit einer Frage sehr verschiedener Natur dazwischen, und das einmal abgerissene Gespräch ließ sich später nicht wieder anknüpfen, umsoweniger, als sich jetzt auch Fräulein Emmy wieder in ihrer muntern, oberflächlichen Weise an demselben betheiligte und allerlei über England zu wissen begehrte. Das Gespräch spann sich so in Form eines an Sprüngen reichen Geplauders weiter, und ab und zu machte auch Martha mit ihrer ruhigen, weichen Stimme eine Bemerkung. Wolfgang nahm dieselben meist schweigend hin, aber es freute ihn, daß er sich stets in voller Uebereinstimmung mit ihr befand; was sie sagte, war klug und mild, und man fühlte, daß sie nichts Angelerntes wiedergab, sondern die Ergebnisse eignen Nachdenkens aussprach, nicht ohne dabei anfänglich mit einer gewissen Zaghaftigkeit und Scheu zu kämpfen, die sich erst nach und nach verlor und einer bescheidenen Sicherheit Platz machte. Und einige Male hatte Wolfgang auch wieder die Freude, dem unbewußten Augenaufschlag und dem beinahe erwartungsvollen Blick zu begegnen, der diesem stillen Mädchen eigen war und der von einer zugleich ungewöhnlichen und liebenswerthen, zugleich rührenden und achtunggebietenden Natur zu erzählen schien. Die Zeit verging ihm merkwürdig rasch, und er empfand beinahe ein Bedauern, als er sich sagen mußte, es sei hohe Zeit geworden, sich zu empfehlen. Als er sich von Frau v. Larisch und Fräulein Emmy mit einer tadellosen Verbeugung verabschieden wollte, reichte ihm die erstere mit freimüthigem Wohlwollen die Hand — er war ihr dankbar dafür, denn erhielt er dadurch nicht ein halbes Recht, seinerseits Martha die Hand zu reichen? Sie legte ohne Hast und ohne Staunen ihre kleine, kühle Hand mit den schlanken Fingern in die seine, als müsse es so sein; war sie denn nicht eine viel ältere Bekannte von ihm, als Frau v. Larisch, und hatte sie nicht ein viel begründeteres Anrecht auf diese Vertraulichkeit?

Wolfgang ging nicht direkt nach Hause. Er pflegte sich selber scherzend einen Nachtvogel zu nennen, für den mit dem Hereinbrechen der Nacht ein ganz anderes, erhöhtes Leben beginnt und der durch das Sonnenlicht geblendet, durch den Lärm des Tages geängstigt wird, während das Dunkel und die Stille sein eigentliches Element sind. Heute war es aber doch nicht blos der Wunsch, die schöne, laue, sternenlose Frühlingsnacht und die fast athemlose Stille zu genießen, der ihn zu einem langen nächtlichen Spaziergang veranlaßte. Er war innerlich unruhig und sein gelassener, klarer Gleichmuth litt darunter, daß er sich sagen mußte, seine Welt und die des Kommerzienraths seien durch eine hohe, stählerne Mauer unwiderruflich und unübersteiglich geschieden, während er doch unaufhörlich nur die beiden großen Augen sah, die so müde und traurig und doch auch wieder so aus-

drucksvoll und strahlend sein konnten. Ihm war, als sei dieses alternden Mädchens Seele Dornröschens verzaubertes Schloß; alles darin schlief und nur die Thurmspitzen und Zinnen überragten die Dornenhecke und mahnten an die schöne Welt hinter ihr, die des Weckers harrte. Sollte er vorübergehen und Dornröschen weiterschlummern lassen, er, der doch den Bann brechen konnte; sollte er selber um das märchenhafte Glück sich betrügen, weil — das arme Geschöpf reich war, weil sie im Hause seines Chefs lebte (oder vielleicht nur vegetirte, um schließlich aus Mangel an Luft und Licht zu verwelken?), und weil man ihm unedle Motive unterschieben konnte, wenn er um die Neigung des Mädchens warb, das so erheblich älter war, als er selber? Das schien ihm mit einemmale so feig, so unwürdig, so niedrig zu sein, ein Verbrechen an ihm selber, dem vielleicht nie wieder eine so tiefe, schöne und glücklose Natur entgegentrat, ein Verbrechen an ihr, der der Zufall wohl nicht zum zweiten Male eine Poetennatur zuführte, die sich magisch von ihr angezogen fühlen mußte. War es nicht seine Mannes- und Menschenpflicht, dieses ernste, nachdenkliche, einsame Mädchen mit den geheimnißvollen Augen zu ergründen und sie, wenn sie war, was er hoffte und ahnte, nothfalls der ganzen Welt abzuringen und abzutrotzen? Sie kam ihm mit so schlichtem Vertrauen, mit so einfacher Herzlichkeit entgegen, als verlange sie eben nur, sein guter Freund, sein treuer Kamerad, sein einziger oder doch sein liebster Vertrauter zu werden, und als werde sie es ihm mit der schrankenlosesten Hingebung lohnen, wenn er sie aus ihrer beängstigenden, tödtlichen Vereinsamung erlöste — und er sollte noch auf eine andere Stimme hören, als auf die seines Herzens? Aber freilich — war sie denn auch wirklich das, wofür er sie hielt? Er hatte nie zu den liebebedürftigen oder auch nur eitlen jungen Männern gehört, die keine vierundzwanzig Stunden ohne irgend ein kleines „Verhältniß" zu existiren vermögen, und wenn er die Frauen auch nicht gerade mied, so hatte er sie doch noch weniger gesucht, aber dennoch hatte er schon mehreremale die mehr beschämende als betrübende und zuweilen sogar komisch wirkende Erfahrung zu machen gehabt, daß idealistisch gestimmte junge Männer nur allzu geneigt sind, sich allerlei in ein schönes Mädchen und in ein Lockenköpfchen mit weißer Stirn hineinzuträumen und hineinzudenken, das in Wirklichkeit nur in ihnen selber existirt und das die zart Verehrte nicht einmal verstehen würde, wenn man zu ihr davon spräche, oder doch sehr — weiblich auffassen würde. Dazu kam, daß er eine sehr hohe Meinung von dem angeborenen Schauspielertalent der Frauen hatte und dasselbe für einen Faktor hielt, den man stets mit in Rechnung stellen müsse, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sich gründlich zu verrechnen. Es lag dieser Ansicht keine Spur von Geringschätzung und Feindseligkeit zugrunde und er pflegte zu sagen, daß nichts selbstverständlicher, natürlicher und verzeihlicher sei, als jene Thatsache. Die Frauen würden von zartester Jugend auf zur Heimlichkeit, zum Verschweigen ihrer Gedanken, zum Verbergen ihrer Empfindungen planmäßig erzogen, und man suche ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß gar vieles, wofür ein junger Mann Lob verdiene, bei ihnen ein tadelnswerther und sich bitter rächender Verstoß sei. Es sei ihnen nicht erlaubt, wahr zu sein, und diese Erziehung zur Heuchelei sei um so gefährlicher, je leichter sich ohnedies schon bei den Schwachen als Waffe der Nothwehr gegen den Starken die List ausbilde. Berücksichtige man, daß die Liebe der eigentliche Lebensberuf der Frau sei, daß sie ihre Bestimmung nur innerhalb der Ehe erfüllen könne, daß die Zeit, innerhalb deren die frische Jugendblüthe ihr für diesen Kampf um's Dasein eine Chance gebe, nicht lange währe, daß der beschränkte Gesichtskreis der Frau ihren Blick für das Naheliegende naturgemäß wunderbar schärfe, so erkläre sich die Ueberlegenheit und der Scharfblick der Frau in allem, was mit der Liebe zusammenhänge, vollständig, und die Partie gegen eine Frau, der auch noch unsere Neigung für sie gegen uns zu Hilfe komme, sei von vornherein verloren; die Männer würden immer die wehrlose Beute der überlegenen Gewandtheit, List und Verschlagenheit sein, die vom harmlosesten Backfischchen wie von der reifsten Frau gegen sie in's Feld geführt werde, und es komme nur darauf an, zu verhüten, daß man nicht eine gar zu komische Rolle in dieser kleinen, ewig neuen niedlichen Posse spiele und sich wenigstens nicht von plumpen und abgebrauchten Listen fangen lasse. Damit war ihm denn die dringendste Veranlassung zur Vorsicht und zum Mißtrauen gegeben, gerade weil er von der idealsten Auffassung des Liebesbundes zwischen Mann und Weib geleitet ward, gerade weil er wußte, daß er eine Neigung sehr ernst nehmen und seinerseits jede Berechnung, jede List, jeden Kunstgriff verschmähen würde. Zwischen zwei Menschen, die sich die Hand reichen wollten, durfte kein Hintergedanke möglich sein, sonst war von vornherein und rettungslos entweiht, was heilig sein sollte, und je öfter er mit einem halb spöttischen, halb melancholischen Lächeln sah, wie zwei Liebende einander mit mehr oder weniger Geschick die von der Sitte geforderte Komödie vorspielten, desto fester gelobte er sich, auf seiner Hut zu sein. War es doch schon dahin mit dem einsamen Träumer und Grübler gekommen, daß er für sich kaum noch an eine normal verlaufende Liebesneigung dachte; eine solche hätte ihm nach seiner Meinung keine Bürgschaft dafür geboten, daß heiße, unbezwingliche Liebe — und sie allein! — es war, die ihm den Besitz der Geliebten verschaffte, und er glaubte, ächte, unzweifelhafte Liebe nur noch in Verhältnissen finden zu können, die jede selbstsüchtige Rücksicht ausschlossen und die nicht mit der Ehe befriedigend enden konnten. Sein Herz verlangte nach süßer Leidenschaft, nicht nach den lahmen, zahmen Empfindungen, die in einem gewöhnlichen Verlöbniß großgezogen zu werden pflegen, und solche Leidenschaft entzündet sich doch gewöhnlich erst am grausamen, unvernünftigen, höhnischen Widerstand zufälliger Verhältnisse; Hölderlin's schöne Worte: „Des Herzens Welle schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände," waren auch in diesem Sinne sein Wahlspruch.

Von all diesen Gedanken und Zweifeln hin- und hergeworfen, kam er nach einem langen, angreifenden Nachtmarsch ermattet heim und dann saß er noch lange, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, am Fenster, bis Proud, sein treuer Hund, sich neben ihn setzte und mit der heißen, rauhen Zunge die schlaff herabhängende Hand leckte, als flöße ihm der Gemüthszustand seines Herrn Besorgnisse ein. Er streichelte das mächtige Thier über den breiten, glatten Kopf und sagte: „Du hast recht, es ist spät und ich sollte versuchen, den ganzen Spuk zu verschlafen — das ist ja schon so manches mal geglückt und wird auch heute nicht fehlschlagen!" —

Auch an den Damen des Kommerzienraths war der Abend nicht ganz spurlos vorübergegangen. — Fräulein Emmy's kleine, rosige Ohren hatten auch ein paar Worte über dieses schnurrbärtigen Herrn Hammer Dichterthum aufgeschnappt, und wenn sie sich auch hütete, ein Wort darüber zu sagen, machte ihr diese Kenntniß doch Vergnügen, ja sie ertappte sich sogar auf dem Wunsche, an ihrem Geburtstage, der Ende Mai fiel, also garnicht mehr so fern war, eine anonyme Probe seines Talents zu erhalten: Dichter hatten ja nach ihrer Meinung in dieser Beziehung ein Vorrecht; sie durften jeder schönen Dame derartige zarte Huldigungen darbringen und es war dies sogar so allgemeiner Brauch bei ihnen, daß sie ein Recht haben würde, diesem interessanten Herrn Hammer heimlich eine beklagenswerthe Kurzsichtigkeit und einen strafbaren Mangel an schuldiger Bewunderung ihrer doch nicht zu bezweifelnden Schönheit vorzuwerfen, wenn sie kein Gedicht von ihm bekam. Er hatte ihr gefallen, wie andre schlanke, junge Männer auch, und sie gestand sich mit einem leichten Erröthen, das ihr allerliebst stand, daß er in einer Husarenuniform und an der Spitze einer Schwadron sehr, aber auch sehr gut aussehen müsse; sie mußte doch einmal versuchen, ihn in seiner Feuerwehruniform zu sehen, wenn auch der Helm, die von der Schulter zur Hüfte getragenen Leinen und das kurze Beil ein schlechter Ersatz für die Pelzmütze mit dem heraushängenden Sammetsack, die zierliche Verschnürung und den klirrenden Säbel waren. Noch durch die Verwirrung der Gedanken hindurch, die dem Einschlafen vorausgeht, besann sie sich wieder auf den Geburtstag und dachte sehr befriedigt: „Diesmal werden es also Originalverse sein — Papa hat doch einen guten Einfall gehabt, den Herrn Hammer zu engagiren." Man hatte ihr ja auch das vorige mal anonyme Verse geschickt, aber einige davon waren so schlecht gewesen, daß sie sich eher beleidigt als geehrt fühlte, und die Freude über die andern, die sie sehr hübsch, ja sogar rührend fand, hatte auch nicht lange gedauert — sie hatte nämlich die unliebsame Entdeckung machen müssen, daß sie aus einer „Blüten und Perlen" betitelten Anthologie einfach abgeschrieben waren, und diese Wahrnehmung erfüllte sie mit einer bedenklichen Gleichgiltigkeit gegen die zierlichen Verse, und sie ärgerte sich, gemeint zu haben, daß dieselben sie mit großer Treue schilderten und an keine andere Ballschönheit gerichtet werden könnten. Passirte ihr das diesmal wieder, so wollte sie aber auch allen den Herren, die überhaupt in Verdacht kommen konnten, mit sehr ironischer Betonung sagen, daß unter den ab-

geschriebenen Versen, mit denen man sie heimgesucht habe, auch ein sehr schönes Originalgedicht gewesen sei; die Herren sollten doch erfahren, daß Fräulein Emmy Reischach in der modernen Lyrik ebenso bewandert sei, als irgend eine andere wohlerzogene junge Dame, und sie sollten einsehen lernen, daß sie Anspruch auf Originalgedichte habe und daß man von anderer Seite diesen wohlberechtigten Anspruch auch anzuerkennen wisse. —

Frau von Larisch verfiel, als sie sich allein sah, in ein Nachdenken, das bei ihr nicht allzuhäufig war und auch nicht allzulange währte, dann trat sie langsam und mechanisch vor den Spiegel, und ein Lächeln, das etwas Befriedigtes und Beruhigtes hatte, trat auf ihre Lippen. Hätten sich die Gedanken der Einsamen zum Selbstgespräch formirt, so würde sie gesagt haben: „Mein Herr Hammer, Sie haben entweder keine Augen oder einen eigenthümlichen Geschmack; so vollständig, als Sie es gethan haben, darf man mich Fräulein Martha gegenüber doch nicht ignoriren, und ich sollte Sie eigentlich dafür bestrafen, daß Sie mich lediglich als eine Respektsperson behandelt haben —



Charles Lyell. (Seite 214.)

hübsche Frauen können das am allerwenigsten vertragen, was Sie ohne Zweifel ganz genau wissen. Wir werden aber doch lieber Gnade für Recht ergehen lassen; ich mag mich nicht zwischen Sie und unsere gute Martha drängen und dann — man könnte bei der Geschichte den Kürzeren ziehen und aus dem anregenden Spiel könnte ein bitterer Ernst werden. Grade weil Männer wie Sie für Frauen eines bestimmten Alters so gefährlich sind, geht ihnen eine kluge Frau möglichst weit aus dem Wege, wenn sie nicht etwa gewillt ist, „alles an alles“ zu setzen, wie Ihre stolze Phrase lautet. Und dazu habe ich nun eben keine Lust, auch Ihnen gegenüber nicht, mein Herr: man riskirt zu viel dabei. Der Gedanke, diesen eigensinnigen Trotzkopf demüthig zu machen, ist freilich verlockend, und ich könnte auf diesen Triumph stolz sein, denn Sie haben Charakter, und während Sie auf der einen Seite ein ganzer Mann sind, haben Sie auf der andern die Fähigkeit, sich in eine Frauenseele zu versetzen. Es würde sich also der Mühe lohnen, eine Thorheit Ihretwegen zu begehen, aber — wir werden es doch lieber bleiben lassen. Haben Sie auch heute nur gespielt — man weiß, was in diesen sanguinisch-melancholischen Menschen mit den gefährlichen Augen steckt, und daß sie nicht ruhen und rasten, bis sie die Frauenseele, in die sie, halb bittend, halb gebieterisch sich eindrängen, völlig unterjocht haben.

(Fortsetzung folgt.)



„Der Schwarze kommt!“ (Seite 215.)

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zu den wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens.

(Fortsetzung.)

Die dritte der zu beantwortenden Theilfragen sucht zu ermitteln, welche Anforderungen wir an das Erkennen stellen dürfen.

Hier stellt sich Nägeli im Vergleich zu Du Bois-Reymond auf die einzig zuverlässige und vernünftige Basis der exakten Forschung. Er geht von der Grundlage aller menschlichen Erkenntniß, von der sinnlichen Wahrnehmung aus und beruft sich auf den nicht bestreitbaren Satz, daß unser Erkennen eben nicht weiter gehen könne, als daß wir die wahrgenommenen Erscheinungen mit einander vergleichen und sie mit Rücksicht auf einander beurtheilen. Hierbei gelangen wir zu Maßen, mit denen wir vergleichen und messen können, und da diese Maße endlichen Thatsachen entnommen sind, so haben sie nur einen relativen — nicht einen absoluten Werth und unsere Erkenntniß bleibt aus diesem Grund in der Endlichkeit befangen. „Wir erkennen also eine Erscheinung, wir begreifen ihren Werth in Beziehung zu den übrigen Erscheinungen, wenn wir sie messen, zählen, wägen können. Wir haben eine klare Vorstellung von der Größe des niedersten Pilzes, von welchem wir zwei bis drei Millionen hinter einander legen müssen, um die Länge eines Meters voll zu machen — von der Größe des Elephanten — der Erde — von der Größe unseres Sonnensystems, dessen Halbmesser etwa 622 Millionen geographische Meilen beträgt. Wir haben eine klare Vorstellung von der Zeit, in welcher der Lichtstrahl die Schrift eines Buches, das wir lesen, in unser Auge führt, und die etwa den 800 millionsten Theil einer Sekunde beträgt — von der Lebensdauer des niedersten Pilzes, welcher im Brütkasten und im menschlichen Körper schon nach 20 Minuten von einer neuen Generation abgelöst wird — von der Lebensdauer eines mehrtausendjährigen Eichbaumes — von den 500 Millionen Jahren, welche seit Entstehung der Organismen auf unserer Erde verflossen sind."

Nägeli zeigt sodann, wie wir zur Erkenntniß von den Zuständen und Veränderungen der Körper und Körpergruppen gelangen. Er weist nach, wie alle Naturwissenschaften uns in der Kenntniß des uns Zugänglichen, des Endlichen, des Beschränkten bestehen und das Naturerkennen in der Anwendung des mathematischen Verfahrens auf die natürlichen Erscheinungen beruht. Einen Naturvorgang begreifen heißt gleichsam nichts anderes, als ihn denkend wiederholen, ihn in Gedanken hervorbringen.

Du Bois-Reymond, der Vorgänger Nägeli's, will dagegen, wie wir oben gezeigt haben, alles Naturerkennen auf die Mechanik der Atome zurückführen, d. h. auf berechenbare Bewegungen der kleinsten, für uns nicht mehr wahrnehmbaren Körpertheilchen. Er begnügt sich nicht mit der dem menschlichen Forschen und Denken begreiflichen endlichen Theibarkeit, sondern verfolgt die Theilung bis zu den undenkbaren wirklichen Einheiten und stellt damit die Bedingungen für das unmögliche, absolute Erkennen. Dem gegenüber macht Nägeli geltend: Da es sich für uns nicht um göttliche, sondern um menschliche Erkenntniß handelt, so dürfen wir von dieser auch nicht mehr verlangen, als daß sie in jeder endlichen Sphäre bis zum mathematischen Begreifen vordringe. Die naturwissenschaftliche Erkenntniß muß nicht nothwendig mit hypothetischen (vermutheten) und unbekannten Dingen beginnen. Sie findet ihren Anfang überall, wo der Stoff sich zu Einheiten gleicher Ordnung gestaltet hat, die unter einander verglichen und durch einander gemessen werden können, und überall, wo solche Einheiten zu zusammengesetzten Einheiten höherer Ordnung zusammentreten und das Maß für deren Vergleichung unter einander und mit sich selbst abgeben.

Die naturwissenschaftliche Erkenntniß kann auf jeder Stufe der Organisation oder Zusammensetzung des Stoffes beginnen: beim Atom der chemischen Elemente, welches die chemischen Verbindungen bildet, beim Molekul der Verbindungen, welches den Krystall zusammensetzt, beim krystallinischen Mizell, welches die Zelle und deren Theile, bei der Zelle, welche den Organismus aufbaut, beim Organismus oder Individuum, welches das Element der Speziesbildung wird.

Jede naturwissenschaftliche Disziplin findet ihre Berechtigung wesentlich in sich selber.

Nachdem Nägeli in einfachster und doch so erschöpfender Weise die drei Theilfragen über die Fähigkeit des Ich, über die Zugänglichkeit der Natur und über das Wesen des menschlichen Begreifens beantwortet hat, kommt er erst zur sichern Feststellung der Schranken naturwissenschaftlicher Erkenntniß.

Hier gipfelt sein Votum; hier gewinnen wir den weitesten Ausblick auf das uns zugängliche Feld des Wissensdranges; hier werden uns die Aufgaben klar vorgezeichnet und die Hoffnungen auf die Früchte aller mühsamen Forschung in bleibender Farbe vor das freudig erregte geistige Auge hingestellt.

Nicht zu stummer Resignation, sondern zur mannhaften Zuversicht führt uns der Altmeister physiologischen Forschens. Und aus seinem Munde, dem seit mehr als drei Jahrzehnten die jungen Generationen exakter Forscher die Methode des Denkens und Untersuchens abgelauscht haben, fließt immer wieder die junge Begeisterung, zugleich aber der erfahrene, weise Warnruf vor Ueberstürzung und eiteln Träumereien. An Nägeli hat die Reaktion kein Haar zu krümmen vermocht; er ist nicht alt geworden, sondern jung geblieben und wird den Jungen allezeit das würdigste Vorbild bleiben.

Sein Schlußvotum über die Schranken des naturwissenschaftlichen Erkennens wird für alle Zeiten ein klassisches Dokument aus unsern bewegten Tagen bleiben. Hier die Quintessenz.

Wir können nur das erkennen, wovon uns die Sinne Kenntniß geben und dies beschränkt sich nach Raum und Zeit auf ein winziges Gebiet und wegen mangelnder Ausbildung von Sinnesorganen wahrscheinlich nur auf einen Theil der in diesem Gebiet befindlichen Naturerscheinungen. — Für alles Endlose oder Ewige, für alles Beständige, für alle absoluten Verschiedenheiten haben wir keine Vorstellungen. Wir wissen genau, was eine Stunde, ein Meter, ein Kilogramm bedeutet, aber wir wissen nicht, was Zeit, Raum, Kraft und Stoff, Bewegung und Ruhe, Ursache und Wirkung ist.

„Wir können nur das Endliche, aber wir können alles Endliche erkennen, das in den Bereich unserer sinnlichen Wahrnehmung fällt."

Wäre man sich dieser Wahrheit allezeit bewußt gewesen, so wäre die Wissenschaft und die öffentliche Meinung vor manchem Irrthum bewahrt geblieben. Hierher gehören z. B. die irrthümlichen Ansichten, als ob zwischen der unorganischen und der organischen Natur, und zwischen der materiellen und der geistigen Natur eine unüberschreitbare Grenze bestehe.

Es wird für jeden denkenden Menschen von Interesse sein, hier dem Redner bei Widerlegung der verbreitetsten und der wichtigsten aller irrigen Meinungen (über Materie und Geist) zu folgen. Das ist um so lohnender, als uns Nägeli zeigt, in welchem Gegensatz er zu Du Bois-Reymond steht, welch' letzterer das Bewußtsein — die geistige Kraft — als unlösbares Räthsel, als ewiges Mysterium betrachtet wissen will.

Die Einwürfe gegen den innigen Zusammenhang zwischen körperlicher und unkörperlicher (immateriell-geistiger) Natur ziehen die trennende Kluft an verschiedenen Stellen. Einmal soll die belebte Natur überhaupt (oder die „beseelte" Natur, insofern man auch den Pflanzen eine Seele zuschreibt), dann die mit Empfindung begabte Thierwelt, endlich das geistig bewußte Menschengeschlecht etwas absolut besonderes darstellen, indem auf der höhern Stufe neue immaterielle oder ewige Prinzipien zur Geltung kommen.

Nun muß allerdings zugegeben werden, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus gegen den Glauben an immaterielle Kräfte in direkter Weise nichts unternommen werden kann; denn der Naturforscher kann ihre Nichtexistenz nicht beweisen; aber er kann zeigen, daß jener Glaube durchaus überflüssig ist, da sich alles auf natürlichem Wege erklären läßt und daß die Behauptung jener immateriellen Kräfte unwahrscheinlich ist, weil solche Kräfte mit unserer Erfahrung im Widerspruch stehen.

Wer Einsicht und Erfahrung genug besitzt, kann sehen, daß von dem klarsten Bewußtsein des Denkers durch das dunklere Bewußtsein des Kindes bis zur Bewußtlosigkeit des im Mutterleib liegenden Keimes und zur Gefühllosigkeit der menschlichen Eizelle, — daß vom hellen Bewußtsein des Dichters und Forschers

durch das dunklere Bewußtsein unentwickelter Menschenrassen und höherer Thiere bis zur Bewußtlosigkeit der niedern Thiere und Sinnpflanzen, ja bis zur Gefühllosigkeit der übrigen Pflanzen eine allmähliche Abstufung stattfindet, ohne daß man im Stand wäre, irgendwo zwischen den verschiedenen Stufen eine schroffstehende Grenze zu ziehen. Ja, diese Abstufung ohne schroffe Grenzen ist auch wahrnehmbar von dem Leben des thierischen Eies und der Pflanzenzelle an durch mehr oder weniger leblose organisirte Elementargebilde (Theile der Zelle) bis zu den Krystallen und chemischen Molekülen.

Nun folgert Nägeli in klarster Weise: Wie alle Organismen, Pflanzen, Thiere und Menschen, nur aus Stoffen bestehen und gebildet worden sind, die in der unorganischen, in der sogenannten leblosen Natur vorkommen, so sind selbstverständlich auch die den Stoffen anhaftenden Kräfte mit in die Bildung eingetreten.

Wenn Stoffe zusammentreten, so vereinigen sich ihre Kräfte zu einer Resultirenden, welche die neue, allerdings nur relative Eigenschaft des entstandenen Körpers darstellt.

So ist zum Beispiel Zinnober = Quecksilber + (plus) Sauerstoff — (minus) Wärme. Zucker = Kohle + Wasserstoff + Sauerstoff — Wärme.

So sind auch Leben und Gefühl neue relative Eigenschaften, die den Eiweißmolekülen unter besondern Umständen zukommen. Dem entsprechend zeigt uns die Erfahrung, daß das Geistesleben überall auf's innigste mit dem Naturleben zusammenhängt, daß das eine das andere beeinflußt und ohne dasselbe nicht bestehen kann.

Es ist daher nothwendig, daß, wie überall in der Natur, Kräfte und Bewegungen dem Stoffe anhaften, mit andern Worten, daß sie aus den allgemeinen Kräften und Bewegungen der Natur zusammengesetzt sind und nach Ursache und Wirkung mit denselben zusammenhängen.

Dieser Forderung eines ursächlichen Zusammenhanges kann sich kein Naturforscher, welcher nicht bewußt oder unbewußt seinem obersten Grundsatz untreu wird, entziehen. Die Aufgabe wäre also die, zu erkennen, wie die Kräfte des unorganischen Stoffes in dem zu Organismen gestalteten Stoffe sich vereinigen, daß ihre Resultirende, d. h. das Ergebniß dieser Kräftevereinigung, Leben, Gefühl, Bewußtsein darstellt.

Die Erfüllung dieser Aufgabe liegt in der Ferne, aber sie ist möglich.

Nägeli zeigt ferner, wie Du Bois-Reymond, indem dieser die Empfindung und das Bewußtsein als außerhalb des Gesetzes zwischen Ursache und Wirkung stehend und als ewiges Räthsel betrachtet, einem neuen Dualismus ruft, der das naturwissenschaftliche Bewußtsein nur wenig befriedigen kann. Nägeli sucht daher eine Lösung, und diese liegt ziemlich nahe, wenn wir das Urtheil über die Erscheinungen in der organischen Natur auch auf diejenigen in der unorganischen Natur ausdehnen.

Es ist zuzugeben, muß sogar zugegeben werden, weil wahr, daß wir nur die materiellen Bedingungen des Geisteslebens erkennen können, daß uns aber das Zustandekommen derselben aus ihren Bedingungen für immer verborgen bleibt. Aber die gleiche Schranke wie in den geistigen, finden wir in allen rein materiellen Vorgängen. Wir wissen z. B. aus Erfahrung, daß ein in die Luft geworfener Stein auf die Erde fällt und wir sagen, es geschehe deshalb, weil die Erde ihn anziehe; allein diese Anziehung ist für uns unbegreiflich. Die von der Physik und Chemie in allen Schulen gebrauchten Ausdrücke „Anziehung" und „Abstoßung" sind nur kurze Ausdrücke, welche Reihen von gleichartigen Vorgängen zusammenfassen, aber es sind keine Erklärungen. Die Schwierigkeiten für die Erkenntniß unorganischer Erscheinungen sind grundsätzlich die nämlichen, wie diejenigen, auf welche wir bei den organischen Vorgängen stoßen.

Aber gerade hierin finden wir die Brücke zu einer einheitlichen Auffassung der Natur. Nägeli geht bei seinem Nachweis, wie es die naturwissenschaftliche Methode verlangt, von dem Bekannten aus, um daraus eine Vorstellung über das uns Unbekannte zu gewinnen. Das Bekannte ist die geistige Erscheinung.

Wir kennen das Geistesleben nur aus zahlreichen subjektiven Erfahrungen; wir wissen, daß wir Schlüsse machen, daß wir uns erinnern, daß wir Lust und Schmerz empfinden. Daß verwandte, aber unentwickelte Vorgänge bei Kindern und höheren Thieren vorkommen, schließen wir aus ihren Handlungen und aus ihren körperlichen Aeußerungen, die wir als Ausdruck von Gemüthsbewegung und Empfindung deuten. Dafür, daß auch die niedern Thiere noch Empfindung besitzen, die nur gradweise von der bewußten Empfindung des Menschen verschieden ist, haben wir thatsächliche Beweise blos in ihren auf Reiz erfolgenden Bewegungen und in dem wichtigen Umstande, daß diese Reizbewegungen mit den aufsteigenden Thierklassen durch alle Abstufungen in die komplizirtesten Vorgänge des menschlichen Gehirns übergehen. Von den Reizbewegungen der niedersten Thiere kommen wir unvermerkt zu denen der einzelligen Pflanzen und der Sinnpflanzen. Manche einzellige Pflanzen bewegen sich im Wasser wie Thierchen; selbst viele mehrzellige Pflanzen, welche im ausgewachsenen Zustande bewegungs- und empfindungslos erscheinen, beginnen ihr Leben mit einer thierartig sich bewegenden Zelle, was früher zu der Meinung Anlaß gab, als existirten wirklich Organismen, die während ihres Lebens bald Thier, bald Pflanze seien. Wir gelangen unvermerkt und durch die feinsten Abstufungen von den einzelligen und von den Sinnpflanzen zu den Vorgängen der scheinbar reizlosen Gewächse, welche hinwieder von den Vorgängen in der unorganischen Natur nicht zu trennen sind. Zwischen den Reizbewegungen der Pflanzen und Thiere und den scheinbar reizlosen Bewegungen unorganischer Körper ist aber kein anderer Unterschied als der, daß beim Reiz eine mächtige Ursache auf zahllose, gleichartig geordnete Stofftheilchen wirkt und dadurch eine bemerkbare Orts- und Empfindungsbewegung hervorbringt, während beim Mangel dieser bemerkbaren Bewegung die Ursache der nach verschiedenen Richtungen erfolgenden Bewegungen der Stofftheilchen nicht als Reiz bezeichnet wird.

Bei den höheren Thieren ist mit der Reizbewegung deutlich Empfindung verbunden. Aber wir müssen Empfindung auch den niederen Thieren zugestehen, und wir haben keinen Grund, den Pflanzen und den unorganischen Körpern Empfindung abzusprechen.

Die Empfindung versetzt uns in Zustände des Wohlbehagens oder Mißbehagens. Im allgemeinen entsteht das Gefühl der Lust, wenn den natürlichen Trieben Befriedigung wird, das Gefühl des Schmerzes, wenn diese Befriedigung versagt wird. Da alle materiellen Vorgänge aus Bewegungen der Moleküle und Elementatome zusammengesetzt sind, so müssen Lust und Schmerz in diesen kleinsten Theilchen ihren Sitz haben; sie müssen durch die Art und Weise bedingt werden, wie die kleinsten Theilchen den auf sie einwirkenden Zug- und Druckkräften folgen können.

„Die Empfindung ist also eine Eigenschaft der Eiweißmoleküle, und wenn sie den Eiweißmolekülen zukommt, müssen wir sie auch denen der übrigen Stoffe zugestehen."

Wenn nun die Moleküle — sagt Nägeli weiter — irgendetwas besitzen, was der Empfindung, wenn auch noch so ferne, verwandt ist, — und wir können nicht daran zweifeln, da jedes die Gegenwart, die bestimmte Beschaffenheit, die besondern Kräfte des andern empfindet und entsprechend dieser Empfindung den Trieb der Bewegung hat und unter Umständen auch wirklich sich zu bewegen anfängt, gleichsam lebendig wird, da ferner solche Moleküle die Elemente sind, welche Lust und Schmerz bedingen, — wenn also die Moleküle etwas der Empfindung Verwandtes verspüren, so muß es Wohlbehagen sein, wenn sie der Anziehung oder Abstoßung, ihrer Zuneigung oder Abneigung folgen können, Mißbehagen, wenn sie zu einer gegentheiligen Bewegung gezwungen sind, weder Wohlbehagen noch Mißbehagen, wenn sie in Ruhe bleiben.

Da nun die Moleküle mit mehreren Zug- und Druckkräften auf einander einwirken, so werden, wenn sie in Bewegung gerathen, von ihren Neigungen immer die einen befriedigt, die andern beleidigt. Diese verschiedenen Empfindungen sind aber nothwendig nach Beschaffenheit und Stärke ungleich, je nachdem sie durch die allgemeine Gravitationsanziehung, durch die allgemeine Abstoßung der Elastizität und der Wärme, durch elektrische und magnetische Anziehung und Abstoßung, durch chemische Verwandtschaft verursacht werden. Die einfachsten Organismen, die wir kennen, die Moleküle der chemischen Elemente, werden also gleichzeitig von mehreren qualitativ und quantitativ (nach Eigenschaft und Stärke) verschiedenen Empfindungen bewegt, die sich zu einer Gesammtempfindung der Lust oder des Schmerzes zusammensetzen.

Wir finden somit auf der niedersten und einfachsten Stufe der Stofforganisition, die wir kennen, wesentlich die nämliche Erscheinung, wie auf der höchsten Stufe, wo sie uns als bewußte Empfindung entgegentritt. Die Verschiedenheit ist nur eine gradweise. (Schluß folgt.)



für vierstimmigen Chor.

Nicht zu rasch.
Kräftig.

Pollack-Friwitzer.

Zer-trüm-mert ist der er-ste Bau, den uns-re Brü-der kühn er-rich-tet, noch war der Früh-ling all-zu rauh, es liegt die jun-ge Saat ver-nich-tet, die jun-ge Saat zum frei-en Staat, zu Ehr' und Ruhm dem Menschen-thum, zum glei-chen Recht für al-le. Zu Ehr' und Ruhm dem Men-schen-thum, zum glei-chen Recht für al-le.

(Bass: zu Ehr' und Ruhm — dem Men-schen-thum das glei-che Recht — zu Ehr' und Ruhm — dem Men-schen-thum das glei-che Recht)

2. Ein Kampf war es wie nie vorher,
Sein oder Nichtsein klang die Frage,
Hier fiel das Vorrecht, liebeleer,
Die neue Zeit dort in die Waage,
Die neue Zeit,
Die uns befreit
Von Druck und Last
Die sonder Rast
Will gleiches Recht für alle!

3. Der Knechtschaft Schergen siegten ob,
Sie wälzten sich im Blut der Rothen,
Und so wie sie der blaue Mob —
Zur Rache rufen drum die Todten!
Zur Rache! — Nein!
Zum Sieg allein,
Trotz Feindes Wuth
Mit heil'ger Gluth
Zum gleichen Recht für alle!

4. Ein andrer Frühling kommt wohl bald,
Um allem Schlaf ein End' zu machen,
Dann wird, ein Phönix an Gestalt,
Aus seinem Traum das Volk erwachen,
Aus seinem Traum;
Giebt weiten Raum
Der Weisheit Rath,
Dem freien Staat,
Dem gleichen Recht für alle.

Aug. Geib.

Der Morgen nach dem neunten Thermidor.

(Schluß.)

Vier Wochen lang, Tag und Nacht, schanzt und feilt er an seiner „großen Rede“; ein unfreiwilliges Penelope-Gewebe, erheischt sie jeden Tag Umänderung dessen, was in der Nacht fertig geworden. Es ist ein Werk ohne Ende. Doch die Ereignisse drängen — das Wasser ist bis an den Hals gestiegen — es ist keine Zeit zu verlieren — es muß eingehalten werden mit dem Korrigiren, Radiren, Interpoliren — —.

Am achten Thermidor (26. Juli) des Jahres 1794 präsentirt sich Robespierre in dem Konvent, wo er ganz fremd geworden war; er trägt den himmelblauen Rock und hat seine Rede unter dem Arm.

Wehe den Feinden!

Er liest die Rede ab — er hat gelernt, seine Reden gut zu lesen. Es sind verdeckte Drohungen darin, eingewickelt in Phrasen aus Rousseau und kleinbürgerliche Gemeinplätze (Schwärmereien für die „fortunes modiques“ — mäßige Vermögen —; Zärtlichkeiten für die „citoyens peu fortunés“ — die Bürger mit kleinem Vermögen — und für die „Rentiers“!) Die „Tugend“ soll herrschen, die „unreinen Elemente“ entfernt werden.

Die verdeckten Drohungen reizten um so mehr, weil verdeckt — mit den „unreinen Elementen“ konnte jeder gemeint sein, und was unter „entfernen“ zu verstehen, das besagten die gefüllten Henkerkarren, die man Tag für Tag vorbeirumpeln hörte. Durch ihre Unbestimmtheit wurden die Drohungen allgemein, — sie mußten dem Redner neue Feinde erwecken, anstatt die alten einzuschüchtern; — ein Kind hätte das dem tüftelnden, grübelnden Mann der „richtigen Mitte“ sagen können.

Indeß momentan reißt die Rede den Konvent hin. Beifall ertönt. — Es wird — ein damals übliches Zeichen der Anerkennung — mit Akklamation beschlossen, die Rede drucken zu lassen und in die Provinz zu versenden.

Die Schlacht ist gewonnen; das Papierröllchen, auf welchem die Rede steht, hat sich als wuchtige Herkuleskeule erwiesen, vor der die Feinde zerstäubt sind. — Robespierre's Antlitz leuchtet auf; sein Glaube an den „Logos“, das „Wort“, das allmächtige Wort hat ihn also nicht getäuscht!

Doch nur einen Augenblick sollte der holde Wahn währen. Die Gegner haben den Eindruck der Rede rasch abgeschüttelt. Rufe erschallen: „Wo, wer sind die ‚unreinen Elemente‘? Namen nennen!“ Die Majorität ist noch etwas zaghaft. Die Maratisten Charlier und Bentabole, die es dem „Unbestechlichen“ nicht vergessen konnten, daß er dem „Freund des Volkes“ (Marat) bei jeder Gelegenheit einen tugendhaften Nackenschlag zu versetzen gesucht hatte, treiben das feige Gesindel der Gesellschaftsrettungs-Kandidaten vorwärts.

„Namen nennen!“ — Der Beschluß, „die Rede“ drucken zu lassen und in die Provinz zu versenden, wird zurückgenommen. — Robespierre, verblüfft, niedergedonnert, packt seine Rede unter den Arm und marschirt traurig nach Haus — den Gegnern, die jetzt erst das volle Bewußtsein ihrer Macht erlangen, das Feld überlassend. — —

Zu Haus angelangt, sagt er zu dem Tischler Duplay, seinem Schwiegervater in spe, bei dem er wohnte: „Nur eine Minorität ist gegen mich, aber die Majorität ist rein!“ — — Die „Minorität“ — das war der Berg, mit den Maratisten, Dantonisten, — allerdings auch die Lumpen Fouché, Tallien, Collot d'Herbois, denen Robespierre durch seine reaktionäre Politik das Staatsruder in die Hände gedrückt hatte. Die „reine Majorität“, auf die er seine Hoffnung setzt, das sind die „Kröten des Sumpfes“ — die Rotte der Gesinnungslosen, verkappte Reaktionäre, die nur auf den Moment warten, wo sie sich wie Schakale über die von Robespierre niedergehetzte Revolution herstürzen können.

Kurz, Robespierre war auf den „Sumpf“ gekommen — in den Sumpf.

Am selben Abend macht er noch einen Spaziergang mit seiner Braut und stellt sentimentale Betrachtungen an über den Sonnenuntergang.

In dieser leidensseligen, katzenjämmerlichen Stimmung verfügt er sich hierauf in den Jakobinerklub. Von verschiedenen Seiten wird ihm gerathen, das Prävenire zu spielen, das Signal zur Sprengung des Konvents zu geben. Aber niedergeschlagen lehnt er solch „ungesetzliche“ Rathschläge ab. In düsterster, seine Anhänger vollends entmuthigender Melancholie verliest er dann seine in's Wasser gefallene Konventsrede, sie für sein politisches Testament — testament de mort — erklärend, und bereitet sich — zum Tod vor, statt zum Kampf. — Doch noch ist nicht alles verloren, noch sieht er Eine Möglichkeit der Rettung. Nicht in den revolutionären Streitkräften, die ihm thatsächlich zu Gebote stehn — nein, in einer Rede, die Saint Just den nächsten Tag im Konvent halten soll.

Der nächste Tag ist da. — Suprema dies. Der Tag der Sühne, des Gerichts. Robespierre hüllt sich in seinen himmelblauen Rock und seine feierlichste Miene, und geht in den Konvent. Saint Just beginnt seine Rede. Noch ehe er mit der Einleitung fertig, wird er unterbrochen. Die Gegner haben begriffen, daß die Zeit des Redens vorbei. Die tausendmal geschilderte Szene erfolgt. Robespierre will sprechen. Kann er nur zum Wort kommen! Das allmächtige Wort wird ihn retten! Die Verschwörer schreien ihn nieder. Er klammert sich an die Tribüne. „Das Blut Danton's erstickt dich!“ ruft ihm wüthend der Dantonist Garnier zu. Verzweifelnd wendet sich Robespierre an die Rechte, an die „Kröten des Sumpfes“: „Von euch, ihr tugendhaften Männer, erwarte ich die Gerechtigkeit, die jeder Angeklagte erwarten darf — nicht von diesen Nichtswürdigen (dem Berg!). An euch, ihr reinen Männer („Kröten des Sumpfes“!) wende ich mich! Nicht an die Briganten (Räuber — den Berg!)!“ (Michelet, Bd. 6, S. 359, Pariser Ausgabe von 1869.

Wildes Hohngelächter ist die Antwort. „Nieder mit dem Tyrannen!“ Die Contrerevolution, deren Werk er so erfolgreich verrichtet, brauchte den „Unbestechlichen“ nicht, konnte ihn nicht brauchen.

Die Verhaftung Robespierre's, Couthon's, Saint Just's, des jungen Robespierre und Lebas' wird dekretirt und einige Stunden später die fünf gefangenen Abgeordneten nach fünf verschiedenen Gefängnissen abgeführt.

Es ist 6 Uhr abends. Robespierre mit seinen Wächtern erscheint an der Pforte des Luxembourg-Gefängnisses. Die Gefängnißvorstände, zwei eifrige Jakobiner, Faro und Witchiritz, nehmen ihn nicht auf; von der Commune, die in Permanenz sitze, sei der Befehl da, er solle sofort auf's Stadthaus kommen.

Robespierre ist frei. Aber er weigert sich, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen; denn er ist nicht gesetzlich in Freiheit gesetzt! Vergebens stellen die Freunde ihm vor, daß alles gewonnen, wenn er kühn den Feinden die Stirne biete; daß es Wahnsinn sei, in die Gewalt der Verschwörer zurückzukehren. Robespierre bleibt unerschütterlich. Das „Gesetz“ ist heilig und unverletzlich, auch wenn es den Tod bringt. Er stellt sich freiwillig als Gefangener auf der Polizei.

Inzwischen sind seine Anhänger nicht unthätig. Sie bereiten sich zum Kampf. Henriot, Kommandant des Restes der Revolutionsarmee, der ebenfalls verhaftet worden war, aber seine Freiheit wiedererlangt hatte, steht an der Spitze seiner Truppen, die vor Begier brennen, den Konvent zum Fenster hinauszuwerfen; der Jakobinerklub harrt auf das Zeichen zum Losschlagen; die Commune, obgleich durch Robespierre geschwächt, hält zu ihm und verfügt über ausreichende Mittel.

Nur der Führer fehlt.

Um 10 Uhr abends wird Robespierre von seinen Anhängern gewaltsam aus der freiwilligen Haft herausgeholt: „Vous me perdez! Vous me perdez!“ — „Ihr richtet mich zu Grunde!“ jammert er den Befreiern in die Ohren. Man eskortirt ihn auf's Stadthaus, wo, nebst seinen ebenfalls befreiten Kollegen, die Commune und Deputationen der Jakobiner versammelt sind und die nöthigen Maßregeln anordnen, um den Staatsstreich der Konventsmajorität zunichte zu machen.

Robespierre hemmt die Ausführung. Der „gesetzliche Weg“ soll nicht verlassen werden. Das Gesetz ist heilig und unverletzlich. Wer das „Gesetz“ hat, darf morden und todtschlagen; wer nicht, muß sich morden und todtschlagen lassen — im Sterben noch die Mordwaffe „Gesetz“ anbetend.

Unterdessen wäre der Konvent, der seinen Mann noch nicht kannte, vor Angst schier gestorben. Auf die Nachricht, daß Robespierre auf's Stadthaus entführt worden, war es den erschreckten Verschwörern zu Muthe, wie einem Taubenschwarm, in

dessen Schlag sich der Marder einschleicht. Entsetzt laufen sie im Saale herum, einander trostlos anblickend. Wer mit guter oder auch schlechter Manier ausreißen kann, reißt aus. Die Zurückbleibenden erwarten jeden Augenblick das „böse Viertelstündchen" des Rabelais, wo sie die Reise durch's Fenster zu machen haben. „Sachons mourir, à notre poste!" „Sterben wir würdig auf unserem Posten!" ruft melodramatisch, um sich und den anderen Courage einzuflößen, der Revolutions-Komödiant Collot d'Herbois, und drapirt sich in würdevoller Geberde auf seinem Platz. Der nicht ausgerissene Rest folgt dem Beispiel, und stumm, an die bevorstehende Luftreise denkend, sitzen die „Senatoren" da, eine lebendige Karrikatur des römischen Senats beim Einstürmen der Gallier.

Aber es bleibt still draußen; kein Trommelwirbel, kein Tumult nahender Volksmassen. Die „Senatoren" beginnen Hoffnung zu schöpfen. Das unwürdigste Leben ist doch besser als das würdigste Sterben. Vielleicht gibt es Rettung. Allmählich treffen auch beruhigende Nachrichten von außen ein. — Die „Senatoren" stehen von ihren Sitzen auf. — Einige eilen sogar hinaus, um zu „kämpfen" — falls es nöthig. Schon vorher, gleich als man die Befreiung Robespierre's erfahren, hatten sich die Dantonisten Bourdon, Legendre u. a. in die Distriktsversammlungen*) begeben, um den hier noch immer zahlreichen Anhang der Hebertisten und Dantonisten zum Rächerwerk an deren Mörder aufzustacheln.

Und Robespierre, der „gewaltige Volkstribun" der Philister- und Polizei-Legende? Was that er? Nichts. Garnichts? Nichts. Der Konvent hat seine Verhaftung gesetzlich beschlossen — und Widerstand gegen das Gesetz? Wie konnte man dem unfehlbaren Apostel des gesprochenen und geschriebenen Wortes eine solche Todsünde zumuthen? — — Selbstständiges Leben war nicht mehr in der Commune — dank Robespierre, der sein Möglichstes gethan, sie zu einem automatischen Anhängsel des Konvents zu degradiren. Sonst hätte sie auf eigene Faust das Banner der Insurrektion entrollt. Aber mit ihrem von Robespierre eingetrichterten Robespierre'schen Autoritätsglauben bedurfte sie einer Autorität, und die Autorität war Robespierre. Er sollte befehlen. „Nein!" Dank Robespierre konnte die Commune Robespierre nicht retten, wenn Robespierre nicht formell Ordre dazu gab. Robespierre gab die Ordre nicht. Er ist rathlos, hülflos.

Die Hebertisten hatten vier Monate zuvor nicht gehandelt**), weil sie Robespierre des Treubruchs und der kolossalen Dummheit, sie zu tödten, nicht fähig gehalten hatten; ihm wird das Schwert in die Hand gedrückt, das des Feindes, von dem keine Gnade zu erwarten, ist auf seine Brust gezückt — er weist das angebotene Schwert zurück, läßt den Arm sinken. — Freilich, es waren nicht blos pedantische Gesetzlichkeitsskrupel, was ihn lähmte. Die Todten erhoben sich gegen ihn — seine Opfer. Die blutigen Köpfe Hebert's, Ronsin's, Chaumette's, Danton's, Camille's schmolzen zusammen in Ein furchtbares Medusenhaupt, das ihn versteinerte.

Ein letzter Versuch wird gemacht, ihn aufzurütteln aus der Todtenstarre, die ihn schon bei lebendigem Leibe erfaßt hat. Ein Aufruf an's Volk zum Losschlagen wird ihm zur Unterzeichnung vorgelegt. Legrand, Louvet, Payan, Lerebours haben ihre Namen schon drunter gesetzt. Maschinenmäßig ergreift Robespierre die Feder und schreibt: Ro——; dann hält er plötzlich ein: Au nom de qui? „In wessen Namen?" — Und er legt die Feder weg, ohne den Namen ausgeschrieben zu haben. „In wessen Namen?" „In wessen Namen", gestützt auf welchen Gesetzesparagraphen, mit Ermächtigung welcher gesetzlichen Behörde soll ich den Feind niederwerfen, der mich erdrosseln will? „In wessen Namen" die Faust zurückstoßen, die mir schon an der Gurgel ist? „In wessen Namen?" — Das kennzeichnet den Mann.

Das Blatt Papier mit dem Revolutionsaufruf und den zwei Buchstaben Ro—, ein paar braungelblich gewordenen Blutflecken daneben — ist noch in Paris zu sehen. Dieser Fetzen Papier, das ist Robespierre!

Robespierre unterzeichnete nicht, wie auch die Freunde ihn drängen mochten.

Die Zeit verrinnt. Der Zeiger der Stadthaus-Uhr weist auf zweieinhalb Uhr morgens. Im Stadthaus, aus dem Stadthaus heraus keine Handlung. Gegen das Stadthaus zieht das Gewitter heran. Der Konvent, merkend, daß ihm keine Gefahr droht, hat sich aufgerafft, Robespierre und Genossen für vogelfrei (außer dem Gesetz) erklärt. Bourdon und Legendre haben nicht umsonst in den Distrikten gewühlt. Eine kleine Armee, voran die Maratisten und Hebertisten des Distrikts Gravilliers, marschirt auf's Stadthaus los. Nirgends stoßen die Angreifer auf Widerstand. Sogar die Kanoniere Henriots haben sich zerstreut, weil ihnen keine Ordres zugegangen, und sie die Rath- und Hülflosigkeit Robespierre's und der anderen Geächteten sehn. Doch noch ehe das improvisirte Konventsheer das Stadthaus erreicht, tritt die Katastrophe ein. Ein junger Polizeiagent, namens Meda, der sich das Blutgeld verdienen will, dringt mit einigen Begleitern in den völlig unbewachten Stadthaussaal, wo Robespierre, in dumpfem Brüten, den Kopf in der Hand, an einem Tisch sitzt, umgeben von seinen Freunden, die er mit seiner Rath- und Hülflosigkeit angesteckt. — — Ein Knall — noch einer. Lebas hat sich erschossen. Auch Robespierre stürzt nieder; der Unterkiefer ist ihm zerschmettert — eine furchtbar schmerzhafte, jedoch nicht tödtliche Wunde. Hat er einen Selbstmordversuch gemacht? Oder hat Meda, wie dieser sich rühmt, ihn getroffen? Es war lange nicht entschieden und war auch schwer zu entscheiden. Die Natur der Wunde ließ beide Möglichkeiten zu. Indeß ist es jetzt doch ziemlich über allen Zweifel festgestellt, daß Robespierre in seiner Verzweiflung sich den Schuß selbst beigebracht.

Genug: Robespierre liegt mit zerschmettertem Unterkiefer am Boden, — der Kehraus findet statt: Kein Widerstand. Nicht der Schatten eines Widerstandes. Einen traurigeren Kehraus hat die Weltgeschichte nicht zu vermelden!

Die Todten reiten schnell. Wenige Stunden später, am nämlichen Tage wird Robespierre, nach der grauenhaften Schaustellung, die unser Bild in voriger Nummer (nach einem Gemälde von Lucien Mélingue) vorführte, mit 21 seiner Unglücksgefährten auf die Guillotine geschleppt, — die zwei nächsten Tage noch zusammen 82. Man muß reine Wirthschaft machen. —

Die Revolution hatte sich erfüllt. Sozialistisch konnte sie noch nicht werden — die ökonomische und politische Herrschaft des Bürgerthums war begründet. Mit Robespierre konnte das Bürgerthum nichts anfangen. Robespierre's Tugend war de trop, ein überflüssiges Möbel, eine Verlegenheit für die aufstrebende Bourgeoisie. Otez-vous de là! — Fort von hier, damit wir in Frieden die Orgien der neuen Bourgeoisgesellschaft feiern können! Robespierre mußte fallen — er brauchte nicht so kläglich zu fallen, aber fallen mußte er — und er war kein Lasker, der sich gemüthlich in die Tasche stecken und den Mund stopfen läßt; um ihn stumm zu machen, mußte sein Kopf in den Sack der Guillotine gesteckt werden.

Vier Monate, nachdem Robespierre geköpft worden, sprengte der Knüppel der Jeunesse dorée (vergoldeten Jugend — des vornehmen Pöbels) den Jakobinerklub.

Die Bourgeoisie hat nun das Verdeck „geklärt". Die Piratenfahne wird aufgehißt, und lustig geht's in die wogende See. Vogue la galère!

*) Versammlungen der verschiedenen Kommunalbezirke, in welche Paris seit dem Beginn der Revolution eingetheilt war, und in denen das eigentliche revolutionäre Leben pulsirte.

**) Während des Prozesses gegen die Hebertisten sagte Ronsin zu Momoro, der sich Notizen zu seiner Vertheidigung machte: „Was schreibst du da? Es ist verlorene Mühe! Das ist ein politischer Prozeß. Ihr habt gesprochen, als es galt zu handeln. Aber die Zeit wird uns rächen. Das Volk wird seine Richter opfern (victimera ses juges). Ich habe ein Kind, das ich angenommen habe. Wenn der Junge groß ist, wird er die Elenden erdolchen, welche uns in den Tod schicken. Er braucht dazu nur ein Messer für zwei Sous."

Sir Charles Lyell (Bild Seite 208) ist der größte Forscher, welchen die Geologie, die Wissenschaft von der Natur der Erde, aufzuweisen hat. Ihm verdanken wir den Sturz jener althergebrachten Anschauungsweise, nach welcher die gegenwärtige Formation der Erdoberfläche durch rasche und gewaltsame Umgestaltungen hervorgebracht worden sein sollte. In epochemachenden Werken wies er als Thatsache nach und durch stets neue Beobachtungen erhärtete er, daß die während der geschichtlichen Zeit und noch immerfort sich vollziehenden chemischen und physiologischen Vorgänge — ungemessene Zeiträume hindurch wirkend — vollkommen zur Erklärung unserer Erdphysiognomie ausreichen. Ebenso ist es sein Verdienst, unwiderleglich festgestellt zu haben, daß das Alter des Menschengeschlechts nicht nach Jahrtausenden, wie

die biblische Schöpfungsmythe behauptet, sondern nach Jahrhunderttausenden zählt. Sowohl die Resultate als die Methode seiner wissenschaftlichen Arbeiten stellen Lyell in die Reihe jener wenigen Geistesheroen, welche die Wissenschaft von den Kinderschuhen gedankenloser und abergläubischer Voraussetzungen befreit und auf den Boden vorurtheilsfreier Forschung versetzt haben. Lyell ward am 14. November 1797 zu Kinnardy, in der schottischen Grafschaft Ferfar, geboren, studirte von 1816 bis 19 als Fachstudium Jurisprudenz und ließ sich 1819 zu London als Sachwalter nieder. Da ihn von vornherein die Naturwissenschaften, besonders die Geologie, auf das lebhafteste angezogen hatten, trat er der londoner geologischen Gesellschaft als Mitglied bei und veröffentlichte 1826 seine erste geologische Arbeit. Der Erfolg derselben verschaffte ihm unter anderm die Vizepräsidentschaft der geologischen Gesellschaft und veranlaßte ihn, sich ganz der Geologie zu widmen. Nach einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien erhielt er 1831 eine Professur am Kingscollege; 1836 ward er Präsident der geologischen Gesellschaft. In den vierziger Jahren unternahm er wissenschaftliche Reisen nach Amerika, deren Resultate er in einer langen Reihe von Abhandlungen verwerthete; auch den europäischen Kontinent besuchte er zu wiederholtenmalen. Er starb am 22. Februar 1875 und ward in der Westminsterabtei, der Begräbnißstätte der berühmtesten Männer Englands, beigesetzt. G.

Zur Milchfrage. Unter den Bedürfnissen des täglichen Lebens nimmt gute, reine und unverfälschte Milch nicht den letzten Rang ein, namentlich sofern es sich darum handelt, ein künstliches Ersatzmittel für die Muttermilch zu beschaffen. Wie die große Mehrzahl der Nahrungsmittel unterliegt sie aber vielfach einer absichtlichen Fälschung, voran die Verdünnung mit Wasser, in zweiter Reihe die Entsahnung, oder aber sie unterliegt auf dem Wege des Transports zersetzenden Einflüssen und kommt nicht mehr in gutem Zustande in die Hände der Konsumenten. In ersterem Falle wird das Bedürfniß an Nahrungsstoffen für das damit erzogene Kind nicht gedeckt, es gedeiht nicht, während im andern Falle Erkrankungen der Kinder, welche bei diesen so häufig das Leben bedrohen, wie z. B. akute Darmkatarrhe, herbeigeführt werden. Man hat sich vielfach bemüht, diese Uebelstände zu beseitigen; aber nur in selteneren Fällen sind die Produzenten bereit gewesen, den namentlich von ärztlicher Seite an sie gestellten Forderungen entgegenzukommen. Grund und Boden sind im Werthe gestiegen, das Futtermaterial ist theurer geworden, und am Ende kann man es dem unter den jetzigen „Kulturverhältnissen“ lebenden und erwerbenden Landwirthe auch nicht verdenken, wenn er so handelt, wie das moderne Bürgerthum überhaupt: soviel Geld zu verdienen, wie es nur irgend angeht. Außerdem ist er auch nicht im Stande, eine sich immer gleichbleibende Milch zu liefern, wie sie namentlich das künstlich aufgezogene Kind bedarf. Die Lehrbücher der Chemie geben zwar folgendes mittlere Verhältniß für die Zusammensetzung der Milch an:

In 1000 Theilen	Frauenmilch	Kuhmilch	Ziegenmilch
Käsestoff	28,11	54,04	46,59
Butter	35,64	43,05	43,57
Zucker	48,17	40,37	40,04
Salze	2,42	5,48	6,22
Wasser	885,66	857,06	863,58

Aber diese Verhältnisse unterliegen schon bei normaler Ernährung der Frauen, resp. der Rinder und Ziegen, vielfachen Schwankungen. So ist z. B. der Buttergehalt der Kuhmilch, welche abends gemolken wird, beinahe noch einmal so groß, als der der Morgenmilch, Sommermilch ist butterreicher als Wintermilch, und der Zuckergehalt der Milch beträgt mittags ein Drittel mehr als abends und nachts. Einem noch größeren Wechsel unterliegt diese Zusammensetzung der Milch aber, wenn die Kühe nicht mit vor der Blüthe gemähtem Heu und mit Körnerfrüchten ernährt werden, sondern wenn sie auch Futtermittel aus Zuckerfabriken, Brauereien und Brennereien erhalten. Man hat früher weniger auf diese Unterschiede geachtet; erst in neuerer Zeit ist man darauf gekommen, die Erkrankungen mit Kuhmilch ernährter Kinder in der dem Wechsel unterworfenen Zusammensetzung derselben, wie in Eigenschaften zu suchen, welche von abnormen Futtermitteln (den Preßrückständen der Zuckerrübe, der Branntweinschlempe u. s. w.) auf sie übergehen, z. B. das leichte Säuern der Milch, ihre Eigenschaft, Blähungsbeschwerden, Durchfälle oder Verstopfung zu erregen, und naturgemäß drängte sich das Bedürfniß auf, eine stets sich gleichbleibende Milch zu beschaffen. In der Schweiz mit ihrer umfangreichen Viehzucht, stellte man schon seit längerer Zeit sog. kondensirte Milch her, welche, im Vacuum zur Syrupsdicke eingedampft und mit Zucker versetzt, sich geraume Zeit haltbar aufbewahren läßt und namentlich auf Seereisen verwandt wird. Sie brach sich bald als Kindernahrungsmittel Bahn, und eine Anzahl ähnlicher Fabriken, z. B. in Kempten ꝛc., machten der ursprünglichen Fabrik in Cham in der Schweiz Konkurrenz. Aus gleichen Bestrebungen entstanden die Fabriken sogenannten Kindermehls, welche die Milch vollständig eindampften, den Rückstand trockneten und pulverisirten und mit allerlei lobens- und unlobenswerthen Zusätzen zu vermehren bemüht waren. Alle diese künstlichen Präparate haben aber ihre Vortheile und Nachtheile. Zu den Vortheilen ist unbedingt zu rechnen, daß man die Milch jederzeit im Hause haben und zubereiten kann, und das ist in großen Städten viel werth; zu den Nachtheilen einerseits der hohe Preis der kondensirten Milch, denn wenn ein Liter guter Kuhmilch nach obengedachter Zusammensetzung 40 Pf. kostet, so kostet nach genauer Berechnung der in kondensirter Milch enthaltenen Milchtrockensubstanz diese 57 Pf. pro Liter, andererseits aber enthält die kondensirte Milch einen großen Zusatz von Rohrzucker, um sie haltbar aufbewahren zu können. Dieser Rohrzuckergehalt ist dreimal so groß als der Milchzuckergehalt der Frauenmilch. Obgleich nun Rohrzucker und Milchzucker, wie der Chemiker sagt, isomer sind, so ist doch ihre Wirkung auf den menschlichen Körper eine sehr verschiedenartige, denn während jener leicht gährt, ist letzterer nur schwer gährungsfähig. Der Zusatz von Rohrzucker zur Kuhmilch kann diese der an Milchzucker sehr reichen Frauenmilch also nicht ähnlich machen; im Gegentheil müssen die Nachtheile eines Gährungsprozesses im Darmkanale hervorrufenden Präparates sehr bald eintreten. So enthusiastisch viele Aerzte daher diese kondensirte Milch aufgenommen hatten, ebenso sehr wird sie jetzt von den meisten verworfen, denn sie verursacht bei manchen Kindern Darmkatarrhe, und selbst wenn sie von unseren Kleinen vertragen wird, selbst wenn dieselben dabei scheinbar gedeihen, so sind sie doch in Krankheitsfällen weniger widerstandsfähig und erkranken, nach des Einsenders Erfahrungen, namentlich leicht an der englischen Krankheit. Man sieht sich deshalb neuerdings gezwungen, wieder zur Kuhmilch zurückzukehren, und da von den Landwirthen ein Entgegenkommen auf ärztliche Wünsche nicht zu erwarten und leider auch nicht überall zu verlangen ist, so entstanden in mehreren größeren Städten Milchkuranstalten, in denen man, genau nach ärztlichen Vorschriften, jahraus jahrein eine Anzahl von besonders ausgewählten, kerngesunden Kühen in luftigen, hellen Räumen untergebracht und durch geeignete Fütterung Milch in gleichmäßiger und guter Qualität erzielt. Der Preis der auf diese Weise erzielten Milch, deren Produktion unter Aufsicht eines Arztes, eines Thierarztes und eines Chemikers steht, stellt sich natürlich ziemlich hoch, in Frankfurt a/M. 50 Pf. pro Liter, namentlich wenn sich die Anstalt, wie dies nöthig, mitten in einer größeren Stadt befindet, wo die Miethen für Stallungen ꝛc. ziemlich hoch sind. Mit Recht stellt daher jemand in der Köln. Z. die Frage auf, ob nicht eine städtische Verwaltung im eigensten Interesse der Bürger handle, wenn sie die Räumlichkeiten zu solchen Anstalten kostenfrei hergäbe und sich dafür die unentgeltliche Ueberlassung einer gewissen Menge Milch ausbedänge, die gegen Vorzeigung von Milchmarken von den ärmeren Familien, die ohnehin der Unterstützung bedürftig sind, dort zu empfangen ist? Mit einem jährlichen Opfer von 1000 Mark wären in einer mittelgroßen Stadt vielleicht 30,000 Mark späterer Ausgaben für Krankenpflege, Arznei u. s. w. zu sparen. Dr. R.

„Der Schwarze kommt — versteck' dich, Büberl, der nimmt dich mit!“ (Bild Seite 209.) Das Büberl ist aber beim ersten Schritt zur Flucht vor dem gefürchteten schwarzen Manne aus lauter Aufregung hingefallen und schreit nun sein Entsetzen gottserbärmlich laut in die Welt hinaus. Die andern sehen vergnügt zu — der Vater schaut in steifem Behagen, ohne sich zu rühren, drein; die Mutter ist von einer Art Mitleid bewegt, aber schmunzelt doch über den gelungenen Spaß; die Magd ist gar vom Stuhle aufgestanden, um sich den amüsanten Anblick, den das geängstigte Würmchen darbietet, nicht entgehen zu lassen, und die beiden andern Kinder mögen zwar selber noch nicht große Helden sein, wissen aber doch, daß der Schwarze nicht beißt und daß eigentlich kein vernünftiger Grund zum Erschrecken vor seiner Erscheinung vorhanden ist; der Großvater allein nimmt keinen Antheil an dem Zwischenfall, der die Mahlzeit stört; er hört vielleicht und sieht etwas schlecht — nur der Magen ist noch gut, und die dampfende Suppe geht dem Alten über jeden Spaß. — Ein hübsches Bild — aber eine häßliche Manier: die armen Kleinen bei jeder Gelegenheit in Angst jagen und ihnen allerlei von der Gefährlichkeit der Kaminfeger, der Nachtwächter, Polizisten und anderer schwarzer Männer vorlügen! Einmal ist es eine Grausamkeit, so ein kleines Ding absichtlich zu erschrecken, und dann ist es Thorheit, den Kindern, die doch über kurz oder lang die Harmlosigkeit der landesüblichen Popanze kennen lernen, so handgreifliche Beweise zu liefern, daß es den Alten auf eine Unwahrheit mehr oder weniger nicht ankommt, wenn es einen sinnlosen Spaß gilt oder auch wenn es sich darum handelt, den frühzeitig schon in die Brüche gegangenen Respekt der Kinder vor den Eltern selbst durch die Furcht vor fremder Unerbittlichkeit zu ersetzen. Erzieht eure Kinder, aber benutzt sie nicht als Spielzeug, und erzieht euch selbst, damit eure Kinder an euch, die ihr seine natürlichen Vorbilder seid, keinen Makel finden, auch nicht den einer scherzhaften, d. i. läppischen Unwahrheit. G.

Daß die Herren Theologen in der Bibelkunde keineswegs immer sehr bewandert gewesen sind, dafür liefert ein Blick auf die kirchlichen Verhältnisse des 15. Jahrhunderts den Beweis. Die meisten Geistlichen kannten damals nur die Sonn- und Festtagsevangelien, und manche angesehene Theologen, die mit den Schriften der Kirchenväter wohl bekannt waren, gelangten erst im hohen Alter zur Kenntniß des Neuen Testaments. Von vielen Mönchen wurde das letztere, nachdem es

Reuchlin und Erasmus bekannt gemacht hatten, die Ursache aller Ketzereien und (wie von Konrad von Heresbach), einem Genossen des Priors und Inquisitionsvorstehers Jakob von Hochstraten) selbst „ein Buch voll Dornen und Gift“ genannt. Als Luthers Uebersetzung des Neuen Testaments erschien, verbreitete sich die Meinung, daß nur das Alte Testament durch göttliche Eingebung entstanden sei, während man das Neue als ein Werk Luthers hinstellte. An manchen Orten wurde der Gemeinde anstatt aus der Bibel aus Aristoteles', des griechischen Philosophen, Ethik (Sittenlehre) und aus den Schriften der Scholastiker (einer theologisch-philosophischen Richtung des Mittelalters) vorgelesen, und ein mittelalterlicher Schriftsteller theilt mit, er habe in seiner Jugend „nie eine Auslegung der zehn Gebote, des Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers und der Bibel überhaupt von der Kanzel gehört“. Der Inhalt der Predigten setzte sich neben allerhand Spitzfindigkeiten aus geistlichen Wundermärchen, lustigen Schwänken, abgeschmackten Historien, schmutzigen Possen und aus gemeinem, persönlichen Klatsch zusammen. Bei alledem aber häuften sich die kirchlichen Festtage, die Zahl der Heiligen, die Reliquien, die Wallfahrten ꝛc. ganz außerordentlich. An Kirchenfesten zählte man 33 große (wovon viele drei Tage dauerten) und 47 kleine, das alles ohne die übrigen Sonntage und die lokalen Diözesan- und Ortskirchenfeste. Die Reliquienverehrung leistete dem Aberglauben im höchsten Grade Vorschub: man verehrte allen Ernstes die „Schweißtropfen Christi“, „die Thränen Petri“, den „im Handschuh des Nikodemus aufgefangenen Athem des heiligen Joseph“, in Rom betrachtete und küßte man andächtig „Theile der Geißel, womit Christus die Wechsler aus dem Tempel trieb“, ja, man verkaufte solche Theile, sodaß die Länge der Geißel eine ganz außerordentliche gewesen sein muß. Ein französischer Herzog (Philipp von Orleans) nahm, wie seine eigene Gemahlin berichtet, regelmäßig eine Kappe voll Reliquien mit in's Bett. Die Wallfahrten arteten zu den rohesten Zechgelagen aus, und Müssiggang und Laster haben — alles ad majorem Dei gloriam! — in dieser Zeit eine Ausbreitung, wie kaum in einer andern Periode der Geschichte gefunden. Ein schönes Bild aus der Vergangenheit der Pfaffheit, die uns heute „zum Himmel“ weisen will! —

Dr. M. V.

Die „langen Häuser“ und die Wappen bei den Indianern.

Bis zur Ankunft der Europäer und noch lange über diesen Zeitpunkt hinaus findet man die Urvölker Amerikas, die Indier, kommunistisch in Geschlechtsgenossenschaften bei einander wohnen. Die Irokesen, der tüchtigste Indianerstamm, nannte sich das „Volk des langen Hauses“, eine Bezeichnung die als Merkmal der Geschlechtsgenossenschaft und des Kommunismus — mit Weibergemeinschaft — gilt. Bei den Irokesen waren die „langen Häuser“ schuppenähnliche Gebäude, von zwanzig bis dreißig Fuß Breite und hundert bis zweihundert Fuß Länge. Ein Mittelgang theilte das Haus in zwei Hälften, an beiden Seiten des Ganges war der Raum in Verschläge getheilt, die nach dem Gange hin offen waren und den Weibern mit ihren Kindern und den Männern, die sich ihnen beigesellt hatten, zur Wohnung dienten. Die Frauen, welche ein „langes Haus“ bewohnten, betrachteten sich als Schwestern, die älteren Frauen und Matronen aber wurden von ihnen als Mütter verehrt. Die Oberleitung des gesammten gemeinsamen Hauswesens lag diesen Müttern ob, ihnen fiel die Vertheilung der Jagdbeute der Männer unter die Hausbewohnerinnen zu, während den jüngeren Frauen die Ernte, das Sammeln der Früchte u. s. w. überwiesen war. — Ein Erbrecht gab es im „langen Hause“ nicht, das einzige Privateigenthum des Mannes bestand in seinen Waffen und Geräthschaften und diese fielen bei seinem Tode der Genossenschaft zu, soweit sie dem Krieger nicht mit in's Grab gegeben wurden. — Die „langen Häuser“ sind in Amerika vorherrschend, sie finden sich, wenn auch nur vereinzelt, noch heutzutage. Bei einzelnen Stämmen gab es auch runde Häuser, die etwa vierzig Fuß im Durchmesser hatten und im allgemeinen wie die langen eingerichtet waren. — Von hohem Interesse sind die an unsere Feudalritterschaft erinnernden Wappen, welche in Holz geschnitzt an den Giebeln der „langen Häuser“ angebracht waren und die Familiennamen repräsentirten. Es läßt sich in ihnen die Rangstufe erkennen, welche die Familie im Volksleben einnahm. Amphibien oder Wasserraubthiere sind Abzeichen erster Klasse, Raubvögel und Landraubthiere der zweiten und das übrige Thierreich, namentlich das jagdbare, der letzten Klasse. — Von großer Wichtigkeit ist, daß den Thieren der ersten Klassen wie bei den alten Aegyptern abgöttische Verehrung erwiesen wurde. Zum Theil sind die Spuren dieser Verehrung verwischt und bei niederen Stämmen nur noch daran erkennbar, daß die Ausübung des Priesteramtes an irgend eine Wasserthierfamilie geknüpft ist. — Wir erinnern hier nur noch daran, daß nach der Versicherung eines Historikers der alten Welt die ersten Menschen bei ihrer Ansammlung zu genossenschaftlichen Verbänden sich gewisse Thiere, die später heilig gehalten wurden, zum Merkzeichen erwählten. — Auf diese überraschende Uebereinstimmung in der Gesellschaftsbildung der alten und neuen Welt wollen wir später gelegentlich zurückkommen; der Nachweis wäre jedenfalls von großem Interesse, daß unsere blaublütige Aristokratie aus kommunistischen Geschlechtsgenossenschaften mit „freier Liebe“ hervorgegangen ist.

C. L.

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Feuerbach.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 15

1) Ça ira, 2) Haleb, 3) Adams, 4) Rochefort, 5) Lerida, 6) Elysium, 7) Siam, 8) Rousseau, 9) Orion, 10) Bauernkrieg, 11) Eduard, 12) Rehabeam, 13) Temple, 14) Danton, 15) Atlas, 16) Ravaillac, 17) Wolkenbruch, 18) Immortelle, 19) Newton.

Anfangsbuchstaben von oben nach unten: Charles Robert Darwin.
Endbuchstaben von oben nach unten: Abstammung d. Menschen.

Korrespondenz.

Berlin. G. P. Silbenräthsel zu gelegentl. Verwendung reservirt. — Moritz R. Das kleine Gedicht wird baldmöglichst aufgenommen. Warum aber immer so erstaunlich harmlos? — L. Sch—a. Das Gedicht ist hübsch, indessen erscheint es uns gegenüber der Künstler- und Menschengröße des Todten doch nicht bedeutend genug. Frdl. Gr.! — Dr. L's Bureau. Die beiden Romane sind angelangt und werden, sobald an sie die Reihe kommt, geprüft. — E. P. Die „packende Darstellung des Häßlichen“ ist Künstelei, Virtuosenthum, aber im strengen Sinne niemals Kunst. Die Kunst soll sittlich erheben, erziehen; das ästhetische Moment fällt bei ihm in eins mit dem ethischen; Künstlerwerke, die des ästhetisch-ethischen Gehaltes baar, sind — mögen sie auch technisch auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit stehen — Profanationen der Kunst. — Der Logogryph ist ganz hübsch, indeß machen die öfter schon zu solchen Zwecken gebrauchten Namen seiner Auflösung ihn für uns nicht verwendbar.

Frammersbach. Dr. K. M. Sie sind mit uns, wir mit Ihnen einverstanden. Frdl. Gr.

Breslau. Schneidermeister R. Sch. Ihren Ansichten wird die demnächst beginnende Polemik Ausdruck verschaffen. — Maurer H. Der Ihrem Räthsel zugrunde liegende Gedanke ist ganz gut, doch läßt die Form noch viel zu wünschen übrig.

Forst. H. M. Ihre Postkarte hat die Expedition zur sofortigen Beantwortung übernommen.

Magdeburg. A. B. Ihr Wunsch wird soweit möglich erfüllt. Die an uns gerichteten Zuschriften bitten wir nicht zu stenographiren.

Herrenalb. Dr. M. Die Nummern, welche Sie gewünscht, sind abgesendet. Was Sie zurückgesendet, war das allen ständigen Mitarbeitern zustehende Freiexemplar. Frdl. Gruß.

Weißenfels. F. K. Mit der Prüfung des Romans „Die Tochter des Millionärs“ ist bereits begonnen worden.

Darmstadt. E. K. Rechte Winkel werden gebildet durch zwei einander senkrecht schneidende Linien. Der Springerzug im Schachspiel setzt sich aus zwei Zügen zusammen: Zunächst zwei Felder nach irgendeiner Richtung in grader Linie, z. B. von e4 nach e6, nach g4, nach c2, nach c4; und dann im rechten Winkel ein Feld seitwärts; also: von e6 nach d6 oder f6, von g4 nach g5 oder g3, von e2 nach d2 oder f2, von c4 nach c5 oder c3, sodaß von e4 aus insgesammt Springerzüge möglich sind nach: d6, f6, g5, g3, f2, d2, c3, c5.

Silberberg. Fabrikarbeiter E. Sch. Versuchen Sie es bei Ihren Töchtern mit der „Deutschen Geschichte“ von Daniel Müller (1 Bd.) und lassen Sie später Schiller'sche Dramen (Tell und Wallenstein) folgen. Passable Novellen, z. B. solche von Otto Roquette, Paul Heyse, auch von Kinkel einzelnes, mögen Sie als leichtere Geisteskost zur Anregung des Lesebedürfnisses zwischenhinein gleichfalls gestatten, soweit in letzterer Beziehung die „N. W.“ nicht quantitativ genügendes Material liefern sollte. Von den Konversationslexiken würden wir Ihnen die neueste Auflage des kleineren Meyer'schen oder Brockhaus'schen empfehlen; beide sind in Lieferungen verhältnißmäßig ungemein billig zu beziehen, und bieten sehr viel des Wissenswerthen. Alle angegebenen Bücher beschafft Ihnen jede Buchhandlung.

Chemnitz. R. Sch. Wir nehmen alle Gedichte an, die uns gut scheinen; also probiren Sie es freundlichst!

Bremen. H. S. Für die Geographie ist vor allen Dingen ein guter Atlas nöthig, etwa Lichtenstein und Lange oder Sydow oder Stieler (mittlere Ausgabe), der erste ist der theuerste (4 Mark?); ferner ein kleines Handbuch: etwa die Geographie von Egli (2 M.?), für später das Buch von Guthe: „Lehrbuch der Geographie“. Steht Ihnen Geld zur Verfügung, so können Sie Sich, ehe Sie Guthe vornehmen, die „Erde“ von Réclus, bearbeitet von Ule, anschaffen und die „Allgemeine Erdkunde“ von Höchstetter und Pokorny. Diese beiden letzten Bücher leiten zugleich auch nach der beschreibenden Naturwissenschaft über. Die mathematische Geographie lernen Sie am besten nach der „Populären Himmelskunde“ von Diesterweg. Die deutsche Literaturgeschichte ist für Ihr Alter am besten von Höfer dargestellt: „Deutsche Literaturgeschichte für Frauen“ (1 Band 9 M.). Das Buch ist seinem Titel nach für Frauen bestimmt, aber für die Jugend überhaupt sehr lesenswerth. In der Geschichte ist noch die „Deutsche Geschichte“ von David Müller am geeignetsten, 1 Band stark. Für die französische Revolution ist Mignet am besten.

Aerztlicher Briefkasten.

Herrn K. Ueber die „Kampherheilmethode“ des kürzlich verstorbenen französischen Radikalen Raspail haben wir zwar hie und da Andeutungen in öffentlichen Blättern gefunden, aber es nicht der Mühe werth gefunden, uns näher mit den derselben zugrunde liegenden Ideen zu beschäftigen. Der Kampher war schon den arabischen Aerzten im vorigen Jahrtausend bekannt, denn Avicenna und Serapion sprechen davon, und Seth, der im zweiten Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung lebte, lieferte eine vollständige Beschreibung desselben und empfahl ihn gegen alle nur denkbaren Krankheitsformen. Aehnliche Empfehlungen anderer Arzneimittel wiederholen sich sehr oft in der Medizin, wofür wir Ihnen aus neuester Zeit nur die Salicylsäure anführen; denn uns Jüngern Aeskulaps braucht nur einer mit einem neuen Mittel zu kommen, so wird es probirt; und es ist nur zu bedauern, daß die Irrthümer, denen die Aerzte mitunter eine Zeitlang huldigen, so geraume Zeit im Volke widerhallen. So wurde z. B. das hie und da auf dem Lande noch übliche „Besprechen“ der Rose u. s. w. in früheren Jahrhunderten regelrecht von den sog. wissenschaftlichen Aerzten ausgeübt; sie nannten es „Carminiren“, zu Deutsch: „Ansingen“. Die moderne Wissenschaft hat diesen Unsinn selbstverständlich — leider bis jetzt in Bezug auf Arzneimittel nur zum Theil — aus ihrem Gebiete verbannt; sie hat den Wirkungskreis der verschiedenen Arzneimittel immer mehr eingeengt und die große Mehrzahl derselben in die Rumpelkammer geworfen. Namentlich aber kann von einer Heilmethode mit Kampher, welche dieses Mittel als ein Universalheilmittel gegen eine ganze Reihe von Krankheitsprozessen auf verschiedener anatomischer Grundlage einzuführen bemüht ist, gar keine Rede sein. Der Kampher ist ein gutes Analepticum, d. h. die Kräfte vorübergehend belebendes Mittel, und vielleicht gebührt ihm auch ein Platz unter den Mitteln gegen Infektionskrankheiten, denn er hat sogenannte antiparasitäre Eigenschaften. Nur will er mit Vorsicht gebraucht sein, denn Verlust der Manneskraft ist nicht selten nach seinem Gebrauche beobachtet worden.

Dr. Resau.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 21. Januar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Und Martha? Sie war, nachdem Wolfgang sich verabschiedet hatte, vielleicht noch schweigsamer als gewöhnlich geworden und hatte, als Frau von Larisch und Emmy ihr günstiges Urtheil über den jungen Mann abgaben, kein Wort dazu gesagt. Sie sehnte sich nach Alleinsein und athmete tief auf, als sie endlich in ihrem Zimmer allein war und alle Fesseln konventioneller Rücksichten von sich werfen konnte. Sie zog einen Stuhl an's Fenster und blickte, das Kinn mit der Hand stützend, hinaus in die Nacht und empor zu den Sternen, deren unruhiges Flimmern und Glitzern wieder aufhob, was der Aufblick zum Firmament Erhebendes, Beschwichtigendes und Tröstendes hatte. Sie hatte von jeher das eigenthümliche Talent entwickelt, inmitten des banalsten Zeitungsgeschwätzes die Stellen aufzufinden, die einen schönen Gedanken enthielten und über die tausende hinweglasen, und so war einst beim Ueberfliegen einer der gewöhnlichsten Modejournal-Novellen ihr Blick an einer Strophe haften geblieben, die ihr jetzt wieder einfiel und die sie ganz leise und traurig sich selber vorsprach, wie eine Prophezeiung, wie ein Urtheil beinahe:

„Daß holde Jugend nur zur Liebe tauge,
Ich wußt' es längst — und daß mein Lenz entschwand;
Doch sehnt' ich mich nach einem treuen Auge,
Doch sehnt' ich mich nach einer treuen Hand;
Nach einem Auge, das in hellerm Scheine
Aufleuchte, wenn mein Tiefstes ich enthüllt
Und das in jenen bängsten Stunden weine,
Da meines sich nicht mehr mit Thränen füllt;
Nach einer Hand, die hier und dort am Wege
Mir einen Zweig noch pflücke, herbstesfarb,
Die mir zur Rast zurecht die Kissen lege
Und mir die Lider schließe, wenn ich starb."

Ihr Empfinden war so rein und ungemischt und so wunsch- und hoffnungslos, daß sie keinen Grund hatte, es sich nicht einzugestehen. Freilich, was ihr den jungen Mann, der fortan ihr Schicksal war, auf der einen Seite noch näher gebracht hatte, hatte ihn auf der andern, wie sie meinte, nur noch weiter von ihr entfernt. Was sollte sie einem Dichter sein? Sie hätte, als Wolfgang sich zu seinem heimlichen Poetenthum bekannte, mit dem Kopfe nicken mögen, wie man wohl thut, wenn man die Bestätigung für eine längst gehegte Vermuthung erhält — sie hatte in ihm zuerst einen Menschen gefunden, von dem man unwillkürlich wähnt, er müsse alles können und wissen, sodaß man förmlich erstaunt ist, wenn man eine Lücke entdeckt und garnicht so recht an dieselbe glauben mag. Und wie hatte sie von Jugend auf die Liebe zur Poesie in sich gehegt und genährt! Sie hatte für die süßliche Manier der Elise Polko geschwärmt, sie hatte Rückerts „Liebesfrühling" für die zarteste und duftigste Blüte germanischer Liebesinnigkeit gehalten und „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette hatte sie begeistert; sie hatte später jene Manier raffinirt und widerlich gefunden, Rückerts tändelnde Versklingelei hatte sie gelangweilt und das Roquette'sche Büchlein hatte sie durch seine Banalitäten abgestoßen — sie hatte sich Heine, Meißner, Lenau zugewendet und alle die zierlich und theilweise prächtig gebundenen Bändchen, bei deren Auswahl man viel mehr auf die Arbeit des Buchbinders als auf die Leistung des Dichters gesehen hatte, in das unterste Fach ihres Bücherschranks verbannt. Niemand hatte sich bemüht, diese Wandlung ihres Geschmacks herbeizuführen, niemand hatte dieselbe auch nur befördert; sie war nicht erst durch den Tod der Eltern darauf angewiesen worden, ihren eigenen Weg zu gehen, denn von diesen Bedürfnissen und Genüssen ihres einzigen Kindes hatten die Guten bei ihrem einfach-praktischen und nüchtern-verstandesmäßigen Sinn kaum eine Ahnung gehabt und sie hätten ihr auch nicht zu rathen gewußt, da ihnen für diese Welt des Gefühls und der Phantasie alles Verständniß abging. Martha war immer sehr einsam gewesen; sie hatte nie zu glänzen gesucht, um auf diese Weise ein Interesse für sich zu wecken, und wenn Menschen, die ihr hätten in ihren geistigen Nöthen helfen können, ihren Weg gekreuzt hatten, so waren sie achtlos an der Stillen, Unscheinbaren vorübergegangen, die nicht jeder Annäherung auf halbem Wege entgegenkam, sondern erst prüfen, ergründen, sich vergewissern zu wollen schien und dadurch leicht den Eindruck ablehnender Kühle machte. Selbst zu den gewöhnlichen intimen Mädchenfreundschaften hatte es dieser Grundzug ihres Charakters nicht recht kommen lassen wollen; man hatte die allezeit Milde und Hülfebereite überall gern, ja lieb, aber nur Eine hatte ein Recht gehabt, sie ihre Vertraute zu nennen. Und auch das war ein einseitiges Verhältniß gewesen; Martha hatte die Bekenntnisse der älteren Freundin, die viel geliebt, viel geirrt und viel gelitten hatte und die bei ihrem heftigen, reizbaren Wesen zu pessimistischen Anschauungen kommen mußte, welche sie mit Ironie und Sarkasmus

ausſprach, theilnahmsvoll, halb träumeriſch, halb ungläubig angehört — ſie hatte den Kopf geſchüttelt und es nicht glauben mögen, daß die Welt wirklich ſo arm an Liebe und Treue ſei, wie die Freundin behauptete. Die Lebensirrfahrten der Armen, durch deren Seele ein unheilbarer Bruch ging, hatten ein trübes Ende gefunden; ſie hatte an der Seite eines Lehrers, eines einfachen Bauernſohns, das Glück zu finden geſucht, für das ihr feiner gebildete Männer keine Bürgſchaft gegeben hatten und an dem Scheitern dieſer letzten Illuſion war ſie zugrunde gegangen. Martha hatte dieſe Beweiſe weitgehendſten Vertrauens und eines faſt leidenſchaftlichen Offenbarungsdrangs nicht erwidert; was hätte ſie auch der Freundin offenbaren ſollen? Daß ſie das Gefühl habe, ſie werde mit ihrer Umgebung nie zufrieden ſein und daß eine ſcheue, aber ſtandhafte Ueberzeugung von dem Daſein menſchlich-ſchönerer und beglückenderer Lebensformen in ihr lebe? Daß ſich ſeit vielen Tagen — und am Schluſſe „vergnügter" Tage und nach den glänzendſten und gelungenſten „Zerſtreuungen" am meiſten — vor dem Schlafengehen ein müdes: „Gott ſei Dank, daß wieder ein Tag vergangen iſt!" halb unbewußt auf ihre Lippen drängte? Daß es ihr ſei, als lebe ſie unter einem bleifarbenen Himmel und in einer von Nebeldunſt erfüllten Atmoſphäre, ohne daß ſie zu hoffen wage, es werde einſt ein ſcharfer Luftzug das Nebelbrauen wegfegen und an einem tiefblauen reinen Himmel werde die Sonne ſiegend emporſteigen? — Nun war ſie glücklich und doch ſo wehmüthig geſtimmt, daß ſie hätte weinen mögen wie ein Kind, ohne recht zu wiſſen, warum? Sie fühlte nur, es werde eine große Wohlthat für ſie ſein, und doch wollte keine Thräne in die Augen kommen, die noch lange der Schlummer hartnäckig floh. Sie überdachte ihr ganzes vergangenes Leben — wie lag es ſo grau und todt und fröſtelnd hinter ihr! Und was würde die Zukunft ihr bringen? Sie wußte es nicht und ſie hoffte nichts — nur das Eine fühlte ſie tief, und ſchon in dieſem Bewußtſein lag ein ungeahntes Glück: ſo, wie es geweſen war, konnte es künftighin nicht mehr ſein. Sie fühlte feſten Boden unter den Füßen und vielleicht wußten die Lippen, die ſo freundlich zu ihr geredet hatten, daß es ihr war, als wiſſe ſie nun erſt, was es heiße, einen Bruder zu haben, auch das erlöſende und befreiende Wort für ihr verkümmerndes, freudloſes, unter einem dumpfen Drucke ſchmachtendes Leben. Und kam es ſo, dann war ihr, hatte ſie auch des Lebens ſchönſte Jahre vertrauert, doch vielleicht eine verſöhnende Nachblüthe beſchieden und ſie konnte ſagen, daß ſie doch nicht umſonſt gelebt.

* * *

Wenige Tage ſpäter ſollten die Gedanken Wolfgangs, die trotz aller ſeiner Vorſätze mit einer befremdlichen Hartnäckigkeit immer wieder zu der ſchlanken Geſtalt und den ſchönen, dunklen Augen Martha Hoyers zurückkehrten, in ziemlich gewaltſamer Weiſe von ihr abgelenkt werden.

Er hatte nachts lange geleſen und den Verſuch, zum Schluß noch (aus rein kritiſchem und pſychologiſchem Intereſſe natürlich) ein paar Kapitel in einem der Gouvernanten-Romane zu leſen, die in unſeren Unterhaltungsblättern eine ſo bedenkenerregende Rolle ſpielen, mit dem Einſchlafen bezahlt. Die Lampe war erloſchen, das Heft war ſeiner Hand entglitten und lag auf dem Teppich zu Füßen des altväteriſchen, aber bequemen Sophas, ſelbſt Proud hatte den Kopf zwiſchen die Vorderpranken genommen und nur das tiefe Athemholen der beiden ſo ungleichen Schläfer und das haſtige, raſtloſe Ticken des goldnen Chronometers, der auf dem Tiſche lag und die gemeſſenen, leiſen Pendelſchläge des Regulators an der Wand unterbrachen die Stille im Gemach. Da fuhr Wolfgang, der mit dem Geſicht gegen das Fenſter gelegen hatte, plötzlich erſchrocken auf. Ein von ſeitwärts kommender Feuerſchein blendete ihn momentan und er hörte deutlich das ängſtliche, ſtoßweiſe Feuerſignal des Nachtwächters und den Ruf: „Feuer! Feuer!" Im Nu war er in die Stiefeln und in die Uniform gefahren, hatte den Helm aufgeſtülpt, Proud, der munter geworden war und unruhig mit dem Schweife ſchlug und ſeinen Herrn erwartungsvoll anſah, ein: „Dableiben, Proud!" zugeherrſcht, und nun ſtürmte er fort, unterwegs erſt den Gürtel zuſammenſchnallend. Das Haus war verſchloſſen — aber er hatte den Schlüſſel in der Bruſttaſche der Uniform und befand ſich ſogleich auf der Straße. Aus allen Fenſtern der Vorderfront eines benachbarten einſtöckigen Hauſes ſchlug die rothe Lohe, dichter Rauch wälzte ſich aus der offenſtehenden Hausthür, und einige Leute, die ſich in allernothdürftigſter Bekleidung aus dem Hauſe geflüchtet hatten und noch wie vor den Kopf geſchlagen und vor Entſetzen halb ſprachlos waren, ſahen ihn wie geiſtesabweſend an, als er ihnen haſtig zurief: „Iſt noch jemand drinnen oder haben ſich alle gerettet?" Da ſchrie plötzlich ein altes Weib, das in ſich zuſammengeſunken auf einem Bündel geſeſſen und das Geſicht mit den Händen bedeckt hatte, laut auf: „Wo iſt meine Anna? Iſt Anna nicht da?" Und durch raſche Fragen ward ermittelt, daß ein junges Mädchen, eine Verwandte der Alten, noch im Hauſe ſein müſſe. Die alte Frau wußte ſelbſt nicht recht, wie ſie aus dem Hauſe gekommen war, nachdem ſie den Flurnachbar mit der Fauſt an ihre Thür ſchlagen und „Feuer!" rufen gehört hatte, und die Familie dieſes Hausgenoſſen, eines Tiſchlers, hatte zu viel mit der Rettung des eignen bedrohten Lebens zu thun gehabt, als daß ſie an das junge Mädchen hätte denken können, das in einem Alkoven ſchlief. Wolfgang ließ ſich die Lage deſſelben angeben, tauchte ſein Taſchentuch in den Röhrtrog und rief einem älteren Manne von der Steigerabtheilung, der in vollem Laufe athemlos auf ihn zukam, zu, daß er verſuchen werde, auf der Treppe in die Wohnung zu gelangen und daß jener zuſehen ſolle, ob er vielleicht auf der Rückſeite des Hauſes noch eine Leiter anlegen oder eine Steigerleiter einhängen könne — auch dort ſchien freilich die Flamme ſchon aus allen Fenſtern zu ſchlagen, doch war dies in der Dunkelheit und bei dem unſicheren Flackerſchein der Flammen nicht zweifellos zu erkennen und zu genauer Unterſuchung war keine Zeit. Das Tuch vor den Mund nehmend, kroch Wolfgang, um weniger von dem erſtickenden Qualm zu leiden, die bereits von den kniſternden, praſſelnden Flammen ergriffene Treppe empor und gelangte glücklich in die Wohnung der Alten und vor den Alkoven, der in der Mitte eines ſchmalen Ganges lag. Am einen Ende deſſelben hatte er ein in vollem Brande befindliches Zimmer, am andern ein auf den Garten gehendes Fenſter, doch war man von dieſem durch eine Menge über und über brennenden Holzwerks abgeſchnitten — es blieb nur der Rückweg über die Treppe. Ein Blick hatte genügt, Wolfgang über die Gefährlichkeit der Situation aufzuklären, — er ſtürzte nach dem Alkoven und fand ihn verſchloſſen. Die leichte Thür gab jedoch ſchon den erſten energiſchen Hieben ſeines kurzen Beils nach und das aus dem ſüßen, feſten Schlaf der Jugend ſo gewaltſam aufgeſchreckte Mädchen war halb bewußtlos und leiſtete keinen Widerſtand, als er es umfaßte, es wie eine Puppe auf den Arm nahm und mit ihr durch den erſtickenden Rauch und das unheimliche Sauſen und Ziſchen der Flammen der Treppe zuſtürzte. Sie war nicht mehr paſſirbar — eine gewaltige Lohe ſchlug ihm ſengend entgegen. Ein Verſuch, durch die Wohnung des Tiſchlers an ein Fenſter zu gelangen, ſcheiterte; er konnte die ſchmerzenden Augen nur noch blinzelnd ein wenig öffnen und ſchon fühlte er, wie der beißende Rauch ſich erſtickend in ſeine Kehle drängte und ihn betäubte, — er hatte dunkel den Gedanken: „Wir ſind alſo beide verloren — könnten wir nur an ein Fenſter kommen, ich ſpränge mit ihr hinunter — lieber den Hals brechen, als ſo elend erſticken!" Das junge Mädchen hatte den Arm um ſeinen Nacken geſchlungen, ihr Kopf lag auf ſeiner Schulter — ſie ſchien nicht zu wiſſen, was mit ihr vorging und wo ſie war. Ihr Retter fing bereits an zu taumeln und vergebens nach Luft zu ringen — da fühlte er, mit der Hand raſtlos an der Wand hintaſtend, eine Thür. Sie konnte nur eine nach einem Bodenraum führende Treppe abſperren — konnte man dorthin gelangen, ſo war vielleicht noch eine Möglichkeit der Rettung, und jedenfalls war Zeit gewonnen und man gelangte in friſche Luft. Das Beil that nochmals ſeinen Dienſt — die Thür ſplitterte unter den kräftigen Hieben, — da war es Wolfgang, als höre er von drüben aus dem Gange den lauten, angſtvollen Ruf: „Hauptmann! Hauptmann! Wo ſind Sie?" Wolfgang wankte an der eben in ſich zuſammenbrechenden und einen Funkenregen emporſprühenden Treppe vorüber nochmals in die Wohnung der Wittwe und in den Gang, an dem der Alkoven lag, — er war ebenfalls von Rauch erfüllt, aber an dem Fenſter am Ende des Gangs war die Gluth verſchwunden und im Fenſter ſaß, das eine Bein nach innen, die beiden Hände zur Verſtärkung des Schalls am Munde, mit rauchgeſchwärztem Geſicht der Steiger Krone; als er ſeines Hauptmanns anſichtig ward, bog er ſich zurück und rief ein kräftiges, herzliches: „Hurrah!" hinunter; lautes, ſtürmiſches Rufen ſeiner Kameraden war die Antwort. Krone ſprang von der Leiter, die er im Fenſter eingehängt hatte (mit heraufgereichten Eimern und ſpäter mit dem Strahlrohr einer Spritze hatte er die lichterloh flackernden, trocknen Wannen und Fäſſer, die am Fenſter auf-

geschichtet waren und welche die in dem anstoßenden Zimmer tobende Gluth ergriffen hatte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit abgelöscht, um sich einen Weg zu Wolfgang zu bahnen) in den Gang und wollte seinem Hauptmann das bewußtlose, todtbleiche Mädchen abnehmen, — aber so fest hatten ihre Arme den Nacken ihres Retters umklammert, daß es ohne Anwendung von Gewalt nicht möglich gewesen wäre, sie loszulösen, und in wenig Augenblicken hatte sich Wolfgang auch soweit erholt, daß er mit ihr die Leiter hinabsteigen konnte. Man drängte sich von allen Seiten neugierig und theilnehmend an ihn heran, aber er befreite sich sanft von den Armen des betäubten jungen Geschöpfs, warf ihr seinen Regenmantel über, mit dem seine brave Wirthin sich, vor Aufregung zitternd, herandrängte, ordnete kurz an, daß man sie in ein Haus trage und nach dem Arzt schicke, nahm den Rapport des Spritzenmeisters entgegen, der für ihn das Kommando geführt hatte und übernahm, als sei nichts geschehen, die Leitung der weiteren Löscharbeiten. Inzwischen war auch Krone, dem die Gluth das Bart- und Kopfhaar arg versengt hatte, zurückgestiegen und hing die Leiter aus; als er ruhig in Reih und Glied treten wollte, drückte ihm Wolfgang warm die Hand und sagte leise zu dem vor Freude roth Werdenden: „Wir sprechen uns noch, Krone — ohne Sie waren wir beide verloren.“ Das alleinstehende Haus war nicht zu retten, und da es windstill war und keine weitere Gefahr durch Flugfeuer drohte, so konnte Wolfgang den abgelösten Mannschaften die Annahme der Erfrischungen, welche man von allen Seiten herbeibrachte, gestatten; er selber schien keine derartigen Bedürfnisse zu kennen und stand so aufrecht und ruhig da, als befände er sich auf dem Uebungsplatze. Er hatte sich grade in die Nähe des brennenden Hauses begeben, um die regelwidrige Legung eines Schlauches zu korrigiren, als der Diener des Kommerzienraths mit einem silbernen Präsentirteller auf ihn zutrat, seine Gamaschen ängstlich vor den Wasserlachen, verkohlten Balken und halbverbrannten Mobiliarstücken behütend, zwischen denen er sich durchwinden mußte. Wolfgang wollte ihn anfänglich mit einer ungeduldigen Handbewegung wegschicken, als der Mensch aber ausrichtete, daß der Herr Kommerzienrath und Fräulein Hoyer ihn bitten ließen, ein Glas Tokaier anzunehmen, besann er sich anders, goß sich ein Glas ein und, das Schuppensturmband in die Höhe schlagend und dann den Helm abnehmend und mit dem Aermel über die mit Schweißperlen bedeckte Stirn fahrend, wollte er das Glas mit dem dunklen süßen Wein eben an die Lippen setzen, als es, den Inhalt verschüttend, seiner Hand entsank und er lautlos nach rückwärts zusammenbrach. Die Umstehenden schrieen auf — was war ihm zugestoßen? Man sollte nicht lange darüber in Zweifel sein. Das Blut, das unter dem Haar hervorsickerte und über die Stirn rieselte, führte zur Entdeckung einer tüchtigen Kopfwunde, und bald fand sich auch das messerscharfe Schieferstück, welches bei dem unerwartet frühen Zusammenbruch eines kleinen Theils des Daches abgesplittert war und sich, heftig geschleudert, so weit verirrt hatte. Der Arzt, der grade kam, um die Mittheilung zu bringen, daß das junge Mädchen völlig zum Bewußtsein gelangt sei und lediglich infolge des jähen Schrecks, der ausgestandenen Angst und des erstickenden Rauchs vorübergehend Ohnmachtserscheinungen gezeigt habe, konstatirte, daß bei Wolfgang eine Verletzung der Kopfhaut vorliege, die an sich ungefährlich sei, aber infolge der vorhergegangen Aufregung immerhin Bedenken rechtfertige und die sorgsamste Pflege erheische; eine Gehirnentzündung oder ein Nervenfieber seien mindestens möglich. So wurde denn Wolfgang von einigen Leuten seines Korps behutsam aufgehoben und nach seiner Wohnung getragen; seine Wirthin, die anfänglich ganz außer sich war, faßte sich rasch, als der Arzt, der den kleinen Transport begleitet hatte, ihr vorstellte, die Genesung des Verwundeten hänge von der strengen Befolgung seiner Befehle ab und er müsse sich auf dieselbe verlassen können, da er sonst gezwungen sei, Wolfgang nach dem Krankenhause bringen zu lassen. Sie konnte sich ein Beispiel an Proud nehmen. Das kluge Thier gab die lebhaftesten Zeichen von Unruhe, verhielt sich aber ganz still und verfolgte nur jede Bewegung der um seinen Herrn Beschäftigten mit den Augen, als suche es den Zweck dieser ungewohnten Thätigkeit zu errathen. Als sich dann der Arzt für befriedigt erklärte und Ruhe, vollständige Ruhe als das zunächst Erforderliche bezeichnete, sah Proud grade so aus, als wolle er sagen: „Ich kann leider bei der schlimmen Sache weiter nichts thun, für die Ruhe aber verbürge ich mich.“ Und als alle das Zimmer verlassen hatten, sprang er geräuschlos auf den Stuhl am Kopfende des Bettes, legte einen Moment seinen mächtigen Kopf neben den seines Herrn auf das weiße Kissen und sah ihn mit seinen ehrlichen Augen besorgt und traurig an. Dann legte er sich vor die Schwelle der Thür, als sei er entschlossen, diesen Posten nicht eher wieder zu verlassen, als bis sein Herr selber es ihm befehlen würde.

Von den vom Arzt für möglich gehaltenen Komplikationen des Falls trat keine ein und die Heilung verlief bei Wolfgangs gesunder und unverdorbener Natur normal. Auch die vorübergehenden Trübungen des Bewußtseins und der Erinnerung verloren sich und nur eine tiefe Müdigkeit und ein großes Schlafbedürfniß blieben zurück, zur größten Befriedigung des Arztes, der in ihnen die sicherste Gewähr für die rasche Wiederherstellung seines Patienten sah.

* * *

Am Tage nach jener ereignißreichen Nacht empfing Frau von Larisch, die inzwischen nach W. zurückgekehrt war, von der kleinen Emmy nachfolgendes, in großer Hast hingeworfenes, durch eine sehr mangelhafte Interpunktion und einige orthographische Schnitzer auf die Höhe weiblicher Liebenswürdigkeit emporgehobenes Briefchen:

Meine theure Leontine!

Kaum hast Du den Rücken gekehrt, so passiren hier die romantischsten Dinge und Dein Protégé, dieser Herr Hammer mit seinem unendlichen Schnurrbart, fängt an, mir fürchterlich zu werden. Denke Dir, gestern Nacht bricht nur ein paar Häuser von seiner Wohnung Feuer aus, und ich kann Dir versichern, es war ein so heilloser Skandal, daß ich mich vor dem schauerlichen Blasen und Tuten unter die Steppdecke verkrochen und mir die Ohren mit dem Kopfkissen verstopft haben würde, wäre es nicht andrerseits so komisch, dem Laufen und Rennen der Feuerwehrleute zuzusehen, die in ihrem blinden Eifer und in der Finsterniß über alles wegstolpern, was ihnen in den Weg kommt. Du hättest mitlachen müssen, wenn Du gesehen hättest, wie von Zweien, denen ein Gartenzaun im Wege war, der Eine wie ein Reh im vollen Lauf über denselben wegsetzte, während der Andere darüber klettern wollte und damit zu seiner Verzweiflung nicht recht zu Stande kam. Und ein paar Schritte davon stand die Gartenthür sperrangelweit offen! Es war alles bei uns munter und wir beobachteten vom Fenster aus das Umsichgreifen der Flammen — das Haus selber war uns verdeckt — d. h. Martha trat nur ab und zu einmal an's Fenster; die meiste Zeit ging sie, die Arme ineinander gesteckt, geräuschlos, aber in einer nervösen Unruhe, im Zimmer auf und ab und gab ganz verkehrte Antworten; sie hörte offenbar nicht, was man ihr sagte. Was hat das zu bedeuten, Leontine? Am Ende gar — doch ich werde mich hüten, Konjunkturen (oder Konjekturen — wie heißt es nun eigentlich?) anzustellen. Nach einiger Zeit kommt Dorette und meldet ganz aufgeregt, daß Herr Hauptmann Hammer noch in dem über und über brennenden Hause sei und ein junges Mädchen suche, das von ihrer Tante vermißt werde. Jetzt kann ich darüber lachen, aber im Moment habe ich mich beinahe vor Martha gefürchtet, die in einen Stuhl am Fenster sank und die Stirn auf das Fensterbrett legte und mir gar keine Antwort gab, als ich sie schüchtern anrief. Ich hatte wirklich nicht das Gefühl, als könne diesem verwegenen Herrn Hammer etwas zustoßen; Vater war schon bedenklicher, schnipste nachdenklich mit den Fingern und meinte: „Das wäre nun am Ende nicht nöthig gewesen.“ Es mag wohl nicht gar so viele Minuten danach gewesen sein, aber die Zeit ist uns natürlich peinlich lang geworden, als Dorette wieder Rapport brachte — und diesmal stotterte sie und verschluckte sich vor Eifer, Rührung und Freude. Da hatte Dir also der tollkühne Mensch das Mädchen wirklich gefunden und sie auf seinem Arme die Leiter heruntergetragen — sie war ohnmächtig gewesen, ist aber dann wieder zu sich gekommen. Nun wußten wir auf einmal, warum kurz vorher von der Brandstelle herüber ein Hurrahgeschrei kam — selbst Martha war in die Höhe gefahren und hatte uns angesehen, als wollte sie fragen: „Was heißt das? In Sicherheit?“ Aber das dicke Ende kommt erst nach. Als Papa hörte, daß Herr Hammer seelenruhig das Kommando führe, meinte er, man solle ihm wohl ein Glas Wein anbieten, Portwein, Sherry oder so etwas, und Jean könne es hinübertragen. Ich habe Martha in meinem Leben noch nie eine so fabelhafte Geschwindigkeit entwickeln sehen, als in diesem Augenblick, und bei aller Eile hatte sie doch noch soviel Geistesgegenwart, zu überlegen, daß dem ehemaligen österreichischen Freiwilligen ein Glas Tokaier am willkommensten sein werde. War das nicht

eine feine Aufmerksamkeit — so fein, daß sie der gröberen männlichen Seele wohl entgangen sein wird? Jean glotzte mich mit seinen dummen Fischaugen so albern als möglich an, als ich ihm voll Uebermuth in Martha's Gegenwart auftrug, einen Gruß von Papa und ihr auszurichten — sie wurde ganz roth und gab sich Mühe, ärgerlich auszusehen, aber sie widersprach nicht und ist am Ende innerlich ganz zufrieden gewesen. Man muß, glaube ich, solchen ernsthaften, schwerfälligen Persönlichkeiten, die jedes Interesse für einen Herrn gleich tragisch nehmen, als ginge es ohne weiteres auf Tod und Leben, zu Hülfe kommen, — sie machen sonst so endlose Umwege, daß die Sache unsterblich langweilig wird. Und nun, meine Leontine, kommt der dramatische Knalleffekt. Denke Dir, als Jean, steif wie ein Pfahl natürlich, schnarrend seinen Auftrag ausgerichtet hat, haben der vielvermögende Herr Hauptmann die Gewogenheit, ein Glas Ungar anzunehmen; er setzt den Helm ab, und wie er das Glas an die Lippen setzt, trifft ihn ein Ziegel oder ein Schiefer, der vom Dach geflogen kommt, an den Kopf und er wird mit einer heftig blutenden Kopfwunde bewußtlos fortgetragen. Daß ich über diese Wendung scherzen kann, sagt Dir schon, daß die Geschichte nicht schlimm geworden ist; momentan bin ich ja selber sehr erschrocken gewesen und der junge Mann (und noch mehr Martha) hat mir aufrichtig leid gethan. Martha ist weiß wie eine Kalkwand geworden und hat die Hand vor die Augen gelegt — ich bin überzeugt, sie glaubte, man wolle ihr nur nicht sagen, daß er todt sei. Ein paar Minuten blieb sie noch, dann sagte sie mit einer ganz erloschenen, tonlosen Stimme, sie sei sehr müde und wolle doch lieber wieder auf ihr Zimmer gehen. Ich habe, als uns später Dorette berichtete, daß zunächst keine Gefahr für den Helden des Tages sei, an ihrer Thür geklopft, bis sie endlich Antwort gab, und vielleicht haben mir sogar ein paar kleine Thränen in den Augen gestanden, als ich ihr hastig erzählte, was ich wußte. Sie sagte — denke Dir, die Undankbare! — kein Sterbenswörtchen, aber sie küßte mich, wie sie mich in meinem ganzen Leben noch nicht geküßt hatte, so ungefähr, als wenn ich — der Herr Hammer gewesen wäre. Ich fragte sie zur Strafe, ob sie nicht das junge Mädchen beneide, das das Vergnügen gehabt habe, sich von diesem ritterlichen Hauptmann retten zu lassen und ob sie sich nicht an ihre Stelle gewünscht hätte; da gab sie mir einen leichten Schlag auf den Mund und sagte: „Aber so sei doch kein Kind!" Und dann schob sie mich förmlich zur Thür hinaus — sie mußte es sehr eilig haben, allein zu sein mit dem Paroxysmus (ich hab keine Zeit, nachzusehen, ob ich das dumme Wort richtig geschrieben habe) ihrer Freude, und sagte mir noch auf der Schwelle: „Und wenn du mir einen rechten Gefallen thun willst, so mache keine Anspielungen, wie vorhin, mehr — sie thun mir weh, und du willst doch nicht, daß ich traurig werde?" Du siehst, es ist schon schlimm, soweit ich etwas davon verstehe. — Papa hat sich diesen Morgen durch Jean beim Arzt erkundigen lassen — es geht wirklich alles so gut, als es den Umständen nach überhaupt möglich ist. Als Diakonissin bist Du hier also überflüssig, und das wird Dir umso lieber sein, als ich mich noch ganz gut Deines beißenden Spöttelns über die Damen erinnere, die sich im letzten großen Krieg zum Dienst in den Lazarethen drängten, um, wie Du behauptetest, den Aerzten fortwährend und überall im Wege zu sein — ich mag garnicht wiederholen, auf welche Motive Du ihren aufopfernden Heroismus zurückführtest. Apropos, die beiden Fräulein Steiger, auf die Du es ganz besonders abgesehen hattest, haben sich mir gestern in geradezu unmöglichen Toiletten präsentirt — die Details mündlich. Du kommst doch, wenn auch nicht als barmherzige Schwester? Es ist so todt bei uns — mit Martha ist garnicht zu reden. Wenn man eine Frage an sie richtet, bekommt man einen förmlich tragischen Blick zur Antwort, der auszudrücken scheint: „Wie kann man nur verlangen, daß ich mich um solche Dinge bekümmern soll, solange Wolfgang Hammer verwundet zuhause liegt?" Ich habe auch eine Menge Toilettenfragen mit Dir zu besprechen und komme mir ohne Deinen Rath vor, wie ein Fisch auf dem Lande. — Das ist vielleicht der längste Brief, den du je von mir bekommen hast. Ich hoffe, Du wirst diese Anstrengung zu würdigen wissen und recht bald durch Dein Kommen erfreuen

Deine Emmy.

P. S. Vergiß nicht, die Stickmuster, den Oleanderzweig, das Rezept zu den russischen Gurken, den Taillenschnitt, die Photographie der Rabe, die „Kalifornischen Erzählungen", einen Flacon Reseda (aber von den Deinen, mit geschliffenem Glasstöpsel) und endlich — nun bin ich gleich fertig — die längst versprochenen Inseparables und zwei Goldfische und ein Silberfischchen mitzubringen — die meinigen haben Krieg untereinander gehabt und es sind einige todtgebissen worden. Ich habe bitterlich darüber geweint.

(Fortsetzung folgt.)



Rudolf Fendt. Für die „Neue Welt" gezeichnet und geschnitten. (Seite 225.)



Im Hause Fugger. (Seite 227.)

Wir wissen und wir werden wissen!

Ein Beitrag zu den wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens.

(Schluß.)

Fassen wir das Geistesleben in seiner allgemeinsten Bedeutung als den immateriellen Ausdruck der materiellen Erscheinung, als die Vermittlung von Ursache und Wirkung, so finden wir es überall in der Natur.

Geistige Kraft ist das Vermögen der Stofftheilchen, auf einander einzuwirken. Der geistige Vorgang ist die Vollziehung dieser Einwirkung, welche in Bewegung, somit in Lageveränderung der Stofftheilchen und der ihnen anhaftenden Kräfte besteht und dadurch unmittelbar zu einem neuen geistigen Vorgang führt.

So schlingt sich das nämliche geistige Band durch alle materiellen Erscheinungen*).

Als Endglied in der Kette dieser einfachen und höchst natürlichen Schlußfolgerungen erscheint die Nägeli'sche Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Menschengeistes.

Der menschliche Geist ist nichts anderes, als die höchste auf unserer Erde erreichte Entwicklung der geistigen Vorgänge, welche die Natur überall beleben und bewegen.

Er ist aber nicht das Absonderungsprodukt der Gehirnsubstanz (wie Carl Vogt annahm); als solches wäre er ohne weiteren Einfluß auf das Gehirn, wie die abgesonderte Galle ohne weitere Bedeutung für die Leber ist. Empfindung und Bewußtsein haben vielmehr ihren festen Sitz im Gehirn, mit dem sie unauflöslich verbunden sind, und in welchem durch ihre Vermittlung neue Vorstellungen gebildet und in Thaten umgesetzt werden. Wie der Stein nicht zur Erde flöge, wenn er die Anwesenheit der Erde nicht empfände, so würde auch der getretene Wurm sich nicht krümmen, wenn ihm die Empfindung mangelte, und das Gehirn würde nicht vernünftig handeln, wenn es ohne Bewußtsein wäre.

So ist nach Nägeli die eine der von Du Bois-Reymond prätendirten „unübersteiglichen" Schranken des Naturerkennens, die Frage nach der Erklärung des Bewußtseins, gefallen oder besser gesagt: das eine der vorgeblich unlösbaren Räthsel als lösbar hingestellt und der naturwissenschaftlichen Forschung wiedergewonnen.

In der That befriedigt die Nägeli'sche Anschauung auch vollständig unser Bedürfniß nach Erkennung von Ursache und Wirkung, und es muß dem Naturforscher eine logische Nothwendigkeit bleiben, in der endlichen Natur nur gradweise Unterschiede gelten zu lassen.

„Wie es für alles Räumliche, ebenso für alles Zeitliche ein Maß gibt, so muß es auch ein gemeinsames Maß für die geistigen Vorgänge geben.

„Wie die materielle Natur sich vom Einfachsten zum Zusammengesetztesten allmählich abstuft, so muß auch in der ihr parallel gehenden Natur eine ähnliche Abstufung bestehen."

Es wird schwer sein, jenes gemeinsame Maß für die geistigen Vorgänge zu finden, aber wir verzweifeln nicht an dieser Aufgabe, sondern sind der frohen Hoffnung, daß es der vergleichenden Psychologie, der die ganze Thierwelt in den Bereich ihrer Untersuchung ziehenden Seelenlehre gelingen wird, durch Auffindung jenes Maßes und durch die Handhabung desselben sich zu einer exakten Naturwissenschaft zu erheben.

Nägeli faßt am Schlusse seiner klassischen Auseinandersetzung über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß den didaktischen Inhalt in folgende Sätze zusammen:

Die naturwissenschaftliche Erkenntniß bleibt in der Endlichkeit befangen; der Naturforscher muß sich daher strenge auf das Endliche beschränken.

Die Naturforschung muß exakt sein; sie muß sich durchaus von allem, was die Grenze des Endlichen und Erkennbaren überschreitet, fernhalten; sie muß, da der Gegenstand ihrer Untersuchung nur der endliche, kraftbegabte Stoff, die Materie ist, streng materialistisch verfahren, ohne zu vergessen, daß dieser richtige Materialismus ein empirischer (ein auf Erfahrung fußender) und kein philosophischer ist, und daß diesem richtigen Materialismus die gleichen Grenzen gesteckt sind, wie dem Gebiete, auf dem er sich bewegt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Naturforscher nicht philosophiren, daß er sich nicht auch auf idealen und transcendenten Gebieten bewegen dürfe. Aber sobald er dies thut, hört er auf, Naturforscher zu sein, und was ihm dabei aus seinem Berufe zugute kommt, ist nur das, daß er die beiden Gebiete streng auseinander hält, daß er das eine als das reine Gebiet des Forschens und Erkennens, das andere aber, indem er es von allem Endlichen befreit, als das verborgene Gebiet der Ahnung zu behandeln weiß.

Wahrhaft erhebend und in geweihten Augenblicken ruhiger Weltbetrachtung neue, kräftige Impulse einflößend, ist der wunderbar klare Ausblick über das Erreichte, das bisher Erkannte und das noch zu Erkennende. Wir dürfen es dem bedächtigen Forscher, dem an exakte Methode und an reservirte Aeußerung gewohnten Physiologen hoch anschlagen, daß er in unsern Tagen, da es fast an allen Enden aus den Schlupfwinkeln der Unwissenheit höhnisch als Echo widerhallt: „Ignoramus!" kühn und unerschrocken sein Votum in die Wagschale wirft. Nägeli schließt folgendermaßen:

„Dem menschlichen Geiste, seinem Forschungstriebe und seiner Erkenntniß steht die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt offen. Er dringt vermittels Teleskops und Rechnung in die größten Entfernungen, vermittels Mikroskops und Kombination in die kleinsten Räume. Er erforscht den zusammengesetztesten und verwickeltsten Organismus, der ihm selber angehört, nach den mannichfaltigsten Richtungen. Er erkennt die in der Natur herrschenden Kräfte und Gesetze und macht sich dadurch die unorganische und organische Welt, soweit er sie erreichen kann, dienstbar. Wenn er die bisherigen Errungenschaften in den Gebieten des Wissens und der Macht überblickt und an die künftigen noch größeren Eroberungen denkt, so kann er mit Stolz sich als den Herrscher der Welt fühlen.

„Aber was ist diese Welt, die der menschliche Geist beherrscht? Nicht einmal ein Sandkörnchen in der Raum-Ewigkeit, nicht eine Sekunde in der Zeit-Ewigkeit und nur ein Außenwerk an dem wahren Wesen des Alls. Denn auch an der winzigen Welt, die ihm zugänglich ist, erkennt er nur das Veränderliche und Vergängliche. Das Ewige und Beständige, das Wie und das Warum des Alls bleibt dem menschlichen Geist für immer unfaßbar, und wenn er es versucht, die Grenze der Endlichkeit zu überschreiten, so vermag er nur sich selbst zum lächerlich ausgestatteten Götzen aufzublähen oder das Ewige und Göttliche durch menschliche Verunstaltungen zu entwürdigen.

„In der endlichen Welt walten unabänderlich die ewigen Naturkräfte, deren Wirkungen wir als Gesetze der Bewegung und Veränderung erkennen. Ob und wie sie Inhalt und Ausfluß eines in Ewigkeit beharrenden, bewußten Zweckes sind, übersteigt unser Fassungsvermögen.

„Wenn mein Vorgänger Du Bois-Reymond seinen Vortrag mit den niederschmetternden Worten: Ignoramus und Ignorabimus geschlossen, so möchte ich den meinigen mit dem bedingten, aber tröstlicheren Ausspruche schließen, daß die Früchte unseres Forschens nicht blos Kenntnisse, sondern wirkliche Erkenntniß sind, welche den Keim eines fast unendlichen Wachsthums in sich tragen, ohne deshalb der Allwissenheit um den kleinsten Schritt sich zu nähern. Wenn wir eine vernünftige Entsagung üben, wenn wir als endliche und vergängliche Menschen, die wir sind,

---

*) Wir erinnern uns hier unwillkürlich an das Rückert'sche Gedicht „Die Seel' im All":

— — — — — — — — — —

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

— — — — — — —

Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall,

— — — — — — — — —

Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

— — — — — — — —

Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

— — — — — — — — — — —

Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Schwingen und der Fall.

— — — — — — — — — — —

uns mit menschlicher Einsicht bescheiden, statt göttliches Erkennen in Anspruch zu nehmen, so dürfen wir mit voller Zuversicht sagen: Wir wissen und wir werden wissen."

* * *

Wir haben uns die Mühe genommen, dem Leser dieser Zeitschrift die Quintessenz zweier der bedeutendsten Abhandlungen unseres Jahrzehnts gegenüberzustellen, nicht in der Meinung, durch schwerverständliche philosophische Auseinandersetzungen zu langweilen, sondern um zu zeigen, auf welcher Stufe der Weltanschauung auch der exakteste und umfassendst gebildete Naturforscher heute steht. Und da das denkende Volk in unseren Tagen mehr als je nach den Errungenschaften der Naturforschung fragt, weil diese allein auf der Grundlage des Wirklichen — nicht des Eingebildeten — fußt, und weil die von der Naturwissenschaft zutage geförderten Wahrheiten nicht mehr blos Zunftgeheimniß der Gelehrten zu sein, sondern zum Gemeingut aller Denkenden zu werden bestimmt sind, so muß es gestattet sein, auch die höchste Blüthe exakten Forschens und Denkens, die in der neuen Weltanschauung gipfelt, in gemeinverständlicher Form denen kundzugeben, denen nicht vergönnt ist, dem Gang eines Kongresses der Naturforscher von Anfang bis zu Ende zu folgen. Wir sind nicht der Ansicht, daß den „Führern" allein das Wissen, den „Geführten" blos das Glauben zukomme. Der Geist jedes Denkenden, gleichviel ob Laie oder Fachgelehrter, hat zuweilen das Bedürfniß, eine Bilanz dessen vor sich zu sehen, was bisher vom Wissenswerthesten im Soll und Haben des Hauptbuches aller menschlichen Weisheit eingetragen worden ist.

Vor Jahren (1872) hat die Bilanz in unbefriedigender Weise mit dem Ignoramus und Ignorabimus von Du Bois-Reymond geschlossen.

Wenn heute die Bilanz anders lautet, so wird sich der Freund des geistigen Fortschritts mit uns freuen an dem:

Wir wissen und wir werden wissen!

Dr. A. D.-P.

Volkslieder und Lieder für das Volk.

Eine literargeschichtliche Plauderei von **M. Wittich.**

Es war eine merkwürdige Epoche unserer Literaturgeschichte, die sogenannte Genieperiode, als der von gelehrtem Krimskrams ganz hypochondrisch gewordene Poet wieder den ächten und rechten Naturlauten ursprünglicher Poesie lauschen lernte und dabei, wie ein vom raffinirten Kulturleben abgespannter Stubenpatient in Bergluft und Waldesduft, allmählich wieder genaß. Die Entfernung von der unverfälschten und ungeschminkten Natur war aber auch eine zu große, und die Kluft zwischen dem eigentlichen Volk und den sogenannten „Gebildeten" gähnt einem, wenn man die Kulturgeschichte jener Zeit studirt, in wahrhaft erschreckender Weise entgegen. Die „Gebildeten" hatten ihre Kultur so herrlich weit gebracht, daß diese an gar vielen Stellen das hippokratische Gesicht der Ueberkultur, des Raffinements und der Blasirtheit zeigte.

Wie es nun im ganzen Leben aussah, so war es auch in der deutschen Literatur. Wohlmeinende Leute erhoben sich wohl und deuteten auf den tiefen Riß hin, der durch die ganze Nation ging, aber ihre Mahnungen verhallten ungehört und wirkungslos, wie die Stimme des Predigers in der Wüste.

Der Diktator des guten Geschmacks in Deutschland, Gotsched, beherrschte noch zum guten Theil unsere öffentliche Meinung in ästhetischen und schöngeistigen Dingen. Er verkündete, daß das Urtheil über Poesie nur Sache der Gebildeten sei: „Der Pöbel hat sich allzeit ein Recht aneignen wollen, von poetischen Skribenten zu urtheilen, dies ist nur um so lächerlicher, da ihm ein Urtheil über prosaische Schriften nie zugestanden worden." Dagegen half es wacker wenig, wenn der fromme, aber ehrliche Gellert der Nation die Lehre gab: „Die Ungelehrte machen weit seltener falsche Auslegungen als die Halbgelehrte!" Er legt damit klar und deutlich seinen Finger auf die tiefe Wunde, welche eine falsche Gelehrsamkeit einem ganzen Volkskörper geschlagen hatte. Die mächtige Dame „Regel" und der Allgebieter „Verstand" sollten allein alles Kluge und Schöne schaffen: das achtbare Geschwister aber war nicht mehr zufrieden, neben anderen Faktoren mitzuwirken, sondern sie hatten sich einen Thron erbaut, auf dem sie wie Despoten willkürlich ein Regiment führten, welches an seiner eigenen Unwahrheit zugrunde gehen sollte. Daß der Mensch auch noch andere Seelen- und Geisteskräfte habe als zum Beispiel Gefühl, Gemüth und Phantasie, das war schier in Vergessenheit gerathen. Die spinnenwebenfeinen Gehirnausschwitzungen der in Künsten und Wissenschaften hochmögenden Herren waren so abstrakt, körperlos und leicht, daß man auf dem besten Wege war, sich ganz von unserem Planeten hinweg zu begeben, sicher aber vom wahrhaft Menschlichen sich bedeutend entfernt hatte: man wollte über sich selbst hinwegspringen oder, wie Schiller und Goethe es nannten, sich zum „Uebermensch" emporabstrahiren und aufläutern.

Da brach denn jener merkwürdige Gewitterregen über unser Geistesleben herein, den man in der Literaturgeschichte gemeiniglich die Genieperiode zu nennen pflegt.

Ueberall erhob sich der Streitruf: „Natur! Natur!", der nun zum Stichwort der jungen und alten Stürmer und Dränger wurde, denen die Fesseln der Regel drückend und die gewohnte Kunstwerkstätte zu eng vorkam. „Wir sind der gefeilten Arbeit müde, man muß einmal wieder hören sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist!" ruft Helferich Peter Sturz, ein braver Mann, einem Freunde in seinen Briefen aus Paris zu, und weist damit deutlich genug auf das Volkslied hin, von dem sein Korrespondent äußerst geringschätzig geurtheilt hatte. Der hatte gesprochen von dem „Veitstanz konvulsivischer Leidenschaften", von „starkseinsollendem Unsinn" und die schauerliche Perspektive eröffnet, daß „unsere Mord- und Gespenstergeschichten von den Deutschen mit dem Stabe der Bänkelsänger in der Hand abgesungen werden könnten. Man wolle wohl gar den Geist und die Kraft der Nation aus den Krügen*) und Herbergen holen, weil man ‚Volkslieder' nachzuleiern nicht verschmähe, als wäre der Witz eines Handwerksburschen werthvoll. Wer Klopstock und Wieland genossen und nun diese Knittelreime hört, der denkt, der Deutsche sinkt zur faselnden Kindheit herab."

Sonderbar! Was verlangt doch Schiller? „Naiv muß jedes wahre Genie sein!" und an anderer Stelle lehrt er: „da wo die Natur aufhört wild zu sein, beginnt das Genie!" Doch hören wir den Schmerzenserguß unseres Volksliederfeindes weiter: „Der Strohfiedelversler soll den Dichter bilden? Dann wird der Hochzeitsbitter und Zimmergesell den Deutschen im Reden unterrichten!" — Gar nicht übel, wären diese Lehrer der Sprache gehört worden statt der Franzosen, statt der Griechen und Römer, es wäre vielleicht besser bestellt gewesen um unsere Literatur, jedenfalls wäre sie öfter und länger das geblieben, was sie sein soll: Besitz und Freude und Erziehungsmittel für das ganze Volk!

Ja, ja! In früheren Zeiten hatte der Pastor auf der Kanzel sich nicht gescheut, in seiner Predigt Volkslieder zu zitiren und seine erbaulichen, gar oft recht wirksamen und lehrreichen Betrachtungen daran zu knüpfen. Damals war freilich auch der Riß zwischen dem Volke und den Gebildeten noch nicht so groß, der nämliche Riß, der heutigen Tages immer noch nicht geschlossen ist, der aber jeden nöthigt, sich die Frage vorzulegen, ob er ihn vergrößern, oder, was das einzig Wahre ist, verkleinern helfen will. Wer gescheit ist, wählt, wie gesagt, das letztere; denn jeder Mensch, in dem noch nicht alles Gefühl verloschen ist, findet die Kluft, die er draußen erschaut, in seinem eignen Herzen schmerzlich wieder. Und zwar geschieht das in den Momenten stiller Einkehr in sich selbst, wo er sich fragt, was er denn der Gesammtheit als seinen Tribut gezahlt und wie er sich abgefunden hat mit seinen den Menschenrechten entsprechenden Menschenpflichten, zu deren erhabensten eben die gehört, jene Kluft schließen zu helfen.

*) Provinzialismus für Wirthshaus.

Der ewige Kampf zwischen Kunst und Natur, oder wie Schiller es ausdrückt zwischen dem Sentimentalen und dem Naiven, wurde wieder einmal mit äußerster Hitze aufgenommen in den Schranken der literarischen Arena. Die Herren Kunstpoeten, von denen welche der Meinung waren, die Poesie sei ein Gegenstand des Lernens und des Wissens, waren gar oft mit der Losung: „Trotz der Natur“ zu Felde gezogen, aber endlich dahin gekommen, daß ihr Kämpfen und Ringen geradezu wider alle Natur gerichtet war. So hatten sie den Boden im Volke verloren und schwebten in den luftigen Aetherhöhen, wo einer Normallunge die Luft zu dünn wird, ja einzelne hatten sich so hoch hinauf gesungen, daß kein Mensch mehr auf sie hören mochte.

Lesen wir die Vorreden der Kunstdichter des 17. und 18. Jahrhunderts, so wird uns unter Staunen klar, daß das Dichten gar häufig, wie gesagt, nur Sache des Gelehrten ist. Da heißt es, der Poet muß können: Griechisch, Latein, Geographiam, Historiam, Mathematicam, Methaphysicam u. s. w. u. s. w., daß uns schier die Haare zu Berge steigen!

Und da kommt nun der junge Goethe und behauptet: „Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, wie dem Ritter.“ Und vor ihm schon hatte Lessing, der freilich die edle Theologiam oder Gottesgelahrtheit sträflicherweis über den Umgang mit Schauspielern und anderem „Gesindel“ an den Nagel gehängt und bereits schier vergessen hatte, die ketzerische Aeußerung gethan:

„Was einen Bauern reizt, macht keine Regel schlecht,
Denn in ihm wirkt der Trieb noch unverfälschlich ächt.“

Der simple Bauer also sollte das Recht haben, etwas trotz dem absprechenden Urtheil der heiligen „Regel“ schön zu finden!

Auch der alte, derbe Joh. Heinrich Voß, der uns den deutschen Homer geschenkt hat, war anfangs recht begeistert für das Volkslied und für die Naturdichtung, ja er dichtete selbst Idyllen in plattdeutscher Sprache, freilich, merkwürdig genug in homerischen Sechsfüßlern; später aber fiel er ab und redete naserümpfend von „dem Bovist des Volksliedes“, der sich recht breit mache! Da war er unter die ästhetischen Aristokraten gegangen, und von dem Umgang mit den Grafen von und zu Stolberg war doch etwas hängen geblieben! Schäm dich, Alter! Hast dem Fritz Stolberg so schön den Text gelesen: „Wie Fritz Stolberg zu den Unfreien gegangen“ und gibst dir selbst so 'ne Blöße!

Um von Neueren etwas zu sagen, so war Lenau sehr bebegeistert für das Volkslied, welches er eben „in Zeiten, wo alles Abstraktion ist, für viel werth“ erklärt. Anders eine Richtung von Dichtern, die sich, mit Recht oder Unrecht, gern Schillerianer nennen möchten. Da ist der vor ein paar Jahren verstorbene Grillparzer, der sich in folgendem Spruch gegen derartige Liebhabereien verwahrt:

„Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiß ich fürwahr nichts zu machen.
Wer trinkt, wenn er Brunnenwasser hat,
Aus Wagenspur gern und Lachen?“

Grillparzer hat schöne Dramen geschrieben, und manches sinnige Gedicht und seiner Sprache Bilderpracht und Schwung und Glanz erinnern wohl an Schiller; — der größte Idealist aber unter den lebenden Dichtern, der Schiller, wenigstens gewiß seiner Meinung nach, am nächsten kommt, wenn nicht gar übertrifft, das ist Herr Hofrath Rudolf von Gottschall, Ritter des Fledermaus- oder Sperlingsordens von Flachsenfingen, der Sänger der weltberühmten Bismarkhymne, die unter seinen Brüder 3000 Mark werth war! Dieser neue leipziger Gottsched, diese männliche Pythia der modernen deutschen Literatur hat auch anläßlich der Volkslieder und des dahin Gehörigen etwas georakelt. Als er in „Unsere Zeit“ von 1874 dem Hofmann von Fallersleben einen Nachruf widmete, trieb ihn sein Geist, einige bedeutende Bemerkungen zu machen. Unter anderem spricht er von Dichtern dieser Art, die an die meist namenlosen Volksdichter grenzen, die in „des Knaben Wunderhorn*) tuten“ und beweist deren geringen Werth mit folgendem glorreichen Schlußsatz: „Da das Lied der unmittelbarste Ausdruck der Empfindung ist, so bedarf es oft nur eines recht warmen und innigen Gefühls, um in einer Sprache, die für uns dichtet und denkt, ein Lied zu machen!“ Da habt ihr's! Weiter ist's nichts! Ein bischen warmes Gefühl und etwas Sprache, dann ist's gemacht. Wir möchten vermuthen, der Herr Hofrath habe sowohl seine früheren Revolutions- als auch seine Speichelleckerlieder ohne jegliches Gefühl, ohne warmes und ohne kaltes, gemacht oder fabrizirt. Wir sehen also, es gibt heute noch auch auf diesem Felde Leute, welche sorgfältig bemüht sind, die Trennung nicht nur nicht zu beseitigen, sondern sogar offen zu halten, ja möglichst zu erweitern, mit dem Hintergedanken, bei Ihresgleichen auf um so höheren Sockel zu stehen, je tiefer sie den „Pöbel“ unter sich lassen.

Doch zurück zu der Sturm- und Drangperiode. Lessings scharfer kritischer Geist, der in den Literaturbriefen und gelegentlichen Abhandlungen sein Licht leuchten ließ, sowie Herders Fragmente über die deutschen Literaturzustände hatten schon gar deutlich auf den Unterschied zwischen dem originalen Produziren der wirklichen Dichter „von Gottes Gnaden“ und den gebosselten Stückwerks- und Nachahmungsfabrikaten der Stubenpoeten hingewiesen, die sich an fremde Nachbildungen der Natur hielten, statt aus der Quelle selbst zu schöpfen. Lessing und Herder ließen denn die bekannten Namen ihrer Zeit Revue passiren und bei gar manchem riefen sie ihr niederschmetterndes: „Gewogen, gewogen, zu leicht befunden.“ Und das ganze Geschlecht der jungen „Originalgenies“ ließ kaum Klopstock, der doch in dem göttinger sowohl, wie in Goethe's Kreis noch Anspruch auf Geltung haben durfte, noch gelten.

Es begann der Cultus des von allen Regeln unabhängigen Genies, besonders that dabei für Deutschland der Engländer Young Hebammendienste: „Allzugroße Ehrfurcht vor dem Alten fesselt das Genie und versagt ihm die Freiheit, die es haben muß, wenn es seine glücklichen Meisterzüge wagen soll. — Regeln sind Krücken für die Lahmen, aber für die Gesunden, für das Genie ein Hinderniß.“ Auch der „Naturmensch“ Jean Jacques Rousseau, der gepredigt hatte, daß die Fortschritte in Wissenschaft und Künsten nur die reine Urnatur des Menschen verdorben haben, hat ungeheure Wirkung nach dieser Richtung ausgeübt. Lavaters Physiognomik, d. i. die Kunst aus den Gesichtszügen die Seele eines Menschen abzulesen, gehört auch hierher; und Lavater hat in den verzücktesten Ausrufen eine Erklärung des Begriffs „Genie“ gegeben, der sehr charakteristisch, aber zu lang ist, um an dieser Stelle Platz finden zu können.

Als Repräsentanten des Genies nur galten der jetzt in Deutschland bekannt werdenden Shakespeare, der alte Vater Homer, der größte Epiker des Alterthums, vielleicht aller Zeiten, die nordischen Skalden, wie Ossian und endlich die in Percy's Sammlung enthaltenen Stücke; also das Volkslied.

*) Titel einer Volksliedersammlung, welche 1808 Achim von Arnim und Brentano herausgegeben haben.

(Schluß folgt.)

Marpingen.

Auf einer Herbstfahrt durch das Nahethal begriffen, stand ich auf dem Bahnhofe in Münster am Stein den von Bingerbrück kommenden Zug erwartend. Die Schaaren der nach Marpingen strömenden Wallfahrer, die Mittheilungen der Schaffner hatten den aufsteigenden Gedanken eines Abstechers zum Gnadenbilde rasch zum festen Entschlusse gezeitigt, zumal ich auf ein ungewöhnliches Schauspiel rechnen durfte, da, wie mir übereinstimmend versichert worden, auf den folgenden Tag, den 3. September, die letzte diesjährige Erscheinung der Mutter Gottes angesagt war. Daraus ersieht man, daß sich das marpinger Wundertheater einer exakten Regie erfreut, welche die Himmelserscheinungen durch den Inspizienten besorgen läßt. Der nächste Zug brachte mich gegen 9 Uhr Abends nach dem Städtchen St. Wendel. Ein halbwüchsiger Junge bot mir seine Dienste als Fährmann an, die ich um so bereitwilliger annahm, als außerhalb des Bahnhofes eine ägyptische Finsterniß herrschte. Auf dem Wege zum Gasthof „Engel“ theilte mir mein Cicerone mit, daß dort auch die Königin von Spanien, die heute zum Besuche Marpingens eingetroffen war, abgestiegen sei.

In dem bis unter das Dach überfüllten Gasthofe fand ich ein sehr bescheidenes Unterkommen und fuhr am frühen Morgen mit einer französischen Familie gen Marpingen. Es ist unglaublich,

welches Leben in das stille St. Wendel mit dem marpinger Märchen gekommen ist. Die vorhandenen Kutscher, obzwar ihnen von allen Seiten Zuzug geworden, können der Nachfrage nicht Genüge thun. Die Lebensmittelpreise sind um das doppelte gestiegen, und doch macht meilenweit die Umgebung durch den riesenhaften Konsum glänzende Geschäfte. Nur der ehrwürdige Schutzpatron St. Wendel, durch die Unbeflecke pensionirt, hat seine bisherigen Wunderfunktionen eingestellt. Seine Kapelle steht verwaist, der darin entspringende Quell fließt ungebraucht und unbeachtet.

Auf der zwei Stunden langen Fahrt über Winterbach und Alsweiler; durch eine sandige, unfruchtbare Gegend, unterhielt mich der edle Rossebändiger abermals von der mir nachgerade fabelhaft werdenden Königin von Spanien.

Marpingen hat eine reizende Lage. Auf einer sanft ansteigenden Berglehne liegt halb versteckt in dem Grün mächtiger Bäume seine durch ihren weißen Anstrich weithin sichtbare Kirche. Von der Hauptstraße des Dorfes, zu beiden Seiten mit kleinen aber freundlichen Häusern besetzt, führen zwei Wege zur Kirche. Rechts von der Kirche liegt ein mit einer lebenden Hecke eingefriedeter viereckiger Platz, an dessen einer Seite ein Baum, in dessen Zweigen die Mutter Gottes sich gezeigt haben soll, eine Säule mit einer kleinen Madonna beschattet. Hart daneben befindet sich der Gnadenquell. Die Lokalität zur Inszenirung des Dramas konnte offenbar nicht geschickter gewählt werden. In den ungefähr 5 Minuten von Marpingen der Kirche gegenüber aus dem Thal sanft ansteigenden Härtelwald, in welchem am 3. Juli 1876 den drei achtjährigen Mädchen die Mutter Gottes zum erstenmal zwischen zwei Sträuchen sitzend erschienen sein soll, bin ich nicht gekommen. Derselbe ist polizeilich abgesperrt und der Zutritt nur mit besonderer Erlaubniß gestattet.

In den Straßen wimmelte ein buntes Leben. Rechts und links reihte sich Bude an Bude, in welchen Kerzen, Rosenkränze, Traktätlein und sogar Photographien der Madonna in der Gestalt, in welcher sie den begnadeten Mädchen erschienen war, gegen hohen Preis feilgeboten wurden. Doch auch die Virtuosen der Ziehharmonika waren zahlreich vertreten und ließen Melodieen hören, die zu der angeblichen Heiligkeit des Ortes schlecht stimmten.

Mit der vorrückenden Tageszeit schwoll das wogende Gedränge. Alles menschliche Elend, aller Jammer schienen sich hier zusammengefunden zu haben. Jedes Alter, jeder Stand lieferte von fern und nah sein Kontingent. Der Niederrhein, die Saar und Moselgegend, aber auch Luxemburg, Lothringen, Belgien und vor allem Holland hatten fromme Seelen gesendet. Daß drei Viertheile dem schönen Geschlechte angehörten, brauche ich wohl nicht zu bemerken.

Schauend und staunend gelangte ich bis in die Nähe der Kirche als plötzlich der Ruf „die Königin, die Königin“ die Menge in raschere Bewegung brachte, die mich halb getragen über die hochgehäuften Gräber in die Kirche warf. Ich erhaschte gerade noch einen Blick auf den Gegenstand der allgemeinen Neugierde, gleichwohl ausreichend, um in der vermeintlichen Königin eine stattliche holländische Dame zu erkennen. Die bekannte Kopfzier aus Gold- und Silberblech, welche sie trug, hatte ihr zu der raschen Standeserhöhung verholfen.

Die Atmosphäre und das entsetzliche Einerlei der hergesagten Gebete wurden nachgrade zur Nervenguillotine. Unter Fußtritten und Rippenstößen brachte mich eine Menschenwoge an dem Opferkasten vorbei zum Ausgang. Obgleich von der Größe eines Briefkastens, mit der Ueberschrift „für die Ausschmückung der Kirche“, vermochte die Mündung des Opferstocks die gespendeten Geldstücke nicht mehr aufzunehmen. Wieviel Schweiß mag wohl an diesen Gaben kleben? Man muß das lange Suchen der verblendeten Menschen in ihren schmutzigen Geldbeuteln, dieses Schwanken zwischen Großmuth und dem Bewußtsein des eigenen Bedürfnisses gesehen haben, um die magische Zaubermacht des unersättlichen Kirchenschlundes zu ermessen.

Vor der Kirche gerieth ich erst recht in's Gedränge und doch strömten immer noch auf der Fahrstraße und dem Fußweg neue Zuzügler in das Dorf. Ich halte nach meinen Wahrnehmungen die mir von verschiedenen Seiten gemachte Mittheilung, daß Marpingen an einzelnen Tagen von acht bis zehntausend Menschen besucht worden, für völlig glaubwürdig. Von der Kirche wendete ich mich nach dem eingefriedeten Platz. Die hier herrschende Ueberfüllung spottet jeder Beschreibung. Wie Häringe auf einandergeschichtet lagen hier die Menschen im Gebet. Auch außerhalb der Einfriedung knieten hunderte in dem feuchten Grase, die Mütter ihre siechen Kinder vor sich, den stieren Blick nach der Stelle, wo die Bildsäule der Unbefleckten stand, gewendet. Aber sie kam nicht, die Gnadenreiche.

Als letzte und Hauptherrlichkeit hatte ich noch den Gnadenquell näher zu besichtigen. Trotz verschiedener energischer Versuche erwies sich das indessen als ein Ding der Unmöglichkeit. Hunderte von Frauen und Männern hatten einen undurchdringlichen Ring um ihn gebildet. Das Wasser ist nichts weniger als hell und klar. Ich bin überzeugt, daß, wenn die vielen stattlichen Pfarrherren aus den gesegneten Weingefilden der Saar, der Mosel und des Rheins mit diesem Schmutzwasser nur acht Tage lang ihren Durst löschen sollten, Marpingen ein tödtlicher Stoß versetzt werden würde.

Ich hatte genug, mehr als genug gesehen und dachte an die Rückkehr. Da eine Retourkutsche nicht vorhanden war, ritt ich auf Schusters Rappen nach St. Wendel zurück. Durch ein gutes Mittagmal gestärkt, führte mich gegen Abend die Eisenbahn nach Worms.

Dr. Max Trausil.

Rudolf Fendt.

(Porträt Seite 220.)

Sonntag, den 21. September vorigen Jahres, wenige Stunden vor dem Kaisereinzug, wurde **Rudolf Fendt**, einer der Führer aus den freiheitlich-einheitlichen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, in **Darmstadt** zu Grube getragen. Fendt war 1826 zu Schotten im Vogelsberg geboren und studirte von 1844 an zu Gießen zuerst Theologie, dann Jurisprudenz. Die ebenerwähnten Ereignisse unterbrachen seine akademische Laufbahn. Während der Parlamentszeit erschien zu Gießen ein demokratisches Blatt, der „Jüngste Tag“, an dessen Redaktion Fendt beträchtlichen Antheil nahm. Noch lebhafter war seine Thätigkeit als Redner in den Volksversammlungen, welche damals bei jeder irgend erdenkbaren Gelegenheit zusammenberufen wurden. Als die Tage der Reaktion hereinbrachen, blieben auch für Fendt die schlimmen Folgen nicht aus. Politische Anklagen aller Art regneten auf ihn herab, und als er sich der drohenden Untersuchungshaft durch die Flucht entzog, wurde er steckbrieflich als „**Hochverräther und sonstiger Verbrecher**“ verfolgt, was bei seiner, damals immer noch zahlreichen Partei theils einen Sturm der Entrüstung, theils ein homerisches Gelächter hervorrief.

Flüchtig wie er war, betheiligte sich Fendt an dem badischen Aufstande, wobei er theils als Journalist, theils als „Adjutant zu Fuß“ bei Doll einen der kommandirenden Dienste leistete. Nach Niederwerfung dieser Schilderhebung hielt sich Fendt einige Zeit in der Schweiz und in Straßburg auf, stellte sich aber bald den hessischen Gerichten und erschien im Herbst 1850 zu Darmstadt vor dem Schwurgericht unter mehrfachen politischen Anklagen. Während dieses Prozesses, welcher fast eine Woche dauerte, konnte das Publikum die Schlagfertigkeit, den Witz, die Gewandtheit, das enorme Gedächtniß und die Geistesgegenwart des jugendlichen Redners garnicht genug bewundern, und selbst seine entschiedensten Gegner zollten seinen Talenten eine unwillkürliche Anerkennung. Nichtsdestoweniger wurde der „Hochverräther und sonstige Verbrecher“ zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, welche Strafe er sofort in Darmstadt unter nicht allzuharten Umständen verbüßte. Nach seiner Entlassung betrieb Fendt jahrelang kaufmännische Geschäfte ohne sonderlichen Erfolg, da ihm alle Eigenschaften eines Kaufmannes fehlten, und trat dann 1873 als Buchdruckereibesitzer in die Geschäftsführung und Redaktion des bedeutenden hessischen Lokalblattes, der „Neuen hessischen Volksblätter“, über, welche ein seinen früheren Ueberzeugungen gemäßes Programm verfochten. Später betrafen den hartgeprüften Mann schwere körperliche Leiden, welche ihn vor kurzem zum Rücktritt von der

erwähnten Stellung bewogen und dann in ein frühzeitiges Grab stürzten. Vielfache geistige Aufregungen, Sorgen und Kümmernisse über einen verfehlten Lebensberuf haben zu diesem frühen Ende ohne Zweifel viel beigetragen.

Hinsichtlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit war Fendt früher nur Journalist und Polemiker, und als solcher in einer mannigfachen und erfolgreichen Weise thätig gewesen. Vor zwei Jahren jedoch faßte er einen Theil seiner zerstreuten Arbeiten in dem Rahmen seiner „Erinnerungen und Erlebnisse" zusammen und gab 1875 im Selbstverlag das höchst interessante und vielbesprochene Buch „Von 1846 bis 1853" heraus, dessen Studium allen denjenigen zu empfehlen sein dürfte, die endlich aus den heute so verworrenen Begriffen über die achtundvierziger Bewegung in's Klare kommen möchten. In seiner Schreibweise hatte Fendt viel von Börne und Jean Paul, welche beide seine Lieblingsschriftsteller waren. Nur tritt bei ihm die sprudelnde Lebendigkeit des geübten Volksredners und des kampfslustigen Journalisten beträchtlicher hervor.

Fendt ist den demokratischen Ueberzeugungen seiner Jugend bis zum letzten Hauch treu geblieben. Die Berechtigung des sozialdemokratischen Programms hat er wiederholt anerkannt — mißbilligend äußerte er sich blos über den baseler Beschluß, betr. die Grund- und Bodenfrage, den er für durchaus verkehrt hielt. Indeß korrigirte er auch in dieser Beziehung später sein Urtheil.

Das letztemal trat er vor die Oeffentlichkeit zu Ende der 60er Jahre, wo er durch einen denkwürdigen Prozeß die moralische Hinrichtung des Erzhumbugs Metz, nationalvereinlichen Angedenkens, vollzog.

Diese That allein sichert ihm ein Anrecht auf die Dankbarkeit des deutschen Volks. B.

Wiener Lebensbilder.

II.

Wenig Erbauliches habe ich Ihnen mit meinem vorigen Briefe geschrieben, und wahrlich auch wenig Erbauliches bleibt mir heute zu berichten. Das neue Jahr ist zwar angebrochen, aber wohl niemand, der nüchternen Blickes in die Zukunft schaut, hofft von demselben ein Besserwerden. Wohin wir blicken, dasselbe trostlose Bild, grau in grau gemalt: unmittelbar im Südosten unseres Reiches ein schreckliches Menschenschlachten, das an Grausamkeit alles bisher Dagewesene zu überbieten strebt und dessen Ende niemand absieht, so daß selbst unsere guten alten Spießbürger, die sich bei Beginn des Krieges damit trösteten, daß es ja „hinten weit in der Türkei" sei, „wo die Völker aufeinanderschlagen", wie es ihnen ihre tägliche „geistige Nahrung" vorgesagt, nun bange zu fragen beginnen, ob wir nicht am Ende noch selbst verwickelt werden in die große Katzbalgerei; im Innern unfertige Zustände überall — die „Monarchie auf Kündigung" ist seit Neujahr wieder abgelaufen, und da die sich gegenüberstehenden cisleithanischen und transleithanischen (Kapitalisten-) Interessen dem Abschlusse eines neues Paktes bisher hindernd im Wege standen, leben wir im schönsten „Provisorium" — dafür aber, wahrscheinlich zur Entschädigung, die trostlose Aussicht auf neue Steuern — neue Steuern für das arbeitende oder auch, weil ohne Beschäftigung, nicht arbeitende, immer aber darbende Volk!

Unser guter Herr Finanzminister Freiherr de Pretis, der vor drei Jahren bereits frohen Muthes prophezeihte: „Es wird bald besser werden" und der ein Jahr später auch ungenirt behauptete: „Es ist schon besser geworden", Herr de Pretis hat allerdings Ursache sich zu freuen: eine neue progressive Personal-Einkommensteuer ist ihm bewilligt worden, die jedes Einkommen von 600 fl. und darüber treffen wird, und wenn auch über deren Höhe und sonstige Kleinigkeiten die hochweisen Herren vom Reichsrathe bisher nicht einig wurden, „im Prinzipe" hat er die Steuer doch! Zwar würde auch ein größeres Finanzgenie, als es unser cisleithanischer Defizitverwalter ist, mit einer derart „im Prinzipe" bewilligten Steuer die fünf Millionen Gulden Steuerrückstände, welche die wiener Bevölkerung allein schuldet, nicht bezahlen können; aber er wird sich in seiner Ungeduld wohl mit Emittirung einiger billigen Rententitelchen zu helfen wissen, bis die ersehnte Goldquelle aus dem „bisher unbesteuerten" Einkommen, dem kargen Lohne des unbemittelten Arbeiters, kommt. Und dann gibt es ja auch noch neue Verbrauchsteuern auf Reis, auf Kaffee, auf Petroleum u. s. w.! Freue dich, armer Mann, der du bisher beim dürftigen Petroleumlämpchen dein Elend betrachten konntest, du wirst nun wieder zur „Schusterkerze" oder zum Kienspan zurückkehren müssen, wie weiland in der „guten, alten Zeit"; der Reiche aber brennt ja ohnedies kein Petroleum, sondern Rüböl, Stearin oder Wachs — wozu also klagen? Wer es aber trotzdem noch nicht glauben will, daß es „bereits besser geworden", der lasse sich sagen, daß dieser Tage in der Umgegend von Mährisch-Kromau ein gerichtlich auf 1000 fl. geschätztes Haus um Einen Gulden und eine gerichtlich auf 8000 fl. geschätzte Halblahe um zwanzig Gulden verkauft wurden, allerdings in exekutiver Feilbietung — aber ein Haus um einen Gulden! — was will man denn da noch für bessere Zeiten?!

Ich bin im Zweifel, was interessanter wäre, ein Rückblick auf das abgelaufene Jahr oder eine Ausschau auf die uns im neuen Jahre bevorstehenden Freuden. In ersterer Beziehung lassen wir diesmal lieber den wiener Correspondenten eines liberalen Provinzblattes reden, der folgenden Bericht über die eminent fortschrittliche Entwicklung Wiens und seiner Bewohner gibt: „Daß die Bevölkerung Wiens im verflossenen Jahre sittlicher und besser geworden ist, wird niemand behaupten wollen, der die Chronik der Verbrechen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat; es scheint sogar, als ob Leben und Eigenthum mehr gefährdet waren als in früheren Jahren. Die Zahl der Einbrüche, Diebstähle, Betrügereien und Unterschleife ist eine erschreckend große, und es gäbe eine lange, traurige Liste, wenn ich die Verbrechen hier verzeichnen wollte, welche Aufsehen erregten oder erschütternd auf das Publikum wirkten. Es ist besser, man zieht einen Vorhang vor dieses traurige Bild."

Und im neuen Jahre? Schon in den ersten Tagen lasen wir in unsern Blättern eine Notiz über eine von der „Sicherheitsbehörde" in den Spelunken der westlichen Vororte vorgenommenen Streifung, welche ein Ergebniß von 92 Arretirungen hatte. 17 der Verhafteten waren bereits abgestrafte Diebe u. s. w., die übrigen hatten sich, wie hinzu gefügt wird, keines andren Verbrechens schuldig gemacht, als daß sie „nichts haben". Wer möchte die Wechselbeziehung zwischen der citirten Correspondenz des Provinzblattes und der obigen, scheinbar unbedeutenden Notiz verkennen: Verbrechen und Elend — Wirkung und Ursache! Man beseitige die Ursache und die Wirkung wird von selbst verschwinden!

Das scheint freilich leichter gesagt als gethan; namentlich unseren Bourgeoispolitikern, die in der Polizei das Alpha und Omega aller Staatskunst erblicken, will bei dieser Frage gänzlich das Latein ausgehen. So forderte der Herr Reichstagsabgeordnete Dumba im Budgetausschusse bei der Berathung des Polizei-Etats Abhilfe gegen das immer mehr überhandnehmende Vagabunden- und Bettler-Unwesen in Wien; leider kann er sich auf die Idee, die soziale Frage mittelst Schub und Arrest zu lösen, nicht einmal ein Patent geben lassen, sie ist von unserer „liberalen" Regierung schon ein Lustrum hindurch praktisch gehandhabt.

Allerdings ist es von unseren Volksvertretern zuviel verlangt, sich auch mit volkswirthschaftlichen Studien zu befassen und den Ursachen der heutigen miserablen Zustände auf den Grund zu gehen — — sie haben ja Wichtigeres zu thun! Dumba selbst ist ein großer Sänger vor dem Herrn, dem die Lorbeeren des wiener Männergesangvereins wahrscheinlich mehr am Herzen liegen dürften, als die Interessen seiner Mandatgeber für den Reichsrath. Ob er auch Mitglied des reichsräthlichen Turnclubs ist, weiß ich nicht. Wenn nicht, wäre es wahrlich schade, er gäbe ein prächtiges Seitenstück zu seinem reichsräthlichen Kollegen Baron Walterskirchen, der sich jüngst als „Dauerläufer" produzirte. Ohne Spaß! Zu erfahren, daß der edle Baron, ein Arbeiterfreund vom reinsten Wasser (etwa wie Ihr Schulze aus Delitzsch), ein gewandter Turner sei, nahm mich nicht gerade Wunder, denn die rhetorischen Bocksprünge, die er zu unterschiedlichenmalen in den Debatten unseres „hohen Hauses" zum Besten gab, sind aller Anerkennung werth. Nun hat er, wie gesagt auch als Dauerläufer seine Probe abgelegt. Er hatte mit mehreren seiner Kollegen aus dem Parlamente gewettet, daß er die ganze Ringstraße im Dauerlaufe, ohne anzuhalten, passiren werde, und an einem frühen Morgen lief er diese Strecke richtig innerhalb $23\frac{1}{2}$ Minuten, unter der Kontrole der turnerischen Abgeordneten. Daß ob dieses Sieges das obligate Festessen nicht ausbleiben durfte, ist wohl selbstverständlich, wo bliebe denn sonst die gute, alte deutsche Sitte, daß jegliches Thun mit Speise und Trank wohl beschlossen werden müsse. Und unserere reichsväterlichen Turner sind gute Deutsche: das Menu des „Wettlauf-Essens" durfte auch nicht Einen französischen Ausdruck enthalten! Daß Champagner und Bordeaux ebenfalls verbannt waren, meldet Fama nicht, es ist indeß schwerlich anzunehmen, denn bekanntlich „der echte deutsche Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern". Launige Toaste gab es, recht gewagte Turnerkünste kamen vor und das Ganze währte bis in die späte Abendstunde — und da will man noch haben, die Herren sollten Zeit finden, dem Elende des Volkes abzuhelfen!

Zur Vervollständigung unseres Bildes fehlt jetzt eigentlich nur noch ein „Reichsraths-Tingl-Tangl". Die Kräfte wären so schön beieinander. Der Sänger Dumba, der Turnklub als Akrobatentruppe, Walterskirchen als Dauerläufer, an unterschiedlichen Clowns und Kautschukmännern dürfte es ebenfalls nicht fehlen und im Nothfalle könnte man ja auch den ehemaligen Kollegen Brandstätter, der jetzt im Karlauer Strafhause die Folgen seiner Unvorsichtigkeit bei Ausfertigung von Wechseln absitzt, einen Gastrollen-Cyklus im Concertzeichnen geben lassen. Und um ein geeignetes Lokal hätte man gleichfalls nicht lange zu suchen, ist doch in nächster Nähe des „Abgeordnetenhauses" (falls man dieser Bretterbarake selbst nicht mehr die genügende Widerstandsfähigkeit gegen einen größeren Andrang zutraut) die soeben wieder verwaiste „Komische Oper"!

Diese „Komische Oper", die schon die längste Zeit her mehr „komisch" als „Oper" war, ist wieder einmal gekracht — wenn wir nicht irren, seit den fünf Jahren ihres Bestehens zum sechsten Male — und zwar

nach einer Theatersaison von ganzen acht Tagen. Noch haben die Orchestermitglieder dieser Bühne nicht die ihnen gerichtlich zugesprochenen Gagen für die vorige Saison, da sich der vorige Direktor Hirsch „unbekannt wo" befindet; und wieder sind bei 200 Existenzen der herbsten Noth anheimgegeben durch den Leichtsinn eines Menschen, der sich nicht scheute, ein frevelhaftes Spiel mit ihnen zu treiben, des Direktors Swoboda, welcher das Theater pachtete, ohne irgend einen Fonds zum Betriebe desselben zu haben, die Leute, Schauspieler sowohl wie Musiker, größtentheils aus der Ferne herbeilockte, da ihm die wiener Musikervereins-Mitglieder nicht zu Gesichte standen, und nun das Theater auf gut Glück eröffnete, um es nach acht Tagen wieder sperren zu müssen. Und es giebt noch Zeitungen, die einen solchen Abenteurer bedauern!

Es kracht übrigens nicht blos in der „Komischen Oper", sondern so ziemlich an allen wiener Bühnen, die nicht durch Staats- oder sonstige Subventionen geschützt sind: der Direktor des Theaters an der Wien machte im Sommer Konkurs; ob es ihm heuer, nachdem er mit seinen Gläubigern, darunter auch sein Schauspiel- und Orchesterpersonal, eine Art Ausgleich getroffen, besser gehen wird, ist eine andere Frage. Für das Carl-Theater, dem einzigen wiener Privattheater, das sich bisher immer aufrecht zu halten vermochte, will sich zu den hohen Pachtbedingnissen kein Pächter mehr finden. So ist der Krach noch immer die Signatur der Zeit und heuer mehr als je, ganz abgesehen von dem großen Krach, den der gute Geschmack an unsern Vorstadttheatern schon lange erlitt. — Doch hievon ein anderesmal!

„Es wird bald besser werden!" Viennensis.

Im Hause Fugger. Unsere Leser sehen, daß es keine arme, nothleidende, „enterbte" Familie ist, in deren häuslichen Kreis unser Bild (Seite 221) sie führt; im Gegentheil: die Fugger scheiden sich in gräfliche und fürstliche Linien, ihren Grundbesitz rechnen sie nach Quadratmeilen, ihr Vermögen zählen sie nach Millionen und ihr häusliches Leben haben sie seit Jahrhunderten mit allen Genüssen des Leibes und des Geistes auszuschmücken gewußt. Ja — seit Jahrhunderten! Vor mehr als 400 Jahren lebte zu Graben nahe bei Augsburg ein schlichter, armer Webermeister, Johannes Fugger, der seinen Sohn, auch Johannes geheißen, nach Augsburg hinein an eine Bürgerstochter der hochmächtigen und reichen freien Reichsstadt Augsburg verheirathete. Herr Johannes Fugger der jüngere war natürlich auch Webermeister, Leinwandweber zumal, und das war sein Glück, denn zwei Jahre bevor er sich in das Bürgerrecht der freien Stadt hineinheirathete (1370), hatte sich die Zunft der Weber in die Regierung derselben eingedrängt und aus der aristokratischen Herrschaft der wenigen vordem rathsfähigen Geschlechter eine ächte und gerechte Weberzunftherrschaft gemacht. Und Herr Johannes der jüngere verstand seinen Nutzen und beutete die Vortheile, welche das Bürgerrecht und die vorzügliche Lage Augsburgs als Hauptstapelplatz des damaligen Handels zwischen dem nordischen Europa und Italien, gleichwie zwischen dem ersteren und dem Morgenland darbot, geschickt genug aus, um seinen Erben ein beträchtliches, freilich nicht auf dem „goldnen Boden" des Handwerks der Leinenweber, sondern auf dem schon damals recht praktikablen Wege des Spekulationshandels, und zwar des Leinenhandels, erworbenes Vermögen zu hinterlassen. Die Nachkommen des spekulativen Johannes waren auch nicht umsonst Bürger von Augsburg und Mitglieder der herrschenden Zunft — sie benutzten die günstige Stellung aller durch die jeweiligen Umstände unumgänglich gemachten Händler, als Waarenvermittler zwischen Produzenten und Konsumenten, vortrefflich, und schon der älteste Sohn Andreas brachte es zum adeligen Wappen, das der Kaiser Friedrich III. seiner Linie, der der Fugger vom Reh, verleh. Freilich starben diese Fugger nach noch nicht $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten aus, aber das Haus des jüngeren Bruders Jakob, das der Fugger von den Lilien, handelte und blühte durch die Jahrhunderte fort, heirathete in die vornehmsten und reichsten Geschlechter hinein, häufte Gold auf Gold, pumpte Kaisern und Königen und ward schon von Maximilian I. ebenfalls in den Adelsstand erhoben. Fortan waren die Fugger in allen Ländern und Meeren gebietende Welthandelsherren und die Freunde der Kaiser und deren Helfer in vielen Geldnöthen; auch die Kirche hatte sich ihrer klingenden und glänzenden Unterstützung im reichsten Maße zu erfreuen. So bezahlten sie den berüchtigten Maulhelden Dr. Eck für seine Zungenkämpfe gegen Luther, warfen manches Tausend blanker Goldkronen in den nach der Ambrosia des Goldes und dem berauschenden Nektar der Macht gierig geöffneten Rachen des Jesuitenordens und thaten sogar in einem ihrer Familienglieder, der während eines Theiles des 30jährigen Krieges Oberbefehlshaber der Armee in Schwaben war, selbst zur Vernichtung der Ketzer ihr möglichstes. Natürlich fielen hin und wieder auch Brosamen von der zum Zerbrechen besetzten Lebenstafel der Fugger für einzelne der Millionen, die bei der Lotterie des Daseins nicht das Fugger'sche große Loos erhascht hatten, ab; die Fugger waren sehr wohlthätige Leute, sie gaben einen lächerlich kleinen Theil ihres Ueberflusses den Armen und die allzubescheidenen Augen fanden die Bettelsummen gar häufig groß, sehr groß und des reichsten Gotteslohnes werth. Und fürwahr! Wenn man sich die Fuggerei betrachtet, die kleine Stadt inmitten der Jakobervorstadt von Augsburg, mit ihren sechs Haupt- und Nebengassen, ihrer eigenen Kirche und ihren mehr als 100 Wohnungen, in welchen arme Augsburger für ein Spottgeld dauernde Wohnung fanden — man könnte wahrlich den Hut abziehen vor solcher Wohlthätigkeit, wenn man nicht wüßte, daß die Fugger zur Zeit der Erbauung der Fuggerei im 16. Jahrhunderte zehnmal größere Armenstädte hätte bauen können, ohne ihren Riesengeldbeutel der Rede werth zu erleichtern, und wenn es nicht heutzutage noch Kapitalisten gäbe, die mit silbernen Ketten, mit Gewährung von materiellen Vortheilen aller Art eine Klientenschaar, einen Haufen armer, ohne fremde Unterstützung darbender Leute, an sich fesseln — im wesentlichen zu keinen anderen Zweck, als zu dem dauernder und ungestörter Ausbeutung der fremden Arbeitskraft. Auch die Fugger wußten ihr schätzebeladenes Lebensschiff auf sicheren Ankergrund zu bergen, sie brachten es bis zur reichsunmittelbaren Fürstenherrschaft und gehören heute noch, wenn sie gleich vom selbstherrlichen Fürstenthrone herunter mußten, als man in Deutschland von den mehr als 100 Landesvätern den größten Theil pensionirte, doch zu den „besten" Geschlechtern im Reiche. — Und nun, nach diesem flüchtigen Blicke auf die Geschichte derer von Fugger, mögen die Leser sich die beredte Szene, welche unser Bild zeigt, recht genau betrachten; solche Bilder lehren, wie herrlich weit in der Verschönerung des Menschenlebens es die Kultur bringen konnte, und, nebenbei auch, was es auf sich hat mit der angeblichen „Phrase" von der enterbten Masse des Volks! G.

Zwei Versuchungen. Die christliche Mythologie berichtet von einer Versuchung Christi durch den Teufel. Es heißt im „neuen Testamente" wörtlich: „Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er antwortete aber und sprach: Es stehet geschrieben: Der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet. Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab, denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir Satan, denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. — Da verließ ihn der Teufel und siehe die Engel traten zu ihm und dienten ihm." Die Koraiten sagten einst zu Muhamed, um ihn zu versuchen: „Du rühmst uns von Mose, daß auf einen Schlag seines Stabes aus einem Felsen in der Wüste eine Quelle entstanden sei und daß Jesus, der Sohn Mariens, Todte lebendig gemacht habe. Wir glauben dies ganz gern, thu du nun auch irgend solch Wunder und wir wollen dann auch deine göttliche Sendung glauben. Bitt' einmal Gott, daß der Berg Sesa, den wir hier vor uns sehen, sich in Gold verwandle und sogleich wollen wir alle deine Lehre annehmen." Das war eine üble Lage, in die der Prophet versetzt wurde. Er konnte sich nicht mit dem Worte Christi aus der Klemme ziehen: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Damit hätte man ihn ausgelacht, Er half sich auf andere Weise. Auf der Stelle fing er an zu beten, und siehe da, der Engel Gabriel, immer bereit ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, offenbarte ihm, daß Gott sich allerdings solcher Wunder bediene. um die göttliche Sendung seiner Propheten zu beweisen. Er sei jedoch nicht mehr so langmüthig wie früher und stelle bei derartigen Wundern die Bedingung, daß, wenn die Völker nach einem solchen verlangten und erhaltenen Wunder im Unglauben beharrten, sie alle vertilgt und ihre Länder verwüstet werden sollten, wie es zu den Zeiten Hebers und Salah's geschehen sei. „Wähle nun," sprach der Engel zu Muhamed, „entweder dieses Wunder zu thun, das ein so schreckliches Strafgericht zur Folge hat oder es nicht zu thun, bis die Koraiten (Koraischiten) Buße thun und sich zu Gott wenden." Muhamed besaß ein fühlendes Herz und verzichtete auf das Wunder im Interesse der Koraiten, und der Berg Sesa blieb wie er war, von Stein. Hinter der Versuchung Christi darf man den gleichen Einwand suchen, der Muhamed gemacht wurde. Der angebliche Teufel ist das ungläubige Volk, das von ihm Wunder verlangt, die er ihm nicht gewähren kann. Jesus sucht in der Schrift nach Ausflüchten, den Forderungen der Zweifler zu begegnen. Muhamed ist kühner, er versteht es besser, seine Gegner, aus deren Worten, wie bei dem Teufel in der christlichen Erzählung, der boshafteste Hohn klingt, zum Schweigen zu bringen. Die Wunder Jesu, die im weiteren Ausbau der christlichen Mythologie entstanden sind, stehen mit der ursprünglichen und der Wahrheit mehr entsprechenden Erzählung durchaus im Widerspruch. C. L.

Die Abstammungslehre und ihre Dokumente für die soziale Frage verwerthbar gemacht. Es ist mir unverständlich, daß wir, die Zeitgenossen Darwins, die Lehre von der weltbewegenden Descendenz und Zuchtwahl des Menschen, von der Descendenz der Physiognomien und der geistigen Eigenschaften noch nicht auf unsere politischen und staatssozialen Verhältnisse nutzbringend übertragen haben. Wir

kennen empirisch bereits viele Regeln des unbewußten „Züchtens“ der Lebewesen, wissen so manches über die Vorzüge eines naturmäßigen Züchtens und über die folgenschweren Mißgriffe, welche in der Zuchtwahl der Völker, namentlich durch die gewaltsamen Eingriffe in die Zuchtwahl (Kriege ꝛc.) begangen werden. Die ganze moderne Literatur der Darwinianer und die ihrer Widersacher stimmen in dem Einen überein, daß sie in der einen oder der andern Richtung das Studium der Abstammungsvorgänge als das wichtigste der Wirthschaftslehre betonen, und dennoch stehen wir, was die praktische Verwerthung der Vererbungslehre betrifft, noch weit hinter den Anschauungen des Mittelalters über den Werth der Genealogie zurück. Woher diese Erscheinung? Das Studiengeleise, welches Darwin durch das Gebiet der Abstammungslehre gelegt hat, und in welchem er sich nicht auf das genealogische Studium ganzer Arten von Lebewesen beschränkte, sondern den Stammbaum der ganzen Erdbevölkerung vornimmt, ist fast schon zu breitspurig geworden, als daß in demselben die Darwinianer sich auf Spezialstudien über die Familienabstammungen der menschlichen Individuen, also auf eine enger begrenzte Abstammungslehre, einlassen könnten. — Zwei verschiedenartige Lehrsysteme: der Darwinismus und das, was wir im engeren Sinne Genealogie nennen, jener ein Frischling und diese eine alte Stammwurzel der Abstammungswissenschaft, sind es, welche wunderbarerweise einander begegnen in einem Zeitalter, welches in seiner sogenannten realistischen Richtung, in seiner Abneigung gegen historische Ahnenkunde, unbewußt nicht übel Lust zeigte, mit den unschätzbaren Ueberlieferungen der in dem Geburtsadel so schön gehegten Abstammungstraditionen zu brechen. Während unsere Zeit auf der einen Seite die Theorien der Abstammungslehre fast vergöttert und alle Vorgänge der Entwicklung der Lebewesen mit Recht auf Descendenz und Zuchtwahl zurückführen will, zeigt sie auf der andern Seite für die sozialpolitische Praxis der Abstammungsgesetze, für die Werthschätzung der Blutsvererbung in der eigenen Gattung weder Sinn noch Verständniß. Wie nahe es liegt, so ist doch unser darwinistisches Jahrzehnt noch weit entfernt davon, in den aufgespeicherten Ahnentafeln und Stammbäumen des Geburtsadels den rothen Faden zu erblicken, an welchen die neuere Descendenzlehre viele ihrer Beobachtungen über Werth oder Unwerth ihrer Vererbungsanschauungen wird anknüpfen müssen. Um diese Anknüpfung fruchtbar zu machen, müssen wir von der umfassenden modernen Descendenzlehre für unser Spezialstudium einen Zweig abtrennen, für welchen sich das Beobachtungsmaterial der alten Genealogen vorzüglich wird verwerthen lassen. Wir müssen nämlich eine intergeneagraphische und eine intrageneagraphische Abstammungslehre unterscheiden, wobei die letztere als eine begrenzte Unterart der ersteren erscheint. Während wir unter der intergeneagraphischen Abstammungslehre (Darwinianismus) diejenige Wissenschaft verstehen, welche ein Herauswachsen der Arten aus gemeinschaftlichem Stamme annimmt, umfaßt die intrageneagraphische Abstammungslehre diejenigen Vererbungsvorgänge, welche sich innerhalb der Grenzen einer bestimmten Art von Lebewesen in der Familie und am Individuum abwickeln. Wir reden demnach von einem intrageneagraphischen Studium sowohl der einzelnen Thierarten, wie von einem solchen der Menschen. Aus der vergleichenden Nebeneinanderstellung der bei dem Menschen und bei den Thieren gefundenen Vererbungsthatsachen werden wir endlich jene vergleichenden intrageneagraphischen Gesichtspunkte gewinnen, welche die eigentliche Unterlage einer auf Beobachtungen sich stützenden sozialpolitischen Vererbungslehre bilden.

Wenn ich übrigens von Vererbungsthatsachen und sogar schon von einem Nebeneinanderstellen derselben innerhalb der Gattungen und Arten sprach, so setzte ich stillschweigend voraus, daß überhaupt beim Menschen wie bei den Thieren solche Vererbungs-Thatsachen, Vererbungsgesetze bestehen, daß sie unserer Beobachtung zugänglich und behufs vergleichender Aufsammlung im Bilde fixirbar sind. Allerdings giebt es Vererbungsthatsachen in zahlloser Menge, sie finden ihren erkennbaren und fixirbaren Ausdruck in der äußeren Erscheinung, dem individuellen Ausdrucke jedes Lebewesens. Es wird kein Individuum geboren, an welchem sich nicht großartige Vererbungsthatsachen vollzögen, welche werth sind in Wort und Bild fixirt zu werden; vererbt, durch Abstammung von den Voreltern übertragen, sind alle diejenigen Eigenschaften eines Individuums, welche es wesentlich zu dem machen, was es ist und als welches es uns erscheint. Diese vererbten Eigenschaften sind einestheils normale, physiologische, anderntheils krankhafte, abnorme; sie alle werden unserer Beobachtung zugänglich im Individuum, in der Physiognomie seines ganzen Körpers. Während wir am Thierindividuum wirklich den anatomischen Bau des ganzen Körpers als das Charakteristische der Uebererbung zu betrachten gewohnt sind, haben wir für die Menschenindividuen in der Regel nur einen verstümmelten Vererbungsmaßstab: hier ist es nämlich nur ein Bruchtheil der Körperoberfläche, der Quadratfuß Antlitz, der Ausdruck des Gesichts, welcher uns als körperliches Vererbungsmerkmal dient. So lange der Kulturmensch, im Gegensatz zum Naturmenschen und zum Thiere, auch in seiner Zuchtwahl sich nur nach derjenigen Parzelle der Körperphysiognomie bestimmen läßt, welche das Angesicht, die Physiognomie im engeren Sinne genannt wird, müssen wir einstweilen den persönlichen Gesichtsausdruck von allen Vererbungsmerkmalen als dasjenige betrachten, welches für unsere Zwecke fixirbar ist und ein umfassendes, vergleichendes Vererbungsstudium gestattet. „Jacet sine nomine truncus,“ sagt schon der Dichter, „ohne Kopf ist der Rumpf namenlos.“ Diese Thatsache, daß beim Menschen leider nur die Kopffacade, das Gesicht, das bestimmende, das nennende Vererbungsgebiet ist, auf welchem die Vererbungsspuren sich abmalen, soll als zugestanden gelten.

Dr. H. Oidtmann.

Zur Berichtigung eines Irrthums. Die Nummer 12 der „Neuen Welt“ bringt unter diesem Titel eine Notiz, die einen Angriff gegen mich enthält. Herr Eduard Bertz behauptet nämlich darin, daß ich im Irrthum sei, dem Philosophen Empedokles etliche Aussprüche zuzuschreiben, die auf dessen ausgeprägten Pessimismus schließen lassen. Ferner stellt Herr Bertz ganz entschieden in Abrede, daß Empedokles je die Welt als ein „Jammerthal“, ein „Exil“ ꝛc. angesehen, und sucht dies damit zu beweisen, daß er verschiedene Schriften (Fragmente) des Empedokles anführt, in denen davon nichts enthalten sei. Ich habe nun auf diese Ausführungen zu erwidern, daß Hr. Bertz, wenn anders ihm daran gelegen ist, die Weltanschauung des Philosophen Empedokles kennen zu lernen, der ich in meiner Novelle „Der Erbonkel“ Ausdruck gegeben, das Werk von Sturz, Empedokles Agrigentinus, lesen möge. Er wird darin fast wörtlich jene Aussprüche des Empedokles finden, welche ich citirt. Schließlich möge hier die Beurtheilung des Empedokles von Seite des großen frankfurter Philosophen Platz finden. Arthur Schopenhauer äußert sich über unsern Philosophen wie folgt: „Vor allem aber ist unter den Lehren des Empedokles sein entschiedener Pessimismus beachtenswerth. Er hat das Elend unseres Daseins vollkommen erkannt, und die Welt ist ihm, so gut wie den wahren Christen, ein Jammerthal. Schon er vergleicht sie, wie später Plato, mit einer finsteren Höhle, in der wir eingesperrt wären. In unserem irdischen Dasein sieht er einen Zustand der Verbannung und des Elends, und der Leib ist der Kerker der Seele“ ꝛc. — Wie man sieht, befindet sich Hr. Bertz auch mit den Ansichten Schopenhauers über Empedokles in entschiedenem Widerspruche!

Ernst von Waldow.

Korrespondenz.

Dortmund. H. R. Ihre Erzählung wird baldigst geprüft. Indessen können wir auch im Falle der Verwendbarkeit für baldigen Abdruck nicht garantiren, da wir schon seit langem übergenug derartiges Material auf Lager haben.

Baltimore. J. Ph. „Amerikanische Sittenbilder“ sind uns willkommen, wenn sie gut geschrieben und geeignet sind, sittenveredelnd zu wirken. Auch Zeichnungen der von Ihnen angegebenen Art nehmen wir zur Prüfung entgegen.

Chemnitz. R. Sch. Nr. 18 wird Sie bereits über Ihren Irrthum aufgeklärt haben.

Breslau. P. J—r. Ihre Verse sind stellenweise sehr hübsch; doch schießt der Ausdruck zuweilen bei dem Ziele Ihrer Gedanken vorbei und bringt außerdem auch jene für die „N. W.“ antiquirte Anschauung von dem Gotte, der nicht Herren und nicht Knechte schuf, zur Geltung. Bekomplimentiren Sie diesen Gott still und höflich aus Ihren Gedanken und Gedichten hinaus und suchen Sie den leeren Platz mit recht viel tiefen und wohlmotivirten Ideen zu füllen. — Frl. Laura T. Was für Kleider denn die Frauen und Mädchen in unsrer rothen Republik tragen würden, fragen Sie? Nun, Kleiderordnungen werden die Sozialisten wohl nicht feststellen, unsere liebenswürdigen Damen werden sich also kleiden, wie es ihnen beliebt und praktisch und schön scheint (die unliebenswürdigen natürlich auch!). Hat das Ihren Beifall, bestes Fräulein?

Landsberg. A. Rm. Wir möchten „endlich einmal das Porträt unsres guten Kaisers Wilhelm“ bringen? Entschuldigen Sie gütigst, das thun wir nicht! Das Porträt des Kaisers Wilhelm zu zeichnen überlassen wir der Geschichte! Und wir hoffen, daß unsre Nachkommen loyal genug sein werden, dafür zu sorgen, daß der Griffel der Geschichte bei dieser Arbeit von unparteiischer Hand geführt wird. Apropos! Sie lesen wohl die „N. W.“ noch nicht lange?

Berlin. H. L. Die von Ihnen aufgestellten Gesichtspunkte bezüglich der Lehrpartieen für Anfänger im Schachspiel haben viel für sich; Sie berücksichtigen aber nicht zur genüge, daß niemals eine Gelegenheit, durch eine geschickte und nicht allzutief liegende Kombination die Partie in wenigen Zügen zu beendigen, versäumt werden darf. Und dies ist bei der von Ihnen zuerst eingesendeten Partie doch der Fall, trotz Ihrer Meinung, mit 13) (Schwarz) d7—d6 den Ruin abwenden zu können. Darauf antwortet nämlich Weiß sofort mit e5—e6, macht somit durch Deckung des gefährlichen Läufers auf f7 die weiße Dame völlig aktionsfrei, sperrt den zur Rettung des Schwarzen, wie Sie ganz richtig erkannt haben, unentbehrlichen Läufer auf c8 hoffnungslos ein und besiegelt mit nachfolgendem L. c1—g5 (falls Schwarz L. c5—d4 zieht) oder S. e4—f6 ohne Erbarmen das Geschick des Schwarzen. Das neuerdings eingesendete Giuoco piano werden wir demnächst mit Interesse durchsehen. — J. H. Arbeiten, welche in das Gebiet der Kriminalnovellen schlagen oder nahe daranstreifen, sind für uns nicht verwendbar, wenn sie die Leser nicht zu den sozialen Quellen aller Verbrechen führen.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. J. W. Wenn der Stuhlgang nicht die gewöhnliche Färbung hat, sondern weißlich ist, so sind Sie nicht magenleidend, sondern es ist jedenfalls eine Lebererkrankung vorhanden, als deren weitere Folgen die von Ihnen beschriebenen Darmstörungen auftreten. Kaufen Sie Sich in einem Droguengeschäft 15 Gramm schwefelsaures Natron und 15 Gramm doppeltkohlensaures Natron; lösen Sie beides in einer Flasche, die ungefähr $1^1/_2$—2 Liter Wasser faßt, auf, und trinken Sie jeden Morgen 1—2 Weingläser voll. Wird es danach in einigen Wochen nicht wesentlich besser, so würden wir Ihnen rathen, sich an einen dortigen Arzt zu wenden, an denen doch in Berlin wahrlich kein Mangel ist.

Breslau. A. R. Von den dortigen Aerzten hat Herr Professor Voltolini als Ohrenspezialarzt den meisten Ruf.

Wittenberg. K. R. Solange die Eck- und Schneidezähne noch in leidlichem Zustande sind, sieht man in der Regel von der Anfertigung eines künstlichen Gebisses ab, denn es ist immer besser, sich mit eigenem Kapitale durch die Welt zu helfen, also die Speisen zu kauen, als mit fremdem. Das künstliche Gebiß ersetzt, wenn gut gearbeitet, die natürlichen Zähne zwar einigermaßen, aber nur zum Theil. Die noch festsitzenden Zahnwurzeln lassen Sie, wenn sie Ihnen keine Schmerzen verursachen und keine Veranlassung zu Wurzelhautentzündungen geben, nur unberührt, denn sie bilden später eine gute Unterlage für das künstliche Gebiß.

Dr. Resau.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 28. Januar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Sobald die Heilung Wolfgang's soweit vorgeschritten war, daß der Arzt ihm gestatten konnte, Besuche zu empfangen, ließ er den Steiger Krone bitten, zu ihm zu kommen, und dieser fand sich denn auch sofort bei seinem kranken Hauptmann ein. Krone war bisher der einzige gewesen, der sich Wolfgang gegenüber etwas zurückhaltend gezeigt hatte, und wenn die Kameraden ihm in der Begeisterung für den jungen Führer zu weit zu gehen schienen, hatte er wohl auch einmal geknurrt: „Neue Besen kehren gut!" oder: „Abwarten" und hatte still und ernst seinen Dienst gethan; stellte man ihm vor, daß er Wolfgang durch seine Zweifel unrecht thue, so hatte er wohl erwidert, daß es sich noch sehr frage, ob ihn jemand so hoch halte wie er, daß er ihn aber noch nicht nahe genug kenne und daß er nie vorschnell urtheile. Man hatte die Achseln gezuckt und gesagt: „Also auch hierin der Sonderling, der an allem herummäkelt." Für einen Sonderling galt Krone bei all seiner Gutmüthigkeit schon lange, ja seine nächsten Bekannten nannten ihn verbittert und verbissen, weil er sich schon seit dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 fortwährend in Opposition zu der „öffentlichen Meinung" befunden hatte. Er hing noch fest und unverbrüchlich an den Traditionen von 1848, die er in seiner Weise verstand; er legte auf alle Freiheitsfragen ein viel größeres Gewicht als auf das Nationale, und es hatte ihn mehr und mehr in die Vereinsamung hineingetrieben, daß keiner von seinen Bekannten seine Anschauungen theilen wollte und daß man sich, erbittert oder unmuthig, von ihm abwendete. Besonders während des Krieges gegen Frankreich hatte man es in der Gluthitze des nationalen Paroxysmus nicht an Anfeindungen des „Vaterlandslosen", des „Franzosenfreundes" fehlen lassen, und es waren ihm brutale Aeußerungen zu Ohren gekommen, die ihn auf's tiefste schmerzten. Es ging ihm die Fähigkeit ab, einem zungenfertigen Gegner die Stange zu halten und nach ein paar formlosen Sätzen, die er hervorgepoltert hatte, kam er gewöhnlich in's Stocken und auf seinen Wangen zeigten sich scharfumgrenzte rothe Flecke — ein sichres Zeichen, daß es in ihm kochte und gährte und daß er doch keinen schlagenden Ausdruck für seine Gedanken zu finden vermochte. Mit düstrem Blick, die Arme über der Brust verschränkt, biß er dann wohl die Zähne aufeinander, fraß seinen Groll stumm in sich hinein und gelobte sich, kein Wort mehr zu erwidern, aber wenn man dann, ihm zum Tort und Hohn, die „Wacht am Rhein" anstimmte, so mühte sich seine rohe, tonlose Stimme doch wieder ab, mit seinem geliebten Revolutionslied:

„Allons, enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé!"

durchzudringen, und wenn er schließlich, von der Menge niedergebrüllt, mit glühendem Gesicht zornig auf- und davonging, schallte ihm spöttisches Gelächter nach, ja, er hatte mehrfach heftige Auseinandersetzungen mit seinen besten Freunden gehabt und die meisten waren dem „Unverbesserlichen" auf diese Weise entfremdet. Er litt unter diesen noch nachwirkenden Zerwürfnissen mehr als er hätte sagen können, denn er war ein entschiedener Gemüthsmensch und hinter seinem galligen, verbissenen Trotz und Hohn barg sich eine große Weichheit der Empfindung, deren er sich schämte, deren Aeußerungen er aber oftmals vergebens zu unterdrücken strebte. So durfte ihn niemand an ein Töchterchen erinnern, das er besonders lieb gehabt hatte und das ihm in demselben Monat gestorben war, in dem es zum erstenmale hatte zur Schule gehen sollen, ohne daß es unter dem dichten Schnurrbart schmerzlich um die Mundwinkel zuckte, und der Gang nach dem kleinen sorgfältig gepflegten Grabe war fast sein einziger Spaziergang; traf man ihn dort, so fuhr er gewiß mit dem Rücken der braunen Hand über die Augen, um die Thräne zu zerdrücken, die ihm beim Anbinden und Ausputzen der Blumen unwillkürlich in's Auge getreten war. Hand in Hand mit dieser Weichheit ging eine verstohlene Begeisterungsfähigkeit, die selbst für den etwas Rührendes hatte, der sie komisch fand; er wußte jede Zeile der schwertscharfen, glockentönigen Lyrik auswendig, durch welche Herwegh und Freiligrath den Bewegungsjahren die poetische Weihe gaben, und besonders Freiligrath war sein erklärter Liebling; bei ihm fand er dieselbe Anschauung, die alle seine Urtheile färbte: „Es gibt nur zwei Parteien — die Reichen und die Armen; alle anderen Parteiunterschiede sind Spiegelfechterei und Schattenspiel an der Wand," und mit der er nur noch denen gegenüber herausrückte, die er halb und halb für seine Gesinnungsgenossen hielt; man hatte diese Formulirung seiner tiefinnersten Ueberzeugung so oft für eine kolossale Uebertreibung erklärt, daß er mit diesem Satze mehr als früher zurückhielt.

Er war Faktor in der kleinen Druckerei des Orts und dem Besitzer derselben längst unentbehrlich geworden, da er zugleich

die Korrekturen las und eine hinreichende Schriftgewandheit besaß, um auch stylistische Schnitzer verbessern zu können; ohne diese Unentbehrlichkeit hätte die stoische Tapferkeit, mit welcher er 1870/71 überall seine politischen Ansichten bekannte und nach Kräften verfocht, ihm leicht seine, wenigstens nicht schlechte, Stellung kosten können, denn es hatte nicht an begeisterten Patrioten gefehlt, die dem Besitzer der Druckerei in den Ohren lagen und ihn aufforderten, diesem Menschen, der sich an der „Ehre der Nation" vergreife, kurzer Hand den Laufpaß zu geben. Der gute Mann zuckte in aufrichtigster Verlegenheit die Achseln; er mochte um keinen Preis einen Zweifel an der Hochgradigkeit seiner Vaterlandsbegeisterung aufkommen lassen und wäre doch in eine peinliche Nothlage gerathen, wenn er dem Drängen nachgab. So lavirte er denn, so gut es gehen wollte, suchte Krone als einen harmlosen, eher bedauernswerthen Sonderling zu entschuldigen und bat, wenn die Ungestümen sich garnicht abweisen ließen, ihm wenigstens Zeit zu lassen, bis er einen andern passenden Mann gefunden haben werde; er hoffte dabei im stillen, die Siedehitze werde auf eine mäßigere Temperatur herabsinken und Krone's undeutsche Haltung während des Krieges, der doch nicht ewig dauern konnte, werde in Vergessenheit kommen. Er hatte richtig gerechnet, und so kam es denn, daß man den einst so vielfach Angefeindeten noch immer jeden Mittag und Abend in einer Art von nachlässigem Trott die Druckerei verlassen sehen konnte — einen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, den einreihigen Rock bis an den Hals herauf zugeknöpft und die linke Hand in der Tasche des weiten, faltigen Beinkleids — und daß er nach wie vor in der Feuerwehr als eins der erfahrensten, kaltblütigsten und diensteifrigsten Mitglieder selbst von seinen Gegnern respektirt wurde. Er hatte eben, in hilfloser Verlegenheit bis in die Ohrläppchen erröthend, linkische Versuche gemacht, den herzlichen Dank Wolfgang's abzulehnen, diesem das alleinige Verdienst bei der Rettung des jungen Mädchens zuzuschieben und seine Betheiligung als die allereinfachste, gefahr- und verdienstloseste Pflichterfüllung darzustellen, und als Wolfgang ihn versicherte, daß es die Heilung seiner Verwundung sehr begünstigen werde, wenn er Gelegenheit erhalte, seinem unerschrockenen Kameraden einen noch so kleinen Dienst zu erweisen, da zauderte er lange und wand und krümmte sich, bis er die Bitte hervorbrachte, ihm im August ein paar Okulirreiser von den jedenfalls sehr schönen Rosen zu überlassen, die Wolfgang in seinem neu angelegten Garten angepflanzt habe und deren Namen er gern erfahren möchte; er habe auf dem Grabe seines Töchterchens einige sehr schöne Wildlinge stehen, die er gern veredeln möchte, und es sei ihm doch nicht gleichgiltig, welche Arten er dazu verwende.

Wolfgang sagte, von einer leichten Rührung angewandelt, bereitwillig zu, daß er sich selber wählen solle, was ihm am meisten gefiele, fand aber natürlich diese Bitte ungenügend und war nicht wenig erstaunt, als Krone nun, sich selber zwingend, das gerettete Mädchen zur Sprache brachte; Wolfgang horchte hoch auf, als er erfuhr, daß es die „kleine Anna" der beiden Alfrede sei, die er einer dringenden Gefahr entrissen hatte. Krone wußte weiter, daß ein Mitglied der Feuerwehr, ein junger Schlossermeister, sich um die Neigung des Mädchens bewarb und daß sie ihm wohl auch gern die Hand reichen würde, wenn der, wenn auch noch so beschränkte und vorläufig völlig unschuldige Verkehr mit den beiden jungen Chemikern nicht wäre. Neben diesen feinen Herren könne der durch und durch brave, ehrliche Bewerber natürlich nicht aufkommen; das junge Blut gewöhne sich an Lebens- und Umgangsformen, die nicht für sie taugten, sie lerne Ansprüche machen, welche die Kreise, aus denen sie stamme und auf welche sie angewiesen sei, nie erfüllen würden und zu denen sie ihrem Bildungsgrade nach nicht einmal berechtigt sei; sie werde naturgemäß unzufrieden mit ihrem Loose und ungerecht gegen ihre Umgebung, und das alles nur, damit die Herren ein amüsantes Spielzeug an ihr hätten; daran, sie zu heirathen, dächte doch keiner, sie mache sich darüber auch gar keine Illusionen und es sei ihnen schließlich nicht einmal zu verdenken; wohin sollte das aber schließlich führen?

Die beiden feinen Herren gingen eines Tages auf und davon, und ihr „Schwesterchen", das sie so lange gehätschelt und verwöhnt hätten, bliebe zurück und hätte sich durch sentimentales Zuckerwerk den Magen so gründlich verdorben, daß er kein derbes, gesundes hausbackenes Brot mehr vertragen könne. Das sei noch der günstigste Fall, denn am Ende verliebe sie sich doch in einen von den beiden und dann sei das Unglück fertig; es würde sich also ein großes Verdienst um sie erwerben und möglicherweise ihr gefährdetes Lebensglück retten, wer ihr in freundlicher und überzeugender Weise nachwiese, daß das geschwisterliche Verhältniß zu den beiden jungen Herren ein ungesundes und unnatürliches sei und daß sie schließlich die Kosten zu bezahlen habe: mit einem beschädigten Herzen oder einem kranken Kopfe. Sie würde natürlich nicht auf jeden hören, wenn aber Wolfgang, zu dem sie sicher käme, die Gelegenheit benutze, ihr das verdrehte Köpfchen zurechtzurücken, so verspreche das noch am ehesten einen Erfolg, und wenn die Kleine in sich gehe und dem bisher so hochmüthig verschmähten Bewerber auch seine guten Seiten abzugewinnen wisse, ihm solle es lieb sein, obgleich dieser es gerade nicht um ihn verdient und während des Kriegs sehr häßlich über ihn gesprochen und ihn fast fanatisch angefeindet habe. —

Das war natürlich alles nicht so glatt und fließend, sondern gehackt und zerrissen herausgekommen, und Wolfgang hatte dem halb Eifrigen, halb Verlegenen und über die eigene Kühnheit mehr und mehr Erschreckenden häufig genug hilfreich beispringen und ihm das Wort, nach dem er sichtlich suchte, fragend anbieten müssen. Von einem ihm plötzlich kommenden Gedanken beherrscht, sagte er er dann seine Vermittlung in dieser heiklen Angelegenheit freundlich zu, und Krone pflichtete ihm lebhaft bei, als er es für das nach seiner Meinung Zweckdienlichste erklärte, wenn das junge Mädchen von dem Orte entfernt werde, der ihr so häufig Gelegenheit bot, mit den beiden jungen Männern zusammenzukommen. Dann aber richtete sich der Verwundete, den verbundenen Kopf mit dem Arme stützend, in den Kissen empor und sagte lächelnd und herzlich:

„Aber das genügt mir alles noch nicht; wissen Sie denn wirklich nichts, was ich als einen Ihnen geleisteten Dienst anzusehen vermöchte? Wollen Sie mir diese Freude nicht machen?"

Das klang so herzlich und aufrichtig, daß Krone sich nicht länger halten konnte, sondern mit einer ziemlich gewaltsamen Anstrengung die Worte hervorstieß:

„Ja, ich wüßte wohl etwas — Sie könnten mir sogar eine große Freude machen, aber ich weiß nicht, ob ich gerade das von Ihnen verlangen darf."

„Also doch! aber nur immer heraus damit — ich bin doch neugierig, ob der kreißende Berg nicht am Ende wieder ein Mäuschen zu Tage fördert."

„Sie irren sich, aber Sie sollen wahrhaftig nicht an Ihr Versprechen gebunden sein und können immer noch zurücktreten, wenn Sie erst wissen, um was es sich handelt. Wir haben hier in unserm Neste seit vielen Jahren einen Bildungsverein — nach Schultze-Delitzschem Muster —, es hatte sich aber keine Katze um denselben bekümmert, sodaß er eigentlich so gut wie todt war, als der Kulturkampf losging. Wir haben ja hier eine ziemlich gleichmäßig aus Katholiken und Protestanten gemischte Bevölkerung und die armen, dummen Teufel gingen hüben wie drüben auf Kommando scharf in's Zeug und echauffirten sich, als ginge ihnen die Katzbalgerei zwischen Gensdarm und Kaplan selber an's Leben; einem vernünftigen Menschen, der weder nach Himmel noch Hölle fragt und dem die Krausenträger höchstens noch etwas mehr zuwider sind als die Herren in Chorhemd und Stola, konnte sich das Herz im Leibe dabei umdrehen. Die Schwarzen sind immer die Klügeren und Praktischen — sie machten in aller Stille mobil und in ihrem Gesellenverein war schon lange ganz munter gehetzt worden, ehe man endlich Wind davon bekam. Nun steckte alles, was reichstreu war und studirt hatte, die Köpfe zusammen, man besann sich auf den Bildungsverein und er kam plötzlich zu Ehren und sollte ein Kampfmittel wider die Römlinge werden. Man hält Vorträge und hat auch eine Bibliothek angelegt, d. h. man hat an allen Ecken und Enden bei den Buchhändlern herumgefochten und die Herren haben sich ihrer ehrwürdigsten Ladenhüter und ihrer hoffnungslosesten Krebse entledigt und dieser Schund soll nun den Bildungshunger des armen Volkes befriedigen. Ich war neugierig darauf, wie die Herren das Ding anpacken würden und bin auch eingetreten — daß sie den Verein, wenn er auch einen kleinen anständigen Anlauf nehmen sollte, in kurzer Zeit verhunzt haben würden, wußte ich vorweg, aber sie haben selbst mich überrascht, und ich möchte manchesmal an den Wänden in die Höhe laufen, wenn ich mit anhören muß, wie sie die Leute mit lauter unnützem Zeug füttern und doch nur eins im Auge haben: sie für den Kulturkampf zu dressiren. Wenn ich könnte, ich wäre schon zwanzigmal mit gleichen Beinen hineingesprungen, denn was den armen Menschen, die mit offnen Mäulern dasitzen, in der langweiligsten Schul-

meistermanier als funkelnagelneue Weisheit vordozirt wird, das hat sich unsereiner längst an den Stiefelsohlen abgelaufen und das Meiste weiß man besser — aber das Unglück ist eben, daß ich nicht kann. Der Zorn, der mit beiden Fäusten dreinschlagen möchte, würgt mich förmlich ab, aber es ist, als hätte ich einen Pfropf im Halse, der nicht heraus will, und wenn ich ja einmal ein paar Worte sage, so kommen sie der Quere heraus, und so ein grüner Laffe, der eben erst aus dem Seminar gekommen ist und sich für ein Licht der Welt hält, in Wirklichkeit aber des lieben Herrgotts Reitpferd, d. h. ein Esel ist (siehe Einzug in Jerusalem), fährt mir über den Mund und hat schließlich die Lacher auf seiner Seite. Da habe ich kürzlich einmal, als sie wieder eine volle Stunde von der Befreiung des deutschen Geistes durch den groben wittenberger Mönch geschwafelt hatten, ein kräftig Wörtlein von Darwin fallen lassen, der ein viel größerer Wohlthäter und Befreier der Menschheit sei und von dem man an allen Straßenecken predigen sollte. Was glauben Sie, das nun kam? Der Rektor unserer Stadtschule, ein ganz gewöhnlicher Klavierpauker, dessen wundeste Stelle sein leeres Knopfloch ist, kanzelt mich von obenherab ab, meint, ich würde wohl von Darwin auch nicht mehr wissen, als ich in einem Gartenlauben-Artikel gelesen hätte, ergeht sich in Ausfällen gegen „vorlaute Halbbildung“ und stellt für die nächste Zeit eine Beleuchtung der Irrthümer Darwin's in Aussicht. Soll man da nicht aus der Haut fahren? Ist es denn nun zu viel verlangt, wenn ich Sie bitte, diesen Vortrag mit anzuhören und am Schlusse dem aufgeblasenen Schulmonarchen eins auf den vorlauten Schnabel zu geben, daß ihm Hören und Sehen vergeht? Sie können reden wie ein Buch und darauf, daß Sie von Darwin mehr verstehen als dieser dummstolze Bakelschwinger, gehe ich jede Wette ein. Und sehen Sie, wenn es nun einmal an's Hinrichten geht, so können Sie ihn am Ende auch gleich einmal an seiner kitzlichsten Stelle fassen; er fängt vollständig an zu rappeln, wenn von des deutschen Reichs erlauchtem Kanzler die Rede ist, den er so ungefähr für das Gehirn des deutschen Volkes hält, und seine Schulreden triefen förmlich von Kaiser- und Kanzlerbewunderung und von Franzosen- und Pfaffenhaß. Ich weiß nicht und will garnicht wissen, welche politische Ansicht Sie haben, aber das steht für mich fest, daß Ihnen dieser fanatische Schwindel doch zu toll wäre. Wenn Sie die Reden einmal lesen wollen, um den Mann kennen zu lernen, so stehen sie Ihnen zu Diensten — unsere kleine Quetsche ist gewürdigt worden, diese erhabenen Offenbarungen eines delirirenden Schulmeistergehirns durch den Druck aller Welt zugänglich zu machen, und ich habe mit der genialen Orthographie des Herrn Rektors und seiner verwegenen Interpunktion meine liebe Noth gehabt.“

Die gesunde Derbheit und der ehrliche Ingrimm, die diese Darlegung charakterisirten, hatten Wolfgang nicht blos belustigt, und er hielt Krone die Hand hin und sagte gut gelaunt:

„Ich bin kein Freund des Redenhaltens und Debattirens, aber im Nothfall stelle ich schon meinen Mann, und Ihr Herr Rektor wird sich entschieden im Lichte stehen, wenn er wirklich die Unverfrorenheit hat, die „Irrthümer Darwin's“ beleuchten zu wollen. Ich komme also, sobald Sie mich benachrichtigen, daß der Vortrag stattfindet, und ich verspreche Ihnen weiter, dem würdigen Pädagogen die Perücke ganz gehörig zu zerzausen, wenn er, wie vorauszusehen ist, fälscht und verdreht. Sind Sie zufrieden?“

Der brave Krone war feuerroth vor Freude geworden — er preßte Wolfgang's Hand mit so herzhaftem Druck, daß dieser sich gerade keine Wiederholung wünschte, und die blaugrauen Augen blitzten in fast wilder Befriedigung. Als nun Wolfgang vollends hinzufügte, daß ihm der Bismarckkultus, der in Deutschland getrieben werde, als eine Thatsache erscheine, die sich der ernstlichsten Beachtung der Irrenärzte empfehle und für deren Verständniß ihm thatsächlich die Organe abgingen, gelobte sich Krone im stillen, seinen jungen Hauptmann fernerhin gegen jedermann bis auf's äußerste zu vertreten — wer etwas gegen ihn hatte, bekam es mit ihm zu thun und er sollte einen harten Stand haben. Wer weiß, wie lange Krone noch am Bett Wolfgang's gesessen hätte, wäre Frau Meiling nicht (zum sechstenmale) in's Zimmer getreten und hätte Wolfgang einen Wink mit den Augen gegeben — bei Krone war mit solcher Zeichensprache, wie sie bereits erprobt hatte, nichts auszurichten, sodaß sie sich an den Verwundeten selber wenden mußte. Dieser verstand sie auch sogleich und sagte lächelnd: „Nun aber machen Sie, daß Sie fortkommen, Krone, wenn Frau Meiling Sie nicht hinaus werfen soll; unsere lange Unterhaltung hat ihre höchste Misbilligung, und ich glaube, wir sind nach ihrer Meinung auch um ein Erhebliches zu laut gewesen, und wenn Sie das Feld geräumt haben, wird sie mir in mütterlich-strafendem Tone eine Vorlesung über die Schädlichkeit jeder Aufregung halten und ich werde Mühe haben, ihr zu beweisen, daß zu Gunsten meines Retters eine Ausnahme gemacht werden mußte.“

In der That war Frau Meiling garnicht damit einverstanden, daß der ihrer Obhut anvertraute Rekonvaleszent eine so lange Audienz gab, und als Krone gegangen war, schärfte sie Wolfgang beinahe ängstlich die Nothwendigkeit ein, sich nunmehr unbedingte Ruhe zu gönnen und nicht etwa noch lesen zu wollen. Wolfgang war auch wirklich müde und verfiel in einen tiefen, träumelosen Schlaf, in dem ihm aber etwas recht sonderbares passiren sollte, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Courbet.

Am letzten Tage des Jahres 1877 starb bei Vevey, am blauen Lemansee, Gustave Courbet, „der Maler des Häßlichen“ wie eine zimperlich-pedantische Kritik ihn genannt hat, „der Maler des Wahren, der Maler der Natur,“ wie das Beiwort von Rechtswegen lauten sollte. Er war ein Bauernjunge aus der Franche-Comté, jener „Freigrafschaft“, wo deutsches Blut sich so ziemlich zu gleichen Theilen mit dem celtischen gemischt hat. Eine treffliche Mischung, der Frankreich so manchen seiner tüchtigsten Denker, Kämpfer und Künstler verdankt — einen Cuvier, Proudhon, Victor Hugo (trotz seines Monstrephrasenthums doch eine groß angelegte Persönlichkeit) und endlich last not least, unseren „Colonnard“ (Säulenzertrümmerer) Courbet. Der Unsre war er. Dem Volk, aus dem er hervorgegangen, hat er angehört bis zum Tod, und der Künstler Courbet war stets ein Kämpfer für die Befreiung des Volks. Geboren im Jahre 1819, verließ er sein heimisches Dorf Ornans, um in Besançon — der Vater war ziemlich wohlhabend und wollte aus seinem Sohne „etwas machen“ — das Lyceum zu besuchen, und kam, 20 Jahre alt, nach Paris, wo er die Rechte studiren sollte, aber, ohne zu wissen wie, rein seinem Hange folgend, Maler wurde. Einen Lehrer hatte er nicht. „Wer war Ihr Lehrer?“ fragte ihn einst ein Besucher. „Moi“ — Ich! — antwortete er in seinem breiten Dialekt. Und sich selbst betitelte er: élève de la nature — Schüler der Natur. Und einen besseren Schüler konnte die Lehrerin sich nicht wünschen. Und keinen fleißigeren. Vom Himmel herab fällt die Kunst nicht, wie eine gebratene Taube im Schlaraffenland. „Fleiß ist neun Zehntel des Genies,“ hat einmal ein Engländer gesagt. Courbet begriff es instinktmäßig, eben weil er ein Genie war.

„Es sind keine zehn Jahre her,“ so berichtet der Verfasser eines trefflichen Nekrologs in der „Neuen Freien Presse“ — „es sind keine zehn Jahre her, erklärte er uns einmal in seiner gloriosen Weise, wie er Maler geworden. ‚Als junger Mensch bewohnte ich eine Kammer mit frisch geweißten Wänden; darin stellte ich einen weiß gefärbten Tisch auf, breitete darüber ein weißes Tischtuch und postirte darauf einen weißen — Suppentopf. Nun begann ich, dieses Stillleben zu malen, malte es fünfzig-, hundert-, hundertundvierundzwanzigmal — beim hundertundfünfundzwanzigstenmal war ich ein Maler.‘“

Nun, ganz so glatt wird's nicht abgegangen sein. Thatsache ist: In dem Ausstellungskatalog des Jahres 1844 figurirte ein gewisser Courbet, élève de la nature, ein Name und ein Titel, die vordem von niemand gehört worden, mit einem Selbstporträt. Ein prächtiger, gesundheitsstrotzender, sorglos und doch kraftbewußt dreinschauender Kopf, der dem Maler und Original wie im Sturm die Sympathien gewann. Das Publikum „im großen“, die wahren Kunstverständigen, die unabhängige „öffentliche Meinung“ waren erobert und fielen nie ab von dem rasch sich vervollkommnenden, seine Eigenart immer mehr entwickelnden „Schüler

der Natur". Seine Popularität überdauerte sogar den blutrothen Schrecken der versailler Communeschlächter.

Der Krieg, welcher zu Ende der dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre in Paris zwischen den „Klassikern" und „Romantikern" tobte, dehnte sich auch auf das Gebiet der Malerei aus. Man schlug um so wilder auf einander los, je weniger man sich und dem Gegner zu sagen vermochte, was man eigentlich wollte. Prügeleien im Dunkeln sind immer die hitzigsten und gefährlichsten. Courbet blieb nicht neutral; er fand, daß die Romantiker wenigstens in das lebendige Leben der Gegenwart griffen, nicht, gleich den Klassikern, in das todte der Vergangenheit, und wurde „wüthender" Romantiker und „Hugolâtre" — Anbeter Victor Hugo's, des Führers der Romantiker, des Mannes des himmelstürmenden, scheinrevolutionären Worts. Aber Courbet war zu sehr Realist und Naturkind, um nicht bald hinter die Nebelhaftigkeit und Unnatur dieses Romantismus zu kommen; er riß sich theoretisch los — praktisch hatte er es nicht nöthig — und schrieb, was als Glaubensbekenntniß und Programm Courbet's des Malers gelten kann: „Ich habe die Kunst der älteren und neueren Meister ohne Vorurtheil und Parteigeist studirt. Ich wollte weder die einen nachahmen, noch die anderen kopiren; ebensowenig strebte ich nach dem ernsten Ziele des l'art pour l'art (der Kunst um der Kunst willen — das Schlagwort der „Klassiker"). Nein! Aus der vollen Kenntniß der überlieferten Kunstwerke wollte ich einfach das richtige Gefühl meiner selbst, ein freies Selbstbewußtsein schöpfen. Wissen, um zu können, war mein Wahlspruch, und meine Absicht ging dahin, die Sitten, die Gedanken, das Gesicht meiner Zeit nach meinem Urtheil und Ermessen darzustellen, nicht blos ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit Einem Worte, ein lebensvolles Kunstwerk zu schaffen." — Und ein andermal schrieb er: „Hinweg mit der akademischen, konventionellen, verlogenen Afterkunst, die Kunst muß ein Kind ihrer Zeit sein, und das Schöne liegt nicht im Ideal, sondern in der Natur, in der Wirklichkeit, und ich, ich male nur, was mein Auge gesehen."

Und so malte er. Was er malt, ist aus dem Leben genommen, es lebt. Seine Bilder: „Die Walpurgisnacht", „Nachmittag in Ornans", „Die Bauern von Flagny", „Die Steinklopfer", „Das Begräbniß zu Ornans", „Die Rückkehr von der Konferenz" (siehe Nr. 20 der „Neuen Welt" vom Jahre 1876) und andere mehr haben ihm die Unsterblichkeit errungen. Sein Landsmann Proudhon vertheidigte ihn gegen die Angriffe der erbosten Zunft- und Schulmaler. „Courbet", sagte er, „regt zum Denken an, ohne es zu wissen. Seine Bilder bedeuten etwas. ‚Die beiden Steinklopfer' sind ein sozialdemokratisches Gemälde, ein Schmerzensschrei des Proletariats, ein Hohn auf den eingebildeten Fortschritt, ein Spottgedicht auf unser Zeitalter der angeblich ausgebildeten Mechanik, die doch nicht stark genug ist, den Menschen vom Frohndienst zu befreien. Um ‚das Grab zu Ornans' schaaren sich Todtengräber mit viehischen Gesichtern, Chorknaben mit schlechten Witzen auf den Lippen, Leichensänger in weintrunkener Laune, rohe Pfaffen, die ein ‚De profundis' mit demselben Stumpfsinn plärren, wie einen Gassenhauer, gleichgiltige, gelangweilte ‚Leidtragende', die, vom Brauche gezwungen, der Beerdigung beiwohnen — ist das nicht ein ergreifender Protest gegen die Fühllosigkeit und Indifferenz, womit die Heiligkeit des Todes nachgrade allüberall entweiht wird? Und man rede nichts von Realismus, denn hier wirkt der höchste Idealismus auf den Betrachter, der Idealismus der Idee, der endlich einmal Herr werden muß über den Idealismus der Form, welcher die Kunst zum Sporn gemeiner Triebe, zur Magd des Luxus und der Wollust, zu einer Kupplerin gemacht hat. Und erst ‚Die Rückkehr von der Konferenz' (das Bild, welches 1855 den Ausschluß Courbet's aus der Akademie bewirkte), soll das vielleicht nur ein Rudel weinseliger Pfaffen darstellen, die sich beim Disput über das Wort Gottes die Kehle mehr als billig feuchteten? Ein so armseliger Stoff wäre des Künstlers kaum würdig gewesen; dieser zielte höher, nach dem Herzen der Kirche, er wollte zeigen, wohin die Welt gerathen muß, wenn die ächte Frömmigkeit zur schalen Ceremonie abgestorben ist."



Gustave Courbet.

Im Jahre 1870 stellte Courbet einen „Bettler" aus, ein zerlumptes Opfer der heutigen Gesellschaft, einen gemalten Protest gegen die herrschende soziale Mißwirthschaft. Sonderbarerweise zog dieses Bild ihm seitens der napoleonischen Regierung das Ritterkreuz der Ehrenlegion zu, das er jedoch dem Geber mit Protest zurücksandte. Der Krieg unterbrach Courbet in seinen künstlerischen Arbeiten. Bei der Belagerung von Paris kämpfte er tapfer mit, am 18. März 1871 war er auf dem Posten und als die Commune proklamirt ward, gab er sich voll und ganz der Sache des arbeitenden Volks hin und that seine Schuldigkeit bis zu Ende. Sein Antheil an der Niederwerfung der Vendomesäule, dieses „Denkmals des Massenmords und Völkerhasses" ist bekannt und sichert ihm ein Denkmal im Herzen jedes freiheitliebenden, von Chauvinismus und Nationalitätsdusel emanzipirten Menschen. Nach dem Fall der Commune wurde er gefangen, fand aber Fürsprecher, und konnte ein Jahr später, aus dem Kerker entlassen und seines Vermögens beraubt, ein Asyl in der Schweiz, am schönen Genfersee, aufsuchen. Dort schuf er noch verschiedene Kunstwerke, unter andern die herrliche Büste der „Freiheit", von der wir in Nummer 25 der „Neuen Welt" vom Jahre 1876 eine Abbildung gebracht haben. Am 31. Dezember vorigen Jahres, wie schon mitgetheilt, starb er.

Neun Monate vor seinem Tod richtete er an einen Parteigenossen einen Brief, der uns vorliegt, und in welchem er sein politisches Glaubensbekenntniß ablegt: „Je suis républicain de



Galeria Vittorio Emanuele (Victor=Emanuel=Galerie in Mailand). (Seite 238.)

nature et le soutien de cette cause est indélible chez moi; j'ai agi jusqu'ici dans tout ce qu'elle pouvait avoir de rationalité en elle et poursuivrai cette cause jusqu'à mon extinction malgré toute éventualité*). — Ich bin Republikaner von Natur; die Anhänglichkeit an diese Sache ist unzerstörbar bei mir. Ich habe bisjetzt in allem was sie Vernünftiges hat, für sie gewirkt und werde für sie wirken bis ich aufhöre zu sein — komme was da wolle."

Er hat nicht gelogen.

Zur Erläuterung oder Ergänzung seines Portraits in der heutigen Nummer (das man mit dem Miniaturbildchen in Nr. 24 der „Neuen Welt" vom Jahr 1876 vergleichen möge) lassen wir noch die Federzeichnung des schon erwähnten Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse" folgen, der ein Gespräch mit Courbet schildert:

„„Moi (ich) . . .," begann er, und der breitgeschlitzte Mund öffnete sich weit und das schwarze Auge glänzte sanft. Ein Mund, der, auch stumm, von Trotz und Uebermuth überfloß; ein Auge, der Spiegel unendlicher Sanftmuth. In diesem Gegensatze lag das ganze Geheimniß seiner Erscheinung, die zugleich abstieß und anzog, bezauberte und empörte. . . . Welch ein Mund! . . . Welch ein Auge zumal! Ein stilles Meer von Ruhe und Schönheit. Man pflegt in der Thierwelt Umschau zu halten, um ähnliches zu finden. So melancholisch mild blickt der kraftstrotzende Stier in die Welt hinein, oder, wenn das Gleichniß besser behagt, so träumerisch sinnt die arabische Antilope, gewöhnt an die Fernsicht über endlose Wüstenflächen, an den Blick in's Unermeßliche. Es war ein Malerauge und doch ganz frei von den herkömmlichen Attributen; weder Scharfblick noch Beobachtungslust, nicht einmal Neugier sprach daraus. Von dunklen Brauen beschattet, leuchtete es aus den mandelförmigen Augenhöhlen wie eine Naturkraft, die im Traume wirkt, ihrer selbst kaum bewußt, fast gedankenlos, alles Licht, das sie gleichgiltig einsog, gleichgiltig ausstrahlend. . . . Der Gestalt nach war er halb Gott, halb Bauer: groß, stark, breitschulterig, schon über das gute Maß hinaus beleibt, eine Figur wie für ein Jahrhundert aus dem Fels gehauen; in der Kleidung nachlässig, ja verwahrlost, an der Staffelei meist in Hemdärmeln, wie ein Schmied am Amboß. Der Kopf von auffallender Kegelform, die Backenknochen energisch vorspringend, der ganze untere Theil des Gesichtes ungleich breiter als die Stirne; die Haut glänzend, von gesunder Bergluft geröthet; die Nase leicht gebogen; ein ziemlich spärlicher Vollbart und der Schatten eines Schnurrbarts über den fleischigen, sinnlichen Lippen — des lèvres lippues, sagt der Franzose mit deutschem Anklang. Halb Gott, halb Bauer, also alles in allem eine imponirende Erscheinung. Wäre nicht die kleine Holländerpfeife gewesen, die von seinem Munde unzertrennlich schien, man hätte denen Recht geben können, die seinen Kopf dem eines assyrischen Königs ähnlich fanden. Nemrod, Sardanapal, Sanherib — so etwa, wie Courbet einherging, könnte man sich diese Helden aus dem Zeitalter der Keilschrift vorstellen." — —

Die feile, feige Reptilienpresse hat nicht unterlassen können das Grab des sozialdemokratischen Künstlers mit Koth zu besudeln. Das kann ihn nur ehren. Das sozialdemokratische Volk wird den ersten sozialdemokratischen Künstler nicht vergessen.

*) Wir werden in einer der nächsten Nummern ein Facsimile bringen.

Volkslieder und Lieder für das Volk.

Eine literargeschichtliche Plauderei von **M. Wittich.**

(Schluß.)

Gehen wir dem Volkslied geschichtlich zu Leibe, so finden wir, daß der Anfang aller Poesie eben Volksdichtung ist. Bei den Wilden haben Reisende beobachtet, wie einer im Kreise seiner Stammesgenossen in einfacher Gesangsweise, mit kräftigen, begleitenden Geberden seine eigene oder eine Heldenthat seines Stammes in einer Art Rezitativ berichtet und bei gewissen Abschnitten der Chor refrainartig einfällt. Ja, nicht blos Text und Melodie werden so gewissermaßen durch gemeinschaftliche Arbeit gefunden: es tritt auch noch die Bewegung der Glieder hinzu, welche das Erzählte veranschaulichen soll und die sich zuweilen bis zum kunstmäßigen Tanz steigert. Solche Melodien hat man niedergeschrieben und hat sich nicht wenig gewundert, wie solche rohe Völkerstämme ohne Latein, ohne Schulen, ja ohne Schrift derartiges zu leisten im Stande waren. Recht bezeichnend für den gelehrten Bildungsdünkel ist eine Bemerkung, die Morhof (1688) über ein schönes lappländisches Liebeslied machte: „Da sehe mir einer diesen Lappländer an, wie artig er der Bewegungsfiguren zu gebrauchen weiß, sein Verlangen darzustellen. Dieses Lied kann sicher nach der Meistersingerkunst geschehen. Wer sollte meinen, daß unter den Lappen sich auch poetisches Feuer in Liebesdingen rege?" — Philister! Weil der Lappländer nicht auf der Lateinschule gewesen ist und nicht den Aristoteles studirt hat, soll er kein ergreifendes Liebeslied singen können.

Der Franzose Montaigne macht über die Volkspoesie die treffende Bemerkung, es sei nicht wahr, daß die Kunst den Sieg davontrage über die große, mächtige Mutter Natur, die wir gewissermaßen erstickt und mit allerlei Kultur- und Kunstzuthaten getödtet hätten.

Auch theilt derselbe ein brasilianisches Liebesliedchen mit, in welchem ein Jüngling eine bunte Schlange anredet, daß er sie fangen und aus ihrer glänzenden Haut seinem Liebchen einen Schmuck machen werde. Das Lied hat Goethe später verarbeitet, wie er auch ein Lied eines gefangenen Kannibalen nachgedichtet hat. Der Gefangene kennt sein Schicksal, er weiß, seine Feinde werden ihn braten und ihrer Sitte gemäß verzehren. Da erhebt er sich zu einer Höhe, die erstaunenswerth ist, und ruft seinen Feinden zu:

Kommt und verzehret meine Glieder:
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden!

Das ist eine tragische Größe, wie sie nur bei Aeschylos oder Shakespeare wiederzufinden ist. Wie bei den Wilden, wie bei den analphabetischen, d. i. weder lesen noch schreiben könnenden Völkern des hohen Nordens, so entstanden überall und zu allen Zeiten die Volkslieder im Volke, und es ist gleichgiltig, ob einer oder mehrere die Form finden und die Weise anstimmen, welche darstellt, was alle gleich lebhaft berührt und mächtig erregt.

Was nun den Inhalt dieser Gesänge des Volks anlangt, so ist er so vielfältig und vielgestaltig als das Leben selbst. Zunächst die Thaten und Erlebnisse des Stammes, dann die allen Menschen gemeinschaftlichen Erlebnisse, Leid und Freud' des Lebens und Liebens, Freude an der erwachenden, Trauer über die absterbende Natur. Ihren Namen zu verewigen, das ist freilich ein Ziel, welches hier den Dichtern und Sängern garnicht vorschwebt, das ist eine Eigenthümlichkeit des Kunstdichters: dieser führt immer den horazischen Vers im Munde, daß er durch seine Lieder sich ein Monument erbaut habe, welches, härter als Erz, jahrhundertelang dauern werde!

In Bezug auf die Form müssen wir feststellen, daß solch' ein Lied sorglos und ohne beengende Rücksicht auf die „Regeln der Kunst" im Augenblick des Erlebens frisch heraus gesungen wird; die Hauptmomente werden hervorgehoben, die einen inneren Zusammenhang haben; auf die äußere, logisch-grammatische Verbindung wird bei weitem weniger Werth gelegt. Daher erklärt sich die sprungartig fortschreitende Berichterstattung über die Vorgänge, die dem Pedanten und Kritikaster soviel Pein verursacht. Diesen Herren ist auch noch der sogenannte Refrain oder Kehrreim ein Dorn in den Augen; dieser besteht in der bei gewissen Abschnitten stattfindenden Wiederholung eines Satzes oder jener jodlerähnlichen Worte, welche beide Erscheinungen eben ihren Ursprung in dem musikalischen Elemente des Volksliedes haben: die knappen Verszeilen genügten nicht, im Gesang die Stimmung

voll austönen zu lassen, deshalb wird der zu enge Rahmen erweitert durch solche refrainartige Zusätze.

Neben Percy's „Ueberresten altenglischer Poesie" (erste Ausgabe 1765, dann öfter) gab noch bedeutende Anregung Macphersons Fälschung der Lieder des gälischen Skalden oder Sängers Ossian. Diese beiden Erscheinungen riefen einen wahren Sturm in dem literarischen Deutschland hervor.

Wie tief die Gemüther von den Ossianliedern gepackt und erschüttert wurden, dafür haben wir ein klassisches Zeugniß in der Prosaübersetzung eines schönen Gesanges in Goethe's „Leiden des jungen Werther", und auch an anderen Stellen dieses merkwürdig revolutionären Werkes: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt," schreibt Goethe, der junge Stürmer und Dränger, beeinflußt und bestimmt durch Herder, durch den er in Straßburg als Student 1770 und 71 „die Poesie von einer ganz neuen Seite kennen lernte". Im Elsaß sammelte Goethe für den Freund Lieder, die er beim Volke singen hörte, und dabei lernte der spätere Altmeister deutscher Poesie jene Töne anschlagen, die von unfehlbarer Wirksamkeit auf die Gemüther waren und die in seinem eigenen Dichten und Denken uns so oft entgegenklingen. Im Werther trat der junge Apoll gar scharf und schneidig auf gegen die Herren von Schule und Regel, die die Welt „vergriecht und verlateinert" hatte. — Aus Percy's Sammlung heben wir als Probe nur die eine Ballade „Edward" heraus.

„Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
Edward, Edward?
Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!"
„Ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
Ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie er — O!"

„Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn bekenn' mir frei — O!"
„O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und 's war so stolz und treu — O!"

„Dein Roß war alt, hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt, und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!"
„O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Vater todt
Und weh, weh ist mein Herz — O!"

„Und was für Buße willt du nun thun,
Edward, Edward?
Und was für Buße willt du nun thun,
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!"
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!"

„Und was soll werden dein Hof und Hall,
Edward, Edward?
Und was soll werden dein Hof und Hall,
So herrlich sonst und schön — O!"
„Ich laß es stehn bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wiedersehn — O!"

„Und was soll werden dein Weib und Kind,
Edward, Edward?
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehst über Meer? — O!"
„Die Welt ist groß, laß sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich seh' sie nimmermehr — O!"

„Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r,
Edward, Edward?
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!"
„Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn ihr, ihr riethet's mir! — O!"

Das ist Kraft, das ist Leben! Das ist elementare Natur, und dabei könnte der geschulteste Kunstdichter nicht feiner und schärfer zeichnen und kunstreicher steigern und die Spannung immer mehr erhöhen, bis die Handlung endlich ihren Abschluß findet in dem schrecklichen Fluch des Sohnes über seine mordanstiftende Mutter!

Am tiefsten war in Deutschland die Wirkung, welche Herder ausübte durch Veröffentlichung seines Bändchens „Volkslieder", das im Jahre 1778 erschien und erst später umgetauft und „Stimmen der Völker" betitelt wurde, als nach Herders Tode dessen gesammelte Werke herausgegeben wurden. Herder gibt auch Zeugnisse für die Volkslieder aus älterer Zeit; ich denke aber, wir bedürfen deren weiter nicht. Als interessant mag nur eins hervorgehoben werden, welches Philipp Sidney zum Urheber hat und lautet: „Nie hörte ich den alten Sang ‚Percy und Douglas', ohne daß ich mein Herz von mehr als Trompetenklang gerührt fand; und doch war's nur irgend von einem blinden Bettler gesungen, nicht mit rauherer Stimme als Versart." Daran knüpft er die Betrachtung: wie gewaltig wohl diese „so schlecht zugerichteten Lieder, befreit von dem Staube eines ungebildeten Jahrhunderts, etwa im Stil des Pindar" aufgeputzt, wirken würden! — Das sei ferne, den nordischen Kern mit südlicher Schale zu umhüllen, daß man nicht mehr erkennt, welch' Baumes Frucht man vor sich hat!

Als das Wort „Ballade" durch Percy bei uns bekannt und besprochen wurde, legten sich auch bald Leute auf das „Balladendichten"; so der alte Gleim, der freilich Erregung starker Leidenschaft der menschlichen Gesellschaft für schädlich hielt und dabei wohl an das politische Leben dachte. Auch von anderer Seite wurde gelehrt, Romanzen und Balladen (beides eigentlich dasselbe und nur das eine der nordisch-englische, das andere der romanische Name für „Volkslied") sollten „abenteuerlich und wunderbar und von einer possirlichen Traurigkeit (!) sein."

Ganz anders ist das bei den Nachbildungen Herders, der so zart und fein Inhalt und Ton nachfühlte und nachdichtete, wie keiner vor oder nach ihm. Freilich ging dieses neue Evangelium nicht unangegriffen in die Lande hinaus. Besonders der Buchhändler und Schriftsteller Nikolai in Berlin trat satirisch dagegen auf mit einer Sammlung von ächten alten und selbstgefertigten Volksliedern, die betitelt war: „Ein feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr volkslider von Daniel Seuberlich 1777 und 1778."

Das ächte Volkslied sollte aber seinen Eindruck nicht verfehlen und Herders Stimme verhallte nicht ungehört. Das beweist vor allem Bürgers „Herzensausguß über das Volkslied", den er unter dem Namen Daniel Wunderlich herausgab. Darin lehrt der Sänger der „Lenore", daß die Dichtkunst nicht blos für die obersten Klassen da sei, der Beruf der wahren Dichter sei es, gleich verständlich und unterhaltend für das Menschengeschlecht im ganzen zu dichten. Dann wendet er sich scharf gegen die Entfremdung der Kunstdichter vom Volke und meint: „Weil wir so hoch und so tief gelehrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all' ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, überall bei ihnen heimisch, mit allem bei ihnen bekannt und bewandert sind, so sind wir in unserem Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und so ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das schlimmste ist, daß das, was wir der Art lernen, meistens todtes Kapital bleibt." Dann verweist er darauf, wie neulich „einige ächte Söhne der Natur" Volksliedern auf die Spur gekommen seien, von denen man den wahren Balladen- und Romanzenton lernen könne. „Auch in der höheren Lyrik gibt es Werke, die bei alledem sehr volksmäßig sind und", fährt er fort, „die höhere Lyrik, die nicht für das Volk ist, mag hinlaufen, wo sie hin will!"

In diesem Geiste ist denn auch seine „unsterbliche Lenore", wie er sie selbst nennt, empfangen und geboren worden, nur schade, daß bei ihr das nächtliche Grausen zu überwiegend die Hauptsache ist. Brieflich äußert Bürger während der Arbeit an dieser berühmtesten deutschen Ballade: „Ich denke, Lenore soll Herders Lehren einigermaßen entsprechen," und weiterhin: „Das ist dir ein Stück, Brüderle, keiner, der mir nicht erst seinen Batzen gibt, soll es hören. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubengesang entnommen; ich will es komponirbar dichten, daß es mir wieder in die Spinnstuben kommt."

Bürger war, wie man sieht, auf dem richtigen Wege und gab auch thatsächliche Beweise und Proben in seinen Gedichten, die

uns, trotz Schillers allzuscharfer Kritik dennoch sehr theuer sein müssen, denn da haben wir wirkliche Lieder für das Volk!

Wie sehr fallen die Gleim und Konsorten gegen ihn ab! Die behandeln ihr Publikum, wenn sie für das Volk singen wollen, als furchtbar beschränkt und dumm und werden deshalb meist außerordentlich trivial und ungenießbar; hat doch selbst ein Lessing über das Volk die Aeußerung gethan, Verstand fehle den Leuten; er meint aber jedenfalls das wissenschaftliche Bewußtsein damit. Der alte Johann Heinrich Voß sagte zu seiner Frau: er habe mit Hölty den Lieblingstraum gehabt, Deutschland und Italien zu bereisen, das Volk bei seinen Arbeiten aufzusuchen und dies dann in Idyllen zu besingen. Das habe sie freilich gestört!

Einer, der recht absichtlich Volksdichter sein wollte, Matthias Claudius, traf wohl öfters den rechten herzansprechenden Ton, an anderen Stellen tritt aber die reaktionäre Beschränktheit (oder Tendenz?) recht deutlich an den Tag. So besonders in dem „Lied der Bauern zu N. N. an ihre Gutsherrschaft am Geburtstage", in dem mit sichtlichem Wohlbehagen der „beschränkte Unterthanenverstand" gepredigt wird, wofür als Beweis die letzte Strophe dienen mag:

Vorsänger: Fromme Menschen sein und Christen
Ist ein guter Brauch.
Ach, wenn's alle Herren wüßten,
Ja, sie wären's auch,
Und gehorsam wären Knechte,
Plauderten nicht Menschenrechte
Wie ein Gauch, wie ein Gauch!
Alle: Gott zu fürchten ist für Knechte
Guter Brauch,
Und für Herren auch!

Das war nach der großen Revolution von 1789, und solche Lieder zum Einlullen des Volks schienen unseren Poeten am Platze zu sein!

Zum Theil von einem ähnlichen Geiste getragen ist das „Mildenheimische Liederbuch", 518 lustige und ernsthafte Gesänge, von Rudolf Zacharias Becker zusammengestellt und 1799 herausgegeben. Es ist ganz gedruckt wie ein Gesangbuch, zweispaltig, ohne Versabsätze, um Raum zu sparen, und enthält Sachen von Goethe, Bürger, Voß, Schubart u. a. nebst Selbstgedichtetem; in Kapitel eingetheilt, gibt es für alle Lebensumstände, für alle Berufsklassen Beiträge. So z. B. wird der Fleischer mit dem tapfern Soldaten, der Menschen schlachtet, verglichen und so dessen Selbstbewußtsein gehoben. Warum nicht umgekehrt?

Unter diesen „Volksliedern" begegnet uns auch das Preußenlied „Heil dir im Siegerkranz", welches ursprünglich von einem Schleswig-Holsteiner dem — König von Dänemark gewidmet ist.

Den bessern Pflegern des Liedes im Volkston sind aus jener Zeit beizuzählen der Freund Goethes, der Maler Müller, dessen „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich" ja auch Volkslied geworden ist; ferner war Schubart auf diesem Feld glücklicher als Gleim. Auch von Jung-Stilling, dem straßburger Studiengenossen Goethe's und Herder's, dessen Lied mit dem Refrain „Sonne noch einmal blicke zurücke", welches sich in seiner Selbstbiographie findet, sehr beachtenswerth ist, wenn es auch schon dem Sentimentalen, zum Theil dem Schrecklichen zuneigt.

Soviel über die Geschichte des Volkslied auf der Scheide des vorigen und unseres Jahrhunderts. — Von den größeren Sammlungen nennen wir nur „Des Knaben Wunderhorn", eine 1808 von Achim von Arnim und Brentano veranstaltete Sammlung, und dann Uhlands „Alt-, hoch- und niederdeutsche Volkslieder".

Aber auch heute ist der dichtende Volksgeist noch nicht erloschen; oft werden Lieder bekannter Dichter, wie Schiller, vom Volk zurecht gesungen, zum Theil auch, wie in Tyrol und andern süddeutschen Ländern, beim Becher Schnaderhüpfel und Streitlieder erfunden und noch dazu improvisirt, und wenn in dem gegenwärtigen Volksgesang zum Theil ein Stocken eingetreten ist, so liegt es daran, daß verständige Kunstdichter, wie Uhland, Heine, Herwegh u. a., wieder Lieder geschaffen haben, die der Volksnatur angemessen sind.

Möchte doch das Wort Bürger's, daß die deutsche Dichtkunst für alle da sei, eine immer größere Beachtung finden bei unseren zeitgenössischen, sowie bei den zukünftigen Dichtern! Möchten diese uns Lieder schaffen, die herzerfreuend und veredelnd zugleich auf das Volk wirken und über die das letztere sagen kann: „das ist Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein." Möchten die künftigen Sänger immer mehr ihren Beruf erfüllen, wie ihn unser Schiller auffaßt, wenn er sagt, daß der Dichter der Menschheit vorangehend, „die gewagtesten Vernunftwahrheiten lange vorher unter das Volk bringt, ehe der Philosoph und der Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie dann schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern!"

Wird sich Schillers Hoffen erfüllen? Die „Reichssonnetteklimpermeister" à la Redwitz und Bismarckhymnensänger à la Gottschall geben uns freilich wenig Aussicht — aber daneben ertönt doch manches tief und wahr empfundene, zeitgemäße Lied! Also hoffen wir, daß uns auch Lieder für's Volk gesungen werden, welche das letztere für würdig befinden kann, daß sie **Volkslieder** heißen!

Die Sittenlehre des Darwinismus.

Von C. Fehleisen.

Die Lehren des Darwinismus erleiden dasselbe Schicksal, welches die Menschen von jeher neuen Wahrheiten und neuen Entdeckungen bereitet haben, d. h. sie werden einfach als staats- und religionsgefährlich verschrien und denunzirt. Sokrates mußte für den Versuch, eine reine Gottesvorstellung auf monotheistischer Grundlage zu erwecken, den Giftbecher leeren; der Zimmermannssohn von Nazareth, im ganzen ein ungefährlicher, harmloser Schwärmer, wurde an's Kreuz genagelt, weil er unter anderem Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen lehrte; der erste, der die großartige Entdeckung des Kopernicus, daß die Erde um sich selbst und um die Sonne sich bewege, öffentlich zu verbreiten wagte, Giordano Bruno, wurde am 17. Februar 1600 in Rom verbrannt oder wie es in der damaligen Sprache der christlichen Richter hieß: „ohne Blutvergießen zum Tode befördert."

Mit Feuer und Schwert (so gerne es manche thäten!) wüthen allerdings die Menschen heute nicht mehr gegen die Anhänger und Verbreiter einer neuen Lehre, aber in Ermangelung solcher radikalen Mittel werden keine Lügen und Verleumdungen gespart, den Darwinismus zu verdächtigen und zu verhindern, daß er im Volke an Ausbreitung gewinne.

Am auffälligsten hat in letzter Zeit der Unglücksprophet und Rückschrittler Virchow in München seine Stimme gegen den Darwinismus erhoben; als Beweis, wie sehr dieser Reaktionär der Wissenschaft im Sinne der herrschenden Reaktion sprach, diene eine Szene aus der Reichstagssitzung vom 9. Dezember 1876. Bei der Etatberathung des öffentlichen Unterrichts für Elsaß-Lothringen beklagte der Abgeordnete Guerber sich darüber, daß die Lehrer vom Staate ohne Mitwirkung der Kirche angestellt werden, weshalb es denn auch vorgekommen sei, daß ein als Anhänger des Darwinismus bekannter Lehrer als Leiter eines Schulinstituts habe angestellt werden können. Diese Aeußerung berichtigte der Reichstagsabgeordnete von Puttkammer dahin: „es sei unwahr, daß der betreffende Lehrer ein Darwinianer gewesen sei, der Urheber dieses Gerüchts sei wegen Verleumdung (!) bestraft worden; man werde doch nicht glauben, die Landesverwaltung werde so thöricht (!) sein, einem Manne, der einer solchen Richtung angehöre, eine Schulanstalt anzuvertrauen!"

So durfte man im Jahre 1876 und darf man auch heute noch reden in einer Reichstagssitzung, in einer Versammlung von Männern also, welche den Geist und die Blüthe einer ganzen Nation und zwar der Nation der „Denker" repräsentiren! Also auch heute noch kämpft man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Ausbreitung einer unbequemen neue Lehre; den Lehrer, der dem Darwinismus huldigt, verbrennt man zwar nicht, allein man entfernt ihn einfach aus dem Amte und läßt ihn betteln oder verhungern, d. h. nach der modernen christlichen Sprache

auch, man befördert ihn ohne Blutvergießen zum Tode, nur daß die heutige Methode viel grausamer und raffinirter ist, indem sie das Opfer langsam und allmählich zu Tode martert, während die Henker der Inquisition die Qualen ihres Opfers wenigstens rasch beendeten!

Und doch ist kein Vorwurf unbegründeter und einfältiger, als der, der Darwinismus untergrabe die Moral und führe zur Anarchie. Wie man heutzutage sogar im Vatikan überzeugt ist, daß der Staat nicht zugrunde geht, wenn auch die Erde sich bewegt, so wird man im nächsten Jahrhundert schon sich überzeugt haben, daß der Staat nicht nur sehr wohl bestehen kann, auch wenn die Menschen nicht mehr blindlings glauben, sie seien gottähnlich geschaffen und nachher von dieser Höhe zu den erbärmlichen Sündern von heute herabgesunken, sondern daß es vielmehr von dem größten Vortheil für den Staat sein wird, wenn dessen Angehörige wissen, daß sie aus den Tiefen der Natur emporgestiegen sind und sich von thierischen Zuständen aus allmählich bis zu dem erhabenen Standpunkte aufgeschwungen haben, den die zivilisirte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, wenigstens gegen früher, einnimmt. Gerade das Wissen von der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts zu immer höhern Kulturstufen eröffnet uns einen viel tröstlichern Blick in die Zukunft, als ihn der Glaube an die vernunftwidrigen Dogmen irgend einer der bestehenden Kirchenreligionen je zu gewähren im Stande ist.

Die Sittenlehren im Darwinismus und — um es gleich zu sagen auch des Sozialismus — sind keine andern, als jene uralten großen Grundsätze, welche die Moralsysteme aller Zeiten und aller Völker ausmachten und welche aus der Gemeinsamkeit der Interessen enspringen. „Andern Gutes zu thun, unsre Gelüste zu Gunsten andrer zu opfern, unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsre Leidenschaften zu bezähmen, unsre Eltern zu ehren, die Gesetze zu achten" — dies sind die grundlegenden Sätze der Moral, aber sie sind seit Menschengedenken bekannt und nicht ein Jota ist ihnen zugefügt worden durch alle Predigten und Textbücher der Theologen. Zu behaupten, das Christenthum hätte der Menschheit vorher unbekannte sittliche Wahrheiten gebracht, beweist entweder grobe Unwissenheit oder geflissentlichen Betrug.

Die Moral, deren Gegenstand einzig und allein der Mensch ist, insofern er nach Selbsterhaltung und sozialer Vereinigung strebt, hat absolut nichts mit jenen eingebildeten Systemen zu thun, welche sich auf ein außerhalb der Natur befindliches Wesen beziehen; eine aufmerksame Beobachtung der menschlichen Natur vermag allein nur die Motive zu zeigen, wodurch man auf die Menschen einwirken muß, um sie zur Zügelung, Regelung und Bekämpfung ihrer Leidenschaften, Begierden und fehlerhaften Gewohnheiten zu bestimmen und den Eifer in ihnen zu beleben, sich der Gesellschaft werth und nützlich zu machen. Moralisch leben heißt nichts anderes, als sein eigenes Wohl fördern durch Beförderung des Wohles anderer. Sobald der Mensch bei seinen Handlungen durch andere Beweggründe, z. B. Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Lohn sich leiten läßt, so handelt er nicht mehr moralisch, sondern unmoralisch. Die Erziehung, unterstützt durch das Gesetz und die Wachsamkeit der öffentlichen Meinung und durch das Gefühl für Anstand, sowie durch das dem Menschen innewohnende Streben, sich die Achtung anderer zu erwerben und durch die ihm eigenthümliche Scheu, sich in seinen Augen herabzuwürdigen, ist vollständig hinreichend, uns zu einem sittlichen Verhalten anzuleiten und uns selbst von geheimen Vergehungen zurückzuhalten.

Die moralischen Eigenschaften, welche man Gott beilegt, bewähren sich in der Erfahrung keineswegs, die Theologie selbst zeigt uns Gott bald als liebevollen und weisen Vater, bald als finstern, strengen Herrscher. Ein Gott, der sich uns unter so verschiedenen Gestalten zeigt, kann nicht Vorbild für uns sein. Wenn daher Plato sagt, die Tugend bestehe in Gottähnlichkeit, so müssen wir zuerst fragen, wo der Gott zu finden ist, dem der Mensch nacheifern soll. Sollen wir ihn in der Natur suchen? Aber derjenige, den man für den Urquell alles Lebens in der Natur ausgibt, theilt ohne Wahl Gutes und Böses an die Menschen aus; er zeigt sich hart gegen diejenigen, deren Wandel ganz rein ist und überschüttet die größten Bösewichter mit einer Fülle von Segnungen. Man sagt uns zwar, diese Ungerechtigkeiten werden sich dereinst ausgleichen, solange wir dies aber nicht ganz gewiß wissen, können wir uns einen solchen Gott nicht zum Muster nehmen. Sollen wir das Vorbild für unsere Sitten in den geoffenbarten Religionen suchen? Aber alle geoffenbarten Religionen stimmen darin überein, Gott als ein rächendes Wesen darzustellen, das, kein Gesetz kennend, lediglich den Eingebungen seines Willens folgt, nach Willkür liebt und haßt, wählt und verwirft und seinen armen Unterthanen den Gebrauch ihrer Vernunft auf's strengste untersagt. Was soll aus der Moral werden, wenn die Menschen solche Muster wählen?

Einer jeden, der Natur nicht feindlich oder fremd gegenüberstehenden Moral gilt als letzter Zweck und höchstes Prinzip das allgemeine menschliche Wohl. Um dieses aber zu fördern und zu erreichen, ist es endlich einmal die höchste Zeit, daß man allgemein ernst damit macht, die Moral vom Himmel auf die Erde zu bringen und sie, anstatt auf irgendwelche übernatürliche Voraussetzungen, auf die uns allen vertraute Natur fest und sicher zu gründen.

Es ist eine durch die Erfahrung hinlänglich bewiesene Thatsache, daß die theologischen Begriffe der gesunden Moral stets zuwider waren und sein werden. Die Moral der Natur ist deutlich, klar und einfach. Die religiöse Moral ist unsicher und dunkel, wie die Gottheit, von der sie herstammt; sie führt die Völker der Knechtschaft, der Entsittlichung, der Finsterniß entgegen, indem sie den gefährlichen Wahn erzeugt, als könne der Mensch durch leere Ceremonie jede wahre Tugendübung ersetzen, jedes begangene Verbrechen abbüßen.

Was hilft es, alle menschlichen Pflichten auf göttliche Gebote zurückzuführen? Die Gründe und Drohungen der Religion werden vergessen, sobald die Leidenschaften, die Interessen, die Gewohnheiten den Menschen mit sich fortreißen. Ein schlechter Mensch bleibt auch als Christ ein schlechter Mensch. Thut er auch Gutes, so thut er es doch nicht um des Guten willen, nicht weil ihn die Natur dazu treibt, weil ihm die Idee des Guten zur Nothwendigkeit geworden ist; maßgebend für seine Handlungen ist nur der Befehl des Herrn. Also nur ein ihm äußerliches, fremdes Gebot, ein Gebot, zu dem er gar keine innern, freien, aus ihm selbst entspringenden Verpflichtungsgründe findet, ist es, das sich als Schranke zwischen die stets gegebene Möglichkeit des Verbrechens und die wirkliche Ausführung desselben in's Mittel schlägt. Er hält daher auch, weil er die Menschen nur nach sich selbst denkt und die Macht des Guten nicht aus sich selbst kennt, jeden, der sich nicht wie er auf die Bibel stützt, für einen jedes Verbrechens fähigen Menschen. Und das Dogma, das ihm ebenso heilig, wo nicht noch heiliger als die Existenz Gottes ist, das einzige Dogma, das er von Herzensgrund aus glaubt, ist das Dogma von der Grundverdorbenheit der menschlichen Natur — ein Dogma, das allerdings ein faktischer Beweis von dem Grundverderben der Menschheit ist, denn es setzt als Bedingung seiner Genesis und des Glaubens daran einen Zustand der absoluten Verwilderung, der absoluten Entäußerung der Idee des Guten voraus, einen Zustand, wo der einzige wahre und gültige Glaube, der Glaube an die unaustilgbare Macht des Guten verschwunden ist. Solange die Menschheit dieses Dogma glaubt, solange bleibt sie innerlich grundschlecht und jede gründliche Besserung des Menschen unmöglich. Die Tugend wird enterbt, wo die Sünde ein heiliges Erbrecht hat, das einzige Gute im Menschen — der Glaube an das Gute ausgerottet. Nur da dringt das Gute in den Menschen selbst ein, wo es als sein eigenes, inneres Wesen, als seine wahre Natur erfaßt und der Glaube an die Sünde als die größte Sünde erkannt wird. Die Theologie reißt die Ethik mit der Wurzel aus, indem sie das Gute außer den Menschen hinausschiebt; sie nimmt dem Menschen sein bestes, seinen wahren Gott, um ihm dafür einen äußerlichen, falschen Gott zu geben.

Hinter die Religion kann sich der unreinste Sinn verstecken; die schmutzigsten, verächtlichsten Gesinnungen, die niedrigsten Persönlichkeiten, die schlechtesten Weltzustände vertragen sich wohl mit der Religion, nicht aber mit der Idee der Sittlichkeit. Nur die Ethik ist die wahre Religion; sie ist der Geist der Religion, der offen ausgesprochene, seiner selbstgewisse, sich nicht durch Phantasiebilder täuschende und hintergehende, in dunkle Probleme und konfuse Vorstellungen verbergende Geist, das reine einfache Wort der Wahrheit, fern von aller orientalischen Bilderpracht. Nur die Ethik erzeugt, wie die Geschichte beweist, offene, freie, redliche, edle, natürliche, wahrhafte, ächt religiöse Charaktere.

Es steht kulturgeschichtlich fest, daß gerade die tiefsten Denker, die größten Geister aller Zeiten von jedem Kirchenglauben sich losgesagt haben und deshalb als Freigeister oder Atheisten verschrieen waren. Es ist ein Zeichen des langsamen und geringen Fortschritts der Menschheit auf der Bahn höherer Erkenntniß,

wenn man heute noch meint, die große in materieller Arbeit hinlebende Masse des Volkes bedürfe, um sich nicht unglücklich zu fühlen, sondern um Trost im Leiden und Sterben zu finden, noch eines Glaubensapparates und einer übernatürlichen und wunderbaren Offenbarung.

Der Mensch braucht eine menschliche, auf die Natur des Menschen, auf feststehende Erfahrung, auf Vernunft gegründete Moral; die Moral der geoffenbarten Religionen hat sich noch jederzeit als unheil- und verderbenbringend für uns Erdenbewohner erwiesen. In keiner Weise kann die religiöse Moral einen Vergleich aushalten mit der natürlichen. Die Natur fordert den Menschen auf, sich zu lieben, für seine Erhaltung zu wachen und unablässig nach Erhöhung seines Wohlbefindens zu streben; die Religion befiehlt ihm, einzig und allein einen furchtbaren Gott zu lieben, sich selbst zu verabscheuen und jeden Lebensgenuß seinem Idole aufzuopfern. Die Natur ermahnt den Menschen, die Vernunft zu Rathe zu ziehen und sich ihrer Leitung zu überlassen; die Religion lehrt ihm, diese Vernunft sei verderbt, sei eine ungetreue Führerin, welche ein trügerischer Gott bestellt habe, den Menschen irre zu führen. Die Natur empfiehlt dem Menschen, nach Aufklärung und Wahrheit zu streben und sich über sein Verhältniß zur Natur und zu seines Gleichen zu unterrichten; die Religion befiehlt ihm, nichts zu untersuchen, unwissend zu bleiben und die Wahrheit zu scheuen, sie überredet ihn, daß kein Verhältniß für ihn wichtiger sei, als sein Verhältniß zu einem Wesen, von welchem er nie eine Erkenntniß haben wird. Die Natur erinnert den Menschen, seine Leidenschaften zu mäßigen, ihnen zu wiederstehen und ihnen reelle, der Erfahrung entlehnte Beweggründe entgegenzusetzen; die Religion will, daß der Mensch gar keine Leidenschaft habe, eine empfindungslose Masse sei oder seine Neigungen durch ideale Beweggründe niederhalte, die ebenso veränderlich sind, wie er selbst. Die Natur ermuntert den Menschen zur Geselligkeit, zur Liebe und Eintracht, zur Gerechtigkeit und Duldsamkeit, zur Wohlthätigkeit und wohlwollenden Beförderung des Glückes seiner Nebenmenschen; die Religion fordert ihn auf, die Gesellschaft zu fliehen, sich vom Irdischen loszureißen, seine Mitgeschöpfe zu hassen, wenn ihnen ihre Einbildungskraft andere Ideale vorhält, als ihm die seinige zeigt, sie fordert ihn auf, die heiligsten Bande zu zerreißen, um seinem Gotte zu dienen und alle, die nicht auf seine Weise irren wollen, zu verfolgen und zu hassen. Die Natur spricht zum Bürger: strebe nach Auszeichnung, suche dir Achtung zu erwerben, sei thätig, beherzt und arbeitsam; die Religion sagt: sei demüthig, kriechend und kleinmüthig, ziehe dich in die Einsamkeit zurück, beschäftige dich mit Gebet, mit frommen Betrachtungen und gottesdienstlichen Uebungen und sorge nicht für dein oder andrer Wohl. Die Natur ermahnt den Vater, seine Kinder zu lieben und sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden; die Religion befiehlt ihm, sie in der Furcht Gottes zu erziehen und sie mit Vorurtheilen zu erfüllen, die sie der Gesellschaft eher gefährlich als nützlich machen. Die Natur ermahnt die Kinder, ihre Eltern zu achten und zu lieben, ihnen zu gehorchen und die Stütze ihres Alters zu sein; die Religion befiehlt ihnen, mehr auf die Stimme Gottes zu hören und Vater und Mutter von sich zu stoßen, wenn es sich um die Angelegenheiten des Himmels handelt. Die Natur ermahnt den Leichtsinnigen, über seine Laster und seine schändlichen Neigungen zu erröthen, sie zeigt ihm, daß auch seine geheimsten Ausschweifungen nothwendig seine Glückseligkeit untergraben müssen; die Religion spricht zu dem lasterhaftesten Bösewichte: erzürne nicht einen Gott, den du nicht kennst, solltest du aber gleichwohl seinen Gesetzen zuwider dem Verbrechen anheimfallen, so wisse, daß er leicht zu versöhnen ist, gehe in seinen Tempel, demüthige dich zu den Füßen seiner Diener, büße deine Missethaten durch Opfer und Geschenke, Ceremonien und Gebete ab, und du wirst dein Gewissen beruhigen und vor den Augen des Ewigen gereinigt dastehen.

Kann der denkende Mensch noch zweifeln, auf welchem von diesen beiden Moralsystemen der Staat und die Gesellschaft sicherer und fester gegründet wären, auf dem natürlichen oder dem religiösen? Sehen wir denn nicht blos deshalb eine solche Menge von Verbrechen auf der Erde, weil die herrschende Moral auf falscher Grundlage ruht und alles sich verschwört, die Menschen verbrecherisch und lasterhaft zu machen? Ihre Religionen, ihre Regierungen, ihre Erziehung. die Beispiele, welche sie vor Augen haben, treiben sie unwillkürlich zum Bösen. Was nützt es, Tugend zu predigen in Gesellschaften, wo das Laster und die Verbrechen beständig gemehrt, gepriesen und belohnt werden und wo die scheußlichsten Frevel nur an denen bestraft werden, welche zu schwach sind, um das Recht zu haben, sie ungestraft zu begehen. Die Gesellschaft straft an den Geringen die Vergehungen, welche sie an den Großen ehrt, und oft begeht sie die Ungerechtigkeit, den Tod über Leute zu verhängen, welche nur durch die vom Staate selbst aufrecht gehaltenen Vorurtheile in's Verbrechen gestürzt worden sind.

Eine Moral, welche wie die christliche auf falschen Voraussetzungen, wie z. B. der Annahme von der Erbsünde beruht, ein Moralsystem, welches wie das herrschende zwei Jahrtausende hindurch seine Unfähigkeit bewiesen hat, die Menschen besser zu machen, welches dieselben im Gegentheil immer schlechter und unglücklicher macht, kann schlechterdings keinen Anspruch mehr auf allgemeine Anerkennung und Gültigkeit erheben. Es ist die höchste Zeit, daß an Stelle einer übernatürlichen, unwahren, ungesunden — eine natürliche, auf Wahrheit gegründete, gesunde Sittenlehre gesetzt wird. Die Grundprinzipien einer solchen sind wie gesagt seit Menschengedenken bekannt: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg auch keinem andern zu“ heißt das erste und oberste Gebot der natürlichen Ethik, welche durch den Darwinismus ihre vollste und naturgesetzliche Begründung gefunden hat.

Solange die Menschen den Befehlen eines herrischen und furchtbaren Gottes gehorchten, der die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied rächte, solange sie sich bei ihren Handlungen durch Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Lohn bestimmen ließen, konnten die Prinzipien der natürlichen Moral nicht zur Geltung gelangen, konnten die Menschen ihre wahre Bestimmung nicht erkennen. Jahrtausendelang haben sie sich um übersinnliche Güter geplagt und sind darüber um die irdischen zu kurz gekommen, sie haben ein glückliches Jenseits erstrebt und haben sich das Diesseits zum Fluche werden lassen, sie haben einen Himmel gewollt und darüber ist ihnen die Erde zur Hölle geworden.

Seit der wissenschaftlichen Begründung der Deszendenztheorie durch Darwin ist dieser thörichte und verderbliche Wahn von der Menschheit genommen. Frei und stolz darf der Mensch sein Haupt erheben, denn er ist nicht der entartete und heruntergekommene Sprößling eines gottähnlichen vollkommenen Wesens, sondern durch eigene Kraft hat er sich von einem thierähnlichen, unvollkommenen Wesen zu dem Herrn der Welt emporgeschwungen und eigene Kraft wird ihm auch ferner vorwärts helfen auf der ruhmvollen Bahn fortschreitender Entwicklung und ihn auf immer höhere Stufen geistiger Vollendung führen.

So wohlthätig es für die Menschheit ist, wenn die Menschen endlich einmal lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und wenn sie erkennen, daß alle übersinnlichen Güter geträumte Phantasiebilder sind, für deren Wirklichkeit auch nicht der leiseste Schatten eines Beweises beigebracht werden kann, so mißliebig sehen diejenigen da zu, welche schon solange mit Hilfe dieser Phantasiegebilde die Menschen am Gängelbande geführt haben. Die Lehren des Darwinismus und die Folgerungen, die sich daran knüpfen, sind bei den Machthabern und den Gewaltigen dieser Erde verpönt, sie hassen den Mann, der es wagte, auch den letzten Schein eines durch die Geburt erlangten Rechts zu zerstören — um so dankbarer gedenkt das Volk dieses Mannes und um so freudiger begehen alle wahren Freunde der Freiheit und Wahrheit den (auf den 12. Februar fallenden) Geburtstag eines der größten Wohlthäter der Menschheit.

In der Galeria Vittorio Emanuele (Victor-Emanuel-Galerie) **zu Mailand** (Seite 233) tritt eins der prachtvollsten Bauwerke der Neuzeit vor unsere Augen. Das Höchste, was Baukunst, Bildhauerei und Malerei im Verein mit allen Zweigen der Mechanik und Technik zu leisten vermochten, ist hier aufgewendet worden, um einen Prachtbau zustande zu bringen, der kaum seinesgleichen hat. Derselbe besteht aus zwei einander rechtwinklig kreuzenden, je 200 Meter langen Gängen, die sich in einer riesigen, von kolossaler Glaskuppel überwölbten Rotunde begegnen. In den Parterreräumlichkeiten zu beiden Seiten der Galeriegänge befinden sich reich ausgestattete Verkaufshallen, die durch schöne, dorische Säulen von einander getrennt sind und unter einer einzigen riesigen Spiegelscheibe von venetianischem Glase die Schätze italienischen

Kunstfleißes dem Auge der Vorüberwandelnden darbieten. Zwischen den Fenstern des Entresols befinden sich reiche Basreliefs und Marmorstatuen der berühmtesten Männer Italiens. Darüber läuft ein zierlicher Balkon mit reich vergoldetem Eisengußgeländer, das hundert Reliefmedaillons trägt, die in Gold auf rothem Grunde die Wappen der größeren Städte Italiens zeigen. Die kostbar verzierten Fenster der oberen Etagen werden von gewaltigen Marmorpfeilern eingerahmt; und die letzte der Etagen wird in einer Höhe von 36 Metern von 26 kühn gewölbten eisernen Bogen überspannt, deren Glasbedachung freien Aufblick zu dem Azur des italischen Himmels gestattet. Der Fußboden der Galerie ist zum Theil mit Lava, theils mit Metallmosaiken gepflastert, deren Centren die Wappen von Mailand und England zeigen. Die Abendbeleuchtung der Galerie ist eine wahrhaft feenhafte: neben riesigen Lichtsonnen strömen 2500 Gasflammen eine fast blendende Tageshelle aus. Den Erbauer der Galerie, den genialen italienischen Architekten **Mengoni**, ereilte ein tragisches Schicksal: er stürzte von einem in der Höhe der Galerie angebrachten Gerüst herab und war auf der Stelle todt. G.

Eine Lücke im Studium der Vererbungsgesetze. (Photogeneagraphie.) Waitz sagt in seiner Anthropologie Seite 18: „Die Mühe, welche man sich gegeben hat, die Art und Weise der Abhängigkeit zu erkennen, in welcher die eigenthümliche leibliche Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern steht, scheint bisjetzt ganz vergeblich gewesen zu sein.“ — Diese Wahrnehmung das Herrn Waitz wundert mich nicht; mich befremdet es nicht, daß es weder den Anthropolen noch den Genealogen gelingen will, einigermaßen verläßliche Naturgesetze über das Vererben der Eigenschaften auf Blutsverwandte zu entdecken. Solange wir auf diesem Gebiete nicht den Boden der exakten Beobachtung betreten und beobachtete Thatsachen über Vererbungsvorgänge genealogisch in Bildern fixiren und aufsammeln, ist es unmöglich, empirisch eine Regelmäßigkeit im Vererben zu entdecken, geschweige kausale Naturgesetze über das Vererben festzustellen. — Von dieser Ueberzeugung ausgehend begann ich vor einigen Jahren, unter den größten Schwierigkeiten in allen Volksschichten vom deutschen Kaiser und vom Fürsten Bismarck bis zum Bettler und zum Geisteskranken, nach solchen Vererbungsthatsachen zu fahnden, welche, in Massen zusammengestellt, allein uns dereinst den Gang und die Gesetze der Blutsvererbung werden aufschließen können. Ich suchte nämlich das erforderliche Forschungsmaterial zunächst in den Ahnenporträts, welche in den Familiengallerien der Geburtsaristokratie, wenn auch mehr oder weniger lückenhaft, sich vorfinden mußten. Ich wandte mich zu diesem Zwecke an viele Familien, namentlich auch an die Herrscherfamilien Deutschlands und deren Hofmarschallämter. Im Interesse der Anthropologie und Geneagraphie bat ich, mir photographische Kopien der Ahnenbilder und die Portraits ihrer blutsverwandten Zeitgenossen nebst genealogischem Kommentar als Forschungsmaterial zu übermitteln. — Der Erfolg dieses meines Rundschreibens war im ganzen ein entmuthigender. Mehrentheils mochte man draußen die große Bedeutung einer solchen endlosen Sammlerarbeit noch unterschätzt haben. Ich hatte zwar weder Zeitopfer gescheut, noch Organisationsauslagen gespart, welche mit einem derartigen Unternehmen verknüpft sind; dafür erhoffte ich von meinem Rundschreiben — leider aber vergebens — eine große Ausbeute an Porträtmaterial, so daß es mir als Unterlage zu einem vergleichenden analytischen Beobachten der Vererbungsthatsachen dienen könnte. Nur Porträtstammbäume vermögen uns ja die ersten Ausgangspunkte zur Beantwortung der Fragen zu bieten, ob auf viele Generationen hinaus in der Blutsvererbung z. B. das **konservirende**, oder ob das **differenzirende**, variirende Prinzip im Vererben vorherrscht, und ob selbst das individuelle Differenziren, welches in den Descendenten immer zu Tage tritt, schließlich nicht dennoch im Grunde nur ein strengeres Konserviren, ein Wiederaufwecken, ein Reproduziren viel älterer Stammeseigenthümlichkeiten (Atavismus) ist. Solche allgemeine Fragen, aus deren Lösung sich eine große Reihe von Naturgesetzen über Blutsvererbung ableiten ließe, veranlaßten mich, wie gesagt, in vielen vornehmen Häusern, bei vielen adeligen Geschlechtern, in welchen ich das Vorhandensein alten Porträtmaterials vermuthete, um Anlieferung photographischer Kopien der Blutsverwandten-Porträts anzuklopfen. Von den Fürsten, die ich anging, war der Herzog von Coburg derjenige, welcher mir mit den werthvollsten Porträtbeiträgen aus der herzoglichen Aszendenz an die Hand ging. Er ließ mir für meine genealogisch-anthropologischen Studien eine erste Serie von 90 Ahnenporträts in ununterbrochener Linie von 1367 bis auf die Jetztzeit hinabreichend photographisch aufnehmen und mir zur Verfügung stellen. An anderen deutschen Höfen wurde ich mit meinen Gesuchen von den Oberhofmarschallämtern an die Hausmarschallämter und schließlich von diesen an die einzelnen Schloßverwaltungen, in deren Bereich die Porträts der Ahnen zerstreut sind, verwiesen. So waren die Schwierigkeiten, Vererbungsthatsachen da, wo sie reichlich vorhanden sind, im Interesse wissenschaftlicher Forschung zu sammeln, anfangs für mich fast unübersteiglich. Wenn ich heute, trotz diesen Mißerfolgen meiner früheren Bestrebungen, die alte Sammelarbeit wieder aufgreife, und im geneagraphischen Porträtsammeln und Porträtordnen den Grundstein zu einem neuen Zweige der Anthropologie, zur Photogeneagraphie legen möchte, so werde ich dazu ermuthigt durch die interessanten Aufschlüsse, welche ich aus dem spärlichen Porträtmaterial, welches mir bereits zugeschickt worden ist, erhalten. Die wenigen Bilderreihen, welche ich über Blutsverwandte besitze, lassen schon jetzt merkwürdige, ja wahrhaft wunderbare Thatsachen aus allen Vererbungsgebieten durchblicken. Es fehlt zur Begründung einer fruchtbaren Porträtgeneagraphie weiter nichts, als ein besseres Entgegenkommen des Publikums im Anliefern von Familienporträts. Dieses Entgegenkommen in dem Leserkreise unseres Blattes zu wecken, ist mit der Zweck der nachfolgenden Abhandlungen über diesen Gegenstand. Ich bin überzeugt, daß es uns gelingen wird, die alte, geburtsaristokratische Genealogie mit der neuen Descendenzlehre zu einer neuen, sozialpolitischen Lehre zu verknüpfen, zu einer Lehre, welche eine der Unterlagen unserer künftigen gesellschaftlichen Ordnung bilden wird. Dr. H. Oidtmann.

Der Diebstahl im alten Aegypten. Zu den originellsten Einrichtungen des alten Aegyptens gehörte die Organisation des Diebsgewerbes. Ob die Gesetzgeber erkannten, daß zwischen dem öffentlichen Diebstahl auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens und dem geheimen, meist durch Noth und Elend veranlaßten, im Grunde genommen kein Unterschied besteht, oder ob es nur Nützlichkeitsrücksichten waren, welche sie bei dieser Organisation leiteten, das muß dahingestellt bleiben; die Historiker betonen nur den Nützlichkeitsstandpunkt. Es waren Behörden eingesetzt, bei denen diejenigen Personen, welche das Diebsgewerbe betreiben wollten, sich einschreiben lassen mußten. Der Chef einer solchen Behörde hieß Diebshauptmann. Diesem Hauptmann mußte nun, nachdem der Diebstahl vollführt war, sofort das Gestohlene unter Angabe der Zeit, des Namens des Bestohlenen u. s. w. vorgezeigt oder übergeben werden. An den Diebshauptmann wandte sich auch der Bestohlene. Er hatte ein schriftliches Verzeichniß aller vermißten Gegenstände zu überreichen und dabei Ort, Tag und Stunde des Verlustes so genau als möglich anzugeben. Der Bestohlene hatte den vierten Theil des Werthes zu bezahlen und erhielt dafür die gestohlenen Gegenstände zurück. Nach Abzug der Kosten wurde die Zahlung, welche er geleistet, dem Diebe ausgehändigt. — Es kam nun freilich nicht selten vor, daß die Diebe die Behörde umgingen und ihren Diebstahl nicht zur Anzeige brachten. Dann wurden in Ermangelung von Polizisten die — Orakel in Bewegung gesetzt, um die Thäter zu ermitteln, wobei es wie bei den Ketzergerichten zuging; auf bloßen Verdacht hin wurden zahllose Unschuldige in Strafe genommen. — Im allgemeinen erfreute sich die gesetzliche Organisation des Diebsgewerbs eines großen Ansehens und niemand nahm daran Anstoß. — Es ist übrigens noch garnicht so lange her, daß auch bei uns ein gesetzlich gehegtes und gepflegtes Diebs- oder Betrügergewerbe bestand. Wir meinen das sogenannte „**Weißkäufer**“-Gewerbe, bei dem das Publikum unter Mitwirkung der Polizei auf die schamloseste Weise ausgebeutet wurde. C. L.

Von Katze und Bienen erzählt der amerikanische Bienenvater Charles Kaiser folgende interessante Geschichte. Als ich meinen Bienenstock aufgestellt hatte, erregte das Thun und Treiben dieser kleinen Thiere die gespannteste Aufmerksamkeit meiner alten Katze Tabby, die nie vorher in ihrem Leben Bienen gesehen hatte. Zunächst beobachtete sie das Gehen und Kommen derselben aus der Ferne. Dann schlich sie mit wagrechtem, vor Aufregung zitternden Schwanze dicht am Boden hin dem Stocke zu: sie dachte augenscheinlich, Bienen seien für sie ein neues Beutethier. Endlich setzte sie sich neben das Flugloch und schlug mit der Pfote nach jeder passirenden Biene, ohne eine Zeitlang die Beachtung der Bewohner des Stocks zu erregen. Da aber traf Tabby eine Biene und zerdrückte sie auf dem Flugbrette. Der Geruch des getödteten Kameraden alarmirte sofort den ganzen Stock. Schaarenweise drangen die gereizten Thierchen hervor und fuhren in das Fell der Katze. Tabby rollte sich im Grase, sprudelte, fauchte, biß, kratzte und schrie, wie wohl noch nie eine Katze geschrien hatte. Sie sah aus wie ein Ball von Haaren und Bienen, als sie so daherrollte. Endlich wurde Tabby mittels eines Rechens von der gefährlichen Nähe des Bienenstocks fortgezogen, wobei der Befreier jämmerlich zerstochen wurde. Selbst dann noch stak das Fell der Katze voll Bienen, die fortwährend unerhört quäkte und fußhoch in die Luft sprang. Wenn sie sich am Ohre kratzen wollte, erhielt sie wieder einen Stich in den Rücken, sodaß es ein fortwährendes Purzelbaumschlagen und ein Schnellfeuer von „Miau“ war. Old Tabby war übel daran. — Zwei oder drei Tage nach diesem Abenteuer setzte Kaiser die Katze neben den Bienenstock. Aber sogleich erhob sie ein schreckliches Geschrei und sprang mit einem Satze auf den reichlich zwei Meter hohen Zaun. Dann sprang sie mit einem Schwanz so dick wie Nudelholz und mit einem Schrei in's Freie und war eine Woche lang unsichtbar. Dr. B.-R.

Der Karneval mit seinen Maskeraden, der heutzutage bloßes Vergnügen ist, war einstmals Religion. Bei der Geburt des neuen Jahres tanzen in Hinterasien, im Lande Tibet, noch heute Thiermasken zu Glassa, dem dortigen Rom, im Kloster Monu. Vorher geht das Fest der Austreibung der bösen Geister, bei uns die Geburt Christi. Das Hauptland der Maskeraden war im Alterthum Aegypten, von

dorther scheint auch das Wort Maske zu stammen. Maschet finden im Aegyptischen für „Keule“, die Keule aber, zur Pritsche des Hanswurst geworden, spielte die Hauptrolle bei jener Austreibung. Es gab nämlich der Sage nach eine Zeit, in welcher die guten Geister sich in allerlei Thiergestalten vor den bösen Gewalten bergen mußten, um nicht gänzlich von der Erde verdrängt zu werden. Auch in neuerer Zeit hat man sich unter mancherlei Masken stecken müssen, um über manches hinwegzukommen, aber die Keule blieb bei jeder Maskirung, und die Maskirten zogen sie nach manchen Volkssagen unvermuthet hervor, wie auf der Tanzwiese bei Aschersleben, wo der Arnsteiner seinen Lohn für den Jungfernraub erhielt. Der Karneval ist eigentlich ein Erinnerungsfest an die düstere Zeit des Siegs der bösen Mächte, nachdem sie gestürzt sind. Auf diese Trauer, die nun vorüber, geht wohl das car, das auch im Charfreitag, dem Todestag Jesu, vorhanden, während naval Bezug auf das Schiff nimmt, in dem die ägyptische Isis ihren gemordeten Osiris heimbrachte. Schiffe zog man noch im Mittelalter vom Rheine unter großem Volkszulauf über Land nach Belgien, wo, wie in Aegypten, eine auf dem Schiffsschnabel stehende Göttin verehrt wurde. Dr. B.=R.

Die Farben der alten Griechen haben von jeher durch ihre unveränderte Frische die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Durch seine chemischen Untersuchungen überzeugte sich Professor Landerer in Athen, daß fast alle diese Farben mineralischen Ursprungs sind. Rother Ocker, Mennige und Zinnober sind die hauptsächlichsten rothen Farben; der letztere wurde von dem Athener Kallias in der 42. Olympiade (420—417 vor Chr. Geb.) künstlich dargestellt. Die weißen Farben bestanden aus Bleiweiß, aus einem weißen Thon von der Insel Mylos, bisweilen aus Kreide. Die blauen und grünen Farben enthielten Kupfer und wurden mit Beihülfe von Essig, Weinmost und Salz dargestellt. Knochenschwarz und Holzkohle wurden oft bei Gemälden wegen ihres angenehmen Tons angewandt. Die gelben Farben waren gewöhnlich Ocker und gelbes Bleioxyd. Das Vergolden von Marmor und anderen Dingen war den alten Griechen wohlbekannt, wurde auf Metallen mit Hülfe von Quecksilber und auf andere Substanzen mit Eiweiß und Sarcocolla bewirkt, welcher Klebstoff vom Fischleimstrauch (Penaea mucronata oder Sarcocolla) erhalten wurde. Dr. B.=R.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 eine Seltenheit in der „besten der Welten“; 7 12 9 11 3 ein Raubthier; 10 3 8 11 9 eine Schande für die Menschheit; 2 8 ein Nahrungsmittel; 6 11 5 6 13 ein Fisch; 4 9 11 3 eine Stadt in Böhmen; 9 4 8 1 11 ein Musikinstrument; 2 6 3 11 eine Zierde der Menschen; 3 11 6 ein Wild; 3 11 8 6 11 3 ein Vogel.

Korrespondenz.

Stettin (Poststempel). Pastor G. F. Sie haben zu Weihnachten bei der Ihren „bescheidenen Mitteln angemessenen kleinen Christbescheerung“, mit der Sie „die Freude am Erlöser auch in die ärmsten Hütten zu tragen“ bemüht sind, verschiedenen Ihrer Pfarrkinder ein paar von den „artig ausgestatteten und mit bestechlicher Weltweisheit gefüllten“ Heften der „Neuen Welt“ gleichzeitig mit einem unscheinbaren „Bibelbüchlein, das Vermächtniß unseres Herrn und Heilands, das Neue Testament, enthaltend“ übergeben, mit der Bedingung, daß Ihnen das eine nach vierzehn Tagen wiedergebracht werde, während das andere — gleichviel welches — als Geschenk für immer zurückbehalten werden könnte. „Und siehe da! Alle brachten nach sorgfältiger Prüfung — denn die Hefte waren ganz zerlesen! — das gottlose Blatt (die „N. W.“) wieder zurück, manche mit Ausdrücken des Zorns über die Verleugnung alles Heiligen und Göttlichen darin, und alle behielten sich mit tausend Dank das Buch des Herrn, obzwar sie theilweise schon eine Bibel in ihrem Haushalte besaßen.“ Sie fahren fort: „Da traten mir die Thränen frommer Freude in's Auge und mit gefalteten Händen mußte ich ausrufen: Sehet da, ihr Schwachen im Glauben, das Herz des schlichten Mannes, es ist der Fels, auf welchen der Herr Jesus Christus seine Kirche auferbaut hat.“ Nun, verehrter Herr Pastor, Sie mögen ein sehr guter Mann sein — der Umstand, daß Sie uns solche rührende Geschichten erzählen, beweist eine Kindlichkeit des Gemüths, um welche Sie der unschuldigste Säugling beneiden könnte! —, aber ein kluger Mann sind Sie nicht, nämlich ein Mann von jener, Ihnen freilich verwerflichen Weltklugheit, die sehr wohl weiß, daß die Handlungen der Menschen im allgemeinen von ihrem Interesse gezeugt werden. Halten Sie wirklich Ihre Bauern für so dumm, daß sie nicht im ersten Augenblick den — mit Hörnern stoßenden! — Witz Ihrer „Prüfung“ durchschaut haben sollten? Meinen Sie im Ernst, daß das geistesärmste Ihrer erwachsenen Pfarrkinder „nach sorgfältiger Prüfung“ der „N. Welt“, der allerdings, nicht das Kainszeichen der Gottlosigkeit, sondern die ehrenvollen Furchen vorurtheilslosen Denkens auf die Stirn gezeichnet sind, nicht ganz mühelos eingesehen haben müßte, daß Ihnen, dem Diener der Kirche, an dem Verzicht auf diese schreiend kirchenfeindlichen Blätter seitens der von Ihnen Beschenkten etwas besonderes gelegen sei?? Damit Sie aber sehen, daß bei uns jedes gutgemeinte Streben Anerkennung findet, so geben wir dem Wunsche Ausdruck, es möchten alle Seelenhirten, soweit die deutsche Zunge klingt, dieselben frommen Experimente mit der „N. W.“ und ihren Pfarrkindern anstellen. Freilich wollen wir nicht verhehlen, daß wir zweifeln, ob der Fels der Kirche auf die Dauer den in der „N. W.“ enthaltenen Sprengmaterialien Widerstand leisten möchte.

Breslau. E. R. Wir können nur ganz einfache Rebus verwenden; der von Ihnen eingesendete ist im ganzen hübsch, aber er ist für unsere Zwecke schon zu umfangreich und außerdem am Schluß der ersten Zeile, bei „nicht sehen“, inkorrekt. Vielleicht gelingt es einem andern Produkte Ihrer Mußestunden unseren Anforderungen vollkommen gerecht zu werden!?

Dortmund. C. H. Das Buch mit der Schilderung der Wiedertäuferbewegung macht wohl nur den Anspruch, eine unterhaltende Lektüre zu liefern und kümmert sich wenig um historische Treue und strenge Kritik. Wenn dergleichen genügendes Material für eine Arbeit in der „N. W.“ böte, so hätten wir freilich leichtes Schaffen! — Das im übrigen von Ihnen Gewünschte haben Sie rechtzeitig empfangen?

Crimmitschau. —i—. Es soll uns angenehm sein, wenn wir Ihnen durch Veröffentlichung einiger Ihrer Poesieen Freude bereiten können. Wenn wir nach einer früheren Korrespondenznotiz bei Ihnen poetisches Talent, aber wenig Schule gefunden zu haben erklärten, so meinten wir damit nicht, daß Sie zuweilen ein paar Versfüße zu viel oder zu wenig in die Welt setzten — das sind Nebensachen! —, sondern wir bezogen das hauptsächlich auf Ihre Ungeübtheit, erstens die Worte so zu plaziren, daß die wichtigsten dahin zu stehen kommen, wohin ganz zwanglos die Hauptbetonung fällt, nämlich an den Anfang oder das Ende der Verszeilen, und zweitens dasjenige Metrum zu wählen, welches den zur poetischen Darstellung bestimmten Gedanken und Stimmungen am meisten entspricht. Wir denken selbstredend nicht daran, daß ein Greis, wie Sie, sich mit der Metrik quälen solle, aber wir können andrerseits, wenn es gilt, unsre Meinung über bestimmte Leistungen vernehmen zu lassen, auch nur unser Urtheil fällen mit Rücksicht auf das Produkt und ohne Ansehen der Person des Produzirenden.

Berlin. C. Z. Ihnen können wir zu unsrem Leidwesen garnicht helfen, wenn wir auch zugeben müssen, daß es traurig ist, „zehn Jahre lang ganz vergebens nach einer einigermaßen gebildeten und mit Verständniß für die großen Fragen der Gegenwart begabten Frau,“ wie sie Ihnen nun einmal „unter allen Umständen nöthig“ ist, gesucht zu haben. Wenn es wirklich ein Trost ist, Genossen im Unglück zu haben, so bedenken Sie, daß außer Ihnen noch tausende vergeblich nach einer ihren Ansprüchen völlig entsprechenden Lebensgefährtin fahnden. Zudem kann man schon zufrieden sein, wenn man beim Weibe das findet, was angeblich die meisten Männer suchen, was in Wahrheit aber den meisten sehr gleichgiltig ist, ächte Liebe. Ist die vorhanden, so stellt sich das andere — auch das Verständniß für die großen Fragen der Gegenwart, sofern es nur auch der Mann wirklich besitzt — ganz von selbst ein.

Eilenburg. Einige Abonnenten. Für die in verschiedener Hinsicht interessanten Bücher sowohl, als den alten Holzschnitt unseren freundl. Dank. Das eine, welches Sie zurückzuempfangen wünschen, senden wir im nächsten Monat; etwa gleichzeitig sollen Sie genaue Mittheilung über den wissenschaftlichen, resp. künstlerischen Werth der Sachen erhalten.

Köln. Commis E. Ta. Ob wir „nicht über die geheimen Abmachungen der europäischen Diplomaten während des letzten Jahres zuverlässige Aufschlüsse“ geben wollten?! Wenn wir hexen könnten — ja!

Hamburg. L. N. Wenn es sich machen läßt, recht gern!

Reutlingen. E. F. Am 2. d. M. ist ein Brief mit der erwünschten Antwort an Sie abgegangen.

Kopenhagen. B. Tj. „Skandalgeschichten aus der dänischen Königsgeschichte“ gäbe es allerdings in Hülle und Fülle zu erzählen, aber wir werden den Skandal niemals um des Skandals und der Sensation willen kultiviren, sondern uns nur dann mit Skandalosen befassen, wenn ihre Behandlung geeignet ist, eine moralische Wirkung zu erzielen, und diese Art der Behandlung ist nicht eben leicht.

Aerztlicher Briefkasten.

Worms. F. S. Solange die Frage so unwissenschaftlich gestellt wird: ob Pflanzenkost oder Fleischkost vorzuziehen sei? ist der Streit zwischen den Vegetarianern und Fleischessern nicht zu schlichten, denn in den Pflanzen ist ebenfalls „Fleischstoff“ vorhanden und umgekehrt im Fleische „Pflanzenstoff“. Nicht Nahrungsmittel, sondern Nahrungsstoffe müssen einander gegenübergestellt werden. Ob also in einem Falle vegetarianische Lebensweise anempfohlen werden kann oder nicht, das hängt von diesem Krankheitsfalle selbst ab, namentlich von den Ernährungsverhältnissen, in denen sich der betreffende Kranke befindet. Unter normalen Verhältnissen bedarf jedoch der Mensch viel weniger Fleischstoff in seiner Nahrung, als er gewöhnlich infolge anerzogenen Vorurtheils, Naschsucht und Liebhaberei zu sich nehmen zu müssen glaubt.

R—y. M Ihr Leiden scheint eine nervöse Affektion der betreffenden Theile zu sein, welche auf den Allgemeinzustand zurückwirkt und Sie in hohem Grade hypochondrisch macht. Doch ist eine Verordnung dagegen zu treffen unmöglich, wenn man Sie nicht persönlich gesehen und untersucht hat. Kommen Sie also, wenn es Ihre Zeit erlaubt, einmal nach Leipzig.

Aachen. M—r. Ihre Anfrage: „Vor welchen Krankheiten man sich und seine Familie in den gefährlichen Monaten Februar und März am meisten zu hüten habe und wie man das mache?“ ist in der Kürze kaum zu beantworten. Im allgemeinen sind es jedoch besonders die leichteren katarrhalischen Erkrankungen der Athemwege und der Rachenhöhle, welche die Grundlage für die schwereren Erkrankungen dieser Theile bilden, für die Lungenentzündungen, den Croup und ganz besonders die Diphtheritis, denn der schlimme Ausgang der erstgenannten Krankheitsformen setzt eine in der Regel erworbene Schwäche der Athmungsorgane voraus, während der Diphtheritispilz — der nach neueren Untersuchungen wohl die alleinige Ursache der Diphtheritis bildet — auf der schon katarrhalisch erkrankten Rachenschleimhaut sich leichter ansiedelt und vermehrt, als wenn dieselbe gesund ist. Die Regeln für die Prophylaxis ergeben sich hieraus von selbst: Verhütung der katarrhalischen Krankheiten durch eine mehr abhärtende Lebensweise und durch den Genuß frischer Luft, sowie sorgfältigste Behandlung und Pflege selbst nur leichteren Grades katarrhalisch erkrankter Kinder. Das am meisten abhärtende Mittel ist das kühle — nicht das kalte Wasser. Das kalte Wasser von 6—12 Grad R. verwendet nur noch der Kaltwasserfanatiker, aber kein vernünftiger Arzt; denn je weiter sich die Temperatur des applizirten Wassers von der des Körpers entfernt, desto intensiver ist die Wirkung, desto mehr Wärme wird dem Körper entzogen. Ebenso kräftig ist aber auch die nachfolgende Reaktion und zwar in der Art, daß die Haut nicht blos wieder warm wird, sondern auch theilweise zu schwitzen anfängt. Eine kleine Unvorsichtigkeit bei dem letztgedachten Vorgange, wie z. B. Aufenthalt in einem kühlen Raume, Zugluft u. s. w. verursacht aber wieder die Folgen einer Erkältung. So wird denn der Zweck der Abhärtung durch zu kaltes Wasser nur in seltenen Fällen erreicht, ganz abgesehen davon, daß dasselbe bei einer gewissen Reihe von kränklichen Personen garnicht paßt, nämlich denen, deren Haut auffallend dürr und trocken, „wie ein Reibeisen“ sich anfühlt, wie man dies bei schlechtgenährten, skrophulösen Kindern findet, wo im Gegentheil lauwarme Bäder am Platze sind, mit einer kühlen Uebergießung zum Schluß und nachfolgender kräftiger Frottirung. Solche Personen dagegen, deren Haut auffallend dünn und underb ist, die bei der geringsten äußeren Veranlassung, bestehe sie in erhöhter äußerer Temperatur, in körperlicher oder geistiger Anstrengung, reichlich schwitzt, die aber dabei nicht turgeszirt, sondern sich sozusagen „matsch“ anfühlt, und die infolge der Neigung zum Schwitzen sich alle Augenblicke erkälten und an Halsentzündungen, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. leiden; solche Kranke müssen sich durch kühles Wasser abhärten, und zwar mit 24 Grad warmem beginnend und allmählich bis zu 18 Grad R. herabsteigend, aber nicht kälter. Kinder steckt man in ein Halbbad, in welchem sie mit demselben Wasser übergossen und nachher kräftig frottirt werden. Das Bad darf nur wenige Minuten dauern. Auch Erwachsene, welche eine Badeeinrichtung im Hause haben und die nöthige Unterstützung beim Frottiren durch einen ihrer Hausgenossen finden, sollten lieber derartige Halbbäder, als die kühlen Abreibungen mit Wasser von den obengenannten Wärmegraden brauchen, welche jene nur theilweise ersetzen. Nach dem Bade oder der Abreibung soll man sich nicht still hinsetzen, sondern sich mäßige Bewegung machen. Wird gleichzeitig der Genuß der frischen Luft nicht versäumt — so lange es nicht zu kalt ist, sollte auch in dem Zimmer neben der Schlafstube über Nacht wenigstens ein Fenster geöffnet sein! — so werden katarrhalische Erkrankungen in Ihrer Familie bald seltener werden. Aeltere Kinder, welche die Schule besuchen und dort der Ansteckung durch Diphtheritis leicht ausgesetzt sind, läßt man außerdem jeden Morgen mit lauwarmem Salzwasser gurgeln; ein Theelöffel voll Kochsalz auf ein halbes Liter Wasser. Das letztgenannte Verfahren bewährte sich uns in vielen Familien, deren Kinder häufig an Entzündungen der in der Rachenhöhle gelegenen Theile litten. Dr. Resau.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 2. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Frau v. Larisch war, als sie den Brief ihrer kleinen Freundin Emmy gelesen hatte, keinen Augenblick in Zweifel darüber gewesen, daß sie dem Rufe Folge leisten müsse. Sie lächelte über das Beobachtungstalent, welches die Kleine, die doch sonst nicht scharfsinnig genannt werden konnte, bezüglich des Gemüthszustandes Marthas entwickelte, und je weniger sie die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen bestreiten mochte, desto prickelnder war das Interesse, welches sie an dem weiteren Verlaufe dieses kleinen Romans nahm. Warum sollte sie sich auch nicht gestehen, daß sie selber eine Art von Unruhe empfand und daß sie Verlangen trug, sich persönlich von dem Befinden des jungen Mannes zu überzeugen, dessen That sie im einen Augenblick ihrer Kühnheit wegen bewunderte, um sie im nächsten verwegen und tollkühn, oder doch unklug und unvorsichtig zu schelten? Es würde ihr doch nicht gleichgiltig gewesen sein, durchaus nicht gleichgiltig, wenn er sich eine schwere Verletzung zugezogen hätte oder gar ein unheilbares Siechthum, und sie hatte aus tiefster Brust erleichtert aufgeathmet, als sie sich sagen konnte, daß keine Veranlassung zu ernsthaften Besorgnissen vorliege. Natürlich hielt sie es für geboten, bei ihrer Ankunft Emmy nach allem anderen früher zu fragen, als nach dem Befinden Wolfgangs, und als Emmy, die dies in ihrer Naivetät unbegreiflich fand, das aufregende Vorkommniß ihrerseits ungeduldig zur Sprache brachte, nahm sie die Sache sehr leicht, suchte ihr eine komische Seite abzugewinnen und plauderte mit einer Sorglosigkeit, die für Emmy etwas Verblüffendes, für Martha etwas geradezu Verletzendes hatte, über den ganzen Vorfall. Es war ihr dabei nicht entgangen, daß Marthas Gesicht alle Spuren schlafloser und vielleicht sogar verweinter Nächte trug; die bläulichen Ringe unter den müden, fast erloschenen Augen und das kleine, feine Fältchen, das sich von den Mundwinkeln abwärts zog, entwickelten eine stumme Beredtsamkeit, die an ihr nicht verloren ging. Das arme Mädchen that ihr leid — sie konnte sich denken, wie ihr zu Muthe war und wie sie in hilfloser Sorge sich verzehrte. Es war ein ganz leises, gutmüthiges Spottlächeln, mit dem sie im Geiste zu Martha sagte: „Nicht wahr, ich bin recht herzlos, so herzlos, daß selbst du, die ewig Milde, mich nicht in Schutz nehmen magst? Regt es sich nicht in deiner Seele wie ein bittres Gefühl über die Kälte und Fühllosigkeit der Weltkinder, zu denen du — „Gott sei Dank“ — nicht wahr? — nicht gehörst? Aber wenn du mich auch jetzt verurtheilst — ich werde feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln und in ein paar Stunden wirst du mir in überwallendem Empfinden dankbar und gerührt die Hand drücken, denn ich bin doch nur gekommen, um dir, die mich so völlig verkennt, in deiner stummen Herzensnoth zu helfen.“ Als es völlig dunkel geworden war und Emmy sie auf einige Zeit verlassen hatte, forderte sie Martha im gleichgiltigsten Tone auf, sie auf einer kurzen Abendpromonade zu begleiten — Jean könne ihnen ja zu größerer Sicherheit und zur Wahrung des Dekorums folgen, und Martha that ihr ahnungslos den Willen; dicht verhüllt, den Schleier vor dem Gesicht, waren die beiden Frauengestalten nur schwer kenntlich, als sie, von Jean in respektvoller Entfernung gefolgt, durch die Straßen schritten. Vor einem Hause angelangt, das mehrere arme Weberfamilien bewohnten, gab Frau v. Larisch Jean die Weisung, ihre Rückkunft abzuwarten, da sie einen Krankenbesuch abzustatten hätten, und es hatte dies für den eben nicht durch hervorragenden Scharfsinn ausgezeichneten und alles Nachdenken instinktiv verabscheuenden Burschen durchaus nichts befremdliches, da Marthas Verkehren gerade in den armseligsten Hütten stadtkundig war; nur die Thatsache, daß es ihr gelungen war, auch die lustige „gnädige Frau“ für diese ihm unerklärliche „Passion“ zu interessiren, entlockte ihm, als die Damen im Hause verschwunden waren, ein unverständliches Gebrumm. Frau von Larisch zog ihre sie betroffen ansehende Begleiterin, deren Arm sie vertraulich in den ihren gelegt hatte, durch die stockdunkle Hausflur und einen verödeten Hof und stieß dann eine niedrige Thür auf, durch welche sie auf ein dahinter gelegene Straße gelangten. Wenige Schritte und sie standen vor dem Hause der Frau Meiling, und Frau v. Larisch sah mit einem Gemisch von Rührung und Spott, wie eine tiefe Glut die Wangen Marthas überflutete und verrieth, daß sie jetzt erst den Zweck des Ausgangs errathe. Frau v. Larisch ließ ihr keine Zeit zur Ueberlegung und schien es nicht zu bemerken, daß Martha unwillkürlich einen Schritt zurücktrat und unwillkürlich die Hand um ihren Arm schloß, als wolle sie sie zurückhalten; sie war Frau genug, um zu wissen, daß gerade die Zartfühligsten oft zu dem gezwungen sein wollen, wonach sie am meisten sich sehnen, und sie würde sich eine Stümperin gescholten haben, wenn es dieser Schwäche gelungen wäre, sie von der Ausführung ihres Gedankens abzuhalten. Im nächsten Augenblick war ihnen über-

haupt der Rückzug abgeschnitten; Wolfgang's alte, treue Pflegerin trat aus ihrem Zimmerchen im Erdgeschoß und Frau v. Larisch legte eine Nüance von Herablassung in die anmuthige Sicherheit, mit der sie der alten Frau vorflunkerte, sie seien zufällig an ihrem Hause vorübergekommen und da seien sie auf den Einfall gerathen, sich einmal persönlich nach dem Befinden ihres Miethsmanns zu erkundigen. Martha erschrak in tiefster Seele, als Leontine ihr Schuld gab, besonders der Beruhigung zu bedürfen, da sie sich komischer Weise als die, wenn auch unabsichtliche und schuldlose Urheberin seiner Verwundung ansehe; sie hätte gern Protest eingelegt, aber sie brachte kein Wort über die Lippen und ihre Augen hingen an dem welken Munde der alten Frau, als diese mit der ganzen Redseligkeit ihres Geschlechts und ihres Alters die gewünschte Auskunft über den Verlauf der Verwundung gab und das gegenwärtige Befinden Wolfgang's als vollkommen beruhigend bezeichnete. Ob Frau Meiling errieth, daß auch diese gründliche Auskunft die tröstliche Wirkung des Augenscheins nicht aufzuwiegen vermochte? Sie sagte plötzlich, nicht ohne eine leichte Verlegenheit und mit einem unmerklichen Stocken der Stimme:

„Wenn die Damen übrigens — er schläft ganz fest und wacht vor morgen früh nicht auf — ich würde Sie bitten, einen Augenblick mit herauf zu kommen; ich weiß freilich nicht — aber vielleicht ist dann Fräulein Hoyer ganz beruhigt."

Wieder schrak Martha zurück und wieder übernahm Frau von Larisch die Führung und sagte, als sei alles ein kleines, scherzhaftes Abenteuer: „Also Sie garantiren dafür, daß er schläft und nicht aufwacht, und Sie werden zu schweigen wissen — auch gegen ihn?" indem sie der voraufgehenden und sich in geflüsterten Betheuerungen erschöpfenden, höchlichst geschmeichelten alten Frau unbefangen folgte. Martha zauderte — aber konnte und durfte sie zurückbleiben? Sie sollte einen Blick in sein kleines Heim werfen, sie sollte ihn selber sehen, ohne daß er eine Ahnung davon hatte; welche Rücksicht war so stark, daß sie sich von ihr zurückhalten lassen durfte? Und Leontine allein gehen lassen? sie empfand etwas wie eine Regung von Eifersucht bei diesem Gedanken, und diese Regung entschied — sie folgte den Vorausgegangenen, aber sie wagte kaum den Fuß fest auf die Stufen zu setzen und schrak bei jedem Knarren der ausgetretenen Stufen, bei jedem Knirschen des groben, weißen Sandes unter ihren Stiefelchen leicht zusammen. Ihr war, als thue sie, wenn auch halb gezwungen, etwas, was sie nicht thun dürfe, etwas, wodurch sie die Achtung des jungen Mannes verscherze, wenn er davon erführe — und wie leicht war das möglich! Aber man ließ ihr keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen — Frau Meiling kehrte eben aus dem Zimmer Wolfgang's zurück, die Thür offen lassend, Frau v. Larisch trat, ihr mit einem schwer zu deutenden Lächeln zunickend, voran und setzte den Fuß — allerdings auch nur nach einem leichten Zögern — über die Schwelle auf den jeden Schritt erstickenden, dichten Läuferteppich.

Soweit wagte Martha sich nicht; sie lehnte den Kopf (einen Fuß auf der Schwelle, einen noch außerhalb derselben) an den Thürpfosten links, von wo aus sie das ganze dämmerhelle Zimmerchen überblicken konnte, und wagte kaum zu athmen. Der friedlich Schlummernde bot ihr in scharfer Silhouette sein Profil; er hatte den rechten Arm hinter den Kopf gelegt, der linke lag auf der weichen, bunten Decke. Wie blaß er war! der Verband um den verwundeten Kopf stach nicht von der Hautfärbung ab; wie gern hätte sie einmal wenigstens mit bebender Hand diesen Verband erneuert. Sie hatte die Hände der schlaff niederhängenden Arme ineinandergelegt und so sah sie unverwandt nach dem Lager des Verwundeten, während Frau v. Larisch, aus jeder verrinnenden Sekunde Ermuthigung zu größerer Keckheit saugend, sich überall umsah, die Bilder betrachtete, einen Moment vor dem Bücherschrank stehen blieb und sich so genau orientiren zu wollen schien, wie man es an einem Orte zu thun pflegt, den man voraussichtlich nie wieder betreten wird und der doch Interesse für den Besucher hat. Sie hatte ein Buch in die Hand genommen, in dem sie geräuschlos blätterte; so übersah sie es, daß Frau Meiling leise das Zimmer verließ, von Proud gefolgt, der sich musterhaft ruhig verhalten und nur jede Bewegung der Damen achtsam und staunend und doch wieder so ruhig, als begreife er die Situation, mit den klugen Augen verfolgt hatte. Martha trat sofort ebenfalls zurück auf den Flur und zu der alten Frau, um ihr zu danken und sie, mehr mit den Augen als mit den Lippen, zu bitten, unverbrüchliches Schweigen über diesen ungewöhnlichen Besuch zu beobachten. Proud sah sie an, als verstehe er sie, und wie beschwichtigend rieb er den großen, weichbehaarten Kopf leise an ihrer Hand und stieß sie zärtlich mit der kalten Schnauze und als sie, seltsam bewegt, ihre Hand über des Thieres Kopf gleiten ließ, sprang Proud auf einen Stuhl neben ihr und legte, zutraulich und gravitätisch zugleich, eine seiner mächtigen Pranken für einen Augenblick auf ihre Schulter, sodaß Frau Meiling ganz erstaunt sagte: „Sie müssen es dem Thiere geradezu angethan haben, Fräulein Hoyer — solche Zärtlichkeiten hat er sonst nur für seinen Herrn, und ich habe mir viele Mühe geben müssen, bis wir gute Freunde wurden." — In der Zwischenzeit hatte Leontine das Buch weggelegt und entdeckt, daß sie ganz allein im Zimmer war; ein prüfender Blick überzeugte sie, daß man, wenn man am Kopfende von Wolfgang's Lager stand, durch die halboffne Thür gedeckt war und vom Flur aus nicht gesehen werden konnte; sie trat geräuschlos dorthin, beugte sich über den Schlafenden nieder, strich mit den Fingerspitzen das leichtgekräuselte Endchen Stirnhaar zurück, das sich unter dem Verband vordrängte, und hauchte gedankenschnell einen Kuß auf seine Stirn, dann glitt sie, heimlich frohlockend und doch sehr geneigt, sich ernstliche Vorwürfe zu machen, aus dem Zimmer und als sie zu Martha sagte: „Ich glaube aber, es ist hohe Zeit, daß wir Frau Meiling unsern Dank abstatten!", da klang das so unbefangen, als wäre ihr Herz weit davon entfernt, rascher zu schlagen und als fühle sie nicht, wie ihre Wangen brannten. Man verabschiedete sich rasch, Leontine zog Marthas Arm wieder in den ihrigen und führte die völlig Verstummte den Weg zurück, den sie gekommen waren; sie fühlte das Bedürfniß, wenigstens eine Art von Gespräch in Gang zu bringen und warf die Bemerkung hin, daß dieses Junggesellenzimmer sie merkwürdig interessirt habe — es sei nicht nach der Schablone eingerichtet gewesen, sondern habe etwas sehr Individuelles und Charakteristisches gehabt, das ganz gut zu der Eigenthümlichkeit seines Bewohners stimme. Martha pflichtete ihr bei, aber in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie am liebsten nicht geantwortet hätte; sie hatte in der That nicht auf Einzelheiten geachtet und noch weniger an's Kritisiren gedacht. Um so klarer und schärfer stand das Bild des dämmerhellen Gemachs vor ihrem geistigen Auge; dieses Bild hatte sich ihr unverlöschlich eingeprägt und sie wußte, sie würde es nie vergessen. — Es ging an jenem Abend, zum Staunen Emmys, merkwürdig ruhig am Theetisch des Kommerzienraths zu; sowohl Martha als Leontine hingen sichtlich ihren Gedanken nach und verfügten sich so zeitig als möglich zur Ruhe. Als sie einen Moment sich allein gesehen hatten, hatte Martha, wie aus einem schweren Traume erwachend, zu Leontine gesagt: „Ich habe dir noch nicht einmal gedankt und doch bin ich dir großen Dank schuldig — es war am besten so." Leontine hatte hierüber gelinde Zweifel, aber sie schwieg.

* * *

Das kleine Abenteuer hatte äußerlich nur ein ganz bedeutungsloses, kaum erwähnenswerthes Nachspiel. Eines Morgens fiel der Blick des Erwachenden auf einen reichen Strauß frisch erblühter Maiblümchen, den Frau Meiling in ihre schönste Vase gesteckt hatte. Er ließ sich die Vase auf das Tischchen neben seinem Bett stellen und als Frau Meiling das Zimmer verlassen hatte, drückte er das Gesicht tief in den zierlich geordneten Strauß, als gelte es, seinen Duft wie einen Gruß des frühlingsfrischen Waldes einzusaugen, den er wochenlang hatte entbehren müssen, aber er wagte nicht zu fragen, wer den Strauß gebracht oder geschickt habe, aus Furcht, die Antwort werde die Illusion zerstören, die ihm so wohl that. Als im Laufe des Tages seine Wirthin von freien Stücken davon anfing, daß der Strauß durch ein kleines, ärmlich gekleidetes Mädchen gebracht worden sei, zogen sich seine Brauen ungeduldig zusammen und er athmete auf, als er hörte, daß die Kleine nur gesagt habe, sie solle den Strauß abgeben — von wem er sei, wisse sie nicht und sie dürfe auch nicht sagen, wer ihn ihr gegeben habe. Diese geheimnißvolle Ungewißheit ließ die Hypothese, in die er sich verliebt hatte, am Leben und mit fast krankhafter Reizbarkeit klammerte er sich an den Gedanken, daß Martha Hoyer es sei, die in so zarter Weise ihre Theilnahme an seinem Ergehen zu erkennen gab. Dafür, daß der Strauß aus Damenhänden kam, konnte ihm wohl schon der Umstand bürgen, daß er mit dunkelgrüner Seide sehr sorgsam und akkurat gebunden war, und als er Frau Meiling bat, die Stengel der Haft zu entlassen und sie lose in die Vase zu ordnen, da war es ihm vielleicht ebensosehr darum zu thun, diesen seidnen

Faden in seinen Besitz zu bringen, als darum, die Blumen etwas länger frisch zu erhalten.

* * *

Die Wiederherstellung des sorgsam Gepflegten ward durch keinen Zwischenfall unterbrochen, und als ihm der Arzt Mitte Mai eröffnete, daß er bei günstiger Witterung Ende der Woche den ersten kleineren, dann aber auch wieder einen größeren Spaziergang unternehmen und am Montag seine geschäftliche Thätigkeit wieder aufnehmen dürfe, ordnete er für den Sonntag die infolge seiner Verwundung verschobene Abhaltung der für das Frühjahr festgesetzten Geräthprobe der freiwilligen Feuerwehr an und lieferte so in aller Form und für jedermann den Beweis, daß er seinen Posten wieder eingenommen habe. Das kleine Schauspiel, dem der Bürgermeister und einige Mitglieder des Stadtverordneten-Kollegiums in offizieller Eigenschaft beiwohnten, hatte dies Jahr eine ungewöhnliche Zuschauerzahl herbeigelockt; das Gerücht, daß der Hauptmann wieder kommandire, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet; alles wollte ihn sehen, und die Frauen und Mädchen, denen das Dabeisein besonders am Herzen gelegen hatte, kamen darin überein, daß er wieder ganz schmuck aussehe, nur noch etwas blaß und angegriffen.

Wolfgang selber war es peinlich, der Gegenstand geschärfter Aufmerksamkeit zu sein, und je mehr ihn jeder Blick an den letzten Brand und an seine Verwundung erinnerte, desto sorgfältiger vermied er es, durch ein direktes Wort oder auch nur eine Andeutung an denselben zu mahnen und er wich dem Bürgermeister, der an anerkennende Aeußerungen über den Zustand der Freiwilligenabtheilung und ihrer Geräthe sofort eine Unterhaltung über jene „heroische That" knüpfen wollte, mit so vielem Geschick aus, daß jener zuletzt gezwungen war, Wolfgang ganz direkt zu erklären, daß er den von ihm eingereichten Bericht über das letzte Schadenfeuer mangelhaft finde: der Rettung des jungen Mädchens, die doch mit eigner Lebensgefahr erfolgt sei, sei so flüchtig und beiläufig gedacht, daß ein Uneingeweihter sie nothwendig für ganz ungefährlich halten müsse. Er gebe ja zu, daß Wolfgang nicht gut für sich selber eine Auszeichnung habe beantragen können, und dieser Zug von Bescheidenheit und Takt mache ihm alle Ehre, aber Wolfgang habe sogar die Verpflichtung, wenigstens für den Steiger, der ihm behilflich gewesen sei, eine Auszeichnung zu beantragen, und wenn er daneben sein eignes Verdienst nur wahrheitsgemäß hervorhebe, so werde amtlicherseits schon das Nöthige veranlaßt — jedenfalls bedürfe man aber der Grundlage eines Rapports von Seiten des Kommandos und er werde sich also erlauben, Wolfgang seinen Bericht wieder zuzusenden, damit er denselben entsprechend ändere. Der gute Mann war sehr betreten, als Wolfgang jede Aenderung des Rapports ablehnte, und daß er sich bemühte, dies in der verbindlichsten und liebenswürdigsten Form und unter Zuhilfenahme eines Scherzes zu thun, konnte über die Festigkeit seines Entschlusses und darüber, daß hier eine prinzipielle Abneigung maßgebend war, nicht täuschen. Wolfgang mußte zuletzt direkt erklären, daß der Herr Bürgermeister ihn zu aufrichtigem Danke verpflichte, wenn er jenes Vorkommniß offiziell ignorire, da er ihn dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit überhebe, eine Medaille abzulehnen, deren Annahme ihm seine Ueberzeugungen nicht gestatteten; es liege ihm nichts daran, der Regierung einen „Affront" zuzufügen, und der Herr Bürgermeister werde nicht durch seine Hartnäckigkeit die Veranlassung sein wollen, daß der Regierung eine solche Beleidigung zugefügt werde, die ja immerhin Staub aufwirbeln würde. Der Bürgermeister, dessen Gesicht die lächelnde Gönnermiene längst eingebüßt und einen gekniffenen und befremdeten Ausdruck angenommen hatte, der mit dem eigenthümlich kühlen Ton der Stimme harmonirte, erklärte, daß er wenigstens für den mitbetheiligten Steiger eine Belohnung beantrage müsse — der Mann habe, fügte er mit ziemlich scharfer Betonung hinzu, jedenfalls Ansichten, die sich eher mit den Institutionen eines monarchischen Staats in Einklang bringen ließen. Wolfgang lächelte über den Seitenhieb, der ihn nicht zu verwunden vermochte, und erwiderte, daß er selbstverständlich nicht beabsichtigt habe, den Steiger Krone (diesen Namen hatte der Bürgermeister freilich nicht erwartet) zu vergewaltigen, er habe jedoch guten Grund zu der Annahme, daß jener seine Anschauungen theile und werde ihm auf der Stelle Gelegenheit geben, sich hierüber auszusprechen. Auf seinen Ruf: „Steiger Krone, vor!" trat dieser in einer Haltung aus dem Gliede, die das Produkt eines Kompromisses zwischen seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer straffen Haltung und seinem tiefen Widerwillen wider alles, was an den Militarismus erinnerte, war und demzufolge einen leichten komischen Anstrich hatte — seine Art zu salutiren zeichnete sich durch die gleiche Unvorschriftsmäßigkeit aus.

„Steiger Krone, der Herr Bürgermeister theilt mir mit, daß er beabsichtige, die Verleihung der „Lebensrettungs-Medaille am Bande" an Sie zu beantragen — Sie werden aufgefordert, sich darüber zu erklären, ob Ihnen dies erwünscht ist."

Krone wurde roth wie ein junges Mädchen, der man einen Heirathsantrag macht — aber seine grauen Augen bekamen einen harten Glanz und ein trotziger Ausdruck lagerte sich auf seine Lippen, als er fragte:

„Ist die Medaille auch für Sie beantragt, Herr Hauptmann, und werden Sie dieselbe annehmen?"

„Der Herr Bürgermeister wünschte auch mich auszuzeichnen (es lag eine ganz feine Schattirung von Spott in der leichten Betonung dieses Wortes), ich habe ihn jedoch aus ganz privaten und individuellen und für Sie in keiner Weise maßgebenden Gründen bitten müssen, davon Abstand zu nehmen."

„Das freut mich, Herr Hauptmann — übrigens würde ich die Medaille auch dann abgelehnt haben, wenn Sie angenommen hätten, erstens, weil Sie bei der ganzen Geschichte viel mehr gethan haben, als ich und zweitens, weil ich ein abgesagter Feind des ganzen Ordenswesens bin und dasselbe gar zu oft persiflirt habe, um mich nun selber dekoriren zu lassen. Ich könnte die Medaille höchstens meinem Jungen zum Anschlagen geben und das zöge mir schließlich noch eine Verfolgung wegen Verhöhnung einer Staatseinrichtung zu."

Wolfgang, der mit einem Lächeln gewahrte, daß der kleine, rundliche Bürgermeister nahe daran war, sich zu erbosen und eine heftige Antwort im barschsten Amtstone zu geben, die Krone, der bis dahin völlig sicher gewesen war, vielleicht erbittert und dadurch zu einer schlagenden Replik unfähig gemacht haben würde, ließ den Trotzigen, dessen ganze Art ihm immer besser gefiel, rasch zurücktreten und suchte das unmuthige Oberhaupt des Städtchens zu beschwichtigen, indem er ihm freundlich sagte:

„Lassen Sie Sich unsere Ablehnung nicht anfechten, Herr Bürgermeister; es wird noch lange dauern, ehe derartige Ansichten Gemeingut werden, und die Sehnsucht nach einer Auszeichnung hat sich Ihnen gewiß so oft in komischer und lästiger Zudringlichkeit genähert, daß es Ihnen als Abwechselung willkommen sein sollte, einmal ein paar Männer zu treffen, die in aller Seelenruhe ablehnen. Sagen Sie wenigstens: „Es muß auch solche Käuze geben!" und tragen Sie mir die Weigerung nicht nach; es würde mir persönlich gewiß viel lieber gewesen sein, ich hätte Ihre wohlwollende Absicht mit herzlichem Danke gutheißen können."

Das klang wieder so aufrichtig, daß der Bürgermeister ihm halb versöhnt die Hand gab; er schüttelte freilich den Kopf dabei und meinte: „Alles ganz gut und schön, mein Herr Hammer, aber glauben Sie mir, mit solchen Ansichten kommen Sie nicht durch die Welt, und daß Sie mit dem Menschen, dem Krone, sympathisiren, der also wirklich noch ganz in den Traditionen des tollen Jahres lebt und webt, will mir ganz und garnicht gefallen. — Hoffentlich ist unsere nächste Begegnung eine angenehmere."

„Das hoffe ich auch, sehr zuversichtlich sogar; es wäre doch wunderbar, wenn ich nochmals in die Nothlage versetzt werden sollte, Ihnen einen Korb zu geben."

Wolfgang salutirte, der Bürgermeister zog seinen Hut und Wolfgang ließ seine Mannschaften abtreten. Da trat Krone nochmals an ihn heran und es war eine köstliche, schüchterne Verlegenheit und eine schlichte Treuherzigkeit in seinem Wesen, als er sagte: „Nächsten Sonnabend hält der Herr Rektor Storck seinen Vortrag über den Darwinismus — wenn Sie also kommen wollen —"

„Natürlich komme ich, und wenn er's zu arg treibt und uns beschwindeln will, so beweisen wir ihm, daß er nicht in einer Kinderschule ist; haben wir es heute halb und halb mit dem Bürgermeister verdorben, so darf's uns auf den Rektor auch nicht ankommen."

„Ich weiß nicht recht, ob er nicht gefährlicher ist; wenn Sie ihm eine Niederlage bereiten, so bekommen Sie ihn zum Feind, und ich glaube, er ist rachsüchtig und unversöhnlich." —

„Wollen Sie mir bange machen, Krone? Es soll Ihnen nicht glücken. Nun erst recht!" —

(Fortsetzung folgt.)

Raspail.

Am 29. Januar 1794 — zur Zeit, wo die Sonne der Revolution im Zenith stand, ein Jahr und acht Tage nach der Hinrichtung des hoch- und landesverrätherischen Louis Capet — wurde zu Carpentras im südfranzösischen Departement Vaucluse François Vincent Raspail als dritter Sohn Joseph Raspail's, eines wohlhabenden Bürgers, geboren. Der Knabe verrieth früh ausgezeichnete Fähigkeiten, und von seinen Eltern — bigotten Katholiken — zum Studium der Theologie gedrängt, machte er in demselben so reißende Fortschritte, daß er, kaum 18 Jahre alt, zum Professor der Theologie an dem Seminar von Avignon ernannt ward. In Frankreich herrschten ja wieder die Bourbons und die Pfaffen. Allein der Feuergeist ließ sich nicht lange in Fesseln schlagen, er zerbrach den „Kerker der Vernunft", in welchen man ihn gesperrt, warf sich mit verzehrendem Eifer auf die Naturwissenschaften und wurde Lehrer der Botanik am Lyzeum von Carpentras. Im Jahre 1820 wurde der junge Professor, der schon längst im Geruch „revolutionärer" Gesinnungen war, bei der Razzia nach der Ermordung des Herzogs von Berry, seiner Stelle entsetzt. Die Eltern hatten durch allerhand Unglücksfälle ihr Vermögen eingebüßt, und so kam denn



Raspail.

eine harte Zeit für unseren Helden. Aber er wußte sich zu helfen: er bereitete Studenten auf's Examen vor und benutzte die freibleibende Zeit, um eine Schrift über Botanik auszuarbeiten, die 1828 dem Institut überreicht ward, jedoch trotz ihres wissenschaftlichen Werths, oder vielleicht richtiger wegen desselben, in den Augen der Institutszöpfe keine Gnade fand.

Die Julitage finden ihn in Paris. Er kämpft tapfer mit, und hilft die Bourbonen fortjagen. Von nun an ist Raspail anderthalb Menschenalter hindurch unerschütterlich und — mit kurzen Pausen — ununterbrochen im politischen Vorkampf. Mehrere Versuche Louis Philippe's, der „besten der Republiken" (welche dem Volk die Republik listig wegstibitzt hat), ihn für die Julidynastie zu gewinnen, werden mit gebührender Verachtung zurückgewiesen. Als man sah, daß er nicht zu kaufen war, suchte man ihn einzuschüchtern. Die allzeit bereiten Tribunale verurtheilten ihn 1832 erst zu 3 Monaten Gefängniß wegen einiger Zeitungsartikel in der „Tribüne" und dem „Courier de l'Europe", dann zu 15 Monaten wegen Theilnahme an der geheimen „Gesellschaft der Amis du peuple" (Volksfreunde). Kaum aus dem Gefängniß entlassen, wird er auf „Komplott" angeklagt, muß aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Um ein Opfer zu haben, verurtheilen die Richter seinen Vertheidiger, den bekannten Republikaner Michel (von Bourges) zu einjährigem Verlust des Rechts der Advokatur — er hatte zu gut vertheidigt, das war sein Verbrechen. Ende 1833 gründete Raspail den „Reformateur", der aber bald durch zahllose Geld- und Gefängnißstrafen unterdrückt ward. Im Jahr 1835 neuer Prozeß mit Untersuchungshaft wegen angeblicher Theilnahme an dem Komplotte Fieschi's. Die Beweise fehlen — man verurtheilt den Angeklagten nach neunmonatlicher Untersuchungshaft zu sechsmonatlichem Gefängniß wegen —



Luther bei Altenstein überfallen. (Seite 251.)

Beleidigung des Instruktionsrichters. Die Behandlung im Gefängniß war eine wahrhaft niederträchtige, des „liberalen Bürgerkönigthums" würdige: aus Ste. Pélagie wurde er mit Ketten beladen nach Vincennes transportirt. Die Muße des Kerkers kam der Wissenschaft zugut — verschiedene der tüchtigsten Schriften und Entdeckungen Raspail's gingen aus dem Gefängniß hervor. Eine Zeitlang, nach seiner Freilassung, widmete er sich ganz der Wissenschaft; sein geniales Expertenvotum in dem berühmten Prozeß der angeblichen Giftmischerin Lafarge war eine Herausforderung an die Zunftgelehrten und sicherte ihm einen europäischen Ruf als Chemiker.

Die Februarrevolution (1848) sah Raspail wieder in den vordersten Reihen. Der heißblütige Julikämpfer hatte Illusionen verloren, doch nur um größere Intensität der Thatkraft und größere Klarheit der Prinzipien zu gewinnen. Er durchschaute die Memmen und Verräther, welche der Sieg des pariser Proletariats an das Staatsruder gebracht. In seinem „Volksfreund" denunzirte er sie, und rief das Volk auf zur Erkenntniß der

Gefahr, zur Abwehr der Gefahr. Indeß mit Zeitungsartikeln war's nicht gethan. Es galt zu handeln. Er handelte — mag sein, zur unrechten Zeit, ja gewiß zur unrechten Zeit, aber er handelte. Am 15. Mai 1848 legte er die Lunte an's Pulverfaß — die Explosion blieb aus, zwischen Pulver und Lunte hatte sich dies und jenes gedrängt.

Die Bourgeoisregierung, die Bourgeois-Nationalversammlung, die Bourgeoisgesellschaft waren gerettet — Raspail mit seinen Freunden wanderte in's Gefängniß, Raspail auf sechs Jahre. In der Junischlacht fehlte er. Hätte er fünf Wochen länger gewartet!

Den sechs Jahren Gefängniß widerstand seine eiserne Gesundheit; doch dem Ekel vor dem Kaiserreich, dem Bas Empire des Lumpazius Bonaparte, Abgotts der europäischen Bourgeoisie, konnte er nicht widerstehen. Aus dem Kerker entlassen, verbannte er sich freiwillig nach Belgien, wo er neun Jahre lang lebte; erst 1864 führte das von den lyoner Arbeitern angebotene Mandat für den gesetzgebenden Körper ihn nach Frankreich zurück. Im gesetzgebenden Körper saß er auf der äußersten Linken und that, was in seinen Kräften, den Fall des sichtlich verfaulenden Empire zu beschleunigen.

Der Krieg mit Deutschland kam, — Sedan und der 4. September. Die Jules Favre und Konsorten waren Raspail in der Seele zuwider. Er zog sich zurück, ließ dem Verhängniß, dessen Nothwendigkeit er begriff, seinen Lauf. Für die Commune hatte er kein Verständniß. Wer will auf den fast Achtzigjährigen den Stein werfen? Ueber ein gewisses Alter hinaus vermag auch die begabteste, elastischste, fortschrittwilligste Natur nicht dem reißenden Strom der Menschheitsentwicklung zu folgen.

Das Jahr 1875 erlebte die Schmach, daß der 80jährige Greis wegen einiger wissenschaftlicher Wahrheiten, die er in seinem „Gesundheitsalmanach“ verkündigt, zu zwölfmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Die Wähler von Marseille straften und sühnten die Schmach, indem sie Raspail 1876 mit überwältigender Majorität in die Nationalversammlung wählten, deren Alterspräsident er wurde. Er hielt nur zwei Reden: die Eröffnungsrede als Alterspräsident, und eine Rede für die volle und ausnahmslose Amnestie. Er begriff die Commune nicht, aber er war zu ehrlicher Demokrat, sie zu verdammen.

Nach der Kammerauflösung durch den Pfaffen- und Weiberknecht Mac Mahon wurde Raspail am 14. Oktober des vorigen Jahres wiedergewählt — doch die Wahl traf einen Sterbenden. Am 7. Januar dieses Jahres, einen Tag vor Eröffnung der neuen Nationalversammlung, starb, zweiundzwanzig Tage vor seinem fünfundachtzigsten Geburtstag, François Vincent Raspail, der Altmeister der französischen Demokratie.

Wie das Volk ihn — trotz seiner mancherlei Schrullen — geliebt und geachtet, das zeigte die Viertelmillion Menschen, welche Sonntag, den 13. Januar, der Leiche nach dem Père Lachaise das Geleite gab. Kein König und kein Kaiser hat je ein solches Todtengeleit gehabt.

Die Verwerthung der alten deutschen Silbermünzen.

Von **Ludwig Opificius.**

Was wird nun eigentlich mit dem alten Gelde gemacht? So fragt sich vielleicht mancher, wenn er von Zeit zu Zeit die Außerkurssetzung der alten Münzen in amtlicher Bekanntmachung angeordnet findet. Der Schreiber dieser Zeilen hatte schon öfters Gelegenheit, wenn diese Frage bei Unterhaltungen aufgeworfen wurde, die Antwort zu hören: „Es wird umgeschmolzen und zu neuen Münzen verarbeitet; die Preußen machen dabei noch gar kein schlechtes Geschäft, denn das Silber der alten Münzen ist viel besser und reiner als das der neuen.“ Vielleicht sind die Leser der „Neuen Welt“ damit einverstanden, wenn hier der Versuch gemacht wird, die Vorurtheile zu beseitigen, die Irrthümer aufzuklären und die Frage selbst in schlichter Weise zu beantworten.

Zunächst muß die bekannte Thatsache in Erinnerung gebracht werden, daß infolge Einführung der Goldwährung in Deutschland lange nicht mehr soviel Silbergeld geprägt und cirkuliren wird, als dies früher vor Einführung der reinen Goldwährung der Fall war. Dazu kommt noch, daß die kleinwerthigen Silbermünzen nicht mehr wie früher aus einer Silber-Kupferlegirung, sondern aus einer Nickel-Kupferlegirung bestehen. Diese beiden Hauptursachen erklären, warum das deutsche Reich bei Einführung der Reichswährung einen Ueberschuß an Silber bekommen mußte. In der Form nun, in welcher dieses Silber vorhanden war, war es entweder garnicht oder nur sehr schwierig zu verkaufen, denn legirtes Silber, und namentlich sehr geringhaltiges, ist weit schwieriger als Feinsilber, ja fast garnicht, als Handelsartikel zu verkaufen, ganz abgesehen von den hierbei in Betracht kommenden großen Massen.

Um nun das in den Münzen enthaltene Silber als Feinsilber verwerthen zu können, mußte das deutsche Reich dieselben scheiden lassen, d. h. das Silber mußte auf chemischem Wege von den übrigen Metallen getrennt, und nicht nur die Münzen einfach umgeschmolzen werden. Gegen die Mitte des Jahres 1873 wurde mit dieser Arbeit begonnen, und seit der Zeit dauert dieselbe in mehreren größeren und kleineren deutschen Scheideanstalten ununterbrochen fort.

Sowohl der Silber- als der Goldgehalt der alten Münzen wird durch Proben des königlichen Münzamtes zu Berlin festgestellt. Diese Gehaltsbestimmungen dienen als Grundlage bei den Verträgen zwischen dem Reichskanzleramt und den betreffenden Scheideanstalten. Die Münzen selbst werden durch Reichskommissäre den Scheideanstalten auf das genaueste zugewogen, und dann das daraus abgeschiedene Feinsilber von denselben Herren wieder in Empfang genommen. Die Gehaltsbestimmungen des Silbers in den an das Reich abzugebenden Feinsilberbarren werden von durch das Reich dazu ernannten Münzbeamten ausgeführt. Die Barren selbst werden in einem Gewicht von 30—32 Kilogramm gegossen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Scheidung und Verwerthung der alten Münzen nicht im Auftrag und auf Rechnung der einzelnen deutschen Staaten geschieht, wie das Publikum vielfach glaubt, sondern im Auftrag und auf Rechnung des Reiches.

Ueber den Feingehalt der zum Scheiden kommenden Münzen mag nun folgendes gesagt sein. Derselbe schwankt zwischen den Ziffern 166—900 Tausendtheilen Silber im Kilogramm. Ausgenommen hiervon sind die feinen Thaler und die fast ganz feinen halben Thaler (36 Groten) der Hansestadt Bremen. Von ersteren wurden die letzten im Jahre 1840 in der Münze zu Klausthal am Harz und von den halben Thalern die letzten im Jahr 1864 geschlagen. Die Beträge hiervon sind aber verschwindend klein. Die niedrigsten aus dieser Musterkarte des Durcheinanders waren die süddeutschen Silberkreuzer mit einem Feingehalt von 166 Tausendtheilen, die höchsten die süddeutschen Doppelgulden, einfachen und halben Gulden, die Vereins- und Doppelthaler mit 900 Tausendtheilen Feingehalt. Der höchste Silbergehalt der goldhaltigen Münzen war der der Kronenthaler mit 875 Tausendtheilen. Die neunzehntelfeinen Münzen waren nicht goldhaltig, sie gleichen hierin, wie auch in ihrem Silbergehalt, den Reichsmünzen. Letztere wurden denn auch zum weitaus größten Theil aus süddeutschen Gulden, Doppel- und Vereinsthalern durch einfaches Umschmelzen und Ausprägen hergestellt. Mit der Einführung der neunzehntelfeinen Münzlegirung wurde in Deutschland 1837 der Anfang mit den süddeutschen Gulden gemacht, 1838 folgten die Doppelthaler, 1857 die Vereinsthaler und endlich 1873 wurde sie als die alleinige Legirung für sämmtliche Reichssilbermünzen bestimmt. Alle übrigen nicht aus Feinsilber bestehenden, welche vor dem Jahr 1837 geschlagen wurden, waren nicht neunzehntelfein, aber goldhaltig. Beträgt auch der Goldgehalt im einzelnen Stück und Stückchen nur Spuren, so werden diese dennoch beim Scheiden in Betracht und Berechnung gezogen.

Zur Erklärung des Goldvorkommens in den älteren Silbermünzen mag folgendes dienen. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts standen sowohl die Berg- und Hütten-, als auch die Scheidekunde noch lange nicht auf der Höhe, die sie heute ein-

nehmen. Die scharfe Trennung von Gold und Silber war nur sehr schwer und umständlich auszuführen, oder das zu gewinnende Gold deckte die aufgewendeten Kosten nicht. Dies änderte sich mit der Einführung der Scheidung vermittels Schwefelsäure. Von da ab war es möglich, auch die kleinste Spur aus dem Silber auf einfache und verhältnißmäßig billige Weise abzuscheiden. Vor der Einführung dieser Scheidemethode war es, wie erwähnt, sehr schwierig und umständlich, ganz goldfreies Silber darzustellen. So kommt es auch, daß alle älteren Silbermünzen noch namhafte Spuren von Gold enthalten. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sei hier angeführt, daß in 1666⅔ Kilogramm alter preußischer Thaler aus den Jahren 1750—1822 grade ein Kilogramm Gold im Werthe von etwa 2780 Mark enthalten ist. Aus diesem einen Beispiel geht hervor, daß die großen Massen der alten Münzen einen ungeheuren Werth an Gold repräsentiren, der durch die Scheidung derselben gewonnen wird und dem Verkehr übergeben werden kann. Seither war dieses Gold als ein vollständig todtes Kapital zu betrachten. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß tausend alte Thaler etwa 22 Kilogramm wiegen. Dieses Gold mit dem in den Münzen vorhandenen Kupfer ermöglicht es denn auch, daß das Reich nicht nur alles in denselben enthaltene Silber wieder vollständig genau zurückerhält, sondern die mit dem Scheiden dieser Münzen betrauten Anstalten können und müssen noch für das vorhandene Gold, eventuell Kupfer, je nach dem Gehalt, eine bestimmte Summe an das Reich in baarem Gelde zahlen.

Bei der Scheidung selber werden neben ungeheuren Mengen Feinsilber beträchtliche Gewichtszahlen an Feingold erreicht. Als Nebenprodukte werden gewonnen die zwei für die chemische und Farbenindustrie so wichtigen Salze, schwefelsaures Kupferoxyd und schwefelsaures Eisenoxydul, oder auch schlechtweg Kupfer- und Eisenvitriol genannt. Gegenwärtig mögen wohl wöchentlich 25—30000 Kilogramm alter Münzen in den betreffenden deutschen Scheideanstalten verarbeitet werden. Mehrere hundert Arbeiter und Beamte haben seit Jahren vollauf mit dieser an und für sich interessanten Arbeit zu thun.

Exekution.

In manchen Gegenden unseres Vaterlandes wird jedem Kinde, sobald es nur etwas zu begreifen vermag, auf's schärfste eingeprägt, gewisse Worte entweder niemals oder doch zu gewisser Stunde nicht auszusprechen, weil man sich damit unglücklich machen kann. Nur ein gottloser Mensch ruft während eines Gewitters: „Gottsdonnerwetter!“ und darum ist schon manchem der Blitz in das Haus oder auf den Kopf gefahren; nur ein leichtfertiger oder sinnlos betrunkener Bursche hänselt oder schimpft, wenn er nachts an einem Kirchhofe vorübergeht, die auf den Gräbern unsichtbar tanzenden Geister, und man hat auch schon manchen gefunden, dem sie das Gesicht in den Nacken gedreht; nur wer Zeit und Ewigkeit schon versündigt, also nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hat, wagt es, den Bösen zu rufen, und in keinem Hause ist's gestattet, den Teufel an die Wand zu malen; denn wenn er vielleicht auch nicht kommt — wenigstens ist er seit Großvaters Zeiten nicht mehr gesehen worden — und auch kein altes Weib findet, das für ihn geht, so kann er doch immer noch großes Unglück anrichten. Redet nicht dawider — man weiß Geschichten genug!

Das ist Aberglaube — gewiß, und er wird verschwinden, ja sogar die Worte, die ihn bezeichnen und die Geschichten, die ihn beweisen, werden verloren gehen. Aber an ihre Stelle treten andere Worte, die ebenso schauerlich in die Ohren klingen, kommen andere Geschichten, die noch mehr gruseln machen, als alle alten Spuk- und Teufelsgeschichten, und die gewiß und wahrhaftig wahr sind. Mit bangendem Ernst hören sie die Männer und mit Entsetzen die Weiber, und wenn sie zu Ende, fassen sie angstvoll die Kinder und eilen nach Hause, schließen sorgfältig Thür und Fenster und schauen dann auf die Straße, und erst, wenn sie nichts Verdächtiges erblicken, kommt allmählich Ruhe in die verängstigten Herzen.

Ich kann mich aus meiner Jugendzeit nicht entsinnen, daß außer dem Worte „Cholera“ noch ein anderes solchen Schrecken hervorrief, als das Wort „Ex'kution“. Wenn wir Kinder den Mann mit dem großen blechenen Schild auf der Brust in das Dorf reiten oder fahren sahen, stürmten wir — und wenn wir mitten im schönsten Spiel waren — nach Hause mit dem Rufe: „Der Exkuter ist da!“ Auch wer rückständige Steuern oder Gerichtskosten oder eingeklagte Schulden nicht zu bezahlen hatte, wurde ernst und musterte das Zimmer und sah noch einmal in die Schränke und Kasten, zog die Schlüssel ab und steckte sie in die Tasche. Es schien, als wenn sich niemand sicher fühlte, als wenn sich jeder mit einem zaghaften Blicke auf die Straße an die Brust schlüge und seufzend riefe: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Die Weiber liefen in's nächste Haus, rissen die Thür auf und flüsterten hinein: „Der Streifer (weil er den armen Leuten die Haut über die Ohren streift oder zieht) ist da!“ In manchen Häusern war dann der Zulauf besonders stark, und die Weiber gingen selten zurück, ohne etwas unter der Schürze zu verbergen.

Wenn endlich der Exekutor ein Haus, das er heimgesucht, verließ, dann gab's ein Wehklagen und Trösten durch's ganze Dorf. Er zog wohl niemals ab, ohne Bette, Wäsche, Kessel oder gar die Kuh mit dem Kalbe mitzuführen. Weinend und lärmend, wohl auch schimpfend und drohend, folgten ihm Weiber und Kinder, und wenn er hinter dem letzten Hause verschwunden, machten sie ihm die bösen drei Kreuze nach.

In langen Jahren hatte ich nichts von Exekutoren gesehen und gehört, nicht, weil sie im lieben Vaterlande ausgestorben, sondern weil meine Steige weitab von ihren Wegen lagen. Da gerieth ich an einem kalten, regnerischen Tage in die enge, schmutzige Gasse einer großen Stadt. Vor einem häßlichen, verfallenen Hause lärmte ein großer Menschenknäuel. Ich drängte mich hindurch und sah dicht am Rinnstein ein großes Bett, eine Wiege, einen Tisch, eine Tischdecke, ein paar Kochtöpfe und sonstige Geräthschaften, wie sie auch in der ärmsten Haushaltung nicht entbehrt werden können, stehen und liegen. Alles war äußerst dürftig und von langem Gebrauche abgenutzt. An der Wiege stand ein Kindchen von etwa zwei Jahren und zerrte an dem Kißchen. Eben wollte ich fragen, was hier vorgehe, als ich ein wahrhaft herzzerschneidendes Weinen und Bitten aus der Kellerwohnung heraufschallen hörte. Ein Mann, der sich die Arme mit allerlei Sachen beladen, trat heraus, aber mit dem Rücken zuerst, und ihm, mit fliegendem Haare, mit ineinander gepreßten, emporgehobenen Händen und, wie es schien, auf den Knieen, ein Weib. Der Mann suchte sich des jammernden und flehenden Weibes — ich hörte nur die Worte „für meine armen Kinder“ — zu erwehren; er drehte sich um und ich sah das weiße, blecherne Schild auf seiner Brust: da erwachten alte, grauenhafte Gespenstergeschichten in meinem Kopfe, und ich rannte davon.

So ist's gekommen, daß ich, ein vollständig ausgewachsener und durchaus nicht abergläubischer Mensch, vor dem Exekutor einen fast noch größeren Respekt habe, als vor einem Polizisten oder dem Henker. Man sagt, wer diesem begegne, greife sich unwillkürlich nach dem Halse.

Als ich die zuletzt erzählte Schreckensgeschichte erlebte, war ich noch froh und guter Dinge, denn lustig blühte mein Weizen und verhieß mir zum Erntetage reiche Garben. Ich war auf dem besten Wege, durch Arbeit ein von jeder Bosheit und jeder Güte unabhängiger Mann zu werden. Es war zur Zeit des berühmten (oder berüchtigten?) Konflikts in Preußen, und in der Partei, welche den lebhaften Kampf gegen die Regierung unterhielt, stand ich auf einer etwas hinausragenden Stelle. Ich wurde hier schärfer als mancher andere, der ein gewichtigerer Kämpfer war als ich, angegriffen und, obwohl ich mich tapfer wehrte, überwunden. Alles, was ich in vielen Jahren unternommen und zur Blüthe gebracht, wurde mir vernichtet und — was das Schlimmste war — ich durfte Neues nicht unternehmen, und zu lohnender Arbeit fand ich in mehreren Jahren keinen Platz und keine Gelegenheit.

Ich gerieth in eine böse, drückende Lage — mehr durch die krampfhaften Anstrengungen, von dem glitschigen Wege, der offenbar in einen schauerlichen Abgrund führte, abzukommen, als durch den allerdings sehr großen Ausfall am Erwerbe. Es war mir Jahre hindurch unmöglich, mit meinen geringen Einnahmen die für meine Familie auf das Allernothwendigste beschränkten Ausgaben zu decken, und ich war genöthigt, bald hier bald da Schulden

zu machen. Die meisten wurden rechtzeitig zurückgezahlt, aber doch nicht alle, und Gläubiger sind oft sehr ungeduldig, und manche haben auf alle noch so gut begründeten Bitten um Nachsicht nur die eine Antwort: Bezahlen! Das war nicht immer möglich, namentlich nicht immer grade zu dem Termine, den sie mir gesetzt.

Was will ich weiter sagen: ich wurde verklagt, verurtheilt, machte die verzweifeltsten Anstrengungen, vor der regelmäßig angedrohten Exekution die hartherzigen Gläubiger zu befriedigen. Aber auf einmal, grade als ich's am wenigsten vermuthete, fiel ich doch in die Hände des gefürchteten Exekutors.

Es war am 28. Dezember, also in einer in jeder Beziehung bösen Jahreszeit. Nachmittags um drei Uhr etwa, zu einer Zeit, in der Exekutionen nicht mehr vollstreckt werden durften (die Dienstzeit der Exekutoren dauerte bis ein Uhr), und ich noch in einem fernen Bureau bei der Arbeit war, erschien in meiner Wohnung der Exekutor, aber ohne das blechene Schild und die ominöse Mappe. Er war ein großer, vierschrötiger Kerl mit kurzem, dicken Halse und dicken Kopfe, mit breitem, schwammigen Gesicht, das mit einer Art Pardelfell überzogen schien, wenigstens erinnerten die dicht aneinander gelagerten Sommersprossen, die sich äußerst kräftig von dem rothen Gesicht abhoben, an die bunte, beutegierige Katze. Ein breiter, mit wulstigen Lippen bebordeter Mund, kleine, in Fett schwimmende, listig umherstochernde Augen und rothes, struppiges, kurz geschorenes Haar auf dem Schädel und im Gesicht gaben dem Manne ein mehr als unheimliches Aussehen. Im Munde balancirte er eine gut kohlende Cigarre mit falscher Meerschaumspitze, und in der Hand ein dünnes, zu seiner Figur garnicht passendes Stöckchen, mit einem dicken, stark überflochtenen Knopfe, mit dem er sich wahrscheinlich die Hunde des ganzen Reviers, die ihn gut kannten, vom Leibe hielt.

Der Herr Exekutor klingelte bescheiden und fragte das ihm öffnende Mädchen in höflichem Tone, ob er „die Madamm" sprechen könne. Nach dem „Herrn" fragte er nicht; er wußte, daß ich noch beschäftigt war.

Meine Frau empfing ihn mit einiger Verlegenheit. Schon vor zehn Tagen war er gekommen, um 25 Thaler einzutreiben. Da ich ihm das Geld nicht zahlte, so vollzog er pflichtgemäß die Exekution, indem er an drei Schränke Siegel legte. Dieselben wollte er nach acht Tagen etwa abholen, falls nicht bis dahin der Gläubiger auf die Exekution verzichtete. Die Frau glaubte nun, er sei in dieser Angelegenheit gekommen, und war ihm innerlich schon dankbar dafür, daß er schonend sich erst erkundigte, ob es nicht gelungen, ihm die fatale Unannehmlichkeit mit den Schränken zu ersparen. Sie beeilte sich daher, ihm das Schriftstück, womit der Gläubiger auf die Exekution Verzicht geleistet, zu überreichen. Aber wie erstaunte sie, als der Herr Exekutor dasselbe grinsend hin und her drehte; offenbar hatte er es nicht erwartet, auch gefiel es ihm wohl nicht. Da besann sich die Frau — sie hatte etwas, wahrscheinlich das Wichtigste, vergessen; sie holte zwanzig Silbergroschen, legte sie auf den Tisch und sagte freundlich lächelnd: „So, Herr Exekutor, nun ist wohl alles richtig. Ich hatte in der Eile vergessen."

Die Frau wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Sie hoffte, der grinsende Mann werde nun ein freundliches Gesicht wieder machen; denn sie war der allerdings falschen Meinung, daß diese sogenannten „Kosten" in seine Taschen fielen, und in der schlechten Zeit und weil er doch keine eigentliche Arbeit gehabt, waren auch zwanzig Silbergroschen als ein leichter und hübscher Verdienst nicht zu verachten.

Der Exekutor betrachtete noch einmal sehr aufmerksam das Papier, dann das Geld, schob und wendete dieses hin und her, als wollte er sich überzeugen, daß es auch ächt, und schaute dann recht lange und immer grinsender und — näher rückend — mit dreister Unverschämtheit meiner Frau in's Gesicht. Diese wußte sich das Benehmen nicht zu erklären; sie ahnte nur, daß entweder die Sache nicht ganz richtig sei, oder daß der grinsende Kerl mit etwas Schlimmem im Hinterhalte liege. Der fröhliche Muth, der schon über sie gekommen, wich vollständig aus dem Herzen, der Angstschweiß trat ihr wieder auf die Stirne, und selbst die Kinder fingen sich an zu fürchten und drängten sich heran.

Endlich schob der Exekutor langsam und bedächtiglich das Papier in die Tasche, dann Stück für Stück, indem er jedes noch einmal aufmerksam betrachtete, das Geld. Hierauf stemmte er seine großen, haarigen Fäuste auf die dicken Kniee, neigte den Oberkörper vor, grinste meine bis auf den Tod geängstete Frau noch einmal so recht niederträchtig an, griff dann in die Tasche und zog ein neues Papier heraus, das er höhnisch mit einer Art Kompliment überreichte. Hierauf stemmte er wieder seine Fäuste auf die Kniee und lachte in sich hinein.

Die erschreckte Frau nahm mechanisch das Papier und griff nach einem Stuhle, denn sie fühlte, daß die Aufregung über das Benehmen des Menschen, dem sie nicht entgegenzutreten wagte, auch schon darum nicht, weil er sich eigentlich nicht unanständig betrug, sie zu überwältigen drohte. Sie faltete das Papier auseinander; es war eine neue Exekutionsverfügung wegen 5 Thaler 13 Silbergroschen.

„Das ist ja nicht schlimm," sagte sie aufathmend. „Zwar kann ich Ihnen das heute nicht bezahlen — denn Sie wissen, drei Tage vor Neujahr ist das Geld knapp und man hat gerade in dieser Zeit vielerlei Ausgaben —, aber am 2. oder 3. Januar soll alles richtig gemacht sein."

„Oho, Madam, so liegt der Rummel nicht!" rief jetzt laut der Exekutor. „Das ist ja eine Kleinigkeit," fuhr er in höhnischem Tone fort, „das können Sie schon bezahlen. Wo die zwanzig Silbergroschen gelegen, da liegt auch noch mehr."

„Zu einer andern Zeit wäre es vielleicht eine Kleinigkeit, aber heute nicht," erwiderte die Frau ruhig, wenn auch vor innerer Aufregung zitternd. „Uebrigens ist mein Mann nicht zu Hause, und ohne dessen Wissen darf ich keine Ausgaben machen."

Da erhob sich der Diener des Gerichts, und mit einer Stimme, die Frau und Kinder und Dienstmädchen erschreckte, verkündete er: „Na, hören Sie, wenn mir das Geld nicht heute noch in's Haus gebracht wird, dann komme ich morgen früh und nehme, was ich finde. Adieu!" Damit ging er, und die Thüre schlug er hinter sich zu, daß das ganze Haus dröhnte und die Nachbarn neugierig die Köpfe durch Fenster und Thüren steckten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Klima verschiedener Länder und die dasselbe bedingenden Ursachen.

Von Prof. **A. Weilenmann.**

Die Witterungsverhältnisse üben einen sehr mächtigen Einfluß auf alle organischen Wesen, ja sie bedingen dieselben zu einem guten Theil. Pflanzen, die unter dem Aequator in voller Pracht sich entfalten, fristen ein kümmerliches Dasein, wenn sie in unsere Gegenden versetzt werden. Während die Ureinwohner Centralafrikas durch die intensive Wirkung der Sonnenstrahlen sozusagen garnicht belästigt werden, erliegt der Europäer meist sehr bald der unerträglichen Glut. Viele Organismen bedürfen viel Feuchtigkeit, während wieder andern trockene Luft zuträglicher ist. Der Mensch mußte natürlich schon auf der niedersten Kulturstufe die unzweifelhafte Wirkung der Sonnenwärme auf alles, was lebt erkennen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn bei vielen Völkern die Sonne Gegenstand göttlicher Verehrung war und noch ist. Haben doch alle bisjetzt gemachten Untersuchungen auf's schlagendste dargethan, daß wirklich alles, was wir unter Witterung verstehen, ihre letzte Ursache in der erwärmenden Kraft des genannten Gestirnes hat. Allerdings sind dabei auch mächtige Faktoren die Vertheilung von Wasser und Land, die Bodengestaltung und Bodenbedeckung, welche mannigfaltige Modifikationen der Wirkung der Sonnenwärme hervorrufen, und diese sind es hauptsächlich, die im Folgenden näher untersucht werden sollen.

Die von der Sonne als einem glühenden Körper ausgehende Wärme hat die Eigenschaft, die atmosphärische Luft mit Leichtigkeit zu durchdringen; d. h. von aller von der Sonne ausgestrahlten Wärme geht beim Durchgange durch die Atmosphäre nur ein kleiner Theil an die Luft über und der größere gelangt bis zur Erdoberfläche. Die Messungen haben ergeben, daß bei senkrechtem Einfallen der Sonnenstrahlen etwa 20—30 pCt. der Wärme von der Luft direkt aufgenommen werden und die übrigen 80—70 pCt.

den Erdboden erreichen. Bedenkt man, daß jene 20—30 pCt. sich auf eine Luftsäule von wenigstens 10 geographischen Meilen Höhe vertheilen, so ergibt sich, daß die Temperaturzunahme der Luft infolge der direkten Sonnenwärme nur eine unbedeutende sein kann, woraus sich unmittelbar die große Kälte in bedeutenden Höhen erklärt. Je schiefer natürlich die Sonnenstrahlen einfallen, einen desto längeren Weg haben sie in der Atmosphäre zu machen, um so mehr Wärme bleibt in ihr zurück, um so weniger gelangt zur Erdoberfläche, um so geringer ist die erwärmende Kraft der Sonne. Ebenso verhält es sich je trüber der Himmel ist. Nach den Messungen des französischen Physikers Pouillet würde die Wärme, welche die Sonne bei senkrechtem Auffallen der Strahlen und hellem Himmel, nach Abzug des von der Atmosphäre direkt aufgenommenen Theiles, einer Hektare Fläche jede Stunde zusendet, im Stand sein, circa 15 Hektoliter Wasser von 0 Grad bis 1000 Grad zu erwärmen und alsdann vollständig zu verdampfen. Könnte also die Menge Wärme, welche an heißen, trockenen Sommertagen der Erde zuviel zukommt, aufgefangen werden, so ließe sich manche Lokomotive heizen und so ein schönes Quantum Steinkohlen ersparen, wodurch der gegenwärtigen Finanzlage vieler Eisenbahnen bedeutend aufgeholfen würde.

Diejenige Wärme nun, welche auf die Erdoberfläche gelangt, wird von dieser zum weitaus größten Theile absorbirt. Der Boden erwärmt sich und strahlt infolge dessen selbst Wärme aus. Weil letztere aber jetzt von einer Wärmequelle bedeutend niedrigerer Temperatur ausgeht, so vermag sie die Luft nur sehr schwer zu durchdringen und wird von der zunächst am Erdboden gelegenen Schicht von wenig Metern Höhe fast vollständig aufgefangen. Es ist dies ein ganz ähnliches Verhältniß wie bei einem geschlossenen Zimmer, dessen Fenster auf der Sonnenseite liegen. Die direkte Sonnenwärme, von einer Quelle hoher Temperatur stammend, dringt fast ungeschwächt durch die Fensterscheiben hindurch und theilt sich den Zimmerwänden mit. Diese strahlen die empfangene Wärme ihrerseits freilich wieder aus; aber da ihre Temperatur eine geringe ist, so vermag dieselbe das Glas nur sehr schwer und langsam zu durchdringen, und häuft sich, namentlich im Sommer, derart an, daß die Hitze zuletzt unerträglich wird. Sollte das Zimmer an heißen Tagen eine zu hohe Temperatur bekommen, so muß bei geschlossenen Fenstern die Sonnenwärme durch angebrachte Schutzmittel (Vorhänge, Laden 2c.) abgehalten werden, indem das bloße Ziehen der Vorhänge im Innern des Zimmers, letzteres vor der schon eingedrungenen Hitze nicht mehr zu schützen vermag.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Luftschicht, in welcher sich die lebenden Wesen aufhalten, nicht direkt von der Sonne, sondern erst mittelbar vom Erdboden aus erwärmt wird, und zwar zunächst nur die allerunterste Partie. Diese dehnt sich infolge dessen aus, wird leichter als die über ihr liegende und muß demnach über dieselbe emporsteigen. Dadurch kommt sie aber unter einen geringern Luftdruck und nimmt daher noch mehr an Volumen zu. Diese Ausdehnung der Luft bewirkt aber eine Abkühlung, wie umgekehrt das Zusammenpressen von einer Erwärmung begleitet ist. Von letzterer Erscheinung kann man sich leicht überzeugen, wenn man unten an einem luftdicht in eine auf der einen Seite geschlossene Röhre passenden Kolben etwas Zündschwamm befestigt und hierauf den Kolben rasch und mit aller Kraft in die Röhre stößt. Die Hitze wird dann so groß, daß der Schwamm in's Glühen geräth. Solche durch Zuführung von Wärme leichter gewordene und mithin aufsteigende Luft hat man z. B. in jedem Kamine. Sie steigt dann solange bis sie sich soweit abgekühlt hat, daß sie genau die Temperatur der Umgebung besitzt.

Daraus folgt zunächst die Thatsache, daß die Temperatur mit der Höhe abnehmen muß. Doch ist nach den Beobachtungen diese Temperaturabnahme oben nicht immer dieselbe, und namentlich in den verschiedenen Jahreszeiten verschieden, im Sommer am schnellsten, im Winter am langsamsten. In den Alpen nämlich muß man im Sommer 137 Meter, im Winter 225 Meter, im Frühlinge 148 Meter und im Herbste 193 Meter steigen, bis die Temperatur um 1 Grad Celsius abnimmt. Natürlich sind dies nur Mittelzahlen aus längern Beobachtungsreihen und können an einzelnen Tagen mehr oder minder große Abweichungen vorkommen. Dieser Unterschied der Temperaturabnahme in den verschiedenen Jahreszeiten hat seinen Grund hauptsächlich in der Wolken- und Nebelbildung. Die Luft enthält immer mehr oder minder große Mengen Wasserdampf, im Sommer mehr als im Winter, wobei ich gleich bemerken will, daß die über dem Kamin der Lokomotive, in der Küche 2c. erscheinenden weißen Nebel, welche gewöhnlich mit dem Namen Dampf bezeichnet werden, in Wirklichkeit gar kein Dampf mehr sind, sondern flüssiges Wasser in Wolkenform. Der wirkliche Wasserdampf ist gerade so unsichtbar als die atmosphärische Luft selbst. Bei jeder Temperatur vermag letztere nur eine ganz bestimmte Menge Wasser in Dampfform zu erhalten; sobald ihr mehr zugemuthet wird, so geht ein Theil in flüssige Form, in Gestalt von Wolken und von Nebel über, welche beiden Erscheinungen dasselbe sind; denn Nebel sind nur tiefliegende Wolken und Wolken hochschwebender Nebel. Die Luft vermag umsomehr Wasser in Dampfform aufzunehmen je wärmer sie ist; z. B. bei 0 Grad nur 4,8 Gramm, bei 20 Grad Celsius dagegen schon 17 Gramm per Kubikmeter. Für gewöhnlich kommt freilich die größtmögliche Menge nicht vor; ist dies aber der Fall, so sagt man, die Luft sei mit Wasserdampf gesättigt. Wenn ursprünglich auch keine Sättigung vorhanden war, so kann dieselbe offenbar durch Abkühlung bis zu einer bestimmten Temperatur herbei geführt werden, und die geringste weitere Abkühlung bewirkt sofort eine Ausscheidung in flüssiger Form. Damit ist aber eine weitere wohl zu beachtende Erscheinung verbunden. Man braucht, um ein Kilogramm Wasser von 0 Grad bis 100 Grad Celsius zu erwärmen, eine gewisse Menge Wärme in Form von Brennmaterial. Bei 100 Grad beginnt das Sieden, d. h. der rasche Uebergang in Dampfform. Um nun das Kilogramm Wasser ganz in Dampf zu verwandeln, ist eine beiläufig 5 einhalbmal größere Menge Wärme nöthig, als zur Erwärmung von 0—100 Grad erforderlich war, ohne daß die Temperatur sich um das geringste erhöht. Sämmtliche zugeführte Wärme wird gebraucht, um die gegenseitige Anziehung der einzelnen Wassertheilchen aufzuheben. Daß beim Verdunsten, wie wir die Verdampfung bei gewöhnlicher Temperatur nennen, Wärme verbraucht wird, erfahren wir, wenn wir eine sich rasch verflüchtigende Flüssigkeit, z. B. Weingeist oder noch besser Schwefeläther, auf die Hand schütten, indem wir sofort eine intensive Abkühlung verspüren.

Wenn jetzt umgekehrt das Wasser aus der Dampfform in die flüssige übergeht, so wird dies erwärmend auf die Umgebung wirken, und es erfolgt durch jedes flüssig gewordene Gramm Wasserdampf in einem Kilogramme der umgebenden Luft eine Temperaturerhöhung von $2^1/_2$ Grad. Im Winter nun, wo die Luft infolge ihrer geringeren Temperatur weniger Wasserdampf aufzunehmen vermag als im Sommer, ist sie viel rascher gesättigt; daher sind die Nebel- und Wolkenbildungen in jener Jahreszeit viel häufiger und tiefer liegend als im Sommer. Durch diesen oft sich wiederholenden Verdichtungsprozeß geht aber nach dem Gesagten Wärme an die Luftschicht über, wodurch ihre Temperaturabnahme verzögert, ja sogar häufig in eine Zunahme umgewandelt wird, so daß wenn zwischen zwei Orten eine Nebelschicht liegt, am höher gelegenen die Temperatur ebenfalls höher ist als an den unteren. Im Frühjahre ist in der Regel die Luft trockener als im Herbste, und daher in ersterer Jahreszeit auch die Temperaturabnahme rascher als in letzterer. Einen weiteren Beleg für die Richtigkeit der angegebenen Einflüsse lieferten auch die hie und da zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführten Luftschifffahrten, indem sie zeigten, wie die Temperaturabnahme immer viel langsamer wurde, ja sogar in eine Zunahme überging, sobald eine Wolkenregion durchfahren wurde.

Damit wäre der durch die Höhenlage bedingte klimatische Unterschied erklärt. Allgemein bekannt ist aber auch, daß im großen und ganzen ein Ort eine um so höhere Temperatur aufweist, je näher er dem Aequator liegt. Je mehr man nämlich, sei es gegen den Nordpol, sei es gegen den Südpol, hinkommt, um so schiefer fallen die Sonnenstrahlen auf die Erde, um so weniger Wärme fällt auf dasselbe Flächenstück. Der Erdboden empfängt aber nicht blos Wärme, sondern strahlt selbst solche aus und zwar umsomehr je höher seine Temperatur ist. Wenn also eine Flächenstück am Aequator mehr Wärme empfängt als ein gleich großes gegen die Pole hin gelegenes, so ist dort auch die Ausstrahlung eine größere, wodurch der Unterschied in den Temperaturen stark gemildert wird. In den langen aber kalten Winternächten nimmt aus demselben Grunde bei hellem Himmel die Temperatur nicht mehr ab als in den viel kürzern Sommernächten. Dann werden im Sommer die nördlichen Gegenden länger von der Sonne beschienen als die äquatorialen. Während der Aequator jahraus jahrein jeden Tag nahezu die gleiche Wärmemenge von der Sonne empfängt, wird der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertagen gegen die Pole hin immer bedeutender.

Am Aequator ist folglich der Temperaturwechsel der Jahreszeiten fast verschwindend, und er tritt umsomehr hervor jemehr man gegen einen der Pole rückt. Dort macht dagegen die Sonne im Laufe eines Tages einen Bogen bis an den Scheitelpunkt und steigt umsoweniger am Himmel empor, jemehr man sich von der Tropengegend entfernt. Der tägliche Temperaturwechsel wird deshalb am Aequator am größten sein. An ein und demselben Orte ist jener aus der gleichen Ursache im Sommer wesentlich größer als im Winter. So beträgt z. B. im Mittel in Genf der Unterschied zwischen der höchsten und tiefsten Temperatur eines Tages im Januar 3½ Grad, im Juli dagegen 9 Grad; in Petersburg beträgt er im Januar 1 Grad, im Juli 7 Grad.

Wir haben gesehen, daß die Erde beständig Wärme empfängt, aber ebenso beständig ausstrahlt. Wenn nun die Erfahrung lehrt, daß seit der Zeit, da man regelmäßige Temperaturbeobachtungen macht, d. h. seit ungefähr 200 Jahren, die Temperatur der Erde sich nicht wesentlich geändert hat, so ist damit offenbar zugleich ausgesprochen, die Erde strahle jedes Jahr ziemlich genau soviel Wärme in den freien Weltraum hinaus, als sie selbst jährlich von der Sonne empfange, und der von uns bewohnte Planet sei gegenwärtig so ziemlich im Wärmegleichgewicht. Dieser Zustand mußte nothwendig einmal eintreten; denn die Menge der ausgestrahlten Wärme nimmt genau in dem Maße zu oder ab, in welchem der Unterschied zwischen Erdtemperatur und Weltraumtemperatur zu- oder abnimmt. Gesetzt nun die Ausstrahlung sei geringer als die von der Sonne empfangene Wärme, so muß nothwendig die Temperatur steigen. Damit wächst aber der Ueberschuß über den Weltraum, und es vermehrt sich deshalb auch die Ausstrahlung, indeß die Einstrahlung sich beständig gleich bleibt. Die Temperatur wird solange steigen bis Wärmeaufnahme und -Abgabe gleich sind. Wenn umgekehrt, was nach allem angenommen werden muß, die Erde aus dem gasförmigen Zustande in den flüssigen und aus diesem in den festen gelangt ist, so war jedenfalls die anfängliche Temperatur so hoch über der des Weltraums, daß die in diesen ausgestrahlte Wärme beträchtlich größer war als die von der Sonne empfangene. Die Temperatur mußte also sinken. Damit nahm aber auch die Ausstrahlung ab, während die Einstrahlung sozusagen gleich blieb. Ist der Moment eingetreten, wo die erstere genau auf den Betrag der letztern herabgesunken, so bleibt die Erdwärme konstant, und dieser Zustand scheint gegenwärtig nahezu erreicht zu sein.

Wäre die Erde eine gleichförmige Kugel, so müßte in derselben geographischen Breite und derselben Meereshöhe rings um die Erde herum das gleiche Klima herrschen. Nun haben wir aber eine unregelmäßige Vertheilung von Wasser und Land; die verschiedensten Meeres- und Luftströmungen vermitteln auf ziemlich bestimmten Wegen die Mischung der äquatorealen Wärme mit der polaren Kälte; Gebirgszüge bewirken an gewissen Orten eine Hemmung der Luftzirkulation, während sie dieselbe in anderer Richtung befördern. Alle diese Einflüsse haben eine unregelmäßige Temperaturvertheilung zur Folge. — Dieselbe Wärme nämlich, welche im Stande ist eine gewisse Menge Wasser um 1 Grad zu erwärmen, vermag die Temperatur eines gleichen Gewichtes trockenen Erdreiches um circa 5 Grad zu erhöhen. Dafür erkaltet aber die Erde auch viel rascher als das Wasser. Von der Oberfläche des letztern verdunstet überdies jährlich eine Schicht von mehr als ein Meter Höhe, wozu ebenfalls eine bedeutende Menge der von der Sonne zugestrahlten Wärme verbraucht wird. Aus diesen Ursachen ergibt sich, daß die Temperatur über dem Festlande allerdings im Sommer höher steigt, dagegen im Winter auch tiefer sinkt als über dem Meere. Sowohl der tägliche als auch der jährliche Temperaturwechsel ist dort größer als hier in gleicher geographischer Breite. Im Innern der Kontinente sind die Sommer wärmer, die Winter kälter als auf dem offenen Ozean oder auf Inseln. Während am Rhein infolge der ziemlichen Sonnenhitze noch ganz guter Wein wächst, aber wegen der gewöhnlich strengen Winterkälte immer grüne südliche Pflanzen nur mit der größten Sorgfalt in Treibhäusern gezogen werden können, gedeihen im Gegentheil die letztern in England im Freien, indeß die Traube der geringen Sonnenwärme wegen nicht reif würde.

Reykiavik auf Island liegt in 64 Grad 8 Fuß Nordbreite, Jakutzk in Sibirien in 62 Grad 2 Fuß Nordbreite, also ungefähr soviel südlicher wie Mailand und Venedig südlich von Zürich liegen. Nun hat aber erstere Stadt im Januar eine mittlere Temperatur von — 1½ Grad, letztere dagegen eine solche von — 42 Grad. Im Juli steigt sie in Reykiavik nur bis auf 13 Grad, in Jakutzk bis auf 17 Grad; d. h. dort beträgt der mittlere Wechsel 14—15, hier nahezu 60 Grad, während er in der Schweiz etwa 42 Grad ausmacht. (Die Temperaturen sind nach Celsius angegeben, Gefrierpunkt des Wassers 0 Grad, Siedepunkt 100 Grad. Angaben unter Null sind mit dem Zeichen — versehen.) Die tiefste Temperatur auf der ganzen Erde wurde bisjetzt beobachtet in Jakutzk den 21. Januar 1838, nämlich — 60 Grad. Trotzdem hat Jakutzk eine mannigfaltige Vegetation, die sich, nachdem mit Anfang Juli der Schnee geschmolzen ist, so wunderbar entwickelt, daß Gmelin in die Worte ausbricht: „Wenn jemals jemand das Gras hat wachsen sehen, so ist es vermuthlich hier gewesen.“ Ebenso sind z. B. London und Nertschinsk in sehr nahe derselben nördlichen Breite von 51½ Grad. London in der Nähe des Meeres hat aber im Januar 3 Grad, im Juli 15½ Grad Temperatur; Nertschinsk in Sibirien, durch große Landstrecken überall vom Meere getrennt, im Januar — 30 Grad, im Juli 17½ Grad. In den russischen Steppen jenseits der Wolga in 51 Grad Nordbreite sinkt das Thermometer im Winter bis zu — 40 Grad und steigt im Sommer bis zu 40 Grad hinauf; d. h. der Winter ist ein hochnordischer, der Sommer mit der heißen Zone wetteifernd. Die tägliche Temperaturschwankung beträgt hier im Januar 7 Grad, im August 15 Grad, dagegen in London im Januar 2½ Grad, im Juli 7 Grad. In dem nur 6 Grad südlich vom Aequator auf der Insel Java gelegenen Batavia schwankt die Temperatur täglich blos 5—7 Grad; in den konstanten Wüstenstrichen ist am Tage die Hitze unausstehlich, indeß nicht selten des Nachts das mitgeführte Wasser in den Schleusen gefriert. Im Januar ist in 60 Grad Nordbreite die Temperatur an der Westküste Nordamerikas — 10 Grad, im Innern — 30 Grad, an der Ostküste — 20 Grad; im Juli an der Westküste 10 Grad, im Innern 15 Grad und an der Ostküste 7 Grad.

(Schluß folgt.)

Briefe von der Spree.

Berlin, im Monat Februar.

Le roi s'amuse! — Die Hoffeste nehmen gar kein Ende. Jeden Tag bringen die Journale ellenlange Berichte über dergleichen Feierlichkeiten, in denen in überschwänglicher Weise die Pracht der Toiletten und der Glanz der Uniformen, der Lakaien wie der Generale, geschildert wird. Einzelne, besonders scharfsichtige, ordensgeschmückte Berichterstatter — denn nur solche haben Zutritt — wollen sogar herausgefunden haben, daß die Prachtentfaltung und der zur Schau getragene Luxus und Reichthum die für derartige Festivitäten bisher mustergiltigen Leistungen am französischen Hofe unter Ludwig XIV. bei weitem überträfen. Gewiß ein bedenkliches Zeichen. —

So war dieser Tage Ball beim österreichischen Gesandten, dem Grafen Karoly. Der Kaiser, wie der ganze Hof und alle Diplomaten waren anwesend, und es soll dabei ganz besonders „göttlich“ zugegangen sein. An der kaiserlichen Tafel wurde auf gediegenem Golde servirt, an der zweiten, an welcher die höheren Hofchargen und die Minister Platz genommen hatten, prangte künstlerisch ziselirtes Silbergeschirr und die anderen „Herrschaften“ speisten von antikem Sevresporzellan. Uebrigens kann Graf Karoly sich das leisten. Er ist einer der reichsten ungarischen Magnaten und hat außer seinem mit 60,000 Gulden normirten Gehalte als Gesandter jährlich noch ungefähr 400,000 Gulden Privateinkünfte. Seine Besitzungen nehmen einen Flächenraum von 30 Quadratmeilen ein, sind also größer als manches deutsche Duodezstaatchen, und er kann deshalb auch leicht zwanzigtausend Mark für eine einzige Ballnacht ausgeben — wie ein hiesiges überloyales Sudelblättchen mit Genugthuung konstatirt.

Neben solchen unverfrorenen Enthüllungen nehmen sich die Berichte über die immer mehr und mehr überhandnehmende Arbeitslosigkeit und den Nothstand der großen Masse des Volkes recht sonderbar aus. Aber zum Glück — oder zum Unglück — verschwinden solche Bekanntgebungen in den Spalten der „liberalen“ Volksblätter, sie werden erdrückt von Anekdoten aus dem Leben des ehrenhaften Königs Viktor Emanuel und ähnlichen wichtigen Angelegenheiten, und wenn sich ja einmal eine kleine Notiz in ein solches Blatt verirrt, daß in dieser oder jener Vorstadt ein Arbeiter an „Entkräftung“ gestorben sei, was thut's? 'zist eben nicht für alle Menschen beim Bankett der Natur gedeckt! —

Was übrigens den namentlich von „kulturfeindlicher“ Seite öfters angefeindeten „König-Ehrenmann“ betrifft, so sind ja wohl alle Gelehrten über ihn einig. Zu diesen Gelehrten will ich jedoch keineswegs Herrn Max Wirth rechnen. Dieser „berühmte“ Nationalökonom — dessen unbescheidener Name hauptsächlich durch Lassalle bekannt wurde, der sich in einer schwachen Stunde herbeiließ, diesen Herrn einer Ab-

fertigung zu würdigen — veröffentlicht einige recht bezeichnende Charakterzüge aus dem Leben Viktor Emanuel's, die ich glaube den Lesern der „Neuen Welt“ nicht vorenthalten zu dürfen. Um die Authentizität dieser Mittheilungen nachzuweisen, sei angeführt, daß Viktor Emanuel das zweifelhafte Vergnügen hatte, Herrn Max Wirth persönlich vorgestellt zu sein, — oder umgekehrt!

Der verstorbene König von Italien war ein leidenschaftlicher Jäger. Solange er in Turin und Florenz residirte, war es ihm ein leichtes, diesem seinen Vergnügen nachzugehen; als aber der Sitz der Regierung nach Rom verlegt wurde, war die Sache schon mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, denn in der ganzen Umgebung von Rom war nicht ein einziges Jagdrevier, das den königlichen Ansprüchen genügte. So kam's, daß Viktor Emanuel oft zu den kritischsten Zeiten, wenn seine Anwesenheit in der Siebenhügelstadt besonders vonnöthen war, in der Nähe von Florenz oder Turin auf Hochwild pirschte. Die Minister befanden sich oft in der größten Verlegenheit; bei den wichtigsten Verhandlungen war der Souverän nicht in Rom, denn das Jagdvergnügen ging ihm über alles. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und den König an die Hauptstadt zu fesseln, sah sich der „hohe Rath“ endlich genöthigt, zu einem außerordentlichen Mittel zu greifen und ihm eine Jagd in unmittelbarer Nähe von Rom zu kaufen. Kastel Porziano wurde hierzu ausersehen, welcher Besitz dem Herzog Pio Grazioli, einem päpstlichen Kammerherrn, gehörte, der das Jagdgut unter keiner Bedingung dem Kerkermeister Seiner Heiligkeit abtreten wollte. Schließlich ließ er sich aber doch bewegen, gegen einen Preis von $4^1/_2$ Millionen Lires die mit einer Million überzahlte Besitzung der italienischen Regierung für ihren geliebten König zu verkaufen. Und somit war beiden geholfen: Viktor Emanuel hatte sein Jagdrevier und Herzog Grazioli $4^1/_2$ Millionen.

Bei öffentlichen Tafeln kokettirte Viktor Emanuel mit seinen bescheidenen kulinarischen Ansprüchen und knusperte nur an einigen Salzstengeln, aber an Entkräftung ist er deshalb doch nicht gestorben; ein Dutzend halbgebratene Kottelets und ein Maß herben piemontesischen Rothweins war sein tägliches Frühstück, das er in der Einsamkeit seiner internsten Gemächer zu sich nahm. Proletarier (proletar heißt Kindererzeuger) war der König-Ehrenmann in des Wortes ursprünglichster Bedeutung. Seine legitime Gattin, eine österreichische Prinzessin, erfreute ihn mit fünf Sprößlingen; die Gräfin Mirafiori, die ihm nach dem Tode der Königin zur linken Hand angetraut wurde, mit sieben; außerdem zählte er aber bereits vor zehn Jahren zweiunddreißig außereheliche Nachkommen, deren Zukunft die italienische Regierung mit 100,000 Lire pro Kopf sicherstellte. — Doch nun wieder zurück nach Berlin.

Die invaliden Linden am Brandenburger Thore bewegen melancholisch ihre ausgetrockneten Zweige im Winde, als wollten sie die Hände überm Kopfe zusammenschlagen über das tolle Treiben. Unter einem der Thorbögen befindet sich nämlich eine Wache. Lange habe ich nachgedacht über den Zweck dieses Etablissements, bis mich ein mitleidiger Eckensteher — der Kerl schien mir ein Demagog schlimmster Sorte — darauf aufmerksam machte, daß das Brandenburger Thor eigentlich eine Art Arc de triomphe sei. Nun war mir alles klar: Triumph und Militär, in Berlin zwei untrennbare Begriffe! — Mich dauerte nur der arme „Posten vor Gewehr“, mit seiner Sysiphusarbeit; unablässig muß er schultern, präsentiren und „Rrrrraus!“ rufen. Und dies alles nur um den vorübergehenden Militärs eine Ehrenbezeugung zu erweisen! — Ich blieb eine kleine Viertelstunde dort stehen, um mich von seiner Leistungsfähigkeit zu überzeugen, aber ich muß offen gestehen, meine hoch gespannten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. In dieser Zeit mußte der unglückliche Grenadier nicht weniger als siebzehnmal das „Gewehr anfassen“, zweimal präsentiren und ebenso oft die Wache in's Gewehr rufen. Ja, wir Deutschen „marschiren“ in der That an der Spitze der Kultur! —

Wer mir das nicht auf's Wort glauben will, der besuche nur die Vorträge des Herrn Hofprediger Stöcker. Vielleicht werden nicht alle Leser schon etwas von diesem frommen Herrn gehört haben, und es wäre demnach meine Schuldigkeit als pflichtbeflissener Briefsteller, diesem Uebelstande abzuhelfen. Aber ich fühle mich nicht berufen, einem Uebelstande abzuhelfen, der eigentlich gar kein Uebelstand ist. Nur einiges will ich zur Charakteristik mittheilen.

Herr Hofprediger Stöcker gehört zur Kategorie der Gründer; er hat nämlich ein höchst schwindelhaftes Institut, die „christlich-soziale Arbeiterpartei“ gegründet. Hoffentlich wird mich niemand mißverstehen, denn wenn ich die „christlich-soziale Arbeiterpartei“ mit dem Worte schwindelhaft näher bezeichne, so meine ich damit selbstverständlich nur die Höhe, die geistige Höhe, auf der diese neue Partei ihr rabenschwarzes Banner aufgepflanzt hat.

Die „christlich-soziale“ Arbeiterpartei verspricht ihren Anhängern nebst Suppenmarken für die städtischen Speiseanstalten auch noch den — Himmel. Bettelsuppen auf Erden und im Jenseits den Himmel! — Infolge dieser verlockenden Versprechungen haben sich auch bereits zwei arbeitslose Zimmerleute und ein Rauchfangkehrerlehrling der neuen Partei angeschlossen und sind bereit, mit ihr durch Dick und Dünn zu gehen. — Die Gründung dieser Partei war eigentlich das hervorragendste Ereigniß der letzten Wochen, und man erzählt sich allen Ernstes, daß durch diesen unerwarteten Unglücksfall mehrere Theaterdirektoren in die traurige Lage versetzt werden, ihre Theater sperren zu müssen, da sie trotz der besten Komiker und Kankantänzerinnen nicht mit der „christlich-sozialen Arbeiterpartei“ konkurriren können. —pira.

Zu spät!

Ich habe kaum ein Wort mit dir gesprochen,
Ich habe kaum in's Auge dir gesehn
Und dennoch hast du meinen Stolz gebrochen —
Ein süßes Wunder ist an mir geschehn;
Doch ward die Saat des Glückes, kaum entsprossen,
Von scharfer Sichel nieder auch gemäht —
Wir werden nicht durch's Leben als Genossen
Vereinigt gehn. Wir finden uns zu spät!

Du solltest nicht an meiner Stimme Zittern
Mein Leid errathen, deiner Anmuth Sieg?
Du sahst die Blätter zaudernd mich zerknittern;
Ich sollte lesen, mochte nicht; ich schwieg.
Es mied mein Blick, in Scheu gesenkt, den deinen;
Ich weiß zu gut, wie viel ein Blick verräth,
Und uns, mein Kind — ich sag's und möchte weinen —
Uns winkt kein Glück. Wir finden uns zu spät.

Hast du geahnt, was schweigend ich empfunden?
Hat sich die Trauer auch in dir geregt?
Sag' nein, mein Kind! Sonst hätten diese Stunden
An deines Friedens Baum die Axt gelegt.
Doch ach, ich weiß, du hättest meinem Werben
Voll Lust gelauscht und nimmer mich verschmäht.
Du nickst mir schluchzend? Traurig ist zum Sterben
Dies eherne: „Wir finden uns zu spät.“

Ich ging von dir, die Linke auf dem Herzen,
Die Nacht durchirrt ich ohne Ziel und Weg
Und in des Wildbachs Tosen sah in Schmerzen
Ich düster nieder von dem schwanken Steg.
Auf's Lager sank ich hülflos und zerrissen,
Und als der Hahn schon manches mal gekräht,
Da stöhnt' ich noch auf thränenfeuchtem Kissen
Mit bleichem Mund: „Wir finden uns zu spät!“

Ich muß dich fliehn, um so vielleicht zu wahren
Den lieben Augen ihren lichten Schein;
Ich geh entgegen freudenlosen Jahren,
Doch sollst du ewig mir gesegnet sein.
Vor meinem Blicke wird dein Antlitz stehen,
Wehmüthig-lieblich, ernst und still und stät —
Und wenn dir nachts die Augen übergehen,
Sprich's leise mit: „Wir fanden uns zu spät!“

Rudolf Lavant.

Luther bei Altenstein überfallen (S. 245). Unsere Illustration reproduzirt ein Gemälde des Grafen von Harrach, dessen Namen als Maler in der neuesten Zeit einen guten Klang gewonnen hat. Es stellt jene berühmte Szene der Gefangennahme des vom Reichstage zu Worms kommenden Luther durch die Reisige des Kurfürsten von Sachsen dar. Die Freunde des kühnen wittenberger Mönches hatten Ursache zu der Furcht, die Päpstlichen könnten den gefährlichen Widersacher, welcher ein sittenstrenges Bibelchristenthum predigte, nach dem Leben trachten, und da wußten sie keinen besseren Rath, als ihn bei der Heimreise durch den thüringer Wald zu überfallen und ihn eine Zeitlang verborgen zu halten. Der Ueberfall soll ausgeführt worden sein am 4. Mai 1521 von dem Ritter Burckhard Hund von Wenkheim, der auf Burg Altenstein bei Liebenstein saß, und dem Schloßhauptmann der Wartburg, dem Ritter von Berlepsch. Luther hatte in seinem Stammdorfe Möra seine Verwandten besucht und war dann mit seinem Bruder Jakob aus Eisleben und seinem Freunde Nikolaus von Amsdorf in seinem von einer Reisendecke überspannten Korbwäglein aufgebrochen.

Drei Viertelstunden hinter Altenstein, in einem Hohlwege, der durch einen dunklen Grund führte, wo die Ruine einer alten Kapelle, Glisbock genannt, neben einer kolossalen Buche stand, erscholl aus dem Gebüsch auf einmal ein donnerndes Halt! und einige Armbrustbolzen schwirrten den erschrockenen Reisenden um die Häupter. Jakob, Luther's Bruder, sah aus dem Walde gewappnete Reiter hervorsprengen, die da im Hinterhalte gelegen hatten, und schnell entschlossen sprang er vom Wagen und barg sich jenseits des Weges im dichten Gebüsch, von wo aus er die folgende Szene anschauen konnte und doch selbst in Sicherheit war, da der steile Abhang und der dichte Unterwuchs einem bewaffneten und berittenen Manne alle Verfolgung unmöglich machte. Fünf Reisige umringten den Wagen, einer warf mit einem Schlage der Armbrust den Fuhrmann vom Sitze, ein zweiter riß Amsdorf vom Wagen herab; ein dritter legte einen Pfeil auf die Armbrust, hielt sie Luther vor und gebot ihm, sich gutwillig zu ergeben. Luther gehorchte und stieg vom Wagen, worauf ihm ein Reitermantel übergeworfen und er auf ein lediges Pferd gehoben wurde. Als die drei Reisigen mit ihm abgezogen, geboten die übrigen jener Gewappneten dem Fuhrmann, mit Amsdorf schleunigst weiter zu fahren, was dieser sich nicht zweimal sagen ließ, sondern die Pferde antrieb und von dannen stürmte. Als die Ritter mit ihrem Gefangenen in einem sicheren Versteck waren, erfolgte eine lange Berathung, wie man am besten das Geheimniß sichern und die Nachforschungen auf falsche Fährte leiten könne. Luther wurde

in ein Reiterwamms gesteckt und erhielt ein Schwert an die Seite. Wolf, ein Knecht des Ritter von Berlepsch, ließ sich die Hände auf den Rücken binden und den Kopf mit einem Sack verhüllen, und so zog man mit den beiden, so lange es Tag war, auf einsamen Waldwegen gegen Brotterode zu; als es dunkel ward, schlug man die Landstraße ein und machte die Leute, welche die Neugierde herbeilockte, glauben, Ritter Berlepsch habe im Walde einen guten Fang gethan und einen Schnapphahn oder Strauchdieb, der die Landstraße unsicher gemacht, beim Schopf genommen und gefesselt. Um Mitternacht kam man an das Thor von Eisenach und durchzog die Stadt mit Absicht unter einigem Lärm und Aufsehen, sodaß auch hier die Mähr sich verbreitete. Auch der Thorwart auf der Wartburg war zu schlaftrunken, als daß er in dem Gefesselten seinen alten Kameraden Wolf hätte erkennen können, noch dazu beim schwachen unsicheren Laternenlicht. Der Gefangene wurde im Anfange sehr streng bewacht, und nur der Knappe Wolf durfte in sein Gemach. Nur der Kellermeister hatte allerlei Gedanken, was das doch für ein Schnapphahn sein müsse, dem täglich sein Kamerad einen Trunk des besten Weins und Bieres aus dem Keller hole. Luther mußte so in der Verborgenheit bleiben und durfte nur mit dem Ritter und seiner Gattin, sowie mit dem treuen Wolf verkehren, bis ihm ein stattlicher Bart gewachsen und seine Mönchsglatze ganz verschwunden war. Dann durfte er als Junker Georg in ritterlicher Kleidung im Schlosse und später auch in der Umgegend sich zeigen, aber allezeit begleitet von dem getreuen Wolf, der Obacht geben mußte, daß der Doktor sich nicht verrieth, und ihn warnte, wenn der gelehrte Theolog zu erkenntlich durch die ritterliche Verhüllung hindurchbrach, was besonders zu geschehen pflegte, wenn irgendein Buch in seine Hände fiel. — Der Zweck des Ueberfalls ward vollständig erreicht. Allgemein schrieb man ihn den feindseligen Papisten zu und meinte, daß Luther in irgendeinem Kloster gefangen gehalten werde. Diese Meinung breitete sich bald in ganz Deutschland aus und erhielt sich ziemlich lange; es dauerte eine geraume Zeit, ehe selbst seine Freunde die Gewißheit hatten, daß er nur zu seiner Sicherheit in Haft gehalten werde. Der Ort seiner Gefangenschaft blieb aber selbst dann noch ein Geheimniß, als die Unverfänglichkeit derselben längst offenkundig war. Es ist bekannt, daß Luther die erzwungene Muße auf der Wartburg zur Herstellung seiner berühmten Bibelübersetzung nützte.

Die Dardanellen. Seit Gurko und Radetzky, die Thaten des weiland Hans von Diebitsch in den Schatten stellend, über den Balkan vorgedrungen sind und in Rumelien die Niederwerfung der Türkei entschieden haben, sieht Europas Areopag, wenn man die doppelzüngigen Kautschukmänner noch so nennen darf, mit ängstlicher Spannung nach den Dardanellen. Das schwarze Meer ist ein Binnensee und hängt nur im Westen durch den Bosporus mit dem Außenmeer zusammen; der Bosporus führt in das kleine Marmarameer, dieses hinwiederum hängt durch die zwölf Stunden lange Dardanellenstraße, den Hellespont der Alten, mit dem mittelländischen Meere zusammen. Da der Hellespont an seiner breitesten Stelle nicht ganz eine deutsche Meile, an seiner schmalsten nur 375 Klaftern breit ist, so ist es evident, daß, wer diese Wasserstraße im Besitz hat, dieselbe ohne weiteres sperren kann. Das alte byzantinische Reich versuchte dies auch, es gestattete keinem Kriegsfahrzeug das Einlaufen, aber die Genuesen erzwangen sich die Erlaubniß. Handelsschiffe durften passiren, mußten aber den byzantinischen Kaisern Wegzoll entrichten. Nach der Eroberung Konstantinopels durch Enrico Dandolo hatten Genuesen und Venetianer freie Durchfahrt. Dies alles nahm ein Ende mit Schrecken, als die Türken sich der Siebenhügelstadt am Pont Euxin bemächtigten und die Herrschaft über beide Ufer in der blutigen Eisenfaust vereinigten. Die Dardanellen durfte weder ein christliches Kriegs- noch Handelsschiff passiren. Das Schwarze Meer, auf dem bis dahin alle Flaggen der italienischen Republiken wimmelten, verödete, die Städte an seinen Ufern verarmten und zerfielen. Die Seeräuber hörten allerdings auch auf, weil sie niemanden zu berauben hatten. Die türkischen Seeräuber zogen hinaus auf's ägäische, in's tyrrhenische Meer und plünderten die italienischen und provençalischen Küsten. Das erste Land, das für seine Handelsflagge die Dardanellendurchfahrt erwirkte, war Frankreich. Es war die Folge des Freundschaftstraktates, welchen die „allerchristlichste“ Majestät von Frankreich mit dem Sultan gegen den römisch-deutschen „apostolischen“ Kaiser abschloß. Die anderen Mächte, die froh waren, gegen das allmächtige Türkenthum ihre Existenz zu wahren, bekamen lange nicht eine gleiche Konzession. Allmählich nur errang sie eine nach der andern unter mehr oder minder beschränkenden Bedingungen; doch blieb lange noch das Recht der Durchfahrt nur auf die Tagesstunden beschränkt. Seit dem Frieden von Passarowitz, der dauernden Demüthigung der Türkei durch österreichische Waffen, mußten Zugeständnisse eingeräumt werden. Rußland, das durch die Eroberung von Asow festen Fuß am Pontus gefaßt, errang für seine Handelsflagge unbeschränkte, freie Durchfahrt. Da fast die gesammte Küstenentwicklung des Schwarzen Meeres sich in den Händen der Türken befand, so war die Fernhaltung der fremden Kriegsschiffe auch nicht unbillig. — Im Jahre 1770 drang die russische Flotte unter der Führung des Engländers Elphingstone zum erstenmale in die Dardanellen ein; Admiral Duckworth erschien 1807 mit einer englischen Flotte vor dem Hafen von Konstantinopel. Beim Durchfahren zwischen den Dardanellenschlössern ließ er sich auf dem Verdeck seines Schiffes Thee kochen, den er im türkischen Kanonendonner austrank. Im Frieden von Adrianopel (1829) wurde die Meerenge den Handelsflaggen aller Nationen unter gleichen Bedingungen geöffnet; 1841 wurde durch die sogenannte Konvention des détraits deren Schließung für alle Kriegsfahrzeuge neuerdings bekräftigt. Der pariser Vertrag verschärfte noch „diese alte Regel des ottomanischen Reiches“. Die in diesem Vertrage enthaltene Bestimmung wegen Neutralisirung des Schwarzeu Meeres ist 1871 aufgehoben worden, und staatsrechtlich steht die Sache gegenwärtig so, daß zwar Rußland auf dem Schwarzen Meere beliebig viel Kriegsschiffe halten, aber mit denselben das offene Meer nicht erreichen kann, weil ihm der Bosporus, das Marmarameer und die Dardanellen zu passiren nicht gestattet ist. Umgekehrt kann es aus denselben Grunde seine Ostseeflotte nicht nach dem Schwarzen Meere bringen lassen. — Wenn Rußland, auf's Schwert pochend, für seine Kriegsschiffe die Dardanellendurchfahrt begehrt, so ist das für seine Hauspolitik von Bedeutung, hat aber mit der „Freiheit der Meere“, nichts zu thun, wie uns der alte Fuchs Gortschakoff einreden möchte. Es ist einfach eine russische Macht-, aber keine internationale Kulturfrage. Daß die Dardanellen den „Weg nach Indien“ beherrschen, ist eine „fable convenue“. Der erste Napoleon hat gesagt, daß die Schlüssel der Weltherrschaft bei Kum Kaleh begraben liegen. Seit der Durchstechung der Landenge von Suez wackelt auch dieses „unfehlbare“ Axiom. Allerdings kann eine von den Dardanellen auslaufende Flotte den Suezkanal rasch bedrohen, aber England kann ihn von Malta ebenso rasch erreichen, wie Frankreich von Toulon und Italien von Tarent. Die Eröffnung der Dardanellen ist dennoch ein politisches Ereigniß ersten Ranges; wir wollen in dieser Beziehung Italiens größtem Staatsmann, Cavour, das Wort lassen. Derselbe sagte im Januar 1855: „Man will wissen, welchen Werth und welche Bedeutung die Existenz der russischen Festungen am Schwarzen Meere für uns hat? Wird diesem Staat gestattet, das Schwarze Meer in das furchtbarste Seearsenal der Welt umzuwandeln und die Dardanellen zu seinem Ausfallsthor zu machen, durch das sich seine Flotten jeden Augenblick, auch wenn bedroht, unbelästigt wieder zurückziehen, dann ist die Unabhängigkeit aller Uferstaaten des mittelländischen Meeres bedroht.“ Die europäische Verlassenschaftskommission für die erwürgte Türkei, vulgo die Diplomatie, welche sich nächster Tage zur Testamentseröffnung in Lausanne oder sonstwo versammeln wird, mag zusehen, wie sie mit dem lachenden Erben fertig wird. Hoffentlich wird sich der „eiserne“ Bundeskanzler von Rußland nicht warm machen und schmieden lassen. Was diesmal Oesterreich gewinnt, ist für die ganze Menschheit gewonnen. Die Würfel sind gefallen, die Russen sind in Konstantinopel. Caveant Consules!

Dr. Max Trausil.

Korrespondenz.

Kf. M. N. A. Sie erhalten noch in diesem Monat briefliche Auskunft über den eingesandten dramatischen Versuch.

Leipzig. Stud. phil. B. A. Ihre kleine Arbeit ist nicht übel, aber doch nicht von jener Reife, die sie für uns verwendbar macht. Mpt remittirt.

Breslau. N. N. Sie befinden Sich im Irrthnm. Wahrscheinlich bezog sich gar keine unsrer Korrespondenznotizen auf Sie. In jedem Falle mögen Sie versichert sein, daß wir ernstes Streben, wo und wie es uns auch begegnet, ernst zu würdigen wissen. Daß es uns übrigens garnicht darum zu thun ist, uns die Leute, welche mit uns zu korrespondiren Lust haben, möglichst „vom Halse zu halten“, beweist wohl die Bereitwilligkeit, mit der wir auf jede Anfrage eingehen. — L. K. Wir werden vielleicht in einer der nächsten Nummern Mittheilungen über Leben und Wirksamkeit Pius IX. bringen. Er war eine interessante Erscheinung und verdient zum mindesten ebensoviel historische Beachtung, als der deutsche Reichshalbgott. — F. Rube (?). Sie können Sich „unmöglich denken, daß der Redakteur der ‚N. W.‘ mit einer Persönlichkeit gleichen Namens, die sich vor einer Reihe von Jahren in Breslau durch Volksaufwiegelungen und Prozesse (!Ein einziger Preßprozeß genügt Ihnen doch auch?) einen wenig rühmlichen Namen gemacht hat, ein und dieselbe Person sei“?? Sie haben wohl gar keine Ahnung, verehrter Herr aus Breslau, daß die „N. W.“ u. a. der breslauer „Wahrheit“, dem sozialdemokratischen — volksaufwiegelnden Blatte — als Sonntagsbeilage dient? Kleiner Schäker!

Berlin. F. St. Einen Roman in Versen können wir nicht veröffentlichen. An solchen Bizarrerien findet das Publikum mit Recht keinen Geschmack. Sie erhalten das Mpt zurück. — L. M. Wir werden sehen, ob sich Ihr Wunsch bezüglich der Arbeitermarseillaise (diese meinen Sie doch?) erfüllen läßt. Die Reformorthographie Ihrer Zuschrift hat uns einiges Kopfzerbrechen verursacht. Glauben Sie wirklich, daß der Einzelne berufen und im Stande ist, auf solchem Wege reformirend voranzuschreiten, und daß dieses Ihr System sich die Zukunft erobern könnte?

Schönefeld (bei Leipzig). E. P. Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke erlangt man auf dem Wege des Selbststudiums durch fleißiges Lesen, Deklamiren und Auswendiglernen mustergiltiger Literaturprodukte, im Verein mit schriftlicher Wiedergabe des Gelesenen nach dem Gedächtnisse und Vergleichung des Reproduzirten mit dem Original, sowie durch Anfertigung von Aufsätzen u. dgl. Als mustergiltig sind in erster Linie die Werke von Goethe und Schiller zu betrachten. Das Deutsch der Zeitungen ist im allgemeinen nur als abschreckendes Beispiel von Werth. Einen wirklich tüchtigen Lehrer kann übrigens auch in Ihrem Falle das Selbststudium nicht völlig ersetzen.

San Francisco. M. Clewell. Ihre Vorschläge werden für uns ausführbar sein, sobald wir uns in den Besitz eines eigenen Telegraphenkabels zwischen Europa und Amerika gesetzt haben. Also über ein Kleines!

Konstanz. —n—r. Sie sind gewiß nie mit deutschpolnischen Juden in Verkehr gekommen? Das ist schade! Denn sonst würden Sie auf ein Gedicht mit dem Refrain „Hast du gesehn!“ nicht soviel Mühe verwendet haben.

Wegen Raummangels muß der Aerztliche Briefkasten und ein Theil der Redaktionskorrespondenz für nächste Nummer zurückgestellt werden.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 9. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wolfgang war am Nachmittag eben im Begriff, in Prouds Begleitung einen seiner Streifzüge in die Berge anzutreten, als ihm ein Besuch gemeldet ward, dessen Ausbleiben ihm schon einige male fast befremdlich erschienen war. Er hatte, solange er das Bett hüten mußte, regelmäßig Mittags erfahren, daß der von ihm gerettete Schützling seiner beiden Freunde sich früh nach seinem Befinden erkundigt und daß jene Schreckensnacht bei ihr keinerlei Folgen hinterlassen habe, aber sie hatte es, so oft auch Frau Meiling sie aufforderte, mit hinauf zu kommen, unter irgend einem Vorwand abgelehnt und ihren Besuch auf später verschoben, bis nach ihres Retters völliger Wiederherstellung. Nun kam sie also, und Wolfgang ward hinunter in das Zimmer seiner Wirthin gerufen, wo sie mit ihrer alten Tante seiner wartete. Die überschwänglichen Danksagungen der Alten in jovialem und fast vertraulichem Tone ablehnend und abkürzend und ihr das Wort aus dem Munde nehmend, als könne er nicht rasch genug mit ihr fertig werden, streckte Wolfgang dem sichtlich befangenen und verlegenen jungen Mädchen, das ihm mit gesenktem Köpfchen und brennenden Wangen entgegenkam und nur einmal einen scheuen, fast forschenden Blick zu ihm aufschlug, die Hand entgegen und sagte lächelnd:

„Und nun vor allem — keine Danksagungen; sollten Sie mir selber einen kleinen Dank schuldig sein, so schulde ich Ihnen einen großen, dafür, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, in meinem frei gewählten Berufe das Größte zu leisten und eine That zu verrichten, die jedes pflichttreuen Feuerwehrmanns höchster Ehrgeiz ist — der beiderseitige Dank hebt sich also vollständig, und meine erste Bitte an Sie ist, jene Nacht garnicht zu erwähnen. Plaudern wir lieber so ein wenig — Sie sehen, Ihre Tante und meine gute Frau Meiling sind bereits in einem Austausch von wichtigen Mittheilungen und pikanten Geheimnissen begriffen."

Das junge Mädchen sah ihn erstaunt an — seine ganze Art und namentlich der Ton seiner Stimme flößten ihr Vertrauen ein. Sie thaute bald auf, und als die beiden Alten unsichtbar wurden (Frau Meiling wünschte der Tante der „kleinen Anna" Wolfgang's Zimmer zu zeigen, das für sie der Inbegriff aller Merkwürdigkeit war), ging er mit soviel Geschick und Humor auf die kleinen Leiden und Freuden ihres Mädchenlebens ein und fragte ihr mit soviel Gewandtheit und Theilnahme ihre einfache Geschichte ab, daß sie endlich garnicht umhin konnte, die beiden Alfrede zu erwähnen; sie schlug dabei mit einer heroischen Anstrengung die Augen ernsthaft zu ihrem Retter auf, von dem sie ja ganz gut wußte, daß er mit den beiden genau bekannt war und öfter mit ihnen verkehrte, und Wolfgang las in diesem klaren, standhaften Blick, daß das arme Kind zunächst ganz arglos und ahnungslos einen Pfad verfolgte, dessen Gefahren sie nicht kannte und der doch, mehr und mehr sich verengend, immer steiler, zerrissener und schlüpfriger wurde, bis ein plötzliches Straucheln und Ausgleiten fast unvermeidlich ward. Wolfgang sah ein, daß er nicht behutsam und schonend genug zu Werke gehen könne, und als er die Frage hinwarf, ob sie wohl schon einmal versucht habe, sich ein Bild von ihrer Zukunft zu entwerfen, aus dem sie sich die beiden jungen Männer ja doch hinwegdenken müsse, da errieth sie sofort seine Absicht und in einer beinahe ängstlichen, aber auch entschlossenen Spannung hefteten sich ihre Augen auf sein Gesicht — sie mußte jetzt vor allem Gewißheit darüber erlangen, ob Wolfgang auf eigne Faust oder im Einverständniß mit den beiden jungen Männern und vielleicht sogar in ihrem Auftrage handle, und als er sie aufforderte, ihn auf seinem Spaziergang zu begleiten (ihre Tante und Frau Meiling würden sich gewiß anschließen), da erklärte sie sich fast heftig bereit dazu.

Man ging gemeinsam bis zu einem einsamen Wirthshaus am Waldsaume, wo die beiden Alten sich bei der Kaffeekanne festsetzten, während die beiden jungen Leute in den Wald wanderten. Sie kamen erst spät zurück, und es war kein Zweifel darüber möglich, daß die Anna verweinte Augen hatte; dennoch war sie gefaßt und ruhig — es war, als sei sie in den paar Stunden um ebenso viele Jahre älter geworden. Wolfgang hatte ihr im Tone eines Freundes auseinandergesetzt, daß das momentan ganz schöne, schuldlose und beglückende Verhältniß zu den beiden jungen Männern unmöglich von Dauer sein könne, er hatte ihrer Naivetät das Geständniß abgelockt, daß sie jetzt schon halb eifersüchtig auf beide sei, und sie war sehr nachdenklich geworden, als Wolfgang sie plötzlich fragte, welchen Eindruck es auf sie machen würde, wenn sie die Nachricht von der Verlobung des einen oder beider erhielte; er hatte ihr in der mildesten Form angedeutet, daß die beiden doch bereits anfingen, das erst mit einer wahren brüderlichen Schwärmerei gehegte Verhältniß zuweilen lästig und be-

engend zu finden, seit sich aus dem Kinde das junge Mädchen entpuppt habe, und er hatte kein Hehl aus seiner Ueberzeugung davon gemacht, daß besonders der lange Alfred erleichtert aufathmen werde, wenn sie in einer freundlichen Form die bereits zu intim gewordenen Beziehungen wieder auf neutrales Gebiet hinüberspiele und die Stadt verlasse; in ihrer Macht liege es, den Briefwechsel, der in der ersten Zeit ja unvermeidlich sei, nach und nach auf ein Minimum zu reduziren. Das arme Kind, das seine Illusionen zerstört sah, ohne mit Verstandesgründen gegen Wolfgang's eiserne Logik ankämpfen zu können und ohne an einem unbeirrbaren Gefühl einen Bundesgenossen gegen diese schreckliche Logik zu haben, hatte sich nach vielen Thränen zu dem Entschlusse aufgerafft, sich in die Trennung zu fügen und dieselbe ihrerseits zu einer vollständigen zu machen, wenn sie aus dem Verhalten der beiden und namentlich des langen Alfred — hatte er doch einen Vorzug vor seinem Kollegen gehabt? — bei der Ankündigung von ihrem Weggange entnehmen könne, daß ihnen schließlich doch, wenn auch uneingestandener Weise, ein Gefallen damit geschehe. Sie lächelte traurig, als sie hinzufügte, es solle ihnen nicht gelingen, sie durch die Versicherung ihres Bedauerns darüber zu täuschen, daß mit diesem Bedauern doch eine entschiedene Genugthuung über diese Lösung verbunden sei, und wenn ihr Gefühl, auf das sie sich verlassen dürfe, ihr bestätige, daß Wolfgang Recht gehabt habe, so sei er zum zweiten male ihr Retter geworden und ihr Dank für diese Rettung, den er gewiß nicht ablehnen könne, werde ein lebenslänglicher sein. Es fiel ihr übrigens jetzt ein, daß die jungen Leute zuweilen wirklich ein etwas zerstreutes und verlegenes Wesen an den Tag gelegt hatten — hatten sie unter dem Bann der Unnatur und Unklarheit des ganzen Verhältnisses gestanden, hatten sie Besuch erwartet, oder gefürchtet, mit ihr dem oder jenem Bekannten zu begegnen, der nichts von diesem geschwisterlichen Verhältniß wissen durfte, weil er unfähig war, es als ein geschwisterliches aufzufassen?

Unser schnurrbärtiger Freund und das hübsche Kind mit den braunen Rehaugen gingen auf einem begrasten Dammweg, der das Hochwasser des Frühlings von der wildreichen Niederung abhielt; das junge Mädchen, die sich, wenn auch von geschickter und sanfter Hand, einer so schmerzhaften Operation unterworfen sah, hatte sich eine Hand voll Kletten abgestreift, die sie, ganz in ihre Gedanken versunken, Proud mechanisch nach und nach in's Fell warf, und Wolfgang konnte, als sie am Ausgange des Waldes ihm die Hand hinhielt und, mit verschleiertem Blick die Thränen gewaltsam hinabschluckend, ihm sagte: „Ich danke Ihnen — und Sie sollen auch mit mir zufrieden sein“ — der aufsteigenden Rührung nicht anders Herr werden, als indem er erwiderte: „Ich glaube Ihnen auf's Wort — Sie haben ein tapfres Herz. Aber nun sehen Sie nur, wie Sie meinen armen Proud zugerichtet haben — wollen Sie mir wohl gleich helfen, ihm die Kletten aus dem Fell zu zupfen, die sich festgenestelt haben, als wären sie mit den Haaren verwachsen?“ Und gehorsam kauerte sie hin, und trotz ihrer Erregung war sie noch Kind genug, um über die wunderlichen Bewegungen des sich sehr unbehaglich fühlenden und nach rückwärts schnappenden Thieres durch Thränen zu lächeln.

Als sie im Begriff standen, sich wieder mit den beiden Frauen zu vereinigen, die nach und nach doch eine leichte Verwunderung über dieses lange Ausbleiben nicht hatten unterdrücken können, fragte Wolfgang, dem plötzlich ein Einfall kam, ob das junge Mädchen wohl nach W. ginge, wenn sie dort in einer Familie mehr als Gesellschafterin und Gehilfin, denn als Dienerin Aufnahme fände — sie gab ihm, von einer schmerzlichen Aufwallung übermannt, ein so melancholisches: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gleichgiltig mir der Ort ist, an dem ich künftig leben soll“ zur Antwort, daß er sie fast wie mahnend ansah. Sie faßte sich auch rasch, versicherte ihm, daß ihr jede Stellung, die er vielleicht, um seiner Güte für sie die Krone aufzusetzen, für sie auswirke, recht sei und daß sie dem, was er ihr anbiete, vertrauensvoll den Vorzug vor jedem andern Anerbieten geben würde, und mit ächt weiblicher Geistesgegenwart und Verstellungsfähigkeit rief sie ihrer Tante vorbeugend zu, daß sie sich total verlaufen gehabt hätten und daß sie schon in Zweifel gewesen seien, ob sie noch vor Dunkelwerden aus dem Walde in's Freie sich finden würden.

Man ging gemeinsam heim, und als Wolfgang sich mit einem leisen: „Sie werden jedenfalls in kurzer Zeit von mir hören und inzwischen behalten Sie den Kopf hübsch oben und vergessen Sie nicht, daß Ihnen ein Freund gerathen hat“ von ihr verabschiedet hatte, war er in innerster Seele mit sich zufrieden und ein wenig stolz auf sein diplomatisches Talent. Wie eigen hatte doch der Zufall hier gespielt! Die Intervention, die ihm halb und halb als eine Menschenpflicht erschienen war, als er von dem jungen Mädchen noch nichts weiter wußte, als was ihm seine beiden Freunde erzählt hatten, nun war sie ihm förmlich aufgenöthigt worden.

* * *

Der Abend des voraussichtlich eine mehr oder minder scharfe Widerlegung erheischenden rektorlichen Vortrags über die Deszendenzlehre fand Wolfgang in großer Gelassenheit. Er war mit der Lehre Darwin's genau bekannt, er war über die Weiterentwicklung derselben durch die deutschen Forscher, die mit Kühnheit und Energie die logischen Konsequenzen der Sätze des vorsichtigen und zurückhaltenden Engländers zogen, genügend orientirt, und er wußte, daß ihn kein ungestümes Drängen des Blutes nach dem Gehirn in der freien und besonnenen Verfügung über jedes einzelne seiner Beweismittel beirrte. Ohne Anspruch darauf zu haben, ein Redner zu sein, wurde er durch diese kaltblütige Ruhe in den Stand gesetzt, glatt und fließend, in klaren, bestimmten Sätzen zu sprechen, und so sah er also dem Vortrage, der ihn vielleicht im Dienste der Wahrheit in's Gefecht rief, mit ungetrübter Gemüthsruhe entgegen. Sein Erscheinen im Saal rief eine gewisse Bewegung hervor; man war erstaunt über sein Kommen, aber da er sich bereits der Sympathieen der Bevölkerung erfreute, so war diese Ueberraschung eine fast freudige, und diese Stimmung kam ihm im Nothfalle sicher zu statten. Der Steiger Krone, der sich in eine ziemlich dunkle und entlegene Ecke gedrückt hatte und dort unter dem breitkrämpigen Filzhute an seinem Schnurrbart kaute und in Ungeduld und Erregung die mit den Zähnen faßbaren Haarspitzen abbiß, zwinkerte ihm nur mit den klugen, grauen Augen verstohlen zu und deutete ihm durch eine leichte Handbewegung an, daß er noch weiter nach vorn gehen, sich aber jedenfalls nicht zu ihm setzen möge, und Wolfgang errieth seine Absicht. Er hielt es für gerathen, zunächst das Terrain ein wenig zu sondiren und ließ sich dem Herrn Rektor, der sich mit einer Art von Stab bereits eingefunden hatte, vorstellen. Der Mann mißfiel ihm in hohem Grade. Das lange, schmale, lederfahle Gesicht mit den kleinen, stechenden, geschlitzten Augen, den abstehenden, unerlaubt umfangreichen Ohrmuscheln, dem großen, entschieden unedlen Mund und dem zurückfliegenden Kinn, der zwischen schmalen Schultern sich aufbauende lange, magre Hals, die aufgeblasne Pose des Schulmonarchen, der die linke Hand auf den Schenkel stemmte und die rechte zwischen Weste und Hemd versenkte, die durch die Umstände in keiner Weise motivirte Wichtigthuerei des Männleins — alles stieß ihn ab, und er fühlte, daß er ihm im Nothfalle schärfer entgegentreten würde, als einer minder herausfordernden Persönlichkeit. Er konnte übrigens die Beobachtung machen, daß der Weise des Städtchens von seiner ironisch-artigen Bemerkung, „er sei auf seinen Vortrag um so gespannter, als er sich mit Darwin, Vogt, Häckel u. s. w. häufig und eingehend beschäftigt habe,“ garnicht sehr erbaut zu sein schien. Er erwiderte mit sauer-süßer Stimme, daß er ihm dann wohl umsoweniger neues werde sagen können, als er die Hypothese Darwin's „vorwiegend aus philosophischen, religiösen und ethischen Gesichtspunkten“ zu beleuchten gedenke, während er die naturwissenschaftliche Begründung der Theorie nur nebenbei berühren könne, und Wolfgang wußte nun schon, was er zu hören bekommen werde. Was der Herr Rektor, von seinen Getreuen pflichtgemäß mit demonstrativem Beifall begrüßt, im dozirenden Schulmeisterstil zum besten gab, übertraf jedoch alle seine Erwartungen, und war so überaus matt, lahm, schief und seicht, daß ihm Krone's Ingrimm völlig verständlich wurde. Die Enden seines Schnurrbarts um die Finger wickelnd, hörte Wolfgang aufmerksam zu; er hatte nicht einmal nöthig, sich Notizen zu machen, da die großen Grundirrthümer des Vortragenden zu ihrer Widerlegung schon soviel Zeit erforderten, daß er ihm die Nebenumstände sämmtlich schenken mußte. In den vordersten Reihen der Zuhörer rührten sich, als der Herr Rektor abtrat, einige Hände; die übrige Hörerschaft verhielt sich ungewöhnlich kühl, und diese für seinen maßlosen Ehrgeiz sehr empfindliche Wahrnehmung hatte noch nicht voll ihre Wirkung geübt, als ihm Wolfgang eine neue, sehr unerwünschte Ueberraschung bereitete. Er bat, ihm zu einigen Bemerkungen über den eben gehörten Vortrag das Wort zu gönnen, und widerlegte nun, ruhig und sachlich, aber in scharf zugespitzten Sätzen, die Beweisführung des Rektors so vollständig, daß Krone's enthusiastisches

Bravo in dem lauten Beifall unterging, in den die Hörerschaft ausbrach, als Wolfgang geendet hatte. Der Rektor beging die denkbar größte Unklugheit, indem er auf Wolfgang's Ausführungen antwortete; er war gereizt und das heftige Verlangen, sein gefährdetes Ansehen zu wahren, ließ ihn hitzig, bitter und ausfällig werden und riß ihn zu gewagten Behauptungen hin, die er mit kaltem Blute gewiß nicht aufgestellt haben würde. Der Versuch, Wolfgang von obenherab mit seiner Ironie zu widerlegen und den Ton der wissenschaftlichen Ueberlegenheit dem Laien gegenüber, den Ton eines leichten, spöttischen Mitleids anzunehmen, mißlang ihm auf's kläglichste; die Zuhörer hatten sämmtlich das Gefühl, einen hochmüthigen, dünkelhaften Schulmeister vor sich zu haben, der sich auf den Sand gesetzt sieht und der sich durch Grobheiten und Anzüglichkeiten für den seinem Ansehen versetzten Stoß zu rächen sucht und sich immer mehr in die Hitze redet, ohne den Eindruck der Worte seines Gegners verwischen zu können; der Herr Rektor war ihnen nie kleiner und unwürdiger erschienen als in dieser Stunde, und es war höchst ergötzlich, auf Krone's Gesicht sein inneres Wüthen und Toben gegen den anmaßenden Ignoranten sich spiegeln zu sehen; der Zorn und die Entrüstung über ein so unwürdiges Benehmen würgten ihn ab und er hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, nur die Hälfte von Wolfgang's klassischer Ruhe zu besitzen, um dem Rektor nach Gebühr antworten und ihm auf gut deutsch die Wahrheit sagen zu können. Wolfgang erhob sich jedoch selbst zur Abwehr des durch nichts gerechtfertigten persönlichen Angriffs, und er hatte, als der Beleidigte und Herausgeforderte, bei seinen Hörern von vornherein gewonnenes Spiel. Ebenso ruhig und gelassen, als der Rektor eifrig und gereizt gewesen, zerpflückte er das Wenige, was derselbe an Argumenten noch vorzubringen vermocht hatte, und als er dann, seiner sonst sonoren, angenehmen Stimme die kalten, harten und scharfen Accente vornehmer Verachtung für einen brutalen Angriff abgewinnend, seinen Gegner in die Schranken zurückwies und sich für die Zukunft eine Behandlung ausbat, wie sie unter gebildeten Gegnern Sitte sei, und den Herrn Rektor daran erinnerte, daß er keinen Schulknaben vor sich habe, sondern einen Mann, der ihm wahrscheinlich auch noch auf andern Gebieten des Wissens überlegen sei, als ihm gelang, was jener nur angestrebt hatte: den Ton der bewußten Ueberlegenheit zu treffen, die über den Gegner mit einem feinen Spottlächeln die Achseln zuckt und es verschmäht, ihn ernsthaft zu nehmen und schweres Geschütz gegen ihn aufzufahren, da schlug nicht blos Krone, unfähig, seinen Herzensjubel über die Niederlage des verhaßten Feindes zu unterdrücken, mit strahlendem Gesicht die Faust auf den Tisch, daß sie ihm schmerzte, sondern man kam auch von allen Seiten und drückte Wolfgang die Hand, und mehr als ein älterer Bürger, der bisher in seiner arglosen Gutmüthigkeit den Herrn Rektor für einen Ausbund von Gelehrsamkeit und für alles Wissens unerschöpflichen Born gehalten hatte, schüttelte den Kopf und meinte: „Heute hat der Rektor aber unrecht gehabt und der Herr Hammer hat es ihm ordentlich gegeben; der hat Haare auf den Zähnen und vor dem mag der Rektor sich nur in Acht nehmen.“ In noch viel entschiedenerer Weise äußerten sich die Sympathieen der Jugend, auf die das leise, grollende Vibriren der Stimme und der Zug und Schwung, der durch die ganze Erklärung ging, elektrisirend gewirkt hatten; bei manchem, der der Feuerwehr angehörte, hatte der entschiedene, freimüthige Sprecher bereits ein günstiges Vorurtheil für sich gehabt und der Rektor, dessen so unverhüllt zu Tage tretende Selbstgefälligkeit gerade die schlichtesten und wackersten Naturen verletzte, war nie so recht populär gewesen, und die Zahl derer, welche ihm die Abfertigung von Herzen gönnten, war keine geringe. Der so unerwartet aus dem Sattel Gehobene ließ sich durch den Anblick der seinem siegreichen Gegner entgegengebrachten warmen Sympathieen um den letzten Rest von Besonnenheit und Würde bringen. Glut und Blässe wechselten jäh auf seinem Gesicht, und der verletzte Schulmeisterhochmuth unterdrückte jede andere Rücksicht und selbst die Erwägungen der einfachsten Klugheit; er stieß die Erklärung hervor, die Selbstachtung verbiete ihm ein Weiterwirken in dem Verein, in dem er in so unerhörter Weise beleidigt worden sei, und der Tag sei hoffentlich nicht fern, an dem die Mitglieder zu der Ueberzeugung gelangen würden, daß sie undankbar gewesen seien und obendrein einen wenig vortheilhaften Tausch gemacht hätten. Wenn er glaubte, mit dieser in brüskem und hochfahrendem Tone abgegebenen Erklärung eine niederschmetternde Wirkung zu erzielen, so irrte er sich sehr; der Rückzug, den er mit demonstrativer Ueberstürzung antrat, wurde theils mit eisiger Kälte, theils mit spöttischem Achselzucken mit angesehen, und das von einigen Sitzen erschallende ironische Gelächter gereichte namentlich Krone zur innigsten Genugthuung. Daß die bisher von ihm schlecht und recht vertretene Sache, an der sein ganzes Herz hing, in so glänzender und ungeahnt vollständiger Weise triumphirte, erfüllte ihn mit einem in Worten nicht auszudrückenden Gefühl von Glück, und er war roth vor Freude, wie ein junges Mädchen, der ein begünstigter Tänzer auf einem Balle mit dem Ausdruck voller Bewunderung die Versicherung zuflüstert, daß sie zweifellos die Schönste und Anmuthigste im Saale sei. Wenn seine Befriedigung über den Ausgang des von ihm eingefädelten Kampfs noch einer Steigerung fähig gewesen wäre, so würde sie in dem Augenblick eingetreten sein, in welchem Wolfgang, bei dem der flüchtige Rausch des Triumphs rasch verflogen war, mit ruhiger Sicherheit erklärte, daß der Verein durch den Strike des Herrn Rektors nichts einbüßen solle; für jenen selber hoffe er durch seine Person Ersatz zu bringen und der möglicherweise eintretenden Fahnenflucht anderer Lehrkräfte werde er jedenfalls auch die Spitze abbrechen können, indem er einen oder den andern seiner Freunde für den Verein gewinne.

Diese Erklärung wurde mit großer Befriedigung entgegengenommen, und als Wolfgang dann lächelnd zu Krone trat und ihn fragte: „Nun, was sagen Sie, Krone, habe ich mein Wort eingelöst und sind Sie mit mir zufrieden?“, da überkam ihn wieder ein Anfall seiner vergebens nach Worten haschenden Erregung, und er konnte ihm nur stumm, aber mit einem beredten, vielsagenden Blick die Hand drücken — pressen wäre vielleicht eine richtigere Bezeichnung.

* *
*

Die letzten Tage des Mai brachten den Geburtstag der kleinen Emmy, der vom Kommerzienrath alljährlich durch ein Gartenfest gefeiert wurde. Auf der Liste der Einzuladenden, welche das Geburtstagskind selbst entworfen hatte, figurirte auch der Name Wolfgangs, und als der Kommerzienrath, dem es wider die Natur ging, jemanden, den er bezahlte, der in seinen Diensten stand und dem er befehlen konnte, einzuladen, bei diesem Namen hüstelnd stockte und zaghaft andeutete, daß er diesen Namen am liebsten gestrichen sähe, da sagte die Kleine fast ungeduldig und mit der Rechthaberei des verwöhnten Kindes: „Aber, Papa, ich weiß wirklich nicht, was du willst; es ist doch selbstverständlich, daß Herr Hammer eingeladen wird, und ich wünsche ihn bei uns zu sehen, grade an meinem Geburtstage. Nicht wahr, Martha, du bist auch dafür?“

Der Kommerzienrath gab angesichts dieser Entschiedenheit seinen Einspruch auf und wartete Martha's vorsichtige und gelassene Antwort: „Ich sehe keinen Grund dagegen und nur Gründe dafür,“ garnicht ab. So fand denn Wolfgang zwei Tage vor dem kleinen Feste eines Morgens auf seinem Pult ein zierliches Einladungsbriefchen, und das Herz klopfte ihm rascher, als er sich sagte, daß die Zwanglosigkeit einer fête champêtre ihm jedenfalls Gelegenheit geben würde, Martha Hoyer näher kennen zu lernen und diese stille, innerliche Natur zu sondiren; es war ja noch lange nicht erwiesen, ob sie bei eingehender Unterhaltung auch alles das hielt, was sie versprach, und in Wolfgangs Seele kämpfte der Wunsch, sie möchte sich so zeigen, daß er ein Recht bekam, sich achselzuckend von ihr abzuwenden und sie als abgethan fernerhin zu ignoriren, mit dem Wunsche, sie möchte alles das sein, was er nur von einem Mädchen träumen konnte. Es schien übrigens, als trage Martha kein Verlangen, ihm zu begegnen; er hatte eben erst das Haus betreten, als ihm bereits Gelegenheit ward, Fräulein Emmy seinen Glückwunsch darzubringen, und sie nahm denselben mit einem Lächeln entgegen, das sie für äußerst fein und vielsagend hielt und das Wolfgang andeuten sollte, sie habe selbstverständlich errathen, wer der Dichter des ihr anonym zugegangenen Gedichts sei, das der Bewunderung für ihre „knospenfrische“ Schönheit, für ihre „Gazellenanmuth“ und ihres Auges „sanftes Feuer“ in so zarter und schüchterner Weise Ausdruck lieh; Frau von Larisch, die eine sehr distinguirte Toilette gemacht hatte und reizend aussah, begrüßte ihn mit einer heitern Freundlichkeit, über der es doch wie ein Hauch von Befangenheit lag; sie fragte sich, welcher Ausdruck wohl in seinen Augen liegen würde, hätte er nur eine Ahnung davon, daß ihre Lippen die Stirn über ihnen flüchtig gestreift hatten, und als er scherzend sagte, er hoffe, im Laufe des Abends Gelegenheit zu erhalten, ihr eine Bitte vortragen zu können, an



James Watt. (Seite 263.)

deren Gewährung ihm viel gelegen sei, gab sie ihm, als stehe sie in seiner Schuld, eifrig die Versicherung, daß er sie jeden Augenblick bereit finden werde, ihn anzuhören, und daß er seine Bitte im voraus als gewährt ansehen möge, vorausgesetzt, daß die Gewährung in ihrer Macht liege. Während dieser Begrüßung stand Martha in dem Salon, der seine Flügelthüren nach dem Garten öffnete, und ordnete die Blumen in einer Vase; sie hatte Wolfgang kommen sehen und sich hierher geflüchtet, weil sie sich momentan unfähig gefühlt hatte, ihm gleichmüthig gegenüber zu treten, und auch jetzt noch schwankte und zauderte sie, ob sie ihm nicht überhaupt so lange als nur möglich ausweichen solle. Auch sie dachte an den heimlichen Krankenbesuch — aber ihr nahm diese Erinnerung alle Herrschaft über ihr Empfinden, und der junge Mann durfte doch nicht ahnen, wie sie um ihn gezittert und geweint, wie sie gelitten und gezagt hatte. Und Wolfgang, der sie doch überall mit den Augen suchte, mochte nicht nach ihr fragen, und so währte es ziemlich lange, bis sie einander plötzlich zufällig gegenüberstanden.

(Fortsetzung folgt.)



Hieroglyphen. (Seite 261.)

Ueber das Klima verschiedener Länder und die dasselbe bedingenden Ursachen.

Von Prof. **A. Weilenmann.**

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist überhaupt die besonders im Winter hervortretende Thatsache, daß die Westküsten der Kontinente wärmer sind als die Ostküsten. So zeigt Westeuropa eine höhere Temperatur als östlich Nordamerika und die Küsten des chinesischen Meeres in gleichen Breiten. Dasselbe gilt von der westlichen Küste Nordamerikas im Vergleich zu den Ostküsten Asiens und Nordamerikas. Der Unterschied verschwindet umsomehr, je näher man zum Aequator kommt. In 60 Grad Nordbreite haben wir folgende Temperaturen im Winter: Westküste Europas 0 Grad, Ostküste Asiens — 20 Grad, Westküste Amerikas — 10 Grad, Ostküste Amerikas — 20 Grad. In China trifft man in der gleichen Breite mit Neapel dieselbe Wintertemperatur wie auf Spitzbergen, nördlich von Norwegen, in 77 Grad Nordbreite, und wie an der Westküste Nordamerikas im 60. Breitengrade, nämlich — 10 Grad, welche Temperatur an der Ostküste Nordamerikas wieder beim 42. Breitengrade vorkommt. Neapel und New-York liegen nahe in derselben Breite und beide ozeanisch; aber ersteres hat eine Temperatur von 10 Grad im Winter und 24 Grad im Sommer, letzteres eine solche von — 1 Grad im Winter und 21½ Grad im Sommer. Namentlich nimmt zur Winterszeit im atlantischen Ozean die Wärme rasch zu, wenn man sich von der Ostküste Nordamerikas gegen die Westküste Europas begibt. Die Ursache dieser großen Verschiedenheit der beiden Küsten des atlantischen Ozeans wird häufig im Golfstrom, jenem warmen Meeresstrome gesucht, welcher vom Meerbusen von Mexiko aus in nordöstlicher Richtung sich durch das genannte Meer zieht und, an Island und Norwegen vorbei, sich in das nördliche Polarmeer ergießt. Wenn derselbe nun auch unzweifelhaft auf Island, Norwegen, Spitzbergen erwärmend wirken muß, so ist doch nicht abzusehen, weshalb er in gleichen Breiten auf Mitteleuropa erwärmender wirken soll als auf Amerika, da er sich z. B. New-York näher befindet als Neapel. Die Hauptursache liegt in der Verschiedenheit der Luftströmungen.

Nach den Beobachtungen der letzten zwei Jahrzehnte sind alle stärkeren Winde um ein Centrum geringen Luftdrucks (eine sog. Depression) kreisende Wirbelwinde, deren Bewegung auf der nördlichen Halbkugel die Richtung Süd-Ost-Nord-West-Süd hat, auf der südlichen Erdhälfte die umgekehrte. Diese Wirbel bewegen sich in parabolisch gebogenen Bahnen, und besonders im Winter hauptsächlich auf dem offenen Meere. Infolge der Drehung der Erde um ihre Axe ist nördlich vom 30. Breitengrade die Richtung der Bewegung des Wirbelmittelpunkts eine nordöstliche und südlich von 30 Grad Südbreite eine südöstliche. Sie ziehen sich also zum Beispiel zwischen Europa und Amerika ziemlich genau dem Golfstrome entlang. Wenn man nun die oben angegebene Richtung der Wirbeldrehung verfolgt, indem man den Mittelpunkt in den atlantischen Ozean versetzt, so sieht man, daß die Wirbel an der Ostküste Amerikas mit nördlicher Windrichtung, an der Westküste Europas mit südlicher eingreifen. Jene bringen aber kältere, diese wärmere Luft. So haben wir nach den Untersuchungen von Hann in Wien im Winter in Westeuropa 50 pCt. südliche und 23 pCt. nördliche Winde, an der Ostküste Nordamerikas dagegen 50 pCt. nördliche und 24 pCt. südliche. Dasselbe finden wir aus dem gleichen Grunde im großen Ozeane. Die Westküste Nordamerikas zeigt 43 pCt. südliche und 26 pCt. nördliche, die Ostküste Asiens 53 pCt. nördliche und 17 pCt. südliche Winde. Im Sommer werden allerdings an den Ostküsten die nördlichen Winde etwas zurückgedrängt, indem über dem stark erwärmten Festlande die Luft leichter wird und aufwärts steigt, sodaß dann die Mittelpunkte der Wirbel sich häufig in's Innere des Festlandes ziehen. An den Westküsten gehen die Luftströmungen wegen der gleichen Ursache mehr in westliche über. Westeuropa zeigt im Sommer 58 pCt. westliche und 23 pCt. östliche, die Ostküste Nordamerikas 50 pCt. südliche und 31 pCt. nördliche, die Westküste desselben Landes 70 pCt. westliche und 16 pCt. östliche, die Ostküste Asiens 48 pCt. südliche und 26 pCt. nördliche Winde. Wir haben also die klimatischen Verschiedenheiten zwischen den Ost- und Westküsten der Festländer wieder in dem verschiedenen Verhalten von Land und Wasser zu der von der Sonne empfangenen Wärme zu suchen, genau wie bei dem Unterschiede von kontinentalem und ozeanischem Klima. Die Mittelpunkte der Wirbelwinde entstehen nämlich durch aufsteigende Luftströme. Im Sommer ist die Festlandstemperatur höher als diejenige des Meeres, somit muß über jenem die Luft am leichtesten sein und hauptsächlich aufsteigen und müssen sich über dem Festlande die Wirbelmittelpunkte bilden. Durch die im Winter stärkere Ausstrahlung des Festlandes steht seine Temperatur bedeutend unter der des Meeres, und der Unterschied wird noch erhöht durch die warmen, gegen die Pole abfließenden Meeresströmungen. Demnach sammeln sich in dieser Jahreszeit die leichteren Luftmassen über dem Meere, die schwereren über dem Festlande, und werden deshalb Luftströmungen gegen das Meer hin stattfinden, wo sich die Wirbelmittelpunkte bilden, wodurch dann freilich zwischen den Ost- und Westküsten ein bedeutender Unterschied entsteht, der sich in den Windrichtungen und somit auch in der Temperatur ausdrückt.

Aber nicht nur die Vertheilung von Wasser und Land wirkt bestimmend auf das Klima ein, sondern im einzelnen Lande die Gebirgszüge. Nehmen wir als Beispiel die Schweiz, so ist allerdings die Vergleichung nicht so einfach; denn wir haben gesehen, daß die Höhenunterschiede einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur ausüben. Man muß also die Frage in folgender Weise stellen: Ist irgendein Ort der Schweiz, wenn seine Höhe und seine geographische Breite in Berücksichtigung gezogen werden, zu warm oder zu kalt? Ich habe schon früher angegeben, in welcher Weise die Temperatur in den verschiedenen Jahreszeiten mit der Höhe abnimmt, und bleibt nur noch nachzutragen, daß nicht völlig ein Breitengrad erforderlich ist, um die Temperatur um 1 Grad zu ändern. Nun ergibt sich, daß im Winter zwei warme Luftkanäle, circa den Einschnitten des Reuß- und Rheinthales entsprechend, das Land von Süd nach Nord durchziehen und in Verbindung mit dem ebenfalls seiner Lage nach gegen die übrigen Theile der Schweiz noch zu warmen Tessin stehen. Dann existirt ferner ein warmes, das Berneroberland, einen Theil des Kantons Freiburg und den oberen Theil des Genfersees umfassendes Gebiet, und zeigen ebenfalls die Thäler des Waadtländer und Neuenburger Jura zu hohe Temperaturen, während zwischen beiden Gebieten ein in nordöstlicher Richtung durch die ganze Schweiz, von Genf bis zum Rheine, gehender kalter Strich liegt. Auffallend kalt zeigt sich das Engadin, namentlich das mittlere, und die Gegend von Davos. Ferner sind die Kantone Glarus, St. Gallen und Schaffhausen in die kalte Region zu zählen.

Die beiden zuerst erwähnten Kanäle schließen sich eng an die Hauptwege des Föhn an und verdanken demnach die Erwärmung dem letztern. Wenn das südlich von dem großen Alpenzuge liegende Gebiet zu warm ist, so liegt der Grund jedenfalls darin, daß dasselbe gegen die erkaltende Wirkung der Nordwinde durch die hohen Gebirge geschützt ist. Das gleiche gilt von der warmen Zone des Berneroberlandes und vom oberen Theil des Genfersees, sowie vom Jura. Der von Genf bis zum Rheine sich ziehende kalte Strich ist grade eine Passage für Nordostwinde, welche hier ungehindert durchströmen können; ebenso verhält es sich mit dem in nordöstlicher Richtung verlaufenden Engadin. Während auf dem großen St. Bernhard, in 2478 Meter Meereshöhe, die Temperatur durchschnittlich einmal auf — 22 Grad sinkt, fällt sie im mittleren Engadin, welches 760 Meter tiefer liegt, im Durchschnitt jeden Winter einmal auf — 27 Grad und in dem noch tieferen Davos auf — 25 Grad.

Im Sommer ist der Unterschied zwischen den einzelnen Gegenden nicht mehr so bedeutend. Mit etwelcher Verschiebung bleiben die warmen Kanäle und der kalte von Genf ausgehende Strich. Das Engadin zählt aber jetzt mit dem Tessin zu den warmen Gegenden, was mit der Klarheit der Bündnerluft zusammenhängen mag, wodurch im Sommer die stärkere Einstrahlung, im Winter aber auch die Ausstrahlung begünstigt wird.

Für das Klima eines Landes ist aber nicht blos die Temperatur und ihr Wechsel, sondern in ebenso hohem Maße die fallende Regenmenge bestimmend. Sie wird gemessen, indem man angibt, wieviel Millimeter hoch das Regenwasser den Boden bedecken würde, wenn es nicht abflösse. Zur Vergleichung der spätern Angaben mag hier sogleich angeführt werden, daß in der schweize-

rischen Hochebene die jährliche Regenhöhe circa 1100 Meter und an den europäischen Meeresküsten 500—700 Millimeter beträgt, und daß im regen- und überschwemmungsreichen Monat Juni 1876 in der Ostschweiz beiläufig 450 Millimeter fielen. Nirgends tritt uns eine so große Regelmäßigkeit in den Witterungserscheinungen entgegen, als in der Nähe des Aequators, in den sogenannten Tropengegenden, und nirgends zeigt sich eine so reichliche Regenmenge. Im ganzen etwas nördlich vom Aequator gelegen zieht sich rings um die Erde ein Gürtel höchster Temperatur, die bis auf 30 Grad im Mittel von Tag und Nacht steigt. Ueber diesem Gürtel ist die Luft offenbar leichter als nördlich und südlich davon, und muß deshalb von beiden Seiten Luft gegen diese Zone hinströmen, um das Gleichgewicht herzustellen. Es entstehen so der Nord- und Südpassat, welche infolge der Erddrehung in Nordost- und Südostpassat abgelenkt werden. In dem heißen Gürtel, wo die beiden Passate zusammenkommen, steigt die Luft in die Höhe, und man hat diese Gegend Region der Windstillen oder Kalmen genannt, trotzdem da oft die stärksten Windstöße vorkommen; aber sie sind nur regelmäßig, bald aus Nord, bald aus Süd. Die aufsteigende Luft kühlt sich ab und kann den von dem Meere reichlich empfangenen Wasserdampf nicht mehr in Dampfform halten. Er scheidet sich zu massenhaften Wolken aus und der Regen strömt in eigentlichen Fäden zur Erde. Daher regnet es in der Kalmenzone durchschnittlich mehr als neun Stunden im Tage. Bei Nacht, wo wegen der Abkühlung der aufsteigende Luftstrom einigermaßen nachläßt, ist der Himmel etwas klarer. Die Region der Windstillen verschiebt sich mit der Sonne und befindet sich im August ungefähr in 10 Grad Nordbreite. Dann strömt die Luft z. B. an der Küste von Guinea in Afrika vom Meere her gegen das Konggebirge und gegen die Sierra Leone, muß an diesen nothwendig emporsteigen, sich abkühlen und demnach den vom Meere stammenden großen Wasserdampfgehalt als Wolken und Regen ausscheiden. Deshalb fallen in den Monaten Juli, August und September zusammen 2000 Millimeter, also 600 bis 700 Millimeter im Monat, während Januar, Februar und März, wo die Kalmenzone südlicher liegt, nur 40 Millimeter, oder monatlich blos 10—15 Millimeter Regen aufweisen. Auf das ganze Jahr kommen 3200 Millimeter, d. h. ungefähr das Dreifache der in der schweizerischen Hochebene fallenden Menge. Diese Mengen sind um so auffallender, wenn man diejenigen der flachen Insel Ascension damit vergleicht. Dieselbe liegt in 8 Grad Südbreite und westlich von Guinea, immer noch in der Passatregion, aber außerhalb des Kalmengürtels. Es kommen auf ihr, weil sie zudem flach ist, keine aufströmenden Luftströme vor, und so beläuft sich die jährliche Regenhöhe nur auf 225 Millimeter, wovon das Maximum von 44 Millimetern auf den April fällt. Zanzibar, an der Ostküste Afrikas, befindet sich auch außerhalb des Kalmengürtels im horizontalen Luftstrom des Passatwindes in 6½ Grad Südbreite und sollte somit ähnlich wie die Insel Ascension nur wenig Regen aufweisen. Der genannte Küstenstrich ist aber landeinwärts von einem nördlich streichenden hohen Gebirgszuge begrenzt. An diesem stauen sich die Passatwinde und zwingen die Luft, welche sonst ihren horizontalen Lauf weiter verfolgt hätte, emporzusteigen. Die Luft kommt von der Seeseite her, ist warm und sehr feuchtigkeithaltig, welch letzte infolge der Abkühlung sich niederschlägt. So kommt es, daß hier der jährliche Regen auf 3000 Millimeter anwächst. Das Maximum zeigt der Mai mit 618 Millimeter, das Minimum der Juni mit 23 Millimeter, worauf im November ein zweites Maximum mit 366 Millimeter und im Januar ein neues Minimum mit 122 Millimeter folgt. Ganz evident zeigt sich, wie mit dem allmählichen Ansteigen von der Küste aus in's Innere die Regenmenge zunimmt auf der östlich von Madagaskar gelegenen Insel Mauritius, indem dieselbe an der Küste nur 800 Millimeter, im Innern in 320 Meter Höhe jedoch 3600 Millimeter jährlich beträgt. Die Nilquellen liegen ziemlich in der Gegend der Kalmenzone des Sommers und in gegen das Meer abfallenden Gebirgen. Deshalb ist von Juni bis September wie an der Guineaküste der Regen so reichlich, daß der Nil in Unterägypten über seine Ufer tritt, die angrenzenden Ländereien bewässert und so eine Bodenanpflanzung möglich macht, die sonst nicht zu bewerkstelligen wäre, da in Unterägypten jährlich kaum 30 Millimeter Regen fallen. Aehnlich sind die Verhältnisse im tropischen Amerika. Der Südostpassat strömt vom warmen atlantischen Ozean über das immer höher ansteigende Festland bis gegen die ganz an der Westküste liegende hohe Gebirgskette der Anden. Die durch das Emporsteigen immer kühler werdende Luft scheidet immer mehr Wasserdampf zu Wolken aus, und so regnet es in dieser Gegend unter dem Aequator fast beständig und in reichlicher Menge, wodurch die Quellen und Zuflüsse der mächtigen, das ganze Festland durchziehenden Ströme gespeist werden, und z. B. der riesige Amazonenstrom möglich ist, der täglich enorme Wassermassen dem Meere zuführt. Der starke Niederschlag ermöglicht die Entwicklung einer so üppigen Vegetation, wie wir sie in den Urwäldern Südamerikas treffen. Leider haben wir keine Angaben über die Regenhöhen im Innern des Landes, aber an der Küste sind sie schon so reichlich, z. B. in Cayenne jährlich 3500 Millimeter, daß wir nach den Resultaten in ähnlichen Lagen für das Innere jedenfalls 7—8000 Millimeter, wo nicht mehr, annehmen können. Am Westabhange der Anden, gegen den stillen Ozean hin, sind die Regenmengen viel geringer, weil der Südostpassat eher vom Lande wegweht.

Eigenthümlich gestalten sich die Verhältnisse in Ostindien. Dort verschiebt sich die Region der Windstillen infolge der stärkeren Temperaturveränderungen von 30 Grad Nordbreite im Sommer bis zu 10 Grad Südbreite im Winter. Infolge dessen wehen über Indien im Sommer Südwestwinde, im Winter Nordostwinde, welche Südwest- und Nordost-Monsun heißen. Ersterer kommt vom warmen indischen Meere her mit sehr feuchter Luft, letzterer vom Festlande mit trockener Luft. Aber ersterer Strömung stellt sich der rasch gegen die Malabarküste abfallende Gebirgszug der West-Ghates in Vorderindien entgegen, und dann im Norden das himmelanstrebende Himalayagebirge. Diese Umstände bewirken, daß wohl nirgends auf der ganzen Erde so gewaltige Regenmengen fallen, als in diesem indischen Monsungebiete. Natürlich führt der im Sommer gegen die West-Ghates stoßende Südwestmonsun die feuchte Meeresluft von der Küste aus in die Höhe unter beständiger Abkühlung, so daß sich am Westabhange eine Regenmenge bildet, die, an der Küste nur 2000 Millimeter betragend, mit der Höhe auf 4—7000 Millimeter ansteigt. In dem rings gegen den Ozean abgeschlossenen Hochlande von Dekan ist dagegen die Regenhöhe eine sehr geringe und steigt z. B. in Poonah, am Ostabhange der West-Ghates, nur mehr auf 580 Millimeter jährlich. Noch auffallender ist die Niederschlagsmenge, verursacht durch den gegen die Mauer des Himalaya durch den Meerbusen von Bengalen strömenden Südwestmonsun. Da fallen zwar schon in Kalkutta an der Meeresküste jährlich 1680 Millimeter; jedoch nördlich davon, in Cherrapoonjee im Khasiagebirge, die enorme Masse von 14200 Millimeter, davon allein im Sommer 9000 Millimeter, während der Winter nur 100 Millimeter aufweist. Im Juni 1851 fielen an genantem Orte 3738 Millimeter, also täglich durchschnittlich 124 Millimeter, und an einzelnen Tagen wohl noch viel mehr, Regenhöhen, die bei uns alles unter Wasser setzen würden. Auch auf dem Westabhange Hinterindiens betragen die jährlichen Regenmengen 4 bis 5000 Millimeter.

In der gemäßigten Zone sind die Niederschläge gleichmäßiger über das ganze Jahr verbreitet, obschon der Sommer wegen des größeren Wasserdampfgehaltes der Luft etwas mehr liefert als der Winter. Aber auch da gilt das allgemeine Gesetz, daß, wenn vom Meere her die Luft gegen das innere Hochland ansteigt, sie infolge ihrer fortwährenden Abkühlung Wasserdampf in immer größerer Menge ausscheidet, sodaß die Regenmenge zum Beispiel von allen Seiten gegen die Alpen hin zunimmt. So beträgt sie an den Küsten von Nord-, West- und Südeuropa 500 bis 700 Millimeter, in der schweizerischen Hochebene schon 1100 und im Centrum der Alpen über 2000 Millimeter jährlich. In Skandinavien treffen die vom Meere herkommenden Winde zuerst die hart an der Westküste sich hinziehende Gebirgskette, und es zeigt daher das westlich gelegene Bergen im Jahre 2200 Millimeter Regen, das im Osten gelegene Stockholm nur 460 Millimeter.

Endlich will ich noch kurz die regenlosen Gebiete, die sog. Wüsten, erwähnen. Wenn ein Gebiet gegen die vom Meere herströmenden Winde durch Gebirgszüge abgeschlossen ist, so fällt das Wasser auf der Außenseite nieder und weht über jenes nur trockene Luft, die keinen Niederschlag veranlassen kann. So ist die im Innern Asiens gelegene Wüste Gobi von den wasserdampfreichen Südwinden durch das Himalayagebirge getrennt. Auf dem Südabhange dieses Gebirges fallen die genannten mächtigen Regenmassen, welche die großen Ströme Indiens, wie den Ganges und Bramaputra, speisen und die große Fruchtbarkeit dieser Erdgegend hervorbringen; auf der Nordseite wird der Boden vom Regen kaum einmal angefeuchtet. Da auch die Winde aus anderen

Himmelsgegenden durch Bergketten abgeschlossen sind, so entsteht eine nahezu regenlose Zone, wo die ununterbrochen wirkenden Sonnenstrahlen das Erdreich ausdörren und kein Gedeihen der Pflanzen möglich machen. Dasselbe gilt von der Wüste Sahara, welche gegen Süden durch die Küstengebirge, gegen Norden durch den Atlas von den Meerwinden abgeschlossen ist. Die Unfruchtbarkeit und Dürre solcher Landstriche ist also nicht Folge eines ungeeigneten Bodens, sondern Folge der Abschließung gegen die regenbringenden, feuchten Meerwinde.

Es könnte noch eine große Zahl von Beispielen außerordentlicher klimatischer Verhältnisse angeführt werden, die sich immer auf Grund einfacher physikalischer Prinzipien erklären ließen. Das bisher Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß zum Verständniß des Klimas eines Landes nicht blos seine allgemeine geographische Lage, sondern noch in viel höherem Maße die Bodengestaltung und der Charakter seiner Umgebung berücksichtigt werden müssen, und daß dann die oft scheinbar größten Gegensätze als einfache Konsequenzen davon sich ergeben.

Exekution.

(Fortsetzung.)

Die Frau sank auf den Stuhl und weinte bitterlich. Schwer hatte sie das erbarmungslose Schicksal getroffen, und täglich fürchtete sie neue Schläge. Und nun mußte sie es gar erleben, daß ein gemeiner Mensch die Wunden noch weiter aufriß, und sie durfte ihm nicht einmal wehren; denn das Ende ihres Nothstandes war nicht abzusehen, und da blieb trotz allem Widerwillen der Exekutor doch eine Person, welcher in der traurigen Rechnung eine Stelle nicht versagt werden konnte. Das war eine über alle Schmerzen gehende Demüthigung. Nur konnte sie sich nicht erklären, was diesen Menschen, dem nie ein Leid geschehen, dem immer so höflich wie jedem andern begegnet worden — bewege, so rauh, so böse zu sein? Warum war er zu Anfang so freundlich und nur am Ende so —

Da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen.

Als ich um fünf Uhr nach Hause gekommen war und kaum die Kinder begrüßt hatte, fragte mich die Frau: „Sag' 'mal, die Exekutionskosten, erhält die der Exekutor oder muß er sie an eine Kasse abführen?"

„An die sogenannte Salarienkasse — denk' ich — muß er sie abführen. Der Exekutor bekommt ein monatliches Gehalt von etwa 20—30 Thalern."

„Damit kann er freilich eine Familie nicht unterhalten, und dann wundert's mich nicht —"

„Daß Exekutoren etwa dürftig leben müssen?" fiel ich ein. „O, das glaube ich nicht. Die ich kennen gelernt, wohnen recht hübsch, und der Herr B., der bei uns gewesen, hat feine Möbel und scheint in seinen freien Stunden durchaus nicht zu arbeiten. Aber warum fragst du danach? War der Exekutor etwa hier?"

Und nun erzählte mir die Frau die ganze Geschichte und auch die Gedanken darüber.

„Was meinst," fragte sie mich am Schlusse, „was hätte der Mann wohl gethan, wenn ich ihm statt einmal zwanzig zweimal zwanzig Silbergroschen oder gar zwei Thaler hingelegt hätte?"

„Ja, das ist eine kitzliche Frage. Aber wenn ich mir ihn vorstelle und dazu halte, was du mir erzählt, so glaube ich, er hätte ganz ruhig und ohne Schöndank das Doppelte und noch lieber das Dreifache eingesteckt, als wenn das gerade nur die Kosten gewesen, und wäre dann sehr freundlich und artig geblieben und hätte wegen der neuen Exekution gewiß mit sich reden lassen."

„Verzeih' mir Gott die schwere Sünde, wenn ich dem Manne unrecht thue," salvirte sich vorsichtig die Frau, „aber wenn ich mir die verdächtige Szene von Anfang bis zu Ende überlege, so kann ich mich nicht des Gedankens entschlagen, der Herr hat auf ein gutes Trinkgeld gerechnet und ist böse geworden, als ich ihm keins gegeben. Sogar daß er zu einer Zeit kam, in der du — wie er ja weiß — nicht zu Hause bist, bestärkt mich in meiner Meinung. Denn wahrhaftig, der Mann versteht es, Frauen einzuschüchtern. Ach, was bin ich dumm gewesen! Nicht wahr?"

„Laß gut sein! Es gehört sehr viel Erfahrung und nicht selten eigene Schlechtigkeit dazu, um zu rechter Zeit die eigentlichen Zwecke der klugen Menschen, die überall und namentlich in den Häusern der Bedrängten, ihr Profitchen machen wollen, zu begreifen. Auch einen schlechten Menschen für gut gehalten zu haben, sollen wir niemals bereuen. Uebrigens können wir uns diesmal beide irren."

Wir hatten's hier wieder einmal mit einer eigenen Lücke in unserer Erfahrung zu thun. Wir kannten nicht die fast unermeßliche Bedeutung der Trinkgelder, und wir wußten nicht, daß man beinahe nirgends, wie weit man auch gehe und wie hoch man auch steige, sie vergessen dürfe und daß sie häufig erwartet und sogar verlangt würden. In meiner Jugend hatte ich nur erfahren, daß es sich blos reiche und vornehme Herren und Damen erlauben dürfen, Trinkgelder zu geben, aber nur Bedienten, Kutschern und Stubenmädchen. Ich hatte auch gesehen, wie sie das machten, und dabei war's mir vollkommen klar geworden, warum man nicht auch andern Leuten ein Geldstück zuwerfe, wie einem Hunde ein Stück Brot, oder in die Hand drücke, wie einem Bettler das Almosen, ja ich glaubte auch gefunden zu haben, warum sich nur vornehme Leute solches erlauben dürften, weil nämlich Dienstboten den Muth nicht haben, es zurückzuweisen oder zurückzugeben. Späterhin erfuhr ich allerdings, daß Kutscher, Bediente und Stubenmädchen von allen Leuten, gleichviel ob sie reich und vornehm oder nicht, Trinkgelder gern annehmen. Mir ist's aber doch einigemal recht eigenthümlich ergangen.

Ich verlebte einmal einen Theil meiner Ferien bei einem befreundeten Gutsbesitzer. Als ich davonging, hielt ich mich verpflichtet, dem alten Diener, der täglich meine Kleider sorgfältig gereinigt und mir viele kleine Aufmerksamkeiten erwiesen — er hatte mich freilich als Kind gekannt und mir damals manchen hübschen Apfel zugeworfen —, ein gutes Trinkgeld zu geben. Der alte Mann sah mich mit einem halb traurigen, halb grimmigen Blicke an, schob die Hand zurück und sagte: „Nein, wenn Sie weggehen, müssen Sie einen nicht auch noch ärgern. Es ist nicht hübsch, wenn Sie schon meinen, einem armen Menschen können Sie immer mit Bezahlung genug thun. Gehen Sie mit Gott!" Ich ging beschämt davon und nahm mir ernstlich vor, mit Trinkgeldern vorsichtig zu sein. Aber was hilft Vorsicht, wenn man eben Pech hat. Ich hatte bald gefunden, daß der alte Georg ein seltenes, vielleicht einziges Exemplar sei; seine Mahnung war darum längst vergessen, als ich einmal mit mehreren Freunden zur Geburtstagsfeier in das Haus eines alten Oberförsters und zwar auf mehrere Tage einrückte. Als wir abfahren wollten, war es selbstverständlich, daß wir dem Stubenmädchen ein Trinkgeld geben müßten, und da sie hübsch war und es verstanden hatte, den übermüthigen jungen Herrn gut zu antworten, so mußte es auch ziemlich reichlich sein. Sie nahm's vom ersten und zweiten willig und freundlich dankend an; als aber ich — der blödeste, der sie nie in die Backen gezwickt, ihr kaum ein freundliches Wort gesagt hatte — ihr auch das Trinkgeld hinreichte, schleuderte sie die Hände auf den Rücken, schaute mich mit großen, ich glaubte fast strahlenden Augen an, sagte aber kein Wort. Ich war ganz verdutzt und wußte nicht, was ich machen sollte. Da riefen die Freunde: „Siehst du denn nicht, du Tölpel, Geld will sie nicht von dir, einen Kuß sollst du ihr geben!" Da machte sie still kehrt und flog zur Thüre hinaus. Was war das? Ich konnt's mir nicht erklären; aber das ich mit meinem Trinkgeld wieder einmal schlecht angekommen, hat mich lange geärgert. — Und noch eine dritte Geschichte. Als ich noch Hauslehrer war, besuchte mich auf einige Tage ein weitab wohnender Freund. Von meiner Prinzipalität wurde er auf's beste aufgenommen. Mich bediente zu der Zeit ein altes, sehr braves Frauenzimmer. Als mein Freund abfahren wollte und die alte Trine ihm den letzten Dienst geleistet hatte, dankte er ihr und gab ihr ein recht schönes Trinkgeld. Aber ärgerlich gab's ihm die Trine sofort zurück. „Was denken Sie, Herr, von mir? Ich bin im Dienste bei meiner Herrschaft und von ihr bekomm' ich Lohn und Brot. Dafür muß ich thun, was mir befohlen wird, und wenn zu unserm Herrn Lehrer ein Gast kommt, so muß ich den so gut bedienen wie ihn und dafür kommt mir keine Bezahlung zu. Nichts für ungut. Glückliche Reise!"

Mein Freund war sprachlos vor Erstaunen, und ich hatte vor der braven Trine jetzt noch mehr Respekt als früher.

Diese Erfahrungen hatten auf mich nachhaltigen Eindruck gemacht; ich wußte, daß man nicht jedem Dienstboten ein Trinkgeld anbieten könne, ohne in Gefahr zu kommen, sein Ehr- oder Pflichtgefühl zu verletzen.

Lange dauerte es, bis ich erfuhr, daß man nicht blos Kutschern, Dienern und Dienstmädchen Trinkgelder geben könne, sondern noch vielen andern Leuten, ohne befürchten zu müssen, daß sie es einem übelnehmen möchten. Ich habe erst lange hinsehen und hinhorchen müssen, bis ich begriff, daß Kellner und Kellnerinnen, Hausknechte oder feinste Oberkellner es im Gegentheil übelnehmen, wenn man ihnen nicht etwas zuwirft oder in die Hand steckt. Ich finde in der Sache auch nichts unrechtes, seitdem ich weiß, daß die Trinkgelder diesen Leuten als ein Theil ihres Lohnes veranschlagt werden; aber ich finde sie unwürdig, demüthigend, erniedrigend — ich kann mir nicht helfen.

Noch weitere Erfahrungen und einige recht unangenehme mußte ich machen, bis ich es glaubte, daß man viele — bei Leibe nicht alle! — Beamte ebenfalls nicht demüthigt, erniedrigt, beleidigt, wenn man ihnen ein Trinkgeld anbietet, und daß sie es annehmen und zwar genau in derselben Form, nach demselben Maßstabe wie Dienstmädchen, Kutscher, Diener, Kellner und Oberkellner. Zwar wußte ich es lange, daß man Beamten Geschenke macht; die Landleute liefern dem Gensdarmen, dem Polizeiverwalter oder jetzt etwa Amtshauptmann, dem Kreissekretär, Landrath, ja dem Richter von ihren besten Produkten und oft in großen Massen — ich habe gesehen, wie einem gestrengen Polizeiverwalter ein großes Fuder Heu zum Geschenk gemacht wurde. Aber solche Lieferungen, so lästig sie manchmal auch sein mögen, haben doch noch immer die Form und das Ansehen eines Geschenks im alten, guten Sinne; ja, oft sind's wirkliche Geschenke, Entgelt für gute, ehrliche Dienste, deren man nicht entrathen, die man aber auch nicht mit Geld bezahlen kann oder darf. Wenn solche Geschenke nicht gefordert werden und nicht den Charakter alter Naturaltribute haben, wenn man sie, ohne Nachtheil für sich befürchten zu müssen, zurückhalten kann; so wird gegen dieselben oft nicht das Geringste einzuwenden sein. Wollte man dagegen statt solcher Naturalien denselben Beamten Geld geben, so würde man in der Regel übel ankommen; das würde nicht mehr ein Geschenk sein, bei dem sich an freundschaftliche Gesinnung oder an Dank für einen in Ehren und Treuen geleisteten Dienst denken ließe, sondern das wäre eine Entlohnung, die nicht angenommen werden darf, oder eine Bestechung. Könnte aber nur von solchen Diensten die Rede sein, zu denen der Beamte verpflichtet ist, so wäre es eben ein — Trinkgeld.

Das ist der Unterschied zwischen dem ordentlichen deutschen Beamten und dem russischen: dem letztern legt man neben das Geld, das er als Zoll, als Gebühr, als Preis (z. B. für Holz) &c. zu empfangen hat, noch immer ein Mehr, oft ein recht bedeutendes. Er streicht alles ruhig ein, wenn es ihm nicht — zu wenig ist. Ist er zufrieden, dann weiß der Zahlende, er braucht sich um Vorschriften und Gesetze nicht zu kümmern, er darf die kostbarsten Waaren schmuggeln, und hat er z. B. zwanzig schlechte Bäume im Walde gekauft, so führt er dreißig gute aus oder — wenn er recht dreist ist — auch vierzig und funfzig. Darum ist der russische Beamte verachtet, und ich hoffe mit Recht. Aehnliches kann auch bei den oben beschriebenen Geschenken vorkommen und ist vorgekommen; aber es ist das wohl verhältnißmäßig selten geschehen, wenigstens wird es gewöhnlich nicht vorausgesetzt.

Alle diese einzelnen Erfahrungen, die einen unaustilgbaren Eindruck auf mich machten und meine Neigung, den sittlichen Charakter jedes Menschen groß und unantastbar zu denken, befestigten, ließen mich immer nur sehr langsam auf den Gedanken kommen, daß bei dieser oder jener Gelegenheit ein Trinkgeld wohl angebracht sei. Allmählich lernte ich, namentlich in den großen Städten, daß beinahe alle dienstbaren Geister, sowohl in den Familien, wie in den Gastwirthschaften und Läden, die Handwerkerlehrlinge u. s. f. Trinkgelder mit Vergnügen annehmen, ja wie einen Tribut erwarten. Seitdem wird auch von mir dieser Tribut ausnahmslos geleistet, und nur einmal ist er mir lachend von einem Lehrlinge zurückgewiesen worden — es war freilich der wohlerzogene Sohn eines reichen Mannes.

Aber einem Beamten, auch dem geringsten, ein Trinkgeld anzubieten, davor hatte ich stets eine heilige Scheu. Der Gedanke daran hat für mich immer eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Verdächtigung des Charakters. Es sind die schlimmsten, die verderblichsten Erfahrungen, die uns überzeugen, daß wir die Menschen nach einem viel zu hohen, nach einem — wie man sagt — idealen Maßstabe beurtheilen, die uns lehren und zwingen, wie die Polizei von jedem Menschen eine möglichst schlechte Meinung zu haben und abzuwarten und abzulauern, bis er durch Aeußerungen oder Handlungen ein schönes Herz, ein reines Gewissen und über die schmutzige Erdlinie hinausragende Grundsätze zeigt. Solche Ueberzeugung liegt nicht im Menschen — es wäre auch geradezu unnatürlich! — sondern sie wird ihm anerzogen oder durch schlimme Erfahrungen aufgedrängt. Es ließe sich recht wohl zeigen, daß gerade in unserer Zeit eine solche Erziehung leider sehr häufig ist und dergleichen Erfahrungen wahrscheinlich niemanden und manchem vielleicht an keinem Tage erspart werden. Ob solche Menschenkenntniß am Ende wirklich nützlich ist, lasse ich dahingestellt; daß sie nicht erfreulich, auch nicht erhebend ist, das weiß ich.

Ich gebe wohl zu — und damit will ich diese Bemerkungen hier abschließen —, daß man durch Mitleid bestimmt werden kann, auch dem Beamten, der uns einen Dienst leistet, ein Trinkgeld zu geben. Zum Beispiel den Briefträgern. Wir wissen, daß dieselben für unendlich schwere Arbeit sehr schlecht bezahlt werden. Es will uns bedünken, daß der Mann für den Dienst, den er uns leistet, zu geringen Lohn erhält, und was ihm der Staat verweigert, das suchen wir ihm in etwas zu ersetzen; und wir können dies mit gutem Gewissen thun, da wir ihn durch ein Trinkgeld in seinem Dienste weder zu hindern noch zu fördern vermögen. Das ist aber fast bei keinem andern Beamten der Fall, beispielsweise schon nicht bei denen der Eisenbahn. Es scheint nun fast, daß die vorgesetzten Behörden, z. B. der Post, bei Abmessung des Lohnes ihrer untern Beamten diese Trinkgelder mit veranschlagen, wie Gasthof-Inhaber die Trinkgelder ihrer Kellner und Kellnerinnen, und darum sich berechtigt halten, den Lohn so niedrig zu berechnen, daß er kaum noch als Lohn angesehen werden könne. Denn es ist Thatsache, daß gutherzige Vorgesetzte bedrängte Unterbeamte in solche Gegenden oder Reviere einer Stadt schicken, wo diese auf ein verhältnißmäßig reiches Trinkgeld rechnen dürfen.

In diesem Falle mag das Trinkgeld entschuldigt werden; aber auch der letzte Beamte sollte so bezahlt werden, daß er des Trinkgeldes nicht bedarf. Diesem haftet immer etwas an, was sich mit der Ehre, mit der persönlichen Würde nicht vereinigen läßt; und gefährlich für die Beamten sowohl wie für die Bürger ist's auf alle Fälle. Das muß man vergessen oder für nichts achten, wenn man ein Trinkgeld anbietet, und das ist eben nicht jedermanns Sache; wird's aber mehr oder minder deutlich gefordert, abgelungert oder abgepreßt, dann ist's nicht mehr ein Trinkgeld, sondern ein Sündenlohn.

Das war die bedeutsame Lücke in unserer Erfahrung, die meine Frau und ich diesmal schwer büßen mußten; denn wir hatten uns nicht geirrt!

(Schluß folgt.)

Hieroglyphen.

(Bild Seite 257.)

„Da hat das Zeitungsschreiber-Volk
Den hirnverbrannten Satz ersonnen,
Die Lehrer hätten, sie allein,
Die Schlacht bei Königsgrätz gewonnen!

Nicht Moltke, auch der Dreyse nicht
Und nicht die brandenburger Jungen —
Der Lehrer, der den Haselstock
Vor Zeiten über sie geschwungen.

Sie sollen mit so fadem Schwatz
Mir altem Kerl vom Halse bleiben!
Wär's wahr, wie könnte noch ein Mensch
So tolle Krähenfüße schreiben?

Denn welches Dorf ist nun gemeint?
Für welches soll ich mich entscheiden?
Muß rechts ich, muß ich linksum gehn?
Am Ende ist es keins von beiden!

Und find' ich ja das richt'ge Dorf,
So ist's doch nur ein halbes Wesen,
Denn die Adresse, na, die soll,
Wenn er's vermag, der Teufel lesen!

Ja, ja, es ist noch manches faul,
Trotz allem Prahlen, allem Schwatzen.
Stünd ich am Kreuzweg sonst, wie jetzt,
Um hinterm Ohre mich zu kratzen?"

Ein anderes Wort über Stenographie.

(Entgegnung auf den Artikel: „Ein Wort über Stenographie“ in Nr. 14 dieses Jahrgangs.)

Der Verfasser des gedachten Artikels, aus welchem nicht ganz ersichtlich ist, ob derselbe ein einigermaßen geübter Stenograph ist, führt innere und äußere Gründe dafür in's Feld, daß die Stenographie kein Gemeingut der Gebildeten werden könne, daß sie berufsmäßige Spezialfertigkeit bleiben müsse, im übrigen aber nichts weiter als Spielerei sei, ja daß sie wohl nicht zu den reinsten Quellen gehöre, an welchen der Wissensdurst der Arbeiter zu stillen versucht wird.

Die langjährige Erfahrung des Verfassers basirt, wie aus dem Artikel ersichtlich, vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich auf den Nutzen der Stenographie an unsern Hochschulen. Um zu einem gerechten Urtheil zu gelangen, genügt nach meiner Meinung diese begrenzte Erfahrung durchaus nicht, namentlich da die Stenographen an unsern Hochschulen doch nur ziemlich vereinzelt sich vorfinden. Um zu einem richtigen Resultat zu gelangen, müßte man vielmehr genügende Erfahrungen besitzen, wie sich die Stenographie auch in den übrigen Schulen, ferner auch im kaufmännischen Fache bewährt hat, und wie sie sich bewähren würde, wenn sich nicht nur vereinzelte Stenographen auf genannten Gebieten vorfinden, sondern eine allgemeine Anwendung der Schnellschrift eingeführt wäre. Theilweise Resultate liegen auch bereits vor, indessen will ich hier auch nur an der Hand meiner eigener Erfahrungen die in dem genannten Artikel angeführten Gründe näher beleuchten. Meine Erfahrung erstreckt sich auch auf die Vorschule, da ich auf der Untertertia eines Gymnasiums (bei Professor J. Tietz in Braunsberg, welcher seit länger als 12 Jahren daselbst in mehreren Klassen und Abtheilungen unentgeldlich darin unterrichtet) bereits die Gabelsberger Stenographie erlernte.

Die falsche Voraussetzung, die der Verfasser im ersten Theil seines Artikels macht, ist die, daß er annimmt, der stenographirende Student müsse alles wörtlich nachschreiben; seine ganze Thätigkeit während des Vortrags sei daher lediglich auf die Fixirung der Worte des Lehrers gerichtet, er könne daher den Vortrag nicht geistig in sich aufnehmen, da ihm zum denken keine Zeit übrig bliebe. Der kurrent schreibende Student dagegen wiederum müsse mehr geistig arbeiten, da er von vornherein weiß, daß er nicht alles nachschreiben kann, sich vielmehr nur auf Fixirung der Hauptpunkte, des Bedeutungsvolleren einlassen kann. Um dem Verfasser gerecht zu werden, gebe auch ich zu, daß der Stenographirende sich leicht dazu verleiten lassen kann, alles wörtlich niederzuschreiben, so daß seine ganze Thätigkeit nur im mechanischen Nachschreiben besteht, aber diese Gefahr besteht ebenso für den kurrent Schreibenden. Es liegt dies eben nicht an der Schreibweise, sondern an der Individualität, an der Eigenheit des Studirenden, je nachdem er es für sich für zweckmäßiger hält, soviel als möglich schwarz auf weiß zu haben, oder den Vortrag geistig in sich aufgenommen zu haben, so daß er zur Repitition desselben nur weniger hauptsächlichen Notizen bedarf. In beiden Fällen ist aber die Stenographie von bedeutendem Nutzen. Legt also der Student mehr Werth auf das „getrost nach Hause tragen“, so kann er als Stenograph alles, als Nichtstenograph nur Bruchstücke heimführen und die nachfolgende Geistesarbeit ist für letzteren offenbar bedeutend größer, als für ersteren. Legt er mehr Gewicht darauf, gleich den Vortrag während der Vorlesung zu kapiren, so hat der Stenograph zur Gedankenthätigkeit ungleich mehr Zeit, als der Nichtstenograph, weil zum Niederschreiben der nothwendigen Notizen ersterer ungleich weniger Zeit braucht. Ersparung an Zeit, welche für mechanisches Schreiben verwandt werden müßte, welche also für Gedankenthätigkeit frei wird, das ist ja der Hauptnutzen der Stenographie. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, von wie großem Nutzen uns die Stenographie auf dem Gymnasium war, wo wir täglich den Unterschied zwischen der gewöhnlichen und der Schnellschrift dadurch konstatiren konnten, daß ungefähr $\frac{1}{5}$ in derselben Klasse nur kurrent schreiben konnte. Andrerseits habe auch ich auf der Hochschule die Erfahrung gemacht, daß von den stenographirenden Studenten nur einzelne Ausnahmen sich des wörtlichen Nachschreibens befleißigten, während von den kurrent Schreibenden viele nur des mechanischen Schreibens, um eben soviel als möglich nach Hause tragen zu können, oblagen. Mir, als Stenographen, blieb auch während des Vortrages noch soviel Zeit übrig, um täglich diese Wahrnehmungen machen zu können. Daß einmal ein Gelehrter gesagt hat: Ein stenographisches Manuskript ist keinen Schuß Pulver werth! macht wohl blutwenig dabei aus. An unserm Gymnasium schimpften die der Stenographie unkundigen Lehre nicht minder drastisch über diese Neuerung, bis sie sich schließlich durch den fortgesetzten Gebrauch seitens der Schüler von ihrem Nutzen überzeugten.

Der zweite Grund des Verfassers, daß es dem stenographischen Manuskript an Uebersichtlichkeit fehle, hat einige Berechtigung. Meist erlebt es der Anfänger, daß er sich in seinem eigenen Heft nicht ganz zurecht finden kann, und auch bei langjährig geübten Stenographen dürfte dies noch oft, wenn auch in bedeutend geringerem Maße der Fall sein. Aber das liegt nicht an der Stenographie selbst, sondern daran, daß wir mit der Kurrentschrift viel vertrauter sind. Gewöhnlich erlernt man ja erst in spätern Jahren die Schnellschrift. Und wenn man dann auch jahrelang stenographirt, so ist man doch fortwährend nebenbei gezwungen, mit der lieben alten Kurrentschrift auf dem Laufenden zu bleiben: sie bleibt uns die bekanntere. Ebenso ist uns, weil wir viel mehr lesen als schreiben und zwar mehr Gedrucktes als Geschriebenes lesen, die Druckschrift wiederum geläufiger als Kurrentschrift. In einem gedruckten Buch sind wir sofort orientirt, in einem geschriebenen weniger schnell, und in einem stenographirten ebenso oder noch weniger schnell, jenachdem wir mit der Stenographie ebenso oder weniger vertraut sind. Uebrigens halte ich diesen Punkt bei der in Untersuchung stehenden Frage für wenig bedeutend.

Ebenso unhaltbar sind auch die innern Gründe des Verfassers. Wenn es eben einmal feststeht, daß der Hauptvortheil der Stenographie in der Ersparung an Zeit für unproduktive Scheibearbeit, also Aufsparung derselben für produktive Gedankenarbeit besteht, so müssen auch die innern Gründe weichen. Die falschen Schlüsse, zu denen der Autor gelangt, basiren eben wiederum auf falschen Voraussetzungen, nämlich deshalb falsch, weil der Stenograph und der kurrent Schreibende wiederum mit zweierlei Maß gemessen werden.

Der Verfasser vergleicht eben den Stenographen, der beim Schreiben nicht denkt, mit dem kurrent Schreibenden, welcher dabei denkt. Letzterer habe beim Schreiben zugleich die nöthige Zeit, das Geschriebene zu denken; ersterer müsse so schnell schreiben, als der Lehrer (Chef rc.) spricht, könne also nicht denken. Jawohl hat der kurrent Schreibende genug, und ich sage zuviel Zeit, während der mechanischen Schreibearbeit auch die geistige Denkarbeit zu vollziehen. Wem ist es nicht schon passirt, daß ihm während des Hinschreibens eines Gedankens, der sich etwa in einem Satz von mehreren Reihen entladet, der nächste Gedanke, der vorhin schon gefaßt war, entschwunden wäre, und es manchmal langen Suchens bedarf, um den verlorenen Gedankenfaden wieder aufzufinden? — Schon von diesem oberflächlichen Standpunkte aus wäre also eine schnellere Schriftweise, eine Stenographie erwünscht. Jedoch gleiches Maß. Ich verlange vom Schreibenden, daß er denke oder nur mechanisch meine Rede fixire. Ist letzteres der Fall (wie bei öffentlichen Reden, in den Landtagen rc.), so kommt sogar der kurrent Schreibende garnicht in Betracht, er kann nicht alles, nur Bruchstücke nachschreiben, und der Vortheil der Stenographie ist wohl klar. Oder ich verlange vom Schreibenden zugleich, daß er das Niederzuschreibende auch geistig erfasse, denke. Offenbar ist der Stenograph hier wiederum im Vortheil, und zwar bedeutend im Vortheil, wie schon hinreichend klar sein dürfte. Das so gefährliche Prinzip der Oberflächlichkeit kann daher nimmer an der schnelleren Schreibweise liegen, sondern an der Eigenart des Schreibenden oder des Veranlassers zum Schreiben, wenn namentlich letzterer, wie es auch der Verfasser zu thun scheint, die unerfüllbare Forderung stellt, der Stenograph solle so schnell schreiben, als er spricht, und zugleich das Niedergeschriebene geistig erfaßt haben.

Uebrigens gibt der Verfasser selbst „die große Bedeutung für das öffentliche Leben, für das politische und soziale Leben“ zu, wie er auch die Unzulänglichkeit der Kurrentschrift zugibt, wenn er so nebenbei sagt, daß der Student „mit beliebigen Abkürzungen“ schreibt. Jawohl, jeder Student ist zu Abkürzungen, zu einer schnelleren Schreibweise gezwungen, und es bildet sich im Laufe

der Zeit bei jedem so eine Art kurrenter Stenographie aus, die zu lesen gewöhnlich nur dem Betreffenden selbst möglich. Das Bedürfniß nach einer Stenographie liegt da klar zutage.

Es liegt mir fern, hier über Nutzen und Bedeutung der Stenographie im allgemeinen etwas anführen zu wollen. Dergleichen ist in den Vorreden zu stenographischen Lehrbüchern, in öffentlichen Reden, in Vereinen ꝛc. genugsam schon gesagt worden. Ja, die Stenographie beansprucht sogar, was dem Verfasser so ungeheuerlich vorzukommen scheint, auch das Denken schneller zu machen, freilich nur in gewissem Sinne.

Ich überlasse es jedem denkenden Leser, über die Angriffe des Verfassers gegen die Stenographie, als eine Spielerei, als zur Oberflächlichkeit verleitend, als eine unlautere Quelle für den Wissensdurst der Proletarier, daß sie nie Gemeingut aller Gebildeten werden könne u. s. w., selbst zu urtheilen. Ich füge nur den Wunsch hinzu, daß sie recht bald Gemeingut der Gebildeten werden möchte, weil erst dann ihr eminenter Werth und Nutzen, der sich ja schon jetzt bei der vereinzelten Anwendung so sehr zeigt, volle Geltung und Würdigung erlangen kann.

Schikarski.

Der Teufelsglaube. Bilden die Hexenprozesse, schreibt David Strauß im „alten und neuen Glauben“, eines der entsetzlichsten und schmachvollsten Blätter der christlichen Geschichte, so ist der Teufelsglaube eine der häßlichsten Seiten des alten Christenthums, und es ist gradezu als ein Kulturmesser zu betrachten, inwieweit diese gefährliche Fratze die Vorstellungen der Menschen noch beherrscht oder daraus vertrieben ist. — Der Aberglaube, der den größten Theil des Menschengeschlechts seit Jahrtausenden bis zum heutigen Tage noch in seinen Fesseln hält, sieht überall Dämonen, höhere Wesen, Geister da, wo die Erkenntniß oder die Mittel derselben nicht hinreichen, Erscheinungen zu erklären. Und so sind es denn vornehmlich zwei Wesen, die in der christlichen Götterlehre sich unterscheiden, das eine, das alles Gute und Edle, und das andere, das alles Böse und Sündhafte vertritt und hervorbringt. Die Personifikation des ersteren belegte man mit dem Namen Gott und die des letzteren mit der Bezeichnung Teufel (Diabolus). Dieser ist ein altes chaldäisches Produkt, das von da zu den Hebräern und Christen überging. Man dachte sich ihn als ein schwarzes Ungethüm, wenngleich er da, wo er heute „spukt“, schön modernisirt, als rothgekleideter Kavalier, grüner Jäger oder im blauen Mantel, der den Pferdefuß bedeckt, auftritt. Offenbar ist er ein höchst anstelliger und gelehriger Geselle, der dem Geschmack der Zeit Rechnung zu tragen weiß. Schwarz ist jedoch stets seine Farbe, sobald die Rolle, die er spielt, in's geistliche Departement einschlägt; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die früheren Einsiedler große Affen für leibhaftige Teufel hielten, ebenso wie Don Quixote Windmühlen für Riesen. Der Frommen Einbildungskraft ist groß, sobald übernatürliche Dinge in's Spiel kommen, die selbst „kein Teufel wissen kann“, und hört man bei vielen nicht heute noch die Redensarten: „Man muß manches glauben, was man nicht versteht; hilft's nicht, so schadet es auch nicht, — alles hängt von Zeit und Umständen ab, und unsere Alten waren doch auch keine Narrrn!?“ u. s. w. Dieser geistige Schlendrian bewirkte eine immer tiefere Einrostung des Teufelsglaubens, bis dieser sich sogar als Dogma festgesetzt. Man glaubte von nun an alles, was der Pfarrer des Sonntags predigte und der Teufel gab dabei meistens das Thema ab. Er und die Gottheit schlossen förmliche Verträge, wie Molière's Aerzte: „Passez-moi l'émétique et je vous passerai la saignée — laßt meine Brechmittel zu, so gestatte ich auch eure Aderläße.“ Man konnte dem Teufel sich gradezu verschreiben, einen Pakt mit ihm schließen, und die alten Chroniken wimmeln von Lebensbeschreibungen solcher, die im „Bunde mit dem Bösen standen“. Und kann man nicht heute noch an vielen ländlichen Stubenthüren drei Kreuze († † †) sehen, die vor Walpurgis gemacht worden gegen die vom Teufel besessenen Hexen? Luther und seine Freunde besonders bildeten den Teufelswahn in vornehmlichem Grade aus und malten den „bösen Feind“ schwärzer als den schwärzesten Mohren, wobei sogar noch die Tinte auf der Wartburg mithelfen mußte.

„Das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Respekt drum vor dem alten Sathr St. Gervais! „Wollt ihr den Teufel sehen?“ fragte dieser einst in Gesellschaft, und auf die Antwort „Ja!“ zog er aus seinem Gewande einen großen Beutel hervor. „Seht ihr ihn?“ — „Nein!“

„Nun, sprach er zu den Gaffenden, das ist doch wohl der Teufel,
Wenn man den Beutel zieht und findet nichts darin.“

Fürwahr, ein leerer Beutel ist wirklich ein Teufel und meist kein geringerer, als der sogenannte Hausteufel, Zankteufel. — Das Hauptmeisterstück des Teufels ist aber bekanntlich seine „Verführung“ des ersten Menschenpaares gewesen, wodurch wir sämmtlich, ohne „Seligmachung“ der Taufe, die Anwartschaft auf freies Fegfeuerquartier in der Residenz des Teufels erlangt haben. Nun, an Gesellschaft wird es dortselbst wohl nicht fehlen, sodaß man sich schon trösten kann. Was spekulirenden Frommen jedoch schon viel Kopfschmerz verursacht hat, ist der Umstand, daß Gott, der allmächtige Gott, nicht längst schon dem „bösen Feind“ den Garaus gemacht, sondern fortwährend zuläßt, daß derselbe, einem Hecht im Karpfenteiche gleich, die besten Brocken für sich annektirt. Der Missionär Charlevoix wußte sich aber zu helfen, als man ihm jene Frage vorlegte; er antwortete sehr naiv: „Davon steht nichts in meinem Katechismus.“ Zu diesem steht allerdings noch gar viel nicht, was ungläubige Seelen kitzelt und heißspornige Theologen verdrießlich machen kann. Glaube, rufen diese dann, oder — fahre zur Hölle! — Gemach, ihr Herren,

wir wollen's thun,
Jedoch vorerst — collegium logicum.

Was ist der Teufel, fragen wir, und woher kommt er? Er ist ein Geist, sagt der Theologe, der von Gott verstoßen worden, weil er gegen dessen Willen handelte. Da nun nach der christlichen Apologetik alle Wesen, wie überhaupt die ganze Welt, von Gott geschaffen worden, muß folglich auch jener verstoßene Geist, der zum „Teufel“ degradirt wurde, sein Werden Gott zu verdanken haben und seine Fortexistenz. Denn Gott muß Macht über den Teufel besitzen, sonst fehlt ihm das Prädikat der Allmächtigkeit, er wäre sonst nicht Gott. Ist es nun aber denkbar, abgesehen von der Gottesexistenz, daß Gott sich einen Konkurrenten schuf, der fortwährend mit ihm in Fehde lebt und ihm das zu entreißen sucht, was er geschaffen? Entweder also ist Gott nicht Gott, indem er keine Macht über den „bösen Geist“ besitzt, oder er duldet den „Teufel“ und dann ist er erst recht nicht Gott. Denn in diesem Falle würde er ja Vergnügen an den Qualen und dem Unglück seiner selbstgeschaffenen Wesen bekunden, und dies verträgt sich absolut nicht mit dem Gottesbegriff, sobald man an diesem und seiner Allgüte einmal festhält. Der Teufelsglaube schafft daher nur Ungereimtheiten — aber ist er nicht nothwendig für die Theologen? Gäbe es überhaupt solche ohne den „bösen Feind“? Schwerlich, denn wir wären ja dann lauter „Söhne des Himmels“ und könnten hübsch unsere Kirchensteuern sparen. Was würden aber unsere Staatslenker ohne Theologenhülfe beginnen? Läßt sich der heutige Staat ohne Bibel und Kutten überhaupt halten? Nein, darum ist der Teufelsglaube auch unendlich viel werth für unsere Großen, — ergo einen Teufelslästerungs-Paragraphen! Man überlege sich die Sache, denn Dienste verlangen Gegendienste.

Dr. M. L.

James Watt, der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine, ist es, den unsere Reproduktion eines Bildes des italienischen Malers Alessandro Rinaldi den Lesern der „Neuen Welt“ vorführt (S. 256). Der Künstler hat den jungen Watt, der bereits 1757, im Alter von 21 Jahren, zu Glasgow die Anstellung als Universitätsmechaniker erhielt, bei einem jener Experimente dargestellt, welche ihn zur Erfindung des Kondensators und damit zur Herstellung seiner zu vielseitiger technischer Anwendung brauchbaren Niederdruckmaschine geführt haben. Watt war ein Autodidakt, der seine hohe Bedeutung als Techniker und Erfinder im wesentlichen der eignen, mit großem Fleiße verbundenen Genialität zu verdanken hatte. Er wurde geboren am 19. Januar 1736 zu Greenock in Schottland und starb am 25. August 1819 zu Heathfield bei Birmingham. Seine Verdienste hatten ihm u. a. die Mitgliedschaft der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der französischen Akademie der Wissenschaften erworben.

Der Bau und die Einrichtung eines Zimmeraquariums. Es ist schon einmal die Aufmerksamkeit der Leser der „Neuen Welt“ (1876, pag. 520) auf die Unterhaltung und Belehrung, welche eine Wasserwelt im Kleinen, ein Aquarium, bietet, hingelenkt worden; meine Aufgabe sei, die Herstellung und Einrichtung desselben in zweckmäßiger und billiger Weise vorzuführen und Vorurtheile gegen Kostspieligkeit ꝛc. zu beseitigen. Ich habe vor allem den Arbeiter im Auge, der nach des Tages Mühen in staubigen Räumen abends eine Unterhaltung und Erholung in seinem traulichen Heim wünscht, und ich möchte ihn versichern, daß von allen Liebhabereien die in Rede stehende die billigste ist. Wer von der Beschaffung eines Behälters aus einer Aquariumhandlung, mit ihren verhältnißmäßig hohen Preisen, absieht, wende sich an einen tüchtigen Zeugschmied, lasse sich, je nach Geschmack, ein vier-, sechs- oder achteckiges Gestell mit Boden von starkem Flacheisen anfertigen. Die Säulen, $3^1/_2$ Centimeter breit, werden doppelt, die innere mit der äußeren durch je zwei Schrauben, verbunden, zwischen welche jeder Glaser die starken Scheiben einzieht, sie verkittet und das Gestell mit dreifachem Oelanstrich, von vielleicht steingrauer Farbe, versieht. Etwa 12 Centimeter unter dem Rande wird in eine Säule ein $^3/_4$ Centimeter Durchmesser haltendes Röhrchen befestigt, ein eben solches 4 Centimeter vom Boden. Vortheilhaft ist, den untern Eisenrand 7 bis 8 Centimeter hoch arbeiten zu lassen, um beim etwaigen Springen einer Scheibe nicht durch gänzliches Ablaufen des Wassers die Fische zu verlieren. Ein Aquariumbehälter, achteckig, konisch, 70 Centimeter lang, 56 breit und 42 hoch, circa 10 Feuereimer Wasser enthaltend, kostet, nach den Preisen einer mittelgroßen Stadt berechnet, 7 Mark für Eisengestell, Mark 5,20 für Glas, zusammen Mark 12,20. Ein sogenannter

Wandeimer zum Speisen des Springbrunnens, d. h. ein Feuereimer (seiner Cylinderform halber zu empfehlen) hinter Vorhang oder Tapetenwand verborgen, ein paar Meter Gummischlauch, die Cirkulation des Wassers vermittelnd, vervollständigen die Einrichtung*). Auf den Boden lege man einen Ziegelstein und fülle den Raum bis zur Höhe des Ziegelsteins mit grobem Kies, wie zum Straßenpflaster gebraucht, der vorher tüchtig auszuwaschen ist, um Trübung des Wassers zu verhindern. Dieser Grund wird mit kleinen Muscheln dekorirt, welche am billigsten zu beschaffen sind, indem man einer Tante oder sonst einer gutmüthigen alten Frau ein mit Muscheln besetztes Wandkörbchen, welches unscheinbar geworden, abschmeichelt und in heißes Wasser wirft; die sich ablösenden Muscheln erhalten die frühere Farbenschönheit zurück. Der auf dem Ziegelstein mit Cement befestigte, circa 12 Centimeter das Gefäß überragende Tuffstein, dessen oberer Rand einen Blumentopf einschließt, trägt eine schmalblättrige Pflanze, weil Wassertropfen auf breiten Blättern den Sonnenstrahlen ausgesetzt Brandflecken verursachen. Farren dauern in der Wohnstube nicht aus, deshalb ist das wechselständige Cypergras vorzuziehen. Von Pflanzen nehme man zum Einsetzen in den Kiesboden vor allem den Froschlöffel, ein prachtvolles heimisches Gewächs — rosenrothe Blüthchen bedecken einen pyramidenartig über das Wasser ragenden Blüthenschaft — in jedem Wiesengraben vorkommend, und das Pfeilkraut, nach der Form der Blätter benannt; ferner Laubkraut, an seinen krausen Blättern kenntlich, wächst in jeden Schlammgraben unter dem Wasser, hält sich im Aquarium selbst uneingepflanzt sehr lange. Wasserlinsen, jene kleinen Blättchen mit den zarten Würzelchen, können ab und zu auf das Wasser gestreut werden. Hornblatt, Froschbiß und die schwimmende Salvinie sind vorzüglich, aber schwieriger zu erlangen; die oben benannten Pflanzen genügen jedoch vollkommen dem Auge und erhalten das Wasser lange Zeit frisch und klar. Von Fischen setze man ein: Goldfische, die überall zu haben sind; Karpfen; kleine Satzkorfen; dann Karauschen, den vorigen ähnlich, an den Seiten messinggelb (diese 3 Fischarten gehen selbst im trüben Wasser nicht zu Grunde); Weißfische und Flußgründlinge, sowie Ellritzen; auf diese möchte ich, wegen ihrer Munterkeit und Beweglichkeit, besonders aufmerksam machen. Die letzteren sind überall beim Fischer unter den Futterfischen auszusuchen, daher billig zu bekommen. Dann kann man noch Schmerlen und Steinschmerlen dazu nehmen, die in kleinen Lachen mit dem Schmetterlingsnetz zu fangen sind. Je ein Paar vorbenannter Arten, deren allgemeines Bekanntsein ich voraussetzen zu dürfen glaube, bevölkern ein mittelgroßes Aquarium hinreichend und erfordern nicht viele Pflege. Geschmack, Zufall und billige Bezugsquellen werden die Besetzung schon variiren. Die Fütterung kann nicht billiger sein: Ameisenpuppen (Ameiseneier), rohes Rindfleisch geschabt, gekochtes Rindfleisch in Fasern zu reichen; das billigste und begehrteste Fleisch der Regenwürmer, mittelgroße, große zerstückt, und Fliegen. Die Unterhaltungskosten übersteigen im Jahre nicht 40 bis 50 Pfennig. Für den Dilettanten ist es nach meiner Meinung besser, von den Kriechthieren ganz abzusehen, nicht darum, weil ich ein abgesagter Feind aller Kriechthiere bin, sondern erstens, weil diese für ein unbedecktes Aquarium nicht zu empfehlen sind, und deshalb ein bedecktes anzulegen, nicht anzurathen ist; und zweitens, weil die darauf zu verwendende Sorgfalt bei weitem das erzielte Vergnügen überwiegt. Die kleinen markgroßen amerikanischen Schildkrötchen sind allerdings sehr niedlich, beanspruchen aber eine sorgfältige Pflege und sind schwer zu überwintern, meine starben regelmäßig im Oktober. Die Unliebenswürdigkeit der handgroßen, gemeinen Teichschildkröte ist unerträglich; entweder zwang sie sich ruinirend durch die Pflanzenstengel, den Tufstein u. s. w. oder sie schlug von dem Felsen herunter, polternd mit dem Rückenschilde gegen die Glaswand, kurz, gab sich alle Mühe, mich zu ärgern. Das Umherkriechen der Molche, Schlangen, das Herumfliegen der Wasserkäfer, welche des Abends von ihren Flügeln Gebrauch machen, in der Wohnstube, ist nicht jedermanns Geschmack. Wenn der Winter uns in die Stube bannt, das wohlthuende Grün vom Auge vergeblich draußen gesucht wird, dann weilt es gern auf einem grünen Plätzchen in der Stube; deshalb will ich eine eigenthümliche Einrichtung meines Aquariums erwähnen, die sich in dieser Jahreszeit besonders gut ausnimmt. An den beiden kurzen Seiten des länglichen Achtecks ruhen starke Glasscheiben 2 Centimeter über dem Wasserspiegel auf Messingdrähten, welche mit umgebogenen Enden im oberen Rande des Aquariums eingehakt sind; sie dienen folgenden Pflanzen, welche sich durch lange Zeit als ausdauernd in der Wohnstube erwiesen haben, als Standort: Jucapalme oder Palmenlilie, Apidistra dicolor (ich bin gezwungen die botanischen Namen anzuführen, damit man die Pflanzen beim Gärtner fordern kann, und weil es für viele Pflanzen keine deutschen gibt), das beliebte Ampelgewächs Cordeline, Kolla, Dräcena oder Drachenpalme und das billige Perückengras; auf dem Felsen das Miniaturbildchen einer Palme, das wechselständige Cypergras. Auf Konsolen hinter dem Aquarium die unverwüstliche Plectogyna (Apidistia elativa) mit ihren handbreiten Blättern, ein hochstämmiger Brandaloë und zu den Seiten schlingen Epheu, Geranium und Wasserepheu, die heimischen Blattformen vertretend, ihre Ranken um die tropischen Pflanzen. Unter diesem Blätterdach bietet das muntre, wechselvolle Treiben der Wasserbewohner, die stolze Grandezza der Goldfische, die Briefträgergeschäftigkeit der Ellritzen, die spionirende Neugier der Karpfen, die schlangenartige Geschwindigkeit der Steinschmerlen, ein lebensvolles Bild und ist eine unversiegliche Quelle der Unterhaltung und der Freude an den Mitgeschöpfen. Bei den Bauversuchen hat der Vater selbstverständlich die volle Sympathie der Kinder, bei seiner bessern Hälfte kann er sich nicht immer des Gleichen rühmen. Doch frisch vorwärts! Einwände dürfen ihn nicht beirren! Ist das Aquarium fertig gestellt, die Mutter setzt sich an den Tisch und die lustigen Brüder versammeln sich an dieser Seite die niedlichsten Purzelbäume schießend, wedelnd, sich drängend, um aus ihrer Hand ein Fleischfaserchen oder ein paar Krümchen zu erhaschen, dann haben sie ihr Herz gewonnen, den vorsorglichsten Schutz, und das Aquarium hat das **Hausrecht**. Ich spreche aus Erfahrung.

H—tz.

*) Der Springbrunnen ist nicht als Spielerei zu betrachten; die Cirkulation des Wassers führt den Fischen neuen Sauerstoff zu. Durch diese Vorrichtung, durch welche in heißen Tagen allabendlich 1 Eimer frischen Wassers zugesetzt wird, ist jährlich nur zweimalige gründliche Reinigung nöthig.

Korrespondenz.

Stettin. A. C. Ihre Sehnsucht nach einer „Seele“, die Sie lieben möchte, ist durchaus erklärlich und berechtigt; Ihre Verse sind jedoch garnicht geeignet, Ihnen solch' eine Seele zu erobern — zum Poeten gehört mehr als der gute Wille. Klagen Sie Ihr Leid in verständlicher Prosa einem halben Dutzend junger Mädchen, anstatt in Poesie der „N. W.“, so werden Sie sicherlich nicht zum unglücklichen Opfer der „bittren Ironie“ und der „Verzweiflung“ werden, wie Sie in den Schlußversen Ihres Gedichts schwarzseherisch prophezeien.

Winterthur. Sekundarlehrer K. K. Frdl. Dank für Ihre Mittheilungen! Dieselben mögen im wesentlichen gleich hier Platz finden:

„Wenn jemand Geographie studiren will, so findet er keinen bessern Atlas als ‚Wettstein, Schulatlas für Sekundarschulen' (25 Bl.) und kein besseres Lehrmittel (auch für mathem. Geogr.) als ‚Wettstein, Leitfaden für d. Unterricht in Geogr. f. Sekundarschulen'. Beide Werke sind spottbillig, Atlas 4 Frcs., Leitfaden 1,20 Frcs., während Sydow 6—7 Mark kostet. (Wettstein ist Lehrer am zürch. Seminar in Küßnacht, der staatlich gemaßregelte Anhänger Darwins.)“

Groß-Ottersleben. F. B. Wir wollen sehen, ob wir Kotzebue's Verzweiflung demnächst zur Hand bekommen.

Kiel. „Der Obige.“ Sie thäten uns leid, wenn Sie wirklich auf so tiefer Stufe der Urtheilsfähigkeit ständen, als Ihr Schreiben zu verrathen scheint. Wer den Inhalt der „N. W.“ als „ganz gewiß nicht interessant“ bezeichnet, der mag nur ruhig zu der so interessanten Schundliteratur zurückkehren.

Linden. H. B. Sie haben recht, wenn Sie meinen, der Ueberfluß an Produkten derart, habe die Veröffentlichung des von Ihnen vor längerer Zeit eingesendeten Silbenräthsels vorläufig verhindert. Auch das jüngst eingesandte wird vielleicht etliche Zeit zu warten haben. Am sichersten würden diejenigen Räthselverfasser auf baldigen Abdruck zu rechnen haben, welche als Räthselauflösungen mit der Tendenz der „N. W.“ harmonirende Sinnsprüche u. dgl., nicht aber bloße Namen, wählen möchten. Wollen Sie's probiren?

Berlin. O. Mt. Die Liebe sei eigentlich „nicht nöthig“, meinen Sie? So — Ihnen? — H. Ro. Wir bedauern, daß der durchaus einseitige und die älteren Stenographiesysteme in rücksichtsloser Weise angreifende Inhalt Ihrer Arbeit uns die Erfüllung der Zusage, Sie zuerst gegen Dr. M. zu Worte kommen zu lassen, unmöglich gemacht hat. Es liegt, nach unsrer Ansicht, in Ihrem dringendsten Interesse, den Schein zu vermeiden, als wollten Sie solch' eine Gelegenheit zur Herabsetzung der anderen Systeme und zur Reklame für Ihr eigenes benutzen. Im vorliegenden Falle handelt es sich um den Werth der Stenographie im allgemeinen und garnicht um die speziellen Vorzüge und Nachtheile einzelner Systeme. Wir glauben, Ihnen mit der Zurückstellung Ihrer Arbeit einen Dienst erwiesen zu haben.

Breslau. H. J. B. Besten Dank für Komposition 2c. Das Etcätera wird sich wahrscheinlich, die Komposition vielleicht bald verwerthen lassen. Wenn Sie das Urtheil, welches abzugeben, Ihrer Meinung nach, Ihnen nicht ziemt, uns ganz unverholen mittheilen wollten, so würden Sie uns **sehr** verbinden. — A. Ran. Sie hegen das Verlangen, eine Abbildung des „Gabeljürgen“ auf dem Neumarkt in Breslau in der „N. W.“ erscheinen zu sehen? Was begeistert Sie am Gabeljürgen denn so sehr? Die große Gabel vielleicht? —

Spremberg. C. B. Ihr Geld und Ihre Bestellung haben wir der Expedition übermittelt.

Königsberg. E. Bdr. Solchen Wunsch erfüllen wir stets so rasch als möglich. Von Kosten ist natürlich gar keine Rede.

H—n. M. W. Strophen, wie die folgende:

Heilige Freiheit, süßer Traum,
Die wir theuer uns erkaufen,
Werde nicht zu Seifenschaum,
Denn wir werden tapfer um dich raufen!

beweisen, daß Sie mit Ihrer Meinung, Ihre Gedichte wären ganz makellos, doch **sehr** auf Irrwegen sind. Lernen Sie recht fleißig und geben Sie den Gedanken, als Dichter vor die Oeffentlichkeit zu treten, ganz auf.

Villach. F. M. Die Expedition hat Ihre Bestellung sofort effektuirt.

Die Unterzeichnete bittet Ihren Vater, den Schneidergesellen Friedrich Rudolph **Gerlach**, welcher am 13. September 1869 von hier fortging und in Berlin bei Mohr und Speier gearbeitet hat, nach dem Tode der Mutter an sie zu schreiben. Auch andere, die seinen Aufenthalt kennen, bittet um Nachricht **Johanna Gerlach**,
Königsberg (Ostpreußen), Burgstraße Nr. 4.

Aerztlicher Briefkasten.

Potsdam. F. H. Ihre mit Ineinanderlaufen der Schrift verbundene Augenschwäche kann verschiedene Ursachen haben, die nur durch kunstgemäße Untersuchung des Auges seitens eines Spezialarztes zu ermitteln sind. Derselbe wird Ihnen auch das passende Mittel — wahrscheinlich eine Brille — dagegen verordnen. Vor Augenwässern und anderen Hausmitteln warnen wir Sie.

Buckau. Frau B. E. Das von homöopathischen Aerzten nach der Impfung der Kuhpocken gewöhnlich verabreichte Mittel ist Thuja occidentalis in 3. Potenz. Dasselbe wird, solange der Pockenausschlag dauert, täglich einmal zu 2—4 Tropfen in etwas Wasser gegeben und soll üble Nebenzufälle und weitere Folgeerkrankungen verhüten. Doch muß man es aus einer homöopathischen Spezial-Apotheke beziehen, nicht aus einer allopathischen Apotheke. Ein Fläschchen von 10 Gramm Inhalt kostet 30 Pf.

Berlin. Felix S. Ihr Leiden ist wahrscheinlich die unter dem Namen „Parosmie“ bekannte Neurose. Da Sie bei den dortigen Aerzten keine Hülfe gefunden, so wollen wir Sie, weil uns der vorliegende Fall besonders interessirt, versuchsweise in Behandlung nehmen und bitten Sie, unter der Adresse der Redaktion d. Bl., um genauere Angabe Ihrer Wohnung.

Dr. **Resau**.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 16. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: **Bruno Geiser** in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Eine momentane Verwirrung kam über beide, aber sie faßten sich rasch und Wolfgang fand so schnell den herzlichen, natürlichen Ton wieder, den Martha heimlich unwiderstehlich nannte und bei dem ihr so wohl ward, daß sie fast unbefangen ihren Arm in den seinen legte, als er sie zu einer Promenade durch den Garten aufforderte, den er ja noch nicht kannte. Die Gäste hatten sich in größeren und kleineren Gruppen nach Laune und Zufall in den Parterrelokalitäten des Hauses, in Garten und Park zerstreut, jedes Ruheplätzchen war von einer animirten kleinen Gesellschaft eingenommen, bei jeder Krümmung der Wege fast stieß man auf einen solchen Kreis näherer Bekannter, und überall war Gelächter und Stimmengeschwirr und Gekicher, und die bunten Frühlingsgewänder der jungen Mädchen schimmerten durch die lichtgrünen Büsche. Aber das kümmerte die beiden wenig, die langsam dahinschritten und vor jedem Rondel, vor jedem Rosenbäumchen, vor jeder Blattpflanzengruppe stehen blieben und einander in der innigen Freude an der Natur unbewußt näher traten, als sie dies vor einer Stunde für möglich gehalten hätten. Es machte Wolfgang ungeahntes Vergnügen, Martha zu erzählen, wie er selbst in den Besitz eines Gartens gelangt sei und wie wohl er sich in seinem kleinen grünen Reiche fühle. Seine Wirthin besaß, außerhalb der Stadt und auf drei Seiten von einem beinahe stagnirenden Kanal umschlossen, einen ziemlich großen Gras- und Obstgarten, in welchem sie nebenher nur noch einige Küchenkräuter und etwas Gemüse zog. Mit Vergnügen hatte sie dieses Stück Land an ihn abgetreten und ihm gestattet, in demselben nach freiem Belieben zu schalten und zu walten, und mit Hilfe eines alten Gärtners hatte er sich daran gemacht, den halb wüsten Komplex zu einem freundlichen Garten umzuschaffen, was denn auch in der Hauptsache bereits gelungen war. Das halb verfallene gemauerte Häuschen, welches zwischen den Bäumen stand, hatte sich mit geringen Kosten wieder in wohnlichen Stand setzen lassen; von wildem Wein überwuchert, bot es einen freundlichen Anblick, und den Sommer über wollte er draußen bei offner Thür und halb im Freien lesen und studiren. „Und dichten," ergänzte Martha, beinahe zaghaft, aber mit einem so gewinnenden Lächeln, daß er für die Erwähnung seiner poetischen Versuche nicht einmal das unmuthige Aufwerfen der Lippen hatte, welches ihm sonst für derartige Indiskretionen zur Verfügung stand. Die Antwort, welche ihm auf der Lippe schwebte, wurde ihm durch eine unerwartete Begegnung abgeschnitten, welche dem Gespräch sofort eine andere Wendung gab. Der Rektor Storck und der Bürgermeister kamen ihnen in fast aufgeregtem, anscheinend politischen Gespräch entgegen und während letzterer höflich grüßte, schossen die Augen des ersteren, indem er vor Martha eine devote Verbeugung machte, einen Blick auf Wolfgang, in dem soviel Feindseligkeit und Haß lagen, daß Martha, als die beiden vorüber waren, nicht umhin konnte, Wolfgang zu fragen, ob er dem Rektor etwa Anlaß gegeben habe, ihm übelzuwollen. Wolfgang hatte keinen Grund, sein Rencontre mit dem Schulmonarchen zu verheimlichen; er erzählte dasselbe mit Laune und Humor und machte mit einem freudigen Staunen die Entdeckung, daß seine ernste Begleiterin auf's herzlichste zu lachen verstand. Die Demüthigung, welche der Hochmüthige erfahren hatte, schien ihr zur persönlichen Genugthuung zu gereichen und sie machte kein Hehl daraus, daß ihr der Mensch in tiefster Seele antipathisch sei, obgleich er vor Jahren eine seiner Tanzkompositionen nach ihr getauft und ihr gewidmet habe — eine Ehre, die sie allerdings mit jeder seiner Schülerinnen im Klavierspiel theile. Sie waren so, ohne Acht auf den Weg zu haben, an die Pforte im Wildzaun gelangt, durch welche man aus dem Park in die königlichen Forste gelangen konnte und vor der sie nach ihrer ersten Begegnung von einander schieden. Beiden drängte sich die Erinnerung an jene erste Begegnung auf und Wolfgang fragte: „Sind Sie nicht an dem Abend, wo der lichtgraue Stier so freundlich war, unsere Bekanntschaft in etwas ungewöhnlicher Weise zu vermitteln, durch diese Thür in den Park getreten?"

„Gewiß — aber wissen Sie auch, daß ich an jenem Abend doch etwas eingebüßt habe. Ich vermißte später einen meiner Handschuhe — muthmaßlich ist er an der Stelle liegen geblieben, wo wir meine kleine Blessur entdeckten."

„Ich kann Ihnen Aufschluß geben — Ihre Vermuthung trifft nicht zu. Ich habe den Handschuh damals mechanisch eingesteckt und vergessen, ihn zurückzugeben, und als ich ihn entdeckte, glaubte ich, ihn als ein kleines Andenken an jene Stunde behalten zu dürfen. Indessen steht er, wenn ich dabei zu voreilig geschlossen habe, jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung."

Martha erröthete bis in die Schläfen, aber im nächsten Moment schon sagte sie ungezwungen, scherzend und ohne jeden störenden Anflug von Koketterie:

„O nein, behalten Sie ihn immerhin und lassen Sie ihn ein Unterpfand ferneren freundlichen Verkehrs sein; ich würde jetzt in seiner Zurücksendung die Ankündigung erblicken, daß Sie nie wieder über Ihren Garten und Ihre Rosen mit mir plaudern wollen, wie Sie es heute gethan haben."

„Dann kann ich ihn also wohl als mein unveräußerliches Eigenthum betrachten, denn über diesen Punkt werden Sie mich vermuthlich stets gesprächig und mittheilsam finden, da Sie ein warmes Naturgefühl und Sinn für einfache Schönheit haben."

Sie waren umgekehrt und eben nicht angenehm überrascht, als ihnen Frau v. Larisch entgegenkam; schon von weitem rief sie ihnen scherzend zu:

„Also Martha entführt mir unsern tollkühnen Feuerwehrhauptmann, der mir vor einer Stunde mit sehr ernster Miene eröffnet, daß er eine Bitte an mich zu richten habe — freilich, wenn zwei Waldschwärmer zusammen kommen, finden sie so leicht kein Ende."

„Nicht Buchen und Birken — des Herrn Kommerzienraths Rosen tragen die Schuld, und Sie können immerhin ein Examen mit Fräulein Hoyer anstellen: Sie weiß jetzt ganz genau, welche Rosen Gloire de Dijon, welche Malmaison, welche Boule de Neige, welche Paul Néron und Maréchal Niel heißen; es ist fraglich, ob Sie eine gleich wißbegierige Schülerin gewesen wären."

„In der That bin ich viel neugieriger auf die bewußte Bitte — ist es Ihnen gleichgiltig, ob Sie dieselbe unter vier Augen oder vor Zeugen aussprechen?"

Wolfgang errieth wohl, daß es Frau v. Larisch am erwünschtesten gewesen wäre, Martha abzulösen und sich von ihm durch den Garten führen zu lassen, aber er verstand sie absichtlich nicht und erwiderte, daß seine Bitte sehr wohl auch von Fräulein Hoyer gehört werden könne; sie nahmen in der den Ausgang aus dem Gartensalon flankirenden, von Schlinggewächsen überwucherten Veranda Platz und auf Frau von Larisch's etwas ironisch klingende Aufforderung warf Wolfgang die Frage auf, ob sie in der Lage sei, ein junges Mädchen, für das er sich bis zu einem gewissen Grade interessire, entweder selbst in ihren Dienst zu nehmen oder es in W. in einer Familie unterzubringen, die sie human behandle und ihr Gelegenheit biete, noch etwas zu lernen. Frau v. Larisch warf einen neugierigen Seitenblick auf Martha, und war ein wenig überrascht, dieselbe fast theilnahmlos und ohne sichtbare Zeichen einer Anwandlung von Eifersucht zu finden; sie fragte, den Nachsatz leicht betonend: „Kann man die Person sehen und — ist sie hübsch?"

„Ich werde Ihnen, wenn Sie erlauben, meinen Schützling schicken; für einen Menschen, dem man das Leben gerettet hat, interessirt man sich immer ein wenig, und die Kleine ist hier nicht in Verhältnissen, die ihr zuträglich wären — ich möchte, daß sie von hier fortkäme. Ob sie hübsch ist — mein Gott, ich glaube — es ist wenigstens möglich —, aber ich kann nichts bestimmtes darüber sagen."

Frau v. Larisch brach in ein herzliches Gelächter aus und schlug Wolfgang mit dem Fächer leicht auf die Hand; es war ihr nicht möglich, die Aufrichtigkeit dieser Versicherung in Zweifel zu ziehen, und dennoch war es gewiß äußerst komisch, daß dieser junge Mann über das Aeußere des jungen Mädchens, das er auf seinen Armen durch Rauch und Flammen getragen, nur so unvollständige Auskunft zu geben vermochte.

„Sie sind in der That ein Original, Herr Hammer — aber da die Dinge eine solche Bewandniß haben, ist es selbstverständlich, daß ich mich der Kleinen annehme. Schicken Sie dieselbe zu mir — ich werde sie, wenn ich nach W. zurückreise, gleich mitnehmen und das Weitere lassen Sie meine Sorge sein. Das ist gewiß das Mindeste, was ich thun kann, um Ihnen zu beweisen, welchen aufrichtigen Antheil wir alle an ihrem beherzten Rettungswerk genommen haben, namentlich aber Martha, die sich in vollem Ernst für die — allerdings sehr unschuldige — Ursache Ihrer Verwundung hielt. Und doch — ich wette — hat sie Ihnen während Ihrer langen Promenade kein Sterbenswörtchen über Ihre kühne That gesagt. Das gilt freilich auch von uns, von Emmy und mir, aber Sie dürfen überzeugt sein, daß sich im ganzen Städtchen niemand lebhafter über Ihre Genesung gefreut hat, als wir drei, und daß wir nur bedauerten, so garnichts für Sie thun und uns nicht einmal persönlich nach Ihnen erkundigen zu können."

Martha hatte sich schon von der geflissentlichen Hervorhebung ihrer Theilnahme peinlich berührt gefühlt, und sie erröthete über diese unnöthige Lüge ihrer Gefährtin bei jenem bangen und doch so wohlthuenden Abendgang, und es war ihr sehr lieb, daß Wolfgang dieses für sie fast peinliche Gespräch rasch beendete.

„Sie glauben nicht, wieviel mir daran liegt, nicht wieder an jene sogenannte heroische That erinnert zu werden. Ich habe es Fräulein Hoyer aufrichtig Dank gewußt, daß sie es mir erließ, von jener für mich wirklich sehr ungemüthlichen Nacht zu sprechen, die ich zu den vergangenen Dingen rechne, und wenn Sie noch ein paar Minuten für mich haben, so lassen Sie uns lieber von anderem plaudern."

„Es steht Ihnen, ein wenig den stolzen Sonderling zu spielen, das wissen Sie jedenfalls ganz genau, aber wir müssen, wie Sie sehen, zu plaudern aufhören; hören Sie nicht die ersten Takte der „Aufforderung zum Tanz"? Von allen Seiten drängt man nach dem Saal — die paar Noten thuen Wunder und beflügeln alle Füßchen. Auf Widersehen also in der Kolonne, die zur Polonaise antritt."

Wolfgang erwiderte nichts, aber er warf einen fragenden Blick auf Martha und es berührte ihn wohlthuend, daß er ihre Kleidung, die er bisher nicht beachtet hatte, keineswegs ballmäßig fand — sie war, ohne gesucht frauenhaft zu sein, ein stummer Protest gegen die Vermuthung, als wolle auch sie noch zu den tanzlustigen jungen Mädchen gerechnet sein, und man würde es ihr durchaus nicht haben verübeln können, wenn sie sich eine Nuance jugendlicher gekleidet hätte.

„Sie beabsichtigen natürlich ebenfalls, sich nun nach dem Saal zu wenden?" fragte er. „Ich tanze nicht und auch das passive Zusehen macht mir kein Vergnügen, ich suche also lieber wieder den Garten auf und genieße den schönen Abend."

Martha sah ihn, schmerzlich überrascht, fast bittend an: „Ich hatte gehofft, Sie würden mich nicht meinem Schicksal überlassen. Ich muß allerdings hinüber, aber ich werde so wenig als möglich tanzen, und wir hätten also plaudern können, vorausgesetzt, daß Ihnen das noch Vergnügen macht."

„Wenn Sie meine Unterhaltung dem Tanzen vorziehen, ist es ja selbstverständlich, daß ich bei Ihnen bleibe, aber ich hatte eben daran gedacht, daß niemand an der Seite einer tanzlustigen Dame überflüssiger ist, als ein Herr, der selbst nicht tanzt und es verschuldet, daß sie nicht engagirt wird."

Sie traten in den Saal, in welchem die Polonaise bereits begonnen hatte, und Martha hatte mit raschem Ueberblick bald ein Plätzchen ausgespäht, das abgelegen war ohne versteckt zu sein und ihnen die Möglichkeit zusicherte, sich nach Wunsch zu isoliren. So hatte die Plauderei, die sich sofort entspann und die sehr bald den Charakter jener Vertraulichkeit annahm, die sich zwischen wahlverwandten Naturen oft in der ersten Viertelstunde der Bekanntschaft entwickelt, keine Zeugen — es war freilich auch eine Plauderei, die sich in diesem Ballsaal ausnahm, wie eine Tropenblume in einem märkischen Föhrenwalde, eine Plauderei, die Fräulein Emmy sicherlich ennuyant zum Sterben gefunden hätte. Ein Austausch von Bemerkungen und Reflexionen über jene kleinen Liebhabereien und Aversionen, aus denen man sich oftmals den ganzen Menschen konstruiren kann — nichts weiter, und dieser Austausch ward nicht einmal durch das Zutagetreten von Gegensätzen pikant gewürzt. Martha sah oftmals ein Lächeln auf Wolfgang's Lippen, wenn sie ihm wieder mit den Schlußworten einer Gedankenreihe entgegen kam und ihm so bewies, daß ihr diese Gedankenreihe längst vertraut geworden war, und sie traf oftmals mit einem Wort das Wesen des erörterten Gegenstandes so glücklich, daß der ernste junge Mann nicht in Zweifel darüber sein konnte, ein Mädchen vor sich zu haben, das ebenso rastlos und ebenso energisch nachgedacht hatte, wie er selber, wenigstens auf allen den Gebieten, auf die ihr bescheidener, eher zaghafter als unternehmender Sinn sich gewagt hatte. Wolfgang, dem es schon schwer geworden wäre, dem flachen Fräulein Emmy eine von den banalen Schmeicheleien zu sagen, bei denen man sich nichts denkt und mit denen man bewußt falsche Münze ausgibt, die aber doch begierig als ächtes Gold genommen werden, würde sich Martha gegenüber jedes Kompliments und jedes Anklangs an die alltägliche Kurmacherei geschämt haben, und was er ihr aus Ueberzeugung hätte sagen können, unterdrückte er gewaltsam, und mit einer Besorgniß, die etwas höchst unbehagliches hatte, unterwarf er jedes Wort einer peinlichen Censur und fragte sich, ob er nicht vielleicht bereits zu weit gegangen sei. Er hätte so gern sich gehen lassen, er hätte so gern vergessen, daß Martha gewissermaßen der Kompagnon seines Chefs war, er hätte so gern nur das einsame Mädchen in ihr gesehen, das an ihm die

ersehnte männliche Stütze, den Berather und Leiter zu finden schien, aber er stolperte fortwährend über das abgeschmackte, häßliche, brutale Wort: „er hat sich schlauerweise in die Fabrik eingeheirathet", und dann wurde der Blick seiner Augen dunkel und streng und die Lippen schlossen sich fest aufeinander und von seinen offenen, ausdrucksfähigen Zügen verlor sich der freundliche Ausdruck. Dieses wechselnde Spiel des Affekts, dieser Widerschein des innern Kampfs entgingen Martha nicht — traten sie doch zu Tage wie das jähe Sichablösen von Licht und Schatten auf einer Landschaft, die man an einem Sommertage, an dem die Sonne mit rasch ziehenden Wolken in Hader liegt, vom Hügelkamm überschaut. Aber das arme Mädchen wußte sich diesen Wechsel des Ausdrucks nicht zu erklären, und beklommen und beunruhigt stand sie einem Räthsel gegenüber, ohne den Muth zu direkter, offner Frage. Das Gespräch der beiden hatte von dem Tanz, der den Saal mit wirbelnden Paaren erfüllte, kaum Notiz genommen; da flog Emmy im Arm eines jungen Husarenoffiziers vorüber und ihr Fächer deutete, während ihr Mund lächelnd einige Worte flüsterte, deren Sinn sich nicht einmal errathen ließ, auf die in ihr Geplauder Vertieften, die wie Bruder und Schwester, die über eine ernste, aber ihnen angenehme Angelegenheit sich unterhalten, beisammen saßen. Martha sah ihr einen Moment nach und wendete sich dann an Wolfgang mit der Frage:

„Sie perhorresziren das Tanzen prinzipiell?"

„Allerdings — es ist in meinen Augen eine schreiende Inkonsequenz, eine sanktionirte Verhöhnung der heilig-gesprochenen Sitte. Auf der einen Seite sind die jungen Mädchen unnahbar, die geringste Unschicklichkeit läßt sie tief erröthen und viele Dinge, die an sich sehr unschuldig und natürlich sind, dürfen in ihrem Beisein nicht erwähnt werden; es gibt nichts zarteres und verletzlicheres als ihre Schamhaftigkeit — und an einem Ballabend machen sie in der raffinirtesten Weise Parade mit allen irgend zu zeigenden Reizen. Man würde Zeter schreien über den jungen Mann, der im Feuer des Gesprächs sich erlaubte, ihre Hand zu fassen — und an einem Ballabend geht sie aus einem Arm in den andern und schmiegt sich an wildfremde junge Männer, die ihr fünf Minuten vorher erst vorgestellt wurden, und ihre zarte Jungfräulichkeit erträgt ohne die geringsten Skrupel und ohne Unbehagen die Möglichkeit, im einen Moment von dem Manne ihrer Wahl und im nächsten von einem notorischen Wüstling umarmt zu werden, der vielleicht aus dem „Boudoir" einer Tingeltangel-Sängerin nach dem Ballsaal gefahren ist. Was von Person zu Person und unter vier Augen eine Gunst, ein indirektes Zugeständniß süßester Neigung wäre, wird im Ballsaal mit vollen Händen verschenkt; man macht sich zum Gemeingut, und der sittenloseste Mensch mag sich sein Theil annektiren, sobald er in einen Frack geschlüpft ist und seine Finger in weiße Glacés gezwängt hat; erforderlich ist dann nur noch eine tadellose Verbeugung und die Dame, die nicht bereits für alle Tänze versagt ist — und wäre ihr der Mensch noch so verhaßt und verächtlich —, hat einfach Folge zu leisten, will sie nicht überhaupt auf das Tanzen verzichten. Es ist merkwürdig, wie leicht von sonst ganz feinfühligen Menschen der unsittliche Kern einer Sitte übersehen wird und wie selten sich Naturen finden, die kein Bedenken trägen, auch über die altehrwürdigsten Bräuche nachzudenken, sie einer Kritik zu unterziehen und sie zu verurtheilen, wenn sie ihnen widersinnig und häßlich erscheinen. Ich darf ganz offen bekennen, den modischen Rundtanz, der durch den Vergleich mit den meist graziösen Nationaltänzen geradezu lächerlich-unschön wird, von Kindesbeinen auf gehaßt zu haben, und es ist dies einer von den wenigen Punkten, über die ich erbittert und hartnäckig streiten kann, einer von den wenigen Punkten, über die ich leidenschaftlich zu werden vermag."

Er unterdrückte, was ihm noch auf den Lippen schwebte; er wollte nicht an den Vorwurf erinnern, den in Jordans „Demiurgos" Heinrich der Geliebten macht, daß sie

„am Tanz, am dargestellten Sinnenbrand,
In seiner Gegenwart Gefallen fand."

Er mochte Goethe's und des Dichterlords Aeußerungen über den Walzer nicht erwähnen, und Martha widersprach ihm ja auch nicht, sondern meinte nachdenklich, sie habe nie passionirt getanzt, und seit es ihr einmal eingefallen sei, mit zugehaltenen Ohren hinabzublicken in einen von galoppirenden Paaren erfüllten Saal, habe sie sich des Tanzens möglichst enthalten und sei immer bemüht gewesen, Engagements zu entgehen; höre man die Musik nicht, so meine man, unter Tollhäusler gerathen zu sein, und diesen Eindruck habe sie nie verwinden können; über Wolfgangs Einwände müsse sie erst reiflich nachdenken — sie seien überraschend und fast erschreckend und beschämend für sie, und solche neue Gesichtspunkte wollten sorgsam erwogen sein. Wolfgang gab dem Gespräch unmerklich eine andere Wendung, und Martha hatte ihn im Geiste auf einer Fußwanderung durch die Berge und Schluchten von Nordwales begleitet und mit ihm in Glan-y-Coed Strandferien verlebt, verträumt und verangelt, als sie sehr unliebsam und unerwartet gestört wurden. Ein Husaren-Rittmeister, der seine nicht mehr zu bemäntelnde Glatze wohl mehr dem üblichen „Leben" der Kavallerieoffiziere als seinem Alter verdankte, dessen Embonpoint jedoch dafür sprach, daß er in die behäbigen und bequemen Jahre kam, hatte sich zwischen Tischen und Stühlen bis zu den einsam Plaudernden durchgewunden und forderte Martha mit einer tiefen Verbeugung auf, ihm die Ehre eines Walzers zu gönnen. Sie war überrascht und verwirrt, ihre erste, instinktive Bewegung war, sich zu erheben, und sie würde dem Rittmeister, gewohnheitsmäßig, wenn auch mit Widerstreben und Bedauern, gefolgt sein, wenn ihr nicht plötzlich Wolfgangs lebhafte Abneigung gegen das Tanzen eingefallen wäre. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, aber wozu war das auch nöthig? Sie glaubte zu sehen, wie gespannt und erwartungsvoll sein Blick auf ihr ruhte. Sie irrte sich; Wolfgang betrachtete nachdenklich seine Stiefelspitzen, als ginge ihn das weitere nichts mehr an, und in seinen regungslosen Zügen war keine Spur einer Bewegung zu entdecken. Er war gespannt auf die Entscheidung, aber er wünschte fast, Martha möge dem Husaren folgen, damit er ein Recht erhielt, ihr gleichmüthig den Rücken zu kehren, und doch — als sie, sich besinnend, des Rittmeisters Aufforderung ablehnte und ihm erklärte, daß sie diesen Abend noch nicht getanzt hätte und auch nicht tanzen würde, schoß ihm eine jähe Röthe in die Wangen, und als der korpulente Kriegsmann seinen Rückzug bewerkstelligt hatte, sagte er leise, aber mit einem Ausdruck von Innigkeit, über den er selber erschrak:

„Sie haben mir eine große Freude gemacht, Fräulein Hoyer — ich danke Ihnen."

„War die Ablehnung nach unserer Unterhaltung nicht eigentlich selbstverständlich?"

„Nein. Aber wir wollen das nicht weiter erörtern, sondern den abgerissenen Faden wieder aufnehmen, man wird uns hoffentlich nicht sogleich wieder stören."

Und sie setzten ihr Geplauder fort, und die rauschenden Tanzweisen kamen wie aus weiter, weiter Ferne zu ihnen; beide hörten immer nur die eine liebe Stimme, die durch einen einzigen Laut all' jene leichten, seichten Melodien aufwog, und die Zeit verging ihnen mit einer unerklärlichen Schnelligkeit, die beinahe etwas Belustigendes hatte und die doch auch wieder betrübend war. Frau von Larisch und Fräulein Emmy waren so unausgesetzt von ihren Tänzern umschwärmt, daß sie nicht zuzugeben brauchten, das eigenthümliche Paar recht geflissentlich sich selber überlassen zu haben; dennoch würde namentlich die gewandte Frau von Larisch keine Mühe gehabt haben, ihren Verehrern zu entschlüpfen, wenn ihr nicht grade daran gelegen gewesen wäre, die beiden ungestört zu lassen. Diese Neigung war ihr ein psychologisches Problem, dessen Lösung sie reizte, und es beschäftigte sie in einer anregenden Weise, zu beobachten, wie diese beiden ungewöhnlichen Menschen bald mit kühnen Siebenmeilenstiefelschritten einander näher kamen, bald wieder vor einem winzigen feuchten Gesicker bedenklich Halt machten, das über den Weg sich zog und ihnen höchstens die Schuhsohlen genetzt haben würde. Es gab nur eins, was wohl noch interessanter sein mußte, als dieses Beobachten — eine kleine, anmuthig-heiße Liebelei mit dem blonden Sonderling, aber — wir kennen die Bedenken der klugen Weltdame von früher, und diese Bedenken hatten nichts von ihrer Stärke eingebüßt.

Es war schon Mitternacht, als sie endlich eine Pause dazu benützte, die beiden, deren freiwillige Isolirung im allgemeinen bei dem zwanglosen Charakter des Festes kaum aufgefallen war, aufzusuchen. Lächelnd wandte sie sich an Wolfgang:

„Sie erwarten einen Vorhalt darüber, daß Sie nicht tanzen? Seien Sie unbesorgt. Erstens haben Sie unzweifelhaft das bessere Theil erwählt, wenn Sie mit Martha plaudern, statt sich im Reigen zu schwingen, und dann — ich habe Ihnen bereits das Sonderlings-Privilegium eingeräumt, auf die Vergnügungen und Genüsse gewöhnlicher Menschenkinder mit einem Achselzucken herabblicken zu dürfen, und wundre mich keinen Moment darüber, daß Sie auch in dieser Hinsicht Ihrer Rolle getreu bleiben."

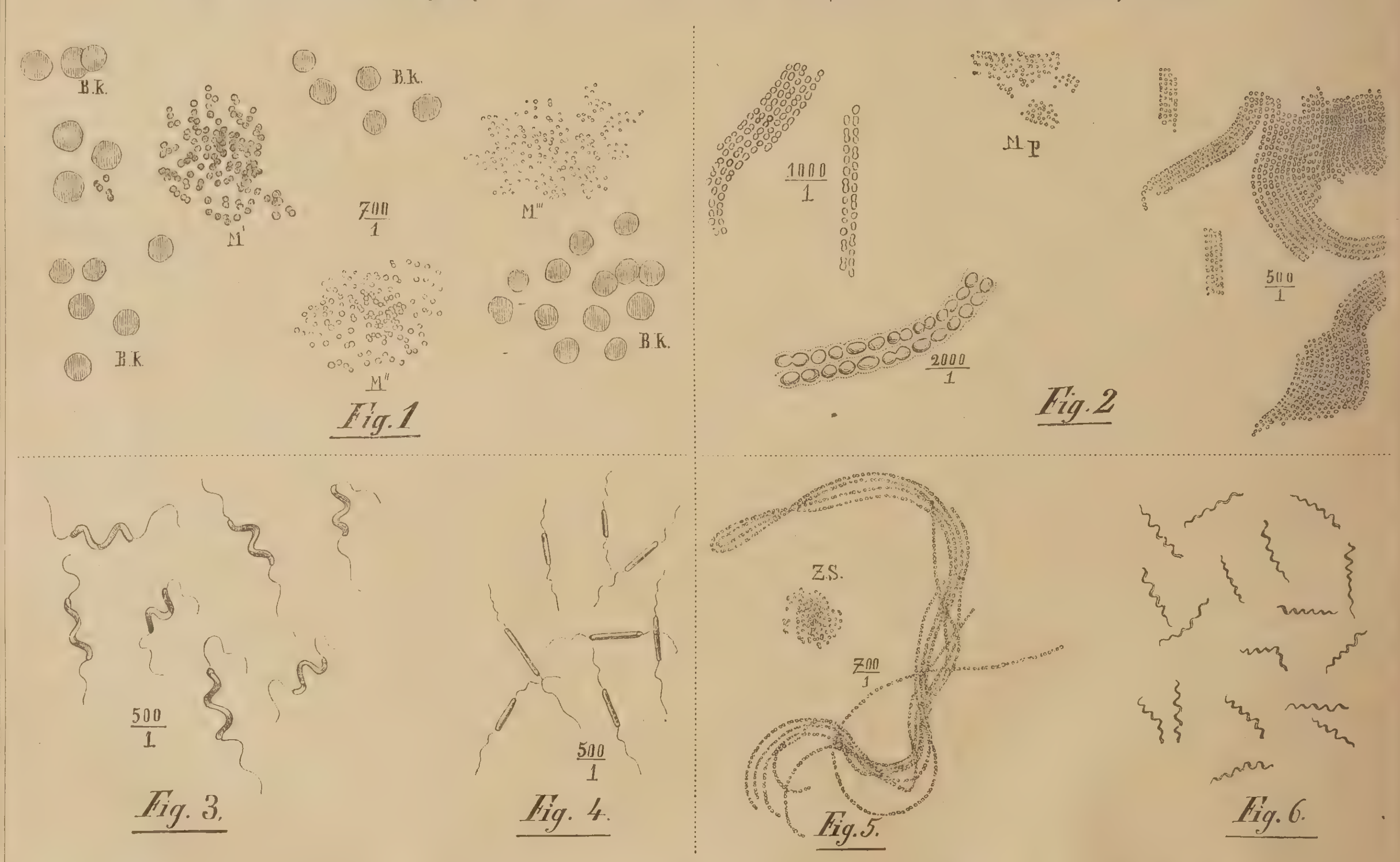
„Wenn man schon dadurch ein Sonderling wird, daß man nicht tanzt, acceptire ich die Bezeichnung — es fragt sich überhaupt noch, ob sie nicht eher ein Lob, als einen Tadel enthält; denn die meisten Menschen sind vielleicht nur darum unfähig, sich abzusondern, weil sie, allein mit ihrem eigenen trübseligen Ich, vor Langeweile umkommen würden.“

„Wird keinen Augenblick bestritten, mein Herr — es reizt mich nur, Sie zum Widerspruch herauszufordern, weil ich sicher sein kann, eine originelle Antwort zu erhalten, wie sie die meisten nicht zu geben wissen. Sie übertreiben ein wenig, aber ich bin ja nicht gezwungen, alles, was Sie sagen, für baare Münze zu nehmen und dafür, daß Sie garnicht so absonderungslüstern sind, bürgt mir schon der Umstand, daß Sie Martha ein so treuer Ritter gewesen sind. Wissen Sie, daß ich bedaure, nicht auch haben zuhören zu können? Aber das läßt sich ja noch einigermaßen nachholen, indem ich mich hier eindränge, entschlossen, Sie fort und fort zum Widerspruch zu reizen.“

Und sie nahm Platz und verwickelte Wolfgang mit Laune und Geist in ein übermüthiges Wort- und Witzgeplänkel. Plötzlich vermißte sie ihr Taschentuch und besann sich sogleich darauf, es in der Veranda liegen gelassen zu haben; Wolfgang stand auf, um es zu holen. Die nur matt erleuchtete Veranda war vollständig öde; nur an einem der Tische, die außerhalb derselben im Freien standen, mußten einige Herren, des Tanzens müde, platzgenommen haben, denn von dorther kam der Klang männlicher Stimmen. Er war gezwungen, zu hören, was da gesprochen ward, während er nach dem Tuche suchte, aber er achtete nicht weiter darauf. Plötzlich (er war eben im Begriff, das Tuch, welches sich endlich gefunden, an sich zu nehmen) hielt er unwillkürlich den Athem an. War das nicht Martha, von der die Herren sprachen? Wie unwürdig ihm auch die Lauscherrolle erschien — sein Fuß wurzelte förmlich im Boden, und nun interessirte ihn auch die Einleitung des Gesprächs.

(Fortsetzung folgt.)

Die niederen Pilze als Vermittler ansteckender Krankheiten.



Tafel I. Fig. 1—4 Spaltpilze auf und in faulenden Substanzen, Fig. 5 aus dem Zungenbelag, Fig. 6 aus dem Zahnschleim.
Nach Photogr. von Dr. Koch (v: Cohn's Beitr. z. Biologie d. Pfl. 2. Bd.) für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

Als in den vierziger Jahren die Kartoffelkrankheit sich über ganz Europa ausbreitete, da sahen unsere frommen Eltern und Großeltern darin eine wohlverdiente Strafe der züchtigenden Hand Gottes, welche an der wachsenden Bosheit des Menschengeschlechts ihren erzieherischen Einfluß geltend machen sollte. Und da der Väter Missethaten seit alten Zeiten gewohnheitsgemäß an den Kindern heimgesucht zu werden pflegen, so ward manchem von uns, die wir das Glück hatten, während der vierziger Jahre vom Storch auf's Trockene gesetzt zu werden, der Brotkorb ziemlich hoch gehängt. Mancherorts war die Hungersnoth infolge der Kartoffelkrankheit so groß, daß die Menschen dahinstarben, wie die Fliegen im Herbst. Die Welt ward aber keineswegs verbessert im Sinne der frommen Mütter und Väter; denn in allen Landen regte sich die erwachsene Jugend zu begeisterten Freiheitsthaten, und dort, wo die Freiheit schon seit einem halben Jahrtausend ihr Panier auf die Granitfelsen der Alpen aufgepflanzt hatte — in der Schweiz zogen die feindlichen Brüder zu blutigem Waffentanz einander entgegen. Aber die Signatur der vierziger Jahre blieb doch die Kartoffelkrankheit und ein vorher kaum gesehenes soziales Elend.

Die jungen Leute zögerten wegen der allgemeinen Nothlage, zu heirathen. Die Zahl der neugeschlossenen Ehen verminderte sich, und während die Sterblichkeitsziffern sich steigerten, sanken die Kurven der Geburtstabellen unter das normale Niveau.

Das ganze civilisirte Europa jammerte über Hunger — und alles das hat ein mikroskopisch kleiner Pilz verursacht, dessen Lebensweise heute so allgemein bekannt sein dürfte, daß uns jeder Schuljunge davon erzählen könnte. Wir wissen heute ganz genau, warum die Kartoffelkrankheit sich so ungeheuer schnell verbreitet, daß eine einzige kranke Staude im Stande ist, während weniger Wochen die Kartoffelkultur einer ganzen Gegend anzustecken und zugrunde zu richten.

Wir haben nicht die Absicht, an dieser Stelle zu zeigen, wie eine ganze Menge von Krankheiten der Kulturgewächse allein durch



Wandernde Kunstgesellen. (Seite 274.)

verschiedene Pilze verursacht und verbreitet werden. Es mag genügen, blos an den Getreiderost, an die Staubkrankheit der Weinrebe, an den russigen und stinkenden Brand mancher Getreidearten, an den Gitterrost der Birnbäume und den Mehlthau so vieler Gemüsepflanzen zu erinnern, um der Ueberzeugung zu rufen, daß es eine große Zahl verhängnißvoller Epidemien der Pflanzenwelt gibt, welche allein auf das Leben und Treiben mikroskopisch kleiner Pilze zurückzuführen sind.

Hierbei ist wohl zu beachten, daß diese verschiedenen Pilze wirklich die Ursachen der betreffenden Pflanzenkrankheiten und keineswegs blos als zufällige Begleiter oder als natürliche Folgen von Krankheiten aufzufassen sind; denn auch die gesundesten Pflanzen werden krank, sobald sie mit dem entsprechenden Krankheitspilz „geimpft“ werden.

Da es ganz entschieden niedere Pilze sind, welche bei vielen Pflanzenarten, und zwar nicht allein bei Kulturgewächsen, sondern auch bei wildwachsenden, epidemische Krankheiten verursachen und die Uebertragung der Krankheit von Pflanze zu Pflanze vermitteln, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß manche, wenn nicht alle epidemischen Krankheiten bei Menschen und Thieren ebenfalls durch niedere Organismen verursacht und verbreitet werden.

Seit den ältesten Zeiten ist bekannt, daß manche verheerende Krankheiten des Menschengeschlechts vorwiegend in gewissen Gegenden, namentlich in sumpfigen Landstrichen der wärmeren Zonen, auftreten, so z. B. das Wechselfieber und das Gelbfieber. Man schrieb daher jenen „ungesunden“ Gegenden einen aus dem Boden kommenden Krankheitsstoff zu und nannte dieses unbekannte, geheimnißvolle Ding Miasma, und die Luft selbst, welche dergleichen Gifte enthält, Malaria („schlechte Luft“). Die pontinischen Sümpfe sind in allen Lehrbüchern der Geographie als miasmareiche Striche verzeichnet. Andrerseits können ansteckende Krankheiten auch in durchaus gesunde Himmelsstriche verschleppt und dort so heimisch werden, daß sie alljährlich einen bestimmten Tribut an Menschenopfern beziehen; so z. B. die Blattern, Diphtherie, Masern. Dabei lassen sich keinerlei Beziehungen zwischen diesen Epidemien und dem Boden, auf dem die heimgesuchten menschlichen Wohnstätten stehen, erkennen. Man schloß daher, daß solche Krankheiten sich allein von den Kranken aus verbreiten können, und zwar durch ein gewisses Etwas, das man Kontagium nannte.

Es ist selbstverständlich, daß man sich über das Wesen von Miasmen und Kontagien die allerverschiedensten Vorstellungen machte und daß manche dieser Vorstellungen an's ungeheuerliche und abenteuerliche streiften. Im Mittelalter dachte man sich die Miasmen und Kontagien als geistige Mächte, denen gegenüber selbstverständlich aller menschliche Witz ohnmächtig sei. Man personifizirte die Seuchen als Strafengel des Himmels, ähnlich wie Moses den Würgengel durch Aegypten marschiren ließ, um die Erstgeburt zu ersticken. Ja, diese „Vergeistigung“ von Miasmen und Kontagien überdauerte sogar die Reformation und lebt jetzt noch in den Gebetbüchern unserer braven und frommen Mütter und Tanten fort. Haben wir doch selbst in unseren Knabenjahren der ganzen Familie aus Arndt's „Christenthum“ hundertmal vorgebetet: „Bewahre uns vor Feuer- und Wassersnoth, vor der Seuche, die im Mittag verderbet, vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht!“

Heute noch sind die ganz irrigen Vorstellungen über das Wesen der Miasmen und Kontagien noch so allgemein verbreitet, daß die Wissenschaft hier noch ein großes Stück Arbeit zu bewältigen hat, um mit den schädlichsten und folgenschwersten Irrthümern unter dem Volke aufzuräumen und einer vernunftgemäßen, naturwissenschaftlich begründeten, allein berechtigten Gesundheitspflege Eingang zu verschaffen.

Freilich, in aufgeklärteren Kreisen hat man schon vor mehreren Jahrhunderten von einem Contagium animatum, einem belebten Ansteckungsstoffe, gesprochen. Die Vorstellung, daß es kleine, lebendige Wesen seien, welche die Ansteckung von Krankheiten vollziehen und daß diese kleinen, lebendigen Wesen die Krankheitsursachen darstellen, existirte schon in ausgesprochener Form im 16. Jahrhundert. Allein man hat jahrhunderte lang nach diesen lebendigen Krankheitsursachen gesucht; das 16. Jahrhundert hat sie nicht gefunden, das 17. ebenfalls nicht und das 18. erst recht nicht; erst in unserem Jahrhundert hat man angefangen, Stück für Stück Contagia animata zu finden.

Sehen wir uns die bekannt gewordenen etwas genauer an. In den einen Fällen gehören die Organismen der Contagia animata dem Thierreich an. Wir erinnern hier nur an die durch einen mikroskopisch kleinen Fadenwurm verursachte Epidemie der Trichinose.

Die Trichinen existirten ohne Zweifel schon lange, bevor sie — am Anfang der dreißiger Jahre — von den englischen Forschern Hilton und Owen entdeckt wurden. Wie viele solcher Epidemien mochten unter den Verehrern des Schweinefleisches große Verheerungen angerichtet haben, ehe man die Entwicklungsgeschichte dieses mikroskopischen Thieres soweit kannte, daß man vernünftige Vorsichtsmaßregeln gegen die Wiederkehr derartiger Seuchen ergreifen konnte.

Heute wissen wir, daß ein Pfund Schweinefleisch, aus den Lenden genommen, 304000 Trichinen enthalten kann. Für ein Pfund Zwischenrippenmuskel der einen Körperseite eines trichinenhaltigen Schweines berechnete man $6\frac{1}{2}$ millionen, für dasselbe Gewicht von der andern Körperseite sogar $10\frac{1}{2}$ mill. Würmer.

Selbstverständlich sind wir erst dann im Stande, einem Uebel zu begegnen, wenn wir seine Ursachen und seine Entwicklungsgeschichte kennen. Grade die Trichinenkrankheit hat am lebhaftesten demonstrirt, daß die Heilkunde, die heilbringende Medizin, ihre wahre Mission mehr in der Verhütung der Krankheiten, als in der Heilung der vielerlei Uebel erkennen muß; denn wenn schon einmal etliche millionen Trichinen in meinem Körper sich eingebürgert haben, so bin ich verloren, da aller ärztliche Witz die kleinen Bestien nicht aus dem Leib zu bringen vermag. Aber der Arzt verbietet mir, trichinenhaltiges Fleisch zu essen; er veranlaßt die Behörden, strenge Fleischschau zu halten und rettet dadurch mich und hundert andere vor Siechthum und Tod. Heute kann die Wissenschaft kühn behaupten: bei sorgfältiger Gesundheitspflege, hier in diesem speziellen Fall bei gewissenhafter Fleischschau, ist fortan keine Trichinose mehr möglich, also eine Epidemie aus der Welt geschafft.

Die meisten ansteckenden Krankheiten werden aber nicht durch thierische Organismen, sondern durch Miasmen und Kontagien pflanzlicher Natur vermittelt.

Hiebei stoßen wir auf pflanzliche Organismen von wunderbarer Kleinheit, unfaßbar in ihrer Größe, überwältigend und vernichtend durch ihre Lebensenergie und Vermehrungskraft, wie wir sie bei keinem andern Lebewesen antreffen. Es sind die niedrigsten Pilze, die kleinsten Organismen, welche gradezu die verhängnißvollste Rolle in unserm Körper spielen können.

Sämmtliche Pilze, die wir als Ursache und Vermittler ansteckender Krankheiten zu betrachten haben, gehören zu der Gruppe der Spaltpilze (Schizomyceten).

Da die Spaltpilze überall da auftreten, wo pflanzliche oder thierische Stoffe in Fäulniß übergehen; da in der ganzen Natur kein Fäulnißprozeß stattfindet, wenn nicht Spaltpilze anwesend sind; da erwiesenermaßen die Spaltpilze es sind, welche jeden Fäulnißprozeß einleiten, so hat man sie auch Fäulnißhefe genannt, im Gegensatz zur Hefe der weingeistigen Gährung, die ja ebenfalls aus mikroskopischen Pilzen besteht, welche die Fähigkeit besitzen, Zucker in Alkohol (Weingeist) und Kohlensäure zu spalten.

Die Spaltpilze sind Fäulnißerreger; sie vermitteln aber nicht allein die ammoniakalische Gährung, sondern auch die Milchsäure-, Buttersäure- und Essigsäuregährung. Ihre Anwesenheit in verdorbenen Speisen macht sich gewöhnlich durch die spezifischen Gerüche des Ammoniaks, oder der Milchsäure, der Buttersäure (in ranziger Butter) oder der Essigsäure geltend. Die Spaltpilze vermögen unter Umständen auch Zucker in gummiähnlichen Schleim zu verwandeln; darauf beruht das „Langwerden“ oder „Lindwerden“ des Weins.

Während die Hefenpilze der weingeistigen Gährung — des Weines, Bieres, Apfelweins rc. — unter dem Mikroskop sehr leicht wahrgenommen werden können, weil sie noch verhältnißmäßig große Organismen darstellen, sind dagegen die Spaltpilze der Fäulnißhefe, der Milchsäure-, Buttersäure- und Essigsäure-Gährung, sowie die Spaltpilze der Miasmen und Kontagien so klein, daß es selbst bei den stärksten Vergrößerungen unserer besten Mikroskope eines durchaus geübten Auges bedarf, um die einzelnen Pilzchen zu erkennen. Der ungeübte, nicht an's mikroskopische Sehen gewöhnte Beobachter sucht in der Regel erfolglos nach deutlich erkennbaren Spaltpilzen.

Bei der fast unfaßbaren Kleinheit dieser Organismen, welche in der ganzen lebenden Natur eine ungeheure Rolle spielen, ist es leicht erklärlich, daß die Kenntniß der Spaltpilze bis in die neueste Zeit eine höchst mangelhafte geblieben ist, und daß selbst unter dem Titel wissenschaftlicher Arbeiten die abenteuerlichsten Irrthümer als Wahrheit feilgeboten wurden. In der That kennt die Wissenschaft der Neuzeit kaum einen zweiten Zweig, an welchem so viele faule Früchte gereift sind, wie an diesem Zweig des botani-

schen Wissens. Es mag daher am Platz sein, hier einige der wichtigsten Fragen zur Sprache zu bringen, indem wir über zuverlässig Beobachtetes kurz referiren, in erster Linie über Form, Größe und Vorkommen der interessantesten Spaltpilze Mittheilung machend, um hieran die Hauptsätze der neuesten Theorie von den niederen Pilzen und den ansteckenden Krankheiten anzureihen.

Form und Größe der Spaltpilze variiren beträchtlich.

Zu den kleinsten Formen von kugeliger Gestalt gehören die Schizomyceten der „blutenden Hostien" und des „blutenden Brotes" (Taf. I, Fig. 2. M. p). Die kugeligen Spaltpilzchen dieser „heiligen" Blutsubstanz haben einen Durchmesser von kaum $^1/_{2000}$ Millimeter, d. h. auf die Länge eines Meters könnte man zwei millionen solcher Kügelchen in eine Reihe neben einander anordnen; auf der Fläche eines Quadratcentimeters (Fingernagelgröße) hätten nicht weniger als vierhundert millionen Pilzchen neben einander Platz. Der Körperinhalt eines einzelnen dieser Hostien-Pilzchen beträgt nicht mehr als $^1/_{10000\,000\,000}$ Kubikmillimeter und das Gewicht ungefähr $^1/_{10000\,000\,000}$ Milligramm. In lufttrockenem Zustand wären etwa 30 millionen solcher kugeligen Pflänzchen nöthig, um das Gewicht eines Grammes vollzumachen.

Daß die Spaltpilze der „blutenden Hostien" sich mit einer ungeheuren Raschheit vermehren, sehen wir daraus, daß sie oft über Nacht an feuchten stärkemehlhaltigen Substanzen (Brot, Oblaten, Hostien) in solcher Menge auftreten, daß am Morgen zahlreiche große blutrothe Flecken angetroffen werden, die aus milliarden blaßrother Kügelchen bestehen*). Ehrenberg nannte diese Organismen Monas prodigiosa, während Cohn sie in Micrococcus prodigiosus umtaufte. Sie sollen bisweilen auch auf der Milch auftreten und die Butterkügelchen so intensiv färben, daß die ganze Milch röthlich erscheint.

Ebenso kleine und nicht viel größere Spaltpilze von kugeliger und länglich-eirunder Gestalt (Mikrococcus-Formen) sind regelmäßige Bewohner der menschlichen Mundhöhle. So besteht der farblose Schleim, welcher sich regelmäßig am Grund und zwischen den Zähnen befindet, vorwiegend aus haufenförmig beisammenliegenden kugeligen Spaltpilzen (Taf. I, Fig. 5 Z. S), die ganz ähnliche Form und Größe haben, wie die Pilze der blutenden Hostien; aber sie entbehren des rothen Farbstoffes.

Im Zungenbelag treffen wir oft in großer Menge kettenförmig angeordnete Spaltpilze (Taf. I, Fig. 5), wo die kugeligen oder länglichrunden Zellen in Reihen zusammenhängen.

Auf Wasser, in welchem organische Stoffe in Zersetzung übergehen, bildet sich oft ein feines Häutchen, welches aus reihenförmig angeordneten kugeligen Spaltpilzen (Mikrococcen) besteht (Taf. I, Fig. 2).

In faulendem Blut treten verschieden große kugelige Spaltpilze auf, welche in Haufen beisammen liegen (Taf. I, Fig. 1. M' M'' M''').

Kugelige Spaltpilze von kaum $^1/_{2000}$ Millimeter Durchmesser finden sich zahlreich auch in der Impflymphe, sowie in den Pusteln der Blatternkranken, sowie auf den Pockenleichen in den Kanälchen der Pockenhaut.

Es ist durch Experimente sicher festgestellt, daß die Impflymphen-Spaltpilze und die Spaltpilze der Pocken die wirksamen Vermittler der Ansteckung sind. Werden nämlich die Pilzchen der frischen Impflymphe entfernt, so ist die letztere unwirksam, indeß mit den Spaltpilzen allein — ohne die Flüssigkeit der Lymphe — mit dem größten Erfolg geimpft werden kann.

Hier haben wir es also mit einem sichtbaren Kontagium zu thun. Eirunde Spaltpilzchen, deren Durchmesser von $^1/_{2000}$ bis $^1/_{1000}$ Millimeter variirt, bilden das Ansteckungsgift der Diphtherie, einer verheerenden Krankheit, die als ständiger Gast in den Sterblichkeitstabellen der größeren Städte figurirt und namentlich unsere Kinder fast fortwährend bedroht. Die lebendigen Kontagien der Diphtherie vermehren sich so ungeheuer rasch, daß die Pilzchen im Verlauf von wenigen Tagen zu Millionen auf den Schleimhäuten des Kehlkopfs und der Luftröhre entstehen; sie finden sich dann aber auch schließlich in den Nieren, im Muskelgewebe und im Blut. Auch hier ist durch Impfversuche dargethan, daß diese Pilze die Ursache und die Vermittlung der diphtheritischen Ansteckung bilden. Eberth sagt am Schlusse einer diesbezüglichen Untersuchung: Ohne diese Pilze keine Diphtherie.

Ebenso hat man im Blut von Wöchnerinnen, die am Kindbettfieber starben, zahllose kugelige Spaltpilze gefunden. Es ist bekannt, daß diese Krankheit für Wöchnerinnen sehr ansteckend erscheint und meist einen verhängnißvollen Verlauf nimmt.

Ebenso sicher ist erwiesen, daß bei septischer Infektion, bei Erkrankungen mit fäulnißartigen Erscheinungen, bei der sogenannten „Blutvergiftung", kugelige Spaltpilze in Menge auftreten.

Eine Seidenraupenkrankheit von epidemischem Charakter, die sogenannte Flaccidezza, wird zahllosen kugeligen Spaltpilzen zugeschrieben, welche man regelmäßig im Darmkanal der erkrankten Raupen findet, während sie bei gesunden Thieren fehlen.

Andere Spaltpilze sind von stäbchenförmiger Gestalt und unter den Namen Bacterium und Bacillus beschrieben worden. Manche derselben pflegen in allen faulenden Flüssigkeiten vorzukommen, sind also sehr weit verbreitet. Nach dem ersteren Namen hat man die ganze Gruppe der Spaltpilze auch mit dem Sammelnamen „Bakterien" belegt.

Bei diesen stäbchenförmigen Pilzen sind die einzelnen Zellen nicht kugelig, sondern elliptisch oder cylindrisch. Häufig hängen viele Zellen zusammen und bilden dann längere, stäbchenförmige Gestalten. Manche sind mit einer lebhaften Ortsbewegung begabt, einer Fähigkeit, welche zum Theil auch den kugeligen Spaltpilzen zukommt.

Die Ortsbewegung wird — wie die neuesten Untersuchungen und die von Spaltpilzen genommenen scharfen Photographien zeigen — durch sehr zarte Flimmerfäden vermittelt, welche entweder an einem oder an beiden Enden des stäbchenförmigen Gebildes wie Peitschen befestigt sind (Taf. I, Fig. 4).

(Schluß folgt.)

*) Vergl. den kl. Artikel: „Blutende Hostien", „Neue Welt", 3. Bd., pag. 138, 139.

Exekution.

(Schluß.)

Ich mußte schon um sechs Uhr wieder in die Arbeit, die in der Regel unausgesetzt bis Mitternacht und oft darüber hinaus dauerte, konnte also keine Maßregeln gegen das angedrohte Unheil treffen. Bezahlen konnte ich die kleine Schuld nicht, denn fast sechs Thaler (mit den Kosten) waren nicht mehr im Hause. Auch hoffte ich, es werde sich mit dem Manne noch reden lassen; denn auf fünf Tage (bis zum zweiten Januar) könne es jedenfalls nicht ankommen. Meine Frau zwar konnte sich mit diesem Troste nicht befreunden; aber was wollte sie machen?

Am andern Morgen — es war ein unfreundlicher, schmutziger Tag; nach einem starken Schneefall war anhaltender Regen eingetreten — etwa um halb neun Uhr wurde auffällig stark die Klingel gerissen. Auf die Frage meines achtjährigen Knaben, der sich eben auf dem Flure befand: „Wer ist da?" wurde gebrüllt, daß es durch die fünf Stockwerke des Hauses schallte: „Der Exekutor ist da!" Als ich diese freundliche Meldung in meinem Arbeitszimmer vernahm, sprang ich hinaus und öffnete. Kaum war dies geschehen, so trat der Exekutor ohne Gruß, ohne jedes Wort und überhaupt in einer Manier in mein Zimmer, wie ich's noch nie von irgend einem Menschen erlebt. Gleichzeitig suchten auch zwei äußerst schmutzige, widerlich aussehende Kerle in mein Zimmer einzudringen. Da ich nicht wußte, was ich mit diesen zu schaffen hätte, ich auch überhaupt nicht die geringste Lust verspürte, fremden und dazu so schmutzigen Leuten das Eindringen in meine Wohnung zu gestatten, so fragte ich sie, was sie wünschten, und wollte sie ersuchen, auf dem Flure solange zu warten, bis ich mit dem Exekutor meine Geschäfte abgemacht; aber dieser faßte die Thür, welche ich schließen wollte, hielt sie gewaltsam offen und schrie mich an: „Das sind meine Leute!" und dann zu diesen gewendet: „Kommt herein!" Ich hielt es hierauf für gerathen, diesen Gerichtsbeamten und „seine Leute" in der Entfaltung ihres natürlichen Charakters nicht weiter zu hindern, so unangenehm ihr Betragen mir auch sein möchte. Ich machte darum auch keinen Versuch, die jedenfalls absichtlich weit

aufgerissenen Thüren zu schließen. Jedes Wort, welches der Exekutor eigentlich nicht sprach, sondern schrie, konnte darum bis auf die Straße gehört werden, wo er einen Wagen stehen hatte, um den sich mancherlei Neugierige versammelten.

„Wollen Sie bezahlen?“ fragte mich, natürlich sehr barsch, der Exekutor.

„Das kann ich nicht,“ antwortete ich, und setzte ihm kurz die Gründe auseinander. „Nach fünf Tagen werde ich zahlen können. Uebrigens hoffe ich, der Kläger wird den Exekutionsantrag zurückziehen.“

„Das ist nichts.“

„Dann vollziehen Sie die Exekution, legen Sie ihre Siegel an wie früher. Da stehen dieselben Schränke.“

„Das werde ich nicht thun!“

Mit diesen Worten ging er, als wenn er in seinem eignen Hause wäre, aus meinem Arbeitszimmer in das Wohnzimmer, rief seine beiden Leute hinein und befahl ihnen, ein fast neues Sopha hinauszutragen. Die zwei schmutzigen Kerle machten sich sofort an's Werk.

„Aber, Herr Exekutor,“ rief jetzt meine geängstigte Frau, „es ist doch wohl nicht nöthig, für noch nicht sechs Thaler große und theure Möbel fortzuführen und damit ein schmähliches Aufsehen zu erregen. Bitte, siegeln Sie an, und wir werden — wenn es nicht anders zulässig — noch heute die Zahlung leisten.“

Der Exekutor hörte nicht; aber merkwürdig, seine Leute blieben mit dem Sopha auf halbem Wege stehen und schienen weitere Befehle zu erwarten.

Ich reichte ihm nun ein neues, sehr schön gebundenes Lehrbuch der Physik (in zwei Bänden) und sagte ihm, es koste zehn Thaler; ich reichte ihm sofort weiter die ersten drei Bände von Grimm's Wörterbuch, die 17 Thaler kosteten, und erklärte, ihm, wenn nöthig, noch andere Bücher zu geben.

Der Gerichtsbeamte sah die Bücher schief von der Seite an, wie ein Stier, der plötzlich einen neuen Gegenstand an der Trift erblickt. Dann kam ihm ein leichter Gedanke. „Ach was,“ rief er, und schob die Bücher bei Seite, „das Zeug kauft bei uns kein Mensch.“

Ich reichte ihm schweigend meine Uhr. Auch diese wollt' er nicht nehmen; erst als ich wiederholt darauf bestand, nahm er sie, zeigte sie seinen Leuten und rief: „Was ist die werth? Zwei Thaler, nicht wahr?“ — „Ja,“ antworteten diese Sachverständigen.

Meine Frau und ich waren in heller Verzweiflung. Was sollten wir dem Manne noch geben, wenn ihm alles ganz oder nahezu werthlos war. Ich reichte ihm noch eine Stempelpresse, aber auch diese galt nichts in seinen Augen.

Augenscheinlich war es diesem Gerichtsbeamten nicht darum zu thun, blos Pfandgegenstände im Werthe von sechs bis sieben Thalern zu haben, sondern solche, deren Wegführung meiner Frau und mir besonders peinlich sein und im Hause und auf der Straße großes Aufsehen machen mußte. Dagegen ließ sich nichts thun; ich wußte, daß ich in diesem Augenblick der vollen Willkür dieses Menschen preisgegeben war. Ich hielt es dann nicht mehr für geziemend, ihm noch einen andern Gegenstand anzubieten.

Der Exekutor befahl nun seinen Leuten, noch einen großen Spiegel mit Konsole hinauszuschaffen. Unterdessen hatte meine Frau ihm drei Thaler aufgezählt. Er strich diese ein und begnügte sich jetzt mit der Uhr und der Stempelpresse.

Ich befand mich in unbeschreiblicher Aufregung, und meine Frau weinte wie ein Kind. Noch lange darnach fuhr sie in Angst zusammen, wenn die Klingel hart gezogen wurde, und niemals hat sie es verwunden, daß sie sich eine so schmachvolle Behandlung hat gefallen lassen müssen.

Ich beschwerte mich über den Exekutor beim Gericht. Ich beschrieb die ganze Affaire, auch den Besuch am Tage vor der Exekution; auch deutete ich verständlich genug an, daß ich zu solchem unerhörten Benehmen nur einen Grund finden könne, den nämlich, daß ihm meine Frau kein Trinkgeld gegeben, auf das er offenbar gerechnet. Ich fragte, ob die Exekutoren des Gerichts nicht auch die Pflicht hätten, mit dem Publikum nach denselben Regeln anständiger Lebensart zu verkehren, wie wir das im Verkehr mit andern Beamten gewohnt sind und nach bekannten Vorschriften, z. B. für die Postbeamten, sogar fordern dürfen. Oder hätte vielleicht — was doch kaum anzunehmen — das Gericht es noch garnicht für erforderlich gehalten, den Exekutoren ein anständiges Benehmen dem Publikum gegenüber mindestens zu empfehlen? Ich fragte ferner, ob es den Exekutoren gestattet, ganz nach ihrer Willkür Pfandstücke zu nehmen, ohne Rücksicht auf den Werth und Umfang der Gegenstände und ihre Unentbehrlichkeit im Haushalte, oder ob sie nicht vielmehr gehalten wären, das anzunehmen, was man ihnen biete, vorausgesetzt, daß der Zweck der Exekution damit erfüllt werde? Ich fragte, ob es den Exekutoren gestattet, beliebig schmutzige Menschen von der Straße zu nehmen und mit denselben, auch wenn Widerspruch erhoben würde, mit Gewalt in die Wohnung eines unglücklichen Schuldners und in alle Zimmer desselben zu dringen, noch bevor festgestellt worden, ob Zahlung geleistet werde oder nicht. Endlich fragte ich, ob die Exekutoren verpflichtet wären, große Pfandstücke sofort abzuführen, und ob es nicht genügen würde, dieselben nur anzusiegeln und erst zum Verkaufstermin abzuholen? — Ich bat das Gericht um gefällige Antwort auf diese Fragen, weil ich es nicht für unmöglich hielt, daß noch öfter Exekutionen gegen mich verfügt würden; einer so schmählichen Behandlung wollte ich aber nicht wieder ausgesetzt und außerdem auch vor unnöthigem Schaden geschützt sein. Denn wer stände mir dafür, daß der Exekutor, wenn ihm alles gestattet ist, was er sich gegen mich erlaubt hat, eines Thalers, ja eines Groschen wegen mit einem Dutzend Arbeiter in meine Wohnung dringt, sie voll Straßenkoth trägt — wie es in dem erzählten Falle in der That geschehen — und mir alles Mobiliar entführt, oder mindestens solche Gegenstände, welche mir besonders unentbehrlich sind oder so umfangreich, daß mir dadurch nicht nur ungerechtfertigte Kosten — denn ich muß ja alles bezahlen —, sondern auch ein mir in jedem Falle nachtheiliges Aufsehen erregt wird? Aber ich glaubte auch, ich hätte — wie jeder Bürger — das Recht, ein rücksichtsvolles und anständiges Betragen von dem Beamten zu fordern, ein Recht, das jeder Behörde und also auch dem Gerichte selbstverständlich sein sollte. Die Annahme müßte ganz unmöglich sein, daß es einer Gerichtsbehörde gleichgiltig sein könne, wie sich ihre einzelnen Beamten, auch die subalternsten, dem Publikum gegenüber betrügen, ebensowenig wie ihr andererseits gewisse Vermuthungen, zu welchen ein gewisses Betragen leicht Anlaß gibt, gleichgiltig sein könnten.

Ich hatte gut fragen! Das Gericht gab mir eben keine Antwort. Der Gerichtspräsident vernahm den Exekutor und „seine“ Leute, und die drei wußten es ganz genau, daß der Exekutor weder ungewöhnlich stark an der Klingel gerissen, noch geschrien, noch Aufsehen im Hause erregt hätte, noch daß sie schmutzig gewesen. Damit war alles in Ordnung und die Beschwerde wurde als „unbegründet“ zurückgewiesen.

Doch eins muß ich anerkennen: der „Bescheid“ war billig; ich hatte für denselben nur 2½ Silbergroschen zu bezahlen.

Obwohl ich schon am 4. Januar dem Gerichte die Anzeige machte, daß ich alles bezahlt, konnte ich doch erst am 12. die Pfandstücke vom Auktionskommissarius erhalten. Außer dem Aerger kostete mich dieses Exekutionsverfahren, das garnicht zu Ende gekommen war, etwa 10 Stunden Zeit (für mich ein kostbarer Artikel!) zu den Gängen nach dem Gericht und dem Auktionslokal und einen Thaler vierzehn Silbergroschen, also 27 Prozent der Schuld! Die Exekution kostete mich also mehr, als wenn ich zur Bezahlung der Schuld Geld zu höchsten Wucherzinsen geliehen hätte.

Ich erzählte voller Entrüstung die Geschichte einigen Freunden. Sie waren nicht überrascht und hatten nicht übel Lust, mich auszulachen.

„Das ist nichts neues und nichts merkwürdiges,“ meinte der Eine, „dergleichen Geschichten passieren alle Tage dutzendweis, nur oft noch schlimmer, namentlich in den Keller- und Dachwohnungen.“

„Ihr habt gewiß recht,“ bemerkte ein grauhaariger, vielerfahrener Advokat. „Ihr habt sogar recht, wenn ihr unsern Freund auslacht. Denn es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, wo man Trinkgelder nicht anbieten darf und wo sie nicht genommen werden. Aber es ist ein großes Unglück; denn unsere Beamten werden dadurch russisch, und die Armen, die sich nicht zu wehren vermögen, können in unerhörtester Weise gebrandschatzt werden. Es ist schon traurig genug, daß die Exekution in der Form, wie sie jetzt gehandhabt wird, eine Brandschatzung ist zum Besten der Staatskasse, des Auktionskommissars und der Trödler. Und was nicht als Brandschatzung verloren geht, das wird verwüstet auf den Transporten und in den Auktionsschuppen. Man schaue nur zu, wie das einzige und letzte Besitzthum der Armen daselbst zugerichtet wird. Wir befinden uns auf einem sehr bösen Ge-

biete. Man klagt jetzt so viel über Verarmung; hier ist ein Institut, dessen Zweck fast nur die Beförderung der Verarmung zu sein scheint. Schaut doch einmal näher zu; wenn Ihr tapfer seid, könnt ihr da mehr gutes stiften, als wenn Ihr mit schwerem Gelde eine verpestete Stadt kanalisirt."

„Sie müssen die Geschichte veröffentlichen!" riefen mir mehrere zu. „Die Politiker und Sozialisten müssen auf die Sache aufmerksam gemacht werden."

Der alte Advokat lächelte.

Ich ging mit meiner Geschichte, die ich vorsichtig so gefaßt, daß ich, der Verfasser, garnicht als mithandelnde Person drinnen vorkam, zu mehreren liberalen Redaktionen. Das eine Blatt hatte dafür keinen Raum, dem andern war die Geschichte nicht gründlich genug, dem dritten zu lang und die Redaktion des vierten Blattes sagte mir: „Man muß es nicht zu einer Exekution kommen lassen." Damit war ich am Ende.

Aber die Exekutionen mehren sich und es mehren sich die gerechten Klagen über die Exekutoren. Horchen wir auf dieselben und sehen wir zu, ob nicht auch auf diesem bösen Gebiete eine Wandlung geschaffen werden kann! Ed. S.

Aus den Erinnerungen eines Communarden.

Von R. Rüegg.

Vor einigen Monaten hat der greise Charles Beslay, der Alterspräsident der pariser Commune von 1871, ein Büchlein in die Welt hinausgeschickt („La vérité sur la Commune"), welches sich gegen das garstige Heer von Insulten, Lügen und Verleumdungen wendet, mit dem die Partei der Ordnung unermüdlich gegen die Führer jener Schilderhebung zu Felde zieht. Beslay ist mit Ehren alt geworden. Durch Geburt und Erziehung der „honneten" Gesellschaft angehörend, hielt er sein Leben lang redlich zum arbeitenden Volke. Aber wie ihm die wahre Bedeutung der Junischlacht von 1848 entging, so verkannte er auch diejenige des Jahres 1871. Ein Verehrer Proudhons, ist er gänzlich von dessen, einst als Sozialismus ausgegebenen Schrullen eingesponnen. Sein letzter Traum ist die Versöhnung von Kapital und Arbeit — fürwahr, nur ein naives Herz kann nach der blutigen Maiwoche noch solchen Glauben hegen. . . .

In einer französischen Komödie, deren Titel mir entfallen, sagt ein Pfaffe: „Du matière de religion on ne juge pas, on frappe." Gewiß, der heilige Mann versteht die Sache besser, als der gute Beslay: Die Gewalt prüft und richtet nicht, sie schlägt einfach zu. Sie weiß, man muß Hammer oder Ambos sein auf dieser Welt, und die Wahl verursacht ihr niemals Schmerzen. Sie heuchelt Versöhnung, wo sie sich schwach fühlt, und vergilt hernach die an ihr geübte Milde mit dem „Stoß in's Herz". Wehe den Besiegten! . . .

Lassen wir dem Alten den Glauben, in den er sich einmal verrannt hat, und blättern wir lieber in seinen Erinnerungen (1830 — 1848 — 1871. Mes souvenirs, par Charles Beslay, ancien député, ancien représentant du peuple, doyen d'âge de la Commune de Paris), auf die in der neuesten Schrift mehrfach verwiesen wird. Sie sind schon 1873 erschienen, und unverdienterweise hat man sie fast nirgends einläßlicher gewürdigt. Macht sich in derartigen Aufzeichnungen oft minder Wichtiges auf Kosten wesentlicherer Dinge nur allzubreit und geräth die subjektive Auffassung sowohl, als die in jeder Menschenbrust ein Winkelchen behauptende Eitelkeit mit der historischen Treue wissentlich und unwissentlich in Kollision, so hilft doch die auf unmittelbarer, frischer Anschauung beruhende Kleinmalerei weit eher zum Verständniß für das Denken und Fühlen und die gesammte geistige Strömung einer Epoche, als ein aktenstaubiges Sammelwerk. Und grade Beslay's Memoiren entrollen nicht nur das Bild eines bewegten Einzellebens, sie bereichern auch die Zeitgeschichte mit manchem interessanten Zuge.

Beslay stammt aus der Bretagne. Sein Vater, ein unabhängiger Liberaler, der in der Kammer als tüchtiger Kenner der Finanz- und Handelsfragen galt, schuf Ende der zwanziger Jahre in der Bretagne eine weitverzweigte Verbindung zum Zwecke einer allgemeinen Steuerverweigerung. Die Revolution unterbrach diese Thätigkeit. Seine Freunde ließen sich mit Stellen belohnen, — er wies den ihm angebotenen Ministerposten zurück. Als der Sohn zu seiner Ausbildung in ein pariser Lyzeum eintrat, stand die napoleonische Säbelherrschaft auf dem Höhepunkt. Unter den Mitschülern Beslay's befand sich auch das Söhnchen des Herzogs von Belluno; dasselbe neckte den Neuling in frechster Weise. Beslay beschwerte sich zweimal beim Professor und wurde von diesem schnöd angefahren. Da reißt ihm schließlich die Geduld und er schmeißt alles, was er momentan erwischt, Bücher, Pult und Tintenfaß, mit dem urbretonischen Fluche „Foi de Dieu, malédictions!" dem Herrchen an den Kopf. Es setzte einen Tumult ab, allein von jetzt an hatte er Ruhe. Im Jahre 1813 wanderte der Lyzeist heim nach Dinan. Im väterlichen Hause konzentrirte sich gewissermaßen der ganze Handel der Umgegend; man befaßte sich mit Bankgeschäften, Export und Import, und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters mußte der Sohn die Leitung übernehmen.

Die Herrlichkeit des Kaiserreichs ging unter und plötzlich erinnerten sich die Edelleute ihrer verschimmelten „Rechte". Die Wappenschilder wurden frisch geputzt. Um das Volk für das Königthum zu entflammen, gaben die Feudalherren ein Fest nach dem andern. Auf den öffentlichen Plätzen wurde getanzt und Wein und Most ausgeschenkt, um die Kehlen für das Hochrufen auf Ludwig den Achtzehnten feucht zu halten. Die Ritter vom Thron und Altar gründeten einen Lilienorden und spendeten ihn den Gläubigen, wie seit 1871 die rothen Tuchläppchen vom heiligen Herzen Jesu ausgetheilt werden. Die Regierung sandte zur Belebung der „Königstreue" eigene Kommissäre nach den Provinzen. Von den Kanzeln herunter wurde mit Macht zur Umkehr geblasen und der Pfarrer zu Savenay verkündete mit rollenden Augen, daß alle diejenigen, welche die seit 1789 vom Staate erworbenen Güter nicht an die ursprünglichen, rechtmäßigen Eigenthümer — Adel und Klerus — abtreten, wie Jesabel von den Hunden gefressen würden. Der legitimistische Weizen blühte üppig, auch vormalige Anbeter des imperialistischen Adlers warfen sich vor dem Lilienschilde inbrünstig auf den Bauch. Das Treiben der Tellerlecker und Stellenjäger nahm so entsetzliche Dimensionen an, daß der berühmte Pamphletist Paul Louis Courier sich zu der bitteren Aeußerung hinreißen ließ, die Franzosen seien ein Volk von Kammerdienern geworden.

Da kam auf einmal der nach der Insel Elba verbannte Kaiser wieder. Er vermied es, bei der Ansprache an das ihm entgegengeschickte Linienregiment den früheren soldatischen Ton anzuschlagen. „Der Thron der Bourbonen," sagte er, „ist illegitim, weil er nicht von der Nation aufgerichtet wurde; er widerstreitet dem Willen der Nation, weil er gegen die Landesinteressen ist und nur auf die Interessen einer kleinen Anzahl von Familien sich stützt. Fraget eure Väter, fraget die braven Bauern, welche mich begleiten, und alle werden euch sagen, daß ihr von der Rückkehr der Zehnten, der Privilegien, der Feudalrechte und aller derjenigen Mißbräuche bedroht seid, von denen ihr euch durch eure Thaten losgemacht habt." Der schlaue Korse traf die rechte Saite. Das Volk verabscheute die Kriegslust des Kaisers, aber es verabscheute noch viel mehr die plumpe bourbonische Reaktion. Während der „hundert Tage" genoß die Presse sogar einige — Freiheiten. Der Bourgeoisie behagte indeß vorzüglich, daß dem Handel und der Industrie eine Vertretung zuerkannt und das Wahlrecht nicht mehr blos an den Grundbesitz gebunden wurde. Sie bewilligte dem Kaiser für dieses „liberale Zugeständniß" gerne weiteres Menschenmaterial. Der Loskauf ward erschwert, der Vater Beslay mußte, um seinen Sohn daheim zu behalten, 15000 Francs bezahlen. Die Schlacht von Waterloo setzte den Plänen des Abenteurers endlich ein Ziel, die Bourbonen kehrten zurück „auf den Gepäckwagen der Alliirten". In den Kirchen wurde das Tedeum geblökt, die Nachtfalter schwärmten auf's neue. Der Klerus nahm das Heilswerk da auf, wo er — etwas eilig — abgebrochen, Weihrauchwolken dampften, Jesuiten durchstrichen das Land, Pilgerzüge mit Kreuz und Fahnen schleppten sich durch die Straßen. Ein hoher kirchlicher Würdenträger erklärte die Freiheit für die größte Heimsuchung, welche ein Volk treffen könne; sie sei sein Untergang, überhaupt eine der gefährlichsten Begierden der Seele.

Und in der Kammer rief ein hervorragendes Mitglied der Regierungspartei, Ruhe und Ordnung werde erst wieder fest wurzeln, wenn man das Wahlrecht einer beschränkten Zahl von Höchstbegüterten übertrage. Die Tröpfe überboten sich in Servilität.

Das Land gab seine Meinung in zahlreichen, auf allen Punkten ausbrechenden Verschwörungen zu erkennen. Der Geist der Opposition erhob sein Haupt immer kecker. In Paris randalirten die Studenten so heftig anläßlich gewisser Exzesse kirchlicher Frömmigkeit, daß die royalistischen Blätter die Regierung aufforderten, die juristische und medizinische Fakultät nach Compiegne und den Sitz der obersten Gewalten nach einer Provinzialstadt zu verlegen. So bodenlos und gemein war die Wirthschaft, daß im Vergleich mit ihr das Kaiserreich als eine reinliche Gegend erschien. Redner, Journalisten, Dichter — es sei blos Beranger erwähnt — umkleideten es mit einem Schimmer, der den Bonapartisten späterhin ausgezeichnete Dienste leistete.

Die Gewalt ließ zwar nichts unversucht, um die oppositionelle Flamme zu löschen. Ihr Wüthen war umsonst. Das Volk sorgte in demonstrativster Weise für die Gemaßregelten. Und endlich ward dem Regiment das Todtenglöcklein geläutet. Das Jahr 1830 brach an. Frühlingslüfte wehten über die matte Erde, Karl X. schnürte das Bündel, Blut netzte das Pflaster von Paris und die Kämpfer wurden — geprellt.

Mit Louis Philipp bestieg die Bourgeoisie den Thron. Jener scheußliche Gründerreigen, welcher das zweite Kaiserreich in eine Lache von Blut und Koth hinunterriß, begann unter der Julimonarchie, der „besten aller Republiken", wie sie von Gaunern und Narren getauft ward. Der biedere Monarch stahl wie ein Rabe, um für seine armen Kinder etliche hundert Millionen zu erübrigen. „Bereichert Euch!" rief Guizot der herrschenden Klasse zu, und sie befolgte den einträglichen Rath.

„Die beste der Republiken" brachte unsern Beslay in die Kammer. Vorher aber sollte er noch einen Einblick in das bei der Armenverwaltung herrschende System gewinnen. Er hatte die Lieferung von 25,000 Paar Schuhen übernommen; bei der Ablieferung nahm der Präsident der Kommission, ein Oberst, Beslay auf die Seite und fragte ihn sehr feierlich, was er wohl zahlte, wenn man bei der Prüfung ein Auge zudrückte. Beslay wies das Ansinnen zurück, und die Prüfung wurde infolge davon so heillos gewissenhaft durchgeführt, daß er einen bedeutenden Schaden erlitt.

In köstlichem Tone erzählt er von den Fahrten, die er als Wahlkandidat ausführte. Mit seinem Gegner, dem Vicomte de Saisy, traf er öfters zusammen. Dieser, ein bretonischer Landedelmann, hatte den Vortheil, im Dialekt bewandert zu sein und einer vornehmen Familie anzugehören. Dazu war er der Unterstützung durch den Klerus gewiß. Beslay dagegen wußte, wo die Bauern der Schuh drückte, er kannte ihre Interessen und Wünsche und wenn der Vicomte im Wirthshause über Königthum, Adelsrechte und Religion redete, so sprach Beslay von Steuern, öffentlichen Arbeiten, Straßenkorrektionen 2c., und er war sicher, daß ihm die Bauern mit Vergnügen zuhörten. So wurde er denn im Departement Morbihan zum Abgeordneten gewählt. Er kam nach Paris und sah, wie der Umschwung nur bewirkt hatte, daß der Goldadel sich in den Fauteuils des alten Geburtsadels wiegte.

Sehr charakteristisch für die „Sparsamkeit" des Bürgerkönigs ist folgende Anekdote. Auf einem Hofballe, zu welchem Beslay als Deputirter eingeladen war, füllte ein Lakai die Gläser aller neben ihm Sitzenden mit Champagner, nur das seinige nicht. Er wollte eben reklamiren, als eine neue Flasche erschien und der Bediente ihm zuflüsterte, es sei dies eine bessere Sorte. Beslay schaut den Mann verwundert an, das Gesicht kommt ihm bekannt vor und er bemerkt: „Ich muß Sie schon irgendwo anders gesehen haben." — „Gewiß, Monsieur," lautet die Antwort, „Sie sehen mich alle Tage im Café anglais, wo ich Sie bediene." Am nächsten Tage erzählte ihm der Mann, daß man bei Hofe bei großen Festlichkeiten stets eine Anzahl Kellner aus den ersten pariser Café's miethe, sie in königliche Livreen stecke und mit zwanzig Francs per Abend honorire . . .

In der Kammer trat gleich in der ersten Zeit nach 1830 ganz eklatant zu Tage, daß die Regierung des berüchtigten juste-milieu (der rechten Mitte) sich auf die Charakterlosigkeit stütze. Eines Tages handelte es sich um Feststellung der königlichen Civilliste. Dupin, der berühmte Redner, schien empört zu sein über die Forderung. „Das ist denn doch eine gräßliche Geldgier," sagte er, „das heißt die Gewalt im Sinne eines Crösus auffassen." — „Bravo," versetzte Beslay, „wenn Sie gegen die Vorlage sprechen, wird sie gewiß nicht durchgehen." — „Warten Sie 'mal, wie ich dieselbe verarbeiten werde," fügte Dupin hinzu. Einen Moment nachher bestieg er die Tribüne, um für die Gewährung der verlangten Summe zu plädiren. Nun, man kennt die Leistungsfähigkeit der „gewiegten" Parlamentarier. Guizot, sagt Beslay, erinnerte mich mit seiner Beredtsamkeit an jene römischen Auguren, welche sich nicht in's Gesicht zu sehen vermochten, ohne zu lachen. Er war der Oberpriester des goldenen Kalbes und trug mächtig zur Demoralisation bei. Er lenkte die Kammermajorität mit der Arroganz des Ministers und dem Hochmuth eines Emporkömmlings. „Seine" Majorität brachte einmal bei der Debatte seine wahre Ansicht nicht heraus und votirte anders, als er es wünschte. Wie das Abstimmungsresultat verlesen wurde, kehrte er sich gegen das Centrum hin und murmelte zwischen den Zähnen: „Seh' einer diesen Haufen von Lümmeln!" — „Die Herren haben's nicht gehört, Herr Minister, soll ich's ihnen wiederholen?" bemerkte der dicht hinter ihm sitzende Beslay. — „Nein, mein Herr, ich bitte, lassen Sie das," versetzte der Minister etwas verblüfft. Worauf Beslay zu ihm sagte: „Wie Sie wollen, ich werde indeß diese Worte nicht vergessen."

Beslay's hartes Urtheil über Guizot kann nicht umgestoßen werden. Der steifkragige Kalvinist war recht eigentlich Professor der Korruption. Unrecht dagegen thäte man ihm, wollte man annehmen, er habe mit am Tische der Gründer gesessen und geschmaust. Sein Privatleben trifft kaum ein Makel.

(Schluß folgt.)

Abwehr.

Du, der du die Versuchung nie gekannt,
Deß Herz geschlummert stets in träger Ruh —
Ich bin mit deinem Wesen nicht verwandt —
Was fragst du mich: Warum ich nicht, wie du?

Mein Lebensschiff ward nicht von kund'ger Hand
Sorgsam geleitet zu dem sichern Port;
Allein schifft ich vom trauten Heimatland
Und trieb auf wilden Wellen hülflos fort.

Das Steuer lenkt' ich selbst mit finsterm Muth,
Kein Gott — kein Stern erleuchtete den Pfad;
So kämpft' ich mit der Elemente Wuth,
Verzweifelnd oft, ob mir ein Retter naht.

Ich ging nicht unter; aber rauhen Sinn
Ertrotzt ich mir auf wildem Lebensmeer;
Erfahrungsbitter war oft mein Gewinn,
Doch ward mein Herz dabei nicht liebeleer.

Drum, der du die Versuchung nie gekannt,
Deß Herz geschlummert stets in träger Ruh —
Ich bin mit deinem Wesen nicht verwandt.
Was fragst du mich: Warum ich nicht wie du?

E. Walter.

Wandernde Kunstgesellen. (Bild Seite 269.) Drei treue Gefährten — der bärtige, robuste Mann, der kluge, stattliche Pudel und der kleine, höchst ernsthaft dreinschauende Affe! Daß der letztere ganz gegen seine Gewohnheit so ernsthaft aussieht, ist sehr erklärlich: einmal ist er so merkwürdig angeputzt, daß er bei seinem unleugbaren Verständniß für seine Pflichten als Halb- oder Viertelsmensch schon anstandshalber auch in seinem Benehmen eine gewisse Würde an den Tag legen muß, und dann handelt es sich ja auch grade um einen wichtigen Akt. Sein Herr und Meister ist eben dabei, ihm einen Schluck Bier in das mit beiden Vorderhänden von dem vierhändigen Mitkünstler krampfig festgehaltene Glas zu gießen, und da heißt es aufpassen, daß kein Tröpflein darübergeht und daß der bei solchen Gelegenheiten leider zu allerlei unzarten Scherzen aufgelegte ganzmenschliche Dirigent des Dreikünstlerkollegiums nicht etwa noch im letzten Augenblick die Flasche wieder zurückzieht. Der Pudel hält vom edlen Gerstensaft augenscheinlich am wenigsten; er gibt sich Mühe, durch einen kurzen Schlummer seine allzeit angespannten Kräfte neu zu beleben. Er muß den Karren schleppen helfen und gleichzeitig den Affen auf dem merkwürdigen Sattel reiten lassen, der ihm den Rücken verunziert — er hat die schwerste und auch die undankbarste Rolle von den dreien. Bei der Vorstellung zaust und höhnt und maulschellt ihn der Affe, der dabei auch immer noch die Lacher auf seiner Seite hat, und nach der Vorstellung, wenn endlich einmal die Ruhe auf eine kurze Zeit einkehrt, unterhält sich der Mann am liebsten mit dem Affen, scherzt mit dem und hätschelt ihn, während er dem mindestens ebenso intelligenten und viel charaktervolleren Hund,

bei dem es keiner Kette bedarf, um ihn, wie den Affen, am Ausreißen zu hindern, nur sehr wenig Beachtung schenkt. Ja, Undank ist auch der Hunde Lohn, trotzdem oder wohl grade weil sie so treu und so anspruchslos sind.

Das vegetabilische Pergament und seine Anwendungen.

Die Geschichte der Erfindungen bietet vielfache Beispiele dafür, daß Eigenschaften von eminenter Nützlichkeit oft unter einem ganz unscheinbaren Aeußeren verborgen liegen, daß nur ein glücklicher Gedanke des Forschers, oft auch nur ein glücklicher Zufall diese Eigenschaften von daher an's Licht zieht, wo man es am wenigsten erwartet hätte.

Wer hätte geahnt, daß eine ganz einfache und fast nur augenblickliche Behandlung mit einem der alltäglichsten Chemikalien das ungeleimte Papier in Wesen und Aussehen so verändern kann, daß es dem thierischen Pergament in Aussehen und Eigenschaften fast gleich wird? Das ist aber Thatsache! Dies geschieht, indem man starkes, ungeleimtes Papier (Filtrir- oder Fließpapier) einige Sekunden in Schwefelsäure taucht, die zur Hälfte mit Wasser verdünnt ist, und dann das so behandelte Papier in kaltem Wasser auswäscht, in verdünnte Ammoniakflüssigkeit bringt, um etwaige Spuren freier Säure zu entfernen, und wieder mit Wasser abspült. Die Säure bringt (nach Untersuchungen von Hoffmann in London) keine chemische Veränderung in der Masse des Papiers hervor, sondern bewirkt lediglich eine neue Molekularanordnung der Elemente desselben. Das Pergamentpapier ist fünfmal stärker als das Papier, aus dem es hergestellt wurde, hat drei Viertel der Festigkeit des thierischen Pergaments und ist unempfindlich auch gegen Einwirkung des kochenden Wassers.

Diese Beobachtung, die W. E. Gaine 1857 in England machte*), hat eine blühende Industrie hervorgerufen: die Fabrikation des Pergamentpapiers oder vegetabilischen Pergaments, das schon fast unentbehrlich geworden ist für Haushaltungszwecke, für technische und pharmazeutische Chemie, als Stellvertreter des thierischen Pergaments und der thierischen Blase, welche das Pergamentpapier an Billigkeit und Sauberkeit weit übertrifft.

Beim Eintauchen in Wasser wird es weich und biegsam, siedendes Wasser wirkt, wie schon erwähnt, nicht darauf, sondern nach Behandlung mit solchem und nach dem Trocknen erscheint es wie vorher. Es ist undurchdringlich für Wasser, Alkohol, Aether, Benzin und viele andere Flüssigkeiten, sodaß es mit Vortheil zum Zubinden von solche Flüssigkeiten enthaltenden Gefäßen dienen kann. Vielfach ist es an Stelle des Gummizeuges in Krankenhäusern angewandt worden.

Vollkommen entspricht es allen Anforderungen bei der von dem englischen Chemiker Graham erfundenen analytischen Methode, der Dialyse, bei welcher die krystallisirbaren Substanzen von den nicht krystallisirbaren getrennt werden, was vor Erfindung der Dialyse oft fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot.

Der vielseitigen Verwendung des Pergamentpapiers stand lange der Uebelstand im Wege, daß sich dasselbe auf Holz und Pappe sehr schlecht, auf sich selbst aber garnicht verleimen ließ. Ebermayer befeuchtete das Pergamentpapier auf der Seite, auf welcher es verleimt werden sollte, zuerst mit Alkohol oder starkem Branntwein, legte das mit Leim bestrichene Material darauf und rieb es mit einem Falzbein an. Will man Pergamentpapier mit sich selbst verleimen, so behandelt man die beiden sich berührenden Flächen in der angegebenen Weise.

Farbiges Pergamentpapier kann nach der Originalmethode der Darstellung nicht schön bereitet werden, weil die wenigsten Farben die Einwirkung der Schwefelsäure vertragen. Dagegen nimmt das fertige Papier Anilinfarben gut auf, wenn man es in die heiße, wässerige Lösung derselben bringt. Man kann es gelb färben mit pikrinsaurem Natron, orange mit Pikrinsäure und Anilinroth, grün mit Pikrinsäure und Indigokarmin.

Das ungefärbte Pergamentpapier kann man mit Vortheil verwenden zum Verbinden von Flaschen und Töpfen statt der bedeutend kostspieligeren thierischen Blase. Beim Verbinden der Einmachgefäße mit Pergamentpapier ist sehr zu beachten, daß dieses bisweilen das Wasser des Obstes und auch einen Theil des Aromas hindurchdunsten läßt, sodaß völliges Eintrocknen erfolgen kann. Auch kommt es wohl vor, daß im Papier sich feine Oeffnungen befinden, und dann tritt Verderben der eingemachten Früchte ein, weil die Luft Zutritt hat. Einmachflaschen sollte man nur durch Korkstöpsel oder Glasplatten verschließen.

Auch künstliche Därme hat man aus Pergamentpapier dargestellt. Im Jahre 1870 kam die berliner Erbswurstfabrik mit der Beschaffung natürlicher Därme, die sie in immensen Massen verarbeitete, in Verlegenheit. Die Papier- und chemische Fabrik in Helfenberg bei Dresden stellte darauf künstliche Därme aus Pergamentpapier her und hat den früheren mangelhaften Handbetrieb durch Maschinen ersetzt. Während früher zu einer täglichen Herstellung von ca. 8000 Meter 50 Personen nöthig waren, liefert die neue, von einer Dampfmaschine getriebene Maschine in derselben Zeit dasselbe Quantum bei einer Bedienung von nur drei Personen. Das auf einer Papierdrehbank in Streifen geschnittene endlose Pergamentpapier läuft in die Maschinerie, wird daselbst genäßt, in Darmform gebracht, geklebt, getrocknet, geglättet und in Hundert-Meter-Ringen mittels Zählapparats abgemessen. Der künstliche Darm findet Anwendungen, an die man bei dem natürlichen nie gedacht hat. So zu Einhüllung von Wichse, zum Einpressen der künstlichen Schmalz- oder Faßbutter, zum Abfüllen des Biers in Brauereien. Der künstliche Darm, wenigstens in den dünneren Arten, ist zwar noch etwas theurer als der natürliche, aber die frische Wurst hält sich länger in ihm gut. Das Kochen hält er aber so gut wie der thierische aus, da die Naht vollständig unlöslich ist, nur darf das Unterbinden nicht mit zu dünner Schnur geschehen. Hölzer (Zustecker) können ganz fortfallen.

Zum Verpacken von Kaffeesurrogat, der nichtsnutzigen Cichorie*), hat sich Pergamentpapier nicht bewährt.

Erst die letzten Jahre haben die vielseitigen guten Verwendungen des Pergamentpapiers es in Aufnahme gebracht, und es ist wohl sicher anzunehmen, daß sich der Kreis derselben erweitern wird.

Dr. Heinrich Böhnke-Reich.

*) De la Rue (1859) schreibt die Ehre dieser Erfindung im J. 1847 J. A. Poumarede und L. Figuier zu, aber die genaue Feststellung der Darstellungsmethode ist Gaine's Werk.

*) S. Böhnke-Reich: Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben. Leipzig, bei Thiele und Frese.

Nachtrag zu dem Artikel „Der Dichter des Atheismus und Sozialismus". Durch eine freundliche Mittheilung des Hrn. Dr. Dulk erfahre ich nachträglich Näheres über Shelley's Tod. „Die ‚Times' (und nach ihr deutsche und italienische Zeitungen) veröffentlichten 1875 einen Brief der Tochter Trelawney's, Rom, 22. November 1875, worin diese als Geständniß eines sterbenden Matrosen von Spezzia kundgab, das Boot mit Shelley und Williams sei im Juli 1822 in der Meinung, den reichen Byron auf ihm fangen zu können, gekentert worden, aber gegen die Absicht, an der der Matrose theilgenommen, gesunken. (Ausführlicher im stuttgarter ‚Beobachter' vom 17. Dezember 1875.)"

Eduard Bertz.

Mittel, brennendes Petroleum zu löschen. Das beliebteste Feuerlöschmittel, Wasser, ist bekanntlich für brennende Oele nicht zu brauchen; Erde, Sand, Asche nur dann, wenn es sich um so geringe Quantitäten des Brennstoffs handelt, daß man sie gänzlich damit bedecken und darin ersticken kann. Ein belgischer Apotheker schlägt nun vor, zu gedachtem Zweck das Chloroform zu benutzen. In der That erwies sich, daß, wenn man in brennendes Petroleum den zwanzigsten Theil Chlorform goß, die Dämpfe desselben die Flamme sofort verlöschten; sogar der sechzigste Theil zeigte sich noch wirksam. Ein Gemisch der Dämpfe beider Flüssigkeiten ist nicht explodirbar. Es dürfte danach eine empfehlenswerthe Sicherheitsmaßregel sein, in Petroleummagazinen und Schiffsräumen Gefäße mit Chloroform aufzubewahren, die, durch entstandenes Feuer gesprengt, durch ihren Inhalt als Löschmittel wirken. Als Hausmittel ist dieses jedoch nicht gut verwendbar, weil einmal der Preis zu hoch und dann auch das Chloroform als Gift nicht jedermann zugänglich ist. Dafür kann man sich mit ähnlichem Erfolg der Ammoniakflüssigkeit (Hirschhorngeist) bedienen, deren nicht brennbare Dämpfe gleichfalls ein Verlöschen der Flamme bewirken.

R.-L.

Petroleum-Fälschung. Das gegen die frühere Oelbeleuchtung so erheblich billigere und hellere Petroleumlicht gehört zu unseren Kulturförderungsmitteln, die wir nicht missen möchten. Leider nur fordert dasselbe alljährlich eine nicht geringe Zahl von Opfern. Es geschehen häufig Explosionen von Petroleumlampen oder von Aufbewahrungsbehältern, die in der Nähe befindliche Personen verletzen, oft sogar tödtlich. Gewöhnlich soll Unachtsamkeit die Schuld haben: es liegt aber vielleicht in den mehreren Fällen an Fälschung des Brennmaterials mit Naphta! Dieses ist ein leichteres Destillationsprodukt des Petroleums, das einen viel niedrigern Siedepunkt hat und sich schon bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigt. Die Fälschung wird noch dadurch begünstigt, daß die Naphta ganz wasserhell ist. In Amerika wurde zur Verhütung der Unfälle ein Gesetz erlassen, wonach Brennpetroleum unter einem bestimmten Siedepunkt nicht in den Handel gebracht werden darf. In unsern Hafenstädten lagern gewöhnlich übergroße Vorräthe von Naphta, die, da es für sich nur in sogenannten Ligroinelampen verbrannt werden kann, nur schlecht Abgang finden. Da mischt sich nun so manche überschüssige Quantität Naphta wieder mit dem stammverwandten Petroleum — nur um nicht müssig zu lagern. Die Herren und Besitzer beider leiden ja auch keinen Schaden dabei, denn Naphta kostet in der Regel 2 bis 3 Thaler der Zentner, Petroleum aber 7 bis 8 Thaler. Wenn aber so häufige und gefährliche Explosionen von Petroleum statthaben, so wird der „unverantwortliche und unverbesserliche Leichtsinn der Leute" solange die Schuld haben, bis jedermann, nur mit einer Wage bewaffnet, den wirklich Verantwortlichen zu Leibe gehen könnte, gestützt auf ein kleines Spezialgesetz, das etwa so lautete:

§ 1. Petroleum, das als Brennstoff verkauft werden soll, muß 820—830 Gramm der Liter wiegen und einen Siedepunkt nicht unter 150 Grad haben.

§ 2. Zusatz von Naphta (leichtem Oel, im Gewicht von 715 bis 750 Gramm der Liter und Siedepunkt von 60 Grad) wird wie Lebensmittelfälschung bestraft.

R.-L.

Aerztlicher Briefkasten.*)

Freiberg. O. F. C. Die bei Ihnen vorhandenen „Pustelausschläge“ im Gesicht und anderwärts sind keineswegs eine Folge zu „scharfen Blutes“ — denn ein solches Blut existirt garnicht —, sondern sie entstehen wahrscheinlich durch mangelhafte und unzweckmäßige Hautpflege. Nehmen Sie zum Waschen einmal in der Woche schwarze Seife, mit der Sie die ergriffenen Hautstellen tüchtig einschmieren, und zehn Minuten darauf waschen Sie die Seife mit warmem Wasser ab. Die Neigung zu solchen Hauterkrankungen wird dann bald verschwinden.

Berlin. Felix T. Ihre Zuschrift ist uns deshalb unklar, weil Sie behaupten, daß man Ihnen das genannte Leiden durch Einspritzungen „geheilt“ habe; denn von einer Heilung der wirklichen Syphilis kann nur bei einer allgemeinen antisyphilitischen Behandlung die Rede sein. Oder ist auch letztere nebenher gebraucht worden? Gegen die von Ihnen genannte lokale Affektion erweist sich der Gebrauch der rothen Präzipitatsalbe in der Regel nützlich. Doch rathen wir Ihnen, einen dortigen Arzt in Anspruch zu nehmen, einestheils, weil die Seuche anscheinend in diesem Falle noch nicht getilgt ist, anderntheils, weil sich eine ausführlichere Besprechung und Rathertheilung in Geschlechtskrankheiten nicht für den Briefkasten eines Familienblattes schickt. (Letzteres zugleich als Antwort für einige andere Fragesteller.)

Hausen bei Frankfurt a/M. R. S. Es gilt in Bezug auf jenen Herrn genau dasselbe, was wir über Pönicke's Schulbuchhandlung in einer früheren Nummer d. Bl. sagten. Die diätetischen Rathschläge, welche er Ihnen für das unbescheidene Honorar von 45 Mark gegeben hat, sind nicht schlecht und daher befolgenswerth, obgleich sie wohl kaum auf seinem Miste gewachsen sind. Albern dagegen sind die Ihnen anempfohlenen Einreibungen mit Ameisenspiritus, denn was die gleichfalls empfohlenen kalten Waschungen vielleicht gut machen, das verderben jene sicherlich. Ueber das Ihnen zugesandte Medikament haben wir kein Urtheil, denn es liegt uns kein Rezept vor. Wir warnen aber Sie und jeden anderen vor dem Gebrauche angeblich die Nerven stärkender Mittel bei solchen Zuständen. Hätten Sie Sich an einen einfachen, vernünftigen Arzt gewandt und nicht an jenen Privatgelehrten — der nicht einmal in der Orthographie seiner Muttersprache heimisch ist —, so hätte Ihnen derselbe für das bescheidene Honorar von drei Mark ähnliche und — da er Sie sehen und untersuchen konnte — noch bessere Rathschläge gegeben. Aber das ist nun einmal so in der Welt! Dem Arzte geht man aus dem Wege oder sucht sich der Zahlung eines geringen Honorars zu entziehen, nachdem man seine Zeit und seinen Rath in Anspruch genommen hat, und dem Charlatan wirft man das Geld haufenweis nach. Sie kennen doch das Wort, welches der verstorbene Professor Bock über solche Leute gelassen aussprach?

Magdeburg. K. Wenn Sie sicher sind, daß Sie einen Bandwurm haben, so ist seine schleunigste Entfernung aus Ihrem Darme nicht blos wünschenswerth, sondern sogar nöthig. Denn wenn die Unterleibsstörungen, die er Ihnen verursacht, auch zu ertragen und keineswegs lebensgefährlich sind, so liegt doch außerdem noch die Gefahr der sogenannten Selbstinfektion nahe, ein vom Publikum und auch sogar von vielen Aerzten nicht genügend gewürdigter Umstand. Der Bandwurm ist nämlich eine weitere Entwicklungsstufe der im Fleische der Schweine, Rinder u. s. w. vorkommenden Finnen. Letztere aber entstehen aus Bandwurmeiern. Beherbergt Ihr darum nun einen Bandwurm, so gehen zwar die geschlechtsreifen Glieder desselben mit den Exkrementen ab und gelangen durch Nahrung suchende Rinder und Schweine in deren Verdauungskanal, wo die Hülle der Bandwurmeier verdaut und der in denselben enthaltene Embryo frei wird und, die Darmwandungen durchbohrend, in den Körper gelangt, um sich in den Muskeln 2c. innerhalb zwei oder zwei und ein halb Monaten zu einem Blasenwurm (den Finnen) zu gestalten und abzukapseln. Aber es liegt auch die Möglichkeit vor, daß Eier Ihres eigenen Bandwurmes diesen Weg nehmen und unheilbare oder lebensgefährliche Störungen hervorrufen, denn man hat bei Menschen derartige Blasenwürmer (Cysticerken) in den verschiedensten Theilen des Körpers gefunden, zum Beispiel im Gehirn, wo sie Geistesstörungen herbeiführten u. s. w.; ja, ein uns befreundeter Augenarzt fand sie im Laufe eines Jahres allein 21 mal im Auge. Häufig müssen solche Augen deshalb herausgenommen werden. Was nun die Abtreibung des Bandwurmes anlangt, so wird damit viel Schwindel getrieben. Viele Aerzte geben sich nicht die nöthige Mühe dabei, und was Sie von den in den Zeitungen sich zur Vornahme derartiger Kuren anbietenden Personen zu halten haben, brauchen wir hier nicht erst zu erörtern. Es gibt spezifische Bandwurmmittel: die Granatwurzelrinde, die Kamala, das Kousso, die Farrenkrautwurzel u. s. w. Alle haben ähnliche Wirkungen; nur wird es nicht von jedermann vertragen, sondern häufig wieder erbrochen, und falls nicht außerdem gewisse Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, so ist die Kur vergeblich. Das unschädlichste Mittel ist die in jeder Apotheke käufliche Kamala (die sternförmigen Haare und Drüsen der Frucht einer ostindischen Pflanze, der Rottlera tinctoria). Nachdem Sie 8 Tage lang jeden Morgen 1—2 Weingläser voll Friedrichshaller Bitterwasser getrunken haben, nehmen Sie nüchtern, in 1/2 stündigen Zwischenräumen, 4 Dosen Kamala à 2—4 Gramm, jede Dose in etwas Citronenlimonade. (Kindern gibt man nur Gaben von 1/2 Gramm und läßt kein Bitterwasser trinken.) Erfolgt eine halbe bis ganze Stunde nach dem letzten Pulver kein Stuhl, so trinken Sie noch einige Gläser Bitterwasser. Der Wurm geht entweder in einem Klumpen oder in einzelnen Stücken ab. Geschieht letzteres, so dürfen Sie dieselben nicht abreißen, sondern durch die Bauchpresse beim Stuhl herauszubefördern suchen. Befindet sich unter den Abgängen nicht der stecknadelkopfgroße, an einem fadendünnen Stück hängende Bandwurmkopf, so müssen einige lauwarme Milchklystiere verabreicht werden, um den Rest des Wurmes aus dem Dickdarm herauszubefördern. Geht er trotzdem nicht ab, so wird die Kur 4—6 Monate später wiederholt, denn um diese Zeit haben sich wieder geschlechtsreife Glieder gebildet. Sollten Sie die Kamala nicht vertragen und wieder erbrechen, so wollen wir Ihnen auf Ihren Wunsch ein von uns gebrauchtes, von jedermann leicht zu nehmendes Präparat derselben in einer hiesigen Apotheke anfertigen lassen. — Das Vorgesagte bezieht sich selbstverständlich nur auf gesunde und kräftige Erwachsene. Bei schwächlichen Personen, bei Kindern, Greisen u. s. w. sollte ohne ärztliche Erlaubniß keine Bandwurmkur vorgenommen werden, und deshalb ist das Treiben der ihre Hilfe jedermann in den Zeitungen anbietenden Bandwurmcharlatans gemeingefährlich.

Dr. Resau.

*) In Anbetracht der Allgemeinwichtigkeit vieler Mittheilungen des Aerztlichen Briefkastens lassen wir den Inhalt desselben fortan aus der größeren Petitschrift, statt wie bisher aus der scharfe Augen beanspruchenden Nonpareilleschrift setzen.
Red. d. „N. W.“

Korrespondenz.

Hagen. E. B. Wir machen Sie und gleichzeitig alle Leser der „N. W.“ hiermit wiederholt darauf aufmerksam, daß alle den Vertrieb unsres Blattes betreffenden Zuschriften an die Expedition der „N. W.“, Leipzig, Färberstraße 12, zu richten sind, und nur die den Inhalt des Blattes angehenden Schreiben an uns, die Redaktion, gesendet werden sollen.

Gelenau. R. Im Laufe des Sommers gedenken wir eine Abbildung und Beschreibung des Greifenstein zu bringen.

Meiningen. H. O. Der Sognefjord ist ein mehr als 30 Meilen langer, schmaler Meereseinschnitt (Fjord) in die Westküste des südlichen Norwegens; er ist berühmt wegen der großartigen Schönheit seiner Ufer.

Magdeburg. A. B. Ihre „Tüfteleien“ können als Lückenbüßer Unterkommen finden. — R. Z. Daß Ihr Prinzipal die „N. W.“ für „unverdaulich“ erklärt, wird wohl weniger am schwachen Magen, wie Sie vermnthen, als am schwachen Kopfe liegen. Uebrigens ist es grausam von Ihnen, daß Sie dem armen Manne das fatale Blatt immer wieder „unter die Finger schmuggeln“!

Leipzig. Ein Freund der „Neuen Welt“. Wir haben bei dem Verfasser des Artikels, der Ihnen so außerordentlich gefällt, angefragt, ob er mit Ihrem Vorschlage einverstanden ist. Wohl schon in nächster Nummer werden wir Ihnen mittheilen, ob und wie sich die Sache machen läßt.

Ottensen. S.-M. Wir sind Ihnen für Ihre unverhohlene Meinungsäußerung verbunden. Haben Sie aber auch wirklich ganz unparteiisch und mit voller Sachkenntniß geurtheilt?

Straßburg. E. Lt. Die Bank von Frankreich ist im Jahre 1803 gegründet worden. Im Mai 1859 ward ihr Privilegium auf 30 oder 40 Jahre verlängert. Ihr Geschäftsbetrieb wuchs von 112 Millionen Francs im Jahre 1808 bis auf 8325 Mill. im Jahre 1869. Die Bank von England besteht dagegen schon seit 1694.

Gumbinnen. D. B. Ob die Kaninchen beißen? Wenn Sie sie ungeschoren lassen, gewiß nicht! Wenn Sie aber die Thierchen ärgern, so verdienen Sie wenigstens, gebissen zu werden. Uebrigens, wenn man uns gar zu thörichtes Zeug fragt, beißen wir gelegentlich auch!

Breslau. A. R. S. Die Behauptung, daß „alle Kultur von der christlichen Kirche ausgegangen ist“, beweist entweder gröbste Unwissenheit oder keckste Lügenhaftigkeit. Wo die christliche Kirche längere Zeit schrankenlos geherrscht hat, da ist alle Kultur ausgegangen — — so muß der Satz der Wahrheit gemäß lauten. — H. K. In ihrer gegenwärtigen Form ist die Arbeit über die Haftsysteme sehr wohl verwendbar. Wir wünschen, daß Sie unser Mitarbeiter bleiben mögen. — L. T. Der „N. W.“, welche von der „Wahrheit“ als Sonntagsbeilage gratis gegeben wird, wünschen Sie auch noch Unterrichtsbriefe zur Erlernung einer Sprache, und zwar der polnischen (!), gratis beigelegt zu sehen? Ist Ihnen nicht vielleicht auch noch eines der großen Konversationslexika oder eine kleine Bibliothek der deutschen Klassiker von etwa 100—200 Bänden als bescheidene Dreingabe gefällig? Bitte, sagen Sie's nur ganz ungenirt!

München. Frau A. W. Wir haben Ihren Brief Hrn. Dr. Trausil, dem Verfasser jenes die Wagnerianer als Tastenhauer so schnöde verarbeitenden Artikels auf dem Umschlage unsres 6. Heftes, zugesandt und leben der Ueberzeugung, daß unser Herr Mitarbeiter galant genug ist, Ihrem verletzten Gefühl eine glänzende Genugthuung zu geben. Unsrerseits frdl. Dank für Ihre der „N. W.“ bewiesene Aufmerksamkeit!

Enskirchen. Frl. E. W. H. Auch wenn Ihre Novelle für die „N. W.“ nicht verwendbar sein sollte, so heißen wir Sie doch als Strebensgenossin willkommen. Weiteres brieflich!

Frankfurt a M. L. O. Ihr Maß- und Gewichtsartikel wird jedenfalls aufgenommen werden können. Den geäußerten Wunsch werden wir brieflich zu erfüllen suchen. Frdl. Gruß!

Paris. E. B. Brief erhalten?

Neapel. Frl. M. W. Die Expedition hat Ihren Wunsch sofort erfüllt. Ueber Ihr Buch werden wir zunächst unsre Meinung brieflich mittheilen. Frdl. Gruß!

Berlin. H. H. Frdl. Dank für das hübsche Gedicht; es soll baldmöglichst untergebracht werden! — O. D. Das Geschick, das Sie vorausgeahnt, hat sich vollzogen: das Kind Ihrer Muse ist in dem unersättlichen Schlunde unsres Papierkorbs verschwunden. Doch seien Sie getrost! Wenn Sie Zeit haben, zu lernen, so haben Sie, wie uns scheint, auch die beste Aussicht, einst etwas Tüchtiges zu schaffen! — Frl. Anna R. Ihr Frühlingsliedchen ist niedlich, für die „N. W.“ sogar zu niedlich! Etwas derbere Kost muß es schon sein, womit wir unsere Leser regaliren. Ihr hübsches Talent erkennen wir indeß mit Vergnügen an. — L. M. Ihre Prophezeiung ist nicht eingetroffen. Die letzten anderthalb Zeilen Ihrer Korrespondenzkarte haben wir sogar garnicht zu enträthseln vermocht. Wenn sich übrigens Ihre und der in gleicher Weise Strebenden Hoffnung, daß die kommenden Geschlechter die Bahnen beschreiten werden, welche Sie auf eigene Faust eingeschlagen haben, auch nicht erfüllt, so wird man Ihnen das Verdienst doch nicht abstreiten können, durch das hartnäckige Festhalten an Ihrer Privatorthographie die Welt immer von neuem an die Mängel der herrschenden Schreibweise gemahnt zu haben. Ein ganz vortrefflicher Gedanke ist der eines möglichst einfachen internationalen Alphabets, wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, denselben aus dem Bereich der frommen Wünsche in das praktische Leben eingeführt zu sehen.

Belgrad. Ein Abonnent. Die „Contes du Lundi“ von Alphonse Daudet werden Sie wohl auch in jeder größeren serbischen Buchhandlung bekommen. Auch die deutsche Uebersetzung dürften Sie dort erhalten. Wenn nicht, so wollen wir Sie Ihnen verschaffen lassen. Der Preis beträgt 2 oder 3 Mark.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 23. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Die Stimme eines anscheinend noch jungen Mannes hatte in dem eigenthümlichen näselnden Tone, an dem man den preußischen Offizier in jeder Verkleidung erkennen würde, gefragt:

„Aber was ist Ihnen, Wolfenstein? Sie entwickeln eine äußerst morose Laune. Schmeckt Ihnen der Veuve Cliquot nicht? Ich finde ihn exzellent. Sie lieben doch auch einen reellen Tropfen, wenn er gut gekühlt ist.“

Der Aeltere knurrte verdrießlich: „Sie haben gut reden. Sie wissen so gut wie ich, daß meine Ressourcen erschöpft sind und daß ich meine Verhältnisse nur durch eine Geldheirath rangiren kann. Nicht einmal auf Avancement ist Aussicht — der General hat eine lächerliche Aversion gegen dicke Rittmeister und ich werde beharrlich übergangen, abgesehen davon, daß die lumpige Majorsgage mich auch nicht retten könnte. Ich habe den Dienst nachgerade satt und denke es mir äußerst bequem, mit einer passirten Heirathslustigen ein Rittergut zu erheirathen und allen grilligen Generalen ein Schnippchen zu schlagen. Und nun hat es ganz den Anschein, als würde mir der saure Apfel, in den zu beißen ich gerade heute drauf und dran war, vor dem Munde weggeschnappt. Ich hätte nicht solange zaudern sollen.“

„Sie sprechen in Räthseln. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie auf Freiersfüßen gehen. Und wer ist, wenn man fragen darf, die merkwürdige Donna, die sich erlaubt, Ihnen einen Korb zu geben? Abgeschmackt! auf Ehre!“

„Sie bekommen einen Begriff von dem lamentabeln Stand meiner Verhältnisse, wenn ich Ihnen sage, daß ich allen Ernstes entschlossen war, das ernsthafte Fräulein Hoyer um ihrer Füchse willen liebenswürdig zu finden und mich in sentimentale Unkosten zu stecken — ich sagte mir voraus, daß es ohne solche Albernheiten nicht abgehen würde, und was thut man schließlich nicht, um sich aus den Klauen der breslauer Hebräer zu befreien, die schon anfangen, unverschämte Prozente zu verlangen? Uebrigens hatte ich doch zu viel Geschmack, um nicht erst an einigen andern Stellen anzubohren — die gouvernantenhafte Hoyer war nur der letzte Nothnagel, die letzte Reserve. In der vergangenen Woche habe ich nun an drei Punkten meine Flatterminen springen lassen und dann gestürmt, bin aber überall abgeblitzt und so reite ich heute hierher, festentschlossen, als Bräutigam wieder von dannen zu ziehen und ohne jede Ahnung, daß ich auch hier abfallen könnte. Was glauben Sie nun, daß passirt? Fräulein belieben sich in Gesellschaft eines jungen Civilisten zu befinden, der allerdings Besitzer eines wirklich respektabeln Schnurrbarts ist; er heftet sich an ihre Fersen und als ich endlich ungeduldig werde und sie, um der Sache ein Ende zu machen, mit wahrem Heroismus zum Walzer engagire (ich glaube, ich habe seit drei Jahren keinen Schritt getanzt), gibt sie mir einen Korb und läßt mich stehen, um sich mit ihrem süßesten Lächeln wieder diesem unbequemen Rivalen zuzuwenden, gerade, als wäre sie froh, mich wieder los zu sein. Das verwünschte Zaudern! Vor vier Wochen hätte ich das Feld frei gefunden und könnte in diesem Augenblick alle Sorgen los sein. Und da soll man nicht verdrießlich werden?“

„Der Fall ist freilich bitter. Uebrigens kenne ich jetzt Ihren Rivalen und glaube beinahe, daß mir der verwünschte Kerl ebenfalls in's Gehege gekommen ist. Ich habe es ja nicht so eilig mit dem Heirathen und kann es schon noch ein paar Jährchen aushalten, billig möchte ich mich auch nicht verkaufen und so geht man möglichst behutsam zu Werke, aber an der kleinen Reischach würde man doch eine fast brillante Acquisition machen, und daß sie ein Gänschen ist, halte ich eher für einen Vorzug als für einen Fehler. Es muß verdammt unbequem sein, eine „literarisch“ und „ästhetisch“ gebildete Frau, wie diese Hoyer, zu haben, bei der man sich jede Minute mit seiner Unwissenheit Blößen geben kann und die verlangt, daß man sich für Bücher und Bilder mehr interessire als für Pferde und Hunde. — Sie können schließlich froh sein, daß Sie die Hoyer nicht bekommen, und der blonde Ladenschwengel oder Ellenreiter scheint besser zu ihr zu passen. Die kleine Reischach hat mir nämlich mit einer Koketterie, die ihr allerliebst stand, angedeutet, daß er der Verfasser eines anonymen Geburtstagsgedichtes sei, das sie himmlisch fand, und sie kaprizirte sich darauf, mich von diesem Herrn Hammer und seinen Kenntnissen und seinen wunderbaren Heldenthaten als Kommandant der Feuerwehr zu unterhalten. Vor der Hand scheint das ja nicht bedenklich zu sein; sie hat wohl nur kokettiren wollen, denn die Frauenzimmer haben sämmtlich den Teufel im Leibe, und das albernste Gänschen wird erfinderisch und schlau, wenn es an's Kokettiren geht. Aber der Mensch ist ein verdammt hübscher Bengel, und man kann nicht wissen, was sich da anspinnt. Jedenfalls kann man es der Hoyer nicht so übermäßig verargen, wenn sie sich für ihre väterlichen Thaler, die sich seitdem ganz erklecklich weiter vermehrt haben sollen, lieber den jungen, frischen

Kerl als einen halb ausrangirten — verzeihen Sie, aber Sie haben selbst diesen Ton angeschlagen — Rittmeister kauft. Aeltere Mädchen pflegen im Punkte der Moral ungewöhnlich streng zu sein, und wie man's als Offizier in einer Kavalleriegarnison treibt, davon haben sie gewöhnlich auch ein Liedchen singen hören und wissen allerlei bedenkliche Geschichtchen von Sängerinnen, Balletdämchen, Circusreiterinnen u. s. w. zu erzählen — mehr vielleicht, als wir uns träumen lassen. Möchte übrigens wohl einmal unter vier Augen mit dem geriebenen Burschen ein kräftig Wörtlein reden und ihm die Lust austreiben, zwei Husarenoffizieren in's Handwerk zu pfuschen. Möglich sogar, daß ich ihn ebenso interessant fände, wie Fräulein Hoyer und die verteufelte kleine Reischach — mache gern eine interessante Bekanntschaft und weiß es zu schätzen, wenn jemand den Weibern gegenüber seinen Vortheil wahrzunehmen versteht — ist ein praktischer, fast militärischer Zug."

Mit raschem Entschluß und doch ohne Ueberstürzung trat Wolfgang aus der Veranda und an ihren Tisch.

„Ich habe das Vergnügen, mein Herr, diesem Wunsche sofort bereitwillig zu entsprechen, indem ich mich Ihnen als Wolfgang Hammer vorstelle. Ihre Namen, meine Herren, behalten Sie wohl für sich am zweckmäßigsten — ich trage kein Verlangen danach, dieselben zu kennen, und Ihnen würde es doch schwerlich angenehm sein, wenn ich die Herren namhaft machen könnte, die es passend fanden, sich in so kordialer Weise über die Damen ihres Wirths auszusprechen. Zum Danke dafür, daß Sie diesem Wunsche entsprechen und mir so eine Verlegenheit ersparen, will ich Ihnen einen guten Rath geben. Es dürfte sich sehr empfehlen, entweder den Gesprächsstoff zu wechseln oder die Stimme insoweit zu dämpfen, daß nicht jeder, der zufällig in die Veranda tritt, hören muß, wie ungemein glücklich die Herren den Ton des Stalls und der Kasernen mit dem des Salons zu verbinden wissen; als Kavalier würde ich selbstverständlich keinen Moment in Zweifel darüber sein, daß ich mich für die erste Alternative zu entscheiden habe."

Die Gestalt, die so plötzlich aus dem Dunkel aufgetaucht war, ließ sich bei dem matten Schein von zwei glimmenden Cigarren nur ungenügend erkennen; dennoch hatte die Mischung von eisiger Höflichkeit und überlegener Ironie, mit der die Worte gesprochen wurden, die erste Ueberraschung und ihren Eindruck so nachhaltig verstärkt, daß die beiden Offiziere momentan nicht zu antworten wußten. Konnte man einen unbequemen Gegner, der so grausame Dinge in so unvorwerflicher Form zu sagen wußte, von oben herab behandeln oder mußte man ihn als ebenbürtig anerkennen? Der jüngere der beiden Offiziere faßte sich zuerst und machte einen ungeschickten Versuch, Wolfgangs Ton zu kopiren.

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, mein Herr, daß ein Horcher und Spion wenig qualifizirt ist, ein Urtheil über die Handlungsweise und die Pflichten eines Kavaliers abzugeben — in unserm Stande pflegt man derartige Leute mit Verachtung zu strafen."

„Offiziersgespräche, meine Herren, pflegen sich innerhalb eines so engen Rahmens zu bewegen, daß gar keine Veranlassung zur Neugierde und zum Horchen vorliegt; eine Unterhaltung, die man sich jeden Augenblick aus ihren wenig zahlreichen Bestandtheilen selber konstruiren kann, belauscht man nicht. Uebrigens habe ich Ihnen bereits erklärt, daß ich sehr unfreiwillig Ohrenzeuge Ihrer — freimüthigen Aeußerungen wurde, und ich empfahl Ihnen dringend, dieser wiederholten Versicherung fernerhin weder direkten noch indirekten Zweifel entgegenzusetzen. Es gibt Dinge, bezüglich deren ein bürgerliches Ehrgefühl merkwürdig kitzlich und empfindlich ist, empfindlicher oft als das eines Adligen und Offiziers."

„Ich konstatire, Rittmeister, daß uns in diesem Augenblick etwas höchst Lustiges passirt, das heißt, zwei Offiziere Sr. Majestät des Kaisers und Königs werden von einem unternehmenden und zungenfertigen Kommisvoyageur **bedroht**! Mit der vorlauten Zunge natürlich nur. Darf man sich die wißbegierige Frage erlauben, was Sie etwa thun würden, wenn ich so frei wäre, auch Ihrer **wiederholten** Versicherung meine bescheidenen Zweifel entgegenzusetzen?"

„Ihr Portepee würde mich nicht abhalten, Ihre Wange für eine Viertelstunde zu zeichnen, und wenn Sie versuchten, den Schimpf in meinem Blute abzuwaschen, gleichviel, ob ich bewaffnet oder nicht, so schlüge ich Sie nieder wie einen betrunkenen Bauer."

Der Rittmeister, dem die Situation bedenklich zu werden begann, und der nicht umhin konnte, einzusehen, daß sie sich in eine prekäre Lage begeben hatten, daß sie von ihrem kaltblütigen und gewandten Gegner von vornherein in's Unrecht gesetzt waren und daß es ihnen nicht gelingen würde, diesen Nachtheil wieder auszugleichen, fürchtete den Jähzorn des Premierlieutenants, der nur mit Mühe noch an sich hielt, und er suchte dem Streit ein Ende zu machen. Er nahm einen fast väterlich ermahnenden und wohlwollenden Ton an, als er Wolfgang auf die Schulter klopfte und ihm sagte: „Junger Freund, Sie müssen selbst einsehen, daß wir uns hier unmöglich herumzanken können; Sie haben uns nach Ihrer Meinung die Wahrheit gesagt, wir haben Ihnen geantwortet, damit können wir es gut sein lassen. Wären Sie satisfaktionsfähig, so wäre die Sache äußerst einfach — wir wechselten unsere Karten und morgen oder übermorgen ein paar Kugeln, so aber, Sie begreifen — —"

„Ich weiß nicht, ob es mich nach dem Codex Ihrer sogenannten militärischen Ehre satisfaktionsfähig macht, daß ich im Jahre 1866 Lieutenant im k. k. österreichischen Jägerbataillon war und die große goldne Tapferkeitsmedaille und das Offizier-Verdienstkreuz besitze?" fragte Wolfgang.

Die beiden Offiziere sahen einander betreten an, und der Premierlieutenant bemerkte mit kühler, gemessener Höflichkeit und einer formellen Verbeugung:

„Dieser Umstand ändert die Sache allerdings sehr erheblich und —"

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Ob satisfaktionsfähig oder nicht, ich schlage mich überhaupt nicht."

Der Premierlieutenant konnte nicht umhin, diese unerwartete Erklärung mit einem Hohn zu beantworten:

„Sie scheinen sehr praktisch, sehr klug und sehr vorsichtig zu sein, mein Herr. Im gegebenen Falle kann man Ihnen dazu allerdings nur gratuliren, denn in der ganzen Armee weiß man, daß ich eine gefürchtete Klinge schlage und daß ich schon mehr als einem eine Kugel zwischen die Augen geschossen habe, und ich könnte schließlich doch in Versuchung kommen, ein Meisterstück meiner Kunst an Ihnen zu machen."

„Ich liebe das Renommiren nicht, kann Ihnen aber versichern, daß es noch sehr fraglich wäre, wer von uns unter ungünstigeren Bedingungen in den Zweikampf einträte. Das aber ist gerade der Grund, weshalb ich mich **nicht** schlage. Eine Sitte, die den Ungeübten und Kurzsichtigen dem Geübten und Falkenäugigen gegenüberstellt, ist ein Unfug, und wenn der Tüchtige und Brauchbare, das nützliche Glied der Gesellschaft, sein Leben als gleichwerthig einzusetzen hat gegen das des Unwissenden und Leichtfertigen, der nur Geld zu verjubeln versteht, so ist das eine Ausdehnung des Gleichheitsprinzips, die ich nicht anzuerkennen vermag und der ich gegebenen Falls meine Sanktion rundweg versage. Und damit Adieu, meine Herren."

Der Premierlieutenant, in dem ein ingrimmiger Haß gegen seinen kaltblütigen Widersacher aufflackerte, machte eine heftige Bewegung, als wolle er Wolfgang in den Weg treten, aber der Rittmeister hielt ihn zurück, und er that weise daran, denn Wolfgang war völlig auf einen Angriff gefaßt und würde denselben energisch zurückgewiesen haben. Er trat in die Veranda und in den Saal, und es hätte ein scharfes Auge dazu gehört, in seinem nur etwas blasseren Gesicht eine Spur von Aufregung zu entdecken. Er überreichte Frau von Larisch ihr Tuch und versuchte mit einer übermenschlichen Anstrengung das vorhin unterbrochene Gespräch in der alten Weise fortzusetzen. Es gelang ihm nicht; seine Stimme erhielt durch sein Bemühen, die tiefe Traurigkeit und Müdigkeit zu verdecken, die ihn beherrschte, einen fremden, fast harten Klang, und wenn Martha's Auge dem seinen begegnete, erschrak sie über einen Ausdruck, den sie sich nicht zu erklären vermochte, der aber das Gegentheil der theilnehmenden Freundlichkeit war, an die sie sich bereits gewöhnt hatte und die ihr so innig wohlthat. Es war ihr, als müsse sie ihn bittend fragen, was ihm geschehen sei, was ihn so seltsam verwandelt habe, und als dürfe sie sich durch keine Ausflucht abweisen lassen. Doch das konnte sie im Beisein Leontinens nicht thun, und sie beschloß, zu warten, bis diese sich entfernt hätte. Aber ihre Absicht sollte durchkreuzt werden. Frau von Larisch, der es ebenfalls nicht hatte entgehen können, daß Wolfgang seine Munterkeit eingebüßt hatte und zerstreut und fast düster geworden war, scherzte:

„Ist Ihnen in der Veranda ein Geist erschienen, Herr Hammer? Sie haben all' Ihren Esprit draußen gelassen und sehen aus, als dichteten Sie an der gewaltthätigsten Szene eines finsteren Trauerspiels, in dem gemordet wird wie bei Shakespeare."

Wolfgang ergriff die günstige Gelegenheit, allen Zwang von

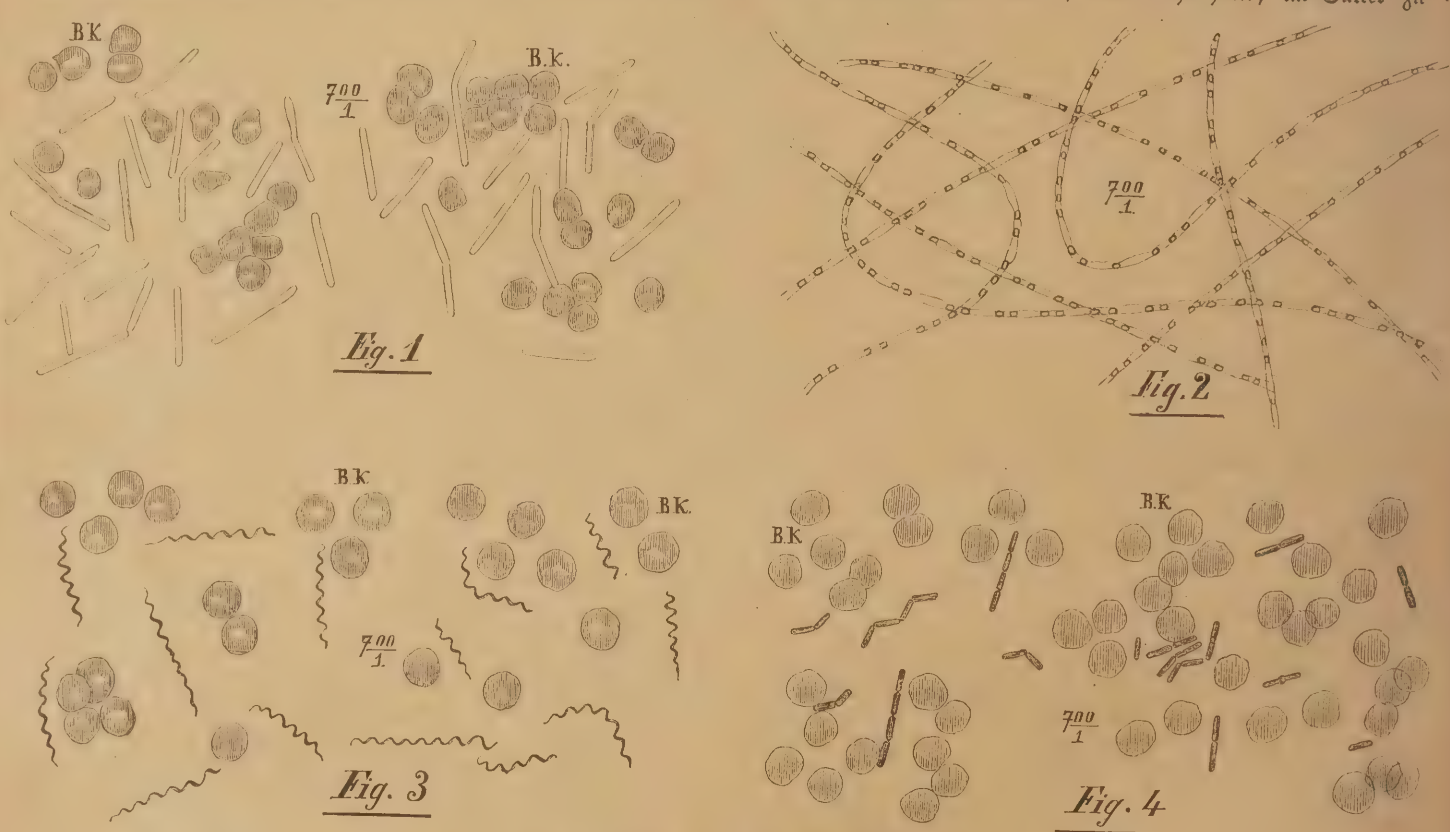
sich abzuschütteln, mit wahrer Hast. „Sie haben recht — ich bin sehr müde und abgespannt und ich erweise den Damen nur einen Dienst, wenn ich sie bitte, mich zu entlassen. Sie würden nichts mehr an meiner Gesellschaft haben und mir ist es Bedürfniß, zur Ruhe zu kommen."

Er sah den bittenden, beinahe demüthigen Blick nicht, der ihn aus Martha's Augen traf, oder er wollte ihn nicht sehen. Er reichte erst Frau von Larisch, dann ihr die Hand, aber er erwiderte den schüchternen, kaum fühlbaren Druck der ihrigen nicht, und ihr war, als sei aus der Hand des jungen Mannes alles Blut gewichen und als lege die starre, kalte Hand eines Todten sich in die ihre. Kein Blick begleitete die Verbeugung, mit der er sich verabschiedete, und Martha und Leontine sahen sich unwillkürlich betreten an. Aber sie konnten sich beide nicht zu einem fragenden Wort entschließen, und während Frau von Larisch in den Kreis ihrer Verehrer zurückkehrte, im stillen mit der neuesten „Originalität" dieses „bizarren" Charakters beschäftigt, benutzte Martha den ersten Anlaß, aus dem Saale zu flüchten, der ihr plötzlich wie verwandelt schien. Der Lichterglanz, die rauschende Musik, das Lachen und Flüstern, der wogende Tanz — alles that ihrem übervollen Herzen weh, und sie athmete tief auf, als sie in ihrem Zimmer allein war. Vor einem Stuhle brach sie, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in die Kniee, und lange, lange erschütterte ein krampfhaftes Schluchzen ihren Leib und schwere Thränen rollten durch die Finger der schlanken, weißen Hände. Ihr war, als hätte sie Wolfgang in dem Augenblick für immer verloren, wo er sich anschickte, ihr seine Freundschaft und die Theilnahme eines Bruders zu schenken. Und verzweifelnd fragte sie: „Was ist geschehen, was habe ich ihm gethan? Welches Geheimniß drängt sich unerbittlich zwischen mich und ihn?"

Wolfgang ballte in Scham und Weh, in Zorn und Trotz die Fäuste, als er das Haus verließ, er biß die Zähne knirschend aufeinander, er nagte sich die Unterlippe wund und wiederholte sich hundert mal: „Keinen Schritt wieder über diese Schwelle." Er empfand eine Art von wilder Genugthuung darüber, den Offizieren mit Erfolg die Stirn geboten zu haben, und doch war er ihnen beinahe dankbar dafür, daß sie ihm die Augen geöffnet, daß sie ihn gewarnt und ihm gezeigt hatten, welche unwürdige Rolle er spielte, wie fern ihm auch die gemeine Berechnung lag, die man ihm andichtete. In greller Klarheit stand es vor seiner Seele, daß er in diesem Hause nicht verkehren, daß er seinen Bewohnern gegenüber nicht Mensch sein und sich einfach gehen lassen durfte, daß überall Fußangeln und Selbstschüsse lagen und daß die größte Vorsicht unvermögend war, ihn zu schützen. Er war noch erbittert über die Geringschätzung, mit der die Husaren von Martha gesprochen hatten, und doch blieb etwas von dem Spott über das alternde Mädchen, das sich einen jungen Mann „kauft", mit vergiftetem Widerhaken in seiner Seele hängen, und er fragte sich, ob er nicht wie ein arglos summender Käfer in ein feines Netz von arglistigen Freundlichkeiten und feinen Avancen gegangen sei, in dem er sich schließlich doch rettungslos verstrickt hätte. Noch war es zum Glück nicht zu spät, noch konnte er das feine Gewebe zerreißen, und je schwerer es ihm wurde, sich aus seiner Zukunft dieses sanfte, kluge, ernste Mädchen wegzudenken, das er im einen Moment beschuldigte, ihm Fallen zu stellen, und das er im nächsten Moment gegen die ganze Welt auf Tod und Leben vertheidigt haben würde, desto kälter und schärfer diktirte er sich die Trennung von ihr als den einzigen Ausweg aus diesem Labyrinth, als die einzige Rettung davor, endlich in eine schiefe, haltlose Lage zu gerathen und in die bittersten Konflikte mit seinem besten und eigensten Sein. Die moralische Luft in jenem Hause war schwül zum Ersticken — er würde es nie lernen, dort zu athmen; der Fluch des Goldes lag auf dem Hause und seinen Bewohnern und zwischen ihm und ihnen konnte nie Gemeinschaft sein. Er hätte aufjauchzen mögen bei dem Gedanken, daß es in seiner Macht lag, sich mit einem Ruck frei zu machen und sich aus dem Reiche der Lüge, des Scheins, des Argwohns, der Verstellung und der List in das der Wahrheit, des Vertrauens, der Klarheit, der Offenheit, der Ehrlichkeit zu flüchten, und wieder zu sein, was er so manches Jahr gewesen — ein armer, einsamer Denker und Träumer, der ruhig und glücklich war, weil er auf eignen Füßen stand und weil nichts den Einklang und Frieden seiner Seele störte.

Wolfgang war zunächst nach seiner Wohnung gestürmt; ein Pfiff brachte Proud an seine Seite, und mit diesem treuen Gefährten so manches aufreibenden Streifzugs bei Tag wie bei Nacht schlug er den nächsten Weg nach den Bergen ein. Es that ihm so wohl, endlich allein zu sein, und als die letzten Lichter der Stadt in der Dunkelheit erloschen waren, wie kleine, glimmende Pünktchen, strich er mit der Hand langsam und nachdrücklich über die Stirn, als wolle und könne er die quälende Erinnerung an die letzten Stunden aus seinem Gedächtniß weglöschen. Es wollte ihm freilich nicht gelingen, und so stark war die Neigung seines Herzens bereits geworden, daß sie den Kampf mit dem kalten, argwöhnischen Verstand aufnahm und seinen mißtrauischen Reflexionen, seinen spöttischen und höhnischen Einflüsterungen nicht ohne Gegenwehr Gehör lieh. Wohl erschien ihm Martha im einen Moment als die verblühende Schönheit, die mit zäher Beharrlichkeit und mit listiger Berechnung ihre Netze auswirft und ihre Taktik für jeden Fall ändert, und er erinnerte sich an jeden kleinen Zug, der sich als ein lockendes Entgegenkommen deuten ließ — im nächsten stieg ihr Bild in seiner ganzen nachdenklichen, ernsten, beinahe wehmüthigen Schönheit vor ihm auf, und sie brauchte nur die Worte zu sprechen: „Hälst du mich wirklich einer Berechnung für fähig?", um ihn zu entwaffnen. Die brutale Sicherheit, mit der der Rittmeister bis zu dem Moment, in dem er Wolfgang an Martha's Seite sah, darauf gerechnet hatte, daß seine Bewerbung um sie eine erfolgreiche sein werde, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; konnte der Mann das Selbstvertrauen und die Frauenverachtung soweit treiben, sich im voraus als ihren Gatten zu sehen, wenn er nur wollte, ohne daß sie ihm bestimmte Anhaltspunkte dafür gegeben hatte, daß seine Bewerbung ihr hochwillkommen sein werde? Es war kaum zu glauben, doch — wenn sie nun früher sehr zufrieden damit gewesen wäre, gegen die Nutznießung ihres Vermögens sich einen flügellahmen Husarenoffizier zu „kaufen", und nur jetzt, wo sie Chance hatte, nicht blos die Hand, sondern obendrein die aufrichtige Neigung eines arglosen, zur Schwärmerei geneigten, blühenden jungen Mannes zu erlangen, schwierig wurde und sich einer reservirten Haltung befleißigte, da ihr der Rittmeister infolge seiner Finanznöthe immer noch sicher war? Wolfgang hätte sich selber hassen mögen, um dieser mißtrauischen und argwöhnischen Regungen willen, die ihn so unglücklich, so elend machten, und wie sollte er den traurigen und zugleich verächtlichen und vorwurfsvollen Blick ertragen, den sie vielleicht berechtigt war, ihm zuzuwerfen, wenn ihr je eine Ahnung von diesen Zweifeln kam, von denen jeder eine Beschimpfung ihrer Menschen- und ihrer Frauenehre war? Was hätte er darum gegeben, auf den Grund dieser Seele blicken und ihre geheimsten Gedanken lesen zu können! Die trübseligste und prosaisch-ernüchterndste Gewißheit wäre ihm erträglicher gewesen, als dieses Schwanken zwischen dem innigsten und gläubigsten Vertrauen und dem zähesten, häßlichsten Verdacht, und die niederschlagende Aussicht auf ein langes Fortbestehen des quälenden Räthsels. Er rang sich wund und müde an diesen Zweifeln, und Licht und Finsterniß wechselten jäh und unvermittelt in seiner Seele. Er hatte des Weges wenig Acht gehabt und kaum bemerkt, daß der Mond aufgegangen war, und als ein schmaler Seitenweg, den er lange verfolgt hatte, mitten im Walde plötzlich auf eine Chaussée ausmündete, entdeckte er mit einem gewissen Staunen und einem leichten Kopfschütteln, daß er sich auf der Straße von M. nach W. befand; es war eine wunderliche Irrfahrt gewesen, die ihn zufällig hierher gebracht hatte. Mitternacht war vorüber und er hatte noch einen weiten Heimweg vor sich; er schritt rascher aus, während Proud gemächlich neben ihm hertrottete, aber sein Blick schweifte am Boden hin, und er war so tief in sein schmerzliches Brüten versunken, daß seine Sinne alles Wahrnehmungsvermögen verloren hatten. Er hörte den Hufschlag nicht, der von weither durch die nächtliche Stille hallte, und die beiden Reiter, die im scharfen Trabe auf ihn zukamen, waren ihm schon ziemlich nahe, als er sie bemerkte; er trat mechanisch und gleichgiltig von der Mitte der von Gräben gesäumten Straße auf den schmalen Fußweg, um den beiden Reitern Platz zu machen; aber in demselben Augenblick wechselte der eine Reiter von der linken Seite seines Gefährten auf die rechte, sodaß er jetzt auf dem Fußweg ritt, und Wolfgang, der in diesem Moment erst die beiden Husarenoffiziere in ihnen erkannt hatte, errieth blitzschnell auch ihre Absicht. Man wollte den im Wortgefecht so schlagfertigen Gegner durch ein „unglückliches Mißverständniß", an dem er schließlich auch noch die Schuld trug, zu einem Sprung in den breiten, mit schmutzigem Regenwasser gefüllten und ohne Anlauf nicht zu überspringenden Graben zwingen, oder ihn durch den ungestümen Anprall der trabenden Pferde in den Graben stoßen. In solchen Augenblicken vollzieht sich der Gedankenprozeß mit einer räthselhaften Schnelligkeit.

Wolfgang sah, daß er überritten worden wäre, wenn er versucht hätte, auf die andere Seite der Straße zu gelangen; so rief er denn, alle Vergünstigungen der Nothwehr entschlossen für sich in Anspruch nehmend, Proud zu: „Faß ihn — hoch!", während er dem Pferde des Premierlieutenants in die Zügel fiel. Er hatte sich vollständig darauf gefaßt gemacht, niedergerissen und vielleicht ein Stück mit fortgeschleppt zu werden, aber so eisern war der Griff seiner Faust gewesen, daß das edle Thier zitternd und schnaubend sich zurückstellte. Der Zornruf des Premierlieutenants wurde von dem dumpfen Geheul übertönt, mit dem Proud plötzlich an dem Pferde des Rittmeisters in die Höhe sprang, und von einem Kasernenfluch des Reiters und einem schweren, planschenden Schlag in's Wasser. Das Pferd hatte sich in wildem Schreck hoch aufgebäumt — es drehte sich förmlich um seine Axe, schleuderte seinen schweren Reiter, der dem Veuve Cliquot etwas allzu reichlich zugesprochen hatte und der auf den ungestümen Angriff Prouds nicht gefaßt gewesen war, aus dem Sattel in den Graben auf der andern Seite der Straße und jagte mit flatternder Mähne und fliegendem Schweif laut aufwiehernd davon. Der Premierlieutenant hatte Wolfgang knirschend ein: „Loslassen!" zugeherrscht, worauf er ein kaltes: „Nachdem Sie sich entschuldigt haben werden!" zur Antwort bekam. Diese Erwiderung und der gleichzeitige tragikomische Fall seines Gefährten brachten den hochfahrenden jungen Offizier um den letzten Rest von Besinnung; er hob die Reitgerte und führte einen wüthenden Hieb nach Wolfgangs Kopf, aber die linke Faust des jungen Mannes, in dem der heiße Zorn der Jugend auflohte und dessen Energie durch die vorausgegangenen Seelenkämpfe eine finstre Färbung erhielt, fuhr nach seinem Handgelenk, um das sie sich wie eine stählerne Klammer legte; im Nu hatte sie ihm die Gerte entwunden und der Hieb, den sie ihrem Besitzer quer über's Gesicht zog, hatte alle Eigenschaften, die eine hochaufgelaufene, brennendrothe Schwiele verbürgen. Ein zweiter heftiger Hieb traf die Weiche des Pferdes, dessen Zügel die Rechte freigegeben hatte; es zuckte vor Schmerz zusammen, tanzte einen Moment, sich bäumend, auf den Hinterfüßen und jagte dann mit seinem halbgeblendeten Reiter, der Mühe hatte, im Sattel zu bleiben, davon, von Proud eine kurze Strecke mit wüthendem, dumpfen Gebell verfolgt, das in der lautlosen Stille der Nacht doppelt unheimlich klang und die Angst des Pferdes vergrößerte. Wolfgangs Pfiff rief das mächtige Thier zurück; mit einem Lächeln voll grimmigen Humors streichelte er den Kopf seines treuen Bundesgenossen und sagte: „Sieh an, alter Bursche, so also treiben's die ritterlichen Herrn? Nun, sie sind freilich bei uns an die Unrechten gekommen und werden an die Bescheerung denken. Aber Teufel, was hast du denn mit deinem Mann angefangen? Mir war's doch, als hättest du ihn in den Graben befördert, und wir müssen ihn am Ende wieder herausfischen."



Tafel II. Fig. 1—2 Spaltpilze des Milzbrand, Fig. 3 des Rückfalltyphus, Fig. 4 im Blut einer Leiche.
Nach Photogr. und Zeichnungen von Dr. Koch und Cohn (v. Beitr. z. Biologie, 2. Bd.) für die „Neue Welt" gezeichnet und geschnitten. (Seite 282.)

Das war jedoch nicht nöthig. Der Rittmeister half sich eben selber aus dem Graben, in dem er ein unfreiwilliges kaltes Bad genommen hatte; triefend vor Nässe und merkwürdig abgekühlt und ernüchtert, erschien er auf der Böschung, von Proud mit einem wenig vertrauenerweckenden Geknurr empfangen. Es klang ziemlich kleinlaut, als er Wolfgang ansprach:

„Nehmen Sie die wüthende Bestie zurück, Herr, — Sie sehen, ich bin wehrlos."

„Gewiß, Herr Rittmeister, jetzt bedarf ich seiner Hülfe nicht mehr; Sie werden indessen zugeben, daß bei einer Unsicherheit der Landstraßen, wie ich sie heute zu konstatiren habe, eine solche ‚wüthende Bestie' ein ganz unschätzbarer Begleiter ist. Ohne meinen wackeren Hund hätte ich jetzt das Vergnügen, wie eine gebadete Maus mich heimzutrollen, und ich gestehe, daß ich diesen Zustand eben nicht sehr begehrenswerth finde. Sie sind, nebenbei gesagt, immer noch besser daran, als ich daran wäre; ich denke, Ihr Herr Kamerad wird ja mit der Zeit sein etwas aufgeregtes Pferd auch wieder in die Gewalt bekommen, und vielleicht hat er jetzt das Ihrige bereits eingefangen und kommt Ihnen mit demselben entgegen. Uebrigens soll, soweit ich dabei etwas thun kann, der ganze Vorfall für Sie keine anderen Nachwehen haben, als höchstens einen Schnupfen; daß Sie außer Stande waren, den Anforderungen des militärischen Ehrbegriffs zu genügen, der vorschreibt, jeden Schimpf unverzüglich an Ort und Stelle im Blute des Gegners abzuwaschen, soll sich nicht an Ihnen rächen; ich gelobe Ihnen Stillschweigen auch über diese Begegnung, und Sie können auf dieses Versprechen ebenso fest bauen, wie auf ein Offiziers-Ehrenwort. Guten Weg, also, Herr Rittmeister."

Er lüftete mit einer Höflichkeit, die nur einen ganz leichten spöttischen Anflug hatte, den Hut, und ehe der Rittmeister mit sich darüber einig geworden war, ob er einen neuen Streit beginnen oder Wolfgang für einen Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle erklären und ihm eine Art Abbitte leisten solle, war dieser mit Proud in den Wald getreten und seinen Blicken entschwunden.

(Fortsetzung folgt.)



Dornröschen an der Spindel. (Seite 287.)

Die niederen Pilze als Vermittler ansteckender Krankheiten.

(Schluß.)

(Vergl. die Illustrationen auf Seite 268 und 280.)

Eine der gemeinsten Stäbchenpilzformen ist Bacterium Termo, von welcher die Bewegungsart folgendermaßen charakterisirt wird: Die Zellen drängen sich um ihre Längsaxe und schwimmen vorwärts, dann wieder — ohne sich umzuwenden — zurück; oder sie fahren auch in Bogenlinien durch's Wasser, in der Regel nicht sehr schnell, gleichsam zitternd oder wackelnd, doch auch mit plötzlichem Sprunge raketenartig dahinschießend, bald um die Queraxe gedreht, wie der Griff eines Bohrers, oft blitzschnell wie ein Kreisel, dann wieder längere Zeit ruhend, um plötzlich auf und davon zu fahren. — Bacterium Termo tritt zu millionen und milliarden in allen faulenden Substanzen, namentlich in Wasser auf, in welchem organische Substanzen faulen, und ist ein Haupterreger der gemeinen Fäulnißprozesse. Durch genaue wissenschaftliche Versuche ist nachgewiesen worden, daß das lebende Blut im menschlichen und thierischen Körper die Fähigkeit besitzt, solche gemeine Bakterienkeime der gewöhnlichen Fäulniß unwirksam zu machen. Es ist dies, wie sofort einleuchten muß, eine sehr nützliche Fähigkeit des lebenden warmblütigen Thierkörpers; denn es kann die Gefahr kaum vermieden werden, daß fortwährend Keime von gewöhnlichen Fäulnißbakterien in unser Blut gelangen. Würden sich die gemeinen Fäulnißpilze ebenso leicht und ebenso rasch im warmen Menschen- und Thierblut vermehren, wie es die Kontagien- und Miasmenpilze thun, so müßten in kurzer Zeit das ganze Menschengeschlecht und sämmtliche warmblütigen Thiere infolge von Blutzersetzung vom Erdboden verschwinden. Gewiß hat es zu allen Zeiten warmblütige Thiere und Menschen gegeben, denen die Fähigkeit abging, auf die Dauer den gemeinen Spaltpilzen zu widerstehen; sie gingen daher zugrunde, während die besser gewappneten Individuen am Leben blieben und ihre Widerstandsfähigkeit den Nachkommen vererbten. Wir kommen also zu dem Schluß, daß unsere Widerstandsfähigkeit gegen die gemeinen Bakterien durch natürliche Zuchtwahl erworben wurde, weil die Natur fortwährend jene schwächeren Individuen ausjätete, wie dies heute noch in Gegenden stattfindet, wo die Miasmenpilze einen großen Bruchtheil der Bewohner vorweg vernichten, während die widerstandsfähigen Bewohner am Leben bleiben, sich vermehren und folglich „das Erdreich besitzen".

Auch unter den Kontagienpilzen begegnen wir stäbchenförmigen Gebilden. Hierher gehört z. B. Bacillus Anthraci, der Spaltpilz des Milzbrandes (Taf. II, Fig. 1 und 2).

Der Milzbrand ist eine der gefürchtetsten Epidemien, die hauptsächlich unter den Schafherden immense Verheerungen anrichtet; verliert doch ein einziger preußischer Kreis (Mannsfelder Seekreis) nach glaubwürdiger Statistik jährlich für circa 180 000 Mark Schafe allein durch Milzbrand. Im Gouvernement Nowgorod gingen in den Jahren 1867 bis 1870 über 56 000 Pferde, Kühe und Schafe und außerdem 528 Menschen am Milzbrand zugrunde.

Der unheilbringende Spaltpilz dieser Epidemie wurde von Pollender im Jahre 1849 im Blute milzbrandiger Rinder entdeckt. Seither ist durch die verschiedenartigsten Versuche unumstößlich erwiesen worden, daß es die stäbchenförmigen Spaltpilze und die von ihnen erzeugten Sporen (Samen) allein sind, welche den Milzbrand verursachen.

Wenn frisches milzbrandiges Blut einem gesunden Thier auch nur in kleinster Menge eingeimpft wird, so erfolgt durch die ungeheuer rasche Vermehrung der stäbchenförmigen Pilze regelmäßig Milzbrand-Erkrankung und Tod. Werden dagegen die stäbchenförmigen Pilze vor der Impfung wegfiltrirt, so erfolgt keine Ansteckung.

In Tafel II, Fig. 1 sehen wir frische Milzbrandpilze nebst Blutkörperchen aus der Milzsubstanz einer durch Impfung angesteckten und an Milzbrand gestorbenen Maus. Die Stäbchen sind kurz und undeutlich gegliedert, während sie in Fig. 2, Taf. II. ausgewachsen sind in lange Fäden, welche eirunde Körperchen, Sporen (Samen, Fortpflanzungszellen) enthalten. Diese Milzbrandsporen können austrocknen, ohne ihre Entwicklungsfähigkeit oder Keimkraft einzubüßen. Dr. Koch in Wollstein hat konstatirt, daß die trockenen Milzbrandsporen noch nach fünf Jahren Ansteckung vermitteln können, während die Milzbrandbacillen selbst in kurzer Zeit ihre Vermehrungskraft einbüßen, also unwirksam werden. Das Milzbrandkontagium pflanzt sich auf längere Zeiten wohl nur durch jene Sporen fort.

Da die Milzbrandkrankheit, welche kleineren Säugethieren, z. B. Mäusen, schon 17 Stunden nach der Ansteckung den Tod bringen kann, während sie bei größeren Thieren schon etliche Tage in Anspruch nimmt, auch auf den Menschen übertragbar ist, so muß sofort einleuchten, daß die kleinste Wunde an der Hand jeden vorsichtigen Thierarzt und Naturforscher davon abhalten wird, die Zergliederung einer Milzbrandleiche vorzunehmen oder mit Milzbrandpilzen Experimente anzustellen.

Stäbchenförmige Spaltpilze nicht ansteckender Natur finden sich unzählbar auch in stinkendem Käse. Das Garwerden oder Reifen der Käse beruht auf der Thätigkeit von Spaltpilzen, die wir zu millionen verschlingen oder zu tausenden einathmen können, ohne Schaden zu nehmen.

Ebenso sind es stäbchenförmige Spaltpilze, welche die Buttersäuregährung, das Ranzigwerden der süßen Butter, vermitteln.

Nicht minder als in faulendem Blut von Leichen (Taf. II, Fig. 4) sind auch stäbchenförmige Spaltpilze im „grünen" Eiter nachgewiesen worden. Sehr auffallende Formen stellen diejenigen Spaltpilze dar, welche als spiralig gekrümmte Fäden erscheinen, die unter den Namen Spirillum und Spirochaete beschrieben worden sind.

Bei der Gattung Spirillum sind die Fäden kurz, starr, unbiegsam; sie besitzen auch nur wenige Spiralwindungen, bewegen sich aber wie ein Korkzieher um ihre Achse (Taf. I, Fig. 3) und rücken vor- und rückwärts. An jedem Ende des spiraligen Stäbchens findet sich ein langes Flimmerhaar, das als Bewegungsorgan dient. Diese zierlichen Spaltpilzchen finden sich häufig an der Oberfläche von Flüssigkeiten, in denen organische Substanzen in Zersetzung übergehen. Während sie harmloser Natur zu sein scheinen, sind andere verwandte Formen mit zahlreicheren Windungen und biegsamer Spirale zum Theil sehr verdächtige Gäste.

Hierher gehört in erster Linie der Spaltpilz des Rückfall-Typhus. Es sind jetzt zehn Jahre her, seit (1868) Otto Obermeier im Blute von Patienten des rekurrirenden Fiebers feinste Fäden mit einer eigenthümlichen Bewegung entdeckte.

Er verfolgte seine Entdeckung, die auch von späteren Beobachtern wiederholt bestätigt wurde, bis zum Jahre 1873 und veröffentlichte dann seine Untersuchung im „Medizin. Centralblatt" (XI. 10. 1873). Als im gleichen Jahr in mehreren Städten Europas (München, Wien ꝛc.) die Cholera ausbrach, versuchte Obermeier auch bei dieser Epidemie verwandte Organismen zu entdecken; er ward aber selbst von der Cholera ergriffen und dahingerafft, ein Opfer der Wissenschaft.

Ferdinand Cohn, Professor der Botanik in Breslau, einer der namhaftesten Forscher der Spaltpilze, erkannte die von Obermeier entdeckten beweglichen Fäden im Blute von Rekurrens-Kranken als eine besondere Art von Spaltpilzen, die er zu Ehren des braven Obermeier Spirochaete Obermeierii nannte.

Das rekurrirende Fieber (eine Art Hungertyphus) ist mit Recht auch Rückfalltyphus genannt worden. Es ist eine epidemische Krankheit, von welcher in der Regel alle Bewohner einer Stube nach einander befallen werden. Die Ansteckung geschieht ohne Zweifel durch persönlichen Verkehr, wird also durch ein Kontagium vermittelt und verbreitet. Die Krankheit zeichnet sich durch eine 6 bis 7 Tage dauernde Fieberzeit aus, auf welche eine fieberfreie Pause von circa 8 Tagen folgt; dann tritt ein zweiter, 5 Tage andauernder Fieberanfall ein; in selteneren Fällen erfolgt nach abermaliger Pause ein dritter Anfall, wohl auch ein vierter und fünfter Rückfall. Nun ist es gewiß eine vielbedeutende Thatsache, daß der Spaltpilz des Rückfalltyphus im Blute der Patienten nur während der Fieber, nicht aber während der fieberfreien Pausen angetroffen wird. Allerdings werden sie mitunter erst 24 Stunden und selbst zwei bis drei Tage nach dem Anfang der Temperatursteigerung wahrgenommen.

Der Spaltpilz des Rückfalltyphus besteht aus undeutlich gegliederten, sehr langen, spiraligen, äußerst biegsamen und mit schraubenartiger Bewegung ausgestatteten Fäden, die aber so zart

und leicht beweglich sind, daß man sie bei der Untersuchung des Blutes (Taf. II, Fig. 3) sehr leicht übersehen kann. Wenn sie auf ruhende Blutkörperchen stoßen, so können sie dieselben in eine träge Bewegung versetzen.

Man hat diese Pilze, nachdem sie im Blut der Rekurrens-Kranken entdeckt waren, auch in den Sekreten, in den Auswürfen der Patienten, überhaupt im ganzen kranken Körper gesucht, allein außer im Blut nirgends gefunden. Auch in der Leiche des am Rückfalltyphus Gestorbenen findet man die Schraubenfäden nicht.

Die mitgetheilten Thatsachen führen zu dem Schluß, daß das Kontagium des rekurrirenden Fiebers nichts anderes sein kann, als eben jene schraubenförmigen Spaltpilze, Spirochaete Obermeierii, welche mit dem Fieber in großer Anzahl auftreten, nach dem Fieber wieder verschwinden. Selbstverständlich ist noch mancher dunkle Punkt aufzuhellen, welcher über das Wesen und Treiben dieser Typhuspilze näheren Aufschluß geben soll. Hierzu gehört z. B. auch die Frage, ob eine verwandte Spaltpilzform, die Spirochaete des Zahnschleimes (Taf. I, Fig. 6) in einer verwandtschaftlichen Beziehung zur Spirochaete des Rückfalltyphus stehe. Dr. Koch hat nämlich konstatirt, daß ganz ähnliche Spiralfäden als regelmäßige Bewohner der menschlichen Mundhöhle, zum Beispiel im Inhalt von „faulenden“, kariösen Zähnen, sowie in dem Schleim, der sich am Grund der Backenzähne und zwischen den Zähnen überhaupt ansammelt, auftreten. Auch sind ähnliche Spiralfäden in Sumpfwasser beobachtet worden, sodaß die Vermuthung naheliegt, es seien die spiraligen Rückfalltyphuspilze nur besonders angepaßte Formen der Sumpfwasser-Spirochaeten, als deren Uebergangsform die Spiralfäden des Zahnschleimes zu betrachten wären.

Gewiß hat die Wissenschaft erst den Anfang gemacht in der Erforschung dieser bis jetzt so geheimnißvollen Beziehungen zwischen Pilzen und ansteckenden Krankheiten. Und dennoch haben die Miasmen und Kontagien in manchen Fällen eine greifbare Gestalt angenommen. Die in neuester Zeit mit großer Sorgfalt und mit allem Aufwand von Scharfsinn betriebenen Untersuchungen und Experimente über das Leben und Treiben der Spaltpilze haben es zur Gewißheit gemacht, daß keine anderen Organismen, keine anderen Stoffe geeigneter sein dürften, als die Spaltpilze, bei der Einwanderung in den lebenden Thierkörper kraft ihrer Organisation und ungeheuren Vermehrungsfähigkeit den gesundesten Organismus in kürzester Zeit zugrunde richten.

Die wissenschaftliche Untersuchung der Frage: „Was sind Kontagien, was sind Miasmen?“ hat zur Evidenz erwiesen, daß diese Stoffe keine Gase sind, daß es nur Körperchen sein können, die unfaßbar klein und in höchstem Grade vermehrungsfähig sind.

Nun grenzt die Vermehrungsfähigkeit der Spaltpilze gradezu an's Ungeheuerliche. Sie pflanzen sich einfach dadurch fort, daß sie — sobald sie eine gewisse Größe erreicht haben — sich auf der halben Länge in zwei gleiche Theile theilen, die selbständig weiter wachsen und sich nach einiger Zeit wieder ebenso theilen, wie das mütterliche Individuum. Man hat beobachtet, daß es Spaltpilze gibt, die — in geeigneter Nährlösung liegend — sich jeweilen nach zwanzig Minuten durch Theilung verdoppeln können. Dies geschieht beispielsweise unter günstigen Nährverhältnissen bei einer Temperatur von 37 Grad Celsius, während bei niedrigerer oder höherer Temperatur die Vermehrung eine weniger rasche ist.

Nun ist wohl zu bedenken, daß dieser günstigste Temperaturgrad für die Vermehrung der Spaltpilze grade derjenige unserer eigenen Körperwärme ist.

Kleine Ursachen, große Wirkung! Nirgends so, wie bei den niedrigsten Organismen ist dieses Wort buchstäblich wahr, was sofort einleuchten wird, wenn wir uns einmal vergegenwärtigen, was geschieht, wenn z. B. ein Milzbrand-Pilzchen oder eine jener kleinen Sporen der Milzbrand-Bacillen (Taf. II, Fig. 2), die in trocknem Zustand mehr als fünf Jahre lang ihre Keimfähigkeit behalten, im menschlichen oder thierischen Körper eine günstige Stelle zum Wachsen und zur Vermehrung finden.

Das kleine stäbchenförmige Pilzchen theilt sich nach zwanzig Minuten durch eine Querwand in zwei Tochter-Individuen von halber Länge. Diese werden zu selbständigen Pilzchen und erreichen bei energischem Wachsthum in den nächsten zwanzig Minuten die Länge des Mutterpilzchens. Dann theilen sie sich ebenso; wir haben also schon nach vierzig Minuten 2 mal 2 gleich 4 Stäbchenpilze. Diese hinwieder zerfallen in weiteren zwanzig Minuten, also bis zum Ende der ersten Stunde, in 8 Individuen. Letztere haben sich bis zum Ende der zweiten Stunde auf 8 mal 8 gleich 64 Individuen vermehrt. Diese 64 Individuen sind bis zum Ende der vierten Stunde auf 64 mal 64 gleich 4096 angewachsen. Am Ende der achten Stunde beträgt die Nachkommenschaft des einen Stäbchenpilzchens 4096 mal 4096 gleich 16 777 216 Individuen. Vervielfachen wir die letztere Zahl mit sich selbst, so erhalten wir die Zahl der Nachkommen auf das Ende der sechzehnten Stunde; sie beträgt 281 474 976 710 656 Individuen. Multipliziren wir zu guterletzt noch mit 4096, so erhalten wir die Zahl der sämmtlichen von einer Milzbrand-Bacille abstammenden Stäbchenpilzchen am Ende der zwanzigsten Stunde; es ist eine Zahl mit 19 Ziffern.

So erklärt sich die rasche Zerstörung einer durch Milzbrandpilze infizirten Milz; so erklärt sich der Umstand, daß man im Blut von infizirten Kranken, die vielleicht nur einige wenige Spaltpilzchen eingeathmet oder durch eine kleine Wunde aufgenommen haben, schon nach wenigen Stunden, bei etwas langsamerer Vermehrung der Pilze doch schon nach wenigen Tagen millionen lebender Spaltpilzchen findet.

Hier liegt das Geheimniß der raschen Ausbreitung ansteckender Krankheiten, hier liegt die Erklärung für die Thatsache, daß nur einige Athemzüge in infizirter Luft hinreichen, den stärksten Organismus dem Verderben auszuliefern, hier liegt der Grund, warum man bis heute in den meisten Fällen keinen besseren Rath zu handhaben wußte, als vor der Ansteckung wie vor einem bösen Dämon zu entfliehen.

Aber es gibt ja einen Beruf für Krankenpflege; der Arzt und der Krankenwärter, die nächsten Anverwandten — sie dürfen und können vor dem ansteckenden Patienten nicht entfliehen.

Da muß die Wissenschaft helfend beispringen; denn sie hat nicht allein die Aufgabe, das Wesen des Uebels zu erkennen, sondern auch die Pflicht, Abhülfe zu bringen, die Mittel anzugeben, um dem Umsichgreifen der Epidemien entgegenzutreten.

Und der Wissenschaft wird es ein leichtes sein, kraft ihrer richtigen Erkenntniß die beste Rathgeberin der Heilkunde und der Gesundheitspflege zu sein.

Inwiefern sie das jetzt schon sein kann, werden wir in einem spätern Kapitel zeigen.

Dr. A. D.-P.

Nähere Erklärung der Spaltpilz-Tafeln.

Taf. I. Fig. 1. Verschieden große Mikrococcen (Kugelbakterien) in Schafblut, das vier Tage lang bei einer Temperatur von 8—10 Grad Celsius in einem offenen Gefäße gestanden hatte. M' mittelgroße, M'' kleinere und M''' kleinste Mikrococcen. Bk, Bk — Blutkörperchen. Vergrößerung 700fach. — Fig. 2. Reihenförmig angeordnete Mikrococcen, die auf faulendem Wasser eine feine Haut bildeten. In dem Wasser selbst, das auch abgestorbene Stückelalgen enthielt, fanden sich auch lange Ketten dieser Micrococcus-Art vor. Die Partien rechts zeigen die Kugelbakterien bei 500facher Vergrößerung, links oben bei 1000facher und links unten bei 2000facher Vergrößerung. In der Mitte oben bei M. p. sind die Kugelbakterien der „blutenden Hostien“ und des „blutenden Brotes“ abgebildet. Sie gehören zu den kleinsten Formen und bilden einen rothen Farbstoff. Ehrenberg beschrieb sie unter dem Namen Monas prodigiosa, Cohn taufte sie um und nannte sie Micrococcus prodigiosus. — Fig. 3. Schraubenförmig gewundene Spaltpilze, kurze, starre, nicht biegsame Fäden darstellend, welche sich schraubenförmig vor- und rückwärts bewegen, an beiden Enden eine Flimmergeißel besitzend. Die dargestellte, nach einer Photographie gezeichnete Form, Spirillum undula, kommt in allen möglichen faulenden Flüssigkeiten vor. Vergrößerung 500fach. — Fig. 4. Stäbchenförmige Spaltpilze mit Geißeln an beiden Enden. Diese von Cohn mit dem Namen Bacillus belegten Organismen finden sich häufig an der Oberfläche von faulenden Pflanzenaufgüssen, wo sie nicht selten eine ziemlich dicke schleimige Haut bilden. Ihre Bewegung ist eine zitternd rotirende. Vergrößerung 500fach. — Fig. 5. Kettenförmig angeordnete Kugelbakterien, Mikrococcen, die sich konstant und oft in großer Menge im Zungenbelag finden. Links, in der Mitte bei Z S sehen wir eine kleine Kolonie kleinster Mikrococcen, die, in dichten Haufen beisammen liegend, den eigentlichen Zahnschleim bilden. Nach einer von Dr. Koch aufgenommenen Photographie gezeichnet. Vergrößerung 700. — Fig. 6. Spirochaete des Zahnschleims, sehr lange, spiralig gekrümmte, äußerst biegsame Fäden darstellend, die mit rascher Ortsbewegung begabt sind. Ein regelmäßiger Bewohner der menschlichen Mundhöhle, häufig im Inhalt von hohlen (kariösen) Zähnen, sowie in dem Schleim, der sich am Grund der Backzähne und zwischen den letzteren ansammelt. Dieser weitverbreitete Organismus hat große Aehnlichkeit mit dem Spaltpilz des Rückfalltyphus (vergl. Taf. II, Fig. 3). Vergr. 500.

Taf. II. Fig. 1. Spaltpilz des Milzbrand, Bacillus anthracis Cohn., in frischem Zustand (noch lebend) photographirt. Diese hier dargestellten Gegenstände sind der Milzsubstanz einer am Impf-Milzbrand gestorbenen Maus entnommen. Die Blutkörperchen sind dunkel gezeichnet, die stäbchenförmigen Milzbrandpilze dagegen hell, die Gliederung derselben ist schwer erkenntlich. Vergr. 700. — Fig. 2. Spaltpilz des Milzbrand. Derselbe Pilz wie in Fig. 1, welcher in der wässerigen Feuchtigkeit des Auges zu langen Fäden ausgewachsen ist und Sporen gebildet hat. Nach einer Photographie. Vergr. 700. Die Milzbrand-Pilzsporen bleiben im trocknen Zustand mehr als fünf Jahre entwicklungsfähig, da die Einimpfung derselben regelmäßig Milzbrand verursacht. — Fig. 3. Spirochaete Obermeierii — Spaltpilz des Rückfall-Typhus (eine Art „Hungertyphus“) — undeutlich gegliederte, lange, sehr biegsame, spiralige Fäden mit lebhafter Ortsbewegung darstellend. Sie finden sich nach Cohn ausschließlich im menschlichen Blut bei rekurrirendem Fieber. Einige der in dieser Figur dargestellten Spirochaeten sind nach der Photographie des Blutes von einem 22jährigen Mann gezeichnet, das diesem letzteren 28 Stunden nach dem zweiten Anfall entnommen wurde. — Fig. 4. Blut aus einer nach zwei Tagen sezirten Erstickungsleiche mit stäbchenförmigen Spaltpilzen (Bacillen), wie sie gewöhnlich zuerst im Blut von Leichen auftreten. Nach einer Photographie. Vergrößerung 700.

Ist das Tabakrauchen schädlich?

Von Dr. **Carl Resau.**

Keine Gewohnheit hat sich so eingebürgert, wie der Tabaksgenuß, und wenn die Annahme einiger Volkswirthe, daß der Tabak nach dem Kochsalz der am meisten konsumirte Stoff sei, auch übertrieben erscheint, so ist sein Verbrauch doch immer ein bedeutender. Jolly rechnet z. B. für jeden rauchenden Franzosen 8 Kilogramm Tabak im Jahr, und während in Europa vorzugsweise nur die Männer rauchen, finden wir in Indien und China diese Sitte bei beiden Geschlechtern bis auf die Kinder von sechs Jahren herab. Zu den Attributen eines neunjährigen chinesischen Mädchens gehört ein seidener Tabaksbeutel und eine kleine Pfeife. Der Chinese raucht allerdings auch schon viel längere Jahrhunderte als der Europäer, der diesen Genuß von den amerikanischen Wilden erlernte, denn auf chinesischen Bildwerken aus vorchristlicher Zeit finden sich rauchende Personen mit denselben Pfeifchen im Munde, die heute dort noch üblich sind. Wer weiß also vorauszusagen, wohin es mit der Zeit noch bei uns kommt, wenn der ärztliche Stand kein Veto einlegt und die Grenze angibt, bis zu welcher der vernünftige Mensch in diesem Genusse gehen darf. Fürsten und Priester haben der Ausbreitung des Tabakrauchens nicht zu steuern vermocht. König Jakob von England schrieb vergeblich seinen „Rauchfeind" (Μισοκαπνος), in welchem er das Tabakrauchen als die entsetzlichste Gewohnheit bezeichnete, schädlich für das Auge, ekelhaft für die Nase, gefährlich für die Lunge. Umsonst schleuderte Papst Urban VIII. seine Bulle dagegen, die den Raucher mit ewiger Verdammniß bedrohte. Vergeblich zeterte die protestantische Geistlichkeit von der Kanzel gegen den Tabakteufel, sie sprach von Hälsen, die man zu einem Schornstein mache, zum rauchenden Schlot der Hölle, worüber man auch zur Hölle fahren werde. Geistliche Drohungen und Strafen nützten so wenig wie weltliche. In Rußland drohte dem Raucher im ersten Falle die Knute, im zweiten der Verlust der Nase, im dritten der Tod. Aber schon der blutige Czar Peter gestattete 1698 den Engländern, als ihm in London das Geld ausgegangen war, die Tabakeinfuhr gegen Zahlung von 100,000 Thalern. Die Lüneburger, deren wohlweiser Herrscher Todesstrafe auf das „Tabaksaufen" gesetzt hatte, weil Feuer dadurch auskommen könne, wurden später durch ganz Deutschland berühmte Tabakfabrikanten, und in der Türkei, wo ein Sultan einen Raucher mit der durch die Nase gestoßenen Tabakpfeife durch die Straßen Konstantinopels führen ließ, ist man heute dem Tabakgenusse mehr ergeben, als in irgend einem anderen europäischen Lande. Wir stehen also einer Thatsache gegenüber, welche wir physiologisch erklären müssen. Mit Schrecken denkt gewiß mancher an die erste Pfeife oder Cigarre zurück, an jenen der Seekrankheit ähnelnden Zustand, an den mit Schwindel verbundenen Kopfschmerz und die Uebelkeit, an die Betäubung und die Ohnmachtsanwandlungen, an jene bösen Symptome von seiten der Verdauungsorgane, die oft der Cholera ähneln u. s. w., an jene Erscheinungen, die manchem die Lust für alle Zeiten benommen haben, dem Tabakgotte zu fröhnen! Wenige haben schon von Hause aus eine gewisse Toleranz gegen den Tabak; sie erlernten das Rauchen und setzten es fort, ohne besonders auffallende und merklich unangenehme Folgen zu verspüren. Die meisten müssen sich diesen Genuß mit Opfern erkaufen und sich allmählich daran gewöhnen, bis ihnen schließlich das Leben ohne denselben undenkbar erscheint, wie eine Speise ohne Salz. Der Tabak ist für millionen von Menschen das Beruhigungs- und Linderungsmittel geworden unter den kleinlichen und quälenden Sorgen und den tiefer bohrenden Schmerzen des täglichen Lebens, ein Anregungsmittel dem Verlassenen und Verstoßenen so gut als dem, der sich reich fühlt in der Mitte einer frohen Familie und in dem Glück theilnehmender Freundschaft. Den meisten Rittern vom Geiste ist er das Unterstützungsmittel bei der Arbeit, welches den Geist beruhigt, ihn von der Umgebung abzieht und die Gedanken auf einen Gegenstand sich konzentriren läßt, damit sie sich beleben und in die Höhe schwingen gleich den Rauchwolken. Dem armen Manne aber vertreibt er wenigstens den Hunger. Sämmtliche gesunde Raucher sind wohl in der Ansicht einig, daß dieses „göttliche Kraut" das Gemüth besänftigt und beruhigt. Der Nichtraucher wird zwar hiergegen protestiren; aber Verfasser, seit seinem 22. Lebensjahre Raucher, erklärt offen und ehrlich, daß für ihn — also für seine Individualität — kein Sinnengenuß so angenehm, so ohne Erschöpfung, so wenig ermattend ist, als der Genuß des Tabaks. Und wenn nicht viele das Gleiche an sich erfahren hätten, so wäre es wohl undenkbar, daß der Tabak sich hätte in der Weise einbürgern können, wie es geschehen. Ebenso wie aber die Menschen mit verschiedenartigen Neigungen und Fähigkeiten ausgestattet sind, ebenso verschieden sind auch die Wirkungen des Tabaks bei den einzelnen Individuen. Dieselben hängen theils von der Qualität des Tabaks ab, resp. von den in demselben enthaltenen giftigen Stoffen, theils von der Quantität des täglich gerauchten Tabaks. Wir finden Personen, bei denen die Wirkung auf das Gehirn in der Vordergrund tritt, und zwar ist diese Wirkung entweder beruhigender oder aufregender Art. Bei anderen treten die Erscheinungen von Seiten des Herzens mehr hervor; sie bekommen Herzklopfen und beschleunigten Pulsschlag. Bei dritten sind die Verdauungsorgane die vorzugsweise ergriffenen Theile: Unterdrückung des Hungers, Vermehrung des Durstes, oder eine gelinde Wirkung auf den Stuhl. Manche vertragen in nüchternem Zustande das Rauchen nicht, andere können nur leichten Tabak und leichte Cigarren rauchen; dritten ist der schwerste Virginientabak Bedürfniß und jeder andere Tabak Stroh. Endlich wechselt auch die Empfindlichkeit gegen Tabak in der Weise, daß Personen, die an das Rauchen desselben gewöhnt sind, nicht nur vorübergehend das Behagen daran verlieren, sondern auch nach wenigen Zügen Brustbeengung, Kopfschmerzen u. s. w. bekommen. Besonders häufig ist dies der Fall, wenn man mit dem Gebrauch einer bis dahin gewohnheitsmäßig gerauchten Tabakssorte wechselt und zu einer anderen, nicht genügend getrockneten oder schwereren greift, oder wenn dem Genuß der ersteren über die Gebühr gefröhnt wird. Wir haben hier denselben Fall vor Augen, wie bei Völlerei im Essen und Trinken. Die Natur ist mit wenigem zufrieden. Selbst der unschädliche, weil gewohnheitsgemäß genossene Nahrungsstoff kann sich, in großen Mengen in den Körper eingeführt, zum fürchterlichsten Gifte gestalten. Wir erinnern an das gewöhnliche Kochsalz. Auch dieses ist ein Reizmittel für die Verdauung, dessen Zusatz eigentlich unnöthig wäre, weil die von uns genossenen Pflanzen- und Fleischstoffe Ernährungssalze in hinreichender Menge enthalten. Die Gewohnheit hat uns dazu gebracht, dasselbe als ein nothwendiges Bedürfniß zu betrachten und der daran nun einmal gewöhnte Mensch würde erkranken, wenn man es ihm entzöge; ebenso aber würde er noch bedenklicher krank werden, wenn man ihn zwänge, 1 Pfund davon an einem Tage zu genießen. Der Kochsalzgenuß steht also in den Augen des Physiologen auf derselben Stufe, wie der eines anderen Reizmittels: mäßig genossen für den daran Gewöhnten unschädlich, ja nützlich, im Uebermaß schädlich und giftig. Auch die Tabakpflanze enthält ein solches Gift, welches für den Raucher das anregende Reizmittel, für manchen aber leider auch ein Gift ist. Der Chemiker stellt es als eine farblose, klare Flüssigkeit dar, welche in der Kälte nicht, beim Erwärmen schwach nach Tabak riecht und ätherartig scharf schmeckt. Er hat diese Flüssigkeit Nikotin genannt, und ihr kommt, neben einigen anderen noch im Tabak vorgefundenen Pflanzenbasen, dem Pyridin, Collidin, Pyrolin, Lutidin u. s. w. der Hauptantheil an den narkotischen Wirkungen desselben zu. Das Nikotin ist einer der giftigsten Stoffe, den wir kennen, denn es genügt schon der Bruchtheil eines Milligramms, um Vergiftungserscheinungen hervorzurufen, und wenig mehr, so ist der Tod ziemlich sicher. Aber auch an das Nikotin kann sich der Mensch gewöhnen, wie wir dies an den Tabakrauchern sehen, selbstverständlich nur bis zu einer gewissen Menge; darüber hinaus treten eben die Nikotinwirkungen hervor.

Auch an Thieren wurden Versuche in dieser Beziehung angestellt. So spritzte Professor Traube einem Kaninchen $^1/_{24}$ Tropfen Nikotin ein und erzielte dadurch sofort die diesem Gifte eigenthümlichen Herzwirkungen. Am folgenden Tage aber war schon ein ganzer Tropfen nöthig, nach vier Tagen sogar schon fünf Tropfen, um dieselben Wirkungen zu erzielen.

Die Wirkungen des Nikotins sind nun aber ziemlich bekannt, und man kann aus denselben schon auf Tabakswirkungen im allgemeinen schließen. In mäßigem Grade treten dieselben Wirkungen ein, wie bei dem Rauchen der ersten Cigarre: Unruhe und Angst, Unbehagen, Schwindel, Uebelkeit und Ohnmachtsanwandlungen. Bald darauf — nach stärkeren Gaben sogar schon in wenigen Minuten — verschlimmert sich der Zustand, es tritt allgemeine Kraftlosigkeit ein,

Erbrechen, Kolikschmerzen im Unterleibe, die Haut wird blaß und kühl und bedeckt sich mit klebrigem Schweiß, der Herzschlag unregelmäßig, die Stirn wird von heftigem Kopfschmerz eingenommen, die Pupillen werden enge, die Ohren brausen oder klingen, der Schwindel wird stärker und die Gedanken fangen an sich zu verwirren. Hierauf finden sich Krampfanfälle ein; der vorher betäubte Kranke stößt mitunter einen Schrei aus; schließlich stellt sich allgemeine Lähmung ein, der Blick wird starr, die Pupille weit, die Empfindung zum Theil aufgehoben, das Athmen wird immer schwerer, der Herzschlag schwächer, der Puls unfühlbar, und bewußtlos oder in einem Krampfanfall hört der Kranke auf zu leben. Zuweilen treten neben dem Erbrechen auch Speichelfluß, schwärzliche, stinkende Stuhlentleerungen, oft sogar vermehrte Harnausscheidung ein. Auch findet sich mitunter die Lähmung und der Kräfteverfall ganz plötzlich, ohne vorausgegangene Krampfperiode. Ebenso bleibt manchmal soviel Besinnung, daß Fragen ziemlich gut beantwortet werden können. Geht die Vergiftung in Genesung über, so tritt mehr oder weniger tiefer Schlaf ein, nach welchem in der Regel nur Kopfschmerz, Zerschlagenheit der Glieder und großer Ekel vor Tabak einige Tage zurückbleiben.

Das Nikotin ist nicht in allen Tabaksarten in gleicher Menge vorhanden. So enthält der virginische Tabak 6—7 Prozent, der Elsässer 3⅓, der Kentucky 6, der Pfälzer 1½—2, der edle Havannatabak noch nicht 2 Prozent. Von diesem ganzen Prozentsatze gelangen aber beim Rauchen nur minimale Bruchtheile in den menschlichen Körper, denn einestheils wird dem Tabak bei seiner Verarbeitung ein großer Theil Nikotin entzogen, anderntheils kommen aber wieder die übrigen Alkaloide des Tabaks bei der Verbrennung desselben zur Geltung, beim Pfeifenrauchen besonders das ebenfalls betäubende und giftige Pyridin, beim Cigarrenrauchen das nicht minder schädliche Collidin, sowie die weiteren Verbrennungsprodukte: Kohlensäure, Cyanwasserstoff, Schwefelcyan, Essigsäure, Ameisensäure, Metaceton, Buttersäure, Baldriansäure, Carbolsäure, Kreosot, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff, — also Stoffe, welche die reinen Nikotinwirkungen mehr oder minder beeinträchtigen, sodaß die chronische Tabaksvergiftung nicht überall gleiche Nicotin-Krankheitsbilder liefert. Außerdem kommt die Art des Rauchens in Betracht: ob die Cigarre direkt bis auf das letzte Stümpfchen aufgeraucht, ob sie im Munde sehr durchfeuchtet wird? ob der Raucher eine Spitze benutzt und ob er dieselbe reinlich hält? ob er leichten oder schweren Tabak aus einer langen oder kurzen Pfeife raucht? ob er nach türkischer Manier den Rauch verschluckt oder eine türkische Wasserpfeife — von allen Rauchrequisiten die beste und unschädlichste — benutzt? Die Folgen des Tabakrauchens können also theils solche sein, welche dem Rauch, der eine lokale Wirkung auf die Organe der Vorverdauung — Mundhöhle u. s. w. — oder auf die Schleimhaut der Athemwege ausübt, zuzuschreiben sind —, also katarrhalische Erkrankungen derselben, die wir bei vielen Rauchern antreffen und die sich auch einstellen würden, wenn der Betreffende keinen Tabak, sondern Papier oder Stroh rauchte, theils sind sie direkte Wirkungen der in dem Tabak enthaltenen giftigen Substanzen und ganz besonders des Nikotins. Wir finden mitunter bei starken Tabakrauchern sehr hartnäckige, jeder Diät und jedem Medikament trotzende Magen- und Darmkatarrhe, die wahrscheinlich durch Verschlucken des mit Tabaksaft durchtränkten Speichels entstehen und welche sich bessern, wenn der Tabaksgenuß beschränkt oder ganz unterlassen wird.

Viel schlimmer und trotzdem im Volke wenig bekannt ist eine ganze Reihe von Nervenerkrankungen, welche man als direkte Nikotinwirkungen aufzufassen berechtigt ist, falls sie sich bei starken Rauchern einstellen. Dieselben treten unter verschiedenen Formen auf, und wir sehen dabei ab von jener Verstimmtheit und Unaufgelegtheit zu geistigen Anstrengungen, welche sich häufig bei Tabaksrauchern findet, die in diesem Genuß sich eine Art von Betäubung und Weltvergessenheit zu verschaffen suchen, wie der Opium- und Haschischraucher.

Schwerere und nicht selten vorkommende chronische Erkrankungen sind dagegen: Augenaffektionen, Nebelsehen mit Besserung des Sehvermögens in den Abendstunden, Unmöglichkeit kleine Gegenstände zu unterscheiden, Farbenblindheit mit besonderem Mangel an Empfänglichkeit für die rothe Farbe; in höheren Graden Blindheit infolge Absterbens des Sehnerven (die sogenannte Tabaksneurose) und Ueberempfindlichkeit des Gehörnerven gegen laute Geräusche, besonders gegen Musik. Dann Rückenmarkaffektionen; Nervenzuckungen; Nervenschmerzen, besonders aber die als Brustbräune bekannte Erkrankung des Herznervensystems, welche in Anfällen von heftigen, zusammenschnürenden, bohrenden und brennenden Schmerzen in der Herzgegend oder am unteren Ende des Brustbeines besteht, die nach verschiedenen Richtungen, namentlich nach der linken Schulter und dem linken Arm hin ausstrahlen; Herzklopfen bei der geringsten Veranlassung; lästige Athemnoth, besonders in den Abendstunden; Impotenz u. s. w. Selbstverständlich können die vorgenannten Erscheinungen auch bei Rauchern mitunter andere Ursachen haben. Man wird aber selten fehl gehen, wenn man sie auf chronische Tabaksvergiftung bezieht, falls sie sich bei Rauchern einstellen, die über Tabaksgeschmack im Munde klagen, selbst wenn sie stundenlang nicht geraucht haben, oder wenn zeitweise Ekel vor Tabak eintritt. Beide Symptome sind gewissermaßen ein Zeichen der Sättigung mit Nikotin, eine Warnung vor beginnender Tabaksvergiftung; sie fordern dringend zur Enthaltsamkeit auf.

Wir kommen zum Schluß. Mäßiges Tabakrauchen kann für diejenigen, welche tolerant gegen das Nikotin geworden sind, ein anregendes, das geistige und leibliche Befinden hebendes Mittel sein, wie das Salz zum Brode; auf der anderen Seite kann es aber auch zum gefährlichsten Gifte werden, theils dadurch, daß ungenügende Toleranz gegen das Nikotin besteht und trotz sich einstellender Vergiftungserscheinungen weiter geraucht wird, oder daß der gegen Nikotin tolerant Gewordene zuviel raucht oder zu einer nikotinreichen Tabakssorte greift. Der Tabak wird daher nach wie vor seine Lobredner und Verehrer, wie seine erbitterten Gegner finden, und zwar deshalb, weil viele nicht die goldene Mittelstraße innehalten und weil sich eines nicht für alle schickt. Garnicht rauchen sollten aber zu Katarrhen der Verdauungs- und Athmungsorgane Geneigte, sowie junge Leute vor dem 21. Lebensjahre, deren Körper noch in der Entwicklung begriffen ist. Man sollte ferner nicht rauchen in engen und kleinen, nur mangelhaft gelüfteten Lokalen oder wenn man sein Stimmorgan anzustrengen genöthigt ist. Mit Unwillen sieht man mitunter in Volksversammlungen den ganzen Saal von Tabaksqualm erfüllt, während der Redner sich abmüht, Aufklärung und Fortschritt zu verbreiten, ein Beginnen, welches vom chemischen und physiologischen Standpunkte aus gerade so aussieht, als wenn einer Reinlichkeit predigt und in einer Kloake sitzt. Noch seltsamer geht es mitunter in Gesangvereinen her. Die biederen Sänger legen die Cigarre aus dem Munde und singen von Freiheit und anderen schönen Dingen, und kaum ist der letzte Ton verklungen, so führt der freiheitsbegeisterte Gewohnheitssklave den Cigarrenstummel wieder in den Mund. Die beste Stimme kann durch solch unsinniges Thun zu Grunde gehen.

Stellen sich die oben angedeuteten Erscheinungen ein, so ist aber der Tabaksgenuß unbedingt zu meiden oder zu beschränken. Manchem wird es schwer ankommen. Bei einiger Selbstüberwindung gelingt es jedoch, am leichtesten dadurch, daß man sich auf einige leichte Pfeifen oder Cigarren pro Tag beschränkt und bei unüberwindlichem Drang zum Rauchen ein aromatisches Kaumittel, z. B. ein Stückchen Ingwer, in den Mund steckt.

Aus den Erinnerungen eines Communarden.

Von **R. Rüegg.**

(Schluß.)

Wir sagten es schon: Die Julimonarchie warf den Samen zu der Saat aus, welche unterm zweiten Kaiserreich so schauerlich emporwuchs. Die erdrückenden Schranken, welche die alte Monarchie zu Gunsten ihrer Bevorrechteten aufrecht erhalten, fielen, die Bourgeoisie saß jetzt im Rohr und schnitt Pfeifen. Der Industrialismus entfaltete seine Schwingen, der Kapitalismus hatte freie Tage. Die Projekte schossen wie Pilze aus dem Boden. Der Bau von Eisenbahnen und Kanälen, die Verwerthung neuer Erfindungen, Finanzoperationen, Einführung von Maschinen zur Hebung der Industrie und Landwirthschaft 2c. 2c.

— das alles waren fieberhaft besprochene und fieberhaft zur Ausführung gebrachte Traktanden. Beslay, der als Industrieller bereits einen Namen besaß, errichtete in Paris eine große Maschinenfabrik, beschäftigte sich daneben ganz gern mit volkswirthschaftlichen Studien und Plänen zur Besserstellung der arbeitenden Klassen. Sein Streben blieb nicht unbeachtet. Er wurde 1842 zum Inspektor der Kinderarbeit in den Fabriken ernannt, signalisirte als solcher muthig die bestehenden Mißbräuche — aber es kam dabei nichts heraus und zuletzt setzte man ihn unter Verdankung geleisteter Dienste ab. Reich werden wollte ja alles, wie Louis Philipp, der trotz seiner ungeheuren Reichthümer eines Tages die Unverschämtheit besaß, Guizot vorzujammern: „Ich sage Ihnen, mein lieber Minister, meine Kinder werden nicht genug Brod haben . . .“ Als Mitglied einer bretonischen Deputation mußte Beslay einst vor dem Könige erscheinen. Auf ein Kompliment des Monarchen erwiderte er, daß er der Opposition angehöre. „Immer Opposition,“ sagte jener, „ich verstehe das garnicht mehr.“ — „Sire,“ versetzte Beslay, „ich verstehe mich selbst gut genug. Wenn Sie uns das „Huhn im Topfe“ zugestanden haben werden, so bin ich der erste, welcher dazu eine Bouteille Bordeaux verlangt. Immer Fortschritt.“ Lächelnd reichte ihm der Monarch die Hand mit den Worten: „Wir werden uns schon noch verstehen.“

Er täuschte sich. Aus dem Liberalen und Fortschrittler wurde 1848 ein Demokrat.

Das lumpige Bürgerkönigthum ward sammt dem berühmten Regenschirm von der Februarrevolution über den Haufen geworfen; sehr gegen den Willen der Oppositionshäupter. Die 1200 Barrikaden, welche in Paris in einer Nacht aufgeworfen wurden, waren das Werk des Volkes, revolutionäre Energie verspürten die Führer nicht. Dem Königthum hatte seine Dummheit den Tod gebracht. Auf dem Hotel de Ville ward die Republik unter großem Jubel proklamirt, „republikanische“ Hände ergriffen die Kurbel der Centralisationsmaschine; die Freiheitsbäume wurden von den Pfaffen eingesegnet. Als die Männer der neuen Ordnung sich von der Ueberraschung erholt, redeten sie sehr viel von der Republik und begannen sie mit großer Sachkenntniß zu ruiniren. Das Volk von Paris war wieder um eine Täuschung reicher. Die „politischen Tartuffes“ führten das Steuer so, daß das Schiff im Hafen des Staatsstreiches einlaufen mußte. Die honnette Bourgeoisie leckte die Finger nach der Rettung. Der Abgrund zwischen ihr und dem Proletariat klaffte in Bälde. Es kam die Junischlacht — die erste imposante blutige Abrechnung —, das flammende Frühroth der Commune von 1871.

Beslay verfolgte ernsthaft den Gang der Dinge. Die republikanischen Phrasen bestachen ihn nicht. Während des Junikampfes suchte er unter Lebensgefahr zu vermitteln. Die Arbeiter kannten ihn als braven Mann, aber was hat der einzelne im wilden Klassenkampf zu bedeuten? Seine Anstrengungen waren vergeblich und zu diesem Fiasko kam noch persönliches Unglück. Sein großes, blühendes Etablissement war von der Insurrektion zu ihrem Hauptquartier ausgewählt worden; nach dem Kampf stand es ruinirt und Beslay auch.

Als die Kammer die höchste Gewalt dem General Cavaignac übertrug, stimmte einzig Beslay dagegen. Von dem ihm persönlich befreundeten General über das Motiv dieser Stimmgabe befragt, antwortete er: „Es liegt in meinem Prinzip, in politischen Angelegenheiten niemals für einen Militär zu votiren.“ — „Und warum denn?“ — „Weil die Soldaten nie für die Freiheit sind.“ — „Sie haben recht,“ versetzte Cavaignac, und einige Tage später traf die furchtbare Bestätigung ein. In seiner Proklamation an die Insurgenten standen die schönen Worte: „Ich sehe in Euch nur verirrte Brüder, Fluch treffe meinen Namen, wenn Ihr Opfer werden solltet!“ Die Transportationen ohne gerichtliches Urtheil illustrirten die Phrase seltsam.

Um diese Zeit machte Beslay Freundschaft mit Proudhon und gründete ein Comptoir d'Echange et de Commission, das den Interessen der Kleinbürger und Arbeiter dienen sollte, jedoch den offenen und versteckten Intriguen der Banque de France erlag. Er hätte wohl ohnehin sterben müssen!

Interessant ist, was Beslay über die französische Administration und deren Verständniß für national-ökonomische Fragen sagt; es gilt übrigens auch für andere Administrationen. Der „wirthschaftliche Aufschwung“ der jüngsten Tage hat wunderbare „Fachmänner“ gezüchtet.

Mit der Republik ging es abwärts, man sah es an der wachsenden Frechheit der Reaktion. Das „rothe Gespenst“ fing an zu arbeiten, man predigte eine „römische Expedition im Innern“, und ein Blatt rief schwärmerisch: „Nur der Säbel, und sollte er aus Rußland kommen, wird uns retten! Man brauchte nicht so weit suchen gehen. Der Herr Präsident Louis Napoleon kaufte sich in der Nähe Säbel und Bajonette, und dann ging's los. Beslay eilte, als in Paris der Belagerungszustand erklärt worden, nach seiner Heimath, um in der Provinz eine Erhebung zu bewirken. Er wandte sich daselbst an einen hervorragenden legitimistischen Landjunker, Monsieur de la Rochejaquelin, in der Meinung, man sei auf dieser Seite gewiß zum Kampf gegen den schmutzigen Parvenü bereit. Aber diese Sorte von Edelmännern ist nicht unversöhnlich, wenn die Gewalt über die Freiheit siegt. Monsieur de la Rochejaquelin zuckte die Achseln und — trat später in den Senat ein.

Während des Staatsstreiches begab sich Beslay in eine Privatversammlung und war beim Eintreten in's Zimmer erstaunt und zornig zugleich, — unter den Anwesenden erblickte er Jerome Bonaparte, den rothen Prinzen. Da erhebt sich aber Jules Favre und bemerkt mit überlegener Bornirtheit: „Der Prinz ist ein ebenso guter Republikaner wie wir.“ Nun, den Vergleich mit Favre und der gesammten blauen Brüderschaft hielt er schon aus. Bezeichnend ist die Anekdote jedenfalls.

Das Kaiserreich war „der Friede“. Man sah, daß es ein fauler war, aber die „guten Bürger“ besaßen „im Innern“ Ruhe und Ordnung, man konnte brillante Geschäfte machen. Beslay kehrte ebenfalls zur Arbeit und zu seinen sozialistischen Grübeleien zurück. Er gründete ein Geschäftsbureau, eine Art Volksbank. Sie sollte den kleinen Leuten zu billigem Gelde verhelfen.

Diese Institute können eine Weile prosperiren, Krisen sind sie aber nicht gewachsen; früher oder später werden sie eine Beute des Ruins. Neuer Wein gehört nicht in alte Schläuche.

Die „kaiserliche Demokratie“ fand indeß Beslay für gefährlich. Die Polizei schloß sein Bureau; dergleichen Akte türkischer Justiz war man gewöhnt. Kein Wunder, daß Beslay immer weiter nach links getrieben wurde und es andern überließ, in dem Sumpfe der Korruption weiter zu stampfen. Er sah, daß Freisinn und Grundsätzlichkeit nur in den Arbeiterkreisen noch eine Heimstätte besaßen und trat, um den vorgeschriebenen Eid nicht leisten zu müssen, von der Stelle eines Generalrathes von Morbihan zurück. Oberst Charras hatte erklärt: „Die Pforte des Eides ist zu niedrig, ich gehe nicht durch dieselbe.“ Beslay theilte diese Anschauung, — nicht so der süße Schleicher Jules Simon, der anfänglich pathetisch sich gegen den Eid aussprach und ihn sodann ablegte. Bekanntlich war er auch eine zeitlang Mitglied der Internationale. Er bereute es nachher bitter. Die Internationale war 1864 in's Leben gerufen worden. Einer der Hauptgründer, Tolain, machte 1871 ganze Wendung und sank zum Senator hinauf.

Beslay arbeitete mit Feuereifer an der Konstituirung der Assoziation und warnte die Arbeiter zur Wachsamkeit. „Sobald ehrgeizige Streber aus den Reihen der Bourgeoisie in Eure Reihen sich einzudrängen wissen, seid Ihr geliefert,“ sagte er den Arbeitern. Die Sache machte Fortschritte, welche dem Kaiserreich Angst einflößten und an die es wohl auch ein klein wenig dachte, als es den Krieg erklärte. Es ist wahr, Thiers hat sich gegen den Krieg ausgesprochen — aber nur, weil ihm der Moment ungünstig gewählt schien, — und die übrige Opposition sperrte sich ebenfalls ganz und garnicht aus grundsätzlichem Abscheu vor dem Völkermord. Der Chauvinismus steckte ihnen allen in den Knochen. Die rothen Hosen brauchten nur zu siegen und die Begeisterung für den Ruhm der französischen Waffen hätte auch die bürgerlichen Republikaner hingerissen. Wie sodann eine Schlappe furchtbarer als die andere ausfiel, — da freilich tobte die moralische Entrüstung in hochgradiger Weise. Beslay nur gibt der strengen Wahrheit die Ehre, wenn er behauptet, daß allein der Kern der Arbeiterschaft den Krieg nicht wollte; er beruft sich auch mit Recht auf das Memorial, das die französischen Delegirten zum genfer Arbeiterkongresse mitgebracht hatten. Als bezahltes Pack durch die Straßen von Paris grölte: „A Berlin!“ riefen die Arbeiter: "Vive la paix!“ und wurden wegen dieser Ruhestörung von der Polizei angefallen.

Beslay zählte bereits fünfundsiebzig Jahre, als die Katastrophe hereinbrach. Er war einer der ersten, welche die Absetzung der Dynastie verlangten, und sah mit eignen Augen, wie lahm sich die wortreiche Opposition (Gambetta inbegriffen) bei der Ueber-

nahme der Gewalt benahm. Es war das Vorspiel zu der Komödie. Die Vertreter der Stadt Paris, die Favre, Picard, Ferry 2c. richteten sich ein in den Sesseln, sorgten, daß das Volk keine Repräsentanten bekam, simulirten einen gewaltigen Kriegseifer — Trochu saß als Null obenan und schwatzte von dem Plan, den er nicht hatte — und dachten dabei unablässig an die Kapitulation. Unter volltönigen Phrasen verbarg sich eine Feigheit, die man in gewissem Sinne wohl Verrath nennen durfte und die die Wuth des Volkes herausfordern mußte. Beslay sprach seine Ansicht in zwei offenen Briefen scharf und deutlich aus. Als der Friede mit Deutschland geschlossen war und die Wahlen für die Nationalversammlung ausgeschrieben wurden, lehnte er ein Mandat ab, ermahnte jedoch die Arbeiter eindringlich, ihre Stimmen nicht für Soldaten, Jesuiten, ehrgeizige Streber, Schönredner, Advokaten, Verwaltungsräthe, Monopolisten 2c. abzugeben, überhaupt von Leuten der alten Parteien abzusehen.

Die Ereignisse, welche in jäher Hast hereinbrachen, sind zu grandios, als daß sie in einem Buche, das den Titel „Erinnerungen" führt, auch nur halbwegs erschöpfend dargestellt werden könnten. Beslay erzählt vorwiegend seine persönlichen Erlebnisse während der Commune und sucht diese sowohl als sich selbst zu rechtfertigen. Geholfen hat's ihm wenig. Die Lüge verfolgte ihn gleichwohl in's Exil. Gegen seinen Willen in die Commune gewählt, da er sich für zu alt fühlte, eröffnete er die erste Sitzung als Alterspräsident und entwickelte in der Rede sein Programm. Es ist gut gemeint, revolutionär ist es nicht; Beslay glaubt mit Decentralisation, Abschaffung des Kultusbudgets, Einführung von Volksbanken und derlei Mittelchen das Reich des Sozialismus begründen zu können, und diese Illusion, an der er hartnäckig festhält, wird er wohl mit in's Grab nehmen. Daß er in seiner Eigenschaft als Delegirter der Commune die Banque de France beschützte und dadurch den Gegnern eine ihrer größten Sorgen abnahm, hat ihm von Seiten Lissagaray's bittern und gerechten Spott eingetragen. Beslay ist indeß heute noch felsenfest überzeugt, daß er ein gutes Werk vollbracht hat. Er gehört eben zur Klasse jener Revolutionäre, welche man die „gemüthlichen" nennen möchte: grundbrave Leute, die aber auf der Revolutionsbühne nicht selten zu komischen Figuren werden. Sie haben den revolutionären Instinkt, nicht aber die revolutionäre Energie. Beslay beurtheilt die alten Parteien durchaus richtig, seine Manifeste, namentlich das gegen Thiers gerichtete, üben eine vortreffliche Kritik, den Uebergang zur „neuen Welt" faßt er zu idyllisch auf, mit einem Wort, über das Ziel der sozialistischen Bewegung hat er höchst unklare Ideen; das Herz treibt ihn vorwärts — die Logik läßt ihn im Stich.

Beffroi.

Zu Gent ein Thurm heißt Beffroi,
Der Flanderns Mühlen überschaut,
Er steht allein, dran hat kein Herr
Sein Schloß, kein Pfaff' die Kirch' gebaut.

Ihn richtet' auf der Bürgertrotz,
Und eine Glocke hängt im Thurm,
Die läutet nicht Sanktus, nicht Requiem,
Und wenn sie läutet, so läutet sie Sturm.

Die Steuer hat der Graf erhöht,
Er hat die Zünfte nicht befragt.
Gebt Acht, Herr Graf, die Glocke tönt,
Gebt Acht, daß man euch nicht verjagt!

Wer zog den Strang der Glocke an?
Ein Bürger. Welcher? Fragt nicht lang.
Und jeder munter in den Stahl,
Als wär's zu einem Fest, sich zwang.

Aus allen Häusern kommen sie,
Durch alle Straßen Hauf zu Hauf,
Des Grafen Knechte weichen schon.
So hebt man seine Steuern auf!

Das war ein gutes Budgetrecht,
War einfach, kurz und handlich, traun!
Man sollte einen Beffroi
In jedem Königreiche bau'n!

Theodor Curti.

Dornröschen an der Spindel. Unser Bild (Seite 281) führt uns in den blüthenduftigen, sangesreichen deutschen Märchenwald. Das Dornröschen ist eine der poetischsten Gestalten, denen wir da begegnen können. — Hier seine wehmüthig-schöne Geschichte: Es war einmal ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: Ach, wenn wir doch ein Kind hätten! und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Dazu wollte er auch die weisen Frauen einladen, deren dreizehn in seinem Lande waren; aber da er nur 12 goldne Teller hatte, konnte er eine nicht einladen. Die zwölf geladenen nun beschenkten das Kind mit ihren Wundergaben — mit Jugend, Schönheit, Reichthum und allem sonst, was das Herz begehrt. Doch grad als die elfte ihren Wunsch gesagt, trat die dreizehnte herein und rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Um den bösen Ausspruch zu mildern, den sie nicht ganz aufheben konnte, sagte nun die zwölfte: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger Schlaf, in den die Königstochter fällt." Um nun sein Kind gegen den schlimmen Zauber zu schützen, ließ der König alle Spindeln im Reiche abschaffen; aber grade als es fünfzehn Jahr alt wurde, war das zu einem reizenden Jungfräulein emporgeblühte Mädchen im Schlosse allein und schaute sich in allen ihm noch unbekannten Stuben und Kammern des Schlosses um. Da kam es auch in einen alten Thurm, stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür, in deren Schloß ein goldner Schlüssel steckte. Als es den umdrehte, sprang die Thür auf und das Mädchen schaute eine alte Frau, die emsig ihren Flachs spann. Da die Königstochter noch keine Spindel gesehen hatte, so rührte sie sie neugierig an, stach sich damit und so ging die Verwünschung der bösen Frau in Erfüllung. Das Mädchen fiel in einen tiefen Schlaf und auch der König und die Königin, der ganze Hofstaat und alles im Schlosse fing an, mitzuschlafen. Die Pferde schliefen, die Hunde, die Tauben, die Fliegen an der Wand und auch das Feuer auf dem Herde schlief mit. Um das Schloß aber wuchs eine Dornhecke, die es endlich ganz umzog und überwucherte. Die Sage aber von dem Dornröschen breitete sich überall hin aus, und es kamen Königssöhne, die durch die Hecke zu dem schlafenden Mädchen hindurchdringen wollten. Die Dornen aber ließen sie nicht wieder los und alle starben so jämmerlich. Nach langen Jahren kam wieder ein Königssohn, den das Schicksal seiner Vorgänger nicht abschreckte und der das schlafende Dornröschen von dem bösen Zauber befreien wollte. Da aber grade die hundert Jahre um waren, so waren aus den Dornsträuchern lauter herrliche Blumen geworden, die den Jüngling widerstandslos hindurch ließen. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand und die Pferde und der Koch und der König und die Königin. Als er in den Thurm trat, schaute er auch das Dornröschen im Schlafe, das so wunderhold war, daß er seine Augen nicht abwenden konnte und einen Kuß auf den kleinen Mund drückte. Da schlug das Dornröschen die Augen auf und alles übrige erwachte auch. Nun wurde die Hochzeit des Dornröschen mit dem Königssohn gefeiert und sie lebten vergnügt, bis sie gestorben sind. — Das ist das Märchen vom Dornröschen, seinem hundertjährigen Schlaf und seinem Erwachen.

Der Handel mit Menschenhaaren in Frankreich. In den Monaten April und Mai pflegen die pariser Haarschneider alle Märkte, besonders in der Bretagne, Auvergne und der Normandie, zu besuchen. Dort sammeln sie jährlich über hunderttausend Kilogramm Haare, welche sie auf dem Kopfe mit 5 Francs das halbe Kilogramm bezahlen. Diese Haare, welche sonach ein Kapital von einer million Francs repräsentiren, werden in Paris und den übrigen großen Städten mit 10 Frcs. das halbe Kilogramm bezahlt, sind also in den Magazinen schon auf das Doppelte gestiegen. Nachdem sie gereinigt worden, gelangen sie in die Hände der Haarkünstler, welche für das halbe Kilogramm 40 Frcs. zahlen, sodaß das Kapital sich schon auf 8 millionen Francs erhöht. Nimmt man nun an, daß alle diese Haare zu Perrücken verarbeitet werden, so gibt dies mindestens eine million derselben, die, im Durchschnitt mit 25 Francs berechnet, eine Summe von 25 millionen Frcs. ergeben. Viele Haare werden jedoch zu werthvolleren Arbeiten verwendet, sodaß die Einträglichkeit dieses Schachers eine ganz enorme ist. Dr. B.-R.

Aerztlicher Briefkasten.

Barmen. K. Die sicherste Methode zur Ermittelung des Arsenikgehaltes gefärbter Kleiderstoffe, grüner Tapeten u. s. w. ist die mittels des Apparates von Marsh. Sie gründet sich darauf, daß Arsenwasserstoff mit Wasserstoffgas gemengt beim Verbrennen Arsenik und Wasser gibt. Das aus dem Apparat herausströmende Gasgemisch zündet man an und hält in dasselbe ein Stück kaltes, weißes Porzellan, an welch' letzterem bei Arsengehalt der untersuchten Stoffe der sogenannte Arsenikspiegel, ein dunkelbraunschwarzes, spiegelndes Sublimat, erscheint. Uebrigens verräth sich der Arsenikgehalt von Tapeten auch durch den beim Verbrennen derselben sich entwickelnden knoblauchartigen Geruch.

Leipzig. H. B. Gegen alle „Unreinigkeiten" der Haut können die Abreibungen mit feinem, feuchten Sande nicht helfen, ja bei eiternden und nässenden Ausschlägen würden sie das Uebel eher verschlimmern, als bessern. Der Sand wirkt hier rein mechanisch, ähnlich wie die früher vielfach gebrauchte Bimssteinseife; er entfernt aufgelagerte, verhornte und verdickte Oberhautzellen. Sie werden dieselben also nur bei gewissen trockenen Schuppenausschlägen, bei harter und spröder Haut, wie sie sich häufig an den Vorderarmen skrophulöser Kinder findet, anwenden können, wenn keine Entzündung der Grundfläche dabei besteht.

Oberlangenbielau. W. W. Ihr Leiden ist kein chronischer Gelenkrheumatismus, sondern wahrscheinlich eine Rückenmarkserkrankung, die sich nicht aus der Ferne behandeln läßt. Vielleicht würde Ihnen, wenn Sie die nöthige Unterstützung zum Gebrauch eines Bades finden, ein Wildbad nützlich sein (Warmbrunn, Teplitz).

Berlin. B. B. Was wir von den Guyot'schen Theerkapseln halten? Nicht viel, am allerwenigsten aber soviel, als deren Erfinder davon in den Zeitungen Geschrei macht. Daß der Theer, innerlich genommen, bei gewissen katarrhalischen Erkrankungen der Athemwege, namentlich aber den sogenannten trockenen Katarrhen mit Emphysem, welche mit hochgradiger Athemnoth verbunden sind, einen bessernden Einfluß haben kann, ist eine längst bekannte Thatsache. Wahrscheinlich verdankt er diese Wirkungen seinem Naphtalingehalte, denn das reine sublimirte Naphtalin, im Verhältniß von 1 : 50 in Weingeist gelöst und täglich 2 mal 5 Tropfen auf Zucker genommen, hat ganz dieselben Wirkungen und bringt die sogenannten asthmatischen Anfälle oft sehr schnell zum Schweigen, hat außerdem aber auch den Vortheil, die Verdauungsorgane nicht zu belästigen. Den Theer gegen alle derartigen Leiden als Universalmittel und zu konsequentem täglichen Gebrauch zu empfehlen, ist Unsinn, denn der beste Magen kann dadurch mit der Zeit zugrunde gehen, ganz abgesehen von den Nebenwirkungen, die er in anderen Organen des Körpers äußert. Unter allen Umständen fragen Sie in jedem Falle, in dem Sie jene theuren Kapseln anwenden wollen, zuvor den Arzt und trauen Sie nicht ohne weiteres den bezahlten Zeitungsannoncen. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Chemnitz. R. S. Die eingesendeten Proben Ihres poetischen Talents zeigen, daß Sie zum Dichter nicht geboren wurden. Das Verlangen, Ihnen umgehend briefliche Auskunft zu geben, ob wir Ihr kleines Gedicht „Freiheit" aufnehmen wollen oder nicht, konnten wir trotz der beigelegten Postmarke nicht erfüllen. Unsere Zeit ist nicht wohlfeil genug, um die Befriedigung solcher Dichterlaunen zu gestatten.

Glockenthal (Schweiz). W. W. Ihre „losen Blätter" gelangen demnächst zur Prüfung.

Barmen. Abonnent K. Verschaffen Sie Sich den Leitfaden von Ahn. Ein Inhaltsverzeichniß wird den Heften der „N. W." neuerdings zugefügt. Auch bei den einzelnen Nummern wird es sich vielleicht machen lassen.

Petersburg. T. K—w. Das Porträt Alexander des „Siegreichen" — so wird er fortan doch heißen! — bringt die „N. W." nicht. Aber es ist nicht unmöglich, daß wir zu Ehren des milden Väterchens gelegentlich einmal eine Illustration bringen; wir thun uns bereits nach einer Abbildung des Strickes um, mit welchem die kriegsgefangenen türkischen Aerzte gehangen wurden, deren einziges Verbrechen ihr polnischer Name war. Uebrigens, im Vertrauen gefragt, Sie haben Sich wohl in der Adresse geirrt, Sie meinten nicht die „Neue Welt" — Sie meinten die „Gartenlaube", nicht wahr?

Breslau. E. R. Daß der Satz, bezüglich dessen Sie fragen, ob er sich zu einem Rebus verwenden lasse, für diesen Zweck geeignet sei, glauben wir schon darum nicht, weil wir ihn nicht verstehen. — O. U. Warum die „N. W." nicht auch der „Breslauer Morgenzeitung" beigelegt wird? Nun, dafür gibt's mehrere Gründe, von denen der eine indeß schon völlig genügt: von der rothen „N. W." würde auf die blasse „Morgenzeitung" und ihre Gelehrten ein röthlicher Schimmer fallen, der die Exdemokraten Elsner, Semrau und Konsorten in den ganz ungerechtfertigten Verdacht bringen möchte, Sie könnten noch roth werden.

Stockholm. P. S. Gibt es im hohen Norden auch so gefühlvolle deutsche Jünglinge? Nun, aufnehmen werden wir allerdings keines Ihrer Poeme; zu dem einen möchten wir Ihnen jedoch einige gleichfalls tiefgefühlte kleine Verbesserungen vorschlagen. Sie singen: „Wenn ich zu dir geh' — In's Aug' dir seh' — Voll Lust und Weh — Denk' ich, du zartes Reh — Theile der Liebe See — Mit deiner Arme Schnee!" Wir sind für folgende unscheinbare, aber, wie uns bedünkt, recht wirkungsvolle Erweiterung dieser schönen Strophe: Wenn ich zu dir geh' — In's Aug' dir seh' — Voll Lust und Weh — Ach herrjeh! Ach herrjeh! — Denk' ich, du zartes Reh — Theile der Liebe See — Mit deiner Arme Schnee — O weh! O weh! O weh!

Zürich. C. St. Ihre Arbeit soll bald geprüft werden. Die Photographien hat uns L., der während der Reichstagssession noch mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen ist, zur etwaigen Verwendung übergeben. Der für den V. bestimmte Artikel wird wohl bereits erschienen sein, wenn Sie diese Zeilen lesen.

Braunschweig. M. Bm. Wenn Ihnen das betreffende Blatt nicht interessant genug ist, und wenn es Ihnen weniger auf die Tendenz eines Blattes ankommt, als auf die amüsante Unterhaltung bei der Zeitungslektüre, so müssen Sie eben ein anderes Blatt wählen. Die an uns gerichtete Bitte zeigt, daß Sie aus ganz unerfindlichen Gründen uns einen Einfluß zutrauen, den wir nicht im entferntesten besitzen und besitzen möchten.

Mittweida. E. F. L. Ihr Gedicht „Eine Kaiserthat" ist weder für die „N. W." noch den „V." zu verwenden. Wir verherrlichen keinen Herrscher, auch nicht einen, der bald hundert Jahre todt ist und, mit Rücksicht auf seine Standesgenossen, bemerkenswerth gute Geistes- und Charakteranlagen bewiesen hat. Die Thorheit des Volkes, welches allezeit bereit war und großentheils noch ist, jede Spur von Pflichtbewußtsein und Edelsinn bei Hochgebornen mit Bewunderung, „Liebe" und „unverbrüchlicher Treue" zu lohnen, darf nicht genährt, sie muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Meißen, W. A., Schwabing, Ein alter Freund, und **Hof,** Frau L. E. Dankend abgelehnt!

San Francisco. Frau A. F.-Pf. Wir werden Ihnen bald briefl. Nachricht zukommen lassen.

Berlin. Hn. S. So rasch können wir uns bei der großen Menge der uns zur Prüfung zugehenden Mspte nicht entscheiden. Haben Sie freundlichst Geduld. — Frl. R. R. Wenn wir Ihr Schreiben nicht, wie Sie gewünscht haben, unserm ärztlichen Herrn Mitarbeiter übergeben haben und es selbst beantworten, so geschieht das, weil Ihr Leiden, darin bestehend, daß Sie „sichtlich dahinschwinden", seitdem Ihnen „die Grausamkeit der Eltern" den Verkehr mit dem Geliebten wehrt, unserer heiligen Ueberzeugung nach nur durch zwei Aerzte gehoben werden kann, nämlich durch den Geliebten selbst oder — die Zeit! Da die Grausamkeit Ihrer Eltern vermuthen läßt, daß dieselben Sie dem ersten der Aerzte auch fernerhin nicht zur Behandlung anvertrauen werden, so bleibt Ihnen nur der erwähnte zweite Helfer, aber der gewiß. Berichten Sie uns Ende Mai oder Anfang Juni, ob er inzwischen seine Schuldigkeit gethan hat.

Hamburg. K. N. Wir sind Ihnen für Ihre frdl. Mittheilungen dankbar. Lassen Sie mehr von sich hören!

Schönenwerd (Schweiz). E. U. Sie haben ganz recht. Der Herr Pastor aus dem Unstrutthale hat nicht mehr gemuckt. Selbst Maulhelden sind die frommen Herren nur da, wo sie die Freidenkenden mit Maulkörben versehen wissen.

Reudnitz. Schlosser F. M. Zur Beantwortung der Frage nach der Entstehung der Redensart „Der Bien' muß" Folgendes: Es gibt eine alte Anekdote, die bereits in einer Sammlung von Lügenmärchen, einem Anhang zur 1. Ausgabe des „Lalenbuches" von 1597, deren einzig bekanntes Exemplar sich auf der wiener Hofbibliothek befindet, ferner in Melanders Iocorum atque seriorum centuriae aliquot, Nr. 115 (Frankfurt, 1603), dann in des Olorinus Variskus Ethnographia mundi, T. 1, Magdeburg 1610, und im „Kurtzweiligen Zeitvertreiber" von 1666, S. 117, unter „Aufschneidereien" erwähnt wird, wonach ein lügenhafter Reisender, der im Auslande Bienen von der Größe eines Schafes gesehen zu haben vorgab, während die Bienenkörbe nicht größer gewesen seien als die in der Heimat, auf die Frage, wie die Bienen denn hineinkämen, die Antwort gibt: Dafür laß ich sie selbst sorgen. Andreas Achenbach hat die Anekdote in den „Düsseldorfer Monatsheften" illustrirt, aber einem für sein Vaterland begeisterten Russen in der volksthümlich gewordenen Form: „Der Bien' muß" beigelegt.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 2. März.)

Zur Beachtung.

In einer mittelgroßen Stadt Süddeutschlands bietet sich zwei jüngeren Parteigenossen, einem Mediziner und einem Juristen, gegenwärtig günstige Gelegenheit, sich zu etabliren. Die etwaigen Reflektanten, namentlich der Arzt, müßten sich schnell entschließen, da die vorhandenen Lücken voraussichtlich bald ausgefüllt sein werden.

Näheres durch die Redaktion.

Aufruf zur Bildung eines Jacoby-Preßfonds.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um durch Beiträge, einmalige oder jährliche, von Freunden und Gesinnungsgenossen einen Preßfonds zu stiften, der den Namen Johann Jacoby's führen soll. Der große Volksmann, der jüngst dahingeschieden, hat für das Recht der freien Meinungsäußerung, als die Grundlage aller Freiheit, sein Lebenlang tapfer gekämpft und gelitten: durch das Werk, das wir beginnen, wird sein Andenken am besten geehrt. Der Preßfonds soll dazu bestimmt sein, verfolgte Schriftsteller zu unterstützen, ihnen den Rechtsbeistand zu sichern, im Falle ihrer Haft die Angehörigen vor Noth zu schützen, der freisinnigen Presse beizustehen, die Entwicklung von Volksblättern zu fördern. Die Geschäftsführung wird einem Ausschusse anvertraut, der durch die Beitragenden gewählt ist, für das erste Halbjahr werden die mitunterzeichneten königsberger Genossen die Konstituirungsarbeit übernehmen.

Kann die Thätigkeit dieses Fonds in reichlicher, dauernder Weise geübt werden, so wird damit ein gut Stück Arbeit zur Erringung des freien Staates geleistet, und in diesem Streben fühlen wir alle uns einig, stehen wir Schulter an Schulter.

Beitrittserklärungen und Beiträge sind an Herrn L. Braun, Buchhändler, Königsberg i/Pr., Französischestr. 22, zu richten.

Sämmtliche freisinnige Zeitungen und Zeitschriften werden um kostenlose Aufnahme dieses Aufrufs ersucht.

Hermann Arnold, Kaufmann (Königsberg i/Pr.). Reichstagsabgeordneter **Bebel** (Leipzig). **Joh. Ph. Becker** (Genf). **Leopold Braun,** Buchhändler (Königsberg i/Pr.). **Eli Behrend,** Kaufmann (Königsberg i/Pr.). **Borowsky,** Gärtner (Königsberg i/Pr.). Reichstagsabgeordneter **Demmler** (Schwerin). **Dr. Albert Dulk** (Untertürkheim bei Stuttgart). Gutsbesitzer **Ebhardt** (Komorowen, Ostpreußen). **Eichelsdörfer,** Redakteur d. „N. Bad. Landesztg." (Mannheim). Rechtsanwalt **Freitag** (Leipzig). Buchhändler **Geib** (Hamburg). Gutsbes. **Max Herbig** (Maraunenhof bei Königsberg i/Pr.). Reichstagsabgeordneter **Carl Holthof** (Frankfurt a/M.). **Ad. Harig-Bembe** (Mainz). **Xaver von Hasenkamp,** Red. d. „Beobachter" (Stuttgart). **Carl Hirsch** (Paris). Konditor **Kallmann** (Königsberg i/Pr. **G. Fr. Kolb** (München). **Ad. Kroeber,** Holzhändler (München). Reichstagsabgeordneter **Dr. Ferdinand Kronawetter** (Wien). **Dr. L. Kugelmann** (Hannover). **v. d. Leeden,** Hauptmann a. D. (Herzogswalde bei Böhmischdorf). **J. Levy,** Rentier (Berlin). **Liebknecht,** Reichstagsabg. (Leipzig). Gutspächter **Luce** (Junkerken, Ostpreußen). Justizrath **Martini** (Danzig). **Carl Mayer** (Stuttgart). **Dr. Meilitz** (Berlin). **Dr. jur. August Oppenheim** (Köln). Gutsbesitzer **Prager** (Littauen). Rechtsanwalt **Payer II.,** Reichstagsabgeordneter (Stuttgart). Justizrath **Dr. Reinganum** (Frankfurt a/M.). **John Reitenbach** (Plicken). Maler **Rekitzky** (Königsberg i/Pr.). **Rittinghausen,** Reichstagsabgeordneter (Köln). **Paul Singer,** Kaufm. (Berlin). **Leopold Sonnemann** (Frankfurt a/M.). **Ludwig Walesrode** (Stuttgart). **Dr. Guido Weiss** (Berlin). **Jos. Zervas** (Köln).

Der Mann, auf dessen Namen dieser Preßfonds gegründet wird, ist des schönsten Monuments würdig, und ein schöneres, edleres konnte ihm nicht gesetzt werden, als hiermit geschieht. Wer von unsren Lesern ein Scherflein übrig hat für eine gute — für die beste Sache, der zögere nicht mit dem Beitritt.

Redaktion der „Neuen Welt".

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wir finden Wolfgang einige Abende später in seinem kleinen, von wildem Wein überrankten Gartenhause; durch die halboffne Thür, welche das Einströmen der lauen, von Blumenduft erfüllten Nachtluft gestattet, schimmert das flackernde, unruhige Licht der Windlampe. Wolfgang hat aus der Brusttasche seiner leichten Bluse ein kleines, parfümirtes Briefchen genommen, aber sein Blick haftet nicht an der flüchtigen, feinen, graziösen Schrift, sondern an dem kleinen Maiblumen-Bouquetchen, das den Kopf des Bogens und die Siegelstelle des Couvertchens schmückt und das ihm ein Räthsel aufgibt. Waltet hier ein neckischer Zufall und sucht ihn auf Irrwege zu locken oder soll er auf seine Weise Aufklärung darüber erhalten, wer die Absenderin des Straußes war, der ihm einst, auf dem Krankenbett, eine so liebe Ueberraschung bereitete? Diese Lösung des Räthsels wäre ihm unerwünscht, aber sie hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, da sie sich mit dem Tone der Zuschrift, der vielleicht um eine Nüance zu vertraulich ist, recht wohl in Einklang bringen läßt, und seit dem Empfange des Briefchens hat er Momente gehabt, in denen sich seine Eitelkeit von dieser Lösung geschmeichelt fühlen wollte, wenn er sich auch im nächsten Augenblick über diese Regung sehr ungeduldige und ehrlich gemeinte Vorwürfe machte. Frau von Larisch schreibt ihm:

Mein Herr!

Ihre kleine Schutzbefohlene ist bei mir gewesen und hat mir sehr gut gefallen. Es wurde mir also so leicht, sie in meinen Dienst zu nehmen, daß ich darauf verzichten muß, für diesen Entschluß einen Dank Ihrerseits zu beanspruchen. Dieses Arrangement gibt Ihnen Gelegenheit, sich ab und zu von dem Ergehen der Kleinen persönlich zu überzeugen, und ich sehe keinen Grund, Ihnen dies durch Kautelen zu erschweren, da man einem jungen Manne von Ihrer Indisposition für Abenteuer leichterer Art kein Mißtrauen entgegenzubringen braucht; die Verantwortung, welche ich übernehme, indem ich das hübsche Kind in meinen Dienst ziehe, verträgt sich also mit einer Erlaubniß, die zu ertheilen ich andernfalls Bedenken tragen würde.

Es wird mich freuen, recht bald wieder Gelegenheit zu erhalten, den Paradoxen zu widersprechen, mit denen Sie so freigebig sind, und Ihnen vielleicht einmal den Beweis liefern zu können, daß trotz dieser Paradoxen einen wohlwollenden Antheil an Ihrem Ergehen nimmt Ihre ergebene Leontine v. Larisch.

Wolfgang faltete das Briefchen mechanisch wieder zusammen, steckte es in's Couvert und legte dasselbe achtlos zur Seite. In tiefe Gedanken versunken, blickte er in die Flamme und sah dem Spiel der zartgeflügelten Motten und der kleinen Nachtfalter zu, die rastlos die Flamme der Kerze umkreisten, bis sie endlich mit versengter Schwinge auf den Grund der Lampe taumelten oder wie blind direkt in die Flamme flogen, die sie knisternd verzehrte. So überhörte er es, daß gemessene Schritte über den Kies der Wege knirschten, und der dicke Alfred, der auf der Schwelle erschienen war und sich mit dem seidnen Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn trocknete, schreckte ihn erst durch seinen Anruf aus seinem tiefen Sinnen auf.

„Ist das eine köstliche Nacht, Herr Hammer, und welche wunderbare Stille! Und wieviel Rosen sind aufgeblüht! Geben Sie mir ein paar? Ich möchte sie der hübschen Marie in der Konditorei verehren — das Mädchen ist wirklich recht niedlich."

„Haben Sie wieder einen neuen Gegenstand der Verehrung entdeckt? Sie sind außerordentlich findig und scheinen die kleinen Emotionen zum täglichen Brote zu rechnen?"

„Was wollen Sie? Man kommt ja in einem solchen Neste um, wenn das ewig Weibliche nicht wäre, und ich bin nun einmal eine zart besaitete Natur. Ja, lachen Sie nur — ich sehe freilich nicht danach aus, aber man sieht mir auch nicht an, daß ich krank bin und daß mir kein Doktor helfen kann. Die Kerle wissen alle nichts, sonst müßte ich doch das Ohrensausen längst los sein, das mich fortwährend quält. Sehen Sie, darum ist mir hier so wohl — diese köstliche Stille ist eine wahre Erquickung für mein überreiztes Nervensystem. Aber was machen denn eigentlich meine alten Freunde im Kanal? Sind sie heute aufgelegt?"

Und damit trat er an den Zaun, der das Kanalufer säumte, und ahmte das helle, triumphirende Quaken eines liebebrünstigen Frosches nach, indem er einen Finger der Linken in den Mund steckte und mit der Rechten streichelnd und pochend die aufgeblasene Backe bearbeitete. Die Wirkung war eine so vollständige, daß die graugrünen Schwimmer an allen Ecken und Enden rege wurden und daß in kurzer Zeit ein paar Dutzend von ihnen dem vermutheten Schicksalsgenossen antworteten; ihrer nur auf eine gemessene Entfernung genießbaren Musik mischte sich bald das dumpfe, gravitätische Murren der Unken bei, und der virtuose Nachahmer der Froschstimme wollte sich vor Lachen ausschütten; er

lachte noch herzlicher als Wolfgang, der aus dem Häuschen getreten war, lächelnd sagte:

„Allen Respekt vor der behaupteten Zerrüttung Ihres Nervensystems, aber es ist doch ein kleiner innerer Widerspruch, wenn Sie im einen Augenblick einen Lobgesang auf die tiefe, lautlose Stille hier außen anstimmen und im nächsten die Frösche rebellisch machen.“

„Sie sind ein Spötter, aber es ist wirklich und wahrhaftig so weit mit mir, daß ich diesen Sommer wieder nach Helgoland muß —“

„Um Hummern zu essen, Katzenhaie zu angeln und Seehunde zu schießen, dafern es einem solchen unglücklichen Geschöpf einfallen sollte, sich im Bereich des Felseneilands zu zeigen.“

„Wollen Sie mich denn heute Abend so fort ärgern, Herr Hammer? Aber wo bleibt denn mein Bruder? Er wollte schon vor einer Stunde hier sein.“

Die beide Alfrede nannten sich „Bruder“ und führten ächt brüderlich eine gemeinsame Finanzwirthschaft, die allerdings zuweilen an einem Defizit laborirte.

Der Bruder kam in diesem Augenblick durch das Dunkel gestürmt und warf sich erschöpft in einen Stuhl. Aus der Seitentasche seines Sommerpaletots verschiedene Bücher auf den Tisch legend, begann er in komisch-wehleidigem Tone:

„Machen Sie mich nur heute nicht schlecht. Ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß ich so spät —“

Aber Wolfgang fiel ihm in's Wort: „Keine Entschuldigungen — Sie sind im voraus dispensirt, denn wir sind nachgrade daran gewöhnt, uns nicht mehr auf Sie zu verlassen. Sie sind da — und damit ist's gut. Was haben Sie mitgebracht?“

„Heute kommt Mark Twain an die Reihe, dessen ‚A new pilgrims progress‘ vor Ihren Augen sicher Gnade finden wird.“

„Und was wird, während wir uns abwechselnd vorlesen, aus unserem Froschvirtuosen?“

„Ich höre zu, das ist wohl selbstverständlich,“ meinte dieser.

„Sie sagen das mit dem Tone der Beklemmung und mit der Miene eines Opferlamms.“

„Wollen Sie nun, um Ihrer Schändlichkeit die Krone aufzusetzen, auch noch bezweifeln, daß ich mich für die schöne Literatur interessire?“

„Qui vivra verra — wer es erlebt, wird es sehen. Und ich fürchte, der Amerikaner wird Ihre Nerven affiziren.“

Der dicke Alfred ging statt einer Antwort an das Entkorken einiger Weinflaschen, die in einer Gießkanne bis an den Hals im Wasser standen, und das Einschenken absorbirte seine Aufmerksamkeit vollständig.

Inzwischen hatte sein „Bruder“ das Briefchen entdeckt, das noch auf dem grüngestrichenen Tisch lag, und es hastig ergreifend und von allen Seiten betrachtend, sagte er, mehr erstaunt als ironisch:

„Was muß ich sehen, lieber Hammer? Ich habe Sie immer für einen Ausbund von Offenheit gehalten und Ihnen vertrauensvoll alle meine kleinen Sünden gebeichtet, und jetzt stellt sich, wie es scheint, heraus, daß Sie ein hinterlistiger Duckmäuser sind! Zarte Korrespondenzen — kann man gratuliren?“

„So leicht würde ich es Ihnen doch wohl nicht machen — so weit könnten Sie mich am Ende kennen. Sie irren übrigens sehr, denn der Brief, den Sie für ein Billet-doux halten, geht Sie beide viel mehr an, als mich, was ich Ihnen noch im Laufe des Abends zu beweisen gedenke. Machen Sie sich immerhin auf eine kleine Ueberraschung, auf ein fait accompli, gefaßt, das Ihnen einigermaßen ‚in die Bude schneien‘ wird, wie wir in Sachsen sagen.“

„Das ist jedenfalls wieder einer von Ihren Scherzen, aber daß ich mich geirrt haben soll, thut mir aufrichtig leid. Ich würde mich kindisch freuen, wenn endlich einmal einer von uns den Anfang machte, und Sie haben entschieden die meiste Anlage dazu. Sie haben einen soliden Fonds und ich habe Sie schon oft um denselben beneidet.“

„Nun werden Sie mir aber mysteriös. Nach allem, was Sie mir erzählt haben, erwarte ich jeden Tag die Anzeige von Ihrer Verlobung mit Ihrer ‚Else‘ Ellen, der kleinen zarten Engländerin in Breslau, und jetzt stellen Sie wieder alles in Frage.“

Der lange Alfred betrachtete mit einem fast melancholischen Ausdruck die Asche seiner Cigarre, und versuchte zu seufzen, indem er erwiderte:

„Ich bin entschieden eine problematische Natur und ich glaube jetzt steif und fest, daß ich ledig bleibe. Vorigen Sonntag war ich in Breslau, um die Geschichte in's Reine zu bringen, aber schon auf der Hinreise wurde mir heiß und kalt bei dem Gedanken, mich binden zu sollen. Für immer zu binden! Das ist ein schrecklicher Gedanke. Die Frau Mama war auch so diskret, mich mit der Kleinen allein zu lassen. Ellen war sehr liebenswürdig, aber glauben Sie, ich hätte ein Wort über die Lippen gebracht? Ich wurde von dem lächerlichen Einfall beherrscht, wenn ich den erforderlichen Kniefall thäte, würden mir die Unaussprechlichen über dem Knie zerplatzen, und dann kam im entscheidenden Moment die Mama mit einer unausstehlichen, dicken alten Kriegsräthin oder sonst einer Räthin, und ich wußte nicht, ob ich wüthend oder seelenfroh sein sollte. Nachher war ich wieder im Garten mit der Kleinen allein, und bis auf den Kniefall hätte ich meine Herzenswünsche ganz gut anbringen können, aber da trieben sich wieder im Hintergrunde zufällig ein paar Gärtner herum, und die beiden Kerle und ihre Anwesenheit lähmten mir die Zunge. So bin ich unverrichteter Dinge wieder abgefahren, und nun wird auch — Gott sei's geklagt oder Gott sei Dank! — nichts aus der Verlobung, und ich sterbe unbeweibt.“

„Erlaube, Bruder, das geht doch noch über's Bohnenlied, und du bist nicht ganz zurechnungsfähig oder die Geschichte hat sonst noch einen geheimen Haken. Das Mädchen ist reich, verdammt hübsch und sicher gebildet, du hast sie lieb und sie dich, d. h. sie hat nichts dagegen gehabt, daß du auf einer Kahnpartie bei Mondschein — schauderhaft romantisch! — zufällig ihre Hand fandest und sie zehn Minuten lang krampfhaft festhieltest. Was willst du denn eigentlich noch?“

Der lange Alfred erwiderte nichts und that seufzend einen langen Zug aus seinem Glase.

Der Eifer des Dicken amüsirte Wolfgang, aber er sagte ernst: „Hier läßt sich weder rathen, noch zureden. Unser platonischer Don Juan scheint seinen von Haus aus jedenfalls ganz erklecklichen Vorrath an Gefühl in seinen zahllosen Liebschaften, Liebschäftchen und Liebeleien so vollständig zersplittert zu haben, daß der ihm gebliebene Rest für eine wirkliche Liebe, geschweige denn für eine Leidenschaft, nicht mehr ausreichen will. Das wäre übrigens wohl eine nicht ganz unverdiente Strafe.“

Der also Verurtheilte vertheidigte sich nur lau: „Gott weiß, was es ist — aber ich fürchte, ich finde überhaupt nie eine harmonisch mit der meinen zusammenklingende Natur.“

„Erlaube, Bruder, du bist ein so schauderhafter Kerl, daß ich die, welche harmonisch mit dir zusammenklänge, ganz gewiß nicht heirathen würde, woran ich übrigens garnicht denke.“

„Lieber Hammer, ich konstatire, daß mein theurer Bruder bereits bei Invektiven anlangt, und da ist es immer am gerathensten, das Gespräch zu wechseln.“

„Nichts leichter als das. Wenn Sie für die nächste Zeit auf die Rolle des liebenden Bräutigams verzichten, so sehe ich nicht ein, warum Sie mir nicht kämpfen helfen könnten. Es handelt sich darum, die Batterien der Naturwissenschaft gegen die Zwingburg der Bibelgläubigkeit aufzufahren, und Sie könnten mein Oberkanonier werden, das heißt, ab und zu im Bildungsverein einen Vortrag halten, was für Sie doch ein leichtes ist.“

Und Wolfgang erzählte seinen Zusammenstoß mit dem Rektor und hatte die Genugthuung, daß der Umworbene sich keinen Augenblick besann, sondern eifrig und freudig zusagte und sofort eine ganze Reihe verschiedener Vorträge in Vorschlag brachte.

„Das Härteste für Sie wird sein, daß Sie pünktlich sein müssen. Und Sie, Rosenräuber? Wie wäre es mit einem Vortrag zur Naturgeschichte des Hummers und der Auster oder zu einer Streife in die geheimnißvolle Welt der Pilze, natürlich nur der eßbaren? Von den hier vorkommenden will ich Ihnen gern Exemplare zur Verfügung stellen, als Grundlage für den Anschauungsunterricht.“

„Aus Ihrer Frage sehe ich schon, daß Sie nicht ernstlich auf mich zählen. Erstens bin ich zu bequem, dann sitze ich lieber in Ihrem Garten und endlich glaube ich, daß die Arbeiter schon viel zu gelehrt sind und schon viel zu viel wissen. Wenn das so fortgeht, bringt man sie schließlich nur mit Kanonen zur Raison, und es würde mir entschieden nicht passen, wenn ich die Uniform wieder anziehen müßte.“

„Nun, das ist wenigstens konsequent und die Konsequenz ist immer und überall respektabel. Uebrigens irren Sie insofern, als wir grade verhindern wollen, daß es zum Schießen und Hauen kommt. Doch ich verzichte darauf, Ihnen das klar zu machen — wir würden uns kaum verständigen.“

„Sie wissen, Herr Hammer, ich bin kein Unmensch und würde, wenn ich die Zeche nicht zu bezahlen habe, garnichts dagegen einwenden, daß auch die armen Teufel in der Zuckerfabrik Natives frühstücken und sie mit Chablis begießen, aber solche Bildungsvereine riechen für mich nach Sozialdemokratie, und mit der bleiben Sie mir zehn Meilen vom Leibe. Das ist die allerungemüthlichste Partei, die ich mir nur denken kann, und sie auch nur indirekt zu unterstützen, geht mir wider die Natur. Es ist ein wahres Kreuz, daß man keinen genießbaren Kerl mehr findet, der nicht irgendwie sozialistisch angekränkelt wäre; bei meinem Bruder Alfred ist es schon lange nicht ganz richtig, und nun kommen Sie auch noch!"

„Sie haben sehr recht; wer das Herz und den Kopf auf dem richtigen Flecke hat, zuckt schon lange, wenn auch nur heimlich, über das offizielle Kesseltreiben wider die Sozialdemokratie die Achseln, und wenn alle, die dies jetzt nicht ‚opportun' finden, offen mit ihren Ansichten hervorträten, würde es sehr viele lange Gesichter geben. Die Wissenden aber halten jeden, der sich aus ehrlicher Ueberzeugung an dem großen Treiben betheiligt, für das Gegentheil eines ‚Lichts', und ich wüßte schlechterdings nicht, wie ich Einheitlichkeit und Konsequenz und Logik in meine Weltanschauung bringen sollte, wenn ich nicht Sozialist wäre."

„Und Sie werden nun am Ende anfangen, uns die Arbeiter aufzuwiegeln? Sie machen mich unglücklich; so haben Sie doch ein klein wenig Mitleid mit mir! Und Sie richten ja auch nichts aus und machen die Leute nur unzufrieden mit ihrem Lose. Jetzt wissen sie's nicht anders, und es fällt ihnen garnicht ein, zu denken, daß es jemals anders sein könnte. Denken Sie doch auch an die Verantwortung, die Sie übernehmen!"

„Beruhigen Sie sich. Ich habe keinen Beruf zum Agitator, und selbst das Propagandamachen geht mir wider die Natur, wie Sie denn heute das erste Wort darüber hören, daß Sie auch mich zu den Theilern und zu den Anhängern der freien Liebe zu rechnen haben."

„Nun, wissen Sie, die Geschichte mit der freien Liebe wäre am Ende nicht so ganz unrecht und der einzige Punkt, über den sich unterhandeln ließe."

„Ich fürchte, wir würden uns grade über diesen Punkt zu allerletzt verständigen, denn Sie scheinen eine sehr vage Vorstellung von der von Seiten der Sozialisten angestrebten Form der Ehe zu haben, indessen — sollen wir uns den Abend mit fruchtlosen Debatten verderben? Sehen Sie, der Mond ist aufgegangen und die Frösche, die Sie vorhin rebellisch gemacht haben, wollen sich garnicht wieder beruhigen."

„Wahrhaftig, die reinen Sozialdemokraten! Sie respektiren mein Ruhebedürfniß nicht! Wollt ihr wohl die breiten Mäuler halten, ihr unverschämten Kerle?"

Und er schleuderte eine Handvoll Sand nach der andern in den Kanal, und als das nichts fruchten wollte und ein vehementes Quaken seinen komischen Zorn verhöhnte, bewaffnete er sich mit einer Bohnenstange und schlug in's Wasser, daß die Fluth hoch aufspritzte und die Trommler und Trompeter der Tiefe erschrocken verstummten.

Die Nacht war so mild, daß Wolfgangs Vorschlag, in der offenen Weinlaube vor dem Häuschen vorzulesen, mit Freuden begrüßt ward. Der dicke Alfred, der es übernahm, die Frösche im Zaume zu halten, nahm mit seiner Bohnenstange gravitätisch auf einem Sessel Platz; sein „Bruder" legte sich, die Arme unter dem Kopfe, mit angezogenen Beinen auf eine Bank und blickte angeblich „träumerisch" empor zu dem noch wenig dichten Blätterdach der Laube und zu dem mit funkelnden Sternen bedeckten Himmel; häufig genug passirte es ihm, daß er die Cigarre, die er nur mit den Zähnen hielt, aus dem Munde in den Sand verlor, und er begleitete jeden solchen Fall mit einem komischen Fluch, legte sich aber, nachdem er den Sand sorgfältig abgewischt hatte, in aller Seelenruhe auf's neue zurecht und schien sich so wohl zu befinden, daß man eine gewisse Berechtigung zu der Annahme erhielt, selbst das Nahen einer Dame würde ihn trotz seiner Galanterie nicht vermögen können, diese behagliche Lage aufzugeben. Wolfgang hatte auf die Cigarre halb verzichtet, das heißt, er gestattete sich nur ab und zu, während einer natürlichen oder Kunstpause, einen Zug, damit sie nicht ganz ausging; das Vorlesen fesselte seine volle Aufmerksamkeit und er dachte kaum daran, das Glas flüchtig an die Lippen zu führen. Der auf dem Rücken liegende Zuhörer ließ nichts zu wünschen übrig; häufig genug verrieth ein dazwischen geworfenes Wort seine lebhafte Theilnahme. Sein „Bruder" dagegen rückte sehr bald mit allen Zeichen des Unbehagens auf dem Schemel hin und her, veränderte jeden Augenblick seine Körperhaltung und erklärte, als man am Schlusse des ersten Kapitels angelangt war, daß er es nicht länger aushalten könne. Das Sausen in seinen Ohren sei unerträglich und jedes Geräusch peinige ihn, — man solle es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich in den entlegensten Winkel des Gartens zurückziehe, um dort eine Stunde zu ruhen. Die ganze, unwiderstehliche, kindliche Gutmüthigkeit seines Wesens lag im Ton seiner Stimme und in seinen Zügen, und als seine fast demüthigen und bittenden Vorstellungen eine gute Statt fanden und man ihn lachend entließ, zog er mit seinem Sessel, einer kleinen Bank und den beiden ausrangirten Ruhekissen, die zu dem altväterischen Sopha im Häuschen gehörten, erleichterten Herzens und mit merkwürdiger Beschleunigung ab. Man hörte ihn noch einige Minuten rumoren und Sessel und Bank unter halblautem Selbstgespräch im Sande hin- und herrücken, dann ward Stille, und zuletzt sah man auch seine Cigarre nicht mehr, die noch lange wie ein Glühwürmchen durch's Dunkel geleuchtet hatte. Der Schlag der Mitternachtsstunde mahnte die beiden in der Laube endlich an's Aufhören, und der Lange erhob sich aus seiner weniger malerischen als bequemen Lage und sagte mit dem warmen Ausdruck der innersten Ueberzeugung:

„Sehen Sie, lieber Hammer, das sind meine glücklichsten Stunden, und wenn wir uns bei einer guten Cigarre und einem ächten Tröpfchen etwas Vernünftiges vorlesen, vergesse ich alles, was mich wohl sonst beschäftigt, beunruhigt und plagt. Ich mag mir die Sache hundertmal überlegen — so glücklich war ich weder bei einer meiner dreiundzwanzig offiziellen Liebschaften, noch kann ich mir vorstellen, daß ich so glücklich würde, wenn ich Ellen heirathete. Sie ist eine reine Elfe, aber — ich kann ohne sie leben; ich habe sie sehr gern, aber — ich kann mich nicht mehr verlieben, und wenn Sie wieder von hier fortgingen, so würde mir das viel mehr Kopfschmerzen verursachen, als irgendeine von den kleinen Herzensangelegenheiten, vor denen ich mich nun einmal nicht retten kann."

„Sehr schmeichelhaft für mich, indessen sollen Sie mir dieses Kompliment nicht ungestraft gemacht haben. Ich nehme Sie beim Wort und hoffe, daß unser Freund, der da hinten neben der Federnelkenrabatte seinen Sommernachtstraum träumt, derartiger Empfindungen wenigstens einigermaßen fähig ist. Sie haben hoffentlich nicht vergessen, daß ich Ihnen noch eine Enthüllung zu machen hatte."

„Ja so, wie war denn das? Da müssen wir also den Bruder wecken, der sonst bis zum Morgen schnarcht."

Sie suchten den harmlosen Sozialistenfresser auf und fanden ihn auf seinem provisorischen Lager in festem, süßem Schlummer. Als man ihn rüttelte, fuhr er gähnend auf und rief dann enthusiastisch:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Hammer, wie herrlich ich geschlafen habe — gradezu märchenhaft. Die Nelken dufteten, eine Unmasse großer und kleiner Nachtschmetterlinge umschwärmten die fleischfarbigen Blumen, die in der Dunkelheit weiß erschienen, und dann und wann passirte es wohl, daß so ein Schwärmer mir mit seinen sammetweichen Flügeln das Gesicht streifte oder mir krabbelnd auf der Hand hinkroch oder einer von den ganz großen flog mir hart an den Augen vorüber und drüben im Walde schlug eine Nachtigall — leise, ganz leise, wie im Traume; darüber bin ich denn eingeschlafen und keine Sprache hat Worte, mit denen ich Ihnen schildern könnte, wie schlau ich mich befinde und welche Wohlthat ich meinem gemarterten Leichnam erwiesen habe. Aber nun erlauben Sie wohl, daß ich mir bei Sternenschein einen Rosenstrauß schneide — Sie haben ja, wenn Sie sich erinnern wollen, huldvoll Gewährung gelächelt."

„Immerhin — nur an der „Ophelia" gehen Sie mir respektvoll vorüber — sie hat nur zwei Blumen und über diese breite ich schirmend meine Hände. Ich bin übrigens garnicht so uneigennützig; vielleicht würde ich Ihnen weniger behilflich sein, ein neues, kleines Verhältniß anzuknüpfen, wenn ich nicht drauf und dran wäre, ein älteres kurzer Hand durchzuschneiden, wobei es möglicherweise ohne einige kleine Schmerzensschreie nicht abgehen wird."

„Herr, Sie sprechen in Räthseln!" erwiderte der Dicke mit Pathos.

„Sie werden die Lösung wohl mit sehr gemischten Empfindungen entgegennehmen; sie liegt in dem kleinen duftenden Briefchen, das mich vorhin in den Verdacht brachte, zum Romeo irgend einer Julia avancirt zu sein." (Fortsetzung folgt.)



Rheinisches Hammer- und Walzwerk. (Seite 299.)

Carl Friedrich Gauß.

Von A. Reichenbach.



Carl Friedrich Gauß. Nach einer Lithographie von Ritmüller im Verlag von Vandenhoek & Ruprecht in Göttingen.

„Es sind von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte hochbegabte, selten bevorzugte Naturen aus dem Dunkel ihrer Umgebung hervorgetreten, welche durch die schöpferische Kraft ihrer Gedankenwelt und durch die Energie ihres Wirkens einen so hervorragenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Völker ausgeübt haben, daß sie gleichsam als Marksteine zwischen den verschiedenen Jahrhunderten dastehen, von denen ein neuer Kulturzustand unseres Geschlechtes seinen Anfang genommen hat. — Sie sind es vornehmlich gewesen, welche durch die Großartigkeit ihres Strebens, wie durch die Reinheit ihrer Gesinnung, der nach einem fernen Ziele ringenden Menschheit als Leitsterne vorgeschwebt, in deren leuchtenden Strahlen die Nationen sich erwärmt, an denen im Glück, wie im Unglück die Herzen sich emporgehoben, und an denen sie sich gehalten haben, wenn Entsittung, Erniedrigung, selbst Barbarei ihre innersten, heiligsten Lebensbedingungen zu bedrohen schienen. Wenn ihnen auch während ihres Lebens die

Bewunderung ihrer Zeitgenossen nicht immer zu Theil geworden, haben sie doch die volle Anerkennung einer ewig dankbaren Nachwelt bis in die späteste Zukunft sich gesichert."

Mit diesen Worten leitet W. Sartorius von Waltershausen die Schrift ein, welche er dem Manne zum ehrenden Gedächtniß geschrieben, von dessen Leben und Wirken wir hier einen kurzen Abriß zu geben beabsichtigen. Und mit vollem Rechte wird dieser Mann zu denen gezählt, welche gleich Marksteinen auf dem großen Entwicklungsgange der Menschheit stehen. Wenn er aber dem deutschen Volke wenig oder garnicht bekannt war, so lag der Grund darin, daß er ausschließlich nach seinem Schaffen und Wirken der Gelehrtenwelt angehört und daß seine Schriften nur von Fachmännern verstanden und in verdienter Weise gewürdigt werden können. Wenn aber ein Volk auch nicht im Stande ist, die Werke aller seiner großen Männer zu verstehen, soll es darum nicht wissen, daß sie überhaupt gelebt haben und wer sie gewesen sind? woher sie gekommen und wie sie zu ihrer Höhe gelangten? Das wäre jedenfalls ein ganz falscher Schluß. Wir halten es daher für unsere Pflicht, auch das Bild dieses Mannes einmal aus den Gemächern der Gelehrsamkeit und tiefernsten Wissenschaft, wo es bisher gestanden, hervorzuheben, es dem Volke zu zeigen und dessen Bedeutung zu erklären, soweit es möglich ist. Ist doch seine Vaterstadt eben im Begriffe, ihm auf öffentlichem Wege ein Denkmal setzen zu wollen. Wenn man auch zugestehen muß, daß unsere Zeit mit öffentlichen Denkmälern ziemlich verschwenderisch ist und dadurch deren Werth bedeutend sinkt, so muß doch gesagt werden, daß dieser Mann mehr als viele andere ein solches verdient hat.

Carl Friedrich Gauß wurde geboren am 30. April 1777 in der Stadt Braunschweig. Es ist ein altes, kleines Haus, an dem heute eine gußeiserne Gedenktafel mit vergoldeter Inschrift anzeigt, daß in dessen Räumen einst ein Mensch das Licht der Welt erblickt habe, der nachher einer der bedeutendsten Forscher der Wissenschaft geworden ist. Das Häuschen steht auf der westlichen Seite der „Nördlichen Wilhelmstraße", welche Gegend früher „Am Wendengraben" hieß, weil zwischen den beiden Häuserreihen ein Kanal, Wendengraben genannt, nach der Ocker führte. Dieser Kanal wurde später zugeworfen, und es entstand die soeben bezeichnete Straße daraus. Wenn daher in anderen, früher erschienenen Lebensbeschreibungen dieses Gelehrten gesagt wird, daß er „Am Wendengraben" geboren sei, so ist das allerdings eine Thatsache, welche jedoch für unsere Zeit der hier gemachten Berichtigung bedarf. Die Eltern des Gauß waren wenig bemittelte Leute. Der Vater, Gerhard Diederich Gauß, führte den Titel eines Wasserkunstmeisters. Aus welchem Grunde der Mann diesen Titel führte, ist uns nicht bekannt, da er zu jener Zeit mehrerlei Geschäfte betrieb, von denen jedoch keines genannt wird, welches die soeben angeführte Bezeichnung rechtfertigte. Aus allem geht hervor, daß der alte Gauß ein sehr rühriger Mann gewesen sein muß. Er arbeitete sich aus der Dürftigkeit heraus, gab einen Theil seiner mancherlei Geschäfte auf, trieb noch etwas Gärtnerei und leistete einem Kaufmann auf der Messe zu Braunschweig und Leipzig Hilfe. Später scheint er auch diesen Erwerb eingestellt zu haben, denn er übernahm das Amt eines Rechnungsführers und Schatzmeisters einer bedeutenden Sterbekasse, da er für die damalige Zeit gut zu schreiben und zu rechnen verstand. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem 1808 erfolgten Tode. Er soll zwar ein sehr rechtschaffener und allgemein geachteter Mann, in seinem Hause aber rauh und herrisch gewesen sein, so daß sich das kindliche Herz des einzigen Sohnes nie besonders zum Vater hingezogen fühlte. Hingegen hatte der junge Gauß einen Oheim von mütterlicher Seite, Benze mit Namen, der als Bauernbursche die einfache Weberei erlernt und es ohne weitere Anleitung zur kunstgerechten Damastweberei gebracht hatte. Dieser Benze war ein scharfer Kopf, er unterhielt sich viel mit dem heranwachsenden Knaben. Gauß bedauerte sehr den für ihn zu frühe erfolgten Tod dieses Oheims und behauptete später, es sei in ihm ein geborenes Genie verloren gegangen.

Schon frühe zeigte der junge Gauß ein ungewöhnliches Rechentalent. Es wird berichtet, daß der dreijährige Knabe, als der Vater eines Tages mit seinen Leuten eine Abrechnung hielt, in einer Ecke der Wohnstube zuhörte und ausrief: „Vater, die Rechnung ist falsch, es macht soviel!" und er hatte recht. Später erklärte er oft selbst, er habe eher rechnen als sprechen gelernt. Das Lesen lernte er von selbst, indem er sich von den Bewohnern des Hauses die Buchstaben nennen und erklären ließ und sie alsdann zusammensetzte. Nach vollendetem siebenten Lebensjahre besuchte er die Volksschule von St. Katharinen, welche damals unter der Fürsorge und Leitung des Schulmeister Büttner stand, der seinen Haselstock mit Würde zu tragen und mit Nachdruck anzuwenden verstanden haben soll.

Als zwei Jahre verstrichen waren, trat Gauß in die sogenannte „Rechenklasse" ein. Hier war es Sitte, daß die Schüler ihre Tafeln, wenn sie die Rechenaufgabe gelöst hatten, auf einen Tisch legten und zwar der Reihe nach wie sie damit fertig wurden. Waren alle Tafeln abgegeben und aufeinandergelegt, so wurde der ganze Stoß umgewendet, so daß die zuerst aufgelegte Rechentafel mit der Lösung zu oberst lag. Als Gauß, gleich nach seinem Eintritt in diese Klasse mit den Genossen die erste Rechenaufgabe erhalten, hatte er sie schon in wenigen Minuten gelöst, warf seine Tafel auf den Tisch, indem er in braunschweigischer Mundart sagte: „Ligget se!" — Die anderen Schüler rechneten weiter, der Schulmeister Büttner aber, sich als Träger der erhabenen Rechenkunst fühlend, ging mit seinem Bakel wundervoll lächelnd in der Schulstube auf und ab. Als jedoch sämmtliche Rechentafeln nachgesehen wurden, da ergab sich, daß Gauß allein die Aufgabe richtig gelöst hatte. Dies Ereigniß verschaffte dem Knaben einen gewaltigen Respekt bei seinem Schulmeister. Büttner ließ nun für diesen Schüler ein besonderes Rechenbuch aus Hamburg kommen, erklärte aber bald, daß Gauß bei ihm nichts mehr lernen könne. Aus dieser Zeit ist eines jungen Mannes Namens Bartels zu erwähnen, welcher bei Büttner die Stelle eines Hilfslehrers vertrat und auf Gauß einen bedeutenden Einfluß ausübte. Er war nämlich ebenfalls ein großer Freund der Rechenkunst, war schon in die höhere Mathematik eingedrungen und gab dem talentvollen Schüler besondere Anleitung, in dieser Wissenschaft weiter zu kommen. Daß sich zwischen beiden jungen Leuten sehr bald ein inniges Verhältniß bildete, ist ganz natürlich. Bartels war es, der zuerst einflußreiche Personen auf das junge Genie aufmerksam machte. Er selbst studirte nachher, kam nach der Schweiz und dann als Professor der Mathematik an die russische Universität Dorpat, wo er im Jahre 1836 starb. Gauß hat ihm bis an sein Lebensende in Treue ein dankbares Andenken bewahrt.

Zwei Jahre brachte Gauß in dieser Rechenklasse bei Büttner zu. Durch die Unterstützung einiger ihm wohlwollender Gönner wurde es ihm ermöglicht, Privatunterricht in den altklassischen Sprachen zu nehmen, für welche er ebenfalls ein besonderes Talent zeigte. Jeder, der ihn kannte, hielt es für selbstverständlich, daß der begabte Knabe weitere Ausbildung erhalten, daß er studiren müsse. Nur der Vater wollte nichts davon wissen. Allein die Freunde des Sohnes brachten es dahin, daß er ohne eigentliche Einwilligung desselben im Jahre 1788 das Gymnasium besuchen konnte, wo er gleich in die zweite Klasse aufgenommen, und da er sich in den alten Sprachen als vorzüglich erwies, schon nach zwei Jahren in die Prima (oberste Klasse) versetzt wurde. Da hielt man es für Pflicht, Karl Wilhelm Ferdinand, den damaligen Herzog von Braunschweig, auf den talentvollen, ja bereits über seine Altersgenossen bedeutend hervorragenden Jüngling aufmerksam zu machen. Er ließ sich ihn im Jahre 1791 vorstellen und wußte, während neugierige Höflinge den angehenden Jünger der Wissenschaft mit Ausfragen quälten, durch liebevolles Entgegenkommen schnell sein volles Zutrauen zu gewinnen. Zugleich setzte der Herzog für die Weiterbildung des hoffnungsvollen jungen Menschen soviel aus, daß derselbe im Jahre 1792 das Kollegium Karolinum in Braunschweig besuchen konnte, wo er neben den alten Sprachen auch die neuen erlernte. Zugleich fand auch seine Vorliebe für Mathematik reichliche Nahrung und zwar nach den Methoden der großen Mathematiker Euler, Lagrange und Newton.

Am 11. Oktober 1795 reiste Gauß von Braunschweig nach Göttingen, um die dortige Universität zu besuchen. Noch unentschlossen, ob er sich der Philologie (Sprachkunde) oder der Mathematik widmen solle, hörte er die philologischen Vorlesungen des Professor Heyne mit der größten Aufmerksamkeit und Liebe, während er den mathemathischen Vorlesungen Kästners keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dennoch dauerte es nicht lange und Gauß war entschlossen, sich ganz dem Studium der Mathematik zu widmen.

Der junge, strebsame Mann hatte während seiner Studienzeit nur einen sehr beschränkten Umgang. Von den drei Genossen, mit denen er in einem engen Freundschaftsverhältnisse stand, ist besonders Wolfgang Bolyai aus Siebenbürgen zu erwähnen. Dieser war ein Mann von hervorragendem Geiste, von welchem Gauß in früheren Jahren gesagt haben soll, daß er der einzige

gewesen sei, der auf seine metaphysischen Ansichten einzugehen verstanden habe. Tiefe und Reinheit des Gemüthes, besonders aber ein großer Lebensernst sollen Charaktereigenschaften dieses Freundes gewesen sein. Eines Tages schrieb ein dritter über ihn an Gauß aus Braunschweig nach Göttingen: „Bolyai wird dem hiesigen nahen Schützenfeste sicher beiwohnen, aber nur als Philosoph, der bei solchen Gelegenheiten Stoff findet, über die Thorheiten der Menschen Betrachtungen anzustellen. Dies ist so seine Maxime, wie ich aus mehreren Fällen abstrahirt habe; er versäumt von dergleichen weltlichen Angelegenheiten so leicht keine, nicht etwa, um mitzugenießen, sondern um seine Seelenruhe zu befestigen."

Noch war Gauß noch nicht ganz 19 Jahre alt, noch hatte er seine Universitätsstudien lange nicht vollendet, als er auf dem Gebiete der Mathematik schon selbstschaffend auftrat. Es steht in der Wissenschaft vielfach ebenso wie in der Religion. Was die Alten gesagt und gelehrt, das muß wahr sein, eben weil es von den Alten herrührt. Daran zweifeln, es noch auf eine besondere Art bewiesen haben wollen, gilt als Anmaßung, Selbstüberhebung, gilt als Ketzerei hier wie dort. Und doch ist es der einzige Weg, um auf der Bahn des Forschens nach Wahrheit weiter zu kommen: sich nämlich nie an das Ansehen einer Person zu binden; auch der schärfste Kopf kann irren und Selbstüberzeugung ist immer besser als der festeste Glaube. So erging es Gauß und gerade dadurch wurde er groß, gerade dadurch erhielt er seine Bedeutung für die Wissenschaft der Mathematik. Aus dem Alterthum besaß man vom Mathematiker Euklid die Lehre, daß der Kreis nur in drei und fünf regelrechte Theile getheilt werden und daraus das Sechseck, Zehneck u. s. w. konstruirt werden könne. Niemand, wenigstens soviel man weiß, war es bisher eingefallen, einen Zweifel darüber zu hegen und einen Versuch zu machen, ob nicht noch mehr möglich sei. Gauß that es. Er bewies, daß in einem Kreise auch ein Siebzehneck konstruirt werden könne, was bisher jeder, wenn es ihm gesagt worden wäre, für eine Unmöglichkeit erklärt haben würde. Mit dieser Entdeckung, auf welche Gauß in seinem späteren Leben noch stolz war, betrat er das Feld des selbstständigen Schaffens und Forschens. Der Studiosus war dadurch schon Autorität geworden. An die Konstruktion des Siebzehnecks schloß sich überhaupt dann eine neue von Gauß erfundene Eintheilung des Kreises. In dieselbe Zeit fällt auch die Entdeckung der Methode von den kleinsten Quadraten, welche später in ihrer weiteren Ausbildung zu einer neuen Berechnung der Bewegung der Himmelskörper führte. Nachdem der junge Gelehrte schon als Student so Großes, Epochemachendes geleistet, gehörte er, wie leicht erklärlich, für immer der mathematischen Wissenschaft an. Wenn daher gesagt ward, daß er zu Michaelis 1798 in Göttingen seine Studien vollendet habe, so gilt das nur der Form nach. Es heißt eben, Gauß hatte die drei Jahre, welche als gesetzliche Studienjahre an der Universität vorgeschrieben sind, hinter sich und konnte mithin seinen Namen aus der Liste der Studirenden streichen lassen. Andere glauben damit ihre Studien vollendet zu haben, für Gauß hatten sie erst begonnen. In immer tiefere mathematische Studien ließ er sich ein, immer weiter und weiter zog es ihn, zu untersuchen, wie zu begründen, neues zu schaffen. Bei seinem Abgange von der Universität Göttingen arbeitete er schon an einem größeren Werke, arithmetische Untersuchungen enthaltend. Er wollte noch mehrere bedeutende Schriften dieser Richtung lesen und ging daher von Braunschweig, wohin er, Göttingen verlassend, zurückgekehrt war, nach Helmstedt, um die dortige Bibliothek zu benutzen. Hier machte er die Bekanntschaft des Mathematikers Pfaff, in dessen Hause er nachher wohnte. Das Werk aber, dessen Anfänge schon in das Jahr 1795 fallen, erschien in lateinischer Sprache und erfüllte alle Kenner und Fachgelehrten mit der größten Verwunderung. Durch die Unterstützung Karl Wilhelm Ferdinands, des Herzogs von Braunschweig, war es möglich geworden, im Jahre 1801 die arithmetischen Untersuchungen im Drucke erscheinen zu lassen. Gauß bezeichnete es später selbst als der Geschichte angehörend, und erklärte, er würde bei einer neuen Ausgabe daran nichts ändern als die Druckfehler. Dieses Werk allein hätte seinen Namen unsterblich gemacht, denn mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt in der Mathematik. Außer diesem epochemachenden Werke, war Gauß mit noch verschiedenen kleineren Arbeiten beschäftigt. So berechnete er auch das Osterfest nach einer neuen Methode; eine andere Abhandlung erwirkte ihm von der Universität Helmstedt die Doktorwürde.

Was der in so früher Jugend schon so bedeutende Mathematiker bisher geleistet, konnten nur Fachleute schätzen und würdigen. Aber es sollte sein Name auch ein von der ganzen gebildeten Welt gefeierter werden. In Palermo entdeckte der Astronom Piazzi am 1. Januar 1801 einen neuen Stern, zeigte diese Entdeckung den deutschen und französischen Astronomen an, aber schon nach ganz kurzer Zeit schien der Stern wieder verschwunden zu sein. Was man während seiner Sichtbarkeit hatte beobachten können, bot nur Unvollständiges und Unsicheres. Dennoch wurden diese Beobachtungen veröffentlicht und von verschiedenen Fachgelehrten Berechnungen aufgestellt. Da gab auch Gauß nach den gegebenen Mittheilungen eine Berechnung heraus, welche allerdings von den übrigen sehr abwich. Man stutzte, stellte Berechnungen an, und siehe, nach seinen Angaben war der Stern wiedergefunden. Gauß hatte aus den mangelhaften Angaben die Laufbahn des Sternes richtig berechnet. Dieser Stern, der am 1. Januar 1802, also genau ein Jahr nach seiner Entdeckung, wieder aufgefunden wurde, ist der Planet Ceres. In ebenso kurzer Zeit und aus ebenso wenigen Beobachtungen hat Gauß die Laufbahn des am 28. März 1802 vom Astronomen Olbers in Bremen entdeckten Planeten Pallas berechnet. Schon am 31. Januar des Jahres 1801 war er in Anerkennung seiner Verdienste von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden. Bald darauf erhielt er von der russischen Regierung einen Ruf zum Direktor der Sternwarte in Petersburg, welcher Ruf sich noch mehreremale wiederholte. Gauß lehnte jedesmal ab. Zu jener Zeit faßte die hannoversche Regierung den Entschluß, in Göttingen eine mit den möglichst besten Hülfsmitteln ausgestattete Sternwarte zu erbauen, und sah sich bereits nach einem passenden Direktor um. Da lenkte Olbers in Bremen, der mit Gauß schon in Verbindung gestanden und ihn im Jahre 1802 persönlich kennen gelernt hatte, die Aufmerksamkeit auf diesen zwar noch jungen, aber doch schon so hervorragenden Mann.

(Schluß folgt.)

Die emaillirten schmiedeeisernen Kochgeschirre in der Gesundheitswirthschaft der Küche.

Von Dr. **H. Oidtmann.** *)

Als die „Gartenlaube" in Nr. 44 des Jahrgangs 1877 einen Auszug aus meinem Buche über Küchenmetalle brachte, da wandten viele Leser sich an mich, um Bezugsquellen für bleifreie Emailkochkessel zu erfragen. Die nachfolgenden Mittheilungen sind bestimmt, den Hausfrauen ein sachliches Urtheil über Verläßlichkeit der Kochgeschirrglasuren zu verschaffen und ihnen Fabrikadressen anzugeben.

Herr Dr. A. Classen, Professor der Chemie an der polytechnischen Schule zu Aachen, hat auf meine Veranlassung sich der Mühe unterzogen, vorläufig aus dreizehn verschiedenen Fabriken glasirte eiserne Kochgeschirre vergleichend zu prüfen. Er hat nicht allein qualitative und umfassende quantitative Analysen der Glasuren auf ihre Bestandtheile ausgeführt, sondern auch die Widerstandsfähigkeit der Glasuren gegen anorganische und organische Säuren geprüft und das Vorhandensein schwerer Metalle in den sauren Prüfflüssigkeiten und Speisen nachgewiesen.

*) Aus: Gesundheitswacht am häuslichen Herd, den deutschen Hausfrauen und ihren Hausärzten gewidmet, in drei Büchern von Dr. H. Oidtmann. Selbstverlag des Verf. 3. Buch, 2. Lief. Ungedruckte Fortsetzung des Manuskripts. Der Verfasser.

Die nachfolgenden Tabellen enthalten die von Professor Dr. Classen zusammengestellten Ergebnisse seiner chemischen Geschirruntersuchungen.

A. Analyse der inneren Emaillen.

Qualitativ nachgewiesene Körper.

(Nr. 1: Thale, Eisenhüttenwerk in Thüringen; Nr. 2: Gebr. B. in A.; Nr. 3: T. E.; Nr. 4: H. & Co. in W.; Nr. 5: U., E. in P.; Nr. 6: Gebr. G. in P.; Nr. 7; Gebr. G.; Nr. 8: B. in F.; Nr. 9: W. A. in E.; Nr. 10: B. G. Weißmüller & Co. in Düsseldorf; Nr. 11: G. & Co.; Nr. 12: J. A. in N.; Nr. 13: Ph. & C. in Str. — „ bedeutet vorhanden — 0 bedeutet nicht vorhanden.

	Kieselsäure	Kalk	Zinkoxyd	Kobaltoxyd	Eisenoxyd	Thonerde	Zinnoxyd	Kali	Natron	Bleioxyd	Kupferoxyd	Borsäure	Fluor	Baryt
1.	„	„	0	0	„	„	0	„	„	0	0	„	„	„
2.	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	0	„	„	0
3.	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	Spuren	„	„	„
4.	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	0	„	„	0
5.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	Spuren	„	„	0
6.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	0	„	0	0
7.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	0	„	„	0
8.	„	„	„	„	„	„	„	„	„	„	Spuren	„	0	0
9.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	0	„	0	0
10.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	Spuren	„	„	0
11.	„	„	„	Spuren	„	„	„	„	„	„	do.	„	„	0
12.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	do.	„	„	0
13.	„	„	„	0	„	„	„	„	„	„	do.	„	„	0

Ob das Kobalt wirklich als Bestandtheil der Emaille oder als Verunreinigung (durch die äußere blaue Emaille) anzusehen ist, kann nicht entschieden werden.

C. Analyse der inneren Emaillen.

Quantitativ bestimmte Bestandtheile.

	Kieselsäure	Kalk	Zinkoxyd	Kobaltoxyd	Eisenoxyd	Thonerde	Zinnoxyd	Kali	Natron	Bleioxyd	Baryumox.
1.	49,77	1,02	0	0	Spuren	13,74	0	2,77	14,65	0	0,39
2.	41,04	7,66	0,08	0,85	1,09	9,87	12,44	3,05	14,45	0,34	—
3.	34,87	6,57	3,16	0,04	0,14	7,77	13,06	1,43	14,63	1,45	0,12
4.	49,22	2,75	0,07	0,45	0,43	9,00	6,45	1,40	14,82	0,36	—
5.	40,65	3,84	3,64	0	2,70	12,74	7,66	1,56	13,66	0,42	—
6.	41,86	3,86	0,77	0	1,22	10,68	5,98	1,32	14,67	0,13	—
7.	40,85	6,89	0,34	0	0,43	11,59	9,42	1,78	14,55	0,07	—
8.	48,37	3,55	0,34	1,26	1,28	12,43	4,62	1,18	14,99	0,10	—
9.	54,55	1,42	0,75	0	2,55	6,44	2,77	1,48	12,22	1,12	—
10.	54,45	6,77	5,66	0	0,52	6,37	0,55	1,57	12,66	0,16	—
11.	41,76	5,73	4,84	—	0,77	7,67	9,66	1,97	15,33	0,20	—
12.	47,88	5,88	2,02	0	1,55	6,55	6,87	1,77	13,86	0,26	—
13.	41,55	1,24	2,88	0	3,68	5,86	0,44	5,20	13,44	6,88	—

C. Verhalten der inneren Emaille gegen 10prozentige Essigsäure.

Die Einwirkung der Essigsäure geschah bei 60 Grad Celsius. Dauer der Einwirkung vier Stunden. Bei allen Geschirren eine gleiche Quantität (ein halbes Liter) Säure und gleiche Dauer des Versuches. Nach vier Stunden werden sämmtliche Töpfe sofort entleert. Um über die Zersetzbarkeit der verschiedenen Emaillen durch diese verdünnte Essigsäure ein Bild zu haben, wurden die aus den Töpfen entleerten Flüssigkeiten in gewogenen Schalen verdampft und die Gesammtmenge der gelösten Substanzen bestimmt. Sämmtliche Verdampfungsrückstände wurden bei derselben Temperatur (120 Grad Celsius) getrocknet.

	Gesammtrückstand	im Gesammtrückstand enthalten					
		Kieselsäure	Thonerde	Eisenoxyd	Bleioxyd	Zinnoxyd	Zinkoxyd
	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.	Grm.
1.	1,11	0,06	0,0935	0,0885	0	0	0
2.	3,545	0,254	0,2558	0,1771	0,034	0,0196	0,008
3.	4,810	0,5335	0,4808	0,1312	0,0525	0,0420	0,1750
4.	1,189	0,1065	0,1170	0,0820	0,0015	0,007	0,005
5.	2,846	0,329	0,3532	0,0688	0,0765	0,0175	0,1230
6.	5,634	0,411	0,640	0,1230	0,0065	0,0325	0,010
7.	2,157	0,1535	0,2816	0,2984	0,004	0,0055	0,005
8.	2,692	0,1215	0,0867	0,0623	0,0025	0,0085	0,007
9.	2,418	0,2438	0,1892	0,0247	0,0230	0,0085	0,009
10.	1,162	0,054	0,07672	0,04428	0	0,0015	0,080
11.	4,506	0,1085	0,2569	0,0360	0,0045	0,0055	0,6490
12.	2,432	0,1035	0,1607	0,10824	0,003	0,0055	0,0730
12.	4,858	0,3375	0,2547	0,0623	0,446	0,0405	0,1410

Bemerkung. Mit Ausnahme der Emaille Thale verloren alle durch die Einwirkung der Essigsäure ihren Glanz. Da sämmtliche Emaillen nur unbedeutende Mengen Eisenoxyd als Bestandtheil enthalten, so beweist der in der Tabelle aufgeführte Gehalt an Eisenoxyd, daß die Einwirkung von Säure auf die Emaille durch die ganze Masse hindurchgeht und das Eisen selbst angreift.

D. Verhalten der inneren Emaille gegen zehnprozentige Salzsäure.

Die Art des Versuches geschah genau wie bei Essigsäure. Da die meisten Emaillen sehr stark angegriffen wurden, so beschränkte ich die Versuche auf quantitative Bestimmung von Bleioxyd. Zu diesem Zwecke wurde die in Lösung gegangene Kieselsäure zuerst abgeschieden und das Blei in dem durch Schwefelwasserstoffgas hervorgerufenen Niederschlag von dem gleichzeitig mit ausgeschiedenen Zinn getrennt. Bei vielen Proben mußte, des starken Eisengehaltes der Lösungen wegen, das erhaltene Schwefelblei wieder gelöst und nochmals gefällt werden. Mit Rücksicht auf eine Aeußerung von Dr. Ebermayer (veröffentlicht in Dinglers polyt. Journal, Bd. 223, Heft 1, und aus diesem übergegangen in Oidtmanns Gesundheitswacht, Buch 3, Lief. 2, pag. 88) habe ich zu den Kochversuchen mit Salzsäure die bereits mit zehnprozentiger Essigsäure extrahirten Töpfe benutzt, um zu zeigen, daß durch fernere Einwirkung von Säuren auf bleihaltige Glasuren immerfort beträchtliche Mengen von Bleioxyd in Lösung gehen. Nur bei den Versuchen Nr. 11 (G. & Co.), Nr. 1 (Thale) und Haardt habe ich neue Töpfe angewendet. Bei 6 wurde der für Essigsäure benutzte Topf, und bei 7 (Gebr. G., neue Glasur) ein neuer Topf verwandt. Die mit fortlaufender Nummer bezeichneten Resultate beziehen sich wie nachstehend.

Nr. 1	kein Bleioxyd		
Nr. 2	0,172	Gramm	Bleioxyd
Nr. 3	0,444	„	„
Nr. 4	0,0375	„	„
Nr. 5	0,434	„	„
Nr. 6	0,026	„	„
Nr. 7	0,035	„	„
Nr. 8	0,017	„	„
Nr. 9	0,081	„	„
Nr. 10	0,010	„	„
Nr. 11	0,048	„	„
Nr. 12	0,0645	„	„
Nr. 13	2,683	„	„

Nr. 1 (Thale) und Nr. 4 (Haardt) habe ich noch gegen zehnprozentige Apfelsäure und zehnprozentige Milchsäure untersucht. Die Art des Versuches geschah wie bei Essigsäure. Nr. 1 wurde von beiden Säuren angegriffen; in der Lösung von Nr. 4 konnte ich bei beiden Säuren geringe Mengen von Kieselsäure und Thonerde, jedoch keine Metalle, nachweisen. In den Töpfen Nr. 3, 5 und 13 habe ich Sauerkraut und Rothkohl (letzteren wie gewöhnlich mit Essig versetzt) gekocht und unzweifelhaft Blei in den gekochten Gemüsen nachgewiesen.

Bemerkungen zu den Versuchen mit Salzsäure. Durch die Einwirkung dieser Säure verlor die Emaille von Thale den Glanz, 2 gelatinirte, 3 dito, 4 wie 1, 5 gelatinirte, 6 wurde fast ganz zersetzt, 7 wie 6, 8 wie 6, 9 zerbröckelte, 10 wie 1, 11 zerbröckelte, 12 wie 11, bei 13 zerfiel die Emaille vollständig.

Wir sehen zunächst, daß ein großer Unterschied in den Kochgeschirr-Emaillen besteht, wenngleich die verschiedenen Fabrikate einander sehr ähnlich sind. Nicht alles was glänzt, ist in den Geschirrglasuren ächt, dauerhaft und unschädlich.

Ein halbes Liter essigsaurer Flüssigkeit löst bei 60 Grad Celsius in vier Stunden aus dem Emailleüberzuge der Innenwand eines Kochtopfes, je nach der Güte des Topfes, 1,11 bis 5,634 Gramm seiner Bestandtheile auf. Die Classen'sche Tabelle über das Verhalten gegen zehnprozentige Essigsäure läßt also den Grad der Angreifbarkeit der verschiedenen Emaillen meßbar erkennen — für die Küchenverwendung der erste Anhaltspunkt, Güte oder Verwerflichkeit eines Geschirres zu beurtheilen. Von diesem Gesichtspunkt der Löslichkeit der Glasur stellen wir die untersuchten Fabrikate in folgende absteigende Reihenfolge der chemischen Härte, beziehungsweise Güte der Emaille:

		in d. Classenschen Tabelle	gelöst Grm.
1)	Eisenhüttenwerk Thale in Thale am Harz .	1.	1,11
2)	B. G. Weißmüller & Co. in Düsseldorf . .	10.	1,162
3)	Haardt & Co. in Wien	4.	1,189
4)	Gebr. G. in P. (neues Fabrikat)	7.	2,157
5)	Wilh. A. in E.	9.	2,418
6)	Just. A. in N.	12.	2,432
7)	Blechwaarenfabrik in F.	9.	2,692
8)	U., Eisenwerk in P.	5.	2,846
9)	Gebr. B. in A.	2.	3,545
10)	G. & Co. in L.	11.	4,506
11)	T., Eisenwerk in L.	3.	4,810
12)	P. & C. in S.	13.	4,858
13)	Gebr. G. in P. (altes Fabrikat)	6.	5.634

Ein zweiter Anhaltspunkt, die Unschädlichkeit oder Schädlichkeit einer Küchengeschirrglasur zu beurtheilen, sind die Mengen gewisser schwerer Metalle, besonders des Bleies, welche durch Säuren aus der Glasurenwand gelöst werden.

Was die Abgabe von Blei an Essigsäure (a), an Salzsäure (b) und von Zink (Ersatz für Blei an Essigsäure) (c) an-

belangt, so verhielten sich die Emaillen der verschiedenen Töpfe, nach Reihenfolge ihrer Güte, wie folgt:

	in d. Classen-schen Tabelle	a) an Essigsäure Gr. Bleioxyd	b) an Salzsäure Gr. Bleioxyd	c) an Essigsäure Gr. Zinkoxyd
1) Eisenhüttenwerk Thale in Thale a/H.	1.	0	0	0
2) B. G. Weißmüller in Düsseldorf . .	10.	0	0,10	0,08
3) Haardt & Co. in Wien	4.	0,0015	0,0375	0,005
4) Blechwaarenfabrik in F.	8.	0,0025	0,017	0,007
5) A. in N.	12.	0,003	0,0645	0,073
6) Gebr. G. in P. (neues Fabrikat) . .	7.	0,004	0,035	0,005
7) Gebr. G. in P. (altes Fabrikat) . .	6.	0,0065	0,026	0,010
8) Wilh. A. in E.	9.	0,023	0,081	0,009
9. Gebr. B. in A.	2.	0,034	0,172	0,008
10) G. & Co. in L.	11.	0,0045	0,028	0,649
11) T., Eisenwerk in L.	3.	0,0524	0,444	0,175
12) U., Eisenwerk in P.	5.	0,0765	0,434	0,123
13) P. & C. in St.	13.	0,446	2,683	0,141

Diese Aufstellung findet ihre Ergänzung in der obigen quantitativen Bestimmung der Emaillebestandtheile (Classen'sche Tabelle B.). Während die Emaille des Thale'schen Eisenhüttenwerkes kein Blei, kein Zinn und kein Zink enthält, hat die von Ph. & C. in Str. (13) 6,88 pCt. Bleioxyd und 2,88 Zinkoxyd, die von Gn. in L. (10) 5,60 pCt. Zinkoxyd und die von A. in N. 4,84 pCt. Zinkoxyd.

Hier sind die Mengen des in der Essigsäure und des in der Salzsäure gelösten Bleies zwar nicht erheblich, bei Gn. & C. 11 z. B. nur 0,0054 bezw. 0,048 Gramm; dafür gingen aber so große Mengen Zinkoxyd (0,6490 Gramm in der Essigsäure) und Thonerde (0,2569 Gramm) in Lösung und wurden überhaupt so bedeutende Mengen Mineralbestandtheile durch (4,506 Gramm) Essigsäure aus der Emaille ausgelaugt, daß ich hier, was die möglichen Gesundheitsschädigungen anbetrifft, auf die schleichenden Erkrankungen durch Zink (vgl. S. 114 u. ff. der zweiten Lieferung des dritten Bandes meiner Gesundheitswacht) und durch Thonerde zu verweisen, alle Ursache habe.

Ich bin übrigens weit entfernt, vom Standpunkte des Hygienikers all die Fabrikate, in welchen Zinn, Zink und Blei nachgewiesen sind, und welche an saure Speisen Spuren dieser Metalle abgeben, ohne weiteres als unbrauchbar oder gesundheitsgefährlich zu verwerfen. Da ich selbst Keramiker bin, so weiß ich aus Erfahrung, daß kleine Verschiedenheiten der Emaillegemenge und des Schmelzpunktes der Ofenglut entsprechende Verschiedenheiten der chemischen Härte bewirken, so daß aus einer und derselben Fabrik je nach den Bränden bald mehr bald weniger gute Töpfe hervorgehen, wenn nur das chemische Bindemittel, die Kieselsäure, in genügendem Mengenverhältniß vorhanden und nicht zu viel mit Borsäure versetzt ist. — Auch sind die Fabrikanten meistens bemüht ihre Emaillen möglichst rationell zu verbessern und so sind die mir vorliegenden verbesserungsbedürftigen Erzeugnisse einer Fabrik nicht immer maßgebend für alle ihre Fabrikate. Wir haben ein Beispiel von Fortschritt zum Besseren an dem neuen Fabrikat 6 und 7 der Firma Gebr. G. in P. Es liegt sogar in der Natur der Sache, daß — auch auf anderen Gebieten — gerade die ältesten Firmen aus ihren ersten Perioden, als die Technik noch unvollkommen war, Erstlingserzeugnisse auf den Markt brachten, welche später von ihnen selbst, aber auch gleichzeitig von jüngeren Firmen überholt werden. So hat man, wenn man nicht unbillig im Urtheil sein will, immer zwischen altem und neuem Fabrikat einer Fabrik wohl zu unterscheiden.

Die Geschichte der Blechemaillen-Rezepte ist wie die der Glas- und Porzellanfarben-Rezepte bis auf die neueste Zeit für den Hygieniker sehr lehrreich, indem sie nur eine staatlich nicht überwachte Empirie in der Fabrikation zeigen. Die Emaillerezepte der Kochgeschirrfabrikation sind mit 2 bis 3 Ausnahmen, wo ein reeller Abkauf vorliegt, durch eine Art Schmuggel aus den Händen älterer Firmen in den Besitz der jüngeren gelangt. Wesentliche, die Gesundheitsfragen berücksichtigende Veränderungen sind bisher sehr selten und dann wohl nur durch polizeilichen Druck veranlaßt worden.

(Schluß folgt.)

Die westlichen Vorposten der Slaven.

Das ganze Erdenleben mahnt in jedem Stadium der Entwicklung an früher durchlaufene Zustände. Unwillkürlich kam mir dieser Ausspruch Humboldt's in den Sinn als mich nach vieljähriger Abwesenheit das Schicksal aus den Armen der trauernden Wittwe Venetia an den Moldaustrand geworfen und ich gewahr wurde, mit welcher Emsigkeit die Deutschfresser der hundertthürmigen Königstadt Prag, diese Handlanger des Absolutismus, das Deutschthum zu übertünchen versucht haben und wie wenig es ihnen gelungen. Da es aber der verlotterten Journalistenklique, die im Namen des gesammten Tschechenvolkes für Rußland die Ruhmespauke schlägt, auch ferner nicht gelingen wird, das Territorium der Wenzelskrone einige Längengrade nach Osten zu schieben, so ergeht es ihr wie den fanatischen Bilderstürmern des Mittelalters, auf deren puritanisch nüchternen Kirchenwänden immer wieder die Farbenpracht der Freskomalereien des „alten" Glaubens durchschimmerte.

Man kann eben mit dem besten Willen in einem Vierteljahrhundert nicht verwischen, was ein Jahrtausend eingegraben.

Die Tschechenführer Jungmann, Zeithammer und Rieger, welche die Ironie des Schicksals mit kerndeutschen Namen bedachte, sind sonst um historische Citate nicht verlegen, wenn sie in ihren Kalkul passen; sie scheinen aber doch vergessen zu haben, daß die slavischen Erben der keltischen Bojer und der germanischen Markomannen seit ihrer Unterwerfung im Jahre 890 stets von Deutschland abhängig waren. Das Gedächtniß ist nicht die starke Seite der Tschechen, denn ihr Historiograph Palacky, „der Vater der Nation", erklärte am Slavenkongreß 1848 die Russen für das Unglück der Slaven und pilgerte 1863 nach Moskau. Böhmens Wappenvieh, der silberne Löwe im rothen Feld, scheint nur deshalb doppelt geschwänzt zu sein, um stets nach zwei Seiten wedeln zu können.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei sämmtlichen slavischen Völkern nur durch die direkte Einflußnahme nichtslavischer Faktoren die losen Geschlechter und Stammesverbände zu geschlossenen Staatswesen umgestaltet werden. So gelangten die Russen, „die slavische Führernation", durch normännische Abenteurer unter Anführung der Waräger Rurik, Sineus und Truwor im Jahre 862 zur Gründung ihres Staates. In dem vorwiegend slavischen Ungarn bildet der Magyarismus das politische Ferment, und daß acht Neuntel Slaven 400 Jahre lang das Joch von einem Neuntel Osmanlis trugen, ist doch ihre eigene Schuld, denn wo es keine Sklaven gibt, gibt es auch keine Tyrannen. Dem Slavenpatriarchen Tschech gelang die Aufrichtung von Bojerheim (Böheim, Böhmen) auch nur auf dem keltogermanischen Völkerschutt.

Schon Boleslav's Bruder Wenzel führte mit dem Christenthum zugleich deutsche Gesittung in Böhmen ein. Die Przemisliden leisteten in gerechter Würdigung damaliger Sachlage den eingewanderten Deutschen jeglichen Vorschub, weil sie einsahen, daß in dem freien Bürgerthum, welches den Slaven etwas fremdes war und noch heute weder in dem siegreichen Rußland noch in dem zertretenen Polen zur vollen Blüthe gelangt ist, die einzige Garantie des Wohlstandes und kräftige Abwehr der Anmaßungen des Adels und Klerus geboten war. Vom dreizehnten Jahrhundert ab wurde das Recht, die Geschäfts- und Hofsprache deutsch. Der Königshof in Prag erblühte zu einer Stätte deutscher Dichtung. König Wenzel der Zweite selbst war Minnesänger und reiht sich nach der pariser Minnesängerhandschrift an den Staufen Heinrich den Sechsten. Trotz den romanisirenden Bestrebungen der Luxemburger Johann, Karl und Siegismund und des Trunkenboldes Wenzel bürgerte sich das deutsche Element zwischen dem Böhmerwald und dem Riesengebirge immer mehr ein. Einzelne Erwerbszweige, wie das Bergknappenthum und Fuhrmannswesen, waren seit jeher ausschließlich in deutschen Händen. Die religiösen Sozialisten, Hussiten genannt, verscheuchten die deutsche Einwanderung; destomehr beförderte sie ihr utraquistischer König Georg Podiebrad. Auch die Habsburger begünstigten die deutsche Einwanderung, obzwar sie auf den Rath der Jesuiten das System der geistigen Absperrung gegen Deutschland inaugurirten und als nothwendige Folge davon die Amalgamirung der Nationalitäten

in den Erblanden verabsäumten. Rudolph und Mathias ließen fünf gerade sein und Ferdinand regierte mit der Daumschraube ad majorem Dei gloriam. Maria Theresia war eine gute Mutter für ihre Kinder und eine Stiefmutter für ihre Völker. Kaiser Joseph, von dem der „Philosoph" auf dem preußischen Throne richtig bemerkte, daß er früher den zweiten Schritt thue bevor er noch den ersten wage, fand für seine zentralistischen aber humanen Nivellirideen keine Vollstrecker und starb infolge eines Jesuitenrezeptes am gebrochenen Herzen! Der Henker der Freiheit Metternich preßte zwar alle Köpfe unter einen eisernen Hut, kümmerte sich aber auch nicht weiter um die gleichmäßige Adjustirung des österreichischen Völkermosaiks. Der achtundvierziger Sturm fegte den „allmächtigen" Metternich sammt seinem Eisenhut von dannen, brachte aber auch Austrias Staatsgebäude zum Wanken. Die daraus entstandenen Risse reparirte man mit Hilfe „der Kulturträger des Ostens", der Kosaken, und hätschelte von da ab die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der interessanten Nationalitätchen, um sie gelegentlich als Trumpf gegen einander auszuspielen. Arme polyglotte Austria! Deine wahren Freunde, die Deutschen, hast du zum Aschenbrödel degradirt — hinc illæ lacrimæ. Während die Slaven auf das Solidaritätstamtam schlagen und die Handvoll Italiener auf der Centrifugalflöte fistulirt, würfelt Cis und Trans im getheilten Haushalt um den Staatsbankerott. Es fehlt anderswo, wie z. B. im tabakmonopolisirenden Bismarckien, auch nicht an parlamentarischen Hanswurstiaden, aber die Tschechen können sich auf ihre politischen Purzelbäume extra was einbilden. Während ihr geschmeidiger Kardinal Schwarzenberg, Aristokrat pur sang, im Konklave als Vizekamerlengo fungirt, lecken seine Schäflein mit Ehren-Rieger an der Spitze dem schismatischen Papst, Alexander dem Zweiten den orientalischen Schmutz von den blutbespritzten Juchtenstiefeln. Es sollte uns nicht wundern, wenn die Straßen Prags, statt mit Wasser, mit Wuttky besprengt würden, um in russischen Geruch zu kommen. Daß die Tschechen die kultivirte Schwester Germania vernachlässigen und der kulturbedürftigen Tante Russia nachlaufen, könnte dem deutschen Nachbar gleichgültig sein, wenn die abtrünnigen Bundesgenossen nicht Schulter an Schulter mit Deutschland stünden und ihre undankbare Handlungsweise nicht eine direkte Gefahr für die Freiheit des ganzen Erdtheils involvirte.

Das russische Generalstrifolium aus dem ff, Ignatieff, Tschernajeff und Fadejeff, pfuscht bekanntlich wie „unser" Moltke den Journalisten in's Handwerk. Der publizistische Buschklepper „General" Rostislav Fadejeff hat in seiner neuesten Broschüre „Rußlands Waffenmacht" aus der Schule geschwätzt, indem er das Endziel der Bestrebungen nach dem Feldzuge klar legt. Hören wir! „Rußland beläßt allen Slavenstämmen ihre nationale Selbständigkeit; sie werden ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen unter eigenen Fürsten verwalten. Um sie alle aber wird Rußland ein großes Band schlingen; die Behandlung der internationalen und militärischen Angelegenheiten wird in seinen Händen liegen; der große slavische Czar wird ihr gemeinsames Haupt sein. Die große slavische Familie wird für die ganze übrige Welt als ein Reich dastehen. Diese Einigkeit zu erzielen, wird es nothwendig sein, daß die Herrscher aller einzelnen Stämme einer Familie angehören."

Hirngespinnste eines panslavistischen Phantasten, denkt wohl mancher Leser, aber es liegt Methode in diesem Wahnsinn. Erstens ist „der Rubel auf Reisen" an der Moldau wie im Balkan eine gern gesehene Münzsorte und zweitens befinden sich in keinem Theile des europäischen Festlandes Bevölkerung und Regierung in allen, die nationale Politik betreffenden Fragen so im Einklang wie in Rußland, trotz Knute und Nihilismus. Und dieser Einklang wußte die mitunter geradezu wunderbaren Erfolge zu erzielen.

Die heutigen Großrussen, die herrschende Rasse des vielzüngigen Riesenreiches, sind kein rein slavischer Volksstamm. Die ersten slavischen Einwanderer fanden bereits von der Wolga bis zur Düna mongolisch-finnische Völker vor, mit denen sie sich allmählich vermischten. Dieser Mischung verdankt die großrussische Rasse jene unbeugsame Ausdauer, aber auch jene nüchterne, nahezu fatalistische Auffassung des menschlichen Daseins, wodurch dieselbe von den andern Slavenstämmen, namentlich den poetisch angelegten Kleinrussen, unterschieden ist und welchen turanischen Eigenschaften sie zum großen Theile jene Erfolge verdankt, die Rußlands Volk und Staat zu seiner heutigen Bedeutung emporgehoben. Zu diesen hauptsächlich finnischen Einflüssen traten später normännische und hierauf reinmongolische, tatarische Volkselemente, welche beide zwar weniger den physiologischen Typus als vielmehr die Gewohnheiten und die Denkungsart der Russen beeinflußt haben.

Die ewig gleiche Eigenschaft der menschlichen Natur, daß mit dem Wachsthum der Macht auch die Begierde nach der stetigen Erweiterung derselben zunimmt, krystallisirte sich bei den Russen zu dem Gesetz der Expansion nach Süden und waltet unter ihnen mit der Konsequenz der Naturnothwendigkeit. Diese Lymphe der russischen Volksseele trieb Ruriks Nachkommen von 866 bis 1878 nach Konstantinopel. Was den verweichlichten griechischen Kriegern nicht gelang, führten ihre schlauen Pfaffen aus und unterjochten das durch die dreihundertjährige Mongolenherrschaft mürbe gewordene russische Volk mit ihrem Brimborium, welcher die katholische Liturgie an Sinnenrausch noch übertrifft.

Die byzantinische Kirche, welche Rußland in zehnten Jahrhundert das Christenthum überbrachte, ist die Pflegerin des Hasses gegen das Lateinerthum und somit gegen das europäische Abendland überhaupt. Daher die Antipathie des Bartrussen (Muschik) gegen alles, was fremd ist, denn außerhalb des „heiligen" Rußland wohnen nach der Ansicht des Ungebildeten nur Ketzer und Ungläubige, gegen die jeder Kampf zum Kreuzzuge wird.

L'appetit vient en mangeant. Daß der russische Magen, wenn er die türkische Artischoke verspeist hat, nach der österreichischen Melone verlangen wird, ist nur Konsequenz.

Der Revolutionär Alexander Herzen behauptet zwar, das Czarenszepter müsse in der Mitte brechen, wenn es vom Ladogasee bis zu den Dardanellen reicht, aber — caveant Consules*).

Dr. Max Trausil.

*) Hier: Unsere Staatsmänner mögen auf der Hut sein.

Freiheitssehnsucht.

Sieh' dort am wildgeriss'nen Bergeshange,
Weit droben steil und hoch —,
Gefesselt steht im Fels ein Baum schon lange
Und knirschet in sein Joch.

Er stöhnt: „Ich seh' die Freiheit, blick' ich nieder,
Ich seh' sie über mir,
Auf meinem eignen Gipfel klingen Lieder
Hell und begeistert ihr.

Nur meine freie Seele hält gekettet
Ein steinerner Despot.
O Fluch, daß mich vor Sklavenschmach nicht rettet
Der ungerechte Gott!

Da sendet Zeus den Knecht, ihn anzufallen,
Der Sturm bricht ihn entzwei. —
„Willkommen! Besser ist" — ruft er im Fallen —
„Der Tod, als Sklaverei!"

L. Derwinus.

Briefe von der Spree.

II. Berlin, Ende Februar.

Wir hatten in den letzten Tagen Doppelhochzeit — wir mit dem großen w und dem kleinen Weh —, und da ich keine Gelegenheit vorübergehen lasse, ohne meine Loyalität zu demonstriren, so habe ich auch diesen Tag in würdigster Weise gefeiert. Daß ich mit illuminirt habe, ist selbstverständlich, meine Petroleumlampe hat eine ganze Stunde lang am Fenster gestanden, leider ohne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Ich wohne nämlich nach dem Hof hinaus. Aus Aerger über mein Mißgeschick lief ich auf die Straße, damit sich mein patriotisches Gemüth wenigstens an den strahlenden Fenstern anderer Leute erhebe, aber in der ganzen Friedrichsstadt sah ich nichts Erhebendes. Hätte ich mir nicht mit Ostentation eine Cigarre angezündet, so würden auch die anderen Staatsbürger nichts von einer Illumination gemerkt haben, da nur die Häuser einiger Hoflieferanten und Banquiers — letztere zählen ja auch zu den privilegirten Lieferanten — in flammender Devotion standen.

Auch Müller von der Werra — ein Dichter, der voll edler Begeisterung seine Verse — von denen merkwürdig viele auf i—a ausklingen, wie Patria, Germania u. s. f. — in die Lüfte hinausschmettert, hat nicht wenig zur Belustigung und zur Erhöhung der festlichen

Stimmung beigetragen. Er hat eine Hochzeitshymne gedichtet: „Charlotte und Elisabeth.“ Wie bist du hold und nett, Müller von der Werra! Nur so fort, Rudolph Gottschall ist dir ja mit gutem Beispiel vorangegangen, vielleicht gelingt's auch dir, den ohnehin schon künstlich zugestutzten Plebejernamen mit noch einem, etwas ächten Aristokraten-von zu veredeln: von Müller von der Werra. Wenn ich übrigens aus gewöhnlichen Menschen Ritter machen könnte und dürfte, du solltest nicht lange vergeblich danach seufzen: für jedes einzelne deiner Gedichte bekämst du gleich eine ganze Tracht Ritterschläge!

„Ein Ritter käme dann herbei,
Im Herzen selbst den jungen Mai
Der Liebe;
Den Buckel aber und den Ort,
Den Göthe nennt mit rechtem Wort,
Voll Hiebe!“ —

Mehr als diese eine Strophe der Müller'schen Schweifwedelei parodistisch wiederzugeben, ist mir nicht möglich, und das Poem im Originale anzuführen, dazu ist Druckerschwärze und Papier zu theuer. —

Von den „Christlich-Sozialen“ habe ich schon in meinem letzten Briefe gesprochen, und die Leser der „Neuen Welt“ werden mir wohl nicht die Freundschaft kündigen, wenn ich heute nochmals auf die Clownsprünge dieser Leute zurückkomme. Hofprediger Stöcker hat, um den Witzblättern neuen Stoff zu geben, eine eminente Zugkraft für seine Vorstellungen engagirt, ich meine Herrn Ibscher. Es ist derselbe, der bei der letzten Andachtsstunde in der Villa Colonna entrüstet ausrief: „Lassalle sei im Kampfe zweier Wüstlinge um eine Dirne gefallen!“ Ich will mich durchaus nicht zum Vertheidiger der Frau Helene Dönniges-Rackowitza-Friedmann aufwerfen, Herr Wanderprediger Ibscher wird diese Dame wahrscheinlich genauer kennen als ich, sonst würde er sich wohl gehütet haben, sie in einer öffentlichen Versammlung mit einem Namen zu belegen, der sonst nur in den intimsten Kreisen der christlich-sozialen Arbeiterpartei gang und gäbe zu sein scheint. Aber sei dem auch so, einen faux pas hat Herr Ibscher mit dieser Aeußerungen doch begangen, indiskret war es auf jeden Fall. Singt doch schon der lachende Philosoph:

„Hat der Jüngling ein Vergnügen,
Sei er dankbar und verschwiegen.“ —

Verschwiegen war auch der Reichskanzler Fürst Bismarck. Er hat anläßlich der Orientdebatte im Reichstage zwei Stunden lang gesprochen, ohne etwas zu sagen. Er schien Heimweh nach seinen Kohlköpfen in Varzin zu haben, und selbst die Glatzköpfe der zahlreich versammelten Abgeordneten konnten ihn nicht über diesen Verlust trösten. Der Reichskanzler beantwortete die Interpellation der Herren Bennigsen und Konsorten in gleicher Weise, wie wir mit beschränktem Unterthanenverstande Begabte antworten würden, wenn sich jemand nach unserem Befinden erkundigt. Danke, es macht sich! — Er verwies einfach auf die Landkarten von Kiepert, aus denen sich ein jeder über den Stand der orientalischen Dinge und über die Weisheit und den Erfolg seiner Politik unterrichten könne. Nur einmal verließ ihn seine diplomatische Zurückhaltung, als er dem Abgeordneten Liebknecht replizirte, der in seiner Rede die Theilung Polens brandmarkte. Allen Ernstes meinte er da, „daß man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könne, wenn man die Sozialdemokraten die polnischen Kreise regieren ließe, er sei überzeugt, daß dann aus den Polen die besten Preußen würden.“ Ich zweifle garnicht an dem Geschick des Fürsten Reichskanzlers im Fliegentödten, aber er scheint sich in neuerer Zeit nicht viel damit beschäftigt zu haben, sonst müßte er wissen, daß sich heutzutage die Fliegen nicht mehr mit der Klappe schlagen lassen, dazu sind sie zu schlau und zu behend geworden. Heute geht es nur mehr mit Gift, und auch das ist ein höchst problematisches Mittel. —

Anderen Tages sprangen in der Leipzigerstraße die wunderthätigen Wasser von Lourdes. Camphausen weinte. — Die hellen Thränen standen ihm in den Augen, als er hören mußte, wie alle Parteien des Hauses gegen die eingebrachte Tabaksteuervorlage Front machten. Anfangs glaubte ich ihn auch schluchzen zu hören, als ich mich aber umsah, merkte ich, daß es ein hinter mir sitzender Berichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ war, der gerade die Thränen des Finanzministers zu Papier brachte. — Der arme von Camphausen vermeinte, daß er nun demissioniren müsse, eine solche Niederlage hatte er nicht erwartet. Und siehe das Wunderwasser von Lourdes that seine Wirkung. Bismarck, der den Schmerz seines Kollegen nicht länger mit ansehen konnte, nahm das Wort und erklärte, daß er unter keiner Bedingung sich von einem seiner Ressortminister trennen werde. Hinter mir nahm das Schluchzen ein Ende, und als ich aufsah, lachte auch Camphausen wieder, wie warmer Sonnenschein. — —

Neben der Rede des Fürsten Bismarck bildete der Prozeß des Raubmörders Thürolf das Gesprächsthema der letzten Wochen. Fünf volle Tage dauerte die Verhandlung, die mit der Verurtheilung des Angeklagten zum Tode endete. Ganz Berlin drängte in die Gerichtssäle, und namentlich fand das sogenannte schwächere Geschlecht ein besonderes Vergnügen daran, sich an den Qualen des „verruchten Sünders“ zu weiden. So widerlich auch der Prozeß in seinen Einzelheiten, so interessant war er in seinem ganzen Zusammenhange, und die Streiflichter, die er auf die heutigen gesellschaftlichen Zustände wirft, dienen nicht gerade dazu, diese günstig zu beleuchten. — Ein bis dahin vollkommen unbescholtener und arbeitsamer Mensch kommt durch anhaltende Arbeitslosigkeit in Noth. Tagelang hat er nichts zu essen, bis das Eisen die Noth bricht und er zum — Mörder wird. Mit dem Ertrag des Geraubten erhält er sich fast drei Monate lang und noch immer findet er keine Arbeit, keinen Verdienst. Da drückt ihm der bitterste Hunger abermals die Mordwaffe in die Hand. Einmal ist's ja gelungen, er hat sein Leben für kurze Zeit gefristet, warum nicht auch ein zweites mal? Und so wird er weiter getrieben auf der schiefen Ebene des Verbrechens, von Raubmord zu Raubmord, bis ihn endlich die rächende Nemesis erreicht. Das ist in kurzen Strichen der Raubmörder Thürolf. Ich bin weit entfernt, ihn entgegen dem Wahrspruch der Geschworenen von aller Schuld zu entlasten, ich wollte nur an einem Beispiel zeigen wie der Mensch das Produkt der Verhältnisse ist, und daß es durchaus nicht genügt, einen Verbrecher zu guillotiniren, sondern daß man, um bessere Menschen zu erziehen, die Verhältnisse ändern muß, durch welche deren Thun und Lassen bedingt wird! —

Ich bin da entsetzlich ernst geworden, aber das ist die Signatur von Berlin überhaupt, und wer hier des Lebens Unverstand mit Heiterkeit genießen will, muß sich die Augen zuhalten und die Ohren verstopfen. —

Nun, vielleicht hilft mir der „Volksmann“ Eugen Richter aus der Noth und hält eine Rede, ich kann dann in meinem nächsten Briefe wieder was Heiteres berichten. —pira.

Ein rheinisches Hammer- und Walzwerk führt uns unser Bild (Seite 292) vor Augen. Im Vordergrunde sehen wir die Brust eines Stückofens aufgerissen und stämmige Arbeiter bemüht, die zähe Masse des Eisenteiges mit eisernen Haken aus dem Herde zu heben, um sie unter dem Hammer zu mehrzölligen Eisenplatten zu verarbeiten. Die Arbeit ist eine ungemein anstrengende, die Körperkräfte und den Körper selbst rasch aufzehrende, — und dennoch: mit welchem Eifer gehen die Arbeiter daran und — für welchen Lohn? Gewiß ist es wahr, daß die materiellen Anforderungen, ebensowie die ideellen, welche unsere hochcivilisirte, wenn auch nicht hochkultivirte Zeit stellt, einen ungeheuren Arbeitsaufwand nöthig machen, und gewiß wird und soll nie eine Zeit kommen, in dem sich die Menschen in der einen oder der anderen Weise des Joches anstrengender, harter Körperarbeit ganz entledigt haben werden. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß solch' schwere, verzehrende Körperarbeit mit einer nicht nur leidlichen, sondern nach den Zeitbegriffen guten Existenz gelohnt werde, und Vernunft und Menschenwürde heischen, daß eine derartige physische Anstrengung nicht die Kraft und die Zeit eines Menschen vollständig in Anspruch nehme, daß sie ihn nicht zu geistiger Verkümmerung, zu ewiger Gedankenunselbstständigkeit verdamme, wie das gegenwärtig geschieht.

Eine neue Waschflüssigkeit. 1 Kilogramm Seife wird mit ein wenig Wasser zu einem Brei geformt, mäßig erwärmt und durch tüchtiges Rühren in 45 Liter Wasser von 30 Grad C. (24° R., 86° F.) vertheilt, nachdem dem Wasser vorher ein Eßlöffel voll Terpentinöl und zwei Eßlöffel voll wässerigem Ammoniak (Salmiakspiritus) zugesetzt sind. Die zu waschenden Gegenstände werden zwei Stunden lang in dieser Mischung eingeweicht, dann wie gewöhnlich in Wasser gewaschen. Die aus den Zeugen ausgewundene Waschflüssigkeit kann zum zweitenmale benutzt werden, wenn man sie wieder, wie oben angegeben, erwärmt und wieder Terpentinöl und Ammoniak zusetzt. Diese Methode ist zeit-, arbeit- und geldersparend, es wird weniger Seife und weniger Reiben erfordert und die Zeuge werden weniger in ihrer Haltbarkeit geschädigt. Dr. B.-R.

Räthsel.

Getrennt oft weise und belehrend,
Vereint stets hemmend, oft zerstörend.

Aerztlicher Briefkasten.

Hamburg. G. H. W. Das Auftreten von „Theilnahmlosigkeit“, also die sogenannte „Demenz“ im Verlaufe der Geisteskrankheiten, namentlich nachdem geraume Zeit hindurch maniakalische Zufälle (Tobsucht ꝛc.) vorausgingen, ist allerdings kein besonders günstiges Symptom, vorausgesetzt, daß dasselbe nicht dem sehr allgemein in Irrenanstalten, an Stelle der früher angewandten Zwangsjacke, üblichen Gebrauche von Morphium zuzuschreiben ist. Jedenfalls würden wir Ihnen jedoch rathen, die Kranke, derentwegen Sie uns konsultiren, vorläufig in ihrem jetzigen Asyle zu belassen.

Berlin. H. R. Also in der Stadt der Intelligenz räth Ihnen jemand an, Ihres Brustleidens halber Urin und Schafgarbenthee zu trinken? Da hört ja alles auf! Wenden Sie Sich an einen dortigen Arzt, lassen Sie von demselben feststellen, was Ihnen fehlt, — denn nach den von Ihnen mitgetheilten Symptomen könnten Sie vielleicht auch nur an einem Magen- und Darmkatarrh leiden, — und befolgen Sie dessen Rathschläge, vorausgesetzt, daß dieser Arzt kein Arzneiquacksalber ist.

Berlin. Felix H. Sie haben die in Nr. 22 enthaltene Antwort irriger Weise auf sich bezogen. Die Antwort auf Ihre Zuschrift be-

findet sich in Nr. 23 unter Felix T. — Felix L. erhielt direkte Antwort am 10. März.

Köln. F. R. Das allerdings inhumane Verfahren jenes Arztes können wir nicht zum Gegenstand einer öffentlichen Besprechung machen. Aerzte sind Menschen wie die anderen; sie unterliegen denselben Krankheitsstörungen, wie diejenigen es sind, welche zu Zeiten den Geist ganzer Völker trüben; — das beweist die Geschichte der Medizin zur genüge. Es kann also garnicht anders sein, als daß der unsolide, lügnerische und schwindelhafte Geist, welcher seit mehreren Jahrzehnten das gesammte öffentliche Leben unsicher macht, nicht blos in der Medizin in ihrer Gesammtheit seinen Abklatsch findet, sondern daß auch bei einzelnen ihrer Vertreter, wenn sie den moralischen Halt verloren haben, jene krankhafte Störung in unangenehmer Weise zur Erscheinung gelangt, welche das jetzige Zeitalter leider „kaufmännisch klug“ nennt.

Altona. L. C. Ob das Trinken Ihres eigenen Urins ein Heilmittel gegen Auswurf, Brust- und Rückenschmerzen ist? — Nein! — Ob Sie Sich den Magen damit verderben können? — Ja!

Wandsbeck. O. H. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich Ihr Leiden weder beurtheilen, noch behandeln.

Breslau. F. G. Die Folgen der Verstauchung des Fußgelenks werden neuerdings häufig sehr schnell durch die „Massage“ geheilt. Da das letztgenannte Verfahren von allgemeinem Interesse ist und namentlich dem Arbeiterstande durch Veröffentlichung der dabei zur Anwendung gelangenden Manipulationen ein wesentlicher Dienst erwiesen wird, so wollen wir die Redaktion demnächst mit einem diesbezüglichen Artikel versehen. Inzwischen gedulden Sie Sich.

Hagen. B. Ihre „Augenschwäche“ scheint durch einen mit Haarzwiebeldrüsenentzündung der Lider verbundenen Augenbindehautkatarrh bedingt zu sein, welchen Zustand jeder Arzt Ihres Wohnortes zu heilen im Stande ist. — Das Nasenbluten ist in Ihrem Alter eine sehr häufige, aber — wenn es nicht allzubedeutend wird — keine bedenkliche Erscheinung. Vermeiden Sie alles, was den Blutandrang nach dem Kopfe vermehrt, also übermäßige körperliche Anstrengungen, Wein, Bier, Spirituosen und Kaffee, und ziehen Sie jeden Morgen kaltes Wasser in die Nase, um die Nasenschleimhaut zu kräftigen. Nasenblutungen kann man übrigens in vielen Fällen sehr schnell stillen, wenn man den Daumen in seiner ganzen Länge fest gegen jene Seite der Nase (bis zum Auge hin) drückt, aus welcher die Blutung stattfindet. — Zum Nußknacken verwendet man sein schadhaftes Gebiß nicht, denn die schlechten Zähne würden ja dadurch wegbrechen, und mit einem künstlichen Gebiß — dem einzigen Ersatzmittel für ein natürliches! — können Sie erst recht keine Nüsse knacken. — Feigen, Rosinen 2c. sind für solche, welche leicht an Magensäure leiden, von Nachtheil; jeder andere, der einen gesunden Magen hat, wird sie wohl vertragen, wenn sein Geldbeutel ihm bei den jetzigen schlechten Zeiten den Genuß solcher Leckereien gestattet. Das war ja wohl alles! Oder haben Sie sonst noch Schmerzen?

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Buenos Ayres. T. Die erwünschte briefl. Beantwortung Ihrer Anfrage ist erfolgt. Lassen Sie bald mehr von Sich hören!

Würzburg. W. G. Das Silbenräthsel ist geglückt, die Charade nicht. Die leidigen Verse!

Chemnitz. L. G. B. Es freut uns, daß Sie Sich mit uns in Bezug auf die Teufelsfrage einverstanden fühlen. Wie kommen Sie aber auf den Gedanken, daß erst „ein Geist die Stoffe gemacht haben muß, ehe er sie zu Körpern verbunden“? Können Sie Sich denn einen Geist ohne Körper denken, und stammt dieser gedankenlose Gedanke nicht aus derselben Fabrik, in der die niedliche Teufelsidee gedrechselt worden ist? — L. R. Schön!

San Francisco. Frau A. J.-Pf. In diesen Tagen ist das gewünschte Schreiben abgegangen. Je mehr Sie die Antwort beschleunigen, desto besser wird es sein.

Crimmitschau. Schriftsetzer K. Sehen Sie zu, ob Ihnen die Nösselt'sche Literaturgeschichte genügt. Auch könnten Sie Sich nach Höfers „Deutscher Literaturgeschichte für Frauen“ trefflich bilden. Der Zusatz „für Frauen“ braucht Sie nicht im mindesten zu geniren.

Goldap. K. S. D. Ihr Aufsatz verräth ebenso entschieden Talent, als ungenügende Vorbildung zu schriftstellerischer Thätigkeit. Da Sie über den letzteren Uebelstand selbst vollkommen im klaren sind, so wird er sich mit der Zeit heben lassen. Sie werden jahrelang unermüdlich fleißig sein müssen, um das nöthige Bildungsfundament zu legen. Die Wissensfelder, um welche Sie Sich zunächst kümmern wollen, werden trefflich beleuchtet in dem Buche „Die Erde“ von Reclus (Bearbeitung von Ule), der „Populären Himmelskunde“ von Diesterweg und der „Darwin'schen Theorie“ von Dr. Ludwig Büchner. Wenn Sie etwas Tüchtiges lernen wollen, so dürfen Sie Sich jedoch nicht mit flüchtigem Durchlesen dieser und ähnlicher Werke genügen lassen, sondern studiren Sie dieselben solange sorgfältig bis in das scheinbar Unbedeutendste hinab durch, bis Sie Sich des ganzen darin gebotenen Stoffes völlig Herr fühlen. — Ihre Arbeit wird remittirt; weitere Proben Ihres Talents und Ihrer Fortschritte werden wir gern zur Beurtheilung entgegennehmen.

München. C. L. Wenn der Herr Professor K. (oder R.?), welcher „mit Virchow den kecken Schwindel, der mit naturwissenschaftlichen Hypothesen getrieben wird, vom Standpunkte vorsichtigen (!) naturwissenschaftlichen Fortschritts aus offen verdammt,“ die „Wissenschaft der Neuen Welt“ achselzuckend für „Zukunftsmusik“ erklärt, so sagen Sie dem Herrn, daß die in der „N. W.“ zu vielfältigem Ausdruck gelangende neue Weltanschauung das Menschenleben in der Zukunft harmonisch gestaltet und auf eine unvergleichlich höhere Stufe geistiger und sittlicher Entwicklung erhoben wissen will, als es während der Jahrtausende unter der Herrschaft religiöser Anschauungen erreicht hat. Insofern, und das Wort in seiner weitesten und edelsten Bedeutung gefaßt, ist es Zukunftsmusik, was aus den Zeilen unseres Blattes und zwischen ihnen hervor zu den Ohren des Herrn Professors klingt. Das Achselzucken schenken wir dem Manne, denn wir glauben gern, daß besagten Ohren, die an die grellen Dissonanzen der jahrhunderte alten christlich-monarchisch-kapitalistischen Katzenmusik gewöhnt sind, unsere Musik befremdlich und ärgerlich erscheinen muß. Reichliche Genugthuung finden wir in der Ueberzeugung, daß das Stündlein jener vorsichtigen „Wissenschaft“ bald geschlagen haben wird, die sich unter der ausdrücklichen Zustimmung „großer“ Gelehrter, wie Virchow und Konsorten, mit religiöser Thorheit so gut verträgt, wie sich zwei alte Weiber mit einander zu vertragen pflegen: in's Gesicht und öffentlich thun sie zumeist freundlich mit einander und hinter dem Rücken, insgeheim, räsonnirt jede auf die andere, was nur immer das Mundwerk hält. Wenn es dann an's Begraben geht, wollen wir Zukunftsmusikanten den beiden alten Damen die letzte Ehre nicht versagen; wir legen sie zusammen in ein Grab und singen die schöne Strophe des lutherschen Osterliedes:

Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen;
Das Leben das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie da ein Tod den andern fraß;
Ein Spott der Tod ist worden.
Halleluja!

Mainz. Dr. M. L. Ihren Wunsch hat die Expedition sofort erfüllt.

Friedberg. L. H. Daß Sie Sich so lebhaft für die „N. W.“ interessiren, ist anerkennenswerth; aber den Rathschlägen, die Sie uns geben, ist kein ernstes Nachdenken über die fragl. Gegenstände vorausgegangen! Wie könnten Sie sonst wünschen, daß anstatt alle vier Wochen ein Heft von drei Nummern, allwöchentlich eine Nummer der „N. W.“ erscheinen möchte. Erstens erscheint alle drei Wochen ein drei Nummern starkes Heft, und dann können Sie die „N. W.“ gradeso gut allsönntäglich haben wie die „Gartenlaube“. Auch darin sind Sie im Irrthum, daß Sie meinen, wir könnten den Preis der „N. W.“ ganz ruhig noch etwas erhöhen, um jede Nummer statt $1\frac{1}{2}$ Bogen etwa 2 Bogen stark erscheinen zu lassen. Der großen Mehrzahl unserer Leser ist bei den gegenwärtigen Zeitläuften der Preis sicherlich grade hoch genug. Nur in einem Punkte haben Sie vielleicht recht: solche Notizen in unserer Korr., wie: „Ihre Arbeit konnte wegen Mangel an Zeit noch nicht geprüft werden,“ mögen geeignet sein, manchen von dem Vorhaben abzuschrecken, uns eines seiner Geistesprodukte zuzusenden. Aber das schadet durchaus nichts: — Alle verständigen Menschen können sich denken, daß die Redaktion eines über alle Kulturländer verbreiteten Blattes stets wenigstens zehnmal soviel literarischen Stoff eingesendet erhält, als sie verwenden kann, und daß daher die Prüfung des Eingesendeten ein ebenso zeitraubendes als schwieriges Geschäft ist, welches im Handumdrehen nicht erledigt werden kann und darf; verständige Leute werden sich also durch solche in der Natur der Sache begründete Bemerkungen nicht abschrecken lassen. Und die leider ziemlich große Zahl Unverständiger, die nicht etwa nur um baldige Prüfung ihrer Arbeiten bittet, sondern sogar umgehende Erklärung, ob ihre fast ausnahmslos sehr fragwürdigen Geisteskinder angenommen werden oder nicht, kategorisch zu verlangen im Stande ist, die soll abgeschreckt werden.

Honolulu (Sandwichinseln). F. Rz. Artikel nebst Photographie erhalten. Wohl beides verwendbar. Besten Dank.

Jüterbog. E. F. Sehr verbunden für so gute Meinung!

Rostock. M. E. Wollen demnächst einen passenden Rebus unterzubringen suchen.

Magdeburg. Ein Arbeiter. Sie wünschen den Schluß von Kotzebue's „Ausbruch der Verzweiflung“ zu kennen? Hier ist er:

Hast du, Schöpfer, mich befragt,
Ob ich um die Hand voll Freuden
Dulden wolle unverzagt
Eine ganze Welt von Leiden?
Ob es auch der Mühe werth,
Mich aus nichts hervorzurufen,
Daß auf immer neuen Stufen
Neues Unglück mich verzehrt?
Wo die Menschen fühllos spötteln
Bei dem nagendsten Verdruß —
Soll ich da um Gnade betteln,
Wo das Recht mir bleiben muß?
Nein, ich harre ungeduldig!
Denn vergelten mußt du mir!
Bist Unsterblichkeit mir schuldig,
Sieh', ich fordre sie von dir!

Uebrigens rathen wir Ihnen dringend, Sich nicht von Kotzebue'scher Weltverzweiflung anstecken zu lassen. Ursache des menschlichen Elends sind nicht die unergründlichen Launen eines Schöpfers, sondern der Mangel an Verstand bei den Menschen selbst. Zum Teufel mit der Verzweiflung! Muthig und voll Selbstvertrauen vorwärts streben — das ist die rechte Losung für die Generation des 19. Jahrhunderts. Was den Herrn Staatsrath von Kotzebue anlangt, so ist ihm die so barsch geforderte Unsterblichkeit geworden: die Unsterblichkeit der Infamie, wie sie der feile russische Spion und Verräther des deutschen Volkes verdient hat.

Breslau. G. R. Zu gelegentlicher Verwendung reservirt. — L. Th. Dank!

Oederan. O. O. Nicht übel!

New-York. Dr. G. C. St. Brief erhalten, Antwort bald. Frdl. Gr.

Winipeg (Britisch-Nordamerika). Fr. G. H. Es hat uns gefreut, auch aus Ihrem fernen Erdwinkel Zeichen der Sympathie zu erhalten. Wir hätten nur gewünscht, von Ihnen ausführlichere Mittheilung über die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse Ihres Landes zu empfangen. Ihre auf eine Arbeit des Herrn Dr. Oidtmann bezügliche Mittheilung lassen wir diesem zunächst zugehen und werden sie dann veröffentlichen. Die Korrespondenz für den „V.“ haben wir der Redaktion desselben übergeben. Sie können uns übrigens Ihre genaue Adresse angeben; wir werden in Auswanderungsangelegenheiten häufig um Rath und Adressen in allen Welttheilen angegangen.

Berlin. Rudolf F. Eine wirklich gute und zur Aneignung einer korrekten Schreibweise ausreichende deutsche Sprachlehre gibt es nicht. Sie erreichen Ihren Zweck am besten, wenn Sie mustergiltige prosaische Schriften, bei Lessing, Schiller, Goethe anfangend, studiren, einzelne Theile des Gelesenen aus dem Gedächtniß nachschreiben und sich durch sorgfältigen Vergleich des Nachgeschriebenen mit dem Original über die Fehler Ihrer Schreibweise klar zu werden suchen. Auf briefl. Beantwortung solcher Anfragen können wir uns natürlich nicht einlassen. — O. D. Aus Ihren Zeilen spricht ein braves und trotz seiner revolutionären Anlage bescheidenes Gemüth. Halten Sie fest zur Partei! — F. Ba. Ihr Roman ist für unsere Zwecke doch nicht so recht geeignet. Wir schreiben Ihnen Näheres. — H. L. Auch die zweite der von Ihnen eingesendeten Schachpartien scheint zu unserem Bedauern zur Veröffentlichung nicht geeignet. Der 24. Zug des Weißen ist ein grober Fehler, dessen ganz richtige Beantwortung seitens des Schwarzen eigentlich das sofortige Aufgeben der weißen Partie hätte nach sich ziehen sollen. Zog Weiß dagegen 24) K. h1, so war gar keine Gefahr vorhanden. — H. M. B. Wir werden unser Urtheil über Ihre Arbeit briefl. äußern. — P. B. Ganz hübsch, aber doch wohl nicht bedeutend genug.

Hof. F. T. Wollen sehen, ob wir in der nächsten Nummer zu genügender Auskunft über den fraglichen Gegenstand Raum finden.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 10. März.)

Beim Quartalsschlusse laden wir unsere Leser zu rechtzeitigem Neuabonnement ein und hoffen, daß alle sich die Weiterverbreitung unseres Blattes angelegen sein lassen werden.

Redaktion und Expedition der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Man war wieder in der Laube angelangt; Wolfgang las den beiden das Briefchen Leontinens vor und sagte dann rasch:

„Die hübsche Kleine, von der die Rede ist, ist Ihre kleine Anna, die ich Ihnen, wie Figura zeigt, entführt habe. Ich glaube, auf das junge Mädchen Rechte erlangt zu haben, die den Ihrigen, wennschon dieselben die älteren sind, mindestens die Wage halten, und bei aller meiner Hochachtung für Sie habe ich nicht umhin gekonnt, es wünschenswerth, wo nicht nothwendig zu finden, daß der Verkehr der Kleinen mit Ihnen ein Ende nehme. Es ist jetzt nichts mehr an der Sache zu ändern, und es fragt sich blos, ob Sie mir unter dem Druck der Zwangslage, in die ich Sie als ächter Diplomat gebracht habe, Indemnität ertheilen wollen, oder ob Sie es für nothwendig halten, mich zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn Sie es wünschen, werde ich meine Gründe in Schlachtordnung vor Ihnen aufmarschiren lassen, ich bin aber geneigt, zu glauben, daß Sie über die Natur dieser Gründe keinen Augenblick in Zweifel sind und daß ich nur gethan habe, was Ihnen wohl so manches mal in einer Stunde des Nachdenkens als nothwendig vorgeschwebt haben mag."

Der lange Alfred brannte sich die Cigarre an der Kerze der Windlampe an und sagte mit einer elegischen Geste und melancholischem Tonfall:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Nie hat ein reineres und schöneres Verhältniß bestanden, als zwischen uns und der kleinen Anna, und ich möchte blutige Thränen weinen, aber ich kann nicht umhin, mich Ihren Gründen, die ich Ihnen erlasse, zu beugen, und wenn mein stummer Schmerz sich erst etwas gemildert haben wird, werde ich wohl die Kraft haben, Ihnen sogar zu danken und die Hand zu küssen, die mich züchtigte. Unsere kleine Anna! ‚Wie eine Rose kam sie mir entgegen!‘, aber Sie haben recht, sie soll nicht Nr. 24 sein, und das wollen Sie doch verhindern, während Sie sich jedenfalls sagen, daß meine überwältigende Liebenswürdigkeit der Kleinen früher oder später dieses Loos bereitet haben würde. Uebrigens kann man als Beschützer einer gefährdeten Unschuld unmöglich mehr spanische Grandezza entfalten, als Sie, lieber Hammer; Sie haben die kleine Intrigue ganz meisterhaft durchgeführt, und wir können nur gute Miene zum bösen Spiel machen, ich wenigstens werde mich einem Mädchen zuliebe niemals mit Ihnen zanken."

Der Dicke war anscheinend minder versöhnlich. Er schmollte wie ein verwöhntes Kind, dem man ein Lieblingsspielzeug aus der Hand nimmt und das doch nicht wagt, dasselbe zurückzufordern; er ließ die Mundwinkel verdrießlich hängen und konnte die Nothwendigkeit, die kleine Anna von ihren Brüdern zu trennen, absolut nicht einsehen. Als der Lange ihm lachend sagte: „Aber Bruder, du machst ja ein Gesicht, wie die Katze, wenn's donnert!", verharrte er in verstocktem, mürrischem Schweigen und wühlte mit der Fußspitze im Sande. Aber Wolfgang verstand es, auch mit ihm fertig zu werden, indem er nach einigen Minuten allseitigen zaudernden Schweigens im Tone des Bedauerns sagte:

„Sie sind so verstimmt, daß ich in der That nicht wage, die Bitte auszusprechen, die ich an Sie richten wollte, und so muß die Verwirklichung des kleinen Plans, der ohne Sie unausführbar ist, also auf unbestimmte Zeit vertagt werden."

„Ach, machen Sie keine Geschichten — wenn Sie einen Plan haben, so schießen Sie los. Sie wissen doch, daß ich mich für alle Ihre Pläne von vornherein interessire. Ein kleines Feuerwerk, halbweiche Eier und Forellensalat, eine Erdbeerbowle oder was sonst?"

„Nun, dazu brauchten wir Ihre Hülfe wohl nicht, wie wäre es denn aber, wenn Sie uns übermorgen mit Ihren sachverständigen, höchsteigenen Händen einen Eierpunsch bereiteten? Ich liefere alle Ingredienzen, die Sie mir nur anzugeben brauchen, sowie das Geschirr, das Frau Meiling herausrücken muß, Sie lassen Ihren Petroleum-Kochapparat herausschaffen, wir binden Ihnen die weiße Schürze vor und dann sollen Sie schalten und walten nach Lust und Begehr."

„Herr Hammer, ich könnte Ihnen fast vergeben, daß Sie ein Sozialist sind, Ihre Linke heilt die Wunden, die Ihre Rechte geschlagen. Der Gedanke ist superb, und ich garantire mit meiner Ehre als Koch für einen Eierpunsch, wie ihn Seine Majestät in Berlin auch nicht besser haben kann. Und nun geben Sie Ihr Messer her — ich will mir meinen Strauß schneiden und von der Kleinen soll zwischen uns, ich gelobe es Ihnen, nicht wieder die Rede sein. Wenn man alles reiflich überlegt, haben Sie ja auch recht, und da Sie ihr das Leben gerettet haben, so gehört sie Ihnen. Ist das nicht die Seelengröße eines Spartaners? Bewundern Sie mich, Herr Hammer! Auch ich bin besser als mein Ruf." Und mit ausgelassenem Humor und karrikirten Gesten

rezitirte er ganze Monologe aus der „Jungfrau von Orleans“ und „Tell“, und als er nach einer Stunde mit einem mächtigen Rosenstrauß heimwanderte, war jede Spur von Bitterkeit und Verdruß aus seiner Seele ausgetilgt, und als er zu Hause die Rosen in ein Wasserglas steckte, sagte er halblaut vor sich hin: „Der Teufel soll ihm gram sein — er ist und bleibt doch ein liebenswürdiger, gemüthlicher Herr, — und diese unbezahlbare, erquickende Stille in seinem Garten! Wir bleiben gute Freunde, Herr Hammer! Abgemacht — punktum!“

* * *

Wolfgang entwickelte in den beiden Wochen, die dem verhängnißvollen Geburtstag folgten, eine fast nervöse Thätigkeit für den Bildungsverein, der sich in der That von fast allen bisherigen Lehrkräften verlassen sah; der lange Alfred löste zum Glück sein Wort ein und stand Wolfgang treulich bei, ja, er schien sogar einen Begriff von Pünktlichkeit zu bekommen, und wenn er an den Abenden, an denen er einen Vortrag zu halten hatte, sich verspätete, so betrug die Verzögerung im höchsten Falle fünf Minuten; er war thatsächlich zerknirscht, als es ihm doch einmal passirte, zehn Minuten zu spät einzutreffen. Dem Eifer und der Tapferkeit der beiden jungen Männer gelang es, den wankenden Verein zu stützen, ihm über die Krisis wegzuhelfen und ihn in neue Bahnen zu lenken, und Wolfgang sah mit herzlicher Befriedigung, daß auch die anfänglich Zaudernden und Unschlüssigen sich ihnen innerlich anschlossen und ihnen vertrauensvoll und dankbar folgten. Doch alle mit dieser neuen Thätigkeit verbundenen und für sein sensitives Wesen doppelt empfindlichen Sorgen, und alle Freude über das Gelingen seines Unternehmens vermochten nicht, ihn von dem bittersüßen Gedanken an Martha und von dem Zwiespalt in seiner Seele, den er so unerträglich fand, zu erlösen. Er konnte weder zur Verurtheilung noch zur Freisprechung gelangen, und während er die Sätze der Anklage formulirte, empfand er ein fast schmerzliches Verlangen, sich zum Vertheidiger aufwerfen. Sein sonst so gleichmäßiges und in sich gefestetes Wesen ward beinahe rastlos und unstät, und er hätte viel darum gegeben, diesen Theil seiner Erlebnisse in M. aus seiner Erinnerung wegtilgen zu können, wie man mit dem feuchten Schwamm ungeduldig über die Tafel wegfährt, wenn die Rechnung, die man auf derselben anstellt, nicht stimmen will und man sich rettungslos verwirrt und verwickelt hat. Das Resultat dieser inneren Kämpfe war zuweilen eine tiefe Traurigkeit und Müdigkeit, und wenn diese Stimmung ihn beschlich, griff er krampfhaft nach dem Zunächstliegenden, das ihn vor dem Versinken in diese Weichheit behüten konnte. Jeder kleine Vorfall, der ihn dienstlich in Anspruch nahm, war ihm willkommen wie nie, und als etwa vierzehn Tage nach dem Geburtstag Fräulein Emmy's in vorgerückter Abendstunde eine mächtige Feuerstatt am dunklen Himmel erschien und reitende Boten aus einem eine starke Meile entfernten Dorfe dringend um Hülfe baten, die bei der isolirten Lage des Dorfes nur von M. aus kommen konnte, ließ er Allarm blasen und jagte mit den ersten Mannschaften, die er hatte zusammenraffen können, auf der Landspritze davon. Der Brand hatte bereits eine Anzahl Gehöfte ergriffen und drohte bei der herrschenden Windströmung dem ganzen Dorfe den Untergang, jedoch gelang es den nach und nach auf Leiterwagen eintreffenden Mannschaften, die Wolfgangs Beispiel, sein ermunternder Zuruf und sein beißender Spott für jedes Symptom von Unentschlossenheit oder Zaghaftigkeit zu übermenschlichen Anstrengungen anspornten, die Feuersbrunst auf ihren Herd zu beschränken, und als der Morgen kam, zeigte sich, daß kein Grund zu weiteren Besorgnissen sei, wenn es auch wünschenswerth erschien, daß die gesammte Mannschaft noch in Thätigkeit blieb, bis die von Wolfgang gleich bei seiner Ankunft aufgegebenen Gebäude abgelöscht oder vollends niedergebrannt waren. Darüber konnte leicht der Mittag herankommen, und da Wolfgangs Anwesenheit im Comptoir nöthig war (er erwartete eine wichtige englische Post, die er selber erledigen mußte), so war ihm das freundliche Anerbieten eines Bauers, anzuspannen und ihn nach der Stadt zu fahren, sehr willkommen. Nachdem er das Kommando dem ältesten Spritzenmeister übertragen und demselben seine letzten Anordnungen ertheilt hatte, bestieg er das leichte Wägelchen, das bald rasselnd auf der Chaussée dahinrollte; die beiden jungen, feurigen Pferde griffen fast übermüthig aus, und es war nicht eben leicht, während dieser polternden Fahrt, bei der es ohne kleine Stöße und ein gelegentliches Hin- und Herwanken nicht abging, zu schlummern. Dennoch war Wolfgang mit halbgeschlossenen Augen in jenen Zwischenzustand versunken, der nicht mehr Wachen und noch nicht Schlafen ist, als ihn ein Mann, der ihm entgegenkam, durch seinen lebhaften Anruf jäh aus seinem Vorsichhindämmern aufschreckte.

„Herr Hammer, machen Sie, daß Sie in die Stadt kommen, in Ihrer Fabrik ist der Teufel los, wenn die Pollaken sie nicht bereits erstürmt und demolirt haben.“

Wolfgang schüttelte ungläubig den Kopf. Woher sollte dieser Arbeiterbevölkerung, die er immer zu unterwürfig gefunden und der er schon oft ein steiferes Rückgrat und einen starreren Nacken gewünscht hatte, die Geneigtheit zu gewaltsamen Ausschreitnngen kommen?

„Haben Sie das alles mit eigenen Augen gesehen oder hat man Ihnen einen Bären aufgebunden? Und ist ja etwas vorgekommen, so macht man wohl aus der Maus einen Elephanten.“

„Ich komme direkt von der Fabrik und habe mich fortgemacht, weil die Geschichte anfing, mir unheimlich zu werden. Ich sage Ihnen, Herr Hammer, ich möchte nicht in der Haut des Herrn Kommerzienraths stecken, und wenn sie ihm heute den rothen Hahn nicht auf's Dach setzen, so hat er von Glück zu sagen. Sie kennen die Polen nicht — das ist schlechtes, heimtückisches Volk, und wenn sie gezecht haben, sind sie zu allem fähig.“

„Nun, wir werden ja sehen, — schön Dank, trotz der Hiobspost. Und wenn Sie aufgeschnitten haben, mache ich Sie in ganz M. schlecht und schreibe mit Kreide an Ihre Hausthür: Windbeutel.“

Der Mann schüttelte betheuernd den Kopf, und Wolfgang, dem plötzlich die neue Fabrikordnung einfiel, welche der alte Weinlich ausgearbeitet hatte und die ein Zuchthausregiment in der Fabrik einzuführen strebte, und der nun selber unsicher wurde, bat den Bauer, ihn nicht erst nach seiner Wohnung, sondern gradenwegs nach der Fabrik zu fahren. Man hatte dieselbe noch lange nicht erreicht, als Wolfgang bereits allerlei Anzeichen dafür erhielt, daß der vorsichtige Spießbürger nicht übertrieben hatte. Kein Mensch war auf den Straßen, durch die sie dahinrasselten, nur ab und zu fuhr ein neugieriger Frauenkopf an's Fenster, um rasch wieder zu verschwinden; und aus der Ferne kam, wenn auch gedämpft, ein verworrener Lärm, wie von vielen zornig erhobenen und einander bekämpfenden Stimmen. Als das leichte Gefährt auf den freien Platz einbog, auf dem die Weberei und das Wohnhaus des Kommerzienrath einander gegenüberlagen, bot sich Wolfgang ein überraschendes Schauspiel, und ein minder Beherzter wäre vielleicht unschlüssig geworden. Die Fabrik war auf allen Seiten von aufgeregten Arbeitern umzingelt, aus deren Mitte ab und zu ein Stein gegen die Fenster flog, und wenn wieder eine Scheibe klirrend zersplitterte, belohnte ein wüstes Hurrah den geschickten Wurf. Im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk war kaum noch eine Scheibe zu zertrümmern und auch die Laternen waren dem knabenhaften Unfug zum Opfer gefallen. Die Arbeiter selbst schienen in zwei nicht ganz einige Heerlager zerspalten; die Polen, bei denen die Flasche unablässig kreiste und in deren Mitte ab und zu eine von den eintönig-schwermüthigen slavischen Weisen angestimmt wurde, die man so schwer vergißt, wenn man sie nur einmal gehört hat, schienen zu rücksichtslosem Vorgehen geneigt, und die hitzigsten und heftigsten von ihnen, die immer wieder nach dem Comptoir zu drängten, wurden mit Mühe von einer Anzahl deutscher Kameraden zurückgehalten, während zugleich zwischen einem kleinen Trupp, anscheinend ihren Wortführern, und zwischen mehreren älteren und ruhigeren Polen lebhaft, ja leidenschaftlich verhandelt wurde. War nur dieser Zwiespalt bisher die Rettung der Fabrik vor dem Schicksal der Demolirung gewesen? Fast schien es so.

Wolfgang sprang vom Wagen, reichte dem Bauer, der das befremdende Schauspiel verblüfft anstarrte, die Hand auf den Bock und drückte die seine mit einem freundlichen Wort des Dankes. Dann wendete er sich und ging ruhig, mit raschem, festem Schritt auf die Fabrik zu.

Machte man der durchnäßten, schmutzbespritzten und rauchgeschwärzten Uniform Platz, ohne sich eigentlich über die Regung unwillkürlichen Respekts Rechenschaft abzulegen, der man dabei gehorsamte? Hatte Wolfgang sich schon so lebhafte Sympathien erworben, daß man es nicht über sich gewann, ihm in den Weg zu treten? Er hatte bereits, ohne anscheinend um die bedrohlichen Zusammenrottungen sich zu kümmern, den weiten Platz zur Hälfte durchkreuzt, und die einzelnen Gruppen hatten ihn vorübergelassen. Da traten ihm plötzlich zwei junge polnische Arbeiter in den Weg und herrschten ihm auf polnisch zu, umzukehren;

er stellte sich, als verstehe er sie nicht und wollte weitergehen, und als ihn der eine an der Brust packte und drohend die Faust hob, stieß ihn Wolfgang zurück, daß er taumelte. Ehe der also Abgewiesene sich zu einem neuen Angriff auf den in trotziger Vertheidigungsstellung ihn Erwartenden entschlossen hatte, eilten mehrere deutsche Arbeiter herbei und drängten die Polen weg. Sie schlossen einen schützenden Kreis um ihn, und einer von den jungen Leuten, der sofort bei den durch den Drang der Stunde an die Spitze gestellten Wortführern Verhaltungsbefehle eingeholt hatte, kam mit dem Bescheid zurück: „Herr Hammer passirt.“ Ein schon betagtes Mitglied des Bildungsvereins trat zu ihm und fragte halb vertraulich: „Was wollen Sie beim Bürgermeister und seinen Polizisten, beim Kommerzienrath und dem alten Leuteschinder Weinlich? Sind Sie auch gegen uns?“

„Ich kann euch drüben vielleicht mehr nützen, als stellte ich mich auf eure Seite. Vor allem will ich hören und dann, wenn irgend möglich, vermitteln. Mit solchen Krawallen kommt ihr nicht vorwärts, das müßt ihr sehen, und das Einwerfen der Fenster ist eine unnütze Roheit und obendrein eine Thorheit.“

„Glauben Sie, das wäre nach meinem Sinn? Aber halten Sie einmal die Leute im Zaume! Wir haben unsere liebe Noth gehabt, den Polen den Daumen auf's Auge zu setzen; ihnen ist es weniger um die Fabrikordnung zu thun, als um den Krawall, und daß drüben am Wohnhause noch nichts passirt ist, war nur sehr schwer durchzusetzen.“

„Gut — ich denke, wir sprechen uns gleich wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Demmlers Reichstagshaus.

Wenn die „Gartenlaube“ in Nummer 12 d. J. eine Abbildung des großherzoglichen Residenzschlosses zu Schwerin mit der Ueberschrift: „Das Werk eines Sozialdemokraten“ bringen konnte, so gereicht es uns zur Freude, heute unseren Lesern eine künstlerische Arbeit desselben Architekten, unseres Parteigenossen Hofbaurath und Reichstagsabgeordneten Demmler in Schwerin, mittheilen zu können. Derselbe hat sich 1872 bei der Konkurrenz für das deutsche Reichstagshaus betheiligt und war an Jahren der Senior von allen seinen 102 Mitkonkurrenten.

1871 ward das Bauprogramm für das Parlamentsgebäude festgestellt und vom Reichskanzleramt mit einem Situationsplan vom Königsplatz in Berlin veröffentlicht, worin die Größe des Bauplatzes mit 150 Meter Länge, 115 Meter Breite, von der Mitte der Siegessäule 170 Meter entfernt angegeben war. Das Programm enthielt sehr detaillirte Bestimmungen über die verschiedenen Räumlichkeiten mit theilweiser Angabe ihrer Größe, von denen wir an dieser Stelle nur die unsrer Meinung nach verfehlten hervorheben können. Es sind das die Bestimmungen erstens über Dienstwohnung für den Präsidenten des Reichstags von 10 bis 13 Wohn- und Fremdenzimmern, sowie Empfangssalons und einem großen Festsaal von 395 Quadratmeter Flächeninhalt, außerdem Wirthschafslokalitäten, Stallung für mindestens sechs Pferde und Remise für sechs Wagen, Kutscherwohnung 2c.; und zweitens über die Dienstwohnung für den Bureaudirigenten von 7 bis 8 Zimmern und den zugehörigen Wirthschaftsräumen.

Es scheint uns ein höchst unglücklicher Gedanke, eine so geräumige Reichstagspräsidenten-Wohnung mit großen Fest- und Gesellschaftssälen, sogar auch mit Pferdeställen, Remisen 2c. in das Haus für einen deutschen Reichstag zu verlegen, ebenso erachten wir auch eine Dienstwohnung für den Bureaudirigenten entbehrlich, nur Dienstwohnungen im Reichstagsgebäude für den Kastellan, die Portiers, die Hausdiener, welche auch außer der Sitzungszeit im Hause Geschäfte haben, sind nicht zu entbehren.

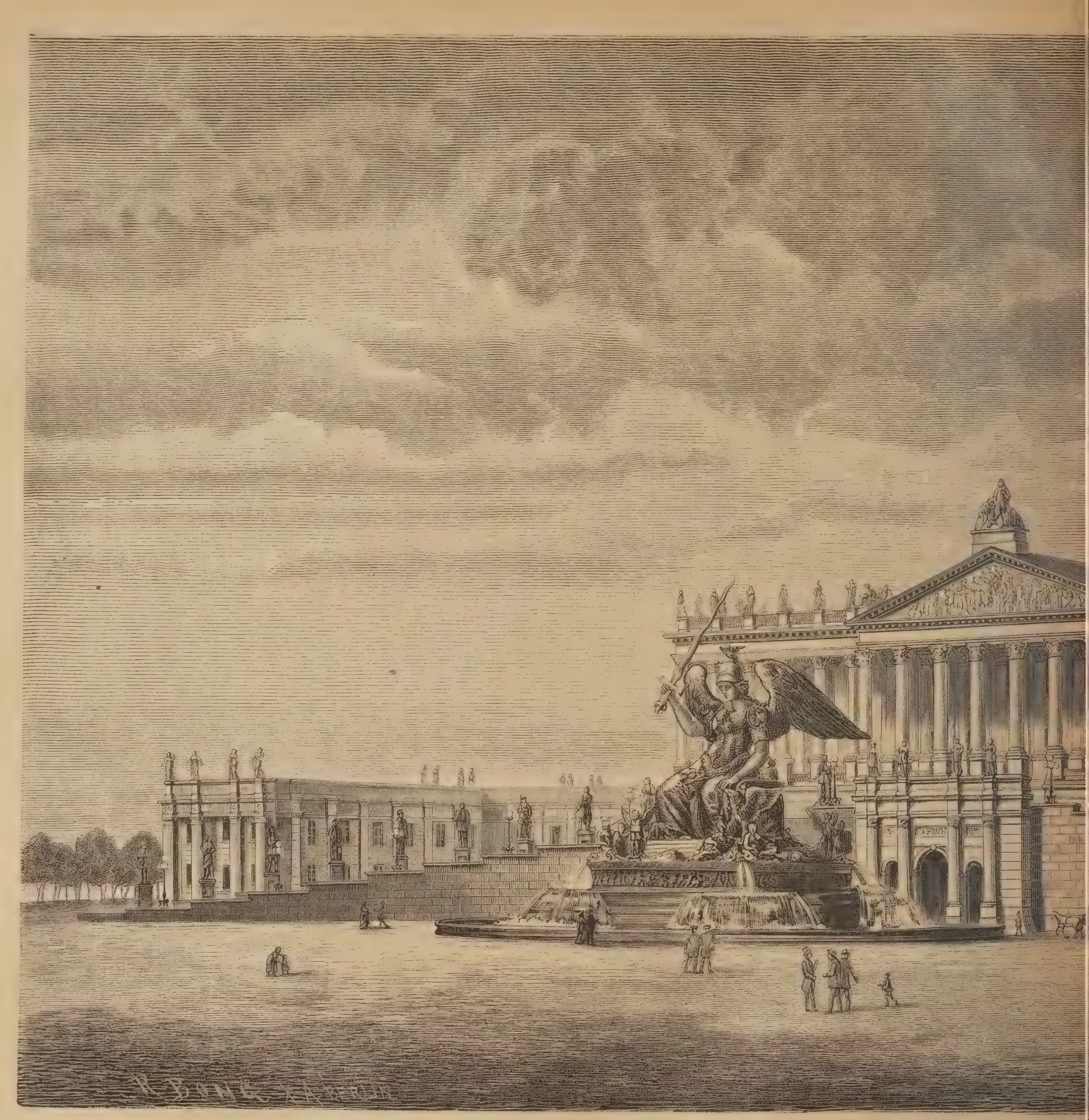
Unser Architekt hat seine Konzeption darauf basirt, die hervorragendsten Räume des ganzen Baues, nämlich die Sitzungssäle vom Plenum des Reichstags und Bundesrathes, in welchen die höchsten Interessen des Volkes berathen werden, in einer würdigen, stylvollen Architektur besonders sich auszeichnend, für jedermann erkennbar, hervorzuheben.

Der in quadratischer hellenischer Tempelform hochhervorragende Mittelbau ruht auf einem ihn seitwärts umgebenden zwei Stock hohen Unterbau dorischer Architektur mit viersäuligen Portalen vor allen Eingängen, in ihm liegen in seinen beiden Stockwerken außer den verlangten Dienstwohnungen, die Archiv-, Bibliothek-, Registraturlokale, auch die verschiedenen Kommissionszimmer, die Abtheilungs- und Fraktionssäle 2c., und da in diesen letzteren Räumen alle an den Reichstag gelangenden Gesetzesvorlagen, die Petitionen wie andere demselben überwiesene Arbeiten in kleineren Kreisen geprüft und für das Plenum vorbereitet worden, so wird man die in diesen Lokalen stattfindende geistige Arbeit vergleichungsweise als das Fundament, als den Unterbau für die im oberen Tempelbau stattfindende geistige Thätigkeit des Reichstages betrachten können, und somit glauben wir, daß der Architekt diese doppelte Thätigkeit des Reichstages: die vorbereitende und die beschließende auch in der äußeren Architektur seines Entwurfs zur Darstellung hat bringen wollen, wobei wir uns nicht erinnern, daß von den eingegangenen Konkurrenzarbeiten irgend ein Plan eine solche Rücksichtsnahme gezeigt hat.

Wir müssen uns auf eine generelle Beschreibung der vier Hauptstockwerke beschränken, indessen ist die Raumvertheilung in denselben so übersichtlich und klar, daß im Beihalt der Façadenansicht der Leser sich wird gleichfalls im Innern des Gebäudes orientiren können. Vorn gegen den Königsplatz führt eine 76 Meter lange, 8 Meter breite Rampe mit Fahrweg und Fußbanquet in Bogenform 10 Meter hoch bis zur Mitte des achtsäulig-korinthischen Portikus, von welchem man auf einer Freitreppe von 11 Stufen zu der um den Mittelbau geführten Säulenkolonnade gelangt.

In der Parterreetage hat das Hauptgebäude ohne die nur um ein weniges vortretenden Risalite eine Länge von 145½ Meter, eine Tiefe von 67 Meter, die Flügelbauten treten 24½ Meter vor und umschließen durch die davorliegende Rampe zwei Höfe mit Gartenanlagen, jeder circa 650 Meter Flächeninhalt. Von dem Hofe rechts, zur Präsidentenwohnung gehörig, befinden sich die Zugänge zu den Remisen, Pferdeställen 2c. unter der Rampe, links dient die Gartenanlage zur Erholung der Reichstagsmitglieder in freien Stunden, es steht deshalb auch ein Erfrischungslokal hiermit in Verbindung, und unter der Rampe liegen Eiskeller, Fleischgewölbe und sonstige Wirthschaftsräume für den Restaurateur. Die Parterreetage wird nach Länge und Tiefe durch zwei Fahrstraßen in vier Theile getheilt. Die Axe nach der Länge fährt an drei Lichthöfen vorüber, hat in der Mitte einen Fahrweg und zu beiden Seiten Fußwege, an ihnen liegen die Eingänge zu den Dienstwohnungen des Präsidenten und des Bureaudirigenten, ferner die Treppenaufgänge zu den Tribünen, die Zimmer für die Expedition der Drucksachen, die Billetausgabe für das Publikum 2c., dann endlich auch die Vorfahrt zu den Tribünen für den kaiserlichen Hof, die verbündeten Fürsten und für die Diplomaten. Hier an dieser Vorfahrt liegt auch der für alle Stockwerke ganz allgemein zu benutzende Personenaufzug. — Mit dieser nach der Länge des ganzen Hauses durchgehenden Fahrstraße stehen sämmtliche anderweitige Korridore in Verbindung, an welchen wiederum die Kommissionszimmer, die Abtheilungs- und Fraktionssäle liegen. Weiter gegen die Sommerstraße liegt parallel mit dieser Fahrstraße ein gleichfalls an den drei Lichthöfen vorübergeführter Korridor, an welchem noch anderweitige verschiedene Geschäfts- und Expeditionszimmer, die Registratur in zwei übereinander gelegenen, durch innere Treppen verbundenen Stockwerken, dann die Dienstwohnung des Kastellans und weiterhin fünf Kommissionszimmer liegen.

Von der nach der Tiefe des Gebäudes angelegten Fahrstraße, welche bis zur Mitte auch zu beiden Seiten mit Fußwegen versehen ist, sind rechts die Post- und Telegraphenlokale und der Zugang zu der Treppe für die Zimmer des Reichskanzlers, gegenüber links ist der 10 Meter lange, 8½ Meter tiefe Raum für die Staatstreppe, dahinter sind die breiten Zugänge zu den Abtheilungs- und Fraktionssälen, wie auch zu den übereinander gelegenen und durch innere Treppen unter sich zusammenhängenden verschiedenen Erfrischungssälen. Die rechte Seite des Unterbaues mit dem vortretenden Flügel ist ausschließlich zur Präsidentenwohnung bestimmt und zwar in beiden Stockwerken, enthaltend außer den eigentlichen Wohn- und Fremdenzimmern (circa 16 bis 20 Piecen) den 512 Quadratmeter großen, 10 Meter hohen Festsaal mit Vorzimmer und zwei daran sich anschließende Spiel- und Speisesäle von respekt. 27 und 15 Meter Länge. Gegen die Sommerstraße liegt im Seitenbau die Dienstwohnung des Bureaudirigenten.



Demmlers Reichstagshaus. Für

In dem links gelegenen Unterbau mit dem vortretenden Flügel liegen in den beiden Stockwerken die verschiedenen Abtheilungssäle, Kommissionszimmer und zwei Fraktionssäle übereinander, jeder von $24\frac{1}{2}$ M. und 13 M. Breite. Unter sich sind alle diese Lokale durch helle, breite Korridore in bequeme Verbindung gebracht.

Im zweiten Stock liegen an der nördlichen und östlichen Ecke in beiden Fronten die geräumigen Bibliotheklokale. In dem hervorragenden tempelartigen Bau liegt in der Mitte der 32 Meter lange, 21 M. tiefe, 17 M. hohe Sitzungssaal, enthaltend alle programmmäßigen Anforderungen, ihn begrenzt vorn ein 41 Meter langes, 9 M. breites, 7 M. hohes Foyer, welches mit dem Vestibule und weiter mit den Säulenkolonnaden wie mit der Haupttreppe in Verbindung steht; und sowie das Foyer gegen den Königsplatz den Sitzungssaal begrenzt, so stehen auch die den letzteren umschließenden Korridore mit dem Foyer in unmittelbarem Zusammenhang. — An diesen Korridoren liegen wiederum in ununterbrochener Reihenfolge zunächst in der südlichen Ecke die für den Reichskanzler bestimmten Zimmer, dann folgen die Zimmer für den Präsidenten des Reichskanzleramts und des Bundesraths, dessen Sitzungssaal an der Sommerstraße die Ecke des Baues einnimmt. Hiernächst folgen in der Fronte dieser Straße die Zimmer für die Journalisten, Stenographen, Schriftführer. An der nördlichen Seite des Mittelbaues liegen am Korridor zunächst die Konferenz- und Sprechzimmer für den Präsidenten und die Mitglieder des Reichstages und weiterhin gegen den Königsplatz die geräumigen mit dem Foyer im Zusammenhang stehenden, die nördliche Ecke des Baues einnehmenden Erfrischungsräume mit Ausgängen nach den Säulenkolonnaden, und zwar in diesem und dem darübergelegenen Stock für kalte, in den daruntergelegenen Stockwerken für warme Speisen, alle diese Restaurationslokale



„Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

der verschiedenen Stockwerke sind durch innere Treppen miteinander in Verbindung gebracht. Hinter dem Sitzungssaal gegen die Sommerstraße und im Niveau mit der erhöhten Präsidententribüne verbindet eine längs eines Lichthofes gelegene eiserne Glasgallerie beide seitwärts des Sitzungssaales gelegene Korridore miteinander, wodurch ein bequemer, leichter Zugang für die Mitglieder des Bureaus und des Bundesrathes zum Sitzungssaal hergestellt wird, so auch liegen in jeder Ecke des gedachten Lichthofes 14½ Fuß im Durchmesser große Wendeltreppen vom Souterrain bis in den Dachraum und vermitteln die rasche Verbindung aller Stockwerke miteinander. Im zweiten Stockwerk des Mittelbaues befinden sich die als Balkons sechs Fuß in den Sitzungssaal vorspringenden Logen und zwar rechts von der Präsidententribüne für den kaiserlichen Hof, für die verbündeten Fürsten und das diplomatische Korps, dahinter liegen Vorzimmer, Salons, der Austritt des Personenaufzugs und nach vorn gegen den Königsplatz Erfrischungsräume. Links von der Präsidententribüne liegen an der südlichen Seite die Logen für das Publikum, dahinter Garderobe und Ausgänge zu den Treppen, welche außerhalb zwischen den Säulenkolonnaden angelegt wurden.

Gegen den Königsplatz sind die Logen für die Mitglieder des Bundesrathes, des Reichstages, ferner noch reservirte Logen, davor über dem unteren Foyer gleichfalls ein Foyer und an diesem Foyer die Lesezimmer für die Reichstagsmitglieder, sowohl gegen den Königsplatz wie an der südlichen Seite des Baues. Den Tribünen am Königsplatz gegenüber liegen die für die Journalisten und noch für das Publikum, in der Straßenfronte des Baues sind Arbeitszimmer für Stenographen, Journalisten und andere Räume, welche noch keine Bestimmung erhalten haben.

Carl Friedrich Gauß.

Von A. Reichenbach.

(Schluß.)

So schien sich für den jungen, mit allem Eifer und aller Kraft vorwärts strebenden Gelehrten alles wohl zu gestalten; er durchlebte damals eine wirklich schöne Zeit, welcher er bis an sein Lebensende in freundlicher Erinnerung gedachte. Aber gerade diese schöne Zeit und die sich allem Anschein nach immer günstiger gestaltenden Verhältnisse ließen in ihm auch einen anderen Wunsch erwachen. Seit 1803 war er mit Johanna Osthof aus Braunschweig, zu der er sich hingezogen fühlte, näher bekannt. Am 22. November 1804 geschah die Verlobung und am 9. Oktober 1805 die Verheirathung. Als Bräutigam schrieb er an den schon erwähnten Freund aus der Studienzeit, Bolyai: „Das Leben steht wie ein ewiger Frühling mit neuen, glänzenden Farben vor mir.“ Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Joseph, geboren zu Braunschweig am 21. August 1806 (nachher Oberbaurath in Hannover), Minna, geboren am 29. Februar 1808 in Göttingen (nachher Frau Professor Ewald), gestorben zu Tübingen am 12. August 1840, und Louis, geboren in Göttingen am 10. September 1809, gestorben am 1. März 1810. Das Glück dieses ehelichen Zusammenlebens sollte nicht lange dauern. Infolge der Geburt des jüngsten Sohnes starb die junge Gattin und Mutter schon am 11. Oktober 1809, und Gauß war Wittwer mit drei kleinen Kindern.

Aber auch an dem Jammer und Elend, worin sich damals ganz Deutschland befand, sollte er seinen Antheil haben. Nicht nur fühlte er als Sohn des deutschen Volkes die ganze Schmach, welche auf demselben lag, auch persönlich mußte er es mittragen. Napoleon ließ eine neue, schwere Kriegssteuer auferlegen und eintreiben. Gauß war allerdings im Sommer 1807 wirklich zum Direktor der aber erst noch zu erbauenden neuen Sternwarte nach Göttingen berufen worden. Aber, wie gesagt, sie stand noch garnicht, die allgemeinen traurigen Verhältnisse hatten die Ausführung des Baues verhindert. So kam es auch, daß der einberufene Direktor schon einige Zeit in Göttingen wohnte, aber noch keinen Gehalt bekommen hatte. An der von Napoleon auferlegten Kriegssteuer hatte er 2000 Franken zu bezahlen. Woher diese Summe nehmen? — Elbers schickte sie aus Barmen, aber Gauß schickte das Geld wieder zurück; der französische Astronom Laplace schrieb ihm aus Paris, daß er sie dort für ihn bereits eingezahlt habe. Dagegen konnte er für den Augenblick nichts machen, aber später sandte er auch diesen Betrag zurück. Bald darauf erhielt er ohne Nennung des Absenders 1000 Gulden aus Frankfurt a. M. Nur schwer konnte er es über sich gewinnen, dieses Geld zu behalten.

Während dieser Zeit beschäftigte sich Gauß mit der Herausgabe seines zweiten, epochemachenden Werkes, nämlich über die Bewegung der Himmelskörper. Dasselbe war erst in deutscher Sprache verfaßt worden, jedoch auf Wunsch des Verlegers in der lateinischen erschienen. In diesem Werke zeigt der Verfasser, wie die Laufbahn eines Himmelskörpers nach den von Newton und Kepler aufgestellten Gesetzen einfach auf Grund der gemachten Beobachtungen ohne jede weitere Hypothese über die Beschaffenheit der Himmelskörper selbst berechnet werden könne. Die Stichhaltigkeit dieser Lehre hatte Gauß schon vorher durch die Berechnung der Laufbahn der beiden neuentdeckten kleinen Planeten Ceres und Pallas bewiesen. Besonders wichtig war diese neue Berechnungsart für die Bahn der Kometen, welche, wie er selbst sagt, nachdem sie lange für Rebellen gegen jedes Gesetz gehalten, endlich sich auch Zügel anlegen ließen und aus Feinden Gastfreunde geworden seien. Um sich eine schwache Vorstellung zu machen von der genialen Fertigkeit, mit welcher Gauß die Zahlen beherrschte, sei hier bemerkt, daß er die Berechnung der Bahn des Kometen von 1799, wozu der berühmte Mathematiker Euler nach der von ihm selbst verbesserten Methode drei Tage der angestrengtesten Arbeit brauchte und infolge deren erblindete, — später nach seiner eigenen Methode, die Uhr vor sich auf dem Tische liegend, in einer Stunde machte. — „Freilich,“ fügte er selbst hinzu, „würde ich auch blind geworden sein, wenn ich drei Tage lang in dieser Weise hätte fortrechnen wollen.“

Die neue Sternwarte war immer noch nicht fertig, doch ließ die französisch-westfälische Regierung in Kassel dazu 200,000 Franken aussetzen. Hingegen erhielt Gauß nach Veröffentlichung seines obengenannten Werkes von allen Seiten Anerkennungen und Ehrenbezeichnungen. Die Sorge um seine beiden noch kleinen Kinder sowie sein eigenes Bedürfniß nach dem Umgange mit einer treuen Seele ließ ihn am 4. August 1810 eine zweite Ehe schließen und zwar mit Minna Waldeck, Tochter des göttinger Hofraths Waldeck; sie war schon seiner ersten Frau eine gute Freundin gewesen. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Durch Wilhelm von Humboldt wurde ihm damals eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften in Berlin angeboten; er lehnte ab. Im Jahre 1811 berechnete er die Bahn des in diesem Jahre erschienenen großen Kometen. In dieser Zeit waren außer Schumacher auch Gerling und Enke seine Schüler. Endlich, im Jahre 1816 konnte er die neue Sternwarte beziehen. Dann machte er eine Reise nach München und Benediktbeuren, um einige Instrumente für dieselbe zu beschaffen. Nach der Rückkehr widmete er sich wieder ganz den mathematischen Forschungen sowie der praktischen Astronomie.

Durch die Untersuchungen über die arithmetischen Reihen war Gauß in die höhere Mathematik und Astronomie eingedrungen und hatte seine neue Berechnung der Himmelskörper aufgestellt. Nach wenigen Jahren kehrte er zur Erde zurück, indem er die Astronomie mit der Geodäsie oder Erdmeßkunst, Erdeintheilung verband. Auch auf diesem Gebiete, wo man bisher eigentlich nur die gewöhnliche Feldmesserei kannte, leistete er Neues und Großes und erhob diesen Zweig zu wissenschaftlichem Rang. Ebenso ist das von ihm zum Zwecke der Erdeintheilung erfundene sogenannte Heliotrop von der größten Wichtigkeit. Dieses Instrument besteht aus der Verbindung eines Fernrohrs und zwei kleiner aufeinander normalstehender Planspiegel. Mit Hilfe desselben läßt sich das von einer Spiegelfläche zurückgeworfene Sonnenlicht an irgend einen bestimmten, viele Meilen weit entfernten Punkt mit der größten Sicherheit hinschieben, so daß es alsdann von diesem Punkte aus als Stern, oder auf der Spitze eines Berges oder Thurmes befestigt scheint und hellen Schein verbreitet. Durch dieses Instrument, welches er später selbst noch verbesserte, erklärte Gauß, wie es möglich, falls sich auf dem Monde vernunftbegabte Wesen befänden, mit denselben in Verbindung zu treten. Er habe die Größe und die Kosten des dazu erforderlichen Spiegels bereits ausgerechnet und die Sache von dieser Seite aus nicht für unausführbar gefunden. Im übrigen glaubte er nicht an das Vorhandensein solcher Bewohner des Mondes.

Ueber die Geodäsie beabsichtigte Gauß ein besonderes Werk zu schreiben, doch kam es nicht dazu. Die Berufungsangelegenheit von Berlin aus wurde auf's neue unter dem Minister von Altenstein stark betrieben. Gauß sollte die dort im Sinken begriffene Akademie der Wissenschaften wieder aufrichten. So verlockend die ihm gemachten Versprechungen waren, lehnte er abermals ab; die hannöversche Regierung forderte ihn auf, einfach die Bedingungen zu nennen, unter denen er zu bleiben bereit sei, man wolle ihm alles gewähren. Im Herbst 1828 folgte er einer Einladung Alexander von Humboldt's zu einer Naturforscherversammlung nach Berlin, wo er jedoch nur einige Tage verblieb. Während dieser Zeit erschienen mehrere Abhandlungen und Aufsätze von ihm. Im Jahre 1831 beschäftigte er sich mit der Lehre von den Krystallen.

Noch ein Gebiet war es, auf welchem Gauß seine Genialität bekunden sollte und wo er Ergebnisse erzielte, welche mehr als alle anderen in das allgemeine Verkehrsleben hineingreifen und in unserer Zeit von sehr großer Bedeutung sind. Wir meinen seine Forschungen und angestellten Versuche über Erdmagnetismus und Elektrizität, welche ihn zum elektrischen Telegraphen führten. Er selbst brachte diese wichtige Erfindung zuerst in Göttingen zur Anwendung, indem er von der Sternwarte nach dem Johannisthurme und von da nach dem physiologischen Kabinette eine Drahtleitung von mehreren tausend Metern Länge ziehen ließ.

Sehr bald wurden Worte und ganze Sätze hin- und hertelegraphirt und auf Grund dieser Versuche beantragt, zwischen Leipzig und Dresden den ersten Telegraphen für den öffentlichen Verkehr zu errichten. Gauß selbst schrieb darüber an seinen Freund Schumacher im Jahre 1835: „Könnte man tausende von Thalern verwenden, so glaube ich, daß z. B. die elektromagnetische Tele-

graphie zu einer Vollkommenheit und zu einem Maßstabe gebracht werden könnte, vor der die Phantasie fast erschrickt. Der Kaiser von Rußland könnte seine Befehle ohne Zwischenstation in derselben Minute von Petersburg nach Odessa, vielleicht nach Kiachta geben, wenn nur der Kupferdraht von gehöriger (im voraus scharf zu bestimmender) Stärke gesichert hingeführt und an beiden Endpunkten mächtige Apparate und gut eingeübte Personen wären. Ich halte es nicht für unmöglich, eine Maschinerie anzugeben, wodurch eine Depesche fast so mechanisch abgespielt würde, wie ein Glockenspiel ein Musikstück abspielt, das einmal auf eine Walze gesetzt ist. Aber bis eine solche Maschinerie allmählich zur Vollkommenheit gebracht würde, müßten natürlich erst viele kostspielige Versuche gemacht werden, die freilich z. B. für das Königreich Hannover keinen Zweck haben. Um eine solche Kette in einem Schlage bis zu den Antipoden zu haben, wären für 100 mill. Thlr. Kupferdraht vollkommen zureichend, für eine halb so große Distanz nur ein viertel so viel, und im Verhältniß des Quadrats der Strecke." Wilhelm Weber aber, neben Gauß Professor der Physik in Göttingen, der mit ihm gemeinschaftlich auf diesem Gebiete thätig war, schrieb: „Wenn einst die Erde mit einem Netz von Eisenbahnen und Telegraphenlinien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten, als das Nervensystem im menschlichen Körper, theils die Bewegung, theils die Fortpflanzung der Empfindungen und Ideen blitzschnell vermittelnd."

Im Jahre 1840 erschien von Gauß die längst erwartete allgemeine Theorie des Erdmagnetismus. Vom Senate der göttinger Hochschule wurde er beauftragt, die Universitäts-Witwenkasse neu zu organisiren, welche Aufgabe er in ausgezeichneter Weise löste; in einer besonderen Denkschrift aber legte er die Prinzipien dar, welche bei Verwaltung einer solchen Kasse maßgebend sein müssen. Am 16. Juli 1849 beging er sein 50jähriges Jubiläum als Lehrer an der hohen Schule Georgia Augusta in Göttingen, bei welcher Gelegenheit er mit Diplomen und Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Die Städte Göttingen und Braunschweig verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht.

Ein ziemlich langes Leben und fünfzig Jahre strengen Forschens und Arbeitens im Dienste der Wissenschaft hatte der nun greise Gelehrte hinter sich. Großartiges hatte er geleistet. Von nun an schien er ausruhen zu wollen. Seine zweite Gemahlin war ihm schon 1831 gestorben. Täglich machte er von 11 bis 1 Uhr einen Spaziergang von der Sternwarte nach dem literarischen Museum, wo er mit unglaublicher Fertigkeit alle vorhandenen Zeitschriften durchsah und sich ab und zu Notizen daraus machte. Auch zuhause gab er sich nach abspannender Arbeit leichter Lektüre hin. Allmählich begann er über Schlaflosigkeit, kurzen Athem und Verschleimung zu klagen. Jede Nacht stand er um 3 Uhr auf und trank Selterswasser mit warmer Milch. Er hatte sich in 40 Jahren zweimal von einem Arzte ein Rezept schreiben lassen; im allgemeinen hielt er nicht viel von ärztlicher Hülfe und ließ sich nur schwer dazu bewegen, einen Arzt rufen zu lassen. Der herbeigerufene Kollege und Professor der Medizin Baum fand den Grund des Leidens in einer Herzerweiterung, hoffte jedoch auf Wiederherstellung oder mindestens auf ein längeres Erhalten der Lebenskraft. In der That erholte sich Gauß noch einmal scheinbar, sodaß er seine Spaziergänge nach dem Museum wieder aufnehmen, sowie einige Ausflüge nach der Umgegend machen konnte. So besuchte er mit seiner Tochter die im Bau begriffene Eisenbahn von Göttingen nach Kassel und wohnte am 31. Juli 1854 der Eröffnung der Bahnstrecke Göttingen-Hannover bei. Mit dem herannahenden Herbste jedoch wurde sein Gesundheitszustand wieder bedenklicher, seine Füße begannen zu schwellen, sein Befinden verschlimmerte sich während des Winters zusehends. Am 22. Februar 1855, bald nach Mittag, hatte er noch einen harten Kampf zu bestehen, dann wurde er ruhiger und schien sich wohler zu fühlen. — Am 23. Februar 1855, morgens 1 Uhr starb er. — Am 26. desselben Monats fand das feierliche Begräbniß statt.

Ein großer Geist in Menschengestalt hatte seine Laufbahn beendet und ein großes Lebenswerk, im Dienste der Wissenschaft und Wahrheit geleistet, hat er hinterlassen. Sein erster und bisher bester Biograph, der zugleich mit ihm befreundet war, W. Sartorius von Waltershausen, sagt über ihn: „Gauß war ein Mann von eisernem Charakter, der auch nur kräftige Charaktere hochachten konnte; alle unsteten, unentschlossenen Lebensrichtungen, alles halbe Wesen so vieler Menschen war ihm durchaus zuwider. Sein eigentlicher, allen anderen Zwecken vorangehender Lebensplan bestand in der Verkörperung seiner großen wissenschaftlichen Ideen, in dem beharrlichen Streben, die exakten Wissenschaften des 19. Jahrhunderts einem neuen Aufschwunge, einer neuen Vollendung entgegen zu führen. Während jeder andere Zweck des Daseins ihm nur als untergeordnet erschien, wurde dieser mit unbeschreiblicher Energie verfolgt. Bei der Durchführung dieser großen Aufgabe wurde er von einer Willens- und Arbeitskraft beseelt, wie sie einem Sterblichen nur selten in ähnlicher Weise beschieden sein dürfte; er konnte daher wahrhaft herkulische Arbeiten in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewältigen. Die innige Verbindung dieser besonderen Anlagen mit jenem göttlichen Genie und einer fast bis zu seinen letzten Jahren kräftigen Gesundheit hat jene bewunderungswürdigen Schöpfungen hervorgebracht, welche unser Jahrhundert erkannt und welche die Nachwelt dankbar verehren wird." — „Alle seine großartigen Forschungen sind aus der immensen Tiefe seines Genies mit solcher Allgemeinheit, mit solcher Vollendung der Form in's Dasein getreten, daß sie keine Spur eines fremden Einflusses an sich tragen; sie zeigen dieses merkwürdige Gepräge in der ersten Jugendarbeit des großen Mannes und haben es bewahrt bis zu den Arbeiten seiner letzten Tage."

Was Gauß' Stellung zur Mitwelt anbelangt, so war er eine durch und durch aristokratische, politisch und religiös konservative Natur. Hier ist seine menschlich schwache Seite. Für die Wissenschaft hat Gauß wahrhaft Großes geleistet, er wird den größten Mathematikern des Menschengeschlechts mit Recht zugezählt. Für die Menschheit selbst ist er ein Beweis, daß der Menschheitsgenius und der Geist der Wahrheit nicht nach Stand und Geburt fragt. Gauß' Wahlspruch auf seinem Siegel war: Pauca sed matura, d. h. Wenig aber gut.

Die emaillirten schmiedeeisernen Kochgeschirre in der Gesundheitswirthschaft der Küche.

Von Dr. H. Oidtmann.

(Schluß.)

Die Ergebnisse der Classen'schen Emailuntersuchungen führen den Hygieniker auch noch auf Nebengebiete, welche aber eben so neu als beachtenswerth sind. Wir sehen, daß u. a. auch beträchtliche Mengen Kieselsäure, Borsäure und Thonerde aus den Glasuren der Geschirre gelöst, daß wir also mit der zunehmenden Verwendung keramischer Fabrikate zu Küchengeschirren und mit dem zunehmenden Verbrauch von Essig bei unseren Mahlzeiten sehr fein vertheilte aufgelöste Kieselsäure, bor- und kieselsaure Salze und Thonerde mit unseren Speisen genießen. Es fragt sich also, gehen auch Kieselsäure, Borax und Thonerde ähnlich wie Blei und Zink bei der Verdauung in's Blut und in die Nerven über? und besitzen wir bereits Prüfungen an Gesunden über die krankmachenden Wirkungen dieser bisjetzt noch wenig beachteten Stoffe? — Bei dem ungemein häufigen Vorkommen der keramischen Kiesel- und Thonerdeverbindung in den modernen Küchen- und Kellergeschirren (Essig- und Branntweinkrüge, Einmachtöpfe, zementirte Wasserröhren und Tröge) dürfen wir, sowohl das Vorkommen löslicher Silikate (Kieselverbindungen in den Glasuren), wie auch die Wirkungen von Kiesel und Thon auf unseren Organismus nicht länger unerforscht lassen.

Ein Blick auf die Classen'sche Tabelle des Verhaltens der Emaillen gegen Essigsäure läßt bei 6 (Gebr. G., altes Fabrikat) erkennen, daß eine Geschirrwand sehr große Mengen ihrer Emaillebestandtheile (5,634 Gramm auf 1/2 Liter) an saure Flüssigkeiten

abgeben kann, und daß dennoch die Mengen der schweren Metalle, des Bleioxyd (0,0065 Gramm), des Zinnoxyd (0,0325 Gramm) und des Zinkoxyd (0,010 Gramm) verhältnißmäßig nicht groß sind. In solchen Fällen liegt der Schwerpunkt der aus der Glasur aufgelösten Stoffe nicht in Blei, Zinn oder Zink, sondern meistentheils in der Kieselsäure und Borsäure und ihren Verbindungen mit Thonerde und Alkalien. So haben wir in dem vorliegenden Falle in der That 0,411 Gramm Kieselsäure und 0,64 Gramm Thonerde in dem sauren Topfinhalte. —

Noch auffallender ist das Mengenverhältniß von Kiesel und Thon zu dem Gesammtrückstande der essigsauren Salze bei 3 (Tr. in L.), wo auf 4,810 Gramm Rückstand 0,5335 Gramm Kieselsäure und 0,4808 Gramm Thonerde kommen. Auch mit diesen Stoffen müssen wir also rechnen. —

Wenn genossene Kiesel-, Bor- und Thonlösungen überhaupt eine bestimmte Wirkung auf unsere Nerven äußern, dann gilt, was die Grenzen dieser Wirkungen und die Wirkungsgrößen anlangt, von diesen zwei Stoffen das, was ich in meiner Gesundheitswacht (1. Buch, 3. Lieferung) über die homöopathischen Verdünnungen der Gifte überhaupt gesagt habe; daß in gewissen Grenzen eine Giftwirkung gesteigert wird in dem Verhältniß wie, nach Analogie der Blumenduftatome — die Atome des Giftes in einem genießbaren Medium zertheilt, verdünnt werden. Nicht sowohl die Menge des betreffenden Stoffes als sein feines Gelöstsein ist es, was die Größe und Nachhaltigkeit seiner krankmachenden Wirkungen bestimmt. Die Homöopathen, — welche sogar von Dezilliontel-Verdünnungen bestimmte Wirkungen auf die Nerven erwarten — werden mich verstehen. —

Die Krankheitszeichen der schleichenden Blei-, Zinn- und Zinkvergiftung habe ich in meinem Buch über Küchenmetalle so ausführlich beschrieben, daß ich hier als Ergänzung zu den sanitären Kochgeschirrgefahren nur noch die Krankheitsbilder des Kiesels, der Thonerde und der Borsäure zu schildern brauche.

Die Leiden, welche auf den Genuß schädlicher Metalle folgen, werden bekanntlich am häufigsten bei Essigschwelgern beobachtet; denn Essig schließt die Metalle aus ihren Kieselverbindungen auf. Bei den vielerlei Stoffen aber, welche in den Emaillen enthalten sind und von Essig aufgelöst werden, können wir nicht immer entscheiden, ob das eine und das andere Krankheitssymptom gerade auf Blei oder sonst ein bestimmtes Metall oder nicht vielmehr auf Kiesel, Thonerde oder Borsäure zurückgeführt werden muß. Ich kenne Gurken- und Essigschwelger, welche sich mit allerlei chronischen Leiden des Nervensystems, mit Haut- und Augenleiden u. s. w. von Klinik zu Klinik, von einem Bad zum andern schleppten. Wenn wir nun aus der Classen'schen Analyse uns berechnen, wie vielerlei mineralische Gifte der Essig aus den Geschirrwandungen aufschließt und in den Speisen uns zugänglich macht, dann müssen wir füglich auch die Einflüsse der gelösten Kieselsäure und Borsäure und die der Thonerdesalze auf unsere Gesundheit in unsere Forschungen mit hereinziehen. Nun sprechen die Homöopathen gerade der Thonerde — wie ich das in meiner „Gesundheitswacht“ ausführlich beschrieben — eingreifende krankmachende Wirkungen besonders auf den nervus vagus, das Gangliennervensystem, auf Magen und Darmkanal, auf die äußere Haut und die Schleimhäute zu.

Der Kieselsäure sagen die Homöopathen nach, sie wirke in feinstverdünnter Lösung lange Zeit hindurch genossen bei Gesunden vornehmlich auf die Haut, die Knochen, die drüsigen Organe, sie könne im Uebermaß fortgenossen Flechten, Finger- und Zehengeschwüre, Hornhautgeschwüre in den Augen und sogar grauen Staar erzeugen. — Lassen wir, in Ermangelung verläßlicher, exakter Untersuchungen, vorläufig es dahingestellt sein, inwieweit die Homöopathen mit ihren Krankheitsbildern der Silicea (Kieselsäure), der Aluminia (Thonerde) u. s. w. Glauben verdienen — ganz wirkungslos können diese Stoffe das Blut- und Nervensystem nicht durchfließen, so wenig wie das im Uebermaß genossene Kochsalz*). Wir müssen also vom Standpunkt der Gesundheitswacht vor den Glasuren warnen, wenn sie auch kein Blei, kein Zink und kein Zinn enthalten, aber infolge ihrer Leichtlöslichkeit ansehnliche Mengen Borsäure, Kiesel und Thon an saure Speisen abgeben. — Vergleiche hierüber meine Schrift „Das moderne Essigschwelgen und seine Krankheiten erzeugenden Folgen“.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die mit der Emaille von dem Eisenhüttenwerk Thale erzielten günstigen Resultate der Kochproben gegenüber den übrigen 12 untersuchten Emaillen.

*) Vergl. „Das moderne Salzschwelgen. Von Dr. H. Oidtmann.“

Die Emaille der Kochgeschirre von Thale und annähernd auch die von B. G. Weißmüller in Düsseldorf hat, soweit die Zwecke der Küche in Betracht kommen, alle Eigenschaften eines guten Porzellans, sie wird durch kein Gemüse und keine Fruchtsäure im geringsten angegriffen und ist nahezu unempfindlich Essigsäure und Salzsäure gegenüber. Glanz und Farbe zeigen sich nach jahrelangem Gebrauch völlig unverändert. Starke Mineralsäuren lassen allerdings nach wochenlanger Behandlung eine schwache Einwirkung erkennen, sie greifen aber eben nur schwach die Oberfläche an ohne — wie dies bei anderen Emaillen sofort schon der Fall zu sein pflegt — die ganze Schicht bis auf's Eisen anzugreifen.

Die Thale'sche Emaille enthält nicht nur kein Blei, sondern überhaupt keine Schwermetalle.

Das fast in allen bleifreien Emaillen sich vorfindende Zinn zeigt seine gesundheitsschädlichen Eigenschaften schon dadurch an, daß es, wie auch das Blei, bei den meisten Gemüsen und bei sämmtlichen Fruchtsäften die natürliche Farbe derselben zerstört.

Von Kochgeschirrhändlern bekommt man häufig Atteste vorgelegt, daß sie „bleifreie“ Emaillen verkaufen. Wie die Emaille sich sonst verhält, wird verschwiegen. Es lag mir daher sehr daran, für meine „Gesundheitswacht am häuslichen Heerd“ in Besitz so umfassender Versuchsresultate zu gelangen, wie sie uns in den Classen'schen Arbeiten vorliegen. Ich glaube die untersuchte Mustersammlung reicht vorläufig aus, um durch ihre Veröffentlichung auf den Geschirrmärkten nicht allein Konkurrenz in Preis und Façon, sondern auch die Konkurrenz im sanitären Werth der Geschirre zu wecken und das Publikum hygienisch wählerisch zu machen.

Wie die Zwischenhändler der Kochgeschirre die Sache betrachten, davon nur ein Beispiel für viele. Dieselben führen neben guten Fabrikaten, damit die Käufer die Wahl haben, sehr häufig auch schlechte Geräthe, die letzteren aber zeichnen sich aus pyrotechnischen Gründen — wie ich dies bei den Küchenmetallen ausführlich erwähnt habe — durch eine blendend weiße, schön glänzende Emaille aus, welche nur den einen Fehler hat, viel Blei zu enthalten, was der betreffende Händler auch sehr gut weiß. Ein Einschreiten der Sanitätspolizei ist nicht zu fürchten, denn in Berlin sieht man nicht gern — wie man mir im preußischen Medizinalministerium wirklich einmal gesagt hat —, daß der beamtete Arzt praktische Gewerbekunde verstehe und sich, wie ich, mit Gewerben befasse. Das gehört vorläufig noch nicht zum „Leisten“ des „praktischen“ Arztes. Die Händler wissen sehr gut, daß die Aerzte in der Regel keine Chemiker sind, geschweige Gewerbechemie studirt haben. — Wird ausnahmsweise eine polizeiliche Suche abgehalten, dann erklärt der Händler einfach, er verkaufe grundsätzlich nur die Geschirre aus der anerkannten Fabrik, die übrigen Geschirre des Lagers wären nur Proben, welche ihm die Fabrikanten auf den Hals schickten.

Da die Fabrikanten mit ihren Fabrikerfahrungen und Emaillerezepten äußerst geheim thun, so wäre es zu wünschen, wenn das deutsche Reichsgesundheitsamt einerseits durch keramische Zeitschriften, z. B. „Keramik“ in Trier, „Sprechsaal“ in Coburg, „Illustrirte Zeitung“ für Blechindustrie, Redakteur F. Stoll in Ludwigsburg, anderseits durch einflußreiche politische und belletristische Zeitungen Fabrikanten und Abnehmer über Verhältnisse, wie die hier erörterten, unterrichtete.

Ich halte es für ausreichend, wenn das Publikum dazu gebracht wird, emaillirte Geschirre (auch gußeiserne und thönerne) nur unter der ausdrücklichen Garantie zu kaufen, daß dieselben für alle Zwecke der Küche benutzbar wären. Keine Hülsenfrucht, besonders frische Erbsen und sogenannte dicke Bohnen und Linsen, keine Kohlart, Sauerkraut, kein Fruchtsaft, Himbeeren, Preißel- oder Heidelbeeren, Aepfel, Birnen 2c. dürfen im Geschirr beim Kochen sich in Farbe und Beschaffenheit verändern, auch darf das Geschirr selbst nachher keine Aenderung zeigen. Es gibt Emaillen, welche zwar an den erwähnten Speisen keine Farbenveränderungen hervorbringen, aber dennoch verwerflich sind, weil sie beim Kochen von Essig ganz weich werden und Bestandtheile abgeben. — Da die Händler durch billiges Angebot der Konkurrenz und leider auch durch billige Nachfrage der Hausfrauen ein großes Interesse daran haben, mitunter auch schlechte, wenn auch gut aussehende Waare den Leuten anzuschwatzen, so muß unter allen Umständen der Handel mit emaillirten Kochgeschirren überwacht werden.

Ich möchte namentlich den wohllöblichen Aerztevereinen von Sachsen, welche ächt zünftig mich ob meiner gewerbehygienischen Arbeiten „Töpfermeister“ schelten, einen Blick in unsere ausgeprüfte

Kochgeschirrsammlung gönnen, damit diese Herren sich einmal überzeugten, welche Waare man dem Publikum für die Küche zumuthet. Der größte Theil der Schuld liegt, wie gesagt, an den Zwischenhändlern, welche zum großen Theil den Fabrikanten gegenüber geradezu erklären, es sei ihnen völlig gleichgiltig, ob die Emaille metallfrei oder nicht, ob sie für alle Zwecke brauchbar sei oder nicht. Wenn das Geschirr nur elegant, leicht und mit recht weißer, deckender Emaille versehen sei, so wäre das genug, die innere Qualität sei durchaus Nebensache, und was die Leute nachher mit den Töpfen machten, gehe die Händler nichts an. Der reelle Fabrikant hat unter dieser Gleichgiltigkeit schwer zu leiden. Denn seine Emaille ist, soll sie gut sein, wegen des Mangels opaleszirender Metallzusätze durchscheinend und daher bei weitem nicht so ansehnlich wie das schlechtere Fabrikat. Die Fabrikanten der soliden Emailkochgeschirre könnten ihren Absatz verdoppeln, wenn sie, was namentlich durch Zinnoxyd geschieht, ihren Emaillen, auf Kosten der sanitären Vorzüge, ein satt deckendes Aussehen geben wollten.

Sicher ist, daß die untersuchten Geschirre der dreizehn Fabriken in ihrer Gesammtheit dem Volke ein Bild der deutschen Blechemaillir-Industrie geben, — nicht vertreten in unserer Arbeit ist, soviel mir bekannt, nur ein älteres Werk (M. in O.). Von drei neuen Werken sind die Fabrikate noch nicht im Handel, ich konnte daher keiner Proben habhaft werden. Eine dieser neuen Fabriken in der Nähe von Dresden soll die „alte" Email von Nr. 6 P., verwenden, ein anderes in H. in W. (W. A...) soll voraussichtlich das Emaillerezept von Fr. (Nr. 3) für seine Fabrikate benützen.

Nebenbei bemerkt, sind die französischen Blechemaillen sämmtlich bleihaltig, die belgischen ebenfalls, mit einer Ausnahme, die ich auf dem Hygienikerkongreß in Brüssel ausgestellt fand. Die österreichischen — außer Haardt & Co. in Wien (unsere Tabelle Nr. 4) — gleichfalls.

Es ist mir bekannt, daß die meisten Firmen Atteste, auch von hervorragenden Chemikern, über absolute Bleifreiheit ihrer Emaillen besitzen. Solche Atteste verdanken ihre Entstehung entweder einer großen Nachlässigkeit, beziehungsweise Weitherzigkeit der betreffenden Chemiker, oder man hat vielleicht Geschirre für derartige Untersuchungen besonders hergestellt. Augenscheinlich ist in den meisten Fällen das Blei unwillkürlich durch das zum Weiß-Opalfärben bestimmte Zinnoxyd in die Emaille importirt; der Fabrikant braucht also für einen Paradetopf behufs Untersuchung ausnahmsweise nur statt des billigen bleihaltigen Zinnoxyds das enorm theure, chemisch reine Zinnoxyd — welches man im alltäglichen Betriebe anzuwenden sich sehr hüten wird — zu nehmen, und der bleifreie Topf ist, unter Beibehaltung des Fabrikrezeptes, für den untersuchenden Chemiker fertig.

Erfahrungen in dieser Richtung bestimmten mich, die Probetöpfe zu unserer Untersuchung nicht aus den Fabriken selbst, sondern durch zuverlässige Händler zu beziehen. So allein konnte ich mir die Ueberzeugung verschaffen, daß keinem unrecht geschehe und daß wir dem Volke wirklich chemisch-hygienische Durchschnittsergebnisse berichten.

Ich könnte ein renommirtes Eisenwerk namhaft machen, welches von 1820 bis 1864 eine sehr stark bleihaltige Emaille anwandte und nichtsdestoweniger — nach eigenem Geständniß des Fabrikanten — ein Attest von einem bekannten Chemiker besaß, worin derselbe die völlige Giftfreiheit dieser Emaille bescheinigt!!

Bei so vielen Möglichkeiten der Täuschung dürften so sachliche Anhaltspunkte, wie die vorliegenden Untersuchungen, das Publikum, besonders die Hausfrauen, über die Frage der modernen Kochgeschirre, soweit sie die Küchenhygiene berühren, vollständig beruhigen. Tabelle E macht diejenigen Eisenwerke namhaft, von welchen selbst der strengste Hygieniker nichts Nachtheiliges sagen kann.

Soviel über schmiedeeiserne Kochgeschirre. Als Ergänzung hoffe ich später an anderer Stelle ähnliche, auf chemischen Analysen beruhende Mittheilungen über gußeiserne emaillirte Geschirre folgen zu lassen.

Mit der Herstellung gußeiserner emaillirter Geschirre beschäftigen sich ziemlich viele Werke. Die Gußgeschirre werden aber schnell von den weit leichteren, haltbareren und gefälligeren schmiedeeisernen verdrängt, und dürfte daher das völlige Unterliegen der ersteren nur noch eine Frage der Zeit sein.

Bezüglich der Emaille wird zwar aber auch bei den emaillirten Gußwaaren noch viel gesündigt. Im allgemeinen jedoch finden sich unter den Gußemaillen mehr bleifreie als unter denen für Schmiedeeisen, da mehrere Schwierigkeiten, welche sich der Anwendung bleifreier Emaille für Schmiedeeisen entgegenstellten, bei Gußeisen wegfallen.

Im Vergleich zu den verzinnten Kupfergeschirren — und wenn die Verzinnung eine noch so gute war — ist die Einführung der emaillirten Eisentöpfe als ein sehr großer hygienischer Fortschritt zu bezeichnen. Der Krankheits-„Genius" chronischer Nervenleiden (Folgen von Zinn und Bleigenuß in den Mahlzeiten) wird sich vor dieser Umgestaltung der Kochgewohnheiten in den nächsten Dezennien zurückziehen.

Der Stammbaum der jüngsten Großmacht.

Schöne Leserin! Hast du schon einmal, wenn die Bleisoldaten einer Zeitung zur täglichen Musterung vor dir aufmarschirten, über die Entstehung des Wortes „Buchstabe" nachgedacht? Nun: nur unter Waldmenschen, wie es unsere germanischen Urahnen waren, kann dieses Wort trotz seiner jetzigen Bedeutung entstanden sein. Auch diese Politiker auf der Bärenhaut, denn der Luxus der Bierbank war ihnen unbekannt, hatten schon ihre Zeitung, die durch die Barden von Gehöft zu Gehöft getragen, die Losung den Parteien für den Allthing (Abstimmungstag) brachte. Diese Zeitung war selbstverständlich weder geschrieben, noch gedruckt, sondern auf Buchenstäben eingeritzt, deshalb im Englischen heute noch „to wright" ritzen und schreiben heißt. Die Schriftzeichen, Runen genannt, waren gleich unsern diplomatischen Chiffren nur für die „Wissenden" bestimmt. Auf diesen Buchenstäben wanderte jede gemeinnützige Nachricht trotz Sumpf und Urwald in verhältnißmäßig kurzer Zeit bis in die entferntesten Theile des Reiches. Auf dem Forum „im heiligen Eschenhain", welcher die Presse und Tribüne ersetzte, wurden die Runenstäbe von Priestern um den Altar der Schicksalsgöttin gestreut und von Jungfrauen aufgelesen, aus welchem Grunde wir kulturgefirnißten Gegenwartsmenschen auch noch Buchstaben „lesen". Dieses von Priestern und Weibern dirigirte „himmlische" Orakel war die geheime Triebfeder der altdeutschen Abstimmungsmaschine und hat noch im Anfang der christlichen Zeitrechnung, nach Tacitus im Jahre 9, Altdeutschland vom Belt bis zum Taunus gegen den römischen Statthalter Varus zu den Waffen gerufen. Dieser Orakelhumbug vereitelte die guten Absichten des Strategen Hermann und die bösen Anschläge des Diplomaten Marbod.

China und Japan schrieb oder pinselte vielmehr seinen Staatsklatsch auf die gewalkte Zellenfaser der Brusonetia papyrifera. Die schwere Beschaffung dieses Schreibmaterials, wovon ein Bogen 30 bis 40 Pfennig nach unserem Gelde kostete, und die 80,000 Schriftzeichen des mongolischen Begriffsalphabets bewahrten die zitronengelben Zopfträger vor der Papierverwüstung unseres tintenkleckfenden Säculums.

Im alten Babylon schrieb man auf Thontafeln oder Mauerziegeln, solange diese Lapidarblätter noch weich und naß waren, brannte sie, mauerte sie an die Wand der Säle und nahm sich natürlich bei der Langsamkeit der Ausführung sehr inacht, nichts Unnützes und Gleichgültiges zu schreiben.

Im Jahre 1876 entzifferte George Smith auf einer Anzahl solcher Thonziegel, welche im British Museum in London aufgestellt sind, die älteste Schöpfungssage und das semitische Märchen von der Sintfluth.

Ob unsere Tagesblätter nach 4000 Jahren noch jemanden interessiren werden?

Die syrische Journalistik meißelte die Tagesgeschichte auf auf Palinopseste (Bildsteintafeln). Ihr Revier war aber ausschließlich die Sphäre des Hofes, gleichwie die Abfassung der Hieroglyphenchronik der Aegypter, wie schon der Name besagt, von Priestern beeinflußt wurde.

Immer und überall dieselbe Erscheinung: „Die Herren der Schöpfung" — Automaten, entweder in den Händen der Priester oder der Weiber.

Bei den Griechen, wo der Dichter den Stichel und Meißel beeinflußt und die vielbewegte Tagesgeschichte eines freien, hoch-

begabten Volkes jedes schriftliche Denkmal mit Geist erfüllt, erweitern sich plötzlich auch die Schriftmittel; die vereinfachten Schriftzeichen geben Gelegenheit zu vielseitigerem Gebrauch. Die Bilderschrift auf Thon und Stein verschwindet und die Schriftzeichen auf Holz, Häuten und Bast dringen siegend über die alte Welt. Und doch hat die Philosophie und Dichtung, welche die Mit- und Nachwelt erzogen hat, wohl Redner, aber keine Journalisten erzogen, weil alle Staatsaktionen, auf Abstimmung basirend, mündlich und summarisch coram populo abgewickelt wurden.

Es wurde nichts auf die lange Bank geschoben, aber der Einfluß der Frauen und Priester machte sich nichtsdestoweniger geltend, denn Perikles hatte seine Aspasia und Hellas sein delphisches Orakel.

Das großartigste staatliche Gemeinwesen des Alterthums, die römische Republik, schrieb mit einem eisernen Griffel (Stylos) auf buchähnlich verbundenen, mit Wachs überzogenen Holztafeln, deren geschriebene Zeichen man, falls sie unnöthig wurden, wieder verwischen konnte, so daß die Täfelchen auf's neue verwendbar waren, ähnlich, wie heutzutage Schiefer und Pergament. Während des großen Kampfes der Demokraten und Aristokraten bis zu dem endlichen Siege der ersteren war Wort und Schrift frei. Die öffentlichen Vorgänge wurden der Bevölkerung der Hauptstadt und der Provinzen durch Zeitungen bekannt. Es waren dies die acta politica diurna. Diese Volkszeitung, die Mutter aller nachmaligen Tagesblätter, brachte alle politischen Neuigkeiten so vollständig und rasch; nur eine konnte man darin nicht finden: die Verhandlungen des Senates. Aus Sueton erfahren wir, daß erst Julius Cäsar die Veröffentlichung der Senatsverhandlungen anordnen ließ. Der offiziellen Publizistik, die auch damals schon ihren Dispositions- und Reptilienfonds hatte, machten im Anfang der Kaiserzeit die privaten Zeitungsunternehmungen Konkurrenz, weil die Stadtneuigkeiten, mit denen sich sonst nur die Kanzlei des Pontifex maximus beschäftigte, in den letzteren ausführlicher zu finden waren. Wieder ein Priester, der die Materialien zum Stadtklatsch sammelt. Der jetzige tiaragekrönte Pontifex maximus beschäftigt sich im Vatikan nur noch nebst dem Inkasso des Peterspfennigs mit dem Staatsklatsch.

Wir haben Proben des römischen Zeitungswesens im „Trimalchio" des Petronius und im Briefwechsel des Cicero. Unter Augustus beginnt die Leidensgeschichte der armen Journalistik. Der Aerarpräfekt, das Urbild unserer Censoren, welcher mit ihrer Beaufsichtigung beauftragt war, chikanirte sie in jeder nur möglichen Weise. Das Publikum lechzte damals, wie heute, nach den Pikanterien der Chronique scandaleuse, die Zeitungsschreiber wußten auch sehr Interessantes ihren Sklaven zu diktiren, allein die Agenten konfiszirten gerade das Interessanteste. Daß Ihre Majestät die Kaiserin Livia, des Augustus ränkevolle Gemahlin, eine Giftmischerin war, wußte alle Welt, nur durfte es niemand schreiben. Ihr Sohn Tiberius, dieses verkörperte Laster, erklärte zwar bei seiner Thronbesteigung: „in einem freien Staate müsse Sprache und Gesinnung, Wort und Gedanke frei sein," doch alsbald entpuppte er sich als ein blutdürstiges Ungeheuer, welches die Angeber fürstlich bezahlte, die Pasquille und Schmähartikel und deren Verfasser namhaft machen konnten. Seine würdigen Nachfolger, der verrückte Caligula und der gelehrte Popanz der mannstollen Messalina, Claudius, kopirten mutatis mutandis dieses weltbeherrschende Scheusal. Aber das Urtheil der öffentlichen Meinung wurde deshalb nicht günstiger.

Wurden auch die Redakteure nach irgend einer barbarischen Provinz verbannt, die Welt hat doch erfahren, wie Nero sich seiner Mutter, Gemahlin und seines Erziehers Seneca entledigte. Als der kaiserliche Schauspieler die Christen verfolgte, schrieben sie die Leiden der Märtyrer nieder, und dieses christliche Journal, acta martyrorum genannt, wurde eifrig insgeheim kolportirt und hat nicht wenig dazu beigetragen, auf den Trümmern des verfallenen Heidenthums das neue Reich zu gründen. Die christlichen Kaiser wurden aber nicht nur die Erben der heidnischen Cäsarenmacht, sondern auch ihrer Konfiskationslust.

Karl der Große eifert in einem Kapitulare gegen die Spottgedichte, welche zu seiner Zeit die Zeitung ersetzten.

Im sangreichen Mittelalter, wo alles die Form des Liedes annahm, war das Konfisziren unmöglich, weil die tausendzüngige Fama die dem Gedächtnisse eingeprägten Trutzlieder ungeschrieben kolportirte.

Die schwarze Kunst des Gutenberg, die im Dienste des Fortschritts dem Zunftzwang der tonsurirten Abschreiber in den Rachen griff, erweckte erst recht die Neigung der Deutschen, die sie bewegenden Ideen geistig durchzukämpfen. Die Zeitungen jener Epoche, Flugschriften, geißelten schonungslos Klerus und Kirche, und das Reichskammergericht zu Wetzlar hatte vollauf zu thun, sie zu verbrennen, aber trotzdem wirbelten die fliegenden Blätter zahllos wie Schneeflocken von Land zu Land. Karl V., in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, war machtlos den Zeitungen gegenüber. Das Plakat des Augustinermönchs Martin Luther hat als Flugblatt von der Kirchthür zu Wittenberg die ganze Christenheit in vier Wochen durchlaufen. Auf öffentlichen Plätzen und Jahrmärkten konfiszirten die kaiserlichen Kommissare eine geringe Anzahl und tausende von Exemplaren wurden trotz peinlicher Gerichtsordnung kolportirt.

Das Auftreten der Jesuiten, dieses Mehlthaues auf der Saat der Aufklärung, belebte die Produkte der Volksmuse. Die Waffen niedergedrückter Meinungen, Satyre, Polemik, geschärft durch die Karrikaturen der neuauftretenden Holzschneidekunst, griff mit wildem Hasse diese Wölfe im Schafspelze an. Wer je Scheibles Holzschnittsammlung aus der Reformationszeit durchgeblättert, muß darüber staunen, daß man vor Jahrhunderten zu drucken wagte, was heute kaum auch nur zu denken erlaubt ist.

Nicht minder scharf äußerten sich die französischen Rügelieder in den Zeiten der Hugenotten, trotz der unnachsichtlichen Verfolgung ihrer Urheber, wie uns Nisard in seinem Werke „Literature du colportage" erzählt.

Auch die englische Revolution gegen die Stuarts, diese Unterdrücker jeder freien Meinungsäußerung, hinterließ in großer Menge gerade jene Pamphlete, nach denen einst am strengsten gefahndet wurde.

Die erste täglich erscheinende Zeitung erblickte in Genua im Jahre 1535 das Licht der Welt und hieß „Gazetta", von la gazza, die Elster, als Symbol der Geschwätzigkeit. Fünfzig Jahre später nahm der wackre Thomasius mit der ersten deutschen Zeitschrift „Die Monatsgespräche" den Kampf mit der religiösen Scheinheiligkeit und der zopfigen Pedanterie auf. Das dresdener Oberkonsistorium, dem mittlerweile der protestantisch-hierarchische Kamm geschwollen war, hat diesem Begründer des freien Journalismus das Leben sauer genug gemacht.

Der dreißigjährige Krieg zerstörte nicht nur Deutschlands Wohlstand, sondern auch dessen geistiges Leben. Während die Heroen der englischen Literatur die Tagespresse organisirten, tasteten deutsche Gelehrte, wie Leibnitz und Pufendorf, vergebens, um einen Punkt der Berührung zwischen der Wissenschaft und dem öffentlichen Leben zu finden. Das abstruse Zeug, das sich „Wiener Tageblatt" und „Regensburger Europäische Staatsnachrichten" nannte, kann unmöglich für den Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten. Die arme öffentliche Meinung! — Seit jeher mußte sie sich allerhand Mummenschanz gefallen lassen. Friedrich des Großen Ausspruch: „Gazetten, sollen sie interessant sein, müssen nicht genirt werden," lockerte ihr zwar das gesundheitsschädliche Mieder, zwang ihr aber dafür einen französischen Reifrock über die deutschen Hüften. Die französische Revolution riß ihr die Zopfperrücke herunter und setzte ihr dafür die phrygische Mütze auf, ließ sie aber sonst sans culotte im Adamskostüme herumlaufen. Darob schämte sich die ehrsame Jungfrau und sah sich nach einem Feigenblättchen (Feuilleton) um. An dem Knebel, den ihr der erste Napoleon in den Mund preßte, wäre sie beinahe erstickt, aber der Zeitgeist blies ihr seinen wunderthätigen Odem ein, den zwangsweisen, unentgeltlichen Schulunterricht, und Dornröschen, welche die Renaissance- und Romantikperiode unserer Literatur verschlafen hatte, erwachte im Jahre 48 als Beherrscherin von millionen Vasallen. Die Zeitung, die noch im vorigen Jahundert „einem hohen Adel und vornehmen Leuten ein Objektum löblicher Kuriosität bieten sollte" — ist heute ein zwingendes Volksbedürfniß. Welche Wandlung von dem bescheidenen Stübchen, in welchem Benjamin Franklin „Den Boten von Philadelphia" eigenhändig schrieb, setzte und druckte, bis zum Pallast der „Neuen freien Presse" auf der wiener Weltausstellung!

Trotz dem weltbewegenden Einfluß dieser jüngsten Großmacht, hat die Journalistik ihre plebejischen Allüren nicht abgelegt, denn während der „Neuyorker Herald" seinen Feuilletonisten Stanley mit einem Ministergehalt zur Erforschung Afrikas schickt, und dessen Ausrüstung 115,000 Dollars kostet, wird in Little Rock das Abonnement des „Arkansas-News" in Speck und Kartoffeln entrichtet. Dem Staatenlenker im Parlament und dem Dienstmann an der Straßenecke vermitteln täglich 14,000 Zeitungen in mil-

lionen von Exemplaren den Weltrapport. Auf den unsichtbaren Schwingen der Elektrizität sind die 89,304 im Orient gefallenen Russen und die 267,480 in Holland ausbarkirten Kaffeesäcke nur Ziffern. Die Entdeckung eines Jupitersatelitten, die Geburt eines zweiköpfigen Kalbes, nebst der Nachricht von der feierlichen Bestattung des Papstes in Rom und des weißen Elephanten in Siam servirt der Reporter dem neugierigen Moloch, Publikum genannt, in einer und derselben Schüssel. Und versiegen in den Hunstagen alle Neuigkeitsquellen, so füttert die Zeitung mit stets bereitgehaltenen Enten die Seeschlange.

Was wären unsere Maul- und Federhelden, unsere Primadonnen und Quacksalber ohne den tausendfachen Widerhall der gemietheten Ruhmespauke? Die größte Zeitung ist zu klein für das Aquarium der Inserateninfusorien. Aus Steckbrief und Theaterzettel, dem Herold der Lumpen- und der Lampenwelt, Depossedirten und Defraudanten, Feuerwehr und Malzextrakt, Rendezvous und Raubmord, Aktion und Peterspfennig, Liederkranz und frischer Butter, Aktenstaub und Glyzerin, Entbindung und Begräbniß, Selbstbewahrung und Revolver, kurz Verzweiflung und Humor, Bettelei und Schwindel, Begeisterung und Niedertracht wird täglich in dem Hexenkessel, Redaktion genannt, eine Ollapotrida gekocht, die nur der kieselsteingepflasterte Magen unserer Zeitgenossen verdauen kann.

Die Zeitung, das Schwungrad des öffentlichen Lebens, vom Sturmgewölk des Meinungskampfs umzuckt, vom Wellensturz des Zeitenstroms bewegt, treibt die Mühle aller Parteien und sorgt auch für das nöthige Kochwasser für alle. Die schneidigste Waffe dieser Tyrannin, die auf dem Kehricht von 40 Jahrhunderten thront, heißt: Der Fluch der Lächerlichkeit.

Dr. Max Trausil.

Pariser Skizzen.

I.

Paris, 8. März 1878.

Im Gedanken an die sozialen Stürme, welche Frankreich zu einer Zeit bewegt haben, als Deutschland noch in tiefem Schlafe lag, empfindet man angesichts der heutigen Kontraste fast ein schmerzliches Staunen. Denn während das Heer der germanischen Arbeiterbataillone Lassalle's kühnste Hoffnungen weit überflügelt hat, erinnert die kleine Partei hinter Lutetia's Mauern an die Gemeinden der ersten Christen, die sich heimlich zu nächtlicher Stunde in den römischen Katakomben vereinten.

Diese Betrachtung tauchte mir neulich lebhafter auf, als je. Es war ein dunkler Abend, und klatschend fiel der Regen in die kothigen Gassen der Proletarier, als wir zum Montmartre, hoch im äußersten Norden von Paris, emporstiegen. Man hatte uns zu einer Konferenz berufen; die Präliminarien zum internationalen Sozialistenkongreß beider Hemisphären galt es zu beschließen. Wir traten in den elenden Versammlungssaal, ein Volkstheater niedrigster Art, durch dessen rohes Bretterdach uns das Wasser auf die Köpfe troff. Ein paar Talgkerzen warfen ihr dürftiges Licht auf die Bühne. Dort vor der plump bemalten Leinwand, die wohl nie den stillen Ernst der ächten Kunst gesehen, stand der Tisch des Präsidenten; unten, in schattiger Dämmerung, saßen die wenigen Getreuen. Und sie selbst: ihr Wille war gut; aber Klarheit besaßen nur einige Auserwählte. Den Freund, in dessen Begleitung ich gekommen, einen bewährten Kämpfer in unseren Reihen, hatte ich unterwegs gefragt, wie hoch er die Zahl der pariser Sozialisten wohl schätze. „Fünfzig", war seine Antwort, „sind Sozialisten mit vollem Bewußtsein; eine blasse Ahnung von dem, was sie wollen, haben noch hundert andere, und etwa zweitausend gehen mit uns, wenn's drauf ankommt."

Da hatte Herr Thiers freilich nicht so ganz unrecht, als er sagte: „Es gibt keinen Sozialismus mehr in Frankreich." Und er wußte wohl, warum; denn in diesem gesegneten Lande ist die „Ordnungspartei" glücklicher gewesen, als in deutschen Gauen. Auch dort hat zwar ein großer Chemiker die Phiole geschwungen, auf der statt „Rattengift" die Worte standen: „Die Flinte schießt, der Säbel haut!" Aber zu seinem und seiner giftkundigen Freunde Bedauern unterminiren die gefürchteten Ratten gar ernst und ruhig und gesetzlich den alten, vom Schwamme durchfressenen Bau: er wird zusammenstürzen, noch ehe das Siegel von dem hülfreichen Fläschchen gelöst ist. Und einstmals findet sich gegen Gift wohl auch ein Gegengift; denn auch die Ratten gehören dem Fortschritt an.

Hier war es eben anders. Hier erbrach man nicht erst das Siegel; hier schlug man dem zauberkräftigen Glase den Hals ab, und der Giftstrom ergoß sich vernichtend über siebzehntausend Kämpfer der Gerechtigkeit. Da freilich hatte man Frieden — es war die Stille des Todes.

Meinte wohl Victor Hugo noch einen anderen, als er neulich bei der Büste Ledru Rollins unsere Zeit das Jahrhundert der Pacifikation, der Friedensstiftung, nannte? Fand er wirklich eine Friedensbürgschaft in der Verfassung dieser Bourgeoisrepublik? O glücklicher Dichtergenius, dessen gluthenfüllte Phantasie in schwärmerischer Selbsttäuschung ihren Herzenswunsch zur vollen, lieblichen Wirklichkeit umgewandelt sieht! Du erkennst in deinem poetischen Optimismus nicht die ekle Verwesung, die unter übertünchten Gräbern verborgen ist; und die Menschen müßten Dichter sein wie du, wollten sie die soziale Entwicklung ihrem Gipfel schon so nahe erblicken. Ja, träumen und glauben — das wäre ein Ersatz für das fehlende Glück: wenn man nur glauben könnte. Aber die Poesie ist ein seltenes Geschenk; und mit unerbittlicher Zuchtruthe hat die Noth uns entnüchtert und zum Denken gereift.

Und so wissen wir, daß wir den von uns erstrebten Frieden erst erkämpfen müssen; und wir gedenken dessen umsomehr, weil uns jene Todten unvergeßlich sind. Denn nicht nur der Zukunft glänzender Himmel gibt uns Kraft; auch rückwärts, abwärts muß der Blick sich senken, wo unter dem weichen, grünenden Rasen der Squares, der öffentlichen Parkanlagen, wo unter der jungen, sprossenden Saat der Felder in langen Reihen mit zerschmetterten Gliedern unsre Opfer von ihrer Arbeit ruhen. Oftmals, wenn ich über diese stillen Schlummerstätten schreite, schaue ich wie mit Geisteraugen in die Tiefe. Sie stehen vor mir, unsere Helden, die in den Tod gingen, ein Freiheitslied auf den Lippen, die Märtyrer von Satory, die Blutzeugen der heiligsten Idee. Was auch unter der Commune Grauenvolles geschehen, durch die Commune geschah es nicht. Das ist das Unglück jeder revolutionären Partei, daß, wenn sie zur That schreitet, verbrecherische Elemente sich ihr beigesellen, um im Trüben zu fischen. Aber trägt die beleidigte Gesellschaft nicht die Schuld des Verbrechens, über das sie sich entsetzt? Mache sie nicht die Commune, mache sie sich selbst dafür verantwortlich. Wie also auch die Idee besudelt sei: sie ist der Schwan, der in die Fluthen taucht und dann mit glänzendem Gefieder sich erhebt. Ja, nicht vergebens haben unsere Vorkämpfer den Strauß bestanden:

„Einstmals wird aus unsren Knochen
Uns ein Rächer auferstehn!"

Dies Wort Virgils, von Platen übertragen, das ist auch ihr prophetisches Vermächtniß. Und deswegen ist der Sozialismus nicht todt. Zerschmettre man auch seine Stirn: so wird die alte, unsterbliche Idee, wie Minerva aus Jupiters Haupt, in neuer Kraft gerüstet hervortreten, und endlich, endlich wird sie triumphiren.

Aber einen Feind gibt es, mächtiger als Pulver und Blei: das ist der Indifferentismus. Sollte man nicht meinen dort im Châtelet, dem stolzen Bau an der Seine, müßte der Tonstrom rauschender Lust donnern gleich dem Weheschrei der ermordeten Gerechtigkeit? Denn hier, wo jetzt die raffinirte, tändelnde, blasirte, gedankenlose Masse der Genießenden bei dem Anblick einer wahnsinnigen Zauberposse in Entzücken schwimmt; hier, wo der Goldregen unter bengalischem Licht niederrieselt auf die geschminkten Bajaderen: hier hatte der Mord sich die Maske des Gesetzes vorgehalten, hier hatte das Tribunal der Communehenker gestanden, wo ohne Recht ein schauerliches Gericht erging; was jetzt sich in des unfaßbaren Leichtsinns, in des kindischen Unsinns Spielstätte gewandelt hat: das ist Schauplatz der Wirklichkeit der grauenvollsten Tragödie gewesen. Ja, mir ist weh um's Herz, wenn ich die riesige Karrikatur Rothomagos, des transparenten Chinesen, über dem Vestibül durch die Nacht leuchten und die Neugierde locken sehe, und wenn ich dann bedenke, welche ungeheure Masse fort und fort nur dem Augenblick dient und seinen Gelüsten.

Vor einigen Tagen feierte man den Mardi-Gras, den Carneval: da war dies Paris, das so entsetzliche Prüfungen bestanden, vollends auf dem Gipfel seiner Tollheit. Gewiß, es ist ein liebenswürdiges Volk; es geht seiner Freude nach, läßt sich nicht stören und stört nicht. Man sieht wohl die ungebundenste Lust, ausgelassensten, wildesten Taumel des Genusses; doch alles ist harmlos; keine Rohheit, keine Brutalität klingt ein in die allgemeine Harmonie: diese Franzosen sind wie gutgeartete fröhliche Kinder.

Aber bedenklich ist diese Disposition für die thatkräftige Erfassung der Idee. Zum großen, ernsten Kampfe gehört es, daß die Herzen von ihrer Liebe zur Freiheit und Gerechtigkeit heilig durchglüht seien; wo aber ist hier diese stille, unauslöschliche Gluth? Wohl greift die Flamme um sich, wenn der Wind einmal bläst; aber es ist ein flackerndes Strohfeuer, das so schnell sinkt, wie es aufgegangen. Frankreich spielt mit den Revolutionen. Es hat keinen knechtischen Sinn; aber es begnügt sich mit dem Schein der Freiheit. Es ist dasselbe Volk, das heute „Hosiannah" und morgen „Kreuzige" ruft. Le peuple chante — das Volk singt sein Liedchen.

Aus solchen Betrachtungen entstanden auch die Vorwürfe, der Sozialismus habe eine demagogische Tendenz. Und wäre es wahr: wäre die Menschheit in der That glücklich durch ihre Selbsttäuschung: ja, so wäre die Thätigkeit des Sozialismus verbrecherisch. Aber entstehen nicht alle jene Veranstaltungen zur Betäubung aus dem schreienden Bedürfniß? Sind es nicht Noth und Elend, die im Rausche solcher Feste vor sich selber fliehen? Ist nicht der Carneval eine einzige große lügnerische Maske, die tausend Schrecken der Wirklichkeit unter ihrem Flitterstaat verbirgt? Wohl ist es wahr: daß das Volk selbst, daß die Masse, die Noth leidet, nicht aus eigenstem Denken die heilende Idee erfaßt. Weil sie die wirkliche Erlösung nicht findet, blendet sie ihre Augen mit dem Schein. Aber wenn auch die Idee sich nur in hervorragenden Ingenien erzeugt: ihre Wurzel hat sie im Elend der

Masse, und darum vererbt sie sich wiederum auf die Masse. Auch dann noch ergreifen zwar nicht alle sie mit Kopf und Herzen zugleich; aber weil der Geist mächtiger ist, als die Materie, so siegt sie dennoch.

Das also ist festzuhalten: daß auch die indifferente Menge dunkel das Bedürfniß empfindet, und daß es ihr nur an Kraft und Klarheit fehlt, die wahren Heilmittel zu suchen. Es sind demnach keine Zufriedenen, die der Sozialismus unzufrieden macht; es sind keine Glücklichen, die er verführt. Sondern er bemüht sich zuerst und vor allem, Glück und Scheinglück zu sichten, weil nur das Glück ein Recht hat; und er wehrt der Lüge des Scheinglücks, weil es nichts anderes ist, als ein geschminktes Unglück. Dies ist auch Gastineaus Gedanke, der sein Buch über den Karneval in Paris mit der Bemerkung beschließt: sobald der Mensch frei seine Fähigkeiten entwickeln, sobald er gesetzlich seiner natürlichen Bestimmung folgen dürfe, werde er so wenig mehr nach den ungeheuerlichen Orgien des Karnevals Verlangen tragen, wie ein vernünftiges und freies Wesen die Korruption, die Tollheit und die Sklaverei begehrt. —

Wenn also der Sozialismus ein großes Hinderniß im Indifferentismus erblickt, so fürchtet er ihn doch nicht, weil er ihn nicht als ein Zeichen der Feindschaft, sondern nur als die erstickte Humanität betrachten kann. Aufzuklären, zu erziehen, aus dem Betäubungsschlaf zu wecken — das ist mithin seine Aufgabe. Im Sozialismus kommt die *selbstvergessene Menschheit* zum *Selbstbewußtsein*; und mit seinen Lehren auf die schlummernde Masse zu wirken, haben seine Bekenner ein ebenso heiliges Recht, eine ebenso heilige Pflicht, wie die Gläubigen von ihrem Standpunkt zur Predigt des Evangeliums. —

Eduard Bertz.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. Alwine W. Die sogenannten Mitesser, d. h. den in den Ausführungsgängen der Hauttalgdrüsen sich ansammelnden Talg, welcher an der Oberfläche vertrocknet und schwarz wird, kann man auf keinem anderen Wege, als durch Ausdrücken entfernen. Bei einzeln stehenden benutzt man einen Uhrschlüssel; besetzen sie größere Hautflächen, so drückt man sie durch Querstreichen mit einem Falzbein oder Messerrücken aus. Um die Neigung zur Bildung von Mitessern zu beschränken, bestreichen Sie die betreffenden Theile abends mit Mandelöl und morgens waschen Sie Sich mit warmem Wasser und Seife; nach dem Waschen aber reiben Sie das Gesicht mit kölnischem Wasser ab, welches der Haut einen gewissen Tonus verleiht. Nicht unzweckmäßig ist übrigens auch das wöchentlich einmalige Waschen mit schwarzer Schmierseife. Entstehen aus den Mitessern häufig Pusteln, so beherbergt der Drüsensack gewöhnlich auch die mikroskopische Haarsackmilbe, zu deren Tödtung Kreosotsalbe (3 Tropfen Kreosot auf 4 Gramm Fett) — an Stelle des Bestreichens mit Mandelöl — anzuwenden ist.

Elberfeld. B. J. Die hartnäckige Stuhlverstopfung bei Ihrem neun Monate alten Kinde ist darin begründet, daß Sie dasselbe unzweckmäßig ernähren. Die Nahrung eines Kindes bis zum Ablauf des ersten Lebensjahres darf keine andere als Milch sein; wenn die Mutter nicht genug Milch hat: *Kuhmilch*. In den ersten Lebensmonaten gibt man halb Milch, halb abgekochtes Wasser, welch' letzterem vor der Mischung, pro $1/2$ Liter, drei gehäufte Theelöffel voll pulverisirten Milchzuckers zugesetzt werden; vom 2.—6. Monate $2/3$ Milch und $1/3$ Wasser; später die reine Milch bis zum Ablauf des ersten Lebensjahres. Erst vom 9. Monate ab verabreicht man neben der Milch sehr geringe Quantitäten Griesbrei, aufgebrühte Semmel oder Zwieback und dergl. Wenn Sie Ihr Kind ausschließlich mit letztgedachten Substanzen aufzuziehen versuchen und ihm außerdem noch mit Fenchel-, Anis-, Chamillen- und Saint-Germainthee, sowie mit Brustpulver und Ricinusöl den Magen verderben, so wird es entweder kränklich oder geht zu Grunde. Etwas Unterricht in der Kinderpflege thäte wahrhaftig allen unseren lieben Frauen gut. Tritt auch bei zweckmäßiger Ernährung Stuhlverstopfung ein, so ist die Clystierspritze das sicherste Heilmittel.

Königsberg. A. P. Der Schimmel vom alten Käse wird besser vor dessen Genuß entfernt. Auch von der Wurst entfernt man die Schale; warum also nicht von der verfaulten Milch?

Braunschweig. W. H. W. Gegen Ihr Magenleiden wird vielleicht der einige Zeit fortgesetzte Gebrauch des doppeltkohlensauren Natrons von Nutzen sein. Nehmen Sie davon nach der Mittagsmahlzeit und Abends vor Schlafengehen eine Messerspitze voll in einem halben Glase voll Wasser. Sollten trotzdem die Magenkrämpfe wiederkehren, so wird Ihnen jedenfalls der Gebrauch von Bismuthum nitricum (im Anfalle selbst) Erleichterung verschaffen. Sie nehmen von letzterem, in jeder Apotheke käuflichen Mittel, beim Magenkrampf soviel wie eine Erbse trocken auf die Zunge (aber nicht mehr und nicht öfter!) und trinken einen Schluck Wasser nach. Besser als Arznei ist allerdings eine zweckmäßige Diät, und machen wir sie namentlich auf Milchdiät aufmerksam.

St. Gallen. L. H. Gegen solche Schmarotzer ist der Gebrauch der grauen Quecksilbersalbe, und nachher ein Seifenbad und vollständiger Wechsel der Wäsche und Kleidung, immer noch das Beste. Doch da diese Salbe mitunter unangenehme Nebenwirkungen hat so rathen wir Ihnen, zunächst einen Versuch mit Petroleum zu machen, mit welchem Sie — aber nicht in der Nähe eines Lichtes! — jene Stellen des Körpers, an denen die Schmarotzer sitzen, gehörig einschmieren und im übrigen wie oben angegeben verfahren.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Pankow. L. M. Ihr „Verein für naturgemäße Lebens- und Heilweise“ verfolgt offenbar sehr vernünftige Ziele. Haben Sie uns die Flugblätter zu dem Zwecke öffentlicher Auslassung über den fraglichen Gegenstand zugesandt?

Waldenburg (Schles.). H. Braunschweig. Das von Ihnen eingesandte Gedicht in schlesischer Mundart verräth ein gewisses Talent, doch ist die Form keineswegs tadellos und der Inhalt für die Zwecke der „N. W.“ nicht bedeutend genug. Sagen Sie dem Verfasser, daß das Kind seiner Muse G. angemuthet habe, als ob es ihm einen freundlichen Gruß all' der tapferen Bergleute Ihres Kohlenreviers, denen er ein treues Andenken bewahrt, gebracht hätte.

Budapest. S. Ka. Haben Sie, der Sie uns soeben die Lösung des Arithmogryphs eingesandt, Sich früher einmal in München aufgehalten?

Iserlohn. P. T. Verzeihen Sie, so etwas geht uns garnichts an!

Mailand. R. A. Wir danken und werden uns bemühen, Ihre freundliche Aufmerksamkeit recht bald mit der erwünschten Auskunft zu lohnen.

Honolulu (Sandwichsinseln). E. R. Ihre Arbeit ist nicht nur verwendbar, sondern sogar vortrefflich. Sie wird daher baldmöglichst in der „N. W.“ erscheinen. Die Photographien dagegen werden wir nur als Andenken privatim aufbewahren, da deren Reproduktion durch den Holzschnitt unverhältnißmäßig bedeutende Kosten verursachen würde.

Dresden. L. F. R. Es thut uns herzlich leid, für die „Versorgung“ Ihrer drei „nicht mehr zu den Jüngsten zählenden“ Töchter auch nicht das mindeste leisten zu können. Ihre Hoffnung, daß „dergleichen im sozialen Zukunftsstaate einem Familienvater nicht mehr passiren wird“ — Sie meinen doch das vertrackte „Sitzenbleiben“ — theilen wir allerdings.

Dortmund. C. H. Wir können, so gern wir auch wollten, uns auf Besorgungen für die Abonnenten unseres Blattes nicht einlassen. Bezüglich des fraglichen Freimaurerorgans wenden Sie Sich direkt an die Buchhandlung von Findel, Leipzig, Nürnbergerstraße. Den Schweizerschen Roman „Lucinde“ werden Sie dagegen auf dem Wege des Buchhandels nicht bekommen können; das ist aber auch kein Verlust, denn so geschickt einzelne Theile desselben gearbeitet sein mögen und so talentvoll der Verfasser auch war, edle und veredelnde Gesinnung, wie sie jedem Kunstwerk und jeder ächt sozialistischen Leistung zugrunde liegen soll, ist bei einer Arbeit Schweitzers *nicht* zu suchen. Wir werden uns daher auch hüten, durch Veröffentlichung einer Biographie den Namen dieses Mannes der Vergessenheit, der er verdienterweise allgemach verfällt, zu entreißen; denn wenn je einer der Sozialistenführer in Deutschland die Arbeiterbewegung den Zwecken seiner Eitelkeit und Selbstsucht dienstbar machen wollte und sie zu demoralisiren im Stande war, so war *er* es. Der Allg. deutsche Arbeiterverein hat seinerzeit nur Gerechtigkeit geübt, als er den Mann aus seinen Reihen entfernte.

Sagan. L. L. Am 8. Oktober 1871 war es, als der größte Theil Chicagos in Brand gerieth. Ursache war das Umstürzen einer Petroleumlampe in einem Kuhstalle. Es brannte ein Distrikt von 9 engl. Quadratmeilen nieder, 300 Menschen kamen um's Leben, der materielle Schaden wurde auf 270 millionen Dollars berechnet und traf 200000 Menschen.

Oberlangenbielau. Abonnent der „Wahrheit“. Alle derartigen Gedichte und Gedichtsammlungen sind durch die Expedition der „N. W.“, Färberstr. 12, zu beziehen.

N—e. P. N. Wir sind bereit, Ihre novellistischen Versuche zur Prüfung entgegenzunehmen und sichern Ihnen ein wohlwollendes, aufrichtiges Urtheil zu.

Friedrichshain. A. M. Damit Sie und andere, die über den Werth des Märchens nicht im klaren sind, Belehrung empfangen, resp. unsern Standpuukt kennen lernen, werden wir demnächst eine Abhandlung über dieses Thema in der „N. W.“ veröffentlichen. Bis dahin erfreuen Sie Sich an dem schönen Bilde und suchen Sie zu vergessen, daß der Gegenstand desselben ein märchenhafter ist. — Ob die Zeichnung und das Gedicht, welches Sie uns anbieten, für uns verwendbar sind, können wir natürlich nicht eher entscheiden, als bis wir beides gesehen haben.

Pittsburg (Pennsylvanien). O. W. Besten Dank für die aufklärende Mittheilung. Daß Herr Lübkert seine Anschuldigungen nicht mit Beweisen unterstützte, sprach so wie so schon gegen dieselben.

Berlin. W. P. X. Sie sind der erste, der uns um die Veröffentlichung eines seiner poetischen Produkte — und noch dazu „des besten, das ich je gemacht“ — im *Briefkasten* bittet. Sie sind allerdings auch in einer zwar nicht einzigen, so doch immerhin ungewöhnlichen Lage. Sie lieben sie und *sie* liebt Sie — soweit ist die Sache sehr einfach. Der Vater von ihr — barbarisch wie Väter zuweilen sind — hat Sie aber „trotz all' der unendlichen Liebe“ vor kurzem nicht nur zur Thür hinaus und auch noch — ganz überflüssigerweise! — die Treppe „hinunterkomplimentirt“, sondern läßt „auch nicht das kleinste Papierschnitzel bis zu seiner Tochter dringen“. Dagegen hält besagter Vater — der also sonst ein ganz vernünftiger Mensch sein muß — die „N. W.“, die er sich von „ihr“ vorlesen läßt. Wenn nun im Briefkasten, den der Vater wegen der kleinen Schrift bestimmt nicht lesen *kann*, das Trostgedicht an sie abgedruckt ist, so kann „im Nothfalle sogar“ Ihr Name unterzeichnet werden; während es an *ihre* Adresse, da sie unsre Korrespondenz „verschlingt“ — wie *Sie* behaupten — ebenso bestimmt gelangt. Gut spekulirt! Wir wollen die Sache aber doch noch einfacher machen, zumal Ihr Gedicht, trotz der vielen Versfüße, welche Sie in der Aufregung vergessen haben mögen, mit seinen 17 achtzeiligen Strophen doch etwas gar zu lang ist; wir flüstern also hiermit im geheimnißsicheren Düster unsres Korrespondenzwinkels Ihrer Geliebten, die ihren W. P. X. als unsern Auftraggeber längst erkannt hat, leise in's Ohr: Er liebt Sie „glühender als ie“. Er wird Sie — selbst wenn er in weiter Ferne weilt — „doch in alle Ewigkeit nicht verlassen“. Er wird Sie, „koste es, was es wolle,“ Ihrem Vater „abtrotzen“ — nur weiß er momentan noch nicht *wie*. „Wie ich dem Harten dich kann entwinden —, Das wird, o Maid — und muß sich finden!“ — mit dieser Zuversicht schließt er und schließen auch wir. Haben Sie übrigens die Korr. in Nr. 24 schon gelesen? Sollte Frl. R. R. etwa gar *sie* sein? — A. Bl. Ihr befremdliches Unternehmen fordert sorgfältigste Prüfung. Also demnächst!

Glauchau. Friedrich L. Wir verweisen Sie und jeden andern, der unsre Meinung über die beste Art des Selbstunterrichts in deutscher Stilistik zu wissen wünscht, auf die in Nr. 25 unter Berlin. Rudolf F. ertheilte Auskunft. Ihre Verse „An Amaliechen“ zeigen, daß Sie sehr verliebt gewesen sein müssen und daß Sie in Rücksicht auf den genossenen Schulunterricht ganz begabt sind.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 17. März.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Im Comptoir waren von innen die Läden vorgesetzt; die Thür war verschlossen, und erst auf Wolfgangs wiederholtes Klopfen und auf die Nennung seines Namens öffnete sich die Thür soweit, daß er grade hineinschlüpfen konnte. Im Comptoir fand er seinen Chef, der, die Arme auf der Brust verschränkt, ruhelos und mit allen Zeichen der Ungeduld und Gereiztheit im Zimmer auf und ab ging, als kämpfe er mit einem Entschluß, der ihm nicht leicht ward und zu dem ihn doch die Leidenschaft anstachelte. Sein Gesicht war hochgeröthet und der Blick seiner Augen verhieß wenig Gutes. Er machte, als Wolfgang eintrat, plötzlich Halt und stieß ein erstauntes: „Sie, Herr Hammer? Hat die Bagage Sie durchgelassen?" hervor.

„Wie Sie sehen, ja. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Leute diesen Namen verdienen, — ich habe sie ziemlich vernünftig und zugänglich gefunden."

Der Kommerzienrath lachte höhnisch auf. „Das ist ja ein kapitaler Spaß, — schließlich sind die besoffenen Pollaken noch die sanften Lämmer und wir hier innen die reißenden Wölfe. Wollen Sie Sich nicht gefälligst überzeugen, wie ‚vernünftig' und ‚zugänglich' die Kerle dem armen Weinlich gegenüber gewesen sind?"

Er öffnete die Thür und Wolfgang sah im anstoßenden Zimmer den alten Weinlich unter den Händen der kleinen Anna. Er hatte einige ansehnliche Löcher im Kopfe und die Kleine war vergebens bemüht, die Blutung zu stillen. Seine kleinen, falschen Augen funkelten von Haß und Wuth und Rachgier, und doch lag soviel feige Furcht in dem Wesen des Menschen, daß Wolfgang nur tiefe Verachtung, aber keine Regung von Mitleid empfand. Er fragte kühl:

„Und wie ist das gekommen? — Ich kann den Grund nur vermuthen."

„Weinlich hat eine neue, strengere Fabrikordnung entworfen, da in der letzteren Zeit mehrfach Unordnungen und Unbotmäßigkeiten vorgekommen waren, die absolut nicht geduldet werden können. Die Herrschaften haben gefunden, daß dieses Reglement ihren ‚Mannesstolz' und ihre ‚Menschenwürde' verletze, es hat sich eine vollständige Verschwörung gebildet und heute früh fängt niemand an zu arbeiten, sondern die Leute sammeln sich auf dem Hofraum, halten Rath und schicken eine Deputation in's Comptoir, die mit dürren Worten die Zurücknahme der Fabrikordnung fordert. Haben Sie gehört, Herr Hammer? Fordert, nicht etwa erbittet! Unerhört geradezu!"

„Und darauf hat Herr Weinlich die Leute bedeutet, daß sie wiederkommen möchten, wenn Sie da seien, da er keine Entscheidung treffen könne?"

„Erlauben Sie, Herr Hammer, das wäre sehr wenig nach meinem Sinn gewesen. Er hat ganz nach meinen Intentionen gehandelt, indem er den Kerlen gehörig den Kopf wusch, ihnen mit Entlassung der Rädelsführer drohte und sie bedeutete, daß an eine Zurücknahme oder auch nur Milderung der Fabrikordnung jetzt garnicht mehr zu denken sei, da ich sicher sehr erzürnt über ihre Dreistigkeit sein würde. Er hat durch einen Boten sofort den Herrn Bürgermeister benachrichtigt, der sich unverzüglich mit seinen beiden Dienern hierher begab und auf dem Platze ankam, als ich mich eben in's Comptoir verfügt hatte."

„Ohne irgendwie molestirt worden zu sein, nicht wahr?"

„Nun, das fehlte noch, daß man sich sogar an mir vergriffe — was fällt Ihnen ein, Herr Hammer? Weinlich ließ es sich nicht nehmen, dem Herrn Bürgermeister entgegen zu gehen, und er beging nun die kleine Uebereilung, den Polizisten die Leute zu bezeichnen, die als Rädelsführer gravirt waren und von denen einige verhaftet werden sollten; das sollte nach des Herrn Bürgermeisters Absicht nur ein Schreckschuß sein, aber die Idee ließ sich nicht zur Ausführung bringen, denn man widersetzte sich, und als nun Weinlich in seinem Eifer für die Gesetzlichkeit den Polizisten behülflich sein wollte, war dies das Signal zu einem wüsten Handgemenge, das mich für das Leben aller fürchten ließ. Von allen Seiten fiel man mit wüthendem Geschrei über sie her, entriß ihnen die Verhafteten und zwang sie zur Flucht nach dem Comptoir; der Herr Bürgermeister ist mit einem angetriebenen Cylinder weggekommen und auch die beiden Polizisten haben nur ihre Stöcke eingebüßt, dagegen haben sie den alten Weinlich dermaßen zerbläut, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn ihm alle Knochen im Leibe zerbrochen wären."

„Wohl ein Beweis, daß Herr Weinlich die Deputation durch überflüssig brüskes Wesen gereizt hat und daß man nebenbei weiß, aus wessen Feder die Fabrikordnung geflossen ist."

„O, dafür hat Weinlich selber gesorgt, er hat ihnen in's Gesicht gesagt, daß er die Fabrikordnung entworfen habe, daß er sich darauf sogar etwas einbilde und daß er seinen ganzen Ein-

fluß bei mir aufbieten würde, damit ich fest bliebe und ihnen nicht etwa aus Gutmüthigkeit Konzessionen machte, die sie nicht verdienten."

„Wenn das ist, dann wundert es mich allerdings nicht, daß man ihm die Fäuste zu spüren gab, und ich gestehe, daß ich nicht umhin kann, diese Tracht Prügel wohlverdient zu finden. Diese Fabrikordnung, Herr Kommerzienrath, ist nämlich wirklich ein ungeheuerliches Machwerk, und wenn die Leute sich ihr stillschweigend unterworfen hätten, würde ich sie für ganz verkommen und entnervt halten müssen."

„Daß Sie kein Mitleid mit Weinlich haben, wundert mich grade nicht, denn Sie haben von Anfang an nicht mit ihm sympathisirt; was das Reglement betrifft, so muß ich Ihnen zugeben, daß einzelne Paragraphen etwas zu scharf sind, — ich habe mich eben auf Weinlich verlassen und das Ding nur flüchtig angesehen und dann unterschrieben. Vorhin habe ich mir die hervorgehobenen Bestimmungen genauer betrachtet, und da muß ich allerdings sagen, daß ich sie am liebsten zurücknähme. Allzu scharf macht schartig."

„So nehmen Sie diese Paragraphen zurück und alles ist geebnet, — ich finde das äußerst einfach. Die Polizei hat sich ohnmächtig erwiesen: was soll werden, da die Leute schwerlich nachgeben?"

„Herr Hammer, nun muß ich Sie aber doch ersuchen, sich zu erinnern, mit wem Sie reden. Ich nachgeben? Jetzt? Haben Sie denn gar keinen Begriff davon, daß das der reine Selbstmord wäre und daß ich mir für alle Zukunft den Respekt vergeben würde? Man wirft mir ein paar hundert Scheiben ein, man schlägt meinen treuesten, ältesten Mitarbeiter kreuz- und lendenlahm und dann treten Sie auch noch hin und rathen mir kaltblütig und lächelnd, nachzugeben! Ich weiß thatsächlich nicht, was ich von Ihnen denken soll, Herr Hammer."

„Daß ich nicht Partei bin und die Situation unbefangen beurtheile. Ich kann nur immer wieder fragen, was Sie sonst thun wollen und thun können."

„Das wird sich gleich zeigen." Der Kommerzienrath sah nach der Uhr. „Bis Zehn habe ich den Leuten Zeit gelassen, an ihre Arbeit zu gehen und ruhig abzuwarten, bis ich sie auffordern würde, mir ihre Beschwerden durch einige ältere Leute vorzutragen; sei der Platz bis zehn Uhr nicht geräumt, so würde ich genöthigt sein, andere und strengere Maßregeln zu ergreifen. Wissen Sie, was die Antwort war, Herr Hammer? Man fing gleich darauf an, mir die Fenster einzuwerfen und erklärte, die Arbeit keinesfalls eher wieder aufzunehmen, als bis die Fabrikordnung zurückgezogen sei. Man war sogar so unverschämt, mir Bedenkzeit bis zwölf zu geben, grade als verhandelten wir auf gleichem Fuße und als zwei ebenbürtige Parteien!"

Wolfgang zuckte die Achseln; es war ihm unmöglich, dieses Verlangen so ungeheuerlich zu finden, als es dem Kommerzienrath erschien, aber er hatte sich überzeugt, daß sie Standpunkte innehatten, die einander völlig ausschlossen, und er unterdrückte die Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte, um so lieber, als in diesem Augenblick der Bürgermeister, der sich mit seinen beiden stark eingeschüchterten und ziemlich kleinlauten Polizisten im dritten Comptoirzimmer aufgehalten hatte, eintrat. Man rief auch Weinlich herein, dem die kleine Anna inzwischen den Kopf regelrecht verbunden hatte; die Commis, sowie die Aufseher in der Fabrik hatten sich theils durch die Drohungen der Arbeiter, theils durch die eigne Furcht abhalten lassen, an ihrem Posten zu erscheinen, wie Wolfgang auf seine Frage erfuhr. Der Bürgermeister war sichtlich echauffirt; er hatte sein Gesicht in streng amtliche Falten gelegt, und mit gemessener Förmlichkeit nahm er Platz und begann:

„Die den Aufrührern gesetzte Frist ist abgelaufen, ohne daß sie sich eines bessern besonnen hätten; man ist im Gegentheil zu argen Exzessen übergegangen. Die Haltung der zum Theil berauschten Menge wird von Viertelstunde zu Viertelstunde bedrohlicher, und es ist ganz unberechenbar, zu welchen Ausschreitungen sich der Haufe noch hinreißen lassen wird, wenn nicht radikale Mittel angewendet werden. Ihre Damen, Herr Kommerzienrath, sind längst in Sicherheit, wir brauchen also mit ihnen, die sehr gefährdet wären, nicht zu rechnen. Mit meinen zwei Dienern läßt sich nichts ausrichten; die Feuerwehr ist leider nicht am Platze —"

„Ihr Hauptmann würde auch Bedenken tragen, sie und sich der Polizei zur Verfügung zu stellen; es ist ihm von irgendwelchen Verpflichtungen, derartige Dienste zu leisten, nichts bekannt, und eine derartige Intervention könnte unter Umständen Anlaß zu Gehorsamsverweigerung werden und den Bestand des Korps in Frage stellen," unterbrach ihn Wolfgang.

Der Bürgermeister sah Wolfgang mit einem bedeutungsvoll gedehnten „So?" betroffen an, der alte Weinlich lächelte höhnisch, der Kommerzienrath brauste auf:

„Wir brauchen Sie auch nicht, Herr Hammer, eine Schwadron Husaren ist mir entschieden lieber, als Ihre gesammte Feuerwehr."

Der Bürgermeister fuhr mit allem Aplomb, dessen er fähig war, fort:

„Meine Pflicht gebietet mir, diesem ungesetzlichen Treiben nicht länger passiv zuzusehen und die Ordnung auf's schleunigste wieder herzustellen. Ein Telegramm an das Garnisonkommando in W. führt in spätestens dreiviertel Stunden eine ausreichende Abtheilung Husaren hierher und bis Mittag kann alles vorüber sein. Es handelt sich nur darum, das Telegramm nach der Station zu bringen und das hat seine Schwierigkeiten. Die Fabrik ist auf allen Seiten umzingelt; von uns kann niemand daran denken, sie zu verlassen und höchstens die Jungfer der Frau von Larisch könnte den Versuch wagen."

„Ich meine, der Erörterung der zweiten Frage muß erst die Entscheidung über die erste vorausgehen," wendete Wolfgang ein.

„Ich setze allerdings voraus, daß über die Bejahung der ersten Frage Stimmeneinhelligkeit herrscht, Sie höchstens ausgenommen, der Sie aus mir unerfindlichen Gründen ein beinahe sentimentales Mitleid mit dem unbotmäßigen, rohen Volke zu empfinden scheinen. Ich werde jedoch nicht dulden, daß man aus so windigen Motiven den zum Schlag ausholenden Arm des beleidigten Gesetzes lahmlegt."

Der Herr Bürgermeister kam sich in diesem Moment jedenfalls sehr erhaben vor, und das feine Lächeln, welches sein gewaltsames Pathos auf Wolfgangs Lippen rief, reizte ihn so, daß er beschloß, sich weitere Einreden dieses kecken, alle Autorität instinktiv negirenden jungen Mannes nachdrücklich zu verbitten. Weinlich sah Wolfgang von der Seite an, als bedaure er, ihn nicht mit einem Blick vergiften zu können; der Kommerzienrath trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte und fragte unwirsch und heftig:

„Darf man fragen, welchen andern Ausweg Herr Hammer vorzuziehen beliebt? Ich kann nicht glauben, daß Sie die versteckte Parteinahme für diese Undankbaren soweit treiben werden, uns hier, auf's ungewisse hinaus, in der Gefangenschaft zu erhalten, und es gibt keine Rettung, als — die Husaren."

„Doch, Herr Kommerzienrath, es gibt noch ein Mittel und dieses sollte nicht unversucht bleiben. Uebertragen Sie mir die Verhandlung mit den Leuten, geben Sie mir eine Stunde Zeit, und wenn es mir bis dahin nicht gelungen ist, sie vom Platze zu entfernen, so — mögen Sie thun, was Sie nicht lassen können."

Der Bürgermeister gab dem sichtlich überraschten Kommerzienrath einen abmahnenden Wink mit den Augen; es lag ihm viel daran, daß keine weitere Verschleppung entstand. Weinlich aber, der vor Verlangen brannte, sich an dem „aufsässigen Volke" zu rächen, sagte höhnisch:

„Ich werde mich natürlich nie unterstehen, dem Herrn Kommerzienrath Vorschriften machen zu wollen, aber Ihr zartes Mitleid mit diesen Aufrührern scheint mir denn doch an sträfliche Parteinahme zu grenzen. Schlimm wird es ja auf keinen Fall; wenn sie die Husaren nur von weitem sehen, geht es an ein Laufen und Rennen, und ein paar Blutstropfen werden Ihre Nerven doch nicht gleich affiziren — der Anblick meines Blutes schien Sie wenigstens sehr kalt zu lassen."

„Wenn aber die Leute nun standhalten, wenn es nicht bei ein paar Tropfen Blut bleibt? So ein paar überrittene und von den Hufen zertretene Greise, die nicht schnell genug laufen und rennen können, so ein paar klaffende Schädel scheinen Ihnen den Aufschub von einer Stunde nicht werth? Ich habe mehr als ein Schlachtfeld gesehen und ich thue Ihnen die, vielleicht unverdiente, Ehre an, zu glauben, daß Sie nach dem Zusammenstoß wünschen würden, Ihre Husaren wären geblieben, wo sie waren und Sie hätten sich mit dem Telegraphiren etwas Zeit genommen."

Der Kommerzienrath schwankte; er war im Grunde eine friedfertige Natur und der Gedanke an Blut reichte hin, ihm Uebelkeit zu verursachen. Wolfgang benutzte dieses Schwanken und sagte in dringendem Tone:

„Ich habe, seit ich bei Ihnen bin, noch nie eine Bitte an Sie gerichtet, und werde schwerlich je eine Bitte aussprechen. Schlagen Sie mir die erste und letzte nicht ab, geben Sie mir so einen Be-

weis Ihrer Zufriedenheit und einen Sporn zu freudiger Thätigkeit. Ich habe Ihr Wort, Herr Kommerzienrath, mich eine Stunde meine Mittel erschöpfen zu lassen und vorher nichts, absolut nichts zu thun? Dafür, daß man in der Zwischenzeit nichts gegen Sie unternimmt, verbürge ich mich, und die Leute haben es ja überdies versprochen."

„Sehr beruhigend, in der That!" murmelte Weinlich.

Der Kommerzienrath zögerte, aber, wenn auch widerwillig, er schlug endlich ein, ohne sich durch die lebhaften Zeichen von Unzufriedenheit und Entrüstung, welche der Bürgermeister gab, beirren zu lassen. Als dieser den Stuhl unmuthig zurückstieß und halblaut ein: „Unverzeihliche Schwäche!" fallen ließ, meinte der Fabrikherr begütigend: „Lassen Sie ihn doch — er wird ja auch nichts ausrichten. Ich bin ihm und seiner Humanitätsschwärmerei eine gewisse Rücksicht schuldig und es kann ihm nichts schaden, wenn er sich überzeugt, daß an diesem trotzigen Volke Hopfen und Malz verloren ist."

Mit einem leichten: „Also bis 11 Uhr — wünschen Sie mir glücklichen Erfolg, meine Herren!" verließ Wolfgang rasch das Comptoir; einer der Polizisten, ein älterer Mann und Familienvater, folgte ihm bis an die Thür und flüsterte ihm zu:

„Ich wollte, Sie könnten etwas ausrichten, — niemand würde sich mehr darüber freuen, als ich. Mein Kollege kommt eben erst von der Miliz, dem liegt die Kaserne noch in den Gliedern, — unsereiner fühlt sich aber doch nach und nach wieder als Mensch."

Die treuherzigen Worte erschienen Wolfgang als eine glückliche Vorbedeutung. Er trat ruhig in den Hof und sprach gegen einen jungen Arbeiter, der erwartungsvoll auf ihn zukam, den Wunsch aus, mit ihren Wortführern Rücksprache zu nehmen. Man führte ihn sofort zu den abseits Rath haltenden Mitgliedern der Deputation, die von Weinlich so übel aufgenommen worden war. Das Gerücht, daß er als Unterhändler abgeschickt worden sei, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den einzelnen Gruppen und fand fast überall eine günstige Aufnahme. Er sah wohl da und dort ein finsteres Gesicht, auf dem ein verwegner Entschluß sich malte, aber viel häufiger grüßte man ihn mit freundlichem Nicken.

Die Deputation schien das Wort an einen noch ziemlich jungen, erst vor kurzem vom Rhein eingewanderten Arbeiter abgetreten zu haben, der fragend, aber weder unfreundlich noch entgegenkommend, auf Wolfgang zutrat. Das energische, etwas blasse Gesicht mit den tiefliegenden, forschenden grauen Augen und dem fast kokett gestützten röthlichen Schnurrbart gefiel Wolfgang. Dieser Mann wußte, was er wollte. „Was bringen Sie?" fragte der Anwalt seiner Genossen.

„Am liebsten Frieden und jedenfalls wohlgemeinten Rath. Ich kenne nun die Stimmung drin (er zeigte zurück) und was ich Ihnen sagen kann, wird Ihnen vielleicht nützlich sein. Ich komme als Unparteiischer."

„Ein Wort für viele. Billigen Sie die Fabrikordnung?"

„Nein. Das thut auch der Kommerzienrath nicht. Er ist bereit, eine Deputation zu empfangen, die ihm die zu ändernden Punkte namhaft macht, und er ist bereit, das Reglement entsprechend abzuändern. Aber er knüpft dieses Zugeständniß an die Bedingung, daß bis 11 Uhr der Platz geräumt ist und daß um 1 Uhr die Arbeit ruhig wieder aufgenommen wird."

„Das hätte vielleicht heute früh ausgereicht — jetzt ist es wohl zu spät. Aber geben Sie mir eine Frist von fünf Minuten."

Wolfgang zog das Etui, bot dem jungen Manne eine Cigarre an, setzte selber eine in Brand und ging etwas abseits, um die Berathung in keiner Weise zu stören.

In dem Gesicht des Rheinländers zuckte keine Muskel, als er zurückkam. „Ich bedaure, Herr Hammer, es ist in der That zu spät. Wir sind unvermögend, wenn wir selbst wollten — und ich persönlich will allerdings nicht — auf Grund einer solchen Konzession hin die Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit, oder auch nur zum Verlassen des Platzes zu bewegen. Die Polen besonders fangen bereits an, ungeduldig zu werden, — ginge es nach ihnen, so hätte der Sturm auf die Fabrik längst begonnen. Biegen oder brechen, ist jetzt die Alternative. Wir fürchten uns vor nichts."

„Vor nichts? Sie sprechen dieses große Wort sehr gelassen aus. Wissen Sie auch, daß man drinnen fest entschlossen ist, an den Säbel zu appelliren und aus W. Husaren kommen zu lassen? Die Depesche liegt bereits auf dem Bureau, — spätestens um 11 Uhr wird sie expedirt, und wie rasch das Militär hier sein kann, können Sie Sich selber ausrechnen. Ich bin über diesen Entschluß erschrocken; ich habe ihn nach Kräften bekämpft, weil mir der Gedanke, diese wehrlosen Menschen dem brutalen Gutdünken einiger Husarenoffiziere überantwortet zu sehen, schrecklich war und ist; ich habe mir eine weitere Stunde Frist behufs Unterhandlungen mit Ihnen förmlich erbettelt und ertrotzt und ich hätte gewünscht, mit dieser Mittheilung, die doch immer einen Stachel zurücklassen wird, zurückhalten zu können. Wenn man es aber mit Ihnen zu thun hat, wird die längste Unterhandlung kurz, — das ist übrigens ganz nach meinem Sinn und man sieht sich bald gezwungen, seinen letzten Trumpf auszuspielen."

„Ihre Drohung schreckt uns nicht. Mit den zwei Schwadronen, die in W. stehen, werden wir fertig. Es sind genug alte Soldaten unter uns, denen die Kavallerie am allerwenigsten imponirt. Wenn Sie Sich umsehen wollen, werden Sie finden, daß wir von Anbeginn auch auf diesen Fall gefaßt waren und den einzigen Zugang für die von W. kommenden Husaren bereits durch einige ziemlich einfache Hindernisse nahezu unwegsam gemacht haben. Ein Steinhagel ist unter Umständen sehr wirksam und an Munition fehlt es nicht, da der Hof großentheils aufgerissen ist, um neu gepflastert zu werden. Lassen Sie Ihre Husaren nur herankommen — für warmen Empfang ist gesorgt."

„Wollen Sie Sich nicht begnügen, zu sagen: ‚Die Husaren'? Ich habe sie nicht gerufen und würde sie auch nicht rufen — schlimm genug, wenn sie ungerufen kommen. Ich habe auch nicht gedroht, ich habe nur warnen wollen, und da ich zufälligerweise auch etwas vom Kriegshandwerk verstehe, gebe ich Ihnen gern zu, daß Sie die Husaren mit blutigen Köpfen heimschicken können; ich würde an Ihrer Stelle hierüber gleichfalls ohne allzu große Sorgen sein. Aber, gesetzt, Sie werfen den Angriff zurück — was dann? Je später und nach je längerem Widerstande Sie niedergeworfen werden, desto größer wird schließlich die Niederlage, desto grausamer geht man gegen Sie vor — wollen Sie das?"

„Jetzt gebe ich Ihnen recht. Man würde es wohl auf einen zweiten Angriff mit verstärkten Kräften nicht ankommen lassen, der aber doch immer erst morgen erfolgen könnte. Indessen man hätte doch den Husaren eins ausgewischt und um die Fabrik und das Wohnhaus des Herrn Schlotjunkers würde es bis zum nächsten Tage sehr wunderlich aussehen."

„Und die Rache des Siegers? Sie wissen, es gibt sehr drakonische Gesetzesbestimmungen, die der Willkür des Richters einen weiten Spielraum lassen."

„Die Gravirtesten fliehen, und wenn sie gefangen und zu Zuchthaus verurtheilt werden, so ist das Unglück nicht allzu groß. Die Leute führen ja so schon ein Zuchthaus-Dasein und haben verdammt wenig zu verlieren. Das bischen Leben? Lieber Herr, grade heute sind sie verteufelt geneigt, es in die Schanze zu schlagen, besonders die von ihren Kaplänen meisterhaft verhetzten katholischen Polen, die einen speziellen Spahn auf den lutherischen Essenbaron haben. Die setzen alles auf's Spiel, um einmal wenigstens Rache zu nehmen und ihren Groll auszutoben, und ich sagte Ihnen schon, daß wir sie garnicht mehr in der Gewalt haben. Und im Stiche ließen wir sie schon deshalb nicht, weil sie den ersten Anstoß von uns bekommen haben. Wir haben eben auch so etwas wie Corpsgeist."

Wolfgang gab sich keinen Illusionen mehr hin. Bis 12 Uhr hatten die Arbeiter dem Kommerzienrath Bedenkzeit gegeben — es ließ sich annehmen, daß sie bis dahin warten würden, aber dann ging man aller Wahrscheinlichkeit nach zum Sturm und zur Demolirung über, und waren diese erregten Leute einmal an der Arbeit, so wurde sie gründlich besorgt. Ein scharfer Ritt von einer halben Stunde führte die Husaren nach M.; es war kein Zweifel, daß sie einhauen oder doch ein Karabinerfeuer eröffnen würden und es ließ sich nicht absehen, wie groß die Zahl der Opfer sein würde.

Der Arbeiter deutete Wolfgangs Schweigen und sein nachdenkliches Zaudern mit der Antwort falsch. Er fuhr fort:

„Um den Herrn Kommerzienrath und seine bürgermeisterlichen Gnaden, sowie um die armen Teufel von Polizisten seien Sie ganz außer Sorge, ja selbst um den sauberen Herrn Weinlich, obgleich der alte Schuft grade keine Schonung verdient hat. Für sie hafte ich Ihnen persönlich mit meinem Wort. Ich werde mit den zuverlässigsten Leuten das Comptoir besetzen und es soll ihnen kein Haar gekrümmt werden."

Aber nicht das war es, was Wolfgang nachdenklich machte. Er hatte längst bemerkt, daß die Bewachung der Rückseite des Comptoirs eine sehr oberflächliche und ungenügende war; ein Polizist hätte leicht entschlüpfen und die verhängnißvolle Depesche

fortbringen können. Sollte er, um das Blutvergießen um jeden Preis zu verhindern, dem Führer der Streikenden einen Wink geben und ihm wenigstens andeuten, daß die Absendung der Depesche sich noch verhindern lasse? Aber es schien ihm fast, als sei demselben garnichts an der Verhinderung der Requisition gelegen; hatte er doch die falsche Mittheilung, von der er sich eine so tiefe Wirkung versprochen, mit der größten Kühle aufgenommen. Und dann — kam es erst zur Demolirung, so war kein Zweifel, daß der Telegraphist auf eigne Faust nach W. Nachricht gab, und dann passirte das Unglück eben nur ein paar Stunden später. So mußte er denn das letzte versuchen. Er fragte:

„Würden Sie Ihren Kameraden von den Zugeständnissen und von der Drohung des Kommerzienraths Mittheilung machen und davon, daß die Husaren möglicherweise in diesem Augenblicke bereits unterwegs sind, wenn nämlich der Telegraphist nicht bis elf gewartet hat?“

„Sie glauben, das werde die heißen Köpfe abkühlen? Machen wir das Experiment. Es kann mir nur erwünscht sein, Ihnen



Lucifer. (Seite 323.)

zu beweisen, daß ich Ihnen die reine Wahrheit gesagt habe und daß die Leute zum äußersten entschlossen sind. Sie sollen selber sehen, ob und wie Ihre — pardon, die Husaren wirken.“

Er stieg auf eine Tonne, und eine fast unheimliche Stille war die Folge seines Erscheinens. Die melancholischen polnischen Lieder verstummten wie abgeschnitten; man drängte sich von allen Seiten geräuschlos heran und mit lauter Stimme und in kurzen Sätzen theilte der junge Mann den erwartungsvoll Lauschenden mit, zu welcher Erweiterung seines ursprünglichen Zugeständnisses der Fabrikherr sich herbeigelassen habe (daß Wolfgang damit bereits eine große Verantwortung auf sich geladen hatte und daß er garnicht berechtigt war, dieses Zugeständniß zu machen, war ihm ja unbekannt) und daß die Husaren telegraphisch beordert und vielleicht bereits auf der Straße zwischen W. und M. seien. „Und nun,“ schloß er, „entscheidet euch — ja oder nein?“

Es war ein brausendes Geschrei, das ihm antwortete. „Nein, tausendmal nein!“ „Unbedingte Zurücknahme!“ „Sie sollen nur kommen, die Schnurenmännchen!“ scholl es drohend und leidenschaftlich von allen Seiten, geballte Fäuste erhoben sich gegen die Fabrik und der Redner schwang sich von der Tonne, trat zu Wolfgang und fragte leise und fast vertraulich: „Die Hand auf's Herz, glauben Sie, daß es denen drin so nicht auch am liebsten ist? Sie wollen Blut sehen und sie werden es sehen!“

(Fortsetzung folgt.)



Tell. (Seite 323.)

Ein Grundstein der Naturwissenschaft.

„Der überhandnehmende Materialismus ist der mächtigste Förderer der sozialistischen Bewegung“ ist eine beliebte Sentenz der Gegner derselben; insofern sie unter jenem vielfältig gedeuteten Wort nichts weiter verstehen, als Ueberzeugungen und Grundsätze, die auf Naturkenntniß gegründet sind, ist dagegen nichts einzuwenden. Die Naturwissenschaft ist in der That die beste Freundin einer Strömung, welche die Gesellschaft auf vernunftgemäßer Grundlage umzuformen trachtet; und zwar in zweierlei Hinsicht: die Theorie dieser Wissenschaft einerseits befreit uns von religiösem und politischem Aberglauben, während andrerseits die praktische Anwendung ihrer Entdeckungen durch die bis zu einer garnicht absehbaren Grenze gesteigerte Produktionsfähigkeit der menschlichen Arbeit das Inslebentreten einer sozialistischen Einrichtung der Gesellschaft ermöglicht. Da unter den heutigen Verhältnissen diese erhöhte Befähigung der arbeitenden Kräfte wesentlich der Vermehrung des Privatkapitals zugute kommt, so ist es nur natürlich, daß dessen Verfechter auch innerhalb gewisser Grenzen in das Lob der Naturwissenschaft einstimmen und es sogar für nothwendig erachten, das heranwachsende, zur Arbeit bestimmte Volk in *seinen* Schulen zur praktischen Verwerthung der naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu dressiren. Wenn aber diese Leute die Bekanntschaft mit etlichen Maschinen und Apparaten als das Wesentliche, das für das *Volk* allein Brauchbare aus dem großen Reich der Naturwissenschaft hinstellen und gegen Verbreitung der Kenntniß der Theorie zetern (siehe Virchow), so ist es Zeit für jeden, der „um die Göttin freiend in ihr nicht das Weib sucht“ gegen jene Lehre „einer durchaus nöthigen, weisen Auswahl und Einschränkung“ als gegen einen neuen Aberglauben zu protestiren und durch des Bildungspöbels Geschrei unbeirrt gerade des Volkes Rüstung durch Verbreitung theoretischer naturwissenschaftlicher Kenntnisse verstärken zu helfen.

Diese einleitenden Worte sollen die Aufmerksamkeit des Lesers für eine Darstellung gewinnen, die anscheinend und nach dem Wunsche Uebelgesinnter der Beschäftigung des Geistes eines praktischen Mannes fern liegt. Die Worte der Ueberschrift meinen nämlich nicht die als Gegensatz zu dem künstlich hinaufgeschraubten Interesse an theologischen Haarspaltereien in den Vordergrund naturwissenschaftlicher Besprechung geschobene Deszendenztheorie, die man eher als einen Schlußstein in dem weiten Hallenbau der Naturwissenschaft bezeichnen könnte, sondern das physikalische Grundgesetz der Erhaltung der Bewegung und Kraft. Weil jener Lehrsatz über die uralten, von den Theologen seither als ihre Domäne betrachteten Fragen des Woher? und Wohin? unseres eignen, selbstbewußten Organismus Auskunft gibt, scheint er freilich Gegenstand des nächstliegenden Interesses. Wenn wir aber auch den aufmerksamen Leser bitten müssen, bei den allgemeinen Ausdrücken „Bewegung“ und „Kraft“ zunächst nicht an äußere Thätigkeit und inneres Vermögen des thierischen Organismus zu denken, so wollen wir ihn doch keineswegs durch reine Abstraktionen in philosophisch-theologischer Manier nasführen, die ja eben nur die Folge haben, das Denken einzuschläfern, zum Stillstand zu bringen und so naturgemäß zum Glauben überzuleiten. Auf diese Art der Hirnbeschäftigung paßt Mephistos Charakteristik:

> .... Ein Kerl, der spekulirt,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Haide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und ringsumher liegt schöne, grüne Weide.

Dagegen baut sich der naturwissenschaftliche Lehrbegriff immer auf Thatsachen auf, alle Schlüsse erfahren Anwendung, Beweis oder Erläuterung durch Thatsachen und es wird so auch die Theorie nie trocken und dadurch einschläfernd und schließlich zum Glauben verführend: ihr Zweck ist, zu überzeugen, nicht zu überreden!

Die kurze Formel: „Erhaltung der Bewegung und Kraft ist ein Naturgesetz“ will besagen, daß die an dem Stoff haftenden Eigenschaften, welche als Bewegungen oder Kräfte in die Erscheinung treten, wie der Stoff selbst ewig sind, nicht vernichtet werden können. Es soll aber auch weiter hiermit ausgedrückt werden, daß die Gesammtgröße von Bewegung und Kraft eine ganz bestimmte ist, die nicht vergrößert, noch vermindert werden kann.

Der Satz von der Unzerstörbarkeit des Stoffes ist das Ergebniß tausendfältiger Erfahrungen der Chemie, den diese junge Wissenschaft mit der Wage in der Hand seit etwa einem Jahrhundert unumstößlich festgestellt hat. Er konnte aber nur auf erfahrungsmäßigem Wege, durch Experimentiren mit der Materie gewonnen werden, und noch jetzt hat jeder einfache Diener in einem chemischen Laboratorium davon einen besseren Begriff und eine festere Ueberzeugung, als der Philosoph und Theologe, der, den mehrtausendjährigen Brei seiner eingebildeten Wissenschaft wiederkauend, mit Verachtung auf das Hantiren mit dem „gemeinen“ Stoff herabblickt.

Wenn die viel ältere Wissenschaft der Physik (d. i. eben die Lehre von den Bewegungen und Kräften) den Satz von der Erhaltung von Bewegung und Kraft erst seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu erweisen begonnen hat, so liegt das an der viel größeren Schwierigkeit, Kräfte zu messen, als Stoffe zu wägen. So wie unsre Begriffe über das Sonnensystem solange unrichtig blieben, bis denkende Menschen nicht mehr durch den Umstand beirrt wurden, daß wir dasselbe von einem sich selbst bewegenden Punkte außerhalb des Mittelpunktes beobachten müssen — ebenso konnte jener physikalische Grundsatz erst dann in aller Schärfe aufgefaßt werden, als man die bis dahin beobachtete Mannigfaltigkeit und Vielheit von Kräften und Bewegungen als eine Einheit durch die Erfahrung zu verstehen gelernt hatten, daß jede Art Kraft und jede Art Bewegung in eine der Größe nach bestimmte andere übergeführt werden könne.

Wir wissen jetzt, daß wir dieselbe Kraft, welche im fallenden Wasser die Massenbewegung des Mühlenrades hervorbringt, in einem Kreislauf überführen können in Elektrizität, Magnetismus, chemische Bewegung, Wärme, Spannkraft — diese können wir wieder eine Gewichtsmenge Wasser erheben lassen und denselben Kreislauf von neuem beginnen. (Aus dieser allgemeinen Darlegung des Gesetzes könnte vielleicht voreilig geschlossen werden, daß das Perpetuummobile also doch möglich sei — bei späterer Gelegenheit soll gerade aus dem hier behandelten Grundsatz die Unmöglichkeit des mechanischen Perpetuummobile dargethan werden.)

Die Eigenschaft, unvernichtbar, ewig zu sein, haben also Stoff einerseits, Bewegung und Kraft andrerseits mit einander gemein; ein gewisser Gegensatz aber liegt darin, daß alles Raumerfüllende, das wir zusammengefaßt Stoff nennen, durch die Chemie, wie bekannt, in 63 Elemente zerlegt ist, die wir eins in das andre zu verwandeln nicht im Stande sind, während wir die verschiedenen Kräfte und Bewegungen, die wir zusammenfassend als Bewegung und Kraft bezeichnet haben, eine in die andere überführen können.

Mancher aufmerksame Leser hat vielleicht schon wiederholt den Kopf geschüttelt und es wohl als eine bloße Weitschweifigkeit angesehen, daß immer von Bewegung und Kraft die Rede ist: ist denn Flugkraft und Flugbewegung der Kanonenkugel nicht einerlei?

Die Lässigkeit des Sprachgebrauchs, der auch unsere Denker und Forscher solange unterliegen, bis sie die Erscheinungen richtig in ihr Bewußtsein aufgenommen haben und dadurch genöthigt sind, für das Unterschiedene auch scheidende Bezeichnungen anzunehmen, ist eben eine weitere Ursache gewesen, daß man das Gesetz solange verkannte und von Aufhören, von Vernichtung einer Kraft sprach, wenn diese eine Bewegung erzeugt hatte, und von Vernichtung einer Bewegung, indem man deren Umsetzung in eine Kraft übersah. Beide verhalten sich wie Ursache und Wirkung!

Kraft ist die Ursache einer Bewegung; und wie die Bethätigung der komplizirten menschlichen Kraft, nennt man auch die von einer einfachen Naturkraft erzeugte Bewegung deren Arbeit. Umgekehrt ist wiederum Bewegung die Ursache einer Kraft und diese die Arbeit von jener.

Die Spannkraft der Pulvergase ist im obigen Beispiel die Ursache für die Flugbewegung der Kugel. Hinwieder ist die dem Wasser im Dampfkessel zugeführte Verbrennungswärme der Kohlen die Ursache der Spannkraft des erzeugten Wasserdampfes.

Aber Wärme ist doch keine Bewegung! wird der Leser einwenden, der ganz richtig das Wesen einer solchen als Ortsveränderung im Raume auffaßt. Und doch ist sie das, wenn auch nur eine Bewegung der kleinsten Theile, der Atome eines Körpers, gerade wie Licht, strömende Elektrizität und chemische Bewegung oder Affinität. Wir sind nur gewöhnt, die Massenbewegung — also die Ortsveränderung bestimmt begrenzter Körper,

zusammenhängender Atomgruppen — als Bewegung schlechthin zu bezeichnen.

Wir haben also — da Wärme- und Lichtbewegung sich nur quantitativ unterscheiden — in der ganzen Welt vier Arten von Bewegung. Diesen stehen ebenfalls nur vier Kräfte gegenüber: Schwerkraft, Magnetismus oder magnetische Kraft, Spannungselektrizität und Kohäsion oder Zusammenhangsfähigkeit der Körper.

Diese je vier Arten von Bewegung und Kraft besorgen also die ganze irdische und himmlische Statik und Mechanik, und es ist eher Aussicht auf Verminderung der Zahl, indem man mehrere, wie bei Wärme und Licht schon geschehen, als nur unwesentlich verschieden erkennt, als auf Entdeckung einer neuen.

Die Frage, was denn eigentlich von Anbeginn früher gewesen sei: Kraft oder Bewegung? wäre eine müssige! Die Beobachtung der ewigen Dauer der Bewegung der Himmelskörper hat zum Begriff der Unzerstörbarkeit der Bewegung überhaupt geführt. Newton's Annahme einer Anziehungs- oder Schwerkraft und die Aufstellung der Gesetze derselben lehrte die Art der gekrümmten Bahnen der Gestirne und deren Regelmäßigkeit kennen, führte zum Nachweis der Fall- und Pendelgesetze: aber er konnte und wollte diese Kraft keineswegs als Ursache der Bewegung gesetzt haben: diese nahm auch er einfach als gegebene Thatsache an. Ganz abgesehen davon, daß gerade die Anziehungskraft dem Schicksal, in bisheriger Auffassung beseitigt zu werden, zunächst anheim fallen dürfte, kennt die Wissenschaft nur einen ewigen Kreislauf von Bewegung in Kraft und wieder zurück.

Für den christlich-sozialen Arbeiterfreund dürfte hier ein geeigneter Punkt sein, im Kampfe gegen unsere materialistische „Verflachung“ den wuchtigen Hebel seiner Wissenschaft anzusetzen und unsre mechanische Weltanschauung durch die tiefsinnige Frage über den Haufen zu werfen: Wer hat denn aber die Gestirne in Umlauf gesetzt und ihnen die Kraft verliehen, sich gegenseitig anzuziehen? Wir müssen sofort zugeben, daß unsre Wissenschaft keine Antwort darauf hat. Diese Art der Fragestellung — eigentlich nur ein uralter theologisch-gewerblicher Kniff, der darin besteht, daß ein phantastisches Etwas unter beobachtete Thatsachen gemischt und dafür Erklärung verlangt wird — verdient überhaupt weiter keine Beachtung von seiten der wahren, d. i. der Naturwissenschaft. Ihre Aufgabe ist erfüllt, wenn es ihr gelingt, alle durch unsre Sinne in geregelter Verstandesthätigkeit beobachteten Erscheinungen und Thatsachen in ihrem gegenseitigen Zusammenhang darzulegen, d. h. zu erklären. Und ist sie auch jetzt noch weit vom Ziel, so ist das umsoweniger Grund für uns, von dem von ihr vorgezeichneten, aussichtsvollen Wege uns in sumpfiges, pfadloses Gestrüpp locken zu lassen, um da zu versinken und zu ersticken. Also wissenschaftliche Erklärung der einzelnen Bewegungen und Kräfte soll unsre weitere Aufgabe sein, die wir nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft erfüllen wollen; d. h. nicht nur ehrlich und ohne Einschränkung zu sagen, was sie weiß, sondern sogar die Punkte besonders hervorzuheben, die noch weiterer Aufklärung bedürfen.

R.-L.

Die Sandwich-Inseln.

Von F. Rz.

Honolulu, im Januar 1878.

Das von den Fluthen des Stillen Ozeans umspülte Inselreich Sr. Majestät des Königs **Kalakaua**, welcher durch seine vor einigen Jahren erfolgte Spritztour durch die nordamerikanische Union von sich reden machte und als der erste Monarch, welcher den Boden des „freien“ Yankeelandes betrat, die Federn in Bewegung setzte, hat seit seiner vor nunmehr genau hundert Jahren erfolgten Entdeckung höchst bemerkenswerthe zivilisatorische Fortschritte gemacht, und es dürften einige Mittheilungen über dasselbe und über seine Bewohner, die braunen „Kanaka's“, welche letztere nach den Vorstellungen vieler Europäer noch heute vom Sonnenschein leben und sich nach der Mode à la Adam kleiden, für die Leser der „Neuen Welt“ von Interesse sein.

Zunächst einige geschichtliche Notizen.

Die Sandwichinseln oder der „hawaiische Archipel“, wohl die reizendste Gruppe der polynesischen Inselwelt, wurden bekanntlich durch den Kapitän James **Cook** entdeckt, den Kommandanten der englischen Entdeckungsexpedition (welche im Sommer 1776 Plymouth verließ), als derselbe auf der Reise von Tahiti (Gesellschaftsinsel) nach der Nordwestküste Amerikas begriffen war. Am 19. Januar 1778 ankerte er zu **Kauai**, einer zur Gruppe gehörigen Insel. Von diesem ersten Besuche stammt der Name „Sandwichinseln“, den der Entdecker den Inseln zu Ehren des damaligen Chefs der britischen Admiralität, Lord of Sandwich, beilegte.

Es wird zwar von einigen behauptet, daß diese Inseln*) ebensowenig durch Cook entdeckt wurden, als Amerika durch Columbus, und daß früher spanische Seefahrer jährliche Reisen durch den Stillen Ozean von Acapulco nach Manila machten. In einem alten Werke, dessen Titel und Verfasser längst vergessen, sei angegeben, daß in einem diesen Reisen dienenden Fahrzeuge, kommandirt von einem Kapitän Anson, 37 Jahre bevor Cook nach Kauai kam, eine Karte mit darauf aufgezeichneten Inseln, deren geographische Lage mit der der Sandwichgruppe**) übereinstimmte, nach Mexiko kam. Ferner kannten bei dem Cook'schen Besuche die Eingebornen den Werth des Eisens genau, was ebenfalls darauf hindeutete, daß schon früher Weiße die Inseln betraten. Wie dem nun auch sei: Thatsache ist, daß durch Cook die Existenz derselben zur Kenntniß der zivilisirten Welt kam. —

Nach kurzem Aufenthalte in Kauai, woselbst die Eingebornen ihm freundlichst entgegen kamen, segelte Cook nach seinem Reiseziele, der Nordküste, kam jedoch gegen Ende des Jahres 1778 zurück und legte an der Insel **Maui** an, ging von da nach der Kealakekua-Bai (Insel **Hawaii**), kam daselbst in einen Konflikt mit den Eingebornen und fand durch letztere nebst mehreren Marinesoldaten am 4. Februar 1779 seinen Tod. Ein Denkmal bezeichnet jetzt die Stelle.

In den Jahren 1792, 1793 und 1795 besuchte ein anderes englisches Schiff, kommandirt von einem Kapitän Vancouver, die Inseln und ließ das erste Vieh, Schafe 2c. — welches er von Kalifornien gebracht — auf denselben zurück. Dasselbe vermehrte sich sehr rasch.

Blutige Kriege herrschten um jene Zeit unter den Eingebornen. Einem Häuptlinge zweiten Ranges, **Kamehameha**, gelang es, sich zum Herrn der großen Insel Hawaii zu machen, sich auch die andern Inseln nach und nach zu unterwerfen und somit Alleinherrscher der ganzen Gruppe zu werden. Er zeigte sich den Fremden freundlich, ermunterte den Besuch fremder Schiffe, baute eine ganze Flotte kleiner Segelboote und war unternehmend genug, auf eigene Rechnung ein mit kostbarem Sandelholz — damals in üppiger Fülle auf den Inseln vorhanden, jetzt jedoch fast ausgerottet — beladenes Schiff nach China zu senden, welches mit allerlei Waaren beladen zurück kam. Dieser Häuptling oder „König“ trägt in der hawaiischen Geschichte den Namen Kamehameha I. oder „der Große“, und sein Geburtstag wird noch heutzutage als Nationalfesttag gefeiert. Er starb 1818. — Sein Nachfolger war sein ältester Sohn **Liholiho**, genannt Kamehameha II., welcher die Einführung des Christenthums begünstigte und 1823 mit einer seiner Frauen nach England ging, woselbst jedoch beide kurz nach ihrer Ankunft (in London) 1824 starben. Der bei dem Tode des Königs erst zehnjährige Bruder desselben folgte ihm später als Kamehameha III.

Das Christenthum fand schon frühzeitig auf den Inseln Eingang. Die ersten christlichen Missionäre landeten im April des Jahres 1820. Sie gehörten der englischen Kirche an, waren thätig und erfolgbegünstigt. Verdienstlich machten sie sich dadurch, daß sie die Sprache der Eingebornen zur Schriftsprache machten, und neben Kirchen auch Schulen gründeten, in welchen sie Alt und Jung im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilten. Doch bald bekamen sie Konkurrenz. Im Juli 1827 landeten, von

*) Acht an der Zahl: Hawaii, Maui, Oahi, Kauai, Molokai, Lanai, Niihau, Kahoolawe; dazu einige kleine Eilande. Flächeninhalt sämmtlicher Inseln etwa 285 geographische Quadratmeilen.

*) Diese liegt zwischen dem 18. und 23. Grade nördl. Breite und dem 154. und 161. Grade westl. Länge.

Bordeaux kommend, die ersten katholischen Missionäre, welche jedoch durch die von den protestantischen Aposteln beeinflußte Regierung im Dezember 1831 gewaltsam auf ein Schiff gebracht und nach Kalifornien gesandt wurden. Im April 1837 kam jedoch ein Theil derselben auf einem britischen Schiffe zurück; man verweigerte ihnen anfangs die Erlaubniß zu landen, doch kam inzwischen ein französisches Kriegsschiff unter Kapitän Dupetit Thonars im Hafen von Honolulu, dem Hauptorte der Insel, an und erzwang ihre Landung. Nachdem dasselbe jedoch wieder abgegangen, wurden den Päpstlichen auf's neue Schwierigkeiten bereitet, ihnen das Predigen verboten, und es erschien daher im Juli 1839 die französische Fregatte „L'Artemise" und forderte und erhielt zugestanden — denn wie hätte man sich widersetzen können? — völlige Lehrfreiheit für die katholischen Missionäre, ein Grundstück in Honolulu zum Bau einer katholischen Kirche und eine Summe von 20,000 Dollars als Bürgschaft für die Erfüllung der Forderungen. Von diesem Zeitpunkte an konnte man den Katholizismus als auf den Inseln permanent etablirt betrachten. Es wurden auf allen Inseln Zweigmissionen errichtet, in Honolulu eine große Kirche gebaut, und die „Alleinseligmachende" gewann unter den Eingebornen bald ebensoviel Anhänger, als die protestantische Kirche. Ob jedoch in beiden feindlichen Lagern das Bibelwort: „Verlasset Euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: hie ist des Herrn Tempel! hie ist des Herrn Tempel! hie ist des Herrn Tempel! sondern bessert Euer Leben und Wesen, daß Ihr recht thut einer dem andern" — zu hören war, dürfte wohl sehr fraglich erscheinen. Im Jahre 1839 erschien die erste vollständige Bibel in der Sprache der Eingebornen.

Im Oktober des Jahres 1840 kam unter dem Einflusse der Engländer und Amerikaner, welche sich im Laufe der Zeit auf den Inseln niedergelassen, die erste Konstitution des Landes zu Stande. In demselben Jahre fand die erste öffentliche Exekution statt. Der „arme Sünder", der Vergiftung seines Weibes für schuldig befunden, war ein Häuptling von hohem Range, der Großvater des jetzigen Königs. Die Konstitution von 1840 ward durch die Legislatur im Jahre 1852 amendirt und blieb bis 1864 in Kraft, in welchem Jahre König Kamehameha V., welcher seinem im November 1863 verstorbenen Bruder in der Regierung gefolgt war, „seinem Volke" eine neue, höchst freisinnige Verfassung gab. Dieser König starb im Dezember 1872. Sein Nachfolger war König Lunalilo, welcher jedoch schon im Februar 1874 starb. Mit ihm erlosch die alte Regentenlinie. Der gegenwärtige, im 42. Lebensjahre stehende König Kalakaua wurde durch die Legislatur zu seiner jetzigen Würde erhoben, erfreut sich jedoch bei der Majorität seiner braunen Unterthanen keiner besonderen Beliebtheit. Dieselben waren mit der Wahl ihrer Herren Vertreter, welch letztere man zum Theil durch klingende Argumente bestochen hatte und die daher anders abstimmten als sie zu Hause versprochen, sehr unzufrieden und prügelten sie gehörig durch. Ganz praktisch!

Soviel über die hawaiische Geschichte.

Die Formation der ganzen Inselgruppe ist vulkanisch. Eine große Menge todter Vulkane findet man auf den Inseln zerstreut, in deren Nähe das Land auf theilweise weite Strecken mit geschwärzten Massen geborstener Lava bedeckt ist, welche in vergangenen Perioden die Krater überflutete. Auf der Insel Hawaii befinden sich zwei noch aktive Vulkane, der gegen 14,000 englische Fuß hohe Mauna-Loa, welcher mit Unterbrechungen, und der 4,000 englische Fuß hohe Kilauea, welcher ununterbrochen thätig ist und der als der bedeutendste der noch thätigen Vulkane auf unserm Planeten betrachtet wird. Ein erloschener Vulkan von wahrhaft riesigen Dimensionen befindet sich auf der Insel Maui. Die Eingebornen nennen ihn Haleakala („Haus der Sonne"), er ist über 10,000 Fuß hoch, und sein Krater hat den ungeheuren Umfang von 27 englischen Meilen. Die wildzerrissenen Gebirge, bis zur Höhe von mehreren tausend Fuß von dichter tropischer Vegetation, die höchsten Gipfel derselben theilweise vom ewigen Schnee bedeckt, geben dem Lande einen höchst romantischen landschaftlichen Charakter, und man kann bei dem freilich mit großen Schwierigkeiten verbundenem Besteigen derselben so ziemlich alle Klimate der Erde kennen lernen.

Spuren von Metallen hat man bisjetzt nocht nicht entdeckt.

Ueber die Flora des hawaii'schen Archipels ist in einem der letzten Jahrgänge der „Natur" (Halle) ein interessanter Artikel erschienen, auf welchen hiermit aufmerksam gemacht sei. Viele tropische Gewächse, welche ursprünglich hier nicht heimisch waren, hat man mit Erfolg eingeführt. Versuche, europäische Obstbäume zu akklimatisiren, schlugen jedoch fehl. Den Weinstock dagegen findet man an manchen Plätzen; es wurden die ersten Reben durch ein britisches Kriegsschiff 1796 nach den Inseln gebracht. Die schlanke Kokospalme, den „eigentlichen Lebensbaum der Tropen", welchen der sinnige indische Volksmund dem Tropenbewohner zu 99 verschiedenen Zwecken dienen läßt, findet man nur ausnahmsweise im Innern der Inseln, umsohäufiger jedoch in der Nähe und besonders an der Küste des Meeres, wo die dichten Gruppen desselben mit ihren schwankenden, fruchtbeladenen Kronen einen prächtigen Anblick gewähren. In den Thälern und Schluchten und auf den Abhängen der Berge findet man außer verschiedenen Gattungen, geschätztes Nutzholz liefernder, harter Laubhölzer, von welchen besonders das an Schönheit unübertroffene Koaholz zu nennen ist, die Banane mit ihren oft zentnerschweren Bündeln gelber wohlschmeckender Früchte, fruchtbeladene Orangen- und Limonenbäume, Lauhalla — Pandanus odorolissima — mit ihren sonderbaren Wurzeln und sowohl an die Ananas als an unsere deutschen Tannenzapfen erinnernden Früchten, und das allgegenwärtige Quiavengesträuch als die in die Augen fallendsten Repräsentanten der Vegetation. An Schlingpflanzen und Orchideen bieten die Inseln nicht gerade viel. An den zahlreichen, jedoch vielfach wasserarmen Bächen und Flüssen erblickt man die Taropflanze, aus deren rübenähnlicher Frucht die Eingebornen ihre Nationalspeise, den „Poi", bereiten. Letztere besteht aus einer grauen, kleisterartigen Masse, welche mit den Fingern genossen wird. In der Nähe der Ortschaften erblickt man zahlreiche, stets unter Wasser gesetzte Beete, in welchen der Anbau dieser Pflanze planmäßig betrieben wird. Auch auf den Tischen der Weißen findet man die Tarofrucht. Sie vertritt hier die Stelle der Kartoffel und hat, gekocht, einen letzterer ähnlichen Geschmack.

Auf den für die Zwecke der modernen Agrikultur geeigneten Stellen sieht man mehr oder minder umfangreiche Zucker-, Reis- und Kaffeeplantagen sich ausdehnen, deren Besitzer fast ausschließlich amerikanische und englische Kapitalisten sind, welchen ein vor einigen Jahren zwischen der hawaii'schen und der Vereinigten-Staaten-Regierung abgeschlossener Vertrag, nach welchem Zucker zollfrei nach der Union eingeführt werden darf, sehr zu statten kommt. In den Eingebornen und eingewanderten Chinesen finden diese Leute billige „Hände", und das Geschäft der Ausbeutung verstehen sie gleichfalls aus dem Fundament.

(Schluß folgt.)

Komödiantenfahrten im Kaukasus.

Von Dr. **Max Trausil.**

Der Chimborasso meiner Wünsche war erklommen. Nach einer donnernden Philippika wies mir, dem gelbschnäblichten Demagogen, den nur mütterliches Gebot in's Kloster getrieben und der sich erkühnte, die lateinischen Schnitzer der ältesten Patres zu korrigiren, der feiste Präfekt des Piaristenklosters in Pavia die Thür. Viel bewegliches Eigenthum beschwerte nicht meinen Auszug. Mit einem Empfehlungsbrief des kupfernasigen Regenschori, einem Viatikum von zwei Lire in der Tasche, die mir der gutmüthige Bruder Pförtner zugesteckt hatte, etwas Wäsche und einigen Büchern im Ranzen, wanderte ich per pedes apostolorum nach Mailand. Am andern Tage sang ich Probe und verpachtete an den Impressario (Theaterunternehmer) Papanicola auf drei Jahre meinen Tenor sammt Zubehör.

Mein allzufrommes Mütterchen schlug drei Kreuze vor dem Komödianten auf dem Stammbaum der Della Porta, welch' letztere verschiedene Kirchenlichter zierten; der gutmüthige Vater gab zu meiner Berufsänderung unter der Bedingung seine Einwilligung, daß ich nach Ablauf des Kontraktes auf's neue meine

Studien aufnehmen solle, was ich auch versprach und redlich hielt, um nach Jahren — wieder zum Theater zu laufen.

Mein Direktor, Gioachino Papanicola, ein angehender Sechziger, trocken wie ein Stockfisch, rührig wie ein Einhörnchen, dessen schlottriche Glieder, in abgetragenen, unsauberen Kleidern, mehr von Nervenenergie wie durch Muskelkraft in Bewegung gesetzt wurden, war ein Unikum in Bezug auf gewagte Opernexpeditionen. Mit der Ausdauer eines Hamsters trug er heute die Maravedi in Madrid und morgen die Kopeken in Petersburg zum Kapital zusammen, welches seine Söhne in Mailand im dolce far niente vergeudeten. Diesmal hatte diese lebende Vogelscheuche verschiedene vergangene und zukünftige Gesangscelebritäten (zu den letzteren wurde auch meine Wenigkeit gerechnet) zu einem musikalischen Raubzug nach der Levante zusammengetrommelt. Seine „italienische“ Operngesellschaft war eine wahre Olla potrida von Nationalitäten. Das Orchester bestand aus böhmischen Musikanten, welche das Argusauge Papanicola's auf einer Fiera (Jahrmarkt) in Lodi entdeckt und nach genauer Prüfung ihrer Leistungsfähigkeit für sein Unternehmen gewonnen hatte. Das Chorpersonal rekrutirte er aus Mailands ehrsamen Handwerkern, die mit und ohne Erlaubniß ihrer Gattinnen eine Fahrt „in's alte romantische Land“ riskiren wollten.

Unsere Primadonna assoluta, eine Wienerin, die soeben dem berühmten Taubenschlag des mailänder Gesanglehrers Lamperti entflatterte, war eine üppige Milch- und Blutblondine im ersten Thauschimmer der Jungfräulichkeit. Beim Anblick der anmuthvollen Majestät ihrer mittelgroßen Gestalt überschlugen sich meine klösterlich gemaßregelten Sinne in nebelhafter Phantastik und ich deklamirte halblaut:

„Tu sei quel dolce fuoco,
L' anima mia sei tu!“*)

Ich muß aber bei dieser Rhapsodie eine lächerliche Figur gespielt haben, denn mein neapolitanischer Baßbuffokollege, ein zweiter Sancho Pansa, kollerte wie ein Truthahn vor Lachen, in welches die Altistin, eine sehnige Spanierin mit der gelben Blässe à la Velasquez und ihr Mann, der fadgeschniegelte Baritonist, Franzose von Geburt, aus vollem Halse einstimmten. Nur Signorina Giuseppina Negroni, wie man die fesche Wienerin Pepi Schwarz verwälscht hatte, lachte nicht und flüsterte mir mit ihrem glockentönigen Organ in's Ohr: „Machen's Ihnen nix aus diese wälischen Katzelmacher.“ Obzwar der grammatische Aufbau dieser Sentenz den alten Adelung sammt den Gebrüdern Grimm wahrscheinlich zur Verzweiflung gebracht haben würde, war er für mich „Sphärenklang aus Himmelshöhen“ und steigerte das bewundernde Entzücken zur Liebe. Wir stolzen Herren der Schöpfung sind doch nur Knechte der Schönheit. Sie, der Inbegriff aller Huld, hatte Mitleid mit dem langaufgeschossenen Pfäfflein, das zwar mit längst vermoderten Herren wie Sallust und Tacitus auf vertrautem Fuße, stand aber unter lebenden Menschen ein unbeholfener Schulfuchs war, dessen einziges Verdienst in einer ausgiebigen Tenorstimme bestand.

Nachdem Kapellmeister Luigi Arditi, der Vater des damals noch neugeborenen Walzers „Il baccio“ der Gesellschaft die sechs landläufigen Opern, welche in zahllosen Wiederholungen abgehaspelt, jede Stagione ausfüllen mußten, eingetrichtert hatte, ging unsere Reise über Oesterreich nach den Donaufürstenthümern.

Das leichtlebige Theatervölkchen, „das nie den Teufel spürt und wenn er sie beim Kragen hätte“, war für mich ein interessantes Beobachtungsobjekt und erweiterte meine Sprachkenntnisse, denn bei unseren gemeinschaftlichen Mahlzeiten summten und schwirrten die Sprachen durcheinander wie beim Völkerstrike des babylonischen Thurmbaues.

Bei meinem ersten Debut in Jassy, als Manrico in Verdi's „Troubadour“, hätte ich beinahe durch den neckischen Kobold Zufall Schiffbruch gelitten. Als mich das Publikum nach der hinter den Koulissen gesungenen Serenade beim Erscheinen auf der Szene applaudirte, nahm ich, mich linkisch verbeugend, mit dem Federhut zugleich die Lockenperrücke ab, die mir der Friseur auf meine klösterlich kurzgeschnittenen Haare gesetzt hatte. Das haarige Ungeheuer glitt, von mir unbemerkt, aus der Hand zu meinen Füßen. Urplötzlich brach der Applaus ab, das Publikum wigalaweiawogte vor meinen Augen wie ein sturmgepeitschter See. Der eifersüchtige Luna flüstert dem verhaßten Manrico zu: „Aufheben, aufheben!“ In meiner Kurzsichtigkeit halte ich die „falsche Behauptung“ zu meinen Füßen für einen mir zugeworfenen Lorbeerkranz und, sie aufhebend, drücke ich sie mit offizieller Rührung an die Brust. Jetzt brach das Publikum in homerisches Gelächter aus. Als ich meinen Irrthum gewahr wurde, preßten meine zuckenden Finger in wüthender Verzweiflung — die Perrücke, wie einst der racheschnaubende Othello Desdemonas Taschentuch. Mein schützender Engel, die fesche Pepi-Lenore, entriß mir die Perrücke und stülpte sie auf meinen Kopf — leider schief. Jetzt konnten sich auch die Musiker nicht mehr vor Lachen halten; vergebens fuchtelte Arditi mit seinem Taktirstock, das Orchester war und blieb aus Rand und Band — das tragische Finale des ersten Aktes wurde unter Hohngelächter begraben. Glücklicherweise sicherte mir der Hervorruf nach der Stretta des dritten Aktes einen durchschlagenden Erfolg. Nach Verlauf von vier Wochen war ich Routinier, d. h. man sah mir das Lampenfieber nicht mehr an, wenn auch die Pulse Generalmarsch schlugen.

In Bukarest (Bukureschti, Stadt der Freuden, wo elende Hütten neben stolzen Palästen stehen), dem Lasterpfuhl moralischer Verkommenheit, lernte ich zwei politische Flüchtlinge, den Schriftsteller Moritz Hartmann und den ungarischen General Klapka kennen, welche mich in die politische Arena einführten, was ich heute noch, nach 20 Jahren, dankend anerkenne. Erst auf ihren Wink drang mein Blick durch die glänzend polirte Schale der sozialen Verhältnisse zu dem faulen Kern, der nur nominell aufgehobenen Leibeigenschaft, welche auf neunzehntel der Bevölkerung, den Bauern, lastet. Die eingewanderten Handwerker und Kaufleute unterstehen glücklicherweise der Konsularjustiz ihres Stammlandes. Die rumänische Regierungsmaschine, diese lächerliche Nachäffung des französischen Parlamentarismus, arbeitet nur für die „oberen Zehntausend“. Das Volk ist eine recht- und besitzlose Heerde, die nur zu oft ihre Wuth an den Knechten der Knechte, den Juden, ausläßt. Der Dorobantze (Gensdarm) führt nebst den Waffen den Kantschu (Geißel) im Gürtel und bindet Arretirte an den Schweif seines Pferdes. Nicht viel schlechter sah es bei den „Enkeln Roms“ vor ihrer Unterjochung durch Trajan aus und so ist es heute. Das rumänische Volkselement diente immer nur als passive Unterlage für die in den transsylvanischen Alpen sich vorübergehend festsetzenden Nationen. Dem Hohenzoller Carl wird es ebensowenig wie seinem berüchtigten Vorgänger Cusa gelingen, den rumänischen Augiasstall zu säubern, wenn er nicht von unten anfängt.

Da ich den Gelagen meiner Kollegen keinen Geschmack abgewinnen konnte, kehrte ich bald zu meinen geliebten Büchern zurück, d. h. zu denjenigen, die mir die russische Grenzpolizei auf der Reise nach Odessa nicht konfiszirt hatte. Börne und Proudhon bekam ich zwar nach vielem Antichambriren wieder, aber von Censurstrichen wie Zebra gestreift.

Damit man in dem schönen Odessa nicht vergißt, daß es in Rußland liegt, werden die breiten Straßen, die strahlenförmig am Hafen zusammenlaufen, von kettenbelasteten Sträflingen gekehrt, die wahrscheinlich infolge ihrer opulenten Verpflegung die Vorübergehenden anbetteln und das Almosen mit ihren Wächtern in Wuttki verkneipen. In der Nähe des botanischen Gartens steht der Schandpfahl, Karke genannt, wo die zur Deportation nach Sibirien Verurtheilten, bis zum Gürtel entkleidet, dreimal dreißigmal geknutet werden. Ich sah einen siebzigjährigen Falschmünzer während der barbarischen Prozedur den Geist aufgeben. Auch Puschkin und Lermontoff, der russische Schiller und der russische Goethe, haben die schmachvolle Züchtigung erlitten. Bei dem deutschen Spion und russischen Staatsrath Herrn von Kotzebue hat man l e i d e r eine Ausnahme gemacht.

Erst auf dem herrlichen, freien Schwarzen Meer, am Bord des stattlichen Steamers „Wladimir“, der die lustigen Komödianten nach Poti in Georgien hinüberführte, konnte ich wieder meines Lebens froh werden. Um zu beweisen, wie wenig die glitzernde Spiegelfläche das Epitheton „schwarz“ verdient, will ich einen Sonnenuntergang zu schildern versuchen, soweit es die Feder vermag. Auf der Höhe von Balaclava, in der Nähe des blutgetränkten Sebastopol, ging die Sonne zu Rüste. Wo finde ich Worte, zu schildern, wie der blutrothe Schein des sinkenden Tagesgestirnes mit der blaudunkeln Meerestiefe sich zu bläulichpurpurnem, schwingendem und zitterndem Schimmer vermählt, wie die Silberatome der Brandung in ewig veränderlichem Demantglanz in allen Farben sprühen, wie Wolkengebirge, gleich Inseln, aus dem Meere tauchen, goldumsäumt, blutüberströmt und von Azurblau durchduftet, wie Phöbos immer tiefer sinkt, immer

*) Du bist mein süßes Feuer,
Meine Seele bist du!

glühendere Strahlen von seinem Wagen strömen, wie er endlich weit, weit sein Viergespann in die Fluthen lenkt und des Himmels Pracht, die das blöde Menschenauge gefesselt, ja geblendet festhält, allmählich verhaucht, wie die leuchtenden Farben sich lösen, um dem golddurchwirkten Sternenzelte Platz zu machen. In dem Felsenlabyrinth des Kap Aia umfing uns schwarze Nacht.

Doch sieh, wird es nicht hell um Ostens Schwelle?
Die Wolken säumt ein blasses Farbenband,
Der Schimmer wächst zur bleichen Tageshelle,
Als aus der Salzfluth steigt des Mondes Rand;
Wie silbern hüpft zum Nixentanz die Welle
Und blauer Duft verkläret Meer und Land.
Der Kiel wirft Myriaden Sterne auf,
Ein Funkenschweif bezeichnet seinen Lauf.

Als ich dem Fräulein Schwarz dies Pröbchen meiner Naturkneiperei vorlas, sagte sie mit einem Blick auf die mondbeglänzte Spiegelfluth: „Schau, schau! Dös haben's schön g'sagt. Eigentlich haben Sie's nur von der Natur abgeschrieben, aber es kann halt doch nit jeder." Ein Händedruck der reizenden Naiven und stillbeglückt schlich ich zu meiner Coje, wo mich bald das gleichmäßige Umdrehen der Schiffsschraube in den Schlummer knarrte.

Als ich am andern Morgen, um meine Stirn in frischer Meeresluft zu baden, auf's Verdeck stieg, streckte mir der wetterbraune Steuermann die schwielenharte Rechte mit einem „Zdrasti"*) entgegen und wies, nachdem er in einem kühnen Bogen sein Primchen über Bord spedirt hatte, mit der Linken nach Osten. Wie eine Wolkenbank erhoben sich vor meinen trunkenen Blicken in stiller Majestät die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus, rosig angehaucht von den ersten Strahlen der eben aufgehenden Sonne. Als wir uns der Halbinsel Taman näherten, schwanden die eisblinkenden Firnen in bläulichem Duft. Der „Wladimir" nahm von Anapa bis Suchum-Kaleh seinen Kurs hart an der Küste. Von Norwesten landeinwärts ansteigend, nach dem Meere zu schroff und kurz abfallend, bildeten zu unserer Linken bewaldete Berge, von wasserreichen Thälern durchschnitten, eine herrliche Wandeldekoration. Bald hing der Blick an sturmzerfressenen Steinkolossen, die von Titanenhand auf überhängende Felsgallerien gerollt schienen, um das darunter segelnde Schiff wie eine Nußschale zu zerschmettern, bald folgte er den klaren Bergwässern, die sich murmelnd durch das üppige Grün drängten. Ueberall Laub, Blüthen, Duft und sprudelnde Quellen. Des Meeres Rauschen und der tiefblaue Himmel vollendeten das bezaubernde, märchenhaft schöne Bild, das an Sizilien erinnert. Und in diesem Paradiese haust der Auerochs, seitdem ein Raubthier, der Russe, das andere, den Tscherkessen, daraus vertrieben. Urwälder füllen die verlassenen Thäler wie in grauer Vorzeit.

*) Sei willkommen.

Am andern Tage waren wir in Poti. Rasselnd rollte der Anker zum felsigen Grund, aber noch einmal mußten wir die müden Glieder in die schmale Coje pressen. Die See ging hoch und die Brandung machte eine Annäherung an's Ufer gefährlich. Mit kurzem Klagelaut umflatterten uns die Möven und in dunklere Fluth zog leuchtend der Delphin. Ein Ungewitter hatte die Nacht getobt, das Schiff zerrte an der Ankerkette wie ein wildes Thier. Im Tagesgrauen war die Wetterwolke zerstoben, der letzte Donnerschlag verhallt. Die goldene Morgensonne hatte ihre strahlenden Augen mit einem Wolkenschleier verhüllt, was uns aber nicht verhinderte auf der sich allmählich beruhigenden See unsere Siebensachen an Land zu schaffen. Ich fuhr in einem nichts weniger als wasserdichten Kahn mit Fräulein Schwarz und ihrer Theatermutter, recte Tante. Der mingrelische Bootsmann muß uns bei der Musterung unserer animalischen Requisiten für Menageriebesitzer gehalten haben, denn aus dem Arbeitskörbchen des Fräulein Schwarz guckte ein zahmes Meerschweinchen, die Tante streichelte auf ihrem Schooß den seekranken Mops und in meiner Rechten baumelte der Käfig mit dem Liebling der Familie, einem Kanarienvogel.

Das schmutzige Poti auf der schönen Rionlandzunge ist eine entstellende Warze auf einem zierlichen Finger. Mein Wissensdrang ließ mich bald alle Strapatzen vergessen und trieb mich hinaus in die gesegnete kolchische Ebene, von wo Jason in mythischer Vorzeit das goldene Vließ heimgeführt. Sonderbare Fügung des Schicksals, daß dort, wo Mutter Erde mit vollen Händen ihre Gaben streut, der Mensch indolent und kulturfeindlich ist. Der primitive Hakenpflug des stupiden mingrelischen Bauers sieht gerade so aus als ob er seit den Zeiten der Medea keine verbessernde Veränderung erfahren hätte. Der darbende Lesghier, im steten Kampfe mit den Elementen, ist ein Aar, verglichen mit der mingrelischen Schildkröte. (Schluß folgt.)

Fischfang-Erlebnisse.

Nach dem Englischen von **Dr. Heinrich Böhnke-Reich.**

Etwa drei französische Meilen von Quimperle in der Bretagne, am landschaftlich schönsten Theile des Flusses Quimper, in der Nähe der reichhaltigsten Lachsteiche, liegt ein Dorf, das die Bretagner Knockynolly nennen. Dem Geistlichen dieses Dorfes hatte ich bei Beginn der Fischereisaison meine Aufwartung gemacht und mir sein Wohlwollen in der Weise erworben, welcher kein Geistlicher widersteht, nämlich durch häufige, wohlgewählte Geschenke an Fischen, Wein und anderen Lebensmitteln und durch angepaßt zuvorkommendes Benehmen gegen seine Haushälterin. Infolgedessen war ich ein- für allemal in die Pfarrei eingeladen, wenn man ein mehr als bescheidenes bretagnisches Dorfhaus so nennen kann, und stellte dort auch mein Pony ein, wenn ich nach Knockynolly zum Fischen kam. Obgleich ein Engländer und Ketzer, verzehrte ich dort doch manche Forelle, manchen zarten Kapaun, leerte dort manche Flasche Champagner und Bordeaux in Gesellschaft des gutmüthigen, kleinen Priesters, der sich vortheilhaft vor seinen Amtsbrüdern in diesem Theile der Welt unterschied, die gewöhnlich die ungebildetsten und bigottesten Wesen sind. Mein gutes Einvernehmen mit dem Priester machte mir auch die Gemeinde zu Freunden, und jeder gestattete mir, nach Belieben und ohne Störung zu fischen, wo ich wollte.

Ich hatte eine Lockfliege erfunden und angefertigt, welche sich zu allen Zeiten wirksam erwies. Ihre Flügel bestanden aus den Unterfedern des Rebhühnerschwanzes, ihre Beine aus etwas rother Seide, ihr Leib war ein Stückchen Hasenohr, ihr Schwanz einige Rattenbarthaare. Ich fertigte diese Fliegen in verschiedenen Größen, von welchen ich die großen in der Nacht und am Morgen, die kleinen zur Mittagszeit benutzte.

Der September ging seinem Schlusse entgegen, und noch hatte ich keinen Lachs gefangen, ja nicht einmal angeködert. Seit einigen Tagen war starker Regen gefallen, und der sonst kleine Fluß war beträchtlich gestiegen. Ich ritt nach Knockynolly in der Erwartung, einen guten Forellenfang zu haben, und da das Wasser trübe war, so wandte ich eine starke Schnur und die größten meiner Fliegen an, aber es wollte nichts anbeißen. Endlich bemerkte ich einen großen Fisch am Angelhaken. Da ich nur zwölf bis dreizehn Meter Leine aufgerollt hatte, fürchtete ich, er würde mir entgehen, aber das Flußufer war frei von Gesträuch, und ich sah bald, daß es ein Lachs von etwa sechs Kilogramm Gewicht war. Nach vielen Mühen — denn ich hatte weiter keine Hülfe, als einen kleinen Jungen, der mein Angelgeräth trug — brachte ich den Fisch in seichtes Wasser, ließ den Jungen die Angelruthe halten, stieg in's Wasser und hob das Thier an's Ufer. Es war dies der erste Lachs, den ich je gefangen hatte, und dies mit einer Forellenangel und mit der von mir erfundenen Lockfliege. In derselben Weise fing ich gleich darauf einen etwas kleineren Lachs. Da die Last schwer genug war, kehrte ich, mit meinem Tagewerk zufrieden, nach der Pfarrei zurück, in der Absicht, gleich am nächsten Morgen mit dem Geräth zum Lachsfangen an dieselbe Stelle zurückzukehren.

Nahe an dem Orte, wo ich den zweiten Lachs gefangen hatte, waren einige Bretagner damit beschäftigt, Haidekraut zu schneiden. Einer von ihnen hatte mich mit großer Aufmerksamkeit beobachtet, nahm aber bei meinem Wege in's Dorf keine weitere Notiz von mir.

Mit Anbruch des nächsten Tages war ich mit ausreichendem Geräth und mit einer starken Harpune zur Stelle. Kaum hatte ich einige male die Fliege ausgeworfen, als der Bretagner vom Abend vorher an meiner Seite stand. Es war ein wildblickender Bursch mit langen, flatternden Haaren und in der gewöhnlichen leinenen Kleidung dieser Gegend. In der Eile, an die mir zum Fischen am günstigsten scheinende Stelle zu gelangen, hatte ich vergessen, den Jungen mitzunehmen, der bei allerlei Vorkommnissen den Dolmetscher machen mußte, da er französisch und bretagnisch sprach. Da ich die letztere Sprache nicht reden konnte und von meinem unerwarteten Gesellschafter angeredet wurde, so gab ich ihm einen Schluck Eau de vie und eine Handvoll Tabak, eine Manipulation, die ich bis jetzt stets wirksam gefunden hatte; das Material dazu führte ich immer in den weiten Taschen meiner Jagdjoppe bei mir.

Zu meinem Erstaunen wurde, zum erstenmal in meinem Leben, die Gabe zurückgewiesen. Der Mann deutete mit lebhafter Geberde auf die Lockfliege, die ich eben wieder auswerfen wollte. Ich war bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, da ich für solche Fälle einen Vorrath mit mir führte. Mein Gefährte wollte nichts davon sehen, und da ich nun nicht wußte, was er eigentlich wolle, fuhr ich fort, meine Leine, ohne weiter auf ihn zu achten, auszuwerfen. Plötzlich packte er meine Angelruthe, brach sie an der Spitze ab und wollte sich in Besitz der Leine und der daran befestigten Fliege setzen. Nach dem, was er am Abende vorher von meinem Fischen gesehen hatte, glaubte er wahrscheinlich, es hafte an diesem Geräth ein besonderer, günstiger Zauber.

Für meine Geduld und Philosophie ward es denn doch zuviel! Ich versetzte ihm mit meiner Harpune einen Schlag in's Genick, wobei ich, ohne es zu wollen, ihm ein Ohr durchbohrte. Brüllend vor Schreck und Schmerz stürzte er blutend zu Boden. Meine Uebereilung that mir leid, und da ich den rachsüchtigen und wilden Charakter der Bretagner kannte, so fürchtete ich die Folgen meiner Handlung. Mir blieb nicht viel Zeit zum Ueberlegen, denn plötzlich erhob sich der Mann auf die Kniee und gab einen lauten, schrillen Pfiff durch die Finger, der aus geringer Entfernung beantwortet wurde. Zu meinem Schrecken sah ich eine Anzahl mit ihren kurzen Sicheln zum Haidekrautschneiden bewaffneter Männer auf mich zu eilen. Was war zu thun? Sicherer Tod oder schreckliche Verstümmelung erwartete mich, wenn ich blieb, wo ich war, und ich wußte, daß in einem Laufe nach der Pfarrei diese gelenkigen Bretagner mich überholen würden. Konnte ich das andere Ufer des etwa dreißig Meter breiten, nicht tiefen und mit Felsstücken erfüllten Flusses erreichen und kamen die Leute mir auf diesem Wege nicht nach, so war der Lauf nach der Pfarrei bedeutend abgekürzt. Ich sprang in's Wasser und benutzte den Rest meiner Angelruthe als Stütze. Kaum hatte ich, geschunden und zerstoßen, das erste größere Felsstück erreicht, als meine Verfolger am Ufer angekommen waren. Aber sie folgten mir nicht nach, sondern begannen, mich mit Steinen zu bombardiren. Ich setzte meinen gefährlichen Weg durch den Fluß fort und gelangte endlich, der Erschöpfung nahe, an das andere Ufer. Ich eilte nach der Pfarrei und erzählte dem Priester mein Abenteuer. Er bedauerte mich, gab mir aber den freundschaftlichen Rath, wenigstens für einige Zeit nicht nach Knocknolly zu kommen, da der verwundete Mann oder seine Freunde sonst sicherlich an mir Rache nehmen würden.

So nahm mein Fischfang im besten und lieblichsten Theile des Flusses Quimper ein plötzliches und unangenehmes Ende, denn ich war völlig überzeugt, daß die Voraussage meines priesterlichen Freundes sich erfüllen würde, wenn ich in das Dorf zurückkehrte.

Ich hatte in der Bretagne noch Gelegenheit, dem Fange eines gewissen kleinen Fisches beizuwohnen, der fast täglich eine delikate Beigabe zu meinem Frühstück gebildet hatte, in frischem Zustande, über Holzasche geröstet und mit frischer Butter und feinen Küchenkräutern servirt.

Dieses vorzügliche Beigericht, das in eingemachtem Zustande bekannt und geschätzt ist bei dem Hinterwäldler von Kanada, bei den Goldgräbern in Australien und Kalifornien, im wildesten Busch, bei dem Gourmand in Paris und überall sonst, ist bei weitem schmackhafter, wenn in frischem Zustande genossen. Es bildet einen Hauptexportartikel Frankreichs, und ohne Zweifel finden nebenbei vielerlei andere kleine Weißfische ihren Weg in die Zinnbüchsen, welche die Signatur Sardines à l'huile tragen.

Diese kleinen Fischchen werden in ungeheuren Mengen längs der ganzen Küste der Bretagne, nördlich bis Brest, gefangen. Weiter nördlich kommen sie nicht vor. Die Fangart ist wie bei der Pilchard*)-Fischerei in Cornwall, nur sind bei den Sardinen die Netze größer und die Maschen enger. Die Netze sind bis sechs Meter tief und bis zweihundert Meter lang. Boote und Netze sind gewöhnlich Eigenthum von Privatleuten, welche dieselben an die Fischer ausleihen gegen die Entrichtung eines bestimmten Gewinnantheils, entweder in Sardinen oder in Geld.

Wenn bei klarem Wetter und bei ruhiger See die ungeheuren Schaaren Sardinen in die verschiedenen Buchten der Küste kommen, wobei das Wasser an der Oberfläche wie Silber glänzt, so gibt es kein belebteres Bild, als die Flotten von Böten in allen Richtungen über die Wellen schießen und die Schnelligkeit und Geschicklichkeit zu sehen, mit welcher die enormen Netze gehandhabt werden. Alles dies sah ich in höchster Vollkommenheit und vielfältiger Abwechslung in der Bai von Concarneau, einem kleinen Städtchen nicht weit von Quimperle. Das Einlegen in die Zinnbüchsen geschieht hauptsächlich in Nantes und Lorient. —

Das Fischen mit dem Cormoran habe ich in China fast täglich beobachtet. Der Cormoran ist ein großer, zur Familie der Pelikane gehöriger Vogel, dessen Gelehrigkeit und Folgsamkeit ganz außerordentlich ist. Wenn man es nicht selbst gesehen hat, so ist es fast unglaublich, wie nahe die Handlungen dieser Vögel an die Handlungen mit Vernunft begabter Wesen streifen.

Ein kleines Boot erscheint, das von einem Manne gerudert wird, und auf dessen Rändern in gleichen Entfernungen eine Anzahl Cormorans in verschiedenen Größen und Farben hocken. Um den unteren Theil des Halses hat jeder Vogel ein Band, das ihn hindert, einen größeren Gegenstand zu verschlucken. Der Mann hat ein leichtes Stäbchen in der Hand, mit welchem er denjenigen Vogel berührt, dessen Dienste gewünscht werden. Auf dieses Zeichen stürzt sich der Vogel schlankweg in's Wasser, während die andern ruhig sitzen bleiben. Manchmal dauert es ziemlich lange, bevor das Thier mit oder ohne Fisch im Schnabel wieder an die Oberfläche kommt. Im ersten Falle nimmt ihm der Bootsmann den Fang ruhig ab und wirft ihn in ein im Boote befindliches Gefäß. Der Cormoran nimmt dann seinen alten Platz auf dem Bootsrande wieder ein; ein anderer thut dann den Dienst, und so geht es reiheum, bis alle daran gewesen sind, oder bis der Fischer genug Fische hat, oder bis die Thiere zu müde und nicht mehr dienstfähig sind.

Vorrichtungen zum Fischefangen sind in China ebenso mannichfaltig und sinnreich wie in Europa, sodaß es überraschend erscheinen muß, daß in den dortigen ruhigen Gewässern auch nur noch ein Fisch vorhanden ist. Aber ungeheure Mengen junger Fische ersetzen fort und fort den Abgang der alten. Niemals habe ich einen Chinesen angeln sehen, der Chinamann zieht das Fischen im großen vor.

*) Eine kleine Sardellenart.

Lucifer (Bild Seite 316)*). Eine der schönsten Bildsäulen, welche die geräumigen Plätze Mailands schmücken, ist der Lucifer des jungen Bildhauers Constantino Corti, ein wahres Meisterstück der an erhabenen Erzeugnissen reichhaltigen italienischen Skulptur. Nur ein Genie ist im Stande, die Verkörperung der dämonischen Schönheit eines gefallenen Engels wiederzugeben. Auf dieser Stirne dämmert noch der Abglanz jener Blitze, die einst das Haupt als Aureole umstrahlten. Zwischen den kühngeschwungenen Brauen lagert der peinigende Zweifel, der ihn zum Aufruhr gegen das Bestehende getrieben. Das ist nicht der gewöhnliche ‚böse Geist‘, das Prototyp der Häßlichkeit, der heimtückische Schrecken der Zagen, nicht der ‚Geist der Finsterniß‘, wie ihn die alten Dichter dachten, wie ihn Dante in der ‚Divina Comedia‘ geschildert, der dumpf auf derselben Stelle kauert, wohin ihn Gottes Zorn aus Himmels Höhen gestürzt, apathisch und kalt, daß ihm die Zähren auf der Wange frieren. Dieser ‚verneinende Geist‘ ist die personifizirte Thatkraft, die nie erlahmt, trotz dem Mangel jeglichen Erfolges; es ist die Eitelkeit, die, von Selbstüberhebung gestachelt, Jehova vom Wolkenthron verdrängen wollte, um ihn selbst zu usurpiren. Der trotzige Blick des geflügelten Titanen bedroht den Himmel, dessen Macht er unterlegen. Die Haltung der elastischen und doch kraftstrotzenden Glieder verräth das apollinische Ebenmaß, wie sie nur das klassische Zeitalter kannte.

*) Wir lassen hier den Text der warschauer illustrirten Wochenschrift „Klosy“ in der Uebersetzung unsers Mitarbeiters Dr. Trausil folgen.

Tell (Bild Seite 317). Wenn auch die Tellsage vor der historischen Kritik nicht auf Wahrheit Anspruch erheben kann, so hat sie dennoch für den Schweizer einen unendlichen Werth, sie ist ein Stück von ihm, von seinem ganzen Wesen und Sein, und wir begreifen, daß er so innig daran hängt, daß er einem Tellleugner bitter und hart begegnen kann. Aber vollends müssen wir ihr einen hohen Werth zugestehen, was ihren allgemein menschlichen, für alle Zeiten dauernden und stichhaltigen inneren Gehalt anlangt. Die dichterische Wahrheit in derselben wird für Freiheit und Recht allzeit Menschenherzen begeistern. Unser heutiges, von Kaulbach gezeichnetes Bild führt uns eine Szene aus diesem historischen Drama vor, welche sich schon bei Tschudi findet und die Schiller in seinem „Tell“, gleich im Anfang, in das Gold seiner Poesie gefaßt hat. Baumgarten, der den Burgvogt von Alzellen, welcher seinem Weib Treubruch an ihrem Gatten anmuthete, erschlagen hat, stürzt auf die Szene, verfolgt von den Landreitern des erschlagenen habsburgischen Statthalters Wolfenschießen. Er bittet den Fährmann inbrünstig, ihn über den See zu setzen; doch ein entsetzliches Unwetter ist im Anzuge und der Schiffer erklärt das Unternehmen für ein wahnwitziges Beginnen, welches mit Tod und Untergang enden müsse. Immer bänger und schwüler wird die Situation, die Verfolger müssen immer näher kommen, die Angst des Verfolgten, das Mitleid der rathlosen Umstehenden äußern sich immer lauter, zugleich aber auch wird immer klarer, daß es unmöglich ist, sich dem See anzuvertrauen. Da schreitet als Helfer in der höchsten Noth Tell von dem Berge herab. Diesen Moment hat der Künstler erfaßt. Im Vordergrunde der kniefällig um Hilfe flehende Baumgarten, am Strande des wildwogenden Sees Ruodi, der Schiffer, der, auf die stärkere Gewalt der Elemente verweisend, die Unmöglichkeit, etwas zu thun, betheuert; links der ältere Hirt, der den Fährmann zu bestimmen sucht, doch die Fahrt für den Unglücklichen zu wagen. Hinter dem älteren weist ein jüngerer Hirt hinauf nach der Höhe, von der Tell herabkommt und sucht ihn, den schon vielfach Bewährten, zur Hülfeleistung zu bestimmen. Angst und Furcht in den Zügen Baumgartens, Mitleid und Trauer des Schiffers, der keine Möglichkeit der Rettung sieht, überredende Freundlichkeit bei dem alten und freudige Hoffnung des jungen Hirten sind vorzüglich zur Anschauung gebracht. Und Tell, fest und stark einherschreitend, ein auf sich selbst ruhender, selbstvertrauender Mann, wird uns so geschildert von dem Maler, daß wir glauben, er wird helfen, er wird das Aeußerste wagen. Und die Tellsage erzählt, daß er es auch gethan. wt.

Aerztlicher Briefkasten.*)

Königsberg. C. H. Sie leiden am Bandwurm, und verweisen wir Sie auf das im Briefkasten von Nr. 23 Gesagte.

Berlin. F. G. Was wir von dem sogenannten homöopathischen Gesundheitskaffee halten? Mit der Homöopathie hat derselbe absolut nichts zu thun, denn er besteht zum großen Theil aus geröstetem Zucker-

*) Die große Menge der um ärztliche Belehrung nachsuchenden Briefe macht es uns unmöglich, jeden einzelnen derselben fernerhin im Briefkasten beantworten zu lassen. Es wird dies fortan nur hinsichtlich solcher Briefe geschehen, deren öffentliche Beantwortung von allgemeinem Interesse ist. Schreiben, welche in rein persönlichem Interesse ärztlichen Rath verlangen, werden von Hrn. Dr. Resau privatim beantwortet werden, falls der Schreiber seine genaue Adresse angegeben hat. Red. d. „N. W.“

rübenmehl, welches Zusätze von gebranntem Roggen, Waizen, Mais und Leguminosen, sowie geringer Mengen Salz und eines Alkalis erhielt, um die genannten Stoffe beim Kochen löslicher zu machen, und gehört deshalb zu den Nahrungsmitteln, sogut wie das Bier. Blos aus Roggen und Gerste, wie im „Daheim“ und den „Berliner Industrieblättern“ zu lesen stand, besteht er nicht, und er ist deshalb, da er zu dem mäßigen Preise von 25 bis 30 Pfennig pro Pfund verkauft wird, kein Schwindelsurrogat, d. h. sofern er aus einer reellen Fabrik bezogen wird. Denn auch auf diesem Gebiete hat sich schon der Schwindel breit gemacht und verdorbenes Getreide und dergleichen massenhaft dazu verwandt. Von den im Handel befindlichen Gesundheitskaffee-Präparaten geben wir übrigens dem von Louis Mittig & Comp. in Cöthen herrührenden, namentlich dem mit der Marke des Dr. Schwabe bezeichneten, welcher einen Cacaoschaalenzusatz hat, den Vorzug.

Joh. H. in **Elberfeld** und J. M. in **Marburg** können ohne persönliche Untersuchung keine Auskunft über ihre Leiden erhalten und noch weniger brieflich behandelt werden; J. M. in **Breslau** wolle sich nur getrost an die von ihm bezeichneten Aerzte wenden, denn er braucht sich vor denselben so wenig zu geniren, wie ein guter Katholik vor seinem Beichtvater; G. H. M. in **Hamburg** und Paul N. in N. erhielten am 16. März direkte Antwort.

Hamburg. J. B. M. Durch den Gebrauch bittrer Schnäpse und dergleichen verschlechtern Sie Ihr Magenleiden sicher und machen dasselbe unheilbar. Um dasselbe vollständig zu beseitigen, rathen wir Ihnen eine Milchkur an, worunter wir aber nicht, wie viele, den Genuß von Milch neben anderen Speisen und Getränken zu verstehen bitten. Sie müssen vielmehr 2—3 Wochen lang ausschließlich von Milch leben, nachdem Sie zuvor vorsichtig erforscht haben, in welcher Form Sie dieselbe am besten vertragen, ob süß und frisch oder abgekocht, ob sauer, ob abgerahmt, oder ob als Buttermilch. Letztere wird von solchen Magenkranken, die an pikante Speisen oder an Spirituosen gewöhnt sind, in der Regel am besten vertragen, und beginnt man daher am häufigsten mit ihr die Milchkur. Stellt sich im Laufe derselben Widerwillen gegen Milch ein, so geht man allmählich zu Milchsuppen (Milch mit Weizen- oder Roggenmehl), ganz weichen Eiern und dergl. über und vermeidet nach Beendigung der Milchkur noch längere Zeit schweres Hausbackenbrot, Käse, Hülsenfrüchte, fette Speisen und stark gewürzte Kost. — H. K. Das Schlafen bei offenen Fenstern ist sehr gesund, wenn Sie die nöthigen Vorsichtsmaßregeln beobachten und sich vor direkter Zugluft schützen. Man öffnet die oberen, nicht die unteren Fenster, sofern das Schlafzimmer zu klein ist, im Nebenzimmer. Schreiber dieses hält auch im Winter, wenn die Kälte nicht zu scharf ist, die oberen Fensterflügel in der Weise offen, daß er ein Stückchen Holz dazwischen klemmt und sie mit einem Bindfaden zusammenbindet. Gegen Gedächtnißschwäche gibt es kein Arzneimittel. — G. M. Sie werden Sich an einen Arzt wenden müssen, der Sie sehen und untersuchen kann. Aber auch der wird Ihnen nicht viel helfen können, wenn Sie mangelhafte Kost haben, wenig verdienen und außerdem noch die Nächte hindurch arbeiten müssen. Da ist es kein Wunder, wenn Sie, wie Sie schreiben, einem Skelett gleich geworden sind. Es sind dies soziale Schäden ganzer Gesellschaftsklassen, welche der Arzt leider nicht heilen kann und die er, wenn er in der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. von seinesgleichen geachtet sein will, nicht aufdecken darf, sondern mit Ironie und höflicher Verachtung zu verschweigen suchen muß. Auch kann er Ihnen nicht das Heilmittel, einige hundert Mark, verabreichen, damit Sie Sich pflegen und Sich erholen können.

Landeshut. G. Der „graue Staar“ ist eine Trübung der Linse des Auges. Derselbe kann sehr häufig durch eine Operation geheilt werden, welche in der Herausnahme (Extraktion) der getrübten Linse besteht, sodaß der Kranke später mit Hülfe einer Staarbrille wieder sehen kann. Der „schwarze Staar“ besteht in einem Absterben des Sehnerven des Auges, entweder infolge eines Gehirn- oder Rückenmarksleidens oder infolge einer auf die Netzhaut oder den Sehnerven örtlich ertödtend einwirkenden Krankheit, wie z. B. der Aderhautentzündung, gewisser Geschwüre, die sich im Auge entwickeln u. s. w. Zu den letztgenannten Krankheitsprozessen gehört das unter dem Namen „grüner Staar“ bekannte Augenleiden, welches darin besteht, daß eine vermehrte Absonderung der Flüssigkeit des im Auge befindlichen Glaskörpers stattfindet. Dem Glaskörper nun fällt die Funktion zu, die Augenhäute in der gehörigen Spannung zu erhalten; wird er durch irgendeine äußere Einwirkung verletzt, so sinkt das Auge zusammen und erblindet; im vorgenannten Falle aber steigert sich die Spannung, es wird ein Druck auf Sehnerven und Netzhaut ausgeübt und das Auge erblindet ebenso unheilbar, wie beim schwarzen Staar durch Ertödtung des Sehnerven. Beide Staarformen galten früher für unheilbar. In neuerer Zeit aber heilt oder bessert man den grünen Staar durch eine Operation, welche jene Spannung vermindert. Dieselbe besteht in der Ausschneidung eines Stückes der Regenbogenhaut (Iridektomie). Ist diese Operation bei jenem Kranken ohne Nutzen gewesen, so hat das Staarleiden wahrscheinlich schon zu lange bestanden, der Sehnerv hat schon zu sehr gelitten, und wir können Ihnen nur rathen, eventuell den Prof. F. in B. nochmals zu konsultiren, ob nicht durch eine wiederholte Operation Besserung herbeizuführen sei.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Forst. P. Gr. Ihre Vermuthung hat das Rechte getroffen: wir haben die Fortsetzung der Anleitung zum Schachspiel unterlassen, weil wir gar zu wenig Interesse für das königliche Spiel in unsern Leserkreisen bemerken konnten. Zudem ist das Gegebene insofern in sich abgeschlossen und ausreichend, als es den Gang der Figuren und die Gesammtheit der Schachregeln erläutert hat resp. enthält. Und das ist soviel, als die Mehrzahl aller Schachspieler anfangs zu lernen pflegt; alles übrige besteht in der Theorie des Spiels, welche unter hundert Spielern kaum fünf studiren, obgleich es ohne ein solches Studium absolut unmöglich ist, mehr als ein Schachstümper zu werden. Hätte sich regeres Interesse für das geistreiche Spiel gezeigt — daß es nicht der Fall war, ist durch den Ernst der Zeit mehr als genügend motivirt! — so würden wir mit den Anfangsgründen der Schachtheorie nicht hinter dem Berge gehalten haben, aber etwa einem Dutzend unserer Leser zulieb dürfen wir die vielen Zehntausende anderer, die auch für das geistreichste Spiel keine Zeit haben, nicht allmonatlich um 1 bis 2 Spalten unseres Blattes kürzen. Auf einen letzten Versuch soll es uns übrigens in nächster Zeit nicht ankommen; Ihre Fragen seien jedoch sofort beantwortet. Zum „Schlagen“ einer feindlichen Figur ist man beim Schachspiel nicht gezwungen, man schlägt oder schlägt nicht, wie man es für besser hält; nur wenn man den feindlichen König schlagen und somit das Spiel beenden kann, muß man es thun. „Pfeifen“, wie beim Damenspiel, darf also der Gegner die Figur, welche zu schlagen unterlassen hat, obwohl sie es vermocht, nicht. Private Ausmachungen, die Spielregeln angehend, sind beim Schachspiel gleichfalls nicht gestattet. Dagegen darf man die feindlichen Figuren schlagen, wo man sie erwischt, auch in ihrer Anfangsstellung. Auch ist es gleichgiltig, was für Figuren — ob freundliche oder feindliche — dem Springer im Wege stehen, er setzt in dem ihm eigenthümlichen rechtwinkligen Sprunge über alle hinweg.

Ort nicht angegeben. Maschinenschlosser O. H. Die Auflösung des betreffenden Räthsels im „Armen Conrad“ ist allerdings wohl „Tessendorf“. Aus Ihrem eingesandten Gedicht läßt sich schließen, daß Sie ein tüchtiger Sozialdemokrat sind — und wenn es gälte, das zu beweisen, würden wir die Verse drucken lassen. Was Sie aber für ein Dichter sind, das soll die Welt lieber nicht wissen.

Hamburg. O. St. Ihr Gedicht „Was ist's mit einem Gott?“ zeigt deutliche Spuren poetischen Talents und ist weder in Gedanken noch Form ungeschickt. Wenn wir es aber veröffentlichten, so könnten Sie und wir in fatale Berührung mit dem Staatsanwalt kommen, und so einem armen, vielgeplagten Erdenbürger wollen wir nicht unnütz zu schaffen machen. Nicht wahr? — L. Tr. Pablo de Jerica ist der Name eines spanischen Dichters, der 1781 zu Vittoria geboren wurde und einen großen Theil seines Lebens in Frankreich zugebracht hat. Daher wohl der Irrthum, er sei trotz seines „spanischen oder italienischen Namens“ ein geborner Franzose. Veröffentlicht hat J. unsers Wissens in französischer Sprache keine Gedichte.

Bochum. H. R. Ihre Novelle „Verschiedene Wege“ zeigt hoffnungsvolle Beanlagung; die Ansprüche jedoch, welche wir an eine novellistische Arbeit stellen müssen, falls wir sie dem Druck übergeben sollen, befriedigt sie nicht. Wir wünschen, daß dies unser aufrichtiges Urtheil sie zu eifrigem Weiterstreben anspornen möge. Ueber die Verhältnisse der Arbeiter und Beamten Ihres Faches würden wir gern genaue Mittheilungen entgegennehmen. Gewiß ließe sich darüber recht Interessantes und zur Veröffentlichung in der „N. W.“ Geeignetes schreiben. Wollen Sie es versuchen?

Memel. H. 55. Wir erinnern uns augenblicklich nicht, ob wir schon Verse von Ihnen zu Händen gehabt. Bezüglich der Ihnen nicht zugekommenen Nummer 13 müssen Sie der betreffenden Postanstalt energisch auf's Dach steigen. Die Bruchstücke aus den Memoiren eines Fürstenknechts sind doch wohl gar zu flüchtig hingeworfen.

Breslau. W. U. Jenes interessante Telegramm, von welchem Ihre Freunde nichts wissen, lautete wörtlich: „Herrn Gambetta in Bordeaux. Im Namen der durch die Waffenstillstandskonvention festgestellten Wahlfreiheit protestire ich gegen die unter Ihrem Namen getroffenen Bestimmungen, welche zahlreiche Klassen französischer Bürger von dem Recht, in die Konstituante gewählt zu werden, ausschließen. Wahlen, welche unter dem Szepter willkürlicher Unterdrückung erfolgen, werden nicht diejenigen Rechte erlangen können, welche die Waffenstillstandskonvention Freigewählten zuerkennt. Bismarck.“ Die zahlreichen Klassen französischer Bürger, gegen deren Unterdrückung durch Gambetta der als Freiheitsschwärmer hinlänglich bekannte deutsche Kanzler sich so tapfer erhob, bestanden aus denjenigen Franzosen, welche vom 2. Dez. 1852 bis zum 4. Sept. 1870, Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präfekten oder offizielle Wahlkandidaten waren, und die Gambetta als die „Mitschuldigen Napoleons III.“ kurzer Hand von dem Wahlakt ausgeschlossen hatte. Gambetta antwortete auf den bismarckischen Protest mit Veröffentlichung des Telegramms und eines gepfefferten Zusatzes, sowie mit der vollen Aufrechterhaltung seines Wahlerlasses. — E. R. Der Rebus beweist ein bedeutendes Talent für dergleichen sinnige Räthselspielerei. Aufnehmen kann ihn die „N. W.“ aber nicht, da sie sich doch nicht selber ein Loblied singen darf! Versuchen Sie es also mit anderen Thematen.

Berlin V. E. „Junge Mädchen, welche mit den Grundsätzen des Sozialismus vertraut sind,“ könnten wir Ihnen selbst dann in Berlin nicht zuweisen, wenn wir wüßten, zu welchem Zweck Sie deren Bekanntschaft zu machen wünschen. — L. Zr. Fünfaktige Trauerspiele können wir nicht in der „N. W.“ abdrucken. Dramatischen Produkten geben wir aus guten Gründen überhaupt keinen Raum. — A. Bl. Ihre Dichtungen „eines Antiautoritärs“ scheinen uns mißlungen: erstens darf bei einem Kunstwerk, und das soll ein Gedicht ja sein, die Form dem Inhalt an Vollendung nicht nachstehen, und dann steht auch der Inhalt ihrer Verse an Fülle und Klarheit der Gedanken weit hinten Ihren „dichterfürstlichen“ Vorbildern zurück, die Sie offenbar doch übertrumpfen wollten.

Bremervörde. C. Das Armadill, das mit einem Kopf und Rücken bedeckenden Schuppenpanzer bewehrte Gürtelthier, lebt in Südamerika. Die Behauptung, daß die A. Gräber aufwühlen und Leichen anfressen, ist nicht bewiesen. Sie nähren sich von Insekten. — Der ehemalige berliner Polizeipräsident v. Hinkeldey ist allerdings erschossen worden (am 10. März 1856), aber nicht aus politischen Gründen, sondern in einem Duell durch einen Herrn von Rochow, der es dem Polizeimanne nicht verzeihen konnte, daß er einen hochadligen Spielklub, in dem neben dem Laster des Spiels auch noch anderen Lastern gefröhnt worden sein soll, aufgehoben hatte.

Bordeaux. F. S. Ihr Vorschlag, die deutschen Sozialisten sollten sich das Innere von Afrika oder eine „wüste Insel“ zur Durchführung ihrer Pläne zu erobern suchen, war doch wohl kaum des Papiers, der Tinte und des Postportos werth, mit Aufwendung dessen Sie ihn zu unsrer Kenntniß brachten. Finden Sie denn in Frankreich für Ihre Kalauer kein dankbareres Publikum, Sie Peter in der Fremde?

Nürnberg. L. L. Die verlangte Auskunft wird Ihnen die Redaktion des „Nürnberg-Fürther Sozialdemokrat“ wenigstens ebenso gut ertheilen können, als wir.

Barmen, E. Ru. **Köln.** —z. **Antwerpen.** L. A. **Meißen.** T. und **Bojanowo.** T. Ry. Erhalten. Urtheil brieflich oder per R.-K. baldmöglichst.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 23. März.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — **Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.**



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 28. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wolfgang biß sich auf die Lippen. Konnte er, wenn er ehrlich sein wollte, entschieden widersprechen? Er sah nach der Uhr — es fehlten nur noch wenige Minuten an 11 Uhr und er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er die Absendung des Telegramms verhindern wollte. Noch war ja bis zwölf Zeit, da vorher der Waffenstillstand schwerlich gebrochen wurde; wenn es ihm gelang, durch eine lebhafte und eindringliche Schilderung dessen, was er gesehen und gehört, dem Kommerzienrath Furcht einzuflößen, für seinen Besitz nicht blos, sondern sogar für sein Leben (das wäre ja nur eine verzeihliche Nothlüge gewesen), so ließ sich derselbe doch vielleicht noch bestimmen, die Fabrikordnung zurückzunehmen. Einen Erfolg konnte er sich freilich nur versprechen, wenn die Absperrung nach jeder Seite eine vollständige war und kein Bote durchzuschlüpfen vermochte; er machte also den jungen Arbeiter, der ihn zuerst empfangen hatte und ihn jetzt auch wieder zurückbegleitete, scherzend darauf aufmerksam, daß sie sich doch nicht so recht auf's Belagern verstünden und daß es ihm ein leichtes sein würde, aus dem Comptoir zu entkommen. Der Wink wurde verstanden — der junge Mann beorderte sofort eine Anzahl Polen, die Rückseite des Gebäudes scharf zu überwachen und niemanden, wer es auch sei, durchzulassen. Der Gedanke, nun den Kommerzienrath eine volle Stunde bearbeiten und die Einflüsterungen des Bürgermeisters und Weinlichs bekämpfen zu müssen, war wenig erfreulich, aber Wolfgang war entschlossen, nichts unversucht zu lassen und den Kampf mit allen aufzunehmen; es durfte nicht zum Einschreiten der Husaren kommen, es durfte wenigstens nicht nach ihnen geschickt werden, und wenn sie infolge anderweiter Benachrichtigung kamen, so hatte er wenigstens alles gethan, was in seinen Kräften stand, und brauchte sich keinen Vorwurf zu machen. Diese Gedanken jagten sich in seinem müden, wirren, übernächtigen Kopfe, als er nach einer fast artigen Verabschiedung von dem Vertreter der Gegenpartei dem Comptoir zuschritt. Da fühlte er sich plötzlich am Aermel gezupft und gewahrte neben sich einen kleinen barfüßigen, blauäugigen Knaben, der ihm ein zusammengefaltetes Zettelchen hinhielt; ein „Fräulein" hätte es ihm gegeben und ihm aufgetragen, es so schnell als möglich Herrn Hammer zu bringen, den er auf dem Fabrikhof finden würde.

„Ja, kennst du mich denn, Kleiner?"

„O, wie werde ich Sie nicht kennen? Wir kennen Sie alle ganz gut."

Wolfgang überhörte die kindliche, hübsche Antwort. Er hatte den ziemlich roh zusammengebrochenen Zettel hastig geöffnet und erschrocken und empört knitterte er das inhaltschwere Brieschen in der Faust zusammen. Auf grobem Papier und in eilfertig hingeworfenen, aber dennoch ungelenken Schriftzügen las er folgende Worte:

„Sie waren kaum fort, so ließ der Herr Kommerzienrath sich von den andern Herrn beschwatzen. Ich wurde mit der Depesche fortgeschickt und es hielt mich niemand auf. Die Depesche, auf die man schon gewartet hatte, ist gleich fortgegangen — es war höchstens halb elf. Richten Sie sich danach. Ich habe mich selbst angeboten, weil sonst einer von den Polizisten sich fortgeschlichen hätte und dann hätte ich Ihnen keine Nachricht geben können.

Ida."

Wolfgang fühlte sich von einem Schwindel angewandelt; es wurde ihm momentan schwarz vor den Augen; aber die Erbitterung über den Wortbruch, den man gegen ihn begangen, gab ihm rasch die Besinnung wieder. Die fieberhafte Aufregung, in welche die Zeilen der Kleinen ihn geworfen hatten, wich rasch einer unheimlichen Kälte. Er bückte sich herab zu dem Knaben und küßte den Erstaunten auf den kirschrothen Mund, fuhr ihm mit der Hand über den kurzgeschorenen Flachskopf, der so hübsch mit dem sonnengebräunten Gesicht kontrastirte, und sagte ihm: „Hab Dank, mein Junge, du hast deine Sache brav gemacht. Und morgen kommst du einmal in meinen Garten und holst dir Johannisbeeren — ja?"

Der Kleine wurde ganz roth vor Freude und Verlegenheit und nickte verschämt, während Wolfgang, der ihn schon wieder vergessen hatte, sich einen letzten, verzweifelten Entschluß abrang. „A corsaire corsaire et demi"*), knirschte er; — „und es soll nicht zum Hauen und Schießen kommen und sollte ich darüber zum Lügner werden und auf und davon gehen müssen Knall und Fall. Nun bitte ich euch nicht mehr — nun *zwinge* ich euch und stelle nachträglich die Kabinetsfrage."

Jetzt, wo er den schlagendsten Beweis dafür in den Händen hatte, daß man im Comptoir keinen gütlichen Ausgleich *wollte*, jetzt, wo die Husaren von Minute zu Minute eintreffen konnten und jede verrinnende Sekunde seinem gereizten Chef, dem an

*) Dem Seeräuber gegenüber anderthalber.

seiner Amtswürde verletzten Bürgermeister und dem rachgierigen Weinlich ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit geben und sie in ihrem starren Trotz bestärken mußte, durfte er keine Nachgiebigkeit mehr erwarten. Sich von seinen Vorstellungen noch irgendeinen Erfolg zu versprechen und einen Sieg seiner Beredtsamkeit über die Leidenschaften für möglich zu halten, die im Comptoir die Herrschaft an sich gerissen hatten, wäre ein gradezu kindlicher Optimismus gewesen. Andrerseits mußte der Platz geräumt sein, bevor die Husaren anlangten; ihr Erscheinen konnte nur zur Folge haben, daß die Erbitterung der Arbeiter in hellen Flammen aufloderte, und goß eine schroffe Haltung des Anführers der Reiter noch Oel in's Feuer, was ja die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, so war keine Macht der Erde im Stande, ein Blutvergießen zu verhindern; warf er sich dann der Strömung entgegen, so schwemmte ihn eine Woge derselben mit fort oder schleuderte ihn spielend zur Seite. Hier gab es kein Zaudern; er kehrte um und suchte den jungen rheinischen Arbeiter auf, der, als er ihn gewahr ward, die lebhafte Berathung, deren Mittelpunkt er war, verließ und ihm rasch entgegentrat.

„Hat man sich doch noch anders besonnen? Es wird hohe Zeit."

„Die Fabrikordnung wird einfach zurückgezogen, unter der einzigen Bedingung, daß der Platz binnen fünf Minuten geräumt ist und daß die Arbeit nach Tische wieder aufgenommen wird. Veranlassen Sie so schnell als möglich das weitere — jede Minute Zeitverlust kann sich bitter rächen."

Er hatte die Worte herb und scharf herausgestoßen und bleich und düster erwartete er die Wirkung seines gewagten Schrittes. Aber die Arbeiter schienen nicht sehr geneigt, ohne weiteres seiner überraschenden Mittheilung Glauben zu schenken und sich zurückzuziehen. Man zauderte und einer sagte endlich in halb entschuldigendem Tone:

„Ihr Wort in Ehren, Herr Hammer, aber das muß uns der Herr Kommerzienrath persönlich wiederholen; wir wollen uns nicht an der Nase herumführen lassen, und wer bürgt uns dafür, daß man Sie, nachdem man seinen nächsten Zweck erreicht hat und uns los geworden ist, nicht einfach Lügen straft?"

„Ich gebe Ihnen eine Bürgschaft — mein Wort. Genügt es nicht?"

„Es genügt, Herr Hammer!" erwiderte ernst und mit einem forschenden Blick der junge Rheinländer. Dämmerte ihm eine Ahnung von dem eigentlichen Zusammenhange auf? „Sie, das weiß ich, ertrügen unsere Verachtung nicht, — Sie machen sich nicht zum Werkzeug einer Lüge. Wir erfüllen, nachdem man unsere Forderung bewilligt hat, unser Versprechen: in zwei Minuten ist kein Mann mehr auf dem Platze und — die Husaren werden keine Arbeit finden," fügte er, bedeutsam betonend, hinzu.

Wieder ließ er sich auf die Tonne heben — ein donnerndes, triumphirendes Beifallsgeschrei beantwortete seine Eröffnung. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Disziplin, die Wolfgang einen Begriff von der Ernsthaftigkeit und Planmäßigkeit des Widerstandes gab, auf den die Husaren gestoßen wären, verließ die Menge den Platz, und nach Minuten schon lag er leer und öde im Sonnenlicht und Wolfgang sah sich allein. Er athmete erleichtert auf, aber nur, um im nächsten Moment die Hand vor die fiebernde Stirn zu legen; er war nach allen Aufregungen der Nacht und des Vormittags einer Betäubung nahe. Aber er rüttelte sich mit einer energischen Willensanstrengung aus derselben auf; er biß die Zähne auf einander, als er auf die Fabrik zuging. Was ihm nun noch bevorstand, war ja der schwierigste Theil seiner Aufgabe, und wenn er das verwegene Spiel, mit dem er alles auf eine Karte setzte, verlor, wenn die Karte gegen ihn schlug, sah ihn schon der nächste Zug auf der Flucht vor der Verachtung derer, die seinem Wort vertraut hatten. War das sanfte, ernste Mädchengesicht, dessen Bild in diesem Augenblick vor seinem geistigen Auge auftauchte und den Blick traurig auf ihn heftete, schuld an dem stechenden Schmerz, den er bei diesem Gedanken empfand? Der Kommerzienrath kam ihm ungeduldig und erwartungsvoll entgegen:

„Sie sind ein Teufelskerl, Herr Hammer; daß Sie das fertig bringen würden, hätte ich nimmermehr gedacht. Wird die Arbeit nach Tische wieder aufgenommen?"

„Sicher — es ist alles geebnet, freilich nur dadurch" (und Wolfgang legte einen fast trotzigen Nachdruck auf jedes Wort), „daß ich in Ihrem Namen die Fabrikordnung zurückgenommen habe."

„Wa—was?" fuhr der Fabrikherr auf, als könne er seinen Ohren nicht trauen. „Sie hätten wirklich — machen Sie keine schlechten Späße, Herr Hammer, ich bin durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt. Sie erlaubten sich einen sehr unpassenden Scherz? Ja oder nein?"

„Nein; und die ganze Angelegenheit ist eine so ernste, daß auch Ihnen der Gedanke an einen Scherz völlig ausgeschlossen erscheinen sollte."

„Wohl, was Sie mir da zumuthen, ist aber doch heller Wahnsinn; haben Sie denn auch nur eine Sekunde lang geglaubt, ich würde mich durch diese Komödie bestimmen lassen, nachzugeben? Dann kennen Sie mich sehr wenig; ich werde das von Ihnen eigenmächtig Vereinbarte niemals gutheißen."

„Vielleicht doch, Herr Kommerzienrath, wenn Sie erst alle in Erwägung zu ziehenden Faktoren kennen. Sicherlich können Sie erklären, daß ich auf eigne Faust und Verantwortung und ohne Ihre Autorisation gehandelt habe, aber ich bilde mir noch immer ein, daß Sie doch Bedenken tragen werden, den eben erst beigelegten Konflikt wieder aufleben zu lassen, denn — wenn Sie nicht gutheißen, was ich vereinbart habe, so ist es für mich ein Gebot der einfachsten Ehrenhaftigkeit, mit dem nächsten Eisenbahnzug M. zu verlassen, und ich rühre bis dahin keine Feder mehr an."

„Also zwingen wollen Sie mich, Herr?" brauste der Kommerzienrath auf, und die Zornader auf seiner Stirn war hochgeschwollen. „Und wenn ich Sie nun gehen lasse, um nicht, sowohl den Arbeitern als Ihnen gegenüber, allen Respekt einzubüßen?"

„Ich bin auf alles gefaßt und sehe Ihrem Entschluß mit großer Ruhe entgegen. Was ich gethan habe, wird mir immer als durch meine Menschenpflicht geboten erscheinen. Ich würde es mir nie vergeben können, hätte ich es zu einem Blutvergießen wegen einer Fabrikordnung kommen lassen, die Sie selbst nicht billigen konnten, und die ich abscheulich fand; andrerseits war die Gefahr eines Gemetzels in die bedrohlichste Nähe gerückt, denn ich sah Sie unbeugsam und von verhängnißvollen Einflüssen beherrscht, und die Arbeiter waren zu gewaltsamer Abwehr entschlossen und gerüstet. So habe ich denn beiden Theilen zu dienen geglaubt, und wenn ich den gutgemeinten Versuch mit meiner Stellung bezahlen muß, so wird mich das im vorliegenden Falle wenig anfechten und ganz gewiß nicht irre an mir selber machen. Ich will Sie nicht drängen, Herr Kommerzienrath, überlegen Sie die Angelegenheit, die nun doch noch etwas komplizirter geworden ist, in Ruhe und geben Sie mir um ein Uhr Ihre Antwort. Ich verzichte absichtlich darauf, den Vorstellungen des Herrn Bürgermeisters und meines menschenfreundlichen Kollegen die Wage zu halten, nur darum bitte ich Sie, meinen Entschluß als einen unwiderruflichen anzusehen. Es ist nicht meine Art, derartige Erklärungen abzugeben und sie später zurückzunehmen."

Es war eine äußerst ceremonielle Verbeugung, mit welcher Herr Reischach den jungen Mann entließ; dennoch fühlte dieser, daß das Spiel bereits halb gewonnen sei. Wolfgang nahm sich nicht die Zeit, nach Hause zu gehen; er warf nur seinen als Regenreserve in der Comptoir-Garderobe hängenden leichten Ueberrock über die Schultern und vertauschte den Helm mit dem weichen Filzhut, und ohne auch nur nach dem Stadtoberhaupt und dem alten Weinlich zu fragen, schlug er den nächsten Weg nach der Chaussée nach W. ein. Er hatte dieselbe noch garnicht lange verfolgt, als sein Blick eine in der Ferne aufsteigende Staubwolke gewahrte, die sich rasch näherte; sehr bald ließen sich die voraussprengenden Eclaireurs der Schwadron erkennen, und Wolfgang blieb gelassen stehen und ein heimliches, zufriedenes, ein ganz klein wenig spöttisches Lächeln irrte um seine Mundwinkel. Der im schärfsten Tempo herantrabenden Schwadron war der Rittmeister weit voraus, und Wolfgang erkannte mit einem Gemisch von Mißbehagen und Humor seinen Rivalen, dem er nun schon zum zweitenmale eine Hoffnung zu Wasser machte. Der Rittmeister, dessen Blick an der Kirchthurmspitze des Städtchens hing, und der im Geiste bereits zur Attake auf tobende Arbeitermassen blasen ließ und nach derselben den überströmenden Dank des Kommerzienraths (und seiner Damen) für sein „ritterliches" Einhauen, das sie aus den Händen des Pöbels befreite, entgegennahm, wäre achtlos an Wolfgang vorübergetrabt, hätte ihm dieser nicht zugerufen: „Herr Rittmeister, mäßigen Sie Ihre Eile — Sie kommen trotzdem früh genug, denn der Krawall ist vorüber und der ganze Konflikt in Güte beigelegt."

War es für den Rittmeister schon eine höchst unerwünschte Ueberraschung, dem jungen Manne zu begegnen, dem gegenüber

er zweimal eine so unglückliche Rolle gespielt hatte, so riß ihn die Eröffnung Wolfgangs aus allen Himmeln. Er brachte sein Pferd zum stehen, kommandirte „Halt!“ und fragte in fast gereiztem Tone:

„Haben Sie Auftrag, mir entgegenzugehen oder habe ich mich bei Ihnen für eine persönliche — Aufmerksamkeit zu bedanken?“

„Ich beanspruche keinen Dank, Herr Rittmeister, obgleich es Ihnen ja ganz erwünscht sein kann, bei Ihrer Ankunft im Städtchen bereits von der veränderten Lage Kenntniß zu haben; Sie werden jetzt sicher eine langsamere Gangart wählen und einen etwas weniger martialischen und finsteren Gesichtsausdruck annehmen, wie er einem harmlosen Spazierritt angemessen ist.“

Inzwischen war auch der Premierlieutenant herangeritten und fragte scharf und in feindseligem Tone: „Und daß es bei dem bloßen Spazierritt bleibt, ist jedenfalls Ihr Werk?“

Wolfgang gab mit der unbefangensten Miene eine beißende Antwort. „Allerdings. Ich bin ein so großer Freund des Militärs und besonders der Husaren, daß mir sehr viel daran lag, einen Zusammenstoß zu verhüten, bei dem Sie sehr leicht durch einen Hagel von Pflastersteinen hätten zurückgeschlagen werden können. Und nicht wahr, Herr Premierlieutenant, Verwundungen, die nicht durch Kugel oder Klinge erfolgen, sind unerwünscht und es klebt ihnen immer ein Makel an?“

Der junge Offizier gab keine Antwort; er dachte an die schmale, rothe Spur, die sich seit der Nacht, welche dem Geburtstag Fräulein Emmy's folgte, quer über sein Gesicht zog, und in leidenschaftlicher Erregung schloß er die Rechte um den Säbelgriff und biß sich auf die Lippe. Der Rittmeister hielt es unter solchen Umständen für das beste, das Gespräch zu beenden, damit es nicht am Ende eine bedenkliche Wendung nahm. Er wendete sich an den Premierlieutenant und sagte gemessen und Wolfgang ignorirend:

„Hinunter müssen wir aber doch reiten und dem Herrn Kommerzienrath unsere Aufwartung machen?“ Der Premierlieutenant nickte, und auf des Rittmeisters Kommandoruf ritt die Schwadron dem Städtchen zu. Die beiden Offiziere hatten Wolfgang in jener nachlässigen Weise gegrüßt, durch die man so gut eine gewisse Geringschätzung ausdrückt; er lächelte ironisch und rückte nur leicht seinen Hut, und in dem Blick, den er der im Sonnenlicht glitzernden Schwadron nachsandte, lag der Ausdruck des reinsten Triumphs.

In einem Gasthaus an der Straße kehrte er ein; erst fühlte sich todtmüde; seine Kniee zitterten, als er sich niederließ, und während er ein paar Bissen zu essen versuchte, sank sein Kopf auf den Arm, den er auf die Tischplatte gelegt hatte, und bleischwer schlossen sich die Lider über den brennenden, schmerzenden Augen. Er hörte nichts davon, daß die Schwadron auf dem Rückweg vorüberritt, und es war ziemlich ein Uhr, als er erwachte. Wie es uns häufig geht, wenn wir starke und anhaltende Aufregungen durchzumachen hatten, war auch über unsern jungen Freund eine völlige Apathie gekommen, und er sah der endlichen Entscheidung, an deren Schwelle er jetzt stand, mit unsäglicher Gleichgiltigkeit entgegen.

Der Empfang, welchen ihm der Kommerzienrath bereitete, überraschte ihn aber doch. Herr Reischach war allein und sein Gesicht hatte weder einen mürrischen, sauertöpfischen, verkniffenen, noch einen forcirt feierlichen Ausdruck; mit einem Anflug von jovialer Kordialität kam er Wolfgang entgegen und hielt ihm die Hand hin:

„Sie bleiben natürlich, Herr Hammer, und die Fabrikordnung wird nach den Wünschen der Arbeiter geändert; ich habe die Husaren, die auf ein Telegramm der Station hinausgesandt worden waren, wieder weggeschickt und auch mit dem Bürgermeister alles in der Weise arrangirt, daß die dumme Geschichte in der Hauptsache vertuscht wird und keine unangenehmen Folgen für die Krawaller hat. Es ist doch am besten so, Sie haben recht; aber daß Sie ein so desperater Mensch sind und mir ohne weiteres den Stuhl vor die Thüre würden setzen, hätte ich doch nicht gedacht. Nun, mit den Jahren wird man ruhiger, das werden Sie sehen.“

Die reine Freude, mit der Wolfgang dem Kommerzienrath für seinen Entschluß dankte, würde eine starke Trübung erfahren haben, hätte er gewußt, daß die Bonhomie seines Chefs nur Maske und sein eigentliches Empfinden ein keineswegs freundliches war. Der Kommerzienrath hatte sich nur entschlossen, seinem rebellischen Comptoirchef nachzugeben, weil er denselben für die nächsten Monate schlechterdings nicht entbehren konnte und weil er einen Strike der Arbeiter fürchtete, der bei der augenblicklichen Lage des Geschäfts mit großen Opfern für ihn verknüpft gewesen wäre. Er vergab es Wolfgang so leicht nicht, ihn durch eine „Komödie“ zum Nachgeben gezwungen zu haben, er war sogar entschlossen, bei erster Gelegenheit eine gründliche Rache zu nehmen und dem „arroganten“ jungen Manne die peinliche Viertelstunde mit Zinsen heimzuzahlen, aber die Klugheit rieth ihm, sich davon zunächst nichts merken zu lassen und sich zu stellen, als nehme er die Sache leicht. Es war ihm vor allem darum zu thun, von seinem gefährdeten Ansehen soviel als möglich zu retten. So stellte er dem Bürgermeister und Weinlich die Nachgiebigkeit als eine durch schwerwiegende, geschäftliche Rücksichten bedingte dar, und ersterer, dessen gewichtigster Steuerzahler der Kommerzienrath war, und der, wo es sich um Sammlungen für wohlthätige und Verschönerungszwecke handelte, mit der guten Laune desselben rechnen mußte, hielt es nicht für gerathen, irgendeine Rücksicht höherzustellen, als die geschäftlichen Erwägungen des Herrn Reischach, während Weinlich seinem Chef ja nie widersprach, sondern sich mit geschmeidiger Schmiegsamkeit in seinen Willen fügte, mochte derselbe noch so wenig nach seinem Geschmack sein. Der Alte errieth wohl die eigentliche Ursache der befremdlichen Sinnesänderung seines Chefs, und diese Vermuthung machte seinen Haß gegen Wolfgang nur noch giftiger; aber er sagte sich, daß der junge Mann diesen Sieg theuer bezahlen werde und den Boden unter seinen Füßen selbst unterhöhlt habe; sein Sturz war bei seiner gewiß noch öfter zutage tretenden Parteilichkeit für die Arbeiter nur eine Frage der Zeit, und auf ein halbes Jahr des Wartens kam es dem alten Weinlich wahrlich nicht an.

Infolge der von dem ebenso geriebenen als eitlen Kommerzienrath adoptirten Taktik wurden die Offiziere, als ihre Schwadron in den Fabrikhof eingeritten war, mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns darüber empfangen, sie umsonst bemüht zu haben; die Haltung der Arbeiter sei zwar eine Zeitlang eine so bedrohliche gewesen, daß der Herr Bürgermeister es für unerläßlich gehalten habe, sich militärischer Hilfe zu versichern, doch habe die Unerschrockenheit, Energie und Unbeugsamkeit des Fabrikherrn ihnen dergestalt imponirt, daß sie ganz kleinlaut und eingeschüchtert das Feld geräumt hätten. Man setzte den Offizieren ein Frühstück vor, und die Mannschaften wurden mit Bier regalirt, aber nach kurzer Zeit schon ordnete der sichtlich verstimmte und enttäuschte Rittmeister den Wiederaufbruch an. Er hatte entschieden kein Glück und alle Mächte des Zufalls hatten sich feindlich gegen ihn verschworen. Die Depesche war dem Major, der in dem Hause wohnte, in welchem sich das Telegraphenbureau befand, ohne Verzug zu Händen gekommen und er hatte dem Rittmeister, der sich mit seiner Schwadron auf dem nach M. zu gelegenen Exerzirplatze befand, durch eine Ordonnanz die schriftliche Ordre ertheilt, unverzüglich nach M. aufzubrechen und nothfalls mit rücksichtsloser Energie einzuschreiten. So gab Fortuna dem Rittmeister, wie er meinte, eine Gelegenheit, sich durch Entschlossenheit und Thatkraft auszuzeichnen und sich dadurch die Anwartschaft auf die nächste freiwerdende Majorsstelle zu erwerben; viel wichtiger war es ihm freilich, daß ihn der Zufall dazu berief, der Retter des Kommerzienraths und seiner Damen zu werden. Er dachte sich das Wohnhaus von einer wüthenden Menge umzingelt und bedroht, den Kommerzienrath in Verzweiflung, die Damen in Ohnmacht und Todesangst. Wenn er nun den Haufen durch einen ungestümen Reiterstoß auseinandersprengte, und dann mit noch entblößter Klinge in den Salon trat, um zu melden, daß alle Gefahr beseitigt sei, mußte dann nicht für die Damen, auch für Martha Hoyer, eine Glorie der Ritterlichkeit sein nur noch dürftig behaartes Haupt umfließen, und wenn er in dieser Situation die Gunst des Augenblicks mit raschem Entschluß benutzte und seine Werbung anbrachte, sprach dann nicht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieselbe angenommen ward? Er wußte es nicht anders, als daß nichts den Frauen so sehr imponire, als männliche Tapferkeit, grade wegen ihrer natürlichen Furchtsamkeit und ihres Schutzbedürfnisses, und so konnte leicht diese Vormittagsstunde seinem Geschick eine ganz andere Wendung geben. Nicht viel anders hatte der Premierlieutenant kalkulirt, nur daß er an den „kleinen hübschen Grasaffen Emmy“ dachte. Nun waren beider Luftschlösser zerronnen, aller Wahrscheinlichkeit nach infolge eines zielbewußten Eingreifens jenes Menschen, der die Uniform ausgezogen hatte, um den Comptoirsessel zu besteigen! Das war wohl geeignet, beide unwirsch zu machen, und als die Schwadron aufgesessen war, gaben sie nach einer ziemlich kühlen Verabschiedung von Herrn Reischach ihren Pferden die Sporen zu fühlen und sprengten davon. (Fortsetzung folgt.)



Die Hussiten. (Seite 336.)

Die Sandwich-Inseln.

Von F. Rz.

(Schluß.)

Die Thierwelt der Inseln ist nicht besonders reich. Vierfüßige wilde Thiere findet man, wie auf den Südsee-Inseln überhaupt, nicht. Die Ureltern der Pferde, Schafe, Ziegen 2c., welche man an den grünen Abhängen der Berge weiden sieht, wurden durch Weiße nach den Inseln gebracht. Schweine waren einheimisch. Schlangen finden sich nicht vor. In den Bergen halten sich einige zum Theil prächtig gefiederte Vögelgattungen auf. Erwähnt sei hier, daß König Kamehameha I. einen ganz aus Federn gefertigten großen Kriegsmantel besaß, dessen Fabrikation der Tradition nach neun Generationen von Königen hindurch in Anspruch nahm. Von den das Material liefernden Vögeln besaß jeder nur zwei der dazu verwandten Federn von brillantem Gelb, und da diese Vögel nur in den gebirgigsten, unzugänglichsten Theilen der Inseln zu finden waren, so mag allerdings neben einer immensen Zahl von Vögeln ein großer Aufwand von Geduld und Mühe zur Anfertigung dieses „goldnen Mantels" nöthig gewesen sein. Kamehameha machte ihn später dem König Georg dem Vierten von England unter der ausdrücklichen Bedingung zum Geschenke, daß ihn niemand als der König selbst tragen dürfe.



Hoffmann von Fallersleben. (Seite 335.)

Das Klima der Inseln ist ein angenehmes, da die Hitze durch die Seewinde gemäßigt wird. Es ist von solcher Gleichmäßigkeit, daß die Eingebornen kein Wort für den Begriff „Wetter" haben. Das Thermometer steht das ganze Jahr hindurch meist um 80 Grad Fahrenheit. Der Regenfall ist an keine besondere Jahreszeit gebunden, wenn auch in den Wintermonaten etwas stärker als in der übrigen Zeit des Jahres. Zuweilen fegen jedoch heftige Stürme über die Inseln, welche die Temperatur herabstimmen.

Kommen wir nun zu den Ureinwohnern der Inseln. Die eingebornen Insulaner sind ein schöner, wohlgebauter Menschenschlag von nußbrauner Hautfarbe, mit glatten, schwarzen, zuweilen blonden Haaren. Intelligent und gutmüthig machen sie auf jeden Fremden einen guten Eindruck. Sie sind zum großen Theil der englischen Sprache mächtig. Wie bereits bemerkt, sind sie schon lange Christen, und Kirchen findet man auf allen Inseln in großer Anzahl. Ihre alten Volkssitten haben sie infolge der Wirksamkeit der Missionare und des Verkehrs mit den allmählich auf den Inseln angesiedelten Fremden zum größten Theile verloren. Besondere Waffen führen sie garnicht mehr. Die Kleidung der in den größeren Plätzen Wohnenden unterscheidet sich im Grunde garnicht von der der Weißen: leichte, bequeme Anzüge, als Kopfbedeckung breitkrempige Stroh- oder Panamahüte. Das weibliche Geschlecht, unter welchem man zuweilen recht hübschen Gesichtern begegnet, trägt einen einfachen Ueberwurf von buntem Kattun, welcher, gleich dem Ornat eines Priesters, von den Schultern zu den Füßen reicht. Aus der Rinde eines Baumes verstehen sie mittels Schlagen und verschiedener Manipulationen einen löschpapierähnlichen, jedoch ziemlich haltbaren Stoff zu verfertigen, „Tapa" genannt, ihren ursprünglich einzigen Bekleidungsstoff, der jedoch allmählich ganz außer Gebrauch kommt. Allgemeine Sitte unter ihnen, sowohl unter dem weiblichen als unter dem männlichen Geschlecht, ist, sich zu bekränzen. Um Hals und Schultern liebt man Kränze von dicht aneinander gereihten Blumen und Guirlanden von Laubwerk zu tragen, eine Sitte, welche man auch auf den Gesellschafts-Inseln findet.

Ueber die Art ihres einstigen, heidnischen Gottesdienstes konnte Schreiber dieses wenig Zuverlässiges in Erfahrung bringen, und über das Verhältniß der sich meist durch außerordentliche Körpergröße auszeichnenden alten Häuptlinge zum „Volke" sei nur soviel bemerkt, daß erstere über letzteres eine Machtbefugniß besaßen, nach welcher vielen der europäischen Herrscher der Mund wässern würde.

Die ursprünglichen Wohnungen der Eingebornen bestanden aus niedrigen Grashütten primitivster Art, die größeren mit polygonalen Dächern versehen. Diese verschwinden allmählich. Allgemein greift man nach Holz und Stein als Baumaterial. Bauholz wird von dem 2000 englische Meilen entfernten Kalifornien eingeführt.

Ihre Nahrung ist zumeist vegetabilisch. Die Mahlzeiten werden von dem gewöhnlichen Volke in kauernder Stellung eingenommen. Das tägliche Hauptgericht ist der bereits erwähnte „Poi". Eine Lieblingsspeise ist der aus einer Knollenfrucht bereitete „Pia". Nächst dem Poi und Früchten aller Art machen Fische, welch, zum Theil gedörrt, zum Theil roh mit Salz genossen werden

einen Hauptbestandtheil der Nahrung aus. — Die Sprache der Hawaiier ist im Grunde ein und dieselbe wie die der Bewohner aller anderen Südsee-Inseln, die Fidschigruppe ausgenommen. Sie ist sehr weich und besteht meist aus Silbenwiederholungen. Das hawaiische Alphabet besitzt nur 12 Buchstaben, nämlich: a, e, i, o, u, h, k, l, m, n, p, w. In dieser Sprache erscheinen in Honolulu zwei Wochenzeitungen von großem Format, welche gegenwärtig lebhaft mit dem russisch-türkischen Kriege beschäftigt sind. Die eine nennt sich „Hawaii ponoi" (der ächte Hawaiier), die andere „Nupepa kuokoa" (die unabhängige Zeitung).

Man findet in jetziger Zeit unter den Eingebornen Handwerker verschiedenster Art. Auch als Seeleute erweisen sie sich brauchbar.

Zuweilen hört man von einer Anzahl junger Burschen einer Schönen ein Ständchen bringen. Die Weisen ihrer Minnelieder sind melodisch, der Text ein kurioses Gemisch von hawaiischer und englischer Sprache.

Für Volksbildung wird in den öffentlichen konfessionslosen Schulen durch unentgeltlich ertheilten Unterricht gesorgt. Außer diesen existiren noch zahlreiche Privatschulen. Die Schüler werden in den größeren Ortschaften außer in ihrer Muttersprache auch im Englischen unterrichtet. Jedes Kind ist verpflichtet, solange die Schule zu besuchen, bis es mindestens die nothwendigsten Elementarkenntnisse besitzt. Die Zahl derjenigen Erwachsenen, welche nicht lesen, schreiben und rechnen können, ist auf den Sandwichinseln geringer als irgendwo, was allerdings unsern europäischen „Kulturstaaten", welche die Intelligenz gepachtet zu haben meinen, etwas sonderbar vorkommen mag. Es ist diese erfreuliche Thatsache zum Theil der besseren Klasse von Weißen, die sich hier angesiedelt, zum Theil — man muß es ihnen lassen — der Wirksamkeit der Missionäre zuzuschreiben.

Im höchsten Grade auffallend ist die ungemein starke Abnahme der eingebornen Bevölkerung. Cook schätzte vor hundert Jahren die Zahl der Bewohner sämmtlicher Inseln auf 400,000. Zweifellos war diese Zahl bedeutend zu hoch gegriffen. Immerhin wies aber die erste im Jahre 1832 vorgenommene amtliche Volkszählung noch eine Einwohnerzahl von 130,000 auf. Die seit dieser Zeit vorgenommenen Volkszählungen zeigten eine rapide Abnahme der Bevölkerung. Die Zählung von 1836 ergab 108,000, von 1849: 84,000, von 1853: 73,000, von 1860: 69,000, von 1866: 62,000, und die letzte, 1872 vorgenommene Zählung wies nur noch 56,000 Einwohner auf, einschließlich der mehreren tausend Fremden. Gegenwärtig schätzt man die Zahl der Eingebornen auf höchstens 45,000. Diese Zahlen zeigen deutlich, daß sich die Urbewohner der Inseln, gleich den amerikanischen Indianerstämmen, auf dem Aussterbeetat befinden. Auf den Gesellschafts- und andern Südsee-Inseln beobachtet man dieselbe Erscheinung. Die muthmaßlichen Ursachen sind mannichfach. Es würde zu weit führen, dieselben hier zu erörtern. Erwähnt muß jedoch werden, daß die durch Ausländer eingeschleppten Krankheiten, besonders Syphilis und Lepra, eine der Hauptursachen sind. Die an der von Chinesen eingeschleppten Lepra Erkrankten bringt man, da man diese entsetzliche Krankheit für unheilbar hält und dieselbe ansteckend ist, auf einen abgesperrten Theil der Insel Molakai, woselbst sie der Tod nach längerer oder kürzerer Zeit von ihren Leiden erlöst.

Da eine große Zahl der eingewanderten Fremden mit eingeborenen Frauen verheirathet ist, so wächst allmählich eine Mischlingsrasse heran. Die Zahl dieser „Halbweißen" betrug bei der Volkszählung von 1872 bereits 2500 und es ist dieselbe im stetigen Wachsen begriffen.

Die größere Hälfte der auf den Inseln lebenden Ausländer besteht aus Chinesen. Es mag deren Zahl gegenwärtig 4—5000 betragen. Sie gehören, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, der arbeitenden Klasse an. Die Einwanderung — richtiger Importation — dieser Kulis ist gegenwärtig sehr stark. Als billige Arbeitskräfte sind dieselben den hiesigen Plantagenbesitzern ebenso willkommen, als den Kapitalisten und Großgrundbesitzern Kaliforniens. Auf demselben Schiff, auf welchem Schreiber dieses von San Franzisko nach den Inseln reiste — einer alten Barke, welche schon „manchen Sturm erlebt" —, befanden sich 150 Chinesen, ausschließlich Männer zwischen 20 und 40 Jahren, welche sich kontraktlich verpflichtet hatten, drei Jahre für 10—12 Dollar pro Monat auf Zuckerfeldern zu arbeiten. Wie sehr die Chinesen dem Laster des Spiels ergeben sind, hatte ich auf's neue zu sehen Gelegenheit. In Gruppen auf dem Boden des Zwischendecks gekauert, waren dieselben unter lautem Geschnatter bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen mit Spielen um Geld, einer Art Dominospiel, beschäftigt. Streit und Schlägerei, wobei zuweilen die Schiffsmannschaft interveniren mußte, bildeten die einzige Unterbrechung. Gleichzeitig mit diesem lief ein von Hongkong kommendes, mit nahezu 400 Chinesen, darunter nur sechs Frauen, befrachtetes Schiff in den Hafen von Honolulu ein. Die bezopften Passagiere waren ebenfalls ausschließlich als „Hände" für Zuckerplantagen importirt.

Die bedeutendsten Ortschaften auf den Inseln sind: Honolulu auf der Insel Oahu mit 15,000, Hilo auf der Insel Hawaii mit 4000 und Wailuku mit 4000 und Lahaina mit 3000 Einwohnern auf der Insel Maui. Den Verkehr zwischen den verschiedenen Inseln vermittelt außer zahlreichen kleinen Fahrzeugen ein elegant eingerichtetes, neuerbautes Dampfschiff.

Honolulu, die Haupt- und „Residenzstadt" des Königreichs und der Haupthafenplatz, liegt an einer kleinen Ebene, am Fuße eines ausgebrannten Vulkans, welcher infolge seiner Form den Namen „Punschbowle" trägt. Im Hintergrunde erheben sich bis zur Höhe von 3000 Fuß die vielen Spitzen des das Rückgrat der Insel bildenden Gebirges, welches von zahlreichen, dichtbewachsenen Thälern durchschnitten und dessen Beleuchtung je nach der Tageszeit und Witterung von höchst malerischem Effekt ist. Der Geschäftstheil der Stadt macht mit seinen Logirhäusern und vielen Verkaufsläden ganz den Eindruck einer größeren amerikanischen Hafenstadt. Die mit Trottoirs versehenen Straßen, welche theils englische, theils einheimische Namen führen, kreuzen sich in rechten Winkeln. Unter den öffentlichen Gebäuden fällt besonders das neue Regierungsgebäude, „Iolani", in die Augen. Auf einem freien Platze stehend, macht das aus künstlichem Stein aufgeführte Gebäude mit seinen doppelten Säulenhallen und viereckigem Glockenthurme einen imposanten Eindruck. Es enthält außer den Bureaus der Regierungsbeamten auch die öffentliche Bibliothek und den schönen, großen Sitzungssaal, in welchem die aus allgemeinem, gleichen und direkten Wahlrecht hervorgegangene gesetzgebende Versammlung des Reiches aller zwei Jahre zusammentritt. Ueber dem Haupteingange erblickt man an hervorragender Stelle in erhabener Schrift: „Ua mau ke ea o ka aina i ka pono" (die Wohlfahrt des Landes ist im Rechtthun begründet), Worte, die König Kamehameha III. bei Gelegenheit einer Rede gebraucht und die seitdem Nationalmotto geworden sind. Diesem Gebäude gegenüber befindet sich, von einer Mauer umgeben, die sehr einfache Residenz des Königs, welcher jährlich eine Civilliste von 25,000 Dollar erhält und in der schweren Arbeit des Regierens durch ein Ministerium von vier Mitgliedern unterstützt wird. Seine Heeresmacht besteht aus 50 Mann nach europäischem Muster einexerzirter, hübsch uniformirter Soldaten. Unweit davon erblickt man das große, komfortabel eingerichtete Hotel, welches die Regierung mit einem Kostenaufwande von über 100,000 Dollar erbauen ließ. Unter den sechs Kirchen fällt die katholische Hauptkirche durch ihre Größe und geschmacklose Bauart auf. Auffallend ist die Menge der von Chinesen gehaltenen Verkaufsläden, Thee- und Kaffeehäusern, welche man in einem Theile der Hauptstraße der Stadt, der Nuuanustraße, erblickt. Ihre Inhaber sind meist „schon lange im Lande"; ihre Lokalitäten werden jedoch fast nur von Eingebornen frequentirt. Schreiber dieses sprach mit einigen, welche schon vor 25 Jahren hierherkamen und sowohl der englischen, als der Sprache der Eingebornen mächtig waren. Ein großer Theil dieser „ansäßigen" Söhne des Reichs der Mitte ist mit Töchtern der Inseln verheirathet. In dem Theile der Nuuanustraße, welcher in das gleichnamige Thal führt, befinden sich die meisten, zum Theil recht einladenden, von luftigen Verandas umgebenen Wohnungen der weißen Kaufleute und Regierungsbeamten. Die wohlgepflegten Gärten zeichnen sich durch üppige Vegetation aus. Zartbelaubte Tamarinden, Bananen, Fächer-, Kokos-, Dattel- und Königspalmen in malerischen Gruppirungen, Wasserpalmen mit ihren seltsamen, einem ausgebreiteten Damenfächer gleichenden Kronen, Brotfruchtbäume mit breitfingerigen Blättern, schlanke Papaias mit ihren dichten Blätterkronen und rund um den Stamm sitzenden, melonenähnlichen Früchten, dichtbelaubte Mangobäume, theils blühend, theils mit Früchten beladen 2c. entzücken nach allen Seiten hin das Auge des Fremden. Die Blumen, welche man in den Gärten erblickt, sind meist akklimatisirt. Die einheimischen Blumen sind wenig zahlreich, wenn auch zum Theil interessant. In anderen Stadttheilen erblickt man vorzugsweise die Wohnungen der Eingebornen, meist leichtgebaute, hölzerne Cottages, hie und da in dichten Baumgruppen idyllisch versteckt. — Alles reitet hier; auch die eingebornen Frauen und Mädchen, welche jedoch rittlings im

Sattel sitzen, sind gewandte Reiterinnen, und man sieht sie pfeilschnell auf den kleinen, einheimischen Pferden mexikanischer Abkunft durch die Straßen galoppiren. Auch die Musik wird in Honolulu gepflegt. Ein Piano darf in keinem Hause eines Weißen, der auf Bildung Anspruch machen will, fehlen, und ein aus öffentlichen Mitteln unterhaltenes, aus 25 jungen Hawaiiern bestehendes Musikkorps, welches durch einen Deutschen ausgebildet wurde, gibt häufig auf einem öffentlichen Platze Konzerte. Außer den bereits erwähnten hawaiischen erscheinen in Honolulu noch zwei englische Wochenblätter, deren Redakteure allerdings nicht selten, wegen verspäteten Eintreffens der erwarteten Schiffsnachrichten, behufs Füllung ihrer Spalten in peinliche Verlegenheit kommen.

Im Hafen liegen außer zahlreichen Segelschiffen fast stets ein englisches, französisches und amerikanisches Kriegsschiff, welche drei Mächte aus gegenseitiger Eifersucht die Unabhängigkeit des Königreichs garantirt haben. Die Inseln waren früher eine Station für Walfischfahrer, und es liefen jährlich hunderte dieser Fahrzeuge im Hafen von Honolulu ein. Doch wurde bekanntlich die amerikanische Walfischfänger Flotte während des amerikanischen Bürgerkrieges durch ein südstaatliches Rebellen-Kriegsschiff und durch eine später erfolgte große Eiskatastrophe fast gänzlich vernichtet, sodaß man jetzt nur selten „Waler" vor Anker liegen sieht.

Der Handel der Insel ist verhältnißmäßig bedeutend. Im Jahre 1876 betrug nach amtlichen Erhebungen der Werth der gesammten Einfuhr 1,811,000, der der Ausfuhr 2,241,000 Dollar.

Am 18. Januar dieses Jahres feierte man in Honolulu den hundertjährigen Gedenktag der Entdeckung der Inseln durch Cook. Welche Veränderungen sind in diesem kurzen Zeitraum eingetreten! Wer weiß, wie nahe wir der Zeit sind, wo es keinen Landstrich mehr geben wird, unangebaut und groß genug zum Jagdrevier für einen Indianer oder Papua, wo das Dampfroß über die Trümmer der chinesischen Mauer dahinkeuchen und der letzte Wilde als Merkwürdigkeit in Weingeist aufbewahrt sein wird!?

Die Bedingungen der Ernährung.

Von **Alfred Lange.**

In der neuesten Zeit macht sich eine sehr berechtigte und hoffentlich folgenreiche Agitation gegen die Verfälschung der Lebensmittel seitens gewissenloser und gewinnsüchtiger Produzenten oder Kaufleute bemerklich. Ich habe es deshalb für zeitgemäß erachtet, in dem folgenden einen kleinen Beitrag zur Aufklärung über diese Frage zu geben. Man muß in der Besprechung wirthschaftlicher wie anderer allgemeiner Fragen Zeitperioden, in denen die eine oder die andere besonders hervortritt, wählen, um allgemein wissenschaftliche Erörterungen daran zu knüpfen, die Klarheit über jene Fragen zu verbreiten im Stande sind, will man überhaupt diesen Besprechungen einigen Einfluß verschaffen. Denn gewiß ist eine für diese oder jene Erscheinung interesselose Zeit nur halb geneigt, sich über dieselben belehren zu lassen, und was darüber gesagt wird, bleibt nur lose im Gedächtniß aufgespeichert. Das für die meisten unentbehrliche Befestigungsmittel für neue Gedanken, das unmittelbare, frisch geweckte Interesse fehlt in diesen Fällen oder ist nur in unzureichendem Maaße vorhanden.

Die folgenden Betrachtungen halten sich übrigens fern von spezifisch physiologischen Spekulationen. Sie sind geschrieben vom chemischen Standpunkt aus und können daher keinen Anspruch auf allseitige Vollständigkeit erheben. Jene andere Seite der Nahrungsmittelfrage zu beleuchten wäre Sache des erfahrenen Mediziners. —

Von allen instinktiven Trieben, die sämmtlichen organisirten Wesen, an deren Spitze der Mensch steht und deren unendliche Reihe nach Häckel von dem strukturlosen Protoplasmaklumpen*) des Meeresgrundes, dem Bathybius, oder den einzelligen Algen, deren tausende in einem Wassertropfen leben können, gemeinsam sind, ist der ursprünglichste und gewaltigste, alle anderen erst bedingende, der Drang nach Ernährung. Das kaum geborene Kind kennt noch keine andere Willensäußerung; was ihm nahe gebracht wird, steckt es ohne weiteres und häufig zum gerechten Entsetzen der Mutter in den Mund, und es hat in den ersten Wochen seines Lebens sogar nur einen in geringem Grade entwickelten Geruch oder Geschmack. Es verlangt lediglich nach Befriedigung seines Hungers resp. Durstes, und die Mittel hierzu sind, da es nicht nur, wie der erwachsene Mensch, die durch Arbeit verzehrte Körpersubstanz zu ersetzen, sondern auch für ein Mehr im Interesse des Wachsthums zu sorgen hat, relativ in bedeutend größerem Maaße erforderlich, als es in spätern Jahren der Fall sein wird. Für den Erwachsenen stellt sich die Nahrungsfrage wesentlich so, daß seine Nahrungseinnahme und sein Kraftverbrauch in einem einfachen Verhältniß stehen müssen. Bei Verringerung der erstern tritt, wenn der Kraftverbrauch gleich bleibt oder noch sich steigert, eine entsprechende Abnahme der Körpersubstanz ein, während eine Verringerung des Kraftverbrauchs bei gleichbleibender oder vermehrter Nahrung eine Vermehrung der Körpersubstanz zur Folge hat.

Die Art des Kraftverbrauchs kann eine sehr verschiedene sein; er wird gemessen durch die nothwendige Nahrung bei Erhaltungsdiät. Ein Steinklopfer, ein Gelehrter arbeiten in qualitativ sehr verschiedener Weise und haben dennoch beide quantitativ dieselbe Summe von Arbeit verrichtet; während wiederum ein Mensch, der eine gewisse Zeit in einer niedern Temperatur verweilt hat, gezwungen ist, eine Wärmemenge auf Kosten seiner Körpersubstanz zu produziren, die gleich ist einerseits der Differenz zwischen der äußern ihn umgebenden Temperatur und der normalen Körperwärme, und andererseits eventuell quantitativ äquivalent der Arbeit des Steinklopfers, des Gelehrten, und dies ohne im landläufigen Sinne „Arbeit" verrichtet zu haben; es war innere Arbeit.

Es bedarf dies letztere Beispiel, das ich wählte, um besonders deutlich den Satz zu illustriren, daß Arbeiten qualitativ sehr verschieden, dennoch quantitativ in Beziehung auf die individuellen Organismen, die Arbeitenden, gleichwerthig sein können, noch einer besondern Erläuterung. Es wird den meisten der Leser schon bekannt sein, daß der menschliche Leib wie überhaupt der thierische und pflanzliche Organismus eine innere Körperwärme, die für das Zustandekommen der Lebensprozesse unumgänglich erforderlich ist, besitzt. Dieselbe beträgt beim Menschen 35—40 Grad Celsius und kann z. B. in den Achselhöhlen gemessen werden. Der Mensch produzirt sie, wie der Ofen, vermittels zugeführten Brennmaterials, indem er ein genügendes Quantum Nahrungsmittel aufnimmt, die besonders zur Verbrennung geeignet sind; hierher gehören die Fette, Zucker, Stärkemehl. Indem dieselben theilweise chemisch verändert und von den Geweben des Körpers isolirt, mit dem durch Athmung aufgenommenen Sauerstoff der Luft im Blute in Berührung kommen, verbinden sie sich mit demselben, sie werden oxydirt, und das Produkt dieses Vorganges, die Kohlensäure, entweicht gasförmig bei der Ausathmung*). Durch jede Vereinigung irgend eines Körpers aber

*) Unter Protoplasma versteht man die zwar organische, aber unorganisirte, gallertartige bis dickflüssige, aus stickstoffhaltiger Materie bestehende Masse, welche im letzten Grunde das eigentlich das gesammte Lebensprinzip Tragende pflanzlicher wie thierischer Organismen ist. Die letztern setzen sich nämlich aus millionen und aber millionen der verschiedenartigst gestalteten, mit bloßem Auge garnicht oder kaum sichtbaren Zellen zusammen, die also ganz wie die Bausteine eines Hauses aufzufassen sind. Diese Zellen nun, deren jede einzelne von mehreren, sehr zarten Häutchen umgeben ist oder auch unumhüllt sein kann, haben zum Inhalt vor allem jenes Protoplasma, welches, vermöge seiner Fähigkeit, die aufgenommenen Stoffe chemisch umzusetzen, zu verarbeiten und wieder abzugeben an die Orte des Verbrauchs, das im letzten Grunde Lebenerhaltende des Organismus darstellt. Aller Tod hat das Aufhören der Funktionen des Protoplasmas zur Ursache. Derartige Protoplasmamassen, ohne irgendwelche Umhüllung, gallertartig, mit Wasser sich nicht mischend, obwohl für dasselbe durchdringbar, fähig, geeignete Nahrung aufzunehmen und zu verarbeiten, hat man nun in meilenweiter Ausdehnung auf dem Grunde des Meeres gefunden und hält sie für die niedrigste Form organischen Lebens.

*) Man kann die Kohlensäure im Athem sehr leicht nachweisen, indem man den letzteren vermittels eines Röhrchens durch ganz klares Kalkwasser treibt; es wird die Kohlensäure vom Kalk festgehalten, sie

mit Sauerstoff wird Wärme erzeugt (hierauf beruht ja auch die Ofenverbrennung, die ohne Luft, also ohne Sauerstoff, nicht vor sich geht), und diese Quelle ist es also, der der menschliche Leib seine Temperatur zu verdanken hat.

Befindet sich nun irgend ein erwärmter Gegenstand plötzlich in einer kälteren Umgebung, so wird er mehr oder weniger schnell von seiner höhern Wärme solange an die umgebende Luft, oder Wasser, abgeben, bis er auf deren Temperatur abgekühlt ist. Dasselbe gilt vom Menschen; er würde im Winter die Temperatur der Luft annehmen — und somit sterben, da oben erwähnte Wärme von 35—40 Grad Celsius zu seinem Leben absolut nothwendig ist — falls ihm nicht stets von neuem Brennmaterial zugeführt wird. Geschieht dies nicht, so wird er zunächst die in seinem eigenen Körper aufgespeicherten Brennstoffe, die Fettablagerungen, zur Verbrennung verwerthen und erst dann sterben, wenn diese gänzlich verzehrt sind.

Dieser Verbrauch von Nahrung zur Wärmeproduktion ist auch der Grund, weshalb man im Winter, wo man fortwährend von der umgebenden Luft entzogene Wärme zu ersetzen hat, durchschnittlich mehr ißt und trinkt, als in der warmen Jahreszeit, im Sommer. Es macht nichts hungriger als ein Spaziergang in kalter Luft, während die brennende Mittagshitze häufig genug jeden Appetit benimmt.

Es wird aus dem Gesagten, dem wir noch eine Menge anderer Beispiele anreihen könnten und dessen Wahrheit jeder an sich selbst zu erproben im Stande ist, für den Leser nunmehr deutlich genug hervorgehen, daß unser Satz: der Kraftverbrauch auf irgend einem Wege müsse mit der Nahrung in direktem Verhältniß stehen, richtig ist. Es fragt sich nunmehr, wie wird dies Nahrungsbedürfniß befriedigt?

Der menschliche (thierische) Leib besteht im wesentlichen aus wenigen Elementen. Abgesehen von den Stoffen, aus denen sich das Knochengerüst aufbaut*), und den Salzen, die sich außerdem in sehr geringer Menge im Organismus überall vertheilt finden**), besteht die weitaus größte Masse des Körpers aus Wasser und aus organischer Substanz, die ihrerseits aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel und Phosphor, die beiden letzten in geringerer Menge, zusammengesetzt ist. Es fragt sich nun, ob wir durch direkte Aufnahme dieser Elemente im isolirten Zustande unsere Ernährung vollziehen können? Hierauf müssen wir die Antwort „nein“ geben. Abgesehen vom Phosphor, der direkt für uns tödtlich wirken würde, wären wir nicht im Stande, unsern Stoffwechsel durch die übrigen fünf Stoffe unterhalten zu können; es würde ferner uns auch nur wenig nützen, wenn etwa je zwei oder drei dieser Stoffe zu einfachen Verbindungen zusammenträten, etwa zu Kohlensäure — die aus Kohlenstoff und Sauerstoff — oder zu Ammoniak — das aus Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt ist —; auch in dieser Form, mit alleiniger Ausnahme der Wassers, sind sie für uns theils ohne Werth, theils direkt schädlich. Wir bedürfen vielmehr der allerkomplizirtesten Kombinationen jener Stoffe, wenn sie unserer Ernährung dienen sollen; und wer bereitet uns diese Verbindungen? Bisjetzt lediglich — denn dies Gebiet hat die Chemie ihr nur noch wenig streitig gemacht — die Pflanzenwelt. Hier liegt die Grundbedingung alles thierischen Lebens! Dies ist der Grund, weshalb der Wanderer der Wüste verhungert und verdurstet, obwohl ihn alle zur Ernährung erforderlichen Grundstoffe in reicher Fülle umgeben: die stille aber unersetzliche Arbeit der Pflanze fehlt, die jene Stoffe ihm zubereitet! Die Pflanze entzieht direkt der Luft ihren Sauerstoff, ihre Kohlensäure, ihr Ammoniak und Wasser (denn mit den meisten jener sechs Elemente, mit Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor und Schwefel kann auch sie nichts beginnen, falls sich jene nicht zuvor zu den allerdings einfachsten Verbindungen vereinigt haben); sie zersetzt vermöge ihrer Wurzelthätigkeit die rauhesten Felsgesteine und entnimmt sich aus ihnen die ihr nothwendigen unorganischen Salze. Aus diesen Materialien baut sie dann in wunderbarer und erst zum kleinsten Theile unserer Erkenntniß dargelegter Thätigkeit jene Stoffe auf, die nur geeignet sind, vom Thierleibe verarbeitet zu werden. Jene Kohlensäure, jenes Ammoniak, jenes Wasser setzt sie in Eiweiß, Stärke, Zucker, Fett, also in Nährstoffe und Brennmaterial für den thierischen Körper*) um.

Ist somit die Pflanzenwelt die unumgängliche Voraussetzung der Thierwelt, so ist diese wieder nothwendig zur Erhaltung eines Theiles ihrer selbst; mit andern Worten: die Thiere zerfallen in Pflanzenfresser, Fleischfresser und solche, welche beiderlei Nahrung bedürfen; zu der letztern Klasse gehört der Mensch.

Der Mensch ist vermöge seiner ganzen Organisation darauf angewiesen, eine gemischte Nahrung zu sich zu nehmen, d. h. er kann nicht mit einem einzigen Nahrungsmittel sein gesammtes Nahrungsbedürfniß befriedigen, wie dies aus der folgenden Betrachtung erhellen wird. Es existirt kein einziges Nahrungsmittel, welches die für die Erhaltung unserer Körpersubstanz erforderlichen Mengen von Eiweiß, Fett, Zucker, Stärke und Salzen in den erforderlichen Verhältnissen enthielten; man wäre also genöthigt, durchgängig von einem oder dem andern dieser Bestandtheile mehr oder minder größere Ueberschußmengen aufzunehmen.

Betrachten wir hier einmal das intensivste pflanzliche Nahrungsmittel, die Linsen.

Der erwachsene Mann bedarf, wie wir noch später betrachten werden, nach sorgfältigen Beobachtungen zu seiner Erhaltung bei mittlerer Arbeit täglich: Eiweiß 130 Gramm, Fett 84 Gramm, Kohlenhydrate (Stärke, Zucker) 404 Gramm.

Die Linse enthält, abgesehen von Wasser, Salzen, Holzfaser, Eiweißstoffe 26 pCt., Fette 2,5 pCt., Kohlenhydrate 50,5 pCt.

Es wären also, um zu decken den Bedarf an Eiweiß 500 Grm. Linsen, an Fett 3360 Grm. Linsen, an Kohlenhydraten 800 Grm. Linsen erforderlich. Selbstverständlich müßte der größte Betrag, um von allen Nahrungsmitteln die nothwendige Menge einzunehmen, also 3360 Gramm Linsen, täglich verzehrt werden. Diese Menge enthielte also überschüssig: 743 Grm. Eiweiß, 1288 Grm. Kohlenhydrate; ersichtlich eine kolossale Verschwendung! Abgesehen aber davon würde kein menschlicher Magen, resp. keine Eingeweide im Stande sein, ein derartig enormes Quantum eines so schwer verdaulichen Nahrungsstoffes zu verarbeiten; dazu sind die menschlichen Eingeweide im buchstäblichen Sinne zu kurz! Der Darm der Pflanzenfresser ist relativ bedeutend länger als der der Fleischfresser, da er eine schwerer verdauliche und viel voluminösere Nahrung zu verarbeiten hat; während er beim Ochsen $^1/_5$ des Körpergewichts beträgt, macht er bei der Katze nur $^1/_{12}$ hiervon aus.

Diesem Beispiele, welches die Unbrauchbarkeit eines der gehaltreichsten vegetabilischen Nahrungsmittel für die ausschließliche Ernährung mit demselben bewies, mögen noch einige andere folgen. Ich wähle zunächst ein in extremem Grade schlechtes Nahrungsmittel, die Kartoffel. Nach obigen Angaben über den Nahrungsbedarf eines Mannes bei mittlerer Arbeit berechnet sich die erforderliche Menge von Kartoffeln, um den Gehalt zu liefern an Eiweiß auf 6,5 Kilogramm, Fett 84 Kilogramm, Kohlenhydrate 1,88 Kilogr., und es blieben in dem unverschlingbaren Maximum von 84 Kilogramm 1,68 Kilo überschüssiges Eiweiß, 18,06 Kilo überschüssige Kohlenhydrate.

Welcher Ochsenmagen selbst könnte dies verarbeiten?

Nehmen wir nun, um allseitig gerecht zu werden, ein animalisches Nahrungsmittel, eines der vorzüglichsten sogar: Fleisch aus dem Hinterviertel eines schweren fetten Ochsen, zur Berechnung hervor.

---

vereinigt sich mit ihm zu kohlensaurem Kalk, der unlöslich in Wasser ist und als weißes Pulver zu Boden fällt.

*) Die Knochen bestehen, abgesehen von der organischen, verbrennlichen Substanz, wie Fett und Knorpel, wesentlich aus phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Magnesia, kohlensaurem Kalk, Fluorkalcium und geringen Mengen salzsaurer und schwefelsaurer Salze.

**) Dies sind besonders phosphorsaure und kohlensaure Alkalien und Erden, Chlorkalcium, Eisenverbindungen, Fluorkalcium, Kieselerde.

*) Es ist hier der Platz, die chemische Beschaffenheit dieser Stoffe etwas zu erläutern.

Vom Eiweiß, das aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff (15 bis 17 pCt.), Sauerstoff, Schwefel besteht, gibt es verschiedene Arten, die in ihrer Zusammensetzung wenig differiren und nur sich unterscheiden durch Löslichkeit oder Unlöslichkeit in verschiedenen Flüssigkeiten, Verhalten gegen Wärme u. s. f.; für die Ernährung sind alle Arten gleichwerthig. Man kennt Eiereiweiß, Bluteiweiß, Pflanzeneiweiß.

Stärke, Zucker und Fette bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, sie sind stickstofffrei. Von diesen drei Stoffen gibt es ebenfalls wieder verschiedene Arten: Kartoffelstärke, Reisstärke, Weizenstärke, Arrowrot u. a.; Rohrzucker, Traubenzucker, Milchzucker; zu den Fetten sind auch die Oele zu rechnen, beide enthalten als Hauptbestandtheil Verbindungen einiger organischer Säuren, der Fettsäuren, mit Glycerin.

Wasser und Luft sind beide gleich unentbehrlich für den Körper. Man muß sie ebenso als Nahrungsmittel betrachten, da sie sich nicht nur an der Bildung der eigentlichen Körpersubstanz betheiligen, sondern außerdem den Stoffwechsel sozusagen vermitteln und erleichtern; wir haben sie hier nur zu erwähnen, um später noch einmal darauf zurückzukommen.

Es sind enthalten 130 Gramm Eiweiß in 810 Gramm fetten Fleisches, 84 Grm. Fett in 240 Grm. fetten Fleisches, Kohlenhydrate garnicht. — Dieses Beispiel zeigt zugleich für die ganze Klasse der animalischen Nahrungsmittel, daß dieselben zur ausschließlichen Befriedigung des Nahrungsbedarfes nicht geeignet sind, infolge des Mangels an Kohlenhydraten. Und selbst wenn man diese, was ohne ernsthafte Störungen des Organismus nicht wohl angeht, vernachlässigen und lediglich den dem menschlichen Körper nothwendigen Kohlenstoff in Berücksichtigung ziehen und ebenfalls in Form von Fleisch und Fett einführen wollte, so wären zu dessen Herbeischaffung 2564 Gramm Fleisch erforderlich, welches Quantum niemand in 24 Stunden verzehren kann; und hierin wären ca. 400 Gramm Eiweiß überschüssig.

Diese Zahlen, denen wir noch eine lange Reihe anderer anfügen könnten, beweisen, daß eine ungemischte Nahrung unter Umständen gradezu schädlich für den menschlichen Organismus ist, 1) weil in den meisten Fällen zu enorme Quanta verarbeitet werden müßten, und 2) weil ein ebenso enormes Quantum von Nahrungswerth als überschüssig vergeudet werden würde. Eine solche Ernährungsweise würde aber sowohl den Grundsätzen einer vernünftigen Privat- wie Volkswirthschaft direkt widersprechen. 3) aber wäre eine derart eintönige Nahrung deshalb unstatthaft, weil der Magen, wie bei toujours perdrix (stets Rebhuhn), sehr bald sich sträuben würde, sie bei sich zu behalten oder auch nur anzunehmen. Beide Unverträglichkeiten werden nun vermieden durch die gemischte Nahrung. Ersetzen wir beispielsweise die im mageren Fleisch fehlenden Kohlenhydrate durch Brot, so ersparen wir dadurch zugleich diejenige Menge Fleischeiweiß, welche im Brot vorhanden ist, und fügen wir die benöthigte Quantität Fett in Form von Butter hinzu, so haben wir alle drei erforderlichen Nahrungsbestandtheile in dem möglichst kleinen Volumen. Diesem Verhältniß würde entsprechen eine Mischung von

365 Gr. Fleisch =	77,38 Gr. Eiw.	45,7 Gr. Fett	Kohlenhydrate
700 „ Brot =	49,00 „ „	3,5 „ „	437 Gr.
50 „ Butter =		43,0 „ „	0,3 „
	126,38 Gr. Eiw.	92,2 Gr. Fett	437,3 Gr.

Eine andere zweckmäßige Mischung würde sein: 250 Gramm Fleisch, 500 Gramm Brot, 100 Gramm Butter, 150 Gramm Linsen, 100 Gramm Kartoffeln, u. a. m.

Wir sollen also unsere Nahrung aus verschiedenen Bestandtheilen mischen, um sie für unsern Körper ersprießlich zu machen, und wir begreifen unter Nahrungsmittel alles, was Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate (Zucker, Stärke), Salze, Wasser und nichts unserm Organismus schädliche enthält; wir entnehmen sie dem Thier- wie dem Pflanzenreiche.

Diesem Begriff von Nahrung fehlt indessen noch eins, das wir hier nachträglich noch zu besprechen haben. Zugleich mit den Empfindungen des Hungers und Durstes müssen unser Geschmack und Geruch befriedigt werden. Die beiden letztern Sinne werden nun aber nicht durch die Nahrungsstoffe im eigentlichen Sinne des Wortes berührt, sondern durch gewisse andere Körper, die sogenannten Genußmittel. Dieselben brauchen nicht in so großen Mengen aufgenommen zu werden, wie die erstern; es sind in der Regel minimale Quantitäten der verschiedenartigsten Stoffe, die entweder den Nahrungsmitteln an und für sich schon anhaften, oder erst durch deren Zubereitung gebildet, oder, außerhalb der Nahrungsmittel erzeugt, denselben willkürlich zugesetzt werden. Hierher gehören gewisse anorganische Säuren, wie Essigsäure, Buttersäure; dann Salze, besonders Chlornatrium (Kochsalz); Gewürze, ätherische Oele; ferner die eigenthümlichen Stoffe, welche durch das Braten des Fleisches, das Backen des Brotes in deren Kruste gebildet werden u. s. w. — Die chemisch isolirten, reinen Nahrungsstoffe, wie Eiweiß, Stärke, Fett, Wasser sind, abgesehen vom Zucker, vollkommen geschmacklos. Wer aber jemals gekochtes — also der Kohlensäure beraubtes — oder gar destillirtes — auch von den festen Kalk- und Alkalisalzen befreites — Wasser getrunken, wird sich von der unerträglichen Fadheit auch jener Stoffe einen Begriff machen können.

Eine fernere, in ihren Wirkungen theils auf Geruch und Geschmack, theils auf Magen- und Darmnerven und andere Organe sich erstreckende Eigenschaft der Genußmittel ist die Fähigkeit, die Lebensthätigkeit in bemerkbarem Grade anzuregen. Es gehört hierher z. B. der Alkohol; wir werden noch mehrfach Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen.

Nicht minder als Geruch und Geschmack verlangt unser ästhetisches Gefühl einige Berücksichtigung in dem Aeußern der Speisen. Häufig wird bei unbemittelten, aber mit einem natürlichen Sinn für Schönheit begabten Leuten die Kärglichkeit der Nahrung theilweise verdeckt durch deren geschmackvolle Anordnung; der Appetit wird reger und läßt gern mit einfachen, aber reinlich bereiteten und zierlich geordneten Speisen fürlieb nehmen, während die feinsten Delikatessen, die durch Unsauberkeit das Auge, wohl gar Geruch und Geschmack beleidigen, voll Ekel zurückgewiesen werden. Es gehört hierher der sogenannte Hautgout, d. h. der Geruch und Geschmack, die das Fleisch dadurch annimmt, daß man es durch längeres Lagern erst zum Theil in Verwesung übergehen läßt. Manche überraffinirte, urtheilslose und jeglichen feineren Schönheitssinnes baare, meist den begüterten Kreisen angehörende Individuen glauben denn durch das Verzehren solcher ekelhafter Substanzen, die der Bär wie viele andere Raubthiere angewidert liegen lassen würde, einen ähnlichen „feinen" Geschmack an den Tag zu legen, wie durch ihre gourmandistische Vorliebe für die Exkremente von Schnepfen und andere derartige unästhetische Gegenstände.

Es wurde bereits erwähnt, daß einige der eben besprochenen Genußmittel erst durch die Zubereitung der Speisen erzeugt würden. Dies ist jedoch nicht der einzige Zweck der letzteren; es soll durch sie auch, infolge äußerer wie innerer Umgestaltung der Nahrungsstoffe, diesen eine leichtere Verdaulichkeit beigelegt werden. Wir kochen und braten das Fleisch einestheils, um es unserm Geschmack angenehmer zu machen, anderntheils um unserm Magen einen Theil seiner Arbeit abzunehmen. Wir entfernen die Schalen der Kartoffeln, Erbsen, die salzigen Theile der Gemüse, weil sie unverdaulich und ohne Nährwerth sind; wir kochen alle stärkemehlhaltigen Substanzen, wir backen unser Brot, weil uns die Stärke nur in gequellter Form, in der sie Wasser aufgenommen — und dies geschieht nur in der Wärme — genießbar ist; wir machen Früchte ein, um einen Theil ihrer Säure für unsern Geschmack zu maskiren, sowie um sie haltbarer zu machen; wir lassen das Sauerkraut in Gährung übergehen, weil hierdurch sich infolge der Entstehung von Buttersäure und anderen Stoffen der spezifische Geschmack ausbildet: kurz, jede Hausfrau wird im Stande sein, diese Liste beliebig zu vermehren. Jedenfalls ist somit die Kochkunst, durch welche in fast nicht geringerem Grade als durch die persönliche Liebenswürdigkeit der Hausfrauen das Glück und behagliche Wohlbefinden der Familie befestigt und stets erneuert wird, ein nicht unwesentlicher Faktor in der allgemeinen Kulturentwicklung, und wenn schon die raffinirte Ausübung derselben nicht sowohl eine Ueberkultur als vielmehr einen allzuschroffen Gegensatz zwischen Arm und Reich innerhalb eines Volkes bezeichnet, kann doch andererseits mit Recht von dem durchschnittlichen Modus der Ernährungsweise eines Volkes in Bezug auf seine Kochkunst ein nicht ungerechtfertigter Schluß auf den Grad seiner Kultur gezogen werden. —

Ich habe im Vorstehenden, wie ich hoffe in verständlicher Weise, die Fragen zu beantworten gesucht: Warum essen und trinken wir? Welche Mittel haben wir zur Befriedigung dieser unserer Bedürfnisse? Und in welcher Weise werden dieselben für unsern Zweck verwendbar? Vielleicht werden wir später Gelegenheit haben, uns über die weitern Schicksale unserer Nahrung, über die Verdauung und Resorption, über die Größe des Nahrungsbedarfes bei Ruhe und Arbeit, sowie über die einzelnen Nahrungs- und Genußmittel zu unterrichten.

Komödiantenfahrten im Kaukasus.

(Schluß.)

Nach zwei Rasttagen ging es per Post weiter nach Tiflis. Bei dem Worte „Post" bitte ich dich, lieber Leser, nicht etwa an die behäbige, alte Freundin, die gelbe Postkutsche zu denken, welche dich in ihre gepolsterten Arme schließt und mit sicheren und wohlbedachten Schritten von Berlin nach Prenzlau trägt. Die kaiserlich russisch-georgische Post ist ein federnloser Marterkasten, der dir alle Knochen im Leibe zusammenrüttelt und en miniature der Arche Noahs gleicht, wie sie auf neuruppiner

Bilderbogen prangt. Selbstverständlich faßt sie nicht je ein Pärchen von dem, „was da kreucht und fleucht," sondern nur vier menschliche Leidensgenossen.

Von dem Surampaß bei Achalzik sieht man die centrale Riesenmauer des Kaukasus, die ihre firnstrahlenden Zinken zu einer Höhe emporstreckt, wie sie Europa nicht kennt. Die Häupter dieses Gigantengeschlechts sind der Elbrus, 18,524 Fuß, Koschtantau, 17,000 Fuß, und Kasbeck, 16,500 Fuß hoch. Beim Anblick dieser Felsenaltäre, von denen der Geist der Natur seine erhabendste Größe predigt, kam mir das Sursum corda*) der Erdenwürmer, Menschen genannt, sehr nichtig vor. Einen auffallenden Gegensatz zur Schweiz bietet der gänzliche Mangel an Seen an der nördlichen Abdachung des Kaukasus. Vom Surampaß windet sich in kühnen Serpentinen die Straße, in neuester Zeit sogar eine Eisenbahn, zum Flußgebiet der Kura, deren flache Ufer versumpft und öde sind. Zwischen den Höhenzügen des kleinen Kaukasus gelangten wir nach mancher Mühsal nach Tiflis. Die angebliche Geburtsstätte des Mirza Schaffy, der nur dem Kopfe Bodenstedts entsprang, um das deutsche Lesepublikum zu mystifiziren, ist eine am Kura-Ufer malerisch gelegene Bergstadt, die an Genua und Ofen erinnert. Das Nebeneinander seiner zierlichen Gartenterrassen verschwindet, wie in Genua's Hafenviertel und der ofner Raizenstadt, im verschlungenen Uebereinander von Felsen und Bäumen. Die Häuser von orientalischer Bauart, nach außen schmucklos, im Hofe mit einem Springbrunnen, der mit seinem träumerisch einfachen Lied die menschliche Zwietracht zur Ruhe plätschert, haben flache Dächer, die nach Sonnenuntergang den Alten eine trauliche Plauderstätte, den Jungen einen luftigen Tanzsaal für die Lesghieka bieten. Manches kultivirte Volk, dem alle Grazie unter Kohlenrauch und Wasserdampf abhanden gekommen, könnte Tanzunterricht bei den Barbaren des Kaukasus nehmen. Tscherkeß heißt Stammverwandter. Diese Stammverwandtschaft umfaßt die Lesghier, Grusinen, Abchasen und Mingrelier. Durch hohe körperliche Schönheit ausgezeichnet, sind sie nicht nur das Urbild, sondern auch die schönste Spezies der sogenannten „kaukasischen" Rasse. Schlank und hochgewachsen, das ovale Gesicht von schwarzem Bart umrahmt und von dunklen Augen durchleuchtet, haben die Männer auffallend kleine Hände und Füße. Der Schmach, daß ihre Frauen heute noch der gesuchteste Handelsartikel türkischer Sklavenmärkte sind, wird wohl die Zeit ein Ende machen. Die Annahme der neueren Anthropologen, daß die Tscherkessen germanischen Ursprungs sind, ist deshalb nicht unwahrscheinlich, weil sie zum Unterschied von ihren Gaugenossen, den brachykephalen (kurzschädeligen) Kurden und den semitischen Armeniern, dolychokephal (langschädelig), wie alle Germanen, sind.

Das tifliser Publikum, zumeist aus russischen Offizieren bestehend — der eingeborne Adel hielt sich fern —, nahm unsere Oper enthusiastisch auf, überschüttete die Damen mit kostbaren Ovationen und überschwemmte die Herren mit Champagner. Direktor Papanicola schwamm in einem Freudenmeer und kaufte sich einen neuen Hut, ein Ereigniß, dessen sich seine ältesten Mitglieder nicht erinnern konnten. Da wöchentlich nur dreimal gespielt wurde, weil wir mit französischen Vaudevillisten abwechseln mußten, hatte ich Zeit, lohnende Ausflüge auf der grusinischen Militärstraße, welche Wladikawskas mit Tiflis verbindet, zu machen. Den Kopf voll kühner Pläne, im Herzen eine platonische Liebe, fehlte mir nichts zum vollen Glück wie ein Adlerschwingenpaar, um im blauen Aether über dem Kaukasus zu schweben.

Da plötzlich griff der Zorn der Götter ein,
Als ob nach einer Beute ihn gelüste,
Damit ich es wie ein Verbrechen büßte,
Daß ich versucht, ein Glücklicher zu sein.

Wie von einem Blitz aus heiterm Himmel bekam meine „bewundernde Ehrfurcht" für Fräulein Schwarz einen gewaltigen Nasenstüber, als sie ihr Herz an einen russischen Offizier verlor. Schluchzend machte sie mir selber die Anzeige von diesem Verlust und bat mit den Worten: „Schauen's, ich muß den Schlankel gern haben, ob ich mag oder nöd," ihr meine Freundschaft nicht zu entziehen.

So wurden die blauen Hoffnungsfäden meiner Gedankenstickerei über Nacht grau. Freundschaft ohne Beimischung der Liebe ist zwischen dem Maskulinum und dem Femininum allzeit ein weißer Rabe, aber mit zwanzig Jahren eine Unmöglichkeit. So oft ich die „Freundschaft" mit Fräulein Schwarz einfädeln wollte, riß mir die Eifersucht den Faden entzwei. In diesem unerquicklichen Dilemma begrüßte ich mit Jubel den Direktionsbefehl, mich in acht Tagen reisefertig nach Kars zu halten. Ein liebgewonnener Freund, den ich mit meinem Liebeskummer oft malträtirt, der gemüthvolle münchener Maler Horschelt, machte mir den Antrag, mit ihm am Gocktschasee entlang über Erivan nach Kars zu reisen. Es war zwar mit der Kirche um's Dorf, aber sehr interessant.

Laube behauptet von den Franzosen: „Ihr geselliges Aeußere ist so gleichmäßig geschliffen, daß von persönlicher Unterscheidung nur wenig zu entdecken bleibt." Ebenso dutzendgleich kamen mir die französisch erzogenen, in Luxus aufgewachsenen, besternten russischen Offiziere vor. Eine rühmliche Ausnahme dieser Kollektivsorte von Menschen machte der hochgebildete Nabob und Generalstäbler Graf Kuscheleff-Besborodko, der mit Horschelt malte und mit mir musizirte. Er war nicht nur ein lebenslustiger Kumpan, sondern auch eine charaktervolle Individualität. Als Genosse unserer Gebirgstouren hatte er Gefallen an unserer deutschen Gründlichkeit gefunden und stellte uns als Honorar für die genossene Belehrung, wie er sich schmeichelhaft ausdrückte, zur Reise nach Kars drei Kosakenpferde und seinen abchasischen Diener zur Verfügung. In einem Lande, wo man für Geld und gute Worte im Chan (Wirthshaus) nur eine Lagerstätte findet, war die Kochkunst des landes- und sprachkundigen Abchasen Achmed, mit dem scharfgeschnittenen Profil und den dicken, zusammengewachsenen Brauen über raubvogelartig tiefliegenden Augen, für uns verwöhnte Kulturmenschen von unschätzbarem Werth.

An einem heiteren Junimorgen brachen wir drei, den Revolver im Gürtel, mit festem und flüssigem Proviant versehen, von sämmtlichen Theater-Habitués einige Werst begleitet, auf. In steilen Absätzen und sanfteren Erhebungen, bald an wundersam geformten Felsblöcken, bald an hochwipfeligen Tannen vorbei, stieg unser Weg, den Windungen der Kura folgend, zu einem Hochplateau empor. Etwa tausend Fuß über der Wölbung des Bogens, den das Gebirge von Thal zu Thal um Tiflis gespannt hat, hielten wir, wegen der Hitze in eine kühle Schlucht einbiegend, die erste Mittagruhe. Die dunkeln, sturmtrotzigen Föhren, die, dem spärlichen Rasenstreifen folgend, in selbstgesprengten Rissen Wurzeln faßten, um an der Wiege der unsichtbar rauschenden Gewässer Wache zu halten, gemahnten uns an Dante's Hölle. Als ich nach dem Mittagessen die schwertscharfen, sturmgewaltigen Terzinen der „Divina Comödia" zu rezitiren begann, breitete der fromme Muselman Achmed vor meinen Füßen seinen Gebetteppich aus, weil er mich, den konfessionslosen Atheisten, für einen heulenden Derwisch hielt. Horschelt hielt sich den Bauch vor Lachen und helle Thränen liefen ihm über die Wangen; Achmed war vor Erstaunen zur Salzsäule erstarrt. Nur mit Mühe konnten wir ihm begreiflich machen, daß mein „Gebet" nicht Allah, sondern Schaitan (dem Teufel) gegolten habe. Als ich nach Jahren zu Leoni am Starnbergersee Horschelts Skizzenbuch durchmusterte, fand ich auf einem Blatt, betitelt „Siesta im Urwald", eine humoristische Wiedergabe dieser Szene.

Den schäumenden Katarakten der Ljachwa folgend, erreichten wir nach drei Tagen auf dem Rücken unserer struppigen, unansehnlichen, aber ausdauernden Kosakenpferde die Wasserscheide zwischen der Kura und dem Araxes. Alle Mühsal war auf der weitschauenden Höhe vergessen. Den Blicken erschloß sich auf einmal das ganze vielgestaltige Gebäu und Gefüge des Kaukasus. Das Ungeheure der Ausdehnungen, die unfaßbare, verwirrende Menge gleichartiger und in sich tausendfach verschiedener Gebilde, die schwindelnde Wirkung riesiger Tiefen und Weiten, das alles läßt nicht sogleich ein bestimmtes, unterscheidendes, ordnendes Beschauen zu. Man bedarf einer Minute der Sammlung, um die erregten Nerven zu beschwichtigen und die Sinne zur prüfenden Betrachtung die nöthige Kraft wiedergewinnen zu lassen. Ich habe von manchem Hochgipfel, in Nord und Süd, Umschau gehalten, aber ich muß gestehen, daß mir der erste Eindruck dieser über alle Beschreibung erhabenen Szene ein völlig fremdartiger gewesen ist. Wir waren in ein weites Lichtmeer getaucht, das rings im magischen Blau die zahllosen Gipfel umfing. Wolkengebilde, phantastisch hingestreckt wie ferne Eisgebirge im Polarmeer, begrenzten nach Norden den unermeßlichen Horizont. Die schwarzbraunen Felsengerippe der Gletscher traten im grellen Kontrast aus ihrer schimmernden Schneeumhüllung zutage. Die tiefen Thalrinnen versanken in blaue Schatten. Aus einem

*) Sursum corda! heißt wörtlich: Empor die Herzen! und ist eine Aufforderung zur Erhebung des menschlichen Geistes zu Gott, die im katholischen Kultus vorkommt.

Felsenwinkel lugte ein Theil des unheimlich schwermüthigen Goktschasees hervor — glanzlos wie das brechende Auge eines Sterbenden.

Nach Süden derselbe unermeßliche Halbkreis von Zacken und Domen, die sich chaotisch übergipfeln, und als Abschluß, wie eine Fata morgana in der Luft schwebend, die persische Hochebene, jene Reibungsfläche, auf welcher siebzig Menschenalter hindurch die ungeheure Friktion zwischen Orient und Occident stattfand, und die nach der neuesten Umgestaltung der armenischen Grenzen die letzte Scheidefläche zwischen den Russen und Engländern ist. Zwei Bergriesen flankiren diese Hochebene, der unheimlich kahle und öde Alagoy und der majestätische Ararat mit seinem Doppelgipfel und dem ewig weißen Scheitel.

Horschelt öffnete verschiedene male seine Skizzenmappe, machte sie aber immer wieder mit der Ueberzeugung zu, daß sein Stift, ebensowenig wie meine Feder, diese Herrlichkeiten wiedergeben könne.

Zum Glück für unseren Magen war der gute Achmed kein Naturenthusiast wie wir, denn blind für die Wunder der lichtumflossenen Gebirgsherrlichkeit fachte er in einem dunklen Felsenspalt ein lustiges Feuer an, worauf ein saftiger Pillaw (Reis mit Hammelfleisch) brodelte. Als wir uns nach der „höchsten" Mahlzeit, 6000 Fuß über der Meeresfläche, bei Mokka und Czibuk dem süßen Kef überlassen wollten, drängte der Grausame zum Abstieg. Das Prickeln seiner Narben sowie die Unruhe der Pferde bedeute Gewitter, meinte er und rief mit einem schrillen Pfiff die folgsamen Einhufer herbei, die er ohne unseren Befehl abzuwarten, zu satteln begann.

Die Szene hatte sich wie mit einem Zauberschlag verändert. Aus den Thälern stiegen helle Dunstschwaden empor, die sich zusehends auf den Köpfen der Herren Bergriesen zu Nebelkappen verdichteten, und doch regte sich keine Welle in dem schwülen Luftmeer. Unwillkürlich sah ich nach der Uhr und dann nach der Sonne. Es war drei Uhr Nachmittags und die Sonne stand am wolkenlosen Himmel, doch schien ihre Leuchtkraft verringert. Die geisterhaften Dunstgebilde, die auf den Felsenhängen auf- und niederschwebten, rannen schon zum gestaltlosen Chaos zusammen und wie Inseln ragten die Firne aus dem fahlen Nebelmeer. Die Pferde drängten durch ungeduldiges Scharren zum Aufbruch. Auf den kahlen und lockeren Geröllschichten, wo sie eine erstaunliche Behutsamkeit bekundeten, führten wir sie am Zügel. Als wir die Region des Nadelholzes erreichten, peitschte schon die tausendarmige Windsbraut des Waldes Geäst. Kaum spürten die schnaubenden Thiere festen Boden unter den Hufen, als sie hell aufwieherten. Mit einem Satz saßen wir im Sattel, warfen den Pferden die Zügel auf den Hals und überließen uns ihrem Instinkt, der jedenfalls findiger ist, als die blöden Sinne der Kulturmenschen. Die wilde Jagd begann, es war ein Ritt um's Leben, denn wir mußten vor dem Ausbruch des Sturmes, der hier meterdicke Stämme wie Zahnstocher zerbricht, die Wolkenregion durchkreuzen. Wo es die Lichtung erlaubte, im sausenden Galopp über gestürzte Baumstämme und ihren jungen Nachwuchs springend und kletternd zugleich durch das Chaos von Wurzeln und Astnetzen drangen die unermüdlichen Thiere, bis sie mit blutenden Flanken und Nüstern, schaumbedeckt die zitternden Glieder, auf der Haide stille hielten.

Jetzt brach die Wetterschlacht los. Der Himmel öffnete die Schleußen und zog alle Register seiner Riesenorgel zum Donnersang auf. Obzwar ein Hagelschauer niedersauste, der Mensch und Thier halbblind machte, feuerte Achmed nach kurzer Rast die erschöpften Pferde durch allerlei Schmeichelworte zum Aufbruch an. Todmüde, zerfetzt und bis auf die Haut durchnäßt erreichten wir ein armenisches Wirthshaus am Ufer des Goktschasees. Unser erstes unter Dach und Fach war die Verpflegung unserer Lebensretter. Abgezäumt wälzten sie sich auf der Erde wie junge Hunde, um nach kurzer Ruhe mit wahrer Gier zu fressen und zu schlafen.

Die Glücklichen! Uns war trotz siebenstündigen Rittes das zweite Gastmahl, wie es Shakespeare nennt, das Labsal des stärkenden Schlummers, nicht vergönnt. Die schmutzigen Räume des Chans fanden wir von persischen Kaufleuten überfüllt, deren einzige Nahrung, nach ihrem Dunstkreis zu schließen, aus Knoblauch und Zwiebel zu bestehen schien. Hier überzeugte ich mich, wie Unrecht Herr Zacherl, der Erfinder des Insektenpulvers, hatte, sein Prophylaktikum „persisches" Insektenpulver zu nennen. Die Natur scheint Nassr Eddins beneidenswerthen Unterthanen eine so dicke Haut verliehen zu haben, daß daran die schärfsten Flohzähne zu Schanden werden, denn sie schnarchten wie Sägemühlen, während Horschelt und ich einen aussichtslosen Vernichtungskampf mit diesen achtfüßigen Hyänen begannen, dem erst der Morgen ein Ende machte. Der Knüppeldamm im Araxesthal von Erivan nach Kars war, verglichen mit unserer Bergtour, ein parquettirter Fußboden. Papanicola's Operntruppe traf mit uns fast zu gleicher Zeit ein. Mein Vagabundenaussehen erregte ein schadenfrohes Lächeln der Kollegen, nur sie, die gefeierte Diva, lachte nicht. Aber ihr Lachen und Weinen war mir jetzt gleichgültig. Obzwar der Rubel dem Kosaken vorausreitet, wie ein russisches Sprüchwort besagt, schien er damals noch nicht in Kars eingetroffen zu sein. Meyerbeers und Verdis Sirenentöne vermochten die türkischen Offiziere nicht in unsere Konzerte zu locken — weil ihnen der Padischah siebzehn Monate den Sold schuldig war. Papanicola dirigirte deshalb schleunigst den Thespiskarren nach Trebisond, wo er nach Konstantinopel eingeschifft wurde.

Die Argonautenfahrt nach dem Hellespont und die Erlebnisse am „goldenen Horn" schildere ich ein anderes mal.

Hoffmann von Fallersleben.

(Porträt Seite 329.)

„Ihr seid die Herrn der Schlösser und Paläste,
Zuhaus bei Gold und Edelstein:
Ich bin ein Fremdling, bin ein Gast der Gäste,
Nicht einen Grashalm nenn' ich mein.

„Doch mir gehört die hohe Himmelsveste,
Der Frühling und der Sonnenschein:
Behaltet eure Schlösser und Paläste!
Ich singe — und die Welt ist mein."

Es hätte seine Eigenart niemand besser zeichnen können, als es in diesen schlichten Versen der sangesfrohe Recke selber gethan. Ein echter Germane mit gewaltigem Brustkasten und mächtigen Schultern, auf denen ein harter Kopf mit im Grunde sanften Gesichtszügen und beinahe kinderfröhlichem Blick saß, ein merkwürdiges Gemisch von Bauer und Professor, so gelehrt wie die besten unter den Lehrern auf deutschen Hochschulen und so knorrig, derb und lebensfrisch, wie man sonst nur zu sein pflegt, wenn man in stetem und ausschließlichem Verkehr mit der Natur steht, so wandelte August Heinrich Hoffmann durch sein langes und bewegtes Leben. Am 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, geboren, ging er, nachdem er die Schulen zu Helmstädt und Braunschweig absolvirt, nach Göttingen, um dort Theologie zu studiren. Der Umgang mit den Brüdern Grimm wirkte gefährlich auf den jungen Theologen — er neigte sich immer mehr der Philologie zu und sattelte schließlich gänzlich um. Schon 1823 war er Custos der Universitätsbibliothek in Breslau, 1830 außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor. Mit außerordentlichem Fleiße sandte schon der junge außerordentliche Professor gelehrte Bücher in die Welt, als da sind von 1830 an die „Horae belgicae", dann die berühmt gewordenen „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur", dann die klassische „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" und sehr vieles andere mehr. Aber der gelehrte Hoffmann konnte auch singen und sang selbstgedichtete Lieder mit selbstersonnenen Melodieen, und das schien der damaligen preußischen Regierung so unanständig für einen Professor, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um dies räudige Schaf aus der saubergeschorenen Professorenheerde auszustoßen. Die gewünschte Veranlassung gaben die, jetzt betrachtet, äußerst harmlosen „Unpolitischen Lieder", die im Volke den glänzendsten Erfolg hatten. Das Ministerium Altenstein aber entsetzte den fidelen Professor seines Amtes. Nun ein unruhiges Wanderleben von der Nordsee bis zu den Alpen, vielfach von der Polizei gemaßregelt, aber stets dichtend, forschend, sammelnd, herausgebend, bis ihm das Jahr 1848 die Erlaubniß brachte, nach Preußen zurückzukehren. Hoffmann nahm einen festen Wohnsitz am Rhein, verheirathete sich und lebte gänzlich der Kunst und seinen Studien. In ununterbrochener Reihenfolge erschienen jetzt Liebeslieder, Heimatklänge, Rheinleben u. s. w. Etwa Mitte der fünfziger Jahre siedelte Hoffmann nach Weimar über, wo er mit Oskar Schade die nur kurze Zeit lebende kultur- und literaturgeschichtliche Monatsschrift, „das Weimar'sche Jahrbuch", herausgab. Nun folgten wieder poetische Werkchen wie „Fränzchens Lieder", „Lieder aus Weimar", „Theophilus", und auch mit dem schwereren Geschütz der Gelehrsamkeit rückte Hoffmann wieder vor — mit einer Geschichte der lateinisch-deutschen Mischpoesie, schon des bisher noch nie behandelten Stoffes wegen sehr wichtig, und 1858 begann er ein Sammelwerk als Beitrag „zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung", „Findlinge" von ihm benannt. Neben vielen Fachschriften ließ Hoffmann seine poetischen Blätter fliegen, und das Volk nahm sie eben so freudig und unverdrossen auf, und singt und sagt Hoffmann's Kinderlieder, Schullieder, Soldatenlieder, Liebeslieder,

neue Kinderlieder landauf landab. In all' diesen lehnt sich Hoffmann eng an das Volkslied an. Einfach im Strophenbau, lebhaft im Rhythmus, schlicht und treuherzig in Stoff und Sinn, sind sie durchweht und durchduftet wirklich und wahrhaftig vom Hauche der Rosen, der Veilchen, der Wiesen, der Berge, der Blumen, Bäume und Landschaften, die sie wiederspiegeln, milde durchleuchtet von der Innigkeit und Wärme eines liebevollen kräftigen Mannesgemüthes und ausgestattet mit treuen Bildern aus dem Gemüths- und Geistesleben des Volkes. Sein Leben beschloß er auf Schloß Korvei an der Weser als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor.

Die Hussiten (Bild S. 328). Auf einer Wiese bei Constanz steht ein epheuumrankter Granitblock, ein sogenannter Findling, mit der lakonischen Inschrift: „Johannes Huß — Hieronimus von Prag." Es ist zugleich ein Denkmal männlicher Entschlossenheit und ein Pranger wortbrüchiger Tücke. Johannes Huß, Professor der prager Universität und Freund des englischen Reformators Wikleff, des Vaters des Puritanismus, hatte den Muth, eine Rekonstruktion des argverlotterten Christenthums anbahnen zu wollen. Wie Melanchthon ein stiller Gelehrter, arbeitete er mit seinem jüngeren und thatkräftigeren Genossen Hieronimus von Prag seine Reformthesen aus, um sie dem Papst zur Approbation zuzusenden. Das war aber im Jahre 1412 nicht so leicht, denn die Christenheit beglückten zu jener Zeit zwei Unfehlbare, die sich gegenseitig exkommunizirten. Der Eine fluchte in Avignon und der andere in Bologna. In Rom wurde ausnahmsweise gar nicht geflucht. Um diesem Unwesen, wie sich damalige Geschichtsschreiber ausdrücken, zu steuern, wurde ein Konzil nach Constanz berufen, dem sich beide Päpste und Johannes Huß stellen sollten. Das Schicksal des Arnold von Brescia, Giordano Bruno und Savonarola machten den böhmischen Reformator mißtrauisch; erst ein mit Staatssiegeln versehener Geleitschein „zur Wahrung von Freiheit und Leben", von Kaiser Sigismund unterzeichnet, lockte Huß und Hieronimus ins Garn. Die Constanzer Stadtchronik, gewiß eine lautere Quelle, erzählt haarsträubende Ausschweifungen der Pfaffen in Purpur und härenem Gewande; unter anderem die Anwesenheit von über tausend Freudenmädchen. — Die „frommen" Konzilväter setzten brevi manu beide Päpste ab und wählten einen dritten, der nichts eiligeres zu thun hatte, als Johannes Huß zum Scheiterhaufen zu verdammen. Des Kaisers Gewissensbisse wegen des Geleitscheins beschwichtigte der Papst mit dem Ausspruch: „Ketzern braucht man kein Wort zu halten." Als die Flammen, von Mönchen geschürt, den stillergebenen Huß umzüngelten, rief er den höhnisch lachenden Kardinälen zu: „Jetzt bratet Ihr eine Gans (Huß heißt im Böhmischen eine Gans), aber nach mir kommt ein Schwan, den werdet Ihr nicht mehr braten!" Ergrimmt über den ruhigen Tod des sittenreinen Dulders, schändeten die verbuhlten Pfaffen seinen Staub, warfen ein verendetes Maulthier in die Flammen und streuten die so vermischte Menschen- und Thierasche in den Bodensee. Ein Jahr später ereilte Hieronimus dasselbe Schicksal. — Des Böhmenvolkes Wuthgeschrei war die Antwort auf diese Schandthat. Adel und Priester, Bürger und Bauern spalteten sich in zwei Parteien, Hussiten und Katholiken, welche der Trunkenbold Wenzel, der auf dem böhmischen Throne saß, auf einander hetzte, statt sie zu versöhnen. Die bisherigen stillen Anhänger des Huß, die sich im Freien zur Absingung von Psalmen versammelten, wurden zu blutdürstigen Hyänen. Des Aufruhrs Flamme loderte im ganzen Land, und wer nicht den Kelch, d. h. das Abendmahl, unter beiden Gestalten (sub utraque specie) nahm, mußte es mit dem Tode büßen. Der größte Stratege seiner Zeit, der einäugige Ritter Zischka von Trotznow, übernahm ihre militärische und der Burggraf Nikolaus von Huß ihre staatliche Organisation. Als Zischka am 11. November 1424 von der Pest hingerafft wurde, trat der Mönch Prokop der Große an seine Stelle und trug den Ruhm und den Schrecken der Hussiten über die Landesgrenze. Die Spaltung seines Heeres in Taboriten und Horebiten barg den Todeskeim des Hussitismus. Wie der harte Diamant nur durch den Diamanten zerrieben werden kann, so unterlagen in der Schlacht bei Lipan am 30. Mai 1434, also gerade 20 Jahre nach Hussens Tode die Taboriten den Horebiten oder Utraquisten. Prokop der Große wollte die Schmach nicht überleben und stürzte sich in das wildeste Kampfgewühl, wo er seinen Tod fand. Krieger und Priester zugleich, sieht man ihn auf unserm Bilde vor der Schlacht bei Eisek dem Prokop dem Kleinen segnend den Kelch reichen. Neben Prokop dem Kleinen knieen Nikolaus von Huß und Johann von Zbirov, die einzigen zwei Edelleute, welche sich dieser religiös-socialistischen Bewegung angeschlossen haben. Wie unter Menschen einen Göttersohn, sieht man den einäugigen Führer, Zischka von Trotznow, die kelchgeschmückte Fahne in der Linken, all seine Mannen überragen. Fanatismus und Energie sprechen aus den scharfen, aber edelgeformten Zügen. Ihm zur Rechten kniet, auf eine Streitaxt gestützt, seine von einem Priester geschändete Schwester. Die fromme Hingebung in den wetterharten Gesichtern der sturmgewaltigen Krieger und ihre natürliche Haltung sind historisch korrekt. Im Hintergrunde sieht man den Tabor (das Lager) und die gefürchtete Wagenburg.

Dr. M. Trausil.

Aerztlicher Briefkasten.

Dortmund. R. Nehmen Sie wöchentlich ein warmes Bad und waschen Sie jeden Morgen den Oberkörper, namentlich aber den Rücken bis zum Kreuz mit kühlem Wasser; nachher kräftige Frottirung der gewaschenen Theile.

Dresden. Reinhold R. Das zweckmäßigste Mittel gegen Madenwürmer ist der Knoblauch. Man hackt ein Loth davon ganz fein, kocht es mit $1/4$ Liter Milch auf und verwendet letztere, nach dem Abseihen des Knoblauchs, zu Klystiren.

Braunschweig. W. U. Wir sollen Sie von Ihren Kopfschmerzen befreien? Das sollte gern geschehen, wenn wir wüßten, welche Ursachen denselben zugrunde liegen, denn der Kopfschmerz ist stets ein Symptom einer anderweiten Störung oder Folge einer fehlerhaften Lebensweise. Sie müssen also einen dortigen Arzt konsultiren.

Beuthen. —b— In den 30er Jahren stehen, ledig sein, und dann einen rein physiologischen Vorgang für krankhaft halten und die verschiedensten Kurmethoden dagegen gebrauchen?!? Da gibt es kein anderes Mittel als — heirathen, denn die Natur läßt sich keinen Zwang anthun.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. Hrn. Sm. Ihre astronomische Arbeit ist trefflich zu gebrauchen und wird spätestens in Nr. 31 abgedruckt. Senden Sie mehr dergl.! — A. Th. Weisen Sie dem Menschen, der Ihnen mit der Behauptung, Sie hätten Anlage zur „Lukrehzia Borgeja", „schmeicheln" wollte, einfach aber energisch die Thür, falls Sie nicht etwa Grund haben zu der Annahme, der Mann wisse zuweilen selbst nicht, was er sagt. Lukretia Borgia, so schreibt man den Namen richtig, ist nicht wegen ihrer Gesangskunst berühmt, sondern wegen ganz anderer Dinge im höchsten Grade berüchtigt. Auf eine „kurze Lebensbeschreibung" dieses Weibes mögen Sie getrost verzichten.

Kratzau. W. B. Ausführliches demnächst.

Bartschin. M. N. Solche Wünsche sind an die Expedition, nicht an die Redaktion zu richten. Im übrigen ist geschehen, wie Sie wünschen!

Hirschberg. K. B. Der Dr. Jäger, welcher die Schlosser'sche Weltgeschichte bearbeitet hat, hat mit dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten für Reuß j. L. nicht mehr als den Namen gemein. Ersterer ist ein tüchtiger Philologe, letzterer, soviel uns bekannt, Advokat und Bürgermeister.

Spandau. R. R. Wir verweisen Sie auf die erste Korrespondenznotiz der vorigen Nummer.

Freising. A. T. Wie wir es anfangen sollten, zwischen Ihnen und Ihrer Frau „Frieden zu stiften", ist uns ein wenig unklar. Sie theilen uns ja nicht einmal mit, warum Sie Sich beständig in den Haaren liegen. Sie halten uns wohl für Hexenmeister?

Chemnitz. R. Sch. Den Zweck, Sie „in's Bockshorn zu jagen", hatte die Ihnen von uns zutheil gewordene Antwort in einer der vorhergehenden Nummern natürlich nicht im mindesten, und es freut uns, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, durch stilles Arbeiten Ihr Wissen zu vermehren und Ihren Charakter zu stählen. Soweit wir Sie darin unterstützen können, thun wir es jederzeit gern. — C. G. B. Der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen verschuldet, daß Sie meinen, „der Geist habe erst die Stoffe gemacht, ehe er (!) sie zu Körpern verbinden konnte." Der „Geist", lieber Herr, das ist das Denkvermögen, und das Denken ist garnichts weiter als eine Art (die höchste uns bekannte) der Thätigkeit des Stoffes. Wer sich zu dieser naturwissenschaftlichen Erkenntniß emporgeschwungen, der kann natürlich nicht auf den Gedanken verfallen, daß der Geist den Stoff gemacht hat. Wenn wir bei früherer Gelegenheit äußerten, dieser „gedankenlose Gedanke" stamme „aus derselben Fabrik, in der die Teufelsidee gedrechselt" worden sei, so suchten wir Sie nur darauf aufmerksam zu machen, daß die bewußten Taschenspieler, welche dem Volke unter allerlei Hokuspokus die Fata morgana eines besseren Jenseits vorgaukeln, während sie einen beträchtlichen Theil des Volkserwerbs in ihren weiten Aermeln spurlos verschwinden lassen, auch die Erfinder oder eifrigen Kolporteure der höchst rentablen Schnurre von der Schaffung des Stoffes durch den Geist waren. Wenn Sie der Ansicht sind, Sie wären ganz auf eigne Faust auf diese sublime Idee gekommen, so thun Sie Sich schnödes Unrecht: wenn man dieselbe Ihnen, Ihren Eltern und Lehrern und allen Leuten, die auf Ihre geistige Entwicklung Einfluß geübt, nicht mit größter Anstrengung eingebläut hätte, so wären Sie in Ihrem ganzen Leben nicht darauf gekommen — dazu sind Sie viel zu vernünftig!

Kreutz (Kroatien). L. U. T. Wenn Sie uns einen Artikel über die Verhältnisse in Kroatien einsenden wollen, so wird uns das sehr freuen. Die Mühe, ihn stilistisch zu verbessern, werden wir uns nicht verdrießen lassen, wenn der Inhalt nur gut ist. Frdl. Dank für das rege Interesse, welches Sie an der „N. W." nehmen.

Heiligenhafen. Frau A. St. Ob wir „Erzählungen von der See" bei Gelegenheit bringen können, wollen wir sehen. Ihren andern Wunsch, wir möchten Ihnen schreiben (!), „wie der Roman ‚Der verlorne Posten' endigt," können wir leider nicht erfüllen. Sie müssen das eben abwarten — andern Rath wissen wir nicht. Wer wird auch so neugierig sein?

Solingen. J. D. Die Komposition der Arbeitermarseillaise, die nach derselben Melodie gesungen wird, wie die eigentliche Marseillaise, ist zu haben bei Kausse, Restaurateur in Plagwitz bei Leipzig. In der „N. W." erscheinen nur neue Kompositionen, nicht solche, die schon fast überall bekannt sind.

Hamburg. Frau Auguste Sch. Der Name des von Ihnen verehrten Schriftstellers, den Sie „wenn auch nicht mit goldnen, aber mit dicken Lettern" in Ihr Tagebuch schreiben werden, lautet Hasenclever. Freund H. hat uns ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt, Ihnen das zu verrathen.

Elbingerode. Schmied R. B. Oberried ist ein kleiner Ort in der Nähe von Frankfurt a/M. Die Niederlegung der Königskrone seitens des Königs Amadeo von Spanien geschah am 12. Febr. 1873. Als Grund gab Amadeo die unaufhörlichen inneren Kämpfe an, die er nicht zu verhindern vermöchte.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 31. März.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Es war eine weitere Folge der vom Kommerzienrath adoptirten Taktik, daß er seinen Damen gegenüber, die er gegen Abend hatte zurückholen lassen und die nur die ersten Anfänge des Krawalls kannten, den ganzen Vorfall auf die leichte Achsel nahm und ihn als eins von den unangenehmen, aber leider unvermeidlichen Vorkommnissen schilderte, die im Leben eines Fabrikbesitzers die Dornen bilden, denen aber ein energischer und humaner Mann, namentlich wenn er von der Pike auf gedient hat, Gott sei Dank, stets gewachsen ist. Er spöttelte sogar ein wenig über den Beamteneifer des Bürgermeisters, der ohne sein Wissen nach Militär telegraphirt habe, das sehr überflüssig gewesen sei, und über Wolfgang, der seinen ehrlichen Willen, aber auch seinen Mangel an Autorität bei dem gemeinen Volke bewiesen habe, indem er zu interveniren versuchte, und sowohl Frau von Larisch als Emmy fanden ein solches Mißgeschick in diesem bestimmten Falle so natürlich, daß sie es keinen Moment in Zweifel zogen, während sie andrerseits die Thatsache, daß auch Wolfgang sich in ein Unternehmen stürzen könne, dem er nicht gewachsen war, viel zu wenig nach ihrem Geschmack fanden, als daß sie Lust gehabt hätten, sich nach Details zu erkundigen. Auch der Kommerzienrath glitt möglichst leicht über die ärgerlichen Vorkommnisse des Vormittags hinweg und berührte dieselben nicht weiter, und so kam es, daß am Theetisch bald von allem andern geplaudert ward, nur nicht von dem Konflikt, der so leicht den gefährlichsten Charakter hätte annehmen können. Nur Martha war nicht ganz frei von Zweifeln. Sie kannte alle Schwächen des Kommerzienraths, sie wußte, daß er stets zu Prahlereien geneigt war, daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm und daß er es niemals über sich gewonnen hätte, zuzugeben, daß er einer Situation nicht gewachsen gewesen sei; sie muthmaßte stark, daß Wolfgang keineswegs die Rolle gespielt habe, die ihm sein Chef andichtete. Aber wo sollte sie sich erkundigen? Sie wußte nicht, wieviel die kleine Anna gesehen und gehört und noch weniger, daß sie gewissermaßen mit Wolfgang konspirirt hatte, und hätte sie es gewußt, es ist mehr als fraglich, ob sie es über sich gewonnen hätte, das junge Mädchen zu fragen. Es würde ihrem Feingefühl widerstrebt haben, durch eine private Erkundigung ein Interesse an den Tag zu legen, das wohl auch die kleine Anna sich richtig gedeutet haben würde, und sie hätte lieber alle Qual des Zweifels und der Ungewißheit schweigend getragen, als sich dazu herbeigelassen, einen Schritt zu thun, der für sie einen fatalen Beigeschmack hatte. Dafür, daß Anna ihrer natürlichen Mittheilungslust nicht die Zügel schießen ließ, sondern sich, da niemand sie ausforschte, über die Ereignisse des Vormittags ausschwieg, hatte Wolfgang gesorgt. Als er in der Abenddämmerung nach Hause ging, huschte aus dem Schatten der Häuser heraus eine Mädchengestalt an seine Seite und bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten; er war aber so in seine Gedanken versunken, daß er sie nicht beachtete und daß erst ein leises, ein wenig neckisches: „Guten Abend, Herr Hammer!" ihn erstaunt aufblicken ließ. Es war Anna, die eine leichte Befangenheit unter einem Lächeln zu verbergen strebte, aber sofort sicher ward, als Wolfgang ihr mit einem freundlichen:

„Sieh da, meine kleine, kluge, entschlossene Verbündete! Wie hübsch sich das trifft!" die Hand entgegenstreckte. Sie fühlte sich fast gehoben von dem Händedruck Wolfgangs und erwiderte eifrig:

„So ganz zufällig ist es doch nicht, daß ich hier bin, aber ich mußte doch wissen, ob ich Ihnen mit meinem Zettel etwas nützen konnte, ob ich es recht gemacht habe und ob Sie mit mir zufrieden sind."

„Wenn Sie wüßten, wieviel das Zettelchen werth war! Es hat wer weiß wie vielen Menschen das Leben gerettet und Sie haben mir einen Dienst geleistet, für den ich Zeit meines Lebens in Ihrer Schuld stehen werde. Wenn ich wüßte, womit ich Ihnen eine recht große Freude machen könnte!" —

„Ach, Herr Hammer, Sie wissen doch, daß ich nie wieder gut machen kann, was Sie schon alles für mich gethan haben. Und was habe ich denn hier besonderes ausgeführt? Ich glaube, jedes andere Mädchen, das nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, hätte dasselbe gethan. Ich hatte gehört, daß Sie nichts von den Husaren wissen wollten und daß man Ihnen eine Stunde Zeit gab. Sie waren kaum zur Thür hinaus, da ließ sich der Herr Kommerzienrath von dem dicken Bürgermeister, der wie ein erboster Truthahn kollerte, und von dem alten, häßlichen Kerl, dem ich seine Löcher im Kopfe von Herzen gönnte, beschwatzen und brach sein Versprechen. Das ärgerte mich und ich dachte mir, es könnte Ihnen lieb sein, wenn Sie davon erführen. Darum schlug ich, als sie den jüngeren Polizeidiener mit der Depesche wegschicken wollten, vor, mich gehen zu lassen, da ich doch gewiß leichter durchkäme; und sie ließen sich überzeugen und lobten mich und versprachen mir ein gutes Trinkgeld, und der alte, grauköpfige

Mensch wollte mich sogar in die Backe kneipen, aber ich habe ihn tüchtig auf die Finger geschlagen und ihm gesagt, er sollte sich schämen; der Herr Kommerzienrath und der Bürgermeister lachten herzlich darüber. Ich lachte aber, als ich draußen war, am meisten, denn nun konnte ich Ihnen doch Nachricht geben. Das ist alles, und nun machen Sie ein solches Aufheben davon!"

Wolfgang konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er fragte:

„Also, wenn ich einen Bauch hätte, wie der Herr Bürgermeister, und so häßliche, graugrüne Augen, wie der alte Weinlich, und die beiden sähen ungefähr so wie ich aus, würden Sie nicht auf Ihren klugen Einfall gekommen sein?"

„Aber wie können Sie so etwas sagen? Das ist recht schlecht von Ihnen. Wären Sie denn nicht trotzdem immer noch Herr Hammer geblieben und hätte ich Ihnen nicht helfen müssen, wie ich nur konnte?"

Wolfgang nickte begütigend und freundlich, dann aber nahm seine Stimme einen ernsten Klang an und er setzte ihr die Lage, in der er sich befunden und den weiteren Verlauf des seltsamen Konflikts genau auseinander. Die Augen der Kleinen hingen an seinen Lippen, Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, und als er geendet, gewahrte er am Saum ihrer Wimper ein paar blitzende Thränen, die sie aber rasch mit dem Handrücken wegwischte.

„Das war ja ganz schrecklich," sagte sie endlich, „und nun bin ich freilich recht froh, daß ich den guten Gedanken hatte. Davon hätte ich mir doch nichts träumen lassen."

„Das glaube ich wohl, aber Sie müssen mir nun auch beweisen, daß Sie schweigen können. Erzählen Sie niemanden etwas von dem, was ich Ihnen anvertraut habe. Ihnen war ich die Aufklärung schuldig, aber ich möchte nicht, daß sonst jemand davon erführe — auch Ihre Damen nicht." Und nach einigem Zögern fügte er hinzu: „Wenn sie nicht gradezu und ausdrücklich danach fragen."

Die Kleine sah ihn offen und voll an, als wolle sie ein Gelübde ablegen.

„Verlassen Sie Sich auf mich; ich müßte doch die ärgste Plaudertasche sein, getraute ich mir nicht, Ihnen zu versprechen, daß kein Wort über meine Lippen kommen soll."

„Brav, meine kleine Tapfre, und nun nehmen Sie meinen herzlichen Dank an, nicht wahr?" Er hielt ihr die Hand hin; sie drückte dieselbe herzlich und dann beugte sie sich blitzschnell nieder, preßte ihren Mund für einen Moment auf seine Rechte und war im nächsten Moment mit einem halb erstickten: „Ich hätte auch mein Leben für Sie hingegeben!" in der Dunkelheit verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen.

Wolfgang ging ziemlich nachdenklich heim; das Benehmen der Kleinen erschien ihm etwas befremdlich, und er hatte Mühe, sich dasselbe mit einem fast hervorgestoßenen: „Jugendliche Exaltation!" nothdürftig zu erklären.

* * *

Es waren wohlthuend stille Wochen, die für Wolfgang auf all' den Sturm und Drang jenes Tages folgten, und er erprobte an sich auf's neue die wunderbare Heilkraft der Natur. Zwischen den Bohnenstangen, an denen die Ranken Tag für Tag höher kletterten, und zwischen den Birken am Waldsaum, die ihre zarte Belaubung lose im Winde fluthen ließen, schlief der Widerstreit zwischen seiner schmerzlichen Sehnsucht und den Vorstellungen seines Verstandes und seines Stolzes oft auf Tage ein und die wenn auch nur halb überwundene Leidenschaft fing an, sich in seiner Seele zur Poesie zu verklären. Er kam selten von seinen Abendspaziergängen heim, ohne ein paar Strophen — hatte sie ihm das Laub zugeflüstert, hatten die Zweige sie auf ihn niederfallen lassen? — aufzuschreiben, und es machte ihm ein wehmüthiges Vergnügen, diese neuerwachte Produktivität mit jenem eifersüchtigen Wachen über die Reinheit der Sprache und über die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks auszunutzen, die für seine Poesie charakteristisch waren und ihm als der einzige Vorzug derselben erschienen. Vor einem haltlosen Versinken in diese lyrischen Stimmungen behütete ihn die Thätigkeit im Bildungsverein, die eine um so angestrengtere war, als der lange Alfred so ziemlich sein einziger Kampfgenosse war.

Martha Hoyer war weit davon entfernt, in diesen Wochen ebenfalls zu einer vergleichsweisen innern Ruhe zu gelangen, dieselben waren vielmehr für sie in vieler Hinsicht an Aufregungen reich. Die häusliche Thätigkeit der Frauen und Mädchen läßt ihnen ja vollauf die Freiheit, ihren bittersüßen Gedanken nachzuhängen und dieselben erhalten von keiner Seite ein ausreichendes Gegengewicht an Gedanken, Empfindungen und Sorgen. Immer und immer wieder mußte sie an den Abend denken, der so beglückend begann und so traurig endete, an die Wandlung, die sich urplötzlich mit Wolfgang vollzog und die ihr als ein fast unheimliches Räthsel erschien. „Hatte sie diese Wandlung verschuldet? Und womit dann?" Diese beiden Fragen beschäftigten sie unaufhörlich und doch konnte sie zu keiner endgiltigen Beantwortung derselben gelangen und alles Sinnen und Grübeln blieb fruchtlos. Sie rekapitulirte im Geiste alle Phasen des Gesprächs, sie prüfte streng jede Antwort, die sie gegeben, jede Bemerkung, die sie gemacht, aber sie war unfähig, ein Wort zu finden, das sie für den grellen Umschwung hätte verantwortlich machen können. Sie wollte sich zuweilen einreden, daß Wolfgang wirklich nur müde und abgespannt gewesen sei, aber mit schmerzlich zuckender Lippe verwarf sie nur zu bald diese trügerische Illusion, die höchstens dann eine Aussicht hatte, Einfluß auf sie zu gewinnen, wenn ihr Wolfgang bei der nächsten Begegnung mit der vollen, fast vertraulichen Herzlichkeit von einst entgegenkam. Jedoch gewann es fast den Anschein, als sei auf eine solche Begegnung garnicht mehr zu hoffen. Wie oft sie auch, zaghaft und erröthend und doch mit fast trotzigem Entschluß, in abendlicher Stille durch die kleine Pforte im Wildzaun aus dem Park in den Wald trat, um endlich langsam den Hohlweg entlang zu wandern, in dem sie Wolfgang kennen gelernt, — nie begegnete sie ihm, und es blieb ihr bald kein Zweifel darüber, daß er ihr mit Geflissentlichkeit ausweiche. Hätte er nur das leiseste Bedürfniß empfunden, ihr eine Aufklärung über jenen verhängnißvollen Abend zu geben, so lag es doch für ihn so nahe, sie da zu suchen, wo sie ihm das erstemal begegnet war, und daß er dieses Bedürfniß nicht empfand, zwang es sie nicht zu der Annahme, daß er innerlich mit ihr gebrochen habe? Es war ihr zuweilen, als müsse sie, wenn dem so war, fort, weit fort, und dann wieder sagte sie sich, daß sie sich in der Fremde doppelt einsam und verlassen fühlen und daß ein bittres Heimweh sie nach den Stätten zurückzwingen würde, an denen ihr ein Schimmer von Glück gelächelt. Sie sollte bald in unerwarteter Weise auf die Probe gestellt werden. Leontine beschloß, die Familie ihres Schwagers, die nach Pyrmont zur Kur ging, zu begleiten, nicht, weil sie ebenfalls eine Kur durchzumachen beabsichtigte, sondern weil sie auf Umwegen erfahren hatte, daß sie in Pyrmont denjenigen von ihren einstigen Bewerbern treffen würde, der sie am meisten interessirt, den sie aber aus Rücksicht auf seine Jugend und seine Armuth abgewiesen hatte. Aus dem bizarren jungen Manne mit dem halb sanften, halb düstern Wesen war im Laufe der Jahre ein Novellist von Ruf geworden; er war seit Jahren verheirathet, wie man sagte, mit einer äußerst liebenswürdigen jungen Frau; sie wollte ihn in unverfänglicher Weise einmal wiedersehen und erproben, ob ihr Blick noch Macht über ihn habe oder ob er denselben unbewegt aushalte. Es fiel ihr nicht ein, ihn wieder an sich locken zu wollen, sie wollte sich nur die pikante Situation und die kleine Emotion einer unerwarteten Begegnung mit ihm verschaffen und ihn vielleicht einmal eine Stunde lang plaudernd sondiren; es würde ihr geschmeichelt haben, wenn er einen neuen Beleg für die Richtigkeit des alten „on revient toujours à ses premiers amours"*) geliefert hätte, wenn ihm auch in der Flucht der Jahre und an der Seite einer aus ächter Neigung heimgeführten jungen Gattin die Empfänglichkeit für den eigenthümlichen Reiz und Zauber grade *ihres* Wesens nicht abhanden gekommen wäre.

Seit Fräulein Emmy wußte, daß Leontine mit nach Pyrmont ging, verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand von Tag zu Tag und der Hausarzt ward plötzlich ein vielbegehrter und unermüdlich konsultirter Mann. Der Kommerzienrath, der sich sehr schwer entschlossen haben würde, seinen Liebling von sich zu lassen, wurde durch die Sorge mürbe gemacht, und als der Arzt, der die eigentliche Ursache der fortwährenden Klagen des Töchterchens natürlich durchschaute, aber keinen Beruf fühlte, den Herrn Papa aufzuklären und es dadurch für immer mit der reiselustigen Kleinen zu verderben, ihm mit ernsthaftem Gesicht vorstellte, daß die rasche Wiederherstellung der sich etwas zu rasch entwickelnden jungen Dame nur von einem längeren Badeaufenthalt zu erwarten sei, verzichtete er nicht nur auf jeden Widerspruch, sondern betrieb sogar die Abreise mit einer gewissen Ungeduld und war sehr zufrieden damit, daß sein Töchterchen sich Frau von Larisch und den Verwandten dieser von ihm hochverehrten Dame anschließen

*) Man kommt immer auf seine erste Liebe zurück.

konnte. Es sollte übrigens sehr einsam und leer im Hause Herrn Reischachs werden, denn Fräulein Emmy bestand mit dem ganzen Eigensinn eines verzogenen und sich über seine Macht klaren Kindes darauf, daß Martha sie begleite, und auch Frau v. Larisch entwickelte zu Gunsten dieser Idee eine Beredtsamkeit, die den Gedanken nahelegte, daß sie ein gewisses geheimes Interesse daran habe, Martha nicht allein in M. zu lassen. Diese war, ganz wider alle Gewohnheit, wenig geneigt, dem vereinten, fast hartnäckigen Drängen und den Bitten, Liebkosungen und Thränen Emmy's nachzugeben, und erst als Frau von Larisch mit einem ganz leichten Anflug von Ironie die Bemerkung hinwarf, Emmy möge Martha auch nicht zu sehr bestürmen, da sie doch nicht wissen könne, welche Gründe diese habe, das Zurückbleiben in M. vorzuziehen, willigte sie plötzlich mit kühler Bestimmtheit und in fast trockenem Tone ein; sie fühlte deutlich heraus, daß Leontine ihr unterschob, sie wünsche zurückzubleiben, weil dann das Feld für sie frei gewesen wäre und sie sich ungezwungen und jeder lästigen Aufsicht ledig hätte bewegen können. Aber je näher der Tag der Abreise kam, desto öfter und desto tiefer bereute sie, der augenblicklichen Aufwallung willfahrt zu haben, und desto schwerer wurde es ihr, sich von M. zu trennen; machte es doch jeder verrinnende Tag unwahrscheinlicher, daß sie noch eine Gelegenheit erhalten werde, Wolfgang zu fragen, was ihn an jenem Abend so tief verstimmt und so plötzlich von ihrer Seite gescheucht habe. Es fiel ihr auf, daß der Kommerzienrath, als Leontine ihm ganz beiläufig andeutete, daß es ihr erwünscht sein würde, Wolfgang vorher noch einmal zu sprechen, da sie ihn um einige Bücher bitten möchte, achselzuckend meinte, es werde sich dies kaum thun lassen, da jener eine kleine Geschäftsreise erledigen müsse; wenn auch Frau von Larisch, die momentan nur ein getheiltes Interesse an Wolfgang nahm, sich mit dieser Antwort begnügte, so errieth Martha, daß dieselbe nur ein leerer Vorwand sei, und daß Herr Reischach Wolfgang nicht bei sich sehen *wollte*. Hing diese Abneigung gegen den jungen Mann vielleicht irgendwie mit dem Krawall der Fabrikarbeiter zusammen? Sie fühlte sich versucht, es anzunehmen, aber das war doch eine sehr vage Muthmaßung, und dieses neue Räthsel verschärfte nur die Traurigkeit, von der sie beherrscht ward und die sie nur mühsam den Blicken ihrer Umgebung zu verschleiern vermochte. Der Tag vor der Abreise ließ diese Traurigkeit so übermächtig werden, daß sie ängstlich nach einem Grunde haschte, das Haus wenigstens auf eine Stunde zu verlassen; es war ihr, als müsse sie zwischen den engen Mauern ersticken und als werde es ihr den Abschied erleichtern, wenn sie vorher zum erstenmal einen Blick in Wolfgangs Garten geworfen hätte. Er hatte ihr die Lage desselben so genau beschrieben, daß sie wohl hoffen durfte, ihn zu finden, und das Verlangen, sein kleines, grünes Reich kennen zu lernen, war so unbezwinglich, daß sie sich auch durch die ihr förmlich aufgezwungene Begleitung der kleinen Anna nicht an der Ausführung des Gedankens hindern ließ. Sie ging mit derselben erst zur Schneiderin (in dem Gang zu ihr hatte sie den gesuchten Vorwand gefunden), schützte aber dann Kopfschmerzen vor, die sich vielleicht verlören, wenn sie noch eine Strecke Wegs ginge, und schlug, durch ihre Begleiterin kaum noch gestört, die Richtung nach Wolfgangs Garten ein. Derselbe ward auf der einen, nicht von dem alten Kanal umschlossenen Seite von der Straße begrenzt; ein Einblick war aber nur an der Thür möglich, da dichtbelaubtes Gesträuch den Zaun entlang eine grüne Wand bildete. Marthas Hoffnung, ein paar Minuten lang das Bild dieses Tuskulums ihrer Seele einprägen zu können, ward vereitelt; sie zuckte unwillkürlich zusammen, als sie sah, daß einem Schwarm von Kindern, die vor der Thür standen, von innen halbverblühte Rosen zugeworfen wurden. Nur die Befürchtung, Anna aufmerksam zu machen, hielt sie ab, dem Impuls einer mädchenhaften Scheu nachzugeben und umzukehren; sie nahm all' ihre Kraft zusammen und ging den Zaun entlang, und die Dämmerung verbarg die Röthe, die ihr in die Wangen stieg, als sie an einer Stelle, wo das Gebüsch weniger dicht war, mit verstohlenem Seitenblick Wolfgang gewahrte, der mit der Rosenscheere die hochstämmigen Remontanten von den Blumen säuberte, die zu verblühen und zu welken begannen, und die abgeschnittenen in ein Körbchen sammelte, um sie dann den Kindern zuzuwerfen. Anna hatte noch mehr gesehen; der lange Alfred und sein dicker „Bruder" kamen vom Kanal her mit gefüllten Gießkannen, und um von ihnen nicht bemerkt zu werden, beschleunigte sie ihre Schritte fast noch mehr als Martha. Als sie außer Gesichtsweite waren, verlangsamten sie ihren Gang und bald sahen sie sich von den Kindern eingeholt, die mit ihren Rosen heimzogen und eifrig darüber stritten, wer von ihnen die schönsten habe. Ein kleines Mädchen hatte ihr Schürzchen ganz voll Blumen und ausgefallenen Blumenblättern; Martha blieb unwillkürlich bei ihr stehen und sagte freundlich:

„Was hast du da für wunderschöne Rosen, mein Kind! Erlaubst du, daß ich mir eine davon auswähle?"

Die Kleine hielt ihr das Schürzchen hin — auf eine Rose kam es ihr bei solchem Reichthum wahrlich nicht an. Martha hatte nicht zu lange zu suchen; überrascht wählte sie eine weder sehr große, noch sehr volle Rose, die aber mit ihrem tiefdunklen Purpur gradezu braun erschien und auf deren Blättern ein weicher Sammethauch lag. Sie hatte nie eine so dunkle, so ernste, fast geheimnißvolle Rose gesehen, und auch der feine Duft hatte etwas Eigenthümliches, das sie von all' ihren weißen, rothen und gelben Schwestern unterschied. Sie drückte der Kleinen ein Geldstück in das magere Händchen und steckte die braune Rose an die Brust, und als sie daheim in ihrem Zimmer war, ruhte ihr Blick lange und nachdenklich auf der eigenartig-schönen Blume. Ihre Lippen zitterten, als sie leise zu sich selber sagte: „Wie ihr Purpur in Braun übergeht, so wird alle Liebesinnigkeit in mir zur Trauer." Und dann streifte ihr kleiner Finger die von der Sonne versengten, des Sammethauchs beraubten und wie verbranntes Papier zusammengerollten Ränder der untersten Kelchblätter, und als sie wehmüthig-lächelnd sagen wollte: „Und siehst du, braune Rose, wir fangen beide an, zu verblühen, und wie er dich weggeworfen hat, weil du nicht mehr tadellos frisch und schön bist und morgen vielleicht farblos und ohne Duft wärst, so wirft er auch mich weg und mich wird niemand aufheben, wie die Kinder und ich es mit dir gethan!" — da schossen ihr die Thränen heiß in die Augen und ein schwerer Tropfen rollte über ihre Wange und fiel auf die braune Rose. Dann aber, wie sich besinnend und der Schwäche sich schämend, sagte sie leise: „Armes, thörichtes Herz, willst du denn nie zur Ruhe kommen und ewig nach den Sternen greifen?" Aber sie nahm doch ein kleines Couvert aus der Schreibmappe, schob die Rose sorgsam hinein und legte es dann in ihren Lenau. „Dem melancholischsten Dichter die melancholische Rose, — ich glaube, sie hätte ihn zu einem gedankenvollen Gedicht begeistert."

Am nächsten Morgen aber schloß sie den Lenau mit der Rose in ihren Reisekoffer, und es war ihr, als nähme sie wenigstens einen Abschiedsgruß von Wolfgang mit in die Ferne, ein liebes Pfand der Versöhnung und ein Geschenk, das er ihr nicht verweigert haben würde, hätte sie ihn darum gebeten, — trotz alledem! —

(Fortsetzung folgt.)

Die unbewußte Züchtung und Vererbung menschlicher Charaktere und Physiognomien

und die Erforschung der Gesetze der menschlichen Zuchtwahl mittels der Photogeneagraphie.

Von Dr. H. Oidtmann.

In der deutschen photographischen Abtheilung der wiener Weltausstellung von 1875 hatte ich auf wenige Tage vorübergehend Porträtssammlungen ausgelegt, welche ein großes anthropologisches und volkswirthschaftliches Interesse bieten: Porträts, Stammbäume und Ahnentafeln mit den Bildnissen blutsverwandter Menschen. Es sind dieses Stammtafeln, in welchen an Stelle der Namen und Wappen photographische Porträts in genealogischer Anordnung eingeklebt und die Lücken als Nietenstellen zum Zeichen, daß hier die Porträts fehlten, offen gelassen sind. Eine große Wandtafel daneben gab den erklärenden Text zu diesen Bildwerken. Diese Stammtafeln, welche ich *Photogeneagraphie* genannt, sollten den Anfang zu einem Bruchstück des Bildstamm-

baumes des Menschengeschlechtes darstellen und nach meiner Absicht in Zukunft zu einer statistischen übersichtlichen Porträtssammlung für die Erforschung der Deszendenzgesetze des Menschengeschlechtes heranwachsen. Bei Betrachtung dieser genealogischen Porträttabellen befreunden wir uns alsbald mit der Grundanschauung, welche in dem begleitenden Texte ausgesprochen ist: daß nämlich alle sozialen Reformen vorwiegend auf eine langsame erzieherische Aufbesserung der menschlichen Zuchtwahlsitten zurückgeführt werden müssen. Wir sehen in den geneagraphischen Photogrammen das Naturgesetz von Ursache und Wirkung, das Warum und Weil der natürlichen Erfolge verkörpert. Das Individuum A hat seine und keine andere Gesichtsbildung, weil bei seinen hunderttausenden Vorfahren mindestens eine Linie sich befand, welche das Eigenthümliche ihrer Stammesphysiognomie auf A durch Erbfolge fortpflanzte. Wir erblicken in einer zweiten und dritten Generation zum Beispiel bestimmte Gesichts- und Nackenprofile vorwalten, nur weil auch schon in den Vorfahren in einer ersten Generation die nämlichen Kiefer- und Nackenwinkel zu Tage traten; an den Gesichtern der Kinder, oder Enkel, oder Urenkel bemerken wir dieselbe stereoskopische Einstellung der Augen, denselben Blickausdruck, den wir an dem Auge der Eltern, der Groß- oder Urgroßeltern wahrnehmen; überhaupt an Stelle einer scheinbaren Willkür und Launenhaftigkeit in der Physiognomienvererbung dämmern uns aus den Porträt-Stammtafeln Naturgesetze größten Stiles entgegen, sobald wir auf die genealogisch verketteten Porträtgruppen dieser Sammlung einen aufmerkenden Blick werfen. Den Fürsten von Bismarck z. B. lesen wir in unverkennbarer Deszendenz aus dem markirten Porträt seines Urgroßvaters heraus, während des Fürsten Vater und Großvater den v. Bismarck'schen Familientypus mehr oder weniger latent auf den Urenkel jenes älteren Ahnherrn übertrugen, oder wie Häckel über die Vererbungsmetamorphosen einiger Thierarten des Meeres, der Quallen, sagt: A = D = G, d. h. Fürst von Bismarck ist gleich seinem Urgroßvater. — Hiergegen zeigt sich in den photogeneagraphischen Porträts der Luther-Familie, von alten, zeitgenössischen Oelgemälden kopirt, mit sprechender Aehnlichkeit im männlichen Stamme vererbt, A = B, Luther gleich seinem Vater.

Die Genesis jedes persönlichen und Familiencharakters, die Genesis ganzer Volkscharaktere, die bestimmte soziale Denk- und Gefühlsrichtung jeder Generation im einzelnen wie im großen ganzen liegt hauptsächlich begründet in den Zuchtwahlsitten der Aszendenten, der Voreltern; Pädagogik, gesellschaftliche Sitten und Gebräuche, Religion und konfessionelle Erziehung erscheinen neben dem überwältigenden Bildungseinflusse unserer monogamen, wie der versteckten polygamen Zuchtwahl, nur als untergeordnete Faktoren der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts. Diese Wahrheit steht bei der Aufzucht unserer Nutzthiere längst als allgemeines biologisches Gesetz aller Lebewesen in Ansehen und Kraft; der Pferdekenner weiß genau, aus welchem Stalle, aus welcher Pferdefamilie allein er eine edle, leistungsfähige und verträgliche Pferdegeneration erwarten kann; niemals erhofft er von einer nachhelfenden Dressur das, was die Geburt, die Erbfolge, das „Blut“ dem Fohlen versagt hat. Der Staat erkennt dasselbe Prinzip an, denn er wirft z. B. in Preußen jährlich mehr als 150,000 Mark Prämien nicht etwa für Pferdeerziehung, für Pferdedressur, sondern mit Recht nur für die Zuchtwahl und für die auf Zuchtwahl gegründete Veredelung der Pferdegenerationen für Landesgestüte aus.

So führt uns die vergleichende Betrachtung der photogeneagraphischen Porträt-Stammtafeln auf ein neues Element des Volkserziehungswesens; und ich hätte daher auf der wiener Weltausstellung meine lehrreichen Zuchtwahl-Wandtafeln viel lieber in der Ausstellungsgruppe für Erziehungswesen, als in der Abtheilung photographischer Erzeugnisse untergebracht; denn die photographische Kunst als solche bietet der anthropologischen Photogeneagraphie nur die technische Möglichkeit der Ausführung und der Materialbeschaffung. — Es ist gradezu unbegreiflich, wie man bei Besprechung der sozialen Frage jenem Grundgesetze aller sozialen Vorkommnisse, dem Gesetze der Zuchtwahl und Vererbung, bisher noch keinen Platz in der volkswirthschaftlichen Presse angewiesen hat. Wohl tauchen in unserer illustrirten Wochenliteratur hin und wieder die Vorzeichen eines beginnenden Verständnisses für Vererbungswirthschaft auf; man schreibt nämlich bereits Biographien der „Mütter berühmter Männer“, — eine thatsächliche Anerkennung des Antheils, den die Ahnen an der Gestaltung des Sprößlings haben. Die Lebensbeschreibungen der Mütter berüchtigter Männer, großer Verbrecher und Narren, dürften als Schlagschatten dieses Material eigentlich noch vervollständigen, und wenn es uns erst gelänge, mit der Lebens-



Bacharach. (Seite 347.)



„Darum keine Feindschaft nicht." (Seite 347.)

beschreibung auch noch die Porträts der Eltern und Großeltern berühmter und verrufener, geistreicher und blödsinniger, kräftiger und schwacher Menschen in großer Ausdehnung kennen zu lernen, dann hätten wir zu den Zuchtwahlstudien unseres photogeneagraphischen Sammelwerks den beredtesten biographischen Kommentar.

Ganz genau so wie man jetzt erst beginnt, das Leben der „Mütter berühmter Männer" als Charakterstudien in der Presse an die Oeffentlichkeit zu ziehen, so hatte man schon in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in England den schüchternen Versuch gemacht, in Wort und Bild die „Mütter" und die „Väter", die „Großmütter" und die „Großväter" berühmter hochedler Pferde (Renner) zu beachten und einzelne „Geschlechter" von Rennern in ihren Zuchtwahlleistungen zu bewundern. Diese bescheidenen Anfänge von damals wurden zuerst nur als eine Art hippologischer Spielerei betrachtet; und doch bildeten sie nach wenigen Jahrzehnten schon den Ausgangspunkt

jener rationellen Landes-Pferdezucht, wie sie heute mit steigendem Erfolge in allen civilisirten Ländern im Interesse des Nationalwohlstandes gepflegt wird. Nur auf Grund jener genealogischen Pferdestudien war es allmählich gelungen, allen Pferdebesitzern bis in das kleinste Dorf hinab ein klares Verständniß der wundervollen und mächtigen Vererbungsgesetze beizubringen. Aehnliches ist zu erhoffen, von der noch in ihren Anfängen stehenden Wissenschaft der Photogeneagraphie und von dem veredelnden Einfluß, den ihr Studium erzieherisch auf die künftige Zuchtwählung der einzelnen Menschen zu Nutz und Frommen der Gesammtheit auszuüben berufen ist.

Wir schauen in den ausgelegten Stammtafeln neben den Stammbäumen Luthers und Bismarcks auch die Deszendenten gesunder Arbeiterehepaare und finden überall dasselbe große Naturgesetz der Physiognomienvererbung, sei es, daß dieselbe als ununterbrochene oder als überspringende Vererbung auftrete. Das Porträt des bekannten Malers La Roche in meiner Sammlung verräth uns sofort seinen natürlichen kaiserlichen Vater in dem Schöpfer jenes bekannten französischen Gesetzes, des Code Napoléon, welches selbst der Vaterschaft nachzuforschen verbietet. Ein anderer Porträtstammbaum läßt uns das geistreiche Bild eines elfjährigen, talentvollen Knaben in dem Daguerreotyp seiner mütterlichen Großmutter wiedererkennen. Wie beim Pferde die „Kruppe“, das Sprunggelenk, ja selbst die Farbeabzeichen, als konservative Erbstücke in den Enkel- und Urenkel-Fohlen mit Variationen sich wiederholen, so lassen sich in einzelnen Enkel- und Neffen-Porträts unserer eben erwähnten geneagraphischen Porträttafeln sogar der Körperwuchs und die natürliche Scheitelung des Kopfhaares, der Nasensattel, die Kinn- und Wangengrübchen, sogenannte Doppelkinne, ja die Hand und Fingerknöchelung als ererbte Eigenthümlichkeiten irgendeines Vorfahren wiedererkennen. Selbst auch pathologische Hautgebilde treten als Erzeugnisse der „konservirenden“ Sprossenvererbung bei einigen Stammbäumen in die Erscheinung. So begegnen wir dem Porträtcyklus einer Familie von mehr als zwanzig Köpfen in drei Generationen; der Stammvater dieser Familie, ein Italiener von Geburt, heirathete eine Norddeutsche und brachte einen bohnenförmigen Hautauswuchs an seiner linken Hand mit in die Ehe; dieses kleine Hautgewächs, welches schon bei seinen Geschwistern in Italien ebenfalls als rudimentäres Erbstück früherer Sechsfingerigkeit vorhanden war, ist auf der photographischen Abbildung jenes Herrn deutlich zu unterscheiden. Dieses plastische „Muttermal“ des Stammvaters sehen wir in den Photographien aller seiner Söhne und Töchter sich wiederholen, und zwar bald in kongruenter, bald in spiegelnder Uebererbung, d. h. bald von links auf links (korrespondirend), bald von links auf rechts (alternirend), aber stets auf demselben Punkte der Hand, wo der Stammvater es hatte, nämlich in der Gegend des Mittelhand- und Kleinfingergelenkes am äußeren Rande der Hand. Die Vererbung wird an diesem Familienbeispiele zu einer konstanten insofern, als sogar alle Kindeskinder ohne Ausnahme dieses selbige Muttermal mit Variationen an derselben Handstelle zeigen. — Im vorliegenden Falle hat also die germanisirende Kreuzung weder in den männlichen noch in den weiblichen Linien das angeborne Familienmal des Stammvaters romanischer Abkunft zu löschen vermocht. So geringfügig dieses eine Beispiel von Beständigkeit einer pathologischen Vererbung auf den ersten Blick scheinen mag, so wichtig dürfte dereinst eine Statistik analoger Vererbungsfälle für die Feststellung neuer und für die Bereicherung feststehender Vererbungsgesetze werden, besonders da in Zukunft jede nachwachsende Generation durch die Fortschritte der photographischen Porträtaufnahmen massenhafte Beiträge zu den geneagraphischen Porträt-Stammtafeln liefern kann, und so das klein begonnene Sammelwerk für die anthropologische Forschung statistisch in die Breite wachsen wird.

Zu dem oben erwähnten photogeneagraphischen Beispiele von konstanter, spiegelnder Vererbung finden wir ein merkwürdiges ethnographisches Seitenstück in der Herrscherfamilie eines südarabischen Volksstammes. Diese Familie begründet nämlich ihr Souveränetätsrecht nicht auf Gottes- oder Volkes-Gnaden, sondern merkwürdigerweise auf ein anthropologisch-mystisches Prinzip, auf den Nachweis eines erblichen Sechsfingerthums. Durch künstliche Zuchtwahl, durch strengste Inzucht gelingt es dieser Dynastie, auf jedes Mitglied der Familie, mit der Verläßlichkeit eines Naturgesetzes, 24 Finger und Zehen zu vererben. Die sogenannte Homologie, die Gleichmäßigkeit in der vererbten Entwicklung des ganzen Menschen und aller anderen Lebewesen, läßt uns schon jetzt mit Sicherheit annehmen, daß nach demselben Naturgesetze, nach welchem sich ein beständiges Sechsfingerthum züchten läßt, sich auch mit einer gewissen Beständigkeit Gehirn und Physiognomien nach Qualität und Quantität vererben, gleichsam züchten lassen. Wir fühlen aus diesen wenigen Beispielen und aus den bis jetzt aufgestellten Tafeln meiner geneagraphischen Porträtsammlungen schon heraus, wie die Photogeneagraphie berufen ist, uns durch Bildurkunden zu belehren, daß jede Generation in gewissen Grenzen die gesellschaftlichen Qualitäten der nachfolgenden Generationen schon in sich birgt und gleichsam voraus bestimmt. Die jedesmaligen Zuchtwahlgebräuche, die durchschnittlich herrschenden Zuchtwahlmotive eines Volksschlages in Bezug auf dessen eheliche Zuchtwahlen bestimmen in ganzen Völkern wie in den Familien unfehlbar die erblichen Charakterzüge, die Physiognomie der nächsten Generationen.

Wenn ich oben von einer gründlichen Aufbesserung der menschlichen Zuchtwahl, mit anderen Worten, der Verheirathungssitten und Verheirathungshindernisse, als von einer der größten sozialen Aufgaben unserer Zeit gesprochen, so wollte ich unter dem Ausdruck Aufbesserung der Zuchtwahl einerseits eine qualitative, andrerseits eine quantitative Veredlung der Menschenzüchtung, bei der Auswahl, unbeschadet der Civilstandsgebräuche verstanden wissen.

Werfen wir nur einen Blick auf die Statistik der zunehmenden Selbstmorde und der feigen Art von Verbrechen, bedenken wir das wachsende Bedürfniß nach Irrenanstalten und Asylen für Blödsinnige, sehen wir z. B., daß trotz der vielen modernen Einschränkungen der Menschenzüchtung in England allein schon mehr als 60,000 blos einregistrirter Geisteskranker leben, dann kommt uns nach den Analogien der Entartung von Pferderassen schon aus diesen oberflächlichen Betrachtungen die Vermuthung, daß in erster Linie in der Züchtung, in der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes bei einzelnen Völkern irgendetwas nicht ganz in Ordnung sein müsse. Mit der schauerlichen Statistik der vererbten Geistesschwäche scheint die der vererbten Charakterschwäche, der Gefügigkeit für Kriegszwecke und andere Zuchtwahleingriffe überall Hand in Hand zu gehen, und wenn die Völker sich unter unerschwinglichen Opfern hinter Bergen von Bajonetten und hinter Panzerplatten verkriechen und diese ihre epidemische Massenfeigheit Heroismus nennen, so ist nach allen Analogien der Thierzüchtung auch diese Völkerschwächung, wie wir gleich sehen werden, vorwiegend das Ergebniß der Züchtungseingriffe grausamer Staatsmänner voraufgehender Jahrzehnte und Jahrhunderte. Diese Warnzeichen der Zeit dürften schon hinreichen, uns auf große Züchtungsfehler und auf die dringende Nothwendigkeit einer Zuchtwahlverbesserung im Menschengeschlechte zu verweisen. Wer den Einfluß der Charaktervererbung bei den Thieren und beim Menschen studirt hat, der hält nicht viel von den Experimenten der blos erzieherischen Volksveredelung, wenn nicht mit der Dressur eine Vererbungsverbesserung, eine Blutveredelung durch naturgemäße Zuchtwahl Hand in Hand geht. —

Ein Prinzip, welchem der Staat mit Recht so große finanzielle und administrative Mittel zur Verfügung stellt, wie das der Hebung und Veredelung der Pferdedeszendenz, muß eine gewaltige und zwar eine erprobte wirthschaftliche Wahrheit in sich tragen, und es dürfte unserem Jahrzehnt geziemen, diese öffentliche Rechtfertigung der Deszendenzpraxis, wie sie in der Landespferdezüchtung zum Ausdruck kommt, auch für eine Massenveredelung der Menschenzuchtwahl als erzieherische Richtschnur zu nehmen.

Es drängt sich uns dabei die Frage auf: sind die Vererbungs-, die Deszendenzgesetze, welche in den Stammbäumen der Pferdezüchtung so wunderbar zu Tage treten, nur ein Naturspiel dieser und wenig anderer Thiergattungen? Oder ist die nachgewiesene qualitative Deszendenz der Individuen ein allgemeingiltiges biologisches Naturgesetz aller Lebewesen?

Die Charakter- und Physiognomienvererbung ist allerdings für alle Lebewesen innerhalb der Grenzen einer Gattung ein Naturgesetz, dessen geheimnißvolles Walten von vernünftiger Seite nirgend mehr bestritten wird. —

Nun spricht ein Staatsökonom sich über den volkswirthschaftlichen Nutzen einer rationellen Pferdezucht in folgenden treffenden Worten aus: „Der Staat hat ein hervorragendes Interesse an der Hebung der Landespferdezucht. Die qualitative Hebung derselben bewirkt eine bedeutende Steigerung des Nationalwohlstandes. Schließlich kann unsre Armee nur durch eine gute Landespferdezucht anderen Armeeen nicht allein ebenbürtig, sondern überlegen hingestellt werden. Die Wehrkraft des Staates steht also mit der Landespferdezucht in unzertrennlicher Wechsel-

wirkung: die Hebung der Landespferdezucht erhöht die Macht und Sicherheit des Staates, die Vernachlässigung derselben vermindert sie."

Stellen wir die eben zitirten Sätze unter das allgemeine Naturgesetz der qualitativen Deszendenz oder der Vererbung, so steht nichts entgegen, das Wort „Landespferdezucht" mit den Worten „Züchtung (oder Zuchtwahl) des Menschen" zu vertauschen und demgemäß die obigen Behauptungen in das Menschliche übersetzt in folgenden Worten buchstäblich wieder zu geben:

„Der Staat hat ein hervorragendes Interesse an der Hebung der Zuchtwahl. Dieselbe bewirkt eine bedeutende Steigerung des Nationalwohlstandes. Schließlich kann unsere Armee nur durch eine gute menschliche Zuchtwahl anderen Armeen nicht allein ebenbürtig, sondern überlegen hingestellt werden. Die Wehrkraft des Staates steht also mit der Zuchtwahl der Nation in unzertrennlicher Wechselwirkung: die qualitative Hebung der Zuchtwahl im Volke erhöht die Macht und Sicherheit des Staates, die Vernachlässigung vermindert sie."

Wir sehen, die Parallele zwischen Landespferdezucht und Zuchtwahl der Staatsbürger läßt nichts zu wünschen übrig. Der Schlußsatz des Citats wird in der Gegenwart sprechend illustrirt durch die französische Nation. Ein Volk, welchem schon unter Napoleon I. auf den blutgetränkten Schlacht- und Würgfeldern dieses Despoten das beste männliche Vererbungsmaterial im Massenaufgebot der Armee weggenommen wurde; ein Land, welches stets bereits war die „Blüthe", d. h. die Zuchtwahlträger der ganzen Nation in beispiellosem Leichtsinn erst über die Grenzen führen und dann millionenweise im Auslande abschlachten zu lassen; ein Land endlich, welches die moralische und soziale Zuchtwahlpest des berüchtigten „Zweikindersystems" im Volke epidemisch gemacht hat und durch dieses System nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ die Menschenzüchtung untergräbt: ein solches Land ist einzig infolge dieser Zuchteingriffe unwiderruflich für ein Jahrhundert dem Naturfluch jeder krankhaften Menschenzüchtung, dem Rückschritt, verfallen. — Wer so wie ein Alexander, ein Cäsar oder ein Napoleon als Welteroberer würgend in die natürliche Zuchtwahl der Völkerschaften einzugreifen sich vermißt, der begeht die abscheulichste Herostratosthat am ganzen Menschengeschlecht; denn er legt die Axt nicht nur an die besten zeitgenössischen Individuen, sondern an den lebendigen Stammbaum ungeborener kräftigster Volksgenerationen, welche zu einem großen Zukunftsleben berechtigt und bestimmt, nun nie das Licht der Welt erblicken werden. —

Alte und neue Staaten altern, sie siechen dahin, nicht, wie allgemein geglaubt wird, nach einem natürlichen Lebe- und Verschleißgesetz der Völker, sondern einzig dadurch, daß ehrgeizige Staatsmänner mit sträflicher Rücksichtslosigkeit durch blutige Kriege in das natürliche erhaltende Gesetz der menschlichen Zuchtwahl jätend eingriffen. — Gleichwie in einem Lande ein Pferdeschlag, ja der ganze Pferdebestand dann qualitativ entarten muß, wenn das allerbeste Züchtungsmaterial nach System und mit Raffinement zum Abschlachten ausgehoben wird; geradeso müssen diejenigen Völker entarten, in welchen der beste Theil der menschlichen Zuchtwahlträger zu dem blutigen Cölibat der Schlachtfelder verurtheilt wird. Man braucht nur die bekannte Fortpflanzungsprogression eines einzigen Elephantenpaares und seiner spärlichen Nachkommenschaft auszurechnen, um einen Maßstab zu gewinnen für den qualitativen und quantitativen Ausfall, den das „Aufreiben" eines einzigen gesunden Elitebataillons Soldaten in der Schlacht nach 100 oder 200 Jahren im Gefolge hat.

Diese blutigen akuten Masseneingriffe in die natürliche Zuchtwahl der Menschheit, welche ich soeben andeutete, sind es übrigens nicht allein, welche aus staatsökonomischen Gesichtspunkten die Rückkehr zu besseren Sitten in der Menschenzüchtung verlangen, denn eine großartige chronische Unterwühlung der natürlichen Zuchtwahl des Menschen liegt tief in allerlei gesellschaftlichen Alltagszuständen begründet und sie und ihre Folgen entziehen sich unserer Beobachtung mehr als die Folgen der Mißgriffe der Pferdezüchtung.

(Schluß folgt.)

Ueber Zimmer-Aquarien.

Die in früheren Nummern der „Neuen Welt", besonders in Nr. 22, enthaltenen Artikel über Zimmeraquarium und dieserhalb an die Redaktion gerichtete Zuschriften beweisen, daß viele Leser dieser Zeilen an dieser naturwissenschaftlichen Spielerei ein nicht geringes Interesse nehmen. Gestatten Sie deshalb auch einem alten Praktikus auf diesem Gebiete, theils einiges in früheren Artikeln Uebersehene nachzuholen, theils seine eigenen Erfahrungen darüber zu veröffentlichen.

Die äußere Form und die innere Einrichtung des Aquariums, wie sie der Verfasser des Artikels in Nr. 22 beschreibt, mag unangetastet bleiben, denn sie ist nicht unzweckmäßig. Viel wichtiger aber und nicht genügend berücksichtigt ist die Bevölkerung des Aquariums und die Pflege seiner Bewohner. Wir müssen, wenn wir einem Thiere seine Freiheit rauben und es in der Gefangenschaft gesund erhalten wollen, vor allen Dingen ihm solche Verhältnisse bereiten, welche mit den Eigenthümlichkeiten seines freien Wohnortes möglichst übereinstimmen. Daß dies der Mensch bei seines Gleichen nicht einmal thut und tausende seiner Genossen in Elend und Noth verkümmern oder in Zuchthäusern halb verhungern läßt, ist bekannt. Dies darf uns aber, die wir, unbeirrt durch die Träger jenes Ausbeutungssystems, eine Besserung derartiger Zustände herbeizuführen suchen, nicht verleiten, blos gegen Menschen menschlich und gegen Thiere grausam zu sein. Säugethiere und Vögel sind leichter gefangen zu erhalten, als Wasserthiere, sie gewöhnen sich leichter an gewisse Mißhandlungen in Bezug auf Wohnung und Nahrung, Licht und Luft, an dieselben Mißhandlungen, die sich auch der Mensch unbewußt gegen sich, bewußt gegen seines Gleichen erlaubt, denn ihre Lebensgewohnheiten ähneln den unseren.

Anders ist es bei den Wasserthieren, denen manche Aquarienbesitzer mehr zumuthen, als die Natur ihnen bietet. Denn zwei der wichtigsten thierischen Thätigkeiten, das Athmen und die Bewegung, sind bei den Fischen ganz andere als bei uns. Ebenso sind bei den Wasserthieren die Temperaturempfindungen andere, als bei den Luftthieren, denn das Wasser hat andere Temperatureigenschaften als die Luft und ist namentlich niemals einem so grellen Temperaturwechsel unterworfen als diese. Können wir nun verlangen, daß ein in einem Teiche, Tümpel, Bache oder Flusse gefangener Fisch ohne weiteres gedeihe, wenn wir ihn in einen engen Raum sperren mit Wasser, welches wir einem kühlen Brunnen oder der Wasserleitung entnehmen? Gewiß nicht. Die eine Fischgattung wühlt gern im Schlamm, die andere, wie die Forelle, hält sich gern in klarem Wasser mit kiesigem oder steinigem Grunde auf u. s. w. Es gibt zwar einige Wasserthiere, die eine so geschmeidige Natur haben, daß sie sich allen Bodenarten anpassen; aber man wird gut thun, bei Anlage eines Aquariums dafür zu sorgen, daß es, wenigstens in einem Theile, einen moorigen Untergrund hat und über diesem erst eine dünne Kies- und Sandschicht trägt, schon deshalb, weil die unbedingt hineinzusetzenden Wasserpflanzen, ohne deren Anwesenheit die meisten Fische nicht gedeihen, in demselben wurzeln. Man siebt zu diesem Zwecke Torf aus oder entnimmt den Schlamm einem Teiche, trocknet ihn und bedeckt damit den Boden des Aquariums zwei Centimeter hoch. Zweckmäßig ist das Aufschütten dieses Moorgrundes im Hintergrunde, sodaß vorne nur Kies und nach hinten die mit Kies bedeckte Moorschicht liegt. Zwar ist das später aufgegossene Wasser einige Tage lang undurchsichtig, aber später wird es rein und klar. Die Muscheln, mit denen man über der Kiesschicht den Grund dekorirt, müssen stets sorgfältig ausgekocht werden, denn häufig enthalten sie noch Reste des Thieres, welches sie bewohnte, die im Aquarium in Fäulniß übergehen und einen ekelhaften Geruch verbreiten.

Von Wasserpflanzen, die man in den Grund einpflanzt, mache ich namentlich auf Ranunculus aquaticus, mit seinen schönen weißen Blüthen, auf Froschlöffel und Pfeilkraut aufmerksam. Auch die schöne Nymphaea alba (weiße Teichrose) gedeiht in größeren Aquarien recht gut und erlangt merkwürdigerweise nie die Größe wie im Freien, sondern bleibt eine Miniatur-Nymphäe.

Das Aquarium muß bis zu Zweidrittel seiner Höhe gefüllt sein, wenn man es haben kann mit Wasser aus einem klaren Bache, andernfalls mit klarem Brunnenwasser. Ist man dasselbe aus einer Wasserleitung zu nehmen genöthigt, wo es häufig durch

Eisenoxyd und dergleichen getrübt ist, so filtrire man es, denn das Eisenoxyd lagert sich in Form eines röthlichen Staubes nach einigen Tagen auf dem Grunde ab.

Wir gelangen nun zu der wichtigen Frage der Bevölkerung des Gefängnisses. Der Goldfisch gedeiht von allen Bewohnern am besten und ist auch der widerstandsfähigste, am wenigsten unter Mißhandlungen leidende. Denn er geht in der Regel nicht zu Grunde, wenn man ihn aus 10 Grad R. warmem Wasser in 15 Grad warmes oder umgekehrt versetzt; auch kann man ihn tage-, ja wochenlang in einem mäßig großen Wasserbehälter aufbewahren, wenn derselbe nicht direkt den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, ohne ihm frisches Wasser zu geben. Anders ist es bei anderen inländischen Wasserthieren. Sie erfordern die aufmerksamste Pflege, resp. bei ihrer Versetzung aus der Freiheit in die Gefangenschaft die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, zunächst aber die Gewöhnung an das Wasser, in dem sie künftig leben sollen, wenn man dasselbe nicht aus demselben Teiche oder Bache, aus dem sie stammen, entnehmen kann. Voraus sei bemerkt, daß größere Raubfische im allgemeinen für das Aquarium nicht taugen, denn Barsche, Hechte u. s. w. stehen sehr bald darin ab, sie fressen die andern Fische an 2c. Dasselbe ist mit dem Tauchkäfer (Dytiscus sulcatus) und dem Drehkäfer (Gyrinus natator) der Fall, welche kleineren Fischen die Augen ausnagen. Lebensfähig erweist sich gewöhnlich die scheue und prächtige Rothfeder (Cyprinus rutilus), die Schleie (C. tinca), der prächtige Schlammpeitzger (Cobitis fossilis), das Rothauge (Cyprinus erytrophthalmus), der Döbel (C. dobula), der Weißfisch (C. leuriscus), der Bitterling (C. amarus), der Orfe (C. orfus), der Schmerl (Cobitis basbatula) u. a. m., vor allem aber der reizende Stichling (Gasterosteus pungitius), jenes 3—5 Centimeter lange Fischchen mit seitlichen Schildern und neun Stacheln auf dem Rücken. Das Männchen ist oliven- oder spangrün, am Bauch silbern, an den Seiten herauf goldglänzend, in das Olivengrün übergehend; das Weibchen am Rücken mehr grauschwarz. Dieser kleine Stichling baut, im April in größerer Menge eingefangen, sich im Aquarium aus Pflanzenresten ein förmliches Nest am Boden, von Hühnereiergröße, mit tiefer Höhlung und engem Schlupfloch, welches letztere, während das Weibchen darin laicht, eifersüchtig von dem Männchen bewacht und mit wahrer Wuth gegen jedes sich nahende Lebewesen vertheidigt wird. Doch zieht man selten die junge Brut auf, sondern hat nur mitunter Gelegenheit, diese kleine Ehestandskomödie im Aquarium zu beobachten. Von anderen Aquarienbewohnern, welche nicht, wie der Laubfrosch, häufig desertiren und verstaubt und zur Mumie vertrocknet nach Jahresfrist in irgend einem Winkel des Zimmers aufgefunden werden, seien endlich noch genannt: die zu den Salamanderarten gehörigen Tritonen (Lacerta palustris), welche im Frühling massenhaft in Teichen vorkommen, vier Schwimmfüße, einen Fischschwanz und einen stark gezähnten Kamm haben und das wunderbarste Farbenspiel zeigen. Der Bauch ist gelb, der Rücken schwarz getüpfelt, dazwischen aber strahlen sie in allen Farben, blau, grün, röthlich u. s. w.

Ferner junge Exemplare der europäischen Schildkröte (Emys europaea), [die der Verfasser des Artikels in Nr. 22 „amerikanische“ nannte]. Dieselben dürfen nicht größer als ein Markstück, höchstens wie ein Zweimarkstück sein, denn größere Exemplare belästigen die übrigen Aquarienbewohner. Sie werden ganz gut überwintert, wenn man sie etwa Ende August, wo sie aus Italien herüberkommen, in's Aquarium setzt und eine breitere Muschel so an dem Tropfsteinfelsen befestigt, daß die Thierchen auf derselben ausruhen und leicht in's Wasser steigen können, und wenn man ihnen täglich einige male einige in Wasser gequellte Ameiseneier anbietet. Die meinigen wurden in der Regel so zahm, daß sie dieselben von der Spitze eines Federhalters annahmen. Kann man sie nicht dazu bringen, daß sie fressen, so krepiren sie im Herbst. Außerdem muß man sie bis zum Eintritt des Frostes wöchentlich einmal in lauwarmem Wasser baden; von da ab rühre man sie etwa zwei Monate lang, wo sie ihrem Winterschlafe verfallen und nur mitunter den Platz wechseln, nicht an.

Bekommt man die obengenannten Flußfische, so setze man sie nicht ohne weiteres in's Aquarium, sondern in ein anderes, zu diesem Zwecke vorhandenes Glas mit frischem Wasser, welches nicht wärmer als 12 Grad R. sein darf. Dieses Wasser muß täglich zweimal zur Hälfte mit einem als Heber benutzten Gummischlauch abgezogen und durch Zugießen frischen Wassers erneuert werden. Das Herausnehmen der Fische mit einem Netze bekommt denselben in der Regel nicht, und namentlich stehen die kleineren Fische, wie die Stichlinge, in den ersten Tagen oft massenhaft ab. Krepirte Thiere entfernt man sofort. Ebenso ist es zweckmäßig, diesem Wasser pro Liter etwa soviel wie eine Kaffeebohne Kochsalz zusetzen. Erst nach 5 bis 6 Tagen bringt man die gesund gebliebenen in das Aquarium.

Ich kann diese Vorsichtsmaßregel nicht dringend genug — auch bei Goldfischen — anrathen, denn mit der sprüchwörtlichen Gesundheit der Fische ist es oft schlecht bestellt. Mehrere, einem Teiche entnommene Fische, die ich sofort hineinthat, haben mir einmal mein ganzes Aquarium verpestet. Dasselbe starb innerhalb 3 Tagen vollständig aus, und zwar durch den Schimmelpilz Saprolegnia monoica, der die Schuppen 2c. an allen Fischen durchwucherte.

Die zweite wichtige Frage ist die Nahrung. Da die obengenannten Fische nicht zu den Raubfischen gehören, so kommt man in der Regel mit Ameiseneiern aus. Je frischer dieselben sind, desto besser. Man füttere aber nicht öfter als täglich einmal und rechne auf jeden Aquarienbewohner durchschnittlich fünf Stück. Das Mehr bleibt meist unberührt, sinkt zu Boden und verfault dort. Im Winter füttere man nur einen Tag um den anderen. Jedes andere Futter, kleine Regenwürmer oder Mehlwürmer ausgenommen, ist von Nachtheil. Die Schildkrötchen fressen auch ein kleines Stück geschabtes rohes Rindfleisch.

Die letzte und wichtigste Frage endlich ist die Versorgung des Aquariums mit Wasser und Luft und die Erhaltung des Wassers in der genügenden Temperatur. Der Mensch athmet die aus 79,150 Theilen Stickstoff, 20,810 Theilen Sauerstoff und 0,040 Theil Kohlensäure bestehende atmosphärische Luft ein, während die von ihm ausgeathmete Luft aus 79—80 Theilen Stickstoff, 15 Theilen Sauerstoff und 4,25—6 Theilen Kohlensäure besteht. Der physiologische Vorgang des Athmens besteht also in der Aufnahme von Sauerstoff und in der Abgabe von Kohlensäure durch die Lungen. Die Fische aber haben keine Lungen, sondern Kiemen, welche bei den meisten Familien derselben nahe am Kopf an knöchernen Bögen befestigt sind und erst nach Wegnahme des Kiemendeckels sichtbar werden. Die Kiemen selbst sind kamm- oder büschelartig nebeneinanderliegende Blättchen und Fasern, mittels deren aus dem Wasser, welches der Fisch verschluckt, geringe Quantitäten Sauerstoff abgeschieden und aufgenommen werden. Nach Beendigung dieses Vorganges, der beim Fisch sehr schnell erfolgt, wird das kohlensäurereich gewordene Wasser nach hinten durch die Kiemenöffnung ausgestoßen. In den Kiemen vertheilen sich, ebenso wie in den Lungen der Säugethiere, die Blutgefäße bis in die feinsten Aeste und aus ihnen wird das sauerstoffreich gewordene Blut wieder in den Körper des Fisches vertheilt. Was dem Menschen also die Luft, das ist dem Fische das Wasser; dasselbe muß eine genügende Menge Sauerstoff enthalten. Im Fluß und Bach ist das Wasser in steter Bewegung, und es nimmt daher atmosphärische Luft und mit ihr überschüssige Mengen von Sauerstoff auf; auch ist der Fischreichthum der Flüsse kein so großer, daß übermäßige Mengen von Sauerstoff von deren Bewohnern absorbirt werden könnten. Anders ist es in Tümpeln, Teichen und stehenden Wässern. Die Oberfläche derselben ist zwar in steter Berührung mit atmosphärischer Luft und wird vom Winde bewegt. Das würde aber nicht allein genügen, wenn Mutter Natur nicht noch einen weiteren Ausgleich schaffte dadurch, daß sie in stehenden Gewässern massenhaft Pflanzen gedeihen ließe. Die Ernährung der Pflanzen ist bekanntlich eine andere als die der Thiere; sie nehmen am Tage Kohlensäure auf und geben Sauerstoff ab und erhalten auf diese Weise das Wasser sauerstoffreich und frisch, ganz abgesehen davon, daß sie nicht geringe Mengen von gewissen im Schlamme befindlichen organischen und anorganischen Theilen zu ihrem Aufbau und Wachsthum brauchen.

Dem Leser wird es nun gewiß mit einem male klar, warum in einem Aquarium, welches im Zimmer steht und nicht mit der frischen atmosphärischen Luft in Berührung kommt, die Fische besser gedeihen, wenn auf seinem Grunde Pflanzen wuchern. Das Bepflanzen des Felsens, das Hineinhängen von Topfpflanzen an Drähten ist zwar eine das Auge des Menschen erfreuende, angenehme Zugabe, aber unsere Wassergefangenen haben nichts davon. Wir müssen aber noch mehr thun, denn das Wasser in einem Aquarium, welches vielleicht 30 Liter faßt und 20 Fische beherbergt, wird nach 8 Tagen nicht mehr so athmungsfähig sein, wie zu Anfang, selbst wenn die Pflanzen die von den Fischen abgegebene Kohlensäure zum größten Theil für sich verbrauchen.

Eine Besserung dieser Verhältnisse läßt sich auf zwei Wegen

erreichen: durch Zuführung entweder von frischem Wasser oder von atmosphärischer Luft. Der erstere Weg ist wohl der gebräuchlichere, namentlich bei den Besitzern von kleineren Aquarien; er ist aber leider auch derjenige, wo am meisten gesündigt wird. Da werden die Fische herausgefischt und in ein anderes Gefäß gebracht, das Aquarium wird gereinigt und mit frischem Wasser versehen, und wenn es dann recht rein und blank ist, so glaubt man, daß auch der Fisch sich ebenso wohl darin fühlen müsse, wie ein Mensch, der sich Sonntags von Kopf bis zu Fuß gewaschen und ein reines Hemd angezogen hat. Letzteres ist jedoch leider nur bei den Goldfischen der Fall, die sich eben vieles gefallen lassen; unsere einheimischen Fische gehen bei dieser Mißbehandlung zu Grunde. Am meisten leiden sie, neben unbeabsichtigten Verletzungen beim Herausfischen, durch die schnelle Versetzung in Wasser von anderen Temperaturgraden. Das Zimmeraquarium hat eine mittlere Temperatur von 10—13 Grad R. im Sommer; seine Abkühlung erfolgt über Nacht ebenso allmählich, wie am Tage die Temperaturerhöhung. Bringt man den Fisch nun in 4—5 Grad kälteres Wasser, so muß er sich nothwendigerweise unbehaglich fühlen, und das an die mittlere Zimmertemperatur gewöhnte Thier steht sehr leicht ab. Man muß also die Fische nur in frisches Wasser bringen, welches mindestens einen halben Tag in der Stube gestanden hat. Garnicht anwendbar ist diese Manipulation auf große Aquarien mit Schlammgrund und bewachsenen Boden. Hier ziehe man entweder — im Winter jeden 3. Tag, im Sommer täglich — den dritten Theil des Wassers mit einem als Heber verwandten Gummischlauch ab und fülle vorsichtig das gleiche Quantum frischen Wassers auf, wobei man sorgfältig vermeiden muß den Grund aufzurühren; oder man muß Luft imprägniren.

Die Anlage eines Apparates für letztgenannten Zweck ist wenig kostspielig — 15—20 Mark, und werde ich gelegentlich eine Zeichnung von einem solchen bringen. Hat man einen solchen Apparat, so braucht man das Wasser im Aquarium selbst garnicht zu erneuern, vorausgesetzt, daß dieses nicht einmal einer gründlichen Reinigung unterzogen werden muß; aber auch die Reinigung läßt sich mit einer an einem Stiele befestigten kleinen Bürste an den inneren Flächen des Glasbehälters vornehmen, ohne das Wasser zu entfernen.

Es erübrigt nun noch, einige Worte über den Ort des Fischbehälters zu sagen. Viele stellen denselben an's Fenster, direkt in die Sonne. Obgleich dies im Winter den meisten Fischen nicht unangenehm ist, so kann man doch im Sommer 'mal eines schönen Tages das Unglück haben, daß die gesammten Bewohner des Aquariums infolge übermäßiger Erwärmung des Wassers absterben. Im Freien wird nur die Oberfläche des Wassers von den Sonnenstrahlen getroffen, der Grund bleibt meist kühl und ihn suchen die Fische an warmen Tagen auf. Dies können sie in dem auch seitlich dem Sonnenlichte ausgesetzten Aquarium nicht, und man muß daher einestheils verhindern, daß das Aquarium übermäßig erwärmt wird — über 16 Grad können schon nachtheilig wirken —, anderntheils aber durch Hineinsetzen einiger Stücke Schiefertafel den Fischen ein schattiges Plätzchen schaffen.

Dr. G. P.

Einem schlummernden Kinde.

Im Schlummer ruhst du, holdes, süßes Kind,
Unschuldig Lächeln spielt um deine Engelszüge,
Dir wob ein Traumgott leise wohl und lind
Ein duftig' Feeenbild um deine Wiege.

Du holdes Wesen! Deine reine Stirn
Noch trübt' sie nicht die Welt mit ihren bittren Schmerzen,
Noch nicht — doch abgeschnellt vielleicht schon schwirr'n
Die Pfeile, die gesandt nach deinem Herzen!

Des heitern Traumes schillernd' Zauberband
Hält noch die unschuldvolle Seele dir gefangen,
Noch streifte nicht des Schicksals rauhe Hand
Den Blüthenhauch von deinen Wangen!

Wär' ich ein Gott, hätt' ich dazu die Macht —
Bewahren wollt' ich dich allzeit und sorglich hüten,
Nicht straucheln solltest du, ich hielte Wacht,
Umsäumte dir den Pfad mit Rosenblüthen!

Ich schützte dich mit meinem starken Arm —
Der Sonne Gluth wehrt' ich in heißer Mittagsschwüle,
Den zarten Leib ich deckte dir ihn warm
Wohl vor des Abends frostig rauher Kühle!

Von deinem Haupte sollte wahrlich nicht
Ein einzig Härlein je zur Erde niederfallen,
Nicht eins von allen, die so voll und dicht
Blondlockig, fluthend dein Gesicht umwallen!

Ein eitler Wunsch! — Dein Schicksal kann ich nicht
Am Firmanent dort lesen in dem Heer der Sterne,
Ob düster dein Geschick, ob hell, ob licht —
Das birgt der Zukunft Schoß in grauer Ferne.

Moritz Rosenstein.

Weltausstellungsbriefe.

I.

Paris Anfang April 1878.

Die vielbesprochene große Weltausstellung (exposition universelle) wird am 1. Mai dieses Jahres auf dem Marsfeld in Paris eröffnet werden.

Als zuerst im Jahre 1876 die Idee dieses Unternehmens auftauchte, gab es eine Menge Menschen, selbst in Frankreich, welche dieselbe als eine unpraktische und unzeitgemäße zu bekämpfen suchten. Selbst in maßgebenden pariser Kreisen war eine lebhafte Opposition rege, aber zwei Motive waren es, ein patriotisches und ein politisches, welche alsobald Anklang und Beifall im Volke, vornehmlich auch in der republikanischen sogenannten liberalen Presse, fanden. Nirgendwo wird dem falschen Patriotismus, d. h. demjenigen, dessen Bestandtheile wesentlich Eitelkeit und blinder Chauvinismus sind, mehr gehuldigt als im Schoße der Bourgeoisie. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß der Wunsch, allen Völkern zu beweisen, Frankreich sei weit entfernt, durch die Niederlagen 1870—71 gedemüthigt zu sein, vielmehr marschire es noch immer an der Spitze der Industrie-, Kunst- und Handelsvölker, bei den Franzosen mehr und mehr heimisch wurde. Und kann dieser Beweis nicht am schlagendsten und schnellsten durch eine grandiose Ausstellung, durch eine auf engen Raum zusammengedrängte kolossale Concurrenz auf allen Gebieten geboten werden? So denken die liberalen Franzosen; es lohnt sich auf diese Anschauung weiter unten zurückzukommen und zu untersuchen, ob sie eine gerechtfertigte ist.

Eng verbunden mit dem patriotischen Motiv ist das politische; es gipfelt in dem noch beizubringenden Beweis, daß nicht Könige und Kaiser allein ihre Völker reich machen, sondern daß auch ein durch die republikanische Staatsform scheinbar sich selbst regierendes Volk reich, ja noch reicher sein kann als ein durch Despotismus niedergehaltenes. Die Ausstellung soll die beste Propaganda für die Republik sein.

Jeder wirklich Gebildete, der wahrhaft, nicht nur scheinbar liberal gesonnen ist, wird gewiß mit mir in der Ansicht übereinstimmen, daß wohl kaum eine Weltausstellung dazu nöthig sei, um die segensreichen Folgen einer freieren republikanischen Staatsverfassung gegenüber der Despotie in helles Licht zu setzen. Die Sache versteht sich eigentlich von selbst nach den vielen politischen und sozialen Erfahrungen, die das Volk gerade hier in Frankreich gemacht hat. In hohem Grade auffällig wird es aber jedem, der außerhalb dieses Landes lebt, erscheinen, daß bei einem Volke, welches sich mit Vorliebe eine „politische" Nation nennt, der politische Sinn sich in so kindlich naiver und längst antiquirter Weise ausspricht. Republikanismus und Despotie bilden schon seit Beginn dieses Jahrhunderts nicht mehr jene krassen Gegensätze, welche uns der Schullehrer in der Geschichtsstunde z. B. bei der Darstellung der römischen Geschichte auseinanderzusetzen pflegte. Man thäte Napoleon III. unrecht, wenn man ihn einen Despoten oder Tyrannen à la Nero nennen wollte, er sowohl wie selbst sein siegreicher Onkel mußten der Aufklärung, der Bildung, dem politischen Sinn des Mittelstandes weitgehende Concessionen, die hier nicht weiter zu erörtern sind, machen und mit dem Liberalismus in gewisser Weise pactiren, um überhaupt den Thron behaupten zu können. Ebenso sehr wie sich der Despotismus dem Liberalismus, der jetzt in Frankreich das Banner der Republik hochhält, genähert, so ist auch der letztere in der Einrichtung seiner Regierungsmaschine dem monarchischen Muster ziemlich treu geblieben. Alle Welt könnte, die Leser dieser Blätter werden es wissen, daß auch in der Republik Despotie und Tyrannei giftig und voll aufblühen können. Statt des Einen mit seinen Günstlingen und Maitressen herrschen Einige, deren Anzahl im Vergleich mit der Menge des Volkes eine verschwindend kleine ist. Der Name „Republik" wird in unserm Jahrhundert geradezu mißbraucht, um den Bourgeois ein bequemes Mittel in die Hand zu geben, sich „liberal" nennen zu können. Seit den Tagen des blauen Schreckens im Jahre des Unheils 1871, als die Republikaner die Communarden hinmeuchelten, werden selbst dem gutmüthigsten Menschenfreunde die Augen aufgegangen sein bezüglich des Liberalismus im republikanischen Frankreich.

Das „politische" Motiv zur Weltausstellung erscheint demnach als eine Fanfaronade. Soviel ich mich hier auch in den Kreisen der „Gebildeten" umgehört, so fleißig ich auch in Broschüren, Erlassen, Zeitungen 2c. geblättert habe, nirgendwo habe ich bemerkt, daß die

„Liberalen“ irgendwie die soziale Frage mit der Weltausstellung in Berührung gebracht haben. Es ist als ob die Arbeiter, welche alles das, was später auf dem Marsfelde bewundert werden wird, verfertigen, in ihren politisch=sozialen Forderungen ignorirt würden. Ueberall spricht man nur von dem Glanz, der Arbeit, der Kunstfertigkeit, dem Unternehmungsgeist derjenigen, die mit großem Kapital ausgerüstet erstaunliche Dinge leisten werden. So scheint es fast, als ob die Weltausstellung, vornehmlich für die Franzosen, nur den Beleg liefern soll, wie kolossal die Macht der Kapitalisten in der Republik ist und wie sie dieselbe verwenden, um den letzten Schweißtropfen der Arbeiter zu ihren Gunsten auszupressen, — wenigstens soweit die Industrie in Betracht kommt. Aus dem Gesagten erhellt, daß es sich bei dieser Ausstellung nicht darum handeln kann, Lorbeeren für ein „freies Volk“ zu sammeln; das Volk ist in Frankreich ebensowenig frei wie einst unter Napoleon III., damals und jetzt herrscht und knechtet „König Mammon“.

Kommen wir jetzt noch einmal auf das Eingangs erwähnte „patriotische“ Motiv zurück, welches in allen liberalen Kreisen und Zeitungen mit Begeisterung beschwatzt wird. Also Frankreich will der Welt zeigen, daß die kolossale Zerrüttung der sozialen Verhältnisse, welche die Invasion der Deutschen und der Communardenaufstand zeitweise hervorgerufen, vollständig gehoben sei, daß fünf Milliarden Francs spurlos im Haushaltungsschatze verschwinden können, ohne dadurch Volk und Land ärmer zu machen, daß endlich die alte bewährte soziale Ordnung (wie sie auch schon unter Napoleon existirte) wiederum fester als je zusammengefügt sei und Früchte ernte, die an Macht, Solidität und Eleganz alles bis dahin Dagewesene übertreffen.

Angenommen, daß dieser Beweis wirklich geliefert wird, so lohnt es sich wohl der Untersuchung, welch' große und eigenthümliche Anstrengungen in Frankreich innerhalb der letzten sieben Jahre gemacht worden sind, um jenes glänzende und überraschende Resultat während der pariser Weltausstellung zu erzielen.

Nicht mit Unrecht steht Frankreich in dem Ruf, ein großes und reiches Land zu sein, es ist aber ein allgemein verbreiteter Irrthum im Auslande, daß die Wohlhabenheit ziemlich gleichmäßig vertheilt sei. Im allgemeinen kann man getrost behaupten, daß die Unterschiede und Gegensätze zwischen Reich und Arm weit größer und krasser sind als in Deutschland. Adel und der bürgerliche Mittelstand sind reicher als in Deutschland, deshalb finden Industrie= und Luxusproducte hier größeren Absatz, dazu kommen in Paris, sozusagen dem Centralmarkte Frankreichs, die Fremden, welche aus aller Herren Länder herbeigereist, ihre goldgefüllte Börsen aufthun, um zu unverhältnißmäßig theurem Preise die Erzeugnisse der pariser Kunstindustrie zu kaufen. Das Geld fließt meist in die Kassen der Großindustriellen. Die kleineren Handwerker, die Arbeiter, die Männer der Intelligenz, welche den Plan des Ganzen entworfen, also z. B. Ingenieure, die Meister in den Fabriken, die Organisatoren 2c. partizipiren an dem Gewinn nur mit verschwindend kleinen Prozenten, wenigstens hier in Paris, in Lyon, Marseille, Bordeaux und andern größern Städten. Die großen Verdienste sind hier vielleicht mehr noch als in Deutschland in den Händen einiger Großkapitalisten, die natürlich mit Muße und Behaglichkeit das „schöne pariser Leben“ genießen können. Sie, in Gemeinschaft mit unzähligen reichen Ausländern, die hier ihr Geld durchbringen, sind es, welche Paris in den Ruf der Schwelgerei, der Ueppigkeit und des unermeßlichen Reichthums gebracht haben. Was den französischen, speziell pariser Mittelstand betrifft, so ist er wohl wohlhabender als der deutsche im allgemeinen, aber das hat nicht darin seinen Grund, wie man häufig meint, daß hier das Geld auf der Straße liegt, sondern in der rastlosen Energie und Nüchternheit, in dem ascetischen Indifferentismus des Franzosen gegen die kleinen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens, denen sich der weniger sparsame, lebensfrohere Deutsche williger und häufiger hingiebt. Der französische Bourgeois spart im Großen und im Kleinen soviel er kann, und nur dadurch ist es ihm möglich ein kleines, vielleicht geerbtes oder sonst ihm zugängliches Kapital soweit zu vergrößern, daß er das letzte Sechstel seines Lebens von seinen Renten billig und schlicht leben kann. Sein Streben ist von jeher Geld, Geld und wieder Geld gewesen und so sehr berechtigt dieses Streben sein mag in andern Fällen, bei dem in der Wolle gefärbten pariser Geschäftsmann und zukünftigen Rentier artet dies Streben in Habsucht aus, die jedes Interesse für große soziale Fragen, solange sie ihm nicht Hoffnung geben, seine persönlichen Verhältnisse durch praktische Discutirung derselben zu verbessern, ausschließen. So haben wir gesehen, daß bis jetzt das Ende einer jeglichen Revolution, bei welcher sich der Bürgerstand wohl oder übel, dem Drange der untern Hände nachgebend, betheiligen mußte, seinen Ausgangspunkt in der Wiederherstellung der hergebrachten Geld= und Klassenwirthschaft fand. Das lebhafte Naturell der Franzosen veranlaßt sie in den Zeiten despotischen Druckes sich Hoffnungen auf bessern Erwerb zu machen, welche, wenn nicht sogleich erfüllt, alsbald den lockenden Vorspiegelungen zum Opfer fallen, mit denen die adlichen und geldaristokratischen Vertreter des Volkes nicht zu sparen pflegen. Den pariser Bourgeois und dessen provinzielle Vertreter kann man mehr noch als den Deutschen, der einen Rest von Scham zu besitzen pflegt, einen rücksichtslosen, allen höheren Gesellschaftsideen abgeneigten Egoisten nennen.

Nun denke man sich das Loos derjenigen, die ohne Besitzthum und nur mit mühsam erworbenen, oft sehr bedeutenden Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet sind, in dieser Gesellschaft von rücksichtslosen Geldaristokraten und Bourgeois! Ach das Bild, welches sich uns darstellt ist ein schaudererregendes, doppelt deshalb, weil die Gegensätze nach jeder Richtung hin so außerordentlich grelle sind. Sprechen wir von Paris, weil Paris Frankreich ist.

Wenn wir den günstigsten statistischen Resultaten Glauben schenken wollen, so arbeiten immer noch 80% Besitzlose für 20% Besitzende und zwar ohne Aussicht auf endgültigen Erwerb, ohne Hoffnung auf eine Versorgung im Alter, da Honorar und Lohnsätze so niedrig sind, daß von Sparen gar keine Rede sein kann, dagegen die lebenslängliche Entsagung jeglicher Behaglichkeit und oft nothwendiger Lebensbedürfnisse geboten ist. Auf der einen Seite Geld und Arbeit, aber mit der Hoffnung auf persönlichen Erwerb, auf der andern Seite Armuth und stete Arbeit für andere. Kopf= und Handarbeiter, sie haben beide dasselbe Loos.

Und nun die moralischen Gegensätze. Nur mit mein paar Worten will ich sie erwähnen, um nicht von dem eigentlichen Thema der Weltausstellung abzuschweifen. Den Besitzenden steht hier jeder Luxus zur Verfügung, obgleich er theurer als in Deutschland ist und vielleicht ebendeshalb, weil die Anhäufung des Kapitals bei einzelnen hier auch größer ist; die Besitzlosen sind nicht einmal in der Lage des Armen, von dem die Bibel erzählt, daß er die Brosamen vom Tische des Reichen esse. Diese „Brosamen“ werden von dem Mittelstande zusammengescharrt, um sparsam zu leben, die Besitzlosen produziren die Gegenstände des Luxus und des menschenwürdigen behaglichen Lebens und der Rest heißt — anstaunen und anstarren, wie herrlich der Mensch auf dieser schönen Welt leben kann, wenn er auch nur für's ganze Leben eine einzige Tageseinnahme des Barons von Rothschild hätte! Wahrlich, wie grenzenlos hoch muß man die sittliche Kraft derjenigen Menschen schätzen und bewundern, die solchen Gegensätzen gegenüber nicht zu Dieben, Räubern, Verbrechern werden, die im Gegentheile in der Nächstenliebe soweit gehen, daß sie mit unendlicher Geduld an eine Kraft des Guten und Edlen glauben, sich in der Disziplin der Menschheit tagtäglich üben, um dermaleinst würdige Bürger eines wahrhaft freien Volksstaates zu sein. In Elend und Sorgen kaum denkbarer Art lebt hier das Proletariat, nirgendwo, selbst nicht in London und Berlin, findet man Garküchen und Nachtlogis so primitiver, so verabscheuungswerther Natur, wie hier. Und doch übernachten und speisen in diesen Cloaken, die schlimmer sind als unsere deutschen Bettlerherbergen und Arbeitshäuser, tausende und abertausende tagtäglich, die Tagsüber mit Kopf und Hand von früh bis spät arbeiten, Gebildete und Ungebildete und leider auch moralisch Intacte und Verbrecher und Dirnen der gemeinsten Art. Ich will nicht weiter ausmalen, wie verheerend die Epidemie der moralischen Vergiftung, meist hervorgerufen durch die Luxussucht und sinnliche Wollust der Wohlhabenden und Reichen, im hiesigen Proletariat wüthet und wie großartig die moralische Widerstandskraft jener wenigen ist, auf welchen die Hoffnung eines menschenwürdigeren Zukunftsstaates beruht. Diesen letzteren, die in jeder sozialistischen Bewegung den Kern bilden, unsere größte Hochachtung!

Wie kläglich und heuchlerisch nimmt sich nun angesichts dieser Verhältnisse das „patriotische“ Motiv zur Weltausstellung aus! Die fünf Milliarden, welche die Deutschen hinweggenommen, der Kriegsschaden, sind im Verhältniß zu dem Reichthum der wohlhabenden Klassen nur unbedeutende Summen und wenn ein jeder der Besitzenden ein Vierteljahr seine gewohnten Ausgaben um eine Kleinigkeit, deren Ausfall er kaum fühlen würde, zu Gunsten des Staates eingeschränkt hätte, wäre das reiche Frankreich schon nach einem Jahre in der Lage gewesen, sagen und zeigen zu können, daß sein Reichthum unerschöpflich ist.

Statt dessen zahlreiche indirekte Steuern auf unumgängliche Bedürfnisse des Volkes, statt dessen Preissteigerung der Fabrikate und Stillstand in der Lohnerhöhung! Dulden und Sorgen des Proletariats auf der einen Seite, auf der andern Seite die sich stets gleichbleibende, vielleicht immer raffinirter werdende Habsucht der Bourgeois und das wollüstige Genußleben der Reichen. Die Besitzlosen fast ohne Fürsprecher in der öffentlichen Meinung, die Besitzenden gehätschelt und belobhudelt von der conservativen, monarchischen und liberal=republikanischen Presse, die sich in langathmigen Tiraden ergehet über die Energie, Opferfreudigkeit und den Unternehmungsgeist der Kapitalisten, die es in sieben Jahren so herrlich weit gebracht haben!

Und das Volk muß schweigen, hungern, dulden, sich physisch und moralisch prostituiren lassen und — arbeiten, „travailler pour le roi de Prusse“ wie das französische Sprüchwort sagt!

Im nächsten Briefe werde ich darauf zurückkommen, welch' hohe Bedeutung trotz des Gesagten die Weltausstellung für das arbeitende Volk hat.

Kade.

Non possumus.

Geheimnißvoll und langgesponnen sind die Fäden des ausgleichenden Geschickes. Die Menschenschicksale begegnen sich in dem gemeinsamen Grabe gleicher Demüthigung.

Das Plus und Minus der italienischen Einheit stürzte der Sensenmann fast zu gleicher Zeit ins dunkle Nichts; den König „Ehrenmann“ von dem Schild, auf welchen ihn die Weltgeschichte gehoben und den „Unfehlbaren“ von der transcendentalen Höhe der Unangreifbarkeit, zu welcher ihn die vertrauensselige Dummheit ex cathedra unseres „aufgeklärten“ Jahrhunderts emporgeschraubt.

Beiden Gewaltigen mußte man Quecksilber in die Halsadern spritzen, um ihre verblichene Hülle vor Wurmfraß zu wahren. Ihr wahnbethörten Eintagsfliegen! Hat sich eure Thatenspur nicht in des Volkes Herz gesenkt, so seid ihr morgen vergessen und wenn sich Pyramiden über eurer Asche thürmten. Glaubt ihr, daß das Häuflein Erde im Pantheon, welches einst Raphael Sanzio hieß und aus welchem der beste Töpfer nicht eine Schüssel mehr zu drehen vermag, sein Andenken aufrecht erhält? — Seine Madonnen sind es, welche das Christenthum überdauern werden, ebenso wie Homers Gesänge den Olymp überlebten. Wenn Raphaels Trabanten, Papst Leo X., Cardinal Bembo e tutti quanti, längst verschollen sind, wird noch immer sein Ruhm wie ein Sirius von den Wänden der sixtinischen Capelle auf die spätesten Geschlechter herniederstrahlen. Wie lange wird noch die Reaktion, diese Wunderdoctorin für die Einrenkung freiheitlich verstauchter Regierungsorgane, die Menschheit zum eigenen Schaden mit ruhmestrunkenen Phantasien der Weltverwüster berücken? Das größte Unglück der Menschheit besteht darin, daß sie liebgewordene Irrthümer nicht gerne aufgibt.

Zwei, in unserem verschwommenen Jahrhundert unschätzbare Eigenschaften besaß Viktor Emmanuel wie auch Pius; Beide waren kernhaft und rücksichtslos. Daß Pius nicht gehalten, was Mastai Feretti versprochen, kommt auf das Kerbholz der „alleinseligmachenden“ Kirche. Auf den Isolirschemel der Unfehlbarkeit gesetzt, ist jeder Papst dem Contact der elektrischen Zeitströmung entrückt. Der römische Pontifex Maximus wie der schismatische Papst, der Czaar, mit fortschrittlichen Maximen — ist gleich dem fliegenden Elephanten eine Unmöglichkeit, weil er damit anfangen müßte, seinen Thron in die Luft zu sprengen.

Pius der Neunte war ein kluger Feldherr der ecclesia militans und nahm aus dem gegnerischen Lager alle Erfindungen herüber, die er brauchbar fand. Und was hat er mit seiner strategischen Leistungsfähigkeit im Streite der Geister bewerkstelligt? — Neue Dogmen! Der französische Naturforscher Buffon sagt mit Recht: „Le style, c'est l'homme.“ (Der Styl kennzeichnet den Menschen). Zwei Aussprüche genügen um den Vater des „Non possumus“, dieser Devise des geistigen Bankerottes, zu charakterisiren.

Im Jahre 1846, kurz nach seiner Inthronisation, nahm er, wie so viele seiner Vorgänger einen kühnen Anlauf zu Reformen und bewilligte dem pfaffenverpesteten Kirchenstaate eine Consulta, eine Art Volksvertretung. Aber auf den Ruf des vor dem Quirinal versammelten Volkes nach einer Constitution, antwortete er mit geradezu kindischem Trotz: „Non voglio, non debbo, non posso!“ (Ich will nicht, ich mag nicht, ich kann nicht.) Als ihm im Jahre 1870 Cardinal Guidi an den Widerspruch der päpstlichen Unfehlbarkeit mit der demokratischen Tradition des Christenthums erinnerte, rief der vom Jesuitengeneral beeinflußte Greis entrüstet: „Die Tradition bin ich!“

Der aufrichtige Grundsatz der Rechtsgleichheit, sowie alle humanen Einrichtungen, welche den Völkern Erleichterung vom geistigen und materiellen Joch bringen sollen, wurde immer von den Baalspriestern auf Petris Stuhl bekämpft, ist aber auch in der katholischen Gemeinde zur Mythe geworden. Die Mission, Pflegerin des christlichen Gleichheitsgedankens zu werden, ist der Kultur auf sozialdemokratischer Basis zugefallen, welche dem Syllabus für ewige Zeiten den Fehdehandschuh hinwirft.

Mastai Feretti's Nachfolger, der Dichter und Alterthumsforscher Gioachino Pecci, mag von den redlichsten Absichten beseelt sein, aber nach der Adoration (Anbetung), dem heidnischen Kniefall vor einem Menschen, transfigurirt sich Leo XIII. zum Dalai-Lama, d. h. der göttlichen Verkörperung auf Erden. Wie alle anderen „Statthalter Gottes“ wird er sich mit dem letzten Rest der schwindenden Kraft an den Speichen des rollenden Rades festzuklammern suchen. Aber vergebens! Ihn berührt zwar die rasch wechselnde Gestaltung des Lebens in dem Schneckenhaus der Unantastbarkeit nicht, aber die stählerne Spannkraft des Lindwurms, der über tausend Jahre auf päpstlichen Befehl das Erdenrund mit blutigen Krallen umfangen hielt, ist gebrochen. Der absterbende geistliche Cäsarismus ist der Vorbote zum Heimgang des weltlichen Cäsarismus. Vivat sequens!

Dr. Max Trausil.

Bacharach. (Bild Seite 340.) Philosophen und Physiologen mag es überlassen bleiben, die wissenschaftlichen Gründe für die Thatsache zu ermitteln, daß ein jeder geistige oder seelische Genuß hunger- und dursterregend wirkt. Die Richtigkeit dieser Thatsache dürfte wohl jeder an sich selbst erfahren haben, der den Rhein bereist hat. Die ruinengekrönten Rebenhügel, die den stattlichen Strom umrahmen, sehen noch einmal so schön aus, wenn sie sich im vollen Weinpokale spiegeln. Nicht umsonst reimt sich Rhein auf Wein. Das zierliche, aber düstere Bacharach, das trotz seines Alters wie eine züchtige Maid im Bade mit den hochgegiebelten Häusern aus den Rebenranken lugt, erfreut sich zwar nicht der Genugthuung, die Wiege eines so berühmten Tropfens, wie seine Nachbarorte Rüdesheim und Aßmannshausen zu sein, aber an jeder Straßenecke „streckt unser Herrgott den Arm aus“, um dem Fremden ein gemüthliches Wirthshaus zu weisen; und der Muskateller, der hier wächst, ist verführerisch genug, wenn er auch seinen alten Ruf, zu den besten Rheinweinen zu gehören, nachgrade verloren hat. Den engen Gassen des Städtchens und den windschiefen, altersschwachen Häusern sieht man ein respektables Alter an, und in einem Stein, der während sehr trockener Zeit im Rheine bei Bacharach sichtbar wird, soll eine zu Römerzeiten dem Weingotte Bacchus geweihte Opferstätte, ein Bacchusaltar — Bacchi ara — (daher angeblich der Name der Stadt) erhalten sein. Der dreißigjährige Krieg hat Bacharach schwere Leiden gebracht. 1632 fielen die Schweden, 1639 die Truppen Bernhards von Weimar, 1644 die Franzosen darüber her; nicht weniger als achtmal ward es belagert und geplündert. Auch zu Ende des 17. Jahrhunderts, 1689, fanden sich hier französische Kriegsvölker sengend und raubend ein. Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts — am 26. März 1793 und am 1. Jan. 1814 unter Blücher — überschritten die Preußen bei Bacharach den Rhein, um ihrerseits in Frankreich einzubrechen.

Darum keine Feindschaft nicht. (Bild S. 341.) Ein altes Sprüchwort sagt: „Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land“, aber nachgerade kann man sich auf die Unfehlbarkeit der alten Sprüchwörter auch nicht mehr verlassen, wie unser Bild zeigt, denn den Bruder Leim, einen ehrsamen Tischlergesellen, hat der „Hut in der Hand“ ins Loch gebracht. Wegen Mangel an jeglicher landesüblichen Scheidemünze zum Fechten gezwungen, wurde „er von dem stets wachen Auge der „Gerechtigkeit“ auf frischer That ertappt und nach hochnothpeinlichem Verhör zum vier-und-zwanzigstündigen Brummen verdonnert. Da es nun sehr heiß ist und Bruder Leim sich zwischen Basel und Freiburg einige sehr unangenehme Fußblasen gelaufen hat, kommt ihm der kühle Kerker mit Naturalverpflegung nicht unerwünscht. Vor seiner gähnenden Pforte bietet er mit freundlichem Kopfnicken dem Cerberus eine Priese. Dieser stutzt und schwankt, denn er ist ein passionirter Schnupfer, schon krümmt sich Daumen und Zeigefinger zur Entgegennahme der prickelnddustigen Prise — doch endlich siegt die souveräne Beamtenwürde über die sinnliche Begehrlichkeit und sich mit einem barschen „Danke“ in die Brust werfend lehnt er ab und rasselt bezeichnend mit dem Schlüsselbunde. „Darum keine Feindschaft nicht“ erwidert Leim mit feinem diplomatischen Lächeln und verschwindet in dem kühlen Düster des Gefängnisses.

T.

Rösselsprung von A. Fr.

hän	bauch	ßi	dich	er	de	lied	ich
flei	ten	de	soll	es	euch	war	freun
le	ge	was	auf	den	ihr	will	res
wir	er	men	lied	nicht	neu	glück	ben
schlem	fau	wol	er	hier	woll'n	schön	ein
den	reich	das	der	ein	und	nicht	lich
him	ver	rich	len	auf	dar	wir	wol
er	schon	mel	ben	ten	len	sein	mehr

Aerztlicher Briefkasten.

Bockenheim. A. D. Die Ursachen des Wechselfiebers kennt man bis zur Stunde nicht genau, sondern man vermuthet nur, daß giftig wirkende Zersetzungsproducte vegetablischer Substanzen (das sog. Malariagift), welche eingeathmet werden, dasselbe hervorrufen. Diese Zersetzungsproducte entwickeln sich besonders in der warmen Jahreszeit in feuchtem, sumpfigen Boden, — daher das häufige Auftreten des Wechselfiebers im Frühling und Herbst, so wie der Volksglaube, daß Fieberkranke nicht an's Wasser gehen sollen. Das beste Heilmittel ist schwefelsaures Chinin, welches Ihnen jeder Arzt verordnet. Verschwindet das Fieber dadurch nicht, so thun Sie am besten, in eine gesunde, fieberfreie Gegend zu reisen und sich dort einige Zeit aufzuhalten.

Leipzig. F. A. Was wir von den „Wasserdoctoren“ halten? Dieselben können unter Umständen dem Kranken eben so viel nützen, als schaden. Daß manche Krankheitsprocesse durch den vernünftigen und curgemäßen Gebrauch von hydrotherapeutischen Proceduren geheilt und besser geheilt werden können, als durch Arzneimittel, steht fest, namentlich wenn damit eine entsprechende diätetische Behandlung verbunden wird. Von einem intelligenten und erfahrenen Manne ausgeübt, selbst wenn derselbe kein Arzt von Fach ist, kann deshalb die Wasserheilkunde viel

Nutzen bringen, besonders wenn der Wasserdoctor nicht so verbohrt und verbissen ist, jeden Arzt, der nicht zu seiner Fahne schwört, für einen Esel zu halten. Es führen eben mehr Wege nach Rom. Von einem Pfuscher ausgeübt, der wenig Erfahrungen besitzt und all' und jede Krankheit mit Wasser curiren will, steht die Wasserheilkunde tief unter der Arzneiquacksalberei.

Luckau. B. E. Das Wundsein der Kinder ist häufig eine Folge von Unreinlichkeit. Waschen Sie die wunden Stellen fleißig und belegen Sie dieselben mit der in jeder Apotheke käuflichen, entfetteten Watte. — Gegen Migräne ist recht starker Kaffee oft nützlich; ebenso eine Dosis von $1/2$ Gramm salicylsaurem Natron.

Hamburg. U. R. Herzklappenfehler sind unheilbar. Nur bei sorgfältiger Pflege und Lebensweise erreichen derartig Kranke ein höheres Alter. Jeder Arzt instruirt Sie über das von Ihnen zu beobachtende Verhalten, welches nicht bei jedem Herzkranken dasselbe und daher auch nicht Gegenstand der Berathung im Briefkasten sein kann. — Bei Fingergeschwüren würden wir Ihnen in jedem Falle ärztliche Hülfe anrathen, denn wenn das von Ihnen beschriebene Verfahren nicht exact und der Einschnitt an der unrichtigen Stelle gemacht wird, so geht das Nagelglied verloren.

Magdeburg. A. W. Ein rohes Ei kann für Kinder, welche der Mutterbrust entwöhnt sind, ganz zweckmäßig sein und wesentlich zu deren Kräftigung beitragen. Solchen Patienten aber süßen Ungarwein in der gleichen Absicht verabreichen, das nennen wir gradezu ein Verbrechen, obgleich wir wissen, daß nicht wenige Aerzte mit diesem „Kräftigungsmittel" nicht allzu sparsam umgehen. Denn das, was in Deutschland unter dem Namen „Tokayer" oder „Ruster Ausbruch" verkauft wird, ist weiter nichts als ein Gemisch von herbem ungarischen Landwein, Spiritus und Zucker, und mit demselben Rechte könnten Sie daher Ihrem Kinde etwa Kümmel- oder Pfefferminzliqueur zu trinken geben. Alkoholische Getränke sind niemals Kräftigungsmittel, sondern stets Reizmittel. Ihre zweite Frage beantworten wir schriftlich, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben.

Glauchau. Friedrich S. Wenn die sogenannten Sommersprossen im Hochsommer bereits in voller Blüthe stehen, so lassen sie sich in der Regel nicht vertreiben, sondern der damit Behaftete behält sie bis zum Winter, wo sie erblassen. Im Frühling läßt sich eher etwas dagegen thun, wenn man sein Gesicht nicht den direkten Sonnenstrahlen aussetzt und es abends mit kaltem Wasser wäscht, welchem man auf ein Liter zwei Theelöffel voll konzentrirter Glaubersalzlösung zusetzt. — Lungenkrank scheinen Sie nicht zu sein, denn „Hustenkrankheiten mit gelblichem Auswurf" pflegen, wenn das Lungengewebe gleichfalls erkrankt ist, nicht so lange Jahre zu bestehen. Gewöhnen Sie Sich an das Schlafen bei offenen Fenstern und waschen Sie jeden Morgen mit kühlem (nicht kaltem) Wasser den ganzen Oberkörper. Dies wird Ihr Leiden bald erträglicher gestalten.

Ohligs. A. B. M. Der Genuß von Kaffee ist für Erwachsene, welche keines Anregungsmittels bedürfen, sehr oft von Nachtheil; für Kinder ist er ein Gift.

Berlin. P. R. Bestreichen Sie Ihre Leberflecke mit schwarzer Schmierseife; letztere lassen Sie zehn Minuten lang einwirken, dann waschen Sie die Seife mit warmem Wasser ab und betupfen die Flecke mit einer zweiprozentigen spirituösen Karbolsäurelösung. Dieses Verfahren, in einem Zeitraum von 4—6 Wochen vielleicht zehnmal angewandt, wird die Leberflecke beseitigen, wenn dieselben, wie dies sehr häufig der Fall, einem mikroskopischen Pilze (Mikrosporon furfur) ihre Entstehung verdanken. Sind diese Flecke dagegen durch Pigmentsablagerung in den Zellen der Schleimschicht der Oberhaut entstanden, womit sich in der Regel eine Wucherung der Papillen der Lederhaut verbindet, sodaß sie über die Hautoberfläche hervorragen, so nützt dieses Verfahren nichts, sondern Sie können sie nur dadurch zum Erblassen bringen, daß Sie Sich in einer Apotheke eine schwache Aetzkalilösung (im Verhältniß von 1:500) anfertigen lassen und damit täglich, aber vorsichtig, die Flecke betupfen. — Alter Abonnent der „Berliner freien Presse". Ueber Leiden, wie das Ihrige, kann im offenen Briefkasten nicht verhandelt werden. Geben Sie Ihre genaue Adresse an. — E. S. Verwenden Sie zum Verbande in fünfprozentiges Karbolöl getauchte Charpie, darüber eine Lage entfetteter Watte und über dieser Listee's Silk Protective. Der langwierige Eiterungsprozeß wird dadurch bald geheilt sein. Sie bekommen diese Dinge in jeder Apotheke.

August T. in **Glauchau** erhielt directe Antwort; P. M. in **Neurode** desgl.; Clara H. in **Berlin** wolle sich entweder an einen dortigen Arzt wenden oder den Fall genauer beschreiben; das Leiden von Frau A. W. in **München** erheischt genaue Mittheilungen bezüglich der Lebensweise, etwaiger früherer Krankeiten 2c.

Frl. Marie D. in **Hamburg** wolle ihre genaue Adresse angeben und ihren Zustand nochmals genau beschreiben, dabei auch erwähnen, wie sich die übrigen Körperfunktionen (Verdauung, Reinigung 2c.) verhalten. — Die übrigen bis zum 8. April eingegangenen Korrespondenzen wurden direkt beantwortet, wenn die genaue Adresse (Straße und Hausnummer) angegeben war. Wer keine Antwort auf seine Privatanfragen erhielt, weil er die letzteren Angaben unterließ, wolle deshalb nochmals schreiben.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Braunschweig. A. F. Ihr letzteingesandter Rösselsprung litt an ein paar kleinen Mängeln, doch waren dieselben leicht zu heben. Wir haben ihn, da das gewählte Sujet uns gefällt, zu baldiger Verwendung bereit gelegt.

Wüstegiersdorf. Ein junges Mädchen. Ob die Verfasserin der Gedichte in Nr. 31 und 32 des „Vorwärts" verheirathet ist oder nicht, darüber können wir leider keine Auskunft geben.

Breslau. Ein ehrlicher Liberaler. Im Norddeutschen Reichstage hat der jetzige Minister Dr. Friedenthal ebensowohl gegen die Bewilligung von Diäten für die Reichstagsmitglieder gestimmt, als im konstituirenden Reichstage und später. Der Antrag auf Diätenbewilligung ging im Norddeutschen Reichstage von Waldeck und im konstituirenden von Weber-Thünen aus. — F. Tn. Sie drohen uns für den Fall, daß wir Ihr Gedicht „Posaunenklänge am Tage des jüngsten Gerichts" nicht gut finden, mit einer ganzen Sammlung, „die Frucht zehnjähriger Arbeit"? — Herr, so du kannst, laß diesen Kelch an uns vorübergehen!

Crimmitschau. A. Th. Eine Gedichtsammlung, die Ihrem Zwecke Genüge leisten möchte, kennen wir nicht. Aber der ganze Schiller ist gegenwärtig ja so billig zu haben, daß er sich zu Geschenken der beabsichtigten Art auch Minderbemittelten empfiehlt. Sie werden allerdings gut thun, anfangs die Auswahl der Lektüre seitens der beschenkten jungen Leute zu überwachen. — R. H. Der letzte schweizerische Krieg war der gegen den Sonderbund, der von den sieben unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis gebildet worden war. Eine Armee von gegen 100000 Mann, unter dem Befehle des eidgenössischen Oberst Dufour von Genf, trieb die aufrührerischen Kantone nach hartnäckiger Gegenwehr zu Paaren und sicherte die kapitalistisch-liberale Herrschaft in der Schweiz gegen die Umsturzversuche der ultramontan-reaktionären Partei.

Rosenthal (?). H. J. Von Ihrer freundlichen Erlaubniß, an Ihrem Gedichte „Das Menschenrecht" Veränderungen vorzunehmen, machen wir keinen Gebrauch. Nehmen Sie uns die Erinnerung nicht übel, daß das deutsche Volk sich in erster Linie der Bezeichnung als „Volk der Denker" würdig machen soll, und erst in zweiter Linie als „Volk der Dichter" gerühmt wird.

Genua. „Deutscher in der Fremde." Der Konvent der ersten französischen Republik hat nicht das „Recht" gehabt, Gott abzusetzen, sagen Sie! Nun, da muß der Bischof von Paris, Gobet, sammt seinen Vikaren anderer Meinung gewesen sein, denn sie schworen auf Grund dieser Absetzung vor dem Konvent feierlich den christlichen Glauben ab. Wissen Sie übrigens auch, daß im Jahre 393 nach Chr. ein anderer „gesetzgebender Körper", der römische Senat unter Theodosius, dem sogenannten Großen, die alten römischen Götter absetzte und dafür die Herrschaft des „Gottes der Christianer" proklamirte? Hat der römische Senat dazu das „Recht" gehabt?

Wien. K. Lb. Die Terzine bildet dreizeilige Strophen, in denen entweder der 1. und 3. Vers des ersten Terzetts mit dem 2. des nachfolgenden, oder der 2. des 1. mit dem ersten und dritten des folgenden reimt. Dort findet, hier steigt die Wirkung. Apropos Sie wollen doch nicht etwa welche machen?

Kolberg. L. R. B. Der deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte war freilich ein Kind aus dem Volke, und zwar der Sohn eines Leinenwebers zu Rammenau in der Oberlausitz; sein Geburtstag war der 19. Mai 1762.

Fahrnbühl (Schweiz). L. v. X. Während Ihres Erholungsaufenthalts in der Schweiz beschäftigen Sie Sich mit der Poesie und singen unter anderm: „Soll ich mit dem Geschick nicht hadern? — Ich hab' Gefühl, ich habe Adern, — In denen wallt ein stürmisch Blut! —" Wir glauben Ihnen, daß Sie Adern haben, — glauben Sie uns, daß die poetische nicht darunter ist; — und wählen Sie eine andere Beschäftigung.

Wilsdruff. O. H. Wir freuen uns Ihres wackeren Strebens und wünschen Ihnen immer steigenden Erfolg.

Hof. J. T. Ihr Wunsch bezüglich eingehender Auskunft über Freimaurerei wird in einer der nächsten Nummern Erfüllung finden.

Bünde. L. Die Gedanken in Ihrem Gedichte „Der Invalide" lassen wenig zu wünschen übrig, aber die Form, in dieselben zum Ausdruck gelangen, ist nicht schön. Beherzigen Sie die Geibel'sche Strophe: „Fließend Wasser ist der Gedanke, — Aber durch die Kunst gebannt, — In der Form gediegne Schranke — Wird er blitzender Demant."

Langenbielau. B. F. Ihre Verse sind auffallend sprach- und reimgewandt, aber die Gedanken sind nicht greifbar genug. Was haben Sie für eine Schulbildung genossen und was sind Sie?

A. Gerichtsvollzieher Z. Wir haben Ihre Zuschrift an unsern Mitarbeiter Herrn E. S., den Verfasser der Erzählung „Exekution", gesendet und sind überzeugt, daß er Ihrem verletzten Ehrgefühl bereitwilligst Genugthuung geben wird. Daß Vorkommnisse und Einrichtungen, wie sie die erwähnte Erzählung berichtet, dem Richteramt der Oeffentlichkeit nicht entzogen werden dürfen, geben Sie gewiß zu. Dabei darf aber natürlich nur die Absicht vorliegen, ein verdammendes Urtheil gegen die fehlerhaften Einrichtungen und gegen solche Menschen zu provoziren, welche die ersteren Mangelhaftigkeit zu egoistischen, inhumanen Zwecken ausbeuten. Wir können Sie übrigens versichern, daß wir in unserer eigenen politischen Praxis, die uns in vielfältige Berührung mit Gerichten und Beamten aller Art gebracht, unter andern auch sehr achtungswerthe Exekutoren getroffen haben.

Kopenhagen. G. H. Sie sind uns als Mitarbeiter willkommen. Die eingesendete Uebersetzung ist recht gelungen, aber mit dem Originale verhält es sich ähnlich, als Sie fürchteten. Ueber diesen Punkt nächstens Näheres. Schilderungen skandinavischer Gegenden und Verhältnisse sind uns desto lieber, je eher sie eintreffen.

Bamberg. F. T. Die Sache scheint interessant und wichtig. Sorgen Sie für Beweise.

Mannheim. E. T. Sie würden es für sehr gut halten, wenn die „N. W." jedem ihrer Leser „jährlich ein gutes Oelgemälde, aber nicht etwa einen schlechten Oeldruck als Prämie gebe"? Auf diesen famosen Gedanken wären wir ohne Ihre gütige Mitwirkung wirklich nicht gekommen! Nun haben wir uns aber auch gleich an die Ausführung gemacht und einem gewandten Maler den Auftrag gegeben, von irgendeinem Meisterwerk — vielleicht „die Nacht des Corregio" oder so etwas — 50000 Kopien anzufertigen. Sobald die fertig sind, bekommen Sie weitere Nachricht.

Paris. E. B. Skizzen erhalten. Wünsche erfüllt. Frdl. Gr.

Querfurt. Bäckergesell A. R. Woher haben Sie das Material zur Blocksbergsgeschichte? Ueber die Steno-Tachygraphie haben wir kein Urtheil. Was für ein Werk Corvins meinen Sie?

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 7. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 30. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Die Rückkehr der Damen hatte sich bis in den Herbst hinein verzögert. Die Verwandten Leontinens gingen von Pyrmont nach dem Rhein und Emmy setzte es durch, daß man sie auch dorthin begleite; sie fand es so verlockend, eine Weinlese mit durchzumachen, und Martha hatte ihr, wie sehr sie sich auch nach Hause sehnte, durch ihre Weigerung die Freude nicht verderben mögen. Sie hatte sich schweigend gefügt, aber es war ihr schwer geworden und sie hatte überhaupt von der ganzen Reise wenig Genuß gehabt. Wie oft hatte sie in jungen Jahren von einer solchen Reise geträumt und geschwärmt, und jetzt, wo diese alten Träume ihre Erfüllung fanden, blieb ihr Gemüth kalt und leer, und ihr war, als sehe sie die wechselnden Landschaftsbilder durch graue, alles verschleiernde Gläser. Sie machte sich Vorwürfe über diese Unempfindlichkeit und fragte sich dann wieder traurig, ob denn ihr Herz schon abzusterben beginne vor dem Frosthauch des Alters; wenn aber dann ihre Gedanken nach der schlesischen Heimat wanderten und das Bild dessen vor ihr auftauchte, den sie so oft ganz heimlich ihren Freund genannt, bis er plötzlich fremd und kalt und scheu zurücktrat, legte sie die schlanke weiße Hand vor die Augen und mußte bei aller Traurigkeit über den Einfall, daß ihr Herz abzusterben beginne, leise lächeln. Hatte es doch nie in ihrem Leben so bang, so rastlos geschlagen. Sie hatte oft bitteres Heimweh nach M. und zählte die Tage bis zur Rückkehr; ungeduldig sehnte sie den endlich für die Abfahrt festgesetzten Tag herbei und zitterte vor einem neuen Verschiebungsbeschluß; als der Tag gekommen war, begrüßte sie ihn mit einem unsagbaren Gefühl der Erleichterung und der Beruhigung, und es lag wie ein Hauch von Heiterkeit über dem stillen, ernsten Gesicht, als sie in Köln vom Hotel nach dem Bahnhof fuhren. Es ist immer ein freudiges Gefühl, mit dem man nach mehrmonatlicher Abwesenheit die Heimatberge und die Thürme der Vaterstadt begrüßt, und selbst Emmy empfand dasselbe und gab ihm in ihrer kindlich-lebhaften Weise Ausdruck; Martha hatte sich in die Kissen zurückgelehnt und legte die Rechte vor's Gesicht, als blende sie die Abendsonne, — sie fühlte, daß ihr die Augen feucht wurden, und das sollte niemand sehen.

Herr Reischach war auf dem Perron, als sie ankamen; in überwallender Freude schloß er sein Töchterlein, das wie ein Heckenröschen blühte, in die Arme und versuchte, Frau v. Larisch, die seine etwas ungeschickte Galanterie stets mit gutem Humor ablehnte, ein Kompliment über ihr Aussehen zu machen. Sie hatte sich allerdings fast verjüngt, seit die von ihr gesuchte Begegnung in Pyrmont das von ihr gewünschte und ihrer Eitelkeit schmeichelnde Resultat ergeben hatte. Der junge Schriftsteller war, als er ihr unvorbereitet in der Brunnen-Allee begegnete, jäh bis in die Schläfen erröthet und dann ebenso plötzlich bleich geworden; er war, als sie ihn später in Gesellschaft traf und ihn „mit holder Unbefangenheit“ freundlich ansprach, verlegen, einsilbig und verwirrt gewesen; als sie später einmal plötzlich zur Seite sah, hatte sie entdeckt, daß sein Blick mit einem nicht mißzuverstehenden Ausdruck auf ihren Zügen ruhte, und er hatte, wie auf einer unerlaubten Razzia ertappt, beschämt die Augen niedergeschlagen und sich abgewendet, um seine Befangenheit zu verbergen. Ab und zu war sie versucht gewesen, sich noch direktere Beweise dafür zu verschaffen, daß seine Schwäche für sie die alte sei, und sie hatte keinen Augenblick bezweifelt, daß dies sehr leicht sein würde; aber dann war ihr wieder Wolfgang eingefallen, sie hatte unwillkürlich Vergleiche angestellt und endlich mit einem achselzuckenden: „Es lohnt sich wirklich nicht!“ beschlossen, sich nicht weiter um den einstigen „Anbeter“ zu bekümmern.

Martha dagegen kam blaß und wie übermüdet zurück; ihr Aussehen fiel selbst dem Kommerzienrath auf und er machte eine theilnehmende Bemerkung, erhielt aber nur ein zerstreutes Lächeln als Antwort. Ihr Blick überflog suchend die Menge, als müsse aus ihr die schlanke, stolze Gestalt Wolfgang Hammers auftauchen, und alles Blut schoß ihr zum Herzen, als sie unter den vielen eine Gestalt gewahrte, die sie einen Moment für ihn halten konnte; aber war es nicht vielleicht gut, daß er ihr nicht unerwartet entgegentrat? Hätte sie sich nicht vielleicht durch einen leisen Aufschrei verrathen, durch eine unwillkürliche, lebhafte Bewegung? —

Wir finden die Damen einige Tage nach ihrer Rückkehr im Salon und Emmy erzählt Frau Rektor Storck unermüdlich von ihrer Reise und hebt besonders die zahlreichen kleinen komischen Episoden hervor, die sich ihrer Erinnerung am tiefsten eingeprägt haben. Frau Leontine hat den Herrn Rektor auf sich genommen; ohne irgendwie zu radikalen Ketzereien zu neigen, findet sie die Hyperloyalität des Rektors, seine abgöttische Bewunderung für den Fürsten Reichskanzler, seine teutonische Verachtung für alles Französische, sein hochtrabendes Prahlen mit des neuen Reiches

Macht und Herrlichkeit sehr komisch, und das starke satirische Aederchen in ihr gibt ihr eine Reihe von feinen Bemerkungen ein, deren ironischer Nebensinn dem Herrn Rektor bei seiner ehrlichen Beschränktheit und seinem überstiegenen Dünkel vollständig entgeht.

Martha hört, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, schweigend zu; es scheint fast, als leihe sie diesem von Leontine mit soviel feiner Bosheit geführten Geplänkel, das für diese so amüsant ist und das sie vollkommen durchschaut, nur ein halbes Ohr und als sei die plumpe, ahnungslose Zuversicht, mit der der Rektor in jede ihm gelegte Falle tappt, für sie bereits etwas so Bekanntes, daß sie es langweilig finden darf.

Leontine fragte im verbindlichsten Tone und so, als interessire es sie auf's lebhafteste, zu hören, welche Erfolge der allezeit streitbare Herr Rektor im Kulturkampfe errungen habe:

„Wie sind Sie in den letzten Monaten mit den Fortschritten Ihrer beredten Propaganda für den Reichskanzler und die Exzellenzen Falk und Eulenburg zufrieden gewesen? Ist der Geist der Bevölkerung ein besserer geworden?"

„Ich darf wohl, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß ich nicht umsonst gewirkt und gekämpft habe. Würde ich nur einigermaßen unterstützt, so wäre der Sieg gewiß, aber ich stehe mit meiner schwachen Kraft, mit meinem ehrlichen guten Willen und mit meiner — ich darf wohl sagen ‚heiligen' — Begeisterung für Kaiser und Reich fast ganz allein und finde überall nur Sympathien, aber keine werkthätige Förderung. Die Reichstreuen haben sich eben daran gewöhnt, zu glauben, daß ich alles vermag und mit allem allein fertig werde, und da legt sich denn die liebe Bequemlichkeit auf die faule Bärenhaut und denkt vertrauensvoll: ‚Unser Storck wird das schon machen.'"

„Ja, Herr Rektor," warf Leontine ein, „haben denn die Leute damit nicht eigentlich ganz recht und ist dieses blinde Vertrauen nicht ebenso ehrenvoll, als verdient? Es wird schwerlich noch ein Mann im Städtchen sein, dem die Gabe der Rede in nur annähernd gleichem Grade zur Verfügung steht, und dann sind Sie nun einmal die allezeit kampffreudige und schlagfertige Natur, deren Element der Streit der Geister ist."

Der so arglistig gekitzelte Schulmonarch affektirte eine Bescheidenheit, die ihm sehr fremd war. Er erwiderte mit einem Tonfall, der an das behagliche Knurren eines Katers erinnerte, dem eine weiche Hand das Fell kraut:

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau, und überschätzen meine Verdienste. Es ist ja wahr, ich bin, gottlob, nicht leicht müde zu machen und fechte den großen Kampf zur Noth auch allein durch, aber man hat soviel Perfidie und Bosheit zu Boden zu schlagen, daß man sich doch zuweilen nach einem Bundesgenossen umsieht, der mit in die Bresche springt."

Emmy, die das Gespräch halb verfolgt hatte, sagte arglos:

„Warum schließen Sie nicht ein Schutz- und Trutzbündniß mit Herrn Hammer? Das ist doch gewiß ein kenntnißreicher, gebildeter junger Mann, an dem Sie eine gute Hülfe hätten."

Der Rektor sah sie betreten an; er wußte ersichtlich nicht, ob sie sich einen sehr unziemlichen und übermüthigen Scherz mit ihm erlaubte oder ob dieser Vorschlag von einem arglosen und ahnungslosen Kinde gemacht wurde. Martha's Spannung auf die Antwort war größer als ihre Scheu, sich durch eine befremdliche Theilnahme zu verrathen; sie ließ unwillkürlich die Arbeit sinken und heftete ihre dunklen Augen auf den Rektor, während Frau von Larisch das Gespräch infolge dieser Wendung doppelt fesselnd zu finden schien. Des Rektors Gesicht verfinsterte sich und ein böses, kaltes Lächeln zeigte seine großen gelben Zähne. Er sagte spitz und empfindlich:

„Sie scheinen wenig über dieses Herrn wahres Wesen unterrichtet zu sein, gnädiges Fräulein. Grade gegen ihn und sein lichtscheues Wühlen könnte ich Hülfe gebrauchen!"

Emmy war sichtlich betroffen; sie antwortete rasch:

„Würden Sie wohl die Güte haben, uns das zu erklären, Herr Rektor? Das ‚lichtscheue Wühlen' ist mir wirklich vollkommen unverständlich."

„Zwei Worte genügen; dieser Herr Hammer, dem es, wie ich mit Bedauern sehe, gelungen ist, sich auch in so distinguirte Kreise einzuschleichen, ist ein Feind unseres ritterlichen Kaisers und seines großen Kanzlers, ein Feind der Religion, des Eigenthums und der Familie."

In Martha's Augen zuckte es flüchtig auf; Leontine lächelte mit überlegener Ironie, von Emmy's Lippen kam das helle, fröhliche Lachen eines Kindes.

„Aber, Herr Rektor, Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich all' diese schrecklichen Anschuldigungen so ohne weiteres für erwiesen ansehen soll? Um ein paar kleine Details muß ich Sie schon bitten, denn die Männer sind ja immer geneigt, ihre politischen Gegner auch zugleich für ganz schlechte Kerle zu halten."

„Sie sollen zehn Beweise für einen haben, gnädiges Fräulein. Vor ein paar Wochen wurde in unserer nächsten Nähe die Kaiserjagd abgehalten. Es war schon lange mein innigster Herzenswunsch gewesen, den greisen Heldenkaiser einmal in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen; ich trommle also meine Knabenkapelle zusammen, miethe einen Omnibus und fahre nach dem Jagdschlosse, vor dem wir uns aufstellen. Seine Majestät kommen aus dem Walde, grüßen sehr leutselig die kleinen Musikanten, die „Heil dir im Siegerkranz" anstimmen, und mich, und gehen in's Schloß, um sich umzuziehen. Bald darauf kommen Seine Majestät im Jagdanzug zurück und reden mich an. Ich wurde gefragt, woher wir kämen, wieviel Kinder die Stadtschule habe, ob ich gedient hätte, und Seine Majestät geruhten dann zu bemerken, daß ich ja meinen Orden an einem falschen Bande trüge; das war in der That der Fall — ich hatte das richtige kurz vorher bei einem Festzuge verloren. Ich bat um die Gnade, noch ein paar Stücke spielen lassen zu dürfen; Seine Majestät gingen dann in's Schloß und bald kam der Bescheid, daß wir uns zurückziehen möchten. Ich erzählte abends im Rathskeller von diesem schönsten Ereigniß meines Lebens, und der Herr Hammer, der mit einigen Feuerwehrleuten an einem Nachbartisch saß, zuckte nicht blos, als ich sagte, daß wir wie berauscht heimgefahren seien, da wir das Schönste erlebt hatten, spöttisch die Achseln, sondern hat sich auch, wie ich später vom Wirth hörte, der ganz entsetzt darüber war, dahin geäußert, daß ihm die Befriedigung dieser Neugierde noch nicht einmal einen Weg von hundert Schritten werth sei und daß ihn der Duc de Broglie und der Signor Gambetta menschlich immer noch mehr interessirten, als dieser ‚alte Herr'. Ist das nicht revoltirend, meine Damen?"

Er fuhr, als er diesen Trumpf ausgespielt hatte, nach einer kurzen Kunstpause noch lebhafter fort:

„Ganz im Einklang damit steht es, daß er, als bei dem Stiftungsfest des Turnvereins ein Hoch auf den Reichskanzler ausgebracht ward, sich weder erhob, noch mit anstieß, und das berührte um so peinlicher und fataler, als eine ganze Anzahl Leute von der Feuerwehr, die sich daran gewöhnt haben, immer auf ihn zu sehen und in allem nach ihm sich zu richten, in demonstrativster Weise das Gleiche thaten. Dieser üble und gradezu seelenmörderische Einfluß auf die armen, einfachen Menschen, denen er ihr Bestes und Heiligstes stiehlt, reicht hin, ihn gefährlich zu machen."

Martha fiel dem Rektor in's Wort. „Ich glaube, Herr Rektor, die Leute wählen durchaus noch nicht das schlechteste Theil, wenn sie dem Einfluß Herrn Hammers sich überlassen. Dieser Einfluß wird sich jedenfalls nicht blos in dieser, sondern in den verschiedensten Richtungen geltend machen, und selbst der von Ihnen angeführte politische Einfluß will mir durchaus nicht so seelenmörderisch erscheinen. Ich würde auch nicht stundenweit fahren, um den Kaiser zu sehen, und der Kanzler vollends —"

„Sie entschuldigen, mein Fräulein!" unterbrach der Rektor, der anfing zu fürchten, daß er eine politische Ketzerei zu hören bekommen werde, die sich beim besten Willen nicht vertuschen und beschönigen ließe. „Eine Dame hat selbstverständlich das Recht, in politischen Dingen anders zu fühlen, als ein Mann, und wenn sie voll holder Sinnigkeit in ihrem engen weiblichen Kreise bleibt, statt Antheil an den großen Fragen der Nation und an ihren großen Männern zu nehmen, so kann sie niemand deshalb tadeln; ich bedaure sie höchstens darum, daß sie die hohe Fluth patriotischer Begeisterung und nationalen Stolzes nicht mitempfinden kann, die in so großer, herrlicher Zeit des Mannes Brust durchwogt. Vom Manne aber darf und muß ich fordern, daß sein Auge flammt, wenn die großen Heldennamen genannt werden, und wenn er nicht mit uns verehren kann oder will, so trägt er ein Kainsmal an seiner Stirn."

Martha antwortete nicht und bereute diesem Phrasenschwall gegenüber bereits, sich überhaupt eine Erwiderung haben entreißen zu lassen. Frau von Larisch dagegen meinte mit einem unverkennbaren Anflug von Spott, der dem Rektor wiederum entging:

„Trägt der Bedauernswerthe das unheimlich flammende Kainsmal blos deshalb, weil er keine Lust hatte, eine kleine Reise zu machen, um den Kaiser zu sehen und weil er nicht auf des Kanzlers Wohl anstieß?"

„O nein, gnädige Frau, keineswegs blos deshalb. In ganz ähnlicher Weise hat er, als es sich um die Betheiligung der Feuerwehr am Festzug der Sedanfeier handelte, es positiv abgelehnt, die Leute dazu zu kommandiren; er hat, wie wir ganz genau wissen, in einer vertraulichen Besprechung der Führer erklärt, daß es jedem freistehe, sich zu betheiligen, daß er für seine Person jedoch fehlen werde, und so hat er denn einfach nach einer Uebung den Leuten im gleichgiltigsten Tone die Aufforderung des Komité's als eine Einladung mitgetheilt, der man Folge geben oder die man unbenützt lassen möge, wie es dem einzelnen eben beliebe. Natürlich sprach sich unter den Leuten bald herum, was er gegen die Chargirten geäußert hatte, und die Folge war, daß in unserm Festzug am Sedantage die Feuerwehr durch ihre Abwesenheit glänzte. Das Häuflein, welches sich eingefunden hatte, war so lächerlich klein, daß wir es wieder nach Hause schickten — sie hätten höchstens als eine Deputation figuriren können."

Martha nickte, ohne ein Wort zu sagen, befriedigt in sich hinein; wie hübsch war es, daß die Leute sich so von ihm leiten ließen und ihm seine Wünsche an den Augen absahen! Aber konnte es denn auch anders sein, mußten sie für ihn nicht durch Feuer und Wasser gehen? — Frau von Larisch dagegen, der Wolfgangs politische Meinungen außerordentlich gleichgiltig waren und die nur etwas über ihn in Erfahrung bringen und den Rektor in Eifer sehen wollte, fragte, als nehme sie die Sache nachgrade doch ernst:

„Hoffentlich hat Ihr Sündenregister keine Fortsetzung?"

„O doch, gnädige Frau! Bei Gelegenheit der großen Herbstmanöver nahm unser ritterlicher Kronprinz für eine Nacht hier Quartier und die Stadt bereitete ihm einen herzlichen und feierlichen Empfang. Schade, daß Sie nicht hier sein konnten — es war ergreifend, überwältigend, einzig. Die Feuerwehr wurde ersucht, mit den Kriegern, Sängern u. s. w. Chaine zu stehen, lehnte aber, sehr höflich und verbindlich natürlich, durch ihren Hauptmann ab, und ihr Fehlen ist sogar Seiner kaiserlichen Hoheit aufgefallen, und der Herr Bürgermeister mußte wohl oder übel zu einer Nothlüge greifen."

Selbst dieser erschwerende Umstand erzielte jedoch noch lange nicht die gewünschte Wirkung. Frau von Larisch warf nur hin:

„Lieber Gott, das ist aber immer noch kein Majestätsverbrechen. Ich denke mir das Chainestehen and Hurrahschreien nicht viel interessanter als das Sträußchenwerfen, und das überlasse ich andern."

Auch Emmy, die inzwischen der Frau Rektorin in übermüthiger Laune allerlei übertriebene Schilderungen ihrer Reiseerlebnisse, Abenteuer und Fährlichkeiten entworfen und eine gläubige, kritiklose Zuhörerin gefunden hatte, und die dem Gespräch der andern nur halb gefolgt war, wendete sich an den patriotischen Schulmonarchen und sagte lebhaft:

„Ach, gehen Sie mir mit Ihrer häßlichen, langweiligen Politik Herr Rektor. Wenn Sie weiter nichts gegen Herrn Hammer sagen können, fällt es mir garnicht ein, mich vor ihm zu fürchten und ihn für einen ‚lichtscheuen Wühler' zu halten. Er hat wirklich nichts, aber auch garnichts von einem Maulwurf!"

„Sie sind um Ihre glückliche, kindliche Harmlosigkeit zu beneiden, gnädiges Fräulein!" seufzte der Rektor. „Ach, man lernt, je älter man wird, nur immer mehr erkennen, daß oft grade die Offenheit und Freimüthigkeit die Maske sein muß für die verborgensten und verworfensten Pläne. Und dieser Herr Hammer ist mir ein neuer Beleg dafür, denn sein Vorgehen im Bildungsverein läßt mich vermuthen, daß diese ganze aufdringliche Thätigkeit nur Mittel zum Zweck, nur ein anscheinend sehr harmloses Mittel für einen schlimmen Zweck ist."

Martha hob den Kopf, und ihre an sich so sanfte Stimme klang beinahe ein wenig scharf, als sie sagte:

„Darf ich Sie um eine Erklärung des Wortes ‚aufdringlich' ersuchen? Ich möchte dasselbe fast für eine kleine Uebereilung halten."

„Ich bedaure, diese Bezeichnung durchaus nicht zurücknehmen oder auch nur mildern zu können. Ich hatte im Bildungsverein eine äußerst eifrige und unermüdliche, beinahe aufreibende, aber auch wahrhaft fruchtbringende Thätigkeit entfaltet; da drängte sich Herr Hammer als Gast ein, übte an einem Vortrage, den ich gehalten, eine anmaßende und von totalem Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung zeugende Kritik und insultirte mich unter dem Beifall einiger roher Gesellen in so hochfahrender Weise, daß mir nichts übrig blieb, als ihm eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen und dann dem Verein für immer den Rücken zu kehren oder wenigstens für solange, als dieser Herr dort seine destruktiven Tendenzen verfolgt."

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Rektor, daß ich Ihrer Schilderung des Hergangs doch keinen vollen Glauben zu schenken vermag; ich bin zufällig in der Lage, Ihre Angaben durch die eines Mannes kontroliren zu können, dessen Glaubwürdigkeit der Ihrigen die Wage hält, und ich gestehe Ihnen weiter, daß mir die innere Wahrscheinlichkeit eher für den Bericht meines Gewährsmannes, als für den Ihrigen zu sprechen scheint. Ich bedaure, diese Zwischenbemerkung machen zu müssen, aber es widerstreitet meinem Gefühl, einen Abwesenden nicht in Schutz zu nehmen, wenn Dinge über ihn erzählt werden, die ich für ‚ungenau' halte. Ich möchte beinahe vermuthen, daß auch die übrigen von Ihnen angeführten Thatsachen mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sind und daß persönliche Gegnerschaft Ihren Mittheilungen eine Färbung verliehen hat, die man wohl grell nennen darf."

Martha hatte das gesagt, ohne die Stimme zu erheben, anscheinend ohne jede leidenschaftliche Aufwallung, und dennoch vibrirten ihre feinen Nasenflügel und sie hatte die Lippe geringschätzig, wo nicht verächtlich aufgeworfen. Welche Rücksicht hatte sie noch auf einen Mann zu nehmen, dessen Worte sie empörten, der Wolfgangs Feind, und zwar ein lügnerischer, verleumderischer, feiger Feind war?

(Fortsetzung folgt.)

Immanuel Kant.

Von **A. Reichenbach.**

Die Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts verwarfen in Sachen des Christenthums die sogenannte „Tradition" oder mündliche Ueberlieferung, weil dieselbe die christliche Priesterschaft zur zügellosesten und unsittlichsten Willkür geführt hatte. Sie setzten als alleinige Grundlage der christlichen Religion „die Schrift", d. h. die Bibel, und erklärten die Forschung innerhalb derselben für frei. Sie ahnten nicht, gewiß die meisten nicht, daß die freie Forschung innerhalb der Schrift auch zur freien Forschung außerhalb derselben und über dieselbe führen müsse. Wer frei in der Schrift forscht, findet eben deren Mängel, Irrthümer und Widersprüche, beginnt an der Aechtheit zu zweifeln, prüft diese Aechtheit, findet sie unstichhaltig und mit ihrem Ansehen ist es vorbei. Aber ein solcher Vorgang im geistigen Leben betrifft doch nur erst die Schrift selbst. Ist aber der Menschengeist berechtigt, das Buch, welches die Offenbarung Gottes enthalten soll, zu prüfen, so frägt sich, ob er nicht auch noch andres derselben Prüfung unterziehen dürfe. Die Herren Theologen mochten vor solchen und noch weitergehenden Schlußfolgerungen erschrecken, allein darauf kommt es nicht an. Der Menschheitsgenius hat am allerwenigsten Veranlassung, auf die Theologen und deren Vortheil Rücksicht zu nehmen; sie haben ja die meisten und größten Todsünden gegen ihn begangen. Die soeben bezeichnete Frage wurde daher gestellt, weil sie garnicht zu umgehen war, und die Antwort darauf konnte nur sein, daß der Menschengeist berechtigt sei, alles zu prüfen, auch was bisher für noch so heilig und unantastbar gegolten. Diese Berechtigung im Prinzip ausgesprochen und zugleich selbst ausgeübt und darauf eine neue Richtung der philosophischen Wissenschaft, der sogenannten kritischen Philosophie, begründet zu haben, ist das Verdienst des Mannes, der in der Ueberschrift genannt und dessen Leben und Wirken wir im Folgenden etwas näher betrachten wollen.

Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war ein sehr rechtschaffener und geachteter Bürger, aber ein ganz unbemittelter Sattlermeister, der für sich und die Seinen durch sein Handwerk verdienen mußte, was zum Leben gehörte. Dessen Frau wird als zwar fromm, aber dennoch sehr verständig bezeichnet, und soll auf den Knaben von dessen frühester Kindheit an einen wohlthätigen Einfluß aus-

geübt haben. Wie es bei Kindern, aus denen später bedeutende Menschen geworden sind, in der Regel der Fall war, so auch hier: der heranwachsende Immanuel zeigte schon frühe hervorragende geistige Anlagen, so daß man trotz der dürftigen Verhältnisse doch daran dachte, ihn studiren zu lassen. Nach dem damals und zum Theil heute noch herrschenden Vorurtheil einfacher, frommer Leute war es selbstverständlich, daß er später als junger Mann Theologie studiren, „Geistlicher“ werden solle. Man brachte den talentvollen Knaben also nach dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Das Jahr des Eintritts in diese höhere Lehranstalt ist uns nicht bekannt, aus der Thatsache jedoch, daß Kant schon im Jahre 1740, also im Alter von sechzehn Jahren, die Universität beziehen konnte, geht deutlich genug hervor, daß er das Gymnasium in kurzer Zeit durchgemacht haben und ein sehr fleißiger Schüler gewesen sein muß. — Nun sollte der Plan, Geistlicher zu werden, ausgeführt werden, und der noch so junge Studiosus war auch erst bereit, dem Wunsch der Eltern nachzukommen. Allein schon nach ganz kurzer Zeit hatte er allen Geschmack an der Theologie verloren, verließ dieselbe und wandte sich dem Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik und Philosophie zu. Diese Studien scheinen in regelrechter, ruhig fortschreitender Weise sich vollzogen zu haben. Es wird wenigstens aus jener Zeit nichts näheres aus dem Leben und über den Entwicklungsgang des jungen Mannes gemeldet.

Nachdem er die Universitätsjahre hinter sich und einen bestimmten Vorrath von Wissen gesammelt hatte, trat an ihn die Aufgabe heran, von nun an selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Er nahm darum eine Hauslehrerstelle an. Neun Jahre lang wirkte er in mehreren Familien in diesem Berufe, die Laufbahn und den Wirkungskreis, wohin er seinem Wissen und seiner eigensten Natur nach gehörte, fest im Auge behaltend. Dieser sein eigentlicher Lebensberuf aber war kein anderer, als die öffentliche Lehrthätigkeit an einer Hochschule. Im Jahre 1755 habilitirte er sich als Privatdozent an der Universität Königsberg und begann Vorlesungen zu halten über Philosophie, Physik und Mathematik. Wenn nun auch Kant gleich von Anfang an durch diese seine wissenschaftlichen Vorträge sich Ruhm erwarb und eine Anzahl Schüler herbeizog, wenn auch die damals erscheinenden „Literaturbriefe“ ihn bereits als den „künftigen Reformator der deutschen Philosophie“ bezeichneten, so dauerte es doch volle fünfzehn Jahre, bis er, 1770, zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt wurde. Da nun Kant ohne jedes Vermögen war, so konnte er während dieser Zeit nur von seinem Verdienste, d. h. dem Honorar leben, das ihm seine Zuhörer für die Vorlesungen zahlten. Vom Jahre 1763 ab hatte er allerdings als Unterbibliothekar an der Schloßbibliothek ein festes Einkommen von 62 Thalern. Diese Stelle behielt er neun Jahre lang; im Jahre 1772 gab er sie wieder auf, weil sie ihm zuviel Zeit in Anspruch nahm. Außer den genannten Vorlesungen hielt Kant noch solche über Logik, Metaphysik, Naturrecht, Moral, natürliche Theologie und Anthropologie. Er soll einen sehr guten, fließenden und belebten Vortrag gehabt haben. Da er selbst sehr belesen war, wußte er denselben mit den Aussprüchen anderer bedeutender Autoritäten zu würzen. Er wußte den Gang einer Untersuchung mit der größten Klarheit darzulegen. So kam es, daß Zuhörer aus den verschiedensten Ständen zu ihm kamen. Wilhelm von Humboldt aber sagt von ihm, daß er weniger Philosophie, als zu philosophiren gelehrt habe. Auch muß er eine stark entwickelte Einbildungskraft gehabt haben. Es wird nämlich erzählt, daß er in seinen Vorlesungen über physische Geographie die verschiedensten Gegenden der Erde mit einer solchen Lebendigkeit zu schildern verstand, als ob er sie selbst besucht und in Augenschein genommen gehabt hätte, und doch war er nie mehr als nur einige Meilen weit über Königsberg hinausgekommen und hatte jene Gegenden nur aus Beschreibungen kennen gelernt. Als ihn eines Tages ein reisender Engländer hörte, wie er die Westminsterbrücke in London schilderte, hielt ihn dieser für einen Architekten, der längere Zeit in der Hauptstadt Englands gelebt haben müsse.

Immanuel Kant.

Seine schriftstellerische Laufbahn begann Immanuel Kant schon im Jahre 1777, also in einem Alter von erst 23 Jahren, und zwar mit einer Abhandlung: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.“ Innerhalb des engen Rahmens, der uns hier gezogen, ist es nicht möglich, auch nur kurz über alle Werke, Abhandlungen und Aufsätze zu berichten, welche Kant geschrieben. Wir müssen uns daher begnügen, nur das allerwichtigste in möglichst klarer Weise mitzutheilen.

Nachdem Kant sich als selbständiger Forscher im Bereiche der Wissenschaft, und besonders der Philosophie, umgesehen und zurechtgefunden, kam es ihm vor, als ob der ganze seit Jahrhunderten aufgeführte Bau nicht mehr haltbar sei. Es kam ihm vor, der ganze bisherige Standpunkt sei nicht mehr brauchbar und es müsse ein ganz neuer gewonnen werden. Er hielt es daher vor allem für nothwendig, das Ganze einer strengen, unnachsichtlichen Prüfung zu unterziehen. Wer aber sollte diese Prüfung anstellen? Doch nur der Menschengeist. Aber besaß derselbe auch die Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe? Sprach die bisher herrschende Anschauung ihm diese Fähigkeit nicht ganz und gar ab? Dennoch war kein anderer Ausweg vorhanden. Es galt also zu allererst, die menschlich-geistige Anlage überhaupt einer eingehenden, scharfen Prüfung zu unterziehen. War dieses erst geschehen, so konnte dann weiter untersucht werden, ob auch die bisherige Leistung des Menschengeistes eine gute sei;



Cromwell wird mit seiner Familie durch Staatsbeschluß an der Auswanderung gehindert. (Seite 359.)

ob er sich die richtige Ansicht und den rechten Begriff von den Gegenständen gemacht habe, mit denen er sich besonders beschäftigt, und falls dem nicht so, in welcher Weise der Menschengeist fernerhin arbeiten solle. Diese Untersuchung ist das Hauptwerk Kants. Die ganze geistige Anlage des Menschen, alle Seelenvermögen desselben werden von ihm auf drei Grundkräfte oder -Vermögen zurückgeführt. Den Versuch einer noch größeren Zurückführung erklärt er für unstatthaft. Diese drei Grundkräfte heißen: Erkennen, Fühlen und Begehren. Das erste Vermögen hat den beiden andern die Prinzipien, die leitenden Gesetze zu liefern, enthält aber zugleich auch dieselben für sich selbst. Sofern nun das menschliche Erkenntnißvermögen die Prinzipien und Gesetze für sich selbst enthält, nennt es Kant „die theoretische Vernunft"; sofern es die Prinzipien des Begehrens und Handelns enthält, heißt es „praktische Vernunft"; sofern es aber die Prinzipien des Gefühls der Lust und Unlust enthält, ist es „Vermögen der Urtheilskraft"*). Auf diese Weise ergibt sich die Eintheilung der Untersuchung über den Menschengeist und dessen Leistung in der „Kritik der theoretischen Vernunft", „Kritik der praktischen Vernunft" und „Kritik der Urtheilskraft". Unter dieser Bezeichnung erschienen die drei Hauptwerke Kants.

(Schluß folgt.)

*) S. Schwegler.

Die unbewußte Züchtung und Vererbung menschlicher Charaktere und Physiognomien

und die Erforschung der Gesetze der menschlichen Zuchtwahl mittels der Photogeneagraphie.

Von Dr. H. Oidtmann.

(Schluß.)

Zu den theils verschlechternden, theils bessernden Masseneingriffen des Menschen in seine eigene Zuchtwahl gehören in erster Linie: 1. die zunehmende Unsitte, Lebensprätendenten ungeboren zu tödten (Abortus in allen Arten); 2. die unnatürlich große Kindersterblichkeit (30—45 pCt. im ersten Lebensjahre) infolge verkehrter Kinderpflege; 3. die ärztlichen Systeme (Blutentziehungen, Impfung u. s. w.); 4. Seuchen; 5. Syphilis und Alkoholismus; 6. die wirklichen und die eingebildeten Erschwerungen einer Existenzbegründung, die Klassenunterschiede; 7. die interkonfessionellen Ehehindernisse; 8. die Ehehindernisse der Militärpflichtigen und der Berufssoldaten im Frieden; 9. Kriege, das Schlachtfeld und die Strapazen der Feldzüge; 10. das Gefängnißwesen mit Absonderung der Geschlechter; 11. der Cölibatzwang des Klerus und der weiblichen Orden in der katholischen Kirche; 12. die Prostitution in allen Formen, die Kinderlosigkeit der Prostituirten; 13. das „Zweikindersystem" und seine Unterarten; 14. das Fabrikwesen und die hygienische Verwahrlosung der Arbeiter; 15. die Centralisation der Menschen und der Industrieen mit Massentrennung der Geschlechter in großen Städten; 16. die Auswanderungen und das Seewesen.

Das eingehende Studium dieser sozialen Zuchtwahleingriffe muß es uns möglich machen, die kulturgeschichtliche Entwicklung eines Volkes im großen und ganzen für die nächsten Jahrhunderte vorherzusagen. Gleichwie die auseinandergehenden künftigen Schicksale zweier großer Hühnerhöfe, von welchen der eine beharrlich nur die guten, der andre nur die schlechten Spezies zur Züchtung auswählt, und von welchen der eine vorwiegend stets die schlechtesten, der andere nur die besten Spielarten zum Kastriren und periodischen Abschlachten aushebt, sich mathematisch vorausberechnen läßt: gerade so und mit derselben Verläßlichkeit können wir aus dem Wechselspiel der vorhin aufgezählten Züchtungsmotoren, für Dynastien sowohl sowie für ganze Völkerschaften, das Steigen oder Sinken der kommenden Geschlechter im voraus beurtheilen. Es lohnt sich daher der Mühe, die oben verzeichneten sozialen Eingriffe in die menschliche Zuchtwahl der Reihe nach etwas näher zu betrachten.

Bevor wir zu diesen Einzelbetrachtungen übergehen, wollen wir ein paar hervorragende Beispiele von der fortzeugenden Macht einer gut geleiteten Zuchtwahl aus den englischen Renn- und Züchtungskalendern der Neuzeit vorführen:

Wie züchtet man Vollblut? Wir lernen von den Engländern einen erprobten Züchtungsgrundsatz: daß Ahnenprobe, d. h. Vererbungsprobe allein ohne Leistungsprobe und daß Leistungsprobe allein ohne Ahnenprobe nicht ausreichen, die nächsten Generationen eines Pferdestammes oder einer Pferdefamilie durch Fortpflanzung körperlich und geistig zu veredeln. Unter Ahnenprobe versteht aber der Pferdezüchter nicht etwa den Nachweis einer konstanten, nichtssagenden Namens- oder Wappenvererbung, sondern den Nachweis einer konstanten, befestigten Vererbung individueller Tüchtigkeit. In den Ahnenverzeichnissen der englischen Vollblutpferde finden wir eine Menge überraschender Beispiele von dem nachhaltigen Vererbungseinflusse, welchen schon ein einziges tüchtiges Zuchtpferd auf die ganze Zucht und Nachzucht aller seiner Enkelfohlen und Urenkelfohlen durch Zuchtwahl ausübt.

Ein hervorragender englischer Vollbluthengst, Namens Touchstone, 1831 aus einem orientalischen Pferdestamme gezüchtet, hatte anfangs der dreißiger Jahre einerseits die Ahnenprobe bestanden, indem er väterlicher- und mütterlicherseits von vorzüglichen Vollblut-Stammeltern abstammte und die ganze Reihe seiner Ahnen auf bestimmte geistige (Temperaments-) und körperliche Leistungen gezüchtet worden war, andrerseits hatte dieses Pferd seine vererbte individuelle Leistungsfähigkeit auch durch 16 gewonnene Wettrennen nachgewiesen. — Touchstone hat dafür auch einzig als Sprosse vieler vorzüglicher Ahnen seinerseits wieder eine Nachkommenschaft geliefert, welche in Enkeln und Urenkeln nur hochedele Pferdecharaktere repräsentirt. Ueber 32 pCt. seiner Nachkommen stehen in den namentlichen Rennlisten der Vollbluthengste von 1860 bis 1866 verzeichnet und zwar 13 Söhne und 17 Enkel und 8 Enkel von Töchtern Touchstones. Jeder dieser 38 männlichen Nachkommen hat für seinen Theil wieder die Ahnenprobe, die Vererbungsprobe, dadurch bestanden, daß jedes dieser Pferde mindestens 10 oder mehr Vollblutfohlen als seine Söhne oder Töchter in je einem einzigen Jahrgange zeugte. Schon im Jahre 1864 hatte Touchstone außer den vielen männlichen Nachkommen auch 116 Vollbluttöchter und 470 Enkelinnen in gerader Abstammung als Vollblutmutterstuten zu Nachkommen; und es wird sogar angenommen, daß damals schon ein Viertel aller englischen Vollblutmutterstuten ihr edles Blut nur dem gemeinschaftlichen Stammvater Touchstone als Folge der Vererbung verdankten. In 20 Jahren wird ein junges Vollblutpferd ohne vererbtes Touchstoneblut eine zufällige Ausnahme sein. Angenommen nun, dieser eine Touchstone wäre, bevor er ein Fohlen zu zeugen Gelegenheit gehabt, als Offizierspferd in einer Schlacht gefallen, welch unberechenbarer wirthschaftlicher Schaden wäre aus dem unbeklagten, vielleicht gar unbeachteten Verluste dieses einen Thieres dem ganzen Lande erwachsen! Und wie viele tausend Touchstones gehen als eben so viele unersetzliche Stammväter in einem einzigen Feldzuge zu Grunde!

Touchstone, dieser berühmteste Stammvater des edelsten Pferdestammes, war, wie eine auffallende große Anzahl bester Vollbluthengste, ein Erstlingsfüllen und aus langlebiger Familie; seine Mutter Bonter, aus dem Stamme Matchem, starb 19 Jahr alt, bald nachdem sie gefohlt hatte; sein Vater Camél (aus den Stämmen Eclipse und Herod) wurde 22 Jahre alt getödtet. —

Touchstone, dessen Blut die neue Vollblutzucht beherrscht, läßt uns den unabsehbaren Einfluß ahnen, den ein einzelnes edles Thier nach den Zuchtwahlgesetzen aller Lebewesen auf eine endlose Reihe von Generationen ausübt.

Die Vollblutzucht in England hat als zweite mächtige Erscheinung die Thatsache erwiesen, daß die vererbten Eigenschaften des Vollbluts nicht so sehr körperlicher, am Aeußern des Pferdes erkennbarer, als vielmehr geistiger Natur sind. Was sich vom edlen Pferde oft sogar unter scheinbarer Vernachlässigung der äußerlichen Körperformen auf die direkten Nachkommen durch die Gesetze der Blutsverwandtschaft forterbt, das ist jene geistige

Energie des Pferdes, mit welcher dasselbe die großen Anstrengungen eines Wettrennens mit steigendem Willens- und einem Kraftaufwande, zumal in einem ernsten Schlußkampfe durchführt. — Dieses geistige Prestige (des Vollblutes) ist es, was das Pferd einer edlen Abkunft von dem gemeinen Pferde, von dem Pferde gewöhnlicher Abkunft, so scharf unterscheidet. Die Quelle jener vererblichen geistigen Befähigung des Vollblutpferdes liegt einzig in den Lebenseigenschaften seines Blutes und wird durch Kreuzung von neuem vererbbar, wird auch in die leistungsfähigen, geistig hochbegabten Halbblutstämme mit Erfolg übertragen.

Was also aus dem edlen Pferde sich so wunderbar konstant fortvererbt, das ist vor allem „der Wille und die Fähigkeit, die höchste Anstrengung, zu der es geistig und mechanisch im Stande ist, auch herzugeben." Diese vererbte geistige Kraft des Pferdes äußert sich u. a. in einem gewissen Muth, mit dem das Pferd ungetrieben sich unmittelbar nach dem Aufsetzen der Füße wieder weiterschnellt, also in der Schnelligkeit, in der die Sprünge folgen. Die vererbbare körperliche Ueberlegenheit eines edlen Pferdes steht daher im Verhältniß zu jener ausdauernden geistigen Energie desselben, welche sich oft gerade am Schlusse des Wettrennens bei verhältnißmäßiger Erschöpfung der Körperkräfte durch größtmögliche Schnelligkeitsentwicklung ausspricht. Diese Eigenschaft, dieser Vorzug ist wie gesagt ein geistiger; er diktirt von innen heraus dem edel geborenen Pferde die Weite des Sprunges, die Schnelligkeit, mit welcher das Pferd im Sprunge sich bewegt, und die Schnelligkeit, mit der die Sprünge sich wiederholen. — Diese angeerbte geistige Triebkraft des Pferdes vermögen Peitsche und Sporen nie zu erzeugen, ja bei manchen Pferden vertreiben diese Reizmittel diesen Selbsttrieb sogar.

Der Geist und Charakter des edlen Pferdes, welcher beim Renner sich als Siegesbewußtsein und durch Rennerfolge offenbart, wird in das Blut anderer Pferdeschläge hineinvererbt, und in dem Halbblutpferde und seinen Unterkreuzungen stets vortheilhaft als Arbeitsenergie durchblicken. Jede solche Kreuzung und Vererbung des Voll- oder Halbblutes auf minder edle Pferdeschläge ist also gleichsam nur eine Transmission der ursprünglichen Kraft auf andere Arbeitsorgane mittels der Zuchtwahl.

Wenn nun zwar den angeborenen und vererbbaren geistigen Eigenschaften des edlen Pferdes in der Regel auch eine gewisse Uebereinstimmung der äußeren und anatomischen Formen entspricht, so läßt sich doch weder aus der äußeren Erscheinung allein, noch aus den Bewegungen des Pferdes auf die ererbte geistige Energie und Leistungsgröße des Thieres schließen. Hochbeinigkeit, windhundartige Leiber, schräge Schultern, große Brusttiefe, lange Kruppe sind zwar Formeigenschaften, welche man an Rennsiegern und hervorragenden Zuchtpferden schätzen gelernt hat. Trotzdem findet man viele Pferde, welche ein hohes Maß solcher anerkannt guten Formeigenschaften mit den schönsten rennmäßigen Bewegungen vereinigen und dennoch geistig nur mäßig begabt sind und kaum den Ansprüchen gewöhnlicher Rennpferdeleistungen entsprechen. Umgekehrt hat man auch viele Pferde, welche einen hohen Grad angeborener geistiger Energie verrathen und Erstaunliches leisten, während ihr Aeußeres und ihre Bewegungen scheinbar nur mittelmäßige Leistungen versprechen. Mit anderen Worten: gute und schlechte Rennpferde können die auffallendste zufällige Aehnlichkeit in den äußeren Formen zeigen, wogegen nur der angeerbte, erst in den Leistungen zu Tage tretende geistige Adel des Pferdes den Ausschlag über den Werth des Thieres gibt. — Wenn ebenso andererseits in den besten Rennpferdeklassen die auffallendste Verschiedenheit des Aeußeren herrscht, so haben diese Formunterschiede der edlen Pferde gleichwohl ihre bestimmten Grenzen. So weiß ja jeder, daß jedes Voll- und Halbblutpferd in seiner ganzen Physiognomie den Körperformen und speziell den Gesichtsformen des schweren Arbeitspferdes und mancher örtlichen Pferdeschläge immer fern bleibt und daß erst durch Kreuzung mit edlem Blute dem Fohlen des Arbeitspferdes eine halbwegs veredelte äußere Formbildung und dazu Geist und Wille angeerbt werden können.

Kaum 40 Jahre sind es her, daß man in Deutschland Vollblutzucht in größerem Maßstabe und nach einem bestimmten Prüfungssystem treibt und Zuchtwahl der Pferde im Zusammenhange studirt. Bilden wir Menschen uns aber nicht ein, daß uns, sobald wir einmal zur Erkenntniß unserer Züchtungsmißgriffe gekommen sind, ein ähnliches, wenn auch nur retrospektives Studium der Zuchtwahl des Menschen auf die Dauer erspart bleiben wird. Bevor wir jedoch zu dieser sozialen Nutzanwendung der Pferde-Zuchtwahlerfahrungen auf den Menschen übergehen, wollen wir noch ein Stück aus der lehrreichen Stammbaumgeschichte einer berühmten Pferdefamilie betrachten.

In England lebte anfangs der 50er Jahre ein hervorragender irischer Hengst, Namens Irish Birdcatcher, eines der besten Renn- und Vaterpferde, die je gelebt haben. Er war ein Fuchs mit weißen Abzeichen und hatte eine Hasenhacke; dieser Schönheitsfehler war eine unangenehme Zugabe zu einem starken Sprunggelenke. Ein Sohn dieses bestrenommirten Hengstes zeugte wieder ein Hengstfohlen, welches in seiner ganzen äußeren Erscheinung, selbst einschließlich der vererbbaren Hasenhacke, das leibhaftige Ebenbild seines Großvaters, des Fuchshengstes Birdcatcher war. Der junge fuchsfarbige Enkel Birdcatchers erhielt den Namen Stockwell. Er war gezogen von einem gewissen Herrn Theobald, einem reichen Strumpfwirker, welcher in London ein großes Gestüt hielt.

Der junge Fuchshengst Stockwell war aber nicht allein väterlicher-, sondern auch mütterlicherseits von sehr vornehmer Abkunft. Seine Mutter hieß Pocahontas und war die Tochter von Glensoe, einem Hengste, welcher nach der Zeugung dieses Stutfohlens nach Amerika auswanderte und daselbst als Begründer der guten amerikanischen Vollblutstämme berühmt geworden ist. So hatte also Stockwell zwei Großväter, welche durch hervorragende Leistungen als edle, geistig hochbegabte Pferde und Renner den besten Ruf genossen: dieser Umstand, das Zusammentreffen edler männlicher und edler weiblicher Stammeltern, mußte dem hoffnungsvollen jungen Stockwell trotz dem angeerbten Schönheitsfehler seines väterlichen Großvaters eine höchst gediegene Nachkommenschaft garantiren.

Der Besitzer des jungen Hengstes, Mr. Theobald, erhielt eines Tages den Abschiedsbesuch eines europamüden Geschäftsfreundes, welcher nach Australien auswandern wollte. Mit diesem ging Mr. Theobald in einen Stall seines Gestütes; er zeigte ihm daselbst eine stattliche braune Stute, welche trächtig war und ein buntes Fuchsfohlen bei sich hatte, und bot ihm die Stute nebst den beiden Fohlen unter Hinweisung auf die vorzüglichen Eigenschaften der Eltern und Großeltern dieses Fohlens für 500 Pfund Sterling zum Verkaufe an. Theobald fügte seiner Offerte die Bemerkung hinzu, das Fohlen, das zu den Füßen der Stute stehe und dasjenige, welches sie noch bei sich trage, sei jedes auf Grund seines Geburtsadels ein großes Vermögen, er solle sie nur kaufen, dann könne er auf dieses Geschäft hin ruhig in England wohnen bleiben und brauche nicht auszuwandern. — Als der Geschäftsfreund, welcher dieses Angebot verschmäht hatte, nach 18 Jahren ohne Vermögen über's Meer zurückgekommen, sei in der That jedes der verschmähten Fohlen, nach dem, was es durch Vererbung seines edlen Blutes dem Besitzer baar verdient gehabt, ein Vermögen gewesen. Die braune Mutterstute aber war Pocahontas, die Tochter des berühmten Zuchthengstes Glensoe. Die beiden Fohlen, welche neben dieser Stute gestanden, waren Pocahontas' Söhne, und zwar das laufende bunte Fuchsfohlen war Stockwell, das damals noch ungeborene war Rataplon, beide hochberühmte Enkel der beiden landbekannten Großväter Birdcatcher und Glensoe.

Pocahontas, die Mutter dieser beiden ausgezeichneten Hengstfohlen, bekam, wie ihr in Amerika ausgewanderter Vater Glensoe, noch eine ausgewählte Nachkommenschaft, so brachte sie außer Stockwell und Rataplon noch drei namhafte Hengste erster Klasse, eine Leistung, die wohl kaum eine andere Stute aufzuweisen hat.

Stockwell, dieser Abkömmling des edelsten Blutes, war einerseits ein ausgezeichnetes Rennpferd, welches 21 mal in Rennen lief und 12 Rennen gewann, andrerseits erwarb er sich durch die befestigte Veredelung der Rasse in seinen zahlreichen Nachkommen den Namen des Kaisers aller Zuchthengste. Seine Vaterschaft wurde von den einzelnen Stutenbesitzern jedesmal mit 100 Pfund Sterling erkauft. — Aus den Jahren 1860—68 werden circa 300 Nachkommen Stockwell's genannt, welche zusammen circa 2,000000 Pfund Sterling an Rennpreisen gewannen. Denken wir uns, in der Fohlenwelt herrschte nur annähernd eine so große Sterblichkeit, wie in der Kinderwelt, wie manches vorzügliche Stammfohlen wäre dann zum unersetzlichen Schaden für die Volkswirthschaft zu Grunde gegangen, bevor es eine so fruchtbare Familie wie Pocahontas gegründet.

In diesem einen Beispiele von streng verfolgter Geburtsaristokratie einer einzigen Pferdefamilie lernen wir die Großartigkeit und die hohe soziale Bedeutung der allgemeinen Vererbungsgesetze verstehen. Eine unumstößliche biologische Schluß-

folgerung der Pferdezucht ist unsere folgende Behauptung: gleichwie nur durch eine ideale Verbesserung der Pferdezuchtwahl das Pferdegeschlecht von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht augenscheinlich mehr veredelt und vervollkommnet wurde, so wird das Menschengeschlecht und werden die Nationen geistig und körperlich nur in dem Verhältniß fortschreitend veredelt und unter einander verträglich werden, wie die Ueberzeugung von der Macht einer möglichst ideellen Zuchtwahl in das Bewußtsein und in die Praxis der Völker eindringt und die Menschen bei der Gattenwahl nichts anderes, als die Aussicht auf eine fortschreitende Veredelung der Gattung und seiner eigenen persönlichen Eigenschaften in den Nachkommen in's Auge fassen. — Die Aufbesserung der menschlichen Zuchtwahl, wie wir sie uns vorstellen, kann und soll übrigens durchaus in den bestehenden strengsittlichen Grenzen der Monogamie und zwar nur auf dem Wege der Volkserziehung erfolgen. Der erste Schritt, die Fortpflanzung des Menschen in ihren Erfolgen zu idealisiren, ist, wie wir schon oben gesagt, die Beseitigung derjenigen staatlichen, kirchlichen und sozialen Einrichtungen und Vorkommnisse, deren wir oben bereits sechszehn aufgezählt haben und welche sich als störende künstliche oder bessernde Masseneingriffe in die natürlichen Gesetze der Zuchtwahl darstellen. —

Der Durchgang des Merkurs vor der Sonnenscheibe.

Am 6. Mai dieses Jahres, gegen Abend, wird sich bekanntlich der Planet Merkur auf einer Stelle befinden, die in einer geraden Linie zwischen Sonne und Erde liegt. Er wird dann, von 4 Uhr 5 Minuten berliner Zeit ab bis zum Untergang der Sonne um 7 Uhr 32 Minuten, als schwarzer Punkt auf der Sonnenscheibe sichtbar sein. Aber nicht mit dem bloßen Auge. Der Punkt ist nur den 160sten Theil des Sonnenscheibendurchmessers groß und zu klein, um auf der Sonne durch geschwärztes oder dunkles Glas mit freiem Auge gesehen werden zu können, denn er beträgt nur 12 Bogensekunden. Wie klein ein solcher Bogenwinkel ist, kann man sich leicht selbst anschaulich machen. Man legt auf ein Blatt weißen Papiers ein Zehnpfennigstück und zieht mit einem Bleistift um dasselbe einen Kreis. Nach Wegnahme des Geldstücks schwärzt man diesen Kreis und befestigt das Papier mit einer Stecknadel im Freien an einen Baum, Pfosten oder sonstigen Gegenstand. Entfernt man sich jetzt direkt davon um 344 Meter, oder etwa 480 Schritt, und blickt zurück, so sieht man wohl das Papier, aber den kleinen Kreis kann man nicht mehr erkennen. Er erscheint unter einem Winkel von 12 Bogensekunden, und müßte wenigstens einen fünfmal so großen Durchmesser haben, um noch deutlich erkannt werden zu können. Will man sich nun in demselben Verhältniß das Blatt Papier als Sonne vorstellen, so müßte es so groß sein wie eine Scheibe von $3^1/_5$ Meter Durchmesser, so hoch wie ungefähr ein Stockwerk eines Wohnhauses. Wer also den Merkurdurchgang direkt betrachten will, muß zu einem Fernrohr seine Zuflucht nehmen, und zwar zu einem solchen, das mit einer guten Sonnenblende versehen ist. Doch selbst damit ist Vorsicht anzurathen, weil zu leicht direkte Sonnenstrahlen in's Auge fallen und blenden können. Solche Fernrohre sind aber meist nur in den Händen weniger gut situirter Leute, die damit in einem kleinen Kreise ihrer Bekannten, und jedem einzeln, die Beobachtung des Durchgangs zugänglich machen werden.

Glücklicherweise besteht jedoch das Verfahren der objektiven Darstellung. Mittels desselben ist es jedem möglich, mit geringen Mitteln den Vorgang sich und einem großen Kreise von Freunden zu gleicher Zeit und in seinem ganzen Verlauf, so weit er bei uns sichtbar ist, anschaulich zu machen.

Ein gewöhnliches Brennglas, ein Glas von einer oder beiden Seiten sphärisch gewölbt geschliffen, hat die Eigenschaft durchgehende Lichtstrahlen zusammenzubiegen, so daß diese auf der anderen Seite nahezu in einem Punkte wieder zusammenfallen. Hält man ein solches Glas gegen die Sonne, so werden die Lichtstrahlen und auch die begleitenden Wärmestrahlen in einen Punkt zusammengebrochen, und es entsteht in diesem Punkte eine bedeutende Hitze, die brennbare Gegenstände entzünden kann. Dieser Punkt heißt deshalb der Brennpunkt. Dieser Brennpunkt ist jedoch nichts anderes als ein verkleinertes Sonnenbildchen. Je flacher das Glas gewölbt ist, desto weiter hinter demselben entsteht das Sonnenbildchen. Bei einem konvexen Brillenglase von Nummer 70 entsteht dasselbe in einer Entfernung von 70 Zoll vom Glas. Die Licht- und Wärmestrahlen sind hier nur noch schwach zusammengebogen. Das Glas brennt nicht mehr. Das Sonnenbildchen kann man an dieser Stelle auf einem Blatt weißen Papiers auffangen und es wird $15^1/_2$ Millimeter groß sein. —

Thut man dies am 6. Mai von 4 Uhr Nachmittags ab, so wird man auf dem Lichtscheibchen den Merkur als feines schwarzes Pünktchen erkennen können, denn er wird dem Auge unter einem Winkel von mehr als einer Minute erscheinen. Das Papier muß soweit vom Glas abgehalten werden, daß das Sonnenbildchen darauf mit haarscharfem Rand erscheint. Es ist dann im wirklichen Brennpunkt.

Diese gewöhnlichen Brillengläser sind ohne Einfassung bei jedem Optiker von 25 Pfennig an zu haben.

Um allein, ohne Beihülfe und ohne weitere Kosten, beobachten zu können, schneide man in das eine Ende eines etwas langen Korkpfropfens einen etwa $^1/_4$ Zoll tiefen Spalt. Durch den Spalt und die Länge des Korkes hindurch drückt man eine starke, feste Nähnadel bis das dicke Ende derselben, mit Hülfe des Randes eines Geldstücks vielleicht, auf dem Boden des Spaltes sich befindet. Sobald man beobachten will, drückt man Nadel und Pfropfen auf dieselbe Weise in einen Baum, Pfosten oder ähnliches und befestigt nun in dem Spalt das Glas, welches durch die Elastizität festgehalten wird. Es muß das natürlich in der Weise geschehen, daß die Fläche des Glases direkt der Sonne zugekehrt ist. Mit einem Blatt weißen Papiers sucht man nun das Sonnenbildchen auf. Man thut gut, in ein anderes Blatt dicken Papiers einen etwas größeren Kreis zu schneiden und dieses mit der anderen Hand zwischen Glas und Bild so zu halten, daß die Strahlen gerade durch die Oeffnung hindurchgehen können. Es wird dadurch alles Nebenlicht aufgefangen und der Punkt des Merkur sichtbarer.

Mit einem Opernglas läßt sich der Durchgang noch bequemer beobachten. Stellt man ein solches auf den fernen Horizont ein, und hält es so mit einer Hand, daß eines der Gläser davon verdeckt ist und durch das Rohr des anderen die Sonnenstrahlen durchgehen können, so erhält man, wenn man es eine Spur herausdreht, auf einem Papier dicht dahinter einen scharfen Lichtkreis. Bei weiterem Zurückgehen mit dem Papier verschwindet diese Schärfe des Randes, bei noch etwas weiterem stellt sie sich jedoch wieder ein und dieses ist das Sonnenbildchen.

Noch schöner und größer erhält man das Sonnenbild mit einem kleineren oder größeren, terrestrischen oder astronomischen Fernrohr. Auch dieses stellt man zuerst auf große Entfernung ein und zieht es dann eine Spur aus. Läßt man nun Sonnenstrahlen hindurchgehen, so zeigen sich auf dem Lichtkreischen nicht weit hinter dem Augenglas kleine Fleckchen, die jedoch von Stäubchen auf dem Okularglas herrühren. Man kann sich davon überzeugen; denn wenn man das Rohr um seine Achse herumdreht, so drehen sich die Fleckchen mit. In weiterer Entfernung entsteht wieder ein scharf begrenztes Lichtbild, dessen Flecke, wenn solche vorhanden sind, beim Drehen des Rohres in ihrer Stellung bleiben. Dieses ist das Sonnenlicht. Mit einem terrestrischen Fernrohr von nur 13 Linien Durchmesser des Objektives erhält man leicht ein Sonnenbild bis 6 Zoll Durchmesser; mit einem von 30 Linien und entsprechendem Okular ein solches Bild von 31 Zoll Durchmesser. Auf dem ersten würde das Merkurscheibchen 1 Millimeter, auf dem zweiten 5 Millimeter Durchmesser halten.

Die entworfenen Sonnenbilder sind verkehrt bei einfachen Linsen, Operguckern und terrestrischen Fernröhren. Was in der Wirklichkeit rechts und unten ist, erscheint auf dem Bild links und oben. Bei astronomischen Fernröhren erscheint das Bild aufrecht. Alle Bilder muß man sich jedoch von der Rückseite des Papiers betrachtet denken. In allen Fällen thut man gut, das Nebenlicht irgendwie abzublenden.

Obwohl nun die Gläser bei hunderten von Beobachtungen von Sonnenflecken, die Schreiber dieses auf diese bequeme Weise machen konnte, stundenlang große Hitze auszuhalten hatten, ist ihm doch nie eins davon zersprungen. Der Schaden wäre auch

dann nicht groß gewesen, denn nur die Okulargläser können springen und diese sind sehr billig und leicht zu ersetzen.

Der Vorübergang des Merkurs vor der Sonne findet im Jahrhundert 13 mal statt und doch kann er oft nur ein einziges mal davon beobachtet werden. Die Hälfte davon fällt in die Zeit, wenn es bei uns gerade Nacht ist. Ein weiteres Viertel fällt in den Monat November. Die Tage sind dann jedoch sehr kurz, der Himmel meist bewölkt und die Sonne steht so niedrig, daß selbst bei heiterem, klaren Wetter die Dünste über der Erdoberfläche eine Beobachtung selten zulassen. Das beste Viertel der Durchgänge fällt in die ersten Tage des Mai und auch diese sind natürlich nur dann zu sehen, wenn gutes Wetter ist.

Wer sich veranschaulichen will, warum diese Merkurdurchgänge so selten stattfinden, mache sich auf einen Bogen Papier mit einem Halbmesser von ungefähr 9 Centimeter einen Kreis. Aus demselben Mittelpunkt ziehe man mit einem Halbmesser von 20 Centimeter einen anderen größern Kreis und ziehe aus dem Mittelpunkt einen Halbmesser, der beide Kreise schneidet. Am 6. Mai befindet sich die Sonne im Mittelpunkt, Merkur im Durchschnittspunkt des kleinen, die Erde in dem des großen Kreises auf derselben Linie. Nach einem Jahr hat die Erde einen Umlauf gemacht und befindet sich wieder an derselben Stelle, Merkur aber hat während derselben Zeit schon 4 volle Umgänge gemacht und ist schon 13 Tagereisen über den Durchschnittspunkt hinaus und kann nun nicht vor der Sonne gesehen werden. Wenn man also die Umlaufszeiten genau gegeneinander berechnet, so wird man finden, daß die Durchgänge nur 13 mal im Jahrhundert stattfinden können.

Merkur tritt am 6. Mai um 4 Uhr 6 Minuten vor die Sonne und um 11 Uhr 42 Minuten wieder aus. Da die Sonne an diesem Tage bei uns um 7 Uhr 32 Minuten untergeht, werden wir den Austritt nicht beobachten können. Seine Umlaufszeit beträgt 87 Tage 23 Stunden 16 Minuten, seine Entfernung von der Sonne im Mittel 0,3871 der der Erde, die Neigung seiner Bahn zur Erdbahn 7 Grad 0,2 Minuten, seine Geschwindigkeit ist $6^7/_{10}$ Meilen in der Zeitsekunde. H. S.

Der Schlächter von Lithauen.

Episode aus dem polnischen Aufstande. Von **Karl Hannemann.**

Die furchtbaren Bedrückungen, welche die Polen seitens der Russen zu erdulden gehabt, hatte das unglückliche Volk Anfang 1863 zum Aufstande getrieben. Der Moment, das russische Joch für immer zu brechen, schien endlich gekommen. Ludwig Mieroslawski war aus Frankreich gekommen und feuerte Polens und Lithauens Jugend zum Kampfe an. Die geheime Nationalregierung ernannte ihn zum Diktator und ertheilte ihm die unumschränkteste Vollmacht. Allein er war in seinen Operationen nicht glücklich und mußte nach einer Reihe von Gefechten schon im Februar aus dem Lande flüchten. Ein gleiches Schicksal traf seinen Nachfolger Marian Langiewicz.

Unter alleiniger Leitung der Nationalregierung ward nun der Kampf fortgesetzt. Wie gegenwärtig in der Türkei hausten damals die Russen auch in Polen und Lithauen. Ganze Ortschaften wurden niedergebrannt, ihre Bewohner mit allen nur denkbaren Grausamkeiten hingerichtet oder nach Sibirien geschleppt. Und die Russen durften in dieser Weise verfahren, denn ihre Uebermacht errang ihnen den Sieg. Aber dennoch wäre dieser ihnen kaum zu Theil geworden, wenn der höhere polnische Adel das Volk in seinen Bestrebungen unterstützt hätte.

Wir müssen hier beiläufig bemerken, daß es in Polen und Lithauen zweierlei Adel giebt, einen höheren und niederen. Der letztere bildet den Uebergang zum Volke, ist sozusagen mit demselben vereinigt. Daher pflegt man zu sagen: „In Polen ist jeder adelich.“ Diese Einrichtung rührt aus der frühesten Geschichte Polens her, wo ganze Truppencorps von den Fürsten oft zu Adelichen (Szlachcic) erhoben wurden, was freilich nur den Bewohnern der Städte, nicht aber denen des flachen Landes passiren konnte. Zwischen dem höheren und dem niederen Adel bestand nun von jeher der Unterschied, daß es dieser mit dem Volke, jener mit dem Hofe hielt. Daraus ergiebt sich, daß das Streben nach Freiheit nur im Volke selbst wurzelte und von den höfisch Gesinnten nach Kräften bekämpft wurde.

Auch bei diesem Aufstande hatte der höhere Adel Polens und Lithauens zwar nicht den Bestrebungen des Volkes geradezu entgegengewirkt, aber er hatte doch nichts gethan, um sie zu unterstützen. Er war russophil gesinnt und hatte sich neutral gehalten, um es „mit niemanden zu verderben“. Die Höfischgesinnten oder Starosten ließen — wie dies auch anderwärts bisweilen geschah — das Volk die Kastanien aus dem Feuer holen, um sie nachher in aller Gemüthlichkeit zu verspeisen.

Als nun der Aufstand zu Ungunsten der Insurgenten ausfiel, hatten die Starosten wenigstens die „Dehors“ gewahrt und die Sieger konnten ihnen nicht zu Leibe gehen. Sie büßten nichts ein und durften obenein sich der Gunst des russischen Hofes erfreuen, wenn sie fortfuhren, hündisch zu wedeln. Was kümmerte sie das Schicksal des Landes und seines armen, geknechteten Volkes?

Die russische Regierung ließ es sich, nachdem die Insurrektion mit den verwerflichsten Mitteln bekämpft worden, angelegen sein, die Nationalität des Volkes zu vernichten.

Mit dieser Aufgabe betraute sie zwei Männer, von welchen sie im voraus wußte, daß dieselben ihrer Arbeit vollkommen gewachsen waren. Der eine, General Graf Berg, im Königreich Polen, bediente sich, um dem Willen seiner Regierung nachzukommen, der mildesten und humansten Mittel; der andere, General Murawiew, in Lithauen, handelte mit unerbittlicher Strenge und raffinirtester Grausamkeit. Er durfte um so schändlicher und nichtswürdiger verfahren, als er nicht in solchem Maße den Blicken des civilisirten Europa ausgesetzt war, als sein College.

Er ordnete Hinrichtungen, Vermögenseinziehungen, außerordentliche Steuern, Verbannungen nach Sibirien massenweise an. Sein Ziel war, wie er selbst erklärte, das polnische und katholische Regiment in den ihm untergebenen Gouvernements vollständig auszurotten. Am russischen Hofe selbst war man zu sehr von ihm eingenommen, um nicht alle seine Maßregeln gut zu heißen.

Michael Nikolajewitsch Murawiew war 1793 in Moskau geboren. Er erhielt eine vortreffliche Erziehung und zeichnete sich vor seinen Mitschülern durch schnelle Auffassungsgabe und gutes Gedächtniß aus. Allein schon in seiner Jugend zeigte sich sein Hang zur Härte und Grausamkeit. So hatte er eines Tages eine Katze des Schwanzes und der beiden Vorderpfoten beraubt und freute sich über die Zuckungen und Schmerzen des gequälten Thieres.

Als Murawiew sein siebzehntes Jahr erreicht hatte, trat er in die Armee ein, wo er es schon nach fünf Jahren zum Kapitän brachte. Er diente dann im Kaukasus und ward 1819 nach Khiwa gesandt, über welches Land er schätzenswerthe Berichte veröffentlichte. In dem zwischen Rußland und Persien ausgebrochenen Kriege ward er zum Generalmajor befördert. 1830 erhielt er im polnischen Aufstande das Kommando der lithauischen Grenadierbrigade und erfocht mit dieser den Sieg bei Kasimierz, in Folge dessen er zum Generallieutenant avancirte. Auch bei dem Sturm auf Warschau (1831) entwickelte er eine außergewöhnliche Bravour.

Im darauf folgenden Jahre ward er mit einer politischen Mission nach Egypten betraut, erhielt dann den Oberbefehl über die russischen Truppen am Bosporus und ward 1835 General des 5. Infanteriekorps. Drei Jahre später stellte man ihn wegen eines Subordinationsfehlers zur Disposition. 1848 „zu Gnaden wieder aufgenommen“ trug man ihm den Oberbefehl über die kaukasische Armee an, mit welcher er nach halbjähriger ruhmvoller Belagerung die Festung Kars eroberte. Hierauf ward er in den Fürstenstand erhoben und zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. Er verbrachte nun einige Jahre auf Reisen im südlichen Europa, kehrte 1852 nach Rußland zurück und erhielt vom Kaiser die Ernennung zum General der Infanterie und obersten Verwaltungsrath sämmtlicher kaiserlicher Einkünfte. Zehn Jahre später (Ende 1862) erhielt Murawiew durch seine geheimen Agenten die Nachricht, daß die Polen und Lithauer sich zu einem Aufstande rüsteten. Als polnischer Edelmann verkleidet, begab er sich heimlich nach Warschau und wohnte unerkannt den Zusammen-

künften des Revolutionscomité bei. Auf seinen Befehl wurden die Hauptanführer desselben Nachts in ihren Betten erdrosselt.

Ohne Verzug kehrte Murawiew nach Petersburg zurück und unterrichtete den Kaiser von der drohenden Gefahr. Wenige Tage später gingen 60,000 Russen „zum Schutze des polnischen Volkes" (!) nach dem Schauplatze der Insurrektion ab.

Als diese letztere sich über ganz Lithauen ausdehnte, ernannte der Kaiser Murawiew zum Gouverneur von Wilna. In dieser Stellung war es, wo — wie schon erwähnt — der General die unerhörtesten Grausamkeiten verübte, die ihn in den Augen eines jeden fühlenden Menschen zu einem zweiten Nero stempelten und ihm den Beinamen „der Schlächter von Lithauen" erwarben. Während er auf der einen Seite den Bauern, die sich willig unter das russische Joch bequemten, einige Erleichterung verschaffte, widersetzte er sich auf der anderen Seite mit allen Kräften der Aufhebung der Leibeigenschaft. Indessen half ihm sein Sträuben nichts und mit verbissenem Ingrimm mußte er erfahren, daß schon am 17. März 1863 diese aller Menschenwürde gar zu frech hohnsprechende Einrichtung aufgehoben wurde.

Als Murawiew das kaiserliche Schreiben erhielt, welches ihm befahl, die Bauern auf seinen Gütern freizugeben, soll er dasselbe wüthend in Stücke zerrissen und ausgerufen haben:

„Wenn die Hunde zu Herren werden, dann werden die Herren zu Hunden!"

* * *

Es war am 18. April des genannten Jahres, als Murawiew sich von Wilna nach Kowno begab. Seine getreuen Kosaken mit den langen Lanzen und spitzbübischen Gesichtern begleiteten den russischen Nero. Zahlreiche Galgen mit den Leichen erhenkter Insurgenten bezeichneten seinen Weg. Hinter ihm her tönten die Verwünschungen unzähliger ihres Ernährers beraubten Frauen und Kinder; seitwärts befanden sich die Trümmer volkreicher Städte und Dörfer, die seine Kosaken geplündert und angezündet hatten.

Obgleich erst seit wenigen Monaten in Lithauen, hatte Murawiew bereits 30,000 Personen in die Eisfelder Sibiriens transportiren lassen; im Laufe des Jahres vervierfachte sich diese Zahl. Welche Mißhandlungen diese Unglücklichen zu erdulden hatten, wie man gegen ihre Frauen und Kinder verfuhr, spottet jeder Beschreibung.

Der Kommandant der russischen Truppen war endlich in Begleitung seiner Gattin und seines Sohnes in Kowno angelangt. Seine erste Handlung bestand darin, daß er das Urtheil unterzeichnete, welches dreizehn der edelsten Patrioten, die bei dem Aufstande betheiligt gewesen, zum Galgen verdammte.

Das Karmeliterkloster der Stadt war zu einem Gefängniß umgewandelt worden und diente jenen Unglücklichen, wie einigen fünfzig gefangenen Frauen als gegenwärtiger Aufenthalt. Der mit ihrer Ueberwachung beauftragte Offizier stellte sich soeben Murawiew vor, um ihm seinen Bericht über die erwähnten Patrioten abzustatten.

„Nun," fragte der Kommandant den Eintretenden, „was treiben die Gefangenen? Die Schurken sind ohne Zweifel sehr niedergeschlagen?"

„Ich möchte das gerade nicht von ihnen behaupten, Exzellenz ..." antwortete der Offizier.

„Hm, nicht?" unterbrach ihn sein Vorgesetzter. „Sie haben vielleicht Hoffnung, von dem Galgen loszukommen. Aber das wird nicht stattfinden. Sie wissen, mein Herr, daß ich bereits über sie entschieden. Doch Sie haben mir noch nicht gesagt, was sie treiben. Diese quecksilbrigen Lithauer können doch unmöglich den ganzen Tag mit Nichtsthun verbringen?"

„Das ist richtig, Exzellenz. Die Gefangenen haben auch ihre Beschäftigung. Die einen schreiben an ihre Familie ..."

Der Offizier hielt zögernd inne.

„Nun, und die andern?" fragte Murawiew.

„Die andern spielen heimlich Karten ..."

„Wie?" fuhr der General auf. „Sie gestatten den Schurken diesen Zeitvertreib und wissen doch, daß ich das Kartenspiel streng untersagt habe?"

„Exzellenz halten zu Gnaden," erwiderte der Offizier verwirrt, „ich erfuhr erst vor wenigen Minuten die Uebertretung Ihres Befehls und habe den Gefangenen sofort die Karten entziehen lassen."

„Es ist gut, mein Herr. Sind die Schufte bereits von ihrer bevorstehenden Hinrichtung in Kenntniß gesetzt?"

„Bis auf den alten Michael Liwinski noch niemand, Exzellenz."

„Nun und wie hat dieser die Nachricht entgegengenommen?"

„Er ist sehr traurig und läßt die Thränen in seinen langen weißen Bart rollen."

„Der Feigling!" murmelte Murawiew verächtlich.

Der Offizier, welcher diesen Ausruf seines Vorgesetzten vernommen hatte, erwiderte:

„Es ist vielleicht nicht die Aussicht auf seinen Tod, Exzellenz, die ihn bekümmert, sondern ..."

„Das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes," unterbrach ihn der General höhnisch. „Ja, ja, ich kenne das! Diese Redensart haben die Rebellen alle im Munde. Als ob ihr Vaterland unglücklich wäre, seitdem es zu Rußland gehört! Sind diese Lithauer, diese Polen, denn jemals zufrieden gewesen? Haben sie sich nicht untereinander aufgefressen? Sie sollten sich glücklich schätzen, daß Rußland sie in seinen Schutz genommen hat!"

„Allerdings, Exzellenz, allein was den alten Liwinski betrifft, so glaube ich wohl, daß er in diesem Momente weniger an sein Vaterland, als an das Schicksal seiner Tochter denkt."

„Ah so," versetzte Murawiew, „richtig, er hat eine Tochter, dieser alte Schuft! Ich erinnerte mich nicht gleich an sie. Es ist gut, daß Sie das erwähnten."

Dann fügte er, während ein cynisches Lächeln seinen breiten Mund umspielte, hinzu:

„Nun, was diese Tochter anbelangt, so werde ich sie mit meinem Leibkosaken verheirathen. Sie ist eine stramme Dirne und mein Iwan ein prachtvoller Bursche. Das kann eine gute Rasse abgeben."

Der Offizier lachte pflichtschuldigst über den rohen Spaß seines Vorgesetzten, obgleich er wußte, daß er nicht ernstlich gemeint war.

Murawiew liebte es nicht, daß Russen mit Polinnen eine eheliche Verbindung eingingen, „denn — sagte er — die Liebe einer Polin macht den Russen zum Polen!"

„Doch apropos, Exzellenz," nahm der Offizier nach einer augenblicklichen Pause wieder das Wort, „ich habe meinem Rapporte noch hinzuzufügen, daß Thaddäa Liwinska seit heute Morgen um die Gnade bittet, von Ihrer Exzellenz empfangen zu werden."

„Immer die Weiber," fuhr der General auf. „Ich kann doch unmöglich alle Wittwen und Waisen Lithauens empfangen! Warum revoltiren diese Menschen unaufhörlich und wollen nicht begreifen, daß ihr Heil einzig und allein darin liegt, zu Rußland zu gehören? Die Polen würden wahrlich besser daran thun, wenn sie sich der Bearbeitung ihrer unermeßlichen Landstrecken unterziehen und sich den industriellen Geschäften widmen würden, anstatt nach mittelalterlichem Geschmack in Schlössern und Burgen zu leben und selbst Soldat zu spielen."

Der General machte eine Pause und versank in tiefes Nachdenken. —

„Exzellenz," wagte der Offizier nach einigen Minuten zu erinnern.

Murawiew blickte fast erschreckt auf und fragte in verdrießlichem Tone:

„Sie sind noch hier? Was wünschen Sie?"

„Exzellenz, ich wollte nur wegen jenes jungen Mädchens Thaddäa ..."

„Ja, so, sie hat um eine Audienz gebeten. Nun, da sich meine Frau für die Dirne interessirt, möge sie eintreten."

„Aber Ihre Exzellenz werden doch nicht vergessen, daß Michael Liwinski sehr strafbar ist?"

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?"

„Exzellenz, verzeihen Sie, ich glaubte, weil hochdero Gemahlin ..."

„Pah!" rief Murawiew lächelnd. „Das thut hier nichts zur Sache! Ich werde trotzdessen keine Gnade walten lassen. Sie sind ein treuer Diener, ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnerten."

Der Offizier verneigte sich unterwürfig.

„Nein, nein," fuhr sein Vorgesetzter fort, „keine Milde diesen Rebellen gegenüber! Das wäre ein unverzeihlicher Fehler. Ein einzigesmal in meinem Leben habe ich einen Polen wieder in Freiheit setzen lassen, weil seine Frau mich länger als sechs Monate darum gebeten hatte. Und es thut mir heute noch leid, daß ich endlich ihren Wunsch erfüllte."

„O, Exzellenz hatten gewiß Ihre Gründe, welche diese milde

Handlungsweise entschuldigten," bemerkte der Offizier mit einem halben Lächeln.

„Natürlich, mein Herr, natürlich," antwortete der General lachend. „Ich konnte beinahe nicht anders."

„Exzellenz haben ganz recht," fuhr der Offizier noch immer lächelnd fort, „man muß diesen Rebellen keine Gnade gewähren."

„Nein, niemals, niemals!"

Murawiew schlug bei diesen Worten heftig mit der Faust auf den Tisch, sodaß einige der darauf befindlichen Papiere auf den Fußboden flogen.

Der Offizier bemühte sich sogleich, dieselben aufzusammeln.

„Lassen Sie, mein Herr, und gehen Sie, damit ich mit der Dirne in's reine komme."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Der Offizier grüßte militärisch und ließ seinen Vorgesetzten allein.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Lebensbilder.

III.

„Das wohlthätige Wien!" Wie viel wird in unseren Zeitungen davon geschrieben und doch — wie eigenthümlich sonderbar muthet uns diese Phrase an angesichts der täglich zunehmenden Massenverelendung unserer Bevölkerung! Es ist wahr, der Wiener ist in der Regel gutmüthig und freigebig; in den „untersten Schichten" kann man tagtäglich die rührendsten Beispiele von Edelsinn beobachten, wenn leider auch hier die Thatsache nicht verschwiegen werden kann, daß das Elend mitunter die mildesten Herzen verhärtet. Aber nicht diese im stillen Kämmerlein der Armuth verübten Wohlthätigkeitsakte sind es, welche unsere Zeitungsschreiber zu ihrem beliebten Schlagworte veranlassen; nicht diese Wohlthätigkeit, wo „die Linke nicht weiß, was die Rechte thut", ist es, welche einem zukünftigen Kulturhistoriker unserer Stadt, der etwa die heutigen Zeitungen als Quellen benützen wollte, als spezielle wiener Charaktereigenthümlichkeit erscheinen dürfte, sondern jene, die als Grundsatz aufstellt: „Sehen und sich sehen lassen!" Deshalb, wenn vom „wohlthätigen Wien" die Rede ist, so können wir versichert sein, gewiß von irgend einer „Wohlthätigkeits"-Vorstellung oder -Akademie, von einem „Wohlthätigkeits"-Konzert, -Kränzchen, -Bazar oder dergleichen zu hören, respektive zu lesen. Namentlich diese letzteren, die „Wohlthätigkeits-Bazare" kommen neuerer Zeit sehr in Mode, und es ist dies natürlich, nachdem gerade sie den Damen aus den „oberen Zehntausend" am leichtesten Gelegenheit bieten, dem oben zitirten Grundsatz zu huldigen. Nicht jede hat das Zeug dazu, in irgend einer „Vorstellung" als Schauspielerin, Sängerin oder Virtuosin vor ein, wenn auch noch so exklusives Publikum zu treten, wie beispielsweise die Freundin Napoleons III., Fürstin Pauline Metternich, die sich als Chansonettensängerin im Style der Mannsfeld, Ulke, „Fiakermili" und anderer gar nicht mehr zweideutiger Koryphäen dieses Faches bereits in weitesten Kreisen einen gewissen Ruf erworben hat. Indeß hinter dem Verkaufstische stehen und da seine Mildherzigkeit und seine sonstigen schönen Eigenschaften bewundern lassen, ist keine besondere Kunst und mag zudem für unsere Prinzeßchen, Comteßchen und Baroneßchen gerade keine uninteressante Abwechslung in ihre gewöhnlichen „Beschäftigungen" bringen.

So sinkt in diesen Kreisen, wo fast alles auf den Schein berechnet ist, auch die Wohlthätigkeit zu einer schalen Komödie herab, die sich alljährlich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholt. Indeß — wir haben keinen Schaden dabei — gönnen wir den Leutchen dieses unschuldige Vergnügen, umsomehr, als ungefähr aus dem gleichen Grunde des „Sichsehenlassens" — mancher reiche Filz, der für die Armuth sonst keinen Kreuzer hat, sich moralisch gezwungen sieht, das Blumensträußchen der Gräfin X. oder die Cigarre der Prinzeß Y. mit einer Banknote zu bezahlen. Die Einnahmen dieser „Wohlthätigkeits"-Bazare sind nicht unerhebliche und so fällt der Armuth doch ein Brosämchen vom Tische der Reichen zu. — Freilich gehen alle derartigen Unterstützungen durch ein vielfältiges Sieb: die großen Brocken bleiben oben und dem eigentlichen Zwecke kommen blos die kleinsten Stückchen zugute!

Mitunter aber nimmt diese „Wohlthätigkeits"-Komödie einen mehr als widerlichen Charakter an, wie z. B. bei dem im vorigen Jahre stattgefundenen „Kinder-Bazar", welchen der „Verein der Kinderfreunde" zum besten eines sogenannten „Kinderasyls" in Zillingsdorf veranstaltet hatte. Für unsere blasirte „bessere Gesellschaft" hatte es den Reiz der Neuheit, die Kleinen als Käufer und — kokettirende Verkäuferinnen belorgnettiren zu können; aber die armen Kleinen selbst, — in den von Menschen überfüllten Lokalitäten der Gartenbaugesellschaft mußten sie stundenlang Verkäufer und Verkäuferinnen spielen und die „Alten" fanden dies überaus „reizend"! Eigenthümlicher Widerspruch! Wenn der Wind draußen etwas unsanft bläst, werden die Kinder nicht über die Schwelle des Zimmers gelassen, das nach der erprobtesten Quecksilbersäule gewissenhaft temperirt wird — aber die arme Jugend stundenlang in einem von Hitze und Dunst geschwängerten Raume verschmachten zu lassen, findet man vollkommen in der Ordnung. Die zwölfjährige Emma muß auf der Gasse sittig die Augen niederschlagen, aber im Bazar stellt man sie geputzt wie eine Wachsfigur in der Auslage eines Modewaarenhändlers für den Bestbietenden zur Schau aus. Man eifert gegen das Kindertheater und echauffirt sich für den Kinderbazar — man behütet die Kleinen sorgsam vor den Geheimnissen des täglichen Erwerbes und benützt sie heute selbst als Waare. — Wer schützt uns davor, daß, nachdem die Stadt mit so gutem Beispiel vorangegangen, nicht nächstens ein Vorstadtbezirk einen Bazar mit 27 Kreuzer-Kindern eröffnet — und ein zwölfjähriger Traugott Feitel dem Unternehmen der Kinderfreunde die Krone aufsetzt. Auf dem Bazar in den Gartenbausälen war ein dreizehnjähriges Mädchen zu erblicken, deren Wangen und Nacken die deutlichen Spuren von frisch aufgelegtem Poudre de riz trugen. Wäre die Mutter dieses Kindes nicht werth, an den Pranger gestellt zu werden?

Unsere „liberale" Presse, allen voran das edle Gründer-Organ, die „Neue freie Presse", haben natürlich für diesen Bazar kräftigst die Reklametrommel gerührt — wie wäre denn auch von dieser Presse, die sich in Schmutz und Schlamm aller Art so wohl fühlte, andres zu erwarten gewesen! Das Geschäft gelang, der „Verein der Kinderfreunde" hatte ein Erträgniß von einigen tausend Gulden. Nachträglich scheint allerdings manchem einiges Licht aufgegangen zu sein, wenigstens las ich im „Fremdenblatt" das folgende Eingesendet einer Mutter, die selbst mitgesündigt hatte. „Man sagt — schreibt dieselbe — es werde durch solche Bazare der Wohlthätigkeitssinn der Jugend gefördert. Mein Töchterchen, ein sonst gut geartetes Kind, verkündete mir am Abend, strahlend vor Wonne, die glänzenden Ergebnisse seiner Geschäftsthätigkeit. ‚Du freust dich wol', fragte ich, ‚weil du den armen Kindern einen großen Betrag gesammelt hast?' — ‚Ja' — lautete die Antwort — ‚und weil Sylvia und Lucie, die mich über die Achsel ansehen, weil sie zwei Jahre älter sind, nicht halb so viel verkauft haben, als ich.' ‚Ist es wahr, Mama' — fragte sie später — ‚daß ich so hübsche, blaue Augen habe, wie mir heute ein Herr gesagt hat?' So sieht der Sinn für Wohlthätigkeit aus, der durch ‚Kinder-Bazare' gefördert wird. Wenn solch' ein junges Geschöpf einen größeren Betrag empfängt, ist es zunächst die Nachbarin, die ihm einfällt, und das arme Kind, dem die Gabe zugute kommen soll, ist sein allerletzter Gedanke." Ich habe dem wol nichts beizufügen. — (Schluß folgt.)

Cromwell wird mit seiner Familie durch Staatsbeschluß an der Auswanderung gehindert. (Bild Seite 353.) Als am 14. Juni 1645 Karl Stuart, König von England, in der Schlacht bei Naseby (sprich Nehsbi) zum letztenmal von den englischen Parlamentstruppen geschlagen worden war und seine Briefschaften den Siegern in die Hände fielen, ward sein Hochverrath offenkundig; hatte er doch im Ausland Hilfe gesucht, um seinem Volke alle neuerrungenen Freiheiten des Konstitutionalismus zu rauben und wieder in dem alten Despotenstil zu regieren. Wie Cromwell dadurch allmählich sich überzeugte, daß die Stunde der Monarchie geschlagen habe, und wie Karl Stuart schließlich infolge des öffentlichen Wahrspruchs des englischen Volks fiel, ist allbekannt. Im Februar 1649 ward England zur Republik erklärt und Cromwell war eine Zeitlang die treibende Kraft im Staatswesen. Das „lange Parlament" löste er auf und ließ nach von ihm aufgestellten Listen ein solches aus lammfrommen, gottesfürchtigen Männern wählen, die viel beteten und arbeiteten, eine Verfassung aber nicht zustande brachten und Cromwell diese Aufgabe überließen; vielleicht war das der Zweck Cromwells gewesen. Nun arbeitete dieser die neue Ordnung der Dinge mit Hülfe einiger befreundeten Offiziere und Staatsmänner aus und stellte sich als Lord Protektor an die Spitze des Staates. Am 3. Sept. 1654 legte er dem neuen Parlamente die neue Verfassung vor; als jedoch dieses letztere dieselbe in Frage stellte und an ihr mäkelte, forderte Cromwell jeden, der Parlamentsmitglied bleiben wollte, auf, in schriftlichem Revers die Verfassung von Cromwells Gnaden anzuerkennen; die meisten fügten sich, aber einige machten weitere Gegenvorstellungen, welche nach fünf Monaten die Auflösung des Parlaments zur Folge hatten. Um dauernde „Ruhe und Ordnung" zu stiften, theilte Cromwell das Königreich in 12 Militärbezirke unter „strammen" Generalmajoren mit fast unbeschränkter Gewalt. Bei der Neuwahl zum Parlament von 1656 schloß der Lord Protektor einfach über hundert oppositionell Gesinnte aus. 1657 wandelte den frommen Cromwell das Gelüst an, den Königstitel anzunehmen und eine Erbmonarchie herzustellen. Wegen der immerwährenden „Friktionen", die ihren Grund in der Nichterfüllung dieser persönlichen Wünsche hatten, ward das Parlament 1658 von neuem aufgelöst. Mehr als einmal mag der angehende „erbliche König" ungeduldig und ärgerlich geworden sein über die ihm feindlichen Strömungen des öffentlichen Lebens: einmal raffte er sich auf und wollte Englands „undankbaren" Boden verlassen, aber eine Parlamentsakte hinderte ihn am Weggange, weil er bereits bei vielen zu einem „Unentbehrlichen" geworden war. Vielleicht hätte man ihn ziehen lassen sollen; das englische Volk wäre selbständiger, die englische Freiheit eine wahrere geworden. Am 3. September 1658 starb der merkwürdige Mann, in dem republikanische Sinnesart, militärische Tüchtigkeit, persönlicher Ehrgeiz und eine starke Dosis muckerische Unklarheit sich zu einer sonderbaren Mischung vereinigten. wt.

Die älteste Handschrift. Die Direktion der Schönen Künste in Paris hat vor etwa zwei Monaten für 4000 Francs einen ägyptischen Papyrus erworben, der in seiner Art einzig dasteht. Er mißt 8,30 Meter in der Länge, 43 Centimeter in der Breite und ist trotz seines Alters von 4000 Jahren vollkommen erhalten. Als er dem Museum im Louvre übergeben wurde, war er noch wie alle Papyrus zusammengerollt und zum Schutz vor Feuchtigkeit in Byssus genäht. Es ist ein ganz besonderes Verdienst des Herrn Pinelli, Custos der ägyptischen Sektion im Louvre, die Aufrollung, welche sehr viel Mühe und Geduld gekostet hat, auf das sorgfältigste bewerkstelligt zu haben. Der Papyrus, welcher neben den kalligraphischen Kunstwerken des Mittelalters und der Neuzeit auf der pariser Weltausstellung paradiren wird, enthält die Chronik des Todes sowie der Begräbnißfeierlichkeiten einer königlichen Frau und den gesammten Stammbaum der ersten Dynastie der Könige von Aegypten. Ist bei Betrachtung dieser viertausendjährigen Stammtafel das Pochen auf sechszehn Ahnen unserer Aristokraten, dieser privilegirten Epigonen von geharnischten Buschkleppern und erlauchten Stegreifrittern nicht lächerlich? Während sich die historische Deduktion ihrer Wappenbestien kaum bis zum ersten Kreuzzug nachweisen läßt, kann jeder Jude laut Hieroglyphenschrift auf dem Sockel der Pyramide von Giseh dokumentiren, daß seine Vorfahren zur Errichtung dieses Sklavenbollwerks gegen Naturalverpflegung Mörtel und Bausteine schleppten. Dr. T.

Ueber die Schädlichkeit des Genusses von Jungbier. Wenn der Konsument nach dem mäßigen Genuß von Bier üble Nachfolgen im Kopfe oder Magen fühlt, ist er natürlich geneigt, an eine Bierverfälschung zu glauben. Dies kann auch in vielen Fällen die Ursache des Unwohlbefindens sein. Es kann aber auch ein ganz gleichmäßig gut und rein hergestelltes Bier zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene diätetische Wirkung auf den Körper äußern. Zu junges Bier kann heftige Magen- und Verdauungsbeschwerden veranlassen; dasselbe unterscheidet sich von Lagerbier wesentlich durch eine schwache, von Hefe herrührende Trübung. Dr. W. Busch stellte eine Reihe von Versuchen an, um den Unterschied der Wirkung von Jung- und Lagerbierhefenzellen auf den Magen festzustellen. Es ergab sich, daß die Jungbierhefenzellen im Magensaft lebensfähig bleiben; sie pflanzten sich fort und blieben eine Stunde lang gährungsfähig. Wurde Lagerbier ohne Hefe mit Magensaft gemischt, so konnte eine Zellenbildung nicht wahrgenommen werden, ebensowenig, wenn dem Lagerbier noch Gelägerhefe beigemischt war. Lagerbier von 5—6 Monaten ist fast völlig frei von Hefe, etwa noch vorhandene ist bei der Temperatur und in der Säure des Magens unwirksam, während die Jungbierhefe durch ihr Weitervegetiren die nach dem Biergenuß so häufig folgenden Magenindigestionen zu veranlassen scheint. Es sind also Trübungen im Bier vom Konsumenten nicht als unbedenklich zu betrachten. R.-L.

Angebliches Mittel, das Explodiren von Petroleum zu verhüten. Ein Menschenfreund brachte vor einiger Zeit in blauer Packung ein bläulich schimmerndes Mittelchen auf den Markt, von welchem ein geringes Theilchen, in den Petroleumbehälter der Lampe gebracht, angeblich bewirkt: daß die Leuchtkraft vermehrt, die Explosionsgefahr beseitigt, das Rauchen verhindert, das Berußen und Springen der Cylinder beseitigt werde. Sollte diese Vielseitigkeit des Mittelchens nicht verdächtig sein? A. Hosäus untersuchte es chemisch und fand: Kochsalz mit etwas Ultramarin gebläut. Wenn nun hierbei der Rohstoff- und Arbeitswerth zwei Pfennig beträgt, der Gebrauchswerth gleich Null ist und das Päckchen doch für 1 Mark verkauft wird, da sage noch einer, daß die menschenfreundliche Absicht nicht werthbildend sei! R.-L.

Aerztlicher Briefkasten.

Chemnitz. Ch. L. Ihr Söhnchen hat, trotz Ihrer gegentheiligen Versicherung, in mäßigem Grade an der englischen Krankheit gelitten, denn ohne die dieser Krankheit eigenthümliche Knochenweichheit, welche durch eine verminderte und verhinderte Ablagerung von phosphorsaurem Kalk in die Knochensubstanz zustande kommt, können keine Säbelbeine entstehen. Ist die Krümmung nur mäßig, so verliert sie sich bei fortschreitendem Wachsthum von selbst; andernfalls aber würden wir Ihnen doch rathen, Schienen anlegen zu lassen, durch welche gleichzeitig den Untergliedern ein Theil der Körperlast beim Gehen und Stehen abgenommen wird. Außerdem verabreichen Sie dem Kinde täglich zweimal auf eine große Tasse Milch einen Eßlöffel voll Kalkwasser. Letzteres wird in der Weise bereitet, daß man 10 Gramm ungelöschten Kalk in 16 Flaschen Brunnenwasser löst und dasselbe, nach Abschöpfung des Unreinen, auf Flaschen gefüllt und verkorkt hinstellt.

Berlin. F. M. Das Curella'sche Brustpulver ist allerdings mitunter ein ganz zweckmäßiges Mittel gegen Hämorrhoidalbeschwerden. Ob es hilft, das muß Sache des Versuches in jedem Einzelfalle sein. Man nimmt morgens einen gehäuften Theelöffel voll und trinkt einige Gläser Wasser hinterher.

Luzern. M. Die Epilepsie gehört zu den schwerer heilbaren Krankheiten und ist in dem vorliegenden Falle, wo die geistigen Fähigkeiten zu leiden beginnen und sich Gedächtnißschwäche eingestellt hat, jedenfalls unheilbar.

Hamburg. F. A. Wenn Sie aufregende Getränke, wie Thee, Kaffee, Spirituosen 2c. vermeiden und sich in geregelter Weise körperlich und geistig beschäftigen, namentlich aber Ihre Phantasie nicht einseitig aufregen und nicht zu lange wach im Bette liegen, so glauben wir, daß Sie jener üblen Gewohnheit, welche Geist und Körper ruinirt, mit der Zeit Herr werden können.

Die übrigen, bis zum 10. April eingegangenen Briefe wurden direkt beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. R. Sp. Sie wünschen, „bis Ende dieses Monats ein Gedicht, welches sich auf den dreißigsten Hochzeitstag meiner Eltern beziehen würde, unter Redaktionskorrespondenz übermittelt“ zn erhalten? Dergleichen gütige Bestellungen können wir nach Wunsch nur effektuiren, wenn genaue Angaben über die Länge des ganzen Gedichts und der einzelnen Verse, in Metern und Centimetern, sowie über Versmaß und Melodie, falls das Poem auch gesungen werden, endlich über den Inhalt und dessen Stimmung, ob ernst, sentimental, heiter 2c. beigefügt würden. Wenn Sie das gethan hätten, würde es uns ein unaussprechliches Vergnügen machen, einen kleinen Theil unsrer freien Zeit auf eine so nützliche Beschäftigung zu verwenden. Kommen Sie gefälligst wieder. — G. Bn. Räthsel, deren Auflösung nichts weiter, als Namen eines oder mehrerer lebenden Sozialisten oder sonst politisch bekannter Persönlichkeiten, enthalten, können wir fortan nicht verwenden. Als Lösungsthemata für Silbenräthsel u. dgl. sind Sinnsprüche, geflügelte Worte 2c. vorzuziehen.

Zürich. Dr. St. Derartige feuilletonistische Plaudereien erscheinen uns für die „N. W.“ nicht geeignet. — C. Sti. Ihren Wunsch bezüglich der Reproduktion jener Porträts werden wir baldmöglichst zu erfüllen suchen. — Rob. S. Dank für frdl. Auskunft.

Hamburg. Maurer M. R. Das Projekt des Demmler'schen Reichstagshauses ist nicht zur Ausführung gekommen und wird nicht dazu gelangen. Ueberhaupt ist der Bau eines neuen Reichstagsgebäudes noch in weitem Felde.

Regensburg. Ein Abonnent. Ueber das sogenannte „Gesetz der Schwere“ und die „allgemeine Anziehungskraft“, die nichts weiter als eine Fiktion, ein Kind menschlicher Phantasie und Denkbequemlichkeit ist, wird Ihnen ein naturwissenschaftlicher Artikel in einer der nächsten Nummern ausführliche und sehr klare Auskunft geben.

Winzig. Frl. Clara P. Ihre Gedichte zeigen Gefühl und ein gewisses Formtalent, sind aber für die „N. W.“ nicht bedeutend genug. Bemühen Sie Sich, Ihren geistigen Gesichtskreis durch belehrende Lektüre recht zu erweitern.

Pyrbaum. Y. Es war im Jahre 1134, als die Stadt Altenburg von dem pleißnischen Grafen Radebold an den Kaiser verkauft wurde. Der Preis betrug 500 Mark, d. h. 500 halbe Pfund Silber. Seitdem saßen in Altenburg kaiserliche Burggrafen.

London. T. St. Der Redakteur der „N. W.“ ist noch nie in England gewesen, und im Jahre 1842, wo Sie ihn kennen gelernt zu haben meinen, war er noch garnicht geboren. Indessen verhindert ihn der Irrthum nicht, Ihre freundlichen Grüße freundlich zu erwidern.

Luzern. Maler L. M. Wir halten auch für besser, wenn sich Ihr Freund auf weitausschauende Abmachungen bezüglich der Ueberfahrt nach Amerika nicht einläßt. Im übrigen würden Ihnen hamburger Sozialisten, z. B. Herr A. Geib, Rödingsmarkt 12, eingehendere und zuverlässigste Auskunft zu geben im Stande und bereit sein.

Halberstadt. A. L. Haben Sie keine Angst: Ihr Gedicht kommt nicht in den Briefkasten und ausgelacht haben wir Sie auch nicht, als wir es lasen. Es zeigt, daß Sie nicht arm an Gedanken sind und nicht ungewandt im Ausdruck; es ist sogar von einer deutlichen Spur poetischen Talents durchzogen. Das Gefühl für Schönheit und Korrektheit im Ausdruck und in den Gedanken ist jedoch noch nicht zur genüge ausgebildet.

Köln. Frl. A. T. Ihre Mutter will's nicht leiden, daß Sie die „N. W.“ lesen? Wir haben uns vergeblich den Kopf zerbrochen, was wir mit einer solchen Mutter anfangen sollen.

Leipzig. E. A. Ihre Vermuthung, daß wir Herrn Christoph Wild, den Verfasser des Artikels über die „Neue Welt“ im Feuilleton der „Magdeburger Zeitung“ vom 9. April d. J. gekauft hätten, thut uns und dem uns nur noch durch ein recht mäßig werthvolles Broschürchen „Ueber und wider die Sozialdemokratie“ bekannten Herrn Wild bitteres Unrecht. Letzterer ist auch schwerlich, wie Sie „wenigstens“ annehmen, ein „verkappter Sozialist, der unter dem Vorgeben, den Sozialismus zu bekämpfen, in kecker Weise für denselben die Reklametrommel rührt“ — — bewahre! Wir halten den Herrn vielmehr für eine grundehrliche Haut, die sich allen Ernstes einbildet, der „N. W.“ zu schaden, wenn sie zeigt, daß die „N. W.“ allem, was über die Volksmassen um eines hohlen Hauptes Länge emporragt, den erschlichenen oder ertrotzten Mantel der Erhabenheit schonungslos herabreißt. Die Hoffnung des Hrn. Wild, daß die „N. W.“, diese „zarte Pflanze“, die die „Glut der politischen Atmosphäre“, in die sie sich mit ihren überallhin verstreuten „tendenziösen Brocken“ und „gehässigen Notizen“ leichtsinnig begibt, nicht vertragen, sondern darin, wie „eine Motte im Licht“, ein trauriges Ende nehmen wird, diese frohe Hoffnung wird leider schmählich zu schanden werden.

Schalksmühle. L. M. Ihre Gedichte verrathen nicht unerhebliches Talent. Besonders das „An meine Mutter“ dürfte zu verwenden sein.

Berlin. O. W. War es Laune des Zufalls oder Selbsterkenntniß, die Sie einen Dichternamen wählen ließ, der mit O. W. beginnt? Sie haben uns viel eingesendet: einen Roman, zwei Novellen, ein Epos und 12 lyrische Gedichte, aber alles — — O—W!! — Ed. M. Sie meinen, die „N. W.“ sei „ein Theil von jenem Geist, der im Finstern schleicht und das Licht der Tugend löschet, anstatt es zu entzünden“. So?? Entschuldigen Sie gütigst, sind Sie der Bruder Miericke oder der Hofprediger Stöcker? — K. Ihre Mittheilung, daß sich auf Grund der Anleitung zum Schachspiel in der „N. W.“ ein „zwölfköpfiger Schachklub“ in Ihrem Bekanntenkreise gebildet hat, ist uns sehr erfreulich. Hätten Sie eher ein Lebenszeichen von Sich gegeben, so wären die Schmerzen, mit denen Sie auf die Fortsetzung der Anleitung warten, längst vorüber. Jetzt sollen Sie aber bald ausgelitten haben. Frdl. Gr.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 13. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 31. Jahrg. III   1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Frau von Larisch, die der Kontroverse mit gespanntem Interesse folgte, hielt es für angezeigt, zu interveniren, damit das Gespräch, auf mildere Formen zurückgeführt, weitergesponnen werden konnte. Sie sagte:

„Es frappirt mich einigermaßen, daß Martha so entschieden widerspricht, und ich bin geneigt, anzunehmen, daß sie im Rechte ist. Ich will Ihnen gewiß nicht zu nahe treten, Herr Rektor, ich fürchte aber beinahe auch, daß eine — natürlich vollauf berechtigte — politische Gegnerschaft Ihnen dabei einen kleinen Streich gespielt hat. Wenn eine Frau, die sich der vollsten Unparteilichkeit rühmen darf, dagegen reagirt, so dürfen Sie ihr das nicht übelnehmen."

Der Rektor hielt es für angezeigt, die ihm auf den Lippen schwebende ironische Frage nach dem Namen des Gewährsmanns, auf den Martha sich berief und der ihr soviel Vertrauen einflößte, zu unterdrücken; er glaubte diesen Gewährsmann sehr genau zu kennen. Es schien ihm überdies, als habe er ein unfehlbares Mittel in den Händen, Martha ihre Parteilichkeit für Wolfgang bereuen zu lassen, und er erwiderte also, mit einem Lächeln, das er für sarkastisch hielt, das aber nur impertinent war:

„Ich bin weit davon entfernt, gnädige Frau, zu vergessen, daß meine Gegnerin eine Dame ist, und Damen pflegen bei Würdigung eines Mannes von Gesichtspunkten auszugehen, die für uns irrelevant sind, und Erwägungen Gehör zu geben, die wir nicht zu Rathe ziehen. Ich erlaube mir nur, an Fräulein Hoyer die Frage zu richten, ob sie auch damit einverstanden ist, daß Herr Hammer und ein ihm befreundeter Chemiker im Bildungsverein ganz offen und unverblümt den Materialismus und Atheismus predigen und bemüht sind, in diesen armen Menschen den Glauben ihrer Väter zu zerstören und zu verflüchtigen?"

„Lassen Sie meine Antwort eine indirekte sein. Ich würde etwas darum geben, diese Vorträge mit anhören und mir so die Antwort auf mancherlei Fragen holen zu können, die in mir aufgetaucht sind und die mich zuweilen förmlich gequält haben. Und wie kommt es, daß Sie plötzlich so besorgt um das Seelenheil jener Leute sind? Wenn ich mich recht erinnere, habe ich öfters Gelegenheit gehabt, aus Ihrem Munde recht freigeistige Aeußerungen zu hören, Aeußerungen, die grade nicht nach positiver Religion und orthodoxem Lutherthum klangen. Ist bei Ihnen eine Bekehrung eingetreten, Herr Rektor?"

„Gewiß nicht, ich stehe dem Protestantenverein ziemlich nahe und würde kaum zaudern, mich ihm anzuschließen, legte nicht die altehrwürdige Frömmigkeit unseres kaiserlichen Herrn jedem Patrioten eine gewisse Reserve auf. Uebrigens haben meine persönlichen Ansichten mit der Frage so gut wie nichts zu thun. Der gebildete Theil der Nation mag ja mit heimlichem Lächeln und einem Achselzucken auf den groben Köhlerglauben der Masse herabblicken, aber er soll sich hüten, sich öffentlich zu seiner freieren Auffassung zu bekennen, und es ist offenbarer Frevel, wenn er im Volke die religiösen Stützen untergräbt, wenn er es unternimmt, die Aufklärung, die sein Vorrecht ist, in die Tiefe zu tragen. Wissen Sie nicht, was unser unsterblicher Schiller gesagt hat:

‚Weh' denen, die den Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie leuchtet nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.'?"

Martha sah den Eifernden mit einem Blicke an, der ihm hätte verrathen können, daß er die Achtung dieses Mädchens nicht mehr besaß, wenn er sie je besessen. „Ich kenne Ihre Theorie der Aufklärung für die Spitzen, der Unwissenheit und des Aberglaubens für die Basis des Volks; sie ist weder neu noch originell; sie zu widerlegen, kann ich mich nicht entschließen, so zuwider ist sie mir. Ich habe meinen Schiller übrigens auch gelesen und entsinne mich einer Stelle, die wohl auch hierher paßt:

‚Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittre nicht.'"

„Aber, Fräulein, woher haben Sie diesen unpraktischen Radikalismus? Uebersehen Sie denn in Ihrer romantischen Schwärmerei ganz, daß man das Volk der Sozialdemokratie in die Arme treibt, wenn man ihm seinen Glauben nimmt; daß die Masse, wenn sie nicht mehr auf die ausgleichende und rächende Gerechtigkeit in einem irdisch gedachten Jenseits hoffen kann, nothwendig auf den Einfall kommt, sich lediglich mit den Zuständen hienieden zu beschäftigen? Das Volk muß etwas haben, woran es sich halten kann, und wir stürzen uns in die heillosesten und schrecklichsten Verwirrungen, wenn wir es nicht in dem kindlich-poetischen Bibelglauben zu erhalten suchen — seinem besten und schönsten Trost. Die Bildung und Aufklärung in ihren höchsten und reinsten Formen

kann eben nie Gemeingut werden, kann nie allen zutheil werden. Von der religiösen Ungläubigkeit zur Sozialdemokratie ist nur ein Schritt, und dieser Schritt ist hier leider bereits gethan worden. Herr Hammer ist natürlich zu klug, die Politik und die sozialen Fragen im Verein zu behandeln, er beschränkt sich auf Geschichte, Literatur und Naturwissenschaft, aber es hat sich neben dem Bildungsverein bereits ein sozialdemokratischer Arbeiterverein gebildet, und ich habe die moralische Ueberzeugung, daß Herr Hammer insgeheim den ersten Anstoß zu dieser verderblichen Gründung gegeben hat, daß er gewissermaßen der Taufpathe des jungen Vereins war und ihn unter der Hand mit Rath und That unterstützt."

Diesem Theil der Eröffnungen des Rektors gelang es, Frau von Larisch sowohl, als die muntere Emmy nachdenklich und schwankend zu machen, und die erstere begnügte sich mit einem beinahe ein wenig kleinlauten:

„Es dürfte doch voreilig sein, sich bei einer so schweren Anschuldigung auf nichts zu stützen, als auf die eigne moralische Ueberzeugung und vielleicht, wenn's hoch kommt, auf einige vage Indizien."

Zu einer wesentlich verschiedenen Auffassung bekannte sich Martha, mit einer ruhigen Sicherheit, mit einer furchtlosen Entschiedenheit, die niemand von dem stillen, schüchternen, allezeit nachgiebigen und fügsamen Mädchen erwartet hatte.

„Und wenn nun Herr Hammer wirklich in näheren oder entfernteren Beziehungen zu jener Partei stünde, wenn er ihr mit ganzer Seele angehörte — was folgte daraus? Für mich nicht, daß ich fernerhin meine Ansichten über Herrn Hammer, sondern daß ich meine Ansichten über seine Partei zu ändern hätte. Ich würde nicht Herrn Hammer meine Achtung und Theilnahme entziehen, weil er zur Sozialdemokratie gehört, sondern ich würde die Sozialdemokratie achten und ihre Entwicklung mit Theilnahme verfolgen, weil Herr Hammer sich ihr angeschlossen hat. Ich habe kein Urtheil über die Partei, die ich bisher nur von ihren Feinden, und immer nur oberflächlich schildern hörte, wenn aber ein Mann von dem Charakter, dem Wissen, der Erfahrung und den Gemüthseigenschaften Herrn Hammers Sozialdemokrat ist, so kann die Sozialdemokratie unmöglich das sein, als was ich sie schildern hörte."

Fräulein Emmy sagte lebhaft: „Du hast gewiß recht, Martha; wenn ich jetzt Papas Ansichten habe, so werde ich ebenso gewiß späterhin die Ansichten meines Mannes zu den meinigen machen; ich glaube, das ist die Pflicht einer Frau und das ist selbstverständlich. Nicht wahr, Frau Rektor?"

Es fiel niemanden ein, die Konsequenzen zu ziehen, welche diese Parallele der Kleinen so nahe legte; der Rektor aber erwiderte mit seinem vollen Selbstbewußtsein und mit viel Aplomb:

„Das ist allerdings streng weiblich gedacht, meine Damen. Denken gnädige Frau ebenso?"

Leontine zauderte einen Moment, dann entgegnete sie: „Ich weiß nicht so recht, es ist aber möglich, wahrscheinlich sogar, daß ich mich ebenfalls den Ansichten meines Gatten akkomodiren würde, wie dies ja auch die Frau Rektor vorhin durch ihr Kopfnicken bejahte."

Der Rektor hatte seinen letzten Trumpf noch nicht ausgespielt. Er hob wieder an:

„Fräulein Hoyer wird sich vielleicht in der Praxis von ihrer Theorie lossagen, wenn sie erfahren hat, daß jeder Fortschritt jener — in meinen Augen — verdammenswerthen Partei eine direkte Schädigung ihrer Interessen ist."

Martha schüttelte energisch den Kopf. „Wohl kaum, Herr Rektor. Muß man der Wahrheit entgegen sein, sobald sie uns Schaden bringt? Das ist nicht sehr männlich gedacht."

„Sie erinnern sich zweifelsohne noch des Krawalls in diesem Frühjahr, bei welchem Herr Hammer eine noch nicht vollständig aufgeklärte Rolle spielte — eine sehr zweifelhafte, sehr bedenkliche Rolle sogar!?"

„Ich muß Ihnen nochmals widersprechen, Herr Rektor. Für mich ist diese Rolle eine vollständig aufgeklärte. Ein Zufall hat mir vor einigen Wochen die Kenntniß aller Nebenumstände verschafft und ich glaube, auch Sie würden nicht umhin können, wären Sie in die geheime Geschichte dieses Vormittags eingeweiht wie ich, das Benehmen des Herrn Hammer bei dieser Gelegenheit über jeden Tadel und über jeden Verdacht erhaben, wenn nicht gradezu bewunderungswürdig zu finden."

Sie hatte das „bewunderungswürdig" so betont, daß selbst der Rektor stutzig ward.

„Ich wäre begierig, diese gewiß höchst interessanten Nebenumstände kennen zu lernen, indessen kann ja dieser Punkt immerhin in der Schwebe gelassen werden. Vermuthlich steht Ihnen aber für ein anderes Vorkommniß, das in die Zeit Ihrer Abwesenheit fällt, keine derartige intimere Kenntniß zur Seite. Oder hat Ihnen der Herr Kommerzienrath von dem Streik erzählt, der vor etwa sechs Wochen ganz unvorhergesehen in der Fabrik zum Ausbruch kam?"

Es gehörte nicht zu den Gewohnheiten des Kommerzienraths, seine Damen mit geschäftlichen Vorkommnissen zu unterhalten: die Thatsache war ihnen vollständig neu. Der Rektor erzählte denn, mit schlecht verhehlter Schadenfreude jedes Wort zu einem Pfeil für Martha zuspitzend:

„Denken Sie sich also, die Arbeiter, die seit dem Krawall eine fast unheimliche Ruhe beobachtet hatten, traten plötzlich mit der Forderung einer Lohnerhöhung hervor und beriefen sich darauf, daß in allen Fabriken des Distrikts die Löhne in der letzten Zeit erhöht worden seien, nur bei ihnen nicht."

„Und war dem in Wirklichkeit so?" warf Martha dazwischen.

„Ich bin darüber nicht genau informirt, ich denke aber, es war so; doch —"

„Kein ‚doch', Herr Rektor! Schlimm genug übrigens, wenn dann die Leute erst haben f o r d e r n müssen.

„Aber, Fräulein Hoyer, man wird ihnen doch nicht freiwillig mehr geben! Das kann doch nur Ihr Scherz sein? In Wirklichkeit hat der Herr Kommerzienrath die verlangte Lohnerhöhung verweigert, um nicht durch Nachgiebigkeit zu Wiederholungen aufzumuntern, und so kam der Streik zum Ausbruch. Herr Reischach konnte es auf einen längeren Ausstand nicht ankommen lassen, auf ein paar Tage kam es jedoch nicht an, und wenn dann nur etwa der dritte Theil der Leute muthlos ward und zurückkam, konnte er die Lücken durch von andern Orten herbeigezogene Kräfte nothdürftig ausfüllen, seine Lieferungskontrakte innehalten und es ruhig abwarten, bis die Noth die Streikenden mürbe und windelweich gemacht hatte. In der That kamen schon nach ein paar Tagen einzeln und in Trupps ältere, verheirathete Leute und meldeten sich zur Wiederaufnahme der Arbeit, und der Plan des Herrn Kommerzienraths würde vollständig geglückt sein, wenn nicht plötzlich die bittend und demüthig Wiedergekommenen die Arbeit nochmals eingestellt hätten und zwar Mann für Mann. Alle Vorstellungen und Versprechungen des Herrn Kommerzienraths waren vergebens, er predigte tauben Ohren, und aus mancherlei Andeutungen ging hervor, daß die Arbeiter wußten, in welcher Nothlage er sich befand und daß er bei einer Fortdauer des Streiks in einer Woche mehr verloren hätte, als die Lohnerhöhung in einem Monat austrug. Die Arbeiter, mit denen er verhandelte, zuckten zu allen seinen Versicherungen mit ungläubigem, spöttischen Lächeln die Achseln, und es ist kaum ein Zweifel, daß ihnen von einem Eingeweihten, dessen Versicherung ihnen eine hinreichende Bürgschaft war, verrathen worden ist, in welcher Lage sich der Herr Kommerzienrath befand und daß ihm garnichts weiter übrig blieb, als nachzugeben. W e r diesen schimpflichen Verrath begangen hat, darüber kann man zur Zeit nur Vermuthungen haben, aber diese Vermuthungen stützen sich auf so mancherlei Indizien, und es ist bereits eine Fährte aufgefunden, die uns das schlaue, scheue Wild schließlich doch in's Garn liefern wird. Mit etwas Zähigkeit und Geduld kommt man immer an's Ziel und braucht noch nicht einmal auf glückliche Zufälle zu hoffen. Ich kann Ihnen nur soviel sagen, daß Herr Weinlich und ich ein und dieselbe Vermuthung hegen, und Herr Weinlich ist ein feiner Menschenkenner und hat Gelegenheit, Tag für Tag Beobachtungen anzustellen, und zwar auch außerhalb des Comptoirs und außerhalb der Stadt."

„Womit Sie jedenfalls andeuten wollen, daß das scheue, schlaue Wild Herr Hammer ist und daß sich Spione finden, die ihm nachschleichen, um zu ermitteln, ob er mit jemanden von den Arbeitern einen geheimen Verkehr unterhält, Spione, die sich ihres — eigenthümlichen Handwerks nicht einmal schämen? In der That, Herr Rektor, ich muß Ihnen zu lebhaftem Danke verbunden sein für die hohe Meinung, die Sie von mir hegen, indem Sie glauben, daß auch ich diesem Komplott Gelingen wünsche. Wodurch habe ich Ihnen je Veranlassung gegeben, mich so — hoch zu stellen und zu wähnen, daß ich solche Intriguen billigen könnte, mögen sie nun gerichtet sein gegen wen sie wollen?"

Diesmal gerieth selbst der Rektor in Verwirrung, er fühlte, wie ihm eine brennende Röthe in die Wangen stieg, und er erkannte, daß er sich zu weit hatte fortreißen lassen und seine

Karten unvorsichtigerweise offengelegt hatte. Er stotterte in arger Verlegenheit:

„Sie nehmen die Sache entschieden zu tragisch, Fräulein Hoyer, so böse, als Sie glauben, ist es ja garnicht gemeint. Und dann dachte ich, Sie würden nicht so ganz gleichgiltig gegen eine Unterstützung der Prätensionen der Arbeiter sein und berücksichtigen, daß jede Lohnerhöhung den Geschäftsertrag, an dem Sie ja Ihren Antheil haben, erheblich schmälern muß.“

„Ich muß Ihnen dankbar dafür sein, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich gegen die Annahme zu verwahren, als sei ich zugänglich für solche Erwägungen. Ich habe ja keinen Einfluß auf die Leitung des Geschäfts, würde ich jedoch in solchen Fällen befragt, so können Sie sicher sein, daß ich stets und prinzipiell für die Bewilligung von Lohnerhöhungen sein würde; es ist hart und beschämend genug für mich, daß ich erst durch solche Vorkommnisse zum Nachdenken über diese Dinge komme.“

Frau von Larisch, die gleich Emmy alle Phasen des eigenthümlichen Duells mit Spannung verfolgt hatte (Frau Storck, die ihren Gatten blind bewunderte und es garnicht fassen konnte, daß jemand — und obendrein eine Dame — den Muth hatte, ihm zu widersprechen, hatte in sprachlosem Staunen dagesessen und sich den Angstschweiß von der Stirn getrocknet, da sie, privaten Erfahrungen zufolge, jeden Augenblick einen Ausbruch rücksichtslosen Zorns von ihrem Eheherrn erwarten mußte), brachte das Gespräch durch eine Frage an den Rektor mit der Gewandtheit der Weltdame auf einen andern, minder gefährlichen Gegenstand, und der Rektor war ihr dankbar dafür, denn er war mit seinem Latein zu Ende. Eine gewisse peinliche Verstimmung war aber doch nicht zu beseitigen, das Gespräch schleppte sich nur mühsam weiter und man empfand es allseitig als eine Erleichterung, als der eitle Schulmonarch sich erhob und zum Aufbruch rüstete. Er hielt es für gerathen, Martha, die ihm in unverkennbar ablehnender Haltung gegenüberstand, wenn möglich zu begütigen, und so sagte er denn in fast schmeichelndem Tone:

„Ich hoffe, Fräulein Hoyer, die kleine Meinungsverschiedenheit, die heute zu meinem innigsten Leidwesen zwischen uns zutage getreten ist, wird nicht im Stande sein, mir Ihr Wohlwollen zu entziehen; ich würde dies unaussprechlich bedauern und hoffe auf eine nachsichtige Beurtheilung meiner Kühnheit, die vielleicht zu weit ging; hätte ich ahnen können, daß der Gegenstand unseres Gesprächs das Glück hat, von Ihnen so wohlwollend beurtheilt zu werden, so würde ich selbstverständlich unterlassen haben, meine vielleicht sehr irrigen Vermuthungen über denselben so unverhohlen zu äußern.“

„Es bedarf der Entschuldigung nicht, Herr Rektor; Sie haben mir, wenn auch unabsichtlich, einen namhaften Dienst geleistet, indem Sie mir Aufschluß über Verhältnisse gaben, die mich interessiren, die man aber beharrlich der Kenntniß der Frauen entzieht.“

Uebrigens hatte der Rektor, der sich auf dem Heimweg ziemlich heftige Vorwürfe über sein Ungeschick machte, niemanden durch seine Abbitte und den demüthigen Ton derselben getäuscht. Die Damen hatten sämmtlich das Gefühl, daß dieses hart an einen Wortwechsel streifende Gespräch dem unverkennbaren Haß des hochmüthigen Pädagogen nur neue Nahrung zugeführt habe, und daß Wolfgang die Folgen bald genug empfinden werde. Es hatte etwas wie Tücke und Bosheit in den Augen des sich aus sehr materiellen Rücksichten Demüthigenden gefunkelt, und für dergleichen Symptome ist das Auge einer Frau, namentlich dann, wenn ihre Sympathien und Antipathien in's Spiel kommen, wunderbar hellsichtig. Leontine sowohl als Emmy, wie wenig die letztere auch im Grunde von dem ganzen Streite begriffen hatte, hatten ganz insgeheim denselben Gedanken: „Er muß gewarnt werden, damit er sich durch Vorsicht schützen kann; der Rektor und Weinlich dürfen ihr Spiel nicht gewinnen. Aber wie?“ Martha's Entschiedenheit hatte ihnen imponirt und sie mit einer gewissen Bewunderung erfüllt, grade weil sie eines solchen offenen Frontmachens unfähig gewesen wären, aber würde Martha denselben klugen und praktischen Gedanken haben? Er kam ihr allerdings, aber nur, um mit einem stolzen Lächeln zurückgewiesen zu werden. Ihre Bewunderung Wolfgangs war eine viel zu tiefe und ächte, als daß sie sich mit der Idee, ihn zu warnen, vertragen hätte. Er stand ihr viel zu hoch, als daß sie hätte fürchten können, jenes edle Paar werde etwas gegen ihn ausrichten. Sie mochten ihr Schlimmstes, ihr Äußerstes thun, — war er ihnen nicht zehnfach überlegen, würde er nicht alle ihre Netze wie Spinnengewebe zerreißen, alle ihre Pläne durchkreuzen, auch ohne ihre Hülfe, auch ohne ihre Warnung? Er war keiner von den Männern, die eines so kleinlichen Beistandes von Frauenhand bedürfen, und sie zagte im voraus vor dem erstaunten, halb stolzen, halb mitleidigen Blick, mit dem er sie ansehen, vor dem beschämenden Lächeln, mit dem er ihr sagen würde: „Ich danke Ihnen, Sie haben es gut gemeint, aber die Warnung ist überflüssig. Glauben Sie, daß ich diese Intriguen nicht durchschaue und daß ich mit diesen Gegnern nicht ganz allein fertig werde?“ Und das war noch der günstigste Fall. Konnte er nicht in der Warnung, die sie ihm zukommen ließ, einen unzarten Annäherungsversuch sehen, der sie in seiner Achtung herabsetzte? Stand es doch ohnedies schon wie ein dunkles, banges Geheimniß zwischen ihnen, sollte sie nun auch noch mit eigner Hand den letzten Pfad verschütten und unwegsam machen, der ihn ihr vielleicht doch wieder zuführte? Sie vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, nein, sie *durfte* ihn nicht warnen wollen.

Es war eine seltsame Aufregung, die für den Rest des Abends die doppelt schweigsam Gewordene beherrschte. Was war nur über sie gekommen, was war in ihrem Innern vorgegangen, daß sie unter Verleugnung ihres eigensten Wesens für eine Stunde aus der zarten Schäferin Johanna zur geharnischten Jungfrau wurde, daß sie streiten gelernt und scharfe, ja bittre Accente gefunden hatte? Sie begriff sich selber nicht, und so wenig war sie daran gewöhnt, eine andere, als eine passive Energie zu entwickeln, daß die ungekannte Anstrengung und Erregung noch lange in ihr nachzitterte. Sie fühlte sich, als der unausbleibliche Rückschlag kam, der jeder starken Anspannung unserer Geisteskräfte zu folgen pflegt, ermattet und erschöpft, und es beschlich sie eine eigne Art von Traurigkeit, aber selbst diese Ermattung hatte etwas Süßes und Hand in Hand mit der Traurigkeit ging ein Gefühl von Glück, Stolz und Zufriedensein mit sich selbst, das sie um keinen Preis hätte hingeben mögen. Es war so unwahrscheinlich, daß Wolfgang je erfuhr, wie tapfer sie für ihn eingetreten war und aus *ihrem* Munde erfuhr er es gewiß nie, aber was kam darauf an? War es nicht genug, daß er, wäre er ungesehen Zeuge der Szene gewesen, ihr freundlich zugenickt und einen Blick voll ermunternder Zustimmung für sie gehabt hätte? Ihre Natur schrak vor Streit und Widerspruch zurück, das aber wußte sie, daß sie, wenn sie Wolfgang wiederum verunglimpfen hören sollte, keinen Moment zaudern würde, ganz ebenso für ihn einzutreten, gegen die ganze Welt, wenn es sein mußte. Nur das fragte sie sich noch, ob sie auch alles gethan habe, was sie Wolfgang schuldig war, ob sie den Rektor, den sie jetzt geradezu hassen zu können glaubte, auch nach Verdienst zurechtgewiesen habe. Und lange, lange noch lag sie in der Nacht, die diesem aufregenden Abend folgte, schlummerlos in den Kissen und legte die Hand vor die brennende Stirn und sann und sann.

(Fortsetzung folgt.)

Lied

von Victor Hugo — übersetzt von Theodor Curti.

Das Weibchen? Todt hingestreckt.
Das Männchen? Ein Kater leckt
Gierig sein warmes Blut.
Zum Nestchen auf der Zweige Rand,
Wer kehrt zurück? Niemand!
O, du arme, kleine Brut!

Man schleppte den Hirten fort,
Erschlug den Hund. Es sucht den Ort
Der Wolf und ersteigt den Damm.
Die Krippe, wo es Futter fand,
Wer hütet sie? Niemand!
O, du armes, kleines Lamm!

Der Vater deportirt! Im Spital
Die Mutter! Welche Qual!
Im Zimmer geht der Wind.
Die Wiege bewegt von lieber Hand,
Wer schaukelt sie? Niemand!
O, du armes, kleines Kind!



„Panem nostrum quotidianum da nobis hodie!“ Originalzeichnung von Grögler. (Seite 371.)

Immanuel Kant.

Von **A. Reichenbach.**

(Schluß.)

In der „Kritik der theoretischen (reinen) Vernunft" geht unser Philosoph näher auf die Gegenstände ein, mit denen sich der Menschengeist in seinen Untersuchungen und wichtigsten Denkprozessen beschäftigt. Dieser Gegenstände sind vorzugsweise drei, und zwar die Idee der menschlichen Seele, die Idee der Welt und die Idee Gottes. Die Lehre von der menschlichen Seele (Seelenlehre, Psychologie) erklärte und hielt bis dahin dieselbe für ein rein geistiges, also von aller Körperlichkeit freies, unzerstörbares, einheitliches, persönliches, vernunftbegabtes und unsterbliches Wesen. Alle die bisherigen, dahin zielenden Behauptungen erklärt Kant für falsch und erschlichen, die ganze Ansicht für unstichhaltig. Daraus, sagt er, daß ich in Gedanken mein Denken vom Körper trennen kann, folgt noch lange nicht, daß mein Denkvermögen auch in der That ohne meinen Körper fortdenken könne. Die ganze hergebrachte Seelenlehre ist daher unhaltbar und unannehmbar. Die Aufgabe der neuen Seelenlehre kann darum nicht sein, sich mit übernatürlichen und überschwänglichen Spekulationen abzugeben, sondern nur die Kenntniß unserer selbst und deren Anwendung zum praktischen Gebrauch zu fördern.



Linde zu Neuenstadt an der Linde. (Seite 371.)

Erscheint hier Kant als ziemlich entschieden in seinen Schlußfolgerungen und Aufstellungen, so ist er es weniger oder eigentlich garnicht in seiner Untersuchung über die Welt- oder kosmologische Idee. Hier zeigt er nur, daß sich zwischen der bisher für richtig gehaltenen Lehre von der Welt und den Ergebnissen des streng wissenschaftlichen Denkens unlösbare Widersprüche geltend machen. Er begnügt sich, diese Sätze und Gegensätze nebeneinander zu stellen, ohne sich für eine Weltanschauung bestimmt auszusprechen, vielmehr ist sein letzter Schluß daraus, daß der Streit ein nichtiger und nutzloser sei. Diese Unentschiedenheit in einer so wichtigen Untersuchung ist sehr zu beklagen und hat, wie wir gleich sehen werden, ihre nachtheiligen Folgen nach sich gezogen.

Was nun die Gottesidee betrifft, so weist Kant einfach und schlagend nach, daß alle bisher aufgestellten und für die Basis der Theologie wie der sogenannten positiven Religionen gehaltenen Beweise für das Dasein eines persönlichen, übernatürlichen Gottes nichts taugen, sondern theils auf falschen Voraussetzungen, theils auf falschen Schlüssen beruhen.

Die nachtheiligen Folgen von Kant's Unentschiedenheit in der Untersuchung der kosmologischen Idee zeigen sich in seinem zweiten Hauptwerk, nämlich der „Kritik der praktischen Vernunft". Hier handelt es sich um die Untersuchung der Sittlichkeitsfrage und Feststellung von deren Basis. Es ist ihm in dieser Schrift nicht möglich, sich vom Alten loszumachen. Wäre er in der kosmologischen Untersuchung konsequent weiter gegangen, bis er einen ganz neuen Standpunkt gewonnen gehabt hätte, so hätte dieses nur der monistische sein können und damit wäre auch eine ganz neue Basis für die Sittenlehre gewonnen worden. Das geschah nicht, und darum sieht Kant, dem die Sittlichkeit auch praktisch das höchste war, sich genöthigt zu erklären, daß ein persönlicher Gott und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zwar nicht bewiesen werden könnte und theoretisch auch nicht annehmbar seien, deren Annahme oder Glaube aber von der praktischen Vernunft zur Begründung der Sittlichkeit nothwendig gefordert werden müßte. — Ob der scharfe Kopf nicht mag eingesehen haben, daß auf diese Weise seine ganze Begründung der Sittlichkeit in der Luft schwebt? — Müssen wir uns in diesem Punkte ganz von ihm abwenden, so können wir aus gutem Grunde seinem aufgestellten obersten Grundsatz der praktischen Moral oder seinem sogenannten „kategorischen Imperativ" vollkommen beistimmen. Derselbe heißt: „Handle stets so, daß die Maxime deines Wollens und Handelns zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden kann, d. h. daß beim Versuche, die Maxime deines Handelns als

allgemein befolgtes Gesetz zu denken, kein Widerspruch herauskommt." Die „Kritik der Urtheilskraft" beschäftigt sich mit den Gesetzen über das Begehrungsvermögen, Lust, Unlust, Schönheitssinn, ästhetischer Geschmack u. a. Außer diesen Werken sind noch zu nennen seine Schrift über „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft", über „Anthropologie", „Metaphysik der Sitten", Logik und eine große Zahl kleinerer Schriften und Abhandlungen, theils moralphilosophischen, theils naturwissenschaftlichen Inhalts. Bemerkenswerth ist, daß Kant mit seinem logischen und mathematischen Wissen schon vieles voraus hatte, was die Erfahrungswissenschaft später als wirklich sich so verhaltend bestätigte.

Politisch war Kant prinzipieller Republikaner und anerkannte die Berechtigung der französischen Revolution. Seine politischen Grundsätze sprach er unumwunden aus in den beiden Abhandlungen: „Zum ewigen Weltfrieden" und „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Besonders verwerflich erklärte er die Politik vom sogenannten „europäischen Gleichgewicht". Selbst als man jene gewaltige Umwälzung in Frankreich der Verirrungen wegen, in die sie gerathen war, verurtheilen wollte, ließ er sich von seiner Ansicht nicht abwendig machen, daß dieser Sturm doch noch zum Segen der Menschheit gereichen und deren Entwicklung fördern werde.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen hatte er manche Unannehmlichkeit und Anfechtung zu bestehen, eine so geachtete Stellung er auch in der Gelehrtenwelt einnahm. Dieser König, der dem Cagliostro und anderen Betrügern Bewunderung zollte, erließ das berühmte „Wöllner'sche Religionsedikt", welches auch auf den Philosophen von Königsberg Anwendung fand und ihm unter Androhung schärferer Maßregeln jede Besprechung theologischer Folgen verbot. Kant versprach über diesen Gegenstand zu schweigen, solange der König lebe.

Immanuel Kant verfaßte seine Werke alle in deutscher Sprache, jedoch in einer nur schwer verständlichen Schreibweise. Als ihn einmal ein ehemaliger Schüler besuchte, frug er ihn, ob er auch seine Schriften lese. Dieser antwortete: „Ja, Herr Professor, aber ich habe dazu nicht genug Finger!" — Kant: „Wie so?" — Schüler: „Nun sehen Sie, wenn ich so einen großen, zusammengesetzten Satz von Ihnen angefangen habe, so setze ich immer da einen meiner Finger hin, wo wieder ein Zwischensatz anfängt, aber alle meine zehn Finger reichen nicht aus, um so einen ganzen Satz zu Ende zu bringen." — Kant gestand selbst ein, daß er die „Kritik der reinen Vernunft", welche eine Gedankenarbeit von wenigstens zwölf Jahren enthalte, in 4—5 Monaten niedergeschrieben habe, mit der größten Aufmerksamkeit auf den Inhalt, nicht aber auf die Art der Darstellung.

Was die Lebensweise Kant's antrifft, so war er ein durch und durch sittlicher Mensch. Sein ganzes Thun und Lassen war die getreueste Verwirklichung seiner sittlichen Grundsätze und Anschauungen. Außerdem werden noch besonders zwei hervorragende Charaktereigenschaften von ihm verzeichnet. Die eine ist sein unbesiegbares, sogar zu Entbehrungen bereites Bedürfniß nach Unabhängigkeit. Aus diesem Grunde legte er die Stelle als Unterbibliothekar nieder, hat er nie geheirathet und war das akademische Lehramt ihm so zusagend. Sodann herrschte in seinen Verrichtungen die größte Pünktlichkeit. Morgens früh 5 Uhr stand er auf, Abends 10 Uhr ging er zu Bett; täglich zur bestimmten Stunde, ja Minute machte er einen Spaziergang, aber allein, weil er während desselben nicht sprechen wollte. Man erzählt, daß Leute, an deren Wohnung er auf seinem Spaziergange regelmäßig vorüberzugehen pflegte, nach seinem pünktlichen Erscheinen ihre Uhr stellten. Nur die Lektüre des neu erschienenen Emile von J. J. Rousseau war im Stande, ihn einige Tage vom Spaziergange abzuhalten. Im Umgang zog er gebildete Bürgers- und Geschäftsleute den Gelehrten vor. So sehr er bereit war, um seiner persönlichen Freiheit willen Entbehrungen zu ertragen, liebte er eine gute Tafel und verstand es vortrefflich, dieselbe durch lebhafte und geistreiche Unterhaltung in die Länge zu ziehen. Gerne lud er Gäste zu sich ein, dieselben durften aber nie weniger als die Zahl der Grazien (drei) und nie mehr als die Zahl der Musen (neun) betragen. Für Kranke seiner Bekanntschaft zeigte er große Theilnahme, waren sie aber gestorben, so sprach er nie mehr von ihnen, sondern gab sich alle Mühe, sie zu vergessen. In den letzten siebzehn Jahren besaß er ein kleines Haus, in dem er still und einsam lebte. Seine sorgfältige Lebensweise ließ ihn ein Alter von beinahe 80 Jahren erreichen. Im Jahre 1797 entsagte er seinem Lehrstuhl. In seinem letzten Lebensjahre verließ ihn Verstand und Gedächtniß. Sein Körper schrumpfte mumienartig zusammen. Er starb am 12. Februar 1804.

Anziehungskraft oder Antrieb?

Sowie auf staatlichem Gebiet die charaktergebenden Einrichtungen und Grundsätze der Gegenwart noch stark durchsetzt sind mit den Rückständen vergangener Zeiten und gleichzeitig die Ansätze für künftige soziale Bildungen ihre Wurzeln treiben, so ist auch der Zustand im Reiche der Wissenschaft. Auch sie schleppt noch, und zwar theils bewußt, theils unbewußt, mancherlei unklare und irrthümliche Anschauungen längst überwundener Entwicklungsepochen mit sich herum. Hypothesen, die durch neuere Forschungen sich als unklar und nichtig erwiesen haben, werden doch mit Hartnäckigkeit festgehalten von vielen Gelehrten, die das Neue darum bekämpfen, weil sie schon Bücher in anderem Sinne geschrieben haben. Auch ist der Geistesmuth, eine Idee bis in ihre letzten Konsequenzen fortzudenken, noch immer viel seltener, als der rohe physische, der gegen feindliche Granaten anstürmt.

So wurde Liebig wüthend bekämpft, als er seine große Theorie der Bodenerschöpfung und der Pflanzenernährung durch anorganische (mineralische) Stoffe aufstellte, deren praktische Konsequenzen freilich zwar die Möglichkeit in Aussicht stellten, auf derselben Bodenfläche eines Kulturlandes Nahrungsstoffe für millionen mehr Bewohner hervorzubringen, die aber gegen so manchen Professors liebgewordene Vorurtheile verstieß.

So geschah es, daß der Aufsatz, in welchem zuerst der Gedanke der Erhaltung von Bewegung und Kraft ausgesprochen wurde, von dem größten für derartige Veröffentlichungen bestimmten wissenschaftlichen Journal nicht angenommen ward, eine zweite Arbeit über dasselbe Thema von einem, von dem ersten unabhängigen, Forscher dasselbe Schicksal erfuhr und beide wohl ein Jahrzehnt unbeachtet blieben, bis der Theorie endlich von England her in ihrem Entstehungsland Deutschland Eingang verschafft wurde. Schließlich ward ihr zuerst neben den alten Hypothesen ein Platz gegönnt, ohne daß man oft den Widerspruch beachtete, in dem sie zu ihnen stand; die neuen Beziehungen, die sie eröffnete, wurden mit verdroßenem Stillschweigen aufgenommen, gerade wegen ihrer Klarheit — ohne Widerlegung, da man gegen eine in sich so begründete, mit allen bekannten Erscheinungen so im Einklang stehende Ansicht mit Erfolg nicht aufzukommen voraussah.

Nachdem der denkende Bruchtheil der Menschen den ganz unwissenschaftlichen und kindlichen Gläubigkeitsstandpunkt — da man meinte, jedes Ding sei so, wie es sei, weil eine „übernatürliche" Macht so gewollt habe — überwunden hatte, und man die Erscheinungen zwar schon zergliederte in ihre Einzelheiten, ohne doch den Zusammenhang viel zu beobachten, glaubte man dieselben schon damit erklärt zu haben, daß man zur Bezeichnung des Vorgangs ein Wort unterschob, das man dann die Ursache nannte; während man sich um das, was der zu erklärenden Erscheinung voranging und folgte, durchaus nicht kümmerte. Der saure Geschmack eines Stoffes sollte danach von einem Gehalt an allgemeinem „Säurestoff" herrühren, die ätzenden Eigenschaften eines anderen von darin enthaltenem „Aetzstoff"; das Thier bewegte sich, weil es „Lebenskraft" besäße!

Wir belächeln das jetzt; gehört denn aber die noch gang und gäbe „Erklärung": der in die Höhe geworfene Stein fällt zur Erde — weil er schwer ist, in eine andere Kategorie? Was ist denn Schwere? als ein Wort für die beobachtete Thatsache, daß unter gewissen Umständen zwei Körper sich einander nähern, d. i. der eine gegen den andern fällt! oder daß ein Körper Druck oder Zug gegen ein Hinderniß ausübt, d. i. zu fallen strebt!

Oder ist das eine Erklärung, wenn im Sinne unsrer Schulbücher noch hinzugefügt wird: alle Körper ziehen sich gegenseitig an, und der Fall kleinerer Massen gegen die Oberfläche der Erde ist nur eine Einzelerscheinung dieses großen, allgemeinen Gesetzes,

das der unsterbliche Newton ganz klar und mathematisch bewiesen hat? Mit Verlaub zunächst: daß sich die Körper anziehen, hat er nie beweisen wollen, wie wir bald sehen werden. Er hat nichts andres gethan, als einen mathematischen Ausdruck für die unbestreitbaren Thatsachen aufgestellt, daß für die Bewegungen der Himmelskörper ein im geraden Verhältniß ihrer Massen zu- und im Verhältniß des Quadrates ihrer Entfernungen abnehmendes Bestreben, sich einander zu nähern, vorausgesetzt werden muß*).

Wenn der Ausdruck „Anziehung" uns die physische Ursache dieser Annäherungserscheinungen oder -Bestrebungen geben soll, so müssen wir doch fragen: durch welchen Vorgang können zwei, millionen Meilen von einander entfernte, Körper gegenseitig einen Zug ausüben? Zwar ist das Wort, das bei fehlenden Begriffen sich stets zur rechten Zeit einstellen soll, auch in diesem Fall prompt herbeigeschafft worden: „Fernewirkung" soll die in unendlicher Weite und Leere gähnende Kluft überbrücken, uns darüber hinwegtäuschen! Aber, was wir sonst „Zug" nennen, ist doch ganz etwas anderes; er wird durch einen kohärenten Körper (Strick, Kette) vermittelt. Zwischen den Himmelskörpern jedoch befinden sich nur Gase (Luft, Aether), deren Eigenschaften bekanntlich nicht derart sind, um als festes, unzerreißbares Band die Himmelskörper verbinden oder gar ziehen zu können.

Mit einer massiven Stange kann man sowohl Zug, als Druck ausüben, und ein durch sie bewegter Körper kann mit derselben Geschwindigkeit und in derselben Bahn seinen Ort verändern, gleichviel ob, wie bei Zug, die bewegende Kraft sich vorn, oder wie bei Druck, sich dieselbe hinter ihm befindet. Dies rohe Beispiel vermag vorläufig auch genügend zu erläutern, daß der mathematische Ausdruck für Geschwindigkeit und Bahn eines bewegten Körpers unanfechtbar richtig sein kann, ehe man noch von zwei für die Bewegung möglichen Ursachen die eine als wahre erkannt hat. Für ein Vorschreiten in der Naturerkenntniß ist es aber keineswegs gleichgiltig, ob man von zwei für eine Erscheinung möglichen Ursache diese oder jene setzt.

Daß die nach Newton fast zwei Jahrhunderte lang Glaubenssatz gebliebne Anziehungskraft für ihn selbst keineswegs ein solcher war, beweisen folgende Sätze aus dem Urtext seiner „Prinzipien der Naturlehre"; er sagt:

„Möchte es gestattet sein, die übrigen Erscheinungen der Natur (gleichwie die Bewegungen der Planeten, Kometen, des Mondes und des Meeres) auf dieselbe Weise aus mathematischen Prinzipien abzuleiten! Viele Beweggründe bringen mich zu der Vermuthung, daß diese Bewegungen alle von gewissen Kräften abhängen können. Durch diese werden die Theilchen der Körper nämlich, aus noch unbekannten Ursachen, entweder gegeneinander angetrieben und hängen alsdann als reguläre Körper zusammen, oder sie weichen von einander zurück und fliehen sich gegenseitig. Bisjetzt haben die Physiker es vergebens versucht, die Natur dieser unbekannten Kräfte zu erklären; ich hoffe jedoch, daß die hier aufgestellten Prinzipien entweder über diese, oder irgend eine richtigere Verfahrungsweise Licht verbreiten werden."

Ferner sagt Newton von der Bewegung kugelförmiger Körper:

„Die Benennung „Attraktion" (d. i. Anziehung) nehme ich hier allgemein für jeden Versuch der Körper, sich einander zu nähern, an; mag jener Versuch aus der Wirksamkeit entweder zueinander hinstrebender, oder vermittelst ausgeschickter Geister sich gegenseitig antreibender Körper entstehen, oder mag er aus der Wirkung eines Aethers, der Luft, oder irgend eines Mittels hervorgehen ...

„Es ist nicht bekannt, durch welche Bande, nach der Lehre der Alten, diese Planeten in den freien Räumen gehalten werden, indem sie, beständig abgezogen vom gradlinigen Wege, in eine reguläre Bahn getrieben werden ...

„Ich fahre fort, die Bewegungen von Körpern zu erklären, welche sich wechselseitig anziehen, indem ich die Centripetalkräfte als Anziehungen betrachte, obgleich sie vielleicht, wenn wir uns der Sprache der Physik bedienen wollen, richtiger Anstöße genannt werden müßten. Wir befinden uns nämlich jetzt auf dem Gebiete der Mathematik und und wir bedienen uns deshalb, indem wir physikalische Streitigkeiten fahren lassen, der uns vertrauten Benennung, damit wir von mathematischen Lesern um so leichter verstanden werden. Da die Planeten sich in krummen Bahnen bewegen, so muß nothwendig irgend eine Kraft da sein, durch deren wiederholte Wirksamkeit sie unaufhörlich von ihren Tangenten abgelenkt werden."

Bei unbefangener Lesung der angezogenen Stellen muß es uns gradezu räthselhaft erscheinen, wie unsre Schulweisheit dazu gelangen konnte, den physikalischen Glaubenssatz von der gegenseitigen Anziehung aller Körper zu formuliren und ihn dann noch Newton in die Schuhe zu schieben.

Mit derselben Bestimmtheit wird ferner heut noch gelehrt, daß der Sitz der anziehenden Kräfte in den Mittelpunkt jedes Körpers zu verlegen sei.

Newton bedient sich des Ausdrucks: „Die Centripetal-(Anziehungs-)kräfte sind nach der Sonne und nach jedem einzelnen Planeten gerichtet."

Wenn er sich eine Anziehungskraft im Mittelpunkt jedes Körpers gedacht hätte, so müßte man ihm folgerichtiges Denken abstreiten, da eine Kraft doch unmöglich ihren Sitz im innersten Punkt einer Kugel haben und zu gleicher Zeit von außen auf die Oberfläche dieser Kugel selbst gerichtet sein kann.

Wie schon erwähnt, hat also die Physik während zweier Jahrhunderte nichts derartiges gefunden, das im Stande gewesen, das alte Problem: Sitz und Wesen der Anziehung — in irgend einen haltbaren Begriff aufzulösen. Erst als mit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts das Zeitalter der Dampfmaschine begonnen hatte, und man natürlicherweise allen Vorgängen in denselben die genaueste Beobachtung widmete, als Carnot den Satz aufgestellt hatte, daß „Wärme zu Bewegung (würde besser heißen „Arbeit") benutzt werden könne, wenn sie von wärmeren auf kühlere Körper übergehe," und dieser Satz dann später in das allgemeine Grundgesetz „der Erhaltung von Bewegung und Kraft" Aufnahme gefunden hatte: erst dann konnten die Forschungen über die sogenannte Anziehung mit Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden.

Durch physikalische Erforschung der Wärmewirkung auf die Materie im Weltenraume gelangten namhafte Naturforscher endlich zu haltbaren Ansichten über die physikalischen Erscheinungen der „Anziehung". Wegen ihrer hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiet sind C. Matencci (Teoria Dinamica del calore), A. Anderssohn, P. A. Secchi (L'unité des forces physiques) und Pliny E. Chase (in Philadelphia, Vorträge über kosmische Thermodynamik, d. h. Wärmebewegung) besonders hervorzuheben.

Nach langjährigem Studium — nicht durch theoretische Spekulation, sondern auf dem allein zuverlässigen Wege auf Versuche bauender und fortschreitender Erfahrung gelangte A. Anderssohn in Breslau zur Aufstellung einer auf die Wärmestrahlung durch den Weltäther gegründeten Theorie. Derselbe erklärt:

„Nunmehr vermag ich, überzeugt von der Nichtexistenz jeder anziehenden Thätigkeit in der Natur, die Anziehung selbst nur als ein Phantom, eine Begriffstäuschung, keineswegs aber als positive Wirkung zu bezeichnen."

Dagegen stellt er für die Bewegung der Himmelskörper folgende Sätze auf:

„Die Bewegungsveranlassung aller Körper im Universum läßt sich zurückführen auf die Wärme, welche von verschiedenen Richtungen aus dem All, mit Plus- oder Minusdruck (d. h. Ausschluß oder Beschränkung des Drucks) einen nachweisbaren Impuls (Antrieb) darbietet.

„Die Wärmebewegung vollzieht sich von allen Sternen ausstrahlend, auf dem Wege der Undulation (Wellenschwingung) durch den Aether hindurch und wird, indem sie auf diese Weise aus weiter Ferne her bis auf die Oberfläche kühlerer Kugeln gelangt, daselbst in mechanische Arbeitsleistung verschiedener Art umgesetzt.

„Da nun jede verdichtete Masse als Arbeitsprodukt zu betrachten ist, und geleistete Arbeit sich wiederum in Wärme zurück verwandeln läßt, so verhalten sich die kugelförmigen Massen als materielle und wirksame Wärmequellen unter einander direkt proportional ihren Massen und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernungen expandirend, wodurch das Angetriebenwerden kleinerer Körper von außen her, an die Oberfläche der größeren Himmelskugeln, sowie die endlos rotirende Bewegung aller umeinander, erfolgen muß."

Dieser letzte Theil der Theorie ist nur Umformung des Newton'schen Gravitationsgesetzes im Sinne der nun erkannten Ursache

*) Nehmen wir als Beispiel das Verhältniß von Erde und Mond, so ist nach Newtons Gesetz das Annäherungsbestreben des Mondes gegen die 54 mal größere Erde das 54fache dessen, mit dem die Erde gegen den Mond angetrieben werden würde, wenn nicht diese scheinbare Anziehung durch eine Bewegung, senkrecht auf die Verbindungslinie beider Körper gerichtet, ausgeglichen würde. Wäre ferner die Entfernung von Erde und Mond die zweifache der wirklichen, so würde ihr Annäherungsbestreben nur noch den vierten, in dreifacher Entfernung nur noch den neunten Theil des wirklichen betragen.

desselben. Zum Verständniß dieser neuen Theorie mögen folgende Erläuterungen dienen. Eine anschauliche Idee läßt sich vorerst schon gewinnen aus der Beschreibung des ursprünglichen Versuchs, welchen Anderssohn zum Beweis der Gravitationsmechanik unsres Sonnensystems anstellte.

Derselbe brachte im Mittelpunkt des Fußbodens eines kreisrunden Gartentempels, der bis zu einer gewissen Höhe ringsum ausgemauert war, ein sogenanntes Reaktionswasserrad an. Indem sich dasselbe dreht, wirft es Wasserstrahlen aus, die auf den umschließenden Mauerkreis nicht senkrecht (auf die Tangenten), sondern schräg, unter spitzem Winkel treffen; der Leser kann sich Bewegung und Strahlen wie bei den, „Sonnen" genannten Feuerwerkskörpern vorstellen. Rings an dem Umkreis des Tempels ist ein Wasserrohr mit einer großen Anzahl Durchbohrungen angebracht, die Wasserstrahlen, nach dem Mittelpunkt des Kreises gerichtet, aussenden. Wird nun auf die Wasserfläche eine schwimmende Kugel gesetzt, so treffen auf die eine Hälfte der Oberfläche derselben vom Mittelpunkt der Kreisfläche herrührende Strahlen bewegten Wassers, gleichzeitig aber auch dergleichen auf die andere Hälfte, die vom Umkreis herkommend nach der Mitte gerichtet sind.

Die willenlose Kugel nimmt dadurch sowohl eine rotirende Bewegung um ihre eigne Axe, als auch in gewisser Entfernung zwischen dem Mittelpunkt und dem Umkreis eine gleichförmige Umlaufsbahn um das Centrum an.

Selbst Störungen im Laufe dieser einen Kugel durch Annäherung an eine vorübergehende zweite, was wie Anziehung aussieht, können durch diesen Versuch praktisch erwiesen werden. Ebenso vollzieht sich eine Ellipsenbahn, wie sie Kepler für die Planeten nachwies, wenn die mittlere Kraftquelle etwas nach dem Umfang zu verrückt wurde.

Dieser Versuch, bei dem doch unleugbar nur zwei in entgegengesetzter Richtung abstoßend wirkende Kraftquellen thätig sind, entspricht aber ganz gut den im Himmelsraume obwaltenden Bedingungen. Es würde das Reaktionsrad die Sonne, die schwimmende Kugel die Erde, das kreisförmige Wasserrohr jedoch die Unendlichkeit der im Weltraume unsern Planeten umgebenden Fixsterne und deren Wirkung vorstellen.

Wenn alte Kulturvölker die ihnen auffälligste Naturmacht, die Sonne, als den Inbegriff alles Guten, als Spenderin von Licht, Wärme und Leben göttlich verehrten, so müssen wir ihrer zwar beschränkten, doch durchaus naturgemäßen Anschauungsweise viel größere Achtung zollen, als der gegensätzlichen unsrer „übernatürlichen" Weisheitsmonopolisten, welche die freilich darüber erhabnen Naturkräfte schmähen und die edelste Beschäftigung, ihr Erforschen und Erkennen, als „gemein" bezeichnen. Glücklicherweise hat die Vernunft immer ein Reich für sich behauptet und die modernen Kulturvölker haben auch das Sonnenlicht eifrig weiter erforscht, in seine Bestandtheile zerlegt und die strahlende Wärme gemessen, welche täglich der Erde von dort zuströmt und Arbeit verrichtet. Aber während noch Newton sein Gesetz mit Bestimmtheit nur als für unser Sonnen- und Planetensystem giltig hinzustellen wagte, sehen wir jetzt ganz bestimmt keinen Grund dagegen sprechen, den bekannten Satz, daß alle Himmelskörper im geraden Verhältniß ihrer Massen, sowie im umgekehrten des Quadrates ihrer Entfernungen gegen einander angetrieben werden, als für das ganze unbegrenzte Weltall richtig anzusehen. Auch der Gedanke, daß, wie die unsrige, alle übrigen Sonnen im uferlosen All, alle selbstleuchtenden Sterne, wirken, daß sie vermöge ihrer ausstrahlenden Wärme im All Arbeit verrichten, Bewegung erzeugen, die durch Rechnung nachweisbar zu machen ist: dieser Gedanke ist zwar neu, liegt uns aber jetzt sehr nahe.

In den verschiedensten Entfernungen umgeben uns millionen Sonnen, die über die nördliche, wie südliche Hälfte der Planetenbahnen vertheilt sind; der Sternring der Milchstraße umfaßt wie ein Gürtel die gewölbte Fläche, worauf gleichsam die Planeten unsre Sonne umkreisen.

Dürften wir nun bei der Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit der Theile des Weltganzen bei den Bewegungsgesetzen eines Sonnensystems die ungeheure Mehrheit der übrigen Sonnen in ihrer Gesammtwirkung außer Acht lassen?

Wenn das menschliche Auge von dem Dasein jedes noch sichtbaren kleinsten Fixsternes den Beweis durch einen kleinen Druck auf die Netzhaut empfängt, so stellt jeder solche Strahl auch mechanisch eine, wenn auch noch so kleine Größe dar; und wenn dieselbe auch für den Quadratmillimeter nur den hundertmillionsten Theil eines Grammes ausmacht, so kommt durch die Multiplikation dieser Fläche mit dem Flächeninhalt der Halbkugel der Erde ein großes Gewicht, ein bedeutender Druck als Resultat heraus.

Müssen wir jedem Stern, je nach seiner Entfernung, einen entsprechenden Druck auf die Oberfläche der Erde zugestehen, so erhalten wir darin die gesuchten Centripetalkräfte, die von außen auf Sonne und Planeten gerichtet sind.

Wenn ferner, wie unbestritten, gleich dem Schall auf der Erde, auch die strahlende Wärme und das Licht für alle Entfernungen sich in ihrer Wirkung nach dem Quadrate jener abnehmend verhalten, so bedarf es bei der Thatsache, daß Sonne und Planeten von weit her kugelförmig eingeschlossen sind von einer Summe von Kräften, die nach der Oberfläche jedes einzelnen Körpers gerichtet sind, gar keiner neuen mathematischen Berechnung für Newton's Exempel, da überhaupt nichts seinen Annahmen und Voraussetzungen widerspricht.

Eine neuerdings als irrig erwiesene Annahme Newton's, die seine Rechnungen allerdings weder bedingt, und deren Gegentheil dieselben auch nicht ändert, ist die des absoluten Stillstandes der Sonne und der anderen Fixsterne. Aber gerade die Thatsache, daß die Sonne selbst nicht feststeht, sondern gleichfalls sowohl eine Drehung um sich selbst, als auch eine, wenn auch relativ kleine spiralförmige Ringbahn beschreibt, fügt sich auf's schönste in die neue Anschauung ein. Die in jedem Augenblick geschehende Veränderung der Richtung, welche der sphäroidale Antrieb von außen auf Sonne und Planeten ausübt, zugleich mit der Verspätung und Ablenkung, welche die Wärme- und Lichtstrahlen beim Durchgang durch den Aether (resp. Luft oder Atmosphäre) erfahren, wodurch ihr Weg zur krummen Linie gestaltet wird, machen es erweislich, daß der Antrieb für die Rundlaufbewegungen der Weltkörper nicht in zentraler, sondern in tangentialer Richtung geschieht und dadurch ein ewiges Kreisen dieser Körper um einander stattfinden muß, wie in der Wirklichkeit geschieht.

Diese in tangentialer Richtung stattfindende Uebertragung der Bewegung von seiten der Sonne auf unsre Erde ist in dem oben beschriebenen Versuch Anderssohn's durch das schräg auf den Umkreis gerichtete Auswerfen bewegten Wassers durch das im Mittelpunkt befindliche Wasserrad richtig dargestellt.

Der Versuch hat also, um es nochmals übersichtlich zusammenzufassen, dargethan, daß:

1) ohne jegliche Art anziehender Kräfte der Kreislauf der Himmelskörper geschehen kann; 2) als Grundgesetz im Weltall die Gegenseitigkeit der Wirkung aller Himmelskörper herrscht; 3) das Heer der Sterne als Wirkung ausübend mit in Rechnung gezogen und nicht, wie bisher, als völlig wirkungslos angesehen werden muß.

Professor Chase brachte in einem seiner Vorträge, in denen dieser hervorragende Vertreter der kosmischen Physik Anderssohn's Lösung des Problems: „Sitz und Wesen der Anziehung" besprach, einen weiteren Beitrag, der sich der entwickelten Theorie beweisend einfügt.

Er entwickelt nämlich, daß die Geschwindigkeit, welche für alle Gravitationsbewegungen der Sonnensysteme zur Erklärung genügt, nahezu, wenn nicht exakt, identisch sei mit der Geschwindigkeit des Lichts. Die Rechnungsresultate zeigten bei dreien der zuverlässigsten Forscher ein Auseinandergehen von nur $^1/_3$ bis 1 Prozent; Verschiedenheiten, die innerhalb der erlaubten Fehlergrenzen bei derartig schwierigen Forschungen liegen.

Wenn wir nun also wissen, woher die Kräfte stammen, welche unsre Erde gleichmäßig schwebend halten und sie unveränderlich in ihrer bestimmten Bahn vorwärts treiben, so erübrigt uns noch, an ein paar Beispielen zu zeigen, wie auch Bewegungen, die wir als unsrer Erde speziell eigen anzusehen gewöhnt sind, mit den kosmischen Bewegungen zusammenhängen.

Wie die Magnetnadel anzeigt und Lamont direkt nachgewiesen hat, besteht auf der Erdoberfläche eine beständige elektrische Strömung; diesem stetigen Verbrauch an elektrischer Bewegung muß ein ebenso großer unerschöpflicher Ersatz entsprechen, dessen Quelle wir nur in der besprochenen kosmischen Bewegung suchen können.

Die regelmäßige, ganz kolossale Massenbewegung des Meeres, der Ebbe und Fluth, die uns bisher als das Werk der anziehenden Thätigkeit des Mondes „erklärt" wurde, müssen wir jetzt als von dem durch die Nähe des Mondes verursachten Minusdruck (d. h. aus der Abhaltung eines Theiles des kosmischen Drucks von der Erdwasserfläche) herrührend erkennen.

Zu zeigen, wie die Erde den ihr beständig zuströmenden Bewegungsvorrath verwaltet, verwandelt und arbeiten läßt und schließlich an das ganze All in unverminderter Menge zurückgiebt: das sei späterer Darstellung vorbehalten! R.-L.

Der Schlächter von Lithauen.

Episode aus dem polnischen Aufstande. Von **Karl Hannemann.**

(Fortsetzung.)

Es war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, bis zu Murawiew zu gelangen. Der Tyrann ließ sich nur höchst ungern herbei, eine Audienz zu ertheilen. Hatte man diese große Gunst endlich zugesichert erhalten, so mußte man sich noch verschiedenen Formalitäten unterwerfen.

Dieselben bestanden in einer Durchsuchung der Kleider des Bittenden nach Waffen. Mit dieser Durchsuchung, gleichviel welchem Geschlechte der Betreffende angehörte, wurde irgend ein Kosak betraut, der diese Angelegenheit in Gegenwart seines Hetmans zu erledigen hatte.

Anständigerweise hätte diese Untersuchung bei Frauen auch von Frauen unternommen werden müssen, allein Murawiew fand eine Art teuflischer Lust daran, das Schamgefühl der Polinnen auf diese Weise zu verhöhnen.

Aus dem Gesagten erklärt sich, daß niemals ein Mordversuch gegen den Tyrannen unternommen werden konnte. Wehe dem Unglücklichen, bei welchem man eine Waffe gefunden hätte, er wäre von den ihrem General treu ergebenen Soldaten in Stücke zerrissen worden!

Thaddäa Liwinska befand sich im Wachtlokale inmitten der Kosaken, welche theils mit Würfelspiel sich beschäftigten, theils sich in lärmender Weise unterhielten.

Dichte Wolken eines übelriechenden Tabaks stiegen zur Decke des Gemachs empor und bewirkten, daß das junge Mädchen fast unaufhörlich husten mußte. Das war indeß nicht das einzige Unangenehme, was Thaddäa's Lage mit sich führte. Sie war gezwungen, obenein noch manchen rohen Scherz, welchen die Soldaten in Betreff ihrer Person machten, geduldig anzuhören. Unzweifelhaft hätte sie sich Mißhandlungen ausgesetzt, wenn sie ihre Entrüstung, und wäre es auch nur durch eine Geberde, kundgegeben haben würde.

Die Tochter Liwinski's mochte etwa 17—18 Jahre zählen. Sie war eine schlanke Gestalt mit üppig entwickelten Körperformen, die durch die kleidsame lithauische Tracht noch mehr hervorgehoben wurden. Auf ihrem schönen und edlen Antlitz, welches von schwarzen Locken umrahmt war, lag der Zauber jener holden Jungfräulichkeit, der oft den rohesten Charakteren Scheu und Ehrfurcht abnöthigt. Ihre Wangen waren bleich, ihre seelenvollen Augen blickten traurig zu Boden, in den feinen Linien ihres Antlitzes lag ein Ausdruck von tiefer Melancholie und bittrer Verzweiflung.

Nachdem sie länger als eine halbe Stunde den Blicken und Späßen der Soldaten ausgesetzt gewesen, wurde Thaddäa Liwinska endlich aus ihrer peinlichen Situation erlöst.

Ein Hetman erschien, näherte sich dem wachthabenden Unteroffizier und rief ihm zu:

„Visitiren!"

Dann wandte er sich zu dem jungen Mädchen und sagte:

„Folge mir, Mädchen!"

Thaddäa wußte, daß es einer Durchsuchung ihrer Kleidung galt. Sie hatte gezittert, als sie daran dachte, daß dies im Wachtlokale vor allen Soldaten geschehen könnte, was bisweilen beliebt wurde.

Als sie dem Hetman und dem Unteroffizier in ein Nebengemach folgen mußte, athmete sie ein wenig erleichtert auf.

„Haben Sie Waffen in Ihren Kleidern?" fragte der Unteroffizier.

„Nein, mein Herr," antwortete Thaddäa.

„Du weißt, Mädchen," mischte der Hetman sich ein, „daß du Knutenhiebe erhalten würdest, wenn du gelogen hättest."

„Ich weiß es, mein Herr."

„Schön, wir werden sehen. Entkleide dich!"

Das junge Mädchen wich bestürzt zurück.

„Nein, mein Herr!" rief es mit vor Scham glühenden Wangen.

„Freilich, Mädchen," erwiderte lachend der Hetman, „oder willst du vielleicht, daß wir das Geschäft besorgen sollen? Vorwärts!"

„Sie haben nur nöthig, des Oberkleides sich zu entledigen," sagte der junge Unteroffizier in möglichst mildem Tone.

Diese kam mit niedergeschlagenen Augen dem Befehle nach.

Das Oberkleid wurde dem Hetman überreicht, der sorgsam jedes Fältchen untersuchte.

Indessen mußte Thaddäa sich gefallen lassen, daß der Unteroffizier jedes andere Kleidungsstück an ihrem Körper befühlte. Er empfand zum Glück kein Gefallen an solcher Situation und war selbst froh, als er zu Ende war.

„Nun?" fragte der Hetman.

„Nichts gefunden, Hauptmann."

„Schön. Um so besser für dich, Mädchen. Hier nimm dein Kleid!" Indem er dem Mädchen das Kleid zuwarf, fügte er lachend hinzu: „Du kannst von Glück sagen, daß ich die Durchsuchung leitete. Mein Kollege Istworschtschik würde nicht so glimpflich mit dir umgegangen sein."

Mit diesen Worten ging der Hetman lachend hinaus.

Die Jungfrau hatte sich, das Antlitz von Schamröthe übergossen, mit dem Oberkleide bedeckt.

Der Unteroffizier flüsterte ihr beruhigende Worte zu und ersuchte sie dann, ihm zu folgen.

Thaddäa gehorchte. Sie stiegen eine Treppe hinauf, welche zu einem durch Kerzen erhellten Flur führte.

„Die letzte Thür da," sagte der Unteroffizier, „führt zu den Gemächern Seiner Exzellenz." Flüsternd fügte er hinzu:

„Nur Muth, Fräulein, und viel Glück zu Ihrem Vorhaben."

Darauf begab er sich in das Wachtlokal zurück.

Die Jungfrau schritt hastig den Flur entlang. Als sie die bezeichnete Thür erreichte, traten zwei bis an die Zähne bewaffnete Kosaken an ihre Seite und eskortirten sie bis an das Zimmer des Generals. Dann blieben sie vor der Thür stehen.

Als Thaddäa den Mann gewahrte, der so viel Unheil über ihr Vaterland gebracht, konnte sie sich eines Schauders nicht erwehren. Doch das war nur Sache eines einzigen Augenblicks. Dann richtete sie sich stolz in die Höhe. Sie besaß eine stolze Seele und mochte sich weder demüthigen, noch in zerknirschter Haltung vor dem Manne erscheinen, den man den „Schlächter von Lithauen" nannte. Sie schaute ihn mit ihren großen, klaren Augen durchdringend an.

Der schreckliche Kommandant der russischen Truppen saß in einem Lehnstuhle hinter einem Tische, auf welchen er den mit einem Dolche bewaffneten Arm ausgestreckt hatte.

Murawiew war groß und starkknochig gebaut. Sein nicht unschönes Antlitz war von einem dichten, schwarzen Barte umrahmt; in seinen Gesichtszügen sprachen sich unbeugsame Energie, Härte und Grausamkeit aus. Seine kleinen grauen Augen hatten einen stechenden, unheimlichen Ausdruck. Die aufgeworfenen, etwas bleichen Lippen verriethen Sinnlichkeit. Wenn er den Mund öffnete, machte sich stets ein tückischer Zug um denselben bemerkbar.

Die anmuthige jungfräuliche Erscheinung des jungen Mädchens flößte indeß dem Tyrannen unwillkürlich eine Art Achtung ein und unter diesem Einflusse sagte er in ziemlich gemäßigtem Tone:

„Was wünschen Sie, mein Fräulein? Gnade für Ihren Vater?"

„Nein!" antwortete Thaddäa kurz.

Murawiew heftete einen Blick unverhohlenen Erstaunens auf sie und zog seinen dicken Kopf aus den Schultern hervor, in denen er zur Hälfte verborgen war.

„Sie meinen," erwiderte er dann, „daß Ihre Bitte in dieser Hinsicht eine vergebliche wäre? Sie haben recht; denn für Rebellen gibt es keine mildere Strafe, als den Tod. Und Ihr Vater ist ein solcher. Seit seinem achtzehnten Jahre hat Michael Liwinski für das gekämpft, was er Lithauens und Polens Freiheit nennt. Im Jahre 1831 nahm er an der Rebellion in Warschau Antheil; ich nahm ihn gefangen und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Es gelang ihm, zu entfliehen und im Auslande ein behagliches Dasein zu führen. Sie mögen aus diesen Notizen erkennen, daß ich gut unterrichtet bin. Anstatt, daß er nun hätte zufrieden sein sollen, sich in Sicherheit zu befinden, kehrte er zurück, um Mitglied des Revolutionskomité's zu werden. Er feuerte seine Landsleute mit Wort und That an und theilte Waffen aus. Liwinski-Dwor, seine Geburtsstätte, welche sein Freund Boleslaus Platen käuflich an sich gebracht hatte, diente als Ort der Zusammenkunft und Korrespondenz der Insurgentenanführer. Sie wußten darum und haben es nur meiner außergewöhnlichen Milde zu danken, daß Sie, anstatt dem Tode zu verfallen, in Ihrer Wohnung ausgepeitscht wurden."

Thaddäas Antlitz blieb unbeweglich, selbst als Murawiew mit höhnischem Lächeln von der Züchtigung sprach, die einer seiner Kosaken vor wenigen Tagen an ihr vollstreckt hatte. Ihr Schamgefühl hatte sich damals gegen eine solche entehrende Strafe empört. Heute zuckte nicht ein Muskel in ihrem Madonnengesicht.

„Ich habe diese Ihre Milde nicht vergessen, Exzellenz.“

„Das ist mir lieb; ich habe es stets gern, daß man mich in gutem Andenken behält,“ entgegnete Murawiew. „Um jedoch wieder auf Ihren Vater zu kommen, so sage ich Ihnen, daß mein Entschluß über ihn bereits gefaßt ist: Michael Liwinski wird gehenkt werden.“

„Ich weiß es, Exzellenz.“

„Nun?“ fragte der General ungeduldig. „Weshalb sind Sie dann gekommen? Was haben Sie von mir zu erbitten?“

„Die Gnade, welche ich von Ihrer Exzellenz wünsche,“ antwortete Thaddäa, mit Absicht den Ausdruck „erbitte“ vermeidend, „ist die, meinen Vater nicht 24 Stunden am Galgen hängen zu lassen, sondern mir seinen Körper zu übergeben, sobald der Tod konstatirt ist.

Murawiew schaute sie erstaunt und mißtrauisch an.

„Ha!“ rief er, „das ist ein sonderbares Verlangen. Weshalb soll der Leichnam Ihres Vaters früher vom Galgen entfernt werden, als dies sonst zu geschehen pflegt?“

„Weshalb fragen Sie, Exzellenz?“ erwiderte das junge Mädchen ruhig. „Meine Kindespflicht . . .“

Murawiew herrschte ihr durch eine Geberde Schweigen zu. Er sann einige Augenblicke über die eigenthümliche Art von Gnade nach und heftete seine stechenden Blicke auf Thaddäa. Als deren Antlitz sich indessen nicht um eine Linie veränderte, sagte er endlich:

„Sie werden wissen, daß der Leichnam eines Gehenkten das alleinige Eigenthum des Henkers ist?“

„Ich weiß es, Exzellenz, und . . .“

„Und daß ein solcher Leichnam ausgelöst werden muß?“

„Ich erbiete mich, die dafür zu bestimmende Summe zu entrichten.“

„Hm! Es sind für den Leichnam 4000 Rubel zu zahlen. Es dürfte Ihnen schwer fallen, diese Summe zu beschaffen.“

„Ich werde sie beschaffen, Exzellenz.“

„Aber woher? Sie besitzen kein Vermögen mehr. Sie waren nicht einmal im Stande, die geringe Geldstrafe zu bezahlen und wußten doch, daß Ihnen dann die körperliche Züchtigung erspart geblieben wäre.“

„Allerdings, Exzellenz,“ erwiderte Thaddäa mit leichtem Erröthen, „ich konnte jene Summe nicht bezahlen und wenn es mir auch möglich gewesen wäre, würde ich sie dennoch nicht gezahlt haben.“

„Ah!“ rief der General, „und warum nicht?“

„Weil die Beschimpfung nur meiner Person galt,“ antwortete das junge Mädchen ruhig. „Hier aber handelt es sich um die Beschimpfung meines Vaters, die ich, wenn irgend möglich, verhindern möchte. Ich komme daher wieder auf meinen Wunsch zurück. 4000 Rubel sind eine hohe Summe; ich selbst könnte nicht einmal den hundertsten Theil davon entrichten. Aber ich habe Freunde, und diese werden mir helfen.“

„Meinethalben denn, es sei, ich will Ihnen diese Gnade erzeigen. Sie bezahlen noch heut Abend 4000 Rubel und werden dafür morgen den Körper Ihres Vaters erhalten. Er wird Ihnen ausgeliefert werden, nachdem die Strangulation festgestellt ist.“

„Würden Ihre Exzellenz mir vielleicht auch die Erlaubniß bewilligen, meinen Vater heute noch einmal besuchen zu dürfen?“

„Nein!“

Der kurze entschiedene Ton, in welchem Murawiew dieses eine Wort sprach, überzeugte Thaddäa, daß jeder weitere Versuch nutzlos sein würde.

Sie machte eine stolze Verbeugung und entfernte sich.

Murawiew blickte dem jungen Mädchen mit höhnischem Lächeln nach.

„Eine seltsame Gnade, die ich da soeben gewährt habe,“ sprach er für sich. „Dergleichen ist noch nie von mir erbeten worden. Nun, mir bringt die Geschichte keinen Schaden, sie macht im Gegentheil mich um 4000 Rubel reicher. Eine kleine Entschädigung für die Freilassung meiner Leibeigenen. Verflucht, daß Seine Majestät diese abgeschmackte Idee realisiren mußte!“

Der General erhob sich nach diesen Worten, ging einige male mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und begab sich dann nach den Gemächern seiner Gemahlin, mit welcher er um diese Stunde zu speisen pflegte.

* * *

In einer finstern Zelle des baufälligen Klosters befanden sich drei zum Tode Verurtheilte. Zwei von ihnen schienen zu schlafen.

Der Dritte, ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart, hielt seine Blicke beständig auf die Thür geheftet, lauschte auf das geringste Geräusch, daß sich draußen vernehmen ließ, und weinte still vor sich hin.

Es war nicht die Furcht vor dem drohenden Tode, welche dem Manne bittere Thränen auspreßte. Nein, Michael Liwinski fürchtete den Tod nicht. Er hatte ihm so oft in das Antlitz geschaut; der Tod hatte sich ihm angekündigt durch breite, tiefe Wunden, deren Narben die zitternde Hand des Greises auf seiner Brust fühlen konnte!

Auch den Tod durch Henkershand fürchtete der alte Freiheitskämpfer nicht. Warum auch? Es war ja nur die Sache eines einzigen Augenblicks! Ein wenig Luftmangel, ein rascher, jäher Druck, ein leichtes Zucken und Recken des Körpers — und alles war vorüber!

Aber er mußte zwei Güter verlassen, an welchen sein Herz mit unsäglich treuer Liebe hing: sein Vaterland und seine Tochter.

Sein Vaterland! Es hatte in diesem Momente voraussichtlich seine blutigste, unglücklichste und letzte Revolution vollendet, mit welcher es die ehemalige Freiheit zu erringen gedacht. Die alte oligarchische Republik verlor den letzten Rest ihrer tapferen und heldenmüthigen Kämpen.

Aber hatte Polen nicht selbst Schuld an seinem Unglück? War es denn nicht selbst in sein Verderben gerannt? Gewiß. Es konnte nicht anders kommen. Unter Poniatowski, dem in den Fesseln der nordischen Semiramis — wie man Katharina von Rußland nannte — liegenden Polenkönige, war das unglückliche Land verweichlicht, versumpft. Allen erdenklichen Lastern fröhnten Adel und Regierung, während das arme Volk unter schmachvoller Behandlung seufzte und auf's schändlichste gemißbraucht wurde. Als dann seine Bedrücker, die Starosten, die Gefahr heraufbeschworen hatten, da sollte dieses gemißhandelte Volk sein Blut und Leben daran setzen, um seine Bedrücker zu vertheidigen. Ha! Wer hatte denn das Vaterland in Gefahr gebracht? Wer denn anders, als der hohe Adel? Das Volk war doch unschuldig an den Lastern derer, die ihm mit gutem Beispiel hätten vorangehen müssen!

So war denn alles verloren! Sein Vaterland hatte seit einem Jahrhundert Freiheit und Ehre eingebüßt, erstere durch die Genußsucht und weibische Zaghaftigkeit seiner Großen, die Ehre durch deren Laster.

Ach, welchen Illusionen hatte sich der edle Freiheitskämpe hingegeben und wie bitter war er enttäuscht worden! Wie oft hatte er voll glühender Sehnsucht gehofft, daß eine freundschaftliche Hand den Flug des weißen Adlers unterstützen würde, damit er sich wieder zu seiner einstigen Höhe emporzuschwingen vermöchte! Aber ach, es war kein Retter erschienen und langsam mußte Liwinski sein armes Samogitien unter den Wunden, die ihm die russischen Bärentatzen geschlagen, verbluten sehen!

Dort unten lag Frankreich, das undankbare Frankreich, welches den Polen Versprechungen gemacht und sie nicht erfüllt hatte. Armes Frankreich! Vielleicht ging es seiner Strafe entgegen für die Treulosigkeit, die es gegen das unglückliche Samogitien bewiesen. Es hatte nicht verstanden, sich im Herzen Europas einen mächtigen Alliirten zu erhalten, der fähig gewesen wäre, das Wachsen der Reiche zu verhindern und der moskowitischen Eroberungssucht einen unüberwindbaren Damm entgegenzusetzen.

Und seine Tochter, die schöne Thaddäa! Gewiß ließ auch sie ihren Thränen freien Lauf und gedachte seiner in Verzweiflung. Sie hatte versucht, ihm noch ein letztes Lebewohl zuzurufen, war aber heute von dem Tyrannen zurückgewiesen worden, wie es morgen von den Soldaten geschehen wird, wenn sie ihre Hände dem alten Vater entgegengestreckt, der seinen letzten Gang, den Gang zum Tode antritt!

Plötzlich erzitterte der Alte und der Thränenquell seiner Augen versiegte wie durch einen Zauber. Der Greis richtete sich aus seiner gebückten Haltung empor und lauschte.

Es wurden Schritte vernehmbar, die sich rasch der Thür von Liwinski's Zelle näherten.

(Schluß folgt.)

Wiener Lebensbilder.

III.

(Schluß.)

Betrachten wir uns nun aber das vielgerühmte „wohlthätige Wien" von einer andern Seite. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe von dem abermaligen Krache der „Komischen Oper" berichtet, durch welchen mitten im Winter über 150 Theatermitglieder brodlos gemacht wurden. Was war natürlicher, als daß die so plötzlich an den Rand des Elendes versetzten Chor- und Orchestermitglieder eine Akademie in Scene setzten, um in deren Erträgniß wenigstens eine momentane Hilfe zu finden; — es war dies keine von „blaublütigen" Dilettanten veranstaltete „Wohlthätigkeits"-Akademie, wie so manche andere, sondern die Arrangeure derselben waren selbst die Bedürftigen, die sich an das „wohlthätige Wien" um Hilfe wandten, nachdem in allen Blättern bereits auf ihre Nothlage hingewiesen worden war. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht — es sollte sich bald zeigen, daß es ja nur Proletarier waren, welche die Einladung ergehen ließen. Schon bei der Suche nach zugkräftigen Mitwirkenden machte sich dieser Umstand fühlbar; so hatte der Vorstand unseres Alteweiber-, pardon — Männergesangsvereines anfangs zugesagt, dann aber, als das Programm gedruckt werden sollte, die Zusage mit der Motivirung zurückgenommen, daß einzelne Mitglieder des Vereines in dem „verrufenen" Hause am Schottenring nicht singen wollten; der berühmte Geiger Ole Bull, der gerade hier weilte, erklärte, vor seinem eigenen Konzert nicht anderswo spielen zu wollen, welches Bedenken ihn aber nicht abhielt, auf dem Künstlerabend der Gesellschaft der Musikfreunde mitzuwirken — freilich ist Reichsfinanzminister Baron Hoffmann Präsident dieser Gesellschaft, und solchen Leuten kann man doch nichts abschlagen. — Und als endlich die Mitwirkenden alle gewonnen, ein gediegenes Programm zusammengestellt und dasselbe ausgezeichnet durchgeführt worden war, war das finanzielle Ergebniß trotz des wohlthätigen Zweckes ein derart mißliches, daß auf jeden Betheiligten kaum Ein Gulden österreichischer Währung kam! Die meisten Logen und Sitze, welche den P. T. Herrschaften ins Haus geschickt wurden, kamen zurück, und sogar zwei der bestsituirten Theaterschriftsteller, welche ihre Erfolge und nebstbei auch viel Geld bei der Bühne gesammelt, sandten die ihnen angebotenen Logen zurück. Der eine war verhindert, der andere unpäßlich und daher beide nicht in der Lage, sich an einem menschenfreundlichen Werke zu betheiligen. Von der Bühne herab Moral und Menschlichkeit predigen und bogenlange Artikel über das „wohlthätige Wien" schreiben, das ist freilich leichter und — wohlfeiler. „Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken." Würde man versprochen haben, die Namen der edelmüthigen Abnehmer von Logen und Sitzen durch die Tagesblätter zu veröffentlichen, so wäre das Ergebniß gewiß ein größeres gewesen!

Was nützt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, — was nützt die Wohlthätigkeit, wenn man mit ihr nicht in den Ruf eines wohlthätigen Mannes kommt? So mag sich auch der vor nicht langer Zeit verstorbene, bekannte Eisenbahnbauunternehmer Baron Albert Klein gedacht haben, von dessen Wohlthätigkeitssinn damals die Nekrologe in allen Zeitungen überflutheten. Da wurde erzählt, daß er in Zöptau und Brünn Dampfkochapparate habe aufstellen lassen, in welchen für tausende von Armen Gratissuppen zubereitet würden. Wer aber die ausgehungerten Arbeitergestalten in den Baron Klein'schen Eisenwerken zu Zöptau, Reitenau, Stefanau &c. gesehen hat, der bekommt seine eigenen Gedanken in puncto der Wohlthätigkeit des Herrn Barons. Die Arbeiter jener Gegend wissen auch davon gar manche liebenswürdige Kleinigkeit zu erzählen. Als Beispiel möge nur nachfolgende Episode dienen: Ein alter, arbeitsunfähiger Mann ersuchte ihn einmal um eine Unterstützung; darüber gerieth der „große Arbeiterfreund" derart in Zorn, daß er den Alten persönlich zum Thore hinausjagte und ihm noch einige Liebenswürdigkeiten nachbrüllte. Da bemerkte er jedoch, daß einige Arbeiterfrauen, die gerade aus der Kirche kamen, ob seines Gebrülles stehen blieben, und nun änderte er plötzlich den Ton, sagte mit freundlichster Miene zu dem eben Hinausgejagten: „Kommen Sie (für gewöhnlich gebrauchte er nur die Anrede: Ihr) herein, lieber Mann!" und gab dem Armen schließlich fünf Gulden! Aehnliche Fälle von Baron Klein'scher „Wohlthätigkeit" ließen sich in Menge erzählen.

So viel steht jedenfalls fest, daß der „Wohlthätigkeitssinn" des Herrn Albert Klein (den Baronstitel erhielt er erst vor etwa drei Jahren) ihm in der Vermehrung seiner Reichthümer keinen Eintrag that. Der nun über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannte „Straßen- und Eisenbahn-Klein" war der Sohn ganz armer Eltern, seine älteren Brüder hatten noch als Teichgräber gearbeitet, ihm selbst jedoch war der Spaten erspart geblieben, da seine Brüder ihn, als den Jüngsten, studiren ließen. Als er starb, stand er im 70. Lebensjahre und hinterließ ein Vermögen von mehr als dreißig Millionen Gulden. Das hat er natürlich alles „erarbeitet" und „erspart"; der Architekt Zailler wies 1873 in der „Wiener Neuen Tribüne" nach, daß Klein beim Baue der mährischen Grenzbahn (Sternberg-Grulich) allein 6 Millionen ergründete. Zailler wurde damals zwar wegen Erpressung verurtheilt, es bleibt aber nichtsdestoweniger wahr, daß heute die Mährische Grenzbahn ihren Aktionären keinen Kreuzer trägt. Wie dem aber auch sei, bei dreißig Millionen kann man es sich leicht einige tausend Portionen Bettelsuppe kosten lassen, um in den Ruf eines „Wohlthäters der Armen" zu kommen.

Es lebe die „Wohlthätigkeit"! Viennensis.

„Panem nostrum quotidianum da nobis hodie!" (Seite 364.)

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Diese Zeilen des herrlichen Goethe'schen Gedichtes „Prometheus" fielen uns ein, als wir das treffliche Bild Gröglers erblickten. Panem nostrum quotidianum da nobis hodie! — Unser täglich Brot gib uns heute! Mit diesen Worten der „vierten Bitte" des Vaterunsers hat der Künstler sein Bild benannt. Ja, zwei von den dargestellten Personen beten um täglich Brot gewiß inbrünstig und heiß, — es sind die beiden Gestalten rechts, im Vordergrunde des Bildes, eine Mutter und ihr Kind, die, gebrochen und gramgebeugt, auf einem geringen, bescheidenen Platz sich zusammengekauert haben. Aber kein Prophet Elias wandelt heute mehr auf Erden herum, um den Mehlkasten und den Oelkrug der Witwen mit unerschöpflichem, drei Jahre lang vorhaltenden Vorrath zu versorgen, wie der Prophet der Witwe zu Zarepta gethan haben soll. Um was mag aber das Gegenstück zu dieser armen, unglücklichen Mutter, der über dem Leiden ihres Kindes das Herz brechen möchte, die reiche Dame in Sammet und Seide, beten, **wenn** sie überhaupt betet? Was heißt bei **ihr** täglich Brot? Sollen wir die „Küchenzettel" beider vergleichen? Wir haben das nicht nöthig; das abgehärmte, magere, bleiche Antlitz der beiden Proletarierinnen, das uns halb abgewandte volle, runde und blühende Gesicht der reichen Dame sprechen mehr als es irgendetwas anderes könnte. Die zur Rechten haben vielleicht straßauf, straßab Arbeit gesucht, und nirgends welche gefunden. Endlich überwinden sie die Scham und wollen die Mildthätigkeit der Reichen anrufen. Da treten sie in ein Haus. An der Thüre steht ein Schild: „Mitglied des Vereins gegen Hausbettelei"; so einer von den Vereinen, deren einer neulich das schöne Geständniß ablegte, daß auf jedes Zweipfennigstück, das aus seiner Kasse einem Armen verabreicht wird, 5 Pfennige Schreibegebühren und Verwaltungskosten kommen! Demüthigung und Selbsterniedrigung sind ohne Erfolg gewesen: Menschen können oder vielmehr Menschen **wollen** nicht mehr helfen! Die Pulse der Armen fliegen fieberhaft, das Hirn glüht, die Kräfte schwinden immer mehr und mehr, da kamen sie hierher und hoffen nun auf eine überirdische, übernatürliche Hülfe! Wir können nicht spotten über diesen Wahn! Dieser Schmerz ist heilig. — Dagegen unsre schöne, geschmückte Reiche ist nur erschienen, um einer Modegewohnheit Genüge zu leisten, um ihre Garderobe bewundern zu lassen und den Neid der andern zu erregen: eitel unheilige und unchristliche Beweggründe das! Was that sie, um ihr tägliches Brot zu verdienen? An diese brillantengeschmückten, weißen, kleinen Hände kam gewiß nie rauhe Luft oder Sonnenschein, sie waren stets im Freien mit Handschuhen überzogen, haben gewiß höchstens Klavier gespielt und getändelt. Und hinter ihr der „Herr Lakai", der mit albernem Stolze auf seine Livree sich für etwas viel besseres hält, als diese beiden Frauen aus dem Volke, — das Kleid der Knechtschaft läßt ihn sich aufblähen und geringschätzig auf den „Pöbel" herabschauen. Auch dieses Gesicht ist äußerst ausdrucksvoll gezeichnet und spiegelt diese Gedanken klar wieder. Oben im Hintergrund an dem Altar finden wir die ebenso prächtigen, lebenswahren Gestalten der Geistlichen, deren Züge alle Eigenschaften zur Erscheinung bringen, die an gar vielen „Dienern des Herrn" so widrig sind: der Hochmuth, die Heuchelei, Bornirtheit, ja Roheit leuchtet unverkennbar aus diesen Gesichtern. Siehe Volk, das sind die Mittler zwischen dir und deinem Gott, der dir Speis und Trank geben soll, wenn dich hungert und dürstet! Hilf dir selbst, von „jenen Bergen" kommt dir keine Hülfe! Dann kannst du mit Goethe's „Prometheus" folgende, an den Götterkönig Zeus gerichtete Worte sprechen:

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz —
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du Schmerzen gelindert
Je der Beladenen?
Hast du Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

wt.

Die Linde zu Neuenstadt an der Linde. (Bild Seite 365.) Die „deutsche Eiche", von der noch immer soviel gefaselt wird, ist, wie man doch endlich allgemein wissen sollte, durchaus nicht der deutsche Baum schlechthin; dieser ist viel mehr die Linde. Sie begegnet uns in Sage und Geschichte und im Volkslied äußerst häufig; Lieder, wo die „deutschen Eichen" ihr Unwesen treiben, sind allemal Kunstdichtungen, deren Verfasser eben den wahren deutschen Baum nicht kannten; das deutsche Volkslied weiß von deutschen Eichen nichts. Unter der Linde tagten

unsere Altvordern und hielten Gericht oder Kriegsrath; um die Linde zögen sie die Kreise ihrer religiösen Rundtänze; „Unter der Linden auf der Haide“ läßt Walther von der Vogelweide in seinem schönsten Liebeslied das Mägdlein ihren Geliebten finden. Eine Linde ist es auch, welche unser heutiges Bild den Lesern zeigt, und zwar ist sie wohl die merkwürdigste der ganzen Welt. Der erste Blick auf unser Bild zeigt, daß wir es mit einem sehr alten Baum zu thun haben; der Maler hat, um eine Anschauung von den riesigen Größenverhältnissen zu geben, als Maßstab zwei Menschengestalten auf seiner Zeichnung angebracht. Einen Meter über dem Erdboden hat dieser kolossale Baum einen Umfang von 11 Metern und sein größter Durchmesser ist 7 Meter, und in der Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter schickt der Stamm 2 senkrechte und 7 wagerechte riesige Aeste hinaus, die ihrerseits wieder so schwer und wuchtig sind, daß sie von einem Balken- und Sparrenwerk getragen werden müssen, welches auf 94 steinernen und 17 hölzernen Tragsäulen ruht. Diese 9 Aeste sind zum Theil zwar ausgefault, aber trotzdem noch lebenskräftig genug, um eine Masse neuer Aeste, die für sich schon gewaltigen Bäumen gleich sind, in die Lüfte emporzusenden; die so gebildete dichte buschige Laubkrone hat eine Höhe von 20 Meter und eine Breite von 38 Meter. Dieses Ungeheuer von Baum befindet sich in Neuenstadt am Kocher oder, wie der Ort auch genannt wird, an der Linde, im Neckarkreise in Würtemberg, und wird in verschiedenen, sehr alten Urkunden öfter genannt. Wenn sie auch nicht, wie man wohl erzählen hören kann, hundert Jahre alt war, als im Jahre 843 unsrer Zeitrechnung die Söhne Ludwigs des Frommen zu Verdun ihren Hader durch einen Vertrag beilegten, so sind doch aus verschiedenen Zeiten urkundliche Zeugnisse für diese Linde erhalten. So singt unter anderm ein Volkslied vom Jahre 1504:

Vor der Stadt eine Linde staht,
Die siebenundsechzig Säulen hat.

Aus den zu verschiedenen Zeiten aufgezeichneten Messungen der Dicke des Baumes hat man, da ja die Jahresringe, die sonst solchen Schätzungen zugrunde liegen, bei einem lebenden Baum nicht beobachtet werden können, das Alter berechnet. Man erhielt den Dickezuwachs eines Jahres, indem man mit der Zahl der Jahre, die zwischen zwei solchen Messungen lagen, in den Dickenzuwachs während dieses Zeitraums dividirte, und auf diese Weise hat man das Alter unsrer Linde auf ungefähr 600—700 Jahre geschätzt. wt.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. H. B. Wie soll ein halbjähriges Kind zu einem Bandwurm gekommen sein? Das ist doch undenkbar, denn der Bandwurm entsteht aus der im Rind- und Schweinefleische befindlichen Finne; er kann sich nur entwickeln, wenn dasselbe roh genossen wird. Und mit rohem Fleische, nach Indianerart, haben Sie Ihr Kind doch wohl nicht gefüttert!? Ist dies der Fall gewesen, so läßt sich vor Ablauf des zweiten Lebensjahres nichts dagegen thun. — Rudolph Sch. Setzen Sie dem Wasser, welches Sie zum Waschen der Füße verwenden, pro Liter 10 Tropfen Salpetersäure zu und bepudern Sie nachher den Fuß, namentlich zwischen den Zehen, mit gebrannter Magnesia. Der üble Geruch Ihres Fußschweißes wird dadurch bald verschwinden. Neuerdings wird auch das Salicylsäure-Streupulver des Apothekers Paulcke in Leipzig dagegen gerühmt.

Lindenau. Carl M. Gegen den Genuß von Pferdefleisch würde so wenig etwas einzuwenden sein, wie gegen den vom Fleisch anderer Thiere, wenn nicht hauptsächlich alte oder kranke Pferde geschlachtet würden. Der letztgedachte Umstand macht dasselbe entweder schwer verdaulich oder direkt nachtheilig für die Gesundheit. — Ein sicheres Heilmittel des anderen, von Ihnen berührten Uebelstandes ist die Ehe. — Ob wir dem Naturheilverfahren oder der Homöopathie den Vorzug geben? Dem „Verfahren“ nicht, sondern der Naturheilkraft. „Die Natur heilt, der Arzt kurirt,“ sagt ein altes Sprüchwort. Jede Heilmethode hat entsprechenden Falles ihre Berechtigung.

Flensburg. H. Z. Ihr Adoptivkind scheint infolge unzweckmäßiger Ernährung von der englischen Krankheit befallen zu sein. Wir machen Sie in diesem Falle auf die in jeder Apotheke käuflichen Leguminosenpräparate von Hartenstein & Co. in Chemnitz aufmerksam, welche, richtig zubereitet, als flüssiges Fleisch zu betrachten sind. Die Mischung Nr. 2, halb mit Kuhmilch, dürfte Ihren Zwecken am besten entsprechen.

Dresden. K. Dr. Was der Bandwurmdoktor Mohrmann in seinen Zeitungs-Reklamen als Bandwurmsymptome aufführt, ist purer Unsinn, denn jene Erscheinungen: Magensäure, Aufstoßen, Bauchschmerzen 2c., können ebensogut andere Magen- und Darmkrankheiten begleiten. Der Abgang von Bandwurmstücken allein ist entscheidend. Wenden Sie Sich also an einen dortigen Arzt.

Chemnitz. R. S. Wir sollen Sie von Ihren „Drüsen“ befreien! Das geht nicht an, lieber Freund, denn ohne Drüsen würden Sie nicht leben können. Sie meinen also wahrscheinlich Drüsenanschwellungen!? Da kommt es auf den Ort an, wo sich dieselben befinden; ob sie die Neigung zur Eiterung haben oder nicht u. s. w. — Umstände also, die sich nicht brieflich erledigen lassen, sondern persönliche ärztliche Berathung erheischen.

Die übrigen, bis zum 18. April eingegangenen Briefe wurden direkt erledigt. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Lissabon. V. V. Beschreibungen portugiesischer Zustände und Gegenden, Photographien von Land und Leuten werden von uns jederzeit gern entgegengenommen und reproduzirt werden. Falls es Ihnen wirklich erheblich bequemer ist, portugiesisch zu schreiben (an dem Deutsch Ihres Briefes ist indeß sehr wenig auszusetzen!), so mögen Sie es thun; wir haben Uebersetzer zur Hand. Frdl. Gruß.

Frankfurt a/M. Ingenieur F. Ihr Aufsatz über Robert Meyer kommt zu spät; einer der ständigen Mitarbeiter der „N. W.“ hat bereits eine Biographie des Mannes begonnen. Wir senden Ihnen daher den Ihren zurück, fordern Sie aber auf, doch Arbeiten über Gegenstände aus dem Gebiete der Maschinenkunde 2c. uns übermitteln zu wollen. — Fr. D. Ob „von der sozialistischen Partei weibliche Redakteure angestellt werden“, und ob wir „im Bejahungsfalle Ihrer Frau, die nicht abgeneigt ist, einen solchen Posten verschaffen“ können! Nun, lieber Herr, zunächst möchten wir Sie fragen, ob Sie Ihre Frau, von der Sie liebenswürdigerweise Sich „eventuell trennen“ würden, „um ihrem Thätigkeitsbedürfniß nicht im Wege zu stehen,“ nicht auf irgend einem andern, als diesem noch nicht beschrittenen Wege loszuwerden wissen? Außerdem bemerken wir, daß man auch als weiblicher Mensch nicht nur „nicht abgeneigt“ sein muß, sozialistischer Redakteur zu werden, sondern vielmehr zunächst die zur Verwaltung eines derartigen schwierigen und dornenvollen Postens nöthige Fähigkeit bewiesen haben muß. Vorläufig hat unsers Wissens noch keine Frau diesen Beweis zu erbringen versucht. Und das ist erklärlich genug: die moderne Jugenderziehung verschließt das Frauengehirn noch ängstlicher als das des Mannes vor dem erquickenden und geistig neubelebenden Luftzug politischer Erkenntniß.

Halberstadt. Justus F. Was die Strodtmann'sche Uebersetzung von Shelley kostet, muß Ihnen jede Buchhandlung sagen können. Biographisches über Strodtmann finden Sie in Meyers Konversationslexikon. Sacher-Masoch ist — glücklicherweise! — nicht Sozialdemokrat. Welchen Inhalts soll die Korrespondenz mit den Schülern sein, deren Adresse wir Ihnen angeben sollen?

Ostuni (Italien). S. V. Da Sie erst im Herbst dieses Jahres nach Rom gehen wollen, so genügt es ja, wenn wir an dieser Stelle diejenigen „Gesinnungsfreunde in Rom, welche Lust haben, einem jungen deutschen Bildhauer, der sich in unabhängiger Stellung befindet, mit Rath und That zur Seite zu stehen“, ersuchen, uns ihre Adresse anzugeben. Von dem Resultate dieser Aufforderung werden wir Ihnen dann Nachricht zukommen lassen.

Antonienhütte. J. W. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie Ihrer „lieben Frau“ Freude machen wollen, dadurch aber, daß wir Ihren gereimten Glückwunsch zu deren 32. Geburtstage in die „N. W.“ aufnehmen, kann dieser löbliche Wunsch nicht erfüllt werden und wenn Sie auch statt sehr, sehr mangelhaften, die allerschönsten Verse dichteten, die jemals aus einer Dichterfeder geflossen. Die „N. W.“ vertritt nur allgemeine, nie Privatinteressen.

Hannover. E. P. Ihre Sonette sind gut gemeint; der gute Wille genügt uns aber nicht. Wir rathen jedermann, nicht eher Gedichte zu machen, als bis er im prosaischen Gedankenausdrucke Meister ist. Das sehr lobenswerthe Streben nach geistiger Ausbildung soll durch solche Mahnung nicht beeinträchtigt, sondern nur von Irrwegen auf den rechten Pfad abgelenkt werden.

Neisse. Lehrer (!) Z. Z. Sie wünschen, die „N. W.“ möchte sich „je eher, je lieber zum Teufel scheeren“? Wirklich ein „frommer“ Wunsch das! Aber sagen Sie, was soll die „N. W.“ beim Teufel? Der ist doch unverbesserlich! Bei den Menschen hingegen, selbst bei Leuten Ihres Kalibers, ist Entwicklung des vernachlässigten Verstandes und Versittlichung, Veredelung noch möglich, hier ist die „N. W.“ ganz an ihrem Platze. Also lesen Sie sie nur ganz ruhig weiter!

Bremen. W. N. Sie sind noch „sehr jung und hoffen darum“, daß unser ärztlicher Rathgeber Ihnen „ein Mittel gegen zu große Füße oder (!) gegen ferneres Wachsen“ wird angeben können!? Mit dieser Frage haben wir Hrn. Dr. R. nicht erst behelligt; das einzige Mittel, das in diesem interessanten Falle anzugeben ist, können auch wir Ihnen verrathen: — Abschneiden!

Hamburg. J. K. Sie werden aus einer der früheren Korrespondenzen schon ersehen haben, daß wir uns auch in diesem Falle sehr gern eines bessern belehren lassen. Sie aber und die übrigen Schachfreunde unter den Lesern der „N. W.“ sind schuld, daß wir uns im Irrthum befunden haben; denn über fast jede Veröffentlichung in der „N. W.“ gehen uns anfragende, ergänzende, zustimmende Mittheilungen in Menge zu, über die Schachangelegenheit aber herrschte nach den einleitenden Ausführungen ein so vollständiges Schweigen in unserer Lesewelt, daß wir annehmen mußten, unser Versuch, dem Schachspiel im arbeitenden Volke an Stelle der übrigen, verhältnißmäßig geistlosen Spielbeschäftigungen weitere Kreise zu erschließen, sei an der Ungunst der Zeitverhältnisse total gescheitert. Wenn Sie recht haben, daß „grade der intelligente Arbeiter in letzter Zeit viel Schach geübt hat, in Bildungsvereinen, Klubs und im Häuslichen“, so gereicht uns persönlich das zu aufrichtiger Genugthuung, und nur der Umstand, daß wir über den Inhalt der „N. W.“ immer auf Monate hinaus disponirt haben und, der möglichsten Harmonie und Wirksamkeit des Inhalts wegen, disponirt haben müssen, verhindert uns, sofort mit der eigentlichen Theorie des Schachspiels zu beginnen.

Breslau. Arthur P. Zur Prüfung nehmen wir alles entgegen, was man uns zu schicken beliebt. Zur Remission größerer Manuskripte sind wir gern bereit, können aber, obgleich wir alles, was uns einigermaßen wichtig erscheint, möglichst schnell prüfen, für Durchsicht solcher Arbeiten im ersten Vierteljahr nach der Einsendung nicht garantiren, weil stets ein für ein Jahr genügender Vorrath von Msptn auf unserm Arbeitstische der Durchsicht entgegenharrt und uns oft eine einzige Post mehr bringt, als wir in vierzehn Tagen zu prüfen vermögen. Wir sagen das bei dieser Gelegenheit, weil wir irrthümlichen Auffassungen, wie sie uns sehr häufig vorgekommen, begegnen möchten.

Zürich. Frl. Marie St. Sie schreiben: „Ich habe die Redaktion der ‚Gartenlaube‘ ersucht, meinen Aufsatz ‚Ein heldenmüthiges Schweizermädchen‘ nebst der beigefügten Kabinetphotographie an eine p. t. Redaktion“ — also an uns — „zu übermitteln, falls er für die ‚Gartenlaube‘ nicht geeignet erscheint.“ Wir bedauern, hierauf erwidern zu müssen: Literarische Arbeiten, deren Veröffentlichung die Redaktion der „Gartenlaube“ abgelehnt hat, sind von vornherein auch als für uns nicht verwendbar zu betrachten; nicht etwa, weil das Urtheil der „Gartenlauben“-Redakteure für uns irgendwie maßgebend wäre, sondern weil wir auf eine Verbindung mit Schriftstellern, für die ein Verkehr mit der kapitalliberalen, den Volksgeist verseichtenden und korrumpirenden „Gartenlaube“ noch möglich ist, höflichst, aber entschieden verzichten müssen. — Eine Korrespondenzkarte lag übrigens Ihrem Schreiben nicht bei.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 21. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32 - Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später fand Wolfgang, als er abends heim kam, am Spiegel ein kleines, zierliches, parfümirtes Briefchen mit ausgezackter Schlußklappe. „Stadtpoststempel? eine völlig unbekannte Handschrift? kein Siegel? kein Monogramm?" Er öffnete das Konvert, trat, die Cigarre zwischen den Zähnen, an's Fenster, da es schon merklich dämmerte, und las mit steigender Verwunderung und wiederholtem Kopfschütteln die folgenden räthselhaften Zeilen:

„Mein Herr!

Eine Dame, die Ihnen wohl will und der kein anderer Weg offen steht, um Ihnen einen Wink zu geben, der wohl von Wichtigkeit für Sie sein dürfte, entschließt sich, wenn auch ungern, dazu, sich brieflich an Sie zu wenden und hält sich für dazu verpflichtet, in Erinnerung an eine ihr von Ihnen erwiesene zarte Aufmerksamkeit, die ihr eine lebhafte Freude bereitet hat, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, Ihnen ihren Dank abzustatten.

Es droht Ihnen Ihrer politischen Thätigkeit wegen und weil man einen geheimen Verkehr zwischen Ihnen und den Arbeitern vermuthet, Gefahr von seiten zweier Männer, die Ihre Gänge überwachen und sich auf's Spioniren gelegt haben. Es wird Ihnen von Interesse sein, das zu wissen. Ich erlaube mir nicht, Ihnen einen Rath geben zu wollen, aber ich bitte Sie, auf Ihrer Huth zu sein, und Sie werden diese Bitte nicht mißverstehen und ihr keine willkürliche Deutung geben.

Wenn Ihre Vermuthungen über die Schreiberin dieser Zeilen, was ja möglich wäre, das Richtige träfen, so geben Sie derselben Ihren Dank dadurch zu erkennen, daß Sie ihr durch keine Andeutung und keinen Wink eine Verlegenheit bereiten, sondern diese Zeilen absolut ignoriren. J. S. D. N.

P. S. Die beiden Ihnen feindlich gesinnten Herren sind Rektor Storck und Weinlich. Wenn Sie im Sinne der Absenderin handeln wollen, so übergeben Sie diese Zeilen den Flammen; ich bin zu dieser Bitte genöthigt, obwohl ich Ihnen für das mir gewidmete Andenken gern ebenfalls ein schriftliches Erinnerungszeichen gewährte."

Wolfgang zündete eine Kerze an und hielt das Blatt in die Flamme, bis das starke, mit Goldschnitt versehene Blatt langsam zu einem verkrausten schwarzen Aschenblatt verbrannt war; er legte dasselbe auf die flache Hand, öffnete das Fenster und blies es hinaus in die blaue Abendluft, die es spielend entführte. Der Brief gab ihm Räthsel auf. Die Anspielungen auf muthmaßlich sehr zarte und keine rauhe Berührung vertragende Beziehungen zwischen ihm und der Schreiberin waren ihm vollkommen unverständlich, und er vermochte trotz alles Nachdenkens keinen Sinn in diese geheimnißvollen Andeutungen zu bringen. Er würde unbedenklich ein Mißverständniß angenommen haben, hätte nicht das Thatsächliche der Warnung jeden solchen Gedanken ausgeschlossen. Davon, daß ihm der Rektor und der alte Weinlich auf's bitterste grollten, brauchte man ihn nicht erst in Kenntniß zu setzen, und auch das war für ihn über jeden Zweifel erhaben, daß ihm die beiden häufig nachschlichen; er war ihrer wiederholt in später Stunde auf einsamen Wegen von weitem ansichtig geworden, und sie hatten dann jedesmal das ersichtliche Bestreben gezeigt, ihm auszuweichen und sich seinem Blick baldmöglichst zu entziehen. Er hatte das anfänglich für Zufall gehalten, doch allmählich hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß hier Absicht und Planmäßigkeit angenommen werden mußten. Es unterlag also, auch wenn die Adresse nicht gewesen wäre, keinem Zweifel — der Brief war an ihn gerichtet.

Nun war es freilich komisch, äußerst komisch, daß man sich so romantische Vorstellungen von seinem geheimen Rathschlagen mit den Arbeitern machte und die Zusammenkünfte mit denselben in des Waldes tiefste Gründe und womöglich in Schluchten und Höhlen verlegte, — man hätte es näher und bequemer haben können, denn in Wirklichkeit hatten die vertraulichen Besprechungen, die zur Gründung des kleinen, aber bereits gehaßten, weil instinktiv gefürchteten sozialdemokratischen Arbeitervereins geführt hatten, im Städtchen selbst und zwar in der Wohnung eines Arbeiters stattgefunden, und Wolfgang hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, den Gang dorthin tief vermummt oder auf Umwegen und durch Nebenpförtchen anzutreten. Immerhin war und blieb die Warnung gut gemeint nicht blos, sondern auch dankenswerth, aber von wem kam diese Warnung? Er wußte keine Antwort auf diese Frage.

Das Briefchen hatte seine Geschichte. Fräulein Emmy war sich entschieden wichtig vorgekommen, als sie ihre Schreibmappe zur Hand nahm — that sie nicht vielleicht einen folgenschweren Schritt, indem sie, wenn auch anonym, an Wolfgang schrieb? Sie wählte lange unter ihren Briefbogen; sollte sie

einen bunten, sollte sie einen mit gepreßten Ränktchen nehmen? Das war in der That eine wichtige Frage, wichtiger fast, als die, in welchem Tone der Brief zu halten sei. Als freilich ein Bogen gewählt war, fiel ihr der Zweifel, ob sie auch den richtigen Ton treffen werde, schwer auf's Herz — sie befand sich allerdings in einem höchst bedenklichen Dilemma. Sie zagte davor, als Absenderin erkannt zu werden, und mußte sich doch gestehen, daß sie sehr unzufrieden mit dem Briefe sein würde, wenn sein Wortlaut die Möglichkeit ausschlösse, errathen zu werden; sie erröthete tief bei der bloßen Vorstellung, daß Wolfgang aus dem Tone ihrer Zeilen schließen könnte, sie nehme ein wärmeres Interesse an ihm und doch hätte sie ihren Brief um keinen Preis so formulirt, daß jede solche Vermuthung ausgeschlossen war. Nein, das durfte nicht sein; sie dachte sich's unwillkürlich bezaubernd, durchblicken zu lassen, nach welchem sinnverwirrenden, nie geträumten Glück Wolfgang nur die Hände auszustrecken brauchte. Sie wurde seltsam warm bei dem Gedanken, welchen überwältigenden Eindruck so viel Güte und Herablassung auf den jungen Mann machen müßte, und wenn er dann zu ihr kam, wenn er hingerissen vor ihr auf die Kniee sank und ihre Hände bebend mit Küssen bedeckte — wer wußte, ob sie dann nicht ihrer romantischen Güte die Krone aufsetzte und ihn zu sich emporzog? Er war freilich nicht Offizier, und das war ewig schade, aber er war doch ein so hübscher junger Mann, sanft und stolz zugleich, und traf sie nicht vielleicht eine weise Wahl, wenn sie sich einen Gatten auserkor, der ihr ewig dankbar sein, der sie anbeten und auf den Händen tragen mußte, was wohl keiner von den verwöhnten Herren in Attila und Stulpstiefel thun würde? Sie war fast gerührt und weich und das Romantische des Gedankens lieh ihr Flügel — sie konnte ein muthwillig-übermüthiges Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie an das köstlich verblüffte Gesicht des Vaters bei der Eröffnung dachte, die sie ihm selber machen würde. Unter dem Einfluß dieser ausschweifenden Träumerei schrieb sie ihren Brief, als sie ihn aber tief aufathmend überlas, erschrak sie über das Unerhörte ihres Schritts, und wenn ihr auch der Gedanke, Wolfgang könne sie verschmähen, weltenfern lag und ihr garnicht kommen konnte, so knitterten und knäulten die kleinen Hände das unvorsichtige, verrätherische Blatt doch heftig zusammen und sie beschloß, einen andern Brief zu schreiben, einen Brief, der so steif und förmlich, so gemessen und kalt ausfiel, daß er ihr beim Ueberlesen geradezu abscheulich vorkam und daß sie ihn in kurz und kleine Stückchen riß. Also ein dritter Entwurf! Auch er befriedigte sie nicht und schien ihr auf der einen Seite schon zu viel zu verrathen und auf der andern keine genügende Ermuthigung für Wolfgang zu sein; sie fand, es sei doch eigentlich schwer, einen Brief zu schreiben, der dazu auffordern mußte, ganz bestimmte Dinge zwischen den Zeilen zu lesen, und am liebsten hätte sie einen vierten Entwurf gemacht. Aber es war schon zu spät, ihre Lider sanken schwer über die Augen, sie mußte ja auch den Entwurf, in dem sie gewaltig herum korrigirt hatte, noch abschreiben und so behielt sie diesen dritten Entwurf bei und fügte nur nach einigem Besinnen die Nachschrift hinzu und die Buchstaben J. S. D. N. (das Geburtstagssonett hatte mit den Worten begonnen: „Ich sah dich nahn —"), dann warf sie sich fast erschöpft von der ungewohnten Anstrengung auf ihr Lager und fragte sich noch im Einschlafen: „Werde ich in acht Tagen Braut sein? Was würden die Herren Offiziere zu der unerwarteten Botschaft sagen?" Und sie lächelte und schlief mit dem Gedanken an die Toilette ein, in der sie ihre Brautvisiten machen würde. —

Sie war auch in vierzehn Tagen noch nicht Braut, denn Wolfgang gab weder eine direkte noch eine indirekte Antwort. Sie war einige Tage hindurch sehr geneigt, dem Undankbaren zu zürnen, der sich so vieler Güte nicht würdig zu zeigen wußte, aber bald kamen ihr andere Gedanken. „Nein, diese Männer," sagte sie sich halb unmuthig, halb belustigt — „das Feinste und Zarteste in der weiblichen Natur bleibt ihnen doch ewig unverständlich und ihrem groben Wahrnehmungsvermögen kann man doch nur mit groben Mitteln beikommen. Der leise Duft einer echt jungfräulichen Natur ist zu unkörperlich für sie und höchstens in aristokratischen Familien und in wirklich vornehmen Kreisen bildet sich das Feingefühl aus, das für einen solchen Duft empfänglich ist. Woher soll am Ende dieser Herr Hammer auch ein solches Feingefühl und Verständniß haben? er ist doch aus gewöhnlicher Familie und dann — seine Verzagtheit und Schüchternheit haben doch auch etwas hübsches. Er wagt es nicht, den Blick zu mir zu erheben und glaubt gewiß, er sei höchstens berechtigt, mich im Stillen zu verehren, mich zu seiner Muse zu machen und mir seine Gedichte zu widmen, müsse sich aber im übrigen, zu hoffnungsloser Liebe verurtheilt, in achtungsvoller Entfernung halten, immer fürchtend, durch ein rauhes Wort den poetischen Zauber zu brechen und sich streng und vorwurfsvoll in seine Schranken zurückgewiesen zu sehen. Und hat das Bewußtsein, einem modernen Dichter dasselbe zu sein, was Beatrice für Dante war (soviel hatte sie doch aus der Literaturgeschichte behalten) nicht auch seinen geheimen Reiz? Wer weiß, ob er nicht noch berühmt wird, und dann steht vielleicht in seiner Biographie, daß eine hoffnungslose, verschwiegene Liebe zu einer jungen Dame, die gesellschaftlich unerreichbar hoch über ihm stand, seinen schönsten Liedern das Leben gegeben und ihnen die schwermüthig-seelenvolle Färbung verliehen habe, und daß er unverheirathet geblieben sei, da er diese Liebe nicht zu vergessen vermochte. Gewiß, es ist besser so, und ich bin doch eigentlich recht romantisch-thöricht gewesen, als ich an einen minder zarten Ausgang dachte. Nicht Braut, aber ein in verschwiegener Seele verehrtes Dichterideal! Ich werde ihn durch einen tiefen, seelenvollen Blick belohnen, der ihm sagt, daß ich ihn verstehe und seine Huldigung annehme." Und sie kam sich sehr erhaben vor und lächelte, träumerisch wie sie glaubte, vor sich hin. —

Für Wolfgang schien mit dem Briefchen der Kleinen eine Aera der Billet-doux zu beginnen. Am Tage nach dem Empfang jenes Briefchens fand er ein zweites vor, dessen Handschrift er sofort erkannte; es war die von Frau v. Larisch. Dieses zweite Briefchen war erheblich kürzer als das Emmy's und lautete folgendermaßen:

„Wenn Sie Sich morgen Abend 7 Uhr an der Parkpforte einfinden wollen, werden Sie dort eine Dame finden, die der Wunsch, Ihnen eine Warnung zukommen zu lassen, bestimmt, einen solchen der Mißdeutung ausgesetzten Schritt zu thun. Dafür, daß er bei Ihnen einer solchen Mißdeutung nicht ausgesetzt ist, bürgt ihr Ihr Charakter. Ein Maiblümchenstrauß."

„Sie also?" sagte Wolfgang leise vor sich hin. Nun erst erfuhr er, daß es Frau von Larisch gewesen war, die ihm die feine Aufmerksamkeit erwies, welche ihn auf seinem Krankenlager so eigenthümlich bewegt und gerührt hatte. Diese Entdeckung war weit davon entfernt, ihm Freude zu machen und nur widerstrebend entsagte er der Illusion, die er solange gehegt hatte. Er schwankte sogar geraume Zeit, ob er dieser Einladung Folge leisten solle, aber der Gedanke an die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Frau von Larisch entgegen kam, als er sie für die kleine Anna zu interessiren wünschte, schien ihm die Verpflichtung aufzuerlegen, ihre Warnung anzuhören, die jedenfalls mit der bereits erhaltenen identisch und ebenso gut gemeint war. Vielleicht erfuhr er sogar von der weltkundigen klugen Dame Näheres und Greifbareres, und so wenig er sich auch vor seinen Gegnern fürchtete — war es denn so ganz unmöglich, daß die äußerste Vorsicht noch gebotener war, als er nur ahnen konnte?

Dem Abend, an welchem sich Wolfgang zu dem geheimnißvollen Rendez-vous begab, war einer jener klaren, milden, stillen Tage vorausgegangen, wie sie auch das letzte Drittel des Oktober uns zuweilen noch bescheert. Auch in der Seele unseres jungen Freundes war es still und klar, und der Gedanke an die Begegnung, die ihm bevorstand, trieb ihm das Blut nicht rascher durch die Adern. In nachdenklichster Stimmung schritt er langsam auf dem schmalen Waldpfad auf und ab, die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt; sein Blick haftete am Boden und an dem rostbraunen, welken Laub, das zollhoch die Erde bedeckte und das sein Fuß vor sich herschob. Aber seine Gedanken waren nicht bei der schönen Frau, die ihn an dieses einsame Plätzchen bestellt hatte, sondern bei der Strophe, die den Schluß eines an Martha gerichteten Gedichts bildete und die ihm schon den ganzen Tag durch den Sinn gegangen war; er hatte sie schon wiederholt umgegossen, aber noch immer befriedigte sie ihn nicht recht, und er hatte sich auf die Stunde des einsamen Wartens im Walde vertröstet, auf die er vorbereitet war — Frauen sind ja niemals pünktlich. Nur zuweilen warf er beim Vorübergehen an der Parkpforte einen flüchtigen und zerstreuten Blick in die kiesbestreuten Gänge und wendete befriedigt den Kopf wieder weg, wenn er diese Gänge noch einsam im ersten Dämmern des Abends liegen sah. Die stille Stunde erwies sich ihm günstig; er fand für seinen Gedanken eine Form, die ihn vollkommen befriedigte, und kritzelte sie, sich an den Stamm einer alten Buche lehnend, mit Bleistift in stenographischen Zeichen auf ein Blatt seines Notizbuchs. Die Verse lauteten:

Auf Klippen und Dünen, in Schlick und in Sand,
An der Wimper der Woge spritzenden Schaum,
Sah ich im Geiste mein Heimatland,
Das buchengrüne, in wachem Traum;
Wenn im Sturme die Möve ängstlich schrie
Und des Leuchtthurms Licht durch den Nebel glomm,
Kam fernher geweht eine Melodie,
Eine liebe, vertraute, und lockte mich: „Komm!"

Nun bin ich daheim, doch mein Herz ist schwer.
In den Domen des heimischen Waldes träumt
Meine kranke Seele vom ewigen Meer,
Das zu weißem Geflock an der Klippe zerschäumt.
Es rauschen die Kronen; die Grasmücke singt
Durch die heimliche Stille, doch mir ist weh,
Und lausch' ich den Stimmen des Waldes, so klingt
Durch sie alle hindurch ein mahnendes: „Geh!"

Hier wird mir bange, hier ist es schwül.
Ueber grüne Wogen mit Kämmen von Schnee
Weht drüben erfrischend der Wind und kühl
Und die Möve kreischt und es donnert die See.
Dort war ich ganz und aus einem Guß,
Hier bin ich zerrissen, krank und getheilt;
Meine Lippe schmachtet nach einem Kuß —
Ob Meer und Wind mir die Seele heilt?

Kaum hatte er das Buch wieder in die Brusttasche geschoben, als er auch die eiserne Parkpforte leise klirren hörte, und als er den Blick erhob, sah er sich Frau von Larisch gegenüber.

„Sie wußten, daß Sie mich erwarteten?" fragte sie mit einer leichten Befangenheit, die sie besser kleidete, als alle kecke Sicherheit, die sie bei früheren Anlässen entwickelt hatte.

Wolfgang nickte leicht mit dem Kopfe. „Ich konnte wohl nicht in Zweifel darüber sein, da man Ihre Handschrift so leicht nicht vergißt. Sie hat etwas höchst Charakteristisches."

„Wollen Sie mir Ihren Arm geben und mich tiefer in den Wald führen? Sie begreifen, daß ich jede Begegnung zu vermeiden wünsche; nicht nur soll, was ich Ihnen zu sagen habe, unter uns bleiben, sondern es ist auch am besten, wenn niemand ahnt, daß ich Ihnen einen Wink gegeben habe."

„Nichts einfacher als das, gnädige Frau."

Er nannte sie zum erstenmale so und hatte die abgeschmackte Titulatur bisher stets geflissentlich vermieden, infolge einer Regung demokratischen Selbstbewußtseins, das lieber anstieß, als sich beugte. Frau von Larisch entging es nicht, daß er sich dieser Form bediente, und sie sah ihn überrascht und halb vorwurfsvoll an.

„Sie könnten die ‚gnädige Frau' auch heute beiseite lassen, denke ich. Nie war sie so überflüssig."

Wolfgang erröthete leicht; er mußte sich sagen, daß er im Unrecht war, und dieses Bewußtsein stimmte ihn wider Willen weicher.

„Ich würde mir in der That Vorwürfe machen müssen, wenn ich Sie vorsätzlich gekränkt hätte, denn ich bin Ihnen für Ihre gütige Absicht, mich zu warnen, den lebhaftesten Dank schuldig, und diese Dankbarkeit wird dadurch, daß Sie mir schwerlich etwas neues sagen und daß ich genau zu wissen glaube, vor wem Sie mich warnen wollen, gewiß nicht verringert. Sie wollen mich darauf aufmerksam machen, daß Herr Weinlich und Herr Rektor Storck mir auf Schritt und Tritt nachspüren und daß sie hoffen, mir einen geheimen Verkehr mit den Häuptern des sozialdemokratischen Arbeitervereins nachweisen zu können, weil sie glauben, mich dadurch für hier unmöglich zu machen?"

„Sie sind ein Hexenmeister, — woher in aller Welt wissen Sie das?" lautete die betroffene Antwort.

Wolfgang lächelte. „Lassen Sie das mein Geheimniß bleiben; ich bin zum Schweigen verpflichtet, wenigstens moralisch, und Sie werden mich dieser Pflicht nicht abtrünnig machen wollen."

„Würde ich Glück damit haben? Ich werde den Versuch klüglich unterlassen. Uebrigens ist es am Ende kein so großes Wunder, daß Sie die Pläne Ihrer Feinde kennen, denn möglicherweise ist Herr Rektor Storck anderwärts nicht vorsichtiger gewesen, als uns gegenüber."

„Darf ich fragen, wen Sie unter diesem ‚uns' verstehen?" sagte Wolfgang, mit einem vergeblichen Versuch, die Spannung zu verbergen, mit der er auf die Antwort wartete.

„Ich will offner sein, als Sie es sind. Der Herr Rektor hat sich seines Vorhabens Fräulein Reischach, Fräulein Hoyer und mir gegenüber gerühmt und schien seiner Sache so sicher zu sein, daß ich ernstlich besorgt ward und es für meine Pflicht hielt, Sie vor Unvorsichtigkeiten zu warnen, zu denen Ihr Stolz Sie so leicht verführen könnte. Aber Sie scheinen ja sehr kühl über diese Intriguen zu denken und sich so sicher zu fühlen, daß Sie sich berechtigt glauben, die Warnung lächelnd und achselzuckend entgegenzunehmen. Das gefällt mir übrigens so gut, daß ich gern auf das Bewußtsein verzichte, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben."

Es lag etwas wie Bewunderung in dem Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden und in dem Blick, der sie begleitete.

Aber Wolfgang erwiderte ernst und mit einem leichten Anflug von Traurigkeit: „Ich bin weit davon entfernt, mich so sicher zu fühlen, als Sie annehmen; es wird mich im Gegentheil garnicht überraschen, wenn ich der Koalition erliege, die sich gegen mich gebildet hat und die mir schließlich doch hinterrücks ein Bein stellen wird. Ich bin, um ein militärisches Gleichniß zu brauchen, ein verlorener Posten in Feindesland, und habe mich schon gefragt, ob es mir gar so sehr verübelt werden könnte, wenn ich den Posten aufgäbe, auf den mich der Zufall gestellt hat. Es würde mir grade in diesen Herbsttagen leicht werden, auf und davon zu gehen; der Zugvogel in mir regt jetzt, wo die letzten Geschwader unserer Sommervögel sich lärmend zum Aufbruch rüsten, fast sehnsüchtig die Schwingen, und selbst wenn ich ungern ginge, würde ich mich mit dem welken Laube trösten, das jeder Windhauch von den Aesten streift, wie ich mich mit ihm trösten würde, müßte ich aus dem Leben scheiden."

Er hatte es ohne jede Affektation gesagt, mehr zu sich selbst, als zu der anmuthigen Frau, die ihren Arm unwillkürlich fester auf den seinen legte; er fühlte, wie jeder Finger ihrer Hand ein mildes Feuer ausströmte, das ihm durch alle Adern floß, und als er sie ansah, überraschte ihn ein Ausdruck in ihrem Gesicht, den er noch nicht kannte. Es lag urplötzlich etwas Mädchenhaftes in ihrem Wesen, etwas Sanftes, Anschmiegendes, Schüchternes und fast Demüthiges, und sie war ihm in diesem Moment unvergleichlich gefährlicher, als je zuvor.

Ob sie eine Ahnung davon hatte? Es war, als verschleire sich ihr Blick von einer im Auge zerdrückten Thräne, als sie leise, ein wenig traurig und mit beinahe stockender Stimme sagte:

„Wird Ihnen das Scheiden von hier so leicht? Ich hatte geglaubt, die Trennung würde Ihnen aus mehr als einem Grunde schwerer fallen, und dieser resignirte Ton gefällt mir nicht an Ihnen, weil ich größere Tiefe und Wärme des Gefühls — für Orte und Menschen — bei Ihnen voraussetzte. Aber ich hätte mir sagen können, daß Sie das anscheinend unvermeidliche Gebrechen aller Poeten theilen, sich in der Praxis von all' den zarten und schönen Empfindungen zu emanzipiren, die ihren Dichtungen Reiz und Zauber verleihen."

„Vielleicht thun Sie mir doch sehr unrecht, vielleicht bin ich viel mehr Mensch als Poet, und vielleicht sind es grade rein menschliche Empfindungen, die mir das Scheiden leichter machen, als dies ohnedem der Fall sein würde. Ich habe hier schmerzliche Erfahrungen zu machen gehabt und bin in Verwicklungen gerathen, die befriedigend zu lösen ich keine Hoffnung habe. Und ist es nicht besser, ich gehe, bevor mir das Herz wund geworden ist und ich die Frische und Elastizität der Seele eingebüßt habe? Bisher habe ich den Kopf oben behalten, aber ich bin aus weichem Thon gemacht und kann nicht dafür stehen, daß ich nicht auf die Dauer an dem Widerstreit zwischen einer ernsten Neigung und äußeren Verhältnissen ernstlich erkranke."

Er dachte dabei an Martha, der er es vorwerfen zu dürfen glaubte, daß sie, grade sie, keinen Schritt gethan hatte, wie Frau von Larisch, und selbst die lustige, halb kindische Emmy. Der Aufschluß, den ihm Frau von Larisch gegeben, ließ ihm, trotz mancher räthselhaften Wendung, kaum einen Zweifel darüber, daß der erste Brief von Emmy herrührte; darauf, daß er nicht von Martha geschrieben war, hätte er blindlings einen Eid geleistet; Handschrift und Stil konnten nicht die ihren sein. Er vermochte eine Aufwallung von Bitterkeit und Trauer nicht zu unterdrücken und daran, daß seine Worte von Frau von Larisch falsch gedeutet werden konnten, ja daß sie dieselben beinahe falsch deuten mußte, dachte er mit keiner Silbe.

Frau von Larisch verstand ihn aber wirklich falsch. Wenn er Martha liebte, wie sie bisher so fest geglaubt, wie konnte er dann von äußeren Hindernissen sprechen? War Martha nicht in jeder Hinsicht frei, brauchte er nicht blos um sie zu werben, und konnte es denn einen Moment zweifelhaft sein, auch für ihn, daß er mit offenen Armen empfangen ward? Aber vielleicht hatte sie sich geirrt, vielleicht lag in Wolfgangs Worten eine Anspielung auf



Das Vogelnest. (Seite 383.)

ein — möglicherweise nebenhergegangenes? — tieferes Empfinden für sie selbst und auf ihre Verhältnisse, die ja stadtkundig waren und von denen er beinahe wissen *mußte*. Sie mußte ihn sondiren, und sie erwiderte mit einer Wärme, die Wolfgang unter andern Umständen stutzig gemacht haben würde:

„Ist das auch eine *ächte* Neigung, die sich von ungünstigen Verhältnissen, von zufälligen Unterschieden der sozialen Stellung und des Vermögens abschrecken läßt? Verdient sie nicht den Vorwurf der Kleinmüthigkeit und des voreiligen Verzagens? Hat sie nicht die Pflicht, einen ernsten und entschlossenen Versuch zu wagen, ehe sie die Accente elegischer und schwermüthiger Resignation anschlägt? Ich fürchte, Sie vergessen, daß Sie den ersten Schritt zu thun haben, daß er von Ihnen erwartet wird und daß Sie die Verhältnisse unrichtig beurtheilen.“

Wolfgang sah düster vor sich nieder und zuckte traurig die Achseln. „Ich begehe vielleicht einen Fehler, aber ich habe den Muth nicht, den Sie von mir fordern. Wir sind eben alle das Produkt unserer Verhältnisse, unserer Erziehung und unserer Erfahrungen, und in jedem bilden sich gewisse Grundsätze aus, nach denen er handeln *muß*, wenn er sich nicht selber untreu werden will. Aber wollen wir das melancholische Gespräch nicht fallen lassen? Es kann kaum ein Interesse für Sie haben, und ich bitte, zu entschuldigen, daß ich diesen Ton angeschlagen habe. Es ist wohl die wehmüthige Herbststimmung, für die ich immer besonders empfänglich war, die mich zu dieser Abschweifung auf ein so intimes Gebiet verleitet hat und mich der Gefahr aussetzt, von Ihnen für einen Lyriker aus System gehalten zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)



Caub und die Pfalz. (Seite 383.)

Der Frühling einst und jetzt.

Keine Jahreszeit ist so wie der Frühling von dichtenden Menschen besungen worden und keine wurde mit soviel Recht gepriesen wie der Lenz. Das haben die Gegensätze im Naturleben verursacht. Der Winter ist für den Naturfreund der widerwärtigste Geselle, für die geplagte Schuljugend eine Marterzeit, für Braut und Bräutigam eine — oft allerdings süße — Zeit der Gefangenschaft, für den kindergesegneten armen Hausvater die jährlich wiederkehrende Periode des Hungers und Frostes, für den Greis die Zeit stiller Einkehr und leiblicher Heimsuchung. Wie ganz anders der Frühling!

Allmählich oder plötzlich erwacht der Genius des Lebens und sprengt die Fesseln der nordischen Mächte. Die vorher starre Erdrinde öffnet sich an allen Enden; des Himmels Königin — von den Sonnenanbetern nicht umsonst göttlich verehrt — durchbricht die frostige Nebeldecke des Winters und auf ihren Ruf ersteht die Pflanzenwelt aus langem, langem Schlafe. Schneeglöckchen läuten die herrliche Zeit des Blühens herbei. Veilchen und Primeln, Anemonen und Seidelbast eilen dem kommenden Heere der Blumen als Herolde voraus. Und in den kahlen, blätterlosen Bäumen beginnt das Knistern der zersprengten Knospenhüllen, und die Vögel in den Zweigen ahnen das Kommen ihrer Fest- und Feiertage und sie beginnen zu singen, zu zwitschern und zu jubiliren. Die ganze Welt beginnt mit einemmale eine andere zu werden.

Und alles das wirkt so wohlthätig, so sorgenverscheuchend, so hoffnungbeseligend, so durchwärmend und durchleuchtend auf des Menschen Gemüth. Auch er beginnt zu singen, zu jauchzen und dem Weltschmerz seinen Rücken zu kehren. Auch er, der bisher gebeugte, beginnt ein anderer zu werden und wieder aufrecht zu wandeln unter andern Menschenkindern und im trauten Umgang mit der erwachenden Natur.

Der Mensch hat einst geglaubt. Und wenn wir von allen frommen Gesängen und geistlichen Liedern, welche zum „Preis des Ewigen" gedichtet wurden, Tag und Stunde ihrer Geburt kennten, so würden wir finden, daß die große Mehrzahl derselben im Frühling selbst oder beim herannahenden Lenz der glaubenden Menschenbrust entfloßen. Aber damals stand unser Geschlecht noch auf dem Piedestal eines sich selbst vergötternden Götzen. Man glaubte, den „unsichtbar Ewigen" zu preisen und streute sich selbst Weihrauch und Blumen. Man schmeichelte sich, Endzweck der Schöpfung zu sein und setzte alle anderen Kreaturen so ohne weiteres als seine eigenen Diener: der laue Südwind, welcher den Schnee von den Dächern und Feldern fegt — ein Engel Gottes im Dienste des Menschen; der Genius des wiedererwachenden Naturlebens — ein segenspendender Freund derer, die sich vorlogen, die Blume des Feldes blühe und dufte ihretwegen. Ja, und die trillernde Lerche in blauer Frühlingsluft, sie stieg ja für unsere Väter himmelan, um den feldbauenden Landleuten die schwere Arbeit zu versüßen und am lichten Sonntag die Menschenkinder zu lehren, daß man Gott zu preisen habe.

Ja, das war die Zeit der naiven Weltanschauung: eine Zeit der Märchen, als die Phantasie noch im Feierkleide lustwandeln ging, die Blumen des Feldes für sich in Anspruch nahm und sich beim Frühlingskonzert der Vögel des Waldes „als Königin" in's Parterre setzte. Die Phantasie ist die ältere, leichtgeschürzte und oft sehr ausgelassene Schwester des Verstandes. Sie schoß auf zur blühenden Jungfrau und setzte sich zur Beherrscherin der ganzen Gedankenwelt, als der Verstand, ihr jüngerer Bruder, noch in den Windeln lag und erst Miene machte, allmählich auf allen Vieren zu gehen. Aber der Junge ist mit der Zeit groß geworden, ein kecker Jüngling, der sich der Herrschaft seiner Schwester Phantasie zu entwinden versuchte und schließlich in Freiheit gelangte. Jetzt schickt er sich an, Herr der Welt zu werden, indem er der älteren Schwester das Szepter aus der Hand windet.

Der Aufschwung, den die wissenschaftliche Erforschung der Thier- und Pflanzenwelt infolge der Darwin'schen Theorie genommen hat, brachte auch eine wissenschaftliche Beantwortung der Frage: Wie erklären wir die Farbenpracht, den Wohlgeruch und die Honigabsonderung der höheren Pflanzenblüthen und wie haben wir die mannichfaltige Anordnung und Gestalt der verschiedenen Bestandtheile der höheren Blumen zu verstehen?

Es ist eine seltsame Erscheinung in der Geschichte des Naturerkennens, daß zwei der interessantesten Räthsel des Frühlings zu gleicher Zeit ihre Lösung fanden: das eine ist das Problem der Blumen, das andere dagegen das Problem des Vogelgesanges. Beide Räthsel fanden ihre Lösung im gleichen Prinzip: in der Liebe. Darwin hat das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein auch in der Sphäre des Geschlechtslebens beider Naturreiche, der Pflanzen- und der Thierwelt, wiedererkannt und für Thiere und Menschen mit dem speziellen Namen „geschlechtliche Zuchtwahl" belegt. Es hat sich gezeigt, daß viele Thiere, namentlich viele Vögel und auch manche Säuger, nicht allein von der Gestalt und Farbe, sondern auch von der Stimme ihrer künftigen Ehegatten Notiz nehmen. Vorab sind es die Weibchen, welche bei der Wahl ihrer Männchen genannte Faktoren so sehr in Rechnung bringen, daß zur Paarungszeit unter den männlichen Ehekandidaten eine förmliche Konkurrenz eintritt und ein bald blutiger, bald unblutiger Wettkampf um die Gunst der umworbenen Weibchen ausgefochten wird. Die Hähne kämpfen mit einander um das Hühner-Harem auf Tod und Leben, und ein spornloser Hahn hat gar keine oder nur geringe Aussicht auf Nachkommenschaft, wenn ein bespornter Konkurrent mit ihm um den Besitz der Hennen kämpft. Der männliche Hirsch besitzt ein Geweih, mit dem er den Kampf mit einem Rivalen um dasselbe Weibchen aufnimmt, wobei der Stärkste Meister wird und der Schwächere ohne Nachkommen dahingeht. Auer- und Truthähne paradiren um die Wette, indem sie vor den anwesenden Weibchen ihre Gefieder in allen möglichen theatralischen Stellungen entfalten. Bei buntgefiederten Vögeln sind es vorab die Männchen, welche sich durch Farbenpracht auszeichnen, und man hat beobachtet, daß die umworbenen Weibchen von Farbe und Anordnung der Federn bei der Auswahl ihrer Männer Notiz nehmen. Bei unsern Singvögeln sind es wiederum die Männchen, welche sich ganz besonders in der Gabe des Gesanges vervollkommnet haben, während die Weibchen den besten Sängern den Vorzug geben. Dasselbe gilt von den Grillen und Cikaden, bei denen sich die Männchen allein der Gabe des Zirpens und Schrillens erfreuen, wie ja denn schon ein alter Dichter sang: „Glücklich leben die Cikaden, weil sie stimmlose Weiber haben."

So hat die neuere Naturwissenschaft auch für die ästhetischen Seiten des Thierlebens eine natürliche Erklärung gefunden. Das Tanzen der Mücken und Fliegen im Abendsonnenschein eines lauen Frühlingstages ist ein Wettkampf in der Sphäre des Liebelebens im weitern Sinne, nicht minder als der melodische Gesang unserer gefiederten Waldbewohner. Und wenn die erwachende Natur sich im Lenz mit Farbe und Melodien bekleidet, so ist es der allmächtige Selbsterhaltungstrieb der lebenden Natur, die Liebe in allen Tonarten und Farbenabstufungen, welche ihrem Naturdrange Ausdruck gibt.

Wir fassen hier das Wort „Liebe" im weitesten Sinne: als Verkleidung des Geschlechtstriebes, der — naturwissenschaftlich definirt — nichts anderes anstrebt, als die Vereinigung zweier verschiedener Geschlechtszellen zur Erzeugung eines neuen Individuums. Die „Liebe" ist Naturnothwendigkeit.

Wenn wir das Leben der einzelnen Pflanze, des einzelnen Thieres oder des einzelnen Individuums unseres eigenen Geschlechts von der Eizelle an bis zum Tod, von der Wiege bis zur Bahre verfolgen, so finden wir, übereinstimmend bei allen höheren Organismen, daß die Höhe der vollen Entwicklung, die Glanzperiode des Einzelwesens dann erreicht ist, wenn die geschlechtliche Fortpflanzungsfähigkeit in ihre Rechte tritt. Bei den höheren Pflanzen ist es die Zeit des Blühens, bei den Thieren die Zeit um die erste Paarung; des Menschen „Blüthezeit" ist das Zeitalter des Freiens. Und gar oft ist diese „Blüthezeit" eine sehr kurz zugemessene. Der Pessimist Schopenhauer sprach eine große Wahrheit, als er sich dahin äußerte: „Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen könnten, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form ehrlich zu übernehmen, zu welchem Schritte ihn zu vermögen die bloße vernünftige Ueberlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe (wie jedes andere Lebewesen) mit den Waffen und Werkzeugen

ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist.“ Wir finden diese Worte schon acht Jahre vor dem Erscheinen des Darwin'schen Hauptwerkes gedruckt; sie enthalten die Grundwahrheiten der von Darwin beleuchteten sexuellen Zuchtwahl, allerdings im verschleiernden Gewand jener philosophischen Sprache, welche nicht diejenige des Naturforschers sein kann.

Durch die geschlechtliche Zuchtwahl haben die männlichen Hirsche im Verlaufe vieler Generationen bei allmählichem Abändern ihr kräftiges Geweih erhalten, indem beim Wettkampf um die Weibchen immer der bestbewaffnete Hirsch über den schwächeren Konkurrenten den Sieg davontrug, die Braut heimführte und Nachkommen erzeugte, auf welche er seine eigenen Vorzüge vererbte.

Durch geschlechtliche Zuchtwahl erlangten viele männliche Vögel nach und nach ein glänzendes Gefieder und zwar grade auf jene Zeit, da es die besten Dienste verrichtete: auf die Paarungszeit; denn die umworbenen Weibchen gaben stets den schönsten Bewerbern den Vorzug; letztere hinterließen Nachkommen, denen sie gleichfalls ihre Vorzüge vererbten, während die weniger schön gefiederten Konkurrenten entweder kinderlos dahingingen oder nur noch schwächliche Weibchen als Bräute heimführten, was gleichbedeutend mit Ausjätung.

Wir können die prächtige Anpassung mancher Vögel und Fische, bei denen die Männchen auf die Zeit der Paarung jeweilen ein besonders glänzendes Hochzeitskleid erhalten, mit Schopenhauer einen „Knalleffekt“ der Natur nennen. Das Gleiche gilt von der Gabe des Gesanges mancher männlichen Vögel; aus Nichtsängern sind im Verlaufe zahlloser Generationen durch geschlechtliche Zuchtwahl die nicht allein von ihren Weibchen, sondern auch vom Menschen geliebten singenden Vogelarten geworden. Das Männchen singt in der Regel am schönsten und eifrigsten, wenn es nach einem Weibchen sucht; mit seinen Melodien berückt es das jungfräuliche Herz seiner künftigen Gattin. Das sind die Stimmen des Frühlings, die gegen den Sommer und Herbst allmählich verstummen: „Knalleffekte“ der Natur, Resultate der Zuchtwahl innerhalb der Sphäre des Geschlechtslebens, der „Liebe“.

Aber die „Liebe“ feiert auch im Pflanzenleben ähnliche Triumphe. Die prangende Blume ist das Hochzeitskleid der Pflanze, der Wohlgeruch ist dem lockenden Vogelgesange zu vergleichen und der Blüthenhonig im Kelch der Blume die dem Kusse dargebotene, schwellende Lippe. (Schluß folgt.)

Die Massage.

Von Dr. C. Resau.

Es ist in der Geschichte der Medizin eine keineswegs vereinzelt dastehende Erscheinung, daß die Wissenschaft ein von der Volksmedizin erfundenes und erprobtes Mittel in sich aufnahm und dessen wahren Werth zu bestimmen und zu begründen versuchte. Seltener dagegen geschah es, daß ein gegen gewisse Krankheitsformen früher verwandtes und im Laufe der Zeit bei Seite gesetztes Mittel, welches nur in der Hausmittelpraxis des Volkes fortvegetirte und sich dort sein Bürgerrecht bewahrte, mit einem male wieder zu Ehren kam bei den Aerzten, wie dies neuerdings mit dem unter dem Namen „Massage“ eingeführten Heilverfahren geschehen ist. Wer hätte wohl gedacht, daß die gute, alte „Streichfrau“, denn das ist die Massage, wieder Bürgerrecht in der Wissenschaft erlangen und ihr Verfahren von den angesehensten Lehrern der Medizin, wie z. B. vom Professor Billroth in Wien, als ein ganz exaktes und durch nichts anderes zu ersetzendes gepriesen werden würde? Selbstverständlich natürlich ohne jenen Hokuspokus, den Schäfer und andre Heilkünstler nicht blos beim Streichen, sondern auch beim „Besprechen“ blutender Wunden, beim „Büßen“ der Rose u. s. w. anwenden, welcher im Abmurmeln einer von jenen Zauberformeln besteht, die das Christenthum aus dem heidnischen Alterthum ererbte und sich anpaßte, um vermeintlich die Heilung durch kreuzweise erfolgende Manipulationen und durch Anrufung der heiligen Dreieinigkeit zu beschleunigen; jenen Luxus, ohne den auch die Aerzte bis vor zwei Jahrhunderten nicht bestehen zu können glaubten. „Denn das Zeichen des Kreuzes“, so predigte Sct. Chrysostomus, „hat bei unseren Vorfahren und noch jetzt verschlossene Thüren geöffnet; es hat die Kraft des Schierlings aufgehoben; es hat die Bisse giftiger Schlangen geheilt,“ — und deshalb strichen und drückten christliche Aerzte die Brauschen und dergleichen kreuzweise, wie heute noch die Streichfrauen auf dem Lande.

Doch was ist nun an der Massage Gutes? Die Chinesen kennen dieselbe schon lange, denn wir finden heute noch bei denselben Aerzte, welche diese Kunst hausirend ausüben. Aber auch den griechischen Aerzten zu Zeiten des Pythagoras (580 v. Chr.) war sie schon bekannt und unter den hippokratischen Aerzten wurde sie allgemein in den griechischen Kampfschulen ausgeübt und die in denselben beschäftigten Gymnasten erhielten von jenen Aerzten regelrechten Unterricht in Bezug auf die Behandlung der etwa vorkommenden Unfälle, namentlich kannten sie gewisse Kunstgriffe, um die Folgen von Verstauchungen, Verrenkungen und Verdrehungen zu heilen. Später wurde dieselbe Kunst nachweislich in den römischen Fechterschulen geübt, bis sie im Laufe der Jahrhunderte, mit dem Verfall der Medizin überhaupt, wieder in Vergessenheit gerieth, und zwar in der Weise, daß bis vor wenigen Jahren bei dergleichen Unfällen, — nachdem man das Gelenk, wenn es verrenkt war, wieder eingerichtet hatte, lediglich kalte Umschläge, Blutegel, spirituöse Einreibungen und dergleichen verwandt wurden. Jeder, der einen derartigen Unfall erlitten hat, z. B. eine Verstauchung des Fußgelenkes, oder eine ähnliche Erkrankung der Hand- oder Fingergelenke, die auf die gedachte Weise behandelt wurden, wird aber wissen, wie sehr sich das Leiden dabei in die Länge zog und wie nicht selten eine Gelenkentzündung zurückblieb, welche dauernd den Gebrauch des betreffenden Gliedes behinderte und schmerzhaft machte. — Es mag unentschieden bleiben, ob die aus China herübergekommenen Berichte über die durch die dortigen Aerzte ausgeübte Massage den ersten Anstoß gegeben haben, dieses Verfahren auch in Europa wieder aufzunehmen, oder ob die außergewöhnlichen Kurerfolge, welche man im Dome in Bologna damit sogar bei Gelenkaffektionen erzielte, die sonst dem Messer anheimfielen, die Veranlassung dazu gaben; es genüge vielmehr die einfache Thatsache, daß seit zwei Jahren viele Chirurgen für dieses Verfahren geradezu schwärmen und dasselbe nicht nur bei den Folgen von Verrenkungen und Verstauchungen, sondern auch bei andersartigen, namentlich chronischen rheumatischen Gelenkentzündungen, bei Muskelrheumatismus (dem sogenannten Hexenschuß), bei Muskeldehnungen u. s. w. mit bestem Erfolge anwenden und, so lautet der technische Ausdruck, die Aufsaugung der Exsudate dadurch befördern. —

Zur Erklärung dieses Ausdrucks, wie weiterhin der Massage und des bei deren Anwendung stattfindenden Heilungsvorganges müssen wir eine kleine anatomische und physiologische Einschaltung machen. Die meisten Gelenke werden durch die Vereinigung zweier glatter und überknorpelter Knochenflächen gebildet, seltener zweier Knorpel oder eines Knochens und eines Knorpels, indem jene sich genau berühren, ohne jedoch miteinander verwachsen zu sein. Sie werden vielmehr nur durch äußere, mehr oder minder dehnbare Bänder zusammengehalten, welche theils als Gelenkkapseln so an dem Umfange der Gelenke sitzen, daß sie den von ihnen begrenzten Zwischenraum ringsum vollständig abschließen, theils als eigentliche, mit ihren an die zu verbindenden Knochen angehefteten Enden die Bewegung des Gelenkes gestatten und vermitteln. Die Gelenkbänder zeigen nach ihrer Größe und Form vielfache Verschiedenheiten, ebenso wie hinsichtlich ihrer Lage und Richtung. In der Gelenkkapsel befindet sich die Gelenkschmiere, vermittelst deren die beiden einander zugekehrten Gelenkflächen glatt und schlüpfrig erhalten werden. Ueber den Bändern liegen zum Theil Muskellagen und Fettschichten, zum Theil aber auch nur die äußere Haut mit einem dünnen Unterhautzellgewebe, und zu ihnen treten, wie zu allen anderen Theilen des Organismus, Nerven und Gefäße. Die Nerven vermitteln die Bewegung und Empfindung, die Gefäße die Ernährung der Gelenktheile, und zwar führen die arteriellen Gefäße den Blutstrom vom Herzen zu denselben, welcher dort neugebildete Bestandtheile absetzt, während die venösen Gefäße und die sie begleitenden Saugadern die verbrauchten und abgenutzten Bestandtheile wieder zum Herzen

und in die Lunge führen, in welch' letzterer das Blut durch Aufnahme von Sauerstoff verbessert und wieder gebrauchstüchtig gemacht wird.

Die vorgenannten Theile, namentlich aber die Gelenkkapseln und die Knochenendtheile, sind es nun, welche bei den verschiedenen, hier zu betrachtenden Gelenkerkrankungen eine wesentliche Rolle spielen, vor allem aber bei der sogenannten Verstauchung oder Verdrehung (Distorsion), — weiterhin bei der eigentlichen Verrenkung (Luxation). Erstere unterscheidet sich von der letzteren dadurch, daß der Verletzte sofort nach dem Stauche sein Glied ordentlich bewegen kann, wenn auch unter Schmerzen, was er bei der Verrenkung solange nicht oder nur wenig kann, bis das Gelenk durch künstliche Hülfe wieder in die richtige Lage gebracht ist.

Die Verstauchung resp. Verdrehung besteht im wesentlichen in einer Zerrung, zu starken Dehnung und auch theilweise Zerreißung von Gelenkkapselbändern mit Austritt von etwas Blut in die Umgebung des Gelenks und in letzteres selbst; bei der Verrenkung findet derselbe Vorgang in viel bedeutenderem Grade statt und außerdem sind die Gelenkenden aus ihrer gegenseitigen Lage gewichen. Geschah letzteres nur theilweise, so nennt man sie Subluxationen, wenn mit Knochenbrüchen oder Wunden der Oberhaut oder Zerreißungen großer Gefäße und Nerven verbunden: komplizirte Luxationen. Den Verrenkungen ist am allerhäufigsten das Schultergelenk — infolge seiner freien Beweglichkeit — ausgesetzt; demnächst an der Hand die Daumengelenke (das sogenannte „Vergreifen", wonach der Daumen in Hyperextensionsstellung nach dem Handrücken steht) und endlich das Fußgelenk. Das Wiedereinrücken verrenkter Gelenke, namentlich aber die Behandlung komplizirter Luxationen ist in jedem Falle Sache des Chirurgen, und nur, wenn ein solcher nicht zu beschaffen, kann man versuchen, das verrenkte Glied zunächst nach der Richtung hinzuziehen, nach welcher es hinsteht, und dann, wenn es dadurch beweglich geworden ist, schnell in seine ordentliche Stellung zu bringen. Kann der Kranke das Gelenk garnicht freiwillig bewegen, schmerzt dasselbe heftig bei Bewegungsversuchen, und hört man bei den Einrichtungsversuchen ein knisterndes Geräusch, oder ist sofort erhebliche Schwellung des Gelenks mit Entzündungsröthe eingetreten, so sehe man unter allen Umständen von derartigen Manipulationen ab, lagere das Glied ruhig und mache kalte Umschläge bis zur Ankunft des Arztes, denn in diesem Falle liegt der Verdacht auf eine komplizirte Luxation mit Knochenbruch vor. In jedem anderen Falle von Verstauchung oder solchen Verrenkungen, die der Kranke oder ein Anderer wieder einrichten konnte und die nicht mit Verletzungen der Oberhaut oder bedeutenden Blutunterlaufungen verbunden sind, schreite man aber sofort zur Anwendung der Massage.

Wir sagten oben, daß bei den Verstauchungen und Verrenkungen eine Zerrung und theilweise Zerreißung der Gelenkbänder und ein größerer oder geringerer Blutaustritt in das Gelenk selbst stattfindet; derselbe Vorgang, wie wir ihn auch bei Quetschungen oberflächlicher Weichtheile beobachten, z. B. nach Stock- oder Faustschlägen auf den Rücken oder in's Gesicht. Bei letzteren läßt sich der Verlauf ziemlich deutlich verfolgen. Die Haut wird danach erst blauroth, dann blau oder grün, endlich hellgelb, und schließlich, nach Tagen oder Wochen, wieder normal. Diese eigenthümliche Färbung rührt davon her, daß in den Fällen, wo Blut aus den zerrissenen Gefäßen in das benachbarte Bindegewebe eintritt, einestheils der Blutfaserstoff gerinnt, anderentheils der Blutfarbstoff die Blutkörperchen verläßt, sich in gelöstem Zustande in die Gewebe vertheilt und dort verschiedene Veränderungen durchmacht, welche jene blaue, rothe, grüne und gelbe Hautfärbung bewirken, während die wässerigen Blutbestandtheile (das Serum) bald aufgesogen (resorbirt) und wieder der Blutbahn zugeführt werden. Langsamer und sehr allmählich findet dies bei den genannten festen Bestandtheilen des Blutes statt, sodaß eben Wochen darüber vergehen können, ehe der Heilungsvorgang beendet ist. Noch böser gestaltet sich aber die Sache, wenn das Gelenk durch einen ähnlichen Vorgang betroffen wird. Äußerlich ist nach einer solchen Verstauchung und Verdrehung in den ersten Stunden oft nichts sichtbar. Nur der Schmerz bei Bewegungsversuchen weist darauf hin, daß im Innern des Gelenkes eine Zerrung und ein Bluterguß stattgefunden hat. Letzterer wirkt aber einerseits in dem, nicht aus Weichtheilen, wie das Muskelgewebe, sondern aus ziemlich festen, knorpeligen und sehnigen Massen aufgebauten Gelenk wie ein fremder Körper — z. B. wie ein in die Haut eingedrungener Splitter, ohne dessen Entfernung nicht an Heilung zu denken ist, — andererseits erschwert der eigenthümliche Bau des Gelenkes die Aufsaugung des gewöhnlich nur auf einen kleinen Heerd beschränkten und sich sozusagen abkapselnden Blutergusses, es entsteht eine Blutstauung auch in den benachbarten Geweben, und sehr bald schwillt das Gelenk in größerem oder geringerem Grade an, — es entzündet sich. Der weitere Verlauf kann sich nun sehr verschiedenartig gestalten; je nach dem Umfange des Krankheitsheerdes, nach der Art der Behandlung und nach dem Verhalten des Patienten kann das Leiden oft schnell wieder gehoben sein, oder es kann sich Monate, ja selbst Jahre lang hinziehen, dergestalt, daß das Gelenk entweder steif wird oder, wenn beweglich, bei jeder Anstrengung oder bei Bewegungen nach bestimmten Richtungen hin schmerzt.

Zum Theil sind diese Rückbleibsel davon abhängig, daß die eingerissenen Gelenkbänder nicht richtig wieder geheilt und vielleicht gekürzt sind, zum Theil davon, daß der Aufsaugungsprozeß des Blutergusses nicht vollendet ist, daß noch Rückbleibsel desselben, sowie der Produkte einer sich hinzugesellenden Entzündung vorhanden sind, welche die Bewegungsfähigkeit des Gelenkes beeinträchtigen. Bei schwächlichen Personen, namentlich aber bei kränklichen, skrophulösen Kindern, kann sich sogar mit der Zeit aus einer so einfachen Verletzung ein Knocheneiterungsprozeß mit Zerstörung des Gelenkes entwickeln. Doch ist dieser Ausgang glücklicherweise bei gesunden Erwachsenen selten, und diese haben wir hier unter den Lesern dieses Blattes, welche mit Arbeiten beschäftigt sind, bei denen jene Erkrankung sehr häufig vorkommt, besonders im Auge. Früher bediente man sich, wie schon gesagt, in der Medizin fast ausschließlich in solchen Fällen der örtlichen Anwendung der Kälte, der Blutentziehungen, der spirituösen Einreibungen u. s. w., ohne dem Erkrankten damit wesentlich zu nützen. Denn die Heilung kann nicht hierdurch, sondern ausschließlich durch Mittel bewirkt werden, welche die Aufsaugung des vergossenen Blutes beschleunigen und weiterhin die Blutstauung in den benachbarten Geweben verhindern.

Das Blut strömt vom Herzen nach der Peripherie des Körpers, bis in die Fingerspitzen und Fußzehen, aus der Peripherie kehrt es nach dem Herzen zurück, und der letztere Weg ist daher auch derjenige, auf welchem jene Produkte der Verstauchung und Verrenkung zur Aufsaugung gelangen und vom Krankheitsherde entfernt werden. Der Natur kann man bei letzterem Bestreben zur Hülfe kommen, daß man derartige Blutergüsse durch Druck zertheilt. Das wußten schon unsere Großmütter, denn sie drückten die Brausche, welche der ungezogene Enkel am Kopfe mit nach Hause brachte, mit dem Messer kreuzweise breit. Dieses „Drücken" in wissenschaftlicher Weise, unter Berücksichtigung der Anatomie der Gelenke und dem Verlaufe des Blutrückflusses zum Herzen entsprechend, ausgeübt — ist die Massage oder das Massiren. Die Erfolge dieser Methode, in den ersten 4—6 Stunden nach dem Unfalle angewandt, sind oft geradezu wunderbar, denn während sich viele solche Kranke oft wochenlang bei anderer Behandlung herumschleppen und arbeitsuntüchtig sind, vergehen hier oft nur wenige Tage bis zu vollkommener Heilung ohne jedwedes Rückbleibsel. Ist schon akute, entzündliche Schwellung eingetreten, so muß ihre Anwendung allerdings bis zur Beseitigung derselben (durch dauernde Applikation von Kaltwasserumschlägen, oder wenn diese nicht vertragen werden: durch feuchte, warme Umschläge) unterbleiben; dann aber wird sie, wie unten beschrieben, vorgenommen; denn viele veraltete Fälle sind dadurch noch geheilt worden. Man unterscheidet beim Massiren verschiedene Arten: die Effleurage, ein sanfteres Hinstreichen über die erkrankte Stelle, besonders beim Beginn des Verfahrens, welches oft recht schmerzhaft ist; die Massage à friction, ein Kneten und Verstreichen der erkrankten Theile, und zwar wird mit der einen Hand quer zur Axe des Gliedes geknetet, mit der anderen in dessen Längsaxe gestrichen; die Petrissage, ein Kneten mit beiden Händen; das Tampotement, ein Klopfen mit den Kanten beider Hände oder mit der Hohlhand oder mit den geballten Fäusten, besonders bei sehr veralteten Fällen und an größeren Gelenken, um den Resorptionsprozeß anzuregen. Bekommt man einen frischen Fall von Verstauchung oder (nicht komplizirter) wieder eingerichteter Verrenkung zur Behandlung, so muß das zu massirende Gelenk, wenn es stark behaart ist, zunächst rasirt werden, weil sich sonst beim Reiben der Haut eine Entzündung der Haarwurzelscheiden entwickeln könnte. Hierauf lagert man dasselbe fest auf einer Matratze oder auf einem Stuhl oder Tisch, mit untergelegtem Leinenpolster und wendet zunächst die Effleurage

an, indem man mit beiden Händen, namentlich mit den Daumen, von der Peripherie nach dem Centrum hin streicht, also — wenn die Verletzung an Hand- oder an den Fingergelenken stattfand, — nach dem Vorderarm hin, — wenn am Fußgelenk, — nach dem Unterschenkel hin. Nachdem der Kranke sich an diese anfänglich oft recht schmerzhafte Manipulation gewöhnt hat, geht man zur Massage à friction über, indem man mit einem oder mit beiden Daumen kreisförmig an allen Theilen des Gelenks drückt und knetet und ab und zu nach dem Centrum hin streicht, und zwar circa 10 Minuten lang. Hierauf nimmt man eine zwei bis drei Finger breite leinene Binde, taucht dieselbe in kaltes Wasser und umwickelt das Gelenk recht fest damit, bringt über derselben noch eine zweite Kaltwasserkompresse an, die alle $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunden erneuert wird, und lagert das Gelenk ruhig. Dasselbe Verfahren wird täglich zweimal vorgenommen und nach zwei bis drei Tagen wird der Kranke schon wieder aktive Bewegungen vorzunehmen im Stande und in der Regel nach einer Woche vollständig geheilt sein, während er unter jeder anderen Behandlung lange Zeit krank geblieben sein würde. Ist bereits entzündliche Schwellung eingetreten, so beschränkt man sich bis zu deren Nachlaß mit der Kaltwasserbehandlung, namentlich aber muß die Rollbinde durch einen mit der Anlegung von derartigen Verbänden vertrauten Lazarethgehülfen oder Barbier recht fest angezogen werden und vor ihrer Erneuerung wendet man die Effleurage oberhalb der erkrankten Stelle an, um die oberflächlichsten Venen und Lymphgefäße zu entleeren. Mit Nachlaß der entzündlichen Schwellung geht man direkt zur Massage à friction über, selbst wenn dieselbe sehr schmerzhaft sein sollte. Mit letzteren beginnt man auch in chronischen Fällen, und schließt an dieselbe die Petrissage und, wenn es ertragen wird, das Tampotement.

Der Kranke empfindet danach anfänglich oft mehr Schmerzen, aber bald macht sich eine Besserung der Bewegungsfähigkeit des Gelenkes bemerkbar, und Fälle, die jeder andern Behandlung trotzten, werden dadurch mitunter noch geheilt, wenn die Massage täglich wenigstens einmal Wochen und Monate hindurch vorgenommen wird. Der Patient kann mit der feuchten Binde, über die bei chronischen Erkrankungen, um die Kleidung nicht zu durchnässen, eine trockene, wollene Binde gelegt wird, umhergehen.

Die täglich zweimalige Vornahme der Massage und der Umstand, daß der Massirende seine Hände 10 Minuten lang sehr kräftig gebrauchen muß, hält manchen Arzt vielleicht von der Ausübung dieses Verfahrens ab, und ist es daher wünschenswerth, daß sich das Volk selbst mit demselben vertraut macht. Es bildet sozusagen einen nicht unwesentlichen Theil der Krankenpflege, und diese in exakter Weise zu lehren und zu üben, ist die Aufgabe der Medizin der Zukunft. „Denn Arzneien sind unsicher in ihrer Wirkung, aber die Wirkung richtiger Krankenpflege ist eine wohlthätige und unbestrittene,“ so sprach die aus dem Krimkriege her bekannte und berühmte Diakonissin Florence Nightingale, jenes hochherzige Weib, dem die Gesundheitslehre der Neuzeit so viele Anregungen auf diesem Gebiete verdanken. Und ebenso wahr sagt Professor Billroth: „Das vorzüglichste aller chirurgischen Instrumente ist die Hand.“

Der Schlächter von Lithauen.

Episode aus dem polnischen Aufstande. Von **Karl Hannemann.**

(Schluß.)

Schlüssel rasselten in den doppelten Schlössern. Die Thür drehte sich kreischend in ihren Angeln. Ein Gefängnißwärter schob einen Korb mit Lebensmitteln in die Zelle. Dann verschloß er die Thür wieder und entfernte sich schnell und lautlos, wie er gekommen.

Liwinski öffnete den Korb und packte den Inhalt sorgsam aus. Er enthielt die Henkersmahlzeit der drei zum Tode Verurtheilten. Traurige, bittre Ironie, daß der Unglückliche kurz vor seinem Tode, wo alles Wünschen, alles Hoffen aufhört, alles das erhält, was einst sein Gaumen vergeblich ersehnt!

Von allen Lebensmitteln, die sich in dem Korb befanden, hatte für den Greis eine Hammelkeule das meiste Interesse. Vorsichtig nahm er sie in die Hand und löste dann das Fleisch von der Keule, so zwar, daß er zuletzt nur noch den nackten Knochen desselben behielt. Nun stürzte er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft auf diesen und brach ihn in drei Stücke.

Statt des Markes, welches ein solcher Knochen gewöhnlich enthält, fand er in demselben ein zusammengerolltes Papier.

Liwinski faltete es auseinander, und die Klinge eines Skalpels oder Zergliederungsmessers, wie es die Aerzte beim Seziren der Leichname zu gebrauchen pflegen, fiel ihm in die Hand.

Auf dem Papier standen, von Thaddäa's Hand geschrieben, die Worte:

„Der Schlächter von Lithauen hat die einzige Gnade, um welche ich ihn ersucht, dich noch einmal sehen zu dürfen, mir verweigert. Allein er hat mir erlaubt, deinen Körper an mich zu nehmen, wenn ....

„Thue, was du mir versprochen hast: Stoße diese Klinge in die Luftröhre. Morgen wirst du in meinen Armen wieder vom Tode auferstehen.“

Der Greis lächelte wehmüthig, nachdem er die wenigen Zeilen gelesen hatte.

Sein Auge ruhte einen Moment auf dem Skalpel. Er prüfte die feine Klinge desselben und murmelte:

„Sie wird mich retten! Ich werde nicht sterben, wenn nicht im Kampfe gegen die Feinde meines Vaterlandes!“

Nach diesen Worten verbarg er das Messer sorgfältig, zerkaute das Papier, schluckte es hinunter und schritt dann zu dem Lager seiner Leidensgenossen.

„Vorwärts, Kameraden!“ rief er. „Die Nacht ist hereingebrochen, die letzte, welche wir miteinander verleben. Wir müssen etwas genießen, damit wir morgen früh nicht wie die Weiber aussehen und keine Schwachheit zeigen, die man Furcht vor dem Tode nennen könnte.“

Die Verurtheilten nahmen ihre Henkersmahlzeit ein. Darauf drückten sie sich die Hände und legten sich zum letzten Schlummer nieder. Sie schliefen fest und ruhig, unbekümmert um den Tod, der ihrer am folgenden Tage wartete.

Der eine von ihnen, ein junger Mann von 25 Jahren mit geistreichen Gesichtszügen, eine wahre Apollogestalt — lächelte im Traume. Um seinen hübschen, wohlgeformten Mund schwebte ein Zug unendlichen Glückes, eines Glückes, welches er vielleicht noch vor wenigen Tagen genossen und nun nicht mehr genießen sollte. Vielleicht träumte er von seiner schönen, liebreizenden Braut . . .

„Von Liebesglück und sel'ger, goldner Zeit,
Von Polens Größe, Glanz und Herrlichkeit;
Von allem Schönen, das sein Herz ersehnt
Und endlich er für sich errungen wähnt. —
Doch ach, das Lächeln, das den Mund umspielt,
Verschwindet, eh' der Träumer selbst es fühlt.
Ein ander Bild zeigt sich dem regen Geist,
Ein Bild, deß Anblick ihm das Herz zerreißt.
Gesunken Polens Glanz und Glück in Staub:
Die Geier theilen unter sich den Raub.
Da zuckt um seinen Mund ein bittres Weh,
Er murmelt leis: ‚Finis Poloniae!‘“

— — — — — — — — — — —

Der Tag war kaum angebrochen, als der Kerkermeister die Thür der Zelle öffnete und die drei Todeskandidaten weckte.

„Boleslaus Platen, Franz Mariwewski, Michael Liwinski,“ rief er, „macht Euch bereit!“

Die drei Gefangenen umarmten, küßten sich und sagten einander Lebewohl.

Platen und Mariwewski verließen zuerst die Zelle.

Michael Liwinski zögerte noch einen Augenblick.

„Nun, Alter, weshalb kommt Ihr nicht?“ rief der Kerkermeister draußen auf dem Gange.

„Nur noch eine Sekunde,“ rief der Greis zurück. „Laßt mich ein kurzes Gebet verrichten.“

„Gut, aber beeilt Euch! Ihr wißt, die Zeit drängt!“

Michael hatte die Klinge des Skalpels ergriffen und an seinen Hals geführt.

Ein Tropfen Blutes zeigte sich auf der Oberfläche der Haut, ein einziger, unbedeutender Tropfen, kaum so groß wie eine Erbse.

Er wischte ihn mit dem Finger fort und preßte diesen dann einen Augenblick fest gegen die Stelle, an welcher er sichtbar gewesen.

Der Athem des Greises wurde kurz, keuchend, pfeifend. Er hielt ihn einen Moment zurück, richtete seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe empor und verließ, ein Lächeln auf den Lippen, festen Schrittes die Zelle.

Die drei Verurtheilten schritten lautlos den Gang entlang.

An der Ausgangspforte des alten Klosters fanden sie ein Peloton Kosaken, von welchem sie in die Mitte genommen wurden.

Auf dem langen Wege, den die dem Tode Geweihten zurückzulegen hatten, standen dichtgedrängt zu beiden Seiten Männer, Frauen und Kinder. Dieselben warfen angsterfüllte Blicke auf die an ihnen vorüberschreitenden Gefangenen. Jeder fürchtete einen Verwandten, Freund oder Bekannten unter ihnen zu entdecken.

Murawiew trieb häufig seine Grausamkeit soweit, daß er die Angehörigen der Gefangenen über deren Schicksal in Ungewißheit ließ. Die ersteren erfuhren gewöhnlich erst dann das schreckliche Loos ihrer Männer oder Väter, wenn diese an ihnen vorüberkamen, um den Weg nach dem Galgen anzutreten.

Aus der Menge der Versammelten, welche in düsterem Schweigen auf den sich ihnen nähernden Zug schauten, ertönte ein Schrei der Verzweiflung. Flüche und Verwünschungen durchzitterten die Luft.

„Ah!" schrie ein junges Mädchen, indem ein Strom von Thränen sich aus seinen schönen Augen ergoß. „Du bist es, Boleslaus Platen, du mein Bräutigam! O, lebe wohl! Deine Wanda wird dir folgen!"

Und obgleich Boleslaus Platen seine Stirn kaum runzelte und seinem Antlitz einen kalten Ausdruck zu geben bemüht war, rollte doch eine große Thräne über seine Wangen.

Ja, dort stand sie, von der er noch vor wenigen Stunden so süß geträumt, seine holde Braut, sein Lebensglück, sein Alles! Und sie mußte er zurücklassen in diesem Lande der Knechtschaft, unter den feigen Schergen eines rohen, unwissenden Volkes! Ach, es war ein düsterer, schrecklicher, herzbeklemmender Gedanke!

Der junge Mann preßte die Zähne auf die Lippen, sodaß diese sich blutig färbten. Noch einen Blick warf er auf die anmuthige Gestalt seiner Geliebten, einen einzigen, langen, traurigen Blick, welcher mehr sagte, als tausend Worte. Dann schritt er vorüber.

„Ladislaus Mickiewicz!" rief ein Jüngling einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Gefangenen zu. „Auf Wiedersehen, bald, Kamerad!"

„Wo ist der Schlächter von Lithauen?" schrie eine junge, ärmlich gekleidete Frau. „Ich will ihm die Augen aus dem Kopfe reißen, dem Schändlichen! Er hat mir den Gatten ermordet!"

Bestürzung zeigte sich auf den Gesichtern der Umstehenden. Erschreckt, scheu wichen sie von der Verwegenen zurück.

Ein mit einer Knute bewaffneter Kosak stürzte auf die junge Frau zu. Diese wehrte sich aus Leibeskräften gegen ihren Angreifer.

Allein der kräftige Profoß warf sie zur Erde und zählte ihr in rascher Folge ein Dutzend Knutenhiebe auf. Sie stieß ein furchtbares Geheul aus und blieb dann wimmernd liegen.

„So, das mag dir einstweilen genügen, mein Herzchen," rief der Kosak mit teuflischem Lachen. „Beim nächsten male wird man die Ration verdoppeln."

Er stieß mit dem Fuße den nur leise zuckenden Körper der Unglücklichen bei Seite und eilte dem Zuge der Verurtheilten nach.

Derselbe war indeß an der Todesstätte angelangt.

Die Todeskandidaten — es waren im ganzen neununddreißig — boten einer nach dem andern ihren Hals der Schlinge dar. Ihre Körper schwankten wie ein vom Winde bewegter Strohhalm in der Luft.

Siebzehn leblose Körper hingen bereits an eben so vielen Galgen.

Auch Michael Liwinski bestieg die verhängnißvolle Leiter. Er war der Achtzehnte.

Festen Schrittes klomm der Greis Sprosse für Sprosse empor. Kein Muskel seines Körpers zuckte, kein Zug seines Antlitzes veränderte sich, als der Henker ihm die Schlinge um den Hals legte und den Knoten zuzog.

In diesem Augenblicke klang eine Stimme aus der dicht versammelten Menge von unten herauf, eine gellende, schneidende Stimme, die Stimme eines jungen Mädchens:

„Auf Wiedersehen, mein Vater! Auf Wiedersehen!"

Der alte Patriot wandte das Haupt der Richtung zu, woher die Stimme gekommen war. Er breitete die Arme aus und segnete seine Tochter Thaddäa.

Die Leiter ward unter seinen Füßen fortgezogen; der Gehilfe des Henkers sprang auf die Schultern des Greises; das Seil spannte sich dicht um den Hals des Opfers; eine Verzerrung des Gesichts — dann sanken die noch soeben emporgehobenen Arme schlaff am Körper herab — — —

Ein anderer Verurtheilter kam an die Reihe.

Als die Uhr auf dem Kirchthurme die neunte Morgenstunde schlug, schwebten neununddreißig Leichname in der Luft.

* * *

Nachdem die Hinrichtung vollzogen war, suchte Thaddäa den Henker auf und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben.

Der Henker erbrach es und las die Worte:

„Vorzeigerin dieses ist nach endgiltig festgestellter Strangulation der Leichnam des Rebellen Thaddäus Michael Liwinski sofort zu übergeben.

Kowno, 20. April 1863. Murawiew."

Der Körper des Greises wurde vom Galgen abgenommen und Thaddäa überantwortet. Mit Hilfe eines alten Dieners trug ihn das junge Mädchen in einen breit gehaltenen Wagen und befahl dem Kutscher im Galopp davon zu fahren.

Der Kutscher gehorchte.

Das Gefährt hielt nach etwa fünfzehn Minuten vor einem hölzernen Hause von ärmlichem Aussehen.

Das junge Mädchen und der alte Diener nahmen den Körper Michaels und trugen ihn in ein kleines, im Erdgeschoß liegendes Zimmer.

In demselben befand sich ein Mann von etwa fünfzig Jahren, in welchem man auf den ersten Blick den Juden erkannte.

„Nun, Doktor," wandte sich Thaddäa an diesen Mann, „jetzt können Sie Ihr Wort einlösen. Da ist der Körper meines Vaters; geben Sie ihm das Leben wieder."

Der Arzt war bereits zu dem Leichnam getreten. Er ergriff die schlaff herabhängende Hand desselben und hielt sie eine Sekunde lang in der seinen.

Das junge Mädchen hielt in furchtbarer Herzensangst den Blick auf ihn geheftet.

Der Arzt ließ die Hand Michaels sinken und schüttelte bedenklich das Haupt.

„Hm," sprach er, „der Körper ist schon vollständig erkaltet! Das ist traurig, sehr traurig! Allerdings, die Wirbelsäule ist nicht gebrochen, aber . . ."

Er trat von dem Leichnam zurück.

„Aber?" fragte Thaddäa bebend.

Der Arzt antwortete nicht, sondern öffnete einen kleinen, auf einem Tische stehenden Kasten, welcher verschiedene chirurgische Instrumente enthielt.

Er nahm aus demselben eine kleine Zange und eine Röhre, faßte mit der ersteren die Klinge des Skalpels, dessen Spitze nur in Größe eines Nadelknopfs aus dem Halse Michaels hervorragte, zog das Instrument heraus und führte die Röhre in die dadurch entstandene Wunde.

In diese Röhre, welche kaum die Dicke einer Stricknadel hatte, blies der Arzt stark hinein und zog den Athem an sich. Kleine Partikelchen geronnenen Blutes drangen in seinen Mund.

Der Körper des Greises gab indessen nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Sein Hals wurde unter dem warmen Athem des Arztes nicht um einen Hauch wärmer.

„Eine Ergießung des Blutes nach dem Herzen, wie ich gefürchtet hatte," murmelte der Arzt.

Er wiederholte das Experiment noch einmal, bis keine Blutkügelchen mehr in seinen Mund kamen. Dann blies er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft in die Röhre und versuchte mehrere Minuten lang die Funktionen der Lungen in Michaels Körper wieder herzustellen.

„Zu spät!" sagte er düster.

Das junge Mädchen stieß einen markdurchdringenden Schrei aus.

„Mein Gott! O, mein Gott!" rief es. „Sie vermögen also meinen Vater nicht zu retten?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Es ist unmöglich, denn es hat eine Blutergießung nach dem Herzen stattgefunden," antwortete er.

Thaddäa hob das Haupt ihres Vaters empor, drückte ihren Mund auf die Wunde, blies in dieselbe hinein und versuchte, dem starren Körper des Greises wieder Leben einzuflößen. — Vergebens! — Zu spät!

„Sobald der Tod konstatirt ist!" hatte Murawiew gesagt, und der Schlächter von Lithauen wußte, was er sagte.

Thaddäa stand einen Augenblick wie erstarrt. Sie war so hoffnungsfreudig gewesen, daß ihr Vater gerettet werden würde.

Sie erstickte endlich ihr Schluchzen und trocknete ihre Thränen. Ihr Antlitz nahm einen kalten, finstern, entschlossenen Ausdruck an. In ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer.

„Herrin," sagte der alte Diener in tröstendem Tone, indem er sich ihr näherte.

Sie wehrte ihm, mit hastiger Geberde.

„Laß mich, Bogumil!" erwiderte sie. „Ich habe ein Mittel gefunden, meinen Schmerz zu bekämpfen. Eine Lithauerin verschwendet ihre Zeit nicht mit nutzlosen Klagen, sondern sie handelt. Mir bleibt die Rache. Kehre nach Hause zurück, ich wünsche es!"

Der Diener küßte die Hand seiner Gebieterin und ging weinend hinaus.

Nachdem Bogumil sich entfernt, sagte das junge Mädchen zu dem Arzte, der um seine Rührung zu verbergen, sich abgewendet hatte:

„Sie haben Ihre Pistolen in Bereitschaft, Doktor?"

„Ja, mein Fräulein."

„Dann erzeigen Sie mir die Güte, mir dieselben zu leihen, ich bitte darum."

Der Arzt leistete dem Wunsche des jungen Mädchens Folge.

„Sie sind geladen?"

„Sehr sorgfältig."

„Gut, ich danke Ihnen."

Thaddäa sammelte das geronnene Blut, welches am Halse ihres Vaters sich befand, und ließ es in den Lauf der Waffe fallen.

„Doktor," sprach sie dann, „dieses Blut macht die Kugel naß, nicht wahr?"

„Natürlich, mein Fräulein."

Sie verbarg die beiden Pistolen in ihre Kleidung. Darauf ließ sie sich an der Seite ihres Vaters nieder und betete.

„Auf Wiedersehen, mein Vater . . . dort oben!" flüsterte sie endlich und drückte einen langen Kuß auf die Stirn des Leichnams.

Es war elf Uhr, als Thaddäa Liwinska die Wohnung des jüdischen Arztes verließ.

Sie wußte, daß Murawiew noch an diesem Tage nach Wilna zurückkehren wollte und begab sich auf den Weg, den er gezwungen war, einzuschlagen.

Kurz vor ein Uhr erschien der General, umgeben von seinen Kosaken.

Das junge Mädchen hatte sich an dem Thorweg eines Hauses aufgestellt, an welchem Murawiew vorüberkommen mußte.

Der Gefürchtete kam endlich.

Zitternd vor Grimm und Erregung erhob sie die Hände und drückte beide Pistolen gleichzeitig ab.

Das Pferd des Tyrannen machte einen Seitensprung, aber mit gewaltigem Ruck riß er es wieder herum.

Thaddäa schrie laut auf vor Ingrimm und Verzweiflung. Murawiew war nicht getroffen.

Man stürzte sich auf das junge Mädchen.

„Reißt sie in Stücke!" schrie Murawiew wüthend.

Die Kosaken fielen über sie her und in wenigen Minuten war Thaddäa eine Leiche!

Und Murawiew?

Er kehrte, nachdem er bis zum Oktober als Menschenschlächter in allen Theilen Lithauens gewüthet und durch alle nur erdenklichen Grausamkeiten den Aufstand bezwungen hatte, auf seine Güter zurück.

Mit Abscheu ward nach dieser Schlächterei sein Name in ganz Europa genannt; Rußland aber vergötterte ihn, pries ihn als einen Helden! Der Unterdrücker der Freiheit, der Verächter aller Menschenrechte, der Caligula der Neuzeit, ward von seinen knechtisch gesinnten Landsleuten als ein Tapferer, ein Edler gelobt und verehrt!

Sein dankbarer Kaiser, der milde Czar Alexander, belohnte ihn noch im selben Jahre mit dem Andreasorden und der Erhebung in den Grafenstand.

Allein alle Ehrenbezeigungen, die ihm erwiesen wurden, alle Huldigungen, welche man ihm darbrachte, machten den Schlächter von Lithauen nicht glücklich. Er hatte keine ruhige Stunde mehr; in seinen Träumen sah er die blutigen Gestalten seiner Opfer als hohnlachende Gespenster an seinem Lager stehen. Eine schmerzhafte Krankheit befiel ihn, raubte ihm monatelang den Schlaf. Er ließ sich, um die ersehnte Ruhe zu finden, nach seinem Gute Logo schaffen, und fand sie wirklich, doch in anderer Weise, als er sie erhofft hatte. Nach beinahe dreitägigem, schrecklichen Todeskampfe starb er hier am 11. September 1866, beweint von niemanden, verflucht von den Polen und Lithauern, verachtet von allen Menschen, die ihn kannten und den Namen Mensch verdienen.

Das Vogelnest. (Bild Seite 376.) Der Meister, von dessen Bild „Das Vogelnest" wir heute eine Nachbildung bringen, gehört zu den talentvollsten und bedeutendsten Malern der Gegenwart. Vor allen andern Künstlern zeichnet Franz Defregger die große Naturwahrheit, scharfe Charakteristik und die tiefempfundene Poesie seiner Bilder aus. Sein Hauptgebiet, auf dem er gradezu Klassisches leistet, ist das Genrebild, jene Gattung von Darstellungen, in denen ein Stück Leben möglichst naturgetreu dargestellt, ein Vorgang geschildert wird, dessen menschliche Träger keinen Anspruch auf eigne geschichtliche Bedeutung für sich besonders machen, aber gleichwohl nicht ohne allgemeine kulturgeschichtliche Wichtigkeit sind. Meist haben nun die Künstler, welche diese Gattung pflegten, aus dem Volksleben ihre Stoffe geholt, aber gar oft sind sie selbst diesen so fremd, daß ihre Darstellungen des Volkslebens nicht wahr, sondern steif und „gemacht" erscheinen; malen sie Bauern und Hirten, so stellen sie Salontiroler und arkadische Schäfer aus Nirgendheim dar. Ganz anders Defregger, der 1835 zu Kronach im Pusterthal in Tirol geboren, einer jener Naturkünstler ist, welche sich in der Kunstgeschichte stets vortheilhaft abheben von Zeitgenossen, die in ausgetretenen konventionellen Bahnen hintraben und die nicht mehr die Natur direkt studiren, sondern wenn sie Bildwerke fertigen, der staunenden Mitwelt Kopien von Kopien in einer Manier liefern, die eben in der Mode ist. Aehnlich wie Giotto und mancher andere Meister, dessen Namen in der Kunstgeschichte glänzt, hat Defregger, schon als Hirtenknabe einem unwiderstehlichen Drange folgend, mit Röthel und Stift gezeichnet und in Holz geschnitzt, aber erst 1860 widmete er sich einer regelrechten Schulung seines Talents, unter der Leitung des Bildhauers Stolz in Innsbruck. Nachher in die münchener Akademie als Schüler aufgenommen, übten Piloty's Lehre und Beispiel einen segensreichen, nachhaltigen Einfluß auf unseren Künstler aus. 1863 ging Defregger auf zwei Jahre nach Paris, wo er allerlei Anregungen erhielt und auch den definitiven Entschluß faßte, sich ausschließlich der Malerei zu widmen. Von da ab hat er uns mit einer ganzen Reihe prächtiger Meisterwerke beschenkt, durch welche alle jener realistische Hauch unbedingter Naturwahrheit weht, die doch nie zur Flachheit und Trivialität herabsinkt; er führte mit seinen Genrebildern aus dem tiroler Volksleben: „Der Ringkampf in Tirol", „Der Tanz auf der Alm", „Die Wildschützen" und vielen anderen Bildern auf das wirksamste den Krieg gegen alles theaterhafte Gepränge und der affektirten Bauern- und Genrebildermalerei; er stellt nur Selbsterlebtes, wirklich Empfundenes dar, — da kann es denn seinen Werken nicht an Wahrheit mangeln. Dieses Selbstfürsichreden seiner Bilder erlaubte uns denn auch, uns mehr mit dem noch in München rüstig wirkenden Künstler selbst zu beschäftigen. Sein Bild, „Das Vogelnest", macht jede erklärenwollende Bemerkung überflüssig. Es sei denn, daß wir ein Wort der Fürbitte einlegten für das gefiederte Völklein, dessen Repräsentant der Hauptheld auf unserm Bilde ist. Freilich wird auf dem Defregger'schen Bild das, wogegen wir sprechen möchten, so anmuthig dargestellt, daß dieses Beispiel nicht sehr abschreckend wirken dürfte. Füttert doch der älteste Knabe sorglich den kleinen Gefangenen und die Kinder werden ihn alle gewiß recht lieb haben, — aber sicherlich bliebe der arme kleine Kerl, statt in das Gitterhäuschen zu wandern, viel lieber in Freiheit und empfinge seine Atzung von seinen Eltern, den naturgemäßen Ernährern seiner Jugend. Gewiß muß er selbst in einem solchen Augenblick Angst genug ausstehen. Darum Schutz und Schonung und Freiheit unseren Sängern! wt.

Caub und die Pfalz. (Bild Seite 377.) Kein Strom ist durch Sage und Geschichte mit unserem Volksleben so eng verwachsen, wie der Rhein. Deshalb ist er von jeher Deutschlands Schmerzenskind gewesen, und zahllose blutige Schlachten wurden um seinen Besitz geschlagen. Er ist ein alter Knabe, denn schon in jener Zeit, da in Europa die Abendröthe der römischen und die Morgenröthe der germanischen Bildung ihr Licht mischten, war er die Pulsader des europäischen Völkerverkehrs. In die Epoche der römischen Eroberungszüge fällt die erste Anpflanzung des Weinstocks an seinen anmuthigen Ufergeländen. Er ist aber auch ein Sonntagskind, denn während noch die eisige Faust des unerbittlichen Winters unter gleichen Breitengraden anderer Länder

alles Leben im starren Todesschlafe hält, sprießen hier schon die ersten Frühlingsblüthen unter dem milden Hauche der Sonne, die mit leiser, lebenerweckender Hand an den Brüsten der Berge die Schneedecke lüftet. Der eherne Schritt der Völkerwanderung, dieses Fiebers einer kranken Zeit, zermalmte den Hirt und die Heerde, zertrat den Winzer und den Weinstock, und die Rheinufer blieben, wie uns eine alte Urkunde erzählt, bis zum Jahre 1074 eine unbebaute Wildniß, in welcher der Urwald sein angestammtes Recht wieder geltend machte. Achthundert Jahre gehörten dazu, um, Terrasse über Terrasse mühsam bauend, dem sonnendurchglühten Schieferboden den köstlichen Wein zu entlocken. Freudig und stolz klopft das Herz beim Anblick der reichen Traubenfülle, die als goldblinkender Strom hinausfließt in alle Welt, preisend den Reichthum und die Schönheit des Rheins. Wer denkt heute beim kreisenden Becher an den Schweiß und die Thränen, die im Mittelalter beim Keltern des „Lebenserweckers" der Leibeigene des Pfaffen und Ritters vergossen? — Die grauen, zerbröckelten Burgtrümmer, welche gespensterhaft aus dem hellen Grün der Weinberge ragen, könnten uns furchtbare Geschichten erzählen vom Stöhnen der sterbenden Menschen- würde unter dem Giftbaum des Absolutismus, der nur im blutigen Sumpfe gedieh. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen, durch dessen Aeste ein leises Zittern geht, ein Zittern der Angst, daß in kurzer Zeit dieser Baum als Riesenleiche daliegen wird. — Auch unser freundliches Rheinstädtchen Caub wird von den Ruinen eines Raubnestes, Gutenfels genannt, überragt. In der mitten im Rhein liegenden, vielthürmigen Veste, Pfalz genannt, hielt im Jahre 1099 Heinrich der Fünfte, seinen Vater, Heinrich den Vierten, den Büßer von Canossa, gefangen. In der Neujahrsnacht 1813—14 ging hier Blücher mit der preußischen und russischen Armee über den Rhein, um mit seiner gewohnten Schnelligkeit über die Franzosen herzufallen. Im Jahre 1877 löste sich der die Stadt überragende Schieferfels los und drohte die ganze Stadt zu verschütten. Durch Dynamitsprengung der überhängenden Steinmassen gelang es, die Gefahr abzuwenden. Caub mit seinen hochstrebenden Giebeln und massigen Wartthürmen hat bis auf unsere Tage den sturmtrotzigen Städtecharakter des Mittelalters bewahrt. Urkundlich wird es zuerst im Jahre 983 erwähnt. Aus dem Besitze derer von Nüring gelangte es an die von Falkenstein im Jahre 1277. Im Jahre 1324 bekam es die Gerechtsame einer Stadt und hiermit eigene Verwaltung und die Befugniß, nicht mehr wie eine Sache vererbt, verschenkt oder verpfändet werden zu können. Wie glücklich waren doch unsere Voreltern mit ihrem beschränkten Unterthanenverstande. Sie brauchten nur zu gehorchen. Selbst das Denken besorgte für sie die befehlende Obrigkeit. Andere Zeiten, andere Lieder.

Dr. M. T.

Für die Entstehung des Petroleums hat Byasson durch ein gelungenes Experiment eine wissenschaftliche Erklärung gegeben: Wenn ein Gemenge von Wasserdampf, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas auf weißglühendes Eisen in einer eisernen Röhre einwirkt, so bildet sich eine gewisse Menge flüssiger Kohlenwasserstoffe, die dem Petroleum vergleichbar sind. Das Petroleum entsteht demnach durch Wirkung chemischer Kräfte. Das in Höhlungen der Erdrinde eindringende Seewasser führt zahlreiche Substanzen mit sich, namentlich Meerkalkstein. Dringt das Wasser bis in Tiefen, die eine hinlänglich hohe Temperatur haben, und kommt dort das Wasser in Berührung mit Metallen, wie Eisen oder dessen Schwefelverbindungen, so bilden sich flüssige Kohlenwasserstoffe. Diese bilden bei ihrer Verflüchtigung einen Theil der Gase, welche Erdbeben, Vulkanausbrüche 2c. verursachen. Petroleum findet sich stets in der Nachbarschaft von vulkanischen Bergketten; gewöhnlich wird es nach seiner Entstehung in seinen Eigenschaften noch durch mancherlei Einflüsse verändert, z. B. durch theilweise Destillation. Petroleumlager sind stets von Salzwasser oder Steinsalz begleitet. Oft, und namentlich wenn die Lager zwischen harten und kompakten Felsen liegen, ist das Petroleum von Gasen begleitet, besonders Wasserstoff, Schwefelwasserstoff, Kohlensäure u. s. w.

Dr. B. R.

Aerztlicher Briefkasten.

Meißen. E. G. Das Tragen von Ohrringen ist ein ganz abscheulicher Ueberrest barbarischer Sitten unserer Vorfahren, welchem gebildete Frauen nicht mehr huldigen sollten. Das Durchbohren von Körpertheilen, wie der Nase, den Ohren und Lippen, um Schmucksachen hineinzuhängen, überlasse man doch den Wilden, welche ihren Reichthum an Kostbarkeiten dadurch zur Schau tragen. Bei uns hat dieser Unfug heutzutage gar keinen Sinn, denn keinem Menschen dürfte es einfallen, ein Dienstmädchen deshalb für reich zu halten, weil es goldne Ohrringe trägt. Daß ein derartiges Ohrgehänge schön aussieht, ist pure krankhafte Einbildung putzsüchtiger Frauen. Sehr häufig ist es die Ursache für die Anhäufung von Schmutz am und im äußeren Ohr, welches von vielen Frauen, dieses Schmuckes halber, nicht sorgfältig und häufig genug gereinigt wird; und oftmals sogar die Quelle von Krankheiten. Besonders bei Kindern sahen wir nach Durchstechen der Ohrläppchen und durch das Tragen von Ohrringen aus unedlen Metallen sehr schwere Entzündungen des äußeren Ohres entstehen, die in einzelnen Fällen sogar zur Verschwärung und Verstümmelung desselben führten. Wir warnen daher vor dieser rohen Prozedur.

Untermanghaus bei Ohligs. L. M. Ihr Halsleiden besteht in einer chronischen Entzündung der Mandeln. Gurgeln Sie Sich morgens mit warmem Salzwasser und waschen Sie den Hals täglich mit kaltem Wasser, um die Haut abzuhärten und weniger leicht erkältlich zu machen.

H. bei Stollberg. A. L. Das hartnäckige Erbrechen und die große Schwäche und Abmagerung deuten auf ein sehr schweres organisches Magenleiden, gegen welches wohl keine Hülfe möglich ist. Höchstens kann ein intelligenter, am Orte befindlicher Arzt, aber kein Quacksalber, einige Erleichterung verschaffen.

Berlin. H. K. Die gestielte Warze wird am besten mit einem Seidenfaden abgebunden, indem man sie an ihrer Basis doppelt mit demselben umschnürt und den Faden täglich etwas fester anzieht, bis sie abstirbt. Wegen Ihres Brustleidens wenden Sie Sich nur an einen dortigen Arzt; wenn Ihr Kassenarzt zu flüchtig darüber hinweggeht, an Herrn Prof. Dr. Fräntzel oder Dr. Waldenburg, denn Ihr Verlangen, Ihnen die Unterschiede zwischen Lungenentzündung und Lungenschwindsucht auseinanderzusetzen und Ihnen das passendste Heilverfahren zu empfehlen, läßt sich leider im „Briefkasten" nicht erfüllen, weil wir dazu drei volle Nummern der „Neuen Welt" brauchen würden. — H. G. Dasselbe müssen wir leider auch Ihnen antworten; ohne persönliche Untersuchung wäre eine Berathung unsrerseits nicht blos zweck-, sondern sogar gewissenlos.

Braunschweig. F. S. Gegen chronischen Rachenkatarrh ist ein Gurgelwasser von Kali chloricum oft ganz zweckmäßig. Kaufen Sie Sich 10 Gramm dieses Mittels und lösen Sie dieselben in einem Liter Wasser auf. Hiervon verwenden Sie jeden Morgen zwei Theelöffel voll auf ein Weinglas recht warmen Wassers zum Gurgeln.

G. C. R. in Frankfurt wolle seine Adresse angeben, ebenso G. S. in Buckau; Frl. Clara J. in Berlin wolle es einmal mit einem andern Arzte versuchen, denn ohne persönliche Untersuchung wagen wir in diesem Falle nicht zu rathen.

Die übrigen, bis zum 24. April eingegangenen Briefe wurden direkt beantwortet. Man wolle Anfragen in jedem Falle nicht an den Namen des Unterzeichneten, sondern an die Redaktion der „Neuen Welt" richten und mit der Aufschrift: „Für den ärztlichen Briefkasten" versehen.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. L. Er. Psephisma hieß im alten Athen ein durch Stimmenmehrheit gefaßter Beschluß der Volksversammlung. — Frau Ft. Wir werden uns bemühen, Ihren und Ihrer Freundinnen Wunsch gelegentlich zu erfüllen. — Dem oder den Einsendern des „Franz Moor". Frdl. Dank. Wird die Mohrenwäsche wiederholt?

Leipzig. Dichter A. E. Sie sandten uns ein Osterlied ein, sodaß es am 21. April in unsere Hände kam, und meinten, daß es vielleicht noch am zweiten Osterfeiertage, dem 22. April, in unserm Blatte veröffentlicht werden könnte!?? Verehrter Herr — wenn auch die „N. W." des Montags erschiene und wenn Sie auch sonst keine Ahnung davon gehabt hätten, daß solch ein Blatt ein paar Wochen lang vor dem Tage des Erscheinens fix und fertig sein muß, so müßten Sie doch durch die Angabe des Redaktionsschlusses auf jeder Nummer über den Sachverhalt belehrt worden sein. — Abonnent S. Wir denken garnicht daran! — M. R. In jeder Volksversammlung sollte „zum Abonnement der ‚Neuen Welt' energisch aufgefordert werden". Der Rath ist gewiß gut gemeint, aber die „N. W." hat bisher solch' gewaltsamer Verbreitungsversuche nicht bedurft.

Chemnitz. K. A. Wir rathen Ihnen, an Ort und Stelle zu bleiben. Infolge der allgemeinen Geschäftsstockung, welche wir dem „bewaffneten Frieden" verdanken, ist auch hier keine sonderliche Nachfrage nach Arbeitskräften Ihrer Branche, welche bei der sehr gedämpften Baulust nur in Großstädten, wie Berlin, Wien 2c., Verwendung finden.

Zürich. $x^2 = 1$. Wir werden uns nach der besten theoretischen und praktischen landwirthschaftlichen Schule erkundigen und Sie nächstens davon benachrichtigen.

Lauda. F. H. Die Auflösung des Rösselsprungs ist richtig. In Betreff der zweiten Frage wenden Sie Sich an die Expedition der „N. W." Das Gedicht „St. Sedan" nicht verwendbar, weil bereits anderswo gedruckt. Die „N. W." veröffentlicht nur Originalarbeiten.

Birmingham. M. W. Es wäre uns lieber gewesen, wenn Sie Sich mit der Versicherung, Sie seien ein gewandter Schriftsteller, nicht hätten genügen lassen, sondern den Beweis dadurch erbracht hätten, daß Sie den nicht uninteressanten Inhalt Ihrer Arbeit in eine vollkommen druckreife Form gegossen, statt in eine solche, die totaler Umknetung bedarf, um den bescheidensten Ansprüchen an schriftstellerische Korrektheit gerecht zu werden.

Bergen. M. T. H.; **Berlin.** Frl. E. W. und B. Tz.; **Breslau.** C.—Dy; **Philadelphia.** W. St.; **Hirschberg** (Schles.). An. L; **Mailand.** N. Dc. Die eingesandten Mpte sind für die „N. W." nicht verwendbar. Die aus Bergen, Berlin (von Frl. E. W.) und Philadelphia — weil sie sich nicht auf jenes geistige Niveau erheben, auf dem die „N. W." als unterhaltend-belehrendes Volks- und Weltblatt zu erhalten, unsre Pflicht ist; die übrigen, weil ihr Inhalt mit der Tendenz der „N. W." im Widerspruch steht.

Darmstadt. Karl S.; **Gmünd** (Kärnthen). J. P.; **Wien.** Delnicka Jednota; **Unter-Markhaus.** B. M.; Ihre für die Expedition der „N. W." bestimmten, aber irrthümlich an die Redaktion gerichteten Wünsche sind der ersteren mitgetheilt worden.

Ein großer Theil der in dieser Woche eingelaufenen Korrespondenzen kann erst in nächster Nummer zur Beantwortung gelangen.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 29. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 33. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Frau von Larisch war nicht geneigt, sich Wolfgang entschlüpfen zu lassen. Sie glaubte mehr und mehr, einen tiefen Blick in sein Herz gethan zu haben, und nachdem er soweit aus sich herausgegangen war, ließ er sich wohl auch aus der letzten Verschanzung locken. Kam alles, wie sie wünschte und plötzlich hoffte, so schrak sie auch vor dem kleinen Wagniß nicht zurück, den verhängnißvollen ersten Schritt, zu dem er sich anscheinend nicht entschließen konnte, ihrerseits zu thun.

Sie mußte sich vor allen Dingen Gewißheit darüber verschaffen, wie Wolfgang innerlich zu Martha stand, ob nicht vielleicht aus ihr unbekannten Ursachen (und die Gründe, welche Liebende trennen, sind oft spinnwebendünn und spinnwebenfein) eine Entfremdung zwischen den beiden eingetreten war. Lag eine solche Entfremdung vor, so galt es, sich dieselbe zu nutze zu machen, wennschon sie daran, Wolfgang vielleicht für immer von Martha zu trennen, kein Interesse hatte. Vor einer ernsten Leidenschaft schrak sie ihrer ganzen Natur nach zurück; sie fand, da sie an Treue und Beständigkeit nicht glaubte, eine Frau bezahle solche Leidenschaften stets zu theuer — mit einem verwüsteten und ausgebrannten Innern und einem innerlich gebrochnen Sein. Dieser blonde Philosoph und Dichter vollends schien ihr ganz der Mann, pedantisch gründlich in einer Liebesleidenschaft zu sein, und deshalb fürchtete sie ihn, wenn er sie auch grade durch diese Schwere und Einseitigkeit in seinem Wesen mehr reizte, als jeder andere Mann, den sie bisher kennen gelernt. Es peinigte sie, daß er fortwährend wie ein ungelöstes Räthsel vor ihr stand; sie versprach sich eine eigenthümliche, ironische Befriedigung von der Entdeckung, daß er nur durch einen fremdartigen Anstrich den Schein erhalte, anders zu sein, als die Männer, die sie bisher kennen gelernt; sie hatte sich endlich schon so manches mal gestanden, daß seine Unempfindlichkeit für ihre äußeren Reize und die Anmuth, Lebendigkeit und prickelnde Geistreichigkeit ihres Wesens eine Beleidigung ihrer Eitelkeit sei; sie mußte ihn zu ihren Füßen sehen. Und dann? Jenun, sie traute sich das Geschick zu, eine kleine, pikante, heiße Tändelei mit ihm zu unterhalten und dieselbe abzubrechen, sobald die Sache kritisch zu werden begann, sobald sie sich sagen mußte, daß sie anfing, die volle sichere Herrschaft über sich selber zu verlieren. War die Liebe eines Poeten ein Lilienkelch voll perlenden Champagners, so wollte sie den Schaum wegnippen und das Glas dann beiseite schieben; einer Frau von Geist und Erfahrung mußte das gelingen, und gelang es, so hatte sie das Buch ihrer Erinnerungen um ein ganz eigenthümliches Blatt bereichert.

Es klang ganz unbefangen, aufrichtig und ernst, als sie Wolfgang, nachdem sie geraume Zeit hindurch schweigend und nachdenklich neben ihm hergegangen war, wie mit plötzlichem Entschluß fragte:

„Haben Sie, als Sie so gleichmüthig und gefaßt von der Möglichkeit eines baldigen Scheidens von uns sprachen, auch an Martha Hoyer gedacht? Ich habe, offen gestanden, geglaubt, daß sie Ihnen nicht ganz gleichgiltig sei."

Ihr scharfes Auge erkannte trotz der Dunkelheit, die rasch zugenommen hatte, daß Wolfgang jäh und tief erröthete. Das war ihr genug — sie hatte wirklich den wunden Punkt berührt.

Wolfgang erwiderte rasch, ungeduldig und herb: „Nun überraschen Sie mich heute Abend doch; daß Sie mir das imputiren würden, hätte ich mir niemals träumen lassen, und ich bin eigentlich sehr geneigt, zu fragen, ob Ihnen momentan kein anderer und besser motivirter Scherz einfallen wollte, wenn nun einmal um jeden Preis gescherzt werden mußte."

Frau von Larisch unterdrückte mit Mühe ein Lächeln. Hätte sie offen sein wollen, so hätte sie sagen müssen: „Mein lieber Herr Hammer, vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einer Frau, und zwar mit einer in Herzensdingen erfahrenen Frau zu thun haben. Wenn man beschuldigt wird, ein zärtliches Interesse für eine Dame zu hegen, ereifert man sich nicht, es sei denn, daß die Frage den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Nun weiß ich, daß Sie in Martha erliebt sind, daß aber hier irgend eine verliebte Laune, irgend eine eingebildete Kränkung, irgend eine Empfindlichkeit, ein Skrupel oder eine Grille oder alles mit einander in schönem Bunde im Spiele ist. Sie sind nur ärgerlich, weil man Sie durchschaut, obgleich Sie wunderbar vorsichtig gewesen zu sein und Ihr Gefühl durch kein Wimperzucken verrathen zu haben glauben."

Von alledem sagte sie natürlich nichts, aber Wolfgang empfand auf seinem Arme einen leisen Druck, der zur Noth zufällig sein konnte und der doch seinen Zweck nur um so sicherer erreichte. Sie hing sich fester in seinen Arm und näherte dabei wie absichtslos ihren Kopf seiner Schulter, sodaß er dieselbe für einen Moment streifte, und dann sagte sie, voll zu ihm aufblickend:

„Nun ja, lassen Sie es einen Scherz sein. Martha ist ein sehr gutes Mädchen und kann einen etwas schwärmerisch angelegten jungen Mann auf den romantischen Gedanken eines Freundschaftsbündnisses bringen, aber Ihre Geliebte habe ich mir doch anders gedacht, sobald ich reiflicher über Ihre Stellung zu Martha nachdachte. Ich sage absichtlich nicht ‚Ihre Frau' — ich kann Sie mir kaum verheirathet denken, und Dichter sollten vielleicht überhaupt nicht heirathen."

Es war ein gleichgiltiges und wenig überzeugt klingendes: „Sie können Recht haben!" das Wolfgang zurückgab. Die Uebereilung, die er begangen hatte, war ihm rasch zum Bewußtsein gekommen; es verdroß ihn, daß er sich durch eine so abgebrauchte List oder — wenn keine Berechnung im Spiele gewesen war — durch eine Regung, wie sie höchstens einen noch halb kindischen Gymnasiasten beherrschen durfte, sein sorgsam gehütetes Geheimniß hatte entreißen lassen; er war ärgerlich über sich selbst, und dieser Unmuth machte ihn nicht blos ungeduldig und kurz, sondern er übertrug denselben unwillkürlich auch auf die schöne Frau, die in der verführerischen Dämmerung an seiner Seite schritt und ihren Arm so fest auf den seinigen legte, ohne eine Ahnung von der anscheinend launischen und doch in Wirklichkeit so gut motivirten Wandlung zu haben, die sich in ihm vollzog.

Sie würde zu jeder andern Zeit die Veränderung in dem Tone Wolfgangs bemerkt haben, der es nie der Mühe werth hielt, sich zu verstellen und dem die Gabe der Verstellung auch nur in bescheidenem Maße zur Verfügung stand; jetzt war sie selber halb befangen und erregt, sodaß ihr auch die leise ironische Färbung von Wolfgangs nächster Frage entging: „Und wie, wenn ich fragen darf, dachten Sie sich meine — Geliebte?"

Die Antwort erfolgte nicht sofort; es war, als habe Leontine ein Zaudern und Schwanken zu überwinden oder als suche sie nach den ihren Gedanken am klarsten wiedergebenden Worten. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie endlich halb schüchtern sagte: „Sie sind von ernstem und nachdenklichem Wesen, — Sie neigen sogar zur Melancholie; Sie würden die schönste und befriedigendste Ergänzung in einer Frau von heiterm Sinn, von neckischem und witzigen Wesen finden, die genug von der Welt weiß, um ihr nicht naiv und unerfahren gegenüberzustehen, und die vielleicht grade darum die Tiefe des Gefühls zu schätzen weiß, deren Sie fähig sind, und von der man in der Welt glaubt, daß sie sich höchstens auf der Schwelle des Jünglingsalters finde, wo sie Hand in Hand mit allerlei ungenießbaren und komischen Extravaganzen geht, die uns beim besten Willen nicht gestatten, uns ernstlich mit dieser unreifen Empfindung einzulassen."

Es war selbst Wolfgang nicht möglich, zu verkennen, daß Frau von Larisch von sich selber sprach, aber diese Entdeckung hatte durch die vorausgegangene Erwähnung Martha's und durch den geringschätzig-spöttischen Ton, in dem sie erfolgt war, alles Gefährliche, Betäubende, Verwirrende und Berauschende verloren. Jene Worte, die ihm sein Empfinden für Martha zum Vorwurf machen zu wollen schienen, hatten ihn tief verletzt, und indem sie das Bild der Stillen, Innerlichen vor ihm auftauchen ließen, hatten sie zugleich den süßen, verlockenden Spuk zerblasen, und er lief von diesem Moment an keine Gefahr mehr, von einer verzeihlichen und erklärlichen Wallung des warmen Jugendbluts in eine Selbstvergessenheit und Selbsttäuschung hineingelockt zu werden, die er am nächsten Tage bitter bereut haben würde; er hatte von jenem Augenblick an an seinem Stolz und an seinen Grundsätzen einen starken Bundesgenossen wider die bestrickende Nähe der schönen Frau, deren Athemzüge er hörte und deren Berührung ihn mit entnervenden Schauern durchrieselte; ja, er empfand etwas wie Bitterkeit gegen sie, und den Wunsch, sich dafür zu rächen, daß er trotz aller Gegenwehr doch sinnlich in dem Bann ihres Wesens stand und mit aller Anstrengung gegen denselben ankämpfen mußte. Es war nur noch das Verlangen, sie zum Fallenlassen der Maske zu verleiten und sie dann zu demüthigen und ihr das feine Gewebe, das sie bereits halb über ihn geworfen, zerrissen vor die Füße zu werfen, das ihm die Worte diktirte:

„Ich kann und ich mag nicht leugnen, daß Sie da ein seltsam verlockendes Bild vor mir aufrollen, und daß mir um mich selber bange sein würde, nähme mir eine Frau, die diesem Bilde entspricht, jeden Zweifel darüber, daß ich ihrer Gegenliebe sicher sei. Nun, das ist ja aber nur eine akademische Unterhaltung; gesetzt, ich kennte eine Frau, die ganz so ist, wie Sie sich meine Geliebte denken, — das Zweite gehört darum doch in das Reich der Träume."

Waren diese Worte mißzuverstehen? Frau von Larisch fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen drängte; sie verlor die Fähigkeit, ihre Gedanken in das lose, trügerische Gewand des Scherzes zu kleiden und ihre überlegene Sicherheit ging in einer Erregung und Spannung unter, die sie ihrer besten Waffen beraubte. Sie konnte nur noch grade auf ihr Ziel losgehen und wähnte auch, daß dabei keine Gefahr mehr sei. Es lag wie ein zärtlich-strafender, schmollender Vorwurf in dem Klang ihrer Stimme, als sie leise erwiderte:

„Wie kleinmüthig! Ich glaube zu wissen, wen sie meinen; ich kenne diese Frau ebenfalls und zwar besser als Sie, — soll ich Ihnen sagen, wie sie denkt? Sie hat sich von Anfang an für Sie interessirt, ihr Interesse ist unvermindert und es droht nicht einmal Ihrer Freiheit Gefahr von ihr, denn — eine testamentarische Bestimmung ihres verstorbenen Herrn Gemahls räumt ihr die Nutznießung seines Vermögens bis zu ihrem Tode nur unter der Bedingung ein, daß sie sich nicht wieder verheirathet; schließt sie eine neue Ehe, so fällt auch diese Rente an die Verwandten des Testators. Diese Bestimmung wehrt ihr die Verheirathung mit einem Manne ohne Vermögen, aber — ich traue ihr soviel Geist zu, diese von greisenhafter Eifersucht diktirte Bestimmung dadurch zu umgehen, daß sie wenigstens die Neigung eines Mannes annimmt, dem sie ihre Hand nicht reichen kann. Diese Frau", setzte sie ganz leise hinzu, „liebt Sie — nach meiner festen Ueberzeugung —, und ich glaube, sie könnte von Momenten der Selbstvergessenheit erzählen, in denen sie, nur von ihren vier Wänden oder von der Stille des Waldes gehört, Ihnen zurief: Komm!" Sie hatte schon vorher, wie absichtslos und ohne daß er es zu hindern gesucht, ihren Arm leise aus dem seinen gezogen und dann war sie einen Schritt zur Seite gewichen und stehen geblieben; hätte er nur die leiseste Bewegung gemacht, so würde sie ihm die Arme entgegengebreitet haben.

Aber Wolfgang warf ihr nur einen halb forschenden, halb düsteren Blick zu und sagte so unbefangen, daß der ironische Beigeschmack seiner Worte auch für einen harmlosen Scherz gelten konnte:

„Ich muß Ihnen in diesem Augenblick einen Verdacht abbitten, den Sie glänzend widerlegen. Ich glaubte allen Ernstes, Sie seien tiefer Empfindungen nicht fähig, am wenigsten aber einer wahren Freundschaft. Sie müssen aber eine äußerst lebhafte Zuneigung für diese Dame empfinden, von der ich, wenn ich Ihren Worten wirklich Glauben schenken muß, geliebt werde, denn Sie haben sich so lebhaft in ihre Situation hineingedacht und hineingefühlt, daß Sie dieselbe mit einer Lebendigkeit und Lebenswahrheit wiedergeben, die mich mit Bewunderung erfüllt. Darf ich Ihnen wieder meinen Arm bieten, gnädige Frau?"

Einen Moment regte sich in der so kalt Verschmähten und bitter Enttäuschten das leidenschaftliche Verlangen, Wolfgangs Arm zurückzustoßen, aber es war nur ein Moment. Mit Blitzesschnelle drängten sich in ihrem Kopfe die Gedanken, und mit der Erkenntniß, daß sie sich nur kompromittiren könne, wenn sie das beleidigte Weib herauskehre, fand die Weltdame auch ihre volle Sicherheit wieder. Später fand sich ja wohl eine Gelegenheit zur Rache, für den Augenblick mußte sie die tödtliche Kränkung verbergen und den Schmerz verbeißen, die Vergeltungslust unterdrücken. Sie legte ihren Arm wieder auf den Wolfgangs, freilich lange nicht mehr so fest, wie vorher; und erwiderte, wenn auch mit einem nicht ganz zu unterdrückenden leisen Beben der Stimme, bedeutungsvoll und beziehungsreich:

„Sie haben sehr Recht, Herr Hammer, das Herz spielt uns zuweilen, wenn Ort und Stunde dem günstig sind, sonderbare und höchst lächerliche Streiche, die wir bei kaltem Blut und klarem Sinn garnicht zu begreifen vermögen. Im vorliegenden Falle ist es um so unverzeihlicher, daß ich mich von meinem lebhaften Temperament zu einer kleinen Ueberschreitung des gesellschaftlich üblichen Tons hinreißen ließ, als ich wußte, daß Sie bei weitem weniger Temperament besitzen, und als ich mir im voraus hätte sagen können, daß die Dame, für die ich bei Ihnen mit weniger Geschick und Umsicht, als Eifer plaidirte, von Ihnen nichts zu erwarten hatte und daß unsere Unterhaltung doch lediglich eine akademische war."

Wolfgang schien keine von den kleinen Malicen zu verstehen, die Frau von Larisch in diese Worte gepackt hatte, obgleich er jeden Stich fühlte. Er erwiderte ernst und ruhig:

„Ich bin weit davon entfernt, eine so spöttische Absicht gehabt zu haben, als Sie zu vermuthen scheinen. Die von Ihnen an den Tag gelegte Wärme des freundschaftlichen Gefühls für jene

Dame macht Ihnen in meinen Augen wirklich nur Ehre, ich bedaure sogar lebhaft, daß ich Ihre uneigennützige Absicht zu spät errieth, sonst würde ich Ihnen mit einer Erklärung zuvorgekommen sein, die unser Gespräch vor dieser Abschweifung bewahrt hätte. Aber was wollen Sie? Ich bin in vielen Stücken ein ungeleckter Bär, der seine angeborne Ungeschlachtheit auch darin beweist, daß er für eine Liaison, wie die von Ihnen angedeutete, keinen Sinn und kein Verständniß hat. Die Grundsätze des Salons sind mir gleich fremd wie sein Ton, und auch in Liebesdingen habe ich wunderbar altväterische, pedantische und schwerfällige Maximen. Als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts habe ich allerdings längst begriffen, daß eine Ehe im besten und edelsten Sinne des Wortes nicht blos ohne den Segen der Kirche, sondern auch ohne die Sanktion des Staats existiren kann, ich habe begriffen, daß ein Bündniß zwischen Mann und Weib keiner Formalitäten bedarf und daß es seine Heiligung durch die Tiefe, Wahrheit und Aufrichtigkeit der gegenseitigen Neigung erhält, ich habe begriffen, daß vom Standpunkt der reinen Moral aus Verhältnisse, über die die Welt die Nase rümpft und die Achseln zuckt, und von denen man in ‚guter' und ‚anständiger' Gesellschaft beileibe nicht sprechen darf, viel reiner und makelloser sein können, als Ehen, bei denen es ganz normal und wohlanständig herging, die der Beamte in seine Bücher eingetragen und über die der geistliche Herr seinen Segen gesprochen hat, — aber Ihrem scharfen Verstand wird es nicht entgehen, daß ich damit zwar Schranken niedergerissen, mir aber dafür neue aufgebaut habe, die viel schwerer zu überklettern sind, als die beseitigten. Schloß ich früher eine für alle Welt unangreifbare und ‚Gott wohlgefällige' Ehe, wenn ich nur jene Bedingungen erfüllt hatte, die sich mit sehr unedlen Beweggründen meines Innern prächtig vertrugen, so hängt jetzt und vor dem Richterstuhl der neuen Moral die Giltigkeit und ethische Berechtigung einer Ehe von der Beantwortung der Gewissensfrage ab, ob es denn auch wirklich eine zwingende, aufrichtige, ehrliche Liebesneigung ist, die zwei Menschen zusammenführt. In dem von uns rein akademisch erörterten Fall muß die Frage zweimal verneint werden; davon, daß ich eine Liebesneigung für jene Dame empfände, kann zu allernächst keine Rede sein, aber es ist nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, daß in mir je eine solche Neigung entstünde, denn — die Dame liebt ja auch mich nicht oder vielmehr, sie dürfte wohl nur einer halben Liebe fähig sein. Ich habe ihre Neigung offenbar mit dem bequemen, standesgemäßen Auskommen zu theilen, für das meine Liebe sie nicht entschädigen könnte, — liebte sie mich, so würfe sie mit ihrem ganzen früheren Leben auch diese Rente über Bord, durch die ihr erster Gemahl sie selbst über das Grab hinaus an sich zu fesseln wünschte. Dazu aber, mich mit einem halben Herzen zu begnügen, bin ich nun doch zu stolz, und das hätten Sie wissen können, gnädige Frau."

Frau von Larisch war schweigend und mit geringschätzig aufgeworfener Lippe neben ihm hergegangen; ihre feinen Nasenflügel vibrirten, und als Wolfgang geendet, sagte sie, mit der Spitze ihres Stiefelchens einen kleinen Stein weit wegschnellend, ironisch:

„Es ist bitter schade, Herr Hammer, daß Sie nicht Professor geworden sind, — Sie würden Ihren aufmerksamen Zuhörern die lichtvollsten Exposés liefern, und die Hochschule, an der sie lehrten, würde um Sie beneidet werden. Ich erlaube mir gegen Ihre überzeugenden Deduktionen nur den einen schüchternen Einwand, daß Sie mit Ihren Anschauungen bezüglich der Liebe und der Ehe nicht sowohl ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, als vielmehr ein voreiliger Vorläufer kommender Jahrhunderte sind, die mit überlegenem Lächeln auf unsere vorurtheilsvolle Beschränktheit herabblicken. Ob Sie dieses Bewußtsein auch noch in späteren Jahren darüber zu trösten vermag, daß Sie an der Gegenwart und an allem, womit sie Ihnen winkte, vorübergingen, weil sonst Ihr sublimes System zu Schaden gekommen wäre, muß ich dahingestellt sein lassen. Einer Frau werden Sie leise Zweifel daran zugute halten müssen."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Sie gelangweilt habe, aber ich liebe reinen Tisch und wünschte, Ihnen Rechenschaft über meine letzten Beweggründe abzulegen, da mir, was Sie auch glauben mögen, daran gelegen ist, von Ihnen vielleicht für einen starren Prinzipmann, aber doch nicht für einen verdrehten Sonderling gehalten zu werden. Erst so rückt, was wir heute mit einander verhandelt haben, in die richtige Beleuchtung, und sollte an voller Klarheit nicht auch Ihnen gelegen sein?"

Sie waren mittlerweile wieder an der Pforte angelangt und Frau von Larisch nahm rasch ihren Arm von dem Wolfgangs und trat in den Park. Noch einmal haftete ihr Blick — der Mond war inzwischen emporgestiegen — an Wolfgangs Zügen, dann sagte sie:

„Ich gebe gern zu, daß wir zu voller Klarheit gelangt sind, und das hat seinen unleugbaren Werth. Zudem bin ich um die Erinnerung bereichert, einmal eine Stunde lang im Abenddunkel mit einem Doktrinär pur sang im Walde spaziren gegangen zu sein, — Sie werden es verzeihlich finden, wenn diese Erinnerung jedesmal ein Lächeln auf meine Lippen ruft."

„Gewiß nicht, nur wünsche ich, daß es kein bittres sei. Ich werde von meinem Philosophenvorrecht Gebrauch machen, höchstens nachdenklich zu lächeln, und da Sie ja wohl kaum in Versuchung gerathen werden, von dem heutigen Abend gegen einen Dritten etwas zu erwähnen, so will ich Ihnen meinerseits ausdrücklich versprechen, ebenso zu handeln. Meine Lippen, gnädige Frau, sind versiegelt — (sollte auch darin ein Doppelsinn liegen? Frau von Larisch neigte zu dieser Annahme) auch für den Fall, daß meine Tage hier, wie ich vermuthe, gezählt sein sollten."

Diese leichte Mahnung an den Ausgangspunkt ihrer eigenthümlichen Unterhaltung brachte dieselbe zu Ende. Frau von Larisch drehte den Schlüssel um, gab ihm ein vieldeutiges: „Das letztere glaube ich jetzt allerdings selbst; Ihnen ist schwerlich zu helfen, Herr Hammer!" zurück, und war mit einem plötzlichen, wieder weich und bewegt klingenden, fast zögernden: „Gute Nacht, leben Sie wohl!" in der Dunkelheit verschwunden.

Wolfgang kehrte sich scharf, beinahe heftig um und führte die Linke langsam und nachdrücklich über die Stirn; dann sagte er halblaut zu sich selber:

„Wieder ein Feind! Es wird nicht lange mehr dauern und es ist vielleicht am besten so." Und er schritt auf weitem Umweg langsam seiner Wohnung zu.

Mit dem „Feind" irrte er aber doch. Leontine von Larisch war mindestens ein Feind, der das Feld räumte. Sie weinte in der Nacht, die diesem Abend folgte, zornige Thränen und zuckte bei jeder Erinnerung an die einzelnen Phasen dieses Gesprächs noch Wochen nachher zusammen, aber sie konnte sich, als der erste heiße Schmerz der erlittenen Demüthigung verwunden war, nicht verhehlen, daß sie sich die herbe Lektion selber zugezogen hatte, und einer unedlen, kleinlichen Rache war sie nicht fähig. Sie besann sich am nächsten Tage auf eine alte, dringende Einladung zu einer in Berlin verheiratheten Jugendfreundin, alle Vorstellungen und Bitten des Kommerzienraths und Emmys konnten sie an der Ausführung dieses plötzlich entstandenen Plans nicht verhindern, und erst im Frühjahr kehrte sie nach M. zurück. Bis dahin aber hatte sich viel geändert.

* * *

Wenige Wochen nach jenem Abend schon ergriff der Winter Besitz von den das Städtchen umschließenden Höhen und drang die Hänge hinab in's Thal vor. Die einsamen Ausflüge Wolfgangs, der seinen Gewohnheiten auch im Winter nicht entsagen mochte, und dessen Stimmung ganz danach angethan war, an grauen Novembernebeln und wirrem Flockengestöber Gefallen zu finden, mieden jetzt, wo er kaum noch Gefahr lief, unvermuthet Martha zu begegnen, die Höhe hinter dem Park des Kommerzienraths und den Hohlweg nicht mehr, in dem er Martha kennen gelernt, und eher hätte behauptet werden können, daß er diese Punkte mit einer gewissen Vorliebe aufsuche. Er würde freilich, hätte man ihm diesen Umstand neckend vorgehalten, behauptet haben, daß dies purer Zufall sei und völlig absichtslos geschehe.

Weihnachten war nicht mehr gar fern, als er an einem Sonntagabend, im Begriff, den Heimweg von einem eine Meile entfernten Dorfe anzutreten, von einem heftigen Schneesturm überfallen ward. Man rieth ihm aus einem der letzten Häuser des Dörfchens mit freundlichem Zuruf, ja auf der Straße zu bleiben, aber er schlug dennoch einen Feldweg ein, — es war, als übe der Hohlweg, den er auf diesem Wege berühren mußte, eine magische Anziehungskraft auf ihn aus, ja, als sei der weite Marsch, den er sich und Proud zugemuthet, nur ein Vorwand dafür gewesen, dem Hohlweg einen Besuch zu machen. Er achtete es kaum, daß der Sturm fortwährend an Heftigkeit zunahm und daß er nur langsam vorwärts kam. Der feuchte Schnee, der sich bereits wie eine dicke Kruste schwer auf seinen flockigen Paletot gelegt hatte, ballte sich an den Sohlen und Absätzen seiner hohen Stiefel, und nur mit Anstrengung setzte er einen Fuß vor den andern. Die großen Flocken füllten seine Augen, vor die sie sich momentan wie

dichte, weiche Körper gelegt hatten, immer wieder mit Nässe, so daß er gezwungen war, die Lider halb zu schließen und nur zu blinzeln; er konnte ohnedies in dem dichten, grauen Gestöber nur wenige Schritte vor sich sehen und kaum noch Proud erkennen, der verdrießlich und schnaufend, mit gesenktem Schweif durch den Schnee watete und von Zeit zu Zeit den mächtigen Kopf hob, um einen fragenden Blick auf seinen Herrn zu heften und dann resignirt seinen Weg fortzusetzen.

So kamen sie, standhaft gegen den heulenden Sturm ankämpfend, in den Hohlweg, der schon arg verschneit war und in dem Wolfgang wiederholt bis an die Knie in lose Wehen versank. Unwillkürlich suchte sein Blick das Brombeergestrüpp, durch dessen stachliches Gewirr er einst Martha in die Höhe zog; die kahlen Ranken ragten noch aus der weißen Hülle hervor, und er blieb einen Augenblick stehen, um — mußte es grade an dieser Stelle sein, Freund Wolfgang? — Athem zu schöpfen. Er rückte die weiche Bibermütze aus der Stirn und trocknete die großen Schweißperlen und die Nässe der von der Hautwärme geschmolzenen Flocken mit dem Taschentuche auf. Als er das ganz durchweichte Tuch wieder in die Brusttasche steckte, horchte er plötzlich auf.



San Marino. (Seite 395.)

Was war das? Er sah Proud nicht mehr, aber aus ganz geringer Ferne kam das dumpfe, freudige Gebell, mit dem er die Freunde seines Herrn zu begrüßen pflegte. Und als Wolfgang einige Schritte vorwärts gethan hatte, erkannte er durch das dichte Gestöber die Umrisse einer weiblichen Gestalt; Prouds buschiger Schweif war in rascher Bewegung — wer konnte das sein?

Der Gedanke „Martha Hoyer“ ward ebenso schnell mit einem unmuthigen Kopfschütteln verworfen, als er gekommen war; wie konnte man nur auf einen so phantastischen Einfall gerathen? Und dennoch — wie hätte er Martha verkennen können? Halb in Freude, halb in Schreck war er im Nu neben ihr, und es war ein alle Verstellung verschmähendes, besorgtes und theilnahmvolles: „Sie hier, Fräulein Hoyer, in diesem heillosen Unwetter?“, das er hervorstieß.

Sie war es in der That, erschöpft, halb bewußtlos, von dem ihr entgegenbrausenden Sturm an die Stelle gefesselt; ihre Kniee wollten brechen, und der Blick, der den Kommenden traf, drückte die vollste Hülflosigkeit und doch auch einen Herzensjubel aus, der wohl nicht blos dem Retter, sondern zum guten Theil grade diesem Retter galt.

Sie versuchte, zu sprechen, aber der Sturm nahm ihr die mit schwacher Stimme gehauchten Worte von den Lippen und führte sie davon.

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Altarbild. (Seite 395.)

Der Frühling einst und jetzt.

(Schluß.)

Das pflanzliche Leben auf unserem Planeten begann mit niederen Wasserpflanzen, die noch ganz und gar der Blüthen entbehren. Nichtsdestoweniger pflanzen sich die höheren Formen dieser Wasserpflanzen auch auf geschlechtlichem Wege fort, wobei das Wasser selbst, in welchem die Pflanzen leben, als Medium dient, durch welches sich die Geschlechtszellen vereinigen.

Aus Wasserpflanzen entwickelten sich im Verlaufe langer Zeiten durch allmähliches Abändern nach und nach wieder Sumpf- und Landpflanzen, bei denen die geschlechtliche Fortpflanzung immer noch unter Vermittlung des Wassers vor sich ging. Auch in der jetzigen Pflanzenwelt finden sich noch lebende Repräsentanten dieser blüthenlosen vorweltlichen Flora, so z. B. Moose, Farnkräuter, Schachtelhalme und Bärlappgewächse. Erst verhältnißmäßig spät entwickelten sich aus blüthenlosen Gewächsen die niedern Blüthenpflanzen der Vorzeit; es sind dies nacktsamige Gewächse, Landpflanzen vom Charakter unserer Nadelhölzer, bei denen wir zweierlei Blüthen antreffen: männliche Blüthen, welche in besonders ausgebildeten Blättern eine Unzahl von kleinen Blüthenstaubkörnern bilden, die als männliche Fortpflanzungszellen nicht mehr durch das Wasser, sondern durch den Wind vorgetragen werden und gelegentlich auf weibliche Organe gelangen, und weibliche Blüthen, in denen an besondern Blättern die Samenknospen, d. h. die Anlagen für die eigentlichen Pflanzensamen gebildet werden. Die Samenknospen enthalten die weiblichen Fortpflanzungszellen, die Eizellen, welche erst zur Entwicklung gelangen, wenn sie von männlichen Fortpflanzungszellen, von den Blüthenstaubkörnern befruchtet worden sind. Die eigentliche Befruchtung findet dadurch statt, daß Inhaltsbestandtheile der Blüthenstaubkörner, welche letztere in einen Schlauch aus- und den Eizellen entgegenwachsen, in die Eizelle übergeführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß von den zahllosen Blüthenstaubkörnern, welche aus einer männlichen Blüthe entleert werden, durch den Wind und die Schwerkraft ein großer Bruchtheil unnütz zerstreut wird und daß es als glücklicher Zufall bezeichnet werden muß, wenn von einer Million Blüthenstaubkörnern nur ein einziges sein Ziel erreicht, nämlich auf die passende Stelle einer entfernt stehenden weiblichen Blüthe gelangt und dort die Befruchtung vollziehen kann. Man hat in Gebirgsgegenden wiederholt beobachtet, daß zur Zeit, da die Tannen- und Kieferwälder blühen, oft die Wasserfläche ganzer Bergseen von verloren gegangenen, durch den Wind hergetragenen Blüthenstaubkörnern bedeckt und gelb gefärbt ist. Ein Gewittersturm nach längerer Windstille wirbelt aus den dunkeln Nadelwäldern ganze Wolken solcher Blüthenstaubkörner auf und läßt sie an anderer Stelle als „Schwefelregen" zur Erde nieder. Hier sehen wir die Natur noch sehr verschwenderisch zu Werk gehen: Zur Befruchtung relativ weniger Samenknospen werden tausend oder millionen mal mehr Blüthenstaubkörner gebildet, als nothwendig wären, wenn sie alle, jene männlichen Fortpflanzungszellen, durch andere sichrere Transportmittel auf die weiblichen Blüthen übergetragen würden. Der Wind ist kein zuverlässiger Postillon d'amour; tausende von Liebesgrüßen verschleudert er in alle Richtungen, ehe er einen einzigen Gruß an die richtige Adresse abgibt.

Darum ist es begreiflich, daß diejenigen Pflanzen, welche zuverlässigere Boten in ihren Dienst zogen, vor den windblüthigen Brüdern im Vortheil waren, da sie nun nicht mehr jene Unmasse von Blüthenstaub zu bilden hatten. Als solche zuverlässigere Boten der Liebe stellten sich die Insekten ein.

Manche windblüthige Pflanzen wurden von den Insekten aufgesucht, weil diese letzteren für sich und ihre Brut in dem zarten Blüthenstaub eine kräftige und wohlschmeckende Nahrung entdeckten. Beim Sammeln des Blüthenstaubes (Pollen) schwärmen die Insekten von Blüthe zu Blüthe und schleppen unabsichtlich und unbewußt an verschiedenen Körpertheilen anhängende Pollenkörner auch auf die weiblichen Blüthen. Nun konnten diejenigen windblüthigen Pflanzen, welche regelmäßig von pollensuchenden Insekten besucht wurden, des Windes als Boten der Liebe entbehren. Wenn sie nun auch nicht mehr so enorm viel Blüthenstaub bildeten, so wurde die Befruchtung, respektive die Samenbildung doch vermittelt. Hiermit eröffnete sich für die betreffenden Pflanzenarten ein enormer Vortheil in der Richtung des ökonomischen Haushaltes; denn je weniger eine Pflanzen- oder Thierart unnütze Verschwendung treibt, desto kräftiger wird sie im Kampf um's Dasein dastehen, desto sicherer in der Konkurrenz mit andern, verschwenderischen Pflanzen obsiegen; denn das Prinzip der Erhaltungsfähigkeit einer Thier- oder Pflanzenart ist die Selbstsucht. Keine Pflanze bildet Blüthenstaubkörner, damit sie den Insekten als Nahrung dienen können, ebensowenig, als unsere Kiefern und Fichten solche Unmassen von Pollen bilden, damit der Wind ein Spielzeug darin finde.

Wenn nun da und dort einige Pflanzen sich weiterhin so abänderten, daß sie innerhalb ihrer Blüthen einen süßen Saft ausschieden, der die Insekten für den Besuch belohnte, so war damit ein neues Moment in die lebende Natur eingeführt: der Insektenbesuch ward noch viel sicherer gesetzt; die Pflanzen zogen abermals Vortheil daraus. Bei der weitern Entwicklung der Blumen- und Insektenwelt bildeten sich ganz gesetzmäßige Beziehungen zwischen der Form und Anordnung der einzelnen Blüthentheile einerseits und der Organisation des Insektenkörpers andererseits. Die Honigbehälter der Blumen erhielten jene Lage, welche das besuchende Insekt nöthigte, gewisse Bewegungen auszuführen, ehe es den Nektar kosten konnte. Diese Bewegungen sind nachgewiesenermaßen derart, daß das honigleckende Insekt mit seinem Körper bald die blüthenstaubtragenden männlichen Organe berühren und zufällig oder gesetzmäßig Pollenkörner an seinen Körper aufnehmen, bald aber mit derselben Körperstelle die empfängnißfähigen weiblichen Organe einer andern Blüthe treffen und dort Befruchtung vermitteln muß. Und diejenigen Insekten, welche bei ihrem langsamen Entwicklungsprozeß sich mehr und mehr den honigabsondernden Blumen anpaßten, zogen ihrerseits daraus den Nutzen, daß sie bessere und reichlichere Nahrung fanden, als jene, die diese Anpassung an die Blumen versäumten. So sehen wir denn die Insekten den Blumen und die Blumen den Insekten angepaßt. Diese Anpassung — oft von scheinbar raffinirtester und weisester Durchführung — erscheint dem Naturforscher als Resultat der natürlichen Zuchtwahl.

Die meisten höheren Pflanzen besitzen gefärbte, oft weithin schimmernde Blumenkronen; sie ziehen hieraus den Nutzen, daß sie von den honigsuchenden Insekten schon aus der Ferne bemerkt werden. Manche Blüthen duften weithin; auch das Aroma ist eine den betreffenden Pflanzen allein nutzbringende Einrichtung; denn die Insekten nehmen auch vom Wohlgeruch Notiz und wissen ganz gut die duftende Blume zu finden, auch wenn diese mit ihren Blumenblättern nicht allzusehr Aufsehen macht. In der Regel sind es auch nicht die glänzendsten und größten Blumen, welche am stärksten duften, sondern kleinere, unscheinbarere Blüthen, welche durch ihr Aroma ebenso sehr ihre Freunde an sich locken, als jene großen nicht duftenden Blumen durch ihre glänzenden Kronblätter.

Die meisten höhern Blüthenpflanzen bilden nicht eingeschlechtige, sondern zwitterige Blüthen, in denen wir beiderlei Geschlechtsorgane, pollenbildende Staubblätter und samenknospentragende Fruchtblätter, antreffen. Die weiblichen Organe sind bei den bedecktsamigen Gewächsen in den Fruchtknoten zusammengewachsen; dieser bildet ein Gehäuse, in dem die Samenknospen mit den zu befruchtenden Eizellen liegen. Der Fruchtknoten ist häufig nach oben in ein stielartiges Organ, den sogenannten Griffel verlängert, welcher an seinem obern Ende sich verbreitert und eine feuchte Stelle bildet, die Narbe. Auf der Narbe wird der Blüthenstaub festgehalten und zum Treiben der sogenannten Pollenschläuche veranlaßt. Die Pollenschläuche wachsen durch den ganzen Griffel hinunter bis in den Fruchtknoten, wo sie die einzelnen Samenknospen durch die Befruchtung der Eizellen zur Weiterentwicklung veranlassen. Die Samenknospen entwickeln sich nur dann zu keimförmigen Samen, wenn sie vom Blüthenstaub-Schlauch befruchtet wurden.

Bis vor kurzem war nun aber noch allgemein die Ansicht verbreitet, daß bei den zwitterigen Pflanzen deshalb beiderlei Geschlechtsorgane in einer und derselben Blüthe gebildet werden, damit die Befruchtung möglichst sicher sich durch den Blüthenstaub vollziehen könne, der in nächster Nähe des weiblichen Apparates gebildet wird. Allein seit dem Erscheinen des Darwinismus in der Entwicklungsgeschichte der Naturwissenschaften hat sich diese Annahme als irrig erwiesen. Im Gegentheil hat sich herausgestellt, daß es eine Menge von Pflanzen gibt, bei denen trotz der Anwesenheit beiderlei Geschlechtsorgane in derselben Blüthe

niemals Selbstbefruchtung stattfindet, niemals stattfinden kann. Bei einer Menge anderer zwitteriger Blüthenpflanzen wirkt der Blüthenstaub aus andern, fremden Blüthen der gleichen Art schneller und kräftiger, als der eigene Blüthenstaub. Wieder bei andern Pflanzen kann Selbstbefruchtung stattfinden; aber die Keimlinge, welche als Frucht dieser Selbstbestäubung entstehen, sind weniger kräftig, als Keimlinge, die durch Fremdbestäubung erzeugt wurden. Allerdings gibt es zwitterige Pflanzen, bei denen die Selbstbestäubung innerhalb derselben Blüthe in der Regel stattfindet und keimfähige Samen erzeugt; aber diese Pflanzen bilden die kleine Minderheit, während andererseits eine größere Zahl von Pflanzen so abgeändert ist, daß der eigene Blüthenstaub auf der Narbe nicht nur garnicht befruchtend, sondern geradezu als Gift wirkt, so bei manchen Orchideen (Knabenkräutern) Brasiliens.

Es erweist sich also im allgemeinen selbst bei zwitterigen Pflanzen, die anscheinend hiefür extra eingerichtet sind, die Selbstbefruchtung weit weniger vortheilhaft, als die Fremdbestäubung. Die Vereinigung zu nahe verwandter Geschlechtszellen zur Erzeugung neuer Individuen erweist sich meist schon in der ersten Generation, wenn nicht in dieser, so doch häufig in den späteren Generationen als nachtheilig.

Darum wurden in dem langsamen Entwicklungsprozeß unserer Pflanzenwelt von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein alle jene mannigfaltigen Abänderungen begünstigt, welche die Selbstbefruchtung innerhalb derselben Blüthe verhindern und Fremdbestäubung ermöglichen oder geradezu zur Nothwendigkeit machen.

In der That ist es denn auch ganz erstaunlich, zu welchen Resultaten die natürliche Zuchtwahl innerhalb der Sphäre des Liebelebens der Pflanzenwelt gelangt ist.

Es ist ein Triumph des menschlichen Erkenntnißvermögens, dem alten Aberglauben und der naiven Weltanschauung in der Beurtheilung der Blumen- und Insektenwelt für ein und allemal die Berechtigung zur weitern Existenz benommen zu haben. Wir wissen heute, wie es kam, daß das Veilchen in der Dornhecke solch wunderbaren Duft erhielt; wir wissen, was die farbigen Striche auf den Blumenblättern des Geraniums bedeuten — sie weisen dem honigsuchenden Insekt den Weg zum Nektarbehälter; wir wissen, warum die Wiesensalbei zu jenem wunderlichen Hebelapparat gekommen ist, der bei jedem Besuch von Seite einer Biene oder Hummel den Blüthenstaub auf den behaarten Rücken des honigsaugenden Insektes abstreift; wir wissen, warum die bei der Nacht sich öffnenden Blumen entweder sehr stark duften oder sich durch helle, leuchtende Farben auszeichnen; wir wissen, daß jedes Pflanzenhaar, welches gesetzmäßig an gewissen Stellen in der Blüthe angetroffen wird, für Sein oder Nichtsein der betreffenden Pflanzenart den Ausschlag geben kann.

Die natürliche Zuchtwahl — kein mystisches, selbstbewußtes, zweckbewußtes, intelligentes persönliches Wesen, — die natürliche Zuchtwahl, das heißt: der ewig sich selbst wiederholende Ausjätungsprozeß des weniger gut Organisirten, das Siegen besser ausgestatteter Pflanzen und Thiere über andere Konkurrenten, die natürliche Zuchtwahl hat auch das allmächtige Liebeleben in Thier- und Pflanzenwelt nach ganz natürlichen Gesetzen zu jener Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit entwickelt, welche uns der lachende Frühling so überwältigend zum Bewußtsein bringt.

Ist der Frühling deshalb minder schön, weil wir auf den Grund des Füllhornes sehen, aus dem Frau Venus Blumen und Wohlgerüche und die Hochzeitskleider der Pflanzen- und Thierwelt und die tausend Melodieen der singenden Vögel herausschüttet?

Wir haben uns als Kinder an die Märchen der Großeltern gewöhnt. Wir sind größer geworden und haben an ihrer Wahrheit zweifeln gelernt, und als wir erfahren, daß es eben nur Märchen waren, mit denen man unsere Kindesseele beschäftigte, da haben auch die Märchen ihren Reiz verloren und wir haben nach Wahrheit begehrt.

Nun schreitet die Wahrheit in Gestalt der blühenden Naturerkenntniß durch die Welt und vor den Strahlen ihres Lichtes schwinden die Nebel im Thale und auf feuchtem Wiesengrund, und die Sänger im Walde singen uns doppelt schön, weil sie mit ihrem Sange um Liebe werben, und die Primeln leuchten doppelt freundlich und die Veilchen duften noch viel herrlicher als vorher; denn es ist die Liebe, welche sie verklärt, und die Boten dieser Liebe sind die summenden und taumelnden Bienen und Schmetterlinge, und alles, was im Lenze sich regt und lebt, athmet Liebe, Liebe aus jedem und für jedes.

Wer guten Willen hat, findet die höchste Ethik in der Natur, denn der Griffel, mit dem diese Ethik geschrieben ist, heißt Liebe.

Dr. A. D.-P.

Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Fiume.

Von Dr. **Max Trausil.**

Aus gelbhäutigem Sumpfe ragt ein mächtiger Rundthurm empor, den, wie Küchlein um die Henne gelagert, niedrige windschiefe Häuser mit engvergitterten Fenstern umgeben — das ist die Kapitale des verschollenen Kaiserthums Trapezunt, das Trebisond der Griechen, um dessen Wiege die Sage ihren duftigen Blüthenkranz gewunden, aber in den übelriechenden Straßen merkt man nichts mehr davon. Wie in den meisten Küstenstädten am Schwarzen Meer wurde auch hier die Kultur, welche im Mittelalter die Genuesen hierher getragen, unter türkischen Tritten zermalmt.

Zwischen halbverfallenen Moscheen und verwahrlosten Bazars (Verkaufshallen) wand sich unsere Künstlerkaravane durch fußtiefen Straßenkoth zum Hafen. Trotz des phantastischen Aufputzes der Kameele, die mit dem theatralischen Flitterkram bepackt, den Zug eröffneten, wurden wir von niemand beachtet, denn die Matadore der Neugierde, der hungernde aber stets rosig gelaunte Schusterjunge und der ziellose Pflastertreter sind in den Straßen der orientalischen Städte unbekannte Größen. Auch der Moslem hat seine humoristische Ader, aber nach seiner Art, denn Kset emek, wörtlich „Laune machen", heißt an einem gemüthlichen Ort Kaffee trinken und Tabak rauchen; deshalb geht der Türke nicht, sondern sitzt spazieren.

Der Hafen befand sich in demselben ausbesserungsbedürftigen Zustande wie die Stadt. Obzwar seit Jahren versandet, dachte die Hafenbehörde nicht an's Baggern; deshalb müssen Schiffe mit größerem Tiefgang auf der den Stürmen ausgesetzten Rhede ankern. Eine längst an den Grenzen ihrer Seetüchtigkeit angelangte Schaluppe, die gar keine Passagierkabinen hatte, brachte uns zu dem türkischen Postdampfer „Nusrethieh", der glücklicherweise von einem englischen Renegaten (ein zum Islam bekehrter Christ) befehligt wurde und einen italienischen Koch am Bord hatte.

Wie ein spielender Wallfisch schaukelte sich das schwarze Schiffsungethüm auf der empörten Meeresfluth, und rasend heulte der Wind in seinem Tauwerk. Wer nicht den Muth besaß, auf der schwankenden Falltreppe emporzuklettern, wurde wie ein Waarenballen im Gurt hinaufgelootst. Unser Souffleur, der wahrscheinlich mit einer ungewöhnlich großen Dosis Rum seinen Magen für die Seekrankheit präparirt hatte, verlor auf der Treppe das Gleichgewicht, purzelte in's Wasser und hätte im Fallen beinahe eine alte, dicke Choristin in das unfreiwillige Bad mitgerissen. Nur mit Mühe wurde er unter dem Gekreisch der Weiber aufgefischt. Nach einigem Bürsten und Reiben in's Leben zurückgerufen, verwünschte er das wider Willen verschluckte Seewasser. Landsmann Koch brachte trockene Kleider, und mitleidige Matrosen sorgten für einen kräftigen Schluck Cognac.

Heute verdiente nur zu sehr das „schwarze" Meer sein Beiwort. Dunkelwogend brandete seine donnernde Fluth an den Schiffswänden, daß es über Bord spritzte. Doch auch die Gebirge winkten uns düsteren Abschied. Die Nebel stiegen aus ihren Thälern in dichten Massen empor, wie die Geister der Erschlagenen in Kaulbachs Hunnenschlacht. Unwillkürlich fiel mir ein Gedicht von Bodenstedt ein, daß ich im Maleralbum auf der Fraueninsel im Chiemsee (Bayern) gelesen:

Die Wolken zogen trüb und trüber
Von der Gebirge Höh' herüber,
Bis sie des Sturm's Gewalt entschürzte
Und wilder Drang in's Flußbett stürzte.
Da ward ein Heulen, Zischen, Toben,
Es braust von unten, braust von oben,
Als ob die See zum Himmel steige,
Der Himmel sich zur Erde neige.

Der Anker wird gelichtet, ein Glockenzeichen, ein Pfiff und ächzend hebt das Dampfroß an zu stampfen. Kaum haben wir die Brandungsbarre am Außenmolo passirt, als das Schiff mit dem in zweiter Auflage betrunkenen Souffleur um die Wette zu schwanken begann, und wir armen Landratten, obzwar nüchtern, brachten nach schmerzlichem Ringen den Meergöttern reichliche Opfer dar. Wie hilflos ist doch der Mensch im Kampfe mit den Elementen. Der Kapellmeister mit dem Bariton und Bassobuffone versuchten einen Tarock aber bald kauerten sie, in Plaids und Mäntel gewickelt, wie ein Häufchen Unglück unter dem Fokmast; bekanntlich diejenige Stelle, wo es am wenigsten schaukelt, — aber für die Drei schaukelte es hier noch immer zu viel, denn ihre sonst röthlichen Nasen waren bedenklich erblaßt, ein Zeichen der nahenden Eruption. Der Souffleur, die geschenkte Schnapsflasche zärtlich an sein Herz gedrückt, lehnte am Rauchfang und machte mit seinem Schnarchen dem Sturmwind Konkurrenz. Die Choristen und Musiker, gleich Odysseus' Gefährten nach der durch die Circe bewerkstelligten Metamorphose, verkrochen sich essend und trinkend in die regengeschützten Winkel am Verdeck, um nach kurzer Zeit — auf Poseidon's Geheiß — leichenblaß und mit großen Umwegen zur Brüstung zu wanken und das Genossene über Bord zu spediren. Der Verfasser dieser Skizzen schlich mit schlotterndem Gebein wie das böse Gewissen umher, denn auch ihm hatte die Seekrankheit mit trübem Schleier die Sinne umwunden und gleich Aqua tofana, dem schleichenden Gift, die Kräfte gelähmt. Der fettige Dunst der Maschine, der Anblick der in den unmöglichsten Stellungen zusammengekrümmten Kollegen gab mir den Rest. Die Einladung zum Mittagessen, welche der Stewart (Kellner) ein schiefbeiniger Neger, schwarz wie Ebenholz, mit gellender Stimme ausrief, klang mir wie qualifizirte Bosheit, denn mein mißhandelter Gaumen ließ nicht einmal einen Tropfen Wasser, geschweige die fünf Gänge der Table d'hôte zur Labung des brennenden Magens durch.

Nur zwei Männer blieben seefest und promenirten auf dem schwanken Deck als ob sie mailänder Trottoir unter den Sohlen hätten, der winzige Haut- und Knochenmann, Direktor Papanicola und der böhmische Trompeter Hrdlitzka, der wahrscheinlich statt des Magens einen Bierkrug im Leibe hatte. Wenigstens berechtigte der Umfang seiner Elephantentaille zu dieser Annahme.

Den weiblichen Theil der Gesellschaft verschlang der Orkus der Kajüte und gab ihn erst in der Gegend der Gartenstadt Bujukdere, dem Sommeraufenthalt der europäischen Gesandten am Bosporus, frei.

Als nach ununterbrochenem Stürmen die rasche Strömung (Teufelsfluth nennt sie der Türke), die vom Schwarzen Meer in die Propontis (Marmara-Meer) dringt, unser Schiff erfaßte, schwand wie mit einem Zauberschlag die lähmende Wirkung der Seekrankheit, denn „das Wetter klarte auf“, wie die Seeleute sagen. Auch Frau Sonne hatte Mitleid mit uns und gab ihr Wolkenincognito auf, um die steilen Uferfelsen und die paradiesischen Landzungen, die wie Blumenampeln auf den Wellen zu schweben schienen, zu vergolden. Die Segenspenderin lachte dem Erdenrunde, und ihr strahlendes Licht, ihre belebende Wärme hob unseren gesunkenen Pulsschlag.

Gesund zu sein ist nicht das höchste Glück auf Erden, sondern gesund zu werden.

Bald wimmelte es am Deck wie in einem Ameisenhaufen. Der eine lief zur Damenkajüte hinunter, um sich nach dem Befinden der Frau und Kinder zu erkundigen, für deren Wohl und Wehe er in der Apathie gar keinen Sinn gehabt hatte; der andere griff nach Speise und Trank; die Matrosen verschwanden im Schiffsbauch, um Toilette für die Schönen des Phanar (Griechenviertel von Konstantinopel) zu machen; die Damen stiegen mit ihren Handarbeiten auf Deck, um, von Kindern umjohlt, sich an der Luvseite des Schiffes niederzulassen, während die Männer peripathetisch mit sichtlichem Behagen die lang verschmähte Cigarre schmauchten.

Schon wölbt sich prächtig klarer Himmel über uns, doch vergebens späht das Auge am Horizont nach dem modernen Kalifensitz, der Königin der Städte.

Konstantinopel ist wie Neapel und Venedig eine der Wunderinseln unserer Träume, aus denen uns Feenmärchen der Vergangenheit entgegenwinken und die Romantik unverblaßt unserer Phantasie ihren Tribut abliefert, aber wie alle orientalischen Städte nur aus der Entfernung, denn unter der unheilvollen Berührung der Söhne des Propheten ist aus dem einst so prächtigen Konstinopel der griechischen Kaiser ein Bild der wüstesten Zerstörung — das türkische Stambul — geworden. Alles was die Kunst und Wissenschaft hier an unermeßlichen Schätzen aufgehäuft, haben die Türken während der vier Jahrhunderte ihrer Herrschaft derart zerstampft und vernichtet, daß selbst jede Spur davon unrettbar verloren ging. Aus dem Schutte der Paläste, welche einst die Zierde und der Stolz des goldenen Byzanz, der Kapitale des oströmischen Reiches, waren, entstand das heutige Stambul mit seinen hölzernen, schmutzigen, fensterlosen Häusern, in übelriechenden, holperigen, engen Gassen, oder auf winkeligen, unregelmäßigen Plätzen, welche alle insgesammt von Schmutz und Unrath starren und deren einzige Reinlichkeitsorgane die zahllosen halb verhungerten Hunde sind, deren Kadaver sie aber auch verpesten. Auf dem berühmten Atmeidanplatze sind jetzt nur mehr die armseligen vereinzelten Ueberbleibsel der prachtvollen griechischen und römischen Monumente und Bauwerke sichtbar, welche hier einstens prangten. Von all der fabelhaften Herrlichkeit, welche hier geherrscht, ist nichts mehr zu sehen als ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, der so prächtig war, daß er wie der Koloß von Rhodus für ein Weltwunder galt, und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, dessen Köpfe aber nicht mehr vorhanden sind und das den Dreifuß von Delphi getragen haben soll. Die marmornen Stufen des Hippodrom sind verschwunden, der Raum hat durch schlecht gebaute Häuser sich um das Vierfache verringert und aus dem unebenen schmutzigen Boden sproßt hie und da eine Sykomore oder Platane hervor; es gibt nichts traurigeres als den schroffen Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt dieses Platzes. Hier giebt es keine Spur mehr von der Statue des Herkules Trihesperus, noch von jener der Liebe athmenden Helena und der berühmten Wagenlenker; fort sind der Eseltreiber von Aktium, die Wölfin des Romulus und Remus, das Nilpferd, die fliegenden Sphinxe und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis; auch die Altäre des Zeus, Saturnus, Mars, der Venus, der Selene und des Merkur fehlen, dafür sieht man hie und da die schmutzige Bretterbude eines Kaffeewirthes auf dem mit Kehricht und Abfällen aller Art bedeckten klassischen Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sehnsucht nach Freiheit beim Thiere.

Von Dr. **W. Gottweis.**

Wie der Vogel, auf dessen Flügeln noch der Waldodem ruht, gefangen gehalten, angstvoll umherflattert, sein zartes Köpfchen gegen die Stäbe des Käfigs stößt, um wieder jene goldene Freiheit zu erlangen, in der er geboren — so läßt sich bei all' unsern Thieren eine Sehnsucht nach Ungebundenheit beobachten, welche wunderbar genug ist, um die Aufmerksamkeit des Menschen zu erregen und seine Denkkraft zu ihrer Erklärung herauszufordern. Ja selbst jener Mensch, der alles zu ignoriren geneigt, was nicht seinen beschränkten und egoistischen Interessen dienen kann, wird durch des Phänomen der Wanderlust der Thiere, eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Natur, die eine Menge ungelöster Räthsel in sich birgt, auf das Thierleben aufmerksam werden. Es ist nicht im Nahrungs- und Wärmebedürfniß allein begründet, es ergreift mit energischer Gewalt die sämmtlichen Individuen der Thierart eines Landes, leitet sie auf den nächsten Wegen zu den Sammelplätzen und führt durch uns nur wenig begreifliche Verständigungsmittel, die allgemeine Uebereinstimmung, die Festsetzung des Tages und der Stunde der Reise herbei, es weist mit der Sicherheit der Magnetnadel die Wanderschaaren über Berg und Thal, über Flüsse und Meere nach den fernsten Gegenden, gibt ihnen die Kraft zu ungeheurer Anstrengung und erstaunlichen Leistungen, bei kaum vergönnter spärlichster Nahrung und Ruhe, und führt sie wieder zur bestimmten Zeit in die alte Heimath zurück. — Thiere, die sonst unabhängig von einander

leben, sich nicht um einander kümmern, werden, wenn die Wanderungszeit naht, von einem Geiste der Zusammengehörigkeit ergriffen, ordnen sich in regelrechte Schaaren und unterwerfen sich mit blindem Gehorsam der Führung einiger Individuen, von welchen man nicht begreift, durch welche Mittel sie erkoren wurden, die Führer zu sein.

Der Wanderungstrieb erregt im Vogel eine fieberische Unruhe, bei Wärme und reichlicher Nahrung flattert er im Käfig schlaflos die Nächte hindurch, und der Kukuk und manche andere Vögel sterben, wenn man sie vom Wandern abhält.

Alle diese Erscheinungen treten am deutlichsten bei den regelmäßigen periodischen Wanderungen ein, fehlen aber auch zum Theil nicht bei den ungeregelten durch Umstände bedingten und bei jener von Ost nach West gehenden, im Laufe des Jahrtausend sich vollziehenden, durch welche Europa einen Theil seiner Thierbevölkerung erhalten.

Doch genug einstweilen hiervon, ich wollte von recht nahe liegenden Beobachtungen sprechen!

Gibt es ein anmuthigeres, eleganteres, zarteres Thier, als unser einheimisches Reh? Dieses überaus zierliche, fein geformte Köpfchen mit den gutmüthigen Augen, sind sie nicht geschaffen, um sich daran zu ergötzen, wären sie nicht werth dieses Thierchen zum geliebten Gespielen des Menschen, zum getreuen Hausthier zu machen?

Es ist eine eigenthümliche Poesie in dieser Thiergestalt, die jeden anheimelt, sei es, daß er so glücklich ist, sie zwischen den Zweigen des Waldes zu erblicken, oder ihr gezähmt in einem Thiergarten zu begegnen. Man begreift den Dichter, der diese Thiere in Verbindung bringt mit zarten Jungfrauen, es liegt in dem ganzen Geschöpfe etwas mädchenhaftes, unschuldiges, das diese Ideenverbindung rechtfertigt. Jung eingefangen und vom Menschen gezogen wird das Reh außerordentlich schnell zahm, es folgt seinem Pfleger auf Schritt und Tritt, so gut wie ein Hund, wenn es aber älter wird, ändert sich dieses Verhältniß sichtbar. Während das weibliche Reh seine ursprüngliche Zahmheit noch behält, bricht in dem Bock die wilde Natur hervor, es ist, als ob plötzlich ein böser Geist in ihn gefahren wäre, seine Zahmheit verwandelt sich in Dreistigkeit, er hat die Furcht vor Menschen verloren, und folgt seiner wilden Kampfbegier. — So oft man auch die Zähmung der Rehes versucht hat, soviel Liebe und Sorgfalt auch auf dieses Thier verwendet wurde, immer und immer scheiterte der Versuch der vollständigen Zähmung in der Gefangenschaft, die Sehnsucht nach Freiheit bricht in einer unbeschreiblichen Weise hervor und erfaßt das liebe Thier. So ist es eine längst konstatirte Thatsache, daß das Reh, selbst dann, wenn es in einem noch so großen Park eingefriedigt ist, einem scheinbar ganz uneingeschränkten Naturleben überlassen ist, nicht gedeiht. Man kann hierfür durchaus keine stichhaltigen, materiellen Gründe anführen; selbst dann, wenn man ein als Lieblingsort des Rehes bekanntes Gehötz, in welchem es alle zu seinem Gedeihen nothwendigen Bedingungen anerkanntermaßen findet, mit einer Einfriedigung versieht, fängt es an zu verkümmern. Krankheiten befallen es, und wenn ein solcher Rehstand auch in glücklichen Verhältnissen nicht zum Aussterben kommt, so fehlt die natürliche Fortentwicklung, die das Reh in der gänzlich ungebundenen Freiheit zeigt. Fragen wir nun nach der Ursache, so bleibt uns nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß dem Rehe jenes ungezähmte Freiheitsgefühl innewohnt, das jede und sei es selbst die weiteste Grenze als eine Einschränkung seines persönlichen Selbstbestimmungsrechtes empfindet, — ein Gefühl, das uns nur noch bei einem Thiere in so greller Weise entgegentritt, nämlich bei unserer Kreuzotter, die in der Gefangenschaft nicht nur jede Nahrung verschmäht, sondern sogar bei der Gefangennahme ihren Mageninhalt ausspeit, um sich so schnell als möglich dem Hungertode zu weihen. — Mich erinnert das Reh lebhaft an ein Volk, das gleichsam ein Fluch über die Erde treibt, des nirgends heimischen Boden unter den irrenden Füßen hat, an das räthselhafte Volk der Zigeuner, dieses Volk, das mitten im Herzen der zivilisirten Welt alle Mühen und Gefahren des ungebundenen Umherschweifens dem ruhigen Kleben an der Scholle und des Lebens Einerlei, das den einen Tag so wie den andern spinnt, vorzieht; in beiden ist es das Freiheitsgefühl, das Bewußtsein, frei zu sein, das es verschmäht, sich in goldene Fesseln schlagen zu lassen, die Festigkeit des Charakters, die freilich im Kampfe um's Dasein den Kürzeren zieht, weil sie das Prinzip der Civilisation, nämlich das der Vergesellschaftung, verscheucht, die aber nichtsdestoweniger unsere volle Achtung verdient.

Die Geschichte des Rehes übrigens und die Betrachtung des Verhältnisses, in welchem dieses Thier zum Menschen steht, gibt uns Aufschluß über wichtige Beziehungen, die zwischen den Menschen einerseits und der Thierwelt andrerseits statthaben, und das Verhalten der einheimischen Thiere in der Gefangenschaft gegenüber dem der Thiere andrer Zonen läßt uns Schlüsse ziehen auf die Gestaltung und Entwicklung des Thierlebens im Laufe der Zeiten. So ist nichts so unbedeutend, kein Verhältniß so geringfügig, daß wir nicht aus ihm lernen könnten und jedes Thier, wenn wir seine Naturgeschichte, wenn wir seine historische Bedeutung erforschen, ist im Stande, uns eine Leuchte aufzustecken auf dem Wege zur Erkenntniß des organischen Lebens. — Die Sehnsucht frei zu sein, ruht tief in jedem seelischen Wesen, sei es Mensch oder Thier! Es ist ja ein göttlicher Gedanke „frei zu sein!“ obschon der Dichter sagt: „Frei sein ist nichts, aber frei werden!“

Weltausstellungsbriefe.

II.

Paris, Ende April 1878.

Von den meisten Besuchern einer Weltausstellung wird diese nur als ein großartiges Vergnügungsschauspiel betrachtet, ihnen zuliebe wird das Unternehmen mit Pomp und Prunk in Szene gesetzt, die unendliche Kosten verursachen. Ich bin überzeugt, wenn es einer Regierung einfallen würde, in irgend einer kleineren Stadt eine große Bretterbude zu errichten und in derselben die Ausstellung abzuhalten, ohne besondern äußern Glanz; nicht 2 Prozent der Besucher, die jetzt hier erwartet werden, würden sich einfinden. Das ist sehr begreiflich, denn nur wenige, die ein wirkliches Interesse an der Ausstellung haben, sind pekuniär so situirt, daß sie ihrer Belehrung wegen eine weite Reise machen können; diejenigen, welche es können, würden, falls der Anziehungspunkt der Ausstellung wegfiele, doch reisen. Daß die Regierung und besonders die Geschäftswelt von Paris nicht anders denken und die Ausstellung nur als eine temporäre neue Zierde von Paris betrachten, beweisen die vielfachen Vorbereitungen und Projekte, welche mit der Ausstellung eigentlich nichts zu thun haben. Die Hauptsache ist und bleibt eben das Geschäft und das Vergnügen in Paris. Die Fremden werden in beide hineingezogen und müssen durch ihre Einkäufe die Summen, welche ausgegeben, verdreifacht und verzehnfacht den pariser Geschäftsleuten wieder einbringen. Ich bin kein prinzipieller Gegner der Weltausstellungen, aber fest scheint es mir doch zu stehen, daß der mit der großen Pauke ausgetrommelte Nutzen einer solchen für die meisten Besucher ziemlich gleich Null ist. Da kommen die Fremden von allen Enden der Welt, laufen ein paarmal durch die Ausstellungsräume, finden dies niedlich, dies amüsant, dies espritvoll, gehen dann ihren Vergnügungen in der Stadt nach und reisen wieder ab. Wer früher schon mehrere Ausstellungen besucht hat, ist noch vom vorigen male des Anstarrens und Anstaunens müde und richtet sein Augenmerk auf die Nebensächlichkeiten, wie z. B. auf den Ausstellungspark, die einzelnen Gebäude, welche doch nur den Raum für die eigentlichen Ausstellungsgegenstände hergeben, auf die Restaurationen, die Musikaufführungen 2c. 2c. Wenn nur das Ganze einen recht großartigen Eindruck macht, wenn sich daselbst nur recht viel „Welt“ versammelt und alles ringsumher von morgens früh bis abends spät in Reichthum und Genuß schwelgt, dann sind die meisten Besucher schon zufrieden. Ist's da ein Wunder, wenn die Ausstellungskommission für die Schale mehr besorgt ist, als für den Kern? Leider scheint die diesmalige Weltausstellung mehr als früher nur für jene Genußsüchtigen eingerichtet zu werden. Ich habe mich schon seit längerer Zeit durch Bücher und Zeitungen, sowie durch eigne Prüfung mancher Gegenstände, die ausgestellt werden, überzeugt, daß die Weltausstellungen mehr und mehr zu einfachen Jahrmärkten — allerdings in einer kolossalen Ausdehnung — hinabsinken, zu Märkten, auf welchen stets dieselben Dinge feilgeboten und von der Jury dekorirt werden. Wenn sie so schnell aufeinanderfolgen, wie in letzter Zeit, 1867 in Paris, 1873 in Wien, 1876 in Philadelphia, 1878 in Paris und künftig 1880 in Rom, so verfehlen sie gänzlich den hohen Zweck, eine Kontrole des Fortschritts der internationalen Industrie zu schaffen und dadurch den Schöpfungsgeist und Unternehmungssinn des arbeitenden Volks anzuregen. In so kurzen Zwischenräumen, wie die, welche oben angegeben, wird aber unmöglich ein Fortschritt zu erkennen sein, und, was schlimmer ist, der ruhige Gang der Entwicklung in der Arbeit der Völker wird durch die speziellen Vorbereitungen auf die Weltausstellungen gestört.

Aber was hilft es, diese Betrachtungen anzustellen, da die Weltausstellung nun einmal vor der Thür steht? Der ehrenvolle Auftrag, der mir geworden, den Lesern der „Neuen Welt“ über jene Bericht zu erstatten, geht nicht dahin, die Inopportunität und andere Mängel zu beklagen, sondern vor allen Dingen das wahrhaft Nutzbringende, welches

auch die bevorstehende Weltausstellung zeitigen wird, mit Ernst und gutem Willen ausfindig zu machen und zu beschreiben. Bekümmern wir uns also nicht um jene Menge von Neugierigen, sondern suchen wir denen ein anschauliches Bild zu geben, die von einer Weltausstellung wirklich etwas lernen wollen.

Unser vorwiegendes Interesse werden wir der Industrie zuwenden, die bestimmt ist, das gesellschaftliche Leben aller Völker angenehmer und glücklicher zu machen. Wenn auch bis jetzt die Segnungen der Industrie nur wenigen ganz und voll zugute kommen, so wird — hoffentlich bald — eine Zeit kommen, in welcher die große Menge des Volks, insbesondere auch die Arbeiter, an denselben gleichmäßig Theil haben werden. Die Früchte der Industrie sind zum großen Theil für uns bis jetzt noch verbotene, — wir dürfen sie nur ansehen, bewundern und beurtheilen. Aber dies können und dies müssen wir, auch müssen wir willig arbeiten daran, daß ihrer immer mehr werden, im Hinblick darauf, daß wir ein moralisches Eigenthumsrecht auf sie haben, welches sich einst in ein thatsächliches verwandeln wird.

Innerhalb der Industrie werden wir wiederum unser Hauptaugenmerk auf die Kunstindustrie richten, deren Betrachtung mit Rücksicht auf ihre Entwicklung besonders geeignet ist, Hinweise und Fingerzeige auf die Zukunft zu geben. Sie ist es auch insbesondere, welche innerhalb der Industrie die Bildung, den Geschmack und die Lust an der Arbeit vergrößert und verfeinert. Da wir später uns mit den Erzeugnissen derselben vielfach zu beschäftigen haben, so wird hier als Einleitung eine kurze Betrachtung des Wesens derselben wohl am Platze sein.

Die Zusammensetzung des Wortes „Kunst-Industrie" weist auf das Wesen dieser Arbeitsthätigkeit deutlich hin, bedarf aber dennoch einiger Erläuterung. Kunst und Industrie scheinen zwei Pole zu sein, die sich nimmer berühren können. Kunst wirkt zwar in einer höhern Weise mittelbar auch nützlich, aber diese Nützlichkeit ist weit entfernt, identisch zu sein mit dem direkten praktischen Nutzen, welchen die Industrie erzeugt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Werke der hohen Kunst keinen praktischen Zweck haben, sie wollen einzig und allein das Schönheitsgefühl befriedigen; das Gewerbe hat hingegen die Aufgabe, den praktischen Bedürfnissen der Menschen zu dienen. Gelingt es, beide mit einander in einem Arbeitsprodukt zu vereinigen, so wird — um mich vulgär auszudrücken — der betreffende Arbeiter zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Der Gegenstand wird nicht nur allein irgendein praktisches Bedürfniß befriedigen, sondern auch temporär oder dauernd durch seinen Anblick das Herz des Besitzers erfreuen. Das ästhetische Schönheitsgefühl wird heute — so kann man wohl sagen — fast allen Mitgliedern der civilisirten Gesellschaft angeboren, wenn es auch bei dem einen schwach, bei dem andern stark ausgebildet ist. Greifen wir ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben heraus. Wenn bei einem Familienfeste ein Kuchen oder eine Torte den Tisch zieren soll, so ist gewiß erste Bedingung, daß die Torte gut ausgebacken und geschmackvoll in der Würze ist, aber wird, wenn diese Bedingung erfüllt ist, nicht ein jeder es auch gern sehen, wenn die Torte eine hübsche, runde Form hat und der Zuckerguß sich in leuchtenden Farben präsentirt? Wird nicht eine Tasse dem Besitzer lieber sein, wenn sie aus feinerem Porzellan und mit Blumen bemalt ist, als wenn ihr jede Farbenzierde fehlt?

Bei allen Völkern, selbst den uncivilisirtesten, hat sich, soweit das Gedächtniß der Menschen in's Alterthum zurückreicht, das Bestreben gezeigt, die den Bedürfnissen dienenden Gegenstände nach dem jeweiligen Geschmack der Besitzer zu zieren. Die fast nackt einhergehenden Neger suchten z. B. schon früh dem Schurzfell, welches sie um die Hüften banden, eine nach beiden Seiten hin symmetrische Form zu geben und zogen ein buntfarbiges dem einfarbigen Fell vor. Die Indianer Amerikas zieren ihre Moccassins (primitive Schuhe aus Thierfell) mit bunten Kieselsteinen. In diesem Bestreben sehen wir die ersten Symptome der noch kaum geborenen Kunstindustrie. Sie beruht demnach auf einem Sinn, der dem Menschen von Natur angeboren ist, und weil dies der Fall, hat der Mensch die Verpflichtung, dieselbe immer weiter auszubilden und zu pflegen, denn der Fortschritt der allgemeinen Kultur beruht einzig und allein nur in der immer größeren Verfeinerung und Befriedigung unsrer angebornen Neigungen.

Aber von der Zeit, in welcher jene ersten Symptome des Schönheitssinnes wahrgenommen werden, bis zu dem Augenblick, wo die kunstindustriellen Neigungen den Menschen klar bewußt wurden und sich Leute fanden, die einerseits Gebrauchsgegenstände im Hinblick auf schöne Form und Farbe arbeiteten und andrerseits solche Gegenstände den roheren Produkten vorzogen, hat erst eine lange, unendlich lange Reihe von Jahren verstreichen müssen. Die Kunstindustrie konnte nicht eher ein Gewerbe werden, als bis sich die Industrie einerseits und die Kunst andrerseits zu einem gewissen Grade entwickelt hatten. Und alle beide gingen ihre eignen Wege, die weit auseinander zu führen schienen. Die Kunst schuf Gemälde und Statuen, die den praktischen Bedürfnissen nicht die geringste Befriedigung gewährten, die Industrie erfand und vervollkommnete hingegen nur in Beziehung auf die letzteren. Seltsam erscheint es zwar, daß sich bei den meisten Völkern die zwecklose Kunst schneller und einseitiger entwickelt hat, als der ästhetische Geschmack des Industriearbeiters; aber es ist leicht erklärlich, denn sobald in einem Volke der Klassenunterschied von Reich und Arm sich ausgebildet hatte, lag die Industriearbeit in den Händen der Wenig- oder Nichtsbesitzenden. Wo sollten diese Zeit und Mittel hernehmen, um an ihren Erzeugnissen Zierrathen anzubringen? Die Reichen und Wohlhabenden dagegen, welche nicht mit ihren Händen industriell arbeiteten, wandten ihr Interesse naturgemäß mehr den Erzeugnissen der Kunst zu, die nicht zu gleicher Zeit den gemeinen Bedürfnissen dienen, sondern lediglich nur das Auge erfreuen. Die Industrie war in ihren Augen nichts als eine nothwendige Arbeitsthätigkeit des armen Volks, welches ihrer Meinung nach keinen Geschmack hatte. So erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß es fast bei allen Völkern eine Zeit gegeben hat, in welcher die Kunst blühte und die Kunstindustrie brachlag. Da umgaben sich die Wohlhabenden mit kostbaren Gemälden und Statuen, die, wie z. B. die griechischen, noch jetzt als Muster der Skulptur angesehen werden, während die Gebrauchsgegenstände in Form und Farbe gradezu häßlich waren. Aus dieser Thatsache erhellt, daß das Steigen und Sinken in der Entwicklung der Kunstindustrie zu gleicher Zeit untrügliche Anzeichen der geringeren und größeren Klassenunterschiede in einem Volke sind. Wo Reichthum und Bildung sich gleichmäßiger in einem Volke vertheilten, da war auch Zeit und Geld für die Handwerker vorhanden, ihren Geschmack zu veredeln; wo Reich und Arm sich schroff gegenüberstanden, verfiel die Kunstindustrie.

Aus dem Gesagten ersieht wohl jeder, wie wichtig es ist, sich über die Fortschritte der Kunstindustrie zu unterrichten. Bei einer internationalen Weltausstellung in großem Stile, wie die bevorstehende, wird sich die beste Gelegenheit dazu bieten.

Ich denke in diesem Augenblick an die internationale Konkurrenz der Kunstindustrie in Philadelphia und erinnere mich mit Wehmuth des Urtheils, welches ein anerkannter Kenner, Professor Reuleaux, in drei Worten über die deutsche Industrie, welche das Kunstgewerbe umschließt, fällte: „Billig und schlecht." Beruht diese scharfe Kritik auf Wahrheit, welch' tiefen Blick läßt sie uns in die sozialen Zustände Deutschlands thun! Nun, wir wissen ja alle, wie es um diese steht, traurig genug, aber hier an dieser Stelle muß doch hervorgehoben werden, daß seit einigen Jahrzehnten die deutsche Kunstindustrie wieder neuen Aufschwung genommen hat. Der tiefste Verfall der Kunstindustrie liegt bei uns wie bei den anderen Völkern Europas glücklicherweise hinter uns. Am tiefsten war er in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und daran waren nicht allein die sozialen Zustände schuld, sondern wesentlich die Umgestaltung der politischen Verhältnisse, der plötzliche Aufschwung der Großindustrie und die Umwälzung der Zeit- und Raumverhältnisse, welche die blitzschnell sich folgenden neuen Entdeckungen und Erfindungen hervorbrachten. Die Ursachen, welche die Kunstindustrie hauptsächlich in Verfall brachten, haben in anderer Hinsicht Großes geschaffen. Ein paar Worte über diese Ursachen und über den jetzigen Stand der Kunstindustrie mögen den Schluß dieses Briefes bilden.

Was die Kunstindustrie schafft, muß zweckmäßig sein, gleichzeitig aber den Gesetzen der Schönheit entsprechen; es muß das Nutzbare durch die ihm angepaßte Form und Verzierung veredeln. Aber das lernt sich nicht in einem Tage, der Geschmack muß besonders bei uns Nordländern erlernt werden. Es gehört also dazu nicht nur Zeit, sondern auch der gute Wille zum Lernen. In früheren Jahrhunderten, als das Leben noch nicht so pfeilschnell gelebt wurde, als jetzt in dem Zeitalter des Dampfes und der Telegraphie, brauchten die Handwerker nicht ihre ganze Tageszeit zu opfern, um nur das Nutzbringende hervorzubringen, sondern sie hatten Muße, auch über die Verschönerung desselben nachzudenken. Deshalb bemerken wir denn auch vom Mittelalter her bis in das vorige Jahrhundert ein allmähliches Wachsen der Kunstindustrie; in den Städten und selbst auf dem Lande finden wir Gewerbe, so z. B. die der Keramik (Thonarbeit), der Holzarbeiten, Steinarbeiten und Metallarbeiten, deren Produkte noch jetzt unser Erstaunen hervorrufen. Es bildeten sich in jedem Gewerbe gewisse Schönheitsregeln, der sogenannte ästhetische Stil, aus, welche den Werken der höheren Kunst entlehnt waren. Es thaten sich einzelne Handwerker durch ihre geschmackvollen Arbeiten besonders hervor, und diese wurden von den übrigen als Muster angenommen. Solange der einzelne noch nicht gedrängt wurde, so lange er noch als ein selbständiges Individuum im Gewerbe galt und nicht zur Maschine durch den Kapitalisten hinabgedrückt wurde, hatte er noch die Freiheit, nach eigenem Gutdünken seine Arbeiten zu verrichten. Das hörte aber alles fast mit einem Schlage auf, als die Zünfte mehr und mehr verknöcherten und alsbald durch die neuen Erfindungen der Dampfkraft und der Telegraphie die Kapitalisten Gelegenheit hatten, sich der Industrie ganz und gar zu bemächtigen. Nun lag die Kunstindustrie in den Händen einzelner, deren Arbeiter keinen freien Willen in der Fabrikation mehr hatten und fortwährend zu schnellem Arbeiten angespornt wurden, damit der Kapitalist seinen Reichthum immer vermehre. Natürlich wurde jetzt weniger auf die ästhetische Seite der Fabrikate gesehen. Um dem immer größer werdenden Bedarf an Gebrauchsgegenständen zu dienen, wurde rasch und nach einer gewissen Schablone gearbeitet. Das hatte den Verfall der Kunstindustrie zur Folge, und dieser lag klar zutage, als im Jahre 1851 in London die erste internationale Industrieausstellung stattfand. Sie erhielt eine unvergängliche Bedeutung dadurch, daß sie uns Europäern insgesammt den verwahrlosten Zustand des Geschmacks in Sachen der bildenden Künste und die Ueberlegenheit der Völker des Orients vor Augen führte. Sie gab aber auch den Anlaß zur Reform. In allen europäischen Ländern, vornehmlich in England und Deutschland, errichtete man kunstgewerbliche Museen, in welchen ältere und neuere Industriegegenstände ausgestellt wurden. Diese Museen bilden die Schulen, in welchen das

Volk seinen Geschmack bilden konnte und kann. Als im Jahre 1862 in London wiederum eine Industrieausstellung abgehalten wurde, war jedermann überrascht durch die außerordentlichen Fortschritte, welche besonders die Engländer gemacht hatten. Dieses Volk, welches sich freierer Institutionen erfreute, trug die Palme davon über die Franzosen, deren Geschmack so berühmt ist, über die Italiener, die durch die Natur ihres Landes und die Schönheitsmuster der früheren Kunstepoche so sehr in der Ausbildung ihres Geschmacks begünstigt werden, und über die Deutschen, die in dem Ruf stehen, ein Volk von Idealisten zu sein. Aber die letztgenannten drei Völker waren durch die Zerrüttung der politischen und sozialen Verhältnisse im Fortschritt der neuerstandenen Kunstindustrie zurückgehalten, und vielleicht die Deutschen mehr als alle andern, da sie, von Natur ein friedliches Volk, plötzlich in einen kriegerischen und militärischen Chauvinismus hineingetrieben sind. Wo aber die Lorbeeren der Waffen so überwiegend wachsen, da ist kein Platz für die Palmen des Friedens. Auf der Weltausstellung in Philadelphia hat sich das zum größten Leidwesen aller wirklichen Patrioten gezeigt. Wir Deutschen haben also mehr als andere Nationen Grund und Verpflichtung, wenn sich uns eine Gelegenheit bietet, wie die bevorstehende Weltausstellung, den Fortschritt der Industrie und Kunstindustrie bei anderen Völkern zu studiren, wenn wir nicht auf lange Zeit auf den unteren Stufen des Kunstgewerbes stehen bleiben wollen. Kade.

Das Serail. Kein Theil Konstantinopels zieht die Aufmerksamkeit der Fremden so sehr auf sich, als das Serail des Großsultans. Es liegt gegen Sonnenaufgang am östlichen Ende der Stadt auf einer Landspitze, wo der Hafen mit den Gewässern des Bosporus sich vereinigt, in Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks und schließt die ganze Höhe eines Hügels, sowie die Ebene unter demselben, welche von der Aja Sofia (Sofienkirche) bis an das Meer reicht, in sich. Auf der Landseite stößt es dicht an die eigentliche Stadt und wird durch eine dicke Mauer, welche auf der Seeseite viereckige, auf der Stadtseite runde Thürme hat, umgrenzt. Sein Umfang beträgt 7,3 Kilometer, seine Einwohnerzahl nahe an 10,000; es kann daher an und für sich schon als eine Stadt angesehen werden. Rund herum geht eine von Steinen aufgeführte Brüstung. Die ohne Lafetten liegenden Kanonen sind so gerichtet, daß sie dem Wasser gleich schießen. Es wird indessen nur bei großen religiösen und politischen Festen, bei Hinrichtungen, die im Serail stattfinden, sowie wenn feindliche Schiffe in Sicht sind, aus ihnen Feuer gegeben.

Das Serail, 1478 von Mohamed II. gegründet, hat 3 große Thore, die es mit der Stadt verbinden, und 5 Pforten, welche nach dem Bosporus führen. Den Haupteingang bildet die „Hohe Pforte" (bab-ali, bab-i-humaium, Pascha-Kapussi), wo der Palast des Großveziers, Zeughaus, Münze und Wohnungen hoher Staatsbeamten sich befinden. Ein zweites Thor, Divan-Kapussi, führt durch einen mit Gärten, Kiosken u. s. w. versehenen Hof zum Divan (Ludwig-Saal); das dritte, Thor der Glückseligkeit (Sadet-Kapussi), zu verschiedenen Palästen, dem Harem, der 20 Meter hohen Marmorsäule Arcadius, und endlich zum Kiosk des Sultans nebst dem Thronsaale.

Die berühmte Residenz besteht in einer Menge von Gebäuden und Pavillons, welche seit Mohamed II. die verschiedenen Sultane errichten ließen. Sie sind ein buntes Gemisch des seltsamsten Geschmacks, bei welchem man jene edle Harmonie vermißt, die ein Kunstwerk bezeichnen. Die Gebäude sind auf der erhabensten Spitze aufgeführt und gehen theils auf die vielen Gärten nach dem Gestade, theils gegen die Gewässer beider an der Ecke dieses Zaubersitzes zusammenstoßenden Meere. — In den Thürmen der äußeren Mauer halten beständig Amazoglans und Bostandschi Wache, damit niemand weder auf der See- noch auf der Landseite zu sehr dem Serail sich nähere.

Wenn man von den sieben Thürmen längs der Gestade hin fährt, hat man während der ganzen Fahrt links das Serail und die Stadt, rechts die Aussicht auf eine unendliche Meerfläche. Jemehr man sich dem Serail nähert, desto stiller und öder wird die Gegend, kaum daß hin und wieder ein Schiffchen mit Bostandschi sich zeigt. Dann, am Anfang der Mauern erblickt man einen prächtigen Kiosk, der des Bostandschi-Baschi, der schönste im ganzen Serail. Er enthält 3 kostbar ausgeschmückte Säle, welche mit vergoldeten Kuppeln bedeckt sind. Gewöhnlich sind die Fenster durch hölzerne verzierte Gitterwerke verschlossen. Dieser Ort hat eine weite Aussicht auf den Bosporus, die Propontis und einen Theil der Stadt, und man kann von innen alles sehen, was außen vorgeht, ohne selbst gesehen zu werden. Manchmal belustigt sich hier der Sultan mit seinen Frauen.

Der schon erwähnte Divan ist ein Gebäude mit einem bleigedeckten Thurm, auf der Spitze ist derselbe mit einer großen vergoldeten Kuppel gekrönt. Einmal wöchentlich und zwar Dinstags ertheilt hier der Sultan im großen Saale Audienz.

Der zur Wohnung der kaiserlichen Sklavinnen bestimmte Theil des Serail, der Bajuk Harem (große H.), ist von einer dichten Mauer umgeben, deren einzigen Eingang zwei eiserne und zwei erzene Thore bilden. Tag und Nacht halten hier Eunuchen Wache; nicht einmal ihr Oberhaupt, der Kislev-Aja, darf ohne besonderen Befehl des Sultans hier eintreten. Eine weite Rotunde führt von einer Seite zu den Gemächern der Kadinen (die eigentlichen Geliebten des Sultans) und rückwärts zu denen der Aja und Unterhofmeisterin, etwas abgesondert liegen die Gebäude der übrigen Sklavinnen. Auf der anderen Seite kommt man zum Pavillon des Großherrn mit dessen Schlafzimmer und Thronsaal. In ersterem steht auf einer Estrade das Bett mit atlassenen, gold- und perlengestickten Vorhängen, den übrigen Theil des Gemachs nimmt ein mit Goldstoff bedecktes Sopha ein. Der Thronsaal, in welchem der Sultan die meisten Feste feiert und nur Prinzessinnen und Kadinen empfängt, ist mit Gold ausgetäfelt, mit reichen Divans versehen und hat vier von Gold und Edelsteinen strahlende Throne. Hinter dem Pavillon selbst befindet sich ein Gebäude mit 13 Gemächern, welche die Garderobe des Sultans — der Schatz des Harems genannt — enthalten. Die Aufsicht darüber führt die Unterhofmeisterin. Dicht daran stößt der mit Marmor gepflasterte und auf Porphyrsäulen ruhende Badesaal, wo der Sultan täglich zweimal sich von den Gedeklis (Kammermädchen) bei seinen Abwaschungen bedienen läßt. Von den Kadinen hat jede ihr besonderes Bad; für die übrigen Bewohnerinnen des Harems ist zum Baden ein allgemeines, Tag und Nacht offenes, geheiztes Gebäude eingerichtet.

Die Aussicht vom Serail ist wahrhaft entzückend. Wenn man nach Südost den Blick wendet, so sieht man den Meerbusen von Nijäa, die Gestade von Asien und Skutari, die reizenden Gegenden des Bosporus, die Vorstädte Pera, Galata, Topchana und Fondukli stufenweise jenseits des Hafens an Bergen. Ein Gemälde unendlich anmuthiger Landschaften mit ungemein sanften Farbentönen. Auf der einen Seite hat man die unendliche Aussicht über die Propontis, auf der andern den schimmernden Hafen mit seinen tausend Mannigfaltigkeiten.

Auge und Sinne fühlen sich endlich ermüdet; wir glauben alles gesehen zu haben, so daß uns nichts mehr zu fesseln vermöchte. So denken wir, doch wir irren, denn noch viel bleibt uns zu schauen, zu bewundern übrig.

San Marino. (Bild Seite 388.) „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!" singt der Dichter; und, wenn er auch nicht für alle Fälle recht hat, so sprechen doch mannichfache naheliegende Gründe für die Annahme, daß sich Ueberreste freiheitlicher Institutionen etliche tausend Fuß über der Meeresfläche leichter erhalten konnten, als im flachen Lande. Hoch da droben gab es immer weniger zu holen und das Wenige auch noch um höheren Preis, daher haben es nicht selten die praktischen Feinde der Freiheit verschmäht, letztere bis in ihre unwegsamen Gebirgsschlupfwinkel zu verfolgen. Solch' ein Stücklein Freiheit, nach dessen Vernichtung es keinem Despoten besonders gelüstet haben mag, thront auf den drei Gipfeln des Monte Titano in Mittelitalien — es ist die Republik San Marino, perpetuae libertatis gloria clara — die da erglänzt im Ruhme ewiger Freiheit. Die ersten Geschichtsspuren der eine deutsche Quadratmeile großen Republik verlieren sich in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung: ein Missionar Marinus soll im dritten Jahrhundert die Stadt gegründet haben. Im zehnten Jahrhundert krönte den Berg ein Kastell, im elften nahmen dessen Bewohner an den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst theil und im dreizehnten Jahrhundert schlossen die Republikaner ein Schutz- und Trutzbündniß mit den benachbarten Grafen von Montefeltre, den späteren Herzögen von Urbino, wodurch sie ihrer Unabhängigkeit eine für die damalige Zeit mächtige Stütze erwarben. Als die Herzöge von Urbino ausstarben, und im 17. Jahrhundert der Papst von dem heimgefallenen Lehn Besitz ergriff, erkannte er die Republik an, bestätigte den Schutzvertrag und sicherte ihr Zollfreiheit für die Ausfuhr ihrer Waaren nach seinen Staaten zu. Auch der gewaltige Korse, Napoleon I., vergriff sich an dem Felsennest nicht; desgleichen überdauerte die Unabhängigkeit seiner Bewohner alle politischen Wirren der neuesten Zeit. Die Verfassung des kleinen Freistaats hat wenig Veränderungen erfahren; nur ward 1847 der „große Rath", welcher sich vordem aus den Angehörigen bestimmter Geschlechter zusammensetzte, in eine Repräsentativ-Kammer von 60 durch sämmtliche Einwohner gewählten Mitgliedern verwandelt. Die Einwohnerzahl San Marinos beträgt gegen 8000, von denen etwa 6000 in der Hauptstadt auf den Berggipfeln wohnen. Die Stadt hat einen einzigen Zugang; ihre jäh bergan kletternden Straßen sind zumeist von ärmlichen Häusern umrahmt, von denen sich ein aus dem 14. Jahrhundert stammender Regierungspalast, ein Theater, ein Kollegium, zwei Volksschulen, zwei Klöster und fünf Kirchen abheben. Die Einwohner treiben Wein- und Ackerbau, sowie Viehzucht und einigen Handel; unter den industriellen Arbeiten sind nur Steinarbeiten und Schuhmacherei in erwähnenswerther Weise vertreten.

Das neue Altarbild. (Seite 389.) Die Väter des Dorfes sind versammelt! Eine wichtige Aufgabe harrt ihrer! Sogar der geistliche Herr, der pontifex maximus Thorenhausens, wie unser Dörflein heißt, hat es nicht verschmäht, seine heilige Person in die ungeweihten Räume der Dorfschenke hineinzuversetzen. Die biedern Dörfler haben den kritischen Richterstuhl bestiegen: sie sollen über den Kunstwerth des neuen Altarbildes entscheiden, das zur Belebung und Erweckung des religiösen Gefühls auf Betreiben des geistlichen Herrn für die Kirche beschafft wurde. Im Vordergrunde scheinen die bedeutendsten Kunstkenner des dörflichen Senats — man ersieht das schon aus ihren klassischen Gesichtern — sich postirt zu haben, und es sieht aus, als wenn das Bild vor ihrem kritischen Auge Gnade fände. Recht so entzückt von dem Kunstwerthe des Bildes scheinen die um den Pfarrer sich gruppirenden Dorfpatrizier zu sein. Vor allem dem biedern Wirth des Dorfes, den wir unfehlbar in der mit dem Pfarrer im Gespräch be-

findlichen Person erkennen können, ist die ganze Geschichte höchst gleichgültig. Hochwürden hat sein heiliges Gesicht durch ein Lächeln verklärt, gewiß durch ein Lächeln der Befriedigung über das „treffliche“ Werk, das vielfältige Wunder verrichten, das Dörflein zu einem Wallfahrtsort à la Kevelaar und Marpingen machen und ihm großen Ruhm, als einer Säule der Kirche und noch mehr Geld einbringen wird. Mit einem mephistophelischen Gesichtsausdruck sieht sich der Schöpfer des großen Werkes die ganze Szene an. Gewiß hat ihm seine Kunstthätigkeit noch nie so großen Spaß gemacht. Frohen Herzens wird er die blanken Markstücke, die der Finanzminister des Dorfes auf den Tisch zählt, einstreichen und seine Spekulationen auf die frommen Herzen und gläubigen Seelen in anderer Gegend fortsetzen. N—r.

Ein neuer Kurirschwindel. Von ungefähr zehn Jahren tauchte in Italien ein gewisser Graf Mattei auf, welcher vorgab, sieben Mittel entdeckt, resp. die Zubereitung von sieben verschiedenen Arzneimischungen erfunden zu haben, welche, innerlich in kleinen (homöopathischen) Dosen gebraucht, gegen alle nur erdenkbaren Krankheitsformen nützlich seien. Er nannte diese Mittel: Antiscroholoso (Lymphdrüsenmittel), Antiangioitico (Blutgefäßmittel), Anticanceroso (Krebsheilmittel), Febrifugo (Fiebermittel), Pettorale (Lungenmittel) 2c. 2c. und fügte später noch fünf weitere, äußerlich anzuwendende Mittel hinzu, die die Wirkung der innerlich genommenen unterstützen sollten, welche er Elektrizitätsmittel nannte. Da der Graf Mattei behauptete, die verloren gegangene Kunst der alten Alchymisten in Bezug auf die besonders heilkräftige Zubereitung von Arzneimitteln wieder entdeckt zu haben, so fand er sehr bald Anklang mit denselben und wurde namentlich von dem sehr abergläubischen italienischen Landvolke überlaufen. Der Klerus, in seiner bekannten Neigung, den Aberglauben zu unterstützen und für seine Zwecke zu mißbrauchen, bemühte sich nach Kräften, den Ruhm des Grafen zu verbreiten, und als ein deutscher, durch seinen Hang zum Mystizismus bekannter homöopathischer Arzt ihn in Rom aufsuchte und von dem klugen Italiener eine Quantität dieser Mittel zur Prüfung erhielt, da fanden sie auch ihren Weg nach Deutschland und machten sich, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, auch in der homöpathischen Literatur breit. Ein deutscher homöopathischer Apotheker übernahm sogar ein Depot dieser Mittel, deren Zusammensetzung bisjetzt nicht vollständig bekannt ist und die daher als Geheimmittel zu betrachten sind. Wie alles Neue in der Medizin, so wurden sie auch von mehreren Aerzten begierig aufgegriffen, jedoch bald wieder verlassen, denn es stellte sich heraus, daß man nichts weiter, als einen plumpen Schwindel vor sich hatte, denn jene Reihe von Krankheitsformen, welche ohne jedwedes Zuthun oder unter dem Gebrauch von Arzneimitteln in jedem Falle geheilt oder gebessert werden, gelangten durch die Mattei'schen Mittel allerdings zur Heilung, während sie sich gegen die übrigen Krankheitsprozesse, gegen welche Mattei seine Mittel ebenfalls als unfehlbar empfohlen hatte, wie z. B. Krebs, Staar, Brüche, Lungenschwindsucht u. s. w., ohnmächtig erwiesen. Jener Apotheker gab deshalb infolge eines Protestes der deutschen homöopathischen Aerzte das Depot wieder auf, umsomehr aber, als der Graf Mattei, der seine Schwindelmittel anfänglich nur gegen mäßige Vergütung — aus purem christlichem Mitleid mit der leidenden Menschheit — nach Deutschland gesandt hatte, plötzlich die Krallen des gewöhnlichen Bauernfängers herausstreckte und für das Liter seines Gebräues achthundert Francs verlangte. Schon glaubte man die Geschichte vergessen, da tauchte sie vor wenigen Wochen von neuem auf und zwar nicht bloß in den Inseratenbeilagen der „Gartenlaube“ und einiger anderen Zeitungen, in denen sich der jetzige Depositär Mattei's, ein genfer Apotheker, breit macht und ein Cylinderchen mit 200 Zuckerkörnchen für 1 Francs ausbietet, sondern auch in dem redaktionellen Theile des bei Payne erscheinenden „Neuen Blattes“. Die Redaktion verwahrt sich zwar in einer Anmerkung gegen die Annahme, daß sie die in dem fraglichen Artikel niedergelegten Ansichten theile. Ob es aber nicht angezeigt gewesen wäre, jener offenbaren Reklame für eine Geheimmittelprellerei die Spalten der Zeitschrift überhaupt zu verschließen, — das lassen wir dahin gestellt sein. Wir glauben aber die Leser der „Neuen Welt“ vor diesem neuen Schwindel warnen zu müssen. Dr. R.

Aerztlicher Briefkasten.

Chemnitz. Th. D. Der üble Geruch aus dem Munde rührt entweder von Stoffen her, die bei vernachlässigter Mund- und Zahnpflege im Munde faulen, oder auch von kurz vorher genossenen Speisen (Rettig, Zwiebeln u. s. w.), welche während ihres Aufenthalts im Magen denselben verursachen, oder er ist das Symptom einer oder mehrerer anderweiter Störungen, wie z. B. chronischer Mund- und Rachenkatarrhe, Mund- und Rachengeschwüre, Skorbut, Knochenfraß der Zähne, chronischer Lungenleiden, Kehlkopfsgeschwüre, Magenkatarrhe u. s. w. Wenn Sie daher Ihre Mundhöhle und Zähne genügend pflegen, so muß eine der letztgenannten Störungen dem Leiden bei Ihnen zugrunde liegen, und wenn Sie uns mittheilen, ob Ihre Verdauung in Ordnung ist, oder ob Sie an Brustbeschwerden, Husten 2c. leiden, würden wir vielleicht in der Lage sein, Ihnen einen Rath geben zu können. Bemerken wollen wir noch, daß das bloße Putzen der Zähne und Ausspülen des Mundes mit Wasser nichts hilft, sondern Sie müssen die in jeder Apotheke käufliche medizinische Seife zum Reinigen verwenden und hinterher den Mund mit Salicylsäure- oder Thymolmundwasser ausspülen, denn durch letztere allein kann die Fäulniß in der Mundhöhle aufhältlicher Speisereste beseitigt werden.

Hausen. R. L. Schon die Gebrauchsanweisung, welche der Verfertiger der Dr. Sulzberger'schen Flußtinktur diesem Geheimmittel beilegt, sollte nach unserer Meinung jeden Menschen, der denken gelernt hat, von deren Gebrauch abhalten. Sie besteht aus einer Auflösung von 1 Theil Aloë in 2 Th. Weingeist und kostet viermal mehr als das gleiche Quantum der in jeder Apotheke käuflichen, ganz dasselbe leistenden Aloëtinktur. In nicht zu großen Dosen wirkt sie gelind abführend, und dies hat wohl dazu beigetragen, daß sie sich bei solchen Personen, die an Verstopfung des Stuhls leiden, zu fast täglichem Gebrauch eingebürgert hat. Solche Leute bedenken aber nicht, daß sie sich dadurch den Darm für die Dauer ruiniren. Wir warnen Sie deshalb vor dem Gebrauch dieses ekelhaft bitter schmeckenden Zeuges und rathen Ihnen, einen Arzt zu konsultiren, welcher den Fall genau mit Ihnen durchsprechen und Ihnen die besten Rathschläge geben kann.

Hamburg. J. H. Lassen Sie Sich durch Ihre gegenwärtige Beschäftigungslosigkeit nicht zur Hypochondrie verleiten, sondern machen Sie Sich fleißig Bewegung im Freien und suchen Sie Sich zu zerstreuen, nicht dadurch, daß Sie Romane lesen, sondern daß Sie Sich nachhaltig mit Gegenständen beschäftigen, die Sie anregen, selbst etwas zu produziren, damit Ihr Gedankenkreis von dem engbegrenzten Gebiete Ihres körperlichen Ichs abgelenkt wird. Sofern Sie durch Ihre Reise nach Queensland Beschäftigung finden, rathen wir dazu. Mit der von Ihnen genannten Infektionskrankheit haben Ihre Beschwerden nichts zu thun, denn einestheils pflegen die sekundären Erscheinungen nicht zwölf Jahre nach vollständiger Beseitigung der örtlichen Affektion, sondern schon nach wenigen Monaten einzutreten, anderntheils würden die Jod- und Schmierkuren entschieden dagegen genützt haben.

Die übrigen, bis zum 3. Mai eingegangenen Briefe sind direkt beantwortet worden. Wir bitten in jedem Falle, auch da, wo öffentliche Beantwortung gewünscht wird, um Angabe der Adresse. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Zürich. Stud. phil. S. K. Von allen höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten in Deutschland dürfte Eldena bei Greifswald immer noch die beste sein. Daselbst ist der theoretische mit dem praktischen Unterricht in zweckmäßigster Weise verbunden. — Rob. S. Besten Dank. Sie werden bald Gelegenheit haben, zu bemerken, daß wir solche Fahrlässigkeiten nicht dulden.

Kopenhagen. G. H. Ihre Arbeiten werden baldmöglichst geprüft. Photographische Ansichten von Kopenhagen und Gothenburg zur eventuellen Reproduktion senden Sie gefälligst ein.

Leipzig. Ht. K. Frdl. Dank für die Uebersendung der Bern'schen „Deutschen Lyrik seit Goethe's Tode“; wollen sehen, ob wir das Büchlein zur Anschaffung empfehlen können. Bezüglich der Prämienbilder brauchen Sie keine Angst zu haben; denken Sie doch: 50000 gute „Oelgemälde“, wie wir sie dem merkwürdigen Kauz in Mannheim zuliebe „bestellt“ haben, repräsentiren, auch so billig gerechnet als möglich, ein Kapital von vielen millionen Mark und erfordern, da wir mit ihrer Ausführung (cf. Korr. d. Nr. 29) vorsichtigerweise nur einen Künstler „beauftragt“ haben, einen Zeitaufwand von mehr als tausend Jahren.

Ried (Oberösterreich). F. L. Briefe an Dr. Douai gelangen in des Genannten Hände, wenn sie gerichtet sind nach New-York U. S., Broadway between 44th and 45th Str. Ihre zweite Frage beantworten wir nächstens. Die Expedition hat Ihre Wünsche erfüllt.

Goldap. M. S. Wir hatten Ihre Arbeit einer nochmaligen Durchsicht unterzogen, um uns zu überzeugen, ob wir mit dem Urtheil, Sie hätten „entschiedenes Talent“, nicht vielleicht mehr gesagt, als strengste Gewissenhaftigkeit verantworten könnte. Indessen können wir durchaus bei dem in Nr. 25 Gesagten beharren. Die Remission erfolgt am 7. d. M.

Gera. Gracchus Cassena (!?!). Sie sind ein sonderbarer Herr, wie neben Ihrem schnurrigen Pseudonym auch die ganze Schachtel voller Gründe zu erkennen gibt, mit denen Sie motiviren wollen, warum Sie Sich trotz unbändigster Freisinnigkeit der deutschen Sozialdemokratie nicht angeschlossen haben. Wir werden Ihren Brief in einer der nächsten Nummern mit einigen kleinen Randbemerkungen unsererseits veröffentlichen; vielleicht kuriren Ihre Bedenken andre gute Leute von der „Krankheit des Sozialismus“.

Pösneck. R. E. Ihr Roman ist angekommen. Hoffentlich kommen wir zur Prüfung desselben, ehe Sie selbst in Leipzig eintreffen.

Köln. E. V. W. Das von Ihnen eingesandte Gedicht ist hübsch. Sie haben jedoch das Pech, daß ein gewisser Heinrich Heine — ein Mensch, dem nichts heilig war — ungefähr im Jahre 1821 wörtlich dieselben Verse gedichtet hat. Wenn der Mann nicht schon länger als 20 Jahre todt wäre, so müßten Sie ihn wegen eines literarischen Diebstahls belangen, der um so abscheulicher ist, weil er an Ihnen begangen worden sein muß zu einer Zeit, als Sie noch gegen solchen Frevel ganz wehrlos waren, — nämlich vor Ihrer Geburt.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 6. Mai.)

Inhalt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 34. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wolfgang, der einen Moment nicht wußte, ob er wachte oder träumte und ob das Ganze nicht vielleicht doch nur ein Spuk seiner erregten Sinne war, — so überwältigte ihn die unwillkürliche Freude über diesen wunderbaren Zufall, — hätte im nächsten Augenblick hinausjauchzen mögen in den Sturm; ein wunderbares Kraftgefühl schwellte ihm jeden Muskel; seine Sehnen strafften sich und er wünschte, daß die Gefahr größer sein möchte, als sie war; er fühlte sich allem gewachsen, und eine fast übermüthige Kampflust loderte in ihm auf und forderte die Wuth des Sturmes auf, ihr Aeußerstes zu thun. Ihm war nicht bang, und freundlich ermunternd rief er Martha zu:

„Fürchten Sie nichts, die Geschichte hat ganz und garnichts zu bedeuten und ich bringe Sie sicher hinab in die Stadt. Geben Sie mir nur Ihren Arm, und dann wollen wir es einmal vereint mit diesem unmanierlichen Nordost aufnehmen. Können Sie schon wieder weiter oder wollen Sie noch ein paar Minuten rasten?“

Sie nickte nur und that als Antwort einen Schritt dem Sturm entgegen.

„Brav so, wir dürfen uns doch auch nicht von Proud beschämen lassen.“ Das stolze Thier hatte sich bereits wieder mit gesenktem Kopf in Marsch gesetzt, aber in dem Augenblick, in dem es den Hohlweg und den Schutz der Seitenwände desselben verließ, warf es die Gewalt des Sturms, der an dieser Stelle am tollsten tobte, fast auf die Seite, sodaß es ein murrendes Geheul ausstieß; und auch Wolfgang und Martha wankten, als sie diese kritische Ecke, vor der Martha eine Viertelstunde vorher erschöpft hatte Halt machen müssen, passirten. Einmal wieder im Freien, kamen sie langsam aber stetig vorwärts, und Martha's einzige Antwort auf Wolfgangs besorgte Fragen, ob sie nicht wieder Halt machen sollten, damit sie ein paar Minuten ausruhen könnte, war ein verneinendes Lächeln, und am liebsten hätte sie gefragt: „Soll mir Ihre Nähe nicht die Kraft einflößen, mit Ihnen Schritt zu halten? Und ich bin auch gewiß kein nervenschwaches Dämchen, das in einer solchen Situation nichts besseres zu thun weiß, als in Ohnmacht zu fallen und sich tragen zu lassen.“ Sie erröthete über den eignen Gedanken, — mußte sie sich gestehen, daß er etwas seltsam Süßes und Verlockendes hatte?

Die Heftigkeit des Sturms verminderte sich nicht, aber als sie erst den Wald erreicht hatten, der ihnen Schutz bot, achteten sie desselben kaum noch und schritten in dem nur auf wenige Schritte einen Ausblick gestattenden Gestöber langsamer dahin, als unbedingt nöthig gewesen wäre; sie hatten es ja beide nicht so eilig, dieses unvermuthete, beglückende Beisammensein zu beendigen.

Wolfgang ließ sich von Martha erklären, wie sie bei diesem greulichen Unwetter in's Freie gekommen war. Ein Samaritergang in ein benachbartes Dorf, von dem man daheim nichts wußte und auch nichts erfahren sollte, hatte ihr mehr Zeit gekostet, als sie erwartet hatte, und der Wunsch, vor Einbruch der Nacht die Stadt wieder zu erreichen, hatte sie verleitet, den ihr „so vertrauten“ (sagte sie das absichtslos?) näheren Weg einzuschlagen.

Wie lieb und herzlich klang es, wie stolz und glücklich machte es sie, als Wolfgang erwiderte:

„Mir verrathen Sie kein Geheimniß, wenn Sie mir sagen, daß Sie Armen und Elenden Hülfe gebracht und ihnen — was vielleicht mehr ist — in theilnahmsvoller Weise Trost eingesprochen haben. Ich habe Ihren Namen oft nennen hören, von lebensmüden Greisen und von verkümmernden Kindern; ich habe ja so manchen Blick in die Hütten gethan und werde, was ich so gesehen, nie vergessen.“

Martha war nahe daran, sich mit Bitterkeit und Entrüstung darüber auszusprechen, daß Wolfgang grade seiner Theilnahme für die Armen wegen angefeindet werde, der Name des Rektors schwebte ihr auf der Zunge, aber — nie war es ihr kindischer vorgekommen, diesen sicheren, kühnen, besonnenen Mann warnen zu wollen, und wenn sie es that und die Warnung ihm als ein Ausfluß kleinlicher weiblicher Klugheit erschien und ihn unangenehm berührte, hätte sie dann nicht muthwillig den Zauber gebrochen, der über ihnen waltete? Und konnte er nicht auch glauben, sie wolle ihn in Ermanglung andrer Berührungspunkte dadurch für sich interessiren und eine gewisse Bundesgenossenschaft zwischen ihnen herstellen, daß sie Sympathien mit seinen politischen und sozialen Anschauungen verrieth? Mußte er nicht denken: „Davon verstehen Sie ja doch nichts, es muß also einen sehr persönlichen Grund, den Grund, sich mir angenehm zu machen, haben, wenn Sie solche Fragen herbeiziehen?“ Und sie that aus Zartgefühl das Unklugste und Unpraktischste, was sie nur thun konnte — sie schwieg.

Sie hatte flüchtig auch den Gedanken, Wolfgang offen und ehrlich zu fragen, was ihn an jenem Abend, an dem eine so

auffällige Wandlung mit ihm vorging, so seltsam verstimmt habe; sie wollte ihn herzlich bitten, ihr eine ebenso offne und rückhaltlose Antwort zu geben, und vielleicht bekam sie dann auch Aufschluß über den Abbruch jedes Verkehrs und darüber, daß er nie wieder eine Einladung erhalten hatte. Aber sie schrak vor dem Wagniß zurück, sie fürchtete, sich einer Mißdeutung auszusetzen, sie zitterte davor, Wolfgang durch ein zu sichtliches Entgegenkommen zurückzustoßen und einen Verdacht in ihm zu erwecken, an den sie nicht denken konnte, ohne tief und brennend zu erröthen. Ja, hätte Wolfgang nur mit einer Silbe davon gesprochen, daß sie sich so lange nicht gesehen, hätte er das leiseste Bedauern darüber geäußert! Aber er knüpfte ja, mit absoluter Uebergehung der ganzen Zwischenzeit, da wieder an, wo sie an jenem Abend abgebrochen hatten, und konnte er nicht Gründe dafür haben, die lange Pause, die für ihn vielleicht herbe Erinnerungen barg, mit Stillschweigen zu übergehen? Und war das, was er that und fühlte, nicht recht und gut, sodaß sie nicht anders konnte, als sich ihm fügen, auch wo sie ihn nicht verstand? War zudem nicht alles, alles wieder gut, war er nicht in Blick und Ton ganz der Alte, und war nicht vielleicht alles, was sie geträumt und gefürchtet, sehr, sehr thöricht? Mußte denn auch gesprochen sein, da schon in dem bloßen Einanderwiederhaben, in dem langsamen Nebeneinanderhergehen ein so reines Glück lag?

Wie schade, daß uns nicht wenigstens in unsern Herzensnöthen ein Schutzengel zur Seite geht, der so freundlich ist, uns in kritischen Momenten einen guten Rath zuzuflüstern und uns so vor verhängnißvollen Unterlassungssünden zu bewahren! Hätte ein solches gutmüthiges, allwissendes Fabelwesen unsichtbar zwischen den beiden Menschen geschwebt, die zuletzt so langsam durch das Flockengewimmel schritten, als hätten sie am liebsten jeden Schritt zurückgethan, der sie ihrem Ziele entgegenführte, es hätte Martha zugeraunt: „Sprich und sprich sofort; sag' ihm, daß du auch vor seiner Parteistellung nicht zurückschreckst, daß du, um ihn zu vertheidigen, zum ersten und vielleicht letzten male in deinem Leben auf einen politischen Streit dich eingelassen hast. Er wartet darauf, mit ungeduldigem Herzklopfen, daß du thust, was Leontine und selbst das Kind Emmy gethan haben und was er ihnen kaum gedankt hat, während er es dir von ganzer Seele und in überströmendem Gefühl danken würde.“ — Und Wolfgangs Hand hätte es leise, aber fest zurückgehalten, als sie schwer ward und niedersinken wollte, und ihm in's Ohr gehaucht: „Noch nicht, erst laß sie reden; dann thue, was du willst und was dein Herz dich lehrt. Du wirst eine Voreiligkeit, die fünf Minuten nicht warten mag, mit Qual und Thränen bezahlen.“

So aber blieben sie sich selber überlassen; Martha kämpfte, überlegte und zauderte, und als sie endlich den Mund öffnen wollte, um die paar Worte zu sprechen, die fortan kein Mißverständniß zwischen ihnen hätten auftauchen und Macht gewinnen lassen, da war es zu spät, denn — schon sank Wolfgangs Rechte scheu und kaum fühlbar, leise und lose auf die ihre, um einen Moment da zu ruhen und dann, wie auf einem strafbaren Vergehen ertappt, rasch zurückgezogen zu werden. Es konnte ein Zufall gewesen sein, aber die bloße vertrauliche Berührung dieser Hand — wohin war der wildlederne Handschuh gerathen, den sie sich erinnerte, anfänglich an ihr gesehen zu haben? — jagte Martha alles Blut zum Herzen; die Worte erstickten ihr in der Kehle, sie fühlte, wie sie erröthete, und ihre Augen mieden die Wolfgangs, der das freilich nicht bemerkte, denn er befand sich in ganz derselben hülflosen Gemüthsverfassung und fürchtete sich vor dem Blick jener ruhigen, ernsten, dunkeln Augen. Konnte dieser Blick nicht ein verwunderter, fragender, vorwurfsvoller sein, eine stumme Verwahrung gegen jede Wiederholung einer solchen Vertraulichkeit? Dennoch zwang es seine Hand wenige Minuten später wieder herab auf die kleine Linke im gefütterten Glacéhandschuh, die um keinen Preis von ihrer Stelle gewichen wäre, seitdem sie erfahren hatte, welchen angenehmen Gefahren sie hier ausgesetzt war, und diesmal fühlte Martha, daß es kein Zufall war und sein konnte, denn die Hand des jungen Mannes umfaßte, wenn auch kaum fühlbar, die ihre und — wurde nicht wieder zurückgezogen. Martha zitterte davor, diese Hand durch eine Bewegung der ihrigen zu verscheuchen, sie würde so traurig gewesen sein, wenn sie absichtslos eine neue Flucht herbeigeführt hätte, und am liebsten hätte sie sich herabgebeugt und ihre Lippen auf diese schüchterne, zaghafte Hand gepreßt. Zwischen dem, was wir in solchen Momenten thun möchten und wirklich thun, besteht aber ein merkwürdiger Unterschied; als die liebe Hand die von ihr umfaßte leise drückte, wagte sie nicht, diesen Druck zurückzugeben; sie wagte nicht, Wolfgang anzusehen, so sehr sie sich danach sehnte, in seinen Augen die stumme Bestätigung der Vermuthung zu lesen, die einen Schauer von Glück über sie ausgoß, und sprechen hätte sie vollends nicht gekonnt; es pflegt uns in derartigen thöricht-süßen Momenten absolut nichts halbwegs Vernünftiges einzufallen, und auf die Worte, die uns zur Wiedergabe unserer Empfindungen zur Verfügung stehen, blicken wir nun vollends gar mit souveräner, unauslöschlicher Verachtung herab. Höchstes und reinstes Glück ist immer stumm, und dieses jeden Laut fürchtende, fast andächtige Verstummen kam über beide. Als vollends Wolfgangs kleiner Finger sich den Martha's suchte und sich um ihn legte, hatten sie das Gefühl, als müßten sie noch stundenlang so fortgehen, gleichgiltig wohin, und Proud konnte froh sein, daß Wolfgang, der ja wußte, daß Martha daheim nicht vermißt sein wollte, nicht einmal einen Umweg zu machen wagte, — hätte er sich einfallen lassen, ihr eine Waldpartie vorzuschlagen, sie hätte willenlos genickt und man wäre wohl noch bis in die sinkende Nacht durch das Gestöber gewandert, ohne an den armen, treuen, triefenden Proud zu denken, den man ganz und gar vergessen zu haben schien und der soviel instinktive Diskretion besaß, sich nicht bemerkbar zu machen und stumm hinterher schritt. Aber selbst auf der kurzen Strecke Wegs, die noch zurückzulegen war, setzten die beiden Hände das Miteinandervertrautwerden mit merkwürdigem Erfolg fort, und als man vor dem Hause des Kommerzienraths stand und Martha die erste Bewegung machte, ihren Arm aus dem Wolfgangs zu nehmen, da hatte dieser erst eine sehr innige Verschlingung aller Finger der beiden Hände zu lösen; vier der seinen hatten sich nach und nach zwischen je zwei Martha's gedrängt und nur für den kleinsten war nicht mehr Rath geworden; dafür war er freilich auch nicht mit gefangengenommen worden, als Martha's Hand sich unwillkürlich schloß und die vier Kühnen festhielt, die allerdings diese Gefangenschaft viel zu süß fanden, um sich aus derselben fortzuwünschen.

Und dann stand man sich ein paar Augenblicke länger gegenüber, als nöthig gewesen wäre, und — hätte sich am liebsten gefragt: „Morgen?“ Aber es ging noch immer nicht mit dem Sprechen, und grade, daß Martha ihm nicht dankte, machte Wolfgang sehr glücklich (er hätte natürlich auch jedes Dankeswort hinreißend gefunden). Sie gab ihm noch einmal die Hand; er drückte sie, als hätten sie einen Abschied auf ewig zu nehmen, und in dem Blick, den sie dabei, im Scheiden endlich Muth findend, tauschten, lag der innigste und beredteste Ausdruck, zu dem ihre scheue junge Liebe nur immer gelangen konnte; es lag soviel übermenschliche Glückseligkeit in ihm, daß man ihn fast hätte traurig nennen können — Glück und Trauer sind einander näher verwandt, als man glaubt.

Man mochte sich nicht „Hammer“ und „Hoyer“ nennen und „Herr“ und „Fräulein“ waren vollends gar abscheulich und unaussprechbar; man hatte nicht den Muth zu „Wolfgang“ und „Martha“, und so kam es unwillkürlich, daß beide — feine Diplomatie der Liebe! — nur: „Gute Nacht!“ sagten. Aber wie vertraut und innig es auch dafür klang, dieses schlichte „Gute Nacht!“ —

* * *

Am selben Abend hatte in dem seit dem Kriege in „Gasthof zum preußischen Adler“ umgetauften „Hôtel de Prusse“ eine Sitzung des nationalliberalen Comités für die bevorstehende Reichstagswahl stattgefunden, dem sowohl der Kommerzienrath als der Landrath von Wertowsky beiwohnten. Beide Herren beschlossen, zusammen zu soupiren, da sie noch verschiedenes zu besprechen hatten, und als dem saftigen Rehrücken volle Gerechtigkeit widerfahren war und man sich in der behaglichen Stimmung, die eine gute Mahlzeit zu erzeugen pflegt, eine Cigarre angezündet hatte, um noch in Ruhe und Gemüthlichkeit eine verstaubte und mit Spinnengeweb behangene Flasche Burgunder auszustechen, hob der Kommerzienrath sein Glas und sagte im Vorgefühl des Sieges: „Trinken wir darauf, daß am 10. Januar den Schwarzen die Lust verleidet wird, in unserm Kreise je wieder im Ernst einen Kandidaten aufzustellen.“

Der Landrath ließ sein Glas mit dem Herrn Reischachs anklingen, legte die Serviette beiseite und sagte, den Wein mit geübter Zunge bedächtig nachkostend:

„Das kann leicht kommen, aber — glauben Sie denn, daß wir es nur mit dem Kandidaten des Centrums zu thun bekommen? Ich möchte nicht darauf schwören und bin auf einen dritten Bewerber gefaßt, wenn ich ihn auch vorerst nicht fürchte.“

„Aber, Herr Landrath, woher soll denn der Dritte kommen? Wir sind ja, wenn wir auch liberal heißen, so konservativ, daß sich alle konservativen Elemente uns angeschlossen haben, und eine Fortschrittspartei existirt in unserm Kreise doch nur noch dem Namen nach — Offiziere ohne Soldaten!“ Herr Reischach lächelte behaglich und überlegen.

„Nun, und die Rothen, Herr Kommerzienrath? Sie vergessen, daß das letztemal im ganzen Kreise noch kein sozialistischer Verein existirte; jetzt sind sie allerwärts aufgetaucht, wie Pilze nach einem warmen Regen, und die Leute werden einmal das ziffermäßige Resultat ihrer bisherigen Anstrengungen sehen wollen, die garnicht zu verachten sind. Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß sie eine überraschend anständige Minorität erzielen würden.“

„Aber das fehlte grade noch, — das ist ja garnicht möglich, lieber Herr Landrath. Unser Vereinchen hier am Platze besteht allerdings aus intelligenten Burschen — ich habe mich schon oft darüber geärgert —, aber was ihnen anhängt, ist doch fast ausschließlich heruntergekommenes, wüstes, gewaltthätiges Volk, das mehr abschreckt als anzieht; auf den Kern unserer Arbeiterschaft haben sie nicht den mindesten Einfluß, und die ganze Bürgerschaft ist ihnen spinnefeind, um nicht zu sagen todfeind.“

„Meine Informationen klingen weit weniger rosig, bester Herr Kommerzienrath; man hat die unlautern Elemente entweder disziplinirt oder abgestoßen und der Verein hat, wenn auch, aus naheliegenden Gründen, wenig Mitglieder, desto mehr heimliche Sympathien, und die Wahl ist ja, wenigstens nach der Meinung der Leute, die Farbe und Format eines Stimmzettels in ihrer Unschuld für gleichgiltig halten, geheim. Speziell Ihre Arbeiter sind, wie ich höre, sehr stark infizirt und unter Umständen ist mir ein kleiner Krawall, wie der in diesem Sommer, lieber, als die Einsicht, daß Krawalle und Putsche nur schaden. Sie lassen sich durch die Ruhe der Leute und ihre prinzipielle Vermeidung aller Widersetzlichkeiten täuschen.“

„Ah bah, — so schlimm ist es doch nicht, wenn ich auch zugeben will, daß ich mich vielleicht nicht genug um die Stimmung unter den Leuten gekümmert und den Andeutungen des alten Weinlich zu wenig Gewicht beigemessen habe. Vor allen Dingen fehlt ein Führer, der ihnen als Autorität gilt und auf den sie schwören; den Rheinländer, der das Zeug dazu gehabt hätte, haben wir gelegentlich mit guter Manier und ohne Aufsehen uns vom Halse geschafft.“

„Doch nicht so ganz rechtzeitig, mon cher, und dann ist wohl der Führer fort, aber die Autorität ist geblieben und übt Tag für Tag ihren unfaßbaren, ideellen Einfluß aus.“

Der Kommerzienrath lächelte ungläubig. „Und wer wäre diese geheimnißvolle Autorität? Von ihr müßte ich doch schlechterdings auch etwas wissen, denke ich.“

„Sie scheinen sich wenig darum zu kümmern, was Herr Hammer außergeschäftlich treibt.“ — „Das ist kein Vorwurf,“ setzte der Landrath eilig hinzu, „denn das geht Sie im Grunde nichts an, und wenn er im Geschäft seine Pflicht thut und Ihnen nützlich ist, sind Sie mit einander im Reinen, abgesehen davon, daß mir dieser Herr Hammer ganz den Eindruck gemacht hat, als würde er sich jeden Versuch eines Eingriffs in sein privates Thun und Lassen sehr nachdrücklich verbitten.“

„Aber um Gotteswillen, Herr Landrath, was treibt er denn eigentlich? Jetzt wird mir die Sache ernstlich fatal und ich muß um genauen Aufschluß bitten.“ In der That hörten der Wein wie die Cigarre auf, Herrn Reischach zu munden, seit des Landraths Andeutungen eine so konkrete Form annahmen.

„Nachweisen läßt sich ihm nichts, dazu ist er viel zu klug, und vielleicht ist er auch eine zu kontemplative Natur, um an einer eigentlichen agitatorischen Thätigkeit, die ihm tausend praktische Rücksichten auferlegen würde, während er es lediglich mit der Idee zu thun haben mag, Geschmack zu finden,“ erwiderte der Landrath, den Herrn Reischachs Verblüfftheit und seine komische Verzweiflung höchlichst amüsirten.

Diese Auskunft beruhigte den Kommerzienrath wieder; tief aufathmend sagte er:

„Ja, aber Herr Landrath, wenn man ihm nichts nachweisen kann, läßt sich auch nichts thun.“

„Und was wollten Sie thun, wenn ich fragen darf?“

„Das kann doch nicht zweifelhaft sein; ich brauche ihn nöthig, sehr nöthig, wenigstens zur Zeit noch, aber wenn er hier eine sozialdemokratische Bewegung in Gang gebracht hätte, würde ich ihn, ohne auf meine Interessen Rücksicht zu nehmen, entlassen; von zwei Uebeln wählt man das kleinere, und ich werde niemals an meinen Vortheil denken, wo es sich darum handelt, diese unheilvollen, verbrecherischen Bestrebungen zu bekämpfen.“

„Das sind die loyalsten Gesinnungen, die sich denken lassen, aber praktisch und klug gehandelt wäre dies wohl kaum. Ein bekehrter und gewonnener Feind ist mehr werth, als ein zu Boden geschlagener, und selbst wenn sich dieser Herr Hammer frei herausgewagt hätte, wenn er offenkundig Sozialist wäre, würde ich für ein minder gewaltsames Verfahren plaidiren. Erinnern Sie Sich nicht mehr, wie ich Sie im Frühling auf ihn aufmerksam machte und mir zugleich erlaubte, Ihnen einen wohlmeinenden Wink zu geben? Ich sah voraus, daß seine etwas zu radikalen Ansichten ihn nach und nach zur Unterstützung staats- und gesellschaftsfeindlicher Bestrebungen bestimmen würden, weshalb ich Ihnen rieth, zu versuchen, ob es nicht möglich sei, ihn in unser Lager herüberzuziehen, was bei seinen Anlagen und Kenntnissen wohl der Mühe werth war. Nun finde ich alle meine Vermuthungen im vollsten Umfange bestätigt; es ist also jedenfalls nicht angänglich gewesen, den zweifellos begabten jungen Mann in unser Interesse zu ziehen und ihn nicht blos unschädlich zu machen, sondern ihn sogar in geeigneter Stunde zu benutzen?“

„Erinnere mich sehr wohl, Herr Landrath; wie könnte ich auch einen Rath vergessen, den ein so einsichtiger und gewiegter Politiker wie Sie mir gab? Aber es hat sich nur eben mit Herrn Hammer nichts anfangen lassen, und die fatale Krawallgeschichte, die Sie ja im wesentlichen kennen, hat mich doch verdrossen, und ich habe seit der Zeit nur noch geschäftliche Berührungen mit ihm gehabt. Zuweilen kam mir wohl, wie ich schon erwähnte, andeutungsweise zu Ohren, daß er im Verdacht stehe, sich auf geheime Verbindungen mit den Arbeitern eingelassen zu haben, aber ich hielt das für müssiges Gerede, und ein Geschäftsmann ist ja ein vielgeplagter Mensch, der nicht Zeit hat, sich um solches Geschwätz zu bekümmern; er verlangt Thatsachen, wenn er sich mit Nichtgeschäftlichem befassen soll.“

„Was ihm kein Vernünftiger verübelt — gewiß nicht. Aber zu Ihrer Information theile ich Ihnen mit — ganz im Vertrauen, Herr Kommerzienrath, aber quasi amtlich —, daß Herr Hammer die sozialistische Bewegung hier am Ort und in der Umgegend dadurch unterstützt, ja, ihr eigentlich erst auf die Beine geholfen hat, daß er die Führer unter vier Augen ermunterte und in ihren Ansichten bestärkte, daß er ihnen allerlei Broschüren besorgte und zustellte, daß er ihnen nie seinen Rath versagte und höchst wahrscheinlich auch seine verteufelt gewandte und scharfe Feder nicht. Daß er mit seinen Sympathien zu ihnen steht, ist eine große Ermuthigung für die Arbeiter gewesen; er ist allgemein bekannt, beliebt und geachtet, und es hat sich rasch herumgesprochen, daß er zu der radikalen Partei hält und daß die Führer nichts thun, ohne sich seines Einverständnisses vergewissert zu haben. Können Sie es den Leuten verdenken, daß sie an ihn glauben, daß er so manchem eine Bürgschaft für die Richtigkeit der neuen Lehre ist? Und diesen Einfluß werden Sie gewiß nicht unterschätzen. Das alles läßt sich ihm nicht nachweisen, aber ich denke, Sie können die moralische Gewißheit, die ich hege, theilen; Sie wissen, daß ich nicht vorschnell mir eine Meinung bilde.“

„Ich bin so fest überzeugt, als hätten Sie mir die unwiderleglichsten Beweise geliefert; aber was läßt sich in dieser verdrießlichen Geschichte thun?“

„Nichts, Herr Kommerzienrath, als meinen ursprünglichen Rath beherzigen und darüber nachdenken, ob es nicht möglich ist, den Herrn Hammer zu uns herüberzuziehen. So oder so sollte die Sache sich doch machen lassen, wenn auch nicht heute und morgen, und jetzt, wo er bereits eine Autorität ist, dürfte seine Bekehrung aus einem radikalen, neuerungssüchtigen Saulus in einen praktischen, konservativen Paulus einen noch erheblich höheren Werth haben, als damals, als ich zuerst diese Idee hinwarf.“

Der Kommerzienrath, dem die Cigarre längst ausgegangen war, stützte den Kopf in die Hand und sah äußerst nachdenklich aus, doch überraschte es den Landrath keineswegs, daß das einzige Resultat dieses profunden Nachdenkens ein rathloses Achselzucken war. Er stand auf, klopfte Herrn Reischach vertraulich auf die Schulter und sagte mit einer Mischung von Kordialität und Herablassung:

„Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath; suchen Sie nur ernsthaft, so finden Sie auch einen Weg, haben Sie aber den erst, so braucht es nur noch ein wenig diplomatische Gewandtheit, die Ihnen ja vollauf zu Gebote — nein, nein, Herr Kommerzienrath, keine übergroße Bescheidenheit; ich sage nur, was ich denke! Und haben wir ihn erst herum, so trinken wir eine Flasche Sekt in Eis — ja?“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Meisen.

Ein Frühlingsbild.

Der Frühling ist da! Also hat es gerauscht durch die Schöpfung, und der Winter beginnt sein Bündel zu schnüren, wie ein griesgrämiger Alter bei der Ankunft einer Gesellschaft fröhlicher Jünglinge.

Nur Freund Specht bringt es fertig, der Natur das abzulauschen, was so vielen andern Künstlern fehlt, die natürliche Ungezwungenheit in Auffassung der Situation eines Thierbildes. So haben wir sie ja oft gesehen die Meisen in ihren ver-



Allerlei Meisen.

schiedenen Arten, denn es gibt bekanntlich die Schwanzmeise (Mecistura caudata), die Kohlmeise (Parus major), die Blaumeise (Parus coeruleus), die Tannenmeise (Parus ater) und die Haubenmeise (Parus cristatus); sie, diese niedlichen, munteren Thierchen, die uns den Frühling, das Wiederaufleben der Natur verkündigen sollen.

Es war einer der ersten warmen Frühlingstage, als ich mich entschloß, nach monatelangem Siechthum, in dem nahgelegenen Garten eines Freundes von mir, in dessen prächtig angelegten Lauben ein Stündchen Erholung zu suchen. Die Luft wehte balsamisch von den nahgelegenen Blumenbeeten, wo die Hyazinthen und Tulpen in voller Blüthe standen. Die Lauben sind dicht mit Jasmin umzogen, der beinahe durch die Reihe der Jahre „armstark" geworden, und die eine Seite derselben lehnt an eine dicht anstoßende Gartenmauer. Diese Ecklaube ist ein wirkliches Erholungsplätzchen; geschützt gegen Regen und Wind kann man es hier aushalten.

Diesen Gedanken, vielmehr dieser Ansicht schienen auch unsere kleinen Freunde, niedliche Kohlmeisen, zu sein, die hier in aller Stille sich unbeobachtet glaubend ihren häuslichen Heerd aufschlagen wollten. Ein in der Mauer befindliches Loch war der ausgesuchte Ort hierzu. Eifrig trug das Weibchen Moos und

Haare herbei, und ich begreife jetzt noch nicht, wo sie dieses Material in der Nähe ausgekundschaftet hatte. Es waren Roß- und Kälberhaare, die dieses kleine Thierchen geschleppt brachte. —

Die bekannteste dieser Meisen ist wohl die Kohlmeise! Wem wäre nicht dieses rufende „Pink-pink-pink", das „Sittih-sittih", das „Zuh-zuh-zuh", welche Laute diese Thierchen sehr schnell von sich geben, bekannt? „Sitzida-sitzida" rufen sie auch.

Die Kohlmeise sucht die Gesellschaft des Menschen unzweifelhaft, und wir finden recht selten einen Garten, in dem dieselbe nicht vertreten. Ende April, Anfang Mai ist die Paarzeit. Da



Paris vor tausend Jahren. (Seite 407.)

trat mein Freund zu mir; ich theilte ihm die gemachten Beobachtungen mit und er erzählte, daß er seit vielen Jahren Kästchen an den Bäumen angebracht, die Thiere jedoch stets sich nach einer solchen Maueröffnung umgesehen. Der Neubau überraschte ihn freudig. Auch in den anstoßenden Gärten wird es sehr lebhaft in der Vogelwelt, es herrscht da ein fideles Leben. Da sehen wir auch die Blaumeise. Sie ist gering kleiner als die Kohlmeise und hübscher gefärbt. Diese beiden Arten paaren sich gern und scheinen besonders für einander zu sympathisiren. Da hat sich auch ein Chor von lustigen Spatzen eingefunden. Sie scheinen auch baulustig. Wie da die Meisen stutzig werden. Sehr oft kommt es hier zu den heftigsten Kämpfen, wie ich

dies vor einigen Jahren zu betrachten Gelegenheit hatte. — Ein schöner Nachmittag verleitete mich, einen Ausflug nach der sogenannten „Hardwaldung" zu unternehmen. Das Gewitter, welches hier aufgetroffen, hatte sich über den Wald zurückgezogen, eine wahrhaft köstliche Luft erquickte nun Herz und Gemüth. Bald umgab mich dichtes Nadelholz. Siehe da! Auch hier fand ich meinen Freund, es ist die sogenannte Tannenmeise (Parus ater). Diese ist ziemlich groß, weniger schön in der Feder. Diese Tannenmeise ist ein ruhiges Thierchen, es singt nicht übel, und die Töne sind nicht unmelodisch. Hier findet sich auch die Haubenmeise (Parus cristatus). Es ist ein lebhaftes Thier, mit hoher, spitzer Federhaube, die aufrecht hoch getragen wird. Ich habe jahrelang in der Nähe größerer Nadelholzwaldungen gelebt und oft und nur zu gern stundenlang in denselben verweilt. Es gibt in der That, meiner Ansicht nach, nichts herrlicheres, als so einen recht gesunden Kiefer- oder Fichtenwald. Dort die Mutter Natur so in ihren Einzelheiten, Sonderlichkeiten zu belauschen, ist ein köstlicher Genuß, der, wenn auch vielfach sehr beschwerlich, doch lohnend ist. So kannte ich einen alten Förster, der sämmtliche Stimmen der Vögel, wenn dieselben auch außerhalb des Waldes heimisch, nachahmte, und zwar so täuschend, daß er selbst die Vögel täuschte.

Auch ich habe mich gern mit den Vögeln, insbesondere den lebendigen Meisen unterhalten und mir eingebildet, ihre Sprache ein wenig zu verstehen.

Wilh. Gottweis.

Giordano Bruno.

Von Dr. L. Jacoby.

Es war eine wunderbar bewegte Zeit, jener Wendepunkt in der Kulturgeschichte der Menschen zu Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, als die tiefe, tausendjährige Nacht des Mittelalters dem Morgenroth einer neuen Entwicklungsepoche zu weichen begann. Als wollten die Menschen in Hast nachholen, was sie durch den Niedergang aller Kultur die vielen Jahrhunderte hindurch versäumt hatten, so drängten sich neue, großartige Erfindungen und Entdeckungen, Blüthe der Kunst, Wiedererwachen der klassischen Studien und vor allem das Aufkommen der Naturwissenschaften in überraschend kurzer Zeit zusammen, mit einander wetteifernd, die ersten Fundamente zu legen für ein neues, schöneres Menschenthum. Das wüste, leere und beengte Traumleben voll Aberglaubens und Selbstquälerei, in welchem die Völker unter der starren, die Vernunft ertödtenden Kirchenherrschaft bis zu jener Epoche dahingelebt hatten, kann nicht schärfer verurtheilt werden als durch den bloßen Namen, den man der neuen Zeit gab: man nannte sie das Zeitalter des „Humanismus", das Auferstehen des Menschenthums, so andeutend, daß die dahinterliegende Zeit eine unmenschliche, eine menschenunwürdige gewesen.

Aber nicht so leichten Kaufs läßt eine tausendjährige, wenn auch in ihren Grundfesten verrottete Macht sich der Herrschaft berauben. Jahrhundertelang wußte sie den Gegenkampf zu führen, mühsam von der Neuzeit Errungenes sich wieder zurückzuerobern, bis das, was als Reformation mit so schönen Ansätzen begonnen hatte, selbst wieder in Verknöcherung und Rückschritt versank und von den neuerstandenen Streitern des Menschenthums bis auf den heutigen Tag nichts übrig blieb, als der junge Riese der Naturwissenschaften, der denn freilich, gestützt auf soziale Erkenntniß und auf eine geläuterte Philosophie, die er selbst erst geschaffen, dazu bestimmt ist, allen vernunftfeindlichen Mächten für immer den Todesstoß zu geben und durch die Befreiung von Elend und Sklavenarbeit für die Menschen eine Entwicklungsära herbeizuführen, viel schöner, als sie damals die Verkünder der neuen Zeit geahnt.

Auch Einzelopfer, mit Recht beklagt und beweint, kostete gleich von Anfang an jener Kampf, und unter ihnen steht in erster Linie das Bild des Mannes, den unsere Ueberschrift nennt und dessen Bedeutung und Geschick wir heute dem Leser in kurzen Zügen vorführen wollen.

Eine natürliche Frucht jener gährungsvollen Zeit war der Anstoß zu einer Neuentwicklung der Philosophie. Bis dahin hatte das ganze Mittelalter hindurch als eine unantastbare Autorität der griechische Philosoph Aristoteles in Geltung gestanden. Die herrschende Kirche hatte diesen großen Denker gleichsam für sich zurechtgelegt und zurechtgeknetet und in solcher Weise — merkwürdig genug — den heidnischen Philosophen zu einer Stütze des Christenthums gemacht, bewogen zunächst durch die Berührungspunkte, die sie in seiner Darstellung von dem Bau des Weltalls mit der Erzählung der Bibel vorfand. Man fühlte das Bedürfniß, doch wenigstens in etwas, außer den Stützen, welche die Bibel gab, den Kirchenglauben als eine Wahrheit erscheinen und beweisen zu lassen. Dies war die Aufgabe einer philosophischen Richtung, die von der Mitte des elften Jahrhunderts bis zu Ende des Mittelalters herrschte und welche man die Scholastik nannte. Das Studium des Aristoteles, freilich meist nur an Aeußerlichkeiten haftend und auf Erklären und Auslegen beschränkt, lieferte den Philosophen der Scholastik ihr Hauptmaterial. Ein Widerstreit gegen die Meinungen und das Ansehen des Aristoteles wurde gefährlich wie ein Angriff auf das Christenthum selbst. Nothwendig mußte daher jede Neubegründung der Philosophie mit der Bekämpfung des Aristoteles beginnen. Ein Vorgänger in dieser Richtung war im fünfzehnten Jahrhundert der Philosoph Nikolaus von Cusa gewesen und ihm folgte nun eine Reihe von Denkern italienischer Schule, welche man wegen ihrer Naturverherrlichung und Naturbegeisterung als Vorläufer der sogenannten „Naturphilosophie" bezeichnen kann, einer philosophischen Auffassung, die in dem ersten Drittel des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder verblühte und Männern, wie Lamarck, Treviranus und Oken Gedankenkeime der großen darwinistischen Entwicklungslehre eingab. Vertreter jener Schule im sechszehnten Jahrhundert waren: Cardanus, Campanella, Telesius, der Stifter der ersten Naturforschergesellschaft zu Neapel; der tiefste und bedeutendste von allen aber Giordano Bruno. Neben seiner vorzüglichen Kenntniß der Schriften des Alterthums — das Studium derselben war erst in eben jener Zeit durch die aus Konstantinopel geflohenen Griechen wiederbelebt worden — ist Giordano Bruno ausgezeichnet und charakterisirt durch ein überquellendes poetisches Talent, durch eine reiche schöpferische Phantasie, die ihn in prophetischem Naturgefühl Gedanken finden und Sätze aussprechen läßt, welche später im Weiterbau der Philosophie zur Aufstellung weltbewegender Systeme und zu den folgenschwersten Erkenntnissen geführt haben. In jedem der philosophischen Werke Bruno's spiegelt sich als eine Wahrheit das Wort des Dichters wieder:

„Bringst du harmonisches Gefühl
Mit dir in die Natur hinein,
Ihr ungeheures Chaos wird
Dir Harmonie und Schönheit sein."

Giordano Bruno wurde in der Stadt Nola in Unteritalien um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts geboren. Da der Knabe schon früh ungewöhnliche Geistesgaben verrieth, so brachte ihn der Vater zur weiteren Ausbildung nach Neapel. Nach fünfjährigem Studium daselbst trat er im Jahre 1563 in den Klosterorden der Dominikaner ein. Wir kennen die Beweggründe nicht, die ihn zu diesem Schritte bestimmten; sicher aber ist, daß der feurige Jüngling sich in den Klostermauern nicht glücklich fühlen konnte, obwohl er über zehn Jahre darin zugebracht hat. Die Kühnheit seiner freisinnigen Anschauungen, aus denen er kein Hehl machte, zog ihm den Haß der Klostervorgesetzten zu, und mehrmals wegen seiner Aeußerungen mit dem Strafprozeß der Kirche bedroht, entschloß er sich endlich im Jahre 1576 zur Flucht aus dem Kloster. Er selbst nennt in einem Gedicht seinen Klosteraufenthalt „jenes düstere Gefängniß, wo der Irrthum mich so lange Zeit trostlos festgebannt hielt."

Von dieser Zeit an sehen wir Giordano Bruno ein ruheloses Wanderleben führen, zuerst in den Städten Oberitaliens durch Unterricht sein Leben fristend, dann in Genf sogar eine zeitlang als Korrektor einer Druckerei beschäftigt, dann in Frankreich: in Lyon, in Toulouse und endlich in Paris, wo es ihm gelang, öffentlich an der Universität Philosophie vorzutragen. Sein Freimuth auf dem Katheder, seine Geringschätzung des pedantischen Wesens und vor allem sein Bemühen, das noch immer allmächtige Ansehen des Aristoteles zu brechen, mußte wohl auf die Dauer

seine Stellung unhaltbar machen, obwohl selbst Frankreichs König Heinrich III. sich lebhaft für ihn interessirte, freilich weniger wegen der philosophischen Ansichten des kühnen Neuerers als wegen der „Kunst des Lullus“, einer Art Mnemonik, welche Giordano Bruno mit Eifer ausübte und lehrte. Vom Könige selbst mit einer Empfehlung an den französischen Gesandten in England, de Castelneau, versehen, ging er im Jahre 1583 nach London, wo er im Hause dieses gelehrten und mild gesinnten Mannes eine ehrenvolle Zufluchtsstätte fand. Hier hat er mit der kurzen Unterbrechung eines Versuches, auf der Universität Oxford Philosophie zu lehren, drei Jahre gelebt und seine grundlegenden und bedeutenden Schriften sind hier entstanden. Es sind dies vor allem die drei Werke in italienischer Sprache: „La cena della ceneri“ (Das Aschermittwochsmahl), „Del infinitio, universo e mondi“ (Von dem Unendlichen, dem Universum und den Welten), und das Hauptwerk „De la causa, principio ed uno“ (Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen). — In dem ersteren Buch preist er u. a., wie vielfach auch in seinen Gedichten, die umwälzende That des Kopernikus, des Entdeckers der Bewegung der Erde, der ihn zuerst aus seinen Irrthümern gerissen und die Schönheit und den Glanz der Welt habe erkennen lassen. Die anderen beide Werke geben in schwungvollen Worten und in oft hinreißender Schilderung, wie immer in künstlerischer Form, seine Weltanschauung und seine Grundgedanken wieder. Sie sind es, auf denen sein Ruhm für alle Zeiten beruht. Die allgemeine Substanz, welche das allgemeine Weltall bildet, die alles ist und wodurch alles ist, sie ist ihm das innewohnende Prinzip der Welt, das Wesen und der Quell der Dinge. Er nennt diese Substanz Gott. Sie ist zugleich Wirkung und Ursache, das Ziel und das ordnende Prinzip der Dinge. Diese allgemeine Substanz ist nothwendig unendlich, ohne Anfang, ohne Mitte und ohne Ende; und sie ist auch als das allgemeine in ihrem Wesen von dem Besonderen und den Einzeldingen nicht zu unterscheiden. Diese Substanz, dieser Gott, den Bruno in solcher Form zum ersten mal aufstellt, hat nichts Persönliches an sich; er steht nicht außer der Welt wie der Gott der Religionen und Konfessionen, sondern ist befindlich in den Dingen selbst; er kann sich nicht selber verneinen oder seine Natur verändern; die Nothwendigkeit dieser Substanz ist das Gesetz, welches das Weltall beherrscht. Kein Theil dieser Substanz kann vernichtet werden; könnte dies je geschehen, so bekäme das All eine Lücke und stürzte in sich zusammen. Jedes Ding ist somit ein Theil des Unendlichen und mit diesem von gleichem Wesen; es wird nicht erzeugt und geht nicht unter. „So ist denn,“ heißt es in dem letztgenannten Werk, „diese Substanz, dieses Wesen, das wahre, allgemeine, unendliche, unermeßliche, in jedem seiner Theile ganz, dergestalt, daß es das Ueberall selber ist.“ Das Weltall ist befindlich und gegenwärtig in allen Dingen und alle Dinge sind in ihm nicht wie in einem sie umhüllenden, einschließenden Raum, sondern die wahrnehmbaren Dinge sind das Weltall selbst.

Wenn auch ohne den streng logischen Beweis, nur in dichterischen Worten ausgesprochen, treten doch deutlich erkennbar in diesen Sätzen die Grundlagen hervor, auf welcher der Nachfolger Bruno's, der große Denker Spinoza sein epochemachendes System aufbaute. Das Wesen der denkenden Substanz Spinoza's, die nothwendige Unendlichkeit derselben, ja auch ihre Untheilbarkeit ebenso wie ihre Unvernichtbarkeit, sind bereits in den Aussprüchen Bruno's gegeben. Die Berührung dieser Gedanken beider Philosophen kann wohl keine zufällige sein. Da indeß aus Spinoza's Abhandlungen und Briefen nirgend ersichtlich ist, daß er von den Anschauungen Bruno's Kunde gehabt, bleibt dieser so in die Augen springende Zusammenhang noch zu erforschen.

Einen interessanten Beweis dafür, wie Giordano Bruno der unentwickelte Spinoza ist, liefern uns diejenigen Gedichte Goethe's, welche dem mächtigen Eindruck der Lektüre Spinoza's ihre Entstehung verdanken und welche in vielen Stellen klingen, als wären sie direkt den Worten Bruno's entnommen; so z. B. die Worte:

Kein Wesen kann in nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in allen. —

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen. —

Es muß das erste Aussprechen dieser Gedanken, welche eine so folgenschwere, bis auf unsere Zeit reichende Bedeutung gehabt haben, als eine Großthat Giordano Bruno's anerkannt werden.

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, eine der größten Errungenschaften der Naturerkenntniß unseres Jahrhunderts, ist hier bereits vorausgefühlt, und der Zukunft wird es vorbehalten bleiben, auch das Verdienst Bruno's in der wahren Erkenntniß des Raumbegriffes zu würdigen. Nicht minder bedeutungsvoll ist der Ausspruch Bruno's geworden, daß, wer Philosoph sein wolle, zu Anfang an allem zweifeln müsse. Es ist dies der große Gedanke der Voraussetzungslosigkeit aller wahren Philosophie, und wie für Spinoza die Substanz, so schuf für den Philosophen Cartesius dieser Gedanke Bruno's die Grundlage seines Systems, die Selbstgewißheit des Denkens. Cartesius ging aus von eben diesem Zweifel an allem. Indem aber ein Mensch an allem zweifelt, das heißt alles sich fortnimmt, was er vorher für wahr gehalten, bleibt ihm doch dies eine als unumstößliche Gewißheit bestehen, daß er in seinem Gehirn eben diesen Zweifel vollziehen kann; das aber ist Denken und dieses Denken liefert also offenbar dem an allem zweifelnden Menschen die erste, sichere Erkenntniß, nämlich die von seiner eigenen Existenz. Dies ist die Bedeutung des berühmten Satzes: „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich).

Ein dritter bedeutender Philosoph, Leibnitz, der in scharfem Gegensatz zu der einheitlichen Weltanschauung Spinoza's die Philosophie eigenartig entwickelte, erhielt gleichfalls durch einen Gedanken Bruno's den ersten Anstoß zu einer Besonderheit seines Systems, zur Ausbildung seiner Monadenlehre. Um das Weltall zu erklären, nahm Leibnitz, während er die Atome, die kleinsten Theile der wahrnehmbaren Substanz, für theilbar ausgedehnt und die ausgedehnte Substanz selbst für todt erklärte, die Existenz von wirklich unausgedehnten, untheilbaren und zwar belebten und beseelten Punkte an, welche der Quell aller Bewegung, Thätigkeit und Veränderung, das Wesen der Einzeldinge selbst seien; und diese selbstständigen, beseelten Punkte nannte er Monaden. Den Keim dieser Auffassung fand er wiederum bei Bruno, und wir wissen von Leibnitz direkt aus einem seiner Briefe, daß er von den Schriften Bruno's Kenntniß gehabt. Auch der Name für Gott in der Darstellung von Leibnitz als Monade der Monaden stammt von Bruno.

Und so stehen wir vor der interessanten Thatsache, wie drei große verschiedene Richtungen der Philosophie in den Aussprüchen und Gedanken Giordano Bruno's eine gemeinsame Wurzel haben.

Die Allbeseeltheit des Weltalls, welche gegenwärtig den nothwendigen Hintergrund der immer mehr zur Herrschaft aufsteigenden Entwicklungslehre bildet, wurde von Bruno mit glühendem Eifer verfochten. Wiederholt erklärt er, daß die unzähligen Schaaren der Einzeldinge im Weltall nicht wie in einem bloßen Raume, sondern eben dasselbe seien wie die Säfte und das Blut, wir würden heute sagen, die Zellen und Blutkörperchen, in dem Organismus eines gemeinsamen, lebendigen Körpers. —

Als der Beschützer Bruno's in London, de Castelneau, im Jahre 1585 nach Paris zurückkehrte, folgte er selbst ihm dorthin. In Paris erschienen in diesem Jahre die beiden satyrischen Schriften Bruno's, die ihm vor und nach seinem Tode viel Haß eingetragen haben: „Spaccio della bestia trionfante“ (Die Austreibung des siegenden Thieres) und „Cabala del cavallo Pagaseo“ (Cabala vom pagaseischen Esel). In den Allegoiren des ersteren Buches wurde vielfach die bittere Verspottung des Papstthums erblickt, von anderen ein Zurückweisen all' und jeder Glaubensreligion. Ein Kirchenlehrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts äußert sich voller Entsetzen über das Buch also: „Die verrufenste von allen seinen Schriften ist diejenige, die den Titel führt: „Die Austreibung des siegenden Thieres“. Der Verfasser wolle in derselben gar beweisen, daß die jüdische, christliche und muhamedanische Religion der heidnischen eigentlich ganz ähnlich sei. Joh. Toland, der das Buch im Jahre 1713 in's Englische übersetzte, sagt von demselben: Diese Abhandlung kann nur für Leute taugen, welche gesunden Verstand und Vernunft genug haben, um allen Trugschlüssen gewachsen zu sein.... Es ist aber sicher, daß das siegende Thier nicht allein nach der Redensart jener Zeiten den Papst bedeuten sollte, sondern der unselige Mensch wollte darunter jede geoffenbarte Religion überhaupt verstanden wissen, von welcher Beschaffenheit sie immer wäre und auf welche Weise sie immer in der Welt die siegende sein möchte. Sowohl die heidnische und jüdische als auch die christliche Religion greift er an und macht sie lächerlich, verwirft sie alle ohne Umschweife und Ausnahmen.“ — Die zweite Schrift, die Geschichte vom pagaseischen Esel, bildet eine von köstlichem Witz und Humor durchwürzte Ironie auf die Glückseligkeit des frommen, geduldigen

Eselthums. Die Scholastik und Aristoteles wird darin nicht minder gegeißelt, wie der fromme Aberglaube und die Unwissenheit des herrschenden Christenthums, insbesondere wird von dem Mönchthum jener Tage ein erbauliches Spiegelbild gegeben. Bruno blieb nur ein Jahr in Paris, vertrieben durch die politischen Unruhen und Wirren der Zeit. Nach flüchtigem Aufenthalt in Mainz und Marburg, wo ihm die Erlaubniß, an der Universität Philosophie zu lehren, verweigert wurde, kam er nach Wittenberg, und hier durfte er über ein Jahr verweilen und in Privatunterricht wie öffentlich an der Universität seine philosophischen Anschauungen frei vortragen. Es ist ein schönes Zeugniß für den damals in Wittenberg herrschenden toleranten und echt wissenschaftlich milden Geist, welches Giordano Bruno in einer Dank- und Widmungsschrift an den Senat der Universität niedergelegt hat. Es heißt darin: „Ihr habt mich angenommen und bis auf diesen Tag mit Wohlwollen behandelt, ohne daß ich mich als Bekenner Eures Dogma's hätte erweisen müssen; und obwohl ich vielleicht von allzu großer Liebe für meine Ideen fortgerissen, in öffentlicher Vorlesung solches vortrug, was nicht nur das bei Euch Angenommene, sondern auch die seit Jahrhunderten und überall eingeführte Philosophie auf's tiefste erschüttern mußte, so habt Ihr es doch mir nicht entgelten lassen und mich deshalb angefeindet, und ist keine Schulwuth gegen mich aufgeregt worden; sondern nach dem Glanze Eurer Humanität und Wissenschaft habt Ihr Euch als echte Weise bewährt.“ — Freilich kam bald darnach in Wittenberg eine strengere religiöse Richtung auf, welche den philosophischen Wanderer wieder weiter und schließlich in sein verhängnißvolles Ende hineintrieb. Er ging nach Prag, dann nach Braunschweig und endlich nach Frankfurt am Main. Die frommen Theologen sorgten überall dafür, daß nirgends seines Bleibens lange war. In Frankfurt erhielt er den Brief eines vornehmen Venezianers, Giovanni Mocenigo, dessen Name wegen seiner verrätherischen That an Bruno für alle Zeit an den Pranger geheftet ist. Derselbe hatte von der „Lullischen Kunst“ Bruno's gehört, wünschte diese zu erlernen und lud ihn zu sich nach Venedig, ihm Sicherheit des Aufenthalts und der Existenz versprechend. In beklagenswerther Unvorsichtigkeit ließ sich Bruno verleiten, der Einladung zu folgen und kehrte nach vierzehnjährigem Exil wiederum nach Italien zurück. Er kam im Juli 1591 in Venedig an und wohnte im Hause des Mocenigo. Dieser hatte vielleicht in der Kunst des Lullus den Schlüssel zu einem alchymistischen Geheimniß zu finden gehofft, worin er sich getäuscht sah; es bildete sich ein gespanntes Verhältniß zwischen ihm und seinem Lehrer aus, und als Bruno, voll Beunruhigung hierüber, bereits Vorbereitungen zur Flucht aus Venedig getroffen hatte, da überfiel ihn des Nachts im Schlaf sein erbärmlicher Gastfreund und lieferte ihn gefesselt im Frühjahr 1592 der Inquisition aus. Alsbald verlangte der Papst in Rom seine Auslieferung, und die Regierung Venedigs, sonst so selbstständig auch der Kurie gegenüber, gab diesem Ersuchen Folge. Acht qualvolle Jahre dauerte im römischen Gefängnisse sein Prozeß. Wir geben nachfolgend die Darstellung seines erschütternden Lebensendes mit den Worten wieder, in denen sein Tod von M. Carriere in dessen Werk „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ geschildert wird.

Bruno wurde angeklagt, nicht nur ein Ketzer, sondern ein Ketzerfürst, ein Urheber neuer Irrlehren zu sein. Es lebte damals in Rom ein deutscher Gelehrter, Schoppe, mit lateinischem Namen Casparus Scioppius, der zu Neu-Marck in der Pfalz im Jahre 1576 als Protestant geboren, seinen Glauben abschwur und nun, als ein echter Renegat, ein wüthender Verfolger der Protestanten wurde. Derselbe zählt folgende Ketzereien von Bruno auf: „Es gäbe unzählig viele Weltkörper, nicht blos einen, die Erde mit dem Himmel, wie die Bibel lehre. Der heilige Geist sei nichts anderes als die Weltseele, und das habe Moses sagen wollen, als er ihn über den Wassern schweben ließ. Die Welt sei von Ewigkeit: Moses habe seine Wunder durch Magie gemacht, worin er den übrigen Aegyptern überlegen gewesen. Er habe seine Gesetze selbst gemacht; die heiligen Schriften seien ein Traum; Christus sei nicht Gott, sondern nur ein ausgezeichneter Magier gewesen u. s. w. Nachdem nun Bruno dem peinlichen Verhör der heiligen Inquisition in Rom Jahre hindurch unterworfen worden, mußte er,“ so fährt der hämische Augenzeuge Scioppius fort, „„am 9. Februar des Jahres 1600 mit gebogenen Knieen im Palast des Großinquisitors zu Rom den feierlichen Urtheilsspruch entgegennehmen: Sein Leben, seine Studien, seine Lehre wurden dargestellt, und welchen Eifer die Inquisition angewendet, um ihn brüderlich*) zu ermahnen und zu bekehren, welchen Trotz und welche Gottlosigkeit er aber dagegen bewiesen; dann degradirten und exkommunizirten sie ihn und übergaben ihn der weltlichen Obrigkeit mit der Bitte, daß er so mild als möglich und ohne Blutvergießen**) (das heißt auf dem Scheiterhaufen! M. C.) bestraft werde. Da dieses geschehen war, sagte er nichts anderes als die drohenden Worte: „Majore forsan cum timore sententiam in me fertis quam ego accipiam.“ (Mit größerer Furcht wohl sprecht Ihr dieses Urtheil gegen mich, als ich es empfange“„***). — So ward er denn von den Dienern des Gouverneurs in das Gefängniß zurückgeführt und dort beständig beobachtet, ob er vielleicht noch jetzt seine Irrthümer widerrufen wolle; allein vergebens. Heute (am 17. Februar 1600) wurde er also zum Scheiterhaufen auf den Campofiore geführt. Als man ihm, da er schon sterben wollte, das Bild des gekreuzigten Erlösers zeigte, wies er es mit trotzigem Blick von sich zurück, und so verbrannte er und kam elendiglich um, damit er, glaube ich, in jenen übrigen Welten, die er sich dachte, verkündige, auf welche Weise gotteslästerliche und gottlose Menschen von den Römern behandelt werden.“ — —

Giordano Bruno hat durch seinen Tod die todtüberwindende Macht der Idee glänzend bewiesen. Er ist als ein Blutzeuge der Wahrheit gestorben, ein Prophet der Geistesfreiheit und der allgemeinen Menschenliebe. So hat er selber voll Vorgefühls gesungen:

> Der schönen Sehnsucht breit ich aus die Schwingen;
> Je höher mich die Lüfte heben,
> So freier soll der stolze Flügel schweben,
> Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.
>
> Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
> Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
> Wohl ahn' ich selbst: einst stürz' ich todt hernieder.
> Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen!
>
> Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
> Wohin, Verwegener, fliehst du? Wehe! wehe!
> Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen!
>
> Den Sturz nicht fürchte! ruf ich aus der Höhe.
> Auf! durch's Gewölk empor! und stirb zufrieden,
> Ward dir ein ruhmreich edler Tod beschieden.

Wiederum ist heute eine Zeit zurückgekehrt, die wohl Aehnlichkeiten und Parallelstellen genug darbietet mit der sturmbewegten Periode am Ende des Mittelalters. Wieder neigt sich heute eine abgelaufene Kulturentwicklung dem Ende zu, und eine neue pocht vernehmbar an den Thoren und beginnt Einlaß zu begehren. Aber ein bedeutsamer Unterschied waltet ob zwischen jener Zeit und heute. Damals war es eine winzig verschwindende Zahl von Männern, die das Wehen und den Geist der neuen Zeit verstanden; und das Licht einer schöneren Erkenntniß, dessen Bannerträger sie waren, konnte nur einen sehr geringen Theil der Menschen mit seinen Strahlen durchdringen. Tiefe Nacht lag immer noch, auch später, auf der ungeheuren Mehrzahl der Menschen Jahrhunderte lang. Wenn damals ein Denker wie Bruno oder Spinoza die Augen schloß, so konnten sie für das Seelenleid und die Entbehrungen, die ihnen so vielfach das Leben dargeboten hatte, keinen anderen Trost mit sich nehmen als das innere, unumstößliche Gefühl, daß wohl einmal in einer unbestimmten Zukunft die traurigen Menschenzustände rings um sie her einem schöneren Erdendasein weichen müßten und daß dann auch eine erkenntliche Nachwelt ihres Vorkampfes und ihrer Ideen in Liebe gedenken würde. Ihr letzter Blick aber in der damaligen Gegenwart fiel auf lauter Nacht und auf unabsehbares Elend. Die Epoche, die nun kommen will, stellt eine bei weitem erhöhte Entwicklungspotenz dar in der vorwärts schreitenden Reihe der unendlichen Zeit. Aber nicht nur die Mittel des Kampfes sind gewaltiger, riesenhafter geworden, sondern auch die Kämpfer in ihrer Zahl. Heute ist es nicht mehr ein bloßes Gefühl, welches für die Zukunft Trost gewährt, sondern das erhebende Bewußtsein selbst kann nicht mehr unterdrückt werden — tausend Thatsachen verkünden es auch dem blöden Auge — daß zum ersten

*) Durch die Tortur.

**) Die Geschichte der Kultur der Menschen kennt wohl kein Beispiel einer blutigeren Heuchelei, als sie in diesen Worten der Religion der Liebe und Barmherzigkeit ausgesprochen ist: „Mild und ohne Blutvergießen.“ Das heißt auf dem Scheiterhaufen.

***) Diese Worte sind seitdem berühmt geworden und wurden noch in neuester Zeit angewendet.

mal jenes Dunkel, welches bis heute auf den Massen lagerte, sich aufzuhellen beginnt, daß diese selbst anfangen theilzunehmen an dem Aufbau einer schöneren Zeit, die ihnen und ihren Kindern und somit der überwältigenden Mehrzahl aller Menschen zugute kommen soll. Dem bequemen Einwand: „Es ist immer so gewesen, es wird immer so sein!" kannst du heute mit Fug und klarem Blick das Wort Goethe's entgegenhalten: „Und was nie war, nun will es werden!" und wenn hin und wieder halbverzagte Stimmen klagen, daß wir auf Vulkanen tanzen, in deren Ausbrüchen mit dem Schlimmen zugleich wohl auch manches Schöne und Gute hinweggeschwemmt und vernichtet werden könnte, so mag ihnen die Wahrheit des Dichterausspruchs zur Beruhigung dienen:

Wo Lavaströme flossen,
Dort wächst der beste Wein;
Drum muthig, ihr Genossen,
Froh wird die Lese sein!

Alte Probleme in modernem Gewande.

I. Der Stein der Weisen.

Angesichts der erfreulichen Thatsache, daß die Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert zu einer nie geahnten Bedeutung sich entwickelt haben, so daß es gegenwärtig kaum ein Gebiet menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit geben dürfte, das sich gänzlich ihrem Einflusse entziehen könnte, dürfen wir es manchen Naturforschern nicht übel nehmen, wenn es ihnen geht, wie es den meisten Emporkömmlingen zu gehen pflegt, sie vergessen nämlich ihren niedern Ursprung oder schämen sich gar desselben, sie vergessen, daß der heutige Stand der Wissenschaft nur erreicht werden konnte durch Benützung dessen, was die vorangegangenen Forscher geschaffen. Dies ist um so ungerechter, als wir heute vielfach noch mit denselben Aufgaben beschäftigt sind, an deren Lösung die Gelehrten des Mittelalters arbeiteten; die Art und Weise, wie, und die Gründe, warum man diese Probleme heute zu lösen sucht, sind allerdings ganz andere, als früher, aber die Fragen, um deren Lösung es sich heute noch handelt, sind dieselben.

Wahrscheinlich würde mancher Chemiker den Vorwurf entrüstet von sich weisen, daß er nach demselben Ziele, wie die Alchemisten strebe — nach der Entdeckung des Steins der Weisen, und er hätte recht, wenn man als dieses Ziel die Erzeugung des Goldes blos um seines Werthes willen annehmen würde; wenn man aber bedenkt, daß für ernste und gewissenhafte Forscher wie: Albertus Magnus, Geber, Basilius Valentinus u. a., und von solchen kann natürlich nur die Rede sein, nicht von gewissenlosen Abenteurern und Betrügern, — deren es ja auch heute noch genug gibt, mehr als zu den finstersten Zeiten des Mittelalters — wenn man bedenkt, daß für diese Männer der Werth des Goldes erst in zweiter Linie oder auch garnicht in Betracht kam, sondern lediglich die Frage, ob ein Metall in ein anderes verwandelt werden könne, so braucht man blos zu wissen, daß es der Chemie bis heute noch nicht gelungen ist, die Frage: was ist ein Element? zu beantworten, um die Uebereinstimmung beider Fragen klar vor Augen zu sehen. Es ist nämlich eine ziemlich unbestrittene Annahme, daß die sogenannten chemischen Elemente, d. h. die Stoffe, welche wir mit unsern chemischen und physikalischen Hilfsmitteln nicht weiter zerlegen können, nicht die letzten Elemente der Materie sind, sondern durch sehr hohe Hitzegrade, wie wir sie freilich wohl nie künstlich werden erzeugen können, weiter zerlegt werden, so daß sie nur als die verschiedenen Verdichtungszustände eines und desselben Stoffes anzusehen wären, nach welcher Annahme die Verwandlung eines Elementes in ein anderes wohl denkbar wäre.

Unterstützt wird diese Annahme durch die Ergebnisse der Spektralanalyse. Mit Hilfe dieses werthvollen Untersuchungsmittels hat man nämlich gefunden, daß das Licht derjenigen Nebelflecke, welche keine fernen Sternhaufen, sondern glühende Gasmassen sind, hauptsächlich aus zwei Lichtarten zusammengesetzt ist, welche von glühendem Wasserstoff- und Stickstoffgas ausgestrahlt werden. Dieses Resultat befriedigt zunächst wenig, denn wenn dort nach der Kant-Laplace'schen Hypothese Welten ähnlich der unsrigen entstehen sollten, so müßten noch über 60 verschiedene Stoffe dort gefunden werden. Da wir alle Ursache haben, eine Gleichartigkeit des Stoffes, wie wir sie in unserem Sonnensystem beobachten, auch außerhalb desselben vorauszusetzen und in der Bildung jener Nebelwelten Spiegelbilder des Zustandes unserer eigenen Welt vor unendlichen Zeiträumen zu erblicken, so müssen wir versuchen, diese auffallende Erscheinung mit unsrer Erfahrung in Einklang zu bringen, und da gibt nun die Untersuchung des Lichtes der Fixsterne interessante und überraschende Aufschlüsse. In dem Spektrum der hellsten, also auch der heißesten Sterne, wie z. B. des Sirius, treten nur die Linien des Wasserstoff mit einiger Deutlichkeit auf, und doch sollte man meinen, gerade hier die meisten Elemente in Dampfform anzutreffen. Bei den Sternen mit gelblichem Lichte, welche in der Abkühlung schon etwas weiter vorgeschritten sind, wie unsere Sonne, erscheinen mehr und mehr von den übrigen Elementen, namentlich Metalle, während chemische Verbindungen bisjetzt noch nicht nachgewiesen werden konnten, welch' letztere dagegen bei noch weniger heißen, röthlich leuchtenden Sternen reichlich auftreten, während freier Wasserstoff meist fehlt, da dieser sich mit Sauerstoff zu Wasserdampf verbunden hat.

In der Atmosphäre noch mehr abgekühlter Gestirne, z. B. der meisten Planeten, kommt gar kein freier Metalldampf oder Wasserstoff mehr vor, und unser Mond, als Repräsentant einer Klasse von Gestirnen, bei denen die Abkühlung am weitesten vorgeschritten ist, hat überhaupt keine Atmosphäre mehr, auch der Wasserdampf und andere Gase sind verschwunden, vermuthlich aufgesaugt von der innern Masse des hinreichend erkalteten Gestirns, oder die Meerreste sind, wie du Prel annimmt, vergletschert; sie erscheinen als 3—4 Meilen breite Lichtstreifen an den sichtbaren Theilen der Mondoberfläche.

Auf Grund dieser Beobachtungen hat der Astronom Lokyer die Vermuthung ausgesprochen, diese verschiedenen Klassen von Weltkörpern könnten als verschiedene Entwicklungsstufen des Stoffes zu betrachten sein. Aus den Erfahrungen der Chemie ist bekannt, daß eine hohe Temperatur im Stande ist, die Wirkungen der chemischen Affinität aufzuheben, so daß mit ihrer Hilfe jede zusammengesetzte Substanz in ihre Bestandtheile zerlegt wird; man nennt dies erst vor kurzem als allgemeines Naturgesetz erkannte Verhalten Dissoziation, d. h. Auseinanderlösung der Stoffe durch Wärme. Es würde also nur einer gesteigerten Temperatur bedürfen, um den Wasserdampf und alle gasförmigen Verbindungen, die sich in der Atmosphäre der rothen Sterne finden, auf den Elementarzustand zurückzuführen, in welchem sie sich auf den gelb leuchtenden Gestirnen befinden. Die fortschreitende Zahlverminderung der Elementarstoffe auf den heißeren Gestirnen gibt Grund zu der Vermuthung, daß auch die 63 Elemente durch sehr hohe Hitzegrade weiter zerlegt und dissozürt werden könnten, wonach sie sich, wie gesagt, nur als die verschiedenen Verdichtungszustände eines und desselben Stoffes erweisen würden. Und zwar wäre der Wasserstoff oder ein diesem nächststehender Körper als dieser Grundstoff zu betrachten, aus welchem alle übrigen die Welt bildenden Stoffe hervorgegangen sind; er ist ohnedies der dünnste und leichteste aller bekannten Stoffe und bildet den Hauptbestandtheil der Nebelflecke und der weißen, also heißesten Gestirne.

Dieser Anschauung von der Einheit des Stoffes entspricht die allgemein anerkannte Einheit der Kraft; außerdem wird sie noch durch mancherlei Gründe gestützt: gewisse Regelmäßigkeiten in den die sogenannten Atomgewichte ausdrückenden Zahlen; der Umstand, daß die Wärmekapazität der Elemente dem Atomgewichte umgekehrt proportional sich verhält; sowie verschiedene Analogien unter den einzelnen Elementen, die sich bei ähnlicher Dichtigkeit oft auch chemisch ähnlich verhalten u. dgl., deuten darauf hin, daß der Grundstoff, aus dem ihre kleinsten Theilchen bestehen, derselbe ist.

Damit kämen wir wieder zu der einen Substanz Spinoza's mit ihren beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung, welche in sich selbst untrennbar vereinigt die Bedingungen zur Entwicklung einer Welt enthält. Natürlich darf man die glühenden Gasmassen der Nebelflecke nicht ohne weiteres als diese Ursubstanz betrachten, denn sie sind selbst schon eine Entwicklungsstufe, ein Gewordenes; wer aber den Gedanken des Monismus in der Tiefe faßt, wie ihn Spinoza begründete, der wird keine Schwierigkeit finden, aus diesen Gasmassen, die alle Bedingungen dazu enthalten, ohne fremdes Zuthun, die Mannigfaltigkeit des Weltganzen in der Zeit hervorgehen zu sehen.

Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Fiume.

Von Dr. **Max Traustl.**

(Fortsetzung.)

Blitz! Wo bin ich hingerathen? Meine Phantasie ging mit mir durch; wir nähern uns ja erst Konstantinopel und ich habe es schon zu schildern versucht. Die spannende Neugier der Passagiere des „Nusrethieh" nimmt stetig zu; die Kinder unterbrechen ihre Spiele, ihre Mütter verlieren eine Strickmasche um die andere und den Vätern geht die Cigarre aus. Selbst in den trüben Augen des heute ausnahmsweise nicht betrunkenen Souffleurs oszillirt der letzte Rest seines geistigen Lebens.

Der Bosporus verengt sich und hat vor Bujukdere das Aussehen des Sognedaler Fjords (Norwegen). Nur die in den Cypressenhainen und Mimosengärten versteckten Fischerdörfer Therapia und Unkiarskelessi mit ihren verwahrlosten buntbemalten Holzhäusern, die sich im Meere spiegeln, mahnen uns daran, daß wir uns der Kalifenstadt am Goldenen Horn nähern.

Bei der nächsten Wendung des Schiffes um das Kap Diefterdar Burun ändert sich die Szenerie. Wir sind in den „süßen Wässern Asiens". Von steiler Felsenwand drohen die Zwingburgen Anatoli-Hissar und Rumeli-Hissar. Hier hatte Theseus' Argo ein Scharmützel mit dem Skythenkönig Amykus, Darius führte hier über eine Schiffbrücke seine Horden zur Knechtung Griechenlands und die Genuesen schlossen Jahrhunderte lang bei Nacht die Passage mit einer Eisenkette ab, damit sich niemand ohne Bosporuszoll durchschleiche.

Von Arnautköi bis Ortaköi wird der Strand belebt mit Villen, Schlössern und den beider kaiserlichen Palästen Sternenkiosk und Dolma Bagdsche. Saftiger Wiesengrund und schattige Lauschplätzchen, wohin die Blicke streifen — jetzt entringt sich der Brust ein bewunderndes „Ah", ein hellschimmerndes Häusermeer erscheint, das weit, weit gegen Süden an der thrakischen Landzunge wie eine Fata morgana in farbigen Nebeln verschwindet; ein Chaos von Farben und Formen, ein unabsehbares Gewirr von Kuppeln, Minarets und Terrassen über sieben Hügel gebreitet, vom hellen Uferstreif der blauen, tiefeingeschnittenen Buchten umsäumt. Unser eisernes Dampfroß steht mit uns vor Topchana (Hafenviertel) im Angesicht des die Uferhöhen hinankletternden Christenviertels Pera, im Süden Stambul, die kuppelgeschmückte Türkenstadt, und auf dem blauen, vibrirenden Streifen des Goldenen Horn ein Mastenwald von den langen Kolonnen der Schiffe aller Zonen und Völker, plumpe, goldstrotzende Gondeln mit türkischen Würdenträgern, schlanke Kaiks (Miethsboote), die wie Forellen zwischen den Wallfischen herumschießen, Ruderschlag und brausender Gischt, schrilles Pfeifen und eintöniger Matrosengesang, Kanonensalven und an beiden Ufern sinnbetäubendes Menschengetümmel.

Mir war Konstantinopel nicht neu, und wie mich der Romanschriftsteller Hackländer vor Jahren herumgeführt, so geleitete ich jetzt meine Kollegen als Cicerone durch den Kirchhof menschlicher Größe. Auf einer dieser Wanderungen begegneten wir am Freitag (dem türkischen Sonntag) „dem Schatten Gottes auf Erden", dem Sultan Abdul Medschid, einem Greis von 40 Jahren. Er schien während des Rittes zur Moschee auf dem von Pagen geführten Pferde zu schlafen. Ein Sinnbild des Islam! Die Pfahlwurzel des Verfalls der Türkei ist der Islam. Seine fatalistische Grundanschauung hat überall, wo er dauernd herrschte, die Initiative des Individuums erstickt und damit die Möglichkeit jedes Fortschreitens vernichtet. Mag der einzelne Mohamedaner noch so strebsam sein — er steht unter dem Kismet, dem blinden Schicksal, und wird von dem Christen überholt, sobald beide bei gleichem Wind und Wetter in die Laufbahn treten. Auf dem Schlachtfelde kann der mohamedanische Turane, der den gesunden Verstand des Menschen, die Kraft des Löwen mit der Treue des Hundes vereinigt, noch bedeutendes leisten — auf der Feldflur, in der Werkstätte und Schule ist er von vornherein verloren. Der Effendi (Beamte) ist ein Automat und Sklave seines Berufes. Die auf Willkür beruhende Regierungsmaschine dreht sich nur auf der Steuerschraube. Der Ulema (Lehrer) und Kadi (Richter) ist ein zweibeiniger Koran, in Schweinsleder gebunden. Der Imam (Pfarrer) und der Derwisch (Mönch) sind Faullenzer, die wie überall sich von der Dummheit mästen. Alle zusammen fühlen instinktiv, daß sie nicht nach Europa gehören. Und erst der Harem — solange dieser besteht, solange gibt es auf dem illyrischen Dreieck keine Jugenderziehung, kein Handwerk, keine Kunst und keine Wissenschaft.

Chateaubrand zeichnet unendlich treffend diese Sachlage, indem er von den Türken sagt, sie seien in Europa g e l a g e r t. Vollständiger kann kein Ausdruck die unverschämte Sorglosigkeit zur Darstellung bringen, mit welcher dieser ehrliche, aber faule Nomadenstamm alles um sich her verfallen läßt.

Das schrieb ich vor 20 Jahren in mein Tagebuch und heute neigt sich unter dem fahlen Scheine des abnehmenden Halbmondes der Thron der Osmaniden zum Sturze in den Hellespont und Mohameds Volk liegt in den Zuckungen des Todeskampfes, geknebelt von den nordischen Barbaren.

Kommen werden die Zeiten, wo Asiens grimmige Horden uns auf's neue den Kampf bieten am Goldenen Horn. Und wie die Väter gesiegt, so können die Enkel erliegen, denn der gläubige Muth fehlt, wie die riesige Kraft.

Dann ergießt sich der Schwarm, geführt von Attilas Schatten, über den Stolz der Kultur ohne Erbarmen daher.

Und seine Erben, die Russen?

Im Jahre 1769 sagte Friedrich der Zweite zu Kaiser Joseph in Neisse, es werde eine Zeit kommen, wo ganz Europa gegen Rußland zusammenhalten müsse.

Es scheint, die Zeit sei da.

Haben denn die Rajahs (Nichttürken) den Rest von Menschenwürde, den ihnen die 400jährige Sklaverei belassen, bewahrt?

Mit nichten!

Der Slave ist das einzige bildungsfähige, aber rohe Zukunftsmaterial. Kein Baustein, nur Mörtel.

Der Jude, wie überall blanker Kieselstein, wie ihn die Fluthwelle der Unterdrückung plättet.

Der Grieche und Armenier — Völkerschutt.

Der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall behauptet, die Hunde, unter diesen vierfüßigen Schweifwedlern meint er die Griechen, verdienen garnicht, daß sich Europa für sie interessirt. Es ist zwar nicht so schlimm, aber auch nicht viel besser.

Es mag wohl im Straßenkothe des Phanar (Griechenviertel) manche echte Perle der Weiblichkeit vergraben liegen; um aber dort einen ehrlichen Mann zu finden, muß man eine Diogeneslaterne haben. Und doch werden die Phanarioten von den Armeniern an Geriebenheit noch übertroffen. Hier ein kleines Pröbchen davon.

Vor 30 Jahren hatte Konstantinopel, auch das Christenviertel Pera nicht ausgenommen, so gut wie gar keine Straßenbeleuchtung. Mußte man nothgedrungen des Nachts ausgehen, so ließ man sich von einem Kawassen (Polizist) vorleuchten. Besagte zweibeinige Hermandad mußte dem Occidentalen zugleich die bissigen Herren und zahllosen Köter, die in der Dunkelheit ein ohrenzerreißendes Heulkonzert aufführen und mit fanatischer Derwischwuth nach europäischen Schmalhosen schnappen, von den Waden fernhalten.

Zum allgemeinen und freudigen Erstaunen hatte ein armenischer Kaufmann, der „dunkle Ehrenmann" hieß Basilios Naum, die nachahmungswürdige Idee gefaßt, auf seine Kosten Peras Hauptstraße mit Gas beleuchten zu lassen und bat nach Ausführung des Aufklärungswunderwerks, wie es die Türken nennen, den Sultan, die gemeinnützige Neuerung zu besichtigen.

Seine Majestät vergaßen vor lauter Entzücken das Einschlafen im Wagen und befahlen den Ghiaur (Ungläubiger) zur Audienz. Als nun einige Tage später der Armenier in Dolma Bagdsche (Lieblingsschloß Abdul Medschids) vor dem Großherrn knieend sein Taminah (Gruß mit der Hand zur Erde, der Brust und Stirn) machte, geruhte ihn der Padischah mit einer seltenen Auszeichnung zu beglücken, nämlich ihn anzusehen. Direkt darf der Sultan laut Hofceremonie, deren Befolgung der verschnittene Haremsmarschall strenge beaufsichtigt, mit keinem Menschen sprechen; deshalb fragte nach einer feierlichen Pause, während welcher der gähnende Beherrscher der Gläubigen die parfümirten Bernsteinkugeln seines Rosenkranzes mechanisch durch die Finger gleiten ließ, Izzed Effendi, der Geheimschreiber, den Armenier,

welche Gnade er sich für die Gasbeleuchtung erbitte. Unverfroren erwiederte Naum: „Monopol sämmtlicher Schaustellungen.“ Der Dragoman (Dolmetsch) sah den Eunuchen (Verschnittenen) und dieser den Geheimschreiber an, der Sultan sah gar niemanden an, denn er schlief schon wieder, aber 8 Tage später überbrachte dem Armenier ein Palikare (Hofgensdarm) den darauf bezüglichen Ferman (Regierungspatent) und forderte zum Erstaunen Naum's nicht einmal einen Backschisch. (Backschisch heißt wörtlich Tabaksgeld, nicht, wie allgemein angenommen wird, Trinkgeld.) Der Ferman entschädigte ihn hundertfältig für die Kosten der Gasbeleuchtung, denn er machte ihn zum privilegirten Vampyr aller Theater und Cirkusdirektoren, von deren Bruttoeinnahmen er ihn 20 Prozent Rabatt zu erheben berechtigte.

Auch unser Direktor Papanicola mußte zähneknirschend in diesen sauren Apfel beißen. Sein Gesuch um Aufhebung dieser Beutelschneiderei wurde vom Seraskierat abschlägig beschieden. In der Türkei gibt es keine Ausnahmen, weil es dort keine Regel gibt. (Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in China. Wie überall, so ist auch in dem Reich der Mitte die Verheirathung zweier Personen von mannigfachen Sitten und Gebräuchen begleitet. Die Hochzeitsgebräuche sind bei Armen und Reichen selbstverständlich verschieden, und wenn ich einer Hochzeitsfeierlichkeit aus der vornehmeren Welt gedenke, so hoffe ich, nächstens eine solche aus den unteren Ständen vorführen zu können. Auch in China ist die Verheirathung zweier Personen ein sehr wichtiges Ereigniß, und schon lange vorher werden dazu bedeutende Vorkehrungen getroffen. Der Vater des Bräutigams ist verpflichtet, seiner zukünftigen Schwiegertochter bedeutende Geschenke zu machen, die in Bezug auf ihren Werth sich nach den Vermögensverhältnissen desselben richten. Die Eltern der Braut sorgen für die Aussteuer, die aus kostbaren und mit schöner Stickerei versehenen Gewändern, goldenen Spangen und Armbändern und dergleichen besteht. Sehr häufig ist es auch Sitte, ihr eine Sklavin zur Bedienung mitzugeben. Für das junge Paar ist meistens ein eigenes Haus hergerichtet worden. Für die Ausschmückung mit Tapeten und Teppichen sorgen die reichen Freunde der Familie. Oft findet man die kunstvollsten Bilder in dieselben gestickt, und alle enthalten die Glückwünsche in vergoldeten oder dunklen Sammetbuchstaben. Am Vormittage des festgesetzten Hochzeitstages versammeln sich die geladenen Gäste im Hause des Bräutigams und können nicht müde werden, all' die Geschenke von neuem zu betrachten und zu bewundern. Sind alle beisammen, so wird die Braut abgeholt. Eine Musikbande schreitet vor ihr her und verkündet durch die scheußlichsten Töne das Nahen der rothen Brautsänfte. Raketen und andere Feuerwerkskörper werden vor dem Hochzeitshause abgebrannt, und der Lärm steigert sich von Minute zu Minute, bis man die Sänfte in dem Empfangszimmer abgesetzt hat. Von hier bis nach dem Brautgemach sind fast immer rothe Teppiche gelegt. Die älteste Dame der Gesellschaft begrüßt die Braut mit einigen beglückwünschenden Worten, worauf sie von den Dienerinnen zu dem Bräutigam geführt wird, der ihrer im Brautzimmer harrt. Im Empfangszimmer wird jetzt alles zur Ceremonie bereit gemacht. Zwei große rothe Kerzen brennen auf dem Tisch und neben ihnen liegen einige Geschenke, beispielsweise ein Packet Gabeln, ein Spiegel, ein Maß, eine Geldwage, nie aber fehlen zwei kleine Hähne aus weißem Zucker und zwei durch eine rothe Schnur verbundene Becher. Zuerst tritt der Bräutigam herein und stellt sich vor den Tisch, nach ihm wird die Braut hereingeführt und nimmt an seiner rechten Seite Platz. Beide werfen sich darauf viermal gegen den freien Himmel hin auf die Knie, wechseln die Plätze und knien abermals viermal nieder. Dann tritt der Bräutigam seiner Braut entgegen und zum drittenmal wiederholen sie das viermalige Niederknien. Eine Mischung von Wein und Honig wird aus dem einen Becher mehreremal in den andern gegossen und abwechselnd an den Mund des Bräutigams und der Braut gebracht, ohne daß sie davon trinken. Auch die Zuckerhähne werden beiden hingehalten, und in gleicher Weise verfährt man mit allen übrigen Geschenken. Jetzt ist die Ceremonie beendet, und die Braut wird unter Vorantragen der rothen Kerzen in das Brautgemach zurückgeführt, während der Bräutigam in dem Empfangszimmer verbleibt. Die weiblichen Gäste begeben sich jetzt zu der Braut, um sie und ihre Kleidung in Augenschein zu nehmen, denn bisjetzt war sie noch immer durch einen großen rothen Schleier verhüllt. Ohne Scheu tadelt jede rücksichtslos, was sie an der Braut auszusetzen hat. Ihr Anzug, ihre Armbänder, ihre Fingernägel, ja selbst ihre Füße werden genau betrachtet und gelobt oder getadelt. Der Bräutigam nimmt unterdeß die ganz besonderen Glückwünsche der männlichen Gäste entgegen. Am Abende aber vereinigt ein großes Fest alle Geladenen, und oft kehren erst mit Anbruch des Tages die fröhlichen Hochzeitsgäste in ihr Heim zurück. H. St.

Paris vor tausend Jahren. (Bild Seite 401.) Unser Bild führt uns in die ferne Vergangenheit der französischen Haupt- und Weltstadt, die mehr als jede andere Stadt der Erde ein Recht hat, sich die geistige Hauptstadt der Welt zu nennen. Der großen Gegenwart, deren sich Paris erfreut, und die durch die kindischen Dekapitalisirungsversuche seiner neuesten Regierer nicht im entferntesten getrübt werden konnte, entspricht seine Bedeutung in einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit. Schon als der historisch größte Römer, Cajus Julius Cäsar, ganz Gallien, das Frankreich der Neuzeit, der römischen Weltherrschaft unterwarf, stand am Orte der heutigen Cité (der Altstadt) von Paris die Hauptstadt des keltischen Volksstammes der von den Römern sogenannten Parisier, von diesen Lutuhezi, d. i. Wasserwohnung, von den Römern Leucotetia oder Lutetia Parisiorum, die Kothstadt der Parisier, genannt. Im Jahre 54 vor Chr. berief Cäsar eine Versammlung von Abgesandten der gallischen Stämme nach Lutetia, das er nach der Zerstörung im Kriege wieder aufbauen und mit Befestigung versehen ließ. Späterhin war die Stadt vorübergehend Aufenthaltsort mehrerer römischer Kaiser, unter anderm auch der Julian des Abtrünnigen, der daselbst 360 von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde. Um dieselbe Zeit ungefähr wich der Name Lutetia dem andern, Civitas Parisiorum, der bald in Parisia abgekürzt ward. 486 endlich nannten die Franken, nachdem sie die Stadt sich unterworfen hatten, dieselbe Paris. 508, drei Jahre vor seinem zu Paris erfolgten Tode, machte der Frankenkönig Chlodwig Paris zur Hauptstadt seines Reichs. Seit dieser Zeit, also jetzt seit 1370 Jahren, ist es der Mittelpunkt, das Herz des Frankenreichs geblieben. Von nun an vergrößerte es sich rasch, Handwerke und Künste kamen in Blüthe und der Handel die Seine hinab machte die Einwohner wohlhabend. In der Mitte des 7. Jahrhunderts ward das berühmte große Krankenhaus, das Hotel Dieu, gestiftet und am Ende des achten stattete Karl der Große Paris mit einer Normalschule aus, welche sich späterhin zu der das geistige Leben von ganz Europa lebhaft beeinflussenden Universität entwickelte. Im 9. Jahrhundert, in das uns unser Bild versetzt, war es den feindlichen Anfällen der Normannen ausgesetzt, welche, die Seine hinauffahrend, ihre Raubzüge über den ganzen Norden von Frankreich erstreckten. Ueber die damalige Größe der Stadt ist uns nichts genaues bekannt; erst aus dem 13. und 15. Jahrhundert sind zuverlässige Angaben aufbewahrt, nach denen die Einwohnerzahl damals schon auf 150,000 und im 15. Jahrhundert auf 300,000 angewachsen war. Daß schon vor tausend Jahren in der mächtigen Seinestadt ein reges, vielseitiges Leben herrschte und daß die früh entstandene Wohlhabenheit des glücklich situirten Theils seiner Bewohnerschaft auch durch die Raub und Mord drohenden Kämpfe mit den Normannen nicht vernichtende Schläge empfangen hat, das zeigt recht lebendig unser auf engem Raume eine Fülle verschiedenartiger Erscheinungen darbietendes Bild.

Wirkung des Kamphers auf Erregung des Pflanzenlebens. In einer der vorhergegangenen Nummern der „Neuen Welt“ war vom ärztlichen Standpunkt aus die das thierische Leben zwar erregende Wirkung des Kamphers besprochen, aber auch auf die Bedenklichkeit des Gebrauchs desselben als Medikament ohne ärztliche Anordnung und besonders auf die Sinnlosigkeit einer Verwendung als Universalmittel und einer darauf basirten sogenannten Heilmethode hingewiesen worden. Von Interesse und Nutzen dürfte dagegen die Kenntniß seines Einflusses auf das Pflanzenleben sein. Es wurde schon im vorigen Jahrhundert beobachtet, daß in Wasser, in dem etwas Kampher gelöst war, frisch abgeschnittne Zweige des Fliederstrauchs sich viel länger frisch erhielten, als in reinem Wasser. Diese Versuche hat man neuerdings bestätigt gefunden. Man hat dann ferner Samen von verschiedenen Gemüsepflanzen und Blumen in Kampherwasser zum Keimen gebracht und beobachtet, daß mit wenigen Ausnahmen der Prozeß viel rascher vor sich ging, als wenn man reines Wasser verwandte. Von Gemüsesamen waren es besonders Kresse, Rettig, Gurken, Bohnen. Bei Kleesamen trat die Erscheinung nicht ein, wovon irgend welche nicht bekannte besondere Zufälligkeiten die Ursache sein können. Nun bringen zwar auch andre anregende Mittel, wie Chlor, Jod, Terpentinöl ähnliche, die Keimung beschleunigende Wirkung hervor, aber die Keimlinge werden in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt und gehen, wie vergiftet, bald zugrunde. Das ist jedoch bei den in Kampherwasser entwickelten Keimlingen nicht der Fall. Sie entwickeln sich auch weiterhin kräftig und frisch. — Diese Beobachtungen können also von Gärtnern, sowie für die Blumenzucht im Zimmer mit Nutzen verwerthet werden. R.-L.

Milchbier. In einem Vortrage, den Chevallier über das Bier und seine Wichtigkeit als gesundheitliches Mittel hielt, betrachtet er das Bier als ein sehr nützliches Getränk, da es mehrere, die Ernährung befördernde Salze enthält, daneben leicht assimilirbare stickstoffhaltige Substanzen und eine Menge die Respiration unterstützende Stoffe. Er erwähnt als ein neues Produkt das Milchbier (bière de lait, milkbeer), das dazu bestimmt scheint, in der Hygieine der Ernährung eine wichtige Stelle anzunehmen. Es besteht aus denselben Bestandtheilen wie gewöhnliches Bier, nur wird beim Brauen statt Wasser Milch angewandt. Es hat eine gelbliche Farbe und eine Dichtigkeit von 0,980,

während anderes Bier nur 0,950 hat. Sein Geschmack ist angenehm, nicht so bitter wie andere Malzpräparate. Es enthält 5,5 Prozent Alkohol, 9 Prozent Extrakt und ergibt 7,7 Prozent seines Gewichts Asche. Dr. B.-R.

Um Erdwürmer zu vertreiben oder zu tödten bedienen sich die griechischen Gärtner und Landbauer einer Abkochung der bitteren Lupine, zusammen mit Oleanderblättern und Tabak. Diese Flüssigkeit wird zum Begießen gebraucht, und die Würmer sterben entweder davon oder ziehen sich tiefer in die Erde zurück, während die Nutzpflanzen, wie Artischoken, Salat, Radieschen u. s. w., nicht beschädigt werden und auch den bittern Geschmack nicht annehmen. Dr. B.-R.

Man kann Getränke im Sommer auch ohne Eis auf folgende Weise unter die Temperatur des Wassers bringen. Man gieße die betreffende Flüssigkeit in eine Flasche, umwickle diese mit einem durchnäßten Tuch und setze sie der Zugluft, womöglich nach Norden, aus; auch begieße man das Tuch von Zeit zu Zeit. A. G.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. Fabrikarbeiter P. Wie oft sollen wir es denn nur an dieser Stelle wiederholen, daß sich der Geschlechtssphäre angehörige Krankheitsformen nicht zur öffentlichen Besprechung eignen, sondern eventuell der privaten Korrespondenz, falls die Adresse und nicht, wie von Ihnen, blos ein Buchstabe angegeben ist, überlassen bleiben müssen! Daß Leute wie Sie in der Regel an auffälligen Ernährungsstörungen leiden und von ihren Bekannten für schwindsüchtig gehalten werden, ohne daß sie es wirklich sind, steht fest; ebenso die Thatsache, daß sie durch die mannichfachsten Nervenzufälle, durch Ueberempfindlichkeit oder Abgestumpftheit des Gehörs und Gesichts, konvulsivisches Muskelzucken, Herzklopfen, Händezittern, Schwere und Abgeschlagenheit in den Untergliedern, Kreuzschmerz u. s. w. in hohem Grade hypochondrisch werden und vom Arzte zum Charlatan und Quacksalber und von diesem wieder zum Arzte laufen, allerlei Schwindelmittel brauchen und sich nicht blos den Magen verderben, sondern sich auch pekuniär von diesen kurirwüthigen Vampyren aussaugen lassen. Die wenigsten solcher Kranken bedürfen arzneilicher Behandlung, die meisten werden durch angemessene Diät geheilt. Keuscher Lebenswandel, vollständige Enthaltung von jener üblen Gewohnheit, nahrhafte, aber reizlose Kost, Waschungen und Abreibungen mit kühlem Wasser, frische Luft, anhaltende und ernste Thätigkeit, das sind die Kardinalmittel für solche Kranke. Der Arzt, der Ihnen dies alles anrieth, war ein sehr vernünftiger Mann; Sie haben gar keine Ursache, noch bei uns anzufragen, „ob denn die Sache nicht etwas energischer angefaßt werden müsse, vielleicht durch die Tiedemannschen Präparate?" Gute Kost, frische Luft und kühles Wasser sind eben sehr energische Heilmittel, trotz gegentheiliger Meinung der mit dem Doktor-, Medizinalrath- und Professortitel geschmückten „Männer der Wissenschaft". Die alten Raubritter lauerten dem harmlosen Wanderer im Busche auf; heute sitzen sie in den Inseratenspalten unserer Zeitungen. Jene hat vielleicht etwas „Ritterlichkeit" häufig davon abgehalten, einen wehrlosen Kranken zu plündern; dem modernen Raubritter ist dies gleich, er fällt jeden an, selbst den Sterbenden, ebenso wie die Hyäne des Schlachtfeldes den verwundeten Soldaten.

Leipzig. H. Ihr auf eine Notiz in der Redaktionskorrespondenz der Nr. 30 bezüglicher Wunsch, es möge der Rath zu Bremen veranlaßt werden, dem steinernen Roland auf dem dortigen Marktplatze die großen Füße zu beschneiden, damit sich die bremenser Frauen nicht mehr an denselben „versehen" und Kinder zur Welt bringen, welche übermäßig große Füße haben, würde diese — wie Sie behaupten, in Bremen allgemeine — Landplage wohl kaum ausrotten. Das „Versehen" der Frauen in interessanten Umständen wird von der modernen Medizin gänzlich geleugnet und in das Bereich der Fabel verwiesen. Wäre etwas an diesem Aberglauben, so würde wohl jeder Mensch ein solches Andenken an die nervöse Ueberempfindlichkeit seiner Mutter an sich herumtragen und wir würden manches Monstrum zu sehen bekommen. Unser Leben und Dasein ist ehernen Gesetzen unterworfen. Wenn wir behaupten wollen, daß das Abbild einer Maus oder Ratte, über welche die Mutter erschreckt ist, auf dem Körper des Fötus sozusagen photographirt erscheinen könne, so würde dies immer oder wenigstens häufiger geschehen. Solche Mängel werden vielmehr meist auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl vererbt, wie sich dies in einzelnen Familien aus den sog. Erbfehlern (krumme Fingerglieder, monströse Nasen, herabhängende Unterlippen, abnorme Stellung der Zähne 2c.) konstatiren läßt. Ob aber die bei der Thierzucht mit so gutem Erfolge geübte künstliche Zuchtwahl auch bei den Menschen gleiche Erfolge ergeben wird, das ist noch die Frage. Versuche in dieser Beziehung führten vielmehr zu negativen Resultaten, wie z. B. der des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm, der seinen längsten Gardesoldaten mit einer Riesenjungfrau zusammenkuppelte und beide auf der Pfaueninsel internirte, um ein Riesengeschlecht zu erzielen. Es kamen aber ganz gewöhnliche Kinder zur Welt. Den Bremensern würde es mit ihren Rolandsfüßen, wenn sie die künstliche Zuchtwahl und Kreuzung mit einer kleinfüßigen Rasse versuchten, kaum anders ergehen. Vom ästhetischen Standpunkte aus aber haben Sie recht.

Königsberg. J. S. Im allgemeinen wird ein täglich einmaliger, zu bestimmter Stunde erfolgender, weder zu harter, noch zu weicher Stuhl als regelmäßig bezeichnet. Eine dauernde Zurückhaltung der Kothmassen von je über zwei Tage, nennt man habituelle Stuhlverstopfung. Doch kommen von obiger Regel mannichfache Abweichungen vor, täglich zwei- bis dreimaliger Stuhl, oder nur alle 3—4 Tage Stuhl, bei vollkommenem Wohlsein. — Wegen Ihres katarrhalischen Leidens konsultiren Sie einen dortigen Arzt.

Fr. R. V. in Lichtenstein findet eine Antwort auf seine Frage im Briefkasten von Nr. 26; Sandabreibungen können ihm nichts nützen; F. in Hamburg, K. L. in Magdeburg, H. C. B—nn, H. R. und B. L. in Berlin wollen sich die im Eingange des heutigen Briefkastens befindliche Epistel ad notam nehmen. G. W. und F. H—l in in Berlin wollen die Adresse angeben; Karl W—cke in Berlin sich an Herrn Prof. Frerichs wenden, da wir ohne persönliche Untersuchung nicht entscheiden können, wer von beiden Aerzten recht hat. Ebenso wolle der „Abonnent in Planen" einen dortigen Arzt konsultiren. — Die übrigen, bis zum 9. Mai eingegangenen Briefe, welche eine genaue Adreßangabe und wenigstens das Porto zur Rückantwort enthielten, sind direkt beantwortet worden. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Zürich. E. K. Das Mpt, um dessen Prüfung Sie mich im J. 1874 ersucht haben, ist, wie ich es Ihnen seinerzeit angekündigt habe, 1875 an Sie zurückgeschickt worden. Daß Sie dasselbe jetzt in ziemlich unmanierlicher Weise reklamiren und zwar nachdem Sie volle drei Jahre für die sozialistische Partei in Deutschland sowohl als für mich verschollen waren, nachdem Sie auch jahrelang gegen die im „Volksstaat" seinerzeit wider Sie erlassene Warnung nichts einzuwenden hatten, zeigt zur genüge, weß Geistes Kind Sie sind. Bei der Gelegenheit sei Ihnen übrigens nicht verschwiegen, daß mir insbesondere Ihre Handlungsweise an Ihrem Parteigenossen und Freunde in M. und dessen Frau den Wunsch veranlaßt, nie wieder mit Ihnen in Verkehr zu treten. G.

Köln. G. W. Alle bisher erschienenen Nummern der „N. W." sind noch zu haben. Drei Nummern per Kreuzband zugesandt kosten 40 Pfg.

Babylon (Nordamerika). Henry Hoppe. Wenden Sie Sich an die Expedition des „Vorwärts", Leipzig, Färberstr. 12; dieselbe sendet Ihnen auf Wunsch ein Schriftenverzeichniß ein.

London. Willm. Ridgway. Ihr Wunsch wird baldmöglighst erfüllt werden.

Laugallen. W. B. Von Ihrer ziemlich umfangreichen Einsendung verstehen wir absolut nichts weiter, als daß Sie der „N. W." wohlwollen, und das ist uns angenehm.

Dresden. Frau Eugenie Klemich. Wir haben, verehrte Kollegin, mit Vergnügen von Ihrer Erinnerung Notiz genommen, daß Sie bereits seit ca. fünf Jahren die Redaktion eines der sozialistischen Partei dienenden Journals führen. Dasselbe ist allerdings wohl nicht als ein politisches Organ im engeren Sinn, wie wir sie bei Abfassung der Korrespondenzbemerkung in Nr. 31 im Auge gehabt haben, zu betrachten; zudem bestätigt die eine Ausnahme, daß die Regel so lautet, wie wir ausgesprochen.

Gotha. E. L. Das „Nachdruck verboten" bezog sich nicht auf den Text des betreffenden Liedes.

Haynau. R. H. Herr Dr. Mülberger ist leider noch immer zu sehr mit anderen Arbeiten überladen, um für die nächste Zeit eine Fortsetzung seiner astronomischen Artikel liefern zu können.

Würzburg. Fabrikarbeiter W. S. Das zuletzt eingesendete Silbenräthsel ist gut und wird bald verwendet. Von früher nicht acceptirten Sendungen können wir nachträglich keine eingehendere Beurtheilung liefern.

Berlin. Maschinenbauer M. S. Ein Staatsanwalt kann schon darum nicht wegen wissentlich falscher Denunziation belangt werden, wenn er eine offenbar unbegründete Anklage erhebt, weil er nicht denunzirt, sondern eben anklagt; außerdem möchte auch der Nachweis der wissentlich unbegründeten Anklage, besonders in politischen Dingen, kaum in zwingender Weise zu führen sein. Uebrigens — verzeihen wir doch den Staatsanwälten die kleine Schwäche, welche sie oft in recht unschuldigen Handlungen und Worten eines Sozialdemokraten ein kleines Verbrechen erblicken läßt! — Ro. Frdl. Dank für die eingesendeten Rebus. Einige davon sind wohl etwas kühn. — Mehrere Aquarien-Interessenten. Hr. Dr. G. P. läßt soeben seinen Ventilationsapparat von einem hiesigen Mechaniker konstruiren. Sobald derselbe fertig sein wird, soll derselbe in der „N. W." beschrieben, vielleicht auch abgebildet werden. — M. H. (Weissensee.) Wir haben Ihre naturwissenschaftliche Arbeit unserm Freunde R.-L. zur Durchsicht eingesendet und bei demselben angefragt, ob er zu einer Korrespondenz, wie Sie sie wünschen, bereit ist.

Budapest. S. K. Dank für frdl. Auskunft.

Darmstadt. Buchhandlung H. Sch.; **Wittgirren.** K.; **Wilsdruff.** O. S. Ihre Wünsche der Expedition übermittelt.

Berlin. A. R.; **Straßburg.** H. H.; **Magdeburg.** H. L.; **Chemnitz.** R. Sch.; **Leipzig.** R. D.; **Braunschweig.** M. Tz.; **Kopenhagen.** P. N.; **Innsbruck.** B. D.; **Komeise.** K.; **Landau.** F. H. Die eingesendeten Gedichte und kleinen Abhandlungen sind für uns nicht verwendbar. Entweder leiden sie an Formschwächen oder sie sind zu unbedeutend oder sie würden, wie das des Magdeburger H. L. die staatsanwaltlichen Nerven zu stark angreifen.

Berlin. A. Bl.; **Hamburg.** J. J. Sch.; **Frankfurt.** Ingenieur H. F.; **Mainz.** Dr. M. L. und mehrere andere. Ihre Einsendungen werden demnächst geprüft.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 13. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 35. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Der Kommerzienrath, der sich namenlos geschmeichelt fühlte, drückte Herrn von Wertowsky wiederholt dankbar die Hand und sagte einmal über das andere: „Ich werde alles thun, alles — verlassen Sie Sich darauf, Herr Landrath. Ich kann Ihnen nicht genug danken, wahrhaftig nicht."

Der Landrath lächelte bedeutungsvoll. „Nicht im voraus; ich hoffe, Ihnen innerhalb der nächsten vier Wochen noch eine kleine Ueberraschung bereiten zu können; ich bedaure, es bei dieser Andeutung bewenden lassen zu müssen. Es scheint, als sei die Angelegenheit — Sie wissen doch? —, die ich schon solange betrieben habe, jetzt im richtigen Fahrwasser."

Das war eine frohe Ueberraschung für den Kommerzienrath, die ihn ganz verwirrte. Der Landrath hatte ihm in Aussicht gestellt, daß er sich bei seinem Bruder, der Minister an einem der kleinen deutschen Höfe war, für ihn dahin verwenden würde, daß er den Orden des Ländchens bekäme. Er hatte immer noch nicht recht daran glauben wollen, daß die Sache sich realisiren werde, denn welches Verdienst hatte er sich um diesen Hof erworben? Nicht einmal Geschäftsverbindungen hatte er in diesem Ländchen. Nun sollte es also dennoch wahr werden, und vielleicht sah ihn — erhebender Gedanke! — das neue Jahr bereits als doppelten Ritter — nein, der Landrath war doch ein ganz prächtiger Herr und ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle! Wenn er nur gleich gewußt hätte, womit ihm ein recht willkommener Dienst geleistet werden könnte. Die Gedanken drängten sich in seinem Kopfe und er vergaß völlig, zu antworten, aber er war hochroth vor Freude geworden und sein verklärtes Gesicht hatte für den Landrath eine höchst ausdrucksvolle Beredtsamkeit. Die beiden Herren bezahlten, und als sie aus dem Hause traten, schob Herr von Wertowsky, um des Kommerzienraths freudige Verwirrung zu vervollständigen, seinen Arm unter den seinigen und schlenderte mit ihm bis an seine Wohnung, wo er sich mit kräftigem Händeschütteln von ihm verabschiedete; Herr Reischach wollte ihn bis nach dem Bahnhof begleiten, er aber lehnte es ab, schlug ihn noch einmal auf die Schulter und hatte, als er mit raschen Schritten davonging, wohl kaum eine erschöpfende Vorstellung davon, wie stolz und gehoben der Kommerzienrath die erleuchtete Treppe zu seiner Wohnung emporstieg; es war grade, als sei er noch einige Zoll gewachsen, und die ganze Welt erschien ihm im rosigsten Lichte. War sie denn auch nicht eine Welt, in der es kordiale, einflußreiche Landräthe und mehr Orden gab, als die sämmtlichen Knopflöcher eines eitlen Kommerzienraths zu fassen vermögen? —

Im Wohnzimmer fand er Emmy und Martha, und die erstere empfing ihn mit dem fröhlichen Zuruf:

„Das ist hübsch, Papachen, daß du heimkommst, — hoffentlich zum Plaudern aufgelegt? Wo bist du aber so lange gewesen? Denke nur, es ist zehn vorüber und der Thee wird kaum noch heiß sein."

„Das Wohl des Staates, liebes Kind, und das Wohl der Nation gehen vor, — man muß auch daran denken. Im Januar schon ist ja Reichstagswahl und wir müssen dafür Sorge tragen, daß unser Kreis einen reichstreuen Mann in's Parlament schickt. Ich habe mit dem Herrn Landrath über diese Dinge intim gerathschlagt — wichtige Besprechungen privater Natur, die sich der Erörterung in größeren Kreisen entziehen."

„Nun, weißt du, Papa, ich bin auch garnicht neugierig auf diese Staatsgeheimnisse, wenn du mir aber sonst etwas erzählen wolltest, wäre dies sehr hübsch von dir, denn mit Martha ist heute garnicht zu reden. Sie hat den ganzen Abend neben mir gesessen, wie der Genius des Schweigens, und wenn ich eine Frage an sie richtete, bekam ich entweder gar keine oder eine falsche Antwort."

„Aber, Emmy, das kann doch garnicht sein!" sagte Martha mit einem leichten Erröthen. „Ich war allerdings etwas müde und nicht zum Plaudern aufgelegt, aber ich würde es doch gehört haben, wenn du mich etwas gefragt hättest; du übertreibst da wohl wieder einmal."

„Nein, nein, rede dich nur nicht aus!" erwiderte die Kleine eifrig, „es war garnicht zum Aushalten mit dir, so lieb ich dich auch habe."

Der Kommerzienrath fragte besorgt: „Bist du etwa unpäßlich, Martha? Du bist doch nicht am Ende bei diesem gräßlichen Schneesturm aus gewesen und hast dich erkältet?"

„Gott behüte, Papa," warf Emmy ein, „unwohl ist sie durchaus nicht, sie ist auch garnicht verstimmt und traurig, hat vielmehr mit einem ganz verklärten Gesicht dagesessen und zuweilen still vor sich hin gelächelt."

„Nun, dann ist es ja gut!" sagte Herr Reischach beruhigt; „du könntest doch wissen, daß Martha zuweilen ihre stille, schweigsame Stunde hat."

„Aber Emmy, was hast du auch nur mit mir? Ich glaube wirklich nicht, daß es so war, wie du sagst."

„Nicht? Sieh einmal an! Und doch," fügte sie leise hinzu, „sahst du so glücklich aus, als — nun ja, als hättest du Herrn Hammer getroffen und als wäre er sehr liebenswürdig gegen dich gewesen."

„Du wirst unartig, Emmy," erwiderte Martha und suchte einen strafenden, vorwurfsvollen Ton anzunehmen, aber ihre Stimme zitterte und eine tiefe, brennende Röthe überfluthete ihr Gesicht bis herab zum Halse.

„Sei nicht böse, Martha!" flüsterte Emmy wieder. „Es kam mir aber so vor, und du weißt doch, daß mir das Herz auf der Zunge sitzt. Uebrigens, was wäre denn weiter Schlimmes dabei? Oder ist meine Vermuthung denn gar so unwahrscheinlich und könnte es denn nicht so gewesen sei? Hat er dich nicht immer ausgezeichnet und — siehst du ihn etwa nicht gern?"

„Ich liebe die Scherze über so ernste Dinge nicht!" erwiderte Martha, die sich rasch gefaßt hatte, und damit ließen sie das verfängliche Thema fallen.

Der Kommerzienrath hatte sich mit halbgeschlossenen Augen in die schwellenden Divankissen zurückgelegt und verrieth durch nichts, daß er auch nur eine Silbe von den geflüsterten Worten vernahm.

Dennoch war ihm keine Silbe entgangen, und es gingen ihm allerlei blendende Lichter auf. Der alte Praktikus verrieth dies allerdings nicht, als sich jedoch Martha, Müdigkeit vorschützend, zurückgezogen hatte, um ihr Zimmer aufzusuchen, sagte er unbefangen und harmlos zu Emmy:

„Apropos, was habt ihr denn vorhin über Hammer verhandelt? Darf man dies wissen oder ist es ein Geheimniß?"

Die Kleine war ein wenig betreten und es war ihr eigentlich nicht lieb, von Marthas gemuthmaßter zarter Neigung sprechen zu sollen. Doch sie hatte wenige Tage vorher wieder eine von den Novellen aus weiblicher Feder gelesen, die von der Ueberzeugung diktirt sind, daß die Männer das so unendlich viel sensitivere und scharfsichtigere weibliche Geschlecht in unwürdiger Vormundschaft zu erhalten suchen und es von oben herab und ohne die ihm gebührende Achtung behandeln, und daß sie ohne jede Ahnung von dem reichen, ehrwürdigen und rührend-lieblichen Seelenleben ihrer Frauen und Töchter und Schwestern sind; es reizte sie, ihrem Herrn Papa, der vielleicht auch ein solcher Tyrann war (wer konnte es wissen? Diese Männer verstecken unter ihrer Galanterie vielleicht nur die hochmüthige Nichtachtung, mit der sie auf die Frauen herabblicken — es ist abscheulich!) den Nachweis zu führen, daß sich unter seinen Augen ein förmlicher kleiner Roman abgespielt habe, ohne daß er auch nur eine blasse Ahnung davon bekam, und ihm dann zu sagen: „Nicht wahr, ein Mann ist doch nicht klug genug, um alles zu durchschauen, und wir Frauen geben ihnen trotz unserer ‚Inferiorität' noch allerlei Räthsel auf?" Sie sagte also ziemlich spöttisch und übermüthig:

„Also jetzt fällt dir endlich etwas auf und auch nur, weil wir zu laut und unvorsichtig gewesen sind? Und doch haben wir andern längst Bescheid gewußt, ohne daß uns Martha ein Wort gesagt hätte. Das ist wirklich amüsant, und am Ende könnte ich mich ebenfalls verlieben, ohne daß du etwas davon merktest."

„Ah bah — Einbildungen! Was ihr nicht alles zu wissen glaubt! Manchmal mögt ihr ja recht haben, aber noch viel häufiger vergallopirt ihr euch."

Das war also grade der männliche Dünkel, den Emmy hatte bekämpfen wollen. Mit mehr Eifer als Besonnenheit erwiderte sie:

„Nun ja, wir — ich meine auch Leontine — haben natürlich die Augen nur dazu im Kopfe, um nichts zu sehen, oder doch nur das, was wir sehen wollen. Eine Frau und ein Mädchen haben eben kein Urtheilsvermögen, und wenn sie etwas wissen wollen, so haben sie sich nur etwas eingebildet."

„Aber Kind, was fällt dir denn ein? Du thust ja grade, als hätte ich dich beleidigen wollen, und doch glaube ich es dir ganz gern, daß sich zwischen Martha und dem Herrn Hammer etwas angesponnen hat; es würde mich sogar interessiren, genaues darüber zu erfahren, denn ich glaube fast, hier müßte jemand vermitteln, wenn die beiden zusammenkommen sollen; Hammer wird eben nicht den Muth haben, seine Bewerbung anzubringen, und so können sie noch lange neben einander herlaufen und sich nach einander sehnen und alle erdenklichen Umstände machen und die Zeit vergeuden."

Emmy lachte. „Allerdings, Papa, langweilig wird die Geschichte, und Martha sollte vielleicht Herrn Hammer einige Avancen machen. Aber sie ist so verliebt, so schrecklich verliebt, daß sie ganz unpraktisch zu Werke geht, und das kann noch lange so gehen, wenn Herr Hammer sich nicht ein Herz faßt."

Es fiel dem praktischen Kommerzienrath garnicht ein, zu fragen, ob denn auch Wolfgang „schrecklich verliebt" sei; er meinte wohl, das sei überhaupt nicht nöthig, und man könne sich eine Bewerbung um Martha auch ohne eine eigentliche Liebesneigung genügend erklären. Er lächelte überlegen und ein wenig ironisch, als Emmy fortfuhr:

„Es ist übrigens hübsch, daß Martha noch einen Mann bekommt, der sie liebt; Herr Hammer ist ja auch ein ganz netter Mann und hat sie sehr, sehr gern."

Herr Reischach mokirte sich im stillen über diese mädchenhaft-romantische Schwärmerei, nahm sie aber gelassen hin und sagte:

„Nun, ich werde mir den Fall überlegen und dann die nöthigen Schritte thun; ich hoffe, die wunderliche Geschichte soll rasch in's Reine kommen."

„Aber Papa, wirst du es denn auch zart und vorsichtig genug anfangen?" wendete Emmy nach einigem Zögern ein. Sie war in der That sehr geneigt, zu glauben, daß Papa sich eben nicht besonders zum Heirathsvermittler qualifizire.

„Paperlapapp, Kind; ich habe schon zartere Angelegenheiten geregelt und selbst mit Martha wollte ich fertig werden, wieviel mehr mit einem jungen Manne."

Und er lächelte so selbstbewußt und überlegen, daß seine Tochter, die seine Schwächen auf's Haar kannte, Bedenken trug, weitere Zweifel zu äußern, wennschon es ihr keineswegs unmöglich schien, daß der kluge Herr Papa kläglich Schiffbruch leiden und sie in dem Glauben an das Dogma von der Unfähigkeit der Männernatur, die tieferen Empfindungen eines Frauenherzens zu verstehen und angemessen zu behandeln, bestärken würde. Sie begnügte sich also mit einem leichten, vieldeutigen Achselzucken und packte ihre Plisséstickerei zusammen, um ihr Zimmer aufzusuchen.

„Viel Glück also, Papa, zu deiner zarten Mission!" sagte sie scherzend noch in der Thür; sie sah nicht mehr, wie verschmitzt Papa vor sich hin schmunzelte. Er war seiner Sache ja ganz sicher, und als er nach seinem Zimmer ging, um dort noch eine Cigarre zu rauchen, schnipste er vergnügt und im Vorgenuß einer für ihn humoristischen Situation mit den Fingern der fleischigen Rechten und murmelte vor sich hin: „Was werden Sie für Augen machen, Herr Hammer, und wie hastig werden Sie zugreifen, wie gern Ihren unpraktischen Träumereien entsagen, um für sie ein solides Glück einzutauschen! Wie solid dieses Glück ist, davon haben Sie schwerlich auch nur eine annähernde Vorstellung. Als armer Teufel gehen Sie heute zu Bett und morgen Abend sind Sie ein gemachter Mann; es wird nicht jedem so bequem gemacht, und wie lange hat es gedauert, bis ich mit Hängen und Würgen es soweit gebracht hatte."

Fräulein Emmy brauchte längere Zeit als sonst zu ihrer Nachttoilette. Eine nahe bevorstehende Verlobung im nächsten Kreise der Verwandtschaft oder Bekanntschaft hat ja unter allen Umständen etwas Aufregendes für alle jungen Mädchen dieses Kreises, und hier handelte es sich beinahe um eine ältere Schwester, um deren Zukunft man schon recht besorgt gewesen war. Und es war ja außerdem ein wahrhafter kleiner Roman, der sich seinem fröhlichen Ende zuneigte und in dem sie selber eine erhebende und rührende Rolle spielte. Wie groß und edelherzig, wie uneigennützig und selbstverleugnend war es von ihr, daß sie Martha den zuführte, der eigentlich ihr gehörte, der sie scheu und aus der Ferne im stillen anbetete, der seine Augen nicht zu ihr zu erheben wagte! Er konnte längst ihr Verlobter sein, wenn er nur ein wenig kühner und sie ein wenig entgegenkommender war, wenn sie nicht lieber die Muse, als die Frau eines Dichters ward; er dichtete vielleicht schwärmerisch-melancholische Stanzen an sie in demselben Augenblick, in welchem sie auf ihn verzichtete, um eine andere durch seine Hand zu beglücken. Ach ja, das war wieder einmal ein Ausfluß jener wunderbaren Erhabenheit und Seelengüte, die dem Frauenherzen eigen ist und die ihre Opfer im stillen bringt und mit blutendem Herzen lächelt, weil sie andere glücklich sieht, ein Ausfluß jener Entsagungsfähigkeit, von der die Männer nichts ahnen und an die sie nicht glauben, weil sie sich ihnen nicht aufdrängt, und an die sie nicht würden glauben mögen, auch wenn sie sich ihnen täglich vor Augen stellte, weil sie dann vor den Frauen ehrfürchtig und bewundernd die Kniee beugen müßten. Niemand, niemand, auch Wolfgang und Martha nicht, erfuhren je, was sie gethan und wie edel und selbstlos sie

handelte; ja, sich selbst wagte sie — rührende Demuth des Frauenherzens! — kaum zu gestehen, wie schön dieser stille, schweigende Heroismus war. Sie wollte ja nicht durch Eitelkeit und Stolz diesem Opfer seinen innern Werth nehmen. Und dann fiel ihr ein, daß sie ja unbedingt Martha's erste Brautjungfer werden mußte, und während sie vor Rührung über die eigne Entsagungsfähigkeit ein paar kleine Thränen vergoß, dachte sie an ihre Toilette und fragte sich, ob sie Meergrün oder Blaßrosa wählen, ob sie Fuchsien oder Oleander in's Haar flechten solle, ob ihr Vorrath an weißen Glacés auch ausreichen werde und ob Martha nicht besser thue, statt weißem Mull lieber farbige Seide zu wählen; sie war doch am Ende in den Jahren, in denen man keine Ansprüche mehr darauf macht, zu den jungen Mädchen gerechnet zu werden, und daher durch weißen Mull oder Rips nur die Spottlust herausfordert. —

Unser Freund Wolfgang war freilich sehr weit entfernt davon, Gedichte an Fräulein Emma Reischach zu richten, wenngleich sie bis zu einem gewissen Grade das Richtige getroffen hatte, als sie sich ihn mit Versen beschäftigt dachte. Er war wie ein Trunkener nach Hause gekommen, hatte Frau Meiling ziemlich zerstreute und konfuse Antworten gegeben und sein Abendessen garnicht berührt. Die Arme auf der Brust verschränkt, als vermöge er auf diese Weise den Tumult in seiner Brust zu unterdrücken, ging er lange, lange mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, sich im einen Augenblick mit Vorwürfen über seine Selbstvergessenheit überhäufend und im nächsten diese Selbstvergessenheit segnend. Sie hatte ja das Eis gebrochen, den Damm zerrissen, dem Schwanken und Zweifeln ein Ende gemacht; er mußte nun handeln, grade und ehrlich handeln, und zwar ohne weiteren Aufschub. Martha Hoyer erwartete jetzt eine offene Erklärung und sie hatte ein Recht, sie zu erwarten. Er wollte sie geben, schriftlich geben, denn wieviel hatte er zu sagen, wie viele Fragen aufzuwerfen, wie viele Erklärungen abzugeben, wie viele Bedenken und vielleicht auch Vorurtheile aus dem Wege zu räumen! Das war mündlich nicht möglich, und es war ihm lieb, daß ihm die Umstände eine briefliche Erklärung aufnöthigten und die mündliche ausschlossen.

Es war ihm garnicht bange vor diesem Brief; sollte es doch kein Brief voll diplomatischer Reserven, voll studirter Kunstgriffe werden, sondern eine gewissenhafte Beichte all' seiner Skrupel und Bedenklichkeiten, ein Ausströmen des lange unterdrückten und niedergehaltenen Gefühls. Nichts, nichts wollte er ihr verheimlichen, nichts vertuschen und bemänteln, nichts färben und fälschen; er wollte sich geben, wie er war und er hatte das stolze Vertrauen, daß sie ihn so, wie er war, inniger lieben würde, als hätte er ihr ein gefälliges Phantasiebild vorgeführt. Wie er sich diese stille Martha dachte, ließ sie sich überhaupt nicht täuschen und durchschaute mit scharfem Blick jeden Versuch, ihr für die lebenswarme Wirklichkeit einen schönen Schein zu geben. Es kam ihm, als er im Geiste diesen lösenden und bindenden Brief sich entwarf, der Einfall, zu prüfen, ob sich nicht alle Phasen seiner Neigung für Martha in dem Heftchen spiegelten, das seine in M. entstandenen Gedichte enthielt; es zog ihn mit Allgewalt zu diesen Versen, und als er das kleine Heft durchblätterte, lagerten sich bald tiefe Schatten auf seinem Gesicht, und leise zuckte es um die Mundwinkel, bald huschte ein Lächeln, ein fast übermüthiges Lächeln über seine Züge. Was hatte er da nicht alles zusammengezweifelt und zusammengegrübelt und wie thöricht war er doch oft gewesen, welche unnöthigen Schmerzen hatte er sich so recht geflissentlich bereitet! — Sich allein? Wer wußte denn, ob nicht auch Martha gelitten hatte — durch seine Schuld? Möglich, daß sie ihn, wußte sie erst alles, einen Kleinmüthigen schalt, daß sie ihn neckte und ihm liebevolle Vorwürfe machte. Nun, er wollte alles ruhig über sich ergehen lassen und ihr seine Zweifel abbitten, und mußte sie ihm dann nicht gern und willig vergeben, wenn sie alles reiflich erwog und sich in seine Lage dachte? Und er schloß in dieser Nacht kein Auge, denn ein liebes Traumbild wich nicht aus seiner Seele. Er saß vor Martha auf einem Tabouret und sie hob sein von tiefer Schamröthe gefärbtes Gesicht am Kinn in die Höhe und strich ihm die Locke aus der Stirn und hob scherzhaft drohend den Zeigefinger und sagte leise und innig: „Und das alles hast du von deiner armen Martha denken können, du schlimmer, argwöhnischer, ungerechter — lieber Mann? Wenn ich das gewußt hätte! Ich hätte dann doch vielleicht Mittel und Wege gefunden, dich vor deinen Zweifeln zu retten und wir hätten nicht solange Verstecken mit einander gespielt und einander nicht so lange und so bitter gequält!"

„Morgen schreibe ich! Den wichtigsten Brief meines Lebens!" Das war der Gedanke, mit dem Wolfgang einschlief, als der Wintertag bereits graute. Wie freute er sich auf diesen Brief!

Martha würde wohl Mühe gehabt haben, sich am nächsten Morgen mit gleicher Klarheit Rechenschaft über ihre Gedanken in jener Nacht abzulegen, wie dies Wolfgang gekonnt hätte. Es stürmte und wogte in ihr von Glück, von unaussprechlichem Glück, das sie nicht zu fassen vermochte; sie wagte es nicht, das Wort auszusprechen, das vor ihren Ohren sang und klang, das süße Wort: „Er liebt mich!" War es ihr doch, als müßte ihr das Herz zerspringen vor Jubel, wenn sie die scheue, glückselige Ahnung in Worte faßte: „Ist es denn möglich, kann es denn sein?" Hundert und hundertmal wiederholte sie sich die Frage und schauerte noch in der Erinnerung zusammen unter der leisen Berührung von Wolfgangs Hand, und alle die öden, freudlosen Jahre ihrer Jugend waren wie ausgelöscht und vergessen. Was nun kam — sie hatte nicht den Muth, es auszudenken, aber so, wie es gewesen war, konnte es doch nimmer wieder werden, und ein Jugendgefühl, wie sie es noch nie empfunden, durchströmte ihre Adern, und sie lächelte träumerisch bei dem Gedanken, daß sie vor Jahren, als sich an ihren Schläfen die ersten weißen Härchen zeigten, in müder Resignation ihrer Jugend Lebewohl gesagt hatte. Nun wußte sie, daß ihr mindestens ein heißer Spätsommer und ein milder, sonniger Herbst beschieden war, und mit überströmender Zärtlichkeit flüsterte sie Wolfgangs Namen und fragte:

„Morgen, morgen! Was wird dieses ‚Morgen' bringen?" Das Glück, das für sich zu begehren und zu hoffen sie längst verlernt? Sollte sie dies Jahr zu Weihnachten die Glücklichste im ganzen Hause sein? Und sie hatte doch kaum daran gedacht, daß das liebe Fest so nahe war, hatte sie sich in diesen Tagen doch immer doppelt einsam und verlassen gefühlt. (Fortsetzung folgt.)

Saint Denis

Hier ist die Königsgruft. Entgegenschaut
Ein Zerrbild mir aus den vergangnen Tagen;
Der Zorn des Volkes hat sie einst zerschlagen,
Die Langmuth wieder aufgebaut.

König Dagobert, Nanthilde, Fredegund,
Ludwig IX., seiner Enkel Reihe, —
Die Särge deutet mit erborgter Weihe
Des Führers gutgeschulter Mund.

In Pracht, wie sie gelebt, mit allem Tand,
Mit Kronen, Szeptern, Mänteln, Ring und Ketten,
So ließen sie im Tode sich noch betten,
In Stein sich hau'n von Künstlerhand.

Der Führer leuchtet, denn die Finsterniß
Schleicht frühe durch der Glasgemälde Ritzen, —
Ein reicher Marmor! Falten, Blümchen, Spitzen, —
O Scheusal, Weib de Medicis!

Doch laßt sie glänzen, prunken. Nicht mehr soll
Entfachter Grimm zerbrechen diese Steine,
Zerstreu'n im Wind die Schädel und Gebeine,
Ein jedes Grab sei ruhevoll!

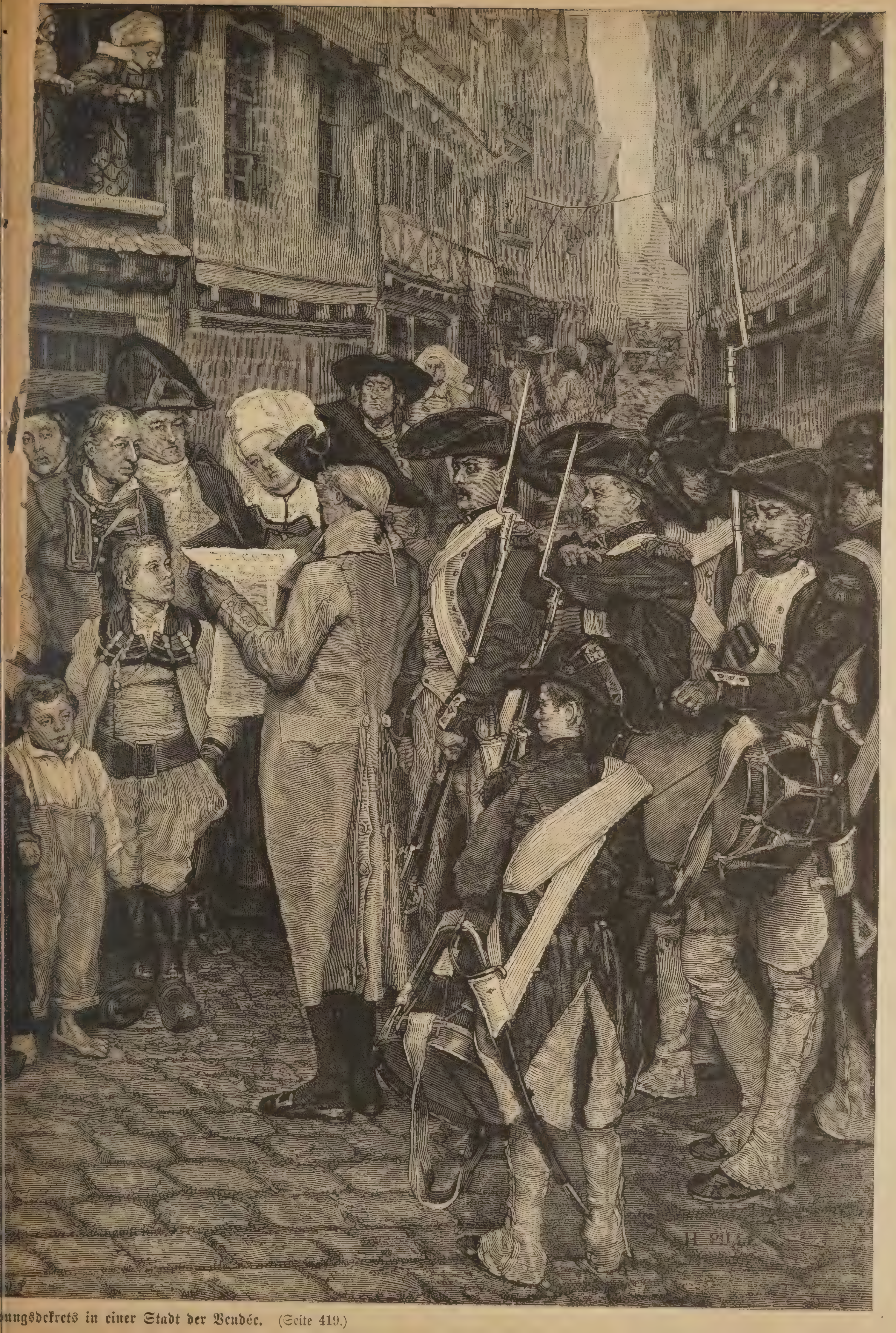
Wenn einst, wie ich, ein fremder Wandersmann
Nach tausend Jahren diesen Raum durchschreitet,
Im Dämmerlicht von einem Mann begleitet,
Dann spricht ihn dieser also an:

Hier ruhen Leiber, Kön'ge einst genannt;
Zwei oder dreie, sagt man, thaten Rechtes,
Gar viele nichts, die übrigen nur Schlechtes.
Die Namen sind mir unbekannt.

Theodor Curti.



Die Verlesung des vom Konvent erlassenen Aush



ungsdekrets in einer Stadt der Vendée. (Seite 419.)

Alte Probleme in modernem Gewande.

II. Der Homunculus.

Ein anderes Problem, dessen Lösung heute noch gesucht wird, ist die Herstellung des homunculus*). Manchem wird freilich auf den ersten Anblick die Schwierigkeit, eine Analogie zwischen heute und damals zu erkennen, noch größer erscheinen als vorhin, denn wer wird heute noch daran denken, einen homunculus zu machen? Allerdings wird niemand seine Zeit verschwenden, in der Retorte ein lebendes Wesen herzustellen, aber viele Forscher und darunter Männer von bedeutendem Namen forschen heute noch dem nach, was die Alchymisten suchten, wenn sie vor ihrem Ofen saßen und auf den Moment warteten, wo sich die Dämpfe in ihrer Retorte zum lebenden Wesen verdichten würden, nur nennt man es heute die Erforschung des Uebergangs von der unorganischen zu der organisirten lebenden Natur. Und gerade hier ist die Analogie unverkennbar: Der Unterschied zwischen der Herstellung eines homunculus und dem Auffinden des Punktes, wo die Atome zum lebenden Eiweiß sich gruppiren, ist nicht so groß, wenn man bedenkt, daß alle heute lebenden Organismen aus einer oder einigen wenigen eiweißartigen Verbindungen hervorgegangen sind.

Von der definitiven Lösung dieses Problems sind wir zwar auch heute noch weit entfernt, dagegen haben unsere Kenntnisse und Anschauungen solche Erweiterung erfahren, daß wenigstens die Hoffnung auf eine endgiltige Lösung nicht unberechtigt erscheint, welche Hoffnung auch der berliner Physiolog Dubois-Reymond theilt, indem er es „für ein Mißverständniß hält, in dem ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden etwas Unbegreifliches zu sehen, etwas anderes, als ein zwar schwieriges, aber aufzulösendes mechanisches Problem.“

Zunächst hat die Chemie schon längst die starre Schranke niedergerissen, welche früher das Unorganische von dem Organischen trennte; viele sogenannte organische Verbindungen, welche in dem lebenden Körper von Pflanzen und Thieren gebildet werden und deren künstliche Darstellung man noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich hielt, werden heute in den chemischen Laboratorien aus den Elementarstoffen zusammengesetzt, wie: Harnstoff, Blausäure, Milchsäure, Essigsäure, Salicylsäure, ätherisches Senf- und Bittermandelöl, viele andere ätherische Oele, Alkaloide u. s. w. Wir wissen, daß der lebende Körper nicht einen einzigen Stoff enthält, der sich nicht auch in der unorganischen Natur vorfindet und daß der Tod eines Körpers nichts anderes ist, als das Zerfallen der zusammengesetzten Verbindungen, woraus er bestand, in einfachere.

Viele heftige und erbitterte Kämpfe wären der Wissenschaft erspart geblieben, wenn man sich allgemein das Denkergebniß Spinoza's zu eigen gemacht hätte, wonach ein prinzipieller Unterschied zwischen todter und lebender Materie garnicht besteht, weil alle Materie belebt ist. Man kann die Eigenschaft des Magnetes, das Eisen anzuziehen, eine Lebensäußerung desselben nennen; durch Zerreiben in einer Schale kann man ihn tödten, wie man einen Organismus durch Zerschneiden in kleine Stücke tödtet. Beim Krystall bemerken wir schon eine Thätigkeit bestimmter Kräfte, die in derselben Substanz, solange sie gestaltlos in Pulverform oder in Auflösung bestand, nicht nachweisbar waren, es fährt keine Kraft von außen in den krystallisirenden Stoff, dessen ungeachtet benimmt sich das neue Individuum in durchaus persönlicher Weise gegen Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus, es bildet in bestimmten Richtungen Kraftgegensätze, Polaritäten aus, deren Wesen uns genau so dunkel ist, wie das der thierischen Lebensäußerungen.

Schon hier finden ganz auffallende und räthselhafte Erscheinungen statt; so vermag der Schwefel je nach der Temperatur, bei welcher er aus dem flüssigen in den festen Zustand übergeht, eine oktaëdrische oder eine prismatische Form anzunehmen. Hängt man zwei dieser Krystalle an feinen Platindrähten in eine übersättigte Lösung von Schwefel in Benzin, so bilden sich um den prismatischen Krystall neue Prismen, um den oktaëdrischen neue Oktaëder, bis schließlich die beiden Krystallmassen zusammentreffen, worauf die oktaëdrische Form unterdrückt wird; wir haben sozusagen schon hier unter Krystallen einen Kampf um's Dasein. Dies beweist, daß auch die unorganischen Körper durchaus nicht des einheitlichen Zusammenwirkens innerer Kräfte entbehren, daß der individuellen Ausgestaltung schon in der unorganischen Natur ein innerlicher, nach außen zurückwirkender und von außen beeinflußter Gesammteffekt entspricht, und nur wenn wir uns dessen bewußt sind, kann uns das Verhalten zusammengesetzterer Lebenserscheinungen klar werden.

Das Anpassungsvermögen ist schon in der unorganischen Natur rastlos thätig. Vergleichen wir die Schneeflocken gemeinschaftlicher Entstehung miteinander, so finden wir, daß sie alle einer und derselben oder einigen wenigen nahestehenden Formen angehören, während die des nächsten Wintertages vielleicht ganz anders gebaut sind. Daraus müssen wir schließen, daß jede dieser vergänglichen Gestalten der genaue Ausdruck besonderer Mischungsverhältnisse von Feuchtigkeit, Bewegung, Druck, Temperatur, Beleuchtung, elektrischer Spannung, chemischer Zusammensetzung der Luft u. s. w. sein wird, wie sie bei ihrer Bildung gerade vorherrschten; mit einer Vielseitigkeit der Idee, um die sie ein Musterzeichner beneiden könnte, tritt so bereits das innere Vermögen der einfachsten Verbindung, die wir kennen, des Wassers, den gestaltenden Einflüssen der Außenwelt entgegen.

Sehr schön und treffend sagt ein berühmter Naturforscher: „Da, wo die Griechen die lebensmüden Schatten der Unterwelt hinversetzten, dämmert abgewendet vom Lichte die erste Morgenröthe der organischen Schöpfung, die todte Substanz kämpft gegen das mechanische Gesetz der Schwere, sie wächst zu Formen, die wir Krystalle nennen. Die Natur macht keine Sprünge, sie vermittelt, so weit es nur möglich ist, und Krystalle bilden die Brücke, welche das Todte mit dem Lebendigen verbindet, auch sie entstehen, wachsen und vergehen. Vieles hat sich in der Vorzeit gebildet, was heute die Erde nicht mehr hervorbringen kann, manche Edelsteine und Krystalle gibt es, deren Entstehungsbedingungen ebenso räthselhaft sind und ebensowohl aufgehört haben, wie diejenigen mancher vorweltlichen Thiere, andere bilden sich noch heute und wachsen tief unter der Erde durch Jahrhunderte fort, wie Bergkrystalle, Stalaktiten, Erze und selbst gediegene Metalle.“

Diese schimmernde Vegetation der Gnomen und Zwerge war es, welche die alten Chemiker wieder zu erwecken suchten in hübschen Experimenten, welche sich zum Theil heute noch sehen lassen können, wie das Wachsen des Bleibaumes und des Dianabaumes. Mit athemloser Spannung saßen sie vor dem Glase, in welchem sich ein solches mysterium naturae oder miraculum artis*) vollzog und beobachteten das allmähliche Wachsthum der Metallvegetation mit inniger, kindlicher Freude. Damit noch nicht zufrieden gingen sie weiter und wollten mit Hilfe ihrer spagyrischen Kunst**), wie sie es nannten, sogar ein lebendes, allwissendes Menschlein ohne Zuthun einer anderen Mutter, als der Chemie, in einer Phiole zu Wege bringen, welche zur Erlangung der dazu erforderlichen gleichmäßigen Wärme in den Bauch eines Pferdes oder wenigstens in Pferdemist verborgen wurde.

Paracelsus gibt ausführlich an, wie das Unternehmen anzufangen sei; wenn das Geschöpfchen sich gebildet habe, höre man plötzlich einen feinen Schrei im Glase, dann müsse es sorgsam mit Menschenblut gesäugt werden, bis es erstarke; mit der Zeit werde es dann die auf seine Erzeugung verwendete Sorgfalt reichlich lohnen durch immer bereiten Rath und allgemeines Wissen; aber nur unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen könnten derartige große Werke gelingen, unter fortwährenden Anrufungen des Himmels und unter Gebeten, um den frevelhaften Versuch, die Geheimnisse Gottes nachzuahmen, zu sühnen.

Heute sind die Chemiker bescheidener geworden; zwar gibt es noch immer Forscher, welche die generatio aequivoca (elternlose Urzeugung) experimentell zu beweisen suchen und wenn auch keinen homunculus, so doch Bakterien und Vibrionen zu erzeugen hoffen, bisjetzt aber vergebens; dagegen hat man neuerdings auf einem andern Wege der Lösung des Problems näher zu rücken gesucht; es gelang nämlich, in Salz- und Leimlösungen unorganische Zellen herzustellen und an diesen wenigstens zu zeigen, daß die Vorgänge der Zellbildung auf mechanische Gesetze rückführbar sind. Auch hat man Krystalloide dargestellt, indem man künstlich erzeugte Kohlenstoffverbindungen zum Krystallisiren brachte. Krystall-

*) Menschlein, das man chemisch zu erzeugen suchte.

*) Mysterium naturae heißt Geheimniß der Natur, und miraculum artis Wunder der Kunst.

**) Andere Bezeichnung für Alchemie.

oide sind mikroskopische Eiweißkrystalle, welche sich in vielen Zellen bei Pflanzen und Thieren finden und sich zwar auf die mathematischen Formen der unorganischen Welt zurückführen lassen, aber von krummen Flächen begrenzt sind. Dieses Heraustreten aus der starren Gebundenheit bedeutet offenbar einen Uebergang von den Krystallen zu den Formen der belebten Natur und hat, wie es scheint, seinen Grund in der ganz besondern Natur des Kohlenstoffs, wovon schon der Diamant (bekanntlich reiner Kohlenstoff) Zeugniß ablegt.

Auch dieser Fürst der Edelsteine ist nämlich von gebogenen Flächen begrenzt, woraus man geschlossen hat, daß er durch organische Prozesse auf ähnliche Weise wie die Krystalloide entstanden und das Endprodukt der Zersetzung einer frühesten organischen Bildung sei. Die eigenthümliche Natur des Kohlenstoffs hat man auch auf anderem Wege schon längst erkannt; kein anderes Element besitzt in solchem Grade die Fähigkeit, mit andern Elementarstoffen die verwickeltsten, aber auch wieder leichtest zersetzlichen Verbindungen einzugehen. Die Fähigkeit dieser Verbindungen, sich so mannigfach zu verwandeln und unter Mitwirkung des Wassers und des Sauerstoffs der Luft innere Wechselwirkungen hervorzubringen, ist es, was die Möglichkeit so unendlich verschiedener Verbindungen in sich schließt, und worauf in letzter Instanz die Summe der Prozesse und Erscheinungen, welche wir Leben nennen, zurückzuführen ist. Der Kohlenstoff fehlt keiner organischen Verbindung; die moderne Chemie stellt ihn bei ihren Formeln in die Mitte, um zu zeigen, wie die andern Elemente sich um ihn herumlagern; auch im lebenden Organismus bildet er das Band, welches die übrigen Elemente zusammenhält, beim endlichen Zerfallen derselben bleibt er als der letzte auf dem Platze und legt als Anthracit oder Steinkohle noch Zeugniß ab von den großartigen Bildungen längst entschwundener Zeiten!

Ein schlagender Beweis dafür, daß das Leben nichts ist, als ein mechanischer Prozeß, ist die Thatsache, daß viele, selbst höhere Organismen durch einfache Entziehung von Wasser oder Wärme Wochen oder Jahre lang des Lebens beraubt und durch Zuführung der fehlenden Bedingungen dem Leben wieder zurückgegeben werden können. Die Natur führt dieses Experiment oft genug aus an Pflanzen und Thieren, an Keimen und Eiern, wenn sie im Sommer den organischen Staub austrocknet und nach wochenlanger Dürre durch befruchtenden Regen wieder belebt. Aber nicht blos niedere Organismen, wie Infusorien, Pilze und dergleichen können dutzende und hunderte mal austrocknen oder gefrieren und nach dem Befeuchten oder Erwärmen wieder aufleben, auch Frösche z. B. können zu steinharten Eisklumpen gefrieren, so daß nicht mehr das geringste Lebenszeichen vorhanden ist und auch durch die stärksten Reize ihnen nicht entlockt werden kann und doch leben sie nach langsamem Aufthauen lustig weiter. Viele Fische, namentlich der Blei, die Karausche, der Hecht u. a. werden in gefrornem Zustande versendet und gefroren in die Teiche gesetzt, wo sie aufthauen und leben; nur muß die Erwärmung langsam und allmählich geschehen, wie bei gefrorenen Pflanzen, von denen allgemein bekannt ist, daß sie bei langsamem Aufthauen keinen Schaden erleiden, sondern weiter leben, obgleich während des Gefrorenseins jede Lebensthätigkeit völlig aufgehoben war.

Wenn wir somit im Stande sind, durch bloße Entziehung von Wärme oder Wasser auf beliebig lange Zeit das Leben völlig aufzuheben, durch Zufuhr dieser Agentien aber es wieder hervorzurufen, so bleibt natürlich für eine besondere Lebenskraft, welche immer noch in so vielen Köpfen spukt, kein Winkel mehr, in den sie sich flüchten könnte.

Wer überhaupt weiß, daß kein fundamentaler Unterschied besteht zwischen unorganischer und organischer Natur; wer bedenkt, daß die gewöhnlichsten Vorgänge der Chemie bei Bildung und Auflösung der einfachsten Verbindungen unerklärt bleiben, wenn wir nicht der Materie an sich schon Denkvermögen zuschreiben, wenn wir nicht annehmen, daß die einzelnen Atome schon den Willen und die Fähigkeit besitzen, sich zueinander hin und voneinander fortzubewegen; wer die Krystallisationserscheinungen in ihrem Wesen betrachtet, wie schon die Krystalle gewissen innern Bildungsgesetzen folgen und die Krystalloide einen offenbaren Uebergang von den Krystallen zu den Formen der belebten Natur bilden, für den ist der Uebergang von der „unbelebten" Natur zu der „belebten" kein so gewaltiger Sprung, nur darf man nicht, was so häufig theils aus Unkenntniß, theils aus Absicht geschieht, der unbelebten Welt einen höheren Organismus gegenüberstellen, wie es z. B. Infusorien, Eingeweidewürmer oder selbst schon die Zellen sind, sondern man muß Verbindungsglieder suchen in dem Reich der **Protisten**, einer erst seit kurzem entdeckten Klasse von Wesen, welche zwischen dem Pflanzen- und Thierreich in der Mitte stehen. Es sind dies meistens Organismen, welche diesen Namen noch garnicht verdienen, weil sie gar keine Organe besitzen; der ganze Körper besteht aus einem zähflüssigen Schleime, man kann sagen aus nackten lebendem Protoplasma oder Eiweiß, welches auch bei den höheren Organismen den eigentlichen Träger der Lebenserscheinungen bildet: alle andern Verbindungen, die Zellhäute, Knochen u. s. w. sind sekundäre Produkte des in den Amöben, Moneren, Rhizopoden und anderen Protisten in seiner ursprünglichsten Gestalt auftretenden Protoplasma. Schon auf dieser niedern Stufe antwortet dasselbe auf gewisse Reize durch Zusammenziehen und Bewegung; in dieser einfachsten Form hat es sich noch keine Organe geschaffen, es ist gleichzeitig Haut und Magen, Hand und Fuß. Nach beliebigen Richtungen stößt der Schleimklumpen mehr oder weniger dicke und lange Fäden, sogenannte Pseudopodien oder Scheinfüße aus, um Nahrung heranzuziehen und sich von der Stelle zu bewegen; findet sich etwas in der Nähe, so umfließt die halbflüssige Masse den Bissen und nimmt durch einfache Auffangung die zur Ernährung brauchbaren Stoffe auf; die strahlenförmig ausgebreiteten Scheinfüße fließen gelegentlich wieder zusammen und ziehen sich alle in die Körpermasse zurück, die nun wieder das gestaltlose Schleimklümpchen von vorher darstellt. Ist durch die Nahrungsaufnahme das Individuum über ein gewisses Maß hinausgewachsen, so zerfällt es in 2, 4 oder mehr Stücke, die nun auf eigene Faust weiterleben. Dies ist die einfachste und ursprünglichste Vermehrungsform der Lebewesen, und das Studium der niedersten Pflanzen und Thiere hat unzweifelhaft ergeben, daß alle die so wunderbaren und sinnreichen Einrichtungen, welchen wir zu diesem Zweck in den höhern Abtheilungen des Pflanzen- und Thierreichs begegnen, durch fortschreitende Arbeitstheilung aus jener ursprünglichen Form allmählich hervorgegangen sind.

Die generatio aequivoca ist somit zwar noch nicht experimentell bewiesen, allein die Annahme der freiwilligen Entstehung lebender organisirter Materie aus unorganischem Stoff ist einfach eine logische Konsequenz des Darwinismus, vollständig ebenso berechtigt und nothwendig, als es die Annahme des einstmaligen, feurig-flüssigen Zustandes unserer Erde ist, wozu uns astronomische und geologische Beobachtungen und Thatsachen zwingen.

Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient.

Von **A. Bebel.**

Die Vorgänge der letzten Zeit in der europäischen Türkei, wo allem Anschein nach ein Reich von tausendjährigem Bestand den Todesstoß versetzt bekommt, lenken die Aufmerksamkeit Westeuropas wieder auf den Orient. Nicht ohne ein tiefes Mitgefühl kann man den Untergang eines Reiches beobachten, das in seiner Blüthezeit ein Pfleger und Mehrer der Kultur war, der Anreger, welcher dem, nach dem Zerfall des west-römischen Reichs in tiefe Barbarei gefallenen, von einem unduldsamen, fanatischen und kulturfeindlichen Priesterthum beherrschten Westeuropa wieder die Wege öffnet, durch die es allmählich seine gegenwärtige Kulturstufe erlangte.

Das weite Reich des Islam, als dessen persönliches Oberhaupt seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Padischah (Sultan) der Türken angesehen wird, nahm in den ersten drei Jahrhunderten seines Bestandes, nämlich vom siebenten bis zum zehnten, einen überraschenden Aufschwung. Auf fast allen Gebieten menschlicher Thätigkeit wurden Resultate gezeitigt, die vollste Anerkennung verdienen und in starkem Kontrast zu dem damaligen Kulturzustand aller übrigen Völker des christlichen Europa standen. Und wenn auch mit dem 10. Jahrhundert ein rascher Verfall sich zeigte, so hat diese hohe Entwickelung doch noch lange nachgewirkt und zeigt sich in etlichen Ausläufern bis in die Gegenwart, wo

manche Seite des Volkslebens sich in schönrer Weise offenbart, als die zur Mode gewordene Anschwärzung orientalischen Lebens glauben machen will.

Infolge der Kreuzzüge und der späteren Einfälle und Eroberungen der Türken in Europa, aus welchen eine lange Reihe von Kämpfen folgte, die zeitweilig ganz Europa erschütterten und erschreckten, hat sich, eifrig gefördert durch religiösen Fanatismus, die Mythenbildung in Bezug auf den Orient der weitesten Volkskreise bemächtigt, und die daraus erwachsenen Vorurtheile machen es heute gewissen Gewalthabern leicht, die Abschlachtung eines ganzen Volkes kalten Blutes vorzunehmen.

Die Kulturhistoriker haben sich, namentlich in den zwei letzten Jahrzehnten, jedenfalls angeregt durch das Interesse, welches die endliche Lösung der sogenannten Orientfrage in der ganzen zivilisirten Welt erweckte, mit Vorliebe auf das Studium der Kulturentwicklung des Orients geworfen, und es sind daraus eine ganze Reihe von Werken hervorgegangen, die viel Licht verbreiteten, große Ueberraschung bei ihren Lesern hervorriefen und die gehegten Vorurtheile stark in's Schwanken brachten.

Zu den besten derartigen Werken gehört die „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen", die Herr A. v. Kremer vor einigen Jahren (1875) in Wien erscheinen ließ. Das Werk beruht auf gründlichem Studium der Quellen und auf vielfacher persönlicher Anschauung von Land und Leuten, wie sich beide heute zeigen; zudem hat der Verfasser vor allem begriffen, daß das Studium der sozialen Zustände einer Epoche, verbunden mit dem der Natur des Landes, die Hauptbedingung zur richtigen Beurtheilung der Erscheinungen und Ereignisse ist.

Es liegt nicht in unserer Absicht den Lesern der „Neuen Welt" hier eine umfängliche Darlegung der Kulturentwicklung des Orients zu geben, so wichtig und so lehrreich das auch sein dürfte*), wir wollen uns nur auf ein Gebiet jener Kulturentwicklung beschränken, das aber hinlänglich zeigen dürfte, wie begründet die obigen Andeutungen über die hohe Entwicklung des Orients im Mittelalter sind. Das genannte Werk des Herrn v. Kremer ist es, dem wir dabei im wesentlichen folgen.

Das Geistesleben eines Volkes prägt sich ganz besonders aus in der Richtung, welche die Dichtkunst, die Poesie, nimmt. Im Dichter inkarniren und konzentriren sich die Ideen, welche ein Zeitalter bewegen, er formulirt in zum Verstand wie zum Gemüth sprechenden Worten die Wünsche, die Hoffnungen und die Klagen des Volks oder einzelner Glieder desselben. Das ist der Grund, warum die gebundene Sprache des wahren Dichters stets einen solch' bedeutenden Einfluß übt. Dieser Einfluß ist nirgends größer als unter Völkern von starker Phantasie und leicht erregbarem Blute, zu denen die orientalischen Völker zunächst gehören.

Die Wiege des Islam ist Arabien. Dort und zwar in Mekka, der heiligen Stadt, war es, wo Mohamed zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, als er sich bereits im 40. Lebensjahre befand, seine Visionen bekam, die ihn bestimmten, der Gründer einer neuen Religion zu werden. Die neue „Offenbarung" war ein Gemisch von Juden- und Christenthum, die er beide durch fleißigen Umgang mit ihren Anhängern kennen gelernt und mit den überlieferten religiösen Anschauungen seiner Landsleute, namentlich in Verbindung mit der Verehrung des heiligen Steines in der Kaaba zu Mekka, zu einem religiösen System vermengte, das den sozialen Bedürfnissen seiner Landsleute entsprach**). Anfangs fand der neue Prophet nur wenig Anklang, dagegen um so heftigere Bekämpfung durch seine eignen Verwandten, die Koraischiten in Mekka, welche fürchteten, daß die schönen Einnahmen, die ihnen der Dienst in der Kaaba einbrachte, durch die neue Religion verloren gehen könnten. Erst später, als sie sahen, daß das Gegentheil eintrat, söhnten sie sich mit Mohamed aus und wurden seine eifrigsten Anhänger.

Die Mehrzahl der Araber lebte damals wie heute in einzelnen festgeschlossenen Stämmen auf einem ungeheuren Gebiete zerstreut. Krieg und Raub, Jagd und Liebe waren die Beschäftigungen, um die sich ihr Leben drehte. Nur im Süden und Südwesten Arabiens, im Lande Jemen, wo ein fruchtbarer Boden vorhanden war, hatten verschiedene Stämme sich als Ackerbauer und Handeltreibende seßhaft gemacht; dort war auch, begünstigt durch die Nähe des Meeres, eine Anzahl angesehener Städte entstanden; und hier auf einem Gebiet, das die Verbindung mit Aegypten und Vorderasien einerseits, Indien und der afrikanischen Ostküste andrerseits seit uralter Zeit vermittelte, eine alte und bedeutende Kultur vorhanden. Der ganze mittlere und nördliche Theil Arabiens bildet eine ungeheure Wüste, die nur hie und da von einzelnen fruchtbaren Thälern und bald größeren, bald kleineren Oasen durchsprenkelt ist, welche die Sitze der einzelnen Stämme bildeten, um deren Besitz der Kampf der Stämme unter sich beständig von neuem entbrannte. Doch unternahmen die verbündeten Stämme auch häufig Raubzüge auf weite Entfernungen bis tief in's Syrische und in die Tigris- und Euphratländer oder nach Aegypten. Ein anderer sehr gesuchter Gegenstand ihrer Raubzüge waren die Karavanen, die nach den verschiedenen Ländern und Handelsplätzen mit schwer beladenen Kameelen die Wüste durchzogen und nur unter starker Bewachung mit einigermaßen sicherer Aussicht auf Erfolg ihren Zug unternehmen konnten.

Die Hauptcharaktereigenschaften des Volkes wurden bei dieser Lebensweise Tapferkeit und Kühnheit, verbunden mit großer Schlauheit, die um so nöthiger war, als man in der Regel den Feind auf weiter Ebene urplötzlich überraschen mußte, um des Erfolges sicher zu sein. Auch eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, die Jagd, erforderte dieselben Eigenschaften. Die Raubthiere der Wüste zu erlegen oder die leichtfüßigen Antilopen, den Strauß und die Giraffe oder die Wildkuh zu überlisten und einzuholen, dazu gehörten Muth und Geschick und nicht minder außerordentliche Schnelligkeit der Bewegung. Diesem letzteren Umstand ist die hohe Vervollkommnung geschuldet, welche in Arabien die Pferdezucht erlangte, und die Verehrung, welche der Araber gegen diesen seinen wichtigsten Genossen bei Kampf, Raub und Jagd empfand. Wo Stämme oder Völker beständig im Kampfe liegen, erheischt das beiderseitige Interesse die Aufstellung von Regeln, die keiner gegen den andern, will er nicht als verächtlich und ehrlos gelten, verletzen darf. Dahin gehörte in erster Linie die Schonung des Lebens Unbewaffneter und Großmuth gegen den besiegten Feind. Dagegen wird es als selbstverständlich angesehen, daß der Besiegte mit Weib und Kind, Hab und Gut Eigenthum des Siegers war und die Person nach Belieben gegen Lösegeld losgegeben oder als Sklave verkauft wurde. Krieger, die im Kampf gefangen wurden, durften nach dem Kampf getödtet werden.

Unter der heißen Sonne des Südens fließt das Blut rascher als im kühlen Norden. Die Leidenschaften sind heftiger, und unter ihnen ist das Liebesbedürfniß nicht die geringste. Ein schönes Weib zu rauben, galt dem Araber als der höchste Preis des Kampfes, für ein solches setzte er freudig sein Leben ein. Doch war anständige Behandlung Ehrensache, und die Frau nahm bei den Arabern zu jener Zeit eine ungleich höhere und gerechtere Stellung ein, als dies heute im Orient in der Regel der Fall ist. Die Stellung der Frau sank erst später, als das Haremsleben sich immer mehr entwickelte, und zwar begünstigt durch die fortgesetzten Eroberungszüge, welche stets von neuem Weiber in die Gewalt der Eroberer lieferten und infolge der durch den zunehmenden Reichthum erzeugten Sittenverderbniß, die besonders gefördert wurde durch die Verbreitung widernatürlicher, von unterjochten Völkern, hauptsächlich den Persern, übernommener Laster.

Mohamed wußte seine Religon vortrefflich den sozialen Zuständen seines Landes anzupassen. Die Verpflichtung, die er allen Gläubigen auferlegte, für die Ausbreitung des Glaubens zu kämpfen, hatte ihre sehr angenehmen Seiten. Die großen Vortheile, die er ihnen als Preis des Sieges für dieses Leben in Aussicht stellte, indem er die Vertheilung der Beute derart anordnete, daß nach Abzug eines Fünftels für die Armen und eines Fünftels für die Familie des Propheten, der Rest unter die Sieger gleichmäßig vertheilt wurde, die Herrlichkeiten, die nach

*) Der Verfasser hat die Absicht, in einer besondern Arbeit die Entwicklung des Orients mit Bezugnahme auf den gleichzeitigen Zustand der Civilisation im christlichen Abendland zu beleuchten.

**) Die Kaaba ist das Gebäude, in dessen Mitte sich der heilige Stein eingemauert befindet. Dieser Stein ist von länglichovaler und gewölbter Form, circa sieben Zoll groß und in Silber gefaßt. Der Sage nach stammt er von Abraham, der ihn zuerst hier eingemauert, nachdem ihm ein Engel aus dem Paradies denselben gebracht. Der schwarze Stein soll selbst ein Engel sein, der Adam im Paradies bewachen sollte, da er sich aber dieses Auftrags bekanntlich sehr mangelhaft entledigte und Adams Sündenfall zuließ, zur Strafe von Gott in einen Stein verwandelt wurde. Aber am Auferstehungstage soll der Stein wieder zum Engel werden und dann den frommen Pilgern, die ihn besucht und geküßt, als Zeuge dienen. — Die Kaaba zu Mekka war schon lange vor Mohamed und zwar seit uralter Zeit ein Wallfahrtsort, zu dem die Völker Asiens aus weitester Ferne wallfahrteten. Die natürlichere Erklärung für das Ansehen des heiligen Steines ist, daß derselbe als Meteor unter feurigem Glanze herniederstürzte und von Hirten gesehen wurde, die seine ihnen übernatürlich erscheinende Herkunft zur Anbetung bewegte, und daß dann im Laufe der Zeit sich die Mythe weiterbildete.

seinen Zusicherungen ihrer harrten, wenn sie im Kampfe fallend in das Paradies eingingen, wo ewige Lust und Heiterkeit herrschte, schwarzäugige Huris*) von blendend weißer Hautfarbe sie bedienten und mit ihnen scherzten und sie liebkosten, das waren Reizmittel, denen die tapferen und liebesüchtigen Söhne Arabiens nicht widerstehen konnten.

Zwar ließ sich anfangs die Prophetenlaufbahn Mohameds schwierig genug an, aber nachdem es ihm gelungen war, festen Fuß zu fassen und namentlich die Koraischiten in Mekka, zu deren Familie er gehörte, für sich zu gewinnen, breitete sich der neue Glaube, gestützt auf das Schwert, gewaltig rasch aus, und in wenigen Jahrzehnten waren fast sämmtliche Stämme Arabiens unter der Fahne des Propheten vereinigt, um innerhalb zweier Jahrhunderte ein Reich zu begründen, das an Macht und Umfang das alte römische Reich übertraf, an Glanz ihm gleichkam.

Im Laufe eines Jahrhunderts wurden die an Mäßigkeit und Bedürfnißlosigkeit gewöhnten Söhne der Wüste die herrschende Klasse des weiten Reichs, reiche und mächtige Gebieter, umgeben von dem denkbar höchsten Luxus. Handel und Gewerbe blühten, der Ackerbau und die Gartenkunst erreichten die damals höchst mögliche Vollkommenheit und daneben sorgten zahlreiche Fachschulen mit umfänglichen Bibliotheken für das geistige Bedürfniß der Glücklichen. Im christlichen Abendland wurde um jene Zeit alles, was altklassische Literatur und Bildung betraf, wüthend verfolgt und vernichtet, im mohamedanischen Orient stellte sich der Chalif, das oberste weltliche und kirchliche Haupt des Mohamedanismus, häufig an die Spitze der Bildungsbestrebungen, und Gelehrte, ohne Rücksicht auf ihren Glauben, insbesondere Christen und Juden, lehrten und disputirten in freiester Weise und hatten häufig die wichtigsten Staatsstellen und Vertrauensposten inne.

Diese verschiedenen hier kurz geschilderten Entwicklungsstufen fanden in der Poesie des Volkes ihren prägnanten Ausdruck.

In der ersten Periode der Entwicklung war es die Naturpoesie, welche in der schönsten und ansprechendsten Weise zum Ausdruck kam. Auch die Wüste hat ihr Großartiges und Geheimnißvolles. Naturerscheinungen der seltsamsten Art, darunter die bekannte Fata Morgana, jene Luftgebilde, die dem einsamen Wanderer in dem endlosen Meere von Sand plötzlich lachende Landschaften und glänzende Städte vorzaubern, üben ihren Einfluß auf die Phantasie und das Gemüth des Menschen. Schauder erfaßt ihn, wenn er, seine Wege ziehend, überall auf thierische und menschliche Gebeine stößt, die, von der Sonne gebleicht, die Reste der Opfer sind, welche der Ermüdung, dem Hunger und Durst oder den gewaltigen Sandstürmen, die, unter dem Namen „Samum“ bekannt, ganze Karawanen verschütten, oder den Raubthieren oder den Ueberfällen des Feindes zur Beute fielen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jungfrauen, welche die Seligen im Paradiese erwarten.

Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Fiume.

Von Dr. **Max Trausil.**

(Fortsetzung.)

Die Vorstellungen begannen diesmal ausnahmsweise nicht mit „Troubadour“, sondern mit „Luzia von Lammermoor“, welche Oper ein Bruder des Komponisten Donizetti, ein kaiserlich türkischer Stallmeister, nicht ohne Geschick dirigirte. Die frischen Stimmen und das abgerundete Zusammenspiel gefielen nicht übel dem aus allen Nationen Europas zusammengewürfelten Publikum, dessen Hauptkontingent das diplomatische Corps und die Seeleute bildeten. Der ersten Logenrang, wo sich Stern an Stern drängte, glich der Milchstraße und im Parterre dominirten die Blaujacken des Meeres. Doch auch die eingewanderten Christen und die mit der Kultur kokettirenden Levantiner strömten in hellen Schaaren zu dem damals in Konstantinopel seltenen Genuß.

Die Sänger und Sängerinnen amüsirten sich, folglich hatten sie keine Zeit heiser zu werden, täglich ein bis zur Decke ausverkauftes Haus, kurz, der Himmel hing voller Geigen und doch nahm dieses Sybaritenthum ein Ende mit Schrecken.

Unserem geizigen Direktor nagte der unterdrückte Grimm wegen des zwanzigprozentigen Einnahmsverlustes an der Lebenswurzel. Magerer konnte er nicht werden, aber sein einziger Lebensfunke, das grünlich-graue Hamsterauge, wurde täglich matter. Er glich einem anatomischen Präparat, und so fand man ihn eines Morgens, den Kassenrapport des verwichenen Tages mit den knöchernen Fingern umkrallt, vor dem feuersicheren Geldschrank auf die Knie gesunken, todt.

Sparsame Opernsänger sind weiße Raben; die meisten leben trotz ihrer hohen Gage von der Hand in den Mund, das heißt, sie stecken alles in den Mund, ohne etwas in der Hand zu behalten, und haben sich einige Batzen in ihrem Säckel eingenistet, so verschlingt sie das Wandern — von einem Wirthshaus zum andern.

Kaum wandert der Wein aus dem gläsernen Haus,
Gleich wandern die Batzen zum Säckel hinaus,
Und wandert der Trank zum Mund mit der Hand,
Da wandert zum Teufel auch Sinn und Verstand.

Deshalb bliesen auch jetzt fast all' meine Kollegen Trübsal, und daß das Theaterschifflein, welches an ihren eigenen Mißhelligkeiten scheiterte, wieder flott wurde, verdankten wir nur der Liebenswürdigkeit des österreichischen Internuntius (Gesandten) Grafen von Prokesch-Osten, der seinen ganzen offiziellen Apparat in Bewegung setzte, um mit der Einnahme von drei Subskriptions-Konzerten der führerlosen Operistentruppe die Reise nach der Heimath zu ermöglichen. Chor und Soli kehrten, mit reichlichem Reisegeld ausgerüstet, auf einem österreichischen Lloyddampfer nach Italien heim und die böhmischen Mitglieder des Orchesters spielten sich im wahren Sinne des Wortes über Adrianopel, Kasanlik und Widdin in die geordneten Zustände des Abendlandes zurück. Nur der Souffleur und meine Wenigkeit blieben in Konstantinopel.

Als der unverbesserliche Trunkenbold, Souffleur Piccini, sein Reisegeld in Gesellschaft französischer Chansonettensängerinnen in Paris' Lasterhöhlen bis auf den letzten Heller verjubelt hatte, war er dreist genug, vom neapolitanischen Konsul eine zweite, womöglich verbesserte Auflage zu verlangen. Der verstand aber den Spaß schlecht und ließ ihn per Schub nach Brindisi, seiner Heimat, bringen.

Auf meinen Entdeckungsstreifzügen durch Galata (Stadttheil von Konstantinopel) lernte ich in einer Matrosenkneipe ein Prachtexemplar von einem Klephten (Theilnehmer am griechischen Befreiungskampf) kennen, der mir den Antrag machte, einen Theil meiner Reise nach Fiume, wohin ich im nächsten Herbste engagirt war, auf seiner Goëlette „Panagia Kimisis“ zu machen, die mit einigen Unterbrechungen nach Sebenico in Dalmatien segelte.

Heiliger Homer! Der Naturzauber des ägäischen Archipels, welchen du mit deinen melodischen Versen verherrlicht, hat mich zur Uebernahme der Dulderrolle des Odysseus bestimmt, aber ich habe es oft genug verwünscht.

Noch einmal stieg ich zur Scheitelfläche des Uferfelsens von Skutari (asiatischer Vorort von Konstantinopel), um das große, prächtige Panorama mit seinen leuchtenden Höhen und gemilderten Tiefen an der Schwelle zweier Welttheile auf mich wirken zu lassen.

Leb wohl, du unvergleichliches Bild mit den dunkeln Gartenflecken und den hellen Palästen verschollener Sultanherrlichkeit, den zahllosen Minarets, die wie Masten aus dem Häusermeere ragen, im Rahmen der alten, verfallenen justinianischen Stadtmauer!

Ich mußte am Bord der „Panagia Kimisis“ übernachten, weil der mit Ausnahme seiner sündigen Kupfernase patriarchalisch aussehende Kapitän Jamakis Argyropulos, ein Hydriote, am andern Tage noch vor Sonnenaufgang den Anker lichten wollte. Beim Einschiffen wäre beinahe mein Koffer in Neptuns unersättlichen Rachen gefallen. Es war zwar nicht viel daran, aber mein Alles. Am Bord salutirte die ganze Mannschaft, bestehend aus dem Kapitän und zwei Matrosen, seinen Enkeln. Die Einrichtung

des Fahrzeugs war echt griechisch, nicht sonderlich rein, aber behaglich. Beim Betreten der einzigen Kajüte machte ich die unangenehme Entdeckung, daß ich sie mit einer türkischen Familie, bestehend aus einem Vater, drei Müttern und sechs Kindern, theilen mußte. Die Kinder, glücklicherweise der Heulperiode entwachsen, spielten um den Vater, der auf dem einzig vorhandenen Möbel, einer Schilfmatte saß, sein Nargileh (Wasserpfeife) rauchend, und mich, wie es schien, sehr unangenehm überrascht, mit scheelen Blicken ansah. Jedenfalls hatte ihm der schlaue Janakis meine Mitreise nicht mitgetheilt, sonst hätte sich sicher der eifersüchtige Türke den ungläubigen Störer des Hausfriedens verbeten. Kaum murmelte ich mein Salem (Gruß), als in einer Teppichspalte drei bis an die Nase verhüllte Frauenköpfe auftauchten, um den Franken neugierig zu mustern. Soviel mich der Yaschmak (Kopftuch) beurtheilen ließ, gehörten sie nicht zu den schönsten Exemplaren der Evastöchter. Auf einen Wink des gestrengen Gemahls verschwanden sie hinter der provisorischen Schutzwand des Haremliks (Frauengemach). Der arme Muselmann, der wie auf einem Ameisenhaufen zu sitzen schien, dauerte mich, und ich beschloß, ihn von meiner störenden Gegenwart zu befreien. Ich stieg hinab in die stygische Nacht zu den Matrosenhängematten, um ein Ruheplätzchen für mein müdes Haupt zu suchen, aber „der Mensch begehre nimmer zu schauen", — eine Nacht in dieser Umgebung könnte selbst der selige Prophet Mohamed von mir nicht verlangen.

Als ich in die Kajüte zurückkehrte, sah ich den Türken in seinem Horvani (Ehrenmantel) mit dem schleppenden, allen Orientalen eigenthümlichen Gang auf und ab gehen. Wahrscheinlich wollte er mir als Beamter imponiren, aber „bange machen gilt nicht". Ich machte kurzen Prozeß, holte mir Hammer und Nägel und konstruirte in einem Winkel der Kajüte vermittelst eines alten Segels und meines Plaids ein die Augen der Türkinnen nicht verletzendes Junggesellenboudoir. Ein dankbarer Blick des Türken und das dreistimmige Kichern seiner Frauen belohnte mein züchtiges Beginnen. Ob ich von Huris (den Jungfrauen in Mohameds Paradies) geträumt habe, kann ich mich nicht mehr erinnern; nur sowohl weiß ich noch, daß ich bei den „Inseln der Seligen" (Prinzeninseln) erwachte. Den Abschied von Konstantinopel hatte ich also glücklich verschlafen, aber trotzdem nichts verloren, denn rings war dichter Nebel, wie er im Oktober in Londons Straßen auch nicht dichter ist. Ueber einigen Erdhaufen, die einst das heilige Ilion gewesen sind, ging die Sonne kaum sichtbar auf. Von der byzantinischen Küste und ihrem Vis-à-vis, der Linie Silivri-Rodosto-Gallipoli, der heutigen Promenadenstation der englischen Flotte, sah ich soviel wie garnichts. Unter einem verfallenen Dardanellenkastell, ich glaube Lampsaki hieß das Eulennest, machte mich der Kapitän auf die Stelle aufmerksam, wo der verliebte Leander vor einigen tausend Jahren beim Durchschwimmen der Meerenge ertrunken sein soll, welches Wagstück, ohne zu ertrinken, Lord Byron, der britische Dichter, kopirte, was um so erstaunlicher ist, als, wie bekannt, der poetische Sonderling ein lahmes Bein hatte.

Im Morgengrauen des andern Tages weckte mich ein Zankquartett, virtuos vorgetragen von einer männlichen und drei weiblichen Zungen. O, du armer dreifach beweibter Moslem! Die türkischen Frauen stehen immer auf dem Kriegsfuß zu einander, aber ihrem Mann gegenüber stehen sie „wie ein Mann".

Besorgt um mein Trommelfell sprang ich auf und eilte an's Deck. Unter steifem Ostwind zog unser Schiff zwischen den Felsklüften der Inseln Imbros und Lemnos.

Wie wenig braucht es in der Luft, um Stimmung und Landschaft zu verändern. Der allwissende Helios entsteigt der strahlenden See. Ich grüße:

Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg', um den grünenden Wald,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühenden Auen erglänzen die wechselnden Farben.

Im Hochgenuß des Schauens vergaß ich die keifenden Weiber, die meinen Schlummer gestört; vergaß die blutdürstigen Springer, mit denen ich mein Lager getheilt; vergaß die bleierne Schwere der vom harten Lager ermatteten Glieder. In der kräftigen Brise tränkte sich allmählich Körper und Geist mit neuem Lebensäther bis in's Innerste.

Zieht man so an den prachtvoll wechselnden Küsten des ägäischen Meeres hin, wird einem ganz von selbst die homerische Götterwelt lebendig und wäre sie noch nicht ausgedichtet, halb unbewußt würde man daran mitschaffen. Nach fast zweitausend Jahren guckt in Griechenland durch die Hülle des heuchlerischen Christenthums mit seinen schwarz verzerrten Heiligen das sinnenfreudige Göttergesindel durch. Auch die Panagia Kimisis (Mariä Himmelfahrt) an unserem Schiffsschnabel hatte eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der schaumgeborenen Liebesgöttin.

Mit einem Ruck wurde ich durch das Erscheinen des Türken in die frömmelnde Gegenwart versetzt. Nachdem er Hände und Füße gewaschen (den Kopf brauchte er nicht zu waschen, das hatten seine drei Weiber besorgt), richtete er sich gegen Mekka, schloß seine Ohren mit den Händen und murmelte eine Sure (Vers) aus dem Koran, wahrscheinlich ohne sie zu verstehen, denn das koranische Arabisch, wesentlich von dem Neu-Arabisch verschieden, hat mit der türkischen Umgangssprache, die wie das Finnisch und Magyarisch turanischen Ursprungs ist, gar keine Aehnlichkeit. Dann kniete er nieder und berührte einige mal mit der Stirn die Erde, resp. die Bretter unseres ziemlich schmutzigen Verdecks, streckte die Arme aus, als wollte er etwas Unsichtbares abwehren, fuhr mit der flachen Linken über das Gesicht und machte nach rechts und links eine Verbeugung, um sich bei den beiden Engeln zu bedanken, welche laut Koran unsichtbar mit ihm gebetet hatten.

Am Abend ankerten wir vor Athos, dem nordöstlichsten der drei Arme der Halbinsel Chalkis.

Der Türke begab sich mit seiner Familie an Land, um mit der Araba, einem sehr primitiven vierrädrigen Vehikel, das ihn schon am Strande erwartete, seine Reise nach Bazar Djedid fortzusetzen, wo er Mudhir (Bürgermeister) war. Obzwar sich unsere Unterhaltung über das „Maschallah" (Gott behüte dich) nicht erstreckt hat, nahm er doch herzlichen Abschied von mir und nöthigte mir einen prächtigen Czibuk (Tabakspfeife) als Andenken auf.

Großartig war der Morgen auf dem langgestreckten Bergsattel. Aus waldverhangenen Schluchten leuchteten helle Gebäude, und lustige Bäche plätscherten durch die Cypressen und Terebinthengruppen oder durch die stillen Waldwiesen, von bunten Rindern belebt, dem Seestrande zu. Die Zeiten des Miltiades und Themistokles, des Darius und Xerxes dämmerten vor mir auf. Hier um das chalcidische Dreizack mit seinen großen Landzungen Pallene, Sithonia und Akte, zwischen dem Kap Pailuri, Trepano und Monte Santo (unserem Ankerplatz), dem lachenden Lemnos gegenüber, scheiterte die persische Flotte. Ein Zufall rettete Griechenlands Freiheit und seine Kultur, welche bis auf den heutigen Tag die Basis unserer geistigen Macht bildet. Wir gebrauchen täglich, und nicht blos die Gelehrten, die reichen Gaben, die uns als ein kaum auszubeutendes Erbe die griechische Kultur hinterlassen hat. Der Denker, der Dichter, der bildende Künstler zumal findet hier nacheiferungswürdige Muster, und gefällig aushelfend bietet die griechische Sprache ihren Wortschatz den praktischen Bedürfnissen des Lebens.

Während die Kaffeesäcke aus- und die Oelfässer eingeladen wurden, theilte mir der nur mit dem Chiton (Hemd) und der Fustanella (Mittelding zwischen Hose und Weiberrock) bekleidete Janakis interessante Daten über den Priesterstaat Athos mit. Wie er so dastand, der rüstige Greis, auf's Steuer gestützt, war er ein unbezahlbares Modell eines Argonauten. Die Wohlgestalt des Leibes und das gefällig Glatte und Schlanke der Bewegung stempelten ihn unwiderleglich zum Nachkommen des Theseus. Und er begann mit dem Tonfall eines Rhapsoden: „Auf diesem zwanzig Stunden langen und durchschnittlich fünf und eine halbe Stunde breiten Stück Erde befinden sich 21 Klöster mit 8000 Mönchen und 500 Anachoreten (Einsiedler). Wie einst die Einwohner von Adrianopel und Saloniki haben auch sie sich schon vor dem Falle Konstantinopels den Türken unterworfen und die Pforte war großmüthig genug, ihnen das zugute zu rechnen und für jährlich nur 24000 Gulden Tribut die Verfassung ihres hierarchischen Staates zu belassen."

„Das hätte ich den siegreichen Barbaren garnicht zugetraut," warf ich ein.

„Der Türke ist ritterlich," erwiederte Janakis, sich eine frische Cigarette drehend und mir die Tabaksbüchse mit dem goldbraunen Latakia (persischen Tabak) reichend. „Er läßt jedermann seine Wege zum Himmel aufsuchen und macht niemals Proselyten, hält auch von den Renegaten nicht viel. Im Frieden kümmert er sich nicht im mindesten um die christlichen Klöster, obwohl er weiß, daß sie die geheimen Herde der Agitation sind. Bricht der Krieg los, so schlägt er die Mönche wie Ratten todt. Mit

diesen da macht er eine Ausnahme, weil er ihnen vor Jahrhunderten das Leben gewährleistet hat."

„Und was trifft die türkische Regierung für Maßregeln, daß ihr die Pfaffenarmee vom Berge Athos nicht über den Kopf wächst?"

Janakis blies zwei mächtige Rauchwolken aus den Nasenlöchern und wies fortfahrend nach rechts: „Ein türkischer Kommissar, der dort in Karyäs wohnt, überwacht die Personalveränderungen und scheidet von Zeit die russischen, bulgarischen und rumänischen Elemente aus, wenn sie eine feindliche Stellung zur Türkei nehmen."

„Wovon leben diese tausende von Faullenzern?"

„Vom Bettel in den umliegenden Ländern, Reliquien und Wundermittelschwindel, Ablaßhandel und Geschenken von Rußland."

(Schluß folgt.)

Die Verlesung des vom Konvent erlassenen Aushebungsdekrets in einer Stadt der Vendée. (Anfang März 1793.) Ungefähr anderthalb Monate sind verflossen seit der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten (21. Januar 1793). Das monarchische Europa, dem der Kopf des französischen Königs als Herausforderung hingeschleudert ist, hat seine ganze Macht zusammengerafft, um die junge Republik zu erdrosseln, dabei rechnend auf Verrath und Aufruhr im Innern Frankreichs. Der Konvent, die Vertretung der revolutionären Nation, organisirt das Aufgebot in Masse; Anfang März wird eine Aushebung von 300,000 Mann dekretirt. Unser Bild (S. 412—413) zeigt uns die Verlesung dieses Dekrets in einem Städtchen der Vendée. Die Zuhörer — theils Einwohner des Orts, theils Bauern aus den benachbarten Dörfern — lassen auf den ersten Blick durch ihren finster-trotzigen oder gleichgiltigen Gesichtsausdruck erkennen, daß die Sache der Republik hier bei den Massen keine Sympathie hat. Der modisch gekleidete Herr zur Rechten ist offenbar ein Adliger; man sieht ihm die verbissene Wuth an: er weiß, daß unter dem Boden ein Vulkan arbeitet, dem durch das Aushebungsdekret des Konvents ein Krater geöffnet werden wird. Er kennt seine Umgebung, er weiß, daß alles bereit ist zum Ausbruch, daß die ganze Vendée, mit Ausnahme der größeren Städte, einig ist im Haß gegen die gottlose Republik, bereit sich zu erheben beim ersten Signal. Und er weiß: das Aushebungsdekret ist das Signal.

Am 10. März 1793 trat das Dekret in Kraft — am 10. März 1793 erhob sich die Vendée. Die Vendée wurde zu einem Dorn im Fleische der Republik, zur blutigsten Episode in der titanischen Epopöe der „großen Revolution", der sie gefährlicher ward, als das vereinigte monarchische Ausland. Hier der Fanatismus einer zur grimmigsten Wuth aufgestachelten Bevölkerung, die ihr „heiligstes Gut": die Religion bedroht glaubt: dort Begeisterung für die neuen Ideen der Freiheit und Gleichheit, unbeugsames, vor keinem Opfer zurückbebendes Pflichtgefühl; hier wie dort Heldenmuth, Todesverachtung, glühende Leidenschaft, die mit jedem Sieg, mit jeder Niederlage wächst — das ist jene mit Blut geschriebene Seite der Geschichte, welche die Ueberschrift trägt: Vendée.

Wie war es möglich, daß es dazu kommen konnte? Wie war es möglich, daß französische Bürger, französische Bauern einen Kampf auf Leben und Tod unternehmen konnten gegen die Republik, welche den französischen Bürgern und Bauern nicht blos die politische Freiheit, nicht blos die politische Gleichberechtigung bot, sondern auch materielle Vortheile, welche in andern Provinzen Frankreichs das Volk um die Fahnen der Revolution schaarten und den eigentlichen Hebel der Revolution bildeten, der ihr zum Siege verhalf?

Im Jahre 1789 stand die Vendée an revolutionärer Gesinnung hinter keinem Theile Frankreichs zurück. Der Adel hatte seinen Einfluß verloren, Bürger und Bauern begrüßten mit Jubel den Fall des mittelalterlichen Feudalregiments. Es wäre ein Leichtes gewesen, sie der neuen Ordnung der Dinge geneigt zu erhalten. Da ließen die Männer der Revolution sich durch den Widerstand, welchen sie bei der katholischen Geistlichkeit fanden, zu unklugen Maßregeln verleiten, welche als Angriffe auf die Religion aufgefaßt werden konnten und der Geistlichkeit mächtige Waffen in die Hand spielten. Und grade in der Vendée hatte, aus Gründen, die auseinanderzusetzen uns zu weit führen würde, die Geistlichkeit noch bedeutenden Einfluß.

Die Religion läßt sich nicht mit Gewalt ausrotten. Die Gewalt verleiht ihr blos frische Nahrung. Deshalb ist jeder gewaltsame Kulturkampf hoffnungslos. Die französische Revolution konnte zwar — und darin unterscheidet sich ihr Kulturkampf von der traurigen Kopie, die soeben im deutschen Reich ein jammervolles Fiasko gemacht hat — der Religion die Wissenschaft entgegenstellen, denn sie war in der That „ausgerüstet mit der Wissenschaft ihres Jahrhunderts", allein Ideen, auch falsche Ideen, lassen sich nun einmal nicht durch Staatsmaßregeln unterdrücken. Mochte die Revolutionsregierung noch so eifrig betheuern, daß sie die Religion nicht antasten, nur den widerspänstigen Klerus zur Raison bringen wolle, — es half nichts: die Vendéer unterschieden nicht zwischen Religion und Priestern der Religion, sie wandten sich mehr und mehr ab von der „gottlosen" Regierung in Paris: Pfaffen und Adlige benutzten dies, und die Folge war jene furchtbare Volkserhebung, die weite Länderstrecken jahrelang verwüstete, Frankreich mindestens 200,000 Menschen kostete, die Republik zeitweilig lähmte und ihr die besten Säfte entzog, und, obgleich zuletzt äußerlich, scheinbar niedergeworfen, doch niemals erstickt werden konnte.

Es ist wahr, der Republik gelang es nach unsäglichen Anstrengungen, dem offenen Vendéer-Aufstand ein Ende zu machen, doch das Feuer glomm unter der Asche fort, und schließlich mußte man das thun, womit man hätte anfangen sollen: den Anschauungen der Einwohner Rechnung tragen.

Die Unfähigkeit der französischen Revolution, die Vorurtheile der schlichten vendéer Bauern gewaltsam auszurotten, ist eine der lehrreichsten Lektionen, welche die an Lehren so reiche Geschichte der französischen Revolution darbietet. Die deutsche Sozialdemokratie hat diese Lektion begriffen, indem sie die Religion zur Privatangelegenheit und die wissenschaftliche Volkserziehung zur vornehmsten Staatspflicht erklärte.

Jeder nach seiner Façon selig, und gute Schulen, überhaupt gesunde geistige Nahrung für das Volk — das ist das einzige Programm eines erfolgreichen Kulturkampfs. —

Chemische Feuerlöschapparate. Zur Unterhaltung eines begonnenen Verbrennungsvorgangs ist bekanntlich, abgesehen von brennbarem Material und einer gewissen höheren Temperatur, der Zutritt von der Sauerstoff enthaltenden atmosphärischen Luft oder eines andern Sauerstoff abgebenden Gases nöthig. Neben dem altbekannten Feuerlöschmittel, dem Wasser, das durch Abkühlung des Brennstoffes wirksam ist, hat man in jüngster Zeit das Kohlensäuregas zur Mitwirkung herangezogen wegen seiner Eigenschaft, den darin enthaltenen Sauerstoff nicht abzugeben, sodaß ein brennender Körper in einer Kohlensäureatmosphäre erlischt und, weil sie anderthalbmal schwerer als Luft, sich in ihr nur langsam verflüchtigt. Die feuererstickende Eigenschaft der Kohlensäure dienstbar zu machen, sind Apparate konstruirt worden, bei welchen die innerhalb derselben vor sich gehende chemische Wirkung der Kohlensäureentwicklung aus in Wasser gelöstem Material gleichzeitig dazu dient, das Gas mit Wasser gemischt in einem lenkbaren Strahl fortzuschleudern, wodurch also gleichzeitig eine Abkühlung des brennbaren Stoffes und Ersticken der Flamme stattfinden kann. Schon mit kleinen, tragbaren, derartig konstruirten Apparaten sind glänzende Erfolge erzielt, Feuer gelöscht worden, deren Dimensionen anscheinend zu dem bescheidenen Aufwand an Löschmitteln in gar keinem Verhältniß standen. Immerhin aber müssen sich diese tragbaren Apparate ihrer beschränkten räumlichen Verhältnisse wegen oft als ungenügend erweisen. Da der Feuerwehrmann den Apparat nebst Schlauch und Inhalt auf seinem Rücken tragen muß, so darf das Gewicht 85 Pfund nicht übersteigen. Der Strahl hat einen Durchmesser von nur 1/8 Zoll und eine Dauer von 5 Minuten. Bei einem vorgerückteren Stadium des Feuers muß offenbar der Strahl ein größeres Volumen haben und länger ausdauern. Ein Amerikaner hat nun eine fahrbare Straßenlokomotive nach demselben Prinzip konstruirt. Dieselbe besitzt zwei kupferne Behälter, welche 120 Gallons fassen und auf einen Druck von 500 Pfund geprüft sind. Jeder der Behälter wird mit Wasser gefüllt, worin 20 Pfd. doppeltkohlensaures Natron gelöst sind, und enthält innerhalb eine Bleikammer, die 10 Pfd. Schwefelsäure faßt. Soll der Apparat gebraucht werden, so läßt man durch Oeffnen eines Ventils die Säure in die Natronlösung laufen. Durch die chemische Einwirkung wird sofort Kohlensäure in Freiheit gesetzt, die binnen 15 Sekunden durch die angebrachten Manometer 200 Pfd. Druck anzeigt. Das Wasser nimmt, dem Atmosphärendruck genau entsprechend, das Vielfache seines eignen Volumens Kohlensäure in sich auf. Das nicht im Wasser aufgenommene Gas wirkt durch seine Spannung wie die in dem Windkessel der Spritzen alter Konstruktion zusammengepreßte Luft. Wenn der an einer besondern Vorrichtung des Apparats gebrauchsbereit aufgewickelte, 150 Fuß lange Kautschukschlauch von 1 Zoll Durchmesser nach Ankunft auf dem Brandplatz abgewickelt ist und der Absperrhahn nach den Kupferballons geöffnet wird, so treibt der Gasdruck in weniger als einer Minute nach Beginn der Ingebrauchstellung einen beständigen Strahl vom dreißigfachen Volumen desjenigen des tragbaren Apparates bei einer Wurfweite von 100 Fuß nach jedem gewünschten Punkt in's Feuer. Dies rasche Eingreifen ist nicht allein der augenblicklichen Erzeugung der Kraft, sondern auch dem Umstand zu verdanken, daß kein Saugschlauch angeschraubt und kein Schlauch mit Wasserbehältern oder Hydranten in Verbindung gesetzt zu werden braucht; kommt noch dazu die erstaunliche Löschkraft des Materials, so ist in den meisten Fällen die Erstickung des Feuers, bevor es eine gefährliche Ausdehnung angenommen hat, die Folge. Der beschriebene Löschapparat ist bereits in mehr als hundert amerikanischen Städten eingeführt, und überall haben sich die Brandschäden wenigstens um 50 Prozent gegen früher vermindert. Es ist statistisch nachgewiesen, daß von zehn Feuersbrünsten acht bald nach Ausbruch entdeckt werden und größerer Schaden immer durch rechtzeitiges Eingreifen in den ersten zehn Minuten verhütet wird. Wünschenswerth wäre gewiß, daß auch

bei uns grade die kleineren Orte, ja jedes Dorf mit einem solchen Apparate ausgerüstet wären! Ja, aber die Kosten! wird dagegen eingeworfen. Und gewiß müssen wir fragen: Wann werden grade die nothwendigsten Einrichtungen nicht mehr an dieser Klippe scheitern? R.-L.

Die Krebse (Astacus fluviatilis), welche im Juni und Juli am besten sind, haben ein zartes, weiches, gallertartiges, wohlschmeckendes, sehr leicht verdauliches Fleisch und sind deshalb eine für Gesunde und Kranke zuträgliche Nahrung. Kranke, die an schwacher Verdauung leiden, können diese Thiere ohne die geringste Beschwerde genießen. Jedoch muß bemerkt werden, daß viele Personen nach dem Genuß der Krebse regelmäßig einen Ausschlag bekommen. Die leichte Verdaulichkeit der Krebse kann aber durch unpassende Saucen aufgehoben werden. Man thut daher am besten, sie nur mit Salzwasser zu kochen und dann mit frischer Butter, wie man etwa Kartoffeln zu essen pflegt, zu genießen. So werden sie selbst der schwächsten Verdauung zusagen und sind auch Brustkranken sehr zuträglich. Dr. B.-R.

Ein natürlicher Blitzableiter sind die Buchen. Diese bei uns noch wenig bekannte Thatsache hat sich nach der Beobachtung wilder Völker so sehr bewährt, daß die Indianer bei ausbrechendem Gewitter sich unter das Laubdach einer Buche flüchten. In der That weiß man auch bei uns von keinem Beispiel, daß der Blitz eine Buche getroffen hätte. Dr. B.-R.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. H. Die Behandlung Ihrer Mastdarmfistel durch den Arzt ist eine durchaus korrekte. Namentlich stimmen wir mit ihm darin überein, daß er sich weigert, die Fistel zu operiren, weil Sie lungenkrank sind. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Lungenleidende, welche mit einer Mastdarmfistel behaftet sind, nach deren Operation schneller zugrunde gehen.

Eickendorf. Bergmann K. Den verlornen Fußschweiß bringen in den meisten Fällen warme Fußbäder zurück, in die man einen Eßlöffel voll Pottasche schüttet. Auch bewährt sich mitunter das Einstreuen von Senfmehl in die Strümpfe.

Hamburg. F. B. Sichere Mittel gegen das Ausfallen des Kopfhaares gibt es nicht. Im vorgerückten Alter läßt sich garnichts dagegen thun, ebensowenig bei allgemeiner Schwächung und Zerrüttung der Körperkonstitution oder bei Schwächezuständen nach schweren Krankheiten. Sind dabei die Haarbälge zugrunde gegangen, so ist ein Wiederersatz unmöglich. Sind die Ursachen des Leidens dagegen örtliche, wie Pilzbildung an den Haarkeimen und in den Haarwurzelscheiden oder Hauterkrankungen, so läßt sich eher etwas dagegen machen, bei ersteren besonders durch Einreibungen mit verdünntem Franzbranntwein. Doch hängt ein Rath in solchen Fällen von der Art der Erkrankung und von einer Untersuchung des Haares, unter Zuhülfenahme des Mikroskops, ab. Sie müssen Sich also an einen Arzt am Orte wenden.

Aachen. F. K. In der Klinik des Dr. von Mosengeil in Bonn wird die Massage gegen Gelenkleiden und Lähmungen kunstgerecht ausgeübt.

Breslau. H. B. Wenn die didaktische Heilmethode Sie nicht vollständig von dem Uebel des Stotterns befreit hat und Sie nicht im Stande sind, nach einem recht tiefen Athemzuge sofort jedes beliebige Wort oder jeden Satz ohne Anstoß aussprechen zu können, so liegt der Grund des Leidens entweder in einer besonderen Schwäche der Athmungsorgane oder in krankhaften Veränderungen des verlängerten Markes und Rückenmarkes. In beiden Fällen würden wir, neben fortgesetzter Ausübung der Sprachgymnastik, zu einer rationellen Kaltwasserkur rathen: jeden Morgen kühle Abreibungen des ganzen Körpers mit 22 bis 30 Grad R. warmem Wasser, nachher Frottirungen, und, wenn Sie es haben können: kühle Douchen auf das Genick und Hinterhaupt.

Verden. D. Aerztlicherseits ist man in den letzten Jahren sehr von dem früheren Enthusiasmus für Molkenkuren zurückgekommen; doch läßt sich denselben ein Werth bei gewissen katarrhalischen Erkrankungen der Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungsorgane nicht absprechen, namentlich wenn von den betreffenden Kranken Milch nicht gut vertragen wird, umsomehr, da die Molken nicht unbeträchtliche Mengen gelöster Eiweißstoffe enthalten und ihr Milchzucker- und Salzgehalt gelind eröffnend und abführend wirkt. — Auf welche Weise der Ameisenspiritus den Körper „kräftigen" soll, das ist uns unbekannt. Ihre Krankengeschichte eignet sich weder zur öffentlichen, noch zur brieflichen Berathung.

Hirschberg. A. A.; **Altona.** A. L. Ohne persönliche Untersuchung ist es nicht möglich, Ihnen Rathschläge zu ertheilen.

Die übrigen Briefe, welche bis 15. Mai eingingen, haben wir direkt beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Dürkheim a. d. H. H. W. Brief mit Photographie von D. eingetroffen. Frdl. Dank. Wollen sehen, in welcher Weise sich dieselbe verwenden läßt. Kurzgefaßte Mittheilungen über interessante Punkte in Ihrer Gegend werden uns willkommen sein.

Chemnitz. Fr. D. Der für Sie in Betracht kommende § 43 des sächsischen Exekutionsgesetzes lautet wie folgt: „Soll jemand zur Bezahlung einer Geldschuld angehalten werden, so ist die ihm übergebene Schuldberechnung (§ 8), nachdem das Gericht sie geprüft, ergänzt und nöthigenfalls berichtigt hat (§ 9), in Abschrift mitzutheilen und die Bezahlung des betreffenden Betrages mit der Androhung aufzulegen, daß außerdem von seinem Vermögen soviel, als zu des Gläubigers Befriedigung erforderlich ist, werde in Beschlag genommen werden."

Königsberg. A. B. C. Für Anfänger im Schachspiel ist der Schachkatechismus von Portius ein empfehlenswerthes Buch, wenn er auch die Geduld des Schachbeflissenen arg in Anspruch nimmt.

Ansbach. L. B. Auf diese Sorte von Dienern des Herrn und Freunden des Volkes passen, aus der ersten Person Singularis in die dritte Pluralis übertragen, die Worte aus Heine's „Wintermärchen": „Der Schafpelz, den sie umgehängt — zuweilen, um sich zu erwärmen — glaubt mir's, er brachte sie nie dahin — für das Glück der Schafe zu schwärmen."

Wesselburen. N. N. Sie fragen an, ob man „alten Jungfern ihre Verdrehtheiten nicht übelnehmen darf, weil sie vielleicht nicht dafür können", oder ob man sie ihnen „mit aller Gewalt abgewöhnen" soll!? Nun, lieber Herr, lassen Sie getrost alle Gewalt beiseite und üben Sie Nachsicht mit dem in seiner Herzensvereinsamung jedenfalls bemitleidenswerthen alten Mädchen, das Ihre Geduld, wie Sie schreiben, mitunter auf eine harte Probe stellt. Bedenken Sie auch, daß sehr viele, im Grunde ganz vernünftige Menschen ihre Eigenthümlichkeiten haben, welche Andersgearteten gar leicht als „Verdrehtheiten" erscheinen.

Bern. Amicus juventutis academicae. Der Duellunfug und das die lächerlichste Pauk- und Biersimpelei befördernde Verbindungswesen auf den deutschen Universitäten hat in uns gleichfalls entschiedene Gegner, wenn wir auch nicht, wie es bei Ihnen der Fall zu sein scheint, der Ansicht sind, daß dadurch ein besonders ungünstiger Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit ausgeübt werde. Wir meinen vielmehr, daß der Verstand der akademischen Jugend, der durch die „klassische" Gymnasialbildung ohnehin schon mehr beeinträchtigt als entwickelt worden ist, durch die Verbindungs- und Duellkindereien in sehr vielen Fällen auf jenes Minimum reduzirt wird, welches für einen Staatsbeamten nach dem Herzen der hohen Obrigkeiten, oder sonst einen einseitigen Fach- und Berufsmenschen, so nothdürftig zur Lebensfristung hinreicht.

Mainz. P. St. Wie heißt oder hieß das Journal, von dem Sie so freundlich waren, uns ein Blatt einzusenden? Verschiedenes darauf hat unsern vollen Beifall, z. B.: „Doch was ich Pöbel nenne, — Versteh' mich eben recht! — Nicht such' ihn auf der Tenne, — Nicht immer ist er Knecht. — Oft wohnt er in Palästen, — Ein wicht'ger Mann im Staat, — Sitzt obenan bei Festen — Und in der Großen Rath!" — Sehr wahr!!

Leipzig. E. R. In einer von den nächsten drei Nummern werden Sie Ihren Wunsch erfüllt sehen. — L. Mn. Ob wir uns vor der Polizei fürchten?? — Unser Gewissen ist so rein, Bester, daß in der Gespensterstunde vor unserm Bett ganz unerwartet ein Diener der irdischen „Gerechtigkeit" auftauchen könnte, ohne uns mehr als ein ärgerliches Gähnen zu entlocken. Uebrigens haben wir schon darum keine Furcht, weil sich ja der ganze Staat, sammt allen seinen Organen und Anhängern, vor uns fürchtet, wir also offenbar die Stärkeren sein müssen.

Darmstadt. H. Schm. Ihre an G. gerichteten, aber für die Expedition bestimmten Mittheilungen sind derselben übermittelt worden.

Zürich. Stud. phil. S. K. Auch die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Proskau genießt unsers Wissens einen guten Ruf, und die land- und forstwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim ist sogar seit vielen Jahrzehnten berühmt als sehr gut dirigirt und ausgestattet.

Linden (vor Hannover). G. B. Die Kirchhöfe gehören eben der Kirche oder der meist von religiös gesinnten Vorstehern geleiteten Gemeinde; darum können die Geistlichen entweder aus eigener Machtvollkommenheit oder im Einverständniß mit der Gemeindeverwaltung Leuten, die Ihnen unangenehm sind, das Redenhalten und, wenn sie sonst wollen, sogar den Aufenthalt auf ihren Kirchhöfen untersagen. Dagegen gibt es kein anderes Mittel, als die Anlegung besonderer Dissidentenkirchhöfe; ein Mittel, das freilich nur da anwendbar ist, wo es wohlorganisirte, große Dissidentengemeinden gibt.

Hamburg. W. Sch. Welche Schritte man thun muß, um in Hamburg aus der Landeskirche auszutreten, wissen wir nicht. In Preußen meldet man den Austritt nur bei Gericht an und wiederholt die Austrittserklärung vier Wochen nach der Anmeldung. In Sachsen hat man sich dem Geistlichen zu dem Zwecke vorzustellen. Damit wir in künftigen Fällen auch Hamburgern zuverlässige Auskunft ertheilen können, bitten wir hiermit die Kollegen von der Redaktion des „Hamburg-Altonaer Volksblatts", bei der auch Sie Sich Raths erholen können, um frdl. Aufschluß.

Berlin. L. Kn. Sozialistische Erziehungsinstitute für Mädchen gibt es noch nicht. Wenn uns indeß in der nächsten Zeit Mittheilung zugeht, ob in den von Ihnen genannten fünf Städten — Berlin, Breslau, Dresden, Leipzig, Hamburg — gebildete sozialistisch gesinnte Familien geneigt sind, Mädchen von 10 bis 15 Jahren auf zwei oder drei Jahre in Pension zu nehmen, so werden wir Ihnen davon Nachricht geben.

Lawrence (Massachusetts, N. A.). Fr. W. Sch. Lassalle's populäre Schriften sind alle von der Expedition des „Vorwärts", Leipzig, Färberstr. 12, zu beziehen. Von allen Weltgeschichten ist die gewissenhafteste und unparteiischste die von Schlosser, in der auch die Geschichte Deutschlands ausführlich genug behandelt ist. Die empfehlenswertheste Geschichte der französischen Revolution ist die von Mignet. Zur Erlernung der französischen Sprache ist der Ahn'sche Leitfaden gut zu gebrauchen; eine wirklich gute deutsche Grammatik zum Selbstunterricht kennen wir nicht; hier kann nur ein tüchtiger Lehrer oder bei guter Beanlagung eifriges Lesen und Schreiben auf eigne Faust helfen.

Wittgirren. Kieselbach. Die Post Ihres Ortes behauptet, Sie nicht finden zu können!

Berlin. E. F. und K. H.; **Aachen.** Z.; **Linz.** M—i; **Nürnberg.** T. S. Die von Ihnen eingesendeten Novellen, resp. Skizzen, sind für die „N. W." nicht zu verwenden. Dieselben sind entweder formell nicht tadellos oder im Inhalte zu wenig interessant und bedeutend.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 20. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 36. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Es kam Wolfgang am nächsten Tage hart an, daß die Nähe des Jahresschlusses ihn zwang, sich mit mancherlei Vorbereitungen auf die Inventur zu beschäftigen und länger als sonst im Comptoir auszuhalten. Das übrige Personal hatte sich längst entfernt und ihn bei seinen Büchern allein gelassen; er stand eben im Begriff, sie zuzuschlagen und nach Hause zu gehen, um an Martha zu schreiben (er hatte sich bei Frau Meiling Thee bestellt und gedachte, nothfalls die ganze Nacht schreibend zu verbringen), als der Kommerzienrath, ganz wider seine Gewohnheit, noch einmal in's Comptoir zurückkam; er hatte angeblich seine Pultschlüssel stecken lassen und wollte sie holen. Mit einer Kordialität, die ihn eine gewisse Ueberwindung kostete, brachte er Wolfgang eine Handvoll ächt Importirter und meinte freundlich:

„Nehmen Sie, Herr Hammer — hochfeines Kraut! Herrnhuter Fabrikat — so ziemlich das beste, was es gibt. Aber Sie sind ja Kenner und bei einer reellen Havannah arbeitet es sich noch einmal so gut. Warum lassen Sie Sich übrigens nicht helfen? Sie brauchen nicht alles allein zu machen."

Wolfgang war ziemlich überrascht, — was fiel nur seinem Chef ein? Ruhig erwiderte er:

„Ehe ich jemanden weitläufige Erklärungen gebe und ihn dann auch noch kontrolire, nehme ich die Arbeit lieber selber vor; ich komme dabei rascher zustande und bin meiner Sache sicherer."

Herr Reischach klopfte ihn wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Immer der Alte! Immer: ‚Selbst ist der Mann!‘ Man trifft solche Grundsätze selten, und ich ehre und achte sie. Sie wissen, ich mache nicht viele Worte, aber ich habe mich schon oft über Sie gefreut und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie bei mir einen Stein im Brete haben. Es verschlägt nichts, daß Sie nebenbei auch ein kleiner Tausendsasa sind, der den Mädchen die Köpfe verdreht und allerlei seltsame Geschichten anrichtet."

Wolfgang ward betreten; dieser Ton berührte ihn unangenehm, und er konnte nicht einmal absehen, wo das hinaus sollte.

„In diesem Augenblick verstehe ich Sie nicht, Herr Kommerzienrath; Sie müssen wohl oder übel falsch berichtet worden sein, denn ich wüßte nicht, auf welche thatsächliche Unterlage sich diese scherzhafte Anspielung stützen könnte."

„Nun seh' einmal einer an, wie unschuldig er sich stellen kann! Als ob er kein Wässerchen getrübt hätte, und doch weiß ich sehr genau, daß ich nicht zuviel gesagt habe und daß man gegen eine, die man wohl kennen wird, entschieden liebenswürdiger gewesen ist, als nöthig gewesen wäre. Ich kenne diese eine sehr genau und weiß, daß das Malheur ziemlich groß ist."

Ein jäher Verdacht in Wolfgang auf; er erröthete tief und das Wort starb ihm auf der Lippe.

Der Kommerzienrath faßte das eine Ende seines blonden Schnurrbarts, wirbelte es vertraulich-scherzend um den Finger und sagte heiter:

„Nun, besinnen Sie Sich? Habe ich den wunden Punkt getroffen? Ja, ja, es ist nichts so fein gesponnen u. s. w. Das wird auch bei Ihnen wahr, und Sie sind doch nicht vorsichtig genug gewesen. Nun, handelte es sich nicht grade um Martha Hoyer, so hätte mir die Geschichte ja entgehen können, so aber — das mußte doch herauskommen, früher oder später."

Wolfgang war sichtlich bestürzt, aber der Kommerzienrath deutete diese Bestürzung falsch und fuhr begütigend und beruhigend fort: „Nun, Sie können schon zugeben, daß ich recht habe, der Kopf geht deswegen nicht herunter, und was will ich denn weiter thun, als Ja und Amen sagen, da die Affäre schon so weit gediehen ist, daß sich die arme Martha die Augen aus dem Kopfe weinen würde, wenn sie ihren schmucken Wolfgang Hammer nicht bekäme. Man hat doch auch kein Kieselherz und am Ende habe ich Martha nicht einmal etwas zu sagen."

Eine fahle Blässe hatte sich auf Wolfgangs Zügen gelagert und düster und gepreßt fragte er:

„Darf ich mir zunächst die Frage erlauben, ob Fräulein Hoyer selbst es gewesen ist, die Ihnen Andeutungen gemacht hat, aus denen Sie diese Schlüsse ziehen?"

„Andeutungen! Schlüsse!" erwiderte der Kommerzienrath mit etwas gezwungenem Lächeln; ganz wohl war ihm doch nicht, und er hatte geglaubt, die Sache werde leichter in's Reine kommen. „Eine ganze Geschichte, Herr Hammer, hat man mir schließlich gebeichtet, eine sehr pikante Geschichte — und wer sonst, als Fräulein Hoyer selber?"

„Und Sie sind also, was mir, verzeihen Sie, zunächst doch das Wichtigste ist, ermächtigt, mir zu sagen, daß meine Werbung um sie bei ihr eine günstige Aufnahme fände?"

„Können Sie denn noch immer nicht daran glauben, daß Sie so erstaunliches Glück haben? Soll ich es Ihnen etwa Schwarz auf Weiß geben? Daran, daß sich ein nicht mehr ganz junges

Mädchen in einen charmanten jungen Mann mit einem so prächtigen Schnurrbart verliebt, ist doch am Ende nichts Wunderbares, und Sie haben, denke ich, ehrlich das Ihrige gethan, um sie verliebt zu machen. Warum halten Sie es für nöthig, mir gegenüber zu thun, als seien Sie wie aus den Wolken gefallen?"

„Glauben Sie mir, Herr Kommerzienrath, ich war, was auch zwischen Fräulein Hoyer und mir vorgefallen sein mag — und das ist herzlich wenig — auf diese Wendung nicht gefaßt!" lautete die Antwort, deren letzte Worte einen fast stählernen Klang angenommen hatten, der den Kommerzienrath auf's äußerste befremdete.

„Aber, ich bitte Sie, Herr Hammer, wozu nun alle die Umstände? Sie werden mir doch nicht einreden, daß Sie mit keiner Silbe an eine Verheiratung gedacht hätten. Es ist doch eine gute Partie, eine verdammt gute Partie, die Sie da machen, und ich bin der letzte, der es Ihnen verdenkt, daß Sie Ihren Vortheil geschickt wahrnahmen. Ein junger Mensch muß Glück haben, das war immer mein Wahlspruch, und die einfachste Art, zu einem Kapital zu kommen, ist eben doch die, es zu erheirathen, wenn man selbst ein Auge dabei zudrücken muß. Von der Liebe allein lebt man nicht, und eine schöne Schüssel kann man nicht essen. Ich verdenke es Ihnen ganz gewiß nicht, daß Sie resolut zugegriffen haben, und ich würde einen jungen Mann, dem sich eine so brillante Gelegenheit bietet und der sie nicht benützt, für verzweifelt unpraktisch halten. Sie sind mir jedenfalls viel lieber, als ein Offizier, der sein Vermögen verjubelt hat, bis an den Hals in Schulden steckt und sich dann unter des Landes Töchtern nach den schwersten umsieht. Es freut mich umsomehr, daß Sie so verständig und praktisch handeln, als ich gefürchtet hätte, Sie seien in vieler Beziehung auch ein Schwärmer und paßten nicht in die Welt."

Es war ein düster-forschender Blick, den Wolfgang auf den Kommerzienrath heftete, indem er erwiderte:

„Ich bedaure, gestehen zu müssen, daß die günstige Meinung, die Sie von mir hegen, nicht ganz begründet ist; ganz so praktisch, als Sie glauben, denke und fühle ich doch nicht, und es will mir nicht einleuchten, daß diese Angelegenheit zwischen uns erörtert werden mußte, bevor zwischen Fräulein Hoyer und mir bindende Erklärungen ausgetauscht worden waren."

Der Kommerzienrath lachte überlegen. „Aber, bester Herr Hammer, das ist in der That lustig. Sollten Sie denn wirklich nicht einsehen, daß es ganz etwas anderes ist, ob man ein blutarmes Mädchen heirathet, oder ob man im Begriff steht, eine glänzende Partie zu machen? Im ersteren Falle kann sich ja alles in der romantischsten Weise abwickeln; hier sind doch so mancherlei äußerst materielle Nebenumstände in's Auge zu fassen und zu regeln, und es ist nicht blos praktisch, sondern sogar eine Forderung des Zartgefühls, daß diese Dinge erledigt sind, bevor es zur Erklärung kommt. Sie werden begreifen, daß eine ziemlich poetisch angelegte Dame, wie es Fräulein Hoyer ist, den Wunsch hegt, sich die ersten Tage oder gar Stunden des Liebesglücks nicht durch solche Erörterungen zu trüben und zu verderben? Da besinnt man sich denn auf so unpoetische und unromantische Personen, wie es Väter und Onkel sind, oder sonstige männliche Stützen, und betraut sie mit der Mission, diese leidige Seite der Angelegenheit in diskreter Weise zu regeln, damit man nachher ungestört schwärmen kann."

Der Kommerzienrath nahm Wolfgangs bitter-ironisches: „Fräulein Hoyer hätte allerdings keinen diskreteren Vermittler finden können!" für baare Münze und fuhr zuversichtlich fort:

„Eine solche Vermittlung war um so unerläßlicher, als in unserm Falle noch einige kleine Bedingungen zu stellen waren, an deren Annahme sie selbstverständlich nicht zweifelt, die stellen zu müssen ihr aber sehr peinlich ist, so peinlich, daß sie ausdrücklich fordert, daß über dieselben auch für alle Zukunft beiderseits unbedingtes Stillschweigen beobachtet wird und daß sie nie auch nur andeutungsweise berührt werden, — wiederum ein Beweis von weiblichem Zartgefühl, den Sie gewiß bewunderungswürdig finden werden."

„Darf ich bitten, mich über diese Bedingungen offen und unverkürzt und mit einemmale zu unterrichten, obgleich sie meinen Entschluß schwerlich irgendwie beeinflussen werden?"

„Das glaub' ich auch, Herr Hammer," lachte der Kommerzienrath. „Eigentlich ist es selbstverständlich, daß diese Wünsche Fräulein Hoyers erfüllt werden würden, auch wenn sie dieselben nicht ausgesprochen hätte, und ich war der Meinung, daß sie garnicht nöthig hätte, Sie durch ein Versprechen zu binden. Der Uebergang aus einer Lebensstellung und einem Gesellschaftskreise in wesentlich verschiedene bringt unwillkürlich nicht blos eine Aenderung der Lebensweise und der Liebhabereien, sondern selbst einen Wechsel der Anschauungen mit sich, und ich halte Sie für viel zu einsichtig und taktvoll, als daß sich nicht alles ganz von selbst nach den Wünschen der Braut und Frau gestaltet hätte. Aber sie legte Gewicht auf diese kleinen Bedingungen, glaubte sogar, daß sie ein kleines Opfer von Ihnen fordre und bestand darauf, daß ich diese Seite der Angelegenheit mit Ihnen bespräche. Nun, ich denke, Sie werden Ihrer zukünftigen Frau mit Vergnügen beruhigende Zusicherungen geben."

„Und an welche Bedingungen — Sie entschuldigen meine Ungeduld — glaubt Fräulein Hoyer die Gewährung ihrer Hand knüpfen zu müssen?"

„Sie würde keine ruhige Stunde haben, wenn Sie noch länger der Feuerwehr angehörten; gewiß ist diese Thätigkeit bei Ihrem Eifer und Ihrer Kühnheit mit ernsten Gefahren verbunden, — ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, Sie an den fast tragischen Vorfall in diesem Frühjahr zu erinnern."

„Und die übrigen Kleinigkeiten?" drängte Wolfgang.

„Fräulein Hoyer findet, es sei nicht zuläſſig, daß ihr Mann in einem Bildungsverein vor Arbeitern, vor Leuten aus den untersten Schichten, vor Krethi und Plethi, Vorträge halte, — als ob Sie später Lust und Zeit haben würden, sich mit solchen Dingen abzugeben! Als ob Sie Sich nicht lieber Ihrer Frau und den gesellschaftlichen Verpflichtungen widmen würden, die Ihnen aus Ihren neuen Verhältnissen erwachsen werden! Aber so sind nun die Frauen, sie wollen immer ganz sicher gehen."

Es war eine Starrheit über Wolfgang gekommen, die der Kommerzienrath für Gleichgiltigkeit hielt; so fuhr er denn in leichtem Tone fort:

„Durch irgendeine Klatscherei hat Fräulein Hoyer Kenntniß davon erhalten, daß Sie aus falschverstandener Humanität der Bewegung unter den Arbeitern indirekt Vorschub geleistet haben, sodaß Sie in den Verdacht gekommen sind, Sympathien für die verabscheuungswürdigen Bestrebungen der Partei zu hegen, die alles Bestehende umstürzen will. Sie können Sich denken, welchen Eindruck diese Einflüsterungen auf sie gemacht haben; sie verabscheut selbstverständlich diese Partei von Grund ihrer Seele, und da ich nicht in Abrede stellen konnte, daß allerdings verschiedene Ihrer Handlungen, wenngleich gewiß aus ganz andern Motiven hervorgegangen, Sie dem Verdacht aussetzen, derartige Sympathien zu hegen, so ist es ihr am Ende nicht zu verargen, wenn sie verlangt, daß Sie überhaupt jeden Verkehr mit den Arbeitern abbrechen, der einem solchen, für sie furchtbar peinlichen Gerücht neue Nahrung geben könnte. Ich habe ihr vorgestellt, daß Sie viel zu vernünftig seien, um derartige hirnverbrannte Ideen zu theilen, und daß überdies, wenn Sie nur erst ein Kapitalist geworden seien, Ihr eignes Interesse Sie vor allen derartigen schwärmerischen Extravaganzen behüten würde, aber sie war nicht von ihrer fast abergläubischen Furcht zu kuriren und behauptet, sie könne Ihnen nur dann die Hand reichen, wenn sie volle Beruhigung über diesen Punkt hätte. Die Wohlthätigkeit, die eine Pflicht des Reichthums ist — noblesse oblige — werde sie nach wie vor üben, Sie sollten sich prinzipiell jedes Umgangs mit den Leuten enthalten, der nach dem Vorausgegangenen falsch gedeutet werden könnte. Ich denke, als verständiger Mann werden Sie sie lächelnd auch über diesen Punkt beruhigen, aber Sie sehen wohl ein, daß sie nicht selbst darüber mit Ihnen reden mochte."

Es entstand eine fatale, beklemmende Pause. Wolfgang antwortete nicht, sondern starrte finster und wie betäubt vor sich hin, während er die spitze, scharfe Klinge des Radirmessers mechanisch wieder und wieder in die Ledermappe stieß, die als Unterlage auf seinem Pulte lag. Als nun der Kommerzienrath, um die verlegene Situation zu beendigen, mit erzwungener Jovialität sagte:

„So, nun wären die wichtigen Bedingungen heraus und Sie lachen wohl mit mir über diese Frauenzimmer-Bedenklichkeiten. Jedenfalls wissen Sie nun, unter welchen Bedingungen Sie Sich morgen das ‚Ja' einer zärtlich-besorgten Braut holen, obgleich diese Bedingungen selbstverständlich mit keinem Wort berührt werden. Hahaha! Liebesleute, die über so trockne und nüchterne Dinge sich unterhalten, als wenn sie nichts Besseres zu thun hätten und als wenn es nicht viel genußreicher wäre, sich an's ‚Du' zu gewöhnen! Wann gedenken Sie zu kommen? Es wäre doch gut, wenn man es vorher wüßte, sodaß es sich so einrichten läßt, daß Sie Fräulein Hoyer allein treffen. Halten Sie es denn

bis zum Abend aus? Man war doch auch einmal dreißig Jahre und weiß noch, wie man da die Minuten gezählt hat!"

Der Kommerzienrath war seiner Sache jetzt vollkommen sicher, und so war er denn doppelt betreten über den harten, düstern, einen gewaltsamen Entschluß verrathenden Blick, den Wolfgang, wie aus langem Brüten aufwachend, zu ihm aufschlug, über die Fahlheit und Regungslosigkeit seiner Züge, über den trotzigen Ausdruck der fest aufeinander gepreßten Lippen. Es war, als habe Wolfgangs Stimme, trotz seines gewaltsamen Ringens nach Fassung und Selbstbeherrschung, allen Klang verloren, als er erwiderte:

„Ich bin nie so ungeduldig gewesen und werde es diesmal bestimmt nicht sein. Alles, was Sie mir heute mitgetheilt haben, ist so überraschend und überwältigend über mich gekommen, ich war, was Sie auch glauben mögen, so wenig gefaßt auf solche Eröffnungen, ich habe bisher so wenig daran gedacht, meine Blicke zu Fräulein Hoyer zu erheben, daß ich erst wieder zu mir selber kommen muß. Fräulein Hoyer gegenüber erklären Sie die Verzögerung wohl damit, daß sie mir ja Bedingungen gestellt habe, von denen sie selbst glaubt, daß es mir ein Opfer kosten werde, sie zu erfüllen, und eventuell können Sie ihr ja auch sagen, daß man, wenn man in meiner Lage gewesen sei, Zeit brauche, sich an den Gedanken eines solchen Glücks zu gewöhnen. Auf keinen Fall aber thue ich einen Schritt, ohne ihn erwogen zu haben, und ich muß mir also eine Bedenkzeit ausbitten."

Es war dem Kommerzienrath nicht entgangen, daß ein Widerspruch zwischen den Worten des jungen Mannes und seiner ganzen Haltung, sowie dem Klang seiner Stimme bestand, es war ihm sogar, als klinge etwas wie bitterster Hohn grade durch die verbindlichsten Stellen, und das Verlangen einer Bedenkzeit war ein so unerhörtes, ja beinahe lächerliches, daß er sich nur mühsam in die veränderte Lage fand. Die Geschichte war ihm entschieden nicht geheuer, aber was sollte man mit einem so sonderbaren Menschen anfangen? So fragte er denn beinahe kleinlaut:

„Und wie lange wollen Sie die Entscheidung aufschieben?"

„Binnen hier und spätestens drei Wochen erhalten Sie meine Erklärung; sie ist mir schon jetzt nicht zweifelhaft, indessen möchte ich erst mit mir selber völlig in's Reine kommen, und ich glaube, die eigenthümlichen Umstände rechtfertigen das Verlangen, dessen Ungewöhnlichkeit ich vollständig einsehe."

Das klang schon wieder viel unbedenklicher, und die Menschenkenntniß des Kommerzienraths neigte überhaupt, nachdem die erste Bestürzung überwunden war, zu der Annahme, daß Wolfgang nur ein wenig Komödie spiele. Man muthete ihm im Grunde doch einen Abfall von seinen Ueberzeugungen zu, und war es denn nicht am Ende verzeihlich, obwohl herzlich überflüssig, daß er aus Scham und Stolz sich ein wenig sperrte und zierte, daß er sich stellte, als koste ihn der Entschluß, der ja wohl feststand, ernste Ueberwindung? Er konnte glauben, das einzige Aequivalent, welches er für das Vermögen Martha Hoyers zu bieten hatte, durch ein scheinbares Zaudern und Schwanken werthvoller machen zu müssen, und diese harmlose Spiegelfechterei konnte man ihm ja am Ende gönnen. Daran, daß er lange vor Ablauf der erbetenen Frist sich beeilen würde, die Beute, nach der er aus Anstandsgefühl nicht sofort greifen mochte, einzuheimsen, konnte doch vernünftigerweise nicht gezweifelt werden, und so nahm denn der Kommerzienrath keinen Anstand, dem jungen Manne für seinen unvermeidlichen Rückzug die gewünschte goldne Brücke zu bauen. Je fester er davon überzeugt war, daß Wolfgang nur aus rein geschäftsmäßigen Erwägungen sich das alternde reiche Mädchen gekapert habe, was er ja für einen kleinen Meisterstreich hielt, dem er seine Bewunderung nicht versagen konnte, je mehr die kaum geahnte Geriebenheit Wolfgangs ihm imponirte, für desto schlauer hielt er es, ihm die Konzessionen, zu denen die kommerzienräthliche Schlauheit ihn zwang, nicht unnöthig zu erschweren, und so sagte er denn launig:

„Gut denn, obgleich ich natürlich für die etwaigen Folgen nicht aufkommen kann. Ich werde mir Mühe geben, Fräulein Hoyer Ihre sonderbare Bedingung in unverfänglichem Lichte darzustellen, und ich hoffe, daß mir das gelingen wird, aber je früher Sie Ihre Skrupel über Bord werfen, desto besser wird es jedenfalls sein."

„Es ist mir so außerordentlich viel an diesem Aufschub gelegen, daß ich Ihnen für Ihre Güte garnicht dankbar genug sein kann, und Sie können Sich darauf verlassen, Herr Kommerzienrath, daß ich eine Antwort geben werde, die an Klarheit und Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und deren Form vielleicht auch Sie überraschen wird. Ich bin mir über das Wie? noch nicht ganz klar, das eben soll sich in der Zwischenzeit finden. Sie können Fräulein Hoyer sagen, daß ich auch in diesem Falle ganz ich selber sein und daß sie mich bis auf den kleinsten Zug wiedererkennen würde."

Wolfgang hatte das mit Zusammenfassung aller seelischen Kraft in einem möglichst verbindlichen und freundlichen Tone gesagt, indessen gebot er doch lange nicht über einen hinreichenden Fonds an Verstellungsgabe, und einen andern, als grade den Kommerzienrath, der jeden für einen Tollhäusler gehalten hätte, der sich ein so brillantes Geschäft entgehen ließ, würde diese mysteriöse Erklärung eher beunruhigt, als in Sicherheit gewiegt haben. Dieser deutete sich jedoch die Worte in seinem Sinne, und mit einem fast verschmitzten:

„Nun denn — gute Nacht, Herr Hammer, und wenn Ihnen ein alter Praktikus einen Rath geben darf, so machen Sie die Geschichte kurz!" verließ er das Comptoir.

Wolfgang sah ihm düster nach, bis die schweren Tritte verhallt waren, und wer ihm in die Augen gesehen hätte, der würde für die nächste Zukunft wenig Gutes geweissagt haben. Er sank dann wie gelähmt in seinen Sessel, die Arme suchten auf dem Pult eine Stütze und, beide Hände vor der fiebernden Stirn, saß er lange, lange mit geschlossenen Augen. Er wußte, was er zu thun hatte, und schon während der alle seine Träume vernichtenden Unterhaltung hatte er einen Entschluß gefaßt, der ihn mit einer Art von wilder Freude erfüllte, aber so ungeheuer jäh war die Enttäuschung gewesen, daß er sich erst jedes gewechselte Wort wieder in's Gedächtniß zurückrufen mußte. Und während dieses Sinnens zernagte er sich die Lippe, und eine schwere Thräne, aber eine Thräne des Zorns und der Scham, rollte über seine Wange, und er wischte sie hastig mit der Hand fort, als der Lehrling in's Zimmer trat und sich schüchtern erkundigte, ob er noch lange zu arbeiten gedächte.

Er fuhr aus seinem Sinnen und Brüten auf, gab ein einsilbiges: „Ich gehe sofort" zurück und verließ hastig, als würden ihm im Freien andere Gedanken kommen, das Comptoir. Sollte er noch auf ein paar Stunden in's Freie laufen? Der Schnee knirschte, die Sterne funkelten und flimmerten am tiefblauen, wolkenlosen Dezemberhimmel, und er liebte diese Nächte, aber er war wie zerbrochen und ging heim.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Paul Rubens.

Am Ende des Mittelalters wurde die Malerei die bevorzugteste der Künste; ihre Schöpfungen vor allen anderen waren es, welche die düstere Starrheit des christlichen Lebens mäßigten und ihm einen Anstrich lichter Schönheit zu geben vermochten.

Zur raschesten und höchsten Entwicklung gelangte die Malerei in Italien, wo sich während der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser eine Anzahl größerer, wohlhabenderer Städte die Freiheit von der Kaiserherrschaft zu erringen und zu behaupten gewußt hatte. Unter der republikanischen Regierungsform in Mailand, Genua, Florenz, Venedig u. s. w. bildete sich ein geistig höherstehender und selbständigerer Mittelstand, als das unter fürstlicher Herrschaft möglich gewesen wäre; es blühten Gewerbe und Handel, und Wissenschaft und Kunst fanden Freunde und Pfleger genug.

Der Stoff, welchen die Malerei bei den christlichen Völkern vorzugsweise, anfangs fast ausschließlich, behandelte, war die biblische Geschichte und die Heiligenlegende; und auch die emporstrebende Kunst der Italiener konnte sich unmöglich von der sogenannten heiligen Geschichte emanzipiren, da die Religion nicht nur den Mittelpunkt, sondern den wesentlichen Inhalt des gesammten Geisteslebens bildete.

Indessen gewannen die heiligen Gestalten der italienischen Maler, im Gegensatz zu der byzantinischen Goldgrundmalerei vor dem Jahre 1200 und ihren langgereckten, fleischlosen Heiligen-

gespenstern, allgemach menschliches Fleisch und Bein und verriethen mehr und mehr liebevolle Hinneigung zur Natur und sorgfältiges Studium der menschlichen Körperverhältnisse.

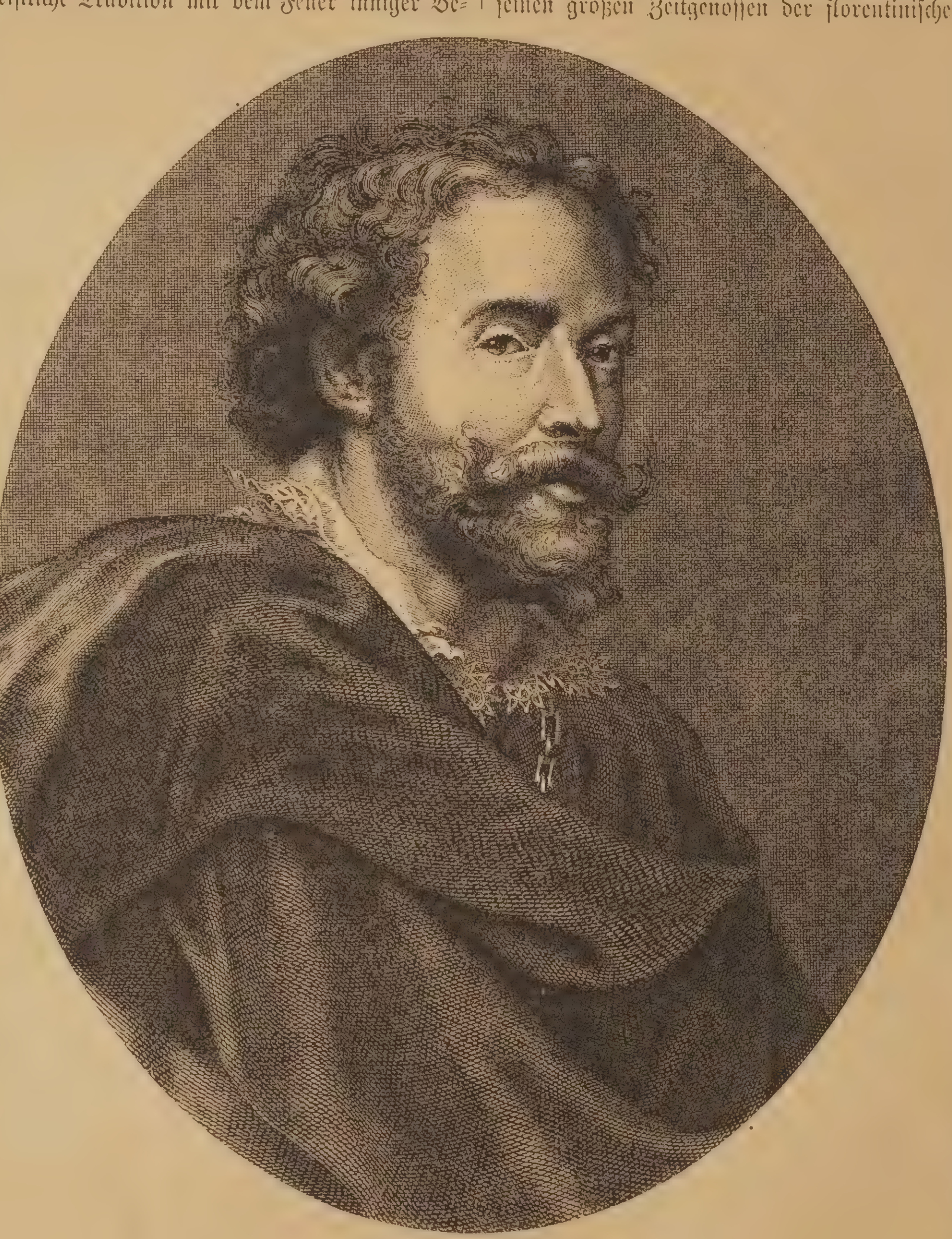
Der erste bedeutende italienische Maler, welcher energisch mit der Unwahrheit der altchristlichen Malweise brach und innere Wahrheit mit äußerer Freiheit in seiner Darstellung zu vereinigen suchte, war der am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebende Giotto di Bondone.

Ihre volle Selbständigkeit erlangte jedoch die italienische Malerei erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch Fra Angelico da Fiesole, der die christliche Tradition mit dem Feuer inniger Begeisterung erfaßte und durchleuchtete und die althergebrachte Steifheit und Unschönheit des Stils zu ansprechendster Formenschönheit zu idealisiren verstand. Mehr noch als Fiesole strebte sein Zeitgenosse Masonico di San Giovanni danach, seinen frommen Bildern durch strenge Naturwahrheit reales Leben einzuhauchen.

Anfangs des 16. Jahrhunderts begnügte sich die italienische Malerei auch damit nicht mehr; nicht nur in der Art der Darstellung, sondern auch in ihren Stoffen begann sie sich dem wirklichen Leben zuzuwenden und namentlich das Porträt zu kultiviren. Aber selbst während dieser Zeit war an ein Lossagen der Kunst von der Religion nicht im entferntesten zu denken; nur von den Aeußerlichkeiten der Symbolik und der biblischen und Heiligengeschichte wandte sich der künstlerische Gestaltungstrieb ab, konzentrirte sich jedoch in den Hauptwerken aller seiner bedeutenden Repräsentanten desto intensiver auf den ideellen Inhalt der christlichen Religion, den er auf das erhabendste und rührendste verherrlichte und verklärte. Hand in Hand mit der Vergeistigung des Inhalts gingen erstaunliche Fortschritte in der Technik, deren damalige meisterhafte Vollendung für die ganze Folgezeit Muster und Vorbild blieb.

Es ist erklärlich, daß der Aufschwung der Künste in den italienischen Freistädten die Aufmerksamkeit der Päpste und Fürsten erregte, und daß deren Weltklugheit und Menschenkenntniß sie im Dienste der kirchlichen und weltlichen Macht zur Beherrschung des Volksgemüths vortrefflich zu verwenden wußte.

Die künstlerischen Chorführer dieser Glanzperiode der Malerei waren zwei Florentiner: der wunderbar begabte, in Bezug auf Vielseitigkeit des Wissens und der Leistungsfähigkeit beispiellos geniale Leonardo da Vinci und der als Maler, Bildhauer und Architekt nicht minder gewaltige Michel Angelo Buonarotti. Auch der berühmteste aller Maler war ein Kind des 16. Jahrhunderts, Raphael Sanzio, welcher insofern gewissermaßen den Mittelpunkt jener Blütheperiode bildete, als er die Vorzüge all' der verschiedenen Schulen seiner Epoche in seinen Gemälden vereinte, und an Korrektheit und Großartigkeit der Zeichnung, an Farbenschönheit, Gefühlstiefe und -Zartheit, Erhabenheit und Einfachheit der Darstellung, sowie idealer Begeisterung für die Gegenstände seines künstlerischen Schaffens es den besten unter seinen großen Zeitgenossen der florentinischen Schule gleichthat.



Peter Paul Rubens.

In Deutschland nahm die Malerei zur selben Zeit zwar auch einen erheblichen Aufschwung, blieb aber dennoch weit hinter den Leistungen der Italiener zurück. Hier beschränkte sich ihr Wirkungskreis noch auf die Kirchenaltäre, und auch bei diesen wurde sie an räumlicher Ausbreitung durch die vielgepflegte Holzschnitzkunst der Umrahmungen vielfach gehemmt. Andrerseits machten Holzschnitt und Kupferstich, in Deutschland vervollkommnet, vielleicht sogar erfunden, der Malerei sowohl den Rang als eine bedeutende Anzahl tüchtiger Kräfte streitig und verführten auch die Maler zu einer auf möglichste Zierlichkeit gerichteten, kleinlichen Behandlung ihrer Motive, die jede Großartigkeit der Auffassung ausschloß. Dabei paarte sich im Charakter der deutschen Malerei saft- und kraftlose Schwärmerei mit einem bis zu ärgster Widerwärtigkeit getriebenen Behagen an der „Passion" des Heilands und noch viel entsetzlicheren Marterszenen, — Zeugniß ablegend für die zu jener Zeit in Deutschland herrschende, unglaubliche Gemüthsverrohung. Nur in einem der bedeutendsten Maler jenes Jahrhunderts, dem Augsburger Hans Holbein dem Jüngeren, dem „deutschen Raphael", erhob sich die deutsche Kunst über das sittliche Niveau des deutschen Volks jener Zeit; selbst dem berühmtesten deutschen Maler der Vergangenheit, Albrecht Dürer aus Nürnberg, gelang trotz seiner außergewöhnlichen Begabung für Zeichnung und des ebenso seltenen Reichthums seiner Erfindungsgabe fast nie eine wahrhaft schöne Gestalt. Das, worin Holbein sich vor allen deutschen Malern auszeichnete, die Großartigkeit der Auffassung und die Schönheit der Form, verdankte er neben seiner eignen hohen Begabung dem Studium der Meisterwerke italienischer und niederländischer Kunst.



Antritt zur Sarabande in einer Schenke Andalusiens. (Seite 431.)

Die letztere war schon vor Jahrhunderten mit bedeutenden Anläufen in den internationalen Wettstreit der malerischen Kunstleistungen eingetreten und hatte durch die Anwendung der Oelmalerei seitens der Gebrüder van Eyck, Ende des 14. Jahrhunderts, der bildlichen Darstellung ein neues, in seiner Wirkung einziges Mittel gewonnen.

Die niederländische Schule hatte sich, dem praktischen Charakter ihres Volkes entsprechend, von vornherein mehr als jede andere dem Naturwahren, „Realen", zugewendet, das sie in einer der Religion und ihrer sittlichen Würde oft keineswegs günstigen, die Idealität der Italiener ganz verleugnenden Weise mit christlich-mystischer Symbolik verschmolzen hatte. Auf den Bildern jener Periode erscheinen die Gesichter der Apostel und Heiligen wie Porträts derber niederländischer Bürger und Bauern, die faltigen Brüche der Gewandung machen den Eindruck des Manierirten und die Details zeigen eine in's Kleinliche, ja sogar Mikroskopische gehende Gewissenhaftigkeit der Zeichnung und Farbengebung, die in vielen Fällen eine wirklich künstlerische Wirkung ausschließt. Indessen sind uns niederländische Bilder dieser Kunstepoche erhalten geblieben, welche auch heut noch viel bewundert werden, darunter die Bilder des jüngsten Gerichts in Beaune und Danzig.

Der Einfluß der Reformation mit ihrer Abschaffung des Heiligen- und Marienkultus und der Abneigung gegen malerische Ausschmückung der Gotteshäuser machte sich in der holländisch-niederländischen Kunst besonders geltend: er brachte die weltliche Malerei zu rascher Blüthe.

Während jedoch die Holländer sich hauptsächlich auf Genre, Landschaft, Stillleben und Porträt beschränkten, versuchte der idealste der niederländischen Maler — Peter Paul Rubens — eine Regeneration des historisch-kirchlichen Stiles, wahrscheinlich weil er sehr wohl fühlte, daß sich das Interesse der damaligen, für die Kunst in Betracht kommenden Menschheit, trotz oder theilweise vielleicht wegen der Reformation, immer noch auf religiöse Dinge konzentrirte. Doch auch bei ihm blieb die realistische Richtung, welche Gestalten und Ausstattung trotz des religiösen Stoffes aus dem Leben herausgriff, überall vorwaltend.

Rubens, geboren am 28. Juni 1577 zu Köln als der Sohn eines adeligen antwerpener Schöppen, den die brabanter Unruhen aus der Vaterstadt vertrieben hatten, war einer der fruchtbarsten Maler und genialsten Compositeure aller Zeiten. Seine Bilder zeigen, mit Ausnahme der frühester Zeit, eine dramatische Lebhaftigkeit und Frische, welche den Beschauer hinreißt und fesselt. Im Ton bilden sie den direkten Gegensatz zu den Leistungen seines holländischen Zeitgenossen Rembrandt. Wie dieser mit Recht der Maler des Dunkels genannt wird, so ist Rubens der Maler des Lichts. Bei ihm blüht und glüht alles in Licht und Farbenfülle. Zuweilen übertreibt er allerdings in der Farbengebung auf Kosten der Natur, während er andrerseits mitunter in der derbsinnlichen Ueppigkeit der Formen über das Maß des Schönen hinausgeht.

Die Zahl der Rubens'schen Bilder, von denen ein großer Theil mit Hülfe seiner Schüler gemalt wurde, ist ungemein groß. Sie stellen neben Gegenständen aus der biblischen Geschichte und der Heiligenlegende Allegorien und Landschaften dar, nehmen ihre Motive ebensogut aus der Mythologie der Alten und der Weltgeschichte, als aus dem Alltagsleben der Menschen — in Konversationsstücken sowie in Bambocciaden*) — und dem der Thiere, vornehmlich in Jagdstücken.

Die Heiligen des Rubens, Christus und Maria eingeschlossen, sind Menschenkinder und nicht mehr. Seine bedeutendsten Bilder sind, seiner eigenthümlichen Begabung entsprechend, diejenigen, deren Stoff jede andere als eine dramatische Behandlung verbietet. Dazu gehören die drei in der alten Pinakothek zu München aufgestellten: „Das jüngste Gericht", „Der Sturz der gefallenen Engel" und „Der Sturz der Verdammten". Seine ebenfalls dieser Pinakothek angehörige „Amazonenschlacht" wird als seine beste Darstellung aus der klassischen Mythologie geschätzt. Von seinen Genrebildern ist das der „Sieben Kinder mit dem Fruchtkranz", ebenfalls in München, und von seinen Jagdstücken die „Löwenjagd" in der dresdner Galerie das berühmteste. Unter seinen Porträts ragen die des Doktor van Tulden und seine eigenen, von denen unser Bild eines wiedergibt, hervor.

Am 30. Mai 1640, nach einem an Ruhm und politischen Ehren reichen Leben, starb Rubens zu Antwerpen, in der Stadt seiner Väter.

B. Geiser.

*) Als Konversationsstücke werden gemeinhin in der Malerei Darstellungen aus dem geordneten bürgerlichen Leben bezeichnet, während Bambocciaden Darstellungen ungeordneter Lebensweise aus Trink- und Spielstuben, von Betrunkenen und Bettlern sind.

Alte Probleme in modernem Gewande.

III. Das Lebenselixir.

Ein drittes Problem ist die Darstellung eines Lebenselixirs, dessen Gebrauch das menschliche Leben verlängern sollte. Dasselbe Streben nach Verlängerung des Lebens hat sich heute die Hygiene zur Aufgabe gestellt. Finden wir die richtige Methode der Ernährung, wodurch regelmäßig die durch das Leben selbst absorbirten Kräfte des Körpers vollständig wieder ersetzt werden, so haben wir ohne Zweifel ein Mittel, das Leben weit über das jetzige Durchschnittsalter hinaus zu verlängern, und es wird niemand das Studium über den Einfluß der einzelnen Nahrungsmittel auf den menschlichen Organismus, über ihre Assimilirbarkeit und über die Art und Weise, wie durch sie der Verlust an Kraft ersetzt wird, für eine Spielerei halten.

Die Lösung dieses Problems ist auf dem sichern Wege der wissenschaftlichen Forschung schon ziemlich vorwärts geschritten, so daß die Hoffnung begründet ist, das Geheimniß der rationellsten Ernährung bald enthüllt zu sehen, deren Nutzen aber erst dem sozialistischen Staate zugute kommen wird; denn auch die vollkommenste Ernährungstheorie hat wenig Werth in einer Gesellschaft, welche es ganz in der Ordnung findet, daß ca. 97 pCt. ihrer Mitglieder garnicht im Stande sind, sich auch nur annähernd genügend zu ernähren und deshalb lange vor der Zeit zu Grunde gehen müssen; und welche ferner vollständig machtlos dasteht gegenüber dem frechen und schamlosen Treiben der Lebensmittelverfälscher, so daß wir beständig Gefahr laufen, statt Milch — Wasser, statt Mehl — Gyps oder Schwerspath, statt Fleisch — Stärkemehl in der Wurst, statt Bier und Wein die miserabelsten Mixturen verschlucken zu müssen.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Nahrungsmittel im engern Sinne näher einzugehen, weshalb nur zwei Nahrungsmittel im weitern Sinne hier besprochen werden sollen, welche zugleich Grundbedingung unseres Daseins sind, nämlich die atmosphärische Luft und das Trinkwasser.

Der Mensch kann der Luft nicht fünf Minuten entbehren; jedermann kennt das Wonnegefühl, welches das Einathmen reiner Luft in freier Natur mit sich bringt, gegenüber dem Mißbehagen, welches der Aufenthalt an eng begrenzten, mit Dünsten und Gerüchen erfüllten Orten verursacht.

Die Forschungen auf diesem Gebiet haben bis zur Klarheit bewiesen, daß eine mit den Erzeugnissen der Fäulniß thierischer Substanzen durchtränkte Luft auch den kräftigsten Organismus zu untergraben im Stande ist, zur Erkrankung geneigt macht und die Genesung bereits Erkrankter hindert oder gar unmöglich macht. Es zweifelt heute niemand mehr, daß die Bakterien — welche von ihren Bildungsherden aus, d. h. von den Orten, wo thierische Auswurfstoffe sich in Fäulniß befinden, theils durch das Wasser, theils die Luft zu uns gelangen —, wenn nicht die Erzeuger, so doch die Vermittler der Ansteckungsstoffe bei allen Infektionskrankheiten sind, wie Cholera, Typhus, Pocken, Diphteritis u. s. w., namentlich für Personen, welche ohne Kenntniß der Gefahr oder gleichgiltig gegen dieselbe durch schlechte, vergiftete Luft oder schlechte Ernährung und dergleichen ihren Körper gleichsam zur Aufnahme des Krankheitsstoffes vorbereitet haben.

Eine ebenso gefährliche Verunreinigung der Luft ist eine regelmäßige Beimengung derselben, wenn diese ein gewisses Maß übersteigt — die Kohlensäure. Die Luft ist eine Gemenge von circa 80 Raumtheilen Stickstoff und 20 Theilen Sauerstoff, außerdem kommen noch auf 10,000 Theile dieses Gemisches 4 Theile Kohlensäure. Dieses Verhältniß gestaltet sich aber ganz anders, wenn auf kleinen Räumen viele Menschen (der Mensch athmet bekanntlich Sauerstoff ein und Kohlensäure aus) sich aufhalten,

wie in großen Städten, wo der Kohlensäuregehalt oft bis zu 20 auf 10,000 steigt.

Noch schlimmer werden diese Verhältnisse in abgeschlossenen Räumen, auf Höfen, in Schulen, Konzertsälen, Theater, Arbeitslokalen u. s. w. Nach Pettenkofer ist eine Luft, welche sich dem Eintretenden durch den Geruch bemerkbar macht, schon ungesund, sie enthält in der Regel mehr als 20 Theile Kohlensäure, während 10 schon die höchste Beimischung sind, welche der Mensch ohne Nachtheil verträgt. Nun hat aber Pettenkofer in verschiedenen großen Schulzimmern nach zweistündigem Unterricht von 60 bis 70 Schülern 70 bis 90 und Leblanc in einem pariser Theater nach der Vorstellung sogar 400 Theile Kohlensäure gefunden!

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn unsere Kinder in überfüllten Schulen bleich werden, wenn sich in solcher Luft Skropheln ausbilden und dort beständige Ansteckungsherde für Kinderkrankheiten vorhanden sind.

Der Mensch gewöhnt sich zwar an vieles und auch daran, einen Theil seines Lebens in Räumen zuzubringen, deren Luft das Blut zwar langsam aber sicher vergiftet; die Folgen davon stellen sich aber mit der Zeit unfehlbar ein, als eine Herabstimmung aller Funktionen der Ernährung und Abscheidung; ganz besonders leiden die Respirationsorgane darunter, und es scheint, daß die Schwindsucht befördert, wenn nicht hervorgerufen wird durch Einathmen schlechter Luft.

Eine Luft, welche mehr als 20 Theile Kohlensäure enthält, wird sich schon durch den Geruch bemerkbar machen, weniger wegen der an sich in solcher Verdünnung geruchlosen Kohlensäure, als weil die letztere, welche vom Athmen der Menschen oder von der Verbrennung von Oel und Gas herrührt, immer von andern Zersetzungs- und Ausscheidungsprodukten begleitet ist.

Nachdem wissenschaftlich festgestellt ist, wie viele Kubikmeter Luft der Mensch täglich braucht, bis zu welchem Grade der Kohlensäuregehalt derselben ohne Nachtheil steigen darf; nachdem man einfache Methoden kennt, die Luft auf ihre Reinheit zu prüfen, sowie zweckmäßige Vorrichtungen reine Luft zu beschaffen, alte, verdorbene zu entfernen, — so sollte man meinen, die Menschen würden vor allem darauf bedacht sein, stets reine Luft einzuathmen. Dem ist aber nicht so! Die Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit der Menschen gegen alles, was nicht unmittelbar lästig fällt, ist zu groß; einem rechten Gestank gehen sie wohl aus dem Wege, aber ein leichter Geruch wird meist geduldig und ohne viel Murren ertragen; während beim Neubau von Gebäuden wohl auf gute Lüftungsvorrichtungen Rücksicht genommen wird, wenn auch lange nicht in verdientem Maßstabe, geschieht an alten Häusern, welche garnicht oder in mangelhafter Weise mit Ventilationsvorrichtungen versehen sind, nichts oder wenig zur Verbesserung dieser Uebelstände.

Auffallend ist, wie gerade die Bauern, deren Lebensweise in freier Luft dies am unwahrscheinlichsten machen sollte, in der Regel darauf erpicht sind, in ihren Stuben recht „dicke" Luft zu haben; im Winter wohnt alles, womöglich auch Vieh, in einer Stube beisammen, es wird darin gekocht, der Bauer raucht dabei seinen „Knaster" und fühlt sich erst recht wohl, wenn man die Luft „sozusagen mit dem Messer schneiden kann".

Wie immer, stellen sich auch hier Vorurtheil und Aberglauben den Resultaten der Wissenschaft gegenüber; wie ängstlich ist namentlich die sorgliche Hausmutter bemüht, die sogenannte Nachtluft von sich und den Ihrigen fernzuhalten; sie ahnt nicht, daß sie dadurch einen viel schlimmern Feind, die ausgeathmete Kohlensäure am Entweichen hindert; unruhiger Schlaf, Kopfweh, beängstigende Träume, Alpdrücken u. s. w. werden allen möglichen Ursachen zugeschrieben, nur nicht der wenigstens in den meisten Fällen einzig richtigen, der mangelhaften Ventilation; lieber setzt man sich schlechtem Aussehen und Befinden, selbst tieferen Leiden aus, als daß man sich entschließen könnte, die Nacht über ein Fenster zu öffnen, wenn nicht im Schlafzimmer selbst, so doch wenigstens in einem Nebenzimmer. Die bekannte Erscheinung, daß der Schlaf vor Mitternacht der ruhigste und erquickendste ist, läßt sich zum Theil wenigstens darauf zurückführen, daß in den ersten Stunden der Nacht die Luft noch ziemlich rein ist, während der Schlafende später, namentlich gegen Morgen, förmliches Gift einathmet.

Während Geiz, Bequemlichkeit und Vorurtheil einen Theil der Bevölkerung abhalten, die vermehrten Kenntnisse, welche wir über eine der Grundbedingungen unseres Daseins besitzen, für sich in Anwendung zu bringen, obgleich er die Mittel dazu hätte, ist ein anderer und zwar der weitaus größte Theil durch die herrschenden sozialen Mißstände von den segensreichen Errungenschaften der Wissenschaft ausgeschlossen. Bei ganzen Bevölkerungsklassen bringt es die Nothwendigkeit mit sich, daß viele Personen in engen Räumlichkeiten zusammen wohnen müssen, und daß im Winter das Feuerungsmaterial gespart, also Lüftung geradezu vermieden werden muß. Bei diesen Unglücklichen, also den Arbeitern und Proletariern, wird die Einwirkung schlechter Luft nicht zum großen Theil wieder aufgehoben durch Feldarbeiten in reiner Luft, wie bei den Bauern, sondern sie kommen aus ihren dumpfen Stuben und Arbeitslokalen fast nie heraus, und welch' niederdrückenden Einfluß dies auf den Körper hat, das zeigen die bleichen Wangen und eingefallenen Züge der meisten dieser Leute.

Die Wohnungshöhlen der Städte werden aber nicht nur zum frühzeitigen Grabe ihrer Bewohner, sondern sie sind auch permanente Ansteckungsherde aller Arten von Krankheiten, von welchen auch die Bewohner der oft in nächster Nähe sich befindenden Wohnungspaläste häufig genug heimgesucht werden.

Für die herrschenden Klassen existiren solche Mißstände nicht; die „göttliche Weltordnung" will es einmal so, und dagegen läßt sich nichts machen; im schlimmsten Falle, d. h. wenn die Proletarier den Versuch wagen sollten, ihre Existenzbedingungen zu verbessern und diese „göttliche Weltordnung" zu ihren Gunsten, also statt wie bisher im Interesse von circa 3 pCt. der Gesellschaft in dem der übrigen 97 pCt. derselben umzuändern, so hat man ja Bajonette und Kanonen dagegen!

Das andere Nahrungsmittel und zugleich die zweite Grundbedingung unseres Lebens ist das Wasser, woraus unser Körper zu circa 70 pCt. besteht, und welches beständig in den verschiedensten Formen ausgeschieden wird, demnach regelmäßig — als Trinkwasser oder als künstliches Getränke — wieder aufgenommen werden muß. Es ist daher selbstverständlich, daß die Beschaffenheit des Genußwassers auf das Wohlbefinden des Menschen von größtem Einfluß sein muß.

In der Erkenntniß dieses wichtigen Umstandes waren die alten Römer uns weit voran; noch heute bewundern wir die Aquadukte (Wasserleitungen), welche bestimmt waren, der Siebenhügelstadt gutes und reichliches Trinkwasser zuzuführen. Auch in Deutschland finden sich Ruinen solcher Leitungen, z. B. zwischen Köln und Trier, bei Mainz und Aachen und an anderen Orten. Schon vor den Römern legten die Perser und Griechen städtische Wasserleitungen an, auch Karthago hatte eine solche, ebenso haben die Chinesen, Egypter, Babylonier, überhaupt alle Kulturvölker des Alterthums, zahllose Wasserleitungen ausgeführt, obgleich oder wahrscheinlich weil ihnen die Pumpbrunnen sehr wohl bekannt waren.

Wie Kunst und Wissenschaft kamen auch diese segensreichen Einrichtungen wieder in Verfall; die Menschen drängten sich in Städte mit engen und schmutzigen Gassen zusammen, durch Mauern und Wälle mußten sie sich gegen Angriffe von außen schützen, wobei es nicht zu vermeiden war, daß Massen von Unrath aller Art Boden und Brunnen vergifteten und die Luft mit ihren ekelhaften Ausdünstungen erfüllten, woher es denn auch kam, daß sie sich viel mörderischere Feinde im eigenen Innern schufen, welche in Gestalt von vorhandenen Epidemieen Hunderttausende hinwegrafften.

Die Folgen der unnatürlichen Lebensweise von damals blieben, wie gesagt, nicht aus; aber statt den wirklichen Ursachen der Krankheiten nachzuforschen, sah das in blindem Dogmenglauben befangene Volk in den Seuchen nur Strafen des Himmels. Statt Schulen und Universitäten wurden fromme Stiftungen unterstützt, statt Wasserleitungen und Kanäle Kirchen und Klöster gebaut und Wallfahrten unternommen, welche die Verbreitung von Epidemieen noch begünstigten. Der „schwarze Tod" raffte in Europa allein 25 millionen Menschen hinweg. Sühnopfer, Kasteiungen, Prozessionen und fromme Spenden vermochten nicht, den Verheerungen Einhalt zu thun. An die Stelle des Glaubens trat der Aberglaube; bald waren die Brunnen vergiftet, bald Wände, Bänke und Glockenstränge der Kirchen mit pestilenzialischer Masse gesalbt oder die Wege mit giftigem Pulver bestreut.

Die wissenschaftlichen Beobachtungen der Neuzeit haben festgestellt, daß die Ursachen der epidemischen Krankheiten nur in Boden, Luft und Wasser gesucht werden dürfen, und es werden demgemäß überall die rühmlichsten Anstrengungen gemacht, lange Versäumtes nachzuholen und Wasserleitungen herzustellen, Abfuhr- oder Kanalisationssysteme einzuführen u. dgl. Leider sind die diesbezüglichen Arbeiten und Einrichtungen mit großen Kosten verknüpft; manche Gemeinde ist nicht im Stande, diese Opfer zu

bringen, und der moderne Kulturstaat kann und will diese Aufgabe nicht übernehmen, solange seine Einkünfte verschlungen werden von dem großen Wettkampfe, den die sogenannten zivilisirten Völker Europas miteinander kämpfen und aus welchem dasjenige als Sieger hervorgehen wird, welches die meisten Soldaten auf den Beinen zu erhalten und die raffinirtesten Mordwerkzeuge zu erfinden vermag, respektive welches es am längsten aushält.

Dies ist um so bedauerlicher, als schon heute die segensreichsten Folgen solcher Einrichtungen zu verzeichnen sind.

In Cardiff ist nach Einführung der Wasserversorgung und Kanalisation die Sterblichkeit von 33 auf 22, in Newport von 31 auf 21 pro mille heruntergegangen.

In Kopenhagen hat nach Einführung des neuen Wasserversorgungssystems der Typhus sowohl an Häufigkeit, als an Heftigkeit abgenommen.

In einem Gefängnisse Londons, in welchem das Trinkwasser nicht mehr aus der mit thierischen Auswurfstoffen verunreinigten Themse, sondern aus einem artesischen Brunnen genommen wird, ist seither die Sterblichkeit von 70 bis 80 auf 4 bis 20 pro mille gesunken; Typhus und Ruhr sind beinahe gänzlich verschwunden.

Bei einer Typhusepidemie, welche in einem Stadttheile von Greifswald besonders heftig wüthete, ergab die Untersuchung, daß der unsaubere Inhalt der Straßenrinnsteine durch eine dünne, mit Fäulnißstoffen geschwängerte Erdschicht in die Brunnen hatte hineinfiltriren können.

Pumpbrunnen sind unter allen Umständen als Bezugsquellen von Trinkwasser zu verwerfen, denn sie sind immer der Gefahr ausgesetzt, durch Abfallflüssigkeiten, welche in den Boden sickern, verunreinigt zu werden.

Professor Förster in Breslau, der sich namentlich mit Untersuchung der Choleraverbreitung durch die Pumpbrunnen beschäftigt, gibt einige Orte an, welche ihren Wasserbedarf ausschließlich durch Leitungen von außen beziehen und stets von Cholera freigeblieben sind, wie Polnisch-Lissa, Neumarkt, Grünberg, Glogau u. a. Der größte Stadttheil von Glogau hat eine Wasserleitung und blieb cholerafrei, obgleich 1866 in einem Barackenlager unter den gefangenen Oesterreichern die Cholera ausbrach und in dem kleinern Stadttheil auf dem rechten Oderufer, welcher sein Wasser aus Pumpbrunnen bezieht, ebenfalls eine Choleraepidemie grassirte.

Derartige Beispiele ließen sich noch dutzende anführen, welche alle beweisen, wie weit die Lösung des dritten Problems schon vorgeschritten ist und daß es ganz und gar in die Hand des Menschen gegeben ist, die mittlere Lebensdauer beträchtlich zu verlängern und Krankheiten, wenn nicht gänzlich zu verhüten, so doch weit seltener zu machen: er darf nur Zustände schaffen, welche es allen Menschen in gleicher Weise ermöglichen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, wozu vor allem gehört daß die nothwendigen Grundbedingungen des Lebens: Licht, Luft und Nahrung in genügender Weise jedem zugänglich sind; eine Aufgabe, welche freilich erst der sozialistische Staat lösen kann und wird.

Wenn trotz unserer großartigen Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft auch uns die Lösung mancher alten Probleme, wie die Frage nach dem Ursprung des Lebens oder die: was ist ein Element? bisjetzt noch nicht vollständig geglückt ist, so dürfen wir deshalb doch nicht an der endgiltigen Lösung derselben verzweifeln. „Die Begreiflichkeit der ganzen Welt ist für den heutigen Naturforscher ein feststehender Lehrsatz, und was heute für unbegreiflich gilt, ist morgen verständlich für jedermann oder bleibt ein ungelöstes Problem, dessen Lösung gesucht werden muß, bis sie gefunden ist.“ (Lange, Geschichte des Materialismus.)

Die Wissenschaft unserer Tage hat die Fesseln abgeworfen, welche Engherzigkeit und Unvernunft früherer Tage ihr angelegt hatten, frei und unverdrossen schreitet sie fort auf dem Wege zur Erkenntniß und damit zugleich zur wahren Glückseligkeit der Menschen.

C. Fehleisen.

Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient.

Von **A. Bebel.**

(Fortsetzung.)

Wasserarmuth ist die Signatur und die Ursache der Wüste. Wald- und baumlose Gegenden trifft selten der erquickende Regen, erscheint er aber, so kommt er in plötzlichen Güssen, gewaltige Wassermassen herunterstürzend, die in wenigen Augenblicken alles unter Wasser setzen und in den Fluthen vernichten, was vom Lebenden ihnen nicht entrinnen kann. Solche Wasserorkane erscheinen zeitweilig in der Wüste und machen jede Bodensenkung, jedes Thal zu einem Meer, das ebenso rasch im Sande verschwindet, als es gekommen ist. Am Tage unter glühender Sonne und in glühendem Sande wandernd, umgibt den Wanderer am Abend die rasch hereinbrechende Nacht; die glühende Hitze macht einer empfindlichen Kühle Platz und über ihm wölbt sich in feierlicher Stille, die nur vom Geheul der Raubthiere unterbrochen wird, das tief schwarze Firmament im vollsten, strahlendsten Sternenglanz.

Das sind Erscheinungen, welche Phantasie und Gemüth tief ergreifen und jedem Aberglauben für geheimnißvolle Geister, die in der Wüste ihr Wesen treiben, die Thore öffnen. Alle diese Momente finden in der Poesie der Araber, von der wir einige Proben hier folgen lassen, ihren tief empfundenen Ausdruck. So heißt es in einem alten Gedichte des Dichters Dywan der Hodail*):

Ein Durchstreifer unabläßig bin ich der felsigen Schluchten,
Der von Straußen, dem Gezische der Ginnen und der Ghulen besuchten.
Es war eine Nacht von tiefster Schwärze, gleich einem Rappen,
Bedeckt mit der pechschwarzen Schabrake weiten Lappen.
Ich durchwehte sie, doch meine Gefährten die nickten, besiegt
Vom Schlafe, wie die Ehirwäblume die Krone neigt;
Und, wenn auch die Finsterniß wie die Meerfluth entgegen mir dräut,
Und eine Wüste, unendlich, mit Gefahren, die jeder scheut,
Wo das Käuzchen schreit und der Führer sogar sich verirrt
Und dem Wandrer die Angst den Blick verwirrt.

*) Der Hodail heißt soviel als vom Stamme Hodail. Jeder Araber pflegt seinem Personennamen den Stammnamen hinzuzufügen. Die im Gedicht vorkommenden Ginnen und Ghulen sind Wüstengeister.

Den Regenguß besingt Imra'Alkais folgendermaßen:

Eine Wolke mit gedehntem Schooß,
Erdumfangend stand sie still und goß,
Ließ den Zeltpflock sichtbar, wenn sie nachließ,
Und bedeckt ihn, wenn sie reichlich floß.
Eidechsen sahst du, kund'ge, leichte,
Mit den Tatzen rudern, bodenlos.
Büsche ragten aus der Flut wie Köpfe —
Abgehau'ne, die ein Schleier umfloß.

Der Raub galt und gilt noch heute dem Araber für etwas erlaubtes, er sieht ihn für ebenso berechtigt an, als Lohn für seine Mühe und die dabei gehabten Gefahren, wie der moderne Kapitalist den seinen Arbeitern ausgepreßten „Entbehrungslohn“ als Belohnung für seine Enthaltsamkeit von „Gott und Rechtswegen“ beansprucht. Ländlich, sittlich. Der Araber vergleicht sich dabei mit dem Wolf, der plötzlich in die ruhende, ahnungslose Heerde bricht. Hören wir:

Ich komme am Morgen dann hervor nach einem kargen Male
Als wie ein falber, hungriger Wolf, der streift von Thal zu Thale,
Der nüchtern ist am Morgen und dem Winde entgegenschnaubt,
Sich in der Berge Schluchten stürzt und suchet, was er raubt.

Ein anderer, einem Landwirthschaft treibenden Stamme angehöriger Dichter, schildert in folgenden naturwahren Worten die bescheidene Zufriedenheit des kleinen Besitzers:

Wohlan, sind's nicht Kameele, die du hast, so sei mit Ziegen zufrieden, Ziegen, deren alte Böcke Hörner wie Stäbe haben; sie beziehen von Sitar bis nach Hisl hin die Frühjahrsweide unter dem reichlichen Gusse des Landregens; kommt der Hirt sie zu melken, so möckern sie, als wäre in der Heerde einer, dem ihr Klaglied gilt: sie sehen mit ihren vollen Eutern so wackelig, daß man meint, sie hätten zur Trauerbezeigung an den Wiesen sich volle Brunneneimer angehängt. Mir füllen sie das Haus mit Sahne und Butter, und mit diesem Reichthum sei zufrieden, denn er genügt für Hunger und Durst.

Den alternden Mann, der mit Sehnsucht nach den Jahren der Jugend und der vollen Manneskraft zurückblickt aber dennoch auch im Aler genießen will, läßt Imra'Alkais singen:

Der Jugend habe ich Lebewohl gesagt, aber dennoch suche ich vom Leben noch viererlei Genüsse zu erhaschen: dazu gehört vorerst, daß ich zu trauten Genossen sage: thut euch gütlich! Und sie greifen darauf vor Freude zum überschäumenden Becher; — dann, daß ich die Rosse zum Lauf ansporne, die da im Galopp auf eine unbesorgt weidende Antilopenschaar stürzen; — dann, daß ich die Reitkameele antreibe bei pechschwarzer Nacht, hinaus in die weite, wegelose Wüste, damit sie mich tragen durch die Einöde zur Ansiedlung, um Freunde aufzusuchen oder um meine Wünsche zu befriedigen; — dann, nachzustellen einem reizenden Weibe, die der Thau der Nacht befruchtet, indem sie zugleich ihren mit Amuletten behangenen Säugling bewacht.

Der schrecklichste Gedanke war dem Araber, vom Alter gebrochen, mit gekrümmtem Rücken einherzuwandeln, „so daß es scheint, wenn ich mich erhebe, als wolle ich mich beugen", wie der Dichter Labyd singt, oder wie Orwa Ibualward: „daß ich einhergehe, gekrümmt wie ein Straußenjunges! Darum, o Kinder Lobna's, zäumt eure Reitthiere auf (zum Kriegszuge), denn der Tod ist besser als die Schmach!"

Und ein alter gefangener Krieger singt im Angesicht des Todes:

Begrabt mich nicht! mich zu begraben sei euch verboten;
Aber du Hyäne, sei du die Gefährtin der Todten!
Da trägt man mein Haupt hinaus, meines Körpers Bestes,
Und wirst's hin auf die Wahlstatt mit den andern Theilen des Restes.
Dort hoff' ich kein Leben, das mich ergötzen würde,
Von der Nacht umhüllt, lieg' ich unter meiner Bluttthaten Bürde.

In diesem Gedicht spricht sich kein Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode aus, und in der That war dieser Gedanke den Arabern fremd, wie er auch den alten Juden bis zur babylonischen Gefangenschaft vollständig fremd war und heute dem Chinesen noch fremd ist. Keine Behauptung ist falscher, als wenn eifrige Vertheidiger des Christenthums behaupten, der Glaube an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode sei „ein von Gott in die Brust aller Menschen gelegter Glaube", der selbst bei den tiefststehenden Völkern zu finden sei.

Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode kam bei den Arabern erst durch den Islam auf, und die heitere Gestalt, welche Mohamed in voller Uebereinstimmung mit den Sitten und dem Charakter seiner Stammesgenossen jenem Glauben gab, machte ihn den Gemüthern leicht zugänglich.

In der Weiterentwicklung der mohamedanischen Gesellschaft konnte es nicht fehlen, daß die stärksten Gegensätze hart nebeneinander sich stellten. Hier machten sich Anschauungen geltend, die noch in den einfachen alten Sitten und Charaktereigenschaften ihre Wurzel hatte, dort zeigten sich die Folgen der Vermischung verschiedener Völkerschaften mit den verweichlichten Anschauungen und Sitten der neueren Zeit.

So lautet das Gedicht eines Kriegers nach der Eroberung Syriens, das mit ähnlichen auch noch in späteren Zeiten vorgetragen wurde, also:

Sahst du nicht, wie wir uns am Jarmuck muthig hielten?
Hielten festen Stand, wie in Irak's Gefilden.
Früher hatten Bossra wir erstürmt in Schnelle,
Einer wohlbewährten Festung mächtige Wälle.
Und Adra-Imadaïn ergab sich unsern Herren,
Kämpften auch bei Marg-alsoffaraïn mit Ehren.
Wo die Feinde still stehn, siegen und erringen
Wir auch reiche Beute mit unsern scharfen Klingen.
Schlugen dann die Griechen; den Jarmuck verdämmten
Der Erschlagenen Schilder und die Panzerhemden.

Aus diesem Gedicht spricht der alte arabische Kampfgeist; ein ganz andrer Geist weht aber aus dem nachfolgenden hervor, das von einem ruhigen, seinen Geschäften und gewohnten Genüssen nachgehenden Spießbürger stammt, den die Wehrpflicht zum Kampf nach Hinterasien ruft. Man glaubt eine gewisse Sorte moderner Geschäftsleute klagen zu hören:

„Sprecht nur immerhin, ihr zwei Reisegenossen, zu mir: wie ferne ist der Wohnort des Mädchens, an das du denkest? In Kufa wohnt sie, ihr Ursprung ist am Euphrat; dort bewohnt sie bald die Stadt, bald die Wüste, und du Armer marschirst nach Mokran, wo weder mit Beutezügen, noch mit Handel etwas zu verdienen ist. Erzählt hat man mir, bevor ich das Land noch sah, und seitdem erfüllt es mich mit Schrecken, wenn ich daran denke, daß die einen daselbst mit dem Hunger zu kämpfen haben und die andern im Elende darben, daß infolge der großen Hitze die Bärte so schnell wachsen, daß man sie beschneiden oder flechten muß. Und jene, die dort vor uns waren, sagen, daß uns bevorstehe, entweder mit Pfeilen durchschossen oder mit Messern geschlachtet zu werden, und man sagt, daß wir für Jahre nicht mehr von dort sollen zurückberufen werden, nicht eher als bis unsere Söhne grau sind und Freunde sowie Bekannte längst schon todt sind. Ich verspürte nie die Lust in jenes Land zu gehen, denn ich habe genug zu leben, aber gezwungen ward ich hingesendet, indem man mir gebot, dorthin zu gehen. Froh mußte ich sein, so durchzukommen, denn furchtbar ist die Grausamkeit jener Gewalthaber; das Schwert wird schon aus der Scheide gezogen und da gibt es keine Wahl...... Da wird nun sogar das Gerücht verbreitet, daß wir das Meer überschiffen sollen, das noch nie überschiffte, nach Sind*), und die Indier sind in ihrem Lande böse wie die Teufel, ja noch schlimmer. Vor uns ist es keinem Gewaltigen aus dem Stamme Ad oder Himjar eingefallen, in jene Gegenden einen Kriegszug zu unternehmen."

Die Ueppigkeit nahm im Laufe der Zeit in der herrschenden Klasse immer mehr überhand. Am Hofe der Chalifen zu Damaskus und in noch höherem Grade zu Bagdad, wohin das Chalifat übersiedelte als die Abbasiden die Omajjaden verdrängt hatten, herrschte eine in's kaum Glaubliche gehende Pracht, eine maßlose Verschwendung, die nur in dem wahnsinnigen Luxus der römischen Cäsaren ihr Gegenstück findet.

*) Der Sind ist das Gebiet des Indus, jenes Stromes, der die Grenzlinie zwischen Indien und dem übrigen Asien bildet.

(Schluß folgt.)

Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Fiume.

Von Dr. **Max Traustl.**

(Schluß.)

Als Janakis' Tauschgeschäft beendet war, stachen wir wieder in die blitzende, stahlblaue See und segelten um die drei Vorgebirge in die Bucht von Saloniki.

Das Geschäft mußte gut gewesen sein, denn Papa Janakis, dessen Freundschaft ich mit meiner Begeisterung für Griechenland, notabene das klassische, nicht das moderne, im Sturme erobert hatte, ging öfter, wie gewöhnlich, an den Weinschlauch und kredenzte mir in einem zierlich geschnitzten Holzbecher feurigen Lesbier. Wenn man den Ekel vor dem Ziegenfellgeruch überwunden hat, so schmeckt der lesbische Wein wie der rothe ofener, den die Sonne an den Gehängen des ofner Schwabenberges ausbrütet. Vielleicht hat Kaiser Probus den lesbischen Weinstock nach Ofen verpflanzt. Ich ging mit schwerem Kopfe zu Bett und versank in einen unruhigen Schlummer, dem mich ein sehr energischer Puff entriß. Der unverwüstliche Klephte stand wie immer ernster Miene und klaren Blicks vor mir und trieb mich trotz der blassen Verheerung des Katzenjammers in meinem Angesicht auf's Verdeck.

Die Sonne stand noch niedrig über der dunkeln Meeresfluth, aus welcher der Olymp, obzwar stundenweit vom Strande entfernt, mit seinen drei Gipfeln zu steigen schien und in hellem Purpur aufzuflammen begann. Der Kapitän weidete sich an meinem Entzücken und reichte mir sein Fernglas, mit welchem ich auf dem mittleren Gipfel die 2972 Meter hochliegende Elias-Kapelle entdeckte. Wer denkt nicht bei Elias an Helios. Die Mythen gleichen den Wolkengebilden, eine Gestalt geht in die andere über und bleibend ist nichts als die dichtende Volksphantasie und das wache Auge der Kritik.

Einer der Vorberge des Olymps, welcher sich bis zum Meer, über das er in einem Granitfelsen hängt, vorschiebt, war von

altersher der strategische Riegel zwischen Macedonien und Thessalien. Auf der abgestumpften Kuppe dieses Granitkolosses steht, an der Stelle des ehemaligen Heraklion, der armselige Flecken Platamona. Im tiefeingeschnittenen Rinnsal stürzt aus den schauerlichen Schluchten des Olymps ein Gießbach, Archylas genannt, in dessen Mündung, dem Hafen von Platamona, unsere Goëlette vor Anker ging.

Vom Strande bis zum Pindusgebirge ist heute wie vor Jahrtausenden Urwald. Hier stand die Wiege Dianas, „der süßen Jungfrau", der Jagdgöttin des hallenden Waldgebirgs und der stillen Mondnächte, wo das Wild zu den Quellen zieht. Man behauptet, die „süße Jungfrau" hätte ein intimes Verhältniß mit einem gewissen Endymion gehabt, dem sie schließlich ein Hirschgeweih aufsetzte, aber es ist gewiß nur Verleumdung der atheistischen Journalisten von Hellas, welche schon damals lange vor Erfindung der Buchdruckerschwärze, das Strahlende zu schwärzen liebten.

An den flachen Küsten des kornreichen Euböa und dem jedem Quartaner geläufigen Aegina und Salamis vorbei, zwischen den Felsenhügeln Piräus und Munichia, zog unsere „Panagia Kimisis" mit aufgehißter Nationalflagge in den Hafen von Athen.

Als mein väterlicher Freund Argyropulos seine Schiffsladung gelöscht hatte, wollte er mich mit Gewalt zur Mitfahrt nach Kreta (oder Kandia, eine Insel ziemlich in der Mitte zwischen Athen und Alexandrien) bereden, aber es wäre ein Verbrechen gewesen, den Hafen des Piräus zu verlassen, ohne Athen gesehen zu haben. Glücklicherweise bekam Janakis Rückfracht nach Athen und so kamen wir überein, daß er mich in 14 Tagen zur Weiterfahrt nach Sebenico abholte.

„Geweihter Grund ist hier, wo ihr auch schreitet," ihr glücklichen Zeitgenossen des Perikles! Durch den Reiz des Schönen hatte euer Athen seine Macht behauptet und ausgedehnt. Politik, Religion, Staatsökonomie, alles ward hier zur Aesthetik. „Erlaubt ist, was gefällt," war hier Evangelium.

Waren ihre Epigonen nicht Narren, daß sie sich 1800 Jahre lang von dem moralisch thuenden Christenthum den Anspruch auf transzendentales Glück mit dem Verzicht auf irdisches erkaufen mußten?

„Aspasia, die Botschaft die du als Griechin zu Griechen aus dem heiteren Jonien herüber bringst, sie wetterleuchtet gleich jener sommerabendlichen Gewitterwolke schwül und segenschwanger in meiner Seele und über allen Geistern Attikas. Sie soll verwirklicht werden, diese Botschaft, im engsten Kreise von mir und dir, im weitesten vom gesammten Volke der Athener. Wir fühlen alle eine neue Kraft, ein neues Feuer in uns, und wir sehen, das hellenische Leben trachtet empor zu seinen Gipfeln." So sprach der schönheittrunkene Perikles, so meißelte Phidias, so lehrte Sokrates, aber das unerforschliche Geschick hat es anders beschlossen — die Glanzwelt des Hellenenthums ist in blutigen Wolken, in Schauern der Nacht erloschen.

Die Ebene von Athen, in der sich in der relativ kürzesten Zeit das reichste Geistesleben der Erde entfaltet hat, ist, ganz abgeschlossen gegen die Landseite, nach dem Meere geöffnet. Sie gleicht, 5—6 Stunden lang und 3—4 Stunden breit, einem Dreieck, dessen Basis sich dem Meere zuwendet und dessen abgestumpfte Spitze durch das prachtvolle, wie der Giebel eines Tempels in schöner Linie aufsteigende Marmorgebirge Pentelikon verschlossen wird. Den linken Schenkel des Dreiecks bildet der Hymettos, ein kahler Felsenwall ohne bedeutende Erhebungen und Einsenkungen, den rechten der Parnaß, der mit Gestrüpp bedeckt sich als Poikilon in gefälligen Wellenlinien dem Meere nähert. Vom Pentelikon zweigt sich ein Felsenrücken quer durch das Land zum Meere hin mit dem zierlichen Kegelberg Lykabettos ab, dessen Fortsetzung die Akropolis und dessen Abdachung der Areopag heißt, der wieder in dem Hügel der Nymphen, mit der heutigen Sternwarte, abschließt.

Das ist beiläufig die Reliefkarte, wie sie Pallas Athene, die attische Schutzgöttin, vom Parthenon aufgenommen hätte — wenn sie nämlich an irgend einem modernen Polytechnikum praktische Geometrie studirt hätte; aber solche Lappalien hatten die Unsterblichen nicht nöthig. Ihre Allwissenheit ersetzte ihnen die empirische Wissenschaft der Sterblichen. Den Fluß Ilissos, durch den Eingang des platonischen Dialogs „Phädrus" verherrlicht, suchte ich vergebens, weil er im Sommer austrocknet. Mit dem Wassergehalt des eigentlichen Lebensspenders von Athen, dem Kephyssos, sah es auch nicht sonderlich aus.

Betrachten wir uns nun die Schädelstätte der irdischen Glückseligkeit durch das Prisma der Gegenwart, wie sie der olympisch angeheiterte Bierphilister, der bajuwarische Otto, durch den deutschen Gelehrten Ludwig Roß reinigen und theilweise ausgraben ließ.

Die im Sonnenlicht gebadeten Trümmer versunkener Architekturpracht auf einem steilen Felsen, die 124 Meter die Stadt überragen und aus der Akropolis mit den Propyläen, dem kolossalen Parthenon und dem kleinen schmucken Tempelchen der Siegesgöttin bestehen, haben mich wehmüthig gestimmt. Die zwischen dem Hügel der Nymphen und dem Areopag in den Felsen gehauene Terrasse mit einem Würfelaltar, wo einst der Rededonner des Demosthenes die lauschenden Zuhörer bewegte, ist vollständig erhalten; nur Demosthenes und die lauschenden Zuhörer fehlen. Der wunderbar schöne Säulenbau, Hadrians Säulen genannt, der am Fuße der Akropolis in der eigentlichen Stadt steht, war dem Wolkensammler Zeus geweiht. Leider bröckelt jeder Sturm einige Steine vom Heiligthum des depossedirten Donnerers.

Eine andre Menschheit baute
Dieser Tempel heiter'n Raum
Und nur fremd sieht die ergraute
Ihrer Jugend fernen Traum.

Wie war sie so schön die blühende Stadt der Pallas Athene, wie beglückt waren ihre Tage. Hier wurde das kurze Leben in die reinsten Formen gegossen, und reizend floß es dahin, wohl schäumend oft, doch nie herben Bodensatz zurücklassend.

Wie tief die Griechen gesunken sind, beweist das französische Sprüchwort: „Il y a des Grecs partout, pourquoi n'en aurait-il pas en Grèce?" (Es gibt überall Griechen*), warum soll es keine in Griechenland geben?)

Minervens schönes Haupt ward zur Medusenfratze, die vom Parthenon herab in den Ameisenhaufen Athen schaut und darüber zu trauern scheint, daß diese gräkoslavischen Pyrrhuskinder es schwerlich vermögen werden, den alten Ruhm des freien Hellas wieder zu erlangen. Wie könnten sie es auch? Die Tugenden einer vergangenen großen Welt schimmern heute nur noch im todten Buchstaben der Geschichte. Die, welche heute behaupten Griechen zu sein, sind Stutzer, die sich im Parlament, in den Kaffee's, in den Salons breit machen, um den Fremden die Meinung aufzudrängen, daß sie wirklich das Zeug haben, sich zu regieren und in ihrem Advokatenparlament Lykurg und Solon noch zu übertreffen. Das Volk, welches ihre Diäten bezahlt, ist in Schmutz und Unwissenheit verthiert. Der Stolz und Reichthum Athens, der immergrüne Oelwald, in dessen Wipfeln noch heute wie zu den Zeiten des Sophokles zahllose Nachtigallen klagen, vermag die Phantasie ohne viel Anstrengung in das Alterthum zurückzuversetzen, aber das moderne Athen, dessen einzige Merkwürdigkeit darin besteht, daß es mit seinen elenden Baracken, vielleicht für immer, die wichtigsten Stätten antiker Kultur verdeckt, zerstreut gründlich diese Illusion. Mit Ausnahme der Universität und Sternwarte, welche Baron Sina, ein in Wien wohnender Grieche, auf seine Kosten aus pentelischem Marmor erbauen ließ, habe ich kein stylvolles Gebäude gesehen.

Der Schmutz und die Beutelschneiderei treiben den Fremden in die baumlose Umgebung hinaus. Nur möge er immer einen Imbiß mitnehmen, sonst muß er mit Geld in der Tasche verhungern. So trabte ich eines Morgens zum Fuße des Pentelikon; die Sonne gaukelte im Oleandergebüsch von den schöngeformten, saftgrünen Blättern auf die lohenden Blüthen, und ohne zu fragen, gelangte ich zu dem berühmten Schlachtfeld von Marathon. In Thymian, Nelken und Globularien, die an den Seiten des Weges ein buntes Gedränge bildeten, hingestreckt, bevölkerte ich durch meine Phantasie die Wahlstatt — und zog mein Frühstück aus der Botanisirtrommel. Ein Quell, der aus einer Felsenritze auf zierliche Asphodelosblumen herabsickerte, stillte mit derselben Bereitwilligkeit meinen Durst, wie er vor Jahrtausenden die heißen Lippen des sterbenden Marathonkämpfers gekühlt hat. Daß mir die Hirten, in deren Erdlöchern ich oft übernachtete und deren Mein- und Deinbegriffe noch sehr im Argen liegen, nicht die Kehle abschnitten, um sich meiner „Schätze" zu bemächtigen, ist mir heute noch ein Räthsel.

Papa Argyropulos hielt pünktlich seine Zusage, und so glitt gerade 14 Tage nach meiner Ankunft in Athen die „Panagia Kimisis", diesmal mit Reis beladen, mit ihrer Bemannung und

*) In Frankreich ist Grieche gleichbedeutend mit Bauernfänger und falscher Spieler.

meiner Wenigkeit im lachenden Sommermorgenfrühlicht auf dem leicht gerippten Meeresblau gen Hydra, der Geburtsstätte meines wackern Klephten, um nach kurzem Aufenthalt auf Cerigo zu steuern. Kaum kamen die schneeigen Idahöhen Kretas in Sicht, faßte uns der Euriklydon, der „breitwegige" Nordwind, um uns, wie einst Odysseus und Paulus näher an das Kap Spada zu treiben, als dem Kapitän lieb war. Wohl hatte sich der Grimm des Boreas in der Nacht ausgetobt, aber Poseidons Tücke lauerte im Schluchtengewirr der Vorgebirge, deren kahle Felsenwände fast senkrecht bis zu einigen tausend Fuß aus der Meerestiefe steigen. Lassen wir Homer (Odyssee III., 191 u. flgde) die Küste schildern:

Dort fällt glattes Gestein aus der Höhe hinab,
An der portynischen Küste im dunkelwogenden Meer,
Da wälzt westlich zum Kap der Süd die gewaltige Woge
Gen Phästos, und der Wogen Gewalt sich bricht am Gerölle.

Als wenn der alte Homer unser Barometermacher gewesen wäre, kam ein Gluthauch von Afrika herüber, dunstige Schwüle legte sich wie Blei auf die Glieder und das Meer lag da wie eine todte Wüste. Aber das war nur das Vorspiel zu der Hauptaktion. Der Sirocco fing heftig an zu blasen und peischte den weißen Drachenkamm der Wogen. Die Segel vorgebeugt, in allen Fugen krachend, fliegt unser braves Schifflein wie ein Albatroß aus den Thälern auf die Berge, die der grimme Gesell in die brausende Fluth gewühlt.

Acht bange Tage währt das wilde Jagen,
Acht Tage Nebel, Sturm und Finsterniß,
Bis in den grauen Wolkenmantel nagen
Empört die Wirbelwinde einen Riß;
Als es zum neunten mal begann zu tagen
Ragt aus dem Meer ein neues Hinderniß,
Ein Damm wie steingewordne Walfischrippen
Umfängt das Schiff mit sturmzerfressnen Klippen.

Wir waren in dem Kanal Sant Antacio vor Sebenico angelangt. Die schwarzgelben Schlagbäume Oesterreichs kamen mir rosenroth vor, denn hinter ihnen lag die Barbarei des Ostens.

Frau Holle.

Es stieg die sternenlose Nacht zu Grund,
Ihr Odem Sturm, mit Wolken angethan,
Und kalt und finster haucht mit Grabesmund
Der schwarze, blätterlose Wald mich an.
Es knirscht der Boden unter meinem Tritt,
Die harten Wurzeln hemmen meinen Schritt,
Es raunt und zischt: Hinweg aus unsrer Mitt',
Was suchst du hier im wegelosen Tann?

Mich aber schreckt das dumpfe Grollen nicht,
Heut ringe ich dem Wald sein Räthsel ab,
Schlägt er auch dornenzweigig mein Gesicht,
Ich raste nicht, bis er sich mir ergab.
Heut ist die Nacht, da aus des Berges Schoß,
Frau Holle bricht mit ihrem wilden Troß,
Und durch die Lüfte brauset hoch zu Roß,
Wie ich's aus alter Mär vernommen hab'.

Drum lauscht so stumm und athemlos der Wald,
Drum wimmert's durch den Sturm wie Geisterklag',
Da horch! Ein Wehruf aus der Tiefe schallt,
Und durch die Erde dröhnt ein Donnerschlag.
Auf schäumend weißem Roß die blonde Frau,
In Schleiern wie der Frühlingshimmel blau,
Sie fährt als Lenzesgöttin durch die Au
Und feit die Fluren für den Erntetag!

Doch hinter ihr jagt der Verdammten Heer,
Mit fahlen Wangen, stierem Wahnsinnsblick,
Manch' einer, der am Leben trug zu schwer
Und selber endete sein Qualgeschick.
Viel stolze Ritter, die im Uebermuth
Verpraßten ihrer Unterthanen Gut,
Und Mörder, die vergossen schuldlos Blut —
Sie alle finden Ruhe nimmermehr.

Und wenn die Morgensonne purpurn flammt,
Und Erd' und Himmel freudig Licht erhellt,
Dann schwillt das thau'ge Moos wie weicher Samm't
Und frische Saat lugt grünend aus dem Feld.
Und wo der Sünder blut'ge Thräne fiel,
Da stehen junger, bunter Blumen viel
Und Veilchen senden Düfte, süß und kühl,
Und künden, daß der Lenz kam in die Welt.

Und Weiber, in den Augen üpp'gen Brand,
Schwarzwell'ge Locken um des Busens Schnee,
Sie mordeten ihr Kind mit eigner Hand,
Sie brachen frevelnd Treue einst und Eh',
Sie rasen gleich der Windsbraut über's Feld,
Die wüth'ge Meute heult, das Jagdhorn gellt,
Von Stirn und Aug' der Büßerinnen fällt
Manch' blut'ger Tropfen, manche Thrän' im Weh.

Und ihrem Schrei antwortet die Natur,
Der Sturm durchheult wie Furienruf die Nacht,
In bangen Weh'n erbebt die weite Flur
Und Zittern rinnt bis in des Berges Schacht.
Wie dort die Seele mit der Sünde Joch
Kämpft Licht und Dunkel, Lenz und Winter noch,
Das Leben siegt, der heitre Frühling doch —
Und tilgt der finstern Mächte letzte Spur.

Und mählich schwächer wird der schrille Schall
Und fern vertobt der Spuk der wilden Jagd,
Nur manchmal noch ein leiser Widerhall,
Wie im Entschlummern wohl ein Kindlein klagt.
Dann Frieden. Sturmwind und Gewölk verweht,
Ein sanftes Säuseln durch die Stille geht,
Aus reinem Blau der Mond herniederspäht,
Und Stern an Stern sich zu entschleiern wagt.

Wie webt es nun im Wald so wundersam,
Bedeckt mit Silberstrahlen ist der Plan,
Und wo Frau Holle heut vorüber kam,
Da fängt's in Baum und Strauch zu sprossen an.
Die Quelle seufzt verschlafen unterm Eis,
Die Vögel zirpen lichtermuntert leis,
Und aus den Schatten schwebt es nebelweiß,
Wie Elfenzauber traumessacht heran.

Antritt zur Sarabande in einer Schenke Andalusiens. (Bild Seite 425.) Wenn man Spanien auch nicht grade das Vaterland des Tanzes nennen darf, da alle Völker rhythmische Bewegungen des Körpers und besonders der Füße als Ausdrucks- und Anregungsmittel für eine lebhafte, sinnliche Gemüthsstimmung geübt und geliebt haben, so muß man doch zugeben, daß der Tanz seit Jahrtausenden nirgends so sehr zuhause war, als auf der von der Natur so wunderbar bevorzugten, von den Menschen aber in konsequenter Thorheit und Bosheit auf tiefer Entwicklungsstufe zurückgehaltenen Pyrenäenhalbinsel. Nur sinnliche, leidenschaftliche Leute sind leidenschaftliche Tänzer, und der Charakter eines Volkes kann aus seinen Nationaltänzen mit ziemlicher Sicherheit erkannt werden. Der Deutsche, solange er noch der ehrbare Spießbürger von anno dazumal war, tanzte seinen Walzer bedächtig und langsam, bis der flotte wiener Walzer seinen schwerfälligen, ehrsamen Namensbruder verdrängte und die deutschen Jungfrauen- und Jünglingsherzen in bacchantisch-wilde Lust hineinriß. Die Spanier, insbesondere die Andalusier und Andalusierinnen brauchten nicht erst verführt zu werden: solange wir von ihnen wissen, tanzten sie, und solange sie tanzten, waren sie wilden und leidenschaftlichen Sinnes. Unsrer schönen Andalusierin mit den frischen Rosen im schwarzen Haar, dem hellen, faltigen Gewande und den zierlichen Schnürschuhen an den winzigen Füßchen, sieht man es an der Haltung des ganzen Körpers, dem Gluthblick der großen Augen, an dem schelmisch-üppigen Zuge des feingeschnittenen Mundes an, daß sie nicht zu einem bedächtigen Walzertanze oder einem gravitätischen Menuet antritt — aber sie will sich augenblicklich auch nicht in den wilden Rhythmen des Fandango zu wildem Sinnenrausche begeistern, sondern in dem für eine Spanierin ernsten, wenn auch raschen Tripeltakte der Sarabande ihren schönen Körper vor den Augen der männlichen Zuschauer in graziösen Schwingungen sich drehen und winden lassen. Der Guitarrero klimpert den Takt, die übrigen Männer in ihren weiten, falteureichen Mänteln und schneeweißen, mit meist offen getragenen Halskragen verzierten Hemden, den bunten Brusttüchern und den zierlichen Strümpfen harren gespannt dem schönen Schauspiel entgegen. Es ist eine keineswegs verdammenswerthe, schöne Sinnlichkeit, die aus unserm Bilde spricht, eine Sinnlichkeit, die mit der vom Schönheitsgefühl gänzlich verlassenen, schweißtriefenden Tanzwuth unserer Tage wenig gemein hat. G.

Eine Pfingstsitte. Noch heut ist ja Pfingsten überall das liebliche Fest, wo Jubel und Freude allenthalben herrschen. Manche Sitte des grauen Alterthums, die mit ihm in Verbindung stand, ist freilich schon zu Grabe getragen worden, wozu auch der „Wasservogel" gehört. Ehedem fand man im ganzen deutschen Vaterlande diese Belustigung,

deren Ende immer das Hineinwerfen eines Knechtes in das Wasser bildete, der sich nun zum Vergnügen aller abmühte, das Ufer zu erreichen. In Bayern wurde derjenige Knecht, der am Pfingstmorgen am spätesten austrieb, zum Wasservogel. Er wurde von den übrigen Burschen ergriffen, in den Wald geführt, mit grünen Zweigen geschmückt, auf ein Pferd gesetzt und in Begleitung der ganzen Dorfschaft zum nächsten Teich gebracht, wo ihn seine Mitknechte unter feierlichen Ceremonien in's Wasser warfen. Auch in Oesterreich geschah ganz dasselbe, nur wurde hier zur noch größeren Belustigung dem keineswegs beneidenswerthen Opfer das Gesicht geschwärzt. Zu Wössingen in Schwaben wurde ein Wettreiten zwischen sieben Burschen veranstaltet, bei welchem der Sieger einen mit Bändern geschmückten Baum als Preis erhielt. Der zweite Reiter erhielt ein Schwert, der dritte einen Geldbeutel, der vierte einen Eierkorb, der fünfte einen Schmalztiegel, der sechste aber ging leer aus und mußte Wasservogel sein, der schlechteste Reiter aber war dessen Knecht und mußte des Wasservogels Pferd führen. — In anderen Gegenden wurde der lebendige Wasservogel durch eine mit Blumen geschmückte Puppe ersetzt. Was die ehemalige Bedeutung dieses Bades sein dürfte, läßt sich jetzt wohl kaum noch sagen, jedenfalls stammt aber diese Sitte aus altheidnischer Zeit und ist vielleicht als ein Opfer anzusehen, das man der Gottheit des Regens, der Fruchtbarkeit, darbrachte.

H. St.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. Julius G—g. Das Wort Erkältung wird von Aerzten und Laien vielfach mißbraucht und gedankenlos nachgesprochen, umsomehr, da die Vorgänge im menschlichen Körper, welche unter dem Einflusse eines raschen Temperaturwechsels, namentlich wenn kalte Zugluft einwirkt, entstehen, vieles Dunkle in sich schließen und keineswegs genügend erforscht sind. Denn die namentlich von den Wasserärzten ausgesprochene Ansicht, daß bei der Erkältung die Hautabsonderung unterdrückt und ein dem Körper schädlicher Stoff im Blute zurückgehalten werde, welcher nunmehr örtliche und allgemeine Krankheiten (Rheumatismen, Katarrhe 2c.) errege, ist ganz hypothetischer Art, weil bisher niemand einen solchen schädlichen Stoff gesehen und gefunden hat. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß durch Abkühlungen das Nervensystem, respektive gewisse Theile desselben, in einen Reizungszustand versetzt wird, welcher wiederum Störungen hervorruft, die von den individuellen Verhältnissen des Erkrankten abhängen, denn sonst könnte nicht bei einem Menschen nach Erkältungen ein Kehlkopfskatarrh, beim anderen ein Schnupfen, beim dritten ein Muskelrheumatismus 2c. entstehen, sondern die Folgen müßten immer dieselben sein. Es hängt deshalb lediglich von individuellen Verhältnissen eines Menschen ab, ob er sich und wie weit er sich ohne Schaden im schwitzenden Zustande dem Luftzuge aussetzen darf. Erkältet sich jemand leicht, so muß er sich abzuhärten suchen. Die Regeln für eine Abhärtungsmethode gaben wir im Briefkasten von Nr. 20 dieses Jahrgangs.

Berlin. H. B—s. Ein sehr naiver Wunsch, wegen eines diphtheritiskranken Kindes schriftliche Rathschläge von uns zu erbitten! Bevor der Brief in unsere Hände gelangt, kann ja das Kind schon gestorben sein oder der günstige Zeitpunkt zur Vornahme des Kehlkopfs-Luftröhrenschnittes, der in manchen Fällen, wo der Kehlkopf mit erkrankt, das einzige Rettungsmittel ist, ist schon vorüber. Mit solchen Anfragen wolle man uns freundlichst verschonen, denn akute Erkrankungen erheischen die Konsultation eines am Orte befindlichen Arztes.

Sigmaringen. E. Sch. Wir können nur wiederholen, daß rohes Fleisch kein Kräftigungs- und Nahrungsmittel für junge Kinder sein darf. Bandwurm kann sich durch den Genuß desselben allerdings nur entwickeln, wenn das Fleisch finnig war. Das Beste wird immer die Milch bleiben; bei Kindern nach dem ersten Lebensjahre auch weiche Eier.

Wittenberg. D. D. Jene Ankündigung, in der die Elektrizität gegen Schwerhörigkeit und Ohrsausen als unfehlbar angepriesen wird, ist ein maßloser Schwindel; denn nur bei sehr wenigen Krankheiten des Labyrinthes und Mittelohres hat sich die Elektrizität hie und da von einigem Nutzen erwiesen. Ganz zwecklos ist sie bei Ihrem chronischen Mittelohrkatarrh, bei welchem einzig und allein der konsequente Gebrauch der Luftdouche, neben Einspritzungen von lauwarmem Salzwasser in die Nase und Gurgelungen mit letzterem, Besserung herbeiführen kann.

Magdeburg. H. M. Daß für unsere klimatischen Verhältnisse das wollene Hemd — im Winter — und das baumwollene Hemd — im Sommer — zweckmäßiger ist, als ein leinenes, steht fest. Denn die Leinwand saugt Flüssigkeit leicht auf und läßt sie leicht wieder fahren, erkältet aber deshalb. Baumwolle und Wolle sind hygroskopischer, sie lassen den Schweiß nicht so leicht verdunsten und schützen, gerade im Sommer, vor Erkältung. In Italien, wo wohl selten jemand Leinenwäsche auf bloßem Leibe trägt, nennt man die Leinenhemden: Leichenhemden.

Weder zur öffentlichen, noch zur privaten Beantwortung eignen sich die Anfragen von F. R. D. in Hausdorf, F. H. in Zeulenroda, C. Wolf in Berlin, A. L. in Posen, Tischler A. W. in Berlin, in diesen Fällen wäre Berathung ohne persönliche Untersuchung Charlatanerie. — Anfragen ähnlichen Inhalts finden folgende Briefschreiber in früheren Nummern der „N. W." beantwortet: A. Scholz in Berlin und L. Z. in Magdeburg (wegen Airy's Naturheilmethode). — C. Sp. in Berlin wolle einen recht geschickten dortigen Chirurgen wegen seines „Dutzends Hühneraugen am Ballen" konsultiren, denn er selbst würde dieselben doch nicht beseitigen können, selbst wenn wir ihm das Verfahren genau beschreiben würden. — Die übrigen bis zum 23. Mai eingegangenen Briefe haben wir direkt erledigt.

Im ärztlichen Briefkasten der Nummer 35 befindet sich ein Satzfehler. Es soll heißen: „Kühle Waschungen mit 22—20 Grad R. warmem Wasser." 30 Grad warmes übersteigt die Bluttemperatur, kühlt also nicht ab.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Rostock. H. Abhandlungen über Heraldik finden in der „N. W.", deren Name schon besagt, daß sie mit den Thorheiten der alten Welt nichts zu thun haben will, keinen Eingang. Die Thatsache, daß die dieser angeblichen „Wissenschaft" (von den Wappen unsrer Adelswelt) gewidmeten Universitätslehrstühle, trotz der Vorliebe verschiedener Landesväter für solchen Firlefanz, schließlich unbesetzt bleiben mußten, beweist zur Genüge, daß das deutsche Volk über derlei denn doch hinaus ist. Wollen Sie durchaus Heraldiker werden, obgleich Sie „einfacher bürgerlicher Beamter" sind und Ihre Zeit jedenfalls besser als zu solchen junkerlichen Spielereien verwenden können, so schaffen Sie Sich das Werk von Bernd „Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft" an.

Detmold. Y. Sehr liebenswürdig!

U. Premierlieutenant B. Herr Dr. Oidtmann ist praktischer Arzt in Linnich, Regierungsbezirk Aachen.

Breslau. L. Sch. Zu Ihren Zwecken werden Sie wahrscheinlich die „Praktische Anleitung zur Glacéledertärberei" von Anton Banggemann, 1858 zu Quedlinburg zuerst erschienen, gebrauchen können. — W. P. F. Ueber die Person unseres Mitarbeiters R.-L. sind wir vorläufig nicht befugt, Unbekannten Auskunft zu geben. — L. Wenden Sie Sich mit solchen Fragen gefälligst an die Redaktion der „Wahrheit".

Wien. Tischler A. T. Die kleinen Konversationslexika von Meyer und Brockhaus sind beide schon deswegen zu empfehlen, weil in der Art gegenwärtig nichts Besseres existirt. Wenn Sie noch einige Wochen warten wollen, werden Sie erfahren können, ob nicht in nächster Zeit ein in wissenschaftlicher und sozialpolitischer Beziehung vollkommen vorurtheilslos redigirtes ähnliches Werk erscheint.

Düsseldorf. M. Pr. Die Gauchos, gesprochen Ga-utschos, sind die aus der Vermischung der Spanier mit den Indianern hervorgegangene Landbevölkerung der Pampas in den südamerikanischen Laplatastaaten, deren Hauptbeschäftigung das Einfangen der auf den Pampas zu millionen vorhandenen verwilderten Pferde und Rinder ist.

Oberschmon (bei Querfurt). A. R. In solch' alten Büchern, wie das im Jahre 1820 zur Volksbelehrung erschienene, aus dem Sie die Formel zur Teufelaustreibung genommen haben, finden Sie keine zuverlässige Belehrung.

Hamburg. F. J. Sch. Sie hatten vollkommen recht, als Sie meinten, die weltverzweifelte Stimmung, welche in Ihrem Sonette zum Ausdruck gelangt, passe nicht in die „Neue Welt". Wer an eine neue Welt glaubt, für sie arbeitet, der schaut frohen oder düsteren Muthes, aber stets mit unbesiegbarer Zuversicht, in die Zukunft. Daß übrigens der Jammer der alten, elenden Welt, in der wir leben, ganz dazu angethan ist, Menschen, deren Gefühl nicht — um mit Platen zu reden — „mit siebenfachem Leder überzogen, dem Schild des Ajax im Homer vergleichbar", zur Verzweiflung zu treiben, geben wir gern zu; nur dürfen wir diese sehr erklärliche Neigung zur Weltverzweiflung nicht fördern, sondern müssen die Proletariergemüther, koste es, was es wolle, stahlhart und in alle Wege schicksalsfest machen helfen. Uebrigens erklären wir Ihnen gern, daß wir Sie für poetisch nicht unbegabt halten und Ihren Gedichten, wenn Sie Kampfesfreudigkeit statt Weltschmerz athmen werden, die „N. W." nicht verschließen wollen.

Braunschweig. Gust. S. Der Kukuk ist kein Raubvogel. Er lebt von Insekten, Raupen u. dergl. Raubvögel sind nur die drei Familien der Geier, Falken und Eulen. Diese nähren sich meist von Wirbelthieren; einige fressen auch Aas.

Berlin. W. E. Der betreffende Herr steht allerdings geistig und sittlich zu tief, als daß wir ihm die Ehre besonderer Beachtung in der „N. W." angedeihen lassen könnten. Für diejenigen, welche den Mann nun einmal näher kennen, setzen wir Ihr Epigramm an diese Stelle: „Des Vaters Leichnam ist für Hans der Köder, — Mit dem er krebst; — nach seiner Art jedweder." Es würde uns freuen, wenn Sie Gelegenheit nehmen wollten, uns zu überzeugen, daß Sie die Pfeile Ihres epigrammatischen Witzes auch nach edlerem Wilde richten. — M. H. Sie haben recht, in dem Artikel über Immanuel Kant ist irrig angegeben, Kant habe 1777 seine schriftstellerische Laufbahn begonnen; es soll heißen: 1747. Uebrigens ist das aus den anderen Angaben, wonach K. 1724 geboren ist und 23 Jahre alt, sein erstes Werk veröffentlicht hat, klar genug ersichtlich. Ein Verzeichniß der Druckfehler 2c. in diesem Jahrgang der „N. W." werden wir der letzten Nummer derselben beifügen.

Marienwerder. Oekonomieeleve v. W. Sie „verachten die Sozialdemokraten, wie alle Demokraten und andre Leute, die im Königthum nicht das Höchste auf Erden sehen"!? Wie können Sie so grausam sein, liebes Kind?

Alle Verleger sozialistischer Schriften sowie aller anderen, die in wissenschaftlicher oder politischer Beziehung von radikalen, durchaus vorurtheilsfreien Grundgedanken ausgehen, ersucht der Unterzeichnete, ihm ein Verzeichniß ihrer Verlagsartikel, oder, soweit dieselben nicht seit einigen Monaten bereits im Buchhandel sind, je ein Exemplar derselben zuzusenden. Die aus dem großen Leserkreise der „N. W." zahlreich an die Redaktion ergehenden Anforderungen, Rathschläge zu ertheilen bezüglich der Wahl sozialpolitischer, wissenschaftlicher oder belletristischer Lektüre, und die Absicht, in Zukunft, ungefähr allmonatlich, ein Verzeichniß, resp. eine Besprechung der eingegangenen literarischen Novitäten zu bringen, sind die Veranlassung dieses Wunsches.

Bruno Geiser, Redakteur der „Neuen Welt".

(Schluß der Redaktion: Montag, den 27. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37. Jahrg. III — 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

In seinem Zimmer war es so traulich und warm; die Lampe mit dem grünen Schirm verbreitete ein gedämpftes, mildes Licht, die Theemaschine summte, und schon als er vor der Thür stand, hatte ihn Prouds freudiges, leises Winseln begrüßt. Er klopfte das treue Thier auf den Kopf und sagte in einer Anwandlung ingrimmigen Humors:

„Ich kann dir nicht helfen, Proud, du mußt dich wieder einmal reisefertig machen. Gehst du wieder mit nach England? Frau Meiling und ihre Schinkenknochen werden dir freilich lange noch das Herz schwer machen und bei deinem Herrn ist auch nicht alles, wie es sein soll, aber das wird verwunden und der Kopf geht dabei nicht herunter."

Aber er zuckte doch leicht zusammen, als sein Blick auf den Schreibtisch fiel, — da hatte er sich ja schon am Mittag Briefpapier zurechtgelegt, und nun blieb sein erster Liebesbrief, der im Kopfe längst fertig war, doch ungeschrieben. Oder vielmehr — der Gedanke hatte durch den Kontrast etwas schmerzlich Pathetisches für ihn — auf den Bogen, auf dem er ein Bild von seinen inneren Kämpfen und seinem Sehnen und Zweifeln hatte entwerfen wollen, wollte er sich den eigenen Ausweisungsbefehl schreiben.

Jedenfalls kam er damit rascher zustande — derartige Befehle pflegen sich einer lakonischen Kürze zu befleißigen. Die drollige Formel österreichischer Ausweisungsbefehle, wonach man „aus den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern" aus Gründen der öffentlichen Ordnung „abgeschafft" wird, kam ihm in den Sinn, und er hatte für einen Moment den Einfall, einen solchen Befehl parodistisch auf seine Lage anzuwenden, aber mit dem Scherzen wollte es doch nicht so recht gehen, und so schrieb er denn kurz und knapp, wenn auch mit zuweilen versagenwollender Hand:

Alter Junge!

Die (zweifelhafte) Herrlichkeit hier hüben ist doch nur von kurzer Dauer gewesen. Ich habe eine bittre Lektion bekommen, eine gallbittre, und werde mich in wenig Tagen eigenhändig in die Luft sprengen. Es wird mir Ueberwindung genug kosten, auch nur solange noch auszuhalten, aber es ist eben doch noch so manches glatt zu machen, und da heißt es denn, die Zähne aufeinanderbeißen und still halten. Was passirt ist, kannst Du Dir in der Hauptsache an den Fingern abzählen; das Stück Poet in mir hat mir einen ganz ungeheuerlichen Possen gespielt, und bei dem Ausbrennen einer Wunde geht es denn nicht ohne Zuckungen ab. Ich werde Dir ja den bösen Roman in ein paar Wochen ausführlich mündlich erzählen, und für's erste genügt es, wenn Du weißt, daß ich bald wiederkomme, ohne weitere Anmeldung. Das Schreiben wird mir verzweifelt sauer, und wüßtest Du, was mir heute passirt ist, so bekämst du vielleicht einen gelinden Respekt davor, daß ich überhaupt noch wie ein Mensch schreiben kann, von dem sich voraussetzen läßt, daß er seine fünf Sinne trotz alledem noch so leidlich beisammen hat. Nur das Eine laß Dir noch sagen, daß ich nicht, was Dich ja wurmen würde, eine sentimentale Abschiedsszene aufführen werde; ich bin vielmehr ganz in der Stimmung, der zu sein, der das Tischtuch zerschneidet, und mir einen glänzenden Abgang zu sichern, nachdem ich vorher noch einmal nach Herzenslust um mich gehauen habe. Daß ich's kann und daß die Milch meiner Denkungsart sich zwar nicht in gährend Drachengift verwandelt, aber immerhin unter bestimmten Voraussetzungen bedenklich sauer wird, weißt Du ja. Also hab' nur keine Bange; ich bin sträflich sentimental gewesen, ich habe eine Dummheit begangen, die nicht aufhört, eine Dummheit zu sein, weil sie sich hochpoetisch herausgeputzt hatte, ich bin dafür über die Gebühr malträtirt worden, aber ich werde ihnen zeigen, daß sie sich trotzdem immer noch in mir verrechnet hatten und dafür sorgen, daß sie sich bedenklich hinter den Ohren kratzen, so oft sie meiner gedenken.

Grüß mir inzwischen die See, meine alte Liebe, und laß ein Bett aufschlagen für

Deinen

Wolfgang.

Es war ein schmerzliches Zucken der Lippen, mit dem unser junger Freund den fertigen Brief überlas. Dieser Brief befriedigte ihn nur sehr wenig. Einerseits fand er denselben matt und farblos und unvermögend, dem Freunde auch nur einen entfernten Begriff von dem herben, bittren Groll zu geben, der ihm bis herauf in die Kehle schwoll, von dem widrigen Geschmack, den er auf der Zunge hatte, von dem brennenden Vergeltungsverlangen, das ihn verzehrte; andrerseits fühlte er sich viel elender, als diese Zeilen verriethen, und er war geneigt, sich einen Komödianten zu nennen, und sich ein hohles Prahlen mit einer Festigkeit vorzuwerfen, von der sein Herz doch nichts wußte, wenn er sie auch, verzweifelnd fast, anstrebte. Der Gedanke an den Entschluß, der während der qualvollen Unterredung in ihm gereift war, behütete ihn vor dem

widerstandslosen Versinken in die empörte Fluth des Gefühls, und er klammerte sich krampfhaft an diesen Gedanken, aber es war doch ein wildes, schneidendes Weh, das er empfand, und das rothe Herzblut der Schmerzen sickerte immer wieder durch den dürftigen Nothverband der Bitterkeit und des sarkastischen Spotts über die eigne thörichte Schwäche. Er schlug sich vor die Stirn und fragte sich, ob er darum dreißig Jahre alt geworden sei, um eine blonde, blöde Jugendeselei zu begehen, die andre in ihrem achtzehnten Jahre abmachen, ob Raison darin sei, sich in ein paar dunkle, sprechende Augen zu verlieben und aus Rand und Band zu gerathen, wenn sich hinterher ganz naturgemäß herausstellt, daß diese schönen Augen einem in weiblichen und kleinstädtischen Vorurtheilen verknöcherten Mädchen angehören; er warf sich vor, durch seinen Idealisirungsdrang an allem selber Schuld zu sein und sich ein alltägliches Geschöpf solange systematisch herausgeputzt zu haben, bis er sich berechtigt glaubte, sie anzubeten; er stellte sich vor, daß er es ja in der Hand habe, der engherzigen Kleinstädterin den Nachweis zu liefern, daß man es doch noch anders anfangen müsse, um einen so wilden, scheuen Vogel wie ihn einzufangen; er weidete sich im voraus an dem Bilde, das der Herr Kommerzienrath und seine vorsichtige Klientin in dem Augenblick darbieten würden, in dem er alle ihre klugen Pläne zu schanden machte, — aber warum wollte nur das alles nicht so recht anschlagen, warum zuckte das arme Herz fort und fort? Er zürnte sich selber, er schalt und verhöhnte sich, er rief den Stolz zu Hülfe, der ihn schon über so vieles hinausgehoben und emporgetragen hatte und von dem er hoffte, er werde sich gegen die unwürdige Schwäche empören, aber es blieb doch bei einer Halbheit, und alle Erbitterung und Entrüstung konnte nicht verhindern, daß er die Hände vor die Augen schlug und in hülflosem Weh stammelte: „Also auch sie, auch sie!"

So ward er hin und hergeworfen zwischen dem leidenschaftlichen Grimm über die ihm angethane Schmach, über den rohen, brutalen Stoß, den man gegen sein Herz geführt, und zwischen der herzbrechenden Traurigkeit über die rettungslose Zertrümmerung und Verwüstung seiner schönen Welt, über den blutigen Hohn, der sein Lohn war für seine aufrichtige, uneigennützige Liebe, und als der Morgen des Wintertages durch die Scheiben hereindämmerte, saß er noch immer am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt und mit müden, erloschenen Augen vor sich hinstarrend. Die Lampe, deren Docht das Oel verzehrt hatte, glomm nur noch in mattem, unsicheren Schein und war nahe am Verlöschen, als er sich endlich noch für ein paar Stunden auf sein Lager warf. Er war so müde, daß er kaum noch eines klaren Gedankens fähig war, und doch wollten die schweren, schmerzenden Lider sich nicht schließen, — und wie sehnte er sich nach Ruhe, nach Schlummer, nach noch so kurzem Vergessen! Am liebsten wäre er garnicht wieder aufgewacht; was sollte er auch in einer Welt, die für all' die rosigen Träume einer poetisch angelegten Natur nur trostlose Enttäuschungen hatte? Er hatte keine Anlage zum Pessimismus, aber in dieser schmerzensreichen Nacht legte er sich doch mit bleichen Lippen die Frage vor, ob die weichherzigen Träumer, die ohne ihre Illusionen nicht leben können, nicht vor Ekel und Abscheu sterben würden, wüßten sie, wie denn eigentlich die Welt und die Menschen sind, die sie durch gefärbte Gläser sehen müssen, um sie erträglich zu finden. War die Welt nicht für jeden einzelnen eine andere, war sie nicht vielleicht für jeden eben nur **die** Welt, die in seinem Auge sich spiegelte, und hing nicht alles von der Konstruktion dieses Auges ab? Und er spann den Faden dieses Gedankens, der ihm kam, als er sich wieder erhob, in trübem Sinnen immer weiter, und als er langsam und mit schleppendem Schritt in's Comptoir ging, war alles in ihm wie ausgebrannt, und ein leises Frösteln ließ seine Zähne aufeinander schlagen. Frau Meiling, an der er im Hausflur vorüberkam, fragte erschrocken:

„Aber, um Gotteswillen, Herr Hammer, wie sehen Sie aus? Sie sind ganz gewiß krank; wollen Sie Sich nicht wieder zu Bett legen, soll ich nicht den Arzt holen? Was in aller Welt ist Ihnen denn nur zugestoßen?"

„Nichts, nichts, Frau Meiling!" lautete die müde Antwort. „Und mit dem Zubettgehen und Doktorn wird nun vollends nichts. Ich bin ein wenig übernächtig, das ist alles, und Sie brauchen Sich keine Gedanken zu machen."

Dadurch ließ sich die gute Frau freilich nicht täuschen; sie sah ihrem Miethsmann besorgt nach, schüttelte das graue Haupt und murmelte: „Er hat gewiß wieder die ganze Nacht geschrieben, und das kann unmöglich gut sein. Was er nur immer zu schreiben haben mag? Es wäre ihm viel zuträglicher, sich bei Zeiten auf's Ohr zu legen und ordentlich zu schlafen; er arbeitet doch den Tag über genug und könnte sich nachher Ruhe gönnen."

Als Wolfgang abends heimkam, fing sie ihn ab und sah ihm forschend in's Gesicht. Er bemerkte es und sagte scherzend, wie schwer ihm auch das Scherzen fiel:

„Nun, sehe ich wieder manierlich aus? Es war nur eine kleine Staupe, die man beim Arbeiten am schnellsten und leichtesten überwindet."

Aber die gutherzige Alte ließ sich kein X für ein U machen; Wolfgangs fahle Blässe, der erloschene Blick seiner Augen und die Schatten unter ihnen entgingen ihrem Scharfblick nicht und sie hörte es auch dem Klange seiner Stimme an, daß nicht alles war, wie es sein sollte. Sie hörte ihn noch lange mit schweren, ungleichmäßigen Schritten oben im Zimmer auf und ab gehen, und auch das beunruhigte sie. Was er nur haben mochte? Aber sie wußte längst, daß sie nicht fragen durfte, und es ließ sich ja hoffen, daß die Geschichte auch wieder vorübergehen würde. Vielleicht war er schon am nächsten Morgen wieder ganz der Alte und wünschte ihr mit einem Scherzwort einen guten Morgen — er war ja nie krank gewesen.

Diesmal war er aber doch krank, wenn auch in anderer Weise, als die gute Frau Meiling meinte. Er blieb still, gedrückt und einsilbig, ging schweigend ab und zu und hatte für so manche Frage der alten, braven Frau nur ein mattes, zerstreutes, melancholisches Lächeln. Manchen Tag kam er ihr so sanft vor, wie nie zuvor, am nächsten Tage schien er von einer nervösen, fiebernden Unruhe beherrscht zu werden, und hatte ungeduldige, fast harte Accente in seiner Stimme. Sie wurde fast irre an ihm, und wenn sie nicht so heillosen Respekt vor ihm gehabt hätte, würde sie am Ende die Frage riskirt haben, ob ihm ein Mädchen zu schaffen mache, und wer denn eigentlich die unbegreifliche Thörin sei, die ihm das Herz so schwer mache, statt mit beiden Händen zuzugreifen. Sie hörte da und dort herum, ohne jedoch nur die leiseste Spur aufzufinden, und Wolfgang kam jeden Abend mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit heim, sodaß sich nicht einmal vermuthen ließ, er mache irgendwo Fensterparade. So blieb das beunruhigende Räthsel ungelöst; die Tage gingen eintönig dahin, und auch in den späteren Abendstunden hielt sich Wolfgang still zu Hause; der Gewohnheit der einsamen Spazirgänge schien er ganz und gar entsagt zu haben.

Solange er in Deutschland gelebt hatte, war ihm das Fehlen alles Familienzusammenhangs nie so fühlbar gewesen, als in den Tagen vor dem Weihnachtsabend; sich einen Abend nach seinem Sinne durch Anschluß an eine Familie zu verschaffen, war nicht seine Art, während es ihm ernstlich widerstrebte, diesen Abend im Kreise von Schicksalsgenossen im Wirthshause zu verleben. So hatte er sich denn immer ein Fichtenbäumchen besorgt, und mit einem halben Lächeln über diese ächt deutsche Gefühlsweichheit sein Zimmer mit Kerzenschimmer und Nadelduft erfüllt und sich eine Weihnachtsfreude dadurch bereitet, daß er die Lektüre eines Buches begann, das er sich lange aufgespart hatte. Er war dieser Gewohnheit in der Fremde erst recht treu geblieben, kam doch hier noch eine Regung von Heimweh hinzu, das ihm am Christabend doppelt schwer auf die Seele gefallen wäre. Nun erlebte er wieder einen Weihnachtsabend in der Heimath, aber diesmal fehlte in seinem Zimmer der weißgedeckte Tisch und das grüne Bäumchen. Er hatte flüchtig den Gedanken gehabt, sich auch dies Jahr nach einer Fichte umzusehen, aber ebenso rasch hatte er ihn wieder verworfen; es war ihm alles zuviel, alles gleichgiltig, und dann wollte er sich auch nicht weich machen. Er mußte hart sein, wenn er seine Rolle bis zum letzten Wort streng und folgerichtig durchführen wollte, und so beschränkte er sich darauf, Frau Meiling ein Geschenk zu machen, das die alte Frau um so tiefer rührte, als sie nicht gewagt hatte, ihrerseits an ein Geschenk zu denken. Außerdem hatte er einigen armen Arbeiterfamilien anonym durch die Post kleine Geldgeschenke gemacht — dazu, den Leuten durch Brennmaterial oder Lebensmittel, die er erst hätte einkaufen müssen, eine Freude zu machen, war er doch zu müde gewesen — und als er nach Einbruch der Dunkelheit einen Gang durch die Stadt machte und dabei auf ein kleines Mädchen traf, das, die blaugefrornen Händchen unter der Schürze, vor einem Spielwaarenladen stand und die ausgestellten Herrlichkeiten anstaunte, ging er mit ihr, die ihm betroffen folgte, hinein, forderte sie auf, sich eine Puppe auszusuchen, und schüttete, als sie dies gethan, den Inhalt seines Portemonnaies in ihr gedrucktes Kattunschürzchen und schickte sie mit einem freundlichen:

„Nun lauf' aber, Kleine, und schenk' das Geld der Mutter!" heim. Er selber aber ging langsam nach Hause und dachte, zwischen Bitterkeit und Wehmuth schwankend: „Wenn dir nun in ein paar Tagen ein plumper, roher Mensch deine liebe, schöne Puppe aus der Hand schlägt, daß ihr Porzellankopf auf dem Pflaster in Stücke und Splitter zerschellt, die sich nimmer wieder kitten lassen, bist du dann nicht vielleicht trauriger als ich und ist, was ich ertragen muß, denn so erheblich härter? Ist es nicht im wesentlichen genau dasselbe Malheur?"

Sylvester-Punschlaune und Neujahrs-Katzenjammer waren nie nach seinem Geschmack gewesen; er hatte auch den Jahreswechsel stets still für sich begangen und die lärmenden, ausgelassenen Gesellschaften, die sich an diesem Abend zusammenfinden, gemieden. Aber er war doch immer an's Fenster getreten und hatte auf den Schlag der mitternächtigen Stunde gelauscht und seinen Freunden im Geiste ein kräftig-herzliches „Prosit!" zugerufen; diesmal zündete er sich nicht einmal Licht an und starrte, Prouds Kopf auf seinem Knie, in die knisternde Gluth und auf das irre, hastige, zuckende Spiel der rothen Lichter, die das Feuer an die Wand warf, und der Schlag der Mitternachtsstunde, das Krachen von Schüssen und das Schreien und Lärmen auf den Straßen schreckte ihn aus tiefem, schweren Sinnen auf. Auf dem Tische lag das Heftchen mit all' den Liedern, denen die thörichte Neigung zu Martha Hoyer das Leben gegeben hatte; er hatte die Eindrücke des vergangenen Jahres symbolisch von sich abschütteln wollen, indem er dieses Heft den Flammen übergab, aber nun — und das war die Frucht seines Sinnens — stand er langsam auf und schloß das arme, kleine Heft wieder in den Schreibtisch. Was hatten schließlich die Lieder verbrochen, womit hatten sie es verdient, den Flammentod zu erleiden? War die Neigung, von der sie redeten und flüsterten, wie trostlos sie auch enttäuscht und zum Traum eines Poetenherzens verflüchtigt ward, nicht ächt und tief und schön gewesen? Er brauchte sie ja nie wieder anzusehen, aber mußten sie darum vernichtet werden? Vielleicht erhielten sie in späteren Jahren erhöhten Werth, als die einzigen glaubwürdigen und unangreifbaren Zeugen, die über eine verworrene Periode seines Lebens Auskunft geben konnten und die er dann am Ende gar mit verwundertem, beinahe ungläubigem Kopfschütteln anhörte, ohne sich ihren Aussagen verschließen zu können. Sie mußten also aufbewahrt werden. Die Erinnerung ist eine arge und systematische Betrügerin, die uns ihre gefälschten und entstellten Berichte solange wiederholt, bis wir ihr schließlich Glauben schenken, und wenigstens über den großen Herzensirrthum seines Lebens sollte sie ihm nichts vorflunkern können; mit dem kleinen Heft in der Hand konnte er ihr jede Fälschung nachweisen.

Wolfgang wußte längst, daß wir viel weniger Irrthümer und Fehlgriffe zu beklagen hätten, wenn wir uns nur daran gewöhnen könnten, nicht immer unseren ersten Impulsen und den Aufwallungen der Leidenschaft zu gehorchen; nie aber wurde ihm ein schlagenderer Beweis für die Unzuverlässigkeit dieser ersten Regungen geliefert, als in den Wochen, die der unseligen Szene im Comptoir folgten. Wie viele Wandlungen machten sein Empfinden und seine Entschlüsse durch, wie entfernte er sich mit jedem Tage weiter von seinem Ausgangspunkt, wie wenig glich, was er jetzt für klug und gerecht hielt, dem, was er in den ersten Tagen für selbstverständlich und unvermeidlich gehalten hatte!

In einem Punkte freilich war er sich gleich geblieben, ja, die Entschlüsse, die sich ihm damals mit Blitzesschnelle aufdrängten und ihn mit einer wilden Freude, mit einer düsteren Genugthuung erfüllten, waren noch fester, eiserner und unerbittlicher geworden. Hätte er überhaupt die seelische Marter dieser sich träge hinschleppenden Tage ertragen, wenn er nicht beide Hände auf das regellos pochende Herz hätte pressen, wenn er ihm nicht hätte sagen können: „Warte nur, du sollst deine Rache haben und auch nicht um das Tüpfelchen über dem i sollst du geprellt werden!"? Er wußte es nicht, aber so oft ihm die Worte des Kommerzienraths vor den Ohren klangen, knirschte er: „Ihr sollt an mich denken!" Der eitle, innerlich rohe Glückspilz wußte freilich nicht, wie tödtlich, wie unauslöschlich er ihn beleidigt hatte, — was sind solchen Menschen Ueberzeugungen, Grundsätze und Gefühle? Aber einmal wenigstens sollte ihm bewiesen werden, daß es doch noch Menschen gibt, deren Heiligstes diese Ueberzeugungen, Grundsätze und Empfindungen sind und die es als eine ihnen angethane blutige Beschimpfung auffassen, wenn man ihnen dieses Heiligste für schnödes Gold abschachern will, die aber auch das Zeug dazu besitzen, für diese Beschimpfung Rache zu nehmen und nebenbei ihre Stunde abzuwarten verstehen. Jeder Tag, der ihn der Stunde näher brachte, in der er dem Kommerzienrath indirekt, aber darum nicht weniger entschieden, sagen wollte, daß er sich kläglich geirrt und verrechnet habe, weil er diesen ideellen Faktor aus der Rechnung weggelassen hatte, wälzte einen Theil der Last, die ihm den Athem raubte, von seiner Brust und er drückte, die Faust ballend, die Fingernägel in's Fleisch und wiederholte sich wieder und wieder: „Geduld!"

Anders war es mit seinem Empfinden, soweit dasselbe Martha anging. Hatte er anfänglich auch ihr auf's bitterste gegrollt und ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht, so war er mit jedem Tage milder geworden. Er hätte freilich nur die Achseln gezuckt und die Lippen verächtlich aufgeworfen, hätte ihm jemand von einer Aussöhnung, von einem Vergessen, Verschmerzen und Verwinden der namenlosen Kränkung gesprochen, die auch sie ihm zugefügt; zwischen ihnen war alles unwiderruflich aus und in seiner Seele klang es: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden!" Er vertrug an der, die er lieben sollte, keine Kleinlichkeit, keine Beschränktheit und Engherzigkeit, keinen Mangel an Zartgefühl, und in dem Augenblick, wo er diese Gebrechen an ihr entdeckte, verlor sie zwar nicht ihre sonstigen Vorzüge, aber es kam ein greller Mißton in die Melodie, der sie für ihn zerstörte und ihr allen Reiz und Werth nahm. Sie war vielleicht noch immer ein ganz liebes Geschöpf, aber sie war nicht mehr eine Geliebte für ihn, an der kein Fehl und Makel sein durfte; sie hätte das, was sie gethan, nimmermehr thun dürfen, wenn er nicht aufhören sollte, sie zu lieben. Wie ein Glas, in das ein Sprung gekommen ist, kein helles Läuten mehr von sich gibt, sondern nur noch einen dumpfen Klang, so machte dieser eine Beweis dafür, daß sie doch nicht in jeder Beziehung war, was er geträumt, alles rettungslos zunichte. Aber war es denn nun gerecht, ihr zu grollen? Durfte er sie mit so strengem Maße messen? Was konnte sie dafür, daß er sie über die Gebühr idealisirt hatte und daß sie nun seinem Traumbilde nicht entsprach? Konnte sie, in engen, ungünstigen Verhältnissen und einer korrumpirenden Umgebung aufgewachsen, anders sein, als sie war?"

Im Einklange damit hatte er anfänglich gemeint, es ihr gegenüber nicht bei der Antwort bewenden lassen zu dürfen, die er dem Kommerzienrath gab und die ja auch ihr galt; er hatte ihr in schonungslosen Worten auseinandersetzen wollen, daß und warum er ihre Bedingungen verwerfen müsse und ihr — „leichten Herzens" natürlich und mit „kühlem Achselzucken", wenn auch „beschämt über seinen Mangel an Scharfblick" — entsage. Jemehr ihn alle die bitteren, unbarmherzigen Worte, die er ihr sagen zu müssen glaubte, quälten, desto mehr steifte er sich darauf, ihr diesen Brief zu schreiben; er schalt sich wegen der Schwäche, die ihm immer und immer wieder vorstellte: „Warum sie zur Zertrümmerung aller ihrer Illusionen, an denen du doch mit schuld bist, auch noch geflissentlich und kalten Blutes kränken, warum deiner rechtmäßigen Rache auch noch Sarkasmen und Demüthigungen hinzufügen?" Dennoch siegte diese Regung; es war genug, wenn er einen Schritt that, der ihr sagte: „Ich bin so weit davon entfernt, dich des Preises werth zu finden, den du forderst, daß ich meine Schiffe hinter mir verbrenne und eine unübersteigliche Mauer zwischen uns aufrichte?" War es nicht sogar noch stolzer, edler und eindringlicher, wenn er sie gar keines direkten Wortes würdigte? Und dennoch kam er noch später auf den Gedanken, ihr zu schreiben, wieder zurück, nur wollte er ihr so schreiben, wie es ihm wirklich um's Herz war; er wollte ihr nichts schenken und erlassen, er wollte aber auch nicht mit einer Ruhe prahlen, die sie doch vielleicht als eine vorgebundene Maske erkannt hätte, er wollte wahr sein bis zum letzten Augenblick; erhielt er doch nur dadurch ein Recht, über das an ihm Verübte zu Gericht zu sitzen, konnte er doch nur auf diese Weise sein Handeln in den Augen Martha's aus einem blos trotzigen, eigensinnigen und hochfahrenden zu einem stolzen, berechtigten, ja nothwendigen machen. Zudem — strafte er sie nicht viel empfindlicher, wenn er ihr sagte, was sie ihm gewesen war und was sie an ihm verlor, raubte er ihr so nicht jede Möglichkeit, ihr eignes Verfahren sich selber gegenüber zu beschönigen und ihm falsche Motive anzudichten, die sie nur als erwiesen anzusehen brauchte, um sich über das Scheitern ihres Plans zu trösten, und gereichte ihr die volle Kenntniß seiner Beweggründe nicht hoffentlich zugleich zur Warnung und zur Lehre, vorausgesetzt, daß sie noch einmal die Aufmerksamkeit eines so kritischen und sensitiven Träumers auf sich zog, wie er es war?

(Fortsetzung folgt.)



Wüstenpost. (Seite 443.)

Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission.

Beitrag zur hundertjährigen Gedenkfeier am 30. Mai und 2. Juli 1878. Von **C. Fehleisen.**

Die französische Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts dokumentirt eine der gewaltigsten Wendungen in der Geschichte des menschlichen Geistes, sie erzeugte eine so tiefe und allgemeine Umwälzung in den Meinungen und Gesinnungen der Menschen, wie eine ähnliche seit der Reformation nicht mehr vorhanden war. Die Gedanken und Forderungen der französischen Philosophen sind aber um vieles kühner und vordringender, rückhaltsloser und unerschrockener. Mit heldenmüthiger und wahrhaft bewunderswerther Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung, mit dem kraftvoll einschneidenden Unwillen sittlicher Empörung wenden sich diese Schriftsteller gegen alles, was in Kirche und Staat den Forderungen der Vernunft zuwiderläuft. Mitten unter dem elendesten Druck des kirchlichen und weltlichen Despotismus behaupten sie die Freiheit und Würde der Menschennatur. Gegen die Geistesunterjochung der alleinseligmachenden Kirche dringen sie auf Gedankenfreiheit, auf Liebe und Toleranz; gegen die Bedrückungen der herrschenden Staatsform auf Besserung der Verwaltung, auf Umgestaltung der Verfassung, auf Verminderung der Abgaben und Strafen. Der Mensch ist nicht da blos zu Gunsten weniger Bevorzugter, welche vom Schweiße der Armen sich mästen, sondern alle haben gleiches Anrecht auf die Güter dieser Erde, jedem soll Befreiung werden durch die allgemeine Zugänglichkeit der Erziehung und Bildung. Durch die hervorragendsten Geister jener Zeit geht eine warme und thatkräftige Menschenliebe, eine jugendfrische Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Sache der Menschheit. Die überlebten Anschauungen und Ueberlieferungen werden zertrümmert wie hohle Götzen und dagegen die Vernunft wieder in ihre verlorenen Rechte eingesetzt. Ganz Europa nahm den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen dieser Männer. Allein die allgemeine Gunst, welche das vorige Jahrhundert diesen Philosophen entgegenbrachte, ist jetzt fast in ebenso allgemeinen Haß verwandelt; nach den Gewaltthätigkeiten und Ueberstürzungen der französischen Revolution hat man sich gewöhnt, über die französische Aufklärungsliteratur unerbittlich den Stab zu brechen. Man liest und kennt diese Schriftsteller nicht mehr, aber man verleumdet sie; man spricht nicht nur von ihrer Frechheit und Oberflächlichkeit, man sieht in ihnen nur das Produkt eines verwilderten Zeitalters; was sie Gutes und Segensreiches gewirkt haben, danach fragt man nicht.

Uns fällt nicht ein, ihre großen Fehler vertheidigen oder gar in Abrede stellen zu wollen; sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit verlangen; aber selbst ihren Irrthümern wohnt ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit inne, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft. Es gibt nicht eine Frage der modernen Naturwissenschaft, welche nicht schon von den französischen Materialisten angeregt und bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgt worden wäre; die heutige Wissenschaft sucht jenen Konsequenzen eine festere Grundlage zu geben, sie selbst bleiben dieselben.

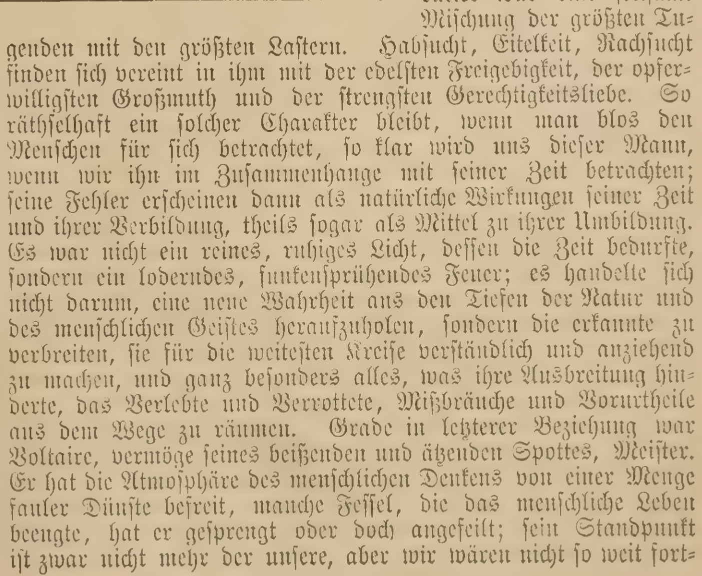


Voltaire.

In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruchs, Erpressung aller Art die täglichen und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Entrüstung gegen alles, was sie für Mißbrauch hielten, mannhaft Krieg führten, unermüdlich für Aufklärung und religiöse Duldung, für Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksklassen stritten und die verlornen, aber unveräußerlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angebornen Menschenwürde wiedereroberten. Dies ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche weltgeschichtliche Bedeutung.

Es ist nicht leere Schmeichelei, sondern richtige geschichtliche Einsicht, wenn die jüngeren französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts **Voltaire** ihren Patriarchen nennen, denn er war der Vater und das Haupt jener Aufklärungsphilosophie, welche so gewaltig gegen die Satzungen und Ueberlieferungen der herrschenden Kirche ankämpfte und die großen Entdeckungen und Anschauungen Newtons und Locke's zur allgemeinen Grundlage des Denkens zu erheben suchte.

Seinen Charakter bezeichnet am besten eine Aeußerung Friedrichs des Großen. Während seines Aufenthaltes in **Berlin** hatte Voltaire einen etwas schmutzigen Handel mit einem Juden, wobei der Christ und der Jude einander um die Wette betrogen. Darüber aufgebracht, schrieb ihm Friedrich: „Wenn Ihre Werke Statuen verdienen, so verdient Ihr Betragen Kettenstrafe.“ Voltaire's Charakter war eine seltsame Mischung der größten Tugenden mit den größten Lastern.



Habsucht, Eitelkeit, Rachsucht finden sich vereint in ihm mit der edelsten Freigebigkeit, der opferwilligsten Großmuth und der strengsten Gerechtigkeitsliebe. So räthselhaft ein solcher Charakter bleibt, wenn man blos den Menschen für sich betrachtet, so klar wird uns dieser Mann, wenn wir ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit betrachten; seine Fehler erscheinen dann als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, theils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung. Es war nicht ein reines, ruhiges Licht, dessen die Zeit bedurfte, sondern ein loderndes, funkensprühendes Feuer; es handelte sich nicht darum, eine neue Wahrheit aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes heraufzuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen, und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurtheile aus dem Wege zu räumen. Grade in letzterer Beziehung war Voltaire, vermöge seines beißenden und ätzenden Spottes, Meister. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit, manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt; sein Standpunkt ist zwar nicht mehr der unsere, aber wir wären nicht so weit fort-

geschritten, wenn seine scharfe Art uns nicht die Bahn gebrochen hätte.

Die Behauptung, Voltaire habe sich in seinen letzten Tagen wieder zum Christenthum bekehrt, ist falsch; dies beweist ein kurzer Blick auf diese Zeit. Auf Antreiben seiner Nichte unternahm er im Februar 1778, 84 Jahre alt, noch einmal eine Reise nach Paris, wo ihn das Volk beinahe vergötterte, während der in Versailles sich aufhaltende Hof ob seiner Ankunft in große Verlegenheit gerieth; Ludwig XVI. ließ sogar in den Registern der Verhaftsbefehle seines Vorgängers nachsuchen, ob sich kein Aktenstück vorfände, das Voltaire den Aufenthalt in Paris verbiete, es fand sich aber nichts.

Den vielen Aufregungen und Anstrengungen war indeß der alte Mann nicht mehr gewachsen; schon am 2. März ließ er mit dem Arzt einen Abbé rufen, damit man nicht, wie er sagte, seinen Leichnam auf den Schindanger werfe. Zu dem Abbé sagte er: „Sie wissen, weshalb ich Sie rufen ließ; wenn es Ihnen gefällig ist, machen wir das kleine Geschäft auf der Stelle ab.“ Nachdem der Abbé seine Beichte gehört, wollte derselbe ihm auch das Abendmahl reichen, Voltaire aber machte ihn darauf aufmerksam, daß er Blut speie und sagte: „Da müssen wir uns doch in acht nehmen, das des lieben Gottes nicht mit dem meinigen zu vermischen.“ Einem Freunde, der ihn einige Tage später fragte, ob er wirklich gebeichtet habe, erwiderte er: „Je nun, Sie wissen, wie es hierzulande zugeht, man muß ein wenig mit den Wölfen heulen; an den Ufern des Ganges wollte ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben.“

Einige Jahre vorher hatte er einmal an Friedrich geschrieben: „Ich fürchte den Tod nicht, aber ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen die Art, wie man in unsrer heiligen römisch-katholischen apostolischen Kirche stirbt; es scheint mir äußerst lächerlich, daß man sich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achsen seines Wagens schmieren läßt, wenn man auf Reisen geht.“

Den Ueberzeugungen, welche er sein ganzes Leben lang verfocht, blieb Voltaire bis zum letzten Augenblick treu. Nur darf nicht vergessen werden, daß er durchaus kein Atheist war; mit seinem berühmten: Écrasez l'infame! — vernichtet die Infame! meinte er nicht die Religion überhaupt, sondern nur die christliche Kirche; Gott hat er immer respektirt, aber alle diejenigen, welche in seinem Namen die Menschheit betrogen haben, schonungslos gegeißelt. Von ihm rührt auch der Ausspruch her: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen erfinden“ — für das Volk nämlich! Von unten, von der Masse, erwartete er kein Heil; Voltaire, dieser Hauptbegründer einer neuen Zeit, stand eben mit einem Fuße noch auf dem Boden der alten, er war der auch heute noch verbreiteten irrigen Meinung, das Volk bedürfe des Glaubens an einen strafenden und belohnenden Gott, theils als Trost im Unglück, theils als nothwendigen Zügel, um es in Zucht und Ordnung zu halten; das Volk aber wird eines Tages beweisen, daß diese Ansicht ein Irrthum ist und daß es ebenso, wie schon heute aufgeklärte und gebildete Menschen, auch ohne besondern Glaubensapparat und religiöse Zucht- und Dressurmittel ein moralisch geregeltes Leben zu führen im Stande sein wird.

Von diesem ersten Krankheitsfalle erholte Voltaire sich wieder, aber am 28. Mai stand der Abbé schon wieder vor dem Bette des nunmehr wirklich mit dem Tode Ringenden, der auf die Frage, ob er an die Gottheit des Erlösers glaube, sich mit den Worten abwandte: „Laßt mich in Frieden sterben!“

Nachdem die Geistlichkeit, wie vorauszusehen war, das Begräbniß verboten hatte, wurde die Leiche so eilig und still als möglich nach der Abtei Scellieres bei Troyes gebracht, deren Abt Voltaire's Neffe war, und dieser ließ seinen Onkel am 2. Juni nach einem feierlichen Todtenamte in der Klosterkirche begraben. Kaum war dies geschehen, als ein Erlaß des Bischofs von Troyes das Begräbniß untersagte; das Verbot kam zu spät, Voltaire hatte der Klerisei auch im Tode noch ein Schnippchen geschlagen.

Elf Jahre später begannen die Pariser, in Praxis zu übersetzen, was Voltaire sie theoretisch gelehrt hatte, und im Jahre 1791 dekretirte die Nationalversammlung die Versetzung der Reste Voltaire's zugleich mit denen Rousseau's nach der zum Pantheon umgewandelten Genovefakirche; nach neunundzwanzig Jahren wurde das Pantheon wieder Kirche und die beiden unheiligen Leichen wurden aus der Gruft in ein Gewölbe unter der Vorhalle gebracht; wieder nach zehn Jahren gab die Julirevolution den umhergeworfenen Gebeinen ihre vorige Ruhestätte wieder. Man sagte später, von diesen sei nichts mehr zu finden gewesen, die Geistlichkeit habe Kalk darauf schütten lassen, um sie gänzlich zu vertilgen; sie hätte damit unbewußt den Antichrist ihrem Christus gleichgestellt, der ja auch keine irdischen Reste auf der Erde zurückgelassen haben soll. So möglich es wäre, daß die Geistlichkeit ihren Haß auf solche Weise an den Gebeinen Voltaire's ausgelassen hätte, so lächerlich wäre ein solches Beginnen, denn das, was der Mensch — ob er als Christ oder Antichrist gelebt — auf Erden zurücklassen kann, sind ja nicht die paar armseligen Knochen, sondern es ist sein Geist, der unsterblich in seinen Werken unter den Menschen fortlebt und fortwirkt, solange es Menschen gibt, die diese Werke zu verstehen und zu bewundern fähig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient.

Von **A. Bebel.**

(Schluß.)

Wo der Ueberfluß die Schwelgerei ermöglicht, da hat unter den bisherigen Formen der Menschheitsentwicklung stets neben dem Reichthum die bitterste Armuth ihre Hütten aufschlagen müssen. Bagdad, das zur Chalifenzeit über eine million Einwohner zählte, barg in sich dieselben Gegensätze, die jede moderne Großstadt heute in sich birgt.

Und wie heute an den Tischen der Reichen und Mühseligen sich gerne ein Heer von Schmeichlern und Schmarotzern einfindet, so war es in noch höherem Grade der Fall in jenem Zeitalter und in Ländern, in denen die Gastfreundschaft zu den ersten Tugenden gehörte. Das Schmeichler- und Schmarotzerthum bildete, wie die Angehörigen jedes wirklichen Gewerbes im Orient und später im christlichen Mittelalter, eine wohlorganisirte Zunft, die ihr charakterloses Handwerk nach bestimmten Regeln trieb; und da ist es denn höchst ergötzlich, zu hören, wie der Altmeister einer solchen Zunft seinen Genossen Verhaltungsregeln gibt und im Tone des Kapuziners in Wallenstein's Lager, über den Verfall der edlen Schmarotzerkunst klagt, als er einem in die Zunft Neuaufgenommenen das Bestallungsdiplom einhändigt, das im Auszug folgendermaßen lautet:

„Dies ist das Bestallungsdiplom des N. N. für den N. N., ausgefertigt bei gesunden Sinnen, — doch krank von innen, — geschwächt im Kauen — und besorgt um sein Verdauen, — bei des Lebens Ausgang — und der Ewigkeit Anfang, — als Ermahnung und Berathung an die edlen Kunstsprossen — und Sufy-Zunftgenossen, — die Tellerlecker und nimmersatten Feinschmecker — der Tofaily-Gilde, deren Mühle immer geht, — deren Gier nie stille steht, — die Männer mit gaffendem Mund — und klaffenden Schlund.

„Heil über euch! — Und Gott lobpreise ich zugleich, — den Einzigen, der euch mit Zähnen zum Beißen und Kauen bewehrt, — der euch weite Mäuler und tiefe Schlünde gewährt, — und dem Propheten spende ich mein Lob, — der des Islams Fahne erhob, — die Verwandten zu ehren befahl — und mit den Armen zu theilen das Mahl! —

„Hiermit thue ich denn kund, daß ich sah, wie die Männer vom Eßbunde und die Meister der Freßkunde — immer seltener werden — auf Erden, — einen Stern nach dem andern sah ich schwinden; — in Stadt und Land ist kaum einer zu finden, — der diese hohe Kunst noch inne hat, — der all' ihre Schliche und Griffe im Sinne hat, — wie man in den Speisesaal sich schleicht — und die gedeckte Tafel erreicht. — Das höchste, was jetzt einer leistet, ist, daß er sich an die Reichen macht; — dann sitzt er an deren Tische in Demuth und Andacht, — schürzt elegant seinen

Leibrock empor — und holt mit den Fingern behutsam die Bissen aus der Schüssel hervor*). — Das alles ist gegen die Regeln der guten Schule, der alten — welche große Brocken vorschreibt und tadelt das Maßhalten. — Wenn dann ein solcher Stümper die guten Bissen genossen hat, — so hält er ein, als wäre er satt — und ißt er noch weiter, — so thut er es als Gesellschafter und Begleiter. — Ein solcher Stümper leistet im Essen bei solchen Festen — kaum mehr als einer von den Gästen. — Und das, ihr Edlen, hat die Kunst vernichtet — und ihr Ansehen zu Grunde gerichtet, — so daß deren Jünger die Regeln nicht mehr wissen — und alle ihre Feinheiten missen, — unbekannt sind ihnen der alten Meister gewandte Griffe — und ihre Künstlerkniffe. — Hier in diesem Schreiben will ich nun mit der Zunge der Eßbegier das alles deuten — und wollen hierfür zuerst dem Teufel Nimmersatt den Gruß entbeuten. —

„So wisset denn ihr Kumpane von Tafel und Tisch: — je verächtlicher der Tropf, — desto leichter füllt er den Kropf, — je ungeschlachter, — desto bessere Geschäfte macht er; — besuchet das Bad an allen Tagen — und salbt euch den Magen, — auch Strecken und Wälzen sei euch empfohlen, — um von durchwachten Nächten euch zu erholen, — dann aber laßt keine Straße und Ecke, — keinen Eselstall, — seid überall! — Gebt besonders auf die Herbergen und Schenken acht, — umwandelt sie Tag und Nacht, — vorzüglich nehmt auf Hochzeitsschmäuse Bedacht — oder die Häuser, wo man eine Erbschaft gemacht, — oder wo man bei Würfelspiel wacht, — haltet euch von den Kreisen der Possenreißer nicht fern, — sowie von den Standplätzen scheinheiliger Herren, — besucht die Widderkämpfe gern, — ebenso wie die Pfründer in den Kapellen — und die Bewohner der heiligen Andachtsstellen; — bei allen Weibern mit Krücke — kann mancher Tag euch glücken — und achtet bei jedes Hauses Thor — was für ein Geruch gehet daraus hervor. — Tadel und Spott beirren euch nicht: — es ist nur der Neid, der aus euren Feinden spricht; — laßt keines Lakaien Drohung euch verdrießen, — von keinem Pförtner die Pforte verschließen, — eröffnet euch selber das Thor; — sind aber Riegel davor, — so klettert zum Fenster empor. —

„O, wie oft habe ich gestritten — und gelitten! — Hiebe gegeben und bekommen, — Tritte vertheilt und genommen! — jetzt sieht man an mir nur die Reste, — denn vergangen ist das Beste — mein Haupt ist durch die Glatze glatt, — und mein Aug' durch das alles matt, — aber das ist mir alles Spaß, — wenn nur erst da ist ein leckerer Fraß! — drum ermahne ich euch, ihr Jungen und Alten, — das alles wohl im Gedächtniß zu behalten, — und nun denn seien eure Kiefern und Magen, — Gottes Schutz befohlen in allen kommenden Tagen!"

Im Gegensatz zu Dichtungen solch grob materiellen und sinnlichen Inhalts wie die vorstehende eine ist, entwickelt sich in geistig höherstehenden Kreisen die reflektirende Dichtung, die edel in der Form, alles was sie besang poetisch vergeistigte. Wie ganz anders als die früher mitgetheilten klingt ein Liebeslied des Waddah, das in seiner ganzen Denk- und Darstellungsweise von einem lyrischen Dichter unseres Zeitalters ausgegangen sein könnte, nur das die Sprache des Arabers epischer ist.

Ach! mich verfolgt von der einen Seite der Tadler Schaar!
Von der andern ein Traumbild, wie reizender keines noch war!
Es besuchte mich in Sana's Palästen, denn es durchfliegt,
Was da von Wegesgefahren und Bergen zwischen uns liegt.
Ueber Felsengeröll und Sandfluth wanderts mir nach,
Wenn auch ein Weg von acht Tagen zwischen mir und der Geliebten lag.
Und als ich schlief, da kam es und begann mir Vorwürfe zu machen,
Ach, wie lieblich sie klangen, und sagte mir auch noch gar manche Sachen.
Ich aber rief: sei gegrüßt du holdes, geliebtes Bild,
Tausendmal grüß ich dich, wenn du mich heimsuchest so mild.
Jede Liebe muß mit der Zeiten Länge allmählich vergehn,
Aber meine Liebe zu Rauda vergeht nicht, sie wird ewig bestehn.

Ein durch seine Innigkeit des Gefühls wahrhaft rührendes Gedicht ist das nachfolgende des Abu Firas Hamdang, der 968 unserer Zeitrechnung starb, also in einer Periode, wo das Chalifenreich seine Blüthezeit hinter sich hatte. Abu Firas gehört zu den ersten Dichtern des Orients. Die meisten seiner Gedichte handeln von Kampf und Krieg, weniger von Minne und Zechgelagen, wie sie andere Dichter jener Zeit so reichlich bieten. Das nachfolgende Gedicht richtet er aus der Gefangenschaft in Konstantinopel**), in die er im Kampf gegen das griechische Kaiserreich gerathen war, an seine alte Mutter in Manbig. Diese Lage erklärt auch den ihm sonst fremden melancholischen und tiefreligiösen Zug, welcher in dem Gedicht sich kund thut.

Wär's nicht wegen der Mutter in Manbig, der alten,
Mich würde die Furcht vor dem Tode zurück nicht halten.
Und ich würde, was du heischest: durch Lösegeld mich zu befrei'n —
Mit stolzem Sinn abweisend entgegnen: o nein!

Doch kann ich es nicht und ich thue, was sie immer nur wollte,
Und selbst wenn es mit Schmach bedecken mich sollte.
Und ich seh' es als Pflicht an, die ich ihr schulde,
Zu sorgen, daß auch des Krieges Wildheit sie nicht dulde.

In Manbig da sitzt sie, die Alte, in Angst und Bangen,
Voll Trauer um mich ist die Aermste von Kummer umfangen.
Ach wenn des Schicksals Tücken, die Schrecken der Nacht,
Sich abwenden ließen durch der Menschen Willensmacht,
Dann würde sicherlich niemals von des Unglücks Harme
Die Stätte heimgesucht werden, wo sie wohnt, die Arme!
Doch Gottes allmächtige Fügung, sein hehres Walten,
Beherrschen die Menschheit und lassen sich nicht aufhalten
Und der Duldermuth, der wächst für jeden umsomehr,
Als das Mißgeschick ihn heimsucht unerwartet und schwer.
Oh, daß doch diese Wolken nach Manbig flügen
Und fort und fort meine Grüße zu ihr hintrügen.
Frömmigkeit und echte Ergebung in Gottes Befehle
Sind vereint in dem guten Herzen dieser edlen Seele.
O Mütterlein! dir ruf ich zu: verlier nicht den Muth,
Gott hat geheime Gedanken: die vertheilt er gut.
Wie manchen Schrecken schon hat er von uns abgelenkt,
Wie manche bittre Prüfung uns geschenkt.
Drum harre aus, o Mutter, in geduldigem Sinn,
Denn dieser Rath ist in Noth der beste Gewinn.

Im zehnten Jahrhundert, das deuteten wir schon an, hatte das Chalifenreich seinen höchsten Glanzpunkt erreicht. Der hohen materiellen Entwicklung entsprach die geistige. Auf allen Hochschulen hatten sich philosophische Schulen gebildet, die in rücksichtsloser Forschung nach dem Urgrund und der Entstehung aller Dinge fragten und zu Schlüssen kamen, die sehr abweichend von dem, was die mohamedanische Priesterschaft, voran die fanatischen Ulemas, lehrten. Es gab gewaltige Geisteskämpfe, die aber ganz im Gegensatz zu den späteren gleichartigen Kämpfen im Christenthum, ohne Blutvergießen und ohne jene wahnsinnigen Verfolgungen des christlichen Mittelalters verliefen. Auf verschiedenen dieser Hochschulen ward der Atheismus offen gelehrt und gepredigt. Aber das war die Grenze, an welcher die Forschung ankam. Die Naturwissenschaften waren, trotz der Förderung, welche sie unter dem Islam erfahren, immer noch, im Vergleich zu heute, in den Kinderschuhen und ihre Weiterentwicklung ward gehemmt, als mit dem Ende des zehnten und dem Anfang des elften Jahrhunderts es jedem Denkenden offenbar wurde, daß das Reich des Islam seinem Verfall entgegenging. So verbreitete sich jene Geisteskrankheit, die stets entsteht, wenn die Strebenden fühlen, daß eine bisher große und mächtige Gesellschaft ihrem Untergang entgegeneilt — der Pessimismus.

Bei dem Untergang des römischen Weltreichs nahm der Pessimismus die Form der stoischen Philosophie an, und das damals aus platonischer Philosophie und hebräischem Mystizismus entstandene Christenthum ist seiner wahren Natur nach nichts anderes als eine Religion des Pessimismus. Wenn dieser sein wahrer Charakter sich trotz aller Mühe, die man sich fast zwei Jahrtausende gegeben, nie zu allgemeiner Wirkung in der Menschheit gelangt, so war dies nur möglich, weil Völker auf die Weltbühne traten, die zu urwüchsig, zu gesund und zu kräftig waren, um sich vom Gifthauch jenes Pessimismus entnerven zu lassen.

Diese ungläubige und pessimistische Philosophie des Islam fand in der Person des Dichters Maarry, der wenige Jahre nach dem Tode des Abu Firas geboren, bis in's elfte Jahrhundert lebte, ihren poetischen Ausdruck. Er war der letzte große Dichter, der aus arabischem Stamme hervorging, und so zeigt sich denn auch an diesem Umstande, wie die geistige Produktionsfähigkeit einer herrschenden Klasse oder Rasse nachläßt, sobald ihre materielle Grundlage in's Schwanken gekommen ist.

Der philosophische Geist des Zweifels und der Glaubenslosigkeit, gepaart mit der Naturauffassung jener Zeit, tritt hervor in folgenden Gedichten des Maarry:

---

*) Im Orient wird noch heute ohne Löffel und Gabel die Speise mit den Fingern aus der Schüssel gelangt.

**) Konstantinopel fiel erst 1453 in türkische Hände.

Ich frug die Kundigen von Ma'add und ihre Mannen
Um Saba's Könige und was sie denn sannen und gewannen.
Sie sprachen darauf: eitel Tand; denn der Zeiten Macht
Verschont den König nicht, noch den Frommen, der die Nächte durchwacht.
Ich sehe dort oben ein Firmament in ewiger Schwingung,
Aber verborgen für uns ist dessen inn're Bedingung.
Wohlan! laß die Welt und bleibe, wenn du klug bist, ihr fern,
Denn ihr vergönne ich fürwahr meine Freunde nicht gern.
Wir sind die Geschicke; — Sie sind wie Reiter, die ziehen,
Oder wie Heere, die einmal siegen, das andere mal fliehen.

In einer anderen Dichtung wendet er sich mit kühnen Worten gegen der Priester Lug und Trug:

Erwacht, ihr vom Wahne Bethörten, aus dem Wahne erwacht!
Denn eure Dogmen sind Fabeln, listig von den Alten erdacht.
Sie wollten nur irdisches Gut gewinnen und sie haben's erworben:
Sie starben und mit ihnen ist das Gesetz der Elenden gestorben.
Sie sagten, daß die Zeit dem Ende nahe, dem Ende der Welt,
Daß von den Tagen nur wenig mehr bis zur letzten Stunde fehlt.
Sie logen! denn wie wüßten sie, daß der Zeitpunkt gekommen?
Verschließt euer Ohr den Lügen, die ihr von jenen vernommen.

Sein atheistisches Glaubens-bekenntniß enthalten folgende Strophen:

Auf einen Gottesmann hat das Volk seine Hoffnung gebaut,
Der da leiten soll, wenn die Menge rathlos um die Retter schaut.
Eitler Wahn ist's, denn die Vernunft allein ist der göttliche Leiter,
Der am Morgen und Abend euch führet als erfahrner Pfadvorschreiter.

Und in Bezug auf das Fortleben nach dem Tode:

Wie sollte das wieder zum Leben erstehen, was einmal sein Ende fand,
Nachdem das dürre Schilf entfachte den letzten Vernichtungsbrand?

Allem Anschein nach waren die großen Wallfahrten, die alljährlich vom ganzen Orient nach Mekka stattfanden — und heute noch alljährlich vorkommen — oft von sehr unheiligen Handlungen begleitet, wie das ja auch mit treffendem Grunde von den christlichen Wallfahrten bis in unsere Tage gesagt wird. Dagegen erhebt sich Maarry's warnende Stimme also:

Jungfrau, halt ein! Denn gewiß die Wallfahrt ist nicht
Für Frauen und Mädchen bindende Glaubenspflicht.
Im Felsthal von Mekka da wohnen gar böse Gesellen,
Unwürdige Hüter des Tempels und der heiligen Rollen.
Die Schaibamänner*) sind betraut mit der Tempelwart.
Wenn zur Kaaba die Völker versammelt die Pilgerfahrt,
Da stoßen sie paarweis die Leute in die heilige Kammer,
Während sie selber taumeln vor Katzenjammer.
All' ihr Streben geht darauf, sich Geld zu erlisten,
Sie ließen für Geld in die Kaaba selbst Juden und Christen.
Ersetze die Wallfahrt durch das Gute, das du gethan,
Drum, wenn eine Wallfahrt man heischt, sprich hurtig: wohlan!

Seine Ansicht über die Religion, wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen darf, da es sich um ein reines Sittengesetz handelt, faßt er in die Worte zusammen:

Religion ist's, gerecht zu sein, gegen alle Welt.
Giebt's eine Religion, die einem das Recht vorenthält?

Mit diesen zwei Zeilen ist die „Religion" des echten Menschen den Religionen, die auf Unterdrückung des Menschen beruhen und aller Unterdrückung Werkzeug sind, gegenübergestellt und treffend beantwortet durch — eine Frage. Endlich kommt auch der Pessimismus bei Maarry voll und ganz zur Geltung. Er behandelt ein Thema, das auch unsere modernen Philosophen, von Schopenhauer bis zu Mainländer traktiren, die Selbstvernichtung des menschlichen Geschlechts durch die Enthaltsamkeit — von der Zeugung.

Der Erzeuger trägt die Schuld dafür,
Daß in's Leben treten die Kinder,
Und wären sie Gewalthaber in den Städten,
Die Schuld trifft sie nicht minder.
Nur erhöhen kann's dir die Entfremdung
Von deinen Leibessprossen
Und erhöhen ihren Groll gegen dich, wenn sie sind
Von den Edlen und Geistesgroßen:
Denn sie sehen den Vater, der sie schuldlos hinausgejagt
In das Wirrsal des Lebens, welches kein Weiser zu lösen gewagt.

Nach solchen Grundsätzen war es nur logisch und nicht mehr als billig, daß er, der seinem Erzeuger den Vorwurf macht, ihn erzeugt zu haben, zu dem Entschlusse kommt, sich dem gleichen Vorwurf nicht auszusetzen.

Das hat mein Vater an mir gesündigt,
Ich aber versündige mich an niemand.

Da sind wir also bei dem Nirwana des Buddha glücklich wieder angekommen. Das Zurückgezogensein auf sich selbst, die Selbstvernichtung, das ist dieser Weisheit letzter Schluß. Das ist dieselbe Lehre, die uns aus hundert Stellen des neuen Testaments entgegenstarrt, welche die Enthaltsamkeit, die „Kreuzigung des Fleisches" fordern, an der das Christenthum seit mehr als achtzehnhundert Jahren arbeitet und mit jedem Jahrhundert mehr erfahren mußte, daß die Menschheit immer weniger geneigt ist, sich selbst zu kreuzigen. Und diese selbe Lehre tischt uns die moderne Philosophie auf, die in Mainländers „Philosophie der Erlösung"*) ihren Gipfelpunkt erreicht. Buddha, Christus, die Philosophen des Islam sahen diese Selbstvernichtung in nicht weiter Ferne sich vollziehen — sie haben sich getäuscht; Mainländer sieht sie in einigen hundert Jahren sich vollenden — auch er wird sich täuschen.

Wohl wird die Menschheit nicht ewig bestehen, wie nichts ewig ist, ausgenommen der Stoff selbst, aber es ist Vermessenheit, der Menschheit die Bahnen vorzeichnen zu wollen und ihr zu sagen: Dort bist du am Ziel! Dort hast du zu endigen und dich selbst zu vernichten! Wo unser Wissen endlich ist, wann es am Ende sein wird, wozu uns quälen? Wir haben der Aufgaben so unendlich viele zu lösen, daß wir es den nachfolgenden Geschlechtern ruhig überlassen können, sich zu entscheiden, ob ihr Bedürfniß nach Fortschritt, das mit ihrem Können sicher Schritt halten wird, zu Ende ist oder nicht.

Als die Philosophen und Dichter des Orients in der Zeit des Verfalls des Chalifenreichs zum Pessimismus ihre letzte Zuflucht nahmen, brachen im christlichen Abendland die ersten schwachen Strahlen der Morgenröthe einer neuen Zeit hervor, welche die Kultur des Orients entzündet hatte. Heute ist es das unchristlich und materialistisch gewordene Abendland, das den Völkern des Orients die Leuchte einer höheren Civilisation, als sie der Orient je besessen, entgegenbringt und sie, wenn sie nicht schon zu entkräftet sind, zu neuem, schönerem Leben verjüngen, ihnen neue Bahnen zu höherer Vervollkommnung zeigen wird.

*) Schaiba heißt die Familie, die bis auf den heutigen Tag die Kaaba hütet.

*) Die Philosophie der Erlösung von Phil. Mainländer, Berlin, Theobold Grieben 1876.

Wie ein Communard den Versaillern entkam.

Es war am Sonnabend Abend der „blutigen Woche", am 27. Mai gegen 10 Uhr, als wir die Mairie von Belleville verließen, um frische Luft zu schöpfen. In der Mairie war es wie in einem Schmelzofen. Das Geschrei der Verwundeten, die sich unter blutgerötheten Decken am Boden wanden, das Kommen und Gehen von Stafetten, die Verstärkung verlangten, die Verzweiflung der in ihrem letzten Zufluchtsort in die Enge getriebenen Besiegten, das Pfeifen der Granaten, der Brand der Docks von la Vilette, alles das zusammen brachte die Festesten zum Erbleichen und faßte die Abgehärtesten an der Kehle. Alphonse Humbert, der einzige unter den Redakteuren des „Père Duchesne", dem ich Treue und Muth nachrühmen kann, das Mitglied des Communeraths X., sein Sekretär und ich durchirrten die Straßen von Belleville, wo jeder Schritt uns bewies, daß die Sache der Commune ihren Todeskampf kämpfte und bereits in den letzten Zügen lag. Die Föderirten waren zweifelsohne zahlreich, aber erschöpft und erschlafft; sie hatten nicht einmal mehr den Instinkt des Widerstandes. Alle Häuser waren überfüllt, viele schliefen auf dem Pflaster oder lehnten sich schlummernd an die Wände, ohne jeden Schutz vor den Granaten, die auf dem Pflaster krepirten. Aber niemand ließ sich durch solche Kleinigkeiten stören, und wenn eine stärkere Explosion erfolgte, so rief man: „Es

lebe die Commune!“ und drehte sich wieder um, um weiter zu schlafen. Schlafen und sterben waren in dieser Stunde völlig gleichbedeutend für diese durch sechstägigen Kampf erschöpften Männer, von denen am nächsten Tage so vielen tausenden die Erde zum Leichentuch werden sollte. Von Zeit zu Zeit eine unvollendete und überdies werthlose Barrikade, bewacht von einigen düstern Föderirten, die gebieterisch das Losungswort verlangten und die selbst, nachdem es gegeben war, nicht immer den Weg frei gaben — in der letzten, schwersten Stunde glaubt man nur noch an eins, an sein Gewehr.

Gegen Mitternacht dachten wir daran, uns ein Asyl zu suchen, um einige Stunden zu schlafen. Ueberall verschlossene Thüren — kein Mensch antwortete. In der Rue des Amandiers sahen wir endlich einen Mann auf der Schwelle eines Hauses stehen, der, neugieriger oder unerschrockener als die andern, dem Platzen der Granaten zusah. Wir baten um Einlaß. „Ich habe kein Bett!“ sagte er und trat zurück, um sich in's Haus zu begeben. Aber wir hatten den Fuß zwischen Thür und Schwelle gesetzt und sagten: „Ein Winkel genügt uns!“ Wir waren unser vier, er war allein. Ohne Zweifel imponirte ihm unsere entschiedene Haltung, denn schließlich wies er uns in eine Art Schuppen nach der linken Seite der Hausflur.

Wir streckten uns auf dem Fußboden aus, buchstäblich zu Ende mit unserer Kraft. Seit Sonnabend Abend hatten wir kein anderes Bett gehabt. Ich hatte mit Alphonse Humbert, der seit diesem Tage ununterbrochen bei mir geblieben war, während der Nächte im Stadthause, auf dem Boulevard Voltaire, in der Mairie des 11. und in der des 12. Arrondissements biwackirt. Kaum ein- oder zweimal hatten wir eine wirkliche Mahlzeit gehalten. Schmutzig, mit langem Barte und wirrem Haar, an allen Gliedern wie gerädert, sanken wir in einen unruhigen, oft unterbrochenen Schlaf und sagten uns, daß der nächste Tag vielleicht allen unsern Mühsalen ein Ziel setzen werde. In einem solchen Zustande physischer und moralischer Erschöpfung hat das Leben keinen höheren Werth, als ein Goldstück in den fieberhaft zitternden Händen eines entmuthigten Spielers.

Zwei Stunden nachher, beim ersten matten Tagesgrauen, erwachten wir. Alphonse Humbert und ich hielten es für räthlich, aufzubrechen; X. und sein Kamerad waren geneigt, zu bleiben. Wir kamen dahin überein, uns volle Freiheit des Handelns zu wahren, und Humbert und ich ersuchten den Concierge, uns hinauszulassen — unser Weggang schien ihn innerlich sehr zu erleichtern.

Die Straße war öde und einsam; wir verfolgten sie bis zu Ende. Am Eingang des äußeren Boulevard stand eine von vier oder fünf Föderirten besetzte Barrikade. Man verlangte uns das Losungswort ab — es war Charles Cherbourg. Auf dem Boulevard angelangt, wendeten wir uns zur Linken; überall Oede und Schweigen. Wir kamen überein, bis zur Mairie des 11. Arrondissements vorzudringen. Vom Mittwoch bis zum Freitag war diese Mairie das Hauptquartier des Widerstandes gewesen, und wir wußten, daß sie noch am Abend vorher von den Unsrigen besetzt gewesen war.

Plötzlich bemerkten wir in der Rue de la Roquette — Versailler. Ohne Zweifel gehörten sie zu denen, die am Abend vorher den Kirchhof Père-Lachaise genommen hatten. Wir warfen uns in eine Querstraße und eilten der Mairie zu. Sie lag schweigsam und öde da; dichter schwarzer Rauch drang aus den Seitenfenstern. Auf dem Platz Voltaire standen ein Dutzend Föderirter. Was wollten die Tapfern noch hier? Sie hatten sich darauf gesteift, ihren Posten zu behaupten. Und doch waren die beiden Geschütze, welche den Platz Voltaire vertheidigten, bereits mit zerschmetterten Lafetten zusammengesunken. Derartige Szenen echten Heldenthums haben sich während dieses wunderbaren Kampfes an tausend Punkten von Paris abgespielt, ohne einen Chronisten zu finden.

Wir waren jetzt also abgeschnitten; alles war zu Ende. Wir hatten seit Montag den 22. gekämpft; jetzt, Sonntag den 28., war kein Widerstand mehr möglich — es war uns also wohl erlaubt, an unsere Rettung zu denken. Aber wohin uns wenden? Humbert wohnte im Quartier Latin, ich in der Cité Bergère, nahe dem Boulevard Montmartre, in großer Entfernung vom Platz Voltaire, und ohne Zweifel war man bereits in unsern Wohnungen gewesen, um uns zu verhaften. Es war überdies deshalb unmöglich, diese Viertel zu erreichen, weil wir von 60,000 Mann umringt waren. Andrerseits kannten wir in der Gegend, in der wir uns befanden, keine Seele. Da wir keinen Augenblick zu verlieren hatten, verließen wir uns auf unser gutes Glück und klingelten am ersten besten Hotel. Es war am Eingang der Rue Richard le Noir, welche auf den Mairieplatz mündet. Das Hotel war ein sehr bescheidenes, eine Art Hotel garni; im Erdgeschoß befand sich eine (natürlich geschlossene) Weinhandlung mit Weinstube. Auf unser hastiges, kräftiges Klingeln öffnete sich die Thür des Hotels; eine Frau erschien auf der Schwelle und fragte: „Was wünschen Sie?“ Sie mochte vierzig Jahre alt sein und sah freundlich und anständig aus; sie betrachtete uns mit neugieriger Miene. „Zwei Betten, Madame,“ sagten wir. Sie erwiderte ohne Zögern: „Treten Sie ein!“ rief eine Magd und befahl ihr, zwei Zimmer für uns in Stand zu setzen. Als dieselben bereit waren, hieß sie uns hinaufgehen, ohne nach Namen oder Papieren zu fragen. Zum ersten male seit sechs Tagen genossen wir einer kurzen, wirklichen Ruhe.

Aber unsere seit langem so gewaltsam angespannten Nerven vertrugen keine lange Rast. Um 7 Uhr springe ich an's Fenster und gewahre, daß, in einer Entfernung von 300 Metern, die dreifarbige Fahne auf dem Thurm der St. Ambrosiuskirche weht, die auf dem Platz Voltaire steht, nicht weit von der Mairie. Es war um uns geschehen, wir hatten die Versailler vor der Thür. Wir gingen sofort hinab.

Die Eigenthümerin des Hotels weinte bitterlich. „Was gibt's denn?“ fragten wir. „Ach, meine Herren,“ antwortete sie, „sie erschießen alles. Das ist eine wahre Schlächterei drüben auf dem Platze.“ Ich sah Humbert, er sah mich an und unser Entschluß war gefaßt. „Hören Sie an, Madame!“ sagte ich zu ihr, „wir wollen Ihnen gestehen, wer wir sind. Wir sind Föderirte; wir werden sicher erschossen, wenn man uns in seine Gewalt bekommt. Wollen Sie uns verbergen?“

„O gewiß, meine Herren!“ erwiderte sie mit Wärme und Eifer. „Ich habe einen Neffen, der mich nächstens besuchen wollte, der sind Sie, wenn es Ihnen recht ist!“ Sie zeigte auf mich. „Was Sie betrifft (sie zeigte auf Humbert), so hat meine Magd natürlich Heimathspapiere. Sie wird sie Ihnen geben.“ Und sie rief die Magd, die gleichfalls ohne Zögern einwilligte.

„Nun wohl, Madame, da ich fortan zur Familie gehöre, will ich Ihnen einen Rath geben. Oeffnen Sie Ihre Weinstube!“

„Nein, ich mag keinen Versailler bei mir sehen.“

„Wenn der Laden verschlossen bleibt, durchsuchen sie das Haus, und wir sind verloren. Oeffnen sie hingegen, bekommen sie bei Ihnen etwas zu trinken, so wird man Sie damit verschonen.“

Es geschah! — Es kamen Leute der Marine-Infanterie. Ihre Hautfarbe war gelblich, ihre Bewegungen schwerfällig, ihr Blick umschleiert. „Gibt es viele Todte?“ fragten wir. — „Ja,“ erwiderte einer von ihnen mit verthiertem Tone; „wir haben Befehl, keine Gefangenen zu machen; der General will es so;“ (sie konnten uns ihren General nicht nennen); „wenn sie nicht Feuer angelegt hätten, würde man nicht so mit ihnen verfahren, aber da sie es gethan haben, muß man sie umbringen.“ Hierauf fuhr er fort, indem er sich zu seinem Kameraden wendete: „Diesen Morgen ist dort (und er zeigte auf die Barrikade der Mairie) einer in der Bluse gekommen. Wir haben ihn fortgeführt. ‚Ihr werdet mich doch wohl nicht erschießen?‘ sagte er. ‚O, gewiß nicht.‘ Wir haben ihn vor uns her getrieben und dann — — piff — paff — wie er drollig zappelte!“

Wir hörten die Erzählung dieser viehischen Gesellen an und bemühten uns, zu verhindern, daß uns der Abscheu der Seele in's Gesicht trat, als drei Mann mit einem Korporal hereinkamen. Sie ließen sich im Comptoir einschenken und wir glaubten zu bemerken, daß sie uns scharf in's Augen faßten. Wir versuchten, uns in den Laden zu verfügen, aber bald ward es ersichtlich, daß wir, namentlich von dem Korporal, beobachtet wurden. Wenn ihm der Einfall kam, uns abzuführen, so waren wir Kinder des Todes; in diesem Augenblick waren die Unteroffiziere unumschränkte Herren über das Leben der Pariser, in höherem Grade vielleicht als die Offiziere. Es galt augenscheinlich, keck und ruhig Front zu machen. Einer der drei Soldaten sprach mit einem unverkennbaren südlichen Accent. „Sie sind aus dem Süden?“ sagte ich und näherte mich ihm. „Ja,“ antwortete er. „Und aus welchem Orte?“

„Aus Nérac!“

„Da habe ich Bekannte,“ und ich nannte einen Mann.

„Teufel,“ sagte der Korporal, der nicht aufgehört hatte, mich zu fixiren, „das ist ja mein Vetter.“

Ich hatte wirklich mit ihm studirt und sprach davon. Die Stirn des Korporals glättete sich — er forderte uns sogar auf,

mit ihm anzustoßen. Die Klugheit gebot uns eigentlich, es zu thun; aber wir hatten nicht den Muth, unser Glas mit demjenigen dieser Unglücklichen in Berührung zu bringen, deren Hände uns noch von dem Blute hingemordeter Föderirter zu rauchen schienen.

Von da an blieben wir in dem hintern Theil des Ladens, um der Aufmerksamkeit der Soldaten zu entgehen, die unaufhörlich das Comptoir erfüllten. Gegen 1 Uhr Nachmittags wollten wir sehen, ob es kein Mittel gebe, die Linien zu passiren. Der Platz der Mairie wimmelte von Soldaten; die einen biwackirten neben ihren Gewehren, die andern hatten sich auf den Trottoirs ausgestreckt und kochten im Freien ab. Sie sahen abgemattet aus und wie Menschen, welche infolge gehabter Anstrengungen gereizt und zur Brutalität geneigt sind. Die linke Mauer der Mairie entlang erblickten wir eine Menge Leichen, die nebeneinander am Boden lagen. Nicht eine erbärmliche Neugierde, es war das herbe Verlangen, die Wahrheit zu ermitteln, was uns vorwärts trieb; wir wagten es, uns zu nähern, auf die Gefahr hin, erkannt zu werden. Die Soldaten hatten auf die Brust der Erschossenen Zettel mit den Aufschriften: „Trunkenbold“, „Mörder“, „Dieb“ gelegt und ihnen mehrfach einen Flaschenhals in den Mund gesteckt.

So suchten diese Kinder des Volkes die Kinder des Volks, welche auch für sie und ihre Freiheit gestorben waren, noch im Tode zu entehren. Wie erhaben erschien uns jetzt jener pariser Föderirte, der die vor den Trancheen gefallenen versailler Soldaten auflas und wie ein Bruder pflegte, und in wie strahlendem Lichte ließ uns die Beschimpfung, welche unsere verblendeten Brüder ihnen zufügten, den Heroismus der Unsrigen erscheinen!

Wir konnten uns nicht enthalten, von da bis vor La Roquette zu gehen. Dumpfes Geknatter ließ sich von außen vernehmen. Von Zeit zu Zeit erschien vor dem Thore eine Kolonne Gefangener jeder Lebensstellung, jedes Alters und jeder Kleidung; das Thor schloß sich hinter ihnen. Diese Kolonnen hatten neues Futter für die Metzeleien zu liefern. Das Gefängniß La Roquette war einer der Schlachthöfe, die nach dem Kampfe in Paris eingerichtet wurden. Vom Sonntag bis zum Montag Morgen wurden hier mehr als neunzehnhundert Opfer durch die Mitrailleusen niedergemäht, ohne Urtheilsspruch, ohne Verhör, einfach auf die Handbewegung eines Bataillonschefs hin, der am Eingang des Gefängnisses stand und nach Willkür und Laune die Opfer bezeichnete.

Wir betrachteten diese Mauern, hinter denen unsere Kameraden röchelten. Seit acht Tagen hatten wir des Grauenhaften gerade genug vor Augen gehabt — wir hatten gesehen, wie Frauen und Kindern von den versailler Granaten der Leib aufgerissen wurde, wir hatten unsern Nachbar auf der Barrikade getroffen zusammenstürzen sehen, wir hatten gesehen, wie einer, der erhobenen Armes seine Kameraden anfeuerte, plötzlich verstummte und auf dem Pflaster hinschlug, wir hatten an hundert Stellen gewaltige Blutlachen gesehen, doch das war der freudige Tod gewesen, der Tod des Helden. Dieser Tod in Haufen jedoch, ohne Kampf und ohne Rache, dieser Tod durch den dummen, geräuschvoll schnurrenden Mechanismus der Mitrailleuse, dieser Tod im Beisein von Pfaffen, welche die Gebete für die Sterbenden murmelten, erfüllte uns mit eisigem Entsetzen, und regungslos standen wir vor den fluchbeladenen Mauern, die diese Gräuel dem Auge verbargen. Begreift man nun die pariser Frauen, die den Anblick dieser Henker von Offizieren nicht zu ertragen vermochten und sie in's Gesicht schlugen und verlangten, mit hingeschlachtet zu werden?

Wir mußten aber darauf bedacht sein, so oder so aus Paris zu entkommen. Der Boulevard Voltaire war abgesperrt, wir versuchten, durch das Faubourg St. Antoine zu entschlüpfen. In der Straße Basfroi sahen wir ganze Haufen von Todten aufgethürmt, die man aus allen Winkeln herbeigeschafft hatte; die Einwohner wurden genöthigt, Chlor auf diese Leichenhügel zu werfen. Ebenso zwang man alle Vorübergehenden, beim Abtragen der Barrikaden mit Hand anzulegen.

Offiziere mit wahren Galeerengesichtern überwachten die Arbeiten. Ein oder zwei male wurden wir scharf von ihnen in's Auge gefaßt, aber wir setzten unsern Weg fort, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Wir kamen an verschiedenen Freunden vorüber, die uns ebenso wenig zu kennen schienen als wir sie. Auch sie suchten ohne Zweifel einen Ausweg. Aber der Bastilleplatz war noch strenger bewacht als der Boulevard Voltaire. Um jedem unglücklichen Zufall auszuweichen, hielten wir es für rathsam, unser Hotel wieder aufzusuchen.

Die gute Frau erwartete uns voll Unruhe. Sie sagte uns, wir hätten eine Unvorsichtigkeit begangen, da wir ja beliebig lange in ihrem Hause bleiben könnten. (Fortsetzung folgt.)

Weltausstellungsbriefe.

III.

Paris, im Mai 1878.

Derjenige, der das politische Motiv, von welchem ich im ersten Briefe gesprochen habe, gewissermaßen erfunden und das Projekt einer Weltausstellung zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist Emile de Girardin, ein begabter Mann, der in der politischen Geschichte Frankreichs seit Beginn der Louis Philipp'schen Regierung eine verhängnißvolle und wenig ehrenhafte Rolle gespielt hat. Man hat ihn mit einer Ratte verglichen, die das Schiff jedesmals verläßt, wenn es im Sinken begriffen, auch mit einem Sturmvogel, der das nahende politische Unwetter vorher anzeigt, und beide Vergleiche sind nicht schlecht gewählt. Er hat jeder Regierung gedient und ist darin das Prototyp aller ruhmsüchtigen Bürger, er war nacheinander der Champion des Königs Philipp, der Republik, des Kaisers Napoleon und jetzt wieder der Republik, zu deren beredtesten Vertheidigern und Lobpreisern er nunmehr gehört. Seine Dienste, die in der That in Anbetracht seiner großen schriftstellerischen und journalistischen Begabung jeder Regierung hochwillkommen waren, haben ihm Geld, Einfluß und allerdings einen etwas zweifelhaften Ruhm eingetragen. Mit dem größten Geschick als Redakteur verbindet er eine genaue Kenntniß der öffentlichen Meinung, und, indem er der letzteren oft in gröbster Weise schmeichelt, weiß er sie im Sinne der jeweiligen Regierung zu beherrschen.

Noch im Jahre 1875 und 1876 war der sogenannte Deutschenhaß und die Sucht nach Rache bei der großen Mehrzahl im französischen Volk sehr en vogue. Die Herren von der Regierung befürchteten Unheil, waren aber klug genug, einzusehen, daß ein verfrühter Rachekrieg gegen Deutschland, welchen die Volksmeinung zu wünschen schien, nur doppeltes Elend über Frankreich bringen werde. Da kaufte plötzlich, im Februar 1876, der alternde Girardin, welcher sich schon zur Ruhe gesetzt hatte, das täglich erscheinende Blatt „La France“, und ebenso schnell fast überrumpelte er seine zahlreichen Leser mit dem Vorschlage einer internationalen Weltausstellung im Jahre 1878. Das „Petit Journal“ (ein kleines Blatt, welches täglich in 400,000 Exemplaren verkauft wird), der „Figaro“ und einige andere kleinere Blätter begrüßten schon andern Tags die Girardin'sche Idee mit Jubel, gleichsam auf Kommando einer unsichtbaren Macht, welche aber leicht zu errathen war. Acht Tage später schon erschien ein Dekret Mac Mahons, welches die Idee der Weltausstellung sanktionirte und die Eröffnung derselben auf den 1. Mai 1878 festsetzte. Der Zweck, die kriegerische und überhaupt unruhige Stimmung der Bevölkerung zu besänftigen, wurde fast mit einem Schlage erreicht. Paris insbesondere begeisterte sich für die Idee, jetzt an der Spitze aller friedliebenden Völker zu marschiren. Der Coup war überraschend gut gelungen und vielleicht auch deshalb, weil er nicht unpraktisch zu nennen ist.

So begann die Geschichte der Weltausstellung von 1878. Es ist nicht anders als in der Ordnung, Emile de Girardin zuerst zu nennen unter den Männern, die sich um das Zustandekommen des großen Unternehmens besonders verdient gemacht haben.

Wir wollen die Einzelheiten der nächsten zwei Jahre überschlagen. Bereits Ende April 1876 war die Ausstellungskommission, welche die Vorarbeiten zu leiten und die Voranschläge der Kosten zu machen hatte, ernannt. Man hatte sich an kompetenter Stelle geeinigt, daß diesmal die Weltausstellung ganz auf Kosten des Staats hergestellt werde, entgegengesetzt dem Verfahren im Jahre 1867, wo die Regierung mit einer privaten Aktiengesellschaft einen Kompagnievertrag abschloß, bei welcher Gelegenheit dann die letztere auch einen Reingewinn von einer million Franken nach Schluß der Ausstellung ihren Aktionären anbieten konnte. Die Geldmänner Frankreichs, Rothschild, Foult ꝛc. behandelten das Unternehmen damals als Geschäft, und diejenigen, welche 1867 Paris einen Besuch abstatteten, werden sich noch schmerzlich daran erinnern, wie theuer ihren Geldbörsen dieses Geschäftsprinzip zu stehen kam. Jede Kleinigkeit auf der Weltausstellung war an einen Pächter vergeben, und dieser raubte gemeiniglich das Publikum in schlimmster Weise aus. Die Aussteller mußten theure Miethe für ihre Räumlichkeiten bezahlen, und das Publikum konnte kaum einen Schluck frischer Luft gratis bekommen. An den Kassen wurde nicht gewechselt und auch kein kleines Geld angenommen, damit dem Pächter des Wechselgeschäfts an den Pforten der Profit nicht verloren gehe. Einer Aktiengesellschaft wurde das Recht übertragen, sämmtliche Stühle und Sitzplätze in der Ausstellung pro Stunde und Minute zu vermiethen und zwar zu unerhört hohen Preisen. Desgleichen hatte der Bierbrauer Fanta die alleinige Erlaubniß, Bier auszuschenken, und that dies, indem er die Seidel durch Fingerhüte ersetzte und dennoch den Preis nicht verminderte.

Ein solches „Geschäft“ soll die diesmalige Ausstellung nicht werden. Wir wollen hoffen, daß dieses „soll“ nicht trügt. Folgender Fall deutet leider nicht darauf hin, daß die große Opferfreudigkeit des Staates zugleich auch eine unparteiische ist. Als es sich kürzlich herausstellte, daß die Unkosten größer seien, als man früher glaubte, wurde die anfangs gefaßte gute Absicht, den Arbeitern an Sonntagen freien Eintritt in die Ausstellung zu gewähren, wieder beiseite geschoben. Aus Sparsamkeit, sagt man. Wohl! Aber ist es nicht unrecht, das Sparen just dort anzufangen, wo es sich um das Geld derjenigen handelt, ohne die eine Weltausstellung unmöglich ist und die doch gezwungen sind, jeden Sous in der Hand zehnmal umzudrehen, ehe sie ihn ausgeben? Die reichen Bourgeois und insbesondere die Aussteller, welchen alle möglichen Begünstigungen zutheil werden, werden das selbstverständlich „ganz natürlich“ finden, aber was diese natürlich finden, ist es nicht gewöhnlich unnatürlich? Im Jahre 1867 führte man dieselbe Sprache, nur war sie offenherziger. Der Minister Rouher erklärte im Namen der kaiserlichen Regierung, an freie Entrées für die Arbeiter an Sonntagen sei nicht zu denken, da durch dieselben die Interessen der Aktiengesellschaft arg geschädigt würden. Handelt die jetzige Regierung edler, humaner? Die Antwort mag sich jeder selbst geben.

Diese Sparsamkeit, welche dem Arbeiter und ärmeren Volk die Möglichkeit erschwert, geistigen Profit aus der diesjährigen Ausstellung zu ziehen, macht sich um so erbärmlicher, weil der Staat nach allen anderen Richtungen hin mit den Millionen um sich wirft. Die Kosten des Unternehmens wurden vor circa anderthalb Jahren von der Kommission auf 35 millionen Franken normirt, und diese Summe ward von den beiden Kammern bewilligt. In Wien und Philadelphia hat man nicht mit so großen Ziffern gerechnet. Jetzt werden noch extra neun Millionen, die zum großen Theil schon verausgabt sind, nachbewilligt werden müssen. Der Handelsminister Teisserenc de Bort und der Generalkommissar Senator Krantz haben soviel Anmeldungen von Ausstellern bekommen, daß sie die Bauten soviel wie möglich verbreitern und vergrößern mußten. Der ursprünglich abgegrenzte Platz für die Weltausstellung reicht nicht mehr aus, es sind auch außerhalb desselben neue Bauten errichtet. Weshalb, so wird vielleicht mancher fragen, hat man denn nicht gleich anfangs auf einen größern Raum Bedacht genommen? Die Sache ist sehr einfach: es existirt in Paris keine größere, unbebaute, zusammenhängende Fläche als das Marsfeld mitsammt dem Trocadero.

Das Marsfeld ist eine große Sandebene von circa 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite, mitten in der Stadt, im südwestlichen Theile derselben gelegen und an drei Seiten von hohen Häusern umgeben. Im Nordwesten begrenzt die Seine dieses Feld, welches in gewöhnlichen Zeiten als trefflich geeigneter Exerzirplatz der Garnisonstruppen benutzt wird. Historische Bedeutung hat dieser Platz schon frühzeitig gehabt. Im Jahre 1790 ward hier das große Verbrüderungsfest (Fête de la fédération) gefeiert. Es war in jenen denkwürdigen Tagen, als das Volk, berauscht von den ersten Erfolgen seines Kampfes gegen die Tyrannei, den Glauben hegte, die Aera der Freiheit sei nun wirklich angebrochen, und mit der Großmuth des Siegers bot es allen seinen Feinden die Hand der Versöhnung. Der König hatte den Eid auf die neue Verfassung geleistet, der Erzjesuit Talleyrand heuchelte die höchste Freiheitsliebe und celebrirte mit einem Gefolge von 400 Geistlichen in weißen Chorkleidern die Messe vor einem großen Altar. Die Nationalversammlung war vollzählig zugegen, und an 200,000 Menschen jubelten dem König, als er nach der Reihe die hervorragendsten Vertreter des revolutionären Volks umarmte, zu. Bald darauf kam die Schreckenszeit. Auch auf dem Marsfeld fanden Hinrichtungen statt, bis im Jahre 1794 hier das große Fest des „höchsten Wesens“ mit ebensolchem Pomp wie das Verbrüderungsfest gefeiert wurde. Robespierre, der bald darauf gemeuchelt wurde, hielt seine berühmte Rede vom Nutzen der Moral. Der liebe Gott ward wieder auf seinem Weltenthron restituirt. Im Jahre 1798 fand zur Feier des siebenjährigen Bestehens der Republik auf dem Marsfeld die erste französische Industrieausstellung vom 19. bis 21. September statt, während die französischen Soldaten sich an den Grenzen wie Löwen schlugen und das Direktorium durch seine egoistische Mißwirthschaft dem zukünftigen Despoten Napoleon den Weg zum Thron ebnete. Aber so hoch der letztere auch später in der persönlichen Macht gestiegen war, es kam die Zeit, wo er, gedrängt von außen, um die Freundschaft und das — Mitleid seines eignen Volks betteln mußte. Er veranstaltete — wiederum auf dem Marsfeld — am 1. Juni 1815 das sogenannte „Maifeld“, eine Feier, welche dem ehemaligen Verbrüderungsfeste ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Wie Louis XVI. leistete Napoleon einen Eid auf die neue freiheitliche Konstitution und ließ die Priester dazu beten und Psalmen singen, wie Louis XVI. meinte er es nicht ehrlich mit den Rechten des Volks und auch ihn traf wie die Bourbonen der Schlag der raschschreitenden Nemesis: vier Wochen darauf war Napoleon kein Kaiser mehr, sondern ein Gefangener der Engländer. Fünfzehn Jahre später, im August 1830, übergab der „Bürgerkönig“ Louis Philippe den Nationalgarden ihre trikoloren Fahnen auf dem Marsfelde und ward von dem enthusiasmirten Volke, welches wiederum gläubig alle Versprechungen seines Herrschers hinnahm, angejubelt. Aber wie schnell vergeht der Ruhm und die Volksliebe, wenn man letztere hintergeht! Zweiundzwanzig Jahre verfließen und auf der Bildfläche des Marsfeldes erscheint der „Mann von Sedan“, damals im Glücke. Am 10. Mai 1852 erhielt die französische Armee die Standarten mit dem Bilde des napoleonischen Adlers, welcher den gallischen Hahn verdrängte.

Man sieht aus dieser kurzen Skizze, welch' eine Bedeutung das Marsfeld für die Franzosen hat. Aber nicht aus diesem Grunde hat man dasselbe zum Weltausstellungsterrain gewählt, sondern, wie gesagt, weil es das größte Feld innerhalb der Stadt ist. In der Stadt sollte die Ausstellung jedenfalls stattfinden, damit der große Fremdenzufluß dem pariser Octroi zugute käme. Dagegen läßt sich schließlich nichts einwenden, denn, wo die Stadt so große Kosten hat, mußten ihr auch die Vortheile der Ausstellung zukommen.

Gegenüber dem Marsfelde, nur durch die Seine von demselben getrennt, befindet sich ein Kalksteinhügel, der „Trocadero“, so genannt nach einer kleinen Insel an der spanischen Küste bei Cadix, die stark befestigt ist. Napoleon I. hatte die Absicht, diesen Hügel zu armiren und übertrug auf ihn den Namen der spanischen Insel. Die Hügelfläche hat ungefähr ein Drittel der Ausdehnung wie das Marsfeld. Die direkte Verbindung zwischen letzterem und dem Trocadero wird durch die Jenabrücke hergestellt, welche Napoleon zum Andenken an seine Siege in Deutschland erbauen ließ und welche der wackere Haudegen Blücher durchaus demoliren wollte. Als Talleyrand diese seine Absicht durchkreuzen wollte, erwiderte der hitzige Feldmarschall grob, aber nicht ohne Humor: „Wenn der Herr die Güte haben will, sich auf die Brücke zu stellen, so werde ich sie und ihn mit desto größerem Vergnügen in die Luft sprengen lassen.“ Die Brücke blieb aber auf Befehl des preußischen Königs unverletzt. Neuerdings ist dieselbe durch Eisenwerk bedeutend vergrößert und erhöht worden, damit sie dem hin und herwogenden Strom der Besucher genügend Raum geben kann.

(Schluß folgt.)

Wüstenpost. Unsere Illustration (Seite 436) ist eine Nachbildung des gleichnamigen Bildes von Horace Vernet, des 1863 zu Paris verstorbenen berühmten französischen Malers. Auch diese seine Wüstenpost zeichnen die ihn charakterisirenden Vorzüge aus: die klare, drastische, lebensvolle Darstellung und der trotz der Einfachheit des Gegenstandes deutlich hervortretende Reichthum der Erfindung. Das „Schiff der Wüste“, das einhöckerige Kameel, trottet in scharfem Trabe den Wüstenweg dahin. Es hat nicht schwer zu tragen und ist nicht müde, und der bronzefarbene Beduine auf seinem Höcker balancirt geschickt im Reitsattel, während er behaglich seinen Tschibuk raucht. Ueber dem ganzen Bilde liegt die wunderbare Klarheit der Wüstenatmosphäre, welche die spärliche Vegetation und die kahlen Höhenzüge in der Ferne deutlich sichtbar macht.

Die Redensart „Glücklich wie ein König“ kann für Frankreich keine Anwendung finden, wenn man sich erinnert, welchen Todes viele französische Herrscher gestorben sind: Karl IV. wahnsinnig; Karl VI. ließ sich verhungern, aus Furcht, von seinem Sohne vergiftet zu werden; Ludwig XI. starb in seinem freiwilligen Gefängnisse zu Plessis les Tours, umgeben von seinen Opfern, gemartert von Reue und Gewissensbissen; Karl VIII. wurde in seinem zwanzigsten Jahre vergiftet; Franz I. starb infolge seiner Ausschweifungen; Heinrich II. an einem im Turnier erhaltenen Lanzenstoße; Franz II. wurde durch seine Mutter vergiftet; Karl XI. starb unter gräßlichen Qualen an Gift, gefoltert von der Reue über die Pariser Bluthochzeit; Heinrich III. wurde durch einen Dominikaner (Clement) und Heinrich IV. durch einen Jesuiten (Ravaillac) ermordet; Ludwig XIV. wurde unter dem dumpfen, vorwurfsvollen Schweigen und Ludwig XV. unter lauten Verwünschungen des Volks begraben; Ludwig XVI. endete auf dem Blutgerüste; Ludwig XVIII. starb nach einer Verbannung von zwanzig Jahren und einer zweiten von hundert Tagen; Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp und Napoleon III. starben im Exil.

Dr. B.-R.

Das Alter der Panzerschiffe. Wohl kaum von irgendetwas anderem können wir beschränkte Unterthanen uns schwieriger einen Begriff machen, als von der Größe militärischer Entdeckungen, wenn auch, nach Versicherung erster Autoritäten, die Anspannung aller Geisteskräfte derer, die sie machten, erfordert wurde. Uns scheint das alles mehr nur auf Fortschritte der Technik und der raschen Konzentrirung und Verwendung des Kapitals, der Früchte der Volksarbeit, hinauszulaufen. Welch' Renommiren mit Panzerschiffen, Panzerthürmen und Geschützständen! Ganz abgesehen von den allgemein bekannten alten Blechrittern ist die „geniale Idee“ gepanzerter Schutzmittel keineswegs neu. Um nicht weiter zurückzugehen: schon die Kreuzfahrer panzerten ihre Belagerungsthürme vor Jerusalem mit Leder, die Belagerten ihre Mauern jenen gegenüber mit Wollsäcken; den Waffen jener Zeit gegenüber völlig zweckentsprechend. Die Verwendung von eisernen Panzern, um Schiffe zu schützen, läßt sich im zwölften Jahrhundert schon nachweisen. Die seeräuberenden Normannen pflegten damals ihre Schiffe von der Wasserlinie an mit einem eisernen Gürtel zu umringen, der vorn in einen Sporn endigte. Später beschirmten sie den oberen Theil ihrer Schiffe durch Schilde. Peter von Arragon ließ gegen 1534 seine Seeschiffe mit Leder bedeckt zum Schutz gegen die damals sehr häufig gebrauchten zündenden Substanzen. Als Karl V. seine Expedition gegen Tunis ausführte, enthielt das Geschwader des Andreas Doria ein Schiff, das mit mehreren Lagen Leder bedeckt war. Es war in Nizza

gebaut und soll zum Erfolg der Flotte viel beigetragen haben. Im Jahre 1571 trugen in der Schlacht bei Lepanto mehrere Schiffe Batterien, die durch eiserne Schienen von hinten gesichert waren. Während der zwei folgenden Jahrhunderte ist eine weitere Entwicklung der „Idee" nicht nachzuweisen. Erst bei der Belagerung von Gibraltar erscheinen, gewissermaßen die Typen der heutigen Schiffsungeheuer, 10 Panzerbatterien. Sie hatten geneigte Verdecke und waren bis auf eine Höhe von 5 Fuß mit einem Panzer von hartem Holz, Kork, Leder und eisernen Schienen gedeckt. Sie widerstanden längere Zeit, wurden aber schließlich durch die glühenden Kugeln von damals gradeso vernichtet, wie ihre noch viel kostbareren Nachfolgerinnen im dicken Stahlgewand durch die heutigen Hartgußgeschosse. Wenn das Volk nur recht fleißig und sparsam ist, um die Kosten erschwingen zu können, kommt vielleicht in Zukunft die, zwar seit dem genialen Jagd- und Kriegsmann Baron Münchhausen auch nicht mehr neue, aber geniale Idee zur Ausführung, Wälle und Schiffe mit Gummi zu panzern. Glückliches Volk, das dies Ziel zuerst erreicht haben wird! R.-L.

Aerztlicher Briefkasten.

Bremen. C. S—s. Als ein einfaches Hautreizmittel kann der sog. Baunscheidtismus bei Muskelrheumatismen und dergleichen mitunter von Nutzen sein. Doch erreichen Sie durch Schwitzprozeduren und nachfolgende kühle Abreibungen ganz dasselbe, ohne daß die Haut zuvor durch das mit dem ganz unpassenden Namen „Lebenswecker" benamste Instrument Baunscheidts durchlöchert wird. Ueber den albernen Versuch des Erfinders dieser Heilmethode, mit derselben gegen alle nur erdenkbaren Krankheitsformen in's Feld zu ziehen, verlieren wir kein Wort.

Berlin. Frau Franziska M. Ueber die „Ursachen der ägyptischen Augenentzündung" wissen wir so wenig wie Sie; nur das eine steht fest, daß dieselbe in hohem Grade ansteckend ist. Einen Rath können wir Ihnen jedoch nicht ertheilen, weil wir das Stadium des Leidens nicht kennen: ob Trachombildung eingetreten ist? — inwieweit die Hornhaut mitleidet oder nicht? u. s. w. — Schr. G. Unreines Blut gibt es nicht, sondern nur unreinliche Menschen. Waschen — aber mit Seife und warmem Wasser!

Bernburg. S. Z. Gegen Ihre rothe Nase wollen wir Ihnen ein Mittel verrathen, welches dann in vielen Fällen gute Dienste leistet, wenn Sie Sich dieselbe nicht etwa durch zu reichlichen Genuß alkoholischer Getränke zugezogen haben. Es ist dies ein Theil Borax in 20 Theilen Wasser gelöst, abends zum Bestreichen der Nase angewandt.

Breslau. Schlosser F. Sie scheinen ein arger Hypochondrist zu sein! Zunächst bilden Sie Sich ein, an Kehlkopfsschwindsucht zu leiden, während jedenfalls nur ein einfacher Rachenkatarrh vorhanden ist, welcher verschwinden wird, wenn Sie Ihre Haut besser pflegen, morgens den ganzen Oberkörper mit kühlem Wasser waschen und nachher frottiren, außerdem aber Gurgelungen mit warmem Salzwasser brauchen; — dann aber sollen wir Ihnen eine „Substanz" anrathen, welche Finnen in rohem Rindfleische unschädlich macht, damit Sie Ihrem „Lieblingsessen, dem rohen Fleische," nicht zu entsagen brauchen. Eine solche Substanz existirt nicht. Sie müssen also entweder das Fleisch gekocht oder gebraten essen, oder Sich an rohes Hammelfleisch halten; das ist finnenfrei.

Lindenau. K. W. M. Breite Warzen ätzt man mit rauchender Salpetersäure, indem man es dabei sorgfältig vermeidet, die angrenzende Haut mit anzuätzen. Wegen Ihres Augenleidens wenden Sie Sich an einen Augenspezialarzt in Leipzig (Dr. Schröter, Prof. Coccius). Ihre auf Geschlechtskrankheiten bezüglichen Anfragen sind ohne Untersuchung nicht zu beantworten.

Magdeburg. Sch. Die Größe des Luftraums, welchen ein Mensch für eine Stunde braucht, ohne sich durch seine eigene Kohlensäure und Ausdünstung die Luft zu verderben, beträgt 6 Kubikmeter für jeden Erwachsenen, $1\frac{1}{2}$—3 Kubikmeter für jedes Kind. Ein Schlafzimmer für 4 Personen, in welchem über Nacht kein Fenster geöffnet ist, müßte daher ca. 200 Kubikmeter fassen, also 4 Meter hoch, 8 Meter lang und $6\frac{1}{2}$ Meter breit sein. Wer in einem kleineren Zimmer schlafen muß, ist also zur Zufuhr frischer Luft während der Nacht genöthigt, entweder durch Oeffnung eines Fensters im Schlaf- oder im Nebenzimmer. Trockne Mauersteinwände lassen allerdings Luft eintreten, denn jeder Windstoß auf der Außenseite einer Wand bringt eine Luftbewegung an deren Innenseite hervor. Die Porosität der Wände hört aber sofort auf, wenn sie feucht werden; daher der Nachtheil neuer, nicht ausgetrockneter Wohnungen und bewohnter Kellerräume. Letztere, in denen tausende armer Leute zu wohnen genöthigt sind, müßten polizeilich geräumt werden. Das ärmlichste Dachlogis, wenn vor dem Eindringen von Regen geschützt, ist stets eine gesundere Wohnung, als das sog. Souterrain.

Rendsburg. R. Das Wort „Hungertyphus", welches häufig von der Parteipresse mißbraucht wird, wenn in irgendeiner Gegend der Flecktyphus unter der Arbeiterbevölkerung auftritt, dürfen Sie nicht so wörtlich nehmen, denn der Hunger an sich ist keine Typhusursache, sondern nur ein die Verbreitung des Typhus begünstigendes Moment. Auch kommt der Name Hungertyphus weniger dem exanthematischen oder Flecktyphus, sondern mehr dem Rückfallfieber (Typhus recurrens) zu, welches bisher fast ausschließlich das Proletariat in den Zeiten der Theuerung und des Mißwachses betraf. Um die Vortheile der Wohlhabenheit gegenüber der Armuth zu beweisen, braucht man nicht den Hungertyphus heranzuziehen. In Berlin ist, nach Casper, von tausend Armen ein Drittheil schon im 5. Lebensjahre gestorben, von tausend Wohlhabenden das Drittheil noch nicht im 40. Jahre. Von den Armen überlebt die Hälfte das 30., von den Wohlhabenden die Hälfte das 50. Jahr. Die Stoffzufuhr ist bei der ärmeren und arbeitenden Klasse eine relativ zu geringe, der Stoffverbrauch ein zu großer, sodaß ein im Mannesalter stehender Arbeiter gewöhnlich 5—10 Jahre älter aussieht, als er wirklich ist. Hierzu kommt denn noch bei Wohlhabenderen die bessere Pflege in Krankheiten, die nöthige Schonung in der Periode der Wiedergenesung u. s. w. — Dinge, die der Aermere leider oft genug entbehren muß. Daß eine Besserung dieser ungünstigen Verhältnisse möglich ist, — wer wollte dies leugnen?

Dresden. E. M. Die Anfrage wegen Sommersprossen ist in einer früheren Nummer der „N. W." schon beantwortet.

Die übrigen bis zum 28. Mai eingegangenen Briefe wurden direkt beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Gotha. W. B. Der Verfasser des von Ihnen zur Beurtheilung eingesandten dramatischen Versuchs hat offenbar garnicht unbedeutendes poetisch-dramatisches Talent, aber es fehlt ihm, wie es scheint, noch die Fähigkeit, seine Gestalten zu individualisiren — alle sind wie nach einem Leisten zugeschnitten, insbesondere reden alle dieselbe Sprache, ja sie deklamiren sogar sammt und sonders, der prosaischen Anlage des Dialogs zum Trotz, auch die einfachsten Gedanken in Jamben her. Dabei ist ein dramatischer Kardinalfehler zu rügen, daß nämlich die interessanteste Person des Stückes — der eigentliche Held — erst am Ende auf der Szene erscheint und auch da im wesentlichen nur eine passive Rolle spielt. Wenn der Verfasser, dessen vortreffliche Beanlagung nochmals betont sei, Zeit und Lust hätte, Lessings Dramaturgie recht eifrig und bis zu völligem Verständniß zu studiren, so scheint uns die Hoffnung, daß er es zu tüchtigen dramatischen Leistungen zu bringen vermöchte, nicht ungerechtfertigt.

Laugallen. W. Ba. Wir würden lügen, wenn wir behaupteten, daß wir von Ihrer zweiten Zuschrift viel mehr verstehen, als von ihrer ersten. Nur soviel begreifen wir, daß Sie Ihre „wörtliche Bildzeichnung" in der „N. W." veröffentlicht sehen möchten. Da deren Sinn uns aber vollständig unbegreiflich geblieben ist, so ist natürlich an eine Aufnahme nicht zu denken. Wie wenig deutlich und geschickt Sie Sich auszudrücken vermögen, beweisen auch die Verse, welche Sie „Zur Verständigung" überschrieben haben: „Wahrheit finden — Recht erdenken, — Ist genannt Philosophie! — Stets zu Licht; das Denken schwenken, — Zu erreichen Wahrheitsziel, — Als des Menschen Lebensgeistes Würde, — Frei von jeder Irrthums-Unrechts-Bürde."

Chemnitz. C. G. V. Auf Ihre umfangreiche Zuschrift antworten wir in nächster Nummer.

Magdeburg. A. B. Nicht übel, aber doch nicht reif. Sie scheinen ein hoffnungsvoller Anfänger. Mehren Sie den Schatz Ihrer Gedanken, üben Sie Sich in der Handhabung der Form, besonders der prosaischen — dann kann's werden. — An den Einsender der „Magdeburger freien Presse". Was haben Sie dagegen einzuwenden, daß W. Brandt Krankheiten heilen will?

B. Frl. E. K. Ihre in einem halben Dutzend von Gedichten sehr oft wiederholte Betheurung, daß Sie einsam durch's Leben schreiten, obgleich Sie „an Liebe nicht arm", hat unser lebhaftes Mitgefühl erregt. Aendern würden wir an dieser traurigen Thatsache aber durch die Veröffentlichung Ihrer poetischen Schmerzensergüsse gewiß nichts.

San Antonio (Texas). W. W. Senden Sie nur ein, was Sie in petto haben! Indessen wollen Sie bedenken, daß wir bei Schilderungen von Gegenden und Zuständen, die wir nicht nur nicht durch Augenschein kennen, sondern die auch selten treffend geschildert worden sind, eine gewisse Garantie für die Gewissenhaftigkeit des Verfassers haben müssen.

Wien. An den Einsender der „Konstitutionellen Vorstadt-Zeitung". Der Artikel über oder vielmehr wider „die Berechtigung des Impfzwanges" enthält einige beachtenswerthe Momente, ist aber doch wohl zur Weiterverbreitung durch die „N. W." nicht bedeutend genug. — E. Ln. Wir haben in Madagascar leider keine Verbindungen. Auf welche Weise man über dortige Verhältnisse Erkundigungen der Ihnen erwünschten Art einziehen könnte, darüber werden wir Näheres zu erfahren suchen.

Flensburg. M. N. A. Ihr dramatischer Versuch „So wählen unsre Gegner" zeigt in erster Linie, daß Sie keineswegs genügend die deutsche Sprache beherrschen, um mit Aussicht auf Erfolg an derartige literarische Leistungen gehen zu können. Sie sind in den Fehler sehr vieler Anfänger verfallen, indem Sie Ihre noch sehr der Pflege bedürfende Fähigkeit an der schwierigsten Art der literarischen Produktion versuchten. Mit Kleinem fängt man an!

Gebweiler. T. Die Insel Wampu gehört zur chinesischen Provinz Kanton und liegt vor der Mündung des Perlflusses.

Erlangen. Dr. M. L. Ihr Wunsch ist erfüllt.

Breslau. J. v. W. „Skizzen, Erzählungen, Fabeln und Räthsel" nehmen wir auf, wenn sie gut sind und mit der Tendenz der „N. W." harmoniren. Also probiren Sie's. — 141. Wir haben unsern Herrn Weltausstellungs-Korrespondenten um Beantwortung Ihrer Fragen ersucht.

Breslau. B. M., **Stettin.** B., **Konstanz.** M—f. Ihre Arbeiten sind für die „N. W." nicht verwendbar.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 3. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 38. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

So fand denn einer der ersten Abende der zweiten Woche des neuen Jahres Wolfgang an seinem Schreibtisch; er stützte oft den Kopf in die Hand und blickte nachdenklich vor sich hin, aber er strich und änderte kein Wort in dem Abschiedsbrief, den er an Martha richtete und der folgendermaßen lautete:

Mein Fräulein!

In dem Augenblick, in welchem diese Zeilen Ihnen übergeben werden, habe ich M. bereits verlassen, um nie wieder hierher zurückzukehren, und in welchen Winkel der Welt mein Schicksal mich verschlagen wird, vermag ich in diesem Augenblick selbst nicht zu sagen; ich würde es aber auch nicht sagen *mögen*, selbst wenn ich es sagen *könnte*.

Sie nennen diese Zeilen vielleicht überflüssig; habe ich Ihnen denn, wenn Sie dieselben lesen, nicht bereits die denkbar klarste Antwort auf die Eröffnungen gegeben, die Sie mir unter der Hand machen ließen, habe ich nicht die Bedingungen, die Sie stellen zu *müssen*, die Sie stellen zu *dürfen* glaubten, kurz und schroff von der Hand gewiesen? Was will ich also noch von Ihnen?

Ich habe *auch* eine Zeitlang gemeint, daß jene Antwort vollauf genüge. Aber ich bin nach und nach auf andere Gedanken gekommen. Eine solche indirekte Erklärung ließe doch einzelne, vielleicht sogar wichtige Punkte dunkel, und es liegt mir daran, daß Sie den, der auf immer von Ihnen geht, so sehen, wie er ist; ich bin sogar geneigt, zu glauben, daß ich damit eine letzte Pflicht gegen Sie erfülle, nicht blos eine Pflicht gegen mich selbst.

Ich würde mir nachträglich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Behandlung verdienen, die ich erlitten habe, wäre ich im Stande, Ihnen wider die Wahrheit und aus falschem Stolz zu sagen, daß ich kühl und ruhig, mit einem philosophischen Achselzucken und einem leichten Aufwerfen der Lippe, Ihnen und all' den Träumen, die an Sie sich knüpften, Lebewohl sage. Ich bleibe, der ich bin, auch wenn ich Ihnen, trotz alles Geschehenen, das mich wahrlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf, freimüthig bekenne, daß ich seit dem Abend, an welchem ein fast komischer Zufall unsere Bekanntschaft vermittelte, im Banne Ihres Wesens stand, daß ich Sie geliebt habe, obgleich der durch allerlei kleine Vorkommnisse verschärfte Gedanke an Ihren Reichthum das überwallende Gefühl immer wieder zurückdrängte, und daß ich, nach dem Abend im Schneesturm, im Begriff stand, Ihnen alle meine Zweifel und Bedenken, alle meine Qual und Unschlüssigkeit zu gestehen und Sie dann zu fragen, ob Sie mein Weib werden wollten, als die Eröffnungen, welche Sie mir durch den allerunglücklichsten Mittelsmann von der Welt vorbeugend zugehen ließen, alles zerstörten und zertrümmerten.

Rettungslos und für immer zertrümmerten! Je inniger ich Sie geliebt, desto bittrer und vernichtender war die Enttäuschung. Ich hatte in Ihnen die Verkörperung all' meiner stillen Poetenträume gesehen, ich hatte mich nach Ihnen gesehnt, weil ich meinte, Sie würden meine stille, nachdenkliche, ernste Art und meine Liebe zur Poesie und zur Natur verstehen und sich an mich anschmiegen und ein sanfter Widerhall meiner selbst sein, — und Sie ziehen einen kalten, illusionslosen, nüchternen Praktiker in das zarte Geheimniß dieser Neigung und fordern von mir als Vorbedingung einer günstigen Aufnahme meiner Bewerbung den Verzicht auf die Thätigkeit als Feuerwehrmann, den Verzicht auf meine Lehrerthätigkeit im Bildungsverein, den Verrath an allen meinen Ueberzeugungen und Idealen!

Es laufen so viele durch Gold und andere, feinere Formen der Bestechung gewonnene Renegaten in der Welt herum, daß ich den Plan, einen jungen Mann mit radikalen Anschauungen auf diesem Wege unschädlich zu machen, im allgemeinen „verflucht gescheidt“ nennen muß. In diesem besondern Falle war er freilich doch nur „herzlich dumm“. Es gibt Zumuthungen, die einem ächten Manne die Schamröthe in die Wangen treiben und die innigste Liebe in Kälte, wo nicht in Haß und Verachtung verwandeln können; es schmerzt mich, daß Sie nicht wußten und fühlten, daß auch mir meine Ueberzeugungen höher stehen, als eine Neigung meines Herzens. „Wodurch“ — ich habe es hundertmal vorwurfsvoll gefragt — „hast du den Verdacht erweckt, du könntest deiner Pflicht und deiner Ehre vergessen?“ Und ich habe keine Antwort auf diese Frage gehabt und habe auch heute noch keine.

Sind die Menschen, denen Sie bisher auf Ihren Lebenswegen begegneten, denn alle armselige, schwung- und energielose Krämernaturen gewesen, sind Sie niemals wenigstens *Einem* begegnet, auf dessen Stirn und in dessen Augen geschrieben stand, daß er für eine Idee zu kämpfen und zu leiden und nothfalls zu sterben wisse? Wie klein muß ich Ihnen erschienen sein — ebenso klein und verächtlich, als Sie mir groß und edel erschienen.

Wem es zur Ueberzeugungssache geworden ist, daß des Mannes Ehre darin besteht, sich selber unter allen, auch unter den erschwerendsten Umständen und im Kampfe wider seines Herzens süßeste Regungen treu zu bleiben, der kann nicht schwanken; auch mir war mein Weg vom ersten Moment an scharf und klar vorgezeichnet, und ich habe nicht einmal erwogen, ob ich Sie nicht bestimmen könnte, Ihre Bedingungen zurückzunehmen. Wollten Sie es selber thun — was wäre mir damit geholfen? Wie ich nur aus dem Ganzen und Vollen leben kann, so kann ich auch nur aus dem Ganzen und Vollen lieben, und das — geht eben nicht mehr. Ich würde nicht zu vergessen vermögen, was Sie mir angesonnen haben, ich würde das volle Vertrauen nicht wieder finden und meiner Neigung schönste Blüthe ist verwelkt. Aber glauben Sie mir: daß es so ist, daß ich Sie kleiner gefunden habe, als ich Sie mir geträumt, ist der herbste und bitterste Schmerz meines Lebens. Ich habe mir die redlichste Mühe gegeben, mir diese Wendung zu erklären und Sie zu entschuldigen, ich habe die anfängliche Bitterkeit überwunden und bin jetzt soweit, daß mir alle die harten Worte, die ich Ihnen sagen mußte, vielleicht weher thun, als sie Ihnen thun können. Sie mußten gesprochen werden, aber sie würden einem Manne, ja selbst jedem andern Menschen gegenüber viel schärfer und härter ausgefallen sein, und selbst in der milden Form, die ich endlich gefunden habe, wollen sie mir noch grausam erscheinen — grausam, weil sie an Sie gerichtet sind. Es ist mir bitter leid um Sie, und ich habe dieses brennende Mitleid bisher nur unverschuldeter Noth gegenüber empfunden, die ich nicht zu lindern vermochte.

Ich liefre Ihnen einen Beweis für die Wahrheit dieser Worte und gehorche zugleich einem plötzlichen Impuls, indem ich eine kleine poetische Geschichte meiner Neigung zu Ihnen, die ich erst vernichten und dann mindestens für mich behalten wollte, diesen Zeilen beifüge und indem ich den rehbraunen Handschuh behalte, der ein Unterpfand unserer Freundschaft war. Ich habe viele Tage geglaubt, ihn zurücksenden zu müssen, — darf ich ihn als Andenken behalten, wie ich Ihnen als Andenken meine Verse überlasse? Sie kommen ja wohl bei dem Tausche nicht zu kurz, und es ist doch immer ein milder, versöhnlicher Zug in dem trüben, schmerzlichen Bilde, über das wir nun einen dichten, grauen Schleier fallen lassen wollen.

So ist denn alles, alles aus, und wir dürfen uns nie wiedersehen. Die Lebensbahnen, die monatelang in eine zusammenlaufen zu wollen schienen, trennen sich für immer, — ob wir beide jetzt schon so recht wissen, wie traurig das ist? Lassen Sie mich hoffen, daß Sie nie in bittrer, nutzloser Reue an dieses Jahr Ihres Lebens zurückdenken, es wäre keine Genugthuung für mich, das denken zu müssen. Was aus mir wird, wohin ich gehe und wie ich innerlich über den Schlag, der mein Herz getroffen, hinauskomme, darüber habe ich zunächst nur Vermuthungen. Ich will nicht mit der Versicherung schließen, daß ich nie wieder lieben werde, denn ich weiß, daß die Zeit, die alles heilende, solche Schwüre fast immer Lügen straft, aber ich kann Ihnen, was vielleicht ebensoviel ist, sagen, daß ich mir nicht denken kann, es werde mir je wieder der Muth kommen, zu träumen, wie ich hier geträumt, seitdem mein Blick zum erstenmale dem Ihrigen begegnet war. Wie aber auch mein Geschick sich wenden möge — eins wenigstens dürfen Sie als sicher annehmen. Ich habe dem Schmerz der Enttäuschung meinen Tribut gezahlt, ich habe mir die Erklärungen abgerungen, die ich Ihnen nicht erlassen konnte, aber nun tritt die milde, melancholische Empfindung in ihr Recht; sie wird die herrschende bleiben, und ich werde keine Rückfälle in die alte Bitterkeit erleben. Ich werde ja oft genug an Sie denken müssen, im stillen Walde, in dunkler Nacht, auf öder Haide, auf nebelfeuchter Düne, aber ich werde Ihnen nicht nachtragen, was Sie, ohne die volle Tragweite Ihres Schrittes ermessen zu können, mir zugefügt haben.

„Und mild, wie man der Todten sonst gedenkt,
Gedenk' ich Dein."

Lassen Sie das schwermüthige Dichterwort auch meinen ernsten, weichen Scheidegruß sein!

Wolfgang Hammer.

So war der Brief geworden, so blieb er auch. Er war noch milder ausgefallen, als unser junger Freund sich ihn gedacht hatte, aber er war in dieser Form ein treuer Spiegel seines Empfindens, und es war ja nur wahr, wenn schließlich sein innerstes Empfinden zum Durchbruch gelangte; fluthete es doch unter der starren Decke vorwurfsvollen Grolls still und stetig dahin, wie die Wasser des Stroms unter ihrem Panzer von Eis. Warum sollte er dieses Briefes sich schämen, warum ihn je bereuen?

Es entstand aber nun eine weitere Frage. Auf welchem Wege sollte er die Blätter in Martha's Hände bringen, welcher Weg bot unbedingte Sicherheit? Er konnte den Brief am Tage nach seiner Abreise auf irgendeiner Station der Post überweisen, er konnte durch Rekommandation dafür sorgen, daß derselbe ungefährdet an seine Adresse gelangte, aber er konnte, wenn er sich für diesen einfachsten Ausweg entschied, nicht verhüten, daß wenigstens die Thatsache, daß er an Martha geschrieben hatte, im Hause bekannt ward. Der Kommerzienrath ließ alle Geschäfts- und Privatbriefe von der Post abholen, auch die Briefe an seine Damen gingen durch seine Hände, und das durfte bei diesem Briefe nicht geschehen. Es war sowohl ein tiefer Widerwille dagegen, die Neugierde seines Chefs wachzurufen, als eine letzte zarte Rücksichtnahme auf Martha, die ihn bestimmten, diesen Weg zu verwerfen.

Da besann er sich auf Anna. Sie war ihm einige Tage vorher begegnet und hatte ihm erzählt, daß Frau von Larisch sie bei ihrer Abreise zurückgelassen habe, da Fräulein Emmy sie gebeten habe, ihr das Mädchen, an das sie sich selber gewöhnt hätte, zu lassen; Frau von Larisch sei ziemlich bereitwillig darauf eingegangen, und sie selber sei eigentlich recht einverstanden damit gewesen, in M. zu bleiben. Sie hatte das mit einem gewissen Stocken der Stimme und erst nach einigem Zaudern gesagt, aber Wolfgang war wenig in der Stimmung gewesen, darauf zu achten und Schlüsse daraus zu ziehen. Es hatte keine Schwierigkeiten, der Kleinen durch Frau Meiling, die mit den Verwandten des Mädchens bekannt war, am nächsten Tage ein paar Zeilen zuzustellen, durch die er sie um einen Besuch bat: er habe „seine kleine, treue Bundesgenossin" um einen letzten Dienst zu bitten.

Anna fand sich, halb erwartungsvoll, halb bestürzt an demselben Abend bei ihm ein und Wolfgang empfing sie mit einem freundlichen: „Das ist hübsch — auf Sie kann man sich wenigstens verlassen."

Aber die Kleine kam ihm durch ein unruhiges: „Warum haben Sie „letzten" Dienst geschrieben? Sie wollen doch nicht etwa fort?" zuvor.

„Wie scharfsinnig Sie sind! Sie haben es errathen — ich muß. Aber zuvor habe ich noch eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen."

„Mit dem ‚nicht dürfen' werden Sie wohl mehr recht haben, als mit dem ‚fort müssen'".

„Als wenn ich mich so leicht zwingen ließe! Warten Sie nur noch ein paar Tage, dann werden Sie selber sagen, daß ich gar keine Wahl hatte, und wenn Sie mir eine kleine Freude machen wollen, so bringen Sie mir noch eine Photographie, ich möchte doch ein Bild von Ihnen haben, schon weil Sie bei dem Krawall so klug und so tapfer gewesen sind."

„Ach Gott, Herr Hammer, ich habe ja keine, und wenn ich mich erst schnell noch wollte abnehmen lassen, so geht das auch wieder nicht; ich bekomme mein neues Kleid erst Ende nächster Woche. Doch ich kann Ihnen das Bild ja nachschicken; aber ist es denn nur wirklich wahr, wollen und müssen Sie wirklich fort?"

Wolfgang mußte über die Toilettensorgen der Kleinen lächeln, aber schnell wieder ernst werdend erwiderte er:

„Nun, ich kann Ihnen eine Adresse geben; mein Freund" (und er kritzelte dessen Adresse auf ein Blättchen Papier) „weiß mich dann schon zu finden, denn wohin ich verschlagen werde, darüber habe ich selber kaum eine Vermuthung. Ich reise am Sonnabend Abend ab, und meine Bitte geht nun dahin, diesen Brief unter vier Augen an seine Adresse gelangen zu lassen, nachdem Sie gewiß wissen, daß ich seit vierundzwanzig Stunden fort bin. Vielleicht sehen wir uns auf dem Bahnhof noch einmal — ja? Das wäre jedenfalls das sicherste."

Die Kleine nickte nur, es schwoll ihr wie von verschluckten Thränen in die Kehle, und sie hätte kein Wort über die Lippen gebracht; der Gedanke, daß ihr Lebensretter so plötzlich fort wolle, und daß sie ihn vielleicht nie wiedersehe, machte sie sehr traurig. Dennoch hatte sie einen Blick auf die Adresse des ziemlich umfangreichen Briefes geworfen, den ihr Wolfgang einhändigte, und es entging ihr nicht, daß der junge Mann unter dem überraschten Blick, den sie ihm unwillkürlich zuwarf, leicht erröthete und sich abwendete. — „An Fräulein Martha?" fragte sie und versuchte, durch den Ton dieser Frage anzudeuten, daß der Brief wohl sehr willkommen sein werde.

Wolfgang nahm alle Kraft zusammen und sagte leichthin:

„An dieselbe. Ich habe eine Rechnung mit ihr in's Gleiche zu bringen, und ehe man abreist, macht man gern alle alten Schulden glatt."

„Aber ich kann ihr den Brief ja gleich heute geben."

„Das eben soll nicht sein und das dürfen Sie um keinen Preis thun. Vierundzwanzig Stunden nach meiner Abreise — keine Minute früher. Eben weil ich überzeugt war, daß Sie Sich mit der peinlichsten Genauigkeit an meine Vorschrift halten würden, habe ich mich an Sie gewendet; können oder wollen Sie mir nicht mit Hand und Mund versprechen, den Brief solange als garnicht vorhanden anzusehen, so geben Sie mir ihn lieber wieder. Ich habe ganz bestimmte, sehr ernste und gute Gründe, zu wünschen, daß es so gehalten werde, und wenn Sie mich im Stiche lassen, so muß ich mich eben der Post anvertrauen oder auf einen andern Ausweg sinnen."

„Nein, Herr Hammer, den Kummer werden Sie mir doch nicht machen!? Hier ist meine Hand; ich hüte den Brief, wie meinen Augapfel, und erst vierundzwanzig Stunden und eine Minute, nachdem ich Sie mit eigenen Augen habe davonfahren sehen, soll er an seine Adresse gelangen. Wissen Sie denn aber auch, daß Fräulein Martha seit einer Reihe von Tagen schon das Zimmer hütet und immer allein sein will? Sie hat sich, scheint es, stark erkältet, aber — sie kommt mir auch sehr traurig vor, und wenn sie mit jemanden spricht, ist es immer, als dächte sie an etwas ganz anderes und als müßte sie sich jedes Wort erst abkaufen. Und kein Mensch hat eine Ahnung, was ihr fehlt, und wenn Fräulein Emmy sie darnach fragt, so versucht sie, zu lächeln und sagt, ihr fehle weiter nichts, als Ruhe, aber ich kann Ihnen garnicht sagen, wie unbeschreiblich traurig dieses Lächeln ist. Mir gibt es jedesmal einen Stich in's Herz, und sie ist so gut und hat mich immer behandelt, als wäre ich nicht eine Untergebene, sondern eine Bekannte; sie befiehlt nie, immer bittet sie. Aber ich ginge auch durch's Feuer für sie — grade wie für Sie."

Wolfgang hatte in dem Moment, in welchem Anna die Krankheit Martha's erwähnte, ihre Hand, die er lebhaft ergriffen hatte, um sie herzhaft zu schütteln, fahren lassen. Er versuchte vergebens, die Herrschaft über sich selber zu behaupten und es klang sehr gezwungen, als er endlich sagte:

„Unwohl? Das thut mir leid. Ich glaube übrigens auch, daß sie gut und freundlich ist, und das ist mir Ihretwegen besonders lieb. Mit Fräulein Reischach haben Sie wohl auch keine Noth, und da sind Sie schließlich hier besser aufgehoben, als bei Frau von Larisch in Berlin."

„Aber, Herr Hammer, Sie sollten Fräulein Martha garnicht mit Fräulein Emmy und Frau von Larisch zusammen nennen; Sie kennen sie gewiß nur ganz oberflächlich."

„Doch nicht so ganz oberflächlich, aber das sind Nebensachen und Sie können mir über Fräulein Hoyer kaum etwas neues sagen. Die Hauptsache ist, daß Sie meinen Brief pünktlich besorgen und so, daß niemand sonst davon erfährt."

„Gewiß und wahrhaftig, Herr Hammer, ich halte Wort, — glauben Sie das nicht? Ich habe aber auch eine Bitte, eine recht dreiste Bitte — ich getraue mich garnicht recht, sie auszusprechen. Würden Sie mir denn — aber nein, ich fürchte, Sie werden böse!"

„Nun, Kleine, so unerhört wird Ihr Anliegen doch nicht sein?"

„Ach, ich hätte so gern — ein Bild von Ihnen, ein Andenken an meinen Retter. Ist das keine zu dreiste Bitte?"

„O nein. Dort liegt mein Album; suchen Sie Sich das Bild heraus, das Ihnen am besten gefällt."

Anna wurde ganz roth vor Freude, und dann zeigte sie mit dem Finger schüchtern und fragend auf die Photographie des Jägeroffiziers, der die Mütze mit den gebogenen Spielhahnfedern keck auf's Ohr gesetzt hatte und recht kühn und verwegen in die Welt sah.

Wolfgang amüsirte die Wahl. Er fragte:

„Aber warum grade das Bild? Das stammt ja aus alter Zeit. Sie finden mehrere von jüngerem Datum."

„Weil Sie hier so aussehen, wie ich Sie immer sehen möchte, frisch und froh. Jetzt sehen Sie viel nachdenklicher und ernster aus und heute — gradezu traurig. Ich möchte fast denken, es fiele Ihnen schwer, von hier wegzugehen, doch wenn das wäre, dann brauchten Sie ja nur nicht zu gehen. Aber, was ich da gesagt habe, war gewiß recht dumm."

„Das möchte ich nicht behaupten, vor Ihnen muß man sich ja beinahe in acht nehmen! Aber, hier haben Sie das Bild; wenn ich eins in Feuerwehruniform hätte, bekämen Sie es extra."

„Ach ja, daran habe ich noch garnicht gedacht; was wird denn aus der Feuerwehr, wenn Sie fortgehen? Wissen die es denn schon?"

„Daß ich fortgehe, weiß noch niemand und den Tag und die Stunde wird überhaupt niemand erfahren, Sie dürfen also auch keiner Seele etwas davon sagen — hören Sie? Meine kleine Bundesgenossin hat vor allen etwas voraus und kann schon ein wenig stolz darauf sein."

„Das bin ich gewiß, und um Ihr Bild lasse ich mir einen hübschen Rahmen machen und hänge es in meine Kammer, und ein frisches Kränzchen soll es auch immer haben."

„Thun Sie das, denn sonst wird, vielleicht meine alte, brave Frau Meiling ausgenommen, doch niemand meiner gedenken, das heißt, die Männer nehme ich aus, aber die bekränzen ihre Bilder nicht."

Die Kleine schüttelte bestimmt den Kopf.

„Das ist aber ganz gewiß eine Einbildung von Ihnen. Ich weiß, daß eine Dame wenigstens mich um dieses Bild beneiden würde, wenn sie es zu sehen bekäme, und am Ende werde ich es vor ihr verstecken müssen."

„Ich will nicht wissen, wen Sie meinen, aber ich nehme Ihnen das Bild wieder weg, wenn Sie es der Gefahr aussetzen, von dieser Dame gesehen zu werden. Das darf nicht sein."

„Nun, die paar Wochen kann es ja im Kasten kampiren, wenn Sie so wollen; aber, nicht wahr, nun nehmen Sie mir das Bild auch nicht wieder weg?"

„Die paar Wochen? Wie meinen Sie das?"

„Das kann ich Ihnen nun leider nicht sagen, aber — blos jetzt nicht. Erfahren werden Sie es noch, am Sonnabend Abend auf dem Bahnhof."

„Nun, das ist mir aber hübsch! Geheimnisse, vor mir, der Ihnen einen so ernsten Auftrag anvertraut?"

„Sie sagen ‚ernst'? Ist die Besorgung eines Briefes etwas so ernstes?"

„Unter Umständen — ja; z. B. wenn der Brief sehr ernste Fragen betrifft. Und ist es denn nicht schon ernst zu nehmen, wenn ich Ihnen zumuthe, drei Tage lang einen versiegelten Brief zu hüten? Sie sind zwar meine kleine Verbündete, aber doch immerhin ein Mädchen, und ich bin vielleicht doch unvorsichtig, wenn ich mich auf Sie verlasse."

Wolfgang war aus dem leichten, scherzenden Ton plötzlich wieder in seinen ernstesten verfallen, und die Kleine erwiderte, ebenfalls im Tone des aufrichtigsten Ernstes:

„Gott weiß, Herr Hammer, was für eine Bewandtniß es mit dem Briefe hat, aber Sie sind gewiß nicht unvorsichtig, wenn Sie fest auf mich vertrauen; ich beiße mir eher den kleinen Finger ab, ehe ich nur im kleinsten gegen Ihren Befehl verstoße, und wenn er nicht gewissenhaft ausgeführt wird, so wage ich es auch nicht, Ihnen je wieder unter die Augen zu treten, und ich muß doch am Sonnabend noch einmal auf dem Bahnhof sein, um Ihnen Lebewohl zu sagen —"

„Und mich in Ihr Geheimniß einzuweihen, über das ich nicht nachdenke, weil ich mich überraschen lassen will."

„Ach ja, denken Sie nicht darüber nach, sonst kämen Sie am Ende auf das Richtige und ich möchte Ihnen doch noch eine kleine Abschiedsfreude bereiten."

„Das wird einen doppelten Werth für mich haben, ich gehe ja schweren Herzens und kann einen kleinen Lichtstrahl der Freude brauchen."

„Sie gehen schweren Herzens, aber Sie gehen doch; was gäbe ich darum, wenn ich Ihnen helfen könnte!"

„Diesmal können Sie's freilich nicht, und wie das alles zusammenhängt, das ist mein Geheimniß; ich muß es allerdings unaufgeklärt mit fortnehmen, obwohl ich schließlich Ihnen noch am ersten sagen könnte, wie es mir hier ergangen ist. Sie würden mich, denke ich, verstehen und Sie würden zu schweigen wissen. Aber nun, leben Sie wohl, bis Sonnabend, sonst zerbricht sich Frau Meiling schließlich den Kopf darüber, was wir solange zu verhandeln haben, denn wie ich mit meiner kleinen Bundesgenossin stehe, das kann sie sich doch nicht denken, und sie weiß ja nicht einmal, daß ich fort muß."

„Sie werden ihr gewiß an allen Ecken und Enden fehlen — die alte Frau dauert mich."

„Halten Sie es denn für ein so besonderes Vergnügen, sich für mich zu plagen?"

„Das können Sie Sich nun nicht denken; aber sehen Sie, ich habe mir schon gewünscht, Frau Meiling möchte einmal krank werden,

denn dann hätte ich mir's sicher nicht nehmen lassen, ihr an die Hand zu gehen und ihr die Sorge für Sie abzunehmen."

„Ja, wissen Sie denn, ob ich mit dem Tausch zufrieden gewesen wäre?"

„Ich denke doch, und wenn Sie selber erst nicht gewollt hätten, würden Sie mir es denn verwehrt haben, wenn ich Sie recht darum gebeten hätte?"

„Wenn Sie freilich ein Paar so bittende Augen dazu gemacht hätten, wie jetzt, wäre mir das Verbieten wohl recht sauer geworden. Wenn die beiden Alfrede diese Augen gesehen hätten!"

„Aber ein klein wenig schlimm sind Sie doch — nun, am Sonnabend! Und über Ihren Brief — hier ist er! — breite ich alle Hände!"

Wolfgang reichte ihr die Hand hin, — sie drückte sie stumm und huschte zur Thür hinaus und die Treppe hinab.

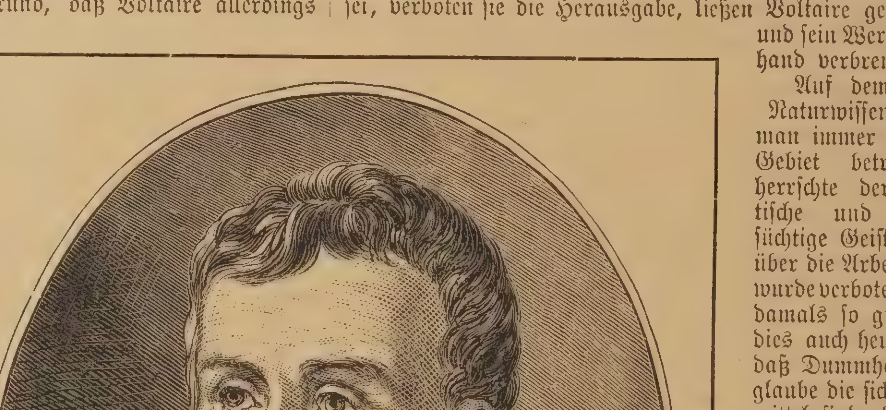
(Fortsetzung folgt.)

Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission.

Beitrag zur hundertjährigen Gedenkfeier am 30. Mai und 2. Juli 1878. Von **C. Fehleisen.**

(Fortsetzung.)

Die deutschen Geschichtschreiber der Philosophie pflegen Voltaire's philosophische Bedeutung mit Geringschätzung zu behandeln. Diese Ungerechtigkeit hat darin ihren Grund, daß Voltaire allerdings nie ein eigenes System aufgestellt hat, wie solches leider jeder deutsche Philosophie-Professor thun zu müssen glaubt, allein er hat seinem Lande und in der Folge der ganzen Menschheit unendlich mehr genützt, dadurch, daß er den Baum der Freiheit aus England, wo derselbe im 17. Jahrhundert schon so schöne Blüthen getrieben hatte, nach Frankreich verpflanzte, wo er in der Revolution so herrliche Früchte tragen sollte.



J. J. Rousseau.

Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die englische Literatur in Frankreich beinahe vollständig unbekannt; Voltaire war einer der ersten, welcher diese reiche Fundgrube des Wissens seinen Landsleuten erschloß; er war der erste, der Shakespeare studirte, er verbreitete die Schriften Locke's und machte die großartigen Entdeckungen Newtons populär, in welch' letzterer Arbeit ihn übrigens seine Freundin, die Marquise du Châtelet, nicht wenig unterstützte. Seine Bewunderung eines Volkes, welches seine Könige bestraft und seine Geistlichkeit im Zaume gehalten hatte, wirkte ansteckend. Die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs richteten ihre Blicke jetzt nach England, dessen Beispiel aber eine Liebe zum Fortschritt in ihnen anregte, die sie bald mit den herrschenden Klassen in Unfrieden brachte, weil bei diesen noch der alte stationäre Geist herrschte. Diese Opposition war eine heilsame Reaktion gegen den schmählichen Knechtsinn, durch den sich die Schriftsteller unter Ludwig XIV. ausgezeichnet hatten; leider hatten sich der Adel und die Geistlichkeit so sehr an die Gewalt gewöhnt, daß sie nicht den geringsten Widerspruch ertragen wollten, und als jene großen Schriftsteller es unternahmen, der Literatur ihres Vaterlandes einen freien Forschungsgeist einzuflößen, wurden die regierenden Klassen zu einem Haß und einer Eifersucht aufgeregt, die alle Grenzen überschritten und einen Kreuzzug gegen das Wissen erzeugten, in dessen Schoße die Revolution heranreifte.

Unter dem Titel „Philosophische Briefe" veröffentlichte Voltaire die in England gewonnenen Eindrücke, aber zu seinem Unglück nahm er darin Locke's Gründe gegen angeborne Ideen auf. Die Beherrscher von Frankreich, obgleich sie wahrscheinlich von angebornen Ideen nicht viel wußten, hegten den Verdacht, diese Lehre könnte gefährlich sein, und als sie gar hörten, daß sie neu sei, verboten sie die Herausgabe, ließen Voltaire gefangennehmen und sein Werk von Henkershand verbrennen.

Auf dem Boden der Naturwissenschaft, den man immer als neutrales Gebiet betrachtet hatte, herrschte derselbe despotische und verfolgungssüchtige Geist, ein Bericht über die Arbeiten Newtons wurde verboten; man wußte damals so gut, wie man dies auch heute noch weiß, daß Dummheit und Aberglaube die sichersten Hülfsmittel sind, die Völker in Knechtschaft und Unterwürfigkeit zu erhalten, deshalb widersetzte man sich jeder Art von Wissenschaft und Aufklärung. Die berühmte Encyklopädie, an welcher die größten Gelehrten arbeiteten und deren Herausgabe die Regierung anfänglich erlaubt hatte, wurde später verboten. Rousseau wurde aus Frankreich vertrieben und seine Werke öffentlich verbrannt; letzteres geschah auch mit der berühmten Abhandlung „Ueber den Geist" von Helvetius; der Naturforscher Buffon wurde gezwungen, öffentlich Lehren zu widerrufen, deren Richtigkeit jetzt allgemein anerkannt ist. Es werden wenige Schriftsteller von Bedeutung zu nennen sein, deren Werke nicht verboten oder verbrannt und die nicht in den Kerker oder in die Verbannung geschickt worden wären. Je größer und bedeutender der Mann, desto größer die Verfolgung, der er ausgesetzt war; die natürliche Folge war, daß diese Männer und ihre Werke an Popularität gewannen und daß sie in glühendem Hasse gegen ihre Verfolger ihre Anstrengungen verdoppelten, Institutionen zu stürzen, unter deren Schutze eine so ungeheure Tyrannei ausgeübt werden konnte.

Voltaire war es, welcher am erfolgreichsten diese Intoleranz bekämpfte, er beschränkte sich dabei auf die Gegenwart und hielt mit Recht das Niederreißen schon für ein gutes Werk; denen, die ihn darob tadelten und wissen wollten, was er an die Stelle setzen wolle, sagte er: „Wie, ich habe euch von einem reißenden Thiere befreit, das euch verschlang, und ihr fragt mich noch, was ich an seine Stelle setze?" Damals, wie auch heute noch, galt das Niederreißen alter, morscher Staats- und Kircheneinrichtungen für gefährlich oder gar verbrecherisch, man wollte vorher das, was an die Stelle treten sollte, sehen und erproben,



Ein mittelalterlicher Hochzeitszug. (Seite 455.)

ehe man liebgewonnene, durch das Alter geheiligte Gewohnheiten und Institutionen aufgab. So tief ein solches Verlangen in der menschlichen Natur begründet sein mag, so sehr zeugt es doch von kindlichem Unverstand, denn nur auf den Ruinen eines alten, baufälligen Gebäudes kann ein neues errichtet werden, zuerst müssen die alten, wurmstichigen Einrichtungen fallen, ehe die neuen platzgreifen können, welchem Gedanken Schiller so schön und treffend Ausdruck verleiht:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Mehr denn je thäte auch unserer Zeit wieder ein Voltaire noth, der mit gleichem Erfolg für Gewissensfreiheit und Toleranz kämpfte, denn der finstere, reaktionäre Geist der Intoleranz wüthet heute ärger als jemals; statt alleinseligmachender Kirchen*) sind es heute alleinseligmachende Parteien, welche das Leben der Völker vergiften und mit einem Hochmuth und einer Anmaßung herrschen, um die sie die fanatischesten Glaubenseiferer früherer Zeiten hätten beneiden können.

Man hat sich heute daran gewöhnt, mit gewissem, mit Mitleid gepaarten Hochmuth auf frühere Zeiten herabzublicken; kommende Geschlechter aber werden das letzte Viertel des vielgerühmten 19. Jahrhunderts, in welchem ganze Parteien und Bevölkerungsklassen mit beispielloser Wuth und Verachtung verfolgt wurden, gewiß ebenso streng oder noch strenger beurtheilen, als wir die Zeiten der Juden- und Ketzerverfolgungen. Diese eitle Selbstüberhebung unserer Zeit ist gradezu lächerlich, denn wie kann man denn von wirklichem Fortschritt auf geistigem Gebiet reden zu einer Zeit und in einem Lande, da es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß Diebe und Gauner aller Art in denselben Strafanstalten sitzen und oft nicht anders behandelt werden als die sogenannten politischen Verbrecher, d. h. Männer, welche muthig und offen in Wort und Schrift für ihre Ueberzeugung eingetreten sind! Da, wo die Wahrheiten der Geschichte vollständig verkannt und vernachlässigt werden, kann von keinem Fortschritt die Rede sein, sonst müßte man sich doch sagen: Die Folgen der unglaublichen Verirrung, mit der die Beherrscher Frankreichs jeden Mann von Geist zu ihrem persönlichen Feinde machten und dadurch am Ende die ganze Intelligenz des Landes gegen sich aufbrachten, konnten nicht ausbleiben: die Revolution war nicht mehr eine Sache der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Montesquieu aber sagt: „Die Verantwortlichkeit fällt nicht auf die, welche Kriege und Revolutionen machen, sondern auf die, welche sie unvermeidlich gemacht haben." Der Einwand, heute handle es sich um etwas ganz anderes, um den Umsturz alles Bestehenden u. s. w., heute sei ja diejenige Wissenschaft, welche vor hundert Jahren verfolgt wurde, vollständig frei, ist nicht stichhaltig; auch jene Philosophen und Aufklärer galten damals für gefährliche Umstürzler, sonst hätte man sie doch nicht verfolgt. In der That handelt es sich heute wieder um dieselbe Aufgabe: durch Besänftigung der Leidenschaften, durch kluge Nachgiebigkeit gegen das fortschreitende Wissen, durch freie Gesetze einen verderblichen Zusammenstoß zu vermeiden oder durch den vom Unverstand diktirten Versuch, Ideen durch Gesetze zu unterdrücken, statt sich mit diesen Ideen gütlich abzufinden, einen solchen Zusammenstoß erst zu ermöglichen.

* * *

Von bahnbrechender Bedeutung war Voltaire auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung; sein Zweck war, wie er sagte, eine Geschichte der menschlichen Geister zu schreiben und nicht blos eine Chronik kleinlicher Thatsachen, er wollte nichts zu thun haben mit der Geschichte großer Herren, sondern zeigen, durch welche Entwicklungskämpfe der Mensch sich allmählich aus der Barbarei zur Bildung erhoben habe. Diese durch ihn angebahnte Reform trug nicht wenig dazu bei, der Revolution den Weg zu ebnen, indem sie alte Ansichten wankend machte und jenen mächtigen Individuen keine Achtung mehr zollte, die bisher mehr als Götter, denn als Menschen verehrt worden waren, jetzt aber von den größten und populärsten Historikern vernachlässigt oder ganz übergangen wurden, um desto länger bei der Wohlfahrt und den Interessen des ganzen Volkes verweilen zu können.

Auf diese Weise leisteten Voltaire und seine Zeitgenossen der demokratischen Bewegung Vorschub, indem sie die Huldigungen, welche frühere Geschichtsschreiber einzelnen gezollt hatten, zerstörten und die Geschichte aus einem Zustand befreiten, in welchem sie eine bloße Aufzählung der Thaten politischer und geistlicher Tyrannen war.

Auf Voltaire's politische Wirksamkeit pflegt man im allgemeinen wenig Gewicht zu legen, man hält ihn vielfach sogar für einen engherzigen Aristokraten; diese Meinung ist aber durchaus unbegründet. Während seines ganzen Lebens huldigte er einer entschieden freisinnigen Richtung; kein andrer als er ist der Urheber und Verkünder des später so mächtig gewordenen Wahlspruchs: „Freiheit und Gleichheit". Ebenso klar als scharf spricht er sein politisches Glaubensbekenntniß mit den Worten aus: Daß der Mensch frei und alle gleich seien, das ist das allein naturgemäße Leben; jeder andere Zustand ist nur ein unwürdiges, äußerliches Machwerk, ein schlechtes Possenspiel, in welchem der eine die Rolle des Herrn, der andre die des Sklaven, dieser die Rolle des Schmeichlers, jener die des Verfolgers übernimmt. „Nur durch Feigheit und Dummheit konnten die Menschen ihren natürlichen Rechtszustand verlieren." In seinen Briefen an Friedrich II. betont er immer mit Nachdruck, daß alle Menschen von Geburt gleich seien, und bekannt ist sein Witzwort, daß er nur dann an das göttliche Recht der Ritter glauben werde, wenn er sehe, daß die Bauern mit Sätteln auf den Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen auf die Welt kämen.

Bei all seiner Freisinnigkeit blieb Voltaire aber in dem Grundirrthum befangen, alle Besserung nicht von unten, sondern von oben zu erwarten und seine ganze Hoffnung auf jene freisinnigen Regierungsmaßregeln zu setzen, welche man treffend aufgeklärten Despotismus genannt hat. Zum großen Theil aus diesem Gesichtspunkt sind seine Verbindungen mit Friedrich II., Catharina II., Gustav III. und andern fürstlichen Personen zu beurtheilen. Obgleich in diese Verbindungen viele andere, nicht immer reine Beweggründe hineinspielen, und obgleich er in seinen Lobsprüchen und Schmeicheleien nicht selten das erlaubte Maß überschreitet, so ist doch nachgewiesen, daß er in seinen geheimsten Briefen und Mittheilungen an diese Fürsten nie seine politischen Ueberzeugungen und Bestrebungen verleugnete.

Unbedingte Unterordnung der Kirche unter den Staat, Gewissens- und Preßfreiheit, Milderung der Kriminalgesetze, Besserung des Volksschulwesens, gerechte und gleichmäßige Steuervertheilung — diese und ähnliche Forderungen wiederholt er fort und fort, gleich unerschrocken gegen den gewaltthätigen Druck eines absoluten Königthums, wie gegen die Privilegien des übermüthigen Adels und den finstern Eifer der herrschsüchtigen Geistlichkeit. In der Religion ein begeisterter Kämpfer für Aufklärung und Duldung war Voltaire in der Politik derselbe unerschrockene Kämpfer für reine und freie Menschenliebe, für Milde und Gerechtigkeit.

Nicht blos im politischen und religiösen, auch im gewöhnlichen Leben war er der Bekämpfer des Fanatismus, der Rächer des verletzten Gesetzes, der Freund und Beschützer der Verfolgten und Bedrückten. Hiefür nur ein Beispiel: Nachdem der katholische Fanatismus an einem Reformirten, Namens Salas, einen Justizmord begangen und dessen Familie der Schande und dem Unglück überliefert hatte, war es Voltaire, der drei Jahre lang unermüdlich in dieser Sache kämpfte; er rief die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt an, Paris, ja ganz Europa ergriff Partei und verlangte Gerechtigkeit. Der Urtheilsspruch wurde für falsch erklärt, die Ehre des geräderten Vaters wieder hergestellt und der Familie eine Entschädigung überwiesen.

Um auch seiner Leistungen als Dichter und Romanschriftsteller zu gedenken, so sei erwähnt, daß Voltaire seine glänzende Laufbahn als Dichter begann und als solcher zunächst auch berühmt wurde; seine Gedichte, Romane, dramatischen Werke alle sind voll Geist und Witz und übten auf seine Zeit eine außerordentliche Wirkung aus, heute sind sie aber ziemlich in Vergessenheit gerathen, unsere in Bezug auf religiöse Verfolgungswuth fortgeschrittene Zeit hat natürlich nicht mehr dasselbe Interesse an diesen Schriften, in welchen Voltaire seinen beißendsten Spott in Anwendung brachte, religiösen Wahnsinn zu bekämpfen.

Trotz aller Mängel bleibt Voltaire einer der hervorragendsten und der am mächtigsten wirkenden Geister aller Zeiten. Nicht das, was er unmittelbar schriftstellerisch erzeugte, ist das Maßgebende, sondern die Fülle des Lichtes, das er überall entzündete und das leuchtete von den höchsten Kreisen bis herab in die Hütten des Volkes. Kein anderer Schriftsteller irgend einer Nation hat so viele gesunde Gedanken in der ganzen Masse eines

---

*) Welche übrigens immer noch mit dem alten Dünkel auftreten, nur gehen glücklicherweise nicht mehr so viele Schafe in ihre Hürden.

Volkes erweckt, wie er, der Vielgeschmähte, der eitle und charakterschwache, trotzdem aber wahrhaft geniale Mann; wie sehr man auch seine persönlichen Fehler tadelt — die Menschheit hat in ihm einen ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer für Aufklärung und geistige Befreiung zu verehren.

* * *

Wie Voltaire der Vater, so ist Rousseau der Erbe der französischen Aufklärung; er theilt den Haß gegen das Bestehende, dieser Haß beruht aber auf andern Gründen und strebt nach andern Zielen. Halte Montesquieu die Macht und Freiheit des englischen Staatslebens dem gedrückten Frankreich als anzustrebendes Ziel vorgeführt, spricht jetzt Rousseau das kühne Wort, selbst England sei ein gedrücktes, freiheitsloses Land; Freiheit und Wohlfahrt könnten nur da kräftig gedeihen, wo das Volk selbst unmittelbar souverän sei.

Derselbe Mann aber, welcher an Kühnheit und Neuheit der politischen Anschauung alle gleichzeitigen Denker und Staatskünstler weit hinter sich läßt, kämpft zugleich mit dem leidenschaftlichsten Eifer gegen den Atheismus und Materialismus und kehrt zum Gottesglauben zurück, freilich nicht auf Grund der Offenbarung und des Kirchenglaubens, sondern auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühlslebens.

Rousseau war eben eine ganz neue, tiefe und ursprüngliche Natur, rein aus sich selbst sich entwickelnd, unberührt von allen herrschenden Gesinnungen, Urtheilen und Vorurtheilen; ein Kind des Volkes, liebte er dasselbe und setzte ohne Ausnahme alles in unmittelbare Beziehung zu demselben. Lange halte er sich nach Freiheit und Unabhängigkeit gesehnt; er, der Geniale, mußte den Bedientenrock tragen und vor hohlen Kopfen sich bücken. Er lernte einsehen, daß diejenige Freiheit, deren Ideal er seit den Drangsalen seiner Jugend im Herzen trug, nicht denkbar ist unter solchen Zuständen der Gesellschaft, die nur den Reichen und Mächtigen Vortheil bringen, unter dem unerträglichen Druck dieses armseligen Staatslebens, das die Gesammtheit unter die Gewaltherrschaft der nur durch zufällige Geburt, nicht durch Kraft und Klugheit Bevorzugten stellt. Seine edle Seele grollt gegen eine unnatürliche Bildung, welche den Menschen zwar verfeinert, aber auch verweichlicht; er grollt gegen den Staat, welcher den Menschen zu unwürdiger Knechtschaft erniedrigt. Die tiefsten Fragen der Menschheit gähren und wühlen in ihm und lassen nicht ab von ihm, bis sie Zusammenhang und feste Gestalt gewinnen; das Alte und Schädliche will er zertrümmern, Neues und Heilbringendes an die Stelle setzen, die Menschheit zu Glück und Freiheit erziehen. Alle seine Schriften stehen mit gleicher Härte und Schroffheit, aber auch mit gleicher Frische und Zähigkeit im Dienste dieser gewaltigen Aufgabe. Gegen das Veraltete erhebt sich die frische Werdelust des unabweislichen Fortschrittsbedürfnisses, gegen das Erstorbene und Erstarrte die Jugendfrische und Innerlichkeit der nach unverkümmerter Entfaltung lechzenden Menschennatur, gegen die einseitige Sprache hohler Federfuchserei die ansprechende, natürliche Sprache des fühlenden Herzens.

Solche neue, ungebundene, von Grund aus umwälzende Geister sind am besten geeignet, die stockende Geschichte wieder in Gang zu bringen; es liegt etwas Schwärmerisches, Prophetisches in Rousseau; mit einem biblischen Ausdruck möchte man sagen, er wie Voltaire waren „gewaltige Rüstzeuge“ ihrer Zeit. Er war ein wahrer Sturmvogel der Revolution; er sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog; nicht blos in den Helden von 89 und 93 sehen wir seine Einwirkungen, sondern ebenso in den begeisterten Jünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in der Empörung der Schiller'schen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung.

Auch auf seinem Leben und Charakter haften viele und häßliche Fehler, wir haben es aber blos mit seinen Werken zu thun, uns kümmert das Gefäß nicht, in welchem der Geist eingeschlossen war, der heute noch so mächtig auf uns wirkt.

(Schluß folgt.)

Wie soll man mit Verbrechern umgehen?

Das achtzehnte Jahrhunderte strich die beschimpfenden Strafen, das neunzehnte schafft die Todesstrafe ab. Menschenrechte brechen sich Bahn, müßten sie auch gegen Jahrhunderte kämpfen, Menschenwürde muß geachtet werden, und fordert es auch ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das im Kampfe um das Dasein gefallen ist — ein Verbrecher. Die „gute, alte Zeit“ der Tortur, des Prangers und des Stockschillings sah in der Strafe nichts als ein Abschreckungsmittel, durch welches ein jeder zum Verbrechen Geneigte von der Begehung zurückgeschreckt werden sollte; durch die Summe von Uebeln, die der Sträfling zu erdulden hatte, sollte die Lust an der Gesetzesübertretung unterdrückt werden — die Strafe des Verbrechers war ein Mittel für den Vortheil anderer. Daher die rohen und unmenschlichen Strafmethoden, daher die entsetzlichen Leibesstrafen, welche das Mittelalter erfand und deren Erzählung schon uns mit Grausen erfüllt, daher die lächerlichen Beschimpfungen, welchen man den Verbrecher aussetzte, um so auf die Moral des Volkes zu wirken. Man benutzte den Verbrecher als Werkzeug, um auf das Gemüth anderer einen wohlthätigen Einfluß auszuüben — einen Einfluß, den man nicht einmal erreichte. Denn während die Sittlichkeit gehoben werden sollte, sank sie immer mehr. Weit entfernt mit Schaudern erfüllt zu werden, zogen Familien zu öffentlichen Hinrichtungen fröhlich wie zu Komödien hin, und vor dem Pranger belustigte sich das Volk vielleicht nicht weniger, als einst der entnervte, unter Despoten sich beugende Römer, wenn in der Arena Verbrecher und Gladiatoren, deren einziges Vergehen es war, im Kriege gefangen worden zu sein, unter dem Jauchzen der Zuschauer mit Löwen und Tigern kämpfen mußten. In dem Verbrecher aber, wenn er mit dem Leben davonkam, regte sich der Trotz gegen seine Peiniger, und, statt jetzt einen ordentlichen Lebenswandel zu beginnen, übertrat er von neuem das Gesetz. Einer solch' inhumanen Rechtsanschauung, wie sie diese Zeit bietet, konnten Freiheitsstrafen nur wenig genügen; die Strafen mußten ja öffentlich sein, wenn der Abschreckungszweck erreicht werden sollte. Noch weniger war ein Bedürfniß vorhanden, für eine nützliche Einrichtung der Strafanstalten zu sorgen; schwere Uebel sollten den Verbrecher treffen, Besserung erstrebte man für ihn nicht. Erst das Ende des vorigen Jahrhunderts, erst jene Zeit, die mit mächtiger Faust Irrthum und Vorurtheil zu Boden warf und Aufklärung hineinzutragen suchte in all die Finsterniß, welche das Mittelalter zurückgelassen hatte, erst sie ließ auch der Menschenwürde des Sträflings Gerechtigkeit widerfahren. Seit der große Engländer Howard rastlos Nordamerika und Europa durchreist hatte, um die Gefängnisse kennen zu lernen, seitdem er gezeigt hatte, welch' grausigen Anblick die Gefängnisse darböten, seitdem fing man auch an, für des Sträflings Aufenthalt zu sorgen. Mit jener Zeit beginnen auch die Reformversuche auf dem Gebiete des Gefängnißwesens, die auch heute noch lange nicht zum Abschlusse gelangt sind und nicht eher zum Abschlusse gelangt sein werden, als man sich für die Wahl eines bestimmten Haftsystems entschieden haben wird.

Das älteste System, das schon sehr frühzeitig gehandhabt wurde und noch heute die meiste Anwendung, namentlich in deutschen Strafanstalten, gefunden hat, ist das System der gemeinsamen Haft. Tag und Nacht bleiben die verschiedenen Gefangenen zusammen, und jeder Verkehr ist ihnen unter einander gestattet; den Tag über arbeiten sie in gemeinsamen Arbeitsräumen, die Nacht bringen sie in gemeinsamen Schlafsälen zu. Von den bessern Elementen erwartet man in dieser Verbrechergesellschaft immer einen wohlthätigen Einfluß auf die schlechteren, es soll eine segensreiche Wechselwirkung entstehen; der eine soll den andern im Guten zu überflügen suchen und durch diesen Wetteifer eine allmähliche Umkehr der ganzen Verbrechergesellschaft zum Wege der Tugend erreicht werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß man dieses System im Laufe der Jahre mannigfach zu verbessern gewußt hat, dennoch konnte man sich die vielen Nachtheile, die aus dem gemeinsamen Verkehr der verschiedensten Verbrecher entstehen, nicht verhehlen und suchte deshalb auch diesen Nachtheilen zu begegnen. — Dies führte zunächst zu dem sogenannten Auburn'schen oder Schweigsystem. Während die Sträflinge die Nacht über in ihren besondern Schlafzellen getrennt bleiben, arbeiten sie den Tag über in gemeinsamen Arbeitsräumen und

zwar unter dem Gebote des strengsten Stillschweigens. Jeder Laut, jede Verständigung unter einander, sei es durch Worte oder Zeichen, wird auf das strengste bestraft, und grausame Peitschenhiebe treffen den Gefangenen, der diese Hausordnung übertritt. Das Schweigsystem soll die vollständige Trennung, wie sie zur Nachtzeit eintritt, ersetzen und doch den Sträfling nicht vereinsamen. In dieser Ausbildung findet sich das System zuerst in der Stadt Auburn im Staate Neuyork, von der auch das System seinen Namen erhalten hat. Von da an verbreitete es sich schnell über den Erdkreis, doch ebenso schnell fand man, daß seine Durchführung auf die größten Schwierigkeiten stoße. Trotz des größten Kostenaufwandes, den allein schon die große Anzahl der Aufseher erforderte, trotz der grausamsten Disziplinarstrafen und Züchtigungen erreichte man immer nur scheinbar das Schweigen, und, je härter die Strafe wurde, desto größer wurde auch die Schlauheit und List, mit der die Sträflinge eine Verständigung herbeizuführen wußten. Man schaffte deshalb dieses System an vielen Orten wieder ab, so daß wir es heute verhältnißmäßig nur noch an wenigen Anstalten, hauptsächlich in französischen Zuchthäusern, finden. An seine Stelle setzte man meist die Einzelhaft, indem man von dem Prinzip des Zusammenlebens der Verbrecher abging. Das Klassifikationssystem, das dieses Prinzip noch festhält, erlangte nur wenig Anerkennung. Das Klassifikationssystem bringt die Sträflinge in verschiedene Klassen; die verderbteren kommen zu den verderbteren, die besseren zu den bessern. Wer sich gut führt, wird in eine höhere Klasse versetzt, in der er größere Erleichterung und mannigfache Belohnung genießt; wer sich schlecht führt, kommt in eine niedere Klasse. In den einzelnen Klassen ist den Gefangenen der Verkehr unter einander gestattet. Doch auch das Klassifikationssystem erwies sich bald als unausführbar, weil es nie gelang eine richtige Klassifikation zu erzielen. Es war dies natürlich. Es gibt keine moralisch gleichen Verbrecher; es können zwei dasselbe Verbrechen ausgeführt haben, auf derselben Stufe der Sittlichkeit werden sie jedoch nie stehen, und der eine wird immer besser sein als der andere. Darum mußte auch das Klassifikationssystem dem Trennungssystem bald weichen.

Das Trennungssystem oder das System der Einzelhaft hat zwei Hauptphasen in seiner Entwicklung aufzuweisen. Die im Jahre 1776 von Mitgliedern der menschenfreundlichen Quäkersekte zu Philadelphia gegründete Gesellschaft „zur Erleichterung des Elendes in den Gefängnissen" bewirkte, daß 1790 die gesetzgebende Versammlung die Erbauung eines Gebäudes nach dem Grundsatze der Einsamkeit der Sträflinge in dem Gefängnisse zu Philadelphia bewilligte. Es wurden lauter Einzelzellen gebaut, wovon jede mit einem Höfchen zum Luftschöpfen versehen war. Ein jeder Verkehr mit der Außenwelt wurde dem Verbrecher abgeschnitten und durch die jahrelange Einsamkeit, durch die Absperrung von allen äußern Einflüssen, durch die Entziehung jeder Arbeit sollte der Sträfling zur Einkehr in sich selbst gezwungen werden. Aber schon 1829 erbaute man zu Philadelphia ein neues Strafhaus, in welchem zwar die Gefangenen ebenfalls getrennt von einander lebten, eine vollständige Vereinsamung aber, die für den Körper und Geist so schädlich wirkt, dadurch verhindert wurde, daß man dem Sträfling nicht nur Arbeit gewährte, sondern auch für einen geregelten versittlichenden Verkehr sorgte. Man trennte den Sträfling nur von andern Verbrechern, beförderte aber den Umgang mit Menschen, deren Einfluß auf das Denken und Wollen des Gefangenen vortheilhaft zu wirken geeignet schien, so daß er nicht einem trostlosen Brüten und Nachdenken überlassen blieb. Dieses neue philadelphische System gewann immer mehr Anerkennung, und auch jetzt noch fährt man in fast allen Staaten fort, dasselbe einzuführen; in Preußen wurde es zuerst in der Strafanstalt zu Moabit angewandt.

Eine äußerst glückliche und großartige Vereinigung verschiedener Systeme ist das von dem Iren Walther Crofton erfundene, seit 1857 in Irland allgemein angewandte sogenannte irische oder Progressivsystem. Das irische System hat vier Stadien. Alle Verbrecher, die zu nicht weniger als drei Jahren verurtheilt sind, müssen zuerst eine Isolirhaft durchmachen. Die Isolirhaft, welche neun Monate dauert und nur bei anhaltend gutem Betragen um einen Monat verkürzt wird, ist, obwohl sie nicht streng durchgeführt wird, dennoch sehr drückend und schwer, damit der Kontrast mit dem früheren Leben so grell als möglich erscheine. Namentlich macht die langweilige Beschäftigung, Zupfen von Werg oder Kokosfasern, die Einzelhaft sehr beschwerlich, so daß in dem Sträfling bald der Wunsch nach ihrer Beendigung auftauchen muß und er so in ein besseres Denken und Wollen hineingedrängt wird. In der Einsamkeit soll der Gefangene unter der Leitung tüchtiger Lehrer lernen, den Verlockungen zu widerstehen, welche ihm bald in der Gesellschaft mit andern Verbrechern, in dem Stadium der gemeinschaftlichen Zwangsarbeit drohen. In diesem, dem längstem Stadium genießen die Sträflinge schon größere Erleichterungen. Während sie die allerdings noch sehr schwere Arbeit gemeinschaftlich und zwar meistens im Freien verrichten, sind sie die Nacht und die arbeitsfreie Zeit über getrennt, jedoch nur durch Drahtgitter, so daß sie sich wohl unterhalten können. Ein guter Unterricht sorgt für Besserung; um überdies den Eifer für einen ordentlichen Lebenswandel in ihnen zu wecken, sind sie jetzt auch in fünf Klassen getheilt, von denen jede immer mehr Erleichterungen bringt. Hat der Sträfling alle Klassen durchgemacht, so kommt er in das dritte Stadium, in die sogenannte Zwischenanstalt, welche den Zweck verfolgt, die Gegensätze zu vermitteln, welche in der Ruhe des Strafgefängnisses und dem Geräusch des Lebens liegen, und dadurch den Sträfling für die Freiheit vorzubereiten. Er soll hier wiederum den Werth seiner Persönlichkeit kennen lernen, und darum wird soviel als möglich von dem beseitigt, was ihn an sein Verhältniß erinnern könnte, so trägt er z. B. keine Sträflingskleidung mehr, wird so wenig als möglich beaufsichtigt, auch ist seine Arbeit keine allzu schwere. Damit die menschliche Gesellschaft den ihr bald Wiedergegebenen nicht verstoße, beschränkt man den Züchtling im Verkehr mit der Außenwelt auch jetzt schon nur wenig, läßt ihn Proben von seiner Besserung und seiner Tüchtigkeit ablegen und gibt ihm vornehmlich solche Arbeit, wo er der Versuchung zum Schlimmen ausgesetzt ist. Läßt sich der Sträfling aber nur ein einziges Vergehen zu Schulden kommen, so wird er sofort zurückversetzt. Als letztes Stadium folgt die bedingte Freilassung, die ungefähr das letzte Viertel der erkannten Strafe umfaßt. Der Gefangene wird, mit einem Urlaubsschein versehen, zu einem ordentlichen Arbeitgeber, der mit des ersteren Vergangenheit bekannt gemacht ist, in Arbeit gegeben. Hier genießt er in allem die Freiheit, unterliegt jedoch einer strengen Aufsicht der Polizeibehörde. Auch ist sein Urlaub widerruflich, sobald er nur im geringsten von der Freiheit einen ungehörigen Gebrauch macht.

In dieser Gestalt hat das irische System fast nur in Irland seine Anwendung gefunden. Nur einige wenige Anstalten haben sich Irland angeschlossen, z. B. die oldenburgische Anstalt Vechta; meistens ist dieses System wesentlich verändert eingeführt worden.

(Schluß folgt.)

Wie ein Communard den Versaillern entkam.

Von Lissagaray.

(Fortsetzung.)

Gegen acht Uhr Abends wurde die Absperrung des Boulevard Voltaire aufgehoben. Die Dunkelheit sank tiefer und tiefer herab; wir beschlossen aufzubrechen. Die Wirthin wollte uns eine Strecke Weges begleiten, damit man uns für Kleinstädter halten könnte, die sich die Boulevards ansähen. Wir legten also nochmals gemeinsam die Schmerzensstraße zurück, auf der so viele der Unsrigen glorreich gefallen waren, diesen Boulevard Voltaire, welcher in Zukunft in den Jahrbüchern der Revolution seinen Platz neben der Bastille haben wird. Wir verharrten in düstrem Schweigen; hier hatten wir Delescluze fallen sehen — von den Fenstern jenes Hauses aus hatten wir die Barrikade vertheidigt, auf der er den Tod fand. Der Platz des Chateau d'Eau bot ein Bild der Verwüstung; die Fontaine war durch die Granaten zerstört, die Bäume durch die Kugeln entblättert, der Boden durchfurcht und aufgewühlt, die brennenden Häuser drohten mit Einsturz. Auf dem Boulevard St. Martin mischten wir uns unter die Menge,

die zusammengeströmt war, um die Ruinen in Augenschein zu nehmen. Das Theater der Porte St. Martin brannte noch; das Pflaster vor dem Triumphbogen war aufgerissen. Von hier bis zum Boulevard Montmartre schien Paris seine gewöhnliche Lebensweise wieder aufgenommen zu haben. Die Kaffees waren von Besuchern überfüllt. Wer, der diese lebhafte, fast heitre Menge sah, hätte gedacht, daß im selben Augenblick tausende von Männern und Frauen in ungeheuern Schlachthöfen niedergemetzelt wurden?

Auf dem Boulevard Montmartre verließen wir unsere Wirthin. Die brave Frau umarmte uns mit Thränen in den Augen und sprach die Hoffnung aus, uns wiederzusehen. Wie groß waren während dieser wilden Jagd die Frauen von Paris! Sie nahmen die Flüchtlinge auf und verbargen sie mit Gefahr der Freiheit und vielleicht des Lebens; in dieser Stunde machte man keinen Unterschied zwischen dem Geächteten und dem, der ihm ein Asyl gewährte. Die Mutter eines versailler Soldaten versteckte bei sich mehrere hervorragende Persönlichkeiten der Commune; die einen brachen den Willen ihrer Männer, die andern stritten sich um das Vorrecht, den am ärgsten Verfolgten Schutz gewähren zu dürfen.

Die erste große Gefahr war überstanden. Wir hatten die gefährlichsten Stadttheile hinter uns, aber wohin uns nun wenden? Die Nacht brach an, und es thut nicht gut, des Nachts in einer Stadt spazieren zu gehen, die mit Sturm genommen ist und sich im Belagerungszustand befindet. Humbert hatte keinerlei gesellschaftliche Beziehungen in diesem Quartier. Die meinen waren zahlreich, aber hat man auch in solchen Stunden das Recht, sich seiner Bekannten zu erinnern? Der erste, zu dem wir gingen, ein Doktor der Medizin, einer meiner Freunde und Mitlegionäre, sagte uns: „Ich bin bereit, euch zu verbergen, aber ich befürchte eine Haussuchung. Dombrowski hatte am Sonntag meine Ernennung zum Major unterzeichnet." Wir durften die Gefahr, in der er bereits schwebte, nicht vergrößern. In der Rue Lafayette blieb eine Thür, an die wir klopften, geschlossen; der Hausmeister, der uns eingelassen hatte, ohne ein Wort zu sagen, lief uns nach und fuhr uns auf offener Treppe barsch an — wir mußten die Flucht ergreifen. Auf dem Platz St. Georges rief der, welchen wir aufgesucht hatten, aus: „Ich hielt euch für todt!" schien uns zu bemitleiden und bot uns für den nächsten Tag seinen Beistand an, überließ es uns aber, einstweilen anderswo ein Nachtquartier zu suchen.

Entmuthigt verließen wir ihn. Um uns wenigstens äußerlich eine sichere Haltung zu geben, zündeten wir uns, indem wir das Trottoir der Rue Notre Dame de Lorette zurückverfolgten, eine Cigarre an. Plötzlich stürzten zwei wüthende Individuen auf uns zu: „Hinüber auf den Fahrweg!" schrieen sie uns an, „auf den Trottoirs wird nicht geraucht." Sie gehörten zu jenen Dummköpfen, die vor den vermauerten Fenstern ihrer Keller Wache hielten und in jedem Raucher einen Brandstifter sahen. Die Bourgeoisie war durch ihre Blätter, welche seit der Straßenschlacht eine neue Auflage aller der Verleumdungen veranstalteten, welche man gegen die Junikämpfer von 1848 erfunden hatte, glücklich in die Weißglühhitze des Fanatismus und der Angst versetzt worden und schenkten den ungeheuerlichsten Fabeln Glauben. Behauptete nicht sechs Monate später ein Abgeordneter, ein Mitglied der parlamentarischen Enquete, über den 18. März, er habe Firnißballons gesehen, die mit einem dem Zahn einer Viper ähnlichen goldnen Hätchen versehen waren und die Föderirten hätten zwanzigtausend solche Ballons anfertigen lassen, um die Soldaten zu vergiften?

Wir gingen die Straße des Faubourg Montmartre wieder hinab, mechanisch, ohne Plan und Ziel, als wir aus der Rue Bergère eine Patrouille auf dem Fahrweg auf uns zukommen sahen und zwar eine Patrouille Brassardiers!

Es waren das jene feigen und grausamen Bürger, die während der Commune demüthig und gesenkten Hauptes umherschlichen, aber nach dem Triumph der Armee aus ihren Löchern hervorkrochen. Ihr Erkennungszeichen war eine dreifarbige Armbinde (brassard). Seit sechs Tagen stritten sie sich mit den Soldaten um die Ehre, zu arretiren und zu füsiliren, und kühlten unter dem Schutze der militärischen Gewalt ihren privaten, ihren Straßen- und Stadtviertelhaß. In dieser Stunde, wo alle Läden geschlossen und die Straßen verödet waren, mußten wir ihnen verdächtig erscheinen. Aber wir hüteten uns wohl, die Flucht zu ergreifen und setzten unsern Weg inmitten der Fahrbahn fort, um direkt auf sie zu stoßen. Die Dunkelheit (denn das Gas war verlöscht) verschleierte die Nachlässigkeit unserer Toilette. Sie machten vor uns Halt und der Anführer fragte in hochfahrendem Tone:

„Wo wollen Sie hin?"

„Nach Hause?"

„Wo wohnen Sie?"

„Cité Bergère."

„Woher kommen Sie?"

„Vom Platz St. Georges."

„Bei wem waren Sie da?"

„Nummer ... bei meinem Freunde."

„Hm!"

„Wenn Sie uns nicht glauben wollen, so lassen Sie uns nach der Cité begleiten."

Allem Anschein nach ließ er sich durch unsere unbefangene Sicherheit und durch die Raschheit unserer Antworten überzeugen, denn er fuhr in etwas milderem Tone fort:

„Wir können nicht anders, meine Herren. Es gibt augenblicklich so viele Schufte, die ganz wie anständige Leute aussehen. Machen Sie übrigens, daß Sie nach Hause kommen."

Wir hüteten uns wohl, ihm zu erwidern, daß die, welche augenblicklich für Schufte gälten, eigentlich die anständigen Leute seien und die, welche sich für anständig hielten, oft die wirklichen Schufte, und gingen das Faubourg hinab. Mich in meine Wohnung zu begeben, erschien mir noch immer als der Gipfel der Unklugheit, aber wo die Nacht zubringen? Das Boulevard war öde, denn die Truppen biwackirten hauptsächlich in den Faubourgs, aber wir konnten bei jedem Schritt vorwärts neuen Patrouillen begegnen, die vielleicht weniger umgänglich waren als die erste. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Ende vom Liede unsere Gefangennahme. In der Angst versuchten wir es nochmals mit dem Abenteuer vom Morgen und wiederum — gelang es. Ein unscheinbares Gasthaus in der Rue Montmartre nahm uns auf.

Wie viele von unseren Freunden machten zur gleichen Zeit in Angst und Sorge genau dasselbe durch! (Schluß folgt.)

Merkwürdige Gelehrsamkeit. Der Friede von Tilsit war abgeschlossen, Napoleon stand scheinbar auf dem Gipfel seiner Macht. Ich sage scheinbar, denn schon regte sich im preußischen Volke jener geheime Groll und Haß, den der korsische Tyrann mehr fürchtete, als offenen Widerstand. Seine Heere sogen zwar wie Vampyre das Mark des Landes aus, die Legion der Spione war überallhin verbreitet, aber doch ließ sich dieser Geist nicht dämpfen. Oesterreich machte die größten Rüstungen zu einem neuen Kampfe, Spanien erhob sich wie ein Mann gegen den Unterdrücker, selbst im eigenen Heere zeigten sich Spuren der Unzufriedenheit, hervorgerufen durch des Kaisers launenhafte Willkür und den schnödesten Egoismus. Auch Rußlands Kaiser Alexander zeigte nicht mehr jenes blinde Vertrauen, welches er ein Jahr früher offenbart. Napoleons Scharfblicke konnten solche Veränderungen nicht fremd bleiben, er hielt es daher für rathsam, ehe er nach Spanien ging, seine Freundschaft mit Alexander durch eine persönliche Zusammenkunft zu befestigen. Als Ort der Zusammenkunft war die Stadt Erfurt bestimmt, die dem französischen Kaiserthum einverleibt worden war. Außer den beiden Kaisern hatten sich noch 4 Könige, 5 Großherzöge, 34 Herzöge, viele Fürsten und Prinzen des Rheinbundes mit ihren Generalen, Ministern, Diplomaten 2c. eingefunden, und einer suchte den andern an Bezeigung der allerdemüthigsten Unterwürfigkeit zu überbieten. Alle Tage um 5 Uhr speiste Alexander bei Napoleon. Zu dieser Mittagstafel waren nie mehr als 5 oder 6 der in Erfurt anwesenden Fürsten geladen. Einst unterhielt man sich bei der Tafel über die deutschen Reichsinsignien, zu denen der König von Württemberg allen Ernstes die „goldene Bulle" rechnete. Rußlands Kaiser hatte auch wohl schon einmal von der goldenen Bulle gehört und wandte sich um nähere Auskunft über dieselbe an die anwesenden Herzöge und Fürsten, aber keiner vermochte rechten Bescheid darüber zu geben. Napoleon blickte voll Ironie die deutschen Fürsten an und sagte: „Die goldene Bulle — so nannte man jene Urkunde, durch welche Karl IV. im Jahre 1356 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Bestimmungen über die Kurfürstenwahl und die Rechte der Kurfürsten feststellte." Alle waren verwundert, und Alexander konnte die Frage nicht unterdrücken: „Aber wann und wo haben Eure Majestät diese gründlichen Studien gemacht?" — „Das war zu Brienne, als der Fähndrich Bonaparte sich um das Patent eines Souslieutenants bewarb," war die Antwort. Die hohen Herren verstummten wie Schulbuben. Aber Napoleon hatte wohl ein Recht, sie zu verachten, die so wenig die Geschichte kannten! H. St.

Lasciate ogni speranza*).

Als die jenseitlose Welt,
Die Welt des heiteren Genießens,
In Trümmer sank, schuldbeladen,
Wurmzerfressen durch Sklaverei,
Da brach für die Menschen an
Ein erdenberaubtes, träumendes Dasein.

Hoffnungssklaven des Himmels quälten sie sich,
Freudenenterbt und heimathlos,
In irdischem Fluch, in irdischem Elend.

Wie ein Lottospieler
Harret auf des Glückes Loos, —
Entzogen wird ihm durch Hoffen,
Ausgesogen durch Hoffnung,
Macht und Stärke von Hand und Hirn, —
So klammerten sich an Hoffnung an
Die Menschenkinder,
Und lebten den Tod und starben ihr Leben.

Da ein Dichter der Zeit
Auf die Hallen des Schreckens schrieb:
Die ihr eintretet, gebet die Hoffnung auf!
Grau'nvoll klang das Wort
In die angsterbebenden, hoffenden Herzen.

Kommen seh ich ein neu' Geschlecht
Lebensfreudiger Menschen,
Wissend, daß sie müssen erzeugen,
Wissend, was sie müssen vollenden.
Ausgeträumt ist der öde Traum,
Umgestürzt der Moloch des Hoffens:
Da quillt aus eigner Kraft dem Menschen
Ungeahnte Segensfülle
Und ein Leben in Schönheit auf Erden.

Kommen seh ich ein neu Geschlecht,
Und wie die Griechen einst
Auf Weisheithallen schreibt es die Worte auf:
Kenne dich selbst! Das ist:
Mach' dich von Hoffnung frei!
Freudig tönt das Wort
In den erwachten Herzen wieder.

Hoffnungslos, vollbewußt
Wirket dereinst am Weltenlauf
Der Mensch, der Verächter blinden Glücks,
Ein Gebieter des Schicksals.

Leop. Jacoby.

*) In Dante's „Göttlicher Komödie" steht als Aufschrift zur Hölle der berühmte Vers:
„Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!" — „Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr eintretet!"

Weltausstellungsbriefe.

III.

(Schluß.)

Werfen wir jetzt einen orientirenden Blick auf die Bauten und die Gartenanlagen der Weltausstellung, die soeben, am 1. Mai, eröffnet worden ist. Zwei großartige Bauten nehmen unser Interesse vornehmlich in Anspruch. Der eine Palast, der eigentliche Ausstellungs- oder Industriepalast, ist ein breiter, langer, aber nicht sonderlich hoher Bau, welcher eine viereckige Form hat, deren Seiten mit den Grenzlinien des Marsfeldes parallel laufen. Die Länge beträgt 706 Meter, die Breite 346 Meter, sodaß das Gebäude, einige Vorbauten mit hinzugerechnet, die Hälfte des ganzen Marsfeldraumes einnimmt. Fast ganz aus Eisen errichtet und mit Glasdächern versehen, erfüllt das Gebäude, ein Werk des genialen Baumeisters Hardy, seinen Zweck auf's beste. Luft und Licht sind überall und der Raum ist in praktischer Weise ausgenützt worden. Eine nähere Betrachtung ergibt, daß der Palast aus acht großen Hallen und einem breiten Hof besteht, welche in der Länge parallel laufen. Je vier liegen nahe bei einander, der Hof nimmt die Mitte ein. Der letztere enthält, grade im Centrum des Ganzen, einen eisernen, hübschen Pavillon, in welchem die Stadt Paris eine Spezialausstellung abhält. Von diesem Pavillon dehnen sich nach Nordwesten und Südosten zwei Hallen aus, in welchen die Gemälde und andern Kunstgegenstände der verschiedenen Völker ihren Platz gefnnden haben. Ganz nahe der südöstlichen Pforte befindet sich die deutsche Kunstausstellung. Bekanntlich ist Deutschland auf der Ausstellung nur durch die Werke seiner Maler und Bildhauer vertreten. Der Raum des Hofes zu beiden Seiten des Pavillons und der Kunsthallen ist unbedacht, wird aber bei regnerischem Wetter mit Segeltuch überdeckt werden, sodaß er immer als Promenade benutzt werden kann.

Die eine Hälfte des ganzen Palastes, also vier jener obengenannten Hallen, und zwar die, welche nordöstlich vom Hofe liegen, gehört den französischen Ausstellern an, die andere Hälfte ist für die übrigen Völker reservirt. An der Ausstellung betheiligen sich folgende Nationen: England, Vereinigte Staaten, Schweden, Norwegen, Italien, Japan, China, Spanien, Oesterreich, Ungarn, Rußland, Schweden, Belgien, Griechenland, Dänemark, Central- und Südamerika, Luxemburg, Monaco, Portugal und Niederlande. Außerdem in besonderen Pavillons Persien, Marokko und Tunis. Die Türkei fehlt.

Sowohl in der französischen wie in der ausländischen Abtheilung ist die Ausstellung der Produkte so arrangirt, daß die Maschinen und Rohprodukte sich an der Außenseite befinden, während die Kunstindustrie dem innern Hofe benachbart ist. Auf leichte Weise kann man indeß, wenn man an irgendeinem Punkte der Längsseite eintritt, Schritt für Schritt vorrückend, die Fabrikation vom Rohprodukt bis zum komplizirtesten Luxusartikel verfolgen. Die vier nebeneinanderlaufenden Hallen der ausländischen Abtheilung werden quer von den Räumen, die den Völkern zuertheilt sind, durchschnitten. Deshalb ist es möglich geworden, daß der Besucher, welcher die Hallen rechtwinklich durchschreitet, alle Produkte eines Landes nacheinander beschauen kann. Schreitet derselbe aber parallel mit dem Hofe in grader Linie fort, so durchschneidet er die verschiedenen Abtheilungen der Länder, findet aber in jeder derselben stets dieselbe Art von Erzeugnissen und kann Vergleiche zwischen den Industrien verschiedener Völker anstellen. Das ist in der That ein sehr praktisches Arrangement, welches allerdings schon im Jahre 1867 zur Anwendung kam, damals aber weniger Erfolg hatte, weil der Industriepalast nicht viereckig, sondern rund, ovalförmig war.

Dort, wo die fremdländischen Abtheilungen in den Hof münden, ist den Architekten Gelegenheit gegeben, ihre Kunst zu zeigen. Jedes Land hat hier eine Façade entweder aus Stein oder Holz oder sonstigem Baumaterial erbaut, die im nationalen Stil gehalten ist. So finden wir bei Belgien die Façade eines fürstlichen Palais aus Ziegeln und Blaustein mit Säulen aus schwarzem, braunem und grünem Marmor, bei Rußland ein Bauernhaus aus Rundholz, bei Portugal eine Nachbildung der poetischen Bogengänge des berühmten Klosters der Hieronymiten von Villam, bei der Schweiz statt des herkömmlichen berner Häuschens eine elegante Kuppel 2c.

Die beiden Längsseiten des Industriepalastes werden von zwei breiten Maschinenhallen begrenzt, die aber trotz ihrer Größe nicht ausgereicht haben. Die Franzosen haben für ihre Maschinen noch besonders zwei fast ebensogroße Hallen an der Nordseite des Marsfeldes hergerichtet.

Architektonische Schönheit besitzt der Industriepalast als ein Ganzes genommen gewiß nicht, aber darauf wurde von Anfang an keine Rücksicht genommen, weil dann bei einem solchen Kolossalbau, der überdies nur provisorisch errichtet ist und im nächsten Winter wieder abgebrochen werden soll, die Kosten zu hoch gekommen wären. Einzig und allein die Breitseitenfaçade nach der Seine und dem Trocadero zu, ist mit besonderer Rücksicht auf einen schönen ästhetischen Anblick geschmückt und ornamentirt worden, so weit es eben ein eiserner Bau zuläßt. Die Wirkung dieser Façade liegt aber doch hauptsächlich in ihrer Größe und den drei riesigen Kuppeln, an den beiden Enden und in der Mitte, dort wo sich das Haupteingangsportal in den innern Hof befindet. Breite flache Treppen führen zu demselben hinauf, auf den Postamenten derselben sehen wir zahlreiche Statuen und Topfgewächse. Der ziemlich breite Raum zwischen den Treppen und dem Anfang der Jenabrücke ist in einen prächtigen Garten mit Rosen und bunten Blumenbeeten verwandelt. In diesem Garten, sowie an den Seiten des Palastes sind noch zahlreiche Häuschen, Kioske, Tempel 2c. zerstreut, auf die ich später zurückkommen werde.

Das zweite große Gebäude steht auf der Spitze des Trocaderohügels. Es schließt das Ausstellungsterrain im Nordwesten ab. Hinter demselben liegt ein kreisrunder Platz, die „Place du Roi de Rome", neuerdings auch Trocaderoplatz genannt, welcher von Häusern umgeben ist..

Der Trocaderopalast ist von den Architekten Devioud und Bourdais

erbaut und besteht aus einem runden mit Säulengängen und Gallerien eingefaßten Mittelbau, den eine gewaltige Kuppel mit der Riesenstatue: „La Renommé“ überdacht, und zwei langen hufeisenförmig abschweifenden Flügeln, die nach der Seite der Ausstellung hin offene Säulengänge, nach der Seite des Trocaderoplatzes schmale Säle enthalten, in welchen Produkte der Landwirthschaft ausgestellt sind. Das ganze Gebäude ist aus jenem wunderbar schönen weißen Kalkstein erbaut, der unter Paris, in den Katakomben, und in nächster Umgebung der Stadt gehauen wird. Die Baukosten dieses Gebäudes betragen sechs Millionen Francs, von denen die Stadt Paris drei bezahlt und dafür das Recht erworben hat, den Palast, welcher nach der Ausstellung stehen bleiben wird, zu ihren Zwecken zu benutzen. Der Anblick, den der Trocaderopalast gewährt, ist ein sehr majestätischer und doch auch wieder zierlicher. Leicht und elegant erheben sich zwei hohe Thürme zu beiden Seiten der großen Kuppel in die Luft. Sie ähneln in der Form und der Ornamentik denjenigen, welche die Araber zur Zeit ihrer Weltherrschaft in Asien, Afrika und Syrien errichtet haben. In den Säulengängen sind unzählige, circa 2 bis 3 Meter hohe Statuen aus Bronze aufgestellt, welche symbolisch die an der Ausstellung sich betheiligenden Völkerschaften und die Künste, Wissenschaften und Handwerke darstellen. Von der kreisrunden Terrasse des Mittelbaues strömt eine mächtige Kaskade herab, welche ihre Fluthen über breite Treppen in ein rundes Bassin, welches in der Mitte des von der Jenabrücke an sanft ansteigenden Gartens liegt, ergießt. Tagesüber im glitzernden Sonnenschein, wenn tausende von bunten Fahnen und Teppichen von allen Spitzen und Vorbauten des Palastes und der übrigen kleinen Gebäude, die im Trocaderogarten ihren Platz gefunden haben, herabwehen und eine bunte Menge Besucher durch die verschlungenen Wege zwischen frühlingsgrünen Gebüschen und Rasen dahinwandelt, glaubt man sich in einen Zaubergarten der Feenkönigin Abunda versetzt, in deren einsam gelegenen Inselreich, der Sache nach, stets Freude, Glück, Wohlsein und Sonnenschein herrschen. Ja, es ist schön hier auf dem Trocadero, und wie gern wollten wir glauben, alle diese Herrlichkeiten seien geschaffen zur Ehre des Menschengeschlechts, welches endlich, nach sechsjahrtausendlangen Kämpfen einen ewigen Frieden gefunden hat. Aber jene Soldaten, die dort am Palais Wache stehen, jene traurigen Bettlergestalten, die wir jenseits der Umfriedung die Vorübergehenden ansprechen sehen, erinnern sie uns nicht immer wieder an die blutigen Kriege, welche noch heute millionen junger Menschen in's frühe Grab bringen, und an das Elend, die Sorge, die Noth der ärmeren Klassen? Wahrlich, die Zeit des großen internationalen Friedensfestes ist noch nicht gekommen, solange Kanonen brüllen und hunderte von armen Menschen täglich Hungers sterben.

Werfen wir noch schnell einen flüchtigen Blick auf die zahlreichen kleinen Gebäude, die in den Gebieten des Trocadero und des Marsfeldes zerstreut liegen. Ihre Zahl beträgt sechzig. Sie dienen zum Theil zu Spezialausstellungen größerer Aktiengesellschaften und Privatgeschäfte, zum Theil enthalten sie Stationen der Feuerwehr, des ärztlichen Beistandes 2c. Viele von ihnen sind auch nur Luxusbauten verschiedener Völker, die uns die eigenthümliche Art des Bauens und des Wohnens derselben veranschaulichen. Unter ihnen zeichnet sich besonders der im maurischen Stil gehaltene algierische Pavillon aus. Die Pavillons von Japan, Persien, Tunis, Marocco, China, Norwegen und Schweden, sowie der schwedische Kirchthum aus Holz, sind ebenfalls höchst originell, verlangen aber eine eingehendere Betrachtung, die wir auf unserer Wanderung durch die Ausstellung in einem der späteren Briefe anstellen werden. Natürlich finden sich im Ausstellungspark auch Restaurationen, Wein- und Bierhäuser, welche lockend genug die vom vielen Anstaunen müden Besucher zur Erquickung einladen. Aber hüten wir uns! Es sind sammt und sonders „Mausefallen“, in denen ein kleines Stück Speck hängt, welches, wenn einmal übergeschluckt, uns den ganzen Inhalt unserer Börse kosten kann. Wir thun weit besser daran, ehe wir die Reise nach dem Marsfelde antreten, auch für Proviant zu sorgen, um denselben bei gelegener Zeit auf den vielen Bänken behaglich zu verzehren! Aber nur auf die Bänke dürfen wir uns setzen, nicht auf einen der vielen Stühle, welche, einmal von den hinteren Schenkelflächen berührt, sofort mit einem Franken per Stück bezahlt werden müssen. Auch für Unterhaltungsmusik ist gesorgt! Französische Kapellen spielen in einzelnen Restaurationen und im Pavillon von Tunis sogar eine tunesische Kapelle.

In dem großen, hohen, halbrunden Festsaal des Trocaderopalastes, welcher über 5000 Menschen faßt, werden während der Weltausstellung zahlreiche Konzerte, Vorlesungen und Sitzungen von internationalen Kongressen und Vereinen stattfinden. Die projektirten pomphaften Ballfeste sollen in diesem Saale abgehalten werden.

Um diese allgemeine Uebersicht zu vervollständigen, sei noch der sogenannten „Arbeiterausstellung“ (Exposition ouvrière) gedacht. In dieser werden die Fabrikate einzelner Fabrikanten und Arbeiter, welche nicht das Geld haben, die Unkosten in der allgemeinen Ausstellung zu bestreiten, zur Ausstellung gelangen. Die Zahl derjenigen, welche sich an ihr betheiligen, ist nicht groß, da meistens nur pariser Arbeiter in der Lage sind, ihre Fabrikate herschaffen zu können. Auf die Bedeutung dieser Ausstellung werde ich später zurückkommen, sobald sie eröffnet ist, was erst Anfang Juni stattfinden wird. Vorläufig sei bemerkt, daß die Stadt Paris sämmtliche Kosten übernommen hat in der Höhe von 62,000 Francs, eine anscheinend kleine Summe im Vergleich mit den 44 millionen, welche die allgemeine Ausstellung kostet. Es ist ein geringer, äußerst geringer Tribut, welchen man dem selbständig arbeitenden armen Fabrikanten zollt. Das Gebäude, welches drei große Säle enthält, und der Garten bedecken zusammen eine Grundfläche von 3000 Quadratmetern, die dem Marsfelde unmittelbar benachbart ist.

Kade.

Voltaire und die Genfer. Es ist bekannt, daß Voltaire von Ferney aus, wo er seinen Lebensabend zubrachte, den ihm verhaßten steifkragigen genfer Calvinisten einen Schabernack um den andern spielte. Das Konsistorium wollte kein Theater in der Stadt dulden, weil dadurch die alten Sitten verderbt würden, — und Voltaire baute dicht vor den Mauern eine Bühne, auf welcher die ersten pariser Künstler auftraten. Als man Anstalten traf, den anrüchigen Lesestoff zu konfisziren, den er unter seinen Anhängern verbreitete, wußte der alte Teufel — so nannten ihn stets die genfer Pfaffen — abermals Rath. Er ließ eine Menge Broschüren mit sehr frommen Titeln drucken („Ernste Gedanken über Gott,“ „Rathschläge für Familienväter,“ 2c. 2c.); die ersten Seiten waren sehr erbaulichen und dezenten Inhalts, aber dann schlug der Ton urplötzlich in ein höchst unheiliges Grunzen um. Diese Waare ließ er durch verschmitzte Gesellen in die Magazine und Ateliers einschmuggeln, an die Klingelzüge der Häuser binden, durch die Thürspalten schieben, auf die Bänke der öffentlichen Promenaden hinlegen. Ja, selbst in den Sälen, wo die Jugend Religionsunterricht empfing, fanden sich nicht selten solche Broschüren eingeschwärzt, nach Format und Einband dem genfer Katechismus täuschend ähnlich nachgeahmt. Es half nichts, daß die heiligen Männer Broschüre über Broschüre zur Abwehr ausfliegen ließen, dem alten Teufel waren sie nicht gewachsen. Am lautesten heulten sie auf, als d'Alembert, natürlich durch Voltaire veranlaßt, in einem Artikel über die kirchlichen Verhältnisse Genfs schrieb, daß die meisten Diener der dortigen Kirche nicht an die Göttlichkeit Christi glauben und nur dasjenige in der Bibel als wahr anerkennen, was im Einklang mit der Vernunft stehe. Sie erließen ein Manifest, worin sie ihren vollen Glauben auch an das Unvernünftigste der Offenbarung nachdrücklichst betheuerten. — Immerhin bestanden zwischen Voltaire und einer Reihe von hervorragendern Genfern recht freundliche Beziehungen. So war z. B. der Maler Jean Huber ein häufiger Gast in Ferney. Er benutzte den genaueren Umgang mit Voltaire dazu, um verschiedene Szenen aus dessen häuslichem Leben darzustellen, ja sogar in freiester Weise zu karrikiren. Eine solche pikante Sammlung sandte er an die russische Kaiserin Katharina. „Voltaire“, sagt Rigaud-Saladin in seiner Abhandlung über die schönen Künste in Genf, „erschien dort unter allen Formen des häuslichen Lebens und wohl auch in Stellungen, welche manchmal seine üble Laune über die etwas kaustische Originalität dieser Art von Apotheose erregten. Einige solche Zeichnungen sind gravirt und hatten ihrerzeit einen ungeheuren Erfolg. Ein radirtes Blatt stellt 35 Köpfe Voltaire's dar, alle von verschiedenem Aussehen und doch von vollkommenster Aehnlichkeit. Die Darstellung der Züge Voltaire's war Huber so geläufig, daß er dessen Profil ausschnitt, indem er die Hände auf den Rücken hielt, ja dasselbe aus einer Karte herauszureißen wußte. Ein gewöhnlicher Spaß von ihm, der darin bestand, seinen Hund aus einer hingehaltenen Brotkruste das Profil Voltaire's herausbeißen zu lassen, trug Huber keine geringe Berühmtheit ein. Daß man hierüber in Genf sich höher freute als in Ferney, liegt auf der Hand.

r.

Ein mittelalterlicher Hochzeitszug. (Bild Seite 449.) Wie stattlich fiel solch' ein Zug nach der Kirche aus, wenn es die Vermählung eines Paares aus den reichen bürgerlichen Häusern des deutschen Mittelalters galt. Zwei kleine Mädchen aus dem Verwandtenkreise der Brautleute gehen voran, gemeinschaftlich den Blumenkorb tragend, mit dessen duftigem, farbensprühenden Inhalt sie den Weg bis zur Kirche bestreuen sollen; ihnen folgt ein Knabe, in der Rolle des den Sonnenaufgang ankündigenden Morgensterns, der die erste Fackelkerze trägt. Hinter ihm schreiten vier, gleichfalls kerzentragende Jünglinge, welche die erste Abtheilung, gewissermaßen den Vortrab des Hochzeitszuges, schließen. Darauf wieder ein kleines Mädchen, als Abbild der Liebesgottheit das Brautpaar führend, hinter diesem kommen als Fackelträgerinnen vier der Braut befreundete Jungfrauen, dann allerlei junges Volk, Mädchen und Knaben, welche den Brauteltern als Vortrab voranschreiten. Hinter diesen dann der Zug der übrigen Hochzeitsgäste. Alles erscheint würdig und feierlich, und doch liegt über dem Ganzen eine lebensfrohe Heiterkeit, die man oft dem deutschen Mittelalter garnicht zutrauen will. Aber in den Patrizierhäusern unserer großen Städte hatte die düstre Weltentsagung des Christenthums glücklicherweise niemals so recht Eingang gefunden.

Ueber den hundertjährigen Kalender. Auch in diesem Jahre haben die meisten Kalender-Redaktionen sich der Sünde wider den heiligen Geist der Vernunft schuldig gemacht und dem Kalendarium die Witterungsangaben nach dem hundertjährigen Kalender zugefügt. Im Volke ist man häufig noch fest davor überzeugt, daß diese Vorherverkündigungen des Wetters zutreffen, obwohl die Erfahrung schon hundertmal das Gegentheil bewiesen. Aber selbst in den sogenannten „gebildeten“ Kreisen trifft man noch vielfach auf Personen, die eine Reise 2c. zu einer bestimmten Zeit nicht antreten, weil der Kalender

regnerisches Wetter vorherverkündigt. Wäre ihnen die Einrichtung des sogenannten hundertjährigen Kalenders bekannt, sie würden sicherlich nicht so fest auf die Wetterprophezeiungen vertrauen. Der hundertjährige Kalender erschien am Ende des 17. Jahrhunderts und hat den Abt des Klosters Langheim bei Kulmbach Dr. Mauritius Knauer zu seinem Verfasser, obwohl sein eigentlicher Urheber der seinerzeit große und berühmte Astrolog Stöfler ist, der für 1524 den Weltuntergang durch eine neue Sintfluth prophezeite, weil im Februar dieses Jahres drei Planeten im wässerigen Zeichen der Fische standen! Mit hundert Jahren hat der Knauer'sche Kalender nur das zu thun, daß er für sehr lange Zeit anwendbar ist, keineswegs gibt er die Witterung einer hundertjährigen Periode, sondern von sieben zu sieben Jahren, deren jedes einem der damals bekannten sieben herrschenden Himmelskörper untergeordnet ist. Diese sind Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond, die in der genannten Reihenfolge in der Regierung abwechseln. In jedem siebenten Jahre muß also die Witterungserscheinung sich wiederholen; 1883, 1890 2c. muß also dasselbe Wetter herrschen, was 1876 regierte. Die genannten Jahre stehen unter dem Regiment des Mars, der „mehr trockne als feuchte Jahre" liebt, wie Knauer uns belehrt. Saturn hat kalte, feuchte Jahre, Merkur mehr trockene als feuchte und zugleich mehr kalte als warme und daher selten fruchtbare 2c. Aber nicht nur im allgemeinen werden die Witterungsverhältnisse charakterisirt, auch die einzelnen Monate und Tage zieht der hundertjährige Kalender in den Kreis seiner Belehrung. So soll der Februar aller Jahre, die unter der Herrschaft Merkurs stehen, folgendes Wetter uns bringen: „Beginnt trübe und gelind bis zum 3., dann bis zum 6. trübe und kalt, am 8. schön, dann Regen, vom 23.—26. Schnee und etwas Kälte." Da nun das Jahr 1900 unter Merkur steht, so verdanken wir dem hundertjährigen Kalender schon jetzt die Kenntniß des Wetters für Februar des genannten Jahres. Auf gleiche Weise können wir für jedes beliebige Jahr schon jetzt das Wetter erkunden. Jeder Einsichtige muß erkennen, wie unsinnig demnach die Angaben der Witterungsverhältnisse nach dem hundertjährigen Kalender sind, und an seinem Theile dazu mitwirken helfen, daß diese dem Geist der Zeit hohnsprechenden Witterungsnotizen aus unseren Kalendern verschwinden.

H. St.

Mittel gegen den Baumblüthen schädliche Insekten. Jährlich hört man die Klage, daß Früchte, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Würmer enthalten, welche sie beschädigen und verderben. Ursache sind gewisse Insekten, welche während des Blühens sich auf die Blüthen werfen, die Fruchtknoten anbohren und ein Ei hineinlegen, das sich in der Frucht entwickelt, sich von ihrem Fleische nährt und sie erst verläßt, wenn die Metamorphose zum vollständigen Insekt vor sich geht, welches dann im nächsten Jahre wieder Blüthen beschädigt. Man hat gegen diese Insekten ein Mittel gefunden: sie können den Essiggeruch nicht vertragen. Es genügt also, um sie zu entfernen und selbst um sie zu tödten, die Zweige der Bäume zur Zeit der Blüthenentwicklung mit einer Mischung von Essig und Wasser zu besprengen. Man wendet einen Theil Essig und neun Theile Wasser an, mischt gut und besprengt mittels einer Gießkanne die Knospen damit. Die Erfahrung hat ergeben, daß so behandelte Bäume mit Früchten, und guten Früchten, bedeckt waren, während andere nicht so geschützte Bäume fast nichts trugen.

Dr. B.-R.

Ein neuer Kurirschwindel. Zu dem unter gleichem Titel in Nr. 33 d. J. enthaltenen Feuilletonartikel über den Mattei'schen Geheimmittelschwindel geht uns von einem homöopathischen Apotheker die berichtigende Mittheilung zu, daß er das Depot jener Mattei'schen Mittel nicht infolge eines Protestes homöopathischer Aerzte, sondern schon vor sieben Jahren aus eigenem Antriebe aufgegeben habe. Er habe diese Mittel nur sehr kurze Zeit geführt und seine Firma von dem Augenblicke an, wo man gewußt, daß man es nur mit einem plumpen Schwindel zu thun habe, nicht durch Begünstigung desselben beflecken wollen.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. C. G. Sie können keinen Arzt zwingen, Ihr Kind mit einer Lymphe zu impfen, die Sie ihm besorgt haben. Ebensowenig kann Sie aber auch der Arzt zwingen, Ihr Kind abimpfen zu lassen. — Von Airy's Naturheilmethode ist nichts zu halten.

Hamburg. N. L. Wildunger Brunnen ist allerdings gegen chronische Blasen- und Nierenleiden, namentlich gegen die mit Steinbildung verbundenen Katarrhe der Harnwege sehr oft von wesentlichem Nutzen. Doch hängt die Auswahl unter sehr vielen ähnlich wirkenden und sich doch von einander unterscheidenden Quellen stets von den individuellen Verhältnissen des Kranken ab, weshalb wir Ihnen empfehlen, zuvor mit einem Arzte zu sprechen, der Sie und Ihren Harn untersuchen kann. Ueberhaupt sollte niemand ohne ärztliche Einwilligung eine Brunnenkur brauchen, da grade auf diesem Gebiete viel gesündigt und geschwindelt wird. Zum Beispiel ist der mit dem ungarischen Bitterwasser getriebene Mißbrauch gradezu ein schreckenerregender. Es können durch den konsequenten Gebrauch eines so drastisch wirkenden Mittels ganz unheilbare Darmstörungen entstehen.

Breslau. Frau H. Bleiben Sie nur bei der Milch. Sie ist für Kinder bis zum ersten Lebensjahre die einzige und passendste Nahrung. „An Zuckerwerk und Teigwaaren", sagt Sonderegger, „gehen in Städten und auf dem Lande tausende von Kindern unnöthigerweise und vorzeitig verloren." „Es ist unglaublich, welche werthlosen und einseitigen Nahrungsmittel in aller Herren Länder den armen Kindern in den Mund gesteckt werden, nur um den Gebrauch der Milch zu verhüten. Das Wiegenkind des Bettlers bekommt eingeweichtes Brot mit Wasser, das Bauernkind kleberarmen Weißmehlbrei mit Milch, das vornehme Stammhalterchen vollends nur Tapioca, Arrowroot oder Reismehl, auch Salep, dessen Gummischleim gänzlich unverdaulich ist, und alle diese Kinder erkranken und sterben an der Einseitigkeit ihrer Stärkemehlnahrung."

J. N. in Solingen, Gustav R. in Berlin, R. J. in Hohenstein und ein Abonnent in Reichenberg wollen sich an Aerzte am Orte wenden, da sich das Leiden derselben ohne Untersuchung nicht beurtheilen läßt. W. M. in Berlin wolle die Einreibungen mit Kampherspiritus unterlassen. — P. St. in Berlin. Warum nannten Sie Ihren Namen und Ihre Adresse nicht, damit wir Ihnen schreiben konnten?

Die übrigen bis zum 7. Juni eingegangenen Briefe wurden, soweit es thunlich, direkt beantwortet.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. F. B. Was Ihr „Stein der Weisen", bestehend in der „Aegyptentafel" eigentlich soll, begreifen wir nicht; noch weniger, was dergleichen beweisen könnte. Sie mögen es recht gut meinen, hätten aber offenbar mit der Entwicklung Ihrer eigenen Denkfähigkeit noch alle Hände voll zu thun.

Worms. M. J. Bebel nimmt in seinem Artikel „Zur Kulturgeschichte des Orients" „diese Barbaren", die Muhamedaner nämlich, nicht mehr in Schutz, als durch die Geschichte gerechtfertigt ist. Die Türken der Gegenwart stehen den europäischen Christen an Intelligenz und Gesittung im allgemeinen unzweifelhaft nach; ihre mittelalterlichen Vorfahren standen aber großentheils ebenso sehr den unter der Herrschaft des Papstthums geistig und sittlich unbeschreiblich verkommenen christlichen Völkern voran. — Ihre Sendung, welche an die Expedition der „N. W." hätte gerichtet sein sollen, ist nun auf dem Umwege über die Redaktion ersterer zu Händen gekommen.

Berlin. A. Die Ehe soll unserer Auffassung nach nicht nur ein Vertrag zum Zweck der Erzeugung und Erziehung von Kindern sein, sondern auch eine Vereinigung von Mann und Weib zum Zwecke geistiger und sittlicher Ergänzung und Unterstützung. Insbesondere ist die Ehe insofern von höchster sittlicher Bedeutung, als sie Eltern und Kinder anhält, die Besonderheiten anderer Menschen kennen und respektiren zu lernen, und den ordinären Egoismus des ganz auf sich selbst beschränkten Menschen zu Gunsten der edleren Sorge für nächststehende andre aufzugeben. In diesem Betracht ist die Ehe und die Familie in der That die Grundlage des Staates, der desto besser seine in der Förderung des Wohles aller seiner Angehörigen bestehende Aufgabe zu lösen vermag, je mehr es gelungen ist, an die Stelle der rohen Ichsucht die Freude an der Förderung fremden Glückes zu setzen.

Genf. L. S. d. V. Das einzige Drama, welches wir Ihnen zu Ihrem Zwecke mit gutem Gewissen empfehlen können, ist das historische Schauspiel „Madame Roland", von M. Kautsky, im Verlage von Rosner in Wien erschienen. Wenn Ihrem Verein einige Mittel und eine nicht zu kleine Anzahl sehr strebsamer Kräfte zur Verfügung stehen, können Sie dasselbe zur Aufführung bringen. In jedem Falle wird Ihnen das Studium des Stückes, das Lesen desselben mit vertheilten Rollen oder auch der Vortrag durch einen deklamatorisch besonders begabten Mann zum Vortheil und zur Befriedigung gereichen. Die sonst vorhandenen „sozialistischen Theaterstücke" sind gewiß alle aus dem redlichen Streben, etwas Tüchtiges zu leisten, hervorgegangen, und einer und der andre der uns bekannten Verfasser ist auch allgemeinliterarisch trefflich beanlagt, aber das Drama soll die Krone der poetischen Produktion sein; Kronen aber erringen auf dem Gebiete des Geistes nur die Höchstbegabten, und auch diese nur nach ernstestem Studium und sorgfältigster, mühevoller Arbeit. Sie können Sich übrigens, ohne Furcht, an Ihrer sozialpolitischen Gesinnung Schaden zu leiden, an die Werke der großen deutschen Dichter wagen, vor allen an Schiller und Goethe, und werden bei diesen Geistesfürsten reiche Schätze gediegenen Gedankengoldes vorfinden und gemeinschaftlich zu studiren und zu deklamiren genug haben. Was mit Ihrer sozialistischen Gesinnung in den Werken dieser und anderer Größen der deutschen Literatur nicht harmonirt, das können Sie bei der tausendfältigen Anregung Ihres Geistes und Gemüths, welche Ihnen darin zutheil wird, getrost in den Kauf nehmen. Des frühverstorbenen genialen Georg Büchner großartiges Drama „Dantons Tod" empfehlen wir Ihnen übrigens zur Lektüre selbstverständlich auch auf das wärmste.

Wittorf. F. R. Die fünfsilbige Charade ist in der Form sehr hübsch und ließe auch in den Gedanken garnichts zu wünschen übrig, wenn Sie als Auflösung einen Gegenstand gewählt hätten, der für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des Armen größere Bedeutung hat. Die dreisilbige Charade ist politisch nicht ganz unbedenklich und in den beiden ersten Verszeilen auch formell nicht so gut. Die erstere werden wir gelegentlich, vielleicht mit einer oder der anderen Korrektur, verwenden.

Barmen. K. Sch. Ihre Novelle „Arm und Reich" ist Ihrem Wunsche gemäß an Sie zurückgesendet worden. Frdl. Gr.

Kopenhagen. G. H. Ihre neueste Zusendung vermochten wir noch nicht zu prüfen. Sind Sie, wie beabsichtigt, während der Pfingstfeiertage auf Bornholm gewesen, so senden Sie uns vielleicht eine kurze Beschreibung des Ausflugs nach dieser wenig bekannten Ostseeinsel.

Leipzig. Dr. M. V. Die Biographie Berangers soll im nächsten Quartal zum Abdruck gelangen. Ihre in unsern Händen befindlichen satirischen Gedichte erscheinen uns für die „N. W." nicht bedeutend genug.

— Eine Anzahl der für diese Nummer bestimmten Korrespondenznotizen mußte für die nächste reservirt werden.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 11. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 39. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

In der letzten Woche des alten und in der ersten des neuen Jahres hatte sich in dem sonst so stillen Städtchen ein ungewohntes, reges politisches Leben entwickelt. Die Spalten des dreimal wöchentlich erscheinenden „Wochenblatts" füllten sich mit Aufrufen und Annoncen, die sich auf die bevorstehende Reichstagswahl bezogen, und die Konservativen und Nationalliberalen, denen die Kulturkampf-Begeisterung als Bindemittel diente, setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um die Wahl eines Centrumsmannes zu hintertreiben. Dieser Preßkrieg, der die regelmäßige Einnahme für Annoncen vervierfachte, war so recht nach dem Sinne des Verlegers des „Wochenblatts", und schmunzelnd sah er die eingelaufenen Annoncen durch und schied die offiziellen Erlasse der Wahlkomité's von dem Geplänkel der Franctireurs, die auf eigne Faust und Verantwortung zu handeln schienen, häufig aber nur fremde, hochoffizielle Bolzen verschossen. Für unsern Freund Krone war freilich dieser ganze Krieg bei weitem nicht so amüsant; jedes plumpe und durchsichtige, jedes hinterlistige und heimtückische Manöver beider Parteien erfüllte ihn mit stummem Ingrimm, der sich in drastischen Verwünschungen Luft machte; nach seiner Meinung war es eine Schmach, derartiges Geschreibsel durch die Presse laufen lassen zu müssen.

Beide Parteien hatten wiederholt Versammlungen veranstaltet und ihre Anhänger bearbeitet, die Schwankenden angespornt, die Lässigen an der Ambition gepackt; den letzten Trumpf aber spielte man durch eine am Vorabend der Wahl zu veranstaltende große Versammlung aus, in welcher die beiderseitigen Führer, der Rektor Storck und ein junger Kaplan, sich entgegentreten wollten. Diese Versammlung fand in dem großen Saale des „Preußischen Adlers" statt und man konnte voraussehen, daß alle, die sich nur irgendwie für Politik interessirten, sich zu dieser Versammlung drängen würden, von der vorausgesehen werden konnte, daß sie entscheidend sein würde. Mit gutem Bedacht hatte man sie, obwohl sie gleich bei Beginn der Wahlkampagne vereinbart worden war, auf den letzten Tag verlegt; beide Parteien versprachen sich von dem Aufeinanderplatzen der Geister, zu dem diese Versammlung führen mußte, ein Warmwerden auch der Halben und Lauen, dessen Früchte sie am Wahltage ernten wollten.

Von dem Kandidaten, den die Sozialdemokraten ziemlich in letzter Stunde aufgestellt hatten und für den sie lediglich durch Vertheilen von Aufrufen und Wahlzetteln in den Häusern thätig waren, war nur nebenher die Rede. Es war keine offizielle und eingestandenermaßen eine aussichtslose Kandidatur, durch welche man lediglich eine ungefähre Zählung der bereits gewonnenen Stimmen herbeiführen wollte; man hatte weder einen Redner, von dessen Auftreten sich ein Erfolg versprechen ließ, noch überhaupt jemanden, der sich hätte entschließen können, offen Farbe zu bekennen; die auswärtigen rednerischen Kräfte waren in den Wahlkreisen, die einen Erfolg versprachen, bis zur äußersten Anspannung in Anspruch genommen, kurz, auf dieses Mittel der Agitation hatte man verzichten müssen. Dennoch strömten natürlich auch die der sozialistischen Kandidatur geneigten Arbeiter und Kleinbürger, sowie Leute aus den umliegenden Dörfern nach dem Saale des „Preußischen Adlers", der schon vor der für die Eröffnung festgesetzten Zeit zum Brechen gefüllt war.

Auch Wolfgang hatte sich nach dem Saale begeben; er fand die Mitte desselben von den „Intelligenzen" des Orts und wohlhäbigen Gewerbtreibenden eingenommen; die durch ihren stupiden oder fanatischen Gesichtsausdruck sich sofort verrathenden Ultramontanen bildeten eine kompakte Masse, deren Haltung eine ziemlich düstre und verbissene war. Die Arbeiter hielten sich fast scheu im Hintergrund und drückten sich an den Wänden hin oder sie hatten sich auf die Galerien postirt, wo sie weniger leicht gesehen und kontrolirt werden konnten.

Wolfgang machte, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, eine Runde auf der Galerie, die noch einige Bewegung gestattete; man machte ihm überall entgegenkommend Platz, nickte ihm freundlich zu und flüsterte sich wohl auch eine bedauernde Bemerkung in's Ohr. Bei diesem Rundgange stieß Wolfgang auch auf Krone; er schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte:

„Nun, sind Sie auch da? Ich hätte mir's allerdings denken können; ein alter Politikus darf bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen, wenn er auch weiß, daß er wider den Strich gebürstet werden wird."

„Freilich muß ich mir die Komödie mit ansehen; ich dachte schon, ich würde keinen Platz finden, denn ich habe bis zum letzten Augenblick zuhause Stimmzettel geschrieben. Unsere sind ja auf den ersten Blick am Format und an der Farbe kenntlich; da habe ich denn Schreibpapier genommen, das täuschend so aussieht, wie das Papier der Bismarck-Zettel, und habe sie nach dem Format derselben zugeschnitten und sie mit dem richtigen Namen versehen,

und mit diesen Zetteln helfe ich Bekannten aus, die sonst nicht wagen würden, nach ihrer Ueberzeugung zu stimmen. Sie machen doch dasselbe Manöver?"

„Man sollte das eigentlich immer thun, schon um den Herren das Konzept zu verderben und sie an der Nase herumzuführen, doch vielleicht paßt mir's diesmal, dumm-ehrlich zu sein. Wir sehen uns, denke ich, noch einmal."

Er stieß später auch auf die beiden Alfrede; der Dicke schimpfte über die „wahnsinnige" Hitze auf der Galerie und klagte über Ohrensausen, und als Wolfgang lächelnd sagte:

„Aha, Sie brauchen einen Vorwand, sich aus dem Staube zu machen, um in der Konditorei mit der neuen Mamsell zu plaudern, statt hier heftige Debatten über den Syllabus und die Maigesetze mit anzuhören?" erwiderte er mit dem freundlichsten Gesicht der Welt und leisem Augenzwinkern:

„Aber doch ein Kapitalmädel, nicht wahr? Ein reizendes, naives Kind! Uebrigens habe ich aus Rügenwalde Gans in Gelée, Gänsebrüste und deliziöses Gänseschmalz bezogen: nächste Woche gibt's ein kleines Souper, das sich gewaschen hat."

Der Lange meinte mit komischem Pathos: „Herrgott, Mensch, sind wir denn nicht in einer Wahlversammlung und sind nicht die Augen Europas erwartungsvoll auf uns gerichtet?"

Als aber Wolfgang fragte: „Nun, und wie denken Sie denn den Erwartungen Europas zu entsprechen, alter wissenschaftlicher Materialist?", da bekam er ein ziemlich kleinlautes:

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte. Nationalliberal kann ich nicht mehr, sozialistisch mag ich noch nicht stimmen und einen Fortschrittler, den man anständigerweise als Uebergang wählen könnte, haben sie nicht aufgestellt!" zur Antwort.

Wolfgang lächelte, grüßte mit einer Handbewegung und setzte seinen Rundgang fort, um sich dann in den Saal hinabzubegeben. Er hatte seinen Chef, der Kassirer des nationalliberalen Wahlkomité's war, entdeckt und in seinen Augen blitzte es wie eine Flamme auf, nur für eine Sekunde, aber wer den halb düstern, halb ironischen Blick aufgefangen hätte, mit dem er, die Arme auf der Brüstung, das Meer von Köpfen überflog, dem wäre er sicherlich aufgefallen. Mit einiger Mühe drängte er sich bis zu dem Platze Herrn Reischachs durch; er wartete eine Pause in der eifrigen Unterhaltung zwischen diesem und dem Landrath von Wertowsky ab, begrüßte dann beide Herren und sagte halb gedämpft, aber ruhig und fast heiter zu seinem Chef:

„Wahrscheinlich melde ich mich im Laufe des Abends auch einmal zum Wort, Herr Kommerzienrath; ich habe verschiedenes auf dem Herzen, das herunter muß!"

„Herr Reischach sah ihn überrascht an; der Einfall befremdete ihn. Als aber Wolfgang, noch leiser und mit bedeutungsvollem Blick, hinzufügte:

„Haben Sie vergessen, daß ich Ihnen noch eine Antwort schuldig bin? Ich möchte sie heute und auf diese Weise geben," neigte er zustimmend und mit schlauem Blick leicht das Haupt und sagte, nunmehr auf der Höhe der Situation und auf's angenehmste überrascht, mit aller Freundlichkeit, deren er fähig war:

„Sehr wohl, Herr Hammer; fein, sehr fein ausgedacht; Sie sind und bleiben ein Tausendsasa, und jetzt verstehe ich auch, warum Sie nicht gleich antworteten. Seh' einmal einer, daran hatte selbst ich nicht gedacht. Nun, da wird sich eine gewisse Martha aber freuen!"

Wolfgang zog sich nach einer leichten Verbeugung gegen beide Herren zurück, und der Kommerzienrath wendete sich aufgeräumt an Herrn von Wertowsky:

„Eben hat sich ein Freiwilliger gemeldet, — ist entschieden zu brauchen. Kann es noch zu etwas bringen, — benimmt sich äußerst geschickt. Wissen Sie noch, Herr Landrath, was wir drüben im Extrazimmer besprochen haben, grade seinetwegen? Nun, das Vögelchen wird nachher pfeifen, — ist durch gutes Futter kirre gemacht — hahaha! — werden Sich über die veränderte Tonart wundern! Man muß die Menschen zu nehmen wissen; nun, das lernt sich nach und nach, und diesmal hab' ich die Geschichte äußerst fein eingefädelt, ohne ruhmredig sein zu wollen."

Der Landrath horchte auf. „Sie meinen, Ihr Herr Hammer wird für uns in's Zeug gehen? Das wäre aber doch wunderbar, und wenn Sie das fertig gebracht haben, so sind Sie ein Hexenmeister und ich muß Ihnen mein Kompliment machen."

Die Glocke des Einberufers schnitt dem Kommerzienrath das Wort ab. Man wählte mit eben ausreichender Majorität einen in der Wolle gefärbten Nationalliberalen zum Vorsitzenden und der Rektor bestieg die Tribüne, um das Gefecht einzuleiten. Es fehlte seiner wohlpräparirten Rede weder an provozirenden Ausfällen gegen die „Papstknechte", durch welche er heftige Proteste der Ultramontanen hervorriefen, noch an Seitenhieben gegen „die Vertheidiger der pariser Petroleumshelden", und das geräuschvolle, aber etwas forcirte Bravo der Partei, die sich im Centrum des Saals zur Phalanx formirt hatte, vermochte das Murren im Hintergrund und auf den Galerien nicht ganz zu übertäuben.

Der junge Kaplan, der dem Rektor folgte, entwickelte Geschmeidigkeit, Klugheit und Geschick. Das von der Blässe des Seminars überzogene, im Profil einer Fuchsschnauze ähnelnde Gesicht färbte sich nach und nach mit leichter Röthe, und die maliziöse Schärfe, mit welcher der Redner jede Blöße benutzte, die sein Vorredner sich gegeben hatte, that bessere Wirkung, als das zuweilen angestrebte, aber etwas zu kanzelhaft ausfallende Pathos. Der geriebene Kaplan griff die Sozialdemokratie nur ihrer irreligiösen Richtung wegen an, gestand ihr im übrigen eine bedingte Berechtigung zu und putzte seine Rede mit allerlei demokratisch klingenden Phrasen auf, vindizirte aber der katholischen Kirche das Recht und die Absicht, sich zur Vertreterin des nothleidenden Volks aufzuwerfen.

Machten diese Ausführungen auch keinen Eindruck auf die protestantischen Arbeiter, so gingen sie doch an den katholischen, auch an den nichtultramontanen, keineswegs spurlos vorüber, und diese Wahrnehmung war ein neuer Sporn für den Rektor, der sich auf die Tribüne schwang, um zu repliziren. Er hatte aber kein besonderes Glück; in seinem Uebereifer ward er, wie einst Wolfgang gegenüber, hitzig und unvorsichtig und stellte gewagte Behauptungen auf, verhedderte sich in bedenklicher Weise und hatte sehr wenig ausgerichtet, als er verwirrt und rathlos abbrach. Das Zünglein der Wage neigte sich nach der Seite des gewandten Kaplans und man beeilte sich, die übrigen verfügbaren Rednerkräfte in's Feuer zu führen; sie stellten das Gleichgewicht nothdürftig wieder her, doch hatte man am Komitétische allgemein das Gefühl, daß hier mit ein paar mühsam hervorgezwungenen holprigen Phrasen nichts genutzt werde und daß man nur durch eine feurige, schwungvolle Rede das moralische Uebergewicht erlangen könne. Woher aber diesen Redner nehmen? In dieser peinlichen Verlegenheit suchte der Kommerzienrath, der selber keine drei Sätze hätte hervorstoßen können, mit den Augen nach Wolfgang; der Gesuchte lehnte mit verschränkten Armen an der Ballustrade und schien das dringende, mahnende, aufmunternde Nicken seines Chefs lange nicht zu bemerken; endlich nickte er bedeutungsvoll und ernst zurück, und als der Kaplan wiederum die Tribüne bestieg, um mit einem siegesgewissen Lächeln jedem seiner Gegner einen wohlgezielten Stoß zu versetzen und sie nacheinander in den Sand zu legen, da meldete sich auch Wolfgang, der sich inzwischen nach und nach zu dem Vorsitzenden durchgedrängt hatte, zum Wort.

Sein späteres Erscheinen auf der Tribüne rief unverkennbar eine gewisse Bewegung hervor. Hüben wie drüben war man gespannt auf die Ausführungen dieses Redners, an den kein Mensch gedacht hatte, und Herr Reischach tippte den Landrath, der sich mit dem Klemmer bewaffnete, mit einem schlauen Lächeln auf die Schulter und flüsterte leise:

„Geben Sie acht, Herr Landrath, Sie werden gleich ein blaues Wunder erleben. Die Periode des theoretischen Radikalismus ist vorüber, man fängt an, mit realen Thatsachen zu rechnen und — man wird sich natürlich auch sehr gut dabei stehen. Hahaha! Habe mich lange nicht so amüsirt wie heute!"

Der Angeredete antwortete nicht; sein Blick haftete an dem jungen Manne, der sich fest und sicher auf die Tribüne gepflanzt hatte und mit einem kaum merklichen Nicken zu den beiden Alfreden und Krone hinaufgrüßte. Letzterer war, als er Wolfgangs Namen nennen hörte, aufgesprungen und hatte sich vor an die Ballustrade gedrängt; die beiden Chemiker hatten sich überrascht angesehen und der Dicke hatte höchst betreten gesagt:

„Ja, zum Teufel, Bruder, was ist denn das? Herr Hammer wird doch keine Dummheit begehen und aus der ganzen drolligen Spiegelfechterei bitterbösen Ernst machen?"

Aber er bekam keine Antwort mehr, denn Wolfgang hatte eben, kalt und ruhig und nur eine Idee bleicher als sonst, begonnen:

Meine Herren!

Wer von mir eine lange Rede erwartet, irrt sich. Ich habe nur eine kurze Erklärung abzugeben. Diese Erklärung ist in erster Linie an die zahlreichste Wählerklasse gerichtet, an die Männer des vierten Standes, an das arbeitende Volk. Dieser Stand,

der an sich eine politische Partei ist, hat unter der Hand einen eigenen Kandidaten aufgestellt, wenn auch ohne Hoffnung auf einen Sieg. Ich beklage, daß örtliche Verhältnisse es der Partei nicht gestatteten, diese Kandidatur hier nachdrücklich zu verfechten. Sie hätte nicht mit der Laterne nach Gründen zu suchen gebraucht, wie dies nun seit länger als zwei Stunden seitens der Redner zweier anderer Parteien geschehen ist. Dieselben haben uns ein zugleich lächerliches und betrübsames Schauspiel vorgeführt. Ein lächerliches Schauspiel, denn diese beiden Parteien werden durch kein weltbewegendes Prinzip getrennt, sie sind im Grunde nur eine Partei, und wenn sie sich auch jetzt den Anschein geben, als wollten sie sich den Pelz waschen, so sind sie doch immer ängstlich darauf bedacht, ihn ja nicht etwa naß zu machen. Ein betrübsames Schauspiel, denn überall da, wo eine geschlossene Arbeiterpartei besteht und eine Macht geworden, ist ihnen sofort das Handwerk gelegt und sie rinnen, wie zwei Tropfen Quecksilber in einen, in eine zusammen.

Wäre die Arbeiterbewegung hier schon so stark, wie es anderwärts der Fall ist, so würde man die Komödie, deren Zeugen wir gewesen sind, nicht vor uns aufführen, man würde sich gegen die Arbeiter vereinigen. Früher oder später wird der sogenannte „Kulturkampf", der doch nur ein Rang- und Etikettenstreit ist, ohnedies durch einen mehr oder minder faulen Frieden beendigt und dann werden diese beiden sogenannten Parteien ein Bündniß schließen, das seine Spitze gegen die Arbeiter kehrt. Ist es möglich, zu verkennen, daß die Arbeiter einen Selbstmord begehen, wenn sie die Kämpfer für einen Streit stellen, der ihre Interessen nicht berührt und am allerwenigsten fördert? Ist es möglich, zu verkennen, daß Vernunft und Interesse ihnen vorschreiben und gebieten, diesen Parteien fernerhin nicht mehr Heeresfolge zu leisten, sich nicht länger durch schöne Worte ködern und kirren zu lassen und eine eigene Partei zu bilden, der es sehr noth thut, rasch zu erstarken, da sie in wenig Jahren gegen eine Koalition aller anderen Parteien zu kämpfen haben wird? Jetzt gibt es neben den Schwarzen noch Hellgraue und Dunkelgraue, später wird das reine Weiß gegen das tiefe, dunkle Schwarz stehen. Beschleunigt die nothwendige und unvermeidliche Scheidung, indem ihr euch schon jetzt von den Parteien lossagt, denen ihr nur wohlfeiles Stimmvieh geliefert habt, indem ihr euch fest und trotzig auf die eigenen Füße stellt! Es gibt eine deutsche Arbeiterpartei: was liegt näher für einen Arbeiter, als mit dieser Partei zu gehen, die seine Interessen auf ihre Fahne geschrieben hat? Ich sollte denken, hier gäbe es kein Schwanken und Ueberlegen, hier genüge das Walten des dunkelsten Klasseninstinkts.

In alle Hütten der durch die gleiche Lage, durch ihre Klassenlage Verbundenen hat in den letzten Tagen der Aufruf und der Stimmzettel für den Arbeiterkandidaten seinen Weg gefunden. Lest den Aufruf, er sagt euch mehr als genug. Laßt euch auch nicht irre und bange machen. Würden alle die gedruckten Lügen, die der Angst vor der Arbeiterbewegung ihr Entstehen verdanken, auf einen Haufen geschichtet, der Berg würde bis in die Wolken reichen, und was könnte ich in der kurzen Spanne Zeit, die ich noch vor mir habe, mehr thun, als ein paar der ärgsten von diesen zehntausend Lügen und Fälschungen in ihr armseliges nichts aufzulösen? Die übrigen neuntausendneunhundertachtundneunzig müßtet ihr doch als unantastbar ansehen, um vor ihnen zu Kreuze zu kriechen. Glaubt garnichts, laßt euch auf keinen Streit über Einzelheiten ein, über die hundertfache Meinungsverschiedenheiten obwalten können, haltet euch an das Fundament und das wirft euch kein Professoren-, kein Pfaffen- und kein Schulmeisterwitz über den Haufen!

Durch wenige, sehr einfache und unzweideutige Fragen läßt sich die Lage für jedermann klären. Ist euer Dasein ein menschenwürdiges? Nein! Haben eure Mühen und euer Fleiß ein besseres Loos verdient? Ja. Gibt es eine Partei, die menschenwürdigere Zustände herbeiführen will? Ja. Was haben wir zu thun? Uns ihr anzuschließen, mit ihr zu stimmen; mag uns auch manches, woran sich vorläufig noch die Gelehrten die Zähne ausbeißen, nicht klar sein, mag ihr Kandidat Hinz oder Kunz, Peter oder Paul heißen. Eure Abstimmung ist einfach ein Protest, ein Schrei nach Recht, der den neuesten Ergebnissen der strengwissenschaftlichen Forschung einen seltsam zwingenden Nachdruck verleiht, weiter nichts. Und wollt ihr nicht einmal gegen die Fortdauer der jetzigen Zustände Protest erheben? Habt ihr doch bisher nur deshalb den anderen Parteien eure Stimmen zur Verfügung gestellt, weil sie euch vor den Wahlen, um eure Stimmen zu gewinnen, eine Besserung eurer Lage versprachen. Und haben sie ihre Versprechungen erfüllt, haben sie später etwas für euch gethan? Ich möchte den sehen, der nicht mit dem Fuße stampfte und die Faust ballte. Versucht es einmal mit eurer eignen Partei; bei ihr werdet ihr wenigstens den guten Willen finden, und wird das erst allgemein eingesehen, — so findet sich die Macht ganz von selbst.

Sagt nicht, daß doch alles vergebens sei und daß ihr doch nicht siegen werdet. Diesmal nicht, aber was verschlägt das? Jede Stimme, die für einen Arbeiterkandidaten abgegeben wird, ist ein Einzelprotest, und auch diese Einzelproteste machen addirt einen Eindruck; jede Stimme mehr, gleichviel in welchem Winkel Deutschlands sie abgegeben wird, ist ein Gewinn. Darum gebe auch ich morgen meine Stimme dem Kandidaten der Arbeiterpartei.

Ich glaube, ihr kennt mich so ungefähr und habt Beweise dafür, daß ich ein Herz für euch habe. Ich glaube, euer Vertrauen zu besitzen und an dieses Vertrauen wende ich mich. Wenn meine Stimme für euch Gewicht hat, so hört auf mich; wenn ihr in mir einen treuen und uneigennützigen Berather seht, so befolgt meinen Rath und habt den Muth, eine eigne Meinung zu haben und das Neue nicht schon deshalb zu verwerfen, weil es neu ist. Die Entwicklung geht unaufhaltsam vor sich und bei der nächsten Wahl würdet ihr ganz von selbst jeden auslachen, der euch zumuthete, für einen klerikalen oder für einen liberalen Kandidaten zu stimmen. Aber warum solange warten? Es ist ehrenvoller für euch, schon diesmal in die Reihen eurer kämpfenden Brüder zu treten. Seht mich als ihren Sendboten an, — wollt ihr, könnt ihr die Unterstützung verweigern, die man durch mich von euch begehrt? Ich weiß, das werdet ihr nicht thun. Auch ihr stimmt morgen für den Kandidaten der Arbeiterpartei.

Ich habe zum ersten und zum letztenmale zu euch gesprochen; für Worte, wie ich sie an euch gerichtet, gibt es keine Duldung und kein Verzeihen. Behaltet mich, der immer euer Freund war, in gutem Andenken und laßt mich in meiner neuen Heimath recht bald hören, daß ich heute nicht vergebens gesprochen habe, daß meine Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Daß die Bewegung, für die ich euch gewinnen wollte, mit jedem Tage neue Anhänger gewinnen, daß sie sich mit einer für ihre Gegner beängstigenden Schnelligkeit ausbreiten wird, sagt sich jeder, der die Verhältnisse aufmerksam beobachtet und sich nicht absichtlich verblendet. Aber es wird mir eine besondere Freude sein, zu hören, daß auch dieser Kreis, daß auch dieses stille Thal seine Bataillone zu dem großen Arbeiterheere stellt, das gegen die Burgen der Vorrechte marschirt und sie stürmen und brechen wird, früher oder später, aber sicher und gewiß!

Ich bin, auch was euch betrifft, guten Muths. Ich weiß, in euch allen lebt ein guter und tüchtiger Geist, und dieser Geist, den sie freilich Rebellion nennen und der Feindschaft gegen Staat und Gesellschaft und der wildesten Gelüste zeihen, er wird morgen kräftig seine Schwingen entfalten und nie wieder gestatten, daß man sie binde — durch List oder Gewalt!" —

Als Wolfgang die Tribüne verließ, wußte er, daß er vollständig gesiegt hatte. Die heftigen, leidenschaftlichen Proteste, welche seine Worte anfänglich hervorriefen, waren nach und nach vor dem stürmischen Beifall verstummt, der aus dem Hintergrunde des Saals und von den Galerien ertönte und sich fast nach jedem Satze in fortwährender Steigerung wiederholte. Die Arbeiter drängten nach vorn und füllten jeden Zwischenraum zwischen den Tischen der Gegner, denen diese Invasion eine gewisse Reserve aufnöthigte. Wolfgangs Blick schweifte während der Rede öfters hinüber nach dem Komitétisch, — er konnte zufrieden sein. Man war dort im ersten Moment wie niedergedonnert und verharrte minutenlang in rath- und wortloser Bestürzung. Der Kommerzienrath sah gradezu stupid aus und ein Erdbeben hätte ihn nicht fassungsloser machen können; es vervollständigte seine Verzweiflung, daß der Landrath, der den Klemmer fallen ließ, ziemlich übellaunig sagte:

„Mir scheint, statt meiner erleben Sie ein blaues Wunder. Ich fürchte, Sie haben sehr un—glücklich operirt, denn dieses Resultat haben Sie doch sicherlich nicht herbeiführen wollen. Sie sind wohl etwas zu zuversichtlich gewesen und haben die Eigenart des jungen Mannes nicht mit in Rechnung gezogen. Hätte ich das voraussehen können, so würde ich Sie um Mittheilung Ihres Feldzugsplans gebeten haben, statt mich auf Ihre Gewandtheit zu verlassen."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Bergstrom in der Sierra Acaray. (Seite 467.)



Ein Walfischzug an den Küsten Neufundlands. (Seite 467.)

Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission.

Beitrag zur hundertjährigen Gedenkfeier am 30. Mai und 2. Juli 1878. Von **C. Fehleisen.**

(Schluß.)

Den klarsten Einblick in das Wollen und Schaffen Rousseau's erhalten wir durch Betrachtung einiger der wichtigsten seiner Werke; es sind dies die zwei Abhandlungen „Ueber die Künste und Wissenschaften" und „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen"; diese beiden Schriften sind die kritische Verneinung des Bestehenden, die offene Kriegserklärung gegen die herrschende Bildung und Gesellschaft. In zwei anderen Werken, dem „Emile" oder „Ueber die Erziehung" und dem „Contrât social" macht er einen Versuch zur wirksamen Besserung und Umgestaltung.

In der Abhandlung „Ueber die Künste und Wissenschaften" brandmarkt Rousseau die damalige Bildung, Wissenschaft und Literatur als nichtiges und verderbliches Flitterwerk und predigt dafür die Einfalt der Natur und die Größe schlicht bürgerlicher Tugend; er geht sogar soweit, im Vergleich zur Ueberfeinerung und Verweichlichung der Gebildeten den Urzustand der Wilden als beneidenswerth darzustellen. Mit sittlicher Entrüstung wendet er sich gegen die Unnatur der herrschenden Schöngeisterei und gegen die todte Gelehrsamkeit des akademischen Zunftwesens, er sieht die Gesellschaft beherrscht von Vorurtheilen, infolge dessen den Menschen seiner freien Selbstbestimmung beraubt und Schein und Trug an die Stelle der Tugend gesetzt. Er will die Wissenschaft aus ihrer eitlen inhaltslosen Geschwätzigkeit zurückführen in das frische thatkräftige Leben; er hat ein Gefühl davon, daß es schlecht um ein Gemeinwesen steht, in welchem Leben und Wissenschaft durch eine weite Kluft von einander getrennt sind, statt sich gegenseitig zu durchdringen und zu läutern. Das gedrückte Volk soll nicht umsonst seufzen nach einem Worte der Erlösung, während diejenigen, welche die Priester des Geistes sein wollen, nur für ihr eigenes Laster sorgen und theilnahmlos an dem Elend des Volkes vorübergehen. Er bekämpft daher nicht blos die bestehende Macht, sondern sehr häufig auch die kämpfende Opposition.

Die Abhandlung „Ueber die Ungleichheit" ist ein leidenschaftlicher Aufschrei der Armen und Gedrückten, eine feurige Kriegserklärung gegen die Grundlagen und Einrichtungen der herrschenden Staatsform, ein Protest des Volkes gegen alles, was die Regierung aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzt, gegen die Uebergriffe eines Regiments, das sich gewaltsam unumschränkte Selbstherrlichkeit angemaßt hatte. Hier spricht Rousseau die denkwürdigen Worte: „Der erste, welcher ein Stück Land umzäunte und sich anmaßte, zu sagen, dies Land gehört mir, und der Leute fand, einfältig genug, dies zu glauben, war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Verbrechen, welche Kriege, welch' Elend und Schrecken hätte derjenige der Menschheit erspart, welcher die Grenzpfähle ausgerissen und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Hütet euch, diesen Betrüger zu hören; ihr seid verloren, [illegible] ihr vergeßt, daß die Frucht allen und das Land keinem gehört!"

In dem „Emile" legte Rousseau seine Ansichten über die Grundlagen und Bedingungen einer menschlichen und freien Erziehung und Bildung nieder; es erregte eine ungeheure Aufregung und durchzuckte wie ein reinigender Blitz in schwüler Gewitterluft die gesammte Menschheit mit dem Bewußtsein, daß eine Wiedergeburt von innen heraus nothwendig sei und daß eine Rückkehr zur Einfalt der Natur und zu den natürlichen Grundbedingungen des Lebens vor allem Noth thue. In den Zänkereien der Theologen und Philosophen war immer nur vom Gegensatz des Denkens und Glaubens, der Vernunft und der Offenbarung die Rede gewesen, aber nie von der Macht und dem Recht des menschlichen Herzens, vom Bedürfniß des gemüthswarmen Empfindens. In Rousseau gewinnt diese Religiosität des Herzens ihren begeisterten Ausdruck und bahnt sich mit gleicher Kraft und Entschlossenheit ihren Weg gegen die kalte und nüchterne Freigeisterei der Philosophen wie gegen die wilde Verfolgungswuth der Offenbarungsgläubigen; deshalb verschrieen ihn die Atheisten als einen Gläubigen und die Gläubigen als einen Atheisten.

Seine Grundsätze bei der Erziehung sind ungefähr folgende: Das Kind ist zunächst zum Menschen zu bilden, zuerst sind die allgemein menschlichen Anlagen zu entwickeln, es soll nicht für einen bestimmten Stand erzogen werden; leider aber besteht unsre ganze Weisheit darin, uns sklavisch an Vorurtheile zu binden, in allen unsern Gewohnheiten offenbart sich nichts als Unterwürfigkeit, Bedrückung und Zwang. Der bürgerliche Mensch wird in der Sklaverei geboren und lebt und stirbt in ihr; bei der Geburt wird er in ein Wickelbett gezwängt, nach dem Tode in einen Sarg eingeschlossen, während des Lebens wird er durch unsre vernunftwidrigen Institutionen in Fesseln gehalten. Man soll in dem Kinde stets das Kind erblicken und es seiner Entwicklungsstufe gemäß behandeln; man treibe mit ihm nichts, was über seiner Fassungskraft liegt und wofür es demgemäß kein Interesse haben kann, insbesondere verbittere man dem Kinde die Kindheit nicht dadurch, daß man dieselbe einer ungewissen Zukunft opfert, belaste es nicht mit Fesseln, um ihm ein zweifelhaftes Glück zu bereiten, dessen es sich vielleicht nie erfreuen wird, sondern lasse es ganz sein, was es seiner Natur und seinem Alter nach sein kann.

Ganz besonders bekämpft Rousseau die Ertheilung des konfessionellen Religionsunterrichtes in der Schule; er sagt sehr richtig: Wenn die meisten Menschen selbst im reifern Alter sich nicht einmal eine klare Gottesvorstellung bilden können, wie wollen wir denn dies von Kindern verlangen? Der Glaube der Kinder wie auch der meisten Erwachsenen ist Sache der Geographie; dem einen, welches in Mekka geboren wurde, sagt man: Mohamed ist der Prophet Gottes, und es spricht diese Worte ebenso gedankenlos nach, wie das andere, welches in Rom geboren wurde, die Worte: Mohamed ist ein Betrüger. Jedes von ihnen würde behaupten, was das andre behauptet, wenn das eine an dem Orte des andern geboren worden wäre. Wie vermessen ist es nun, bei dieser anfänglichen Gleichheit der Seelenzustände das eine in das Paradies, das andre in die Hölle zu senden! Wenn ein Kind sagt, es glaube an Gott, so ist es nicht Gott, an den es glaubt, sondern sein Vater oder Lehrer, die ihm sagen, es gebe etwas, das man Gott nenne.

Da alle unsre Erkenntniß auf den Wahrnehmungen durch die Sinne beruht, so ist der Uebung der Sinne die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen, deshalb ist der Körper von Anfang an zu üben und zu kräftigen; auch sollen die Kinder nicht gar zu ängstlich vor Schmerz und Leid behütet werden, sie sollen solche ertragen und sich beugen lernen unter das harte Joch der Nothwendigkeit, der Erzieher suche das Kind in Lagen zu bringen, in welchen es selbst einen Entschluß fassen lernt, damit es die entsprechende Erfahrung gewinne.

Es soll dem Zögling zum Bewußtsein gebracht werden, daß er, um in der Gesellschaft zu leben, aktiv theilnehmen muß an dem gegenseitigen Austausch der Leistungen, auf dem die Existenz der Menschheit beruht, und daß es Pflicht eines jeden ist, — sei er hoch oder niedrig geboren — die Dienste, die er fortwährend beansprucht, durch entsprechende Gegenleistungen zu verdienen; weshalb jeder ein Handwerk erlernen sollte.

Trotzdem schon Goethe dieses Buch das Naturevangelium der Erziehung nennt, sind wir doch noch weit entfernt davon, sagen zu können, daß die Grundsätze desselben in Fleisch und Blut der Pädagogen übergegangen seien; im Gegentheile zeigen die neuesten Verhandlungen und Anträge des deutschen Lehrervereins, daß unsre frommen Prügelpädagogen weiter als je von dem Ideal einer vernünftigen Erziehungsweise entfernt sind.

Der Contrât social ist das Gesetzbuch der Revolution; die Verfassung von 93 beruht ganz darauf. Man hat versucht, Rousseau's demokratischen Grundcharakter in Abrede zu stellen, weil er die reine Demokratie unter Menschen für unausführbar hielt — dazu müßten sie lauter Götter sein —, allein das eine und alles seiner Lehre ist die Lehre von der unumschränkten, untheilbaren und unübertragbaren Volkssouveränetät.

Die Vereinigung der Menschen zu einem Staatswesen bietet ihnen nur in dem Falle Vortheil, wenn das Ziel und der Zweck der Gesetzgebung Freiheit und Gleichheit sind, wenn alle Staatsangehörigen etwas haben und keiner zu viel hat. Ein Staat,

dessen Gesetze nur den Besitzenden nützlich, den Besitzlosen aber schädlich sind, in welchem das Geld allein Werth hat, Ehrenstellen und Anhang verleiht, der Arme aber überall nachstehen muß, ein solcher Staat befindet sich in einem Auflösungsprozeß, der früher oder später zur Katastrophe führt.

„Die Völker der Neuzeit halten keine Sklaven mehr, dafür sind sie es aber selbst; mögen andre unsre Zustände preisen, mir erscheinen sie eher ein Produkt der Feigheit als der Humanität.“ Wenn Rousseau keinen Grund hat, die Zustände seiner Zeit zu preisen, so haben wir heute wahrhaftig ebensowenig Grund dazu, auch wir schleppen vielfach noch Sklavenketten, so verwerflich, wie diejenigen des Alterthums.

Es muß und wird aber dereinst gelingen, jenes Problem zu lösen, an dem sich so viele, und auch Rousseau, vergeblich abgemüht haben, eine Form des Staates zu finden, worin es weder Reich noch Arm, weder Hoch noch Niedrig, weder Herren noch Knechte gibt, sondern wo alle gleich an Rechten und Pflichten sind und in welchem das zur Wirklichkeit wird, was schon Aristoteles als Zweck des Staates aufstellt, daß das vereinigende Band eines glücklichen und menschenwürdigen Daseins alle Menschen zu dem Zwecke eines vollkommenen, selbstgenügenden Lebens umschlingt, zu einem Leben in Glückseligkeit und Schönheit.

Rousseau's letzte Lebensjahre waren eine fortgesetzte Leidensgeschichte; ein sonderbares Mißtrauen gegen alle, die ihm näher standen, bemächtigte sich seiner, die fortgesetzten Quälereien und Verfolgungen seiner zahllosen Feinde umdüsterten seinen Geist; da er glaubte, auch seine seitherigen Freunde und Bekannte seien mit seinen Feinden im Bunde, so verfaßte er eine Art von Rundschreiben, worin er bittet, man möge ihn doch über die Motive und Urheber des Bannes, unter welchem er stehe, aufklären. Mit der Aufschrift: „An jeden Franzosen, der noch Recht und Wahrheit liebt,“ suchte er es auf öffentlichen Straßen und Plätzen an solche Personen zu vertheilen, deren Gesichter ihm Ehrlichkeit und Gerechtigkeit auszudrücken schienen, aber alle wiesen es zurück mit der Bemerkung, daß das nicht ihre Adresse sei.

Seine Gemüthsstimmung wurde immer düsterer, es wurden ihm von verschiedenen Seiten Anerbietungen gemacht, und er entschloß sich endlich am 20. Mai 1778 in ein zum Schlosse eines Herrn von Girardin gehöriges Haus überzusiedeln. Kaum aber hatte er sechs Wochen hier zugebracht, als er am 2. Juli plötzlich und unerwartet starb.

Es scheint, daß die lange verbreitete Meinung, er habe sich selbst das Leben genommen, unbegründet ist und daß ein Schlagfluß die Ursache seines Todes war. —

Die kulturhistorische Mission dieser beiden Männer besteht unstreitig in dem, was sie direkt oder indirekt für die erhabenste That der neuern Geschichte, für die französische Revolution, waren.

Groß und erhaben ist diese weltbefreiende That in ihrer hochherzigen Grundrichtung; in allen Reden und Schriften jener Zeit erschallten die schönen Losungsworte von der Machtvollkommenheit und Selbstherrlichkeit des Volkes, von Freiheit und Gleichheit, von Gewissensfreiheit und der Macht der Tugend. Alle denkenden Menschen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhebende Rührung herrschte zu jener Zeit, ein Enthusiasmus des Geistes durchzitterte die Menschheit, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit dem Irdischen gekommen. Man erkannte schon damals die beispiellose Tragweite dieser Revolution; während alle früheren Revolutionen in Deutschland, Holland und England nur ganz nationale, örtliche, besondere Zwecke verfolgt hatten, erstreckte sich die französische Revolution, wie die in Amerika, in ihren Zwecken und Grundsätzen auf die ganze Menschheit. Aber die Schwäche der französischen Revolution, die Ursache ihrer Ueberstürzung und ihrer Niederlage ist der Mangel an Einsicht in die geschichtliche Grundbedingung allmählicher Uebergänge und Gewöhnungen. Die begeisterten Freiheitshelden glaubten auch ihrerseits erreichen zu können, was in Amerika leicht und schmerzlos erreicht worden war; konnten dort die großen Anschauungen der englischen Freidenker verwirklicht werden, so glaubte man, die gleiche Gunst werde auch den Lehren der französischen Denker beschieden sein. Man vergaß, daß Amerika nicht wie Frankreich und Europa mit unzerreißbaren Banden an eine 200jährige Vergangenheit geknüpft war. Der Fanatismus des allgemeinen, alle Wirklichkeit und geschichtliche Bedingung vernachlässigenden Gedankens, wie er sich in der Literatur ausgesprochen hatte, erzeugte den Fanatismus der Schreckensherrschaft, woran die Revolution scheiterte; aber sie hat der Zukunft Aufgaben gestellt, an deren Lösung die Geschichte unablässig fortarbeitet.

Es wäre natürlich verkehrt, von Voltaire oder Rousseau geradezu die Revolution mit allen ihren Folgen abzuleiten; die ersten Aeußerungen der Revolution waren allerdings die Verwirklichung von Rousseau's und Voltaire's Gedanken über Menschenrecht und Menschenwürde, und zwar strebten die Männer von 1789 und 1792, die Voltaire'schen Gedanken zu verwirklichen, während diejenigen von 1793 aus Rousseau's Schule kamen, aber die Hauptursache der französischen, wie jeder gewaltsamen Revolution überhaupt ist allein der zähe Widerstand der herrschenden Klassen. Weder der eine noch der andere hätte den Verlauf der Revolution gebilligt; Voltaire liebte den Verkehr mit hohen Herrschaften und Rousseau haßte jede Gewaltthat, er hätte niemals die Kraft besessen, handelnd an politischen Weltereignissen theilzunehmen. Die Aufgabe beider war mehr, auf geistigem Gebiete die Herrschaft verjährter Vorurtheile anzugreifen, sie förderten den Gedankenumsturz, der dem Umsturz der bestehenden Ordnung voranging.

Aengstliche Gemüther hört man vielfach die Befürchtung aussprechen, wir stünden gegenwärtig wieder vor einem ähnlichen Umsturz des Bestehenden, manche gehen sogar soweit, den Zustand der Gegenwart mit dem der alten Welt vor ihrer Auflösung zu vergleichen, und man wird allerdings nicht leugnen können, daß sich manche Vergleichungspunkte darbieten; diese vollständig aufzufinden und zu beurtheilen, wird aber nur einer spätern Zeit möglich sein. Dagegen sei hier zum Schlusse der ganz ungerechtfertigten Selbsttäuschung unsrer Zeit gedacht. Man hat sich so sehr daran gewöhnt, unser Zeitalter das Jahrhundert der Aufklärung und des Fortschritts zu nennen, zu prahlen damit, daß wir in zehn Jahren weiter fortschritten, als früher die Menschheit in 100 oder 200 Jahren, so daß man jeden, der nur im mindesten dieser Meinung widerspricht, für einen Dummkopf oder für verrückt hält, und doch haben wir alle Ursache zur Bescheidenheit, weniger als je sind wir berechtigt, so vornehm und geringschätzend auf frühere Zeiten zurückzublicken. Alle Achtung vor den Fortschritten auf dem Gebiete der Technik und Industrie und — der Kriegführung, d. h. des Massenmords, aber auf geistigem Gebiete hat das 19. Jahrhundert nur sehr spärliche und dürftige Fortschritte zu verzeichnen.

Das frevelhafte Wort: „Die Wissenschaft muß umkehren,“ das der preußische Kirchenrechtslehrer vor 20 Jahren aussprach, hat sich bewahrheitet und zwar auf keinem andern Gebiete in so erschreckendem Umfang, als dem der Pädagogik. Die fromme strenggläubige Reaktion, von der dies Wort ausging, hat es meisterhaft verstanden, sich in die Schule einzudrängen und dieselbe vollständig zu beherrschen, sie hatte wohl begriffen, daß der nächste Weg, sich der Zukunft zu versichern, durch die Schule führe. Dem unsichtbaren und unheimlichen Einfluß dieser finstern Richtung haben wir es zu danken, wenn Ed. Sack in seiner neuesten gegen die Prügelpädagogen gerichteten Schrift sagen konnte: „Die pädogische Wissenschaft ist umgekehrt, sie ist auf dem Wege rückwärts bereits in der Nähe des düstern grausamen Mittelalters angelangt.“

Wer unbefangen und unparteiisch die Fortschritte des vielgerühmten 19. Jahrhunderts auf geistigem Gebiete prüft, der wird schmerzlich enttäuscht finden, daß dieselben äußerst gering sind im Vergleich mit denen, welche das 18. Jahrhundert aufzuweisen hat. Der Geist des 19. Jahrhunderts steht beinahe ausschlieslich im Dienste der Technik und Industrie, sowie einer Staatsgewalt, welche nur zu gut versteht, die Wissenschaft durch allerlei Nebensachen, wie Adelsdiplome, Titel, Orden und dergleichen freien Männern gleichgiltige Dinge zu ködern und in ihren Dienst zu bringen. Der Name der Philosophie, welchen das 17. und 18. Jahrhundert zu einem so geachteten machten, ist zum Ekel geworden, seitdem die Nachkommen des großen der Revolution vorangehenden Zeitalters immer reaktionärer versumpften und unter dem Namen „Philosophie“ einen metaphysischen Urbrei zusammenrührten, den der Haupturheber dieser traurigen Geistesverirrung, **Hegel** selbst, am treffendsten kennzeichnete mit den Worten: „Von meinen Schülern hat mich nur einer verstanden und dieser eine hat mich mißverstanden!“

Die moderne Naturwissenschaft verspricht zwar die herrlichen Blüthen, welche der französische Materialismus des vorigen Jahrhunderts getrieben hat, zu einer wohlschmeckenden und nahrhaften Frucht auszureifen, aber gerade die Jugend, welche am empfänglichsten dafür wäre, wird ängstlich davor behütet, und für den, der die mächtigen Anstöße kennt, welche die Menschheit auf ihrem Wege zu einer höheren Kulturstufe durch Voltaire und Rousseau

erhalten hat, ist es äußerst betrübend, zu sehen, wie die großartigen Anläufe des 18. Jahrhunderts im dürren reaktionären Sande des 19. spurlos zu verlaufen drohen.

Wenn auch unser spekulatives Denken weit über Voltaire und Rousseau hinausgeschritten ist, so befinden wir uns doch mit der praktischen Anwendung unsrer Denkergebnisse auf das soziale und politische Leben noch weit hinter dem zurück, was diese erstrebten; abgesehen von den technischen Vervollkommnungen ist unser Jahrhundert an seiner Oberfläche ein rückschreitendes, nur in seiner untersten Tiefe schreitet es geistig fort. Voltairianische Geistesblitze beginnen allmählich die tiefe Nacht der Unwissenheit zu erhellen, welche bisher auf den untersten, in harter Arbeit dahinlebenden Volksschichten lagerte, und bei ihrem Leuchten wird es diesen Massen möglich, die tiefe sie umgebende Dunkelheit zu erkennen und mit aller Kraft und Anstrengung, deren sie fähig sind, zu versuchen, an's Licht emporzudringen.

Es ist ein unglücklicher Irrthum des ideenlosen Indifferentismus, in den die herrschenden Klassen von Tag zu Tag tiefer versinken, zu glauben, die soziale Frage sei eine bloße Magenfrage; die Frage ist längst aus dem engen Rahmen ihrer ursprünglichen Entstehung herausgetreten zu einer Frage von höchster geschichtlicher Bedeutung; in ihr bereitet sich der Zusammensturz einer altersmorschen Weltanschauung und einer überwundenen Lebensauffassung vor, gegen welche schon Voltaire so energisch Sturm gelaufen ist; in ihr gelangt derselbe Kampf des Bestehenden mit dem Werdenden, dasselbe Ringen der christlich-feudalen Welt mit der auf neuen Gedanken und neuen Zielen ruhenden Zukunft zum Ausdruck, das wir in Rousseau recht eigentlich verkörpert sehen.

So thöricht es wäre, von vornherein an einer friedlichen Lösung zu verzweifeln, so vermessen wäre es, den Ernst der Lage zu verkennen. Um aber die friedliche Lösung vorzubereiten und zu ermöglichen, müssen vor allem die bildenden und befreienden Gedanken eines Voltaire und Rousseau immer mehr in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergehen, müssen Bildung und Aufklärung immer tiefer in alle Schichten der Bevölkerung dringen.

In Voltaire und Rousseau, diesen Bahnbrechern einer neuen Zeit, hat die Menschheit zwei ihrer wahren Heiligen zu verehren; solche Männer verdienen es, daß das Volk ihnen ein bleibendes Denkmal errichtet in seinem Herzen — ein Denkmal, mehr werth und von längerer Dauer, als alle Monumente von Stein und Erz, durch welche seither Unterthanen ihre Herrscher, Sklaven ihre Tyrannen verherrlicht haben!

Wie soll man mit Verbrechern umgehen?

(Schluß.)

Wenden wir uns nun einer nähern Betrachtung der einzelnen Haftsysteme zu. Man hat die gemeinsame Haft „die Hochschule des Lasters und des Verbrechens, die Brutstätte der Sünde und der Sittenlosigkeit“ genannt und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Das Zusammenleben führt unter den Sträflingen zu einem Gedankenaustausche, der gewiß nicht heilsam sein kann. Verbrecher pflegen sich hauptsächlich über ihre Verbrechen zu unterhalten, und dadurch werden diejenigen, in welchen noch ein Funke von Ehrgefühl vorhanden ist, vollständig verdorben und dem Laster zugeführt, sei es, daß sie nicht die moralische Kraft haben, den Verlockungen der andern zu widerstehen, sei es, daß sie ihren Spott nicht ertragen können. In solcher Gesellschaft werden neue Verbrechen geplant, mit begangenen geprahlt, und der jüngere Verbrecher bewundert die Geschicklichkeit und Kühnheit des älteren, in dem er seinen Helden und Meister sieht, — wie leicht kann sich ja ein jugendliches Gemüth für die kühnen Thaten eines Verbrechers, wenn sie irgend einen Schimmer von Romantik zeigen, begeistern! Die Bemühungen der Gefängnißverwaltung werden nur verspottet, und die Sträflinge suchen, wo sie es nur können, den Beamten einen Streich zu spielen. Ich spreche hier nur von Gefangenen mit wirklich verbrecherischer Gesinnung; aber wie viele müssen das Zuchthaus betreten, deren Gesinnung nicht im entferntesten ehrlos ist. Schickt man doch sogar noch politische Verbrecher in's Zuchthaus. Sie werden der moralischen Ansteckung in einer gemeinsamen Haft sicherlich entgehen, aber man denke, mit welchem Entsetzen eine aus gemeinen Verbrechern gebildete Gesellschaft einen solchen Mann erfüllen muß. Einen wirklichen Verbrecher wird die Zuchthausstrafe, die er in gemeinsamer Haft verbüßt, wahrscheinlich sehr wenig treffen, den Bessern wird sie zum Selbstmorde treiben. Es liegt also in einer solchen Strafe eine Ungleichheit, welche der Gesetzgeber wohl schwerlich gewünscht haben kann, und wir können darum nur wünschen, daß man mit der Aufhebung des Systems der gemeinsamen Haft in den deutschen Staaten so rasch als möglich fortfahre.

Daß das Schweigsystem schwerlich durchzuführen ist, haben wir gesehen; aber nehmen wir selbst den Fall an, es gelänge, das Gebot des Stillschweigens wirklich durchzusetzen, läßt sich eine solche Strafe rechtfertigen? Es ist etwas Unnatürliches, Unmenschliches, einem Menschen jahrelang den allernatürlichsten Trieb der Mittheilung zu verbieten, noch unnatürlicher, wenn dieser Mensch seiner Natur nach zu einer Wildheit veranlagt ist, die ihn sogar das Gesetz übertreten ließ. Darf es uns wundern, wenn in den Sträflingen gar oft ein Gefühl der Erbitterung, der Verstocktheit entsteht, das sie für jede gute Einwirkung unempfindlich macht und jede Besserung ausschließt? Ihr Verhalten kann nie ein befriedigendes sein. Disziplinarstrafen häufen sich deshalb in einer solchen Anstalt in Schrecken erregender Weise. In einem französischen Centralhaus kamen im Jahre 1842 wegen Uebertretung des Schweiggebots bei etwa 1200 Gefangenen mehr als 10,000 Strafen, in einem englischen Gefängnisse von 900 bis 1000 Gefangenen in demselben Jahre 9652 Strafen in Anwendung. Eine solche Zucht muß auf die Gesundheit sehr schädlich wirken; nimmt man noch hinzu, daß der gänzliche Mangel eines Gebrauchs der Sprachwerkzeuge eine regelmäßige, gesunde Lungenthätigkeit verhindert, so wird man begreifen, daß in einer solchen Anstalt Krankheiten und Irrwahn nichts seltenes sind, man wird begreifen, daß in ganz Europa ein System, das, ohne zu bessern, zur unmenschlichen Grausamkeit führt und, wie die preußische Denkschrift vom Jahre 1860 sagt, „die menschliche Gesellschaft in den Zuchthäusern zu einer Gesellschaft von Taubstummen, von Automaten, zu einem Nebeneinander polizeilich sprachlos gewordener Menschengestalten macht,“ immer mehr zur Abschaffung gelangt.

Fast ebenso unzweckmäßig ist neben seiner äußern Undurchführbarkeit das andere, auf dem Prinzip der gemeinsamen Haft beruhende Gefängnißsystem, das Klassifikationssystem. Denn gesetzt, man erreichte es wirklich, Verbrecher von ganz gleicher Straffälligkeit in Klassen zusammenzubringen, der Vortheil, welchen man gewonnen hätte, wäre nicht groß. Wahr ist es, es wäre ein Fortschritt von der gemeinsamen Haft, man hätte den jungen Verbrecher der so schädlichen Einwirkung des alten Meisters entzogen. Aber kann nicht auch ein Sträfling von einem Verbrecher, mit dem er auf gleicher Stufe der Verworfenheit steht, etwas für sein gemeinschädliches Handwerk lernen? Die Individualität eines jeden Menschen, die Mittel, welche er für seine Zwecke anwendet, sind ja immer verschieden.

Die Möglichkeit der Besserung gewährt nur das System der Einzelhaft, wie es auch am meisten den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht. Den innerlich Verderbten peinigt die Absonderung von andern Verbrechern — nichts schreckt so sehr, als die einsame Zelle, die selbst die wildesten Verbrecher zähmt. Der Bessere dagegen, derjenige, der seine That bereut, sieht in der Einsamkeit nur eine Wohlthat und dankt dafür, daß er der Gesellschaft roher Verbrecher entzogen ist. Weit gerechter also, als die gemeinsame Haft, ist die Einzelhaft; daß sie den Sträfling auch weit mehr bessere als jene, wer wollte dies bezweifeln? In der einsamen Zelle wird der Verbrecher zum Insichgehen geführt, er wird gezwungen über seinen bisherigen Lebenswandel nachzudenken und erkennt dabei die Verworfenheit desselben. Dem einzelnen Gefangenen kann sich auch die Sorgfalt des Gefängnißbeamten weit mehr zuwenden, als dem Gefangenen in der gemeinsamen Haft, und in der einsamen Zelle wird erst eine eigentliche Berücksichtigung der Individualität des Sträflings möglich sein. Und in der That weist gerade das Einzelhaftsystem die wenigsten

Rückfälle auf. Man vergleiche hierzu nur die Berichte über die Korrektionsanstalt zu Wakefield in England. In dieser Anstalt bestand vom Jahre 1823 bis 1833 die klassifizirte Gemeinschaft, nachher wandte man bis zum Jahre 1847 das Schweigsystem an, bis man zuletzt die Einzelhaft zu Grunde legte. Während der ersten Periode zählte man unter 6363 Gefangenen 2325 Rückfällige, also 36,5 pCt., während der zweiten unter 28627 Sträflingen 8207 Rückfällige, also 28,6 pCt., während sich bei dem Einzelsystem nach 5 Jahren unter 11596 Gefangenen 3087 Rückfällige, also 26,6 pCt. gezeigt hatten. Doch man sagt, daß die fortgesetzte Einsamkeit die Gesundheit des Sträflings untergrabe, auf seinen Geist nachtheilig wirke und zu Geisteskrankheiten und Selbstmorden führe! Dieser Einwand kann nicht gemacht werden, wenn die Zelle den Verbrecher nicht vereinsamt, sondern nur von andern Verbrechern trennt, dagegen dem Umgang mit guten, sittlich tadellosen und dadurch in ihrem Umgange versittlichend wirkenden Menschen wohl zuläßt und sogar verlangt. Und selbst wenn die Einzelhaft den Geist schädlich beeinflußte, „in Anbetracht des hohen sittlichen Werthes der durch die Einzelhaft begünstigten Gemüthserschütterung für die Besserung des Verbrechers erscheinen die vorübergehenden Nachtheile und Gefahren für die psychische Gesundheit von untergeordneter Bedeutung“ — so äußerte sich ein Anstaltsarzt zu Bruchsal in Baden.

Doch so vortrefflich im allgemeinen die Einzelhaft ist, so unwirksam, ja sogar gefährlich ist sie, wenn man die Grenzen ihrer nöthigen Dauer überschreitet. Eine Isolirhaft, die ein Jahrzehnt dauert, ist vollständig unnütz. Denn der Verbrecher, welcher sich in einer dreijährigen Einsamkeit nicht gebessert hat, wird sich überhaupt nie zum Guten bekehren. Gegen keine Strafe stumpft sich das Gefühl so sehr ab, als gegen die Einzelhaft; hier verfällt der Verbrecher nur zu leicht dem Indifferentismus und, ist er erst soweit gekommen, so ist es fast unmöglich, ihm die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines bessern Lebenswandels beizubringen. Daß ferner eine allzu lange Isolirung die Gesundheit wirklich untergräbt, kann man nicht leugnen. Wir werden uns deshalb dahin zu entscheiden haben, daß die Einzelhaft bei kürzeren Strafen vollständig, bei längern dagegen nur solange anzuwenden sei, bis die Besserung des Sträflings soweit gelangt ist, daß man ihn nun den Gefahren der gemeinsamen Haft anvertrauen kann. Wie lange dies nöthig sei, das wird die Verwaltung erst in dem einzelnen Falle entscheiden können; nur eine bestimmte Grenze wird sie dabei nicht überschreiten dürfen. Diese Grenze ist in den verschiedenen Ländern verschieden bestimmt worden. Das deutsche Strafgesetzbuch setzt fest, daß die Einzelhaft ohne Zustimmung des Gefangenen die Dauer von 3 Jahren nicht übersteigen dürfe; es hat damit vielleicht das Richtige getroffen. In drei Jahren kann die Gefängnißverwaltung einen Sträfling, vorausgesetzt, daß überhaupt noch der Keim der Moral in ihm geweckt werden kann, soweit gebessert haben, daß sie nun über ihn die gemeinsame Haft verhängen kann, umsomehr, da unter den Qualen der Einsamkeit der Wunsch nach den Erleichterungen der gemeinsamen Haft in dem Sträfling selbst bald das Bestreben hervorrufen muß, sich durch gutes Betragen auszuzeichnen. Nicht weniger zweckmäßig ist das gleichfalls in das deutsche Strafgesetzbuch aufgenommene Institut der bedingten Freilassung nach Verbüßung einer minimal bestimmten Strafzeit. Die Aussicht auf die provisorische Freilassung ist ein mächtiger Sporn für die Besserung und bewirkt, daß der Sträfling sein ganzes Bestreben darauf richtet, die Zufriedenheit der Gefängnißverwaltung zu gewinnen. Auch erleichtert ihm diese Aussicht die Qualen der Strafe in hohem Maße und gewährt ihm namentlich in der Einzelhaft einen großen Trost. Wie er ferner im Gefängnisse verbrecherischen Verlockungen zu widerstehen wußte, so wird er sich auch in der Freiheit bösen Versuchungen gegenüber unempfindlich zeigen, umsomehr da er ja weiß, daß seine Beurlaubung bei dem geringsten Verdacht widerrufen werden kann. Ein nicht zu unterschätzender Vortheil endlich dieser Einrichtung ist der Umstand, daß durch sie jener so großen Anhäufung von Sträflingen in den Zuchthäusern abgeholfen wird, welche diese Anstalten zu wahren Verbrecherkolonien macht. Die Gefangenen, welche ungeheuer viel arbeiten müssen, entziehen dem Volke einen großen Theil der Arbeit und noch dazu lohnendster Arbeit, so daß aus diesem Quell nicht wenig Noth und Elend entspringt — zudem verbietet die Zuchthausluft allzu schwierige Arbeit und so bleibt diese gerade dem Volke. Diesem allen kann eine Verkürzung der Strafzeit wohl theilweise abhelfen. Die Zeit der bedingten Freilassung ist nun in den verschiedenen Ländern verschieden bestimmt. Das deutsche Strafgesetzbuch sagt: „Die zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe Verurtheilten können, wenn sie drei Viertheile, mindestens aber ein Jahr der ihnen auferlegten Strafe verbüßt, sich auch während dieser Zeit gut geführt haben, mit ihrer Zustimmung vorläufig entlassen werden.“

Durch die eben erwähnten beiden Institute, das der bedingten Freilassung und das der Verbindung der Einzelhaft mit der gemeinsamen Haft tritt das Trennungssystem mit dem irischen System in Berührung; was dieses letztere auszeichnet, ist hauptsächlich die Einrichtung der sogenannten Zwischenanstalten. Diese allein bedürfen daher noch einer weitern Besprechung. Das irische System hat in Irland glänzende Erfolge erzielt. Ich glaube, man irrt sich nicht, wenn man annimmt, daß ein großer Theil dieser Erfolge den Zwischenanstalten zu verdanken sei. Worin aber besteht das Segensreiche dieses Instituts? Ein nicht unbedeutender Theil von Rückfällen entstammt jener unheilvollen Kluft, welche eine abgebüßte Gefängniß-, namentlich aber Zuchthausstrafe zwischen dem Entlassenen und der menschlichen Gesellschaft zurückläßt. Mag sich der einstige Verbrecher auch noch so sehr bestreben, seinen guten Namen wiederzugewinnen — sobald man erfährt, daß er im Gefängniß oder Zuchthaus gewesen sei, stößt man ihn von sich und meidet vorsichtig seine Berührung. Und doch ist dies eine schreiende Ungerechtigkeit. In einer Zeit, die uns einen fortwährenden Kampf um das Dasein zeigt, kann es manchmal gar leicht geschehen, daß ein Mensch, welchen das Geschick vernachlässigt, welchem das Leben nichts als Leiden bringt, in seiner Verbitterung die Grenzen, die ihm das Gesetz zieht, überschreitet. Er büßt dafür mit Recht die Strafe; aber darf man ihm sein Vergehen so sehr anrechnen, daß man ihm auch dann noch, wenn er seine Strafe abgebüßt hat und den redlichen Willen zeigt, sein Vergehen wieder gut zu machen, in Noth und Elend und damit auf die frühere Verbrecherbahn zurückstößt? Schon vielfach hat man versucht, dem unseligen Vorurtheil zu begegnen, man hat es bisjetzt noch immer nicht erreicht, und wenn auch Vereine sich der Unterstützung entlassener Gefangener befleißigen, ihr Wirkungskreis ist zu sehr beschränkt, um auch nur den größern Theil der Noth zu lindern. Hier können nun die Zwischenanstalten eine unübersehbare Hülfe gewähren. Sie vermitteln die Annäherung des einst zu Entlassenden an die menschliche Gesellschaft und reißen die Schranken nieder, die so viele zwischen sich und dem einstigen Verbrecher entstehen lassen. Der Gefangene, welcher dem Publikum Proben seiner wirklichen Besserung gibt, welcher von der Verwaltung fast ohne jede Aufsicht zu allen Besorgungen benutzt wird, gewöhnt die Außenwelt nicht weniger an sich, als er sich selbst wieder an sie gewöhnt, so daß man seinen Uebertritt in die Freiheit kaum bemerkt. In Irland verlangt man, um den Beurlaubten nicht dem bloßen Zufalle preiszugeben, noch den Nachweis, daß der zu Entlassende in ein ordentliches Dienstverhältniß eintrete. Da der künftige Meister sowohl mit der Vergangenheit, als auch mit den jetzigen Verhältnissen des Entlassenen bekannt gemacht wird, werden auch die unseligen Folgen der Polizeiaufsicht vermieden, welche den Beaufsichtigten von einem Meister zum andern und zuletzt in Elend und neue Verbrechen treiben, weil keiner der Meister die Mahnungen und Belästigungen der Polizeibehörde aushalten kann und will. Hier übernimmt der Meister mit der Inarbeitnahme des Entlassenen zugleich die Verpflichtung, sich willig den Nachfragen der Polizei zu unterziehen. Es scheint jedoch, als ob in dieser Vorsicht bei der Beurlaubung eine Unbilligkeit läge, weil man den Zeitpunkt der Freilassung von dem Wohlwollen dritter Personen abhängig macht. Doch wer die Verhältnisse in Irland kennt, der weiß, daß daselbst gerade zur Beschäftigung entlassener Sträflinge die zahlreichsten Anerbietungen von seiten der Arbeitgeber ergehen und es also nicht Schuld der Gefängnißverwaltung ist, wenn der Sträfling wegen mangelnder Beschäftigung nicht entlassen werden kann.

Vielleicht gelingt es auch bei uns einstmals, das Vorurtheil gegen entlassene Zuchthäusler so zu besiegen, daß man ihre Beschäftigung nicht zurückweist, vielleicht bringt auch uns die Zukunft den Segen jener von solch' hoher Menschenfreundlichkeit zeugenden Anstalten, der Zwischenanstalten — es wäre damit dem Elende vieler Tausende abgeholfen! H. K.

Wie ein Communard den Versaillern entkam.

Von **Lissagaray**.

(Schluß.)

Wieviel Thüren blieben verschlossen, wieviel alte Freunde waren taub, wieviel herzliche Beziehungen wurden verleugnet. Am selben Tage bat mein Freund Longuet, Mitglied des Communeraths, Herrn Laurent-Pichat, den starren Republikaner, den „Reinen" des Kaiserreichs (er ist heute Senator und steht in der Vorhut derer, die eine Amnestie befürworten) um Obdach. Laurent-Pichat kannte Longuet seit langer Zeit und war sein Mitarbeiter an den kleinen tapfern Blättern des Quartier-Latin gewesen, die zuerst das Feuer gegen das Empire eröffneten. Als zweifacher Millionär und Besitzer eines prachtvollen Hauses im Faubourg St. Germain war er aus zwei millionen Gründen vor jeder Nachforschung geschützt. Er empfing seinen alten Mitarbeiter, wie ein Millionär einen Communard nur immer empfangen kann und geleitete ihn mit der tröstlichen Zusicherung wieder hinaus, daß die Versailler in zwei bis drei Tagen das Erschießen einstellen würden. Wie Longuet über diese zwei bis drei Tage herauskommen wollte, das blieb eben ihm überlassen.

Am nächsten Morgen (Montag) begaben wir uns frühzeitig auf die Suche nach einem wirklichen Zufluchtsort und brachten den ganzen Tag damit zu, bei unseren Freunden und Bekannten die Runde zu machen. Der eine war abwesend, der andere weigerte sich, weil seine Frau vor Angst umgekommen wäre; dieser bot uns mit süßsaurer Miene für einige Stunden seine Gastfreundschaft an, jener hatte reaktionäre Nachbarn. Wir machten diese entmuthigende Rundreise zu Wagen und wechselten vorsorglich häufig die Droschke, denn von den Kutschern hieß es, daß sie mit der Polizei auf denkbar bestem Fuße standen. Gegen 7 Uhr abends willigte eine uns befreundete Dame, deren Mann verreist war, ein, uns zu verbergen, obgleich ihr Hausmann bereits zwei Nachbarn zur tödtlichen Kugel verholfen hatte. Sie wohnte Rue Drouot. In den reichen Stadttheilen waren die Hausmeister Hauptlieferanten für die Mitrailladen. So hatten wir endlich eine wirkliche Zuflucht. Wir blieben hier vierzehn Tage und beschäftigten uns damit, die Zeitungen zu lesen und unabweisliche und unangreifbare geschichtliche Dokumente zu sammeln. Jeder Augenblick brachte uns die Kunde von dem Tode eines Freundes, eines Bekannten, eines Mitlegionärs. Alle Blätter ohne Unterschied der Farbe und Nuance, republikanische, legitimistische, orleanistische, bonapartistische, verherrlichten die Armee, beschimpften die Besiegten, applaudirten den Metzeleien. Die enragirtesten gaben die wahrscheinliche Adresse von Communards an, die man vom Leben zum Tode bringen müsse und fuhren, um die Wuth der Bourgeoisie immer auf's neue zu schüren, mit ihren unsinnigen Erfindungen fort. Wir wohnten im Geiste den Abschlachtungen bei, die in so unmittelbarer Nähe vor sich gingen; wir sahen lange Züge von Gefangenen sich durch den Staub schleppen, umringt von wilden, finstern Reitern, welche jeden Nachzügler unbarmherzig niedersäbelten und den Unglücklichen den Garaus machten, die nicht mehr folgen konnten; wir hörten das Geheul, welches man in Versailles bei Ankunft der Gefangenen ausstieß; das Geschrei in der Orangerie und in den Gefängnissen, in denen man vierzigtausend menschliche Wesen in wirrem Durcheinander zusammenpferchte, und die Füsilladen von Satory zerrissen uns die Ohren. So kam es, daß wir, obgleich vor jeder Gefahr geschützt, bleich und hager und hohläugig aussahen, wie Gefolterte.

Aller Augenblicke nahm man Personen fest, die das Verbrechen begangen hatten, Geächteten ein Asyl zu gewähren. Wir mochten die Verantwortlichkeit unserer Wirthin nicht verlängern. Ich hatte an Freunde in der Provinz geschrieben; in Erwartung ihrer Antwort vertrauten wir uns einem pariser Freunde an. Er kam und kurz darauf ließ er uns wissen, daß er einen Unterschlupf gefunden habe, aber nur für mich allein. Da Humbert weniger Verwandte und Freunde hatte, als ich, so bestimmte ich meinen Freund, daß er ihm dieses Asyl verschaffte, und sie gaben sich für 9 Uhr abends ein Rendezvous hinter der Kirche Notre Dame de Lorette. Zur verabredeten Stunde verließ uns mein Kamerad. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Fand er meinen Freund nicht am verabredeten Orte? Hatte der, welcher ihm ein Obdach gewähren sollte, seinen Entschluß bereut? Ich weiß es nicht. Aber zwei Tage darauf las ich in den Zeitungen, daß Humbert im Quartier Latin, wohin er sich unklugerweise begeben hatte und wo sein Gesicht nur zu bekannt war, verhaftet worden sei. Er befindet sich zur Stunde in Neukaledonien, im Bagno! Im Bagno wegen drei oder vier Zeitungsartikeln, während die Bonapartisten, die Frankreich den Preußen überliefert haben, während die Leute vom „Figaro", welche die Massenabschlachtung von tausenden von Männern, Frauen und Kindern gefordert und erlangt haben, während ein Gallifet, welcher hundert Personen erschießen ließ, lediglich weil sie den Juni 1848 erlebt hatten, während die elenden Gefängnißwärter, welche schwangre Gefangene mit dem Fuß vor den Leib traten, während die „Macher" der Staatsstreiche, die das Geschick von Millionen monatelang in Frage stellten, sich im Glück und im Schmuck der Orden auf dem Gipfel der französischen Gesellschaft blähen, welche sie zerrütten und vernichten und auf dem Pflaster von Paris, welches sie mit Blut besudelt haben. Seit seiner Ankunft im Bagno wurde Humbert mit einem berüchtigten Giftmörder zusammengeschmiedet; vor sechs Monaten wurde er von einem Gefangenwärter geohrfeigt und erhielt obendrein vierzehn Tage Gefängniß, weil er es wagte, bei der Verwaltung Beschwerde darüber zu führen.

Am zweiten Tage nach dem Weggange Humbert's hielt ich es für klug, mich aus dem Staube zu machen, da der Hausmeister anfing, Besorgnisse zu erwecken. Man bezeichnete mir einen Freund, der in der Rue Lafayette ein Hotel hielt. Er nahm mich wohl auf, aber schon vier Stunden nach meiner Ankunft kam er zu mir gestürzt, um mir mitzutheilen, daß im benachbarten Hotel eine Haussuchung stattfinde und daß man ohne Zweifel auch zu ihm kommen werde. Ich raffte meine Habseligkeiten eiligst zusammen und war schon auf der Treppe, als ich auf einen mir ergebenen Freund, Namens Z., stieß, der mich suchte. Seit einiger Zeit von Paris abwesend gewesen, war er zurückgekehrt, um mich zu retten, und in meinem vorherigen Asyl hatte man ihm meine neue Adresse gegeben. Er konnte unmöglich in einem passenderen Moment kommen. Er wohnte Chaussee Clignancourt, wohin wir uns zu Wagen begaben.

Dieser Stadttheil, der an die Buttes Montmartre stößt, war militärisch besetzt; das Haus meines Freundes trug sogar auf seiner Façade zahlreiche Spuren des Kampfes; nichts war unsicherer als ein solches Obdach. Z. hatte zum Glück im Foubourg St. Antoine einen Freund, der Weinhändler war und mit herzlicher Bereitwilligkeit auf den Vorschlag einging, mich zu verbergen; am nächsten Tage schickte er mich nach Vincennes, wo sich seine Niederlage befand.

Während der nun folgenden vierzehn Tage schickte mir einer meiner Freunde, der Maire in einer Stadt des Südens war, einen beliebig auszufüllenden Inlandspaß, und Z. bereitete in A., seiner im Norden gelegenen Heimathsstadt, alles für die Ueberschreitung der Grenze vor. Am verabredeten Tage kehrte ich in einer Verkleidung mit dem Geschirr des Weinhändlers nach Paris zurück und reiste auf der Nordbahn ab. Im Coupé auf die Abfahrt wartend, entfaltete ich ein auf dem Perron gekauftes Zeitungsblatt, die neueste Nummer des „Bien Public". Diese Nummer theilte mit, daß ich verhaftet sei. Ich hatte bereits gelesen, daß ich todt, daß ich gefangen, daß ich als Flüchtling in London angekommen sei.

Ein Freund Z.'s erwartete uns in A. auf dem Bahnhof. Er besaß ein kleines Dampfboot, dessen er sich bediente, um Vergnügungsfahrten auf den Kanälen zu unternehmen, die von A. in die Schelde führen. Das Boot war fahrtbereit und Freunde erwarteten uns auf demselben. Wir fuhren morgens 6 Uhr ab und erreichten am Abend die belgische Grenze, und ich war gerettet.

Gerettet — ja, aber ach! allein! Und um welchen Preis! Trotz der zahlreichen Unterstützungen, die mir förderlich gewesen waren, hatte ich mehr als tausend Francs aufzuwenden gehabt. Wie viele tapfre, treue Männer, die ohne alle Hilfsmittel waren, haben infolge dessen dem Garn der versailler Häscher nicht entschlüpfen können!

Meine Entgegnung auf das „andere Wort über Stenographie“. („Neue Welt“ Nr. 22.) Hätte sich der Schreiber dieses „anderen Wortes“ vergegenwärtigt, an wen ich meine Warnung vor der Stenographie gerichtet, hätte er der Tendenz, der Lebensaufgabe der „Neuen Welt“ dabei Rechnung getragen, so würde er sein „anderes Wort“ wahrscheinlich garnicht geschrieben haben. Der Verfasser behandelt in seiner Entgegnung das Thema: Ist es nützlich und zweckmäßig, die Stenographie als allgemeines Bildungsmittel unter die Lehrgegenstände des Volkes, also in die Schule aufzunehmen? — und kommt dabei zu einer bejahenden Antwort. Ich selbst dagegen behandelte ein ganz anderes Thema, nämlich die Frage, ob die Stenographie in der That werth sei, unter die Bildungsmittel des Arbeiterstandes aufgenommen zu werden. Meine Aufgabe war es also vorzugsweise, die praktischen, zur Zeit bestehenden Verhältnisse in der Arbeiterklasse zu würdigen; ich hatte, wie schon aus meiner kurzen Einleitung hervorgeht, ganz besonders den zwar jugendlichen, aber der Schule entwachsenen Arbeiter vor Augen, der von dem lebhaften Wunsche beseelt ist, die Lücken seiner Bildung auszufüllen und sich geistig, wissenschaftlich und sittlich weiterzubilden. Ich hatte insbesondere diejenigen Bestrebungen im Auge, welche sich auf die sogenannte Fortbildung des Arbeiterstandes beziehen. Die erste Aufgabe meines Gegners wäre also gewesen, auf dieses von mir gewählte Terrain zu treten und mich hier seine zwingenden Gründe hören zu lassen. Statt dessen behandelte er das viel allgemeinere, mir vollständig ferne liegende Thema der Stenographie in der Schule. Alle seine Gründe, die er gegen mich in's Feld führt, treffen daher nicht mich, sondern einen ganz anderen, den weder ich, noch sonst irgend jemand kennt.

Die Gründe, welche mich bestimmten, den Arbeiterstand vor der Stenographie zu warnen, lassen sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen. Der erste Punkt ist die Gefahr der Oberflächlichkeit, des gedankenlosen mechanischen Nachschreibens, welcher der Stenographirende ausgesetzt ist; der zweite ist die unbestreitbare Thatsache, daß ein stenographisches Manuskript in der Regel alles andere, denn übersichtlich, klar und leicht leserlich ist. Beide Punkte werden von meinem Gegner zugegeben. Zum ersten Punkt sagt er:

„Um dem Verfasser gerecht zu werden, gebe auch ich zu, daß der Stenographirende sich leicht dazu verleiten lassen kann, alles wörtlich niederzuschreiben, so daß seine ganze Thätigkeit nur im mechanischen Nachschreiben besteht, aber diese Gefahr besteht ebenso für den kurrent Schreibenden.“

Zum zweiten Punkt sagt er:

„Der zweite Grund des Verfassers, daß es dem stenographischen Manuskript an Uebersichtlichkeit fehle, hat einige Berechtigung. Meist erlebt es der Anfänger, daß er sich in seinem eigenen Heft nicht ganz zurecht finden kann, und auch bei langjährig geübten Stenographen dürfte dies noch oft, wenn auch in bedeutend geringerem Maße der Fall sein.“

Für dieses offene Geständniß bin ich meinem Gegner zu wirklichem Dank verpflichtet ist; es beweist, daß es ihm wirklich nur um die Sache, nicht aber um Reklame zu thun ist. Was übrigens die Einschränkung betrifft, die mein Gegner meinem ersten Vorwurf macht, daß „diese Gefahr (der Oberflächlichkeit) ebenso für den kurrent Schreibenden besteht“, so ist das nicht richtig; der kurrent Schreibende kann eben nicht alles wörtlich nachschreiben, eben, weil er kurrent schreibt; er ist also eo ipso zur Sichtung, Unterscheidung, Trennung, kurz zum Denken gezwungen, wenn sein Manuskript nicht sinnlos sein soll.

Es lag mir nun wahrhaftig nichts ferner als die Behauptung, der Stenographirende müsse an und für sich ein oberflächlicher Schreiber sein; auch ich konnte mir, wenn ich gleich nicht davon sprach, sehr gut vorstellen, daß der Stenographirende von seiner Fertigkeit einen verständigen, vernünftigen Gebrauch machte. Nichtsdestoweniger bleibt auch in diesem Fall der zweite Vorwurf des Mangels an Uebersichtlichkeit vollkommen bestehen.

Trotzdem mein Gegner sich nicht auf mein Terrain, d. h. die Stenographie und ihr Verhältniß zu den Fortbildungsbestrebungen der Arbeiter gestellt hat, liegt für mich die Versuchung nahe, mich auf sein Terrain, d. h. die Stenographie und ihr Verhältniß zur Schule zu stellen. Ich gestehe aber offen, daß ich nicht weiß, wie die Zukunft diese Frage lösen wird. Was ich aber weiß, ist, daß an eine nachhaltige, wirklich ersprießliche Wirkung der Stenographie selbst in der Schule und von hier aus vielleicht im ganzen öffentlichen Leben erst dann gedacht werden kann, wenn zahlreiche andere Vorbedingungen erfüllt sind. Man müßte sich z. B. vor allem einmal über ein *einziges* System geeinigt haben.

Doch, wie gesagt, alle derartigen Erwägungen mußten mir ferne liegen. Ich hatte den der Schule entwachsenen Arbeiter vor Augen, der nun die Mängel seiner Bildung fühlt, der von dem lebhaften Wunsch beseelt ist, sich weiter auszubilden. Diesen Arbeiter warnte ich vor der Stenographie, und ich warne ihn heute wieder, noch eindringlicher als das erstemal vor ihr. Wie im Leben überhaupt, so muß auch im geistigen Leben und Streben das Resultat, das zu erringende Ziel, der wirkliche Nutzen in einem normalen und gesunden Verhältniß stehen zu der Zeit, der Mühe, der Gedankenarbeit, die man darauf verwendet. Das alles ist bei der Stenographie keineswegs der Fall, wenn sie nicht von Kind auf schon in der Schule erworben wurde und erst später nachgeholt werden muß. Wenn mich heute also ein junger, strebsamer Arbeiter, der die Augen offen und ein Herz für das hat, was seine Brüder gegenwärtig bewegt, um Rath fragt, ob er die Stenographie erlernen solle, so würde ich ihm sagen: Lieber Freund! Wenn Sie einmal zwei Jahre lang jede freie Stunde — und ich weiß, daß es deren sehr wenige gibt, und daß auch die Erholung ihre Rechte fordert — stenographisch geschrieben, nachgeschrieben und gelesen haben, so bringen Sie es vielleicht soweit, irgend einen Vortrag ordentlich zu Papier zu bringen. Ob Sie ihn acht Tage später selber wieder lesen können, weiß ich nicht, denn auch bei langjährig geübten Stenographen dürfte dieses Nichtkönnen „noch oft, wenn auch in bedeutend geringerem Maße, vorkommen.“ Bedenken Sie, welche enorme Zeit — und es ist ihre kostbarste, für Ihre eigene intellektuelle Weiterbildung bestimmte — sie darauf verwendet haben, sich diese Fertigkeit anzueignen. Vergleichen Sie nun den reellen Gewinn, welche Ihnen diese Fertigkeit bringt, mit der ungeheuren Summe Zeit, Mühe und Gedankenarbeit, die Sie darauf verwendet, so ist das gerade so, als hätten Sie 1000 Thaler für eine Bohne bezahlt. Nun, sagt man Ihnen freilich, daß die Erlernung und Ausübung der Stenographie selbst Ihre Geistesbildung außerordentlich fördern wird. Sie müssen dieser Behauptung keinen so übermäßigen Werth beilegen; es ist mir bisjetzt noch nicht gelungen, einen wesentlichen Unterschied zwischen Stenographirenden und Nichtstenographirenden in der geistigen Gesammtqualität zu entdecken. Kurz und gut, ich fürchte sehr, daß Ihnen eines Tages die Augen aufgehen und Sie zur Erkenntniß kommen werden, daß Sie Ihre Zeit hätten viel nützlicher verwenden können. — So oder ähnlich so würd' ich zu dem betreffenden Arbeiter sagen. Dr. Mülberger.

Ein Bergstrom in der Sierra Acaray. (Bild Seite 460.) Ein stolzes Gefühl schwellt die menschliche Brust beim Anblick des wilden Kampfes der Elemente. Das Leben, diese nothwendige und gesetzmäßige Umbildung des Stoffes, können sie nicht vernichten, denn die Kruste des Salzes, die Abgründe der Vulkane, die Tiefen des Ozeans, die warme Mineralquelle, die höchsten Regionen der Atmosphäre und selbst die Oberfläche des ewigen Schnees — alles erhält organische Wesen, und so sehr sie auch toben mögen, der schwache Mensch hat sie doch gebändigt und zum Werkzeug seiner Erhaltung gemacht. Unser Bild zeigt eine turbulente Werkstatt der zur Zerstörung entfesselten Elemente, einen Bergstrom auf dem steilgewundenen Grat des Acaraygebirges in Südamerika, dessen eiskaltes Wasser von sturmentwurzelten Bäumen gestaut und zwischen moosbewachsenen Felsen zum perlenden Schaume gepeitscht, brausend und zischend in zahllosen Katarakten zu Thale stürmt, um die lachenden Fluren von Britisch-Guyana mit seinem kühlenden Aushauch zu befruchten und bei der Hafenstadt Georgstown seine blinkende Klarheit dem atlantischen Ozean zu vermählen. Man sieht dem Essequibo, der murmelnd zwischen den Pfeffer- und Zuckerrohrpflanzungen der Niederungen gleitet, den wilden Bergstrom nicht an, an dessen himmelanstrebenden Uferwänden Darwin dem dumpfen Tone der in der Strömung rollenden Steine horchte. „Dieser Laut spricht sehr beredt zum Geologen,“ schrieb der Reformator in sein Tagebuch. „Der Ozean ist die Ewigkeit dieser Steine, und jeder Ton ihrer wilden Musik spricht von einem weiteren Schritt ihrer Bestimmung entgegen. Ruft man sich aber in's Gedächtniß, daß ganze Thierrassen von dem Angesicht der Erde verschwunden sind und daß während dieser ganzen Zeit die Steine Tag und Nacht in ihrem Laufe rasselnd weitergingen, dann habe ich mich wohl selbst gefragt: Kann irgendein Berg, irgendein Kontinent einer solchen Abnützung widerstehen?“ Und wie diese Steine rollen unsichtbare Gewalten die Gestirne in ewiger Pendelbewegung. Auch sie streben in ungemessene Ferne, die Nachbarn fesselnd und schwingend in ewigem Reigen. Dr. M. T.

Ein Walfischzug an den Küsten Neufundlands. (Siehe Bild Seite 461.) Das unersättlichste Raubthier, der Mensch der kaukasischen Rasse, welcher den Auerochsen und den Steinbock ausgerottet hat, ist schon seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts bemüht, dem größten und einzigen Säugethier, welches im Ozean lebt, dem Walfisch, ein gleiches Schicksal zu bereiten, was ihm um so leichter wird, weil er sich langsam fortpflanzt, denn das Walfischweibchen wirft nach 34 Monaten ein einziges Junges. Das Männchen, welches ausgewachsen 60 Fuß Länge und 70 Tonnen Gewicht hat und dessen Kopf den dritten Theil des Körpers ausmacht, ist sehr streitlustig, aber infolge seines unverhältnißmäßig kleinen Gehirns stupid. Die knochenartige Hülle des Kiefers, Fischbein genannt, und die 8—20 Zoll dicke Specklage, welche den ganzen Körper des Walfisches umgibt, sind die beiden Artikel, welche die Seefahrer aller Nationen auf seiner Spur von einem Pol zum andern treiben. Unser Bild stellt einen Walfischzug an den Küsten von Neufundland vor. Dieses Gestade wurde schon im 9. Jahrhundert von den Norwegern entdeckt und hat im Laufe der Jahrhunderte oft seine Herren gewechselt, die alle nicht verabsäumten, den Riesen der Salzfluth zu jagen. Zum Walfischfang verwendet man Schiffe mit doppelter Wandung, damit sie erfolgreich dem Eispressen widerstehen. Kommt ein Walfisch in Sicht, so wird ein Boot ausgesetzt, das mit einer an Seilen befestigten Harpune versehen ist. Ist das Thier von einer solchen getroffen, so taucht es schnell unter und zieht oft das Boot in die Tiefe mit sich. Als Säugethier muß es nach kurzer Zeit an die Oberfläche, um zu athmen, und wird so oft harpunirt, bis es infolge

von Verblutung erschöpft ist. In neuester Zeit hat man dem Thier den Todeskampf dadurch abgekürzt, daß man sich Harpunen bedient, deren Spitzen mit Blausäure gefüllt sind. Läuft man nicht mehr Gefahr, daß das verendende Thier mit dem Schwanz das Boot in die Luft schleudert, so schneidet man Löcher in den Schwanz, schlingt ein Tau hindurch und zieht den Körper nach dem Schiff, um den in langen Streifen abgelösten Speck an Bord zu bringen. Dann werden die Kiefern gesprengt, wodurch das Fischbein frei wird. Das Fleischgerippe überläßt man Haifischen und Wasservögeln. Dr. M. T.

Schiller und die Graubündner. Als zwei junge adelige Graubündner in Hamburg der ersten Aufführung von Schillers „Räubern“ beiwohnten, verdroß es sie nicht wenig, zu hören, wie Spiegelberg (2. Akt 3. Szene) rief: „... Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz, — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath' ich dir, reis' du in's Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner.“ Wozu Ratzmann bemerkt: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.“ — Der Mentor der beiden Graubündner, ein Herr Wredow, wandte sich sofort schriftlich an Schiller, damit er die für Graubünden schimpfliche Stelle bei einer zweiten Auflage ausmerze, und der im bündnerischen Ort Zizers wohnende Arzt Dr. Amstein schrieb u. a. an den Dichter: „Ich habe, mein Herr, nichts dawider einzuwenden, daß Sie alle Teufeleien, die nur jemals im Reich der Finsterniß oder in einem Menschenherzen mögen ausgeheckt worden sein, in Ihr Schauspiel zusammengedrängt und zu Ihrer unverkennbar guten Absicht genutzt haben. Ich bin weit davon entfernt, Sie als einen Apologisten des Lasters anzusehen und hoffe daher, daß Sie mich nicht, selbst nicht im Unmuth über eine kleine Ahndung, die ich Ihnen zugedacht habe, ‚zu dem weit um sich wurzelnden Pöbel‘ herunterstoßen werden. ... Ich kenne in Deutschland wenig Provinzen von eben der Größe wie Graubünden, in welchen nicht mehr gewaltsame Einbrüche und Straßenräubereien vorfallen sollten, als in diesem Land.“ Diese Behauptung war nun allerdings eine entschieden unwahre. In verschiedenen, abgeschlossenen Theilen des Bünderlandes hielt sich damals viel verdächtiges Volk — Heimathlose, Deserteure, Kesselflicker, entwichene Verbrecher, Zigeuner — auf und trieb sein Unwesen, trotz der von Zeit zu Zeit angeordneten großen Treibjagden. — Etwa vier Jahre nach dem Erscheinen der „Räuber“ stattete der bekannte Gauner Hannickel den rhätischen Bergen einen Besuch ab, und während Schiller noch an seinem Drama schrieb, spielte sich ein Prozeß ab, der ein trauriges Bild von der Verwaltung in dem bündnerischen Unterthanenlande enthüllte. Gleichwohl war man höchst erbost in „Alt fry Rhätien“ über den von einem wildfremden Poeten begangenen Frevel, und im Bundestagsprotokoll von 1782 ist zu lesen: „... Sodann zeigten Ihro Weisheit, der regierende Herr Bundeslandamman an, daß dem Vernehmen nach von einem württembergischen Arzt, Dr. Schieler, in einem herausgekommenen Schauspiel der Bündner Name auf die verletzlichste Weise zu öffentlicher Beschimpfung der Einwohner unsers Freistaates mißhandelt worden, worauf der Herr Dr. Amstein und Herr Präceptor Wredow solches auf die bündigste Weise vertheidigten; ob diesen Herren vom löblichen Stand aus nicht billig eine Erkenntlichkeit gehörte?“ Demgemäß wurde nun einstimmig beschlossen, die Gemeinden anzufragen, „ob sie obige Herren in die Zahl der gefreiten Bünde aufnehmen und mit diesem Titel begünstigen wollen, jedoch daß dieses einem jeglichen Bund unnachtheilig sein solle, und wenn dieses von den Gemeinden nicht beliebt würde, solle ihnen eine anständige Denkmünze, deren Werth zu bestimmen, Ihro Weisheiten deren Herren Häuptern zu überlassen, zugestellt würde.“ Die Sache ward der Volksabstimmung unterbreitet und die Herren Wredow und Dr. Amstein erhielten den Titel „freie Bündner“. — Schiller scheint sich weder Wredow noch Dr. Amstein gegenüber zu einer Antwort herbeigelassen zu haben; in seinem Kopfe stürmten damals so viele Gedanken und Pläne, daß er wohl nicht auf jede „Beschwerde“, die ihm sein kühnes Opus eintrug, einzutreten Lust hatte. Unsere Quelle behauptet, die betreffende Stelle finde sich nur in erster Auflage, in der zweiten schicke Spiegelberg seine Kameraden in die böhmischen Wälder. Die mir vorliegende Schillerausgabe (Cotta 1871. Mit Einleitungen von Karl Gödeke) hat die erste Lesart wieder aufgenommen, und meines Wissens fühlt sich das heutige Geschlecht in Graubünden hierdurch durchaus nicht gekränkt. r.

Aerztlicher Briefkasten.

Bremen. R. C. Daß der längere Zeit fortgesetzte, ausschließliche Genuß von geräuchertem Fleisch Verdauungsstörungen herbeiführen muß, liegt auf der Hand, namentlich wenn die Fleischfaser durch starke Räucherung sozusagen mumifizirt worden ist. Wenn einmal Fleischkost genossen wird, so muß auch ab und zu frisches Fleisch gegessen werden.

Magdeburg. Zur Desinfektion der Nachtgeschirre benutzt man entweder eine zweiprozentige Karbolsäurelösung, der pro Liter zehn Gramm Eisenvitriol zugesetzt werden, oder eine Lösung von schwefelsaurem Zink in Wasser, im Verhältniß von 20 : 500. Die Desinfektion des Stuhlgangs ist bei jeder ansteckenden Krankheit nöthig, selbst wenn ein gut schließender Nachtstuhl vom Kranken benutzt wird.

erlin. S—r. Ihr fünfjähriges Söhnchen hat eine Nickelmünze verschluckt und Sie ängstigen Sich, daß die Münze, welche trotz wiederholt gegebener Abführmittel „noch im Unterleibe sitzt“, üble Folgen herbeiführen könne?! — Seien Sie deswegen nicht allzusehr in Sorgen, denn in der Regel gehen derartige Münzen nach kürzerer oder längerer Zeit doch noch ab, ohne daß es zu einer Darmentzündung kommt. Nur dürfen Sie keine Abführmittel verabreichen, sondern festere Speisen, weil feste Kothmassen die Münze besser einhüllen und deren Durchtritt durch die Grimmdarmklappe erleichtern. An der letztgedachten Stelle mündet der Dünndarm in den Dickdarm; diese Klappe verhindert den Rücktritt fester und flüssiger Substanzen aus letzterem in ersteren, gleichzeitig aber auch den vorzeitigen Durchtritt des Dünndarminhalts nach dem Dickdarm. Die Oeffnung, durch welche die Kothmassen treten, ist keine große, sie ist aber erweiterungsfähiger, wenn der Darminhalt weniger flüssig als fest ist und wenn festere Kothmassen den fremden Körper, also die Münze, vor sich herdrängen. Durch den After tritt die Münze schon, wenn auch unter einigen Schmerzen. — S. Ob Sie den ärztlichen Rath befolgen sollen, Ihre am Keuchhusten leidenden Kinder auf's Land zu schicken, damit sie bessere Luft einathmen? — Wird kaum nöthig sein! Tags und nachts die Fenster offen, das ist das Rezept, wie man sich Landluft auch in Berlin verschaffen kann.

Wien. R. v. F. Ob es wirklich so nachtheilig sei, mit Hunden Tisch und Bett zu theilen, wie dies manche Aerzte behaupten? — Gewiß! Es ist erwiesen, daß die in der Leber des Menschen vorkommenden Echinococcuschsten, durch welche dieses wichtige Organ nicht nur vollständig entarten kann, sondern die auch, wenn sie aufbrechen und ihren Inhalt in den Bauchfellraum ergießen, eine tödtliche Bauchfellentzündung herbeiführen, eine Entwicklungsstufe des Hundebandwurmes sind, dessen Eier vorher in den menschlichen Darm gelangten. (Der Hundebandwurm gehört zu den kleineren Bandwurmarten, an deren Kopf sich höchstens 3—4 Glieder befinden.) Sie haben also alle Ursache vorsichtig zu sein.

Die übrigen bis zum 16. Juni eingegangenen Briefe wurden, soweit es thunlich, direkt erledigt. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. J. W.-M. Ihre Arbeit „Ein Blick in's Weltall“ verräth, daß Sie viel gedacht, nicht aber, daß Sie alles studirt haben, was als Grundlage für solche in die Tiefen der Natur strebende Grübeleien, sobald sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen, nothwendig ist. — Das Dichten machen Sie Sich offenbar zu leicht. Ihre Verse entbehren bei einiger Sprachgewandtheit der poetischen Schönheit und mit dem Metrum gerathen sie oft in unerquicklichen Zwiespalt. Ihre prosaische Arbeit ist jedenfalls längst in Ihren Händen!?

Danzig. Dr. G. Ihre Arbeit ist für die „N. W.“ nicht flott genug geschrieben. Sie erhalten dieselbe daher mit frdl. Danke zurück.

Euskirchen. E. W. H. Ihre Novelle „Märtyrer im gewöhnlichen Leben“ zeigt, daß in Ihnen ein sehr hübsches Talent sich zu entwickeln bemüht ist. Brauchbar für die „N. W.“, welche an ihre Mitarbeiter hohe Ansprüche machen muß, ist sie jedoch nicht. Versuchen Sie es doch vorläufig mit kurzen Skizzen einfacher Verhältnisse und Personen! Am 11. oder 12. Juni wird die Remission unter der von Ihnen angegebenen Adresse erfolgt sein. Frdl. Gr.

Berlin. Ingenieur S. Beziehen Sie die fraglichen Bücher durch die Volksbuchhandlung in Zürich.

Memel. H. 55. Der Gedanke der letzten Strophe Ihrer Rebuslösung ist uns nicht klar.

Dürkheim. H. W. In welcher Nummer ein von uns acceptirter kleinerer Artikel zum Abdruck gelangt, vermögen wir gemeinhin nicht vorauszubestimmen.

Kratzau. S. W. und S. G. Vielleicht ist einer unserer Mitarbeiter bereit, einen kurzen Abriß der Schicksale Röckels für die „N. W.“ zu schreiben.

Lesum. R. B. Wahrscheinlich schon in nächster Nummer!

Mainz. J. M. Ihre Verse zeigen, daß Sie manchen ganz hübschen Gedanken haben und auch nicht unbefähigt sind, sich poetisch auszudrücken; vorläufig ist die Sprache Ihrer Gedichte noch nicht edel genug und das Versmaß oft sehr nachlässig behandelt.

Passau. T. Wie Sie im Stande sind, „wissenschaftliche“ Arbeiten, wie die beiden uns eingesandten, zu verfassen, ist uns nur erklärlich, wenn wir annehmen, daß Sie eigentlich ein Kind längstvergangener Zeiten und soeben aus jahrhundertlangem Zauberschlaf erwacht sind. Grade vor hundert Jahren nämlich ward die Theorie, wonach sich in jedem entzündlichen Körper ein brennbarer Stoff befinde, der bei der Verbrennung frei werden sollte — die sog. phlogistische Theorie — von dem berühmten französischen Chemiker Lavoisier für alle Zeiten widerlegt, und seit fünfzig Jahren weiß jeder halbwegs gebildete Mensch, daß das Charakteristische des Verbrennungsprozesses nicht im Freiwerden ein Stoffes, sondern im Gegentheil in der Verbindung eines solchen, des Sauerstoffs, mit dem verbrennenden Körper besteht. Also begraben Sie lieber Ihre Wissenschaft und verlangen Sie nicht, daß wir diese Mumie den Blicken unsres äußerst kritisch angelegten Publikums preisgeben.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 18. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 40. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Herr Reischach wußte nichts zu erwidern; es drehte sich alles um ihn im Kreise und wie gelähmt ließ er alles weitere über sich ergehen. Die Beifallssalven der Arbeiter dröhnten ihm in den Ohren; verworren und unklar nur vernahm er die von den übrigen Komitémitgliedern flüsternd gewechselten, bestürzten und rathlosen Bemerkungen; der Sinn von Wolfgangs Rede ging zuletzt an seiner hülflosen Betäubung fast spurlos vorüber, er vernahm nur noch den Klang der hellen, sonoren Stimme, die spielend bis in die entlegenste Ecke des weiten Saales drang, und Wolfgangs grollende Begeisterung und der Schwung und das Feuer, die mehr und mehr jedes Wort charakterisirten, hatten selbst für ihn etwas unwillkürlich Berauschendes. Das Blut drängte ihm so stürmisch nach dem Kopfe, daß er den Sprecher nur wie durch einen röthlichen Nebel sah; — was war dieser Hammer für ein räthselhafter, unheimlicher Mensch, und wer sollte ihn widerlegen und aus dem Felde schlagen? So hatte er noch nie reden hören, und auch später blieb er dabei, es den Arbeitern nicht verdenken zu können, wenn sie sich von Wolfgangs Worten beherrschen und fortreißen ließen.

Als Wolfgang die Tribüne unter betäubendem, minutenlangem Jubelruf verließ, stürzte Krone, der sich von der Galerie in den Saal begeben hatte, nach derselben — er hatte sich beim Vorsitzenden, der vollständig den Kopf verloren hatte, zum Wort gemeldet. Seine Wangen glühten, seine grauen Augen blitzten; Wolfgangs besorgtes, abmahnendes: „Lassen Sie das, Krone; wozu wollen Sie auch noch in den Abgrund springen?" beantwortete er nur durch ein energisches Kopfschütteln und ein aufgeregtes: „Ich muß!" und faßte auf der Tribüne Posto. Er kam aber nicht sogleich zum Sprechen; die Wogen gingen noch hoch und die Klingel des Vorsitzenden machte vergebens verzweifelte Anstrengungen, die Ruhe wiederherzustellen.

Wolfgang verfügte sich, mit leichtgerötheten Wangen, im übrigen aber ruhig und sicher, an den Komitétisch, warf einen etwas ironischen Blick auf den Rektor, dessen Gesicht eine graugrünliche Färbung angenommen hatte, dessen blasse Lippen zitterten und der sich rathlos und nervös mit der Hand durch den Haarbusch fuhr, und trat zum Kommerzienrath, der am liebsten zornig aufgebraust wäre, aber keine Worte fand und den jungen Mann wie geistesabwesend und ziemlich albern anstarrte. Mit der kühlen, gelassenen Artigkeit, die unter Umständen am meisten imponirt und brutale Naturen ihrer Waffen beraubt, sagte er: „Ich habe Ihnen meine Antwort gegeben, Herr Kommerzienrath, und ich glaube, sie ist deutlich ausgefallen. Sie sehen es wohl mit mir als selbstverständlich an, daß diese Stunde unser Verhältniß löst, und ich komme Ihnen zuvor, indem ich Ihnen erkläre, daß ich den Fuß nicht wieder in das Comptoir setzen werde. Meine Bücher und Skripturen sind vollständig in Ordnung, nicht blos bis auf den Tag, sondern bis auf die Stunde und Minute; sollte dennoch irgendeine Aufklärung gewünscht werden, so bitte ich, dieselbe bis morgen Abend zu fordern, da ich solange hier bleibe, um meiner Wählerpflicht zu genügen und das Resultat der Wahl abzuwarten. Ob Sie mir ein Zeugniß ausstellen wollen, stelle ich in Ihr Belieben; ich bedarf desselben nicht und will Ihnen nicht zumuthen, sich noch weiter mit einem Manne zu befassen, der Ihnen eine so verdrießliche Lektion ertheilt hat, wenn Sie auch zugeben werden, daß Sie ihn gereizt hatten."

Der Kommerzienrath nickte steif und kalt und erklärte so sein Einverständniß; es erschien ihm in diesem Moment unmöglich, eine andere Form der Erwiderung zu finden und dennoch seiner Würde nichts zu vergeben. Erst einige Tage später besann er sich auf allerlei stolze, strafende, geringschätzige, niederschmetternde Redewendungen, die eine gebührende Abfertigung dieser „unverschämten, herausfordernden Dreistigkeit" gewesen wären.

Mit einer förmlichen Verbeugung gegen Herrn Reischach und den Landrath, der ihn kalt und fremd fixirte, hatte sich Wolfgang zurückgezogen.

Inzwischen war denn Krone endlich zum Wort gelangt. Aber seine Stimme erwies sich unfähig, das noch immer anhaltende dumpfe Summen eifrig redender Stimmen zu übertönen. Von all' den massiven Wahrheiten, die er an Wolfgangs bahnbrechende Rede hatte knüpfen wollen, blieben ihm sieben Achtel in der Kehle stecken und auf das zur Aussprache gelangende Achtel hörte fast niemand. Es blieb also bei einem in unregelmäßigen Zwischenräumen hervorgestoßenen:

„Freunde! Bürger! Wer von all' den Rednern, die heute gesprochen haben, die Wahrheit vertreten hat, darüber kann wohl kein Zweifel sein — das muß sich jeder sagen. Die ewigen Ideen lassen sich nicht unterdrücken, — sie erheben immer wieder siegreich ihr Haupt, — die Gewalt kann ihnen nichts anhaben, —

aller Lug und Trug muß endlich entlarvt werden, — alle Redekünste leiden zuletzt doch kläglich Schiffbruch. Die Wahrheit kann überschrieen werden, — sie bohrt sich aber immer wieder durch oder vielmehr, sie verschafft ihrer Stimme immer wieder Gehör. Wir haben Reden genug gehört — jeder weiß, was er zu thun hat, — ich stelle den Antrag auf Schluß."

Der gute Krone wußte weder, daß seine vieldeutigen und in allen Farben schillernden Worte allen Parteien genehm sein und sogar den Verdacht erwecken konnten, als habe er gegen Wolfgang Front machen wollen, noch wußte er, daß er mit seinem Antrag, der doch nur bezweckte, zu verhindern, daß die Rede Wolfgangs etwa abgeschwächt und ihr Eindruck verwischt werde, den Gegnern einen großen Gefallen erwies. Sein Antrag ward widerspruchslos mit unzweifelhafter Majorität angenommen; die Ultramontanen stimmten die Piushymne an, und als er die Tribüne fast unbeachtet verließ, kam ihm die Ahnung, daß er doch eigentlich etwas anderes gesagt hätte, als ursprünglich in seiner Absicht lag.

Der Saal leerte sich rasch und es blieb nur eine kleine Gruppe zurück; die entschiedensten unter den Sozialisten drückten Wolfgang dankbar die Hand, bestürmten ihn mit Fragen über die von ihm gefaßten Entschlüsse und sprachen sanguinische Hoffnungen auf den Erfolg des Abends aus. Wolfgang lehnte sehr ernst jeden Dank ab und versicherte, daß er ohne starke persönliche Motive diese Rede schwerlich gehalten haben würde; er warnte achselzuckend vor voreiligen Illusionen und verabschiedete sich dann herzlich von allen, ohne Tag nnd Stunde seiner Abreise zu verrathen.

Am Ausgang des Saales stieß er auf Krone; dieser streckte ihm die Hand entgegen und sagte fast kläglich und kleinlaut:

„Herr Hammer, ich glaube, ich thue am besten, wenn ich Ihnen garnichts sage; schließlich kommt doch wieder alles ganz anders heraus, als es gemeint war. Der Teufel soll mich lothweise holen, wenn ich je wieder eine Rede halte. Denken Sie Sich, eben gingen zwei Schwarze vorbei, die steif und fest glaubten, ich hätte für sie gesprochen; sie hielten sich an die Worte: ‚Die ewigen Ideen ließen sich nicht unterdrücken und die Gewalt könne ihnen nichts anhaben.' Und im nächsten Augenblick sagte ein feister Fleischermeister zu einem aufgedunsenen Bäcker, der neben ihm herwatschelte: ‚Reden kann er, das muß wahr sein, aber der Schriftsetzer hatte recht: die Redekünste leiden zuletzt doch elend Schiffbruch. Was die Theiler uns vorreden, ist doch nur Lug und Trug und mit dem Bravoschreien machen sie uns noch lange nicht bange.' Soll man sich da nicht alle Haare einzeln ausraufen? Ich habe das Redenhalten längst verschworen gehabt und nun falle ich doch wieder so jämmerlich hinein und —"

„Lassen Sie Sich's doch lieb sein, daß niemand so recht weiß, daß Sie für mich gesprochen haben oder vielmehr haben sprechen wollen. Sie können doch nicht so ohne weiteres Ihre Siebensachen in einen Koffer packen und auf und davon fahren — nach England oder Ostindien, nach dem Kap der guten Hoffnung oder nach der Pfefferküste — was kümmert's mich?"

„Nun ja, da haben wir die Bescheerung; das habe ich mir doch gleich gedacht!" sagte hinter ihnen im Schmollton eine helle Tenorstimme und der lange Alfred legte seine Hand auf Wolfgangs Schulter. ‚Nun hat die Freude am längsten gedauert!' meinte auch der Dicke, der übrigens sehr wüthend auf Sie war und ganz aufgebracht davongelaufen ist. Schließlich hat er sich indessen mit der Erwägung getröstet, daß Frau Meiling ihren Garten vielleicht an uns vermiethe."

„Das sieht ihm ähnlich. Grüßen Sie ihn von mir, denn morgen geht, unter uns gesagt, die Reise fort. Sie müssen nun sehen, wie Sie den Bildungsverein weiter durchschleppen, — ich rechne auf Sie."

„Das können Sie. Uebrigens war das vorhin eine famose Pauke, wenn sie auch sehr ungemüthliche Folgen hat. Ich könnte blutige Thränen weinen, daß Sie so Knall und Fall abschwärmen, denn nun wird es wieder schauderhaft langweilig in diesem gottverlassenen Neste, aber ich sehe schon ein, daß es alles nichts helfen konnte. Es muß ein wahres Fest sein, endlich einmal seine Meinung offen heraus sagen zu können. Ich bin ja bis jetzt nur ein halber Rother, aber es wird mir schon jetzt sauer, mit meiner Meinung hinter dem Berge halten zu müssen, und es sind doch nicht alle Leute so dumm, wie die beiden Commis-voyageurs, die neulich behaupten wollten, ich sei ein Sozialist, aber ganz still wurden und sich möglichst dumm ansahen, als ich mich dagegen verwahrte und behauptete, Kollektivist zu sein. Von der Partei hatten sie in ihrem Leben noch nichts gehört, und ich war nun sofort wieder ‚lieb' Kind' bei ihnen. Das ist doch ‚niedlich'?"

Wolfgang hörte nur mit halbem Ohr auf dieses Geplauder, und als der Sonettendichter Alfred herzlich sagte:

„Nun trinken wir aber noch eine Flasche Wein zusammen — zum Abschied?" lehnte er es bestimmt ab und erwiderte ernst:

„Ich brauche nun Ruhe und Alleinsein, um mir den ganzen wüsten Spuk aus der Seele fortzuschaffen. Wir sehen uns ja morgen Nacht eine Viertelstunde vor Abgang des Schnellzugs auf der Bahn noch einmal; jetzt muß ich schon bitten, mich mir selber zu überlassen; ich will noch ein paar Stunden hinaus in die Nacht und auf die Berge laufen und Abschied nehmen. Das wird mir besser thun, als hinter gefüllten Römern zu sitzen."

Krone nickte, als sei dieser Vorsatz ganz nach seinem Sinne; Alfred aber meinte:

„Einem andern würde ich das nicht glauben, Sie freilich sind über den Verdacht erhaben, als umschlössen die Mauern dieses Städtchens ein zartes Liebchen, von dem Sie einen thränenreichen Abschied nehmen wollten. In diesem Falle ließe ich Sie übrigens weit lieber gehen und fände Ihre Weigerung wenigstens begreiflich."

Man war in eine der Gassen gekommen, die aus dem Städtchen in's Freie führten, Wolfgang drückte den beiden die Hand mit einem fast gleichgiltig klingenden: „Morgen also, vielleicht schon im Wahllokal!" und schritt langsam hinaus in die Nacht. Auch Krone und der junge Chemiker trennten sich, beide schweigsam, beide in Gedanken mit dem Scheidenden beschäftigt. Der junge Tag, der letzte, den Wolfgang in M. verleben sollte, war bereits angebrochen, als er todtmüde in's Städtchen zurückkam; dürfen wir uns darüber wundern, daß ihn seine Schritte schließlich doch noch, und zwar ganz unwillkürlich, in den Hohlweg geführt hatten, wo das kleine Idyll sich anspann, das nun so traurig endete? Grade in dem Moment, in welchem er diesen Hohlweg durchschritt, trat aus zerrissenem, dunklem Gewölk die Mondesscheibe, und ihr blasses Licht ließ das Brombeergestrüpp im Schnee erkennen; — ob sie, die seine Hoffnungen so bitter enttäuscht hatte, wohl im Sommer wieder diesen Weg ging, ob ihr Blick an den weißen Blüthen haftete, die dann zwischen den gezackten Blättern schimmerten; ob sie seiner gedachte und traurig die schmale, weiße Hand vor die Augen legte?

Es war der Schlummer der äußersten Erschöpfung, der sich in dieser Nacht bleischwer auf Wolfgangs Lider legte; er hatte seine Schuldigkeit gethan, der Bruch war vollzogen, und was nun noch kam, war nur ein kleines Nachspiel, das ihn innerlich kaum noch berührte.

* * *

Zu derselben Zeit, da Wolfgang die Tribüne bestieg, hatte Martha die kleine Anna, die ihr merkwürdig aufgeregt und zerstreut hatte vorkommen wollen, entlassen; das junge Mädchen machte sich, als habe sie noch etwas auf dem Herzen, auch nach dieser freundlichen Weisung noch im Zimmer zu schaffen, als aber Martha fragte: „Wollen Sie noch etwas, Anna?" bekam sie ein hastiges und befangen klingendes: „Nein, Fräulein, nein!" zur Antwort und sah sich im nächsten Augenblick allein.

Sie hütete noch immer das Zimmer; obgleich ihr Unwohlsein fast gänzlich gehoben war, bedurfte sie der Einsamkeit und Stille, und der Gedanke an Emmy's Geplauder und des Kommerzienraths banales Geschwätz war ihr unerträglich. Immer und immer wieder fragte sie sich, warum ihr Wolfgang nach der Begegnung im Schneesturm kein Lebenszeichen gegeben habe, und dieses quälende Räthsel, das wie Reif auf die Blüthen ihres Liebesglücks gefallen war, verfolgte sie bis in Schlummer und Traum.

Sie ging jetzt langsam, mit unsteten, unhörbaren Schritten im Zimmer auf und ab, nachdem sie das Buch, nach welchem sie gegriffen, um ihren traurigen Gedanken zu entfliehen, wieder weggelegt hatte; sie hatte sehr bald die Entdeckung zu machen gehabt, daß sie nur mechanisch die Zeilen überflogen und die Seiten umgewendet hatte, und daß sie kein Wort von dem wußte, was ihre Augen gelesen. Als sie dann ihr Taschentuch von dem Spiegeltischchen wegnahm, fiel ihr Blick auf das Myrthenbäumchen im Fenster, das sie sich aus einem kleinen Reis gezogen und das sie ebenso sehr liebte, wie die Passiflora daneben, die jetzt freilich fast blätterlos war. Was war aber das? Stak nicht zwischen den beiden sich fast berührenden Aeschen ein Brief? Sie nahm ihn zögernd und von einer jähen Ahnung überfallen heraus, und

alles Blut schoß ihr zum Herzen, als sie gewahrte, daß der Brief verschlossen und daß er an sie adressirt war; und wem konnte diese feste, zierliche Handschrift gehören, als Wolfgang Hammer? Sie hatte nie eine Zeile von ihm gesehen, aber so mußte er, so konnte nur er schreiben.

Es überfiel sie ein Zittern. So nahe der Entscheidung, fehlte ihr plötzlich der Muth, sich Gewißheit zu schaffen; sie sank mit dem Briefe, den ihre Hände so fest umschlossen, als müßten sie ihn gegen die ganze Welt vertheidigen, in einen Stuhl; ihr Athem flog, und lange, lange betrachtete sie das Siegel; es zeigte einen auffliegenden Falken und unter ihm die vieldeutigen Worte: „Nevermore! Nevermind! Nevertheless!“ (Niemals! Achte es nicht! Trotz alledem!) Endlich zog sie eine Nadel aus dem reichen, schwarzen Haar, das von neidischen Jugendfreundinnen oft genug bewundert worden war, und öffnete, ohne das Siegel zu verletzen, vorsichtig das Couvert. Der Kommerzienrath hatte das Dekret über die Verleihung des rothen Adlers nicht mit halb der ehrerbietigen Scheu auseinandergefaltet, mit der sie den Brief auseinanderschlug; wieviel hatte ihr Wolfgang zu sagen, wie lieb mußte sie ihm sein! Sie warf einen forschenden Blick in das Heftchen und als sie sah, daß es ihr ausschließlich Verse brachte, preßte sie es, überwältigt von nicht zu fassendem Glück, sammt dem Briefe an ihre Brust, und dann rückte eine zitternde Hand den silbernen Leuchter mit der brennenden Kerze näher heran, und ihre verschleierten Augen versuchten, den Inhalt des Briefes zu entziffern. Aber im nächsten Augenblick schon zuckte sie zusammen und schlug die Hände vor's Gesicht. Er war fort? Und wie sollte sie das Folgende verstehen? Wäre die Adresse nicht gewesen, sie hätte nicht geglaubt, daß der Brief an sie gerichtet sein könne; das alles war ja unverständlich, geheimnißvoll, unbegreiflich. Sie las und las, ganze halbe Seiten mit einem Blick umfassend, und als sie geendet, als sie wußte, wie glücklich sie hätte sein können und wie elend sie war, daß er sie geliebt hatte und daß sie beide das Opfer eines unseligen Mißverständnisses oder einer nicht auszudenkenden Intrigue wurden, da brach sie in konvulsivisches Schluchzen und in heftige, unstillbare Thränen aus. Ihr Gesicht sank auf die grausamen, beseligenden Blätter, und als sie — es war wohl zu gleicher Zeit, als Wolfgang den „Preußischen Adler“ verließ — es wieder erhob, da war die zierliche Schrift von ihren Thränen verwischt und verwüstet, als wäre ein warmer Regen auf sie gefallen. Sie stützte den Kopf in die Hand und versuchte, Ordnung in das Chaos der sie bestürmenden Gedanken zu bringen, sie las wieder und wieder und mit unheimlicher Schnelligkeit verdrängte eine Hypothese die andre. Aber es war alles umsonst; sie war so betäubt, daß sie nur das Eine klar erkannte: er liebt mich, aber er verwirft mich; ich habe seine Achtung verloren, aber er hat mich geliebt. Er ist fort und ich werde ihn nie wiedersehen; er ist mir verloren und ich bin doch unschuldig.“ Sie glaubte sterben zu müssen und doch sang und klang es vor ihren Ohren: „Er liebt mich! Er glaubt sich auf's tödtlichste beleidigt, und doch schreibt er so sanft und mild und gut, doch ist sein letztes Wort Verzeihung!“ Gaben ihr vielleicht die Verse Aufschluß? Sie griff nach ihnen, und wie sie las, traten ihr immer wieder die Thränen in die Augen, immer wieder zuckten die Lippen, und immer wieder mußte sie das liebe, kleine Buch weglegen, um es nicht ebenfalls zu verderben, wie den Brief. Aber sie begriff auch hier nur das eine: ein schwarzer Schatten hatte von Anbeginn zwischen ihnen gestanden und mit den Worten:

„Meine Lippen schmachten nach einem Kuß —
Ob Wind und Meer mir die Seele heilt?“

brach das Buch ab und ließ das Räthsel ungelöst. Es flirrte und dunkelte vor ihren Augen; ihre Gedanken verwirrten sich und ihr Herz pochte, als wolle es zerspringen. Da kam der scharfe, grelle Pfiff der Lokomotive durch die Stille und Klarheit der Winternacht zu ihr; sie zuckte zusammen und sprang auf — vielleicht trug ihn dieser Zug in die öde, fremde Ferne, aus der nie wieder ein Wort von ihm zu ihr kam; vielleicht konnte sie ihn noch ereilen, ihm noch sagen, daß sie nichts, nichts gethan, was sie seiner unwürdig mache; ihn noch bitten, ihr dieses bange, herzbrechende Wirrsal zu lichten, ihr zu erklären, was in aller Welt er mit seinen grausamen Worten meinen könne; war es denn nicht Aberwitz, daß sie — durch einen Dritten — ihm Bedingungen, solche Bedingungen gestellt haben sollte? Aber, ach Gott! er war ja schon fort, es war zu spät — und ihr hatte man nichts gesagt!

Sie war, ohne es zu wissen, vor den Spiegel getreten. — War das todtblasse Gesicht, das sie aus dem Glase mit seltsam leuchtenden Augen ansah, das ihre? Sie löste das Haar und ließ es fessellos über das weiße Nachtgewand herabfallen und flüsterte, ohne es zu wissen: „Und dich hat Wolfgang geliebt? Das ist ein so großes Wunder, daß es in Trauer und Thränen enden muß!“ Und dann kehrte sie sich hastig um und kniete vor dem geflochtenen Lehnstuhl nieder und bedeckte den Brief und das kleine Buch mit Küssen und preßte ihre Lippen auf ihre Hand, als wäre es die des Geliebten, und bat mit brechender Stimme: „Vergib mir alles Weh, das ich dir zugefügt habe, das aus der Liebe zu mir dir erwachsen ist; ich werde es ja nimmer wieder gut machen können, wenn ich auch mit einem Lächeln den letzten Tropfen Herzblut für dich hingeben könnte!“

Dann barg sie Brief und Buch auf ihrem zuckenden Herzen und warf sich auf ihr Lager; sie verschlang die Finger ihrer Hände vor den Augen und preßte die Zähne in die Unterlippe und schloß unter den Händen die Augen, und dann lag sie wieder mit schwerathmender Brust und leicht geöffnetem Munde und starrte in die flackernde Flamme der Kerze auf dem Tisch und wußte und fühlte nur noch eins: daß es eine große Wohlthat für sie wäre, sterben zu können. Aber wenn dann ihre Hand zufällig die Briefblätter berührte, daß sie leise knisterten, flüsterte sie träumerisch: „Und er hat mich doch geliebt, und sollte ich die ganze Welt auswandern, irgendwo muß ich ihn doch finden und er muß mir sagen, daß ich schuldlos bin!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein protestantischer Papst.

(Hierzu das umstehende Bild.)

Seit einigen Jahren wird der Kampf gegen kirchliche Anmaßung etwas weniger schüchtern geführt als früher. Aber wenn man genauer zusieht, entdeckt man doch, daß sich dieser Kampf gar oft nur gegen die allergröbsten Ausschreitungen richtet, und die Leute sich schließlich einbilden, schon recht viel gewonnen zu haben, wenn nur den „Ultramontanen“ auf die Finger geklopft wird, wogegen man die Uebergriffe der „Evangelischen“ gar zu gern übersieht. In Wirklichkeit aber ist die Herrschsucht, der Hang zum Despotismus gleich groß bei den Priestern beider christlichen Konfessionen. Allerdings hat der katholische Klerus sich im ganzen an der Menschheit mehr versündigt als der protestantische, aber dies liegt hauptsächlich an den verschiedenen Verhältnissen, unter welchen diese zwei Kirchen ihre Macht zur Entfaltung brachten, keineswegs jedoch daran, daß die Geistlichen der einen Konfession besser sind als die der andern. Nicht am Wollen hat es den evangelischen Pastoren gefehlt, wenn sie ihre „Herden“ weniger drückten als die katholischen Geistlichen, wohl aber am Können. Damit man nun nicht, in dem Wahne, von dieser Seite sei doch eigentlich für den menschlichen Fortschritt nichts zu befürchten, sich in eine verderbliche Sicherheit einwiege, sei hier einmal das Bild eines Geistlichen vorgeführt, aus dessen Wirken man ersehen mag, daß auch in der protestantischen Kirche der Klerus, wenn er unumschränkte Herrschaft erlangt, zur Geißel der Menschheit wird.

Der Mann, dessen Schalten und Walten einen schlagenden Beweis hierfür geben soll, ist kein geringerer als J. Calvin, einer der vier gefeierten Reformatoren. Er war derjenige unter ihnen, welcher die Ideen, wie sie sich sehr bald nach der Reformation unter den protestantischen Theologen ausgebildet hatten, am konsequentesten durchführte, und zum Unglück war er mit weitreichender Gewalt ausgestattet, mit einer so großen, wie sie kaum jemals in gesitteten Ländern ein Mensch in höherem Grade besaß. In Büchern wie in den Schulen wird zwar noch durchgehend (soweit nicht Katholiken das Wort haben) von Calvin eine

Schilderung entworfen, der zufolge man ihn für einen Verbreiter geistiger Aufklärung, für einen Förderer alles Guten, einen Wohlthäter der Menschheit halten könnte. Aber wie weit entfernen sich solche Darstellungen von der Wahrheit! Das gerade Gegentheil muß man denken, wenn man die Veröffentlichungen des genfer Geschichtsforschers Galiffe liest. Was dieser emsige Forscher in den Prozeßakten jener Zeit gefunden hat, das theilt er in verschiedenen Schriften mit und versichert, nicht ein Wort darin vorzubringen, welches er nicht mit Dokumenten beweisen könne. Auf Grund dieser Enthüllungen, die, obgleich zum Theil schon vor 15 Jahren veröffentlicht, noch immer soviel wie möglich verschwiegen werden, sei hier der vielgepriesene Reformator gezeichnet. Wenn er dabei in einem ungewohnten Lichte erscheint, so ist eben dieses doch das einzig richtige, und das Volk soll die Wahrheit hier ebenso gut kennen lernen wie in andern Dingen.

Johann Calvin wurde im Jahre 1509 in der Picardie in Frankreich geboren. Er studirte Theologie und schloß sich bald der reformatorischen Richtung an. Da aber die Protestanten in Frankreich stark verfolgt wurden, floh er nach Straßburg und Basel, versuchte dann in Ferrara als Prediger zu wirken und ging, als dieser Versuch mißlang, 1535 nach Genf. Hier war die Reformation von Farel und Viret verbreitet worden und hatte ziemlich Wurzel geschlagen. Calvin wußte rasch einen großen Theil der



Colladon. Farel. Le Gagneux. Gournault. Viret. Froment. De la

Calvin und die Seinen beim C



...ntaine, Sekretär. Calvin. Spifame. De Bèze.

...loquium in Genf. Nach Labouchère.

Bekenner der neuen Lehren für sich zu gewinnen, und selbst die ersten Verbreiter der Reformation in Genf ordneten sich ihm unter. Sobald er nun zu größerem Einfluß gelangt war, begann er durchgreifende Aenderungen in kirchlichen Angelegenheiten. Namentlich wollte er einen neuen Katechismus einführen. Das erregte Unzufriedenheit und dieselbe steigerte sich zur Erbitterung, als er eines Tages vor der Abendmahlsfeier plötzlich der versammelten Menge erklärte, sie sei insgesammt unwürdig, den Leib des Herrn zu genießen. Der Reformator mußte fliehen. Die verschiedenen Parteien bekämpften sich hierauf in Genf längere Zeit, bis es den Calvinianern, deren Häupter unser Bild zur Katechismusberathung versammelt zeigt, endlich 1540 gelang, die Rückberufung ihres Führers durchzusetzen. War Calvin schon zuvor selbstherrisch aufgetreten, so geschah dies jetzt viel mehr. Er hatte die Ansicht, die Menschen seien unwürdige Geschöpfe. Das denken nun freilich die meisten Theologen und sicher alle Fanatiker. Aber sie suchen und empfehlen doch in der Regel ein Heilmittel gegen dieses Uebel. So meinte Luther, der Glaube, wenn er vollständig wahr und hingebend sei, verschaffe dem armen Sünder trotzdem die ewige Seligkeit. Die katholische Kirche lehrt, daß neben anderm auch gute Werke die Himmelspforten öffnen können. Der Streiter Gottes in Genf aber lehrte: Die Menschen müßten allerdings Buße thun wegen ihrer Sündhaftigkeit, allein dessenungeachtet könnten

sie sich keine Hoffnung machen auf Lohn im „Jenseits“, denn das hänge von der „Gnadenwahl“ ab. Nur wen der Herr von vornherein dafür bestimme, werde eingehen dürfen in sein Reich. Sein Gott regierte also rein nach Willkür. Daß diese Lehre recht schlimme Wirkung hervorbrachte unter Menschen, die sich einmal gewöhnt hatten, nur im Hinblick auf das „Jenseits“ zu handeln, konnte nicht fehlen. Die sittenlosesten Bewohner Genfs und deren Familien waren in der Folge die Anhänger des Reformators.

Um die verderbte Welt im Zügel zu halten, gab es natürlich nach der Anschauung Calvin's nur ein Mittel: äußerste Strenge. Er gestaltete nach und nach die Gesetze Genfs in diesem Sinne um. Schon leichte Vergehen wurden streng bestraft, barbarisch aber die Verbrechen, die er für schwere erklärte. Mit dem Begriffe „Majestätsverbrechen“ wurden die Genfer erst durch ihn bekannt, und wie es sich von selbst versteht bei einem solchen „Erleuchteten des Herrn“ war Majestätsverbrechen jede von der seinigen abweichende religiöse Ansicht, ja mit der Zeit wurde dazu gestempelt jeder leiseste Widerspruch gegen den frommen Mann. Denn, schrieb er einmal, „wer mich beleidigt, beleidigt Gott Vater, Gott Sohn und den heiligen Geist.“ Seine Todesurtheile wurden noch dadurch schrecklich, daß er das Lebendigverbrennen, das ganz abgekommen war, wieder einführte. Auch die Folter, die in Genf damals kaum mehr gekannt war, wurde nun bei jedem gerichtlichen Verfahren mit aller Grausamkeit angewendet. Daneben ersann er für kleinere Vergehen entehrende Strafen, namentlich wurde kein Angeklagter entlassen ohne öffentlich Buße gethan und Versprechungen aller Art im Sinne eines bornirten Bigottismus gemacht zu haben. Damit aber ja kein „Verbrecher“ seiner Strafe entgehen könne, wurde ein weitverzweigtes, schmachvolles Spionirsystem eingeführt. Bei solchem Verfahren verfolgte der Reformator einen doppelten Zweck: er wollte die Menschheit im Glauben befestigen und die Ehre Gottes erhöhen, und dann konnte er mit seinen drakonischen Gesetzen leicht alle Gegner, ja schließlich seine persönlichen Feinde treffen. Und als persönlicher Feind betrachtete er in seinem Fanatismus zuletzt jeden, der nicht sein blinder Nachbeter war, wie er überhaupt nichts weniger um sich dulden konnte als unabhängige Gesinnung, eignes Urtheil. Deshalb nahm auch allmählich unter seiner Partei Kriecherei und Charakterlosigkeit entsetzlich überhand. Die Vertheidiger der alten genfer Gesetze verfolgte Calvin von Anfang an mit besonderer Rücksichtslosigkeit. Eine große Zahl dieses besten Theiles der Bevölkerung wurde entweder förmlich verbannt oder durch Bedrohung und mannigfache Quälereien aus der Stadt vertrieben. Denn natürlich konnte der Herrscher die Hinrichtungen nicht gleich zu massenhaft vornehmen. So wurde die Mehrzahl seiner politischen Gegner verjagt, ihr Vermögen eingezogen und zum Besten der neuen Lehre und ihrer Verfechter verwendet. An Stelle der vielen Vertriebenen fanden tausende seiner Landsleute Aufnahme in der Stadt. Zum Theil kamen sie allerdings nach Genf, weil sie ihrer Ueberzeugung wegen anderwärts verfolgt worden und in der Hoffnung, hier eine Stätte freier Forschung zu finden. Diese sahen sich indeß sehr bald getäuscht, ja sie fanden daselbst oft schlimmere Behandlung, als die gewesen wäre, der sie entflohen waren. Große Massen der nach der Stadt am Leman strömenden Franzosen kamen, wenn auch dem Namen nach als Flüchtlinge, in der Absicht, unter der Diktatur ihres Landsmannes auf Kosten der Einheimischen ein behagliches Leben zu führen. Wenn diese Leute nur blindlings den Geboten des Reformators folgten und allenfalls äußerlich sich als fromme Christen zeigten, durften sie gewiß sein, von demselben auf alle Weise unterstützt und selbst bei wirklichen Verbrechen (wie dies sehr häufig vorkam) höchst glimpflich behandelt zu werden. Wie wenig diese Menschen, welche mit der Zeit die Hauptstütze Calvin's wurden, wegen ihrer religiösen Ueberzeugung nach dem Eldorado des Protestantismus gewandert waren, beweist die Thatsache, daß von ihnen in der Folge zwei Drittel zum Katholizismus zurückkehrten.

In dieser Weise hatte der Verfechter der Reformation in Genf seine Partei zu der überwiegend größern gemacht. Aber neben diesem systematischen Vertreiben unliebsamer Personen wurden gleichwohl immer noch Todesurtheile genug vollzogen. So allein in den Jahren 1542—46 achtundfünfzig (30 an Männern, 28 an Frauen). Davon wurden 10 enthauptet, 13 gehenkt, 35 lebendig verbrannt. Wahrscheinlich waren diese Opfer nicht alle Parteigegner des „großen“ Mannes, hie und da mag vielleicht auch ein wirklicher Verbrecher den unmenschlichen Gesetzen verfallen sein, indeß ist aus den Akten zu ersehen, daß die Schuld Sämmtlicher nicht erwiesen werden konnte, und als sicher ist demnach anzunehmen, daß noch weit mehr Menschen gänzlich unschuldig waren als blos 38, die wegen „Zauberei“ und „Pestverbreitung“ ihr Leben lassen mußten. Wahrlich, wenn man nur die Gräuelthaten aus den 4 Jahren in's Auge faßt, sollte man genug haben an diesem Verbreiter eines „aufgeklärten“ Christenthums!

Allein das Bild des Glaubensstreiters soll noch etwas weiter ausgeführt werden. Damit man nun nicht einwenden kann, es sei ausgeschmückt oder zu unbestimmt gehalten, sei hier eine Liste vorgeführt, welche die hervorragendsten Opfer Calvin's nennt, sofern sie Fremde, keine Einheimischen waren, weil bei diesen behauptet werden könnte, politische Rücksichten möchten vielleicht Calvin bestimmt haben, gegen seine Neigung strenger zu verfahren als er es sonst gethan haben würde.

Lebendig verbrannt wurden im Jahre 1553 Servet, 1562 d'Argillière; hingerichtet 1558 Gentili; gebrandmarkt und verbrannt wurden die Drucker Norbert und Billount (1561—63); gefoltert, gepeitscht und dann verbannt: F. Bellot, G. Dubois und der Pole Thomas Alexander (1545—47 - 59); verbannt unter Androhung des Todes: T. Mesquin, J. P. Alciat und S. Telio (1558—59); lebenslänglich verbannt unter Androhung der Peitsche: J. Bolser, G. Guainier, F. le Teinturier und M. Antoine (1551—56); außerdem verbannt und vollständig zu Grunde gerichtet oder durch Verfolgung vertrieben: die berühmten Italiener Gribaldo und G. Blanderate (1555—58); Carignan, Gallo, Giustiniano und Zucchi, der begabte Castalion, C. Dumont u. a. ihrer Nachfolger im Rektorat der Schulen, endlich die Pfarrer Caroli, de la Mar, Mégret, Champereau, Veyron, Essautier, M. de Villiers und noch viele.

Was die Verfolgungen besonders verabscheuungswürdig macht, ist, daß die Betroffenen Schicksalsgenossen Calvin's waren, Flüchtlinge wie er selbst, wegen ihrer religiösen Meinungen aus der Heimath vertrieben, und daß er, während ihm in seinem Refugium Macht und Ansehen erblühte, die bevorzugte Stellung benützte, die Aermsten vollständig zu verderben, denn in den meisten Fällen war die Vertreibung aus dem Asyl so schlimm wie ein Todesurtheil, manchem mochte sie noch schlimmer erscheinen. Und alles nur, weil diese Leute, mit einer Ausnahme durchweg gläubige Protestanten, in ganz untergeordneten religiösen Fragen von dem „Seigneur“ (Lehensherr), wie er sich nennen ließ, abwichen, nach unseren Begriffen jedoch sehr orthodox waren. Der einzige unter den Genannten, der etwas weniger gläubig, war der Spanier Miguel Servede. Er war ein höchst begabter Mann, der sich nach Vienne in Frankreich zurückgezogen hatte und dort als Arzt und als Korrektor sein Brod verdiente. Er leugnete die Dreieinigkeit, weshalb sich Calvin längere Zeit umsonst bemühte, ihn in seine Gewalt zu bringen, denn sogar der Bischof nahm sich seiner an. Leider war Servede, obgleich er schon einmal nur mit genauer Noth den Fangarmen Calvin's entronnen, so unvorsichtig, auf einer Reise nach Neapel sich in Genf aufzuhalten. Er wurde festgenommen und verklagt. In diesem Falle zeigt sich Calvin nicht nur in seiner ganzen grausamen Verfolgungssucht, sondern er wird uns auch noch verächtlich durch Feigheit und Lüge. Es bestand nämlich in Genf das Gesetz, daß jeder Ankläger gleichzeitig mit dem Angeklagten gefangen gehalten werde. Aber dazu hatte der Reformator keine Lust. Ein „Strohmann“ mußte für ihn in's Gefängniß wandern. Servede wurde zum Feuertode verurtheilt und im Oktober 1553 bei langsamem Feuer lebendig verbrannt! Da waren doch die fanatischen Katholiken milder als sie in Florenz ein halbes Jahrhundert zuvor Savonarola, ehe die Flammen ihn verzehrten, erdrosselten! —

Von den scheußlichen von Genfern verübten Justizmorden seien nur wenige erwähnt. Zuerst kam derjenige von Jakob Gruet. Mit den fürchterlichsten Folterqualen (oft wurde die Tortur in einem Tag mehrmals angewendet) wollte man den Mann, der nicht willig jedem despotischen Gesetze des Diktators zustimmte, dazu bringen, sich des „Majestätsverbrechens“ schuldig zu bekennen. Er wurde nach langen Martern 1546 hingerichtet.

Eine reichere Ausbeute für die Verfolgungssucht des Reformators bot der unter dem Vorwand eines ausgebrochenen Aufruhrs erfolgte Staatsstreich im Mai 1555. Nach mehreren Wochen entsetzlicher Martern wurden die Brüder Comparet, Claude Genève u. a., die Calvin's Haß erregt hatten, qualvoll hingerichtet, überhaupt damals fürchterlich gehaust. Ein Fr. Daniel Bertholier wurde erst sicher gemacht, um dann desto gewisser den Schergen in die Hände zu fallen. Nach zweimonatlichen Folterqualen ward er enthauptet. Nur mit Abscheu kann man die in

jener Zeit besonders stark hervortretenden Beweise von Calvin's Unmenschlichkeit lesen. Wer nach diesem Staatsstreich noch irgend Opposition machte wurde erbarmungslos verfolgt, so daß zuletzt in Genf nur noch eine Partei bestand, diejenige Calvin's. Von da an war seine Herrschaft etwas weniger blutig; aber übermäßig streng, ja grausam war sie immer noch.

Die Anhänger und die bezahlten Lobredner des Reformators suchen die Strenge seiner Gesetze und die harte Anwendung derselben damit zu entschuldigen, daß sie behaupten, die Genfer seien sitten- und zügellose Menschen gewesen. Galiffe erklärt nun dagegen, die Einwohnerschaft Genfs sei damals durchaus nicht ausschweifender gewesen als andere Leute jener Zeit (von den Hofkreisen ganz zu schweigen), und namentlich die freisinnige Partei habe mehr auf Sittlichkeit gehalten als der Anhang Calvin's, welcher sehr häufig in Sittenprozesse verwickelt gewesen. Ebenso wenig begründet wie diese Entschuldigung ist das auf der andern Seite ihm von seinen Lobhudlern zugeschriebene Verdienst, die Sitten verbessert, die Aufklärung befördert und Bildung verbreitet zu haben. Schon aus obigem ist ersichtlich, daß dies nicht der Fall. Wie hätte auch er, der gleich Luther in finsterem Aberglauben befangen war, zu richtigem Denken anleiten können? Auch die Sittlichkeit konnte bei seinem Vorgehen nicht gewinnen, und was die Bildungsanstalten betrifft, die er gegründet haben soll, so können darunter höchstens Institute gemeint sein, die ausschließlich in der Theologie unterrichteten, und was die Welt diesen dankt, weiß man zur genüge. Von andern Schulen hat er keine einzige neu gegründet, nur einige von ihm früher aufgehobene in den letzten Jahren seines Lebens wieder errichtet.

So fällt vor dem Hauche der Wahrheit ein Blatt um's andere von dem Lorbeerkranze, mit dem besoldete Schreiber jener Zeit ihn geschmückt haben und welchen die fromme Nachwelt so gern erhalten möchte. Nicht einmal das eine, in ihren Augen besonders strahlende Blatt seiner Uneigennützigkeit, kann dem scharfen Luftzuge der Forschung widerstehen. Denn, abgesehen von den vielen materiellen Vortheilen, die er seinen intimen Freunden und nicht minder seinem Bruder und dessen, die Moral auf's gröbste verletzenden Verwandten zuwendete, hatte er selbst auch ein recht erkleckliches Sümmchen zu verzehren. Galiffe sagt, sein sicheres Einkommen lasse sich nach dem Geldwerth im Jahre 1862 ohne Uebertreibung auf 9—10,000 Francs (7200—8000 Mark) berechnen, außerdem aber fielen ihm fortwährend reiche Nebenbezüge zu. Und doch hatten seine Verehrer die Stirn, zu behaupten, er habe in größten Enthaltsamkeit gelebt und sei so arm gewesen, daß sein ganzes Besitzthum nur aus seiner Bibliothek bestanden habe.

Als vor einigen Jahren der Papst den Ketzerrichter Arbuez zum Heiligen machte, da ging — und zwar mit Recht — ein Schrei der Entrüstung durch die Welt, dem Großinquisitor Calvin dagegen den Heiligenschein herunterzureißen, den er nun seit drei Jahrhunderten mit gleichem Unrecht trägt wie jener, das fällt den guten Anhängern der Reformation natürlich nicht ein.

Wir sind weit entfernt die Unmenschlichkeiten in Schutz nehmen zu wollen, die im Namen der katholischen Kirche verübt wurden, aber ebenso wie wir von einer Anzahl Päpste uns mit Abscheu wegwenden, ebenso sollten wir den Kirchengewaltigen von Genf einmal würdigen und vor allem aus seinem Handeln den Schluß ziehen, daß die Priesterherrschaft, möge sie heißen wie sie wolle, dem menschlichen Geschlechte nur Verderben bringt, und daß es endlich einmal an der Zeit wäre, sich aus ihren Banden frei zu machen!

A.

Das Märchen.

Literarhistorische Skizze von **M. Wittich.**

„Wir finden es wohl, wenn von Sturm und andrem Unglück, das der Himmel über uns schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchern, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, sind sie winterlang Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft."

So beginnen die Brüder Wilhelm und Jakob Grimm die Einleitung zu ihrer Märchensammlung. Gleich jenen stehengebliebenen Aehren sind aus vielen Perioden einer blüthenreichen Vergangenheit oft nur ganz einzelne Zeugnisse übriggeblieben bis auf unsere Zeit. Ein Zeugniß nun der reichen poetischen Ader des deutschen Volkes der Vorzeit sind uns die erhaltenen ächten Volks- und Kindermärchen.

„Wir wollen diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut."

Deshalb wollten die Brüder Grimm, die Begründer einer Wissenschaft von der deutschen Sprache, ihrer Geschichte und ihrer Literatur, mit ihrer Sammlung nicht blos der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst leisten, es war zugleich Absicht, daß die in den Märchen lebendige Poesie selbst wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann.

Ein Produkt des dichtenden Volksgeistes ebenso wie das Volkslied, ist das Märchen eine Dichtungsgattung, die nicht eben leicht in dem herkömmlichen Fächer- und Schubladensystem der Poetik, d. h. der Lehre vom Dichten, unterzubringen ist. Es berührt sich mit verschiedenen anderen Gattungen, mit der Sage, der Fabel und dem Schwank so nahe, ist so innig mit ihnen verwachsen, daß scharf markirte Grenzlinien oft garnicht gezogen werden können. Das Märchen gehört zu den allerersten, in die früheste Kindheit der Völker fallenden Erzeugnissen einer freien, als einer Naturgabe, unbewußt geübten Naturgabe, nicht als einer überlegt, verstandesmäßig und nach bestimmten äußeren Regeln und Gesetzen schaffenden Geistesthätigkeit. Es wächst, wie ein Forscher sich treffend ausdrückt, von selbst, ungepflegt, auf dem Boden der Kindesphantasie. Die naiven Regungen des jugendlichen Gemüths, seine kindischen Wünsche und Neigungen, sowie seine Furcht und Abneigung zaubern das Märchen in bald grellen, bald zarten Bildern und sinnlich bunten Farben hervor. Die Märchen seien im Wachen sich gestaltende Träume, deren Deutung nur in den namenlosen Strebungen eines unreifen und unschuldigen Denkens und Wollens zu suchen sei. Daher kommt es denn, daß wirkliche Märchen, diese Produkte des unbewußt schaffenden Volksgeistes, eigentlich ebensowenig von dem modernen Kunstdichter „gemacht" werden können, wie wirkliche Epen oder Heldenlieder, die ja, wie die homerischen Gesänge beweisen, meist, vielleicht überall, durch krystallähnliches Zusammenschießen von Volksliedern entstanden sind.

Das Märchen ist die freieste Domäne der Phantasie, diese schaltet unumschränkt, und Stoff und Form des in dem Berichte als geschehend Dargestellten sind einzig und allein der Willkür der Phantasie unterworfen. Die größten Wunderwerke, die übernatürlichsten Dinge werden mit einer naiven Einfalt hererzählt, als wenn sie alle Tage ebenso passiren könnten und passirten. Als poetische Gattung betrachtet, hat das Märchen zu dieser Einmischung des Phantastischen und Wunderbaren gewiß ein gutes Recht; für das Epos wollte Gottsched, der leipziger Geschmacksrichter und einseitige Verstandes- und Regelmäßigkeitsmensch, das Wunderbare nicht gelten lassen: die Gegenwart zuckt darüber nur noch mitleidig die Achseln und findet trotz ihm „Das verlorne Paradies" des Engländers Milton, den „Oberon" Wielands und andere Dichtungen der Art schön und läßt sich nicht einfallen, diesen Werken ihre Existenzberechtigung abzusprechen.

Das Märchen ist der reinste Ausdruck der erzählenden Dichtung; es erfindet frei und bindet sich bei seinem Berichte nur durch die Aufeinanderfolge, nicht durch den Kausalnexus, den inneren Zusammenhang nach logischen und reflektirten Gründen, weil der Hörer als naiv und den logischen Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache nicht kennend angenommen wird, damit dem freien Spiele der Phantasie gehuldigt werden kann.

Diese Freiheit der Formen des Geschehens, wie sie dem Märchen eigenthümlich ist, war es nun gerade, welche über dasselbe ein Mitglied jener in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auftauchende Dichtergruppe, die man Romantiker nannte, Hardenberg, folgendes Urtheil aussprechen läßt. „Das Märchen ist gleichsam das Kanon (Richtschnur, Muster) der Poesie, alles Poetische muß märchenhaft sein." Er fährt dann fort und bestimmt das Märchen als einen Traum von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgends ist. Diese Welt, spielt Hardenberg metaphysisch weiter, die Zeit vor der Welt sei ein in zerstreuten Zügen hingeworfenes Bild der Zeit nach der Welt, sie sei der Wahrheitswelt durchaus entgegengesetzt und somit ihr durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung. In der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige Chaos, das Chaos, das sich selbst durchdrang, das in sich und außer sich ist. Das ächte Märchen mußte zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut nothwendige Darstellung sein. „Der ächte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft!"

Bei dieser „Fülle von Gesichten", bei diesem kühnen Spiel mit Begriffen und ihren Gegensätzen schweben Hardenberg sein Freund Tieck mit seinen Märchen und vor allen Dingen auch Goethe vor, dessen Werke ja das Schiboleth und die Bibel der Romantiker waren.

„Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr."

lautete das Motto, welches Goethe an die Spitze seiner Balladen stellte.

Besaß er doch, wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, schon in früher Jugend die Fertigkeit, mit Geschick und auf spannende Weise Märchen zu erzählen, hatte er doch

„Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren!"

und der „Märchenstuhl" der Frau Aja, wie Goethe's Mutter in dem Bekanntenkreise genannt wurde, bildete den Mittelpunkt eines Kinderfestes im Garten des Großvaters. „Da saß ich und da verschlang er mich bald mit seinen großen, schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Thränen verbiß; manchmal griff er ein ꝛc." So läßt Bettina von Arnim die „Frau Rath" erzählen.

Als ein von ihm erzähltes Knabenmärchen legte Goethe „den neuen Paris" ein in „Dichtung und Wahrheit". Auch in Sessenheim, bei seiner Geliebten Friederike Brion, kommt dem jungen straßburger Studenten diese Gabe wieder zu statten, und er erzählt unter andern „Die neue Melusine", die er später infolge von Aufforderungen aus dem Publikum drucken ließ, „freilich werde er es jetzo nicht in seiner ersten unschuldigen Freiheit überliefern." Ferner spricht Goethe in seiner mehrerwähnten Selbstbiographie von den „Fabeln der Edda*)" und sagt: „Sie gehörten unter diejenigen Märchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte." Später noch einmal meldet er, wie er sich zudringlichen Fragen seiner Begleiter bei einer Lustpartie über die Wahrheit seines Werther und den Wohnort Lottens dadurch entzieht, daß er Kinder um sich versammelte und ihnen Märchen erzählte, „welche aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren, wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörerkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten sein möchte."

Betrachten wir die Märchen vom literaturgeschichtlichen Standpunkte aus, so finden wir es unter den Griechen bezeugt bei dem Lustspieldichter Aristophanes, bei Plutarch und bei dem Geographen Strabo, unter den lateinischen Schriftstellern bei Quintilian, Apulejus, der selbst das Märchen „vom goldnen Esel" schrieb, und bei dem Kirchenvater Tertullian. Aber aus noch viel älterer Zeit liegen Zeugnisse für das Märchen vor; so in den altindischen Lehrdichtungen Pantschatantra und Hitopadesa; und in gleicher Weise sind Spuren bei den meisten ältesten orientalischen Völkern nachgewiesen. Das Märchen ist überall zuhause!

*) Edda bedeutet Aeltermutter und ist der Titel zweier altnordischer Sammlungen von Liedern, welche Thaten der Götter und Helden besingen.

Wir heben zunächst nur die wichtigste hierher gehörige Erscheinung aus dem Orient hervor. Im 16. Jahrhundert wurden arabische Märchen zusammengestellt in der bekannten Sammlung „Tausend und eine Nacht", welche durch Vermittlung ihres französischen Uebersetzers Galland auch ziemlich allen übrigen abendländischen Völkern zugängig und bekannt wurde. Trotz des Verbotes des Propheten Mahomet wurden Märchen im ganzen islamitischen Orient gern erzählt, gehört und gelesen, „da diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und einem bequemen Müssiggang höchst angemessen war." (Grimm.) Bis in die Zeit der Sassaniden*) hatten sich solche Erzählungen bis in's Unendliche vermehrt, und es werden dieselben noch heute gar gern wiedererzählt, auch viele neue dazu erfunden, und noch vor kurzem erst lasen wir in den Zeitungen, die gedrückte Stimmung der schweren heutigen Lage in Konstantinopel zeige sich auch besonders darin, daß in den Kaffeehäusern nur vereinzelte Märchenerzähler ein empfängliches Publikum fänden.

Im Jahre 1550 erschien in Venedig unter dem Titel „Ergötzliche Nächte" (Notti piacevoli) eine Sammlung von Erzählungen, Schwänken, Fabeln und Räthseln, worunter sich 13 Märchen befinden, welche der Verfasser Giovanni Francesco Strapparola „aus dem Munde zehn junger Fräulein aufgenommen". Wegen einiger sittenloser Episoden hatte das Buch 1605 in Rom das Mißgeschick, in das Verzeichniß der verbotenen Bücher, den bekannten Index librorum prohibitorum, zu kommen und es erschien deshalb später in abgekürzter und gereinigter Gestalt. Die Märchen sind das weitaus beste am ganzen Buche.

1637 erschien das „Pentameron" des Giambattista Basile, der im 16. Jahrhundert lebte, eine Sammlung von lauter Märchen, die von allen vor Grimm existirenden die beste und reichhaltigste ist und auch durch und durch volksthümlich auftritt: die Sprache ist der Dialekt des neapolitanischen Volkes und die Darstellung ganz in dem Geiste der witzigen, lebhaften Neapolitaner und mit Sprüchwörtern und Wortspielen förmlich vollgestopft, ein Umstand, der freilich die Lektüre für den mit neapolitanischer Sitte und Mundart Nichtvertrauten erschwert.

Nach Italien zeigt Frankreich zunächst Märchensammlungen, und den Reigen eröffnet hier Charles Perrault, der 1633 bis 1703 lebte und in einem einfachen, natürlichen Stil erzählte, soweit es die damals schon glatte und elegante französische Sprache zuließ. Der Kinderton ist sehr gut getroffen, auch sprechen eine Menge innerer und äußerer Zeichen dafür, daß es sich hier nicht um künstliche Erfindungen, sondern um natürlich im Volke erwachsene Märchen handelt.

Nicht so ganz gelungen ist es der Gräfin Aulnoy, die ihren Stoff weit willkürlicher behandelte und zuviel Reflexionen einflocht. Beide fanden eine Menge Nachahmer, die jedoch alle bedeutend Schwächeres leisteten.

Auch Spanien besaß und besitzt Märchen, wie sich dies aus einer Stelle des Cervantes, des geistreichen Verfassers des „Don Quixote" ergibt. Ebenso England, Schottland und Irland und die übrigen nordischen Länder, in deren Literatur öfter Uebersetzungen französischer Sammlungen und dem ähnliches vorkommen.

(Schluß folgt.)

*) Persische Königsdynastie, welche von 218—626 n. Chr. regierte, wo sie vom Kalifen Omar gestürzt wurde.

Das Gespenst der Volksaufklärung.

Man kann sich wohl kaum entschiedenere Gegensätze denken, als sie in dem Philosophen von Ferney und dem eisernsten unter den russischen Herrschern dieses Jahrhunderts verkörpert waren. Der eine der Repräsentant der neuen Zeit, der im Geiste mit allen Autoritäten im Himmel und auf Erden gebrochen hatte und sie mit Spott und Hohn verfolgte, der andre die Autorität selbst, und zwar die Autorität, welche sich mit allen Mittel, koste es auch tausende und millionen Menschenleben, zu behaupten bemüht

war. Daß Voltaire den finstern Soldatenkaiser, wo er nur gekonnt, verhöhnt und gekränkt hätte, wenn er nicht 18 Jahre vor Nikolaus Geburt gestorben wäre, ist gewiß niemand zweifelhaft; daß er aber noch lange nach seinem Tode und bis an Nikolaus Ende ihn beunruhigt, verfolgt und mehr als einmal in Wuth gebracht hat, dürfte manchen überraschen. Es ist eine kleine Hofgeschichte, die hier nacherzählt werden soll; eine Geschichte, die nicht allein interessant ist, weil der geistreichste Mann der geistreichsten Nation ihr Held ist, sondern weil sie auch die alle Gewalt überwältigende Macht des Geistes beweist. Ob sie sich genau so zugetragen hat, dürfte wohl gleichgiltig sein; daß sie in russischen und deutschen Hofkreisen erzählt und geglaubt worden ist, genügt vollkommen.

Bekanntlich war die Kaiserin Katharina II. von Rußland als aufgeklärte Despotin nach dem Muster Friedrich des Großen den französischen Encyclopädisten freundlich gesinnt gewesen und hatte besonders für Voltaire Bewunderung empfunden, mit ihm Briefe gewechselt und nach seinem Tode seine Bibliothek erstanden. Dieses letztere Andenken an den großen Franzosen hatte der mit eigenem Geistreichthum sich brüstenden Fürstin aber nicht genügt, sie wollte ein recht sprechendes Abbild von ihm besitzen und ließ sich deshalb von dem berühmten Bildhauer Houdon eine Voltairestatue anfertigen. Houdon hatte dem außerordentlichen Manne kein gewöhnliches Denkmal gemeißelt; auf niederem Lehnsessel sitzend, in reich drapirtem Gewande, das nur den Kopf und die Hände den Blicken des Beschauers frei läßt, zeigte das Bildwerk eine beinahe unheimliche Lebendigkeit. Der Oberkörper und der fleischlose Kopf, mit dem runzligen Gesicht nach vorn gebeugt, machten den Eindruck, als wenn sich die Statue jeden Augenblick erheben und einem nachschleichen könnte; die Augen hatten für einen Menschen aus Stein etwas ganz erstaunlich durchbohrendes, der Mund lächelte in fataler Ueberlegenheit — kurz, die Statue war wirklich ganz Voltaire und ganz dazu angethan, zu frappiren, und Leute, welche nur ein Lächeln und eine Haltung zu sehen gewöhnt waren, die nämlich knechtischer Unterwürfigkeit, gründlich zu ärgern. Ob sich Katharina darüber geärgert hat, berichtet die Geschichte nicht, dafür war dieser steinerne Voltaire für den eisernen Nikolaus nicht nur ein Gegenstand des Aergers, sondern sogar des Hasses, ja der Furcht. Einige Jahre stand die Statue in der Bibliothek der Eremitage, jener prachtvollen Residenz Katharina's, die nach dem Tode der Kaiserin unbenutzt und verschlossen blieb. Erst im Jahre 1825 sollte wieder Leben hinein kommen, als der neue Kaiser, Nikolaus I., beschlossen hatte, die Kunstschätze, welche dort in Massen aufgehäuft und fast vergessen waren, wieder an's Licht zu fördern. Zwar hatte Nikolaus, der sonst in allen Winkeln selbst herum zu stöbern pflegte, es anfangs vermieden, die Lieblingsgemächer seiner Großmutter zu betreten; er hatte die oft grausame und mit der Aufklärung nur wie mit einem unglücklichen Liebhaber kokettirende Tyrannin höchst ungerechter Weise für zu freisinnig gehalten, und sie darum eher gehaßt als' geliebt. Eines Tages aber fiel ihm ein, man könne die Bibliotheksräume zur Vergrößerung der Bildergallerie gebrauchen. Flugs ließ er sie öffnen und schaute nach, wie es wohl da drinnen aussähe. Einladend und freundlich war der Anblick nun gerade nicht — über ein Heer abgegriffener, mottenzerfressener Bücher, die in schnörkelichen Rokokoschränken unordentlich aufgehäuft waren, flackerte ein mühsam durch einstmals grüne, seit langem aber vergilbte Fenstervorhänge sich stehlender fahler Lichtschimmer. Die Luft war dick und dumpfig wie in einer Gruft, und mitten drinnen in dem langen düsteren Gemache hockte ein anscheinend mit grauen Laken umhülltes Skelett, das ganz aller Ehrfurcht bar hocken blieb, als der Kaiser eintrat, und ihn nur angrinste, als hätte es den Allgefürchteten verhöhnen wollen. Nikolaus erkannte das Skelet auf den ersten Blick, es war Voltaire — für Nikolaus das tödtlich gehaßte Gespenst der Volksaufklärung. Der erste Eindruck war der eines Schreckens, wie er dem rauhen Soldatengemüthe des Kaisers sonst gänzlich fremd war. Den Schrecken löste der grimme Zorn über den Schreck und dessen Veranlassung ab.

„Hinaus mit dem Scheusal; nie wieder will ich's sehen," donnerte der Despot seiner entsetzten Begleitung zu und verließ eilends das Gemach und die Eremitage. Der Befehl des Czaren ward vollführt und die Voltairestatue zu schweigsamer Mitternachtstunde in das dem Großfürsten Constantin gehörige Marmorpalais geschafft, welches, da der Großfürst in Warschau residirte, unbewohnt und den gefährlichen Besuchen des Kaisers nicht ausgesetzt war.

Eine lange Reihe von Jahren verging. Rußland hatte Persien niedergeworfen und Armenien erobert, die Türken besiegt, Adrianopel genommen, Handelsfreiheit mit der Türkei und freie Schifffahrt im Schwarzen Meer erzwungen, die polnische Revolution von 1830 gebändigt und die polnischen Freiheitshelden mit unerbittlicher Grausamkeit niedergemetzelt oder, was schlimmer war, in Sibiriens Bergwerke deportirt; und im Innern waren ebenso erfolgreiche Kämpfe geführt worden gegen alles, was auch nur entfernt nach Freiheit und politischer Selbstständigkeit der Unterthanen aussah.

Kurz vor 1830 hatte ein beispiellos scharfes Censuredikt die letzte Möglichkeit einer freien Meinungsäußerung in Rußland vernichtet, und ein Reglement über den Vortrag der Wissenschaften auf den Universitäten hatte auch die höchsten Lehranstalten in die spanischen Stiefeln des Militärdespotismus eingeschnürt. In den dreißiger Jahren ward die eiserne militärische Zucht über die ganze Civilverwaltung ausgedehnt, gleichzeitig wurde Rußland durch alle nur denkbaren Maßregeln von dem Auslande, welches sich dem Geiste der fortschreitenden Kultur nicht hatte entziehen können, abgeschlossen; so wurde den Fremden die Anstellung, ja sogar der Aufenthalt in Rußland erschwert, und die Russen mußten sich das Recht, in's Ausland zu reisen, mit theurem Gelde erkaufen und durften überhaupt garnicht auswandern. Nur ein Streben zeigte sich in allen Regierungshandlungen des Czaren: aus seinen Unterthanen eine einzige durch dieselbe Sprache, dieselbe Religion, denselben Knechtsinn unzertrennlich verbundene willenlose Heerde zu machen. Und das Bemühen des Kaisers war so ziemlich mit Erfolg gekrönt worden, — da drohte auf einmal wieder das Jahr 1848 mit dem Hereinbrechen revolutionärer Ideen. Um dieselbe Zeit ging mit dem Marmorpalais eine Revolution vor. Der im Jahre 1827 geborene zweite Sohn des Kaisers, Constantin, war der Erbe seines Oheims geworden und sollte sich nun vermählen und das Marmorpalais als großfürstliche Residenz erhalten. Da traf man bei den Reparaturen und Renovationen auf — **Voltaire**. Man erinnerte sich sofort an die Abneigung des Kaisers und verbarg die unbequeme Statue in ein dunkles Kämmerchen unter einer großen Treppe, von dessen Existenz der Czar nicht einmal eine Ahnung hatte.

Die Besichtigung des Marmorpalais nach vollendeter Renovation besorgte Nikolaus natürlich selbst. Er war dabei in ausnahmsweise guter Laune — nichts wie Lob quoll über seine Lippen. Schon wollte er höchst befriedigt den Palast verlassen, als seine Blicke von einem dunklen Winkel gefesselt wurden. Seine scharfen Augen hatten eine kaum bemerkbare Geheimthür entdeckt.

„Was steckt hinter jener Thür?"

Niemand wollte es wissen.

„Altes Gerümpel wahrscheinlich, kaiserliche Majestät!"

„Oeffnen — sofort!"

Die Thür knarrte in ihren rostzerfressenen Angeln und aus stauberfülltem Grabesdunkel starrte hohnlächelnd ein Gespenst hervor — das Gespenst des Vaters der modernen Revolutionen.

Der Czar war leichenblaß geworden — dann übermannte ihn der Zorn. Ohne die Baukommission, welche ihn geführt hatte, noch eines Blickes zu würdigen, unfähig ein Wort zu sagen, nur mit einer ungestümen aber sehr deutlichen Handbewegung die sofortige Entfernung des tödtlich gehaßten steinernen Gastes befehlend, verließ Nikolaus sofort den Palast.

Nun war guter Rath theuer! Wohin mit dem „vermaledeiten französischen Pavian", dessen Bosheit soweit ging, daß er noch lange nach seinem Tode einen Kaiser um seine majestätische Ruhe und hohe kaiserliche Beamte und Würdenträger um die schönsten Aussichten auf Orden, Rangerhöhungen und Belohnungen aller Art bringen konnte!

Schließlich fand sich noch ein scheinbar ganz sicherer Zufluchtsort für die Statue, die man am liebsten zertrümmert hätte, wenn jemand die Verwegenheit besessen hätte, vom Czaren die Erlaubniß dazu zu erbitten — der von Katharina II. für Potemkin erbaute taurische Palast, in welchem allerlei Antiken, darunter auch ein paar verschimmelte Hoffräulein, ein unbeachtetes Dasein führten. —

Der achtundvierziger Völkersturm erschütterte Rußlands innere Ruhe nur wenig; dunkle Gerüchte über eine Anfang 49 in Petersburg entdeckte Verschwörung fanden ihren Abschluß in der amtlichen Mittheilung, daß 21 höhere Beamte, Offiziere und Studenten wegen Aufruhrversuchs zum Tode durch Erschießen verurtheilt, aber durch die Milde des Czaren zu ewiger Gefangenschaft in

den Festungen oder in den sibirischen Bergwerken begnadigt worden wären.

Daß die Revolution aber Oesterreich und die übrigen deutschen Staaten bis in ihre Grundvesten erschüttert hatte, war Rußlands Vortheil. Es konnte Hülfe gewähren gegen die Revolutionäre, es rettete Oesterreich und ward Schiedsrichter über Deutschland. Der Versuch, nunmehr die orientalische Frage auf gut russisch zu lösen, führte jedoch zu gefährlichen Verwicklungen. Frankreich und England traten auf die Seite der Türkei und ließen im September 1854 ihre Armeen zum Angriffskriege gegen Rußland in der Krim landen.

Und Rußland stand dieser Koalition ohne Alliirte gegenüber. Preußen verharrte in vorsichtiger Neutralität und Oesterreich hätte dem Helfer in der Revolutionsnoth seinen Dank am liebsten mit Kanonenkugeln ausgezahlt.

Der Czar Nikolaus ging düsteren Sinnens umher — seine Macht bedrohten mächtige Feinde und seine Gesundheit war von einer tückischen Erkältung heftig erschüttert.

Trotzdem feierte der Hof in Petersburg Feste. Bebte auch der Boden unter den Füßen der russischen hohen Gesellschaft, so mußte sie sich doch tanzend und scherzend über den Ernst der Lage täuschen.

Auf den 10. Februar 1855 hatte der Kaiser eine Landpartie festgesetzt. Es sollte ein großes Fest werden, und man glaubte diesmal ein besonderes Recht zur Freude zu haben, denn ausnahmsweise lauteten die Nachrichten vom Kriegsschauplatze einmal günstig. Sebastopol war unerschüttert, die Feinde wurden zu tausenden von ansteckenden Krankheiten dahingerafft, und Stürme hatten ihre Flotten arg beschädigt.

So ging's denn zu Schlitten lustig über Land — in's taurische Palais. Nach der Tafel überfiel den Czaren die alte Lust am Herumstöbern und flugs schritt er, in alle Winkel schauend und nach dem Zwecke jeder nicht ganz gewöhnlichen Bagatelle fragend, durch das weite Haus.

Im entferntesten Winkel des entferntesten Flügels bemerkte er eine Treppe. „Wohin führen diese Stufen?"

„Zu den Dachräumen," antwortete der begleitende Palastbeamte.

„Was enthalten sie?"

„Alte Möbel und dergleichen."

Nikolaus stieg die Treppe hinauf. Eine verschlossene Thür sperrte sie ab.

„Wo ist der Schlüssel?"

Niemand wollte es wissen.

„Ein Beil!"

Unter einem wuchtigen Hiebe brach das morsche Holz zusammen. Durch ein halberblindetes Dachfenster fielen die Strahlen der untergehenden purpurnen Abendsonne schräg auf eine merkwürdige graue Gestalt. Der Czar trat überrascht näher. Da erkannte er den räthselhaften Gast. Der alte hohnlachende Todfeind, dessen Gespenst zum erstenmale nach der Verschwörung von 1825, zum zweitenmale im Jahre der europäischen Revolutionen und nun — gerade mitten in dem gewaltigsten und an Niederlagen reichsten Kampfe, den Nikolaus je geführt, zum drittenmal ihm in den Weg trat.

Ein Schauer überrieselte den eisernen Gewaltmenschen. Er rief es nicht, er stieß es wuthschäumend, fast brüllend hervor:

„Zermalmt das Scheusal und werft es in die Kloake!"

In furchtbarer Aufregung verließ Nikolaus sofort und ganz ohne Begleitung zu Schlitten den Ort des Festes. Auch den Abend über blieb der Kaiser allein und in der Nacht erkrankte er heftig, um nicht wieder zu genesen.

Am 10. Februar 1855 war das Gespenst der Volksaufklärung dem ärgsten Tyrannen des 19. Jahrhunderts zum drittenmale erschienen, am 18. Februar sank er in's Grab.

Aber der marmorne Voltaire Katharina's II. lebt heute noch und lächelt in der kaiserlich russischen Bibliothek höhnisch wie zuvor auf seine kaiserlich russische Umgebung herab. G.-L.

Weltausstellungsbriefe.

IV.

(Das Aquarium. Die Chinesen. Die Japanesen. Der indische Schatz des Prinzen von Wales. Der Kohinor. Der persische Palast. Algier. Tunis. Marokko.)

Noch immer kann man von einer Fertigstellung und Vollendung der Weltausstellung nicht sprechen, so schön und brillant erfunden auch die Phrasen sind, mit welchen die pariser Zeitungsschreiber in ihren Berichten die zahlreichen Lücken zu umgehen suchen. Ich führe nur ein Beispiel an, das Süßwasseraquarium im Trocaderopark. Die Einrichtung ist allerdings vollendet und verdient als ein Meisterwerk belobt zu werden. Man denke sich in ziemlich großem Umfange eine allerliebste kleine Felsenpartie mit Grotten, Hügeln, Bergpfaden 2c., welcher die künstliche Entstehungsart durchaus nicht anzumerken ist. Ueber Brücken und Stege muß man wandern und behutsam auftreten, um nicht zufällig in eins der zahlreichen Bassins zu fallen, die von der großen Trocaderokaskade durch Röhren und eingebettete Bäche gespeist werden. In der Mitte der Anlage befindet sich ein kleiner Hügel mit einem offenen Säulenpavillon, von dem aus man eine hübsche Uebersicht über die „Trocaderoschweiz" hat. Alles Geschilderte befindet sich unter freiem Himmel. Sehr überraschend für die Besucher ist es, daß sich unter dieser hübschen Außenseite eine noch viel interessantere Innenseite befindet. Man steigt auf bequemer Felsentreppe fast drei Meter tief in die Erde und gelangt in eine unterirdische Grotte mit großen Plätzen und engen gewundenen Gängen. Labyrinthartig schlingen sich dieselben durcheinander und werden erhellt durch Fenster! Aber diese Fenster empfangen nicht direkt das Himmelslicht, sondern durch große Wasserbassins hindurch. Die letzteren sind dieselben, welche wir erst von oben betrachtet haben. Nun können wir von der Seite hineinblicken und übersehen weit besser die großen mit phantastischen Felsstücken angefüllten Räume. Umsonst spähen wir jedoch nach Fischen, welche bisjetzt nur in ganz geringer Anzahl vorhanden sind, da die meisten Wasserbehälter zur Aufnahme derselben geeignet sind. Der Kalkstein, aus welchen sie zusammengesetzt, macht das Wasser noch allzu schmutzig und ehe sich dasselbe nicht klar und rein erhält, dürften die Bewohner des flüssigen Elements kaum ihr Leben in ihm fristen können.

Spazieren wir im Trocaderopark noch ein wenig umher, so gelangen wir bald zu den Chinesen, die dortselbst einen niedrigen Palast aus Holz errichtet haben. An demselben fallen besonders die nach oben gebogenen Dachgesimse mit spitzzulaufenden Ecken auf und die zahlreichen Holzschnitzereien, welche die Wände bedecken. Es grinsen uns abscheuliche Götter und Thierfratzen aus ihnen entgegen und kein Europäer wird an denselben ein ästhetisches Gefallen finden. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß die Chinesen eine ungemeine Geschicklichkeit in der Holzschnitzerei haben und mit derselben eine ausdauernde Arbeitskraft und Arbeitslust verbinden. Bei der Herstellung dieses Baues sind nur Hände und Handwerkzeuge, nicht eine einzige Maschine verwendet worden, und daher kommt es auch, daß die Chinesen in ihren sonderbaren Ornamenten und Verzierungen viel mannigfaltiger und fantastischer sind als wir Europäer bei unsern Bauten. Die Maschinen arbeiten vielleicht ebenso genau und scharf wie die fleißigen Chinesenhände, können aber ihre Fabrikate nur nach einer Schablone herrichten. Schön und malerisch machen sich die Farben des chinesischen Palastes, hauptsächlich der richtig zur Verwendung gekommene Goldlack, in dessen Zubereitung die Söhne des „himmlischen Reichs" (so nennen die Zopfträger ihr großes Vaterland) eine große und viel beneidete Geschicklichkeit besitzen. Sie theilen dieselbe mit ihren Nachbarn, die zugleich ihre ärgsten politischen Feinde sind, den Japanesen. Das Geheimniß der Bereitung des Goldlacks sowie anderer Farben und Tuschen liegt weniger in der Auswahl der Rohstoffe, welche sie der üppigen Pflanzenwelt ihres Landes entnehmen, sondern vielmehr in der vorsichtigsten und langwierigsten Behandlung dieser Stoffe, welche seit uralten Zeiten in China bekannt und stets die nämliche geblieben ist. Ein kleiner Gegenstand, z. B. eine Schale, eine Dose aus Holz, Kupfer 2c., welcher lackirt werden soll, wird nicht einfach übergestrichen, sondern wohl dreißig, vierzig mal, und häufig verschiedenen Temperaturen ausgesetzt, sodaß die Fertigstellung besonders werthvoller Gegenstände oft monatelang dauert. Auch wird während der Lackirung mit größter Aengstlichkeit darauf geachtet, daß auch nicht ein einziges Staubtheilchen der Luft den Lack verunreinigt. Um das zu verhüten, begeben sich die Arbeiter in kleinen oder größeren Schiffen, die man wohl schwimmende Fabriken nennen kann, auf das Meer und zwar soweit hinaus, daß der Wind ihnen kein Staubkörnchen mehr zutragen kann. Europäische Schiffsreisende haben mehrfach vier bis fünf Stunden weit von der Küste solche Schiffe, die sich flottenweise vereinigen, angetroffen. Natürlich ist diese Herstellungsart außerordentlich zeitraubend. Aber in China und Japan haben die Leute noch Zeit; der Grundsatz: „Time is money", der in unserm europäischen und nordamerikanischen Industrieleben eine so wichtige Rolle spielt, ist bei ihnen noch nicht zur Geltung gekommen. So arm auch die niederen Volksschichten in den ostasiatischen Ländern sein mögen, Hunger und Durst aus Mangel an Arbeit erleiden sie selten. Um die soeben beschriebenen zeitraubenden Arbeiten verrichten zu lassen, gebrauchen die reichen Unternehmer stets sehr viele Arbeiter, die, wenn man nicht mit der Hetzpeitsche (wie bisweilen bei uns) hinter ihnen steht, außerordentlich pflichtgetreu ihrer Aufgabe obliegen. Die Chinesen sind bekannt als das nüchternste Volk der Erde und erst neuerdings durch die Einführung des Opiums theilweise demoralisirt worden. Sowie die Nordamerikaner die Rothhäute durch Branntwein ihrer natürlichen Kraft berauben, so verlocken die Engländer die Chinesen zur Unthätigkeit durch Einführung des berauschenden Giftstoffes. Es

ist bekannt, wie Kaufleute, Schiffseigenthümer und Kapitäne aller Nationen Europas das Opium dazu benutzen, um die Chinesen auf ihre Schiffe zu locken und dann unter scheinbarer Ratifizirung eines Miethskontraktes, den die Unglücklichen im berauschten Zustande unterschreiben, als Sklaven unter dem Namen Kulis nach Nordamerika und Brasilien zu verkaufen.

Doch zurück zu den chinesischen Gegenständen auf der Ausstellung, die fast alle Meisterwerke der chinesischen Industrie genannt werden können. Der Trocaderopalast sowohl wie die chinesische Abtheilung in dem großen Marsfeldgebäude sind voll von den seltsamen, theilweise sehr geschätzten Waaren. Unter ihnen zeichnen sich nächst den Lederarbeiten und der Tusche, die bekanntlich nur in China und Japan vollendet schön bereitet wird, die Email- oder Schmelzarbeiten aus, welche darin bestehen, daß man Gegenstände aus Gold, Silber, Kupfer, Stein, Eisen und Porzellan mit flüssigem Glas überdeckt. Mischt man diesem Glasflusse gewisse Metalloxyde bei, so nimmt er verschiedene Farben an, die dann, mosaikartig auf die Oberfläche des zu emaillirenden Objektes gebracht, eine überaus prächtige Ansicht gewähren. Die chinesischen Emailarbeiten zeichnen sich nun besonders durch die sanfte, harmonische Abstufung der Farben aus, durch die Genauigkeit, mit welcher die sandkorngroßen Mosaike durch Gold- und Silberfäden von einander getrennt sind und durch die imponirende Größe der Vasen, Krüge, Schilde ꝛc., welche mit dem Email bedeckt werden. Ein Geheimniß war es uns Europäern bis vor kurzem, wie es den Chinesen und Japanern möglich sei, auf Porzellan den sogenannten Zellenschmelz (email cloisonné) zu befestigen. Sie bedecken die Oberfläche eines Porzellangegenstandes zuerst mit einem engen Netze ganz schmaler Silber- oder Goldfäden, die auf unbegreifliche Weise senkrecht auf dem Porzellan befestigt werden. In die so entstandenen Zellen wird dann mit größter Vorsicht verschiedenfarbiges flüssiges Glas hineingegossen. So kommt das ganze Stück in den Ofen, aus welchem es, sobald der Prozeß des Aufschmelzens vorüber ist, mit Vorsicht herausgezogen wird, sodaß beim Erkalten keine Risse entstehen. Dann werden die Zellen wiederum gefüllt, und derselbe Prozeß wiederholt sich solange, bis alle Zellen bis zur Höhe der Goldfäden gefüllt sind. Dann wird die ganze Oberfläche auf's sorgfältigste polirt. Man kann sich einen Begriff machen, wie subtil gearbeitet werden muß, wenn man bedenkt, daß die Zellen kaum 1/8 Linie hoch sind und doch mehrmals angefüllt werden müssen. Ein Kenner gibt den chinesischen und japanischen Emailarbeiten stets den Vorzug vor den europäischen, die weit schneller, aber auch weniger fein hergestellt werden. Eben jetzt geht durch die Zeitungen die Notiz, daß Herr Ravené, der bekannte Fabrikbesitzer in Berlin, seine japanischen Arbeiter wieder entlassen hat. Dieselben kamen vor Jahresfrist nach Berlin, um hier den deutschen Arbeitern die Handgriffe ihrer Kunst zu lehren. Es hat sich aber herausgestellt, daß es sich weniger um besondere Kunstgriffe, sondern vielmehr um Ausdauer und vorzüglich um Zeit handelt. Herr Ravené hält es nun nicht der Mühe werth, diese Zeit zu opfern, um die wahrhaft schönen chinesisch-japanischen Kunstobjekte herzustellen. Jeder Liebhaber muß es bedauern, daß das „Zeitalter des Dampfes“ uns Europäern faktisch die Herstellung solcher Sachen verwehrt. Gewiß, schnelle Arbeit hat ihre gute Seite, aber sie darf zum Vortheil einiger Kapitalisten auch nicht so rasend betrieben werden, daß der gute Geschmack darunter leidet. „Gut Ding will Weile haben,“ sagt ein altes Sprüchwort, und wenn wir in dieser Beziehung von unseren „asiatischen Brüdern“ etwas mehr lernten, so könnte das nichts schaden. Jedenfalls hätten wir Deutschen dann nicht auf der Ausstellung in Philadelphia das Prädikat „billig und schlecht“ erhalten. Billig sind nun allerdings die chinesischen und japanischen Arbeiten dieser Art nicht. Ein reicher Engländer hat z. B. in diesen Tagen für eine einzige Vase, freilich von Meterhöhe, die anständige Summe von 50,000 Francs bezahlt. Solche Verschwendung kann sich nur ein sehr reicher Liebhaber erlauben. Dazu muß übrigens bemerkt werden, daß besonders die Japaner sehr wohl wissen, wie übertrieben hoch ihre Waaren von manchem europäischen Millionär, der nicht weiß, was mit dem Gelde anfangen, geschätzt werden. Und dumm sind die Herren mit der platten Nase und den geschlitzten, schlauen Augen auch nicht, deshalb normiren sie die Preise hier in Europa wohl zehnmal höher als in ihrem Vaterlande. Auch verstehen sie sich schon auf den modernen Schwindel und verkaufen miserable, nachlässig fabrizirte Dinge, die bisweilen sogar lädirt sind, als Kostbarkeiten ersten Ranges. Bei den Chinesen, die im ganzen ein ehrliches Volk sind, habe ich diese Art Prellerei noch nicht beobachtet. Man muß ihnen überhaupt in mancher Beziehung Achtung zollen für die Pietät, mit welcher sie an ihren einheimischen Sitten und Gebräuchen festhalten und sich nur ungern den Einflüssen unserer modernen Kultur hingeben. Sie beobachten scharf, und die Gebrechen unserer modernen Gesellschaftszustände sind ihnen nicht unbekannt. Das Mißtrauen, daß sich ähnliche auch bei ihnen einfinden, hindert sie daran, sich europäisiren zu lassen, wie es bei den Japanern der Fall ist, die, von dem äußerlichen Glanz und Pomp unserer reichen Stände entzückt, ohne weiteres Reformen nach abendländischer Weise bei sich einführen. Ganz äußerlich prägt sich dieser Gegensatz zwischen den beiden ostasiatischen Völkern hier auf der Ausstellung in der Kleidung aus. Die Chinesen haben sämmtlich ihre Nationaltracht beibehalten, während die Japanesen mit Cylinderhut und schwarzem Frack einherstolziren. Dieser Nachäffungstrieb der letzteren macht sich höchst komisch, da er im Grunde nicht auf weiser Ueberlegung und scharfer Kritik unserer Gebräuche und Sitten beruht, sondern mehr auf der Kurzsichtigkeit, welche ihnen alles bei uns im rosigsten Lichte erscheinen läßt.

Alles, was die Chinesen und Japanesen fabriziren, trägt in seinen Verzierungen jenen barocken Geschmack an sich, der sich hauptsächlich in Darstellungen der furchtbarsten Thierfratzen und komplizirtesten Arabesken äußert. Aber durch die Feinheit und Sauberkeit der Arbeit gewinnt auch alles einen Anstrich von Zierlichkeit und Eleganz, an welcher sich selbst die französischen Kunstarbeiten ein Muster nehmen können. Ich erwähne nur noch die Eisenguß-, Metall-, Holz-, Elfenbein- und Lederwaaren, ganz insbesondere auch die chinesischen Möbel und japanischen Schulgegenstände.

In den ersteren drückt sich das Bestreben der Chinesen aus, wirklich nachahmungswürdige und bequeme Gegenstände unserer Industrie sich anzueignen. Da finden wir Schränke, Stühle, Tische, Etageren, Kanapees, Schemel, Wandschirme, Spiegelrahmen, Kisten, Kasten, Koffer ꝛc., meist alle aus Holz, mit Schnitzereien über und über bedeckt, dazu kostbare Ueberzüge aus Seide und andere Gewebe, welche seit alter Zeit meisterhaft in China hergestellt werden, endlich auch die berühmten Fächer und elfenbeinernen Schachfiguren von unbeschreiblicher Zartheit. Der Thee, das Hauptprodukt Chinas, fehlt selbstverständlich auch nicht.

Japan, in seinem Nachahmungstrieb, hat eine vollständige Schuleinrichtung nach modern europäischem Muster ausgestellt. Bekanntlich wird den Japanern von oben herab, von ihrem Kaiser, Mikado genannt, der wieder von den europäischen Mächten beeinflußt wird, die Kultur gewissermaßen aufgezwungen. Mit welchem Erfolge, das ist jetzt noch schwer zu beurtheilen. Bekanntlich ist es die Politik fast aller Kolonialmächte gewesen, bis zu einem gewissen Grade die Kultur des fremden Landes im europäischen Geschmack zu begünstigen, um den Verkehr zu erleichtern und dadurch größere Handelsvortheile zu erzielen. Das ist alles ganz schön, wenn nur wirkliche Humanität ein Wort mitspräche, und nicht blos Egoismus, der schnell bereit ist, den Reichthum des halbcivilisirten Landes aufzusaugen und im Tausch dagegen eine nur oberflächliche europäische Bildung zurückzuerstatten. Japan wird es vielleicht später noch einmal bereuen, so plötzlich den westlichen Bewohnern der Erde Thor und Thür geöffnet zu haben, wenn mit deren „Bildung“ auch alle Uebel und Unkrautgewächse derselben eindringen. Wie jeder weiß, breitet sich Unkraut schneller aus, als nützliches Gewächs. Wenn ich durch die japanischen Räume des Marsfeldpalastes gehe und alle die Schulbücher, Landkarten, ausgestopften Vögel, Bilderbogen, Schreibhefte, Wandtafeln, Schulbänke, Tintenfässer, Uebersetzungen der deutschen, französischen und englischen Klassiker betrachte, so werde ich den Gedanken nicht los, daß den armen japanesischen Schulkindern bei dieser Sintfluth von Novitäten ganz dumm im Kopfe werden muß, weil ihnen ja alles und jedes, was unsern Kindern ganz natürlich ist, höchst fremdartig erscheinen muß. Im alltäglichen und häuslichen Leben sind sie ja noch ganz an heimische Art und Sitte gewöhnt und werden deshalb wohl zum größten Theil nicht wissen, weshalb und wozu sie sich alle die fremden Dinge mit Hand und Kopf aneignen sollen. Ich bedaure sie ein wenig, nicht deshalb, weil sie lernen sollen, sondern weil ihnen zuviel zugemuthet wird. Die „Einpaukerei“ scheint in Japan tüchtig im Schwange zu sein, und solches Vollstopfen mit unverdauten Kenntnissen nützt wahrlich nicht viel. Es werden sich in Japan deshalb bald alle jene Uebelstände herausstellen, welche auch bei uns nicht ausbleiben, wie man in der vortrefflichen Sack'schen Schrift: „Gegen die Prügelpädagogen“ nachlesen kann. Auch bei uns bringt ja das Einpauken der mannichfaltigsten und verschiedensten Kenntnisse hauptsächlich zuwege, daß unsere Knaben und Jünglinge keine Zeit haben, sich mit dem ernsteren sozialen Leben zu beschäftigen und deshalb später aus Unverstand und Gewohnheit biedere Bourgeois und unterthänigste Diener jeglicher Regierung werden. Wissen ist gut, aber nicht jeder soll alles wissen wollen. Alles schickt sich nicht für einen. Sei jeder in seinem Fache kenntnißreich und tüchtig, so wird er durch seine Arbeit nützen können und zugleich Zeit finden, sich an dem politischen und sozialen Leben mit eignem Willen kraftvoll zu betheiligen. (Schluß folgt.)

Eiweißgehalt in Getreide und Kartoffeln. Liebig hat wiederholt darauf hingewiesen, daß im Getreidekorn der Eiweißgehalt — und damit der Nährwerth — von außen nach innen abnimmt. Das feinste Weizenmehl, das sogenannte wiener Kaisermehl, aus dem innersten Theile des Korns hergestellt, verdankt seinen Preis nur dem Umstand, daß es sich für die Kunstpräparate der höheren Koch- und Backkunst besser eignet. Durch die zwar kostspieligen Zusätze von Eiern, Butter und anderen guten Dingen gewinnt es erst für den Feinschmecker auch den Nährwerth wieder, den es durch die Art des Mahlens sonst verloren hatte. Wäre es möglich, nur die Hülsen vom Getreidekorn zu entfernen und den ganzen übrigen Theil zu Mehl zu zerkleinern, so würde dieses 30 Prozent Kleber (Eiweißstoff) enthalten, also zwei Dritttheile mehr, als das gewöhnliche Mehl. Jedenfalls sind bei der jetzigen Art des Mühlenbetriebes die sogenannten gröberen Sorten Mehl die nahrhafteren. Auch bei den Kartoffeln nimmt nach neueren Untersuchungen der Eiweißgehalt von der äußeren Schale nach der Mitte zu ab, und zwar im Verhältniß von 121 zu 100. Die Kartoffeln werden jetzt als Speise je nach Landesbrauch und Gewohnheit bald mit der Schale gekocht, bald werden sie vorher, und dann unter großem Substanzverlust, abgeschält. Für alle Haushaltungen, die von

den zu Gebote stehenden Nahrungsmitteln nichts vergeuden wollen und können, dürfte sich nach obigem das Kochen mit der Schale empfehlen, es wird dadurch ein Fünftel des in den Kartoffeln überhaupt vorhandenen plastischen (d. i. blut- und fleischbildenden) Nährstoffes mehr nutzbar erhalten. R.-L.

Schweinefett und Talg als Nahrungsmittel. Wenn im Laufe der „heiligen sozialen Ordnung" die Lage des arbeitenden Volks glücklich wieder dahin gebracht ist, daß es seine Kraft um jeden Preis verkaufen muß, um nur das Leben für den nächsten Tag zu fristen, sehen wir unter andern regelmäßig die Erscheinung eintreten, daß der Konsum von Fleisch und Butter abnimmt, dagegen als naturgesetzlich nothwendige Beigabe zu der in größerer Quantität als sonst konsumirten, weil billigeren, vegetabilischen Nahrung, auch die billigeren Gewebsfette vom Schwein, Rind und Hammel in steigendem Maße verwandt werden. „Wir möchten dem Vieh blos das Fett ausschneiden und es mit dem übrigen Fleisch wieder laufen lassen," kann man heutigen Tages die Schlächter in Arbeitervierteln sagen hören! Der übergroßen Nachfrage wegen lassen sie sich natürlich nun auch ihre Fettwaare theurer bezahlen als anderes Fleisch. Und doch ist diese Quelle für den armen Mann häufig noch die billigere, weil er wenigstens sieht, daß er reines Fett für sein theures Geld erhalten hat. Das Schweinefett, das im ungeschmolzenen Zustand beim Händler oft billiger zu haben ist, ist nämlich von spekulativen Profitmachern nicht unberücksichtigt geblieben. Es wurde schon früher vor einem Kunstprodukt öffentlich gewarnt, das unter dem Namen „Hamburger Stadtschmalz" ein Speiseschweinefett darstellte, das mit nicht weniger als 20 Prozent Specksteinpulver verfälscht war. Aber auch feingemahlener Thon, Kreide, Gips, Schwerspath, Kartoffelmehl sind gelegentlich in derartiger, zum besten des armen Volkes einige Pfennige billiger verkaufter „Waare" zu finden. Dies Geschäft kann sich um so besser halten, als eben grade der arme Mann das jetzt gekaufte Fett in der nächsten Stunde verzehrt und weder übriges Geld hat, um es, auch wenn es ihm verdächtig vorkommt, untersuchen lassen zu können, noch Zeit und Rath, um es vor dem Verbrauch selbst zu prüfen. Wird es mit Brot verzehrt oder als Beigabe direkt in Speisen gemengt, so machen sich diese Beimischungen dem Auge garnicht, höchstens nur dem Magen und dem betrogenen Organismus als beschwerender Ballast bemerklich. Eine einfache Probe auf die Reinheit des Schweinefettes kann man anstellen, indem man einen kleinen Theil in einem Fläschchen mit dem fünffachen Volumen Aether übergießt, gut verkorkt, die Flasche kurze Zeit in lauwarmes Wasser hält und dann tüchtig schüttelt. Reines Fett löst sich klar auf und darf höchstens nur ein wenig Wasser hinterlassen. Die Verfälschungsmittel aber setzen sich als undurchsichtiger Satz zu Boden. — Dem Gebrauch der festeren thierischen Fette, des Talgs, die hauptsächlich als Beigabe an Gemüse und Saucen verwandt werden, steht häufig, auch wenn dieselben frisch und unverdorben sind, ein für viele Leute unüberwindlich unangenehmer Geruch und Geschmack, eben der Talggeschmack, entgegen. Dem Rindstalg läßt sich derselbe am leichtesten benehmen durch das von vielen Hausfrauen schon angewandte Verfahren, den Talg mit Milch gemischt, unter fleißigem Umrühren solange zu kochen, bis alle Wassertheile verdampft sind. Der unangenehme Geschmack verschwindet dadurch so vollständig, daß diese Fettsubstanz zu jedem Gebrauch, sogar zu Backwerk, ohne Bedenken benutzt werden kann. — Ein einfaches Verfahren, Talg jeder Art durch Entfernung der fremdartigen Bestandtheile (die aus nur sehr geringen Mengen gewisser Fettsäuren bestehen) genießbar zu machen, fand Casthelay durch Versuche während der Belagerung von Paris. Er empfiehlt danach, den Talg zur Reinigung mit einer schwachen Sodalösung zu kochen, ihn dann durch Zusatz von mehr Wasser wieder abzuscheiden und zu waschen und diese Behandlung, je nach der Beschaffenheit, zwei- bis dreimal zu wiederholen. Die Waschungen müssen mit heißem Wasser ausgeführt und die Mischungen eine Viertel- oder halbe Stunde im Kochen erhalten werden. Es werden dadurch gewisse flüchtige Substanzen ausgetrieben. Das Wasser enthält dann jene Säuren und entwickelt mit Schwefelsäure einen höchst unangenehmen, ranzigen Geruch. Der Talg aber hat nur noch einen schwachen Fettgeruch, der beim Gebrauch zum Kochen oder Braten von Kartoffeln oder Fleisch verschwindet. R.-L.

Der Abschied des Calas von seiner Familie. Zur Erinnerung an die Gedenkfeier des Geistesheroen Voltaire reproduzirt Buchhändler C. Rüll in Nürnberg (Firma J. L. Lotzbecks Verlag) ein Kunstblatt, gestochen nach einer Handzeichnung des berühmten Künstlers Chodowiecki, enthaltend den Abschied des Calas (nicht Salas, wie in Nr. 38 der „N. W." im Artikel Voltaire und Rousseau irrthümlich gesetzt ist), jenes Kaufmanns, der als ein Opfer leichtsinniger Rechtspflege gerädert ward und dessen Ehre, nach seinem Tode freilich, durch die unausgesetzten Bemühungen Voltaire's wiederhergestellt wurde. Das Blatt machte seinerzeit bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und ist noch heute sehr geschätzt von Sammlern und Kunstfreunden. Die neuen Abdrücke sind sehr schön, und der billige Preis (von 2 Mark) dürfte beitragen, das Kunstblatt, das eine schöne Zimmerzierde abgibt, weiter zu verbreiten.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. Robert K. Wir halten es für sehr fraglich, ob Ihr einjähriges Töchterchen, welches an der englischen Krankheit leidet, durch Vermeidung der Milch und durch ausschließlichen Genuß von rohem Rindfleisch, rohem Schinken, Bouillonsuppen und dergleichen geheilt werden wird, fürchten vielmehr, daß es durch diese einseitige Ernährung zugrunde geht. Versuchen Sie es nochmals mit der Milch. Setzen Sie derselben aber die in jeder Apotheke käuflichen Hartenstein'schen Leguminosenpräparate Nr. 2 zu, derart, daß Sie von jedem die Hälfte geben. Richtig zubereitete Leguminose ist sozusagen flüssiges Fleisch. Wollen Aermere sich die Leguminose selbst bereiten, so geben wir hier eine einfache Vorschrift: Ein Pfund geschälte Erbsen läßt man zwölf Stunden in etwas kaltem Wasser quellen, schüttet sie hierauf in $1^1/_2$ Liter Wasser, welchem eine Messerspitze voll doppeltkohlensauren Natrons zugesetzt wurde, und kocht sie zwei- bis dreimal auf. Hierauf läßt man die Flüssigkeit sich absetzen. Das schwerverdauliche Stärkemehl und die pflanzliche Cellulose sinken zu Boden, während in der trüben Flüssigkeit selbst sich das gelöste Legumin befindet. Letztere gießt man ab und verwendet sie nun zum Auskochen von Knochen, zu Weizenmehlsuppen und dergleichen, oder man setzt sie zur Milch, der bei jüngeren Kindern etwas Milchzucker beigegeben werden muß.

Neudorf. R. B. Sie schreiben uns: „Wenn ich mich bücke, habe ich immer heftigen Blutandrang nach dem Kopfe, sowie zu Zeiten starkes Nasenbluten. Ich trinke leidenschaftlich bayrisch Bier. Was ist dagegen zu thun?" — Wollen Sie Sich diese Frage nicht selbst beantworten?

Glauchau. Frau K. Ein Mittel gegen Kropf wollen wir Ihnen nennen, wenn Sie uns Ihre Adresse angegeben haben.

Zur Beantwortung ungeeignet sind die Briefe von Gustav M., Karl R—t, C. F. St., B. G—n und L. L—t in Berlin, K. in Altona, C. S. in Halle und G—t in Bremen.

Die übrigen Briefschreiber erhielten, soweit es thunlich, direkte Antwort; Frl. F. S. in Altona soll eine solche nach Einsendung ihrer Adresse bekommen. (Schluß des Briefkastens am 21. Juni.) Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Sch. Direktor einer Seiltänzergesellschaft. Die früheren Jahrgänge der „N. W." sind noch zu beziehen. Die Werke Darwins oder, was zu Ihrer Belehrung zweckmäßiger sein dürfte, Büchners „Darwinische Theorie" oder Dodel-Ports „Wesen und Begründung der Abstammungs- und Zuchtwahltheorie" (das letzte sehr billig!) sind durch jede Buchhandlung zu haben. Das „Buch der Erfindungen" ist für denjenigen, der Zeit und Geld genug hat, eine Reihe dicker Bände mit größter Sorgfalt durchzustudiren, von entschiedenem Werthe. Ihre Besorgniß bezüglich der möglichen Verheerungen durch den unlängst hereingebrochenen Reaktionssturm geht vielleicht doch zu weit. Auch von dem weißen Schrecken, der als Radikalmittel gegen den — nur in der Einbildung Unwissender und in der Erfindung Böswilliger drohenden — rothen Schrecken angewendet werden soll, wird sich wohl mit dem bekannten Sprüchwort prophezeien lassen: Gestrenge Herren regieren nicht lange!

Dresden. An den Schwerverwundeten von St. Privat. Wir werden Ihre Erinnerung an jenen mörderischen Kampf mit unwesentlichen Korrekturen zum Abdruck bringen. Das „Bourgeoisfräulein", welches sich von dem Geliebten zurückzieht, weil er Sozialist und ein ehrenwerther Mann ist, der seine Gesinnung in den Tagen allgemeiner Anfeindung seiner Partei nicht wechselt, verdient so hübsche Abschiedsverse nicht. Das Gedicht „Freiheit" ist nicht inhaltreich genug. In der Behandlung poetischer Formen sind Sie anerkennenswerth gewandt; senden Sie uns weitere Produkte Ihrer Muse ein!

Laugallen. W. R. Auch Ihre letzte Sendung enthält nichts, was wir veröffentlichen könnten. Der gute Wille allein genügt nicht.

Jackson (Michigan, Vereinigte Staaten). G. L. Als wir die Ihnen fatale Korrespondenznotiz erließen, wußten wir sehr gut, was wir thaten. Wir wollten und mußten Sie nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß ungünstige Mittheilungen über irgendeinen Menschen nur dann von Werth sind, wenn Sie mit Beweisen belegt werden können. Die Angelegenheit, welche Sie gegen Hrn. B. aufgebracht hat, ist uns von ganz verschiedenen Seiten dargelegt worden, aber immer in einer Weise, die einen ernstlichen Vorwurf für B. ausschließt. Wir wurden sogar versichert, daß Sie ganz dasselbe gethan hätten, was Sie an B. so bitter tadeln, nur wäre Ihre Thätigkeit geringer gelohnt worden, als die B's. Sei dem nun, wie ihm wolle, in keinem Falle können wir für es ein Verbrechen betrachten, wenn jemand gegen Honorar einen Vortrag hält, sobald er nur nicht mit solchem bezahlten Vortrage seine eigene Ueberzeugung verräth. Für Ihre sonstigen Mittheilungen über amerikanische Verhältnisse wissen wir Ihnen Dank.

B. Regierungsrath Z. Daß Sie aus der „N. W." die Ueberzeugung gewonnen haben, es handle sich uns „allen Ernstes" um die Belehrung und Veredlung des Volks, ist uns nicht „sehr gleichgiltig", wie Sie für möglich halten, sondern freut uns aufrichtig, denn daraus, daß Sie Sich um diese Ueberzeugung bemüht haben, geht uns hervor, daß auch Sie die Belehrung und sittliche Veredlung der großen Masse für ein ersprießliches, achtungswerthes Werk betrachten, und es gewährt uns in der jeden edeldenkenden Menschen so sehr anwidernden Misere der Gegenwart eine besondere Genugthuung, mitunter einen höheren Beamten nicht nur als persönlich hochachtbar zu erkennen, sondern auch einen solchen nicht völlig blind zu sehen dem Kerne unserer Bestrebungen gegenüber. Daß wir auf so objektive Beurtheilung seitens der Ihnen Nahestehenden im allgemeinen nicht rechnen können, wissen Sie am besten; und daß solche Objektivität weit über das geistige Maß der Allgemeinheit hinausgeht und nur von geistig Hochbefähigten errungen werden kann — dieses Bewußtsein ermöglicht uns, ohne jede Gehässigkeit der Erbitterung in's Auge zu schauen, welche uns aus den Kreisen der theilweise ja sehr gebildeten höheren Beamtenwelt gemeinhin entgegenschlägt.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 24. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 41. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wenn alles in uns flutet und stürmt, haben wir eine verhängnißvolle Neigung, das Nächstliegende zu übersehen; Wolfgangs Brief hatte Martha in eine so fieberhafte Aufregung versetzt, daß sie erst gegen Morgen sich die Frage vorlegte, wie dieser Brief wohl auf ihr Fensterbrett und zwischen ihre Blumentöpfe gekommen sei. Anna war zuletzt bei ihr gewesen — dazu kam des jungen Mädchens befangenes und unsicheres Wesen, das ihr wieder einfiel — und war es nicht sehr denkbar, daß er gerade sie zur Ueberbringerin sich ausersehen hatte, sie früher als jede andre Mittelsperson? Innere Unruhe, erwartungsvolle Spannung und ein letzter matter Schimmer von Hoffnung, von der Kleinen doch vielleicht etwas über sein Reiseziel zu erfahren, trieben sie im Zimmer hin und her und die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Endlich wurde es rege im Hause; sie konnte Dorette klingeln und sie ersuchen, Anna so bald als möglich zu ihr zu schicken.

Die Kleine schrak zusammen, als ihr dieser Wunsch hinterbracht ward; eilfertig und mit brennenden Wangen flog sie die Stufen hinauf; zagend öffnete sie die Thür und ein einziger forschender Blick in Marthas Gesicht reichte hin, sie mit der bittersten Reue über die Eigenmächtigkeit zu erfüllen, mit der sie augenscheinlich großes Unheil angerichtet hatte. Die Thränen schossen ihr in die Augen, als Martha hastig und erregt fragte:

„Haben Sie mir gestern Abend einen Brief auf's Fensterbrett gelegt?" und mit gesenktem Blick und stockender, kaum hörbarer Stimme bejahte sie die Frage und sagte fast demüthig und in bittendem Tone:

„Ach, verzeihen Sie mir, Fräulein Hoyer, ich habe es so gut gemeint und es ist mir so sauer geworden —"

„Von wem haben Sie ihn bekommen?" forschte Martha weiter, ohne die Worte zu beachten.

„Von Herrn Hammer. Er ließ mich am Mittwoch zu sich kommen, sagte mir, daß er fort müsse und bat mich, Ihnen den Brief zuzustellen, nachdem er abgereist sei."

„Seit Mittwoch! Zwei volle Tage schon! Ach, Anna, warum mußten Sie so gewissenhaft sein! Warum haben Sie mir den Brief nicht einen Tag früher gebracht! Sie hätten mir und wohl auch ihm einen großen Dienst erwiesen; er müßte Ihnen verzeihen und ich würde selber für Sie bitten. Nun ist er fort und es ist zu spät."

Die Kleine hatte bei den ersten Worten in frohem Schreck aufgehorcht und der Wechsel zwischen Verzweiflung und Reue und Glück und Triumph war ein so jäher und überwältigender, daß sie sich vor glückseligem Uebermuth kaum zu fassen wußte und lachend und weinend herausstieß:

„Aber Fräulein, so ist es ja garnicht, er ist ja noch garnicht fort — er reist ja erst heute Nacht — ich habe Ihnen den Brief ja früher gegeben, als ich sollte und durfte, weil ich mir dachte, es könnte so besser sein — für ihn und für Sie! So habe ich es also doch gut gemacht und Ihnen nicht wehe gethan, und er wird mir zu guterletzt noch danken müssen?"

Martha suchte mit der einen Hand eine Stütze an dem Spiegeltischchen und legte die andre vor die Augen — die Wandlung war ja für sie noch in ganz anderem Sinne überwältigend wie für die kleine Anna, der die hellen Freudenthränen über die Wangen stürzten, dann aber kam es wie ein Jauchzen über ihre Lippen, wie ein Jubelruf, und sie legte ihren einen Arm um den Hals Annas und küßte sie auf die Stirn.

„Freilich haben Sie es gut gemacht, freilich sind Sie klug gewesen, freilich wäre ich jetzt ohne Sie sehr, sehr unglücklich — viel unglücklicher, als Sie Sich denken können!" sagte sie leise und herzlich, und ihre weiße Hand glitt schmeichelnd über das in glücklicher Verschämtheit gesenkte Köpfchen. Anna hatte einen scheuen Blick zu Martha erhoben — wie leuchteten jetzt diese dunklen Augen, deren trostloser, zerstreuter Ausdruck sie wenige Minuten vorher noch so tödtlich erschreckt und ihr allen Muth genommen, der ihr wenige Minuten vorher noch zum bittersten Selbstvorwurf gereicht hatte! Sie schauerte zusammen unter der liebkosenden Berührung der weichen Hand, die sie am liebsten an ihre Lippen gezogen hätte, und sagte, ihre Bewegung mühsam niederkämpfend:

„Wie glücklich mich das macht! — Ich hätte keine ruhige Stunde wieder gehabt, wenn es schlimm abgelaufen wäre, und ich habe die beiden letzten Nächte vor Herzklopfen kein Auge geschlossen. Hundertmal habe ich mir gesagt: „Du darfst nicht!" und immer wieder sagte mir dann eine Stimme: „Du mußt!" Und wie habe ich mich vor Ihrer ersten Frage gefürchtet! — Als Sie mich vorhin heraufrufen ließen, war es mir gerade, als müßte ich vor's öffentliche Gericht! Nein, das war ganz schrecklich, Fräulein — aber jetzt möchte ich die ganze Welt umarmen!"

Martha erwiderte mit einem gerührten Lächeln:

„Wissen Sie denn aber auch, daß Sie Sich eine schlaflose und mir eine traurige Nacht hätten sparen können, wenn Sie mir gestern Abend offenherzig gesagt hätten, daß Sie den Brief eigentlich erst abgeben dürften, wenn Herr Hammer fort sei, daß Sie ihn mir aber früher brächten und daß er erst heute Nacht reise?"

„Ach ja, das wollte ich auch erst thun, aber ich hatte nicht den Muth dazu; die Worte blieben mir in der Kehle stecken und so bin ich schließlich mit schwerem Herzen gegangen, ohne Ihnen eine Silbe gesagt zu haben."

„Nun, werden Sie mir nicht wieder betrübt — die Nacht, die hinter mir liegt, ist ein geringer Preis für alles Liebe und Gute, das in dem Briefe steht, und alles, was noch dunkel bleibt, muß sich nun klären; wäre Ihr tapfrer Retter freilich schon fort gewesen, so war es zu spät und dann war der Brief recht sehr traurig für mich."

Anna nickte nur — Marthas Worte waren ja einigermaßen dunkel für sie, aber sie glaubte sich nicht berechtigt, zu fragen. Sie sagte ablenkend:

„Es ist gewiß ein recht schöner Brief gewesen, den ich einer andern als Ihnen garnicht gönnen würde. Aber Sie hätten nur sehen sollen, wie traurig und ernst Herr Hammer am Mittwoch war; er wollte sich freilich nichts merken lassen, er that, als wäre ihm alles gleichgiltig, aber ich hätte kein Mädchen sein müssen, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß es nicht richtig mit ihm war und daß es eine geheimnißvolle Bewandniß damit hatte, daß Sie den Brief, der ihm so wichtig zu sein schien, erst haben sollten, wenn er fort war. Ich habe absichtlich von Ihnen gesprochen; er zuckte mit keiner Wimper, aber ich sah es ihm an den Augen an, daß ihm das Herz schwer war. Ich habe ihm hoch und heilig versprechen müssen, den Brief nicht früher abzugeben, keine Minute früher, und ich habe es ernst gemeint und war stolz darauf, daß er sich auf mich verließ. Aber als ich dann allein war, da kamen mir so allerlei Gedanken und ließen mich nicht wieder los und ängstigten und quälten mich und zuletzt konnte ich nicht anders — ich mußte Ihnen den Brief eher geben. Er brannte mir wie Feuer in den Händen, so oft ich ihn aus meiner Kommode nahm und die Adresse betrachtete — in meinem Herzen und in meinem Kopfe ist noch nie eine solche Verwirrung gewesen, wie in diesen paar Tagen. Ich kam nicht über den Gedanken weg, daß er Sie lieben müsse, recht ernsthaft und ehrlich lieben, und das weiß doch auch ich, daß zwischen zwei Menschen, die sich lieben und nicht zusammenkommen können, so leicht ein Mißverständniß entsteht, das gar keinen ordentlichen, vernünftigen Grund hat und doch immer größer und größer wird, bis sie schließlich denken, sie können sich gar nie wieder versöhnen. Und dann machen sie schließlich einen recht thörichten Streich und der eine läuft fort in die weite Welt oder heirathet eine andre, wenn es ihm auch das Herz zerbrechen will — und es ist ja nicht immer eine kleine Anna, die mit ihrem einfachen Verstand klüger ist, als der grundgescheidte, gelehrte Herr, der andern helfen kann, sich selber aber nicht! Und ist das nicht auch hübsch? Sehen Sie, jetzt möchte ich mir vor Uebermuth die Hände reiben, wie ein ausgelassenes Schulmädchen."

Martha hatte der Kleinen, die sich ganz in Eifer geredet hatte und deren Augen von innerster Befriedigung blitzten, nachdenklich und lächelnd zugehört und wiederholt mit dem Kopfe zugenickt. Nun sagte sie ernst:

„Sie mögen so unrecht nicht haben und Sie geben auch mir in mancher Hinsicht eine beherzigenswerthe Lehre. Was in dem Briefe steht, gibt Ihnen recht, was Herrn Hammer betrifft, und Ihnen darf ich schon sagen, daß Sie errathen haben, was er dachte und fühlte. Aber nun sagen Sie mir — an mich mußten Sie doch auch denken; haben Sie mich denn auch errathen? Ich bin ja immer verschlossen genannt worden und nun sagen Sie mir am Ende, daß ich mein Geheimniß doch noch nicht sorgfältig genug gehütet habe."

Anna lächelte sehr überlegen und fast ein wenig übermüthig.

„Aber Fräulein, von Ihnen wußte ich ja, was ich von Herrn Hammer nur vermuthete — nicht wahr, Sie sind nicht böse, wenn ich das sage?" (Martha verneinte mit leichtem Kopfschütteln.) „Denken Sie noch an die dunkle Rose aus Herrn Hammers Garten, die Sie Sich von dem kleinen Mädchen geben ließen? Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie sie zu Hause in ein Buch legten und dann habe ich Sie einmal in Pyrmont ohne Absicht dabei überrascht, als Sie die Rose aus dem Buche nahmen und sie küßten, und nun wußte ich gleich Bescheid. Es freute mich so sehr, daß Sie Herrn Hammer lieb hatten, denn eine bessere Frau konnte er doch auf der ganzen Welt nicht finden, und darum habe ich Ihnen auch, als man so viele Worte über den Schiffer machte, der ein Kind aus dem Rhein zog, recht absichtlich alles erzählt, was ich von dem Krawall in der Fabrik wußte und was ich eigentlich auch für mich behalten sollte. Damals haben Sie gerade so leuchtende Augen gehabt, wie heute, und mir jedes Wort vom Munde genommen und mir so herzlich gedankt, daß ich mir eben auch in aller Stille meinen Vers darauf gemacht habe. Und dann sind Sie auf der Reise so traurig gewesen, Sie wurden so froh, als es wieder heim ging, und das habe ich mir alles zurecht gelegt und gemerkt."

Martha erröthete leicht, aber sie war nicht in der Stimmung, sich jetzt ihrer scheuen, hoffnungslosen Liebe zu schämen. Sie sagte einfach: „Auch das mag alles richtig sein, und hoffentlich können nicht alle so scharf beobachten; es haben ja wohl auch nur Sie so viel Interesse an mir genommen."

„Glauben Sie das nur nicht, Fräulein Martha; ich habe mehrmals von Frau v. Larisch und Fräulein Reischach Andeutungen gehört, die bewiesen, daß sie auch ungefähr wußten, wie es Ihnen Herr Hammer angethan hatte."

Martha hatte den Kopf in die Hand gestützt; dann erwiderte sie entschlossen:

„Das soll jetzt hoffentlich alles gleichgiltig sein und jedenfalls soll es mich nicht anfechten. Aber nun, Anna, lassen Sie mich allein; ich habe noch vieles vor, das Sie wohl auch freuen wird, und das will überlegt sein. Und über alles, was Sie wissen, halten Sie reinen Mund — gegen jedermann. Diesmal müssen Sie allerdings gewissenhaft sein, sonst könnte uns schließlich doch noch alles fehl gehen."

Anna legte mit einer anmuthig-übermüthigen Uebertreibung und einem strahlenden Blick die Linke vor den Mund, die Rechte auf die Brust und neigte zum Zeichen des Gehorsams den Kopf; Martha konnte in diesem Blicke lesen, daß Anna diesmal ihr Versprechen unbedingt halten würde, und die Kleine hatte in der That das Gefühl, als werde erst eine blinde Unterwerfung unter Marthas Wunsch ihren Ungehorsam Wolfgang gegenüber zu einem segensreichen machen. Davon, was Martha nun thun würde, hatte sie freilich kaum eine Vorstellung, als sie mit glühenden Wangen aus dem Zimmer huschte und, ein Liedchen summend, die Treppe hinablief, aber sie verließ sich unbedingt auf die einsam Zurückbleibende und war überzeugt, daß diese es verstehen werde, alles zu einem guten Ende zu führen.

Mit dem Erwachen des Tages war es auch in Marthas Seele heller geworden; als der Sturm der ersten Erregung vorüber war, ward sie eher wieder eines scharfen Nachdenkens fähig, vermochte sie eher wieder die Verhältnisse kühl und gelassen zu überdenken und fragte sich bald mit einem gewissen Staunen, wie es nur möglich gewesen sei, Wolfgangs Andeutungen so gar räthselhaft zu finden. Es schien ihr jetzt fast selbstverständlich, daß der Kommerzienrath der „Mittelsmann" gewesen war, von dem Wolfgang mit so viel Geringschätzung und Bitterkeit sprach, und erwog sie, was ihr einst der Rektor über Wolfgang's politische Thätigkeit gesagt hatte, so brauchte sie nur noch die Annahme, daß Frau v. Larisch eines Tages aus Uebermuth oder Langerweile in ihrer leichten, spöttischen, vexirenden Weise Herrn Reischach mit den Vermuthungen bekannt gemacht habe, die sie ja nach Annas Angaben wirklich hegte, um sich das weitere im großen und ganzen erklären zu können. Sie kannte den Kommerzienrath und wußte genau, wieviel er sich auf seine Weltklugheit einbildete, wie tief er von der dünkelhaften Ueberzeugung durchdrungen war, ein schlauer Diplomat zu sein und alles fertig bringen zu können; sie hatte sich schon mehr als einmal in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, Plänen, die er für ihre Zukunft geschmiedet und die er ihr mit großer Selbstgefälligkeit und Siegeszuversicht auseinandergesetzt hatte, auf's Entschiedenste und Kategorischste zu widersprechen, und bei seiner Vorliebe für krumme Wege war es ziemlich naheliegend, daß er versucht hatte, die ihm gewordene Kenntniß in seinem politischen Interesse auszubeuten —, auf eine Lüge, das wußte sie, kam es ihm dabei nicht an, und eine edle, zarte, uneigennützige Denkungsweise oder den Stolz einer Ueberzeugung setzte er bei niemandem voraus — war es da ein Wunder, wenn er den reizbaren, empfindlichen und stolzen Wolfgang auf's tödtlichste und plumpste verletzt hatte?

Sie zweifelte nicht, daß die Auskunft, die ihr Wolfgang vor seiner Abreise noch geben mußte, ihre Vermuthung im wesentlichen bestätigen würde; wenn dem aber so war, wenn ihr Liebes- und

Lebensglück einer erbärmlichen, plumpen Intrigue Herrn Reischachs zum Opfer gefallen war, dann war allerdings ihres Bleibens in seinem Hause nicht länger, ja sie beschloß sogar, unter Zurücklassung eines lakonischen, schriftlichen Abschieds dieses Haus zu verlassen und für's erste ein Asyl bei einem Schullehrer in einem kleinen Dörfchen am Fuße des Riesengebirges zu suchen, dessen Frau eine große Liebe und Anhänglichkeit für sie hegte und von der sie — das war sicher — auch ohne vorherige Anmeldung mit offenen Armen aufgenommen ward. Sie ging sofort, entschieden aber ohne Hast, daran, sich auf die Abreise vorzubereiten; sie konnte eine Strecke weit denselben Zug benutzen, der Wolfgang in die Ferne führen sollte, und dieser Gedanke hatte einen wehmüthigen Reiz für sie. Es war nur das Nöthigste, was sie in einen Koffer packte, den sie durch Annas Vermittlung unbemerkt im Voraus nach der Bahn bringen ließ; mit Geldmitteln war sie für längere Zeit versehen, da sie die Gewohnheit hatte, sich bei Beginn jedes Vierteljahres vom Kommerzienrath eine bestimmte Summe auszahlen zu lassen. Der Boden brannte ihr unter den Füßen; ihre Augen schwammen in Thränen, aber ihre Lippen preßten sich fest aufeinander und sie empfand es als eine unnennbare Wohlthat, daß sie in ihrem Zimmer bleiben konnte und nicht hinunter zu gehen brauchte. Der Anblick des Kommerzienraths wäre ihr unerträglich gewesen und sie würde Mühe gehabt haben, ihm gegenüber ruhig und gelassen zu bleiben. Sie ließ den Frühkaffee, den ihr Dorette heraufbrachte, unberührt; es war ihr, als könne sie in diesem Hause nichts wieder über die Lippen bringen, als müsse hier alles einen faulen, dumpfigen, widrigen Geschmack haben. Und konnte man überhaupt an Essen und Trinken denken, wenn man einen Brief, wie den Wolfgangs, wenn man Verse wie die seinen vor sich liegen hatte, mit der Aussicht, sich einen endlos langen Tag hindurch an diesen bittersüßen, kummervoll-innigen Worten zu berauschen?

* * *

Während Martha so mit der Entschiedenheit des in ihren besten und heiligsten Empfindungen beleidigten Weibes einen Entschluß faßte, der ihr nicht einmal einen Kampf kostete, saß der Kommerzienrath mit seiner Tochter am Frühstückstisch.

Er war ungewöhnlich einsilbig und verstimmt und suchte ersichtlich nach einem Ableiter für seine üble Laune. Aber Emmy war nicht gewöhnt, sich von dem Herrn Papa und seinen gelegentlichen Anwandlungen schlimmen Humors einschüchtern zu lassen und sie unterdrückte die Frage nicht, die ihr schon seit einigen Tagen auf den Lippen schwebte.

„Was ich dich schon lange einmal fragen wollte, Papa: Wie steht es mit Herrn Hammer und Martha? Du wolltest doch dafür sorgen, daß er endlich mit der Sprache herausginge und sich ein Herz fasse, und ich hatte eigentlich im Stillen gedacht, du würdest es so einrichten, daß wir Martha ihren geliebten Wolfgang zu Weihnachten bescheerten; das wäre doch ganz reizend gewesen."

Der Kommerzienrath schob die Tasse mit einer so heftigen und unmuthigen Bewegung zurück, daß das Geschirr schwankte und klirrte und Emmy ihn höchst betreten und vorwurfsvoll ansah.

„Das fehlte gerade noch, daß du nun auch noch kommst und mir mit solchen Geschichten den Kopf warm machst! Schlag dir den Gedanken aus dem Sinne — daraus wird nichts!"

„Wird nichts? Ja, Papa, wie soll ich denn das verstehen? Warum trittst du so plötzlich zurück? Du warst doch erst ganz einverstanden?

„Das war ich allerdings, aber zu einer Verlobung gehören bekanntlich immer zwei, und dieser Herr Hammer, den ich in der zartesten Weise ermuthigt hatte, sich um Martha zu bewerben, hat sie gestern Abend, förmlich öffentlich, in der beleidigendsten Weise — ausgeschlagen. Es scheint, daß mein Fräulein Tochter sich denn doch ganz merkwürdig getäuscht hat, und es war nicht sehr überlegt von mir, mich auf ihre Vermuthungen und Einbildungen zu verlassen."

Es war vielleicht das erste mal, daß er seiner Tochter gegenüber so bitter ward, und dieser Umstand und die unbegreifliche Neuigkeit versetzten Emmy in eine sprachlose Bestürzung. Sie wurde ganz blaß und stammelte endlich:

„Ja, aber Papa, das ist doch garnicht möglich — da muß irgend ein unglückseliges Mißverständniß —"

„Mißverständniß! Ich sage dir, Emmy, dieser Herr Hammer weiß ganz genau, was er will. Das ist ein fanatischer Mensch, den der Teufel reitet; er hat nicht blos Martha ausgeschlagen, weil sie zur guten Gesellschaft gehört, die er auf's grimmigste haßt, er hat auch gestern Abend eine skandalöse Rede gehalten und für den infamen Sozialdemokraten gesprochen, der in unserm Wahlkreis aufgestellt worden ist — wahrhaft empörend!"

„Das hat mir doch gleich geahnt, das da wieder eure abscheuliche Politik im Spiele ist! Aber dann ist es auch nicht so schlimm, wie du es machst; es wird und muß sich noch alles aufklären und ausgleichen, und vielleicht hast du nur — vielleicht solltest du das weitere einmal mir überlassen — in Herzenssachen ist ein Mädchen doch —"

„Willst du etwa damit andeuten, daß ich nicht diskret und zartfühlend genug zu Werke gegangen bin? Du schienst so etwas durchblicken lassen zu wollen. Weibliche Einbildungen — Romanideen — Gartenlauben-Redensarten — weiter nichts!", fuhr der Kommerzienrath ärgerlich auf.

„Aber Papa, du bist ja heute so ungnädig, wie ich dich noch garnicht gesehen habe!" erwiderte Emmy, ein wenig die Hände faltend. „Du schnurrst mich ja an, als hätte ich Herrn Hammer heirathen wollen."

Der Kommerzienrath mußte trotz seines kochenden Unmuths lächeln. „Du bist ein Kind, Emmy — wie kannst du nur so etwas aussprechen? Nun, lassen wir die fatale Geschichte — der Mensch ist es nicht werth, daß ich mich seinetwegen erbose, und du wirst ihn um so leichter vergessen, als ich ihn natürlich Knall und Fall fortgejagt habe — gleich in der Versammlung. Wahrscheinlich ist er jetzt schon über alle Berge — hier hat er sich unmöglich gemacht, das wird er wohl selber einsehen, und soviel wird er ja noch haben, um wieder hinüber nach England oder nach Amerika zu kommen."

Nach einer kleinen Pause setzte er möglichst freundlich hinzu:

„Was Martha anlangt, so thun wir wohl am besten, Rücksicht auf ihren leidenden Zustand zu nehmen und ihr erst in einigen Tagen in schonender Weise Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Daß du mir Andeutungen gegeben hattest und daß ich infolge dessen mit diesem Hammer über sie gesprochen habe, braucht sie natürlich nicht zu wissen; wir brauchen ihr ja nur zu sagen, was sich in der Versammlung zugetragen hat — das genügt."

Emmy erwiderte hastig und fast erschrocken:

„Selbstverständlich, Papa. Ich bitte dich um Gotteswillen, keine Silbe über unser Gespräch zu verlieren; Martha würde es mir nie verzeihen, mich in ihre Angelegenheit gemischt zu haben, und ich glaube, auch du würdest garnicht gut dabei fortkommen. In manchen Dingen ist sie sehr streng und besteht auf ihrem Kopf. Ich glaube, sie bräche für immer mit uns, verlaß dich darauf, Papa!"

Dem Kommerzienrath fielen allerlei alte Geschichten ein; er nickte zustimmend und etwas bedenklich mit dem Kopfe, und Emmy rief dem Fortgehenden noch nach:

„Ich muß nachher doch einmal nachsehen, wie es Martha geht, aber ich werde meinen Besuch möglichst abkürzen, und wenn sie, was ich nicht hoffen will, bereits etwas über die unglückliche Versammlung gehört hat, so weiß ich von allem kein Wort."

Als sie eine Stunde später zögernd und befangen Marthas Zimmer betrat, fand sie diese mit Schreiben beschäftigt und sehr schweigsam und konnte sich also, was ihr sehr lieb war, nach kurzer Zeit mit der Ankündigung zurückziehen, daß sie nach Tische zu einer befreundeten Familie über Land fahren und erst spät abends zurückkommen würde.

Die ewig Muntre und Gutgelaunte hatte aber doch einen innerlich unruhigen Tag. Vielleicht war es ihre Pflicht, Martha einen Wink zu geben; aber dann hätte sie eingestehen müssen, daß sie in der ganzen Intrigue eine Rolle gespielt, und ihr Schuldbewußtsein wog eben doch schwerer als das Mitleid mit Martha. Zudem konnte sie ja irren — was ging sie auch am Ende der ganze Handel an und welche Verpflichtung hatte sie, Martha den Besitz eines Gatten zu verschaffen, dessen Neigung doch eigentlich ihr gehörte? Vielleicht hatte Wolfgang Martha nur deshalb ausgeschlagen, weil er seine unglückliche Liebe zu ihr nicht durch einen Ehebund entweihen wollte. Ueberdies kamen ihr diese Vermittlungsgedanken erst, als sie mehrere Stunden von M. entfernt war — sie konnte also garnicht beichten und war recht sehr zufrieden damit, einen so guten Entschuldigungsgrund zu haben, der sie auch für die Zukunft gegen gelegentliche kleine Gewissensbisse schützte.

(Fortsetzung folgt.)



Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis. (Seite 491.)

Modern-russische Zustände.

Vor uns liegt ein englisches Buch, „The Russians of to-day“ Die Russen von heute, aus dem wir den Lesern einiges erzählen wollen, zur Belehrung sowohl als zur Unterhaltung. Der Verfasser, E. C. Grenville Murray, ist ein in der englischen sowohl als auswärtigen Literatur durch verschiedene Werke (z. B. „French Pictures in English Chalk“) bereits ehrenvollst bekannter Autor, der feinsten Beobachtungssinn mit gründlich umfassenden Kenntnissen vereinigt und diesen einen tadellos geschliffenen Stil hinzufügt*).

Sollte manches unglaublich klingen — je nun: relata refero, ich erzähle nur Erzähltes; sollte anderes gar grell und kraß klingen, so bitte ich festzuhalten, daß ich überall nur in knappster Kürze streng nach dem Original wiedergebe.... Greifen wir denn frischweg hinein „in's volle Menschenleben,“ das ja, nach dem Worte eines gewissen Goethe, überall, „wo man's packt, interessant ist.“ Einen eigentlich systematischen Zusammenhang zwischen den 35 Kapiteln des Buches kann ich nicht entdecken, ich binde mich daher auch nicht an die Reihenfolge derselben, zumal ich mich auf verschiedene ohnehin nicht weiter einlassen kann. Bevor wir das Buch aufblättern, nur noch eine flüchtige Bemerkung darüber, warum wir uns grade dieses zum Erzählungsthema gewählt haben. Deswegen nämlich, um dem Publikum, soweit es davon noch nicht genügend wissen sollte, den möglichst vollen Begriff von der Berechtigung zu geben, mit der Rußland das Banner der „Befreiung der unterdrückten Christen“ wehen ließ, und den möglichst vollen Begriff von dem Werth der europäischen Diplomatie, die das geschehen ließ. Das könnte hochtendenziös erscheinen, je nun: um so untendenziöser ist das Werk selbst gehalten, und ich erinnere nochmals daran, daß ich nur, streng getreu, Erzähltes erzähle.

Da es hier nicht darauf ankommt, wie in einem Roman zu spannen, so darf ich wohl gleich mit einem der interessantesten Kapitel anfangen, das eine ganze abgerundete kleine Geschichte enthält. Ist doch „die Geschichte (das Leben) romantischer als jeder Roman“ und — eine Steigerung demzufolge nicht ausgeschlossen.

Also: Herr Otto Dicker, Hotelbesitzer in K., Provinz Charkow, erhielt eines schönen Morgens von dem Hausverwalter Seiner Ehrwürden des Archimandriten (Art Erzbischof) der Stadt ein Päckchen falscher Banknoten als Zahlung für eine größere Weinlieferung. Dicker — ein Deutscher — war zu — vorsichtig, und das war sein Unglück. Ein Russe hätte das Geld ruhig weiter begeben, er aber ging zu dem Verwalter, welcher glattweg leugnete und Herrn D. schließlich aus dem Hause spediren ließ. Alsbald fand sich in seinem eignen Hause ein Polizeioffizier mit zwei Untergebenen ein, der Herrn D. wegen Nichtanzeige des Empfanges falschen Geldes bei dem Polizeiamte zur Rede stellte. Statt nun sofort wieder die richtige Praxis einzuschlagen und dem Beamten bei einer Flasche vom besten eine anständige Anzahl ächter Banknoten in die Hand zu eskamotiren und mit den Gehülfen es ebenso zu machen, wobei alles zur Zufriedenheit abgelaufen wäre, war D. so unpraktisch, schlechter Laune zu sein, und der Polizeivorgesetzte erklärte ihm daher kategorisch, er müsse das Haus durchsuchen lassen, das denn auch in weniger als einer Stunde wie geplündert aussah. Die Fässer wurden laufen gelassen — es konnten ja Fälschungsapparate darin sein. Dickers baares Geld, Gold- und Silbersachen wurden zusammengepackt, und „Marsch!“ hieß es — in's Gefängniß. Das Straßenpublikum aber freute sich nicht wenig, einen Deutschen in Schwulibus zu sehen. Zu den Annehmlichkeiten der Gefängnißzelle Dickers gehörten rieselnde Wände und „heranhüpfende“ Ratten. Die Obrigkeit gedachte ein Exempel für Verausgabung falschen Geldes zu statuiren; man ließ ihn die Silberminen Sibiriens in

---

*) Da der Verfasser nachstehenden Aufsatzes auf Wunsch der Redaktion dieses Blattes von Zeit zu Zeit eine kurze Revue der neuesten englischen schöngeistigen Literatur zu bringen gedenkt, so sei hier vornweg bemerkt, daß die Engländer es namentlich verstehen, in aller Schlichtheit und Nüchternheit, ohne allen idealistischen Doktrinarismus, tüchtige kulturhistorische Gemälde zu entwerfen, die den Deutschen immerhin zum Muster dienen können. Der wahre Idealismus der Darstellung ist es eben, das reine Wesen des Gegenstandes zu entrollen. Ich wüßte z. B. kein deutsches Werk, das „Tirol und die Tiroler“ — einen für einen Engländer gewiß sehr schwierigen Gegenstand — so meisterhaft und erschöpfend behandelt hätte, wie vor ungefähr Jahresfrist Baillie Grohman. Kein Berliner z. B., nebst wohl noch millionen anderer Norddeutschen, wäre im Stande gewesen, sich in diese Volksseele so ganz hineinzuleben und sie so treu wiederzuspiegeln, wie dieser Engländer. Der Verf.

verheißungsvoller Perspektive schauen, aber — der dumme Deutsche verstand es noch immer nicht, seine Unschuld zur vollsten Evidenz zu erweisen! Unter Schimpfworten wurde er daher aufgefordert, „zu gestehen“, und auf die Frage „Was?“ er bedeutet, daß man ihn schon zur Vernunft bringen werde, worauf er zu den Ratten zurückkehrte. Frau Dicker wußte besser Bescheid. Sie begab sich, eine quittirte, aber unbezahlte Rheinweinrechnung (im Betrage von 300 Silberrubeln) in der Hand (dazu sechs Flaschen Liebfrauenmilch), zu einem in ihrem Hotel speisenden Oberstlieutenant, welcher denn infolge dessen das „Mißverständniß“ aufklären zu wollen versprach. Nachdem dies nun durch ein kleines, auf einen Hundertrubelschein gestrichenes Pflaster für des archimandritischen Verwalters verwundete Ehre, sowie durch weitere Bepflasterung der Untersuchungsbehörde und des Gefängnißdirektors bewirkt war, wurde Herr Dicker freigelassen. Natürlich wähnte der querköpfige Deutsche, seine Freilassung seiner Unschuld zu verdanken und — seine Frau hatte für ihre That den Dank dahin. — Da brach der „heilige Krieg“ gegen die Türkei aus und ein Ukas verordnete folgende sinnreiche Kriegssteuer. Alles Papiergeld mußte abgestempelt werden, was ihm 5 Prozent Werth benahm. Folge: Niemand achtete vollends mehr darauf, ob er ächte oder falsche Banknoten in die Hand bekam. Aber Herr Dicker that es. Wieder zu seinem Unglück. Denn er hätte dem edlen Verwalter gar zu gern etwas am Zeuge geflickt und setzte daher insgeheim Prämien für solche aus, die dem Manne das Ausgeben eines falschen Scheines nachweisen könnten. Das kam dem Verwalter zu Ohren, es wurde ihm unbehaglich und er bat den Archimandriten, doch ja recht auf seiner Hut sein. Durch des letzteren Einfluß erstreckte sich diese Vorsicht auf weitere und weitere Kreise, und „so wurden denn die Geschäftsbeziehungen sehr schwierig“, bis der Civilgouverneur, die allgemeine Kalamität auf ihre Quelle zurückführend, es für das Beste hielt, wenn Herr Dicker bald wieder im Gefängnisse säße. Das gelang mit Leichtigkeit und — die Cirkulation falschen Geldes und das „gegenseitige Vertrauen“ waren wieder hergestellt. — Wie man sich unschwer sagt, war dies alles nur dadurch möglich, daß (was ich bisher noch verschwiegen) es in Rußland „grade soviel falsche als ächte Banknoten gibt“!! Wie man hieraus schon ersieht, treibt die Bestechung in Rußland üppige Blüthen, — sehen wir zu, ob wir vielleicht noch wunderlichere entdecken können? Unsere Blicke umherschweifen lassend, wo sich dieselben etwa vorfinden möchten, springt uns zunächst ein großes Gebiet in die Augen — das Gerichtswesen. Der erste Satz des französischen Civilcodex: „Die Kenntniß des Gesetzes wird bei jedermann vorausgesetzt,“ ist bekanntlich ein allgemeiner Grundsatz („Unwissenheit schützt nicht vor den Folgen des Gesetzes“), und wenn darnach die russische Gesetzeskunde, bei 21 Foliobänden, 2000 Seiten und darüber per Stück, auch etwas schwer gemacht ist, so sollte man doch denken, daß die Rechtspflege in Rußland sich der sorgfältigsten Ausbildung erfreue, namentlich wenn man noch obendrein erfährt, daß über alle erdenklichen Handlungen durch spezielle kaiserliche Erlässe verfügt ist (wozu aber dann die 21 Wälzer?!). Und so ist denn in Rußland alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt, während in anderen Ländern umgekehrt alles erlaubt ist, was das Gesetz nicht ausdrücklich verbietet. „Würden alle diese Erlasse streng eingehalten, so könnte kein Mensch auch nur Athem holen.“ Da aber das Athmen die unerläßlichste, vitalste Lebensfunktion ist, so weiß man sich eben zu helfen: man erkauft sie. „Die Leute kaufen sich die individuell benöthigte Freiheit grade so, wie man in England Gas und Wasser kauft.“ Auch hat der Russe einen gutmüthigen Charakter, und nur in den Ostseeprovinzen ist es in dieser Beziehung anders, da die Deutschen „fürchterliche Bureaukraten“ sind und als Beamte es vorziehen, sich mißliebig zu machen, als sich bestechen zu lassen. „Ein russischer Civilprozeß ist thatsächlich eine Auktion, bei der der Meistbietende Recht bekommt.“ In Strafrechtsfällen ist es des Advokaten wichtigster Schritt und erste Sorge, dem Klienten die einzig richtige Anwendung seines Geldes zu zeigen, das ist — die Bestechung des Richters; im Unterlassungsfalle wird Angeklagter selbstverständlich verurtheilt.

Bei der hiernach völligen Preisgebung der Aermeren, haben sich „Artels“ oder Unterstützungsvereine gebildet, die natürlich nur die Beschaffung der Geldmittel zu Bestechungszwecken zum Ziele haben, und wehe dem Stande, der Klasse, zu deren Gunsten solche nicht bestehen, wie z. B. die Dienstboten. Eine Magd oder einen Diener, den die Herrschaft z. B. Diebstahls halber hat in's Gefängniß werfen lassen, kann dieselbe so oft peitschen lassen als sie will, natürlich — wenn der Gefangenwärter zu diesem Behufe bestochen worden. „Wenn man bedenkt, daß Unterschleif und Veruntreuung geradezu die Hauptquelle aller Geschäfte auf dem Lande ist, so erscheint es gewiß sonderbar, daß ein Richter die Stirn haben sollte, noch einen Dieb einsperren zu lassen.“ Möglicherweise (meint der Verfasser) sei man auch von dem Unpassenden dieses Verfahrens überzeugt, indem bei Reisen des Czars die Gefangenen schockweise freigelassen und von der Bevölkerung als ihre (ehrlichen) Brüder begrüßt werden, deren einziges Verbrechen im Unglück (erwischt zu werden) bestanden. So ist denn gerade die „Vortrefflichkeit“ der russischen Gesetze die Ursache größter Korruption und man sieht recht deutlich: „Der Segen kommt von oben“... Nirgends, nebenbei bemerkt, zeigt sich das so außerordentlich eklatant und naiv (ja manchmal hochkomisch) zugleich, als in Rußland... Die Geschworenen übrigens haben eine solche Abneigung gegen das Verurtheilen, daß sie gar oft gegen einen Inculpaten mit der Frage herausplatzen: „Willst du versprechen, es nicht wieder zu thun?“ Und als einmal die Schöffen schon drei Stunden lang zur Berathung sich zurückgezogen hatten und ein ungeduldiger Richter nachzusehen schickte, was sie denn trieben, da — waren sie sammt und sonders durch's Fenster verduftet, um keinen Wahrspruch abgeben zu müssen.

Und da wir einmal bei dem Thema „Bestechung“ sind, so wollen wir eine weitere Aehrenlese halten, die wir uns freilich aus dem ganzen Werke zusammensuchen müssen. So heißt es z. B. einmal: „Diebe und — Polizisten sind die große Pest russischer Sädte, namentlich aber die letzteren.“ Die Russen seien nicht Diebe von Natur — nach ihrer Ehrlichkeit auf dem Lande, wo es keine Polizei gibt, zu schließen. Aber in den Städten, da sei das verderbliche Beispiel des Beamtenthums und der für Geld zu aller möglichen Nachsicht zu bringenden Polizei zu groß. So wird denn wahrhaft reißend, fabelhaft gestohlen. Aber das Geld — und nur dieses — zaubert die Sachen wieder zur Stelle, habe man auch den doppelten Werth der gestohlenen Effekten zu bezahlen. Wer jedoch einflußreich genug ist, sich der Polizei allenfalls gefährlich zu machen, dem ersetzt sie sogar den Werth derselben, wenn ihre Organe der Gegenstände selbst wieder habhaft werden konnten. Handelsleute zahlen häufig eine „Diebesversicherung“ an die Polizei, da aber die Diebe bei ihren glänzenden Geschäften noch mehr zu zahlen in der Lage sind, so wird erstere Prämie nur „ad valorem“ (nach der Höhe der Summe) acceptirt. „Unglaublich, wie es klingen möge“ — Gefängnißdirektoren lassen oft Diebe expreß dazu frei, um — zu stehlen! Im vorigen Jahre berichteten die moskauer Zeitungen folgenden Fall. Ein berüchtigter Einbrecher, der zur Zeit seine Haft verbüßte, wurde in einer Nacht wieder an der Arbeit (bei einem reichen Kaufmann) betroffen. Er gestand, von seinem Schließer unter der Bedingung herausgelassen worden zu sein, daß jener mit ihm gehe und seinen Beuteantheil erhalte. Der Schließer verneinte dies mit nichten, sagte aber seinerseits aus, daß er im Auftrage des Direktors gehandelt, der sich den Löwenantheil bedungen habe. Dieser hinwiederum wälzte die Schuld auf die Polizei ab, die ihm Weisung ertheilt habe, den Gefangenen zu irgendeinem, nicht näher angegebenen, Zwecke freizulassen. Der Einbrecher wurde von den Geschworenen freigesprochen, der Schließer aber war nicht einmal angeklagt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Märchen.

Literarhistorische Skizze von **M. Wittich.**

(Schluß.)

Die meisten dieser ausländischen Produkte wurden durch Uebersetzungen und Bearbeitungen auch uns Deutschen nahe gebracht, besonders hat das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit entfaltet.

In dem mittelhochdeutschen Heldenliede „Gudrun“ erzählt der alte Wate bei einem Sturme seinen Schiffsgefährten eine „Wassermäre“, ein Seemärchen, das er „gehört von Kinden“. Zu Givers wäre ein Reich, wo man Mauern baue aus Silbersand und Bau-

steinen vom feinsten Gold. „Wen die magneten bringen für den berc" und wer dort auf günstige Winde warten kann, der bringt Schätze heim, die ihn und seine Nachkommen für alle Zeiten reich machen.

Luther, dem wir nach dieser Richtung gewiß ein Urtheil zutrauen dürfen*), sagt: „Ich möchte mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit überkommen, oder auch, wie sie mir vorgekommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold." Auch hat Luther nach des Gelehrten Schuppius Zeugniß „seinen Deutschen ein erneutes und geschwertes Märleinbuch zurichten wollen, weil sich aber der theure Mann an der Biblia, an Predigten u. s. w. abgearbeitet, verblieb dies angefangene Werk. Wie wohl hier eine Bearbeitung äsopischer Fabeln gemeint ist, lassen sich doch Bekanntschaft und innige Vertrautheit Luthers mit dem Märchen mannigfach nachweisen, so z. B. in den „Tischreden" und in den Predigten des Mathesius über Luthers Leben, wo sich unter anderem das schöne Märchen von dem Sperling und seinen vier Söhnen findet.

Bis zum vorigen Jahrhundert ist nichts oder wenig für unseren Zweck interessantes zu verzeichnen. Auf Goethe's Beziehungen zu dem Märchen und auf die Romantiker war schon oben hingewiesen. Auch auf die Uebersetzungen aus dem Französischen und anderen Sprachen, welche in Deutschland Eingang fanden. Hierher gehören bis zu einem gewissen Grade auch die Märchennachbildungen Wielands, die freilich viel zu gekünstelt und viel zu raffinirt sind, um uns hier näher beschäftigen zu können. Bemerkenswerth ist übrigens, daß Wieland zur Wahl dieser Stoffe besonders von Goethe bestimmt wurde; sie sollten ihm als Vorübungen zu seinem größten epischen Meisterwerk, dem „Oberon" wichtig werden.

Diese Richtung trug auch nicht wenig dazu bei, den ganzen griechisch-römischen Götterhimmel, der im deutschen Volke nie so recht Boden fassen konnte, endlich in einen ihm wohlzugönnenden Ruhestand zu versetzen, hatten die Götter und Göttinnen doch lange genug herhalten müssen, um den Mangel poetischer Gestaltungskraft mit ihrer himmlischen Majestät zu bemänteln!

1780 trat Musäus mit seinen fälschlich so genannten „Volksmärchen" an die Oeffentlichkeit, die eigentliche Sagen sind und durch eine starke Würze von satirischen und witzelnden Zuthaten die Naivetät des ächten Märchens, deren nur drei darunter sind, gänzlich verloren. Von wirklicher Bedeutung wäre sonst keine Publikation aus dieser Zeit; wie mancherlei ähnliche Erzeugnisse auch veröffentlicht wurden: mit dem ächten Volksmärchen haben sie nichts gemein als etwa den Namen.

Da traten im Jahre 1812 die Brüder Wilhelm und Jakob Grimm mit dem ersten Band ihrer „Kinder- und Hausmärchen" an die Oeffentlichkeit. Hier wurde zum erstenmale das Wesen und der Werth des ächten Volksmärchens erkannt und liebevoll gewürdigt, hier wurden mit einer hingebenden Treue und mit sinnigem Verständniß die Erzählungen des Volkes wiedergegeben. Wir kennen außer Herders „Stimmen der Völker" und dieser Sammlung, kein Werk, welches so ächt unverfälscht und ungeschminkt das Dichten des Volkes darstellt. 13 Jahre sammelten die Brüder und mit ihrer Heimath Hessen begannen sie. Da war eine Bäuerin in dem Dorfe Niederzwehrn, die ihnen die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte.

„Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß und sagte wohl manchmal selbst, daß diese Gabe nicht jedem verliehen sei und mancher garnichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu erkennen sein. Wer an leichte Fälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber." So die Brüder Grimm über diese ihre Hauptgewährsmännin. Der dritte Bruder, Ludwig Grimm, radirte eine recht ähnliche und natürliche Zeichnung von ihr. Später durch Krieg und Krankheit heimgesucht, „das gute Menschen (dabei die Grimme sicher selbst mit!) lindern, aber nicht heben konnten," starb sie 1816.

Da steht sie denn nun vor uns, die ganze deutsche Märchenwelt in aller ihrer Kraft und Herrlichkeit, mit ihren Wundern und Zeichen, ihren Zauberern und Feen, und an unsern Augen ziehen vorüber alle die prächtigen, lieben Gestalten, das tapfere Schneiderlein, Dornröschen, Schneewittchen, Hänsel und Grethel, Rothkäppchen, Hans im Glück, die sieben Schwaben und wie sie alle heißen!

Hier wollen wir uns etwas eingehender mit dem Wesen des Märchens beschäftigen. Sehen wir einmal Dornröschen genauer an. Dornröschen ist niemand anders als die von Siegfried in der Waberlohe, d. i. Flammenhecke (die im Märchen zur Rosenhecke wird), geküßte Braut Brunhild, beide sind Heldengestalten, hinter denen altheidnische Germanengottheiten verborgen sind. Auch die Riesen und Zwerge stehen in innigem Bezuge zu den religiösen Vorstellungen unserer heidnischen Altvordern. Die Frau Holle, welche ihr Bett macht, daß die Federn davon stieben und als Schnee zur Erde fallen, wurde als Himmelsgöttin frühe schon erkannt; und dergleichen Gestalten mehr könnten wir eine ganze Reihe aufführen.

Daneben finden sich im deutschen Märchen eine Menge Züge aus dem Leben zur Zeit des Ritterthums mit seinen glänzenden und poetischen Erscheinungen. Ferner spielen in vielen märchenhaft behandelten Legenden, wie in dem „Marienkind" und in der Geschichte vom heiligen Petrus, der das Leberlein „gefressen" hat, und in vielen Märchen vom Teufel christliche Anschauungen, christliche Kulturelemente mit herein.

Wie die Lehre Darwins und Häckels von dem menschlichen Embryo beweist, daß es eine Menge von Erscheinungsformen durchlaufen muß, deren jede an eine bestimmte niedere Thiergattung erinnert, bis es zu vollständiger Reife gediehen ist und die höchste animalische Entwicklungsstufe, die menschliche Gestalt erreicht hat, — so macht auch im inneren, geistigen Leben jeder sozusagen die verschiedenen Phasen des Geisteslebens und der Kulturentwicklung seines ganzen Volkes, auch die weit zurückliegenden, noch einmal kursorisch an sich selbst durch. Mit der Lust am Märchen zahlt das Kind gewissermaßen dem altgermanischen Heidenthum seinen Tribut. Jeder, an den das Märchen herantritt — und wem träte es nicht in irgend einer Form entgegen? — auch der Kulturmensch des 19. Jahrhunderts, feiert trotz aller Altklugheit und Nüchternheit seinen Volksfrühling, er empfindet die Schauer unserer Vorfahren, er glaubt die Wunder der Götter, die im Märchen nur zu Zauberern und Feen herabgedrückt und mit den christlichen Göttern, Engeln und Heiligen gleichwerthig sind, infolge seiner eignen poetischen Stimmung; und dieses Glauben ist dasselbe, welches die dichterische Wahrheit in Kunstwerken auch dem schärfsten Verstande, dem nüchternsten Kritiker abzwingt.

Das Kind nimmt weich wie Wachs jeden Eindruck leicht auf und lebt sich beim Hören ganz in die wunderbare Vergangenheit hinein. Bei den mit ritterlichen Anschauungen durchtränkten Erzählungen fühlt es sich ganz in der Gemüthsverfassung jener Zeiten, besonders der Knabe möchte, die Empfindungen der Liebe träumerisch vorahnend, schon jetzt ein holdes Wesen aus einer möglichst großen Gefahr erlösen und den Schwachen schützen und ihm helfen. Dazu treten dann die Einwirkungen einer lichteren Epoche, die bewußte Arbeit der Schule, wo wieder andere neue Stoffe geboten werden. Da begeistert sich das jugendliche Gemüth für bedeutende Männer, in der protestantischen Schule etwa für Luther, in der katholischen für den „heiligen Vater" in Rom, bis es endlich heraufsteigt in die geistige Atmosphäre der neueren Zeit mit ihren kosmopolitischeren Ideen, mit ihrem Streben nach wahrer Humanität, nach wahrem, reinen, schönen Menschenthum; so klingt jeder angeschlagene Ton getreulich nach und führt Geist und Gemüth und Phantasie zugleich von Stufe zu Stufe immer höher!

Es bestätigt sich hier die Nothwendigkeit stufenweiser Entwicklung auch für das Geistesleben der Menschen: eine fertige, schön geprägte Wahrheit wird erst dann unser wirkliches, ächtes Eigen, wenn wir sie für uns selbst gewissermaßen an und in

---

*) Ich halte hier ebenso, wie in einem früheren Aufsatze: „Die deutsche Spracheinigung in der neuern Zeit" im Anfang dieses Jahrgangs der „Neuen Welt", den Schriftsteller Luther und den öffentlichen Charakter Luther streng auseinander, wie es ja zu einem objektiven Urtheil über diesen merkwürdigen Mann nothwendig ist.

uns erlebt und uns so unverlierbar erworben haben. Wo das nicht der Fall ist, gleicht ein tiefes, weises Wort einer nach allgemeinem Uebereinkommen vollwerthig angenommenen Münze, deren Gepräge aber abgeschliffen ist und die nicht selbst ihren Werth und ihren Metallgehalt anzeigt. Stufenweise müssen wir von den ersten Voraussetzungen an die ganze Gedankenkette noch einmal durchlaufen, um zu dem wirklichen Besitz des Wissens zu gelangen!

Nach der Grimm'schen Sammlung, die einen durchschlagenden Erfolg hatten (1873 erschien der großen Ausgabe zwölfte Auflage), erschienen noch eine Unmasse von Märchensammlungen, theils ächte, theils Kunstdichtungen. Als ein wirkliches Prachtwerk, tüchtig und solid ist die Bechstein'sche Sammlung mit den prächtigen Holzschnitten nach den Zeichnungen des vortrefflichen Ludwig Richter, ein Familienbuch im schönsten Sinne des Wortes.

Aus allen Ecken und Enden der Erde wurden jetzt Märchen zusammengetragen, von Pol zu Pol wurde gesammelt, aber selten finden wir ein Buch darunter, welches sich dem Grimm'schen Werke würdig an die Seite stellen kann, keines, welches dieses gar überträfe. Leute von Fach, Forscher der deutschen Sprache und Literatur haben manches dankenswerthe geleistet, selten aber ist eben ein sinniges, poetisches Kindergemüth mit strengwissenschaftlichem Scharfblick so innig vermählt, wie es bei den beiden Altmeistern der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur der Fall war.

Ueber die poetische Berechtigung des Märchens sind also wohl alle einig. Anders stellt sich die Sache bei der Frage nach dem pädagogischen, dem erziehlichen Werth des Märchens. Die neuere Erziehungslehre hat sich vielfach gegen das Märchen ausgesprochen, aber diese ganze feindliche Agitation hat ihren Grund in einer zu einer gewissen Zeit allerdings vorhanden gewesenen Ueberschätzung dieser Dichtungen seitens schöngeistiger Pädagogen, welche nicht verfehlen konnte, eine Reaktion im märchenfeindlichen Sinne nach sich zu ziehen.

Sehen wir uns die Gründe, welche die Märchenfeinde in's Feld führen, genauer an. Das Märchen, sagt man, behandelt das Wunderbare, Uebernatürliche als etwas ganz Gewöhnliches, als sei es so in der Ordnung, und beeinträchtigt die sich im Kind allmählich entwickelnde Urtheilsfähigkeit. An wen aber soll sich die Poesie aus dem Kindeszeitalter der Völker wenden, wenn nicht an die Kinder? Mir fällt dabei ein neuerer Humorist ein, der den Vorschlag macht, in dem Zeitalter der so fortgeschrittenen Naturwissenschaft, in der Aera der Spektralanalyse, in einer Zeit, wo die zu festem Körper verdichtete Luft Münchhausens Realität gewonnen hat, dürfe man nicht mehr singen: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern", sondern nur „Wie schön leuchtet uns das Natrium"! Ein Zeitalter aber, in welchem die Entfernung des konfessionellen Religionsunterrichts aus den Volksschulen immer noch frommer Wunsch bleibt, hat nicht das Recht, hat nun und nimmermehr das Recht, dem Märchen seine Existenzberechtigung abzusprechen, es den Kindern ich möchte geradezu sagen vorzuenthalten.

Das Märchen soll nicht lehrreich, nicht unterrichtend genug sein! Der ältere deutsche Name solcher früher gerade für das kindliche Alter für recht geeignete gehaltenen Geschichten ist spel, d. i. Spiel, und als Spiel muß das Märchen eben auch vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet werden; es soll eben hier die sonst ja leider mit aller Gewalt in den Hintergrund gedrängte Phantasie zur Geltung kommen und ihr Spiel treiben; das Märchen soll, wie man gesagt hat, wie mancher Traum das Gefühl der dichterischen Befreiung von den gewöhnlichen Naturschranken bereiten. Und für diesen poetischen Reiz hat die Jugend eine feine Empfindung: „die Kinder, sie hören es gerne!"

Der alte Römer Quintilian, der in seinem Unterricht der Beredsamkeit auch die früheste Jugenderziehung berücksichtigt, tritt für das Märchen ein. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist uns eine Anleitung zur Erziehung der fürstlichen Knaben am bairischen Hofe erhalten, wo es über unsren Gegenstand folgendermaßen lautet: „Zum fünften mal in verhengen (ihnen gestatten) zimliche spil und in sagen etlich historien und märlin, mit welchen sy lust haben und allermeist denn, wann sie anhebend zu erkennen die bedüttung der wortt .... man soll den kindern lust machen mit spil und mit etlichen mären: wan das messigspiel, das ziemt den kindern, darum wann in messige spilen ist ain messige erwegung (Bewegung, Erholung), mit welcher gemitten wird die trakheit.... Och soll man den kindern etlich merlin sagen, historien oder etlich ersame liedlin sol man in singen."

Man sollte doch der Jugend, die bei unserer modernen Erziehungsweise aus verschiedenen Ursachen um das gebracht wird, was der Jugendzeit seine Poesie verleiht, nicht das letzte Stückchen von diesem Artikel im Märchen vollends noch rauben, wenn auch vom schulmeisterlichen Unfehlbarkeitskatheder dagegen gedonnert werden mag. Von diesem Kombiniren der Elemente der wirklichen Welt zu Erscheinungen, die nirgends unter dem Monde vorkommen, wird das kindliche Gemüth mächtig angezogen, es baut sich aus bekannten Vorstellungen selbst eine ganz neue Welt auf und übt damit den natürlichen kindlichen naiven Entdeckungstrieb, natürliche naive Dichterlust, die mehr oder minder eben jeder unter normalen Verhältnissen empfindet.

Wenn bisjetzt nur von der blosen Unterhaltung die Rede war, von dem ausruhenden Sichgehenlassen des Geistes bei der Beschäftigung mit dem Märchen, so ist das aber nicht das einzige. Das Kind, welches noch ziemlich anschaulich denkt, was der höher kultivirte Mensch, der immer mehr mit abstrakten Begriffen operirt, leider immer mehr verlernt, was eine überstiegene Philosophie bei ihren Spekulationen sogar für verwerflich hält, übt an diesen Erzählungen die Fähigkeit und Kraft des Vorstellens, und das ist nach unserem Dafürhalten von ganz bedeutender Wichtigkeit. Die Fähigkeit des anschaulichen Denkens, von dem wir sprechen und dessen Abhandenkommen wir beklagen, ist eine Eigenschaft gerade der hervorragendsten, d. h. am normalsten entwickelten Geister; so rühmte Heimroth an Goethe, daß er so anschaulich denke, und Goethe, der sehr viel über sich selbst reflektirte, spricht in einem kleinen Aufsatz davon, wie er durch dieses einzige geistreiche Wort bedeutend angeregt worden sei.

Ein andrer, wohl ernster zu erwägender Umstand ist der, daß oft grausige, unheimliche Dinge in den Märchen vorkommen, die geeignet seien, übermäßige Furchtsamkeit in den Kindergemüthern hervorzubringen. Die Furcht, eine ganz natürliche Empfindung, absolut auszutreiben, dürfte keiner Erziehungsmethode gelingen. Verfasser gesteht gern zu, daß eine besonders gefährliche Situation, das plötzliche Wahrnehmen eines Abgrundes, ein scheinbar unvermeidlich drohendes Unglück, welches er sich oder andern bevorstehen sieht, jene krampfhafte Empfindung, die man Furcht nennt, in ihm hervorbringt. Er hält aber diese Nervenreaktion für ebenso natürlich, wie die Empfindung von Frost bei einem hohen Kältegrad, wie das Schwitzen bei großer Hitze. Freilich darf auch hier das Allzuviel nicht platzgreifen: nervöse Ueberreizung ist absolut zu vermeiden. Aber wir möchten fast glauben, die jeweilige Beschäftigung mit düsteren Bildern wirke abhärtend und schütze vor einer solchen krankhaften Sensibilität, wie ja Goethe als straßburger Student den Schwindel ablegte, indem er sich auf dem Münster oft auf die höchste, äußerste Galerie des Thurmes stellte, und den Ekel durch häufiges Beiwohnen bei Sektionen bewältigte. Wieweit diese Ansicht subjektiv ist und nicht auf allgemeine Geltung Anspruch machen darf, wissen wir nicht, wohl aber erinnert sich Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugend, daß er oft mit Lust Schillers Geisterseher und ähnliche Sachen, und oft tief in der Nacht gelesen hat, eben mit der bewußten Absicht, im Gegensatz zu jenem Hans im Märchen, das „Gruseln" zu verlernen, und er kann sich erinnern, daß er wirkliche Erfolge in dieser Richtung aufzuweisen hatte.

Hierher scheint uns auch die Stelle aus dem zweiten Theil des „Faust" zu passen. Der Zauberschlüssel, den Faust von Mephistopheles empfängt, soll ihn zu den räthselhaften „Müttern" führen. Faust erschrickt über das Wort:

> Den Müttern? Trifft's mich immer wie ein Schlag!
> Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?
>
> Mephistopheles:
>
> Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
> Willst du nur hören, was du schon gehört?
> Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
> Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.
>
> Faust:
>
> Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
> Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;
> Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure*),
> Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Das fällt zum Theil zusammen mit einer späteren Bemerkung Goethe's, daß nur Erstaunen und Bewunderung in das Heiligthum der Kunst führen und jeder, der einmal mit Lust und nach seinem Empfinden mit Glück produzirt hat, der hat in der Stunde

*) verleide, nach Düntzers Erklärung.

des Schaffens, in dem Augenblick der Geburt seines Werkes jenen Schauer, jenes entzückende Schaudern gefühlt.

Das Märchen soll ferner den Wahrheitssinn der Kinder beeinträchtigen. Einen Pädagogen, der solches behauptet, möchte ich fragen: Ist das Unwahrheit und Lüge, wenn dein spielendes Kind aus einem leeren Becher den köstlichsten Wein zu trinken vorgibt? wenn es auf einem Schaukelpferde reitet und jubelnd ausruft: „Jetzt sind wir in Paris! Jetzt sind wir in Amerika!" O, ihr hartherzigen Pedanten! Steigt gravitätisch hin auf euer Tribunal und verhängt eine Strafe für „Unwahrheit und Lüge" über die Unschuldigen! Bei aller Vertiefung in das Spiel, das mögen die Herren Philister glauben, steht bei dem Kinde gewißlich der Unterschied von Wirklichkeit und Einbildung im Hintergrunde, er wird vom Kinde fortwährend gefühlt, wenn auch nicht festgehalten. Ein lieber und verehrter Lehrer erzählte uns öfter, so ein geschworner Wahrheitsverehrer sei nicht in das Theater gegangen: „Ich soll Zimmer sehen, die nur drei Wände haben?" rief er entrüstet aus, als man ihn nach dem Grunde fragte.

Die deutschen Lehrerversammlungen, die schon so mancherlei merkwürdige Dinge geleistet haben (es sei nur an die famose „Prügelpetition" einer solchen erleuchteten Versammlung erinnert), haben sich auch mit dem Märchen beschäftigt. Auf dem frankfurter Lehrertag wurde die Jugendlektüre „in weitgehendster und ausgiebigster Weise" besprochen. Fast über die ganze Jugendliteratur wurde da der Stab gebrochen, nur zwei Bücher fanden Gnade vor Augen der gestrengen Herren: Campe's Robinson; nur sollten dieser anders geschrieben, und die Märchen der Gebrüder Grimm — die aber sollten — garnicht geschrieben sein, das Märchen dürfe blos erzählt, nicht gelesen werden!

Wir wären allerdings geneigt, die Ansicht zu theilen, daß das Märchen mehr in die Familie als in die Schule gehört, wenigstens möchten wir es nicht dazu verurtheilt sehen, als Lernstoff, als Stoff zu grammatischen Uebungen zu dienen, wobei natürlich alle Poesie entweichen muß. Kinder- und Hausmärchen nannten die Brüder Grimm ihre prächtige Sammlung! Aber gegen das Lesen von Märchen ist uns kein vernünftiger Grund erfindlich. Sehen wir unsere Jugendschriften mit ihrer faustdick aufgetragenen Moral, mit diesen ledernen Lobhudeleien der „guten" und „artigen" Kinder an, der abgeschmackte Klatsch über böse Kinder à la Struwelpeter können einen wirklich zur Verzweiflung bringen und sind auch für das jugendliche Gemüth eine Geistesnahrung von äußerst fragwürdigem Werthe.

Nicht unbemerkt lassen dürfen wir hier, daß eine Gruppe von tüchtigen und vernünftigen Pädagogen der Meinung ist, das Märchen sei berufen, an die Stelle der sogenannten „biblischen Geschichte" zu treten, was wohl recht gut gemeint ist; doch sind wir auch nicht so rigoristisch gesinnt, diesen Legenden aus der älteren jüdischen und christlichen Zeit ihren wirklich hohen poetischen Werth ganz absprechen zu wollen, da uns jeder Fanatiker, auch sogar der Aufklärungsfanatiker, eine wenig sympathische Erscheinung ist.

Nach gründlicher Erwägung kommen wir immer wieder zu dem Schluß, daß unnöthigerweise gegen das Märchen Alarm gerufen wird. Ein verständiger Erzieher darf seinen Zöglingen Märchen erzählen oder sie Märchenbücher lesen lassen, er wird das rechte Maß zu halten wissen, er wird auch die rechte Auswahl aus dieser großen Literatur treffen. Die ächten Volkmärchen sind durchgängig von einer poetischen Schönheit und von einer hohen Reinheit, „um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen" (Grimm), daß sie keinerlei Gefahr bergen. Der unverständige Erzieher versteht überhaupt kein Erziehungsmittel recht zu handhaben, so wird er auch mit dem Märchen sich nicht zu rathen wissen.

Zum Schlusse noch: die besten Sammlungen sind eben die von Grimm und Bechstein. Daneben lassen sich noch Andersen und Hauff nennen, als Vertreter der Kunstdichter unter den Märchenerzählern; wiewohl ersterer sich manchmal mehr an Erwachsene wendet, bietet er doch auch eine Menge ächt kindlicher Geschichten.

Bei Garibaldi und am Aetna.

Von Dr. **Max Traufil.**

Der Kolbenschlag des groben Neapolitaners, der im Gefecht bei Marsala die Dauerhaftigkeit meines Schädels auf eine so harte Probe stellte, daß er mir ein lebenslängliches Denkzeichen in die Stirne grub, war die „unschuldige" Ursache, daß ich den größten Vulkan Europas, den Aetna, dieses Touristenziel aller Zeiten bestiegen habe.

Bewußtlos aus der Gefechtslinie in das in großer Schnelligkeit improvisirte Lazareth von Mazzara transportirt, schwebte ich wochenlang zwischen Tod und Leben. Als ich das erste mal auf kurze Zeit zur Besinnung kam, war mir wie einem Schlafwandler zu Muthe, den man plötzlich geweckt hat, und doch kehrten überraschend schnell unter der sorgsamen Pflege des englischen Arztes Mr. Giles die Kräfte in meinen jugendlichen Körper zurück. Der unglaubliche Schmutz und die grauenhafte Unordnung zwangen die Aerzte zur Evakuirung der Rekonvalescenten. Wohl lag die Jacht eines Engländers, ich glaube Herzog von Southerland hieß der Samaritaner, bei Trapani vor Anker, um Halbgenesene nach Cagliari auf die Insel Sardinien zu überführen, aber Mr. Giles erklärte meine Ueberführung für unthunlich, denn ein Seesturm würde mich tödten oder wahnsinnig machen, weil ein hartnäckiger Schwindel jeden Versuch mich aufzurichten vereitelte. Zum Glück erboten sich menschenfreundliche Patrioten, infolge eines Zeitungsaufrufes, verwundete Garibaldianer in Pflege zu nehmen. Unter den zahlreichen Anerbieten wählte mein Schutzengel, Mr. Giles, den gesündesten Punkt und zwar das hochgelegene Nicolisi am südlichen Abhang des Aetna zu meiner völligen Wiederherstellung. Nach einigen Probefahrten im Ambulancewagen hob man mich in eines jener von Ochsen gezogenen Fuhrwerke, für welche die gewagte Benennung Wagen sehr euphemistisch ist. Das Stoßen und Schütteln dieses vorsintfluthlichen Vehikels spottet jeglicher Beschreibung. Mit dreimonatlichem Sold in der Tasche und der Aussicht auf kostenfreie Verpflegung dünkte ich mich ein Krösus.

Diejenigen Leser, welche das Reisen nur aus dem Eisenbahnwaggon kennen, würden mich für einen orientalischen Märchenerzähler halten, wenn ich ihnen die dicke Schmutzkruste des verkommenen Siziliens schildern wollte, welche die Kultur der Trinacria der Alten deckt.

Als sich das Fuhrwerk in Bewegung setzte und ich unter den Strahlen der rücksichtslosesten Sonne bratend dalag, glaubte ich verschmachten zu müssen, und doch hat mich das unausgesetzte heiße Luftbad vom Schwindel befreit und die schmale Diät den Hunger geweckt.

Das erste Mittagessen, Reis und Obst, würzte mir in einem schattigen Pinienwald — eine Seltenheit in dem holzarmen Sizilien — eine sprudelnde Quelle. Was frisches Quellwasser für eine erquickende Himmelsgabe ist, weiß nur der zu schätzen, der wochenlang gezwungen war, gekochten Wein (vino cotto) zu trinken. Nach einer mehrstündigen Siesta unter dem würzigen Wipfeldom konnte ich ohne fremde Hilfe auf den Wagen klettern.

Als wir uns Sciacca näherten, zog die Sonne abwärts ihre leuchtend stolze Bahn. Heiß ruhte ihr Kuß auf dem Städtchen, das wie eine wahre Räuberherberge sich in die schwarzbraunen, kahlen Felsen hineindrückt. Die Abendwolken zogen langsam und majestätisch über das ferne Mazzaragebirge dahin und das träumende Auge erblickte in ihnen die prächtigen Züge der ewigen Götter, deren weite Gewande, von den Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet, die Spitzen der Berge berührten.

Mein zweites Nachtlager hielt ich in Girgenti. Die schönste Stadt Großgriechenlands, Agrigentum, die Königin der Meere, die einst zwischen den Flüssen Hypsas und Akragas 800,000 freie Bürger beherbergte, ist zur Bettlerin Girgenti herabgesunken, in deren schmuzigen Winkelgassen 20,000 von Hunger und Fieber geplagte Einwohner ihr elendes Dasein fristen. Der geringe Verkehr in dem versandeten Hafen ist in den Händen der Priester. Um einen Begriff von ihrer ehemaligen Ausdehnung und Herrlichkeit zu bekommen, muß man die Tempelruinen des Jupiter und der Concordia am Meeresufer besuchen. Die Pfeiler unserer gothischen Dome sind geschmacklose Barbarei, verglichen mit den

Tempelresten der Concordia, bestehend aus 19 Säulen im reinsten dorischen Styl.

Am andern Tage verschaffte mir mein garibaldisches Rothhemd einen Platz in dem bequemen Korbwagen eines Fleischers, der mich über Caltanisetta nach Catania brachte.

Zwei Rasttage in einer nach sizilianischen Begriffen ziemlich reinlichen Locanda (Herberge) hatten mich soweit gekräftigt, daß ich, auf einen Knotenstock gestützt, nach dem nahen Nicolosi humpeln konnte.

Die Straße steigt ziemlich steil zwischen den catanesischen Gartenhäusern, die, von den gefiederten Zweigen der Dattelpalmen überragt, sich hinter Feigen- und Johannisbrotbäume verbergen. Oliven-, Citronen- und Orangenpflanzungen wechseln mit Weizenfeldern ab, in denen noch Reihen von Weinstöcken stehen. Mais und Wein, Obst und Korn wächst den Menschen so recht in die Fenster hinein. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der schnell verwitternden Lava erspart hier jegliche Anstrengung und zeitigt Mitte Juni die Ernte. Granat- und Mandelbäume bilden in den höheren Regionen den Uebergang zu unserem heimischen Laubholz. Eine knorrige Steineiche bezeichnet den höchsten Punkt des Vorberges. Von da senkt sich die Straße nach Nikolosi, welches zwischen zwei Eruptionskegeln erbaut ist. Die Lavaspuren der jüngsten Eruption glichen Gießbächen mit erstarrten Wellen. Nicolosi ist ein armseliges Nest, in dessen engen Gäßchen die Schweine frei umherlaufen. In den dumpfen Zimmern sah ich nur Frauen und Mädchen emsig hantiren. Die „Herren der Schöpfung“ standen auf dem holperigen Marktplatz um einen antiken Brunnen gelangweilt in Gruppen herum. Das nennt man in Italien Sonntagsvergnügen. Ein Paar schreiende und lachende Kinder, deren üppiger Haarwuchs noch nie die Bekanntschaft eines Kammes gemacht zu haben schien, zeigten mir den Weg zu meinem Pfleger. Mir wurde angst und bange beim Anblick der windschiefen Baracken, deren Wände der durch die Thüren seinen Ausgang suchende Rauch gebräunt hatte. Aber freudiges Erstaunen belebte meinen gesunkenen Muth, als die halbnackten Knirpse vor einem weißgetünchten Hause mit hellen Fensterscheiben hielten. Gegen die Landessitte war die Hausthür mit dem blankpolirten Messinghammer geschlossen und auf mein Pochen öffnete eine bildhübsche Magd. Auf ihre scharfgebogene Nase und ihre blitzenden Augen, schwarz wie die Nacht, hätte eine maurische Königstochter stolz sein können. Als ihre fragenden Blicke in den meinen braunten, glaubte ich eine alte Bekannte, die Madonna von Murillo, wiederzusehen. Sie schien auf meine Ankunft vorbereitet, denn auf meine Frage nach dem Herrn des Hauses führte sie mich an der bratenduftenden Küche vorbei über einen reinlichen Hof in das Erdgeschoß des Hinterhauses. Meine hochgespannten Erwartungen bekamen eine gewaltige Ohrfeige beim Anblick des dielenlosen Estrichs, des roh gefügten Dachgebälkes und der verschimmelten Tapeten des mir angewiesenen Zimmers. Wohl präsentirten mir von einem Büchergestell die Heren Dante und Boccaccio, Petrarca und Ariost ihren schweinsledernen Rücken, aber die Stühle waren wackelig und die Schränke wurmstichig. Die Ankunft der Magd mit einer Suppenschüssel machte meinen düsteren Betrachtungen ein Ende. Sie stellte die rauchende Schüssel auf die Erde, lehnte den dreibeinigen Tisch an die Wand und deckte ihn mit einem Tischtuch, dessen zweifelhafte Farbe mich vermuthen ließ, daß es bereits geraume Zeit dieselben Dienste geleistet. Das graziöse Neigen und Beugen, Heben und Senken des holden Wesens bestärkte mich immer mehr in der Ansicht, daß sie aus dem Goldrahmen irgend eines Altarbildes hernieder gestiegen sei, um uns Sterbliche zu beglücken. Als ich meine Hand um ihre Taille legte, natürlich nur um mich von ihrer „Göttlichkeit“ zu überzeugen, gab sie mir einen unzweideutig menschlichen Rippenstoß und entfloh. Ich sah ihr nach bis sie in der Küche verschwand. Als ein langgezogenes Ritornell von ihren schwellenden Lippen zu mir herüber schallte, stellte ich mein einziges Gepäck, den Knotenstock, in die Ecke und die Suppenschüssel auf den Tisch, in deren Bauch in einer schwarzen Brühe Kopf und Füße eines undefinirbaren Geflügels schwammen. Wer aber, wie ich, wochenlang Vegetarianer wider Willen war, dem mundet jedes Fleisch wie Ambrosia. Kaum hatte ich einige Bissen aus der starkgewürzten spartanischen Suppe herausgefischt, da schienen plötzlich die Wände des Zimmers zu wanken und mit einem Krach berührte mein Sitzfleisch sehr unsanft den hartgestampften Estrich. Im ersten Augenblick dachte ich an ein Erdbeben. Als ich aber, meine Knochen befühlend, mich überzeugt hatte, daß nur der wackelige Stuhl die Schuld meiner Depossedirung war, stieß ich ein weithinschallendes „Heiliges Himmelkreuzdonnerwetter“ aus. Hierauf erschien eine ältliche Frau, trotz ihrer stattlichen Leibesfülle mit jugendlicher Schnelligkeit wie aus der Erde gewachsen, in der offenen Thür. Als sie mich mit dem Löffel in der Hand auf der Erde sitzen sah, stemmte sie ihre fleischigen Hände in die Hüften und lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen. Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, denn als ich aufsprang, um ihr meine Reverenz zu machen, brach bei ihr immer wieder der zurückgestaute Lachstrom hervor und hinter ihrem Rücken von ungewöhnlicher Schulterbreite kicherte schadenfroh die Magd. Am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen. Meine verzweiflungsvolle Miene schien ihr Mitleid zu erwecken, denn treuherzig sagte sie im ächten tyroler Kehlton: „Hab' ich vorhin recht gehört, daß Sie deutsch geflucht haben?“

„So ist es, meine Dame!“ erwiderte ich ermuthigt.

„Ei, da sind wir ja Landsleute,“ rief sie mit blitzenden Augen und wischte ihre mehlbestaubte Rechte an der weißen Küchenschürze, um mir im nächsten Augenblick die meine zu drücken. Auf ihren Ruf erschien ihr Mann, Doktor —

Entschuldige, liebenswürdiger Giftmischer, daß ich nach achtzehn Jahren deinen Namen, aber nicht deine Wohlthaten vergessen habe, aber tröste dich damit, wenn dir jemals diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, daß die undankbare Welt die Namen ihrer größten Wohlthäter, wie z. B. die der Erfinder des Pfluges und Dreschflegels, auch nicht kennt.

(Schluß folgt.)

Weltausstellungsbriefe.

IV.

(Schluß.)

Nachdem wir Japan und China auf der Ausstellung besichtigt haben, werfen wir schnell einen kurzen Blick auf Indien. Dieses altberühmte Land hat zwar die Ausstellung nicht aus eigener Initiative beschickt, ist aber dennoch in der englischen Abtheilung durch die herrlichsten seiner Industrieobjekte vertreten. Der großen Mehrzahl nach sind es Geschenke, welche dem Prinzen von Wales auf seiner letzten Reise durch Indien von den einheimischen, tributpflichtigen Rajahs (Herrschern) gemacht worden sind. Die Sagen sowohl wie geschichtlich beglaubigte Urkunden erzählen uns von einem fabelhaften, prunkvollen Reichthum, der in den verschiedenen kleinen Distrikten, die von Selbstherrschern regiert wurden und zum Theil noch werden, gefunden worden ist. Während das arme Volk oft vor Hunger und Elend nach hunderttausenden hinstirbt, können sich noch jetzt einzelne Rajahs rühmen, die Besitzer des größten Reichthums zu sein. Die Arbeit des Volks trägt ihnen und der englischen Regierung in Indien die rohen und fabrizirten Produkte des Landes zu, und der Profit aus letzteren beträgt Milliarden. Kein Wunder, daß England, wie jetzt augenblicklich, mit dem größten Mißtrauen die Gefahr überwacht, welche für seine indischen Besitzthümer aus der Annäherung der Russen erwächst. Der überaus interessante „indische Schatz des Prinzen von Wales“ befindet sich auf dem Ehrenplatze der indischen Ausstellung in der großen Halle, die den Industriepalast nach der Seineseite zu abschließt. Es ist in derselben eigens ein kleiner indischer Sommerpalast aus braunem Holz erbaut, der eigenthümlich genug in der Bauart ist, denn er besteht aus lauter kleinen schachtelartigen Räumen und Kabinetten, die enge über-, unter- und nebeneinander zusammengepreßt sind. In diesem kleinen Palais sowohl wie auf einigen mit Glas überdachten Tischen stehen die herrlichsten Gold- und Silberwaaren zur Schau, die meistens ein sehr altes Datum der Herstellung haben. Manche derselben stammen sogar aus Zeiten, die vollständig in geschichtliches Dunkel gehüllt sind und von denen nur uralte Sagen nebelhaft zu erzählen wissen. Umsomehr ist die treffliche Industriearbeit zu bewundern. Wir finden Silbergeschirre, welche alte Erbstücke der indischen Fürstenfamilien sind, die durchaus in gediegenen Metallen gearbeitet und dabei centnerschwer sind. So sah ich eine Tischplatte, in welcher ein Jagdzug in getriebenem Silber dargestellt ist. Selbst unter der Lupe, die den alten Indern ganz fremd war und die sie demnach nicht benutzen konnten, ist kaum eine Ungenauigkeit zu entdecken, die Physiognomien der einzelnen Jäger und tanzenden Bajaderen sind in feinster Zartheit modellirt worden. Es gibt in der ganzen modernen Silberindustrie kein Fabrikat, welches dieser Tischplatte zur Seite gesetzt werden könnte. Wunderbar effektvoll sind auch die Metallfarben verwendet worden, besonders prächtig wirkt das tiefgelbe Gold im Gegensatz zu dem matten, weißen Silber. Tausenderlei größere und kleinere Silber- und Goldgefäße blitzen uns entgegen, Schalen, Kämme, Rauchapparate und Utensilien für Betelkauer. Die modernen Indier haben sich auch mit Glück in der Nachahmung moderner, namentlich

englischer und holländischer Silbergeräthe versucht, doch haben die letzteren einen weit geringeren Werth. Abenteuerliche, höchst phantastische Formen haben die Ornamente der Indier, welche jedoch unserm modernen Geschmacke nicht so fremd sind, wie diejenigen der Chinesen. Die Gefäße aus Bronze, Kupfer und Zinn haben ebenfalls getriebene Ornamente. Diese Kunst wurde von altersher hauptsächlich in der indischen Stadt Madura und dem kleinen Dorfe Vizagapatam gepflegt. Daselbst wurden auch die Tempelglocken hergestellt. In der Damaszirung und Emaillirung waren und sind die Indier noch jetzt Meister der Kunst. Ein Tintenfaß in der Form eines Pfaus, dessen Federn in hundert Farben schillern, erregt die besondere Aufmerksamkeit und ist der Seltenheit wegen kaum mit Gold aufzuwiegen. Unzählige Waffen hängen und liegen in der Ausstellung, von der einfachsten hölzernen Streitkeule des wilden Eingebornen bis zu den damaszirten, skulptirten und mit Juwelen reich besetzten Schwertern, Schildern und Helmen der alten und neuen Fürsten hinauf sind alle Arten vertreten. Unter ihnen nimmt das große Schwert Sivahi's, des Gründers der Marattenherrschaft in Indien, lange vor Christi Geburt, den ersten Platz ein. Daneben liegen die Hausrathsgegenstände aus geschnitztem Schwarz- und Sandelholz, welches sich durch seine Härte auszeichnet. Die berühmten Gewebe und Netzarbeiten aus dem Städtchen Kaschmir erwähne ich nur nebenher. Noch jetzt gelten diese Gewebe, welche nur durch Handarbeit hergestellt werden, als die vorzüglichsten in der ganzen Welt. Aber ihre Herstellung erfordert auch Zeit und Arbeitskraft. Manche unserer vornehmen Damen, die im Besitze eines ächten Kaschmirshawls ist und denselben lässig von der Schulter hängen läßt, ahnt nicht, daß hundert fleißige Hände jahrelang an demselben haben arbeiten müssen. Alle diese Gegenstände aber werden verdunkelt durch den Schatz der Edelsteine, Diamanten, Saphire, Rubine, Brillanten, Perlen 2c., die, von der Sonne beschienen, ein Meer von Licht ausfluthen lassen. Das läßt sich nicht beschreiben, dieser Reichthum ist unnennbar groß und würde, zu Gelde gemacht, hunderttausenden armer Leute unter jetzigen Verhältnissen ein bequemes Dasein bis an ihr Lebensende gewähren können.

Indien ist das Vaterland der Edelsteine, es hat der Welt auch den größten Diamanten geschenkt, den sogenannten „Kohinor" (zu deutsch „Berg des Lichtes"). Dieser ist nicht im indischen Schatze, sondern in der Kollektion der Diamanten der Königin von England ausgestellt. Er ist so groß, wie ein halbes Hühnerei und wiegt 800 Karat. Sein Werth wird beiläufig auf 40 millionen deutsche Reichsmark taxirt. Die Königin von England bekam diesen seltenen Edelstein im Jahre 1850 von der indischen Kompagnie, welche ihn bei der Eroberung des indischen Ländchens Penschab erbeutete. Wann der Kohinor gefunden worden, ist unbekannt geblieben, jedenfalls existirte er schon 500 Jahre vor Christi und hat mehrfach Anlaß zu kriegerischen Fehden zwischen indischen Fürsten gegeben. Er soll früher doppelt so groß gewesen, aber durch mangelhafte Schleiferei verkleinert worden sein. Den modernen Schliff hat der Kohinor bei einem holländischen Juwelier im Jahre 1851 erhalten.

Westlich von Indien liegt Persien, welches sich ebenfalls an der Ausstellung betheiligt hat. Der einzige Aussteller dieses Landes ist der „Sonnensohn", wie sich der Kaiser oder Schah von Persien stolz benennt. Er hat einen abscheulich häßlichen, grün und weiß angestrichenen Holzgelaß mit schmalen, langen Fenstern im Trocaderopark erbauen lassen, in welchem weiter nichts bemerkenswerth ist als der Spiegelsaal, ein Salon, dessen Decke und Wände vollständig mit kleinen Spiegelscheiben austapezirt sind. Glitzern und glimmern thut dieser Salon zwar genug, aber bei längerem Verweilen in demselben verdirbt man sich die Augen. Der Schah hat mancherlei moderne und alterthümliche Waaren in diesem Palaste ausgestellt, unter denen besonders die prächtigen Seidenteppiche hervorzuheben sind, eine Spezialität der persischen Industrie, in welcher sie mit den Indern und Chinesen erfolgreich wetteifern. Welche Fülle anmuthiger und frischer Farben schimmert uns entgegen! Sehr interessant sind auch die in Erz getriebenen Gefäße und Hausgeräthe, doch nach der Betrachtung der indischen Schätze dieser Art erscheinen sie weit weniger werthvoll als sie wirklich sind.

Von den sogenannten orientalischen Völkern haben sich dann noch Tunis, Algier und Marokko betheiligt. Ich las zwar neulich in einer Zeitung, daß auch Aegypten vertreten sei, habe aber nirgendwo etwas von demselben bemerkt. Was die andern drei Länder betrifft, so nimmt Algier mit einem ganzen Palais im Trocaderopark den größten Raum ein. Es ist ganz weiß angestrichen, besitzt einige Farbenornamente, die wenig originell sind, macht aber einen seltsamen Eindruck deswegen, weil sich fast gar keine Fenster in demselben befinden. Das ist übrigens eine Eigenthümlichkeit des maurischen Baustils, der in Algier noch jetzt bei Bauten verwendet wird. Die nackten weißen Wände eignen sich vortrefflich dazu, die glühenden Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. Im Innern des Palastes sieht es dagegen desto bunter und lebhafter aus. Säulen, Treppen, Galerien, Fenster, Thüren, Springbrunnen, Blumen, Palmbäume finden wir im Hofe, der durch Zeltdächer vor der Sonne geschützt ist. Hier scheint das Paradies der Ueppigkeit und Schwelgerei, der lässigen Ruhe und poetischen Träumerei zur Wirklichkeit geworden zu sein. Wahrlich, die Muhamedaner verstehen es, ihr häusliches Leben sich so behaglich und poetisch wie möglich zu machen. Was die Waaren betrifft, die von den Eingebornen verfertigt und hier ausgestellt werden, so gleichen sie denjenigen, die auch Tunis und Marokko fabriziren. Große Feinheit, gute Arbeit, elegantes Aeußeres kann man ihnen nicht nachrühmen. Goldgewirkte Bekleidungsstücke von Seide, Leinen, Leder, Baumwolle 2c. sind in Unmasse vorhanden und zeichnen sich durch seltsame Formen und grelle Farben aus. Waffen, zum Theil sehr schöne, Sattelzeug, Teppiche, Sophas, Divans, Kaftans, Feze, Turbane beleidigen die Augen zum größten Theil durch schrille Farben. Aehnliches läßt sich auch von den vielen Kleinigkeiten aus Metall und Holz sagen. Da stehen und liegen unzählige Kästchen, Federhalter, Uhrgehäuse, Schalen, Schmucksachen, Rosenkränze und tausenderlei sonstiges herum. Die Tuneser und Marokkaner haben kleine Bazars in buntangepinselten Holzhäusern errichtet und verkaufen gegen leidlich billige Preise daselbst. Ein Spazirgang durch diese eigenthümlichen Verkaufshallen ist zwar recht amüsant, aber man lernt nicht viel dabei. Ein tunesisches und ein marokkanisches Kaffeehaus fehlen auch nicht, aber die Speisen und Getränke, welche man daselbst bekommt, sind so trocken und flau, als ob sie mit Saharastaub gewürzt wären. Die Musik, welche sechs Tuneser mit ihren Leiern und Trommeln machen, ist vielleicht Sphärenmusik für einen Neger, für uns Europäer aber gradezu nervenerschütternd schrecklich. Und dazu kommt noch das lärmende Ausbieten der Verkäufer und Verkäuferinnen, die weder hübsch noch jung sind, — entfernen wir uns schleunigst!

Kade.

Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis. (Bild Seite 484.) Der Encyklopädist Diderot sagt: „Wer über Frauen schreiben will, sollte seine Feder in Regenbogenfarben tauchen und den Goldstaub von Schmetterlingsflügeln über die Zeilen streuen." Der schneidige Hofprediger der Kaiserin Maria Theresia, Abraham a Santa Clara erwidert darauf: „Im Frauenzimmer, da steckt der Teufel drin; es ist und bleibt ein nothwendiges Uebel." — Wer von den beiden Antagonisten hat recht? Die Wahrheit liegt, wie immer, zwischen Verherrlichung und Tadel. Unser Bild, eine Originalzeichnung von Leineweber, den Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis darstellend, liefert den Beweis, daß die gebildeten Frauen des Occidents mit ihren ungebildeten orientalischen Schwestern zum mindesten eine Eigenschaft gemeinsam haben und zwar die Neugierde. Die pikante Szene spielt im Tandur, dem Versammlungssaal der Haremsfrauen eines tunesischen Gentlemans, den das unerbittliche Schicksal mit vier Frauen gesegnet. — Der große Prophet möge ihm helfen, sein diesseitiges Loos im jenseitigen Paradiese zu vergessen. — Die tunesischen Frauen, welchen der Fluch der Vielweiberei, dieser Krebsschaden des Islam, vor allen Anstrengungen Abscheu eingeflößt hat, kränkeln infolge dessen an einer chronischen Langweile und sehen in dem Besuch der deutschen Frauen eine erwünschte Unterbrechung des Haremeinerleis. Sie haben ihr Möglichstes gethan, um den Liebreiz des Körpers durch Toilettenkünste zu heben, denn sie wollen den Christinnen imponiren. Die eng anliegenden Beinkleider von goldgesticktem Sammet umschließen das pralle Bein und sind wohl dazu angethan, mehr zu verrathen wie zu verhüllen. Ein kurzes Seidenhemd birgt faltenreich die schwellende Brust und eine Jacke von Goldbrokat umfängt die runden Schultern. Ein buntes Tuch, das Kopf und Hals vermummt, und der wallende Schleier, mit Perlenschnüren und aufgereihten Goldmünzen geziert, vervollständigt die bequeme Haustracht. Ist diese Gewandung, die nichts von Schnürleib und Stöckelschuhen weiß, nicht vernünftiger, wie die beengende Tracht unserer Frauen, welche sie noch obendrein durch fortwährenden Schnittwechsel zu Sklavinnen der Mode macht? Nach den stürmischen Empfangsfeierlichkeiten werden die lästigen Aufpasserinnen, die alten Negerweiber fortgeschickt. Ein reizender Backfisch, das 17. Kind des Hausherrn, präsentirt Tschibuck, Sorbet und Obst. Die Unterhaltung wird mit Hilfe der jüdischen Dolmetscherin eingefädelt. Man spricht über Putz und verirrt sich — natürlich nur zufällig — auf das Kapitel der Männer. Die ältliche Dame mit dem unverschämten Zwicker, eine Schwiegermutter wie sie im Buche steht, versenkt sich mit der vornehmsten Chanum, der ersten Hausfrau, in den lichtlosen Brunnen der Eifersucht, während die jüngeren Odalisken den falschen Zopf und die andern „ächten" Toilettegegenstände der jungen, deutschen Frau einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Die dritte Deutsche kann das Schulmeistern nicht lassen und fühlt dem zukünftigen Ali Hadschi mit dem Einmaleins auf den Zahn. Nach einer halbstündigen Diskussion, während welcher wenigstens zwei Frauen zu gleicher Zeit gesprochen haben, umarmt und küßt man sich — die Visite ist zu Ende. Man hat sich herrlich amüsirt. Die muhamedanischen Frauen haben für ein halbes Jahr Stoff zum Klatschen gesammelt und die Christinnen schreiben eine Haremsschilderung in die Modenzeitung.

Dr. M. T.

William Shakespeare. (Porträt Seite 485.) Unter den strahlenden Firnen der Weltliteratur ist Shakespeares Granitsockel einer der höchsten. Die Worte rühren nicht etwa von einem bezopften Zunftkritiker her, sondern sind der Ausspruch eines gleichgearteten Dichterfürsten, Lord Byrons, dessen Füße, wie bei Shakespeare, in der Erde wurzeln, indeß die sturmbewegte Lockenfluth die Wolken streift. Shakespeares größtes Verdienst besteht darin, daß er nicht Könige und Bettler, Helden und Gaukler, Narren und Schurken mit und ohne Flitterland schildert, sondern Menschen mit ihren Vorzügen und Schwächen. Sein Genius läßt der blutigen Wahlstatt des männermordenden Krieges duftige Blumen entsprießen, erweckt das Mitleid für den rasenden Othello, legt dem Narren tiefsinnige Weisheit in den Mund und stellt als wirkungsvollen Kontrast den eigensinnigen König Lear daneben,

dieses abstoßende Zerrbild menschlicher Verkehrtheit. Götter und Dämonen, Gevatter Tod und Prinz Karneval, geflügelte Amoretten und giftgeschwollene Drachen, Ariel und Caliban sind nur Handlanger seiner Phantasie, die heute auf den Falterschwingen des Zephyrs und morgen im Sturmzug des Boreas zwischen Grabesdunkel und den lichten Aetherräumen schwebt. Er erzählt uns Blumenmärchen in der Räuberhöhle und predigt Mord im Brautgemach, aber das Wunderbare, Unbegreifliche an dem Seher, welcher der Mitwelt und kommenden Geschlechtern in verzehrendem Harm und überschäumender Lust einen Spiegel vorhielt, ihr gesammtes Denken und Empfinden reflektirend, ist, daß er in dem Maß erlernter Kenntnisse hinter den meisten Dichtern der Weltliteratur zurückstand. Von Freiheit und Liebe, dem Schwingenpaar der rollenden Kugel Fortunas gehoben, schwebt sein prophetischer Geist über allen Gebieten des Lebens in Ernst und Scherz. In den Tiefen der Menschenseele ist er zu Hause und spricht die Sprache aller Stände, aller Geschlechter, jedes Lebensalters mit psychologischer Wahrheit, und diese Sprache ist Musik, noch im Donnern melodisch. Seine Frauengestalten haben die Sonne im Blick und Morgenroth umspielt ihr Lächeln. Wer nicht mit Julia geliebt und mit Desdemona getrauert, der kann nicht behaupten, den Krösus an Gedanken und Leidenschaft verstanden zu haben. Wie der römische Geschichtsschreiber Tacitus stellte Shakespeare dem „Königthum von Gottes Gnaden" die „Gottesgeißel eines durch eigene Schuld dem Verderben geweihten Geschlechtes" entgegen. Wie fast alle Ritter vom Geiste hat er nicht in goldener Wiege geschlummert, denn sein Vater hat, laut noch vorhandenen Urkunden, Landwirthschaft und allerlei städtische Hantirungen nebeneinander getrieben. Am 23. April 1564 erblickte William Shakespeare, als der älteste von acht Geschwistern, in Stratford am Avon das Licht der Welt. Den ersten und letzten Unterricht gewährte ihm die lateinische Freischule seines Geburtsortes. In seinem 18. Jahre vermählte er sich mit der 8 Jahre älteren Anna Hathaway. Dies wohl der Grund, warum er fünf Jahre später nach London ging, sein Glück zu suchen. Mit dem genialsten Mimen des damaligen England, Richard Burbadge, der ihn in Londons Künstlerkreise einführte, leitete er das Blackfriarstheater. Von 1589, dem Geburssjahr seiner Erstlingsarbeiten, bis 1613 schrieb er 36 Stücke, in denen er selbst als Schauspieler, jedoch nur in untergeordneten Rollen auftrat. Trotz hochangesehener Lebensstellung vergaß er nicht Weib und Kind, baute ihnen in Stratford, wohin ihn regelmäßige Jahresbesuche führten, ein schönes Haus und sorgte für reichlichen Unterhalt. Nach der stilleren Führung des Lebens begehrend, zog er sich im Jahre 1614 von London in die Heimath zurück, wo ihn zwei Jahre später an seinem 52. Geburtstage der Tod ereilte. Was an ihm sterblich war, bestattete man in der Kirche von Stratford. Die im Jahre 1623 über seinem Grabe errichtete, wohlgetroffene Büste zeigt ihn, wie unser Bild, als einen stattlichen Mann von gewinnendem Aeußern mit einer göttlichen Stirne, für Daphnes Laub, den Lorbeer wie geschaffen, von welcher der Stempel der Geistesmacht leuchtet. Im Jahre 1741 ehrte Englands Volk das Andenken seines größten Dichters durch ein Denkmal in der Ruhmeshalle der Westminster-Abtei. Aus dem unerschöpflichen Schacht seiner Werke schürfte die ganze Welt Edelmetall. Mit Ausnahme der erzählenden Dichtungen „Venus und Adonis" und „Lukrezia" nebst einer Sammlung von Sonetten schuf er nur Dramatisches, ein Weltwirrwesen von allem was zwischen Himmel und Erde lebt und webt. Die Ueberladung des Tragischen mit dem Gräßlichen, die aufdringliche Deutlichkeit des Trivialen und die chronologischen Schnitzer abgerechnet ist er ein Muster für die Dramatiker. Mit seinen Meisterstücken Romeo und Julie, Sommernachtstraum, Kaufmann von Venedig, Richard III., die lustigen Weiber von Windsor, Othello, Hamlet, Macbeth, Sturm und Wintermärchen hat er durch instinktive Genialität, harmonische Architektonik, schlichte Natürlichkeit, verbunden mit tragischer Kühnheit, unvergänglichen Ruhm erworben.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Sprottau. W. D. Größere Mengen Salicylsäure in Speisen und Getränken können allerdings dem menschlichen Körper nachtheilig sein, und wir widerrathen Ihnen deshalb den Zusatz dieses Mittels zum Käse. Um Fäulniß zu verhindern, sind übrigens ziemlich große Mengen Salicylsäure nöthig, wie dies Versuche mit sehr konzentrirten Lösungen dieses Mittels in Bezug auf die Lebensfähigkeit von Bakterien und anderen Fäulnißerregern erwiesen haben. Man schwärmt deshalb für die Salicylsäure lange nicht mehr so sehr, wie vor einigen Jahren.

Meerane. E. H. Kuhmilch gibt man kleinen Kindern nicht roh, sondern abgekocht. Auch Eier ißt man besser weichgekocht als roh; denn der Magen muß das Eiweiß roher Eier erst zur Gerinnung bringen und letztere werden daher von manchen Personen nicht vertragen. Hartgesottene Eier dagegen sind immer unverdaulich.

Hamburg. G. Kopfkongestionen können die verschiedensten Ursachen haben und entweder von Fehlern in der Lebensweise oder von sonstigen, von außen auf den Körper wirkenden Schädlichkeiten abhängen; oder aber sie entstehen durch Krankheitszustände, deren Erforschung Aufgabe eines am Orte befindlichen Arztes sein muß. Es läßt sich deshalb gegen Ihre durch Kopfkongestionen verursachte Schlaflosigkeit nicht gut ein Arzneimittel anrathen. Vermeiden Sie vor der Hand einmal alle alkoholischen Getränke, Wein, Bier, Kaffee u. s. w., trinken Sie viel Wasser und sorgen Sie für regelmäßige Leibesentleerung. Auch müssen Sie den Hals frei tragen und nicht durch zu enge Hemdkragen und Binden fest einschnüren. Der enge Halskragen verursacht z. B. beim Militär sehr häufig Kopfkongestionen, resp. er erschwert den Rückfluß des Blutes aus dem Kopfe, namentlich auf den Märschen, wo mancher dann am sog. Sonnenstich zugrunde geht.

Breslau. R. S. Die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches auf Trichinen gewährt nur einen relativen Schutz. Denn wenn man auch jene Muskeln genau kennt, in denen sich erfahrungsgemäß die Trichinen in größeren Mengen ansiedeln, und wenn man deshalb vorzugsweise diese bei der Untersuchung berücksichtigt, so können doch Fälle vorkommen, wo sie grade dort nicht so zahlreich vertreten sind und daher übersehen werden. Ganz sicher gehen Sie, wenn Sie Fleisch nur gekocht oder gut durchbraten essen, denn die Trichine verträgt keine Siedehitze und ist in dergleichen Fleisch absolut unschädlich. Die mikroskopische Fleischschau wird wieder abgeschafft werden können, wenn jene Menschen, deren Schutz vor Trichineninfektion man im Auge hat, so vernünftig geworden sind, kein rohes Schweinefleisch mehr zu genießen.

Berlin. Schuhmacher P. Geben Sie Ihre Profession auf und ergreifen Sie einen anderen Beruf, der Sie nicht den ganzen Tag zu sitzen nöthigt. Die Schmerzen in der Lebergegend sind bei Ihnen wahrscheinlich durch das gesundheitswidrige Einsetzen des Leistens in jene Gegend entstanden. Der Bauch des Menschen ist kein Holzklotz, der sich nach Belieben malträtiren ließe. Großvater Schuhmacher hat zwar den Leisten auch so eingesetzt und ist mitunter ein alter Mann geworden; viel häufiger aber ist er in den vierziger oder fünfziger Jahren an einem schweren Unterleibsleiden gestorben.

Nicht beantworten lassen sich ohne persönliche Untersuchung oder aus anderen Gründen die Briefe von J. N. in Solingen, Adolf L—r in Berlin und G. T. in Kottbus. — Frl. F. S. in Altona wird um ihre Adresse gebeten; Max K. in Berlin wolle aus früheren Nummern dieses Jahrgangs ersehen, daß wir die öffentliche Ertheilung von Rathschlägen in Geschlechtskrankheiten ablehnen; R. in Berlin findet seine, Finnen im Gesicht betreffende Anfrage in früheren Nummern d. Bl. beantwortet.

Direkte Antwort wurde sonst, wenn es thunlich, auf die bis zum 28. Juni eingegangenen Briefe ertheilt. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Forst. P. H. Wie das Bessere der Feind des Guten, so ist das Begehren der Feind des Begehrten. Und daß im Sturm und Drang der Gegenwart die Vielen ihr Augenmerk nicht auf bloßen Zeitvertreib richten, werden Sie Sich denken können. Indessen sollen auch Sie befriedigt werden.

Dresden. V. W. Die eingesendeten fünf Gedichte sind recht hübsch, aber nicht gedankenreich, daher für die „N. W." nicht verwendbar.

Leipzig. De la Ch. Ihr poetisches Räthsel ist ein Spiel von allerlei hellen Gedanken und gesuchten Wendungen ohne faßbaren Inhalt. Auf solch' merkwürdige Poesie müssen wir verzichten.

Berlin. L. B. Ihnen hat unsre Korrespondenznotiz unter Berlin. A. in Nr. 39 „vieles Unverständliche" enthalten? Sie meinen, was wir dort von der Ehe sagen, gelte „von jeder Gemeinschaft zweier oder mehr Menschen", daß sie nämlich „insofern von höchster sittlicher Bedeutung sei, als sie Eltern und Kinder anhält, die Besonderheiten anderer Menschen kennen und respektiren zu lernen und den ordinären Egoismus des ganz auf sich selbst beschränkten Menschen zu Gunsten der edleren Sorge für nächststehende andere aufzugeben". Aber Sie sind im Irrthum! Die sittliche Bedeutung, welche das Nebeneinanderleben mehrerer Menschen besitzt, hängt, abgesehen von der sittlichen Qualität der in Frage kommenden Menschen, wesentlich von der Art der Berührungen ab, zu welchen es den Anlaß gibt. Die Beziehungen, in welchen zwei Minister eines und desselben Staates, zwei Subalternbeamte eines und desselben Bureaus, zwei Arbeiter einer und derselben Werkstatt zu einander stehen, sind, gleichviel in welchen Formen sie zutage treten, im allgemeinen ganz grober, oberflächlicher Natur und daher sittlich ohne Belang; dagegen haben jene zarten und zartesten Beziehungen zwischen Mutter und Kind, Mann und Weib, die nicht an der Oberfläche des menschlichen Bewußtseins dahingleiten, sondern ihre Schwingungen bis in das Innerste des Gemüthslebens senden, grade deswegen ihren unermeßlichen Werth. Und deswegen auch wäre es Wahnsinn, wenn man die Ehe ersetzen wollte durch „freien" Geschlechtsverkehr und die Familie durch Staatserziehung der Kinder. Wenn der Verkehr der Geschlechter nicht geheiligt wird durch die Treue und Würde dauernder Verhältnisse, dann behält das thierische Element die Oberhand und muß sittenverschlechternd, kulturstörend wirken; wenn den Kindern nicht die Wohlthaten der Elternliebe zutheil werden, wenn sie heerdenweise von Menschen erzogen werden, die ihnen bestenfalls mit äußerlichem Wohlwollen gegenübertreten, und nur mit Kindern umgehen, mit denen sie durch kein anderes Band, als das desselben Lehrstalles verbunden sind, so können aus ihnen in der Regel nur rohe Menschen, d. i. schlechtes Material zum Aufbau vernünftiger, edler Menschengemeinschaften werden. Die Pensionate unserer vornehmen Welt, die Kadettenhäuser unserer Militärstaaten, die Waisenhäuser, in der die verlassenen Kinder der Armuth geistig und gemüthlich verkrüppeln müssen, — sie alle liefern die schlagenden Beweise für diese Behauptung zu tausenden.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 1. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 42. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Fortsetzung.)

Wolfgang hatte am selben Morgen der alten Frau Meiling eröffnet, daß er mit dem Nachtzug abreisen würde. Sie fragte, wohin es gehen solle und wann er zurückkäme, da sie nur an eine kleine Geschäfts- oder Vergnügungsreise dachte; wie war sie also betreten, als er ganz ernsthaft erwiderte:

„So ist's nicht gemeint, Frau Meiling — ich reise für immer ab und muß Sie leider wieder allein lassen."

Aber sie glaubte noch immer halb und halb an einen Scherz und konnte nicht begreifen, wie das so über Nacht gekommen sein sollte, als aber Wolfgang mit gelassenem Achselzucken ihre Hilfe beim Einpacken seiner kleinen Junggesellenwirthschaft erbat und nicht in's Geschäft ging, sondern anfing, die Bilder von den Wänden zu nehmen und den Schreibtisch auszuräumen, als ihr gleichzeitig von verschiedenen Nachbarinnen geschäftig erzählt wurde, was sich am Abend vorher in der Wahlversammlung zugetragen, da gingen ihr die alten Augen über und bekümmert murmelte sie vor sich hin:

„Ja, ja, die Politik! Hätte er sich lieber verliebt, dann wäre es ihm gewiß nicht eingefallen, sich in solche Händel zu mischen. Ja, die Männer, die Männer! Mein Alter war ja 1848 auch ganz rabiat und wenig hätte gefehlt, so hätten sie ihn mir weggeholt und etliche Jahre eingesperrt, und doch war er sonst ein ruhiger, verträglicher Mann, der um des lieben Friedens willen manche Fünf gerade sein ließ."

Wolfgangs Abreise ging ihr sehr nahe; er war ihr lieb geworden wie ein eigner Sohn und sie hatte immer geglaubt und gehofft, er werde ihr Haus nur als glücklicher Bräutigam verlassen. Nun nahm das alles ein Ende mit Schrecken und jeder Hammerschlag in Wolfgangs Zimmer that ihr weh. Sie half ihm mit zitternden Händen, so gut es gehen wollte, aber immer wieder nahm sie die Küche zum Vorwand, um ihn zu verlassen, d. h. um ihm ihre mütterlichen Thränen zu verbergen. Er hatte sie gebeten, ihm Mittags einen Teller Gemüse zu geben, da er nicht noch einmal in den Gasthof gehen mochte, um sich da wie ein Wunderthier angaffen zu lassen, und sie hatte, um ihm eine letzte Liebe zu erweisen, nach einem Fisch geschickt und aus dem Keller die letzte Büchse eingesetzter Pflaumen geholt, die er so sehr gelobt hatte, als sie ihm voll Hausfrauenstolz einmal eine Probe davon gegeben hatte.

Im Laufe des Vormittags ging Wolfgang einmal fort, um seinen Stimmzettel abzugeben. Es entstand ein Geflüster und Gezischel im Wahllokal, als er eintrat und die Herren an der Urne, die er ja alle kannte, erwiderten seinen gelassenen Gruß mit kühler, fremder Höflichkeit. Dafür nickten ihm aber die Arbeiter und Kleinbürger theilnahmsvoll und bewundernd zu, er empfing manchen offenen und manchen verstohlenen, aber darum nicht minder herzlichen Händedruck und er hatte manchen gutgemeinten, wenn auch nicht glatt stilisirten Abschiedsgruß zu erwidern.

Als er wieder heimkam, hörte er Frau Meiling vor ihrer Thür in ungewöhnlich aufgeregtem Tone zu einer Nachbarin sagen: „Ihr Alter hat's gesagt? Na, der sollte doch ja schweigen, denn der versteht von solchen Dingen gerade soviel, wie der Esel vom Lautenschlagen, und darauf, daß Herr Hammer doch recht gehabt hat, können Sie Sich verlassen — Sie und Ihr Alter. Das fehlte noch, daß ich ihn am letzten Tage in meinem Hause schlecht machen ließe! Er ist ein so braver und wackrer junger Herr, daß es wohl ordentlicher auf der Welt zugehen würde, wenn alle soviel wüßten wie er, und wenn nur die Hälfte so wäre!" In ihrem Eifer hatte sie es garnicht beachtet, daß Wolfgang von rückwärts auf sie zutrat, bis er ihr leise auf die Achsel klopfte und scherzend sagte:

„Na, na, Frau Meiling, was ist denn das? Jetzt fangen sie auch noch an, auf offener Straße politische Reden zu halten? Am Ende gehen Sie nun auch mit in die Volksversammlungen?"

Die wackre Alte retirirte zwar in die Küche, meinte aber: „Wenn Sie's auch gehört haben, das schadet nichts — ich leide es nun einmal nicht, daß sie auf Sie hineinhacken, wie die Sperlinge auf einen Kanarienvogel, weil der singen kann und sie nur piepen."

Wolfgang stieg hinauf in sein Zimmer; es sah da schon seltsam öde und unwirthlich aus, und Proud hatte sich neben eine bereits zugenagelte Kiste gelegt, als müßte er sie bewachen.

Es war so mancherlei zu ordnen und zu regeln, namentlich in den Angelegenheiten der Feuerwehr, und die Zeit verging ihm um so schneller, als sich verschiedene Arbeiter, mit denen er vor und seit Gründung des sozialdemokratischen Vereins öfters persönlich verkehrt hatte, bei ihm einstellten, um zu erforschen, wann er die Stadt verlassen würde; es hatte sich ziemlich rasch herumgesprochen, daß er sofort mit dem Kommerzienrath gebrochen

hatte und muthmaßlich schon in den nächsten Tagen abreisen werde, er wollte jedoch nicht Gegenstand irgendwelcher Ovation werden und erklärte daher, daß er wahrscheinlich am folgenden Mittag reisen würde, nahm aber im voraus Abschied und bat, alle etwaigen Fragen dahin zu beantworten, daß er seine Abreise in aller Stille zu bewerkstelligen wünsche und daß man ihm einen persönlichen Gefallen erweise, wenn man seine Abreise ganz ignorire.

Die „Henkermahlzeit", wie Wolfgang mit einem matten Versuche zu scherzen sein Tafeln mit seiner alten wackern Wirthin nannte, wurde von dieser durch eine Flasche Wein, die von ihrer silbernen Hochzeit her noch in einer Kellerecke stand, auf die Höhe eines-Abschiedsmahls emporgehoben. Die alte Frau war tief gerührt darüber, daß Wolfgang ihr anbot, unter seinen Bildern eins als ein Andenken auszuwählen, das sie immer an ihn erinnern solle, und daß er ihr von freien Stücken versprach, ihr zu schreiben, sobald er in England „oder irgendwo" festen Fuß gefaßt hätte. Es war ihr, als gehe ihr einziger Sohn in die Fremde und selbst Proud wurde an diesem letzten Tage in unverantwortlicher Weise verwöhnt.

Nach Tische ging Wolfgang an die Ordnung seiner Schreibereien; es war da vieles auszuscheiden, was das Mitnehmen nicht lohnte. In einem Fach des Sekretärs fand er den grünen Seidenfaden, mit dem einst die Maiblümchen zusammengebunden waren; jetzt, wo er wußte, daß Frau von Larisch es gewesen war, die ihm diese zarte Aufmerksamkeit erwiesen hatte, war der Faden werthlos geworden und Wolfgang warf ihn halb verächtlich fort, mit einem Aufwerfen der Lippen, das auf eine schmerzliche Bitterkeit schließen ließ. Um so länger verweilte er bei dem rehbraunen Handschuh, ja, dieser Handschuh gab sogar seinen Gedanken eine ganz bestimmte Richtung und fast unwillkürlich flossen seine Gedanken in die Versform. Es dunkelte bereits, als er die Verse aufschrieb, die gewissermaßen seinen Abschiedsgruß bildeten und den Strich, den er nachdenklich unter diesem wehmüthigen Kapitel im Buche seines Lebens zog, um es für immer abzuschließen.

Die Verse lauteten:

Es kam zu mir in linden Frühlingstagen
Der liebe Traum, den treulich ich gehegt;
Jetzt, wo der Sturm die weiße Fläche fegt,
Muß ich für immer traurig ihm entsagen.
Er narrte lange mich und ist zerronnen,
Als ich nach ihm gegriffen mit der Hand,
Und mit dem schönen, leeren Trugbild schwand
Was heimlich ich gedichtet und gesonnen.

Vorbei! Ich sollte zürnen wohl und fluchen,
Dem trügerischen, wesenlosen Bild,
Doch immer wieder ward ich weich und mild
Und immer blieb's bei zaudernden Versuchen.
Mir ist, als stünd' ich ernst an einem Grabe,
Im Auge Thränen, weh das Herz und wund,
Und ein: „Leb' wohl, leb' wohl!" von bleichem Mund
Ist alles, was für meinen Traum ich habe.

Er war so schön — ihm muß ich wohl verzeihen.
Ob auch für dich es ein Verzeihen gibt?
Was spricht für dich? Daß es dem Traum beliebt,
Dir launisch Würde, Werth und Reiz zu leihen?
Du warst kein Stern, nur eines Irrlichts Flimmer,
Und von gemachten Blumen war dein Kranz;
Was mich gelockt, war ein geborgter Glanz;
Der bloße Widerschein von fremdem Schimmer.

Vorbei! Ich sollte zürnen dir und grollen,
Doch immer wieder ward mein Auge naß,
Sah ich im Geiste traurig dich und blaß,
Und immer blieb's bei halbem, lauem Wollen.
Mit fester Hand greif' ich zum Wanderstabe;
Du bist mein Schicksal und du treibst mich fort,
Doch ein „Leb' wohl!", ein mildes Abschiedswort,
Ist alles, alles, was ich für dich habe.

Er änderte und versetzte noch da und dort ein Wort, als ein kleiner Knabe in's Zimmer trat und ihm einen zusammengebrochenen Zettel übergab. Dicht an's Fenster tretend, entzifferte er mit Mühe die im Wahllokal hastig hingeworfenen Bleistiftzeilen, die ihm meldeten, daß der sozialdemokratische Kandidat die Mehrheit erlangt und fast drei Viertheile der Stimmenzahl erhalten habe, in die seine beiden Gegenkandidaten sich theilten, der Ultramontane hatte noch einige Stimmen mehr erlangt, als der Reichsfreund. Die Resultate der Wahl in den übrigen den Wahlkreis bildenden Ortschaften machten diesen lokalen Sieg selbstverständlich wieder zunichte, aber das kam ja nicht weiter in Frage und hob die moralische Wirkung jenes unerwarteten Siegs nicht auf. Ein triumphirendes, stolzes Lächeln trat auf die Lippen des Einsamen und er murmelte vor sich hin: „Also doch! Das übertrifft die kühnsten Erwartungen und bürgt für die Zukunft! Brave Leute — die Wahrheit hatte nur noch nicht den Weg zu euch gefunden; so konnten sie euch wohl gängeln, wie es ihnen beliebte!" Aber seine Gedanken hafteten doch nicht lange an diesem Wahlsieg und seinen muthmaßlichen Folgen, und bald versank er wieder in sein Träumen und Sinnen. Er drückte die heiße Stirn gegen die kühlen Scheiben und sah hinaus in das lautlose, wirre Flockengewimmel, das seit kurzem die Luft erfüllte. Er hatte kein Licht anzünden mögen und tiefe Dunkelheit herrschte in dem Zimmer, das sein Fuß wohl nie wieder betreten sollte. Von Zeit zu Zeit kam, gedämpft und halb erstickt durch den Schneefall, das Krachen eines außerhalb der Stadt gelösten Böllers oder eines in den Straßen zur Feier des Wahlsiegs entzündeten „Kanonenschlags", oder das Jauchzen und das „Hurrah!" eines kleinen Trupps von Arbeitern an sein Ohr, die ihrem Jubel Luft machten. Ihm war bei alledem so eigen zu Muthe, als ginge es ihn nicht das mindeste an und als müsse er fragen, was denn eigentlich geschehen sei, welchem Ereigniß dieser geräuschvolle Jubel gelte, und zwischen dem Abend vorher und der Gegenwart lag es für ihn wie eine lange, lange Zeit; er fühlte sich versucht, ungläubig mit dem Kopfe zu schütteln, als er sich daran erinnerte, daß er ja vor noch nicht vierundzwanzig Stunden auf der Tribüne gestanden und mit dem Aufgebot aller Beredtsamkeit dazu beigetragen habe, daß dieser Sieg erkämpft ward.

In dieser dumpfen Träumerei hatte er es ganz überhört, daß die Thür leise geöffnet worden war, und er fuhr fast erschrocken auf, als Proud sich mit seinem tiefen Murren aufrichtete, aber nur, um im nächsten Moment alle Zeichen der Freude zu geben und sich vertraulich der dunkeln weiblichen Gestalt zu nähern, die auf der Schwelle erschienen war und sich mit einem kaum hörbaren „Guten Abend!" in unverkennbarer Befangenheit zu dem prächtigen Thiere herabbeugte und ihm den glatten Kopf streichelte.

Wolfgang schrak zusammen — halb in Unmuth, halb in Freude; trotz der Dunkelheit glaubte er die Gestalt Martha's zu erkennen, und selbst an dem fast gehauchten: „Guten Abend" ihre Stimme. Hastig zündete er Licht an, und als das kleine Flämmchen des schwedischen Hölzchens aufzuckte, entfuhr ihm ein unwillkürliches, staunendes, aber merklich kühl klingendes:

„Sie — Fräulein Hoyer?"

„Ich selbst. Sie zwingen mich ja, zu Ihnen zu kommen. Ich dachte erst, es werde eine schriftliche Auseinandersetzung genügen, aber ich bin anderer Ansicht geworden." Das klang schon ziemlich fest, wenn auch die Stimme noch ein wenig bebte, aber es klang zugleich so sanft, daß es Wolfgang blutsauer wurde, die ihm schüchtern entgegengestreckte Hand nicht herzlich zu drücken. Er schlug die Augen nieder und schien die Hand nicht zu sehen, die ihm angeboten wurde.

„Sie können mir Ihre Hand immer geben, — ich hoffe, in einer Viertelstunde geben Sie mir diese Hand freiwillig," fuhr Martha sanft und fast wehmüthig fort.

„Sie kommen zu mir, um —"

„Um zu fragen, seit wann Wolfgang Hammer einen Menschen auf eine ungeheuerliche Anklage hin verurtheilt, ohne ihm Gelegenheit gegeben zu haben, sich zu vertheidigen."

„Ich verstehe Sie nicht, wenigstens nicht so recht, Fräulein Hoyer."

„Warum wollen Sie mir ausweichen? Kennen Sie diesen Brief nicht?"

Eine heiße Blutwelle schoß Wolfgang bis in die Schläfen; er stampfte unwillkürlich mit dem Fuße und seine Hand streckte sich hastig nach dem Briefe aus.

Martha zog denselben ängstlich und mit einer fast demüthigen Bewegung zurück.

„Nein, nein, den Brief dürfen Sie mir nicht wieder nehmen und Sie sollten auch Anna nicht zürnen, daß sie ihn mir zu früh gegeben hat; sie hat Sie durch diese Eigenmächtigkeit davor behütet, eine Ungerechtigkeit zu begehen, eine Härte, die Ihrer unwürdig ist und die Sie gewiß noch bereut hätten. Alle meine Vorstellungen von Ihrem Charakter würden Schiffbruch leiden, wenn Sie im stande wären, ihr zu zürnen, weil sie Ihnen Gelegenheit gibt, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen."

Wolfgang biß sich auf die Lippen und erwiderte bitter: „In der That, es ist sehr hart und sehr ungerecht, sich nicht un-

gestraft auf's tödtlichste beleidigen und beschimpfen zu lassen; in der That, ich habe ein großes Unrecht begangen, und man wird mir beweisen, daß ich verpflichtet bin, zu widerrufen und Abbitte zu leisten."

Wenn Sie aber nun garnicht beleidigt und beschimpft wären, wenigstens von der nicht, von der Sie zu glauben vermochten, sie sei einer solchen Handlungsweise fähig? Wenn ich Ihnen nun betheuerte, daß ich diesen Theil Ihres Briefes garnicht verstehe, daß ich nicht weiß, welche Mittelsperson Sie meinen können und daß ich zu Ihnen komme, um zu erfahren, wer diese Mittelsperson ist?"

Der sanfte, traurige Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, die Abwesenheit auch nur eines Schattens von Vorwurf entwaffneten Wolfgang. Angstvoll und erregt fragte er:

„Sie haben nicht mit Herrn Reischach gesprochen, Sie haben ihm keine Vollmacht gegeben, mit mir zu reden, Sie haben mir keine — Bedingungen durch ihn gestellt?"

„Ich habe also das Richtige errathen: über meinen Kopf hinweg hat man eine gewissenlose Intrigue angesponnen und sich nicht gescheut, mich im Parteiinteresse in diese Intrigue zu verflechten! Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen versichre, daß es mir nie möglich gewesen wäre, Bedingungen zu stellen, daß Bedingungen solcher Art zum Ueberfluß gegen alle meine Ueberzeugungen oder vielmehr gegen mein ganzes Gefühl streiten, daß ich mich nimmermehr einer Mittelsperson bedient hätte und daß endlich Herr Reischach der letzte Mensch auf der weiten Erde gewesen wäre, den ich mir zum Mittelsmann ausersehen hätte? Oder wenn Sie mir nicht glauben, stellen Sie mich ihm gegenüber und ich werde ihm in's Gesicht sagen, daß er gelogen hat und daß ich ihn verachte und verabscheue."

Wolfgangs Lippen zitterten und seine Augen wurden feucht; mit gepreßter, klangloser Stimme erwiderte er:

„Ich verdiente Ihre Verachtung, wenn ich im stande wäre, der ersten Beleidigung die zweite hinzuzufügen. Ich glaube Ihnen — jedes Wort, jede Silbe!"

Martha athmete tief auf und ein sonniger Schimmer glitt über ihr bleiches, übernächtiges Gesicht. Sie sah, wie Wolfgang, in dessen Zügen es arbeitete, nach Worten rang, und sie sagte rasch:

„Und nun keine Selbstvorwürfe, Sie würden mich dadurch nur beschämen. Sie haben mir unrecht gethan, aber einer mit solcher Sicherheit und Bestimmtheit auftretenden Lüge gegenüber waren Sie wehrlos, mußten Sie glauben; Sie kannten mich ja nicht, konnten nicht wissen, daß man mir das Allerunmöglichste angedichtet hatte und daß ich nur ein einziges mal in meinem Leben mich auf einen politischen Disput eingelassen habe, um Sie nämlich in Schutz zu nehmen. Ich kann Ihnen noch mehr sagen: nach meinem Gefühl hätte ich, wäre ich wirklich einer solchen Handlungsweise fähig gewesen, alle Ihre Vorwürfe nicht blos verdient, sondern Ihr Brief wäre sogar unverdient mild, versöhnlich und gütig gewesen. Ich durfte mich nicht beklagen, wenn Sie viel schärfer, bittrer und schonungsloser gewesen wären."

Wolfgang hatte während dieser Unterredung mit verschränkten Armen am Tisch gelehnt, seine Augen hatten an Martha's Lippen gehangen und jedes Wort von denselben weggenommen, und nun überfiel ihn eine so brennende Beschämung, eine so hülflose Traurigkeit, eine so bittre Reue, sein ganzes Verhalten erschien ihm so kopflos, so ungerecht, so knabenhaft voreilig, daß er die aufquellenden Thränen nicht mehr zurückdämmen konnte und in das Sopha sank und seine Weichheit instinktiv dadurch zu verbergen suchte, daß er die Augen mit der Linken bedeckte und das Gesicht auf die Sophalehne legte. Und doch konnte er das Schluchzen, mit dem er verzweifelt kämpfte, nicht ganz unterdrücken. Dieser stumme Schmerz war von einer überwältigenden Beredtsamkeit, und Martha kniete erschrocken und rathlos neben ihm nieder. Im Innersten erschüttert, bemächtigte sie sich seiner schlaff niederhängenden Rechten und, ohne zu wissen, was sie that, preßten sich ihre Lippen auf diese Hand und helle, glückselige Thränen stürzten ihr aus den Augen; sie rief ihn leise und innig bittend und mahnend bei dem Namen, den sie ihm schon so oft in stiller Nacht gegeben; sie richtete sich auf, beugte sich über ihn und machte einen schüchternen, für Wolfgang kaum fühlbaren Versuch, seinen Kopf mit sanfter Gewalt am Kinn emporzuheben. Es ängstigte sie, ihn so hülflos zu sehen, und in ihrem fast demüthigen: „Sehen Sie mich wieder an, es thut mir weh, Sie leiden zu sehen!" lag soviel leidenschaftliche Innigkeit, daß Wolfgang wie aus einer schweren Betäubung erwachte und sich langsam wieder aufrichtete. Martha trat einen Schritt zurück; seine Augen hatten allen Glanz verloren und ein düsterer, starrer Gram hatte dem erblaßten Gesicht seinen Stempel aufgeprägt. Er war nahe daran, zu taumeln, als er wieder aufstand, so schwer lag es ihm in allen Gliedern; aber er raffte sich doch zusammen und sagte langsam und traurig:

„Verzeihen Sie mir, Sie sind ja gütig und sanft, und mit der Zeit werden Sie lernen, mir zu vergeben, was ich durch meinen Verdacht an Ihnen gesündigt habe. Ich selber werde es mir nie verzeihen, und es wäre nur eine verdiente Strafe, wenn ich jetzt doppelt trostlos von hier scheiden müßte; aber lassen Sie mir den Trost, zu wissen, daß Sie meiner freundlich und ohne Groll gedenken. Ein unseliges Geschick hat sein Schlimmstes an uns gethan; erst mußte ich glauben, mich in Ihnen getäuscht zu haben, und nun habe ich Sie so über alle Möglichkeit der Sühne hinaus beleidigt, daß ich nicht mehr den Muth habe, um einen letzten Druck der Hand zu bitten, die ich vor einer Viertelstunde zurückstieß."

Martha aber reichte ihm nicht blos die Hand, die er hastig ergriff und auf die er, sich tief niederbeugend, mit zuckenden Lippen einen Kuß hauchte, ohne verhindern zu können, daß zugleich ein schwerer, heißer Thränentropfen auf diese Hand fiel; sie sagte warm und beinahe heiter:

„Warum sprechen Sie noch von Sühne, mein Freund? Haben Sie denn nicht alles längst wieder gut gemacht durch den lieben, guten, schönen Brief, den Sie mir geschrieben haben und den ich schon fast auswendig weiß? Sie sollten mir lieber eine Frage beantworten, die mir gar sehr am Herzen liegt, die Frage: Gilt er noch? in allem, was mich so reich und glücklich gemacht hat?"

Wolfgang hatte sich mit einer jähen Bewegung wieder aufgerichtet, einen Moment sah er wie geblendet in die strahlenden Augen, bis Thränen sie verschleierten, dann legte sich sein Arm um ihren Nacken, er zog sie an sich, und mit einem einzigen jubelnden, halberstickten: „Martha!" preßte er seine Lippen auf ihren Mund und schloß ihr dann mit diesen Lippen sanft die Lider und küßte sie wieder und wieder auf Stirn und Scheitel. Und erst nach langer, langer Zeit war er wieder soweit Herr seiner selbst, daß er ihr antworten konnte: „Es gilt noch, Martha — bis in den Tod!"

Die beiden glücklichen Menschen waren so völlig in ein gegenseitiges Anschauen versunken, daß es wohl eines sehr starken Geräusches bedurft hätte, um sie aus dieser Versunkenheit aufzuschrecken. Es gelangte nicht zu ihrer Wahrnehmung, daß Frau Meiling, der es durch einen glücklichen Zufall ganz entgangen war, daß Martha ihr Haus betreten hatte, ahnungslos die Treppe heraufgekommen war und die Thür leise geöffnet hatte. Der Anblick, der sich ihr bot, war wohl geeignet, sie an eine Vision glauben zu machen; Martha sah, Wolfgangs Linke unter ihrem Kinn, mit leuchtenden Augen zu ihm empor, und seine Rechte strich sanft von ihrer Stirn über das reiche schwarze Haar, bis sie mit einer plötzlichen Bewegung das Gesicht an seiner Schulter barg. Das war wohl zuviel für die alte Frau, die den Athem angehalten hatte; sie schlich sich, die Thür leise wieder anlehnend, die Treppe hinab und sank in ihrer Küche auf einen Sessel; sie mußte sich den alten Kopf mit beiden Händen halten und lachte und weinte in einem Athem und fragte sich, wie Fräulein Hoyer in's Haus gekommen sei und ob Herr Hammer sie ihr als seine Braut vorstellen und ihr eine Erklärung geben werde, und sagte sich wieder und immer wieder: „Ja, ja, stille Wasser sind tief! Wer hätte sich das träumen lassen? Aber ein solches Glück grade heute! Nein, wie mich das freut!"

Als droben der erste Sturm des Glücks vorüber war, sagte Wolfgang fast übermüthig:

„Nun laß uns aber einmal vernünftig sein, Martha; wir müssen nothwendig großen Kriegsrath halten, denn was soll nun werden? Ich möchte nichts beschließen, ohne den Rath meines klugen Mädchens gehört zu haben."

„Weißt du auch, Wolfgang, daß mir jetzt alles weitere über alle Beschreibung und alle Begriffe gleichgiltig ist und daß ich lächelnd alles gutheißen werde, was dir angemessen erscheint?"

„Wohl, Herz, aber so über's Knie wollen wir unsere Entschlüsse doch nicht brechen, und dann möchte ich doch auch wissen, ob du gar keine Vermuthung darüber hast, wer wohl den Herrn Kommerzienrath auf seinen sublimen Einfall gebracht hat. Ueberdies solltest du dich auch einmal auf diesen altehrwürdigen Divan setzen, auf dessen Lehne mein Kopf so oft gelegen hat, wenn ich mit geschlossenen Augen Verse ersann, die — an dich gerichtet waren."

(Schluß folgt.)



Molière und die Laforêt. (Seite 502.)

Ein Wunder der Baumwelt.

Von Dr. **Moritz Schlüter.**

Der Blaugummibaum (Eucalyptus globulus) hat in neuester Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, obwohl wir schon seit dem Jahre 1792 durch den Botaniker Labillardière über ihn genauere Nachrichten erhielten. Derselbe war von der französischen Regierung zur Nachforschung nach seinem verschollenen Freunde Lapeyrouse ausgesandt. Er durchstreifte Vandiemensland und fand hierbei zum erstenmal die kolossalen Blaugummibäume. Aus seinen Reisebeschreibungen ist ersichtlich, daß er schon damals die hohe Bedeutung und Wichtigkeit des Eucalyptus globulus für die Landwirthschaft ahnte. Trotzdem blieb der Baum lange Zeit fast unbeachtet, bis erst vor einigen Jahrzehnten seine volkswirthschaftliche Bedeutung in den Vordergrund trat. Besondere Verdienste um die Verbreitung dieses nützlichen Baumes in andern Ländern erwarben sich Ferdinand Müller, Direktor des botanischen Gartens in Melbourne, und der Botaniker Ramel. Auch der bekannte Arzt Gimbert in Cannes machte auf die Wichtigkeit der Anpflanzung desselben aufmerksam und empfahl seine Akklimatisirung ebenso wie Ramel.

Der Blaugummibaum gehört zur Familie der Myrtaceen und ist in Neuholland und Tasmanien einheimisch. Er findet sich hauptsächlich in feuchten, gegen Süden gerichteten Thälern und bildet dort weitausgedehnte Wälder. Alle Eucalypten, von denen 135 Spezies bekannt sind, stammen aus Australien und führen wegen des in ihnen enthaltenen Gummiharzes den Namen Gummibäume. Sie erreichen eine ungeheure Größe und ragen wie mächtige Giganten in die Luft. Das Blätterwerk dieser Riesenbäume ist selten dicht, auch begünstigt die eigenthümliche Blattstellung den Durchgang der Sonnenstrahlen, sodaß der Anbau anderer Gewächse unter ihren Aesten sehr leicht ermöglicht wäre. Werden die Blätter am Abend vom Winde bewegt, so bemerkt man schon in einiger Entfernung einen angenehmen, balsamischen Geruch, welcher an unsere Tannenwälder erinnert. Der Baum nimmt im Alter ein ganz anderes Kleid an als in der Jugend. Die Blätter der jungen Pflanze sind gegenständig, stiellos und sehr zart. Im Alter von mehreren Jahren stehen die Blätter wechselweise, sind gestielt und zähe. Oft ist die Spitze sensenartig gekrümmt, nicht selten ist dieselbe sehr lang, sodaß das ganze Blatt mehr oder weniger lanzettförmig erscheint. Es ist von durchsichtigen, hervorragenden Nerven durchzogen. Die Blattzellen enthalten im Innern ein flüchtiges, starkriechendes Oel, von dem der Duft der Eucalyptuswälder herrührt. Die Blüthen sind rosenfarbig oder weiß, auf einem kurzen, breiten und zusammengedrückten Stiel sitzend. Die Kelchröhre ist halbkugelförmig oder pyramidal. Der Kelch ist zur Knospenzeit oben durch einen kleinen Deckel geschlossen, welcher abfällt, sobald sich die Blüthen entfalten. Die Samenkörner sind von schwarzbrauner Farbe, oval gestaltet und nur klein. Der Stamm ist aschgrau gefärbt und bei jungen Bäumen ziemlich glatt, verliert aber im Alter sein schönes Aussehen und ist dann meist von rissiger Rinde umgeben. Das Holz ist schwer, dauerhaft und darum für Handel und Industrie äußerst nutzbringend. Der junge Baum ist sehr elastisch, die Stärke eines Mannes genügt nicht, einen Zweig von 7—8 Centimeter im Durchmesser zu zerbrechen.



Moritz Heß. (Seite 503.)

Ramel versuchte zuerst, den Blaugummibaum in Frankreich zu akklimatisiren, was ihm auch vortrefflich gelang. Seitdem finden wir denselben in verschiedenen Theilen Südeuropas, wie Spanien, Portugal, Griechenland und Italien; in Palästina, Indien, in einigen Theilen Nord- und Südamerikas und auch in Afrika ist er eingebürgert worden. Sein Gedeihen setzt einen mäßig feuchten Boden voraus, und ist es unbedingtes Erforderniß, daß die Temperatur zu keiner Zeit unter —6° des hunderttheiligen Thermometers sinkt; hier blüht und treibt er zu allen Jahreszeiten und trägt zur Verschönerung der winterlichen Vegetation bei. Im allgemeinen kann man ihm wegen seiner beträchtlichen Höhe eine gewisse Schönheit nicht absprechen, und man hat ihn darum auch häufig in geeignetem Klima als Zierbaum in die Gärten gepflanzt. Nach Berichten des Arztes Gimbert wurden im März des Jahres 1863 im Garten des Herrn Martichon, einem berühmten Gartenbauer in Cannes, zwei Blaugummibäume angepflanzt und fürsorglich gepflegt. Sie erreichten 1868 eine Höhe von 20 Meter; der Stamm maß 40 Centimeter über dem Boden, 1 Meter 10 Centimeter im Umkreise. Diese Größenverhältnisse sind ganz genau festgestellt. Der Baum hatte demnach Schößlinge von 4 Meter in einem Jahr getrieben. Im Garten des Herrn Bonnet steht ebenfalls ein Blaugummibaum, der 1869 20—22 Meter Höhe und 1 Meter 12 Centimeter im Umfange hatte. Dieser Baum wurde 1862 gepflanzt und war damals 1 Meter hoch. Im ersten Jahre blieb er ziemlich still stehen. In der Folgezeit entwickelte er sich jedoch äußerst günstig, so daß er das bemerkenswertheste Exemplar in Cannes ist. Günstiger noch als alleinstehend gedeihen die Bäume in Wäldern. Zwei Industrielle, Pilar und Cuvillier, stellten damit Versuche an. Sie säten 1864 200 Samen des Blaugummibaumes, den sie direkt aus Melbourne vom Marineminister erhalten, in sandigem Boden aus. Die Anpflanzung bedeckte eine nach Süden gelegene Bergterrasse. Alle Samen gingen auf und schon 1869 war dieser unfruchtbare Boden mit dem herrlichsten Gehölz bedeckt. Alle Bäume hatten sich jedoch nicht gleich kräftig entwickelt, obwohl sie gleichzeitig gepflanzt worden. Die der Sonne mehr ausgesetzten übertrafen die anderen Bäume ganz bedeutend an Höhe und Stärke, ein Beweis, daß eine wesentliche Bedingung ihres Wachsthums Licht und Wärme ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Blaugummibaumes muß noch erwähnt werden. Derselbe gebraucht zu seinem Wachsthum eine bedeutende Wassermenge, die er dem Boden durch seine weit-ausgebreiteten Wurzeln entzieht. Trottier und Regulus Carlotti haben dies durch interessante Versuche dargethan. Ersterer stellte im Juni 1867 in einem geschlossenen Raume einen Zweig des Blaugummibaums in eine mit Wasser gefüllte Vase. Fünf Tage darnach waren die Blätter des Zweiges welk und die Vase leer. Er wiederholte nun das Experiment am 20. Juli 1868 im Freien. Er brachte am Morgen um 6 Uhr einen Zweig in eine 30 Centimeter hohe Vase, die 16 Centimeter weit an der Oeffnung war. Derselbe wog 800 Gramm; um 6 Uhr abends war sein Gewicht 825 Gramm. Zugleich hatte sich das Wasser in der Vase um 2 Kilogramm 600 Gramm vermindert. Diese Verringerung war nicht nur durch direkte Verdunstung herbeigeführt, sondern auch der Zweig hatte sein gutes Theil dazu beigetragen. Um zu sehen, wieviel die direkte Verdunstung betragen, hatte Troltier eine zweite Vase von genau derselben Form und Größe und mit der nämlichen Menge Wasser gefüllt neben erstere gesetzt. Diese hatte in derselben Zeit nur 208 Gramm verloren. Der Zweig hatte demnach innerhalb zwölf Stunden das Dreifache seines Gewichts an Wasser absorbirt und zur Verdunstung gebracht.

Carlotti hatte 25 Kilogramm Blätter in 22 Liter Wasser gelegt. Nach 24 Stunden hatte sich das Wasser um 1½ Liter vermehrt. Dieses war aus den Blättern hinzugekommen, sie mußten also das Wasser vorher im Freien aufgesogen haben.

Diese Eigenschaft verleiht dem Baum seine eigentliche Wichtigkeit, indem er so ein vorzügliches Mittel ist, sumpfige Gegenden trockener zu gestalten. Bekanntlich sind die Sümpfe als die Herde der gefährlichen Fieber anzusehen. Aus ihnen steigen die schädlichen Miasmen hervor, deren Einathmungen Tod und Verderben mit sich bringen. Diese Ausdünstungen werden häufig vom Winde in entferntere Gegenden fortgetragen und machen die Umgegend der Sümpfe zu einer nicht ansiedlungsfähigen. Das Wechselfieber pocht in Rom in der heißen Jahreszeit jeden Augenblick an die Thore der Stadt. Auch gewisse Regionen Spaniens, die Ebenen von Korsika und Griechenland, sind der Herd des Wechselfiebers. Die Erfahrungen, die man in der kurzen Zeit mit den Anpflanzungen des Blaugummibaumes gemacht, haben die Erwartungen nicht getäuscht. Die Bäume gediehen meist kräftig und nach wenigen Jahren konnte man bedeutende Verbesserungen des Klimas konstatiren. Am Kap der guten Hoffnung ermöglichen die dort angepflanzten Gummibäume in einzelnen Sumpfgegenden die Niederlassung der Ansiedler, während vordem diese Gebiete nicht bewohnbar waren. Nicht weit von der Stadt Algier lag an den Ufern des Hamyse eine wegen ihrer Fieber berüchtigte Farm, auf der in jedem Sommer zahlreiche Opfer dem Fieber anheimfielen. Im Frühling 1867 pflanzte man dort 1300 junge Eucalypten an und bereits in demselben Jahre war eine solche Aenderung eingetreten, daß selbst in der heißesten Zeit nicht ein einziger Krankheitsfall vorkam, obgleich die Bäumchen erst durchschnittlich 3 Meter hoch waren. Seitdem ist der Platz auch bis heute fieberfrei geblieben. In der römischen Campagna galt das Kloster Tre Fontane bei Rom als die ungesundeste Oertlichkeit, bis im Jahre 1870 die Mönche Versuche mit der Anpflanzung von Eucalyptusbäumen anstellten. Der Erfolg war überraschend, denn schon in vier Jahren konnte es den Mönchen freigestellt werden, die Nacht im Kloster zuzubringen. Von den 22 Bewohnern des Klosters machten anfänglich drei oder vier von dieser Erlaubniß nicht Gebrauch, sondern pilgerten allabendlich zur Nachtruhe nach Rom. Erst später, als sie sahen, daß ihre zurückgebliebenen Genossen gesund blieben, gaben sie den beschwerlichen Weg auf. Im ganzen kamen in dem genannten Jahre nur drei leichte Fieberanfälle vor.

Auch in industrieller und wirthschaftlicher Beziehung ist der Gummibaum von bedeutender Wichtigkeit. Sein Holz zeichnet sich durch Festigkeit aus und wird deshalb mit Vorliebe zum Schiffsbau verwandt. Auch dem immer mehr hervortretenden Holzmangel könnte vielleicht ein Damm gesetzt werden, wenn in geeigneten Gegenden größere Wälder zu diesem Zwecke angepflanzt würden. Der Baum wächst vielmal schneller wie die meisten der bisher bekannten. Dieser Umstand dürfte den Preisunterschied im Transporte wohl aufzuheben im Stande sein. Durch die Kultur des Blaugummibaumes könnten manche bisher wenig ausgenutzte Erdstriche dem Handel zugänglich gemacht werden. Die Rinde des Baumes wird seit einiger Zeit in der Papierfabrikation zur Verwendung gebracht, aus dem Holze gewinnt man recht brauchbare Pottasche. Der aromatische, kampher- oder lavendelartige Geruch hält die Insekten aus seiner Nähe. Aus Uruguay berichtet Dr. R. Canstatt, daß die Heuschrecken den Blaugummibaum verschonen, und Kapitän Mignar schreibt, daß selbst in Tropengegenden, wo die zahllosen Mosquitos die Ruhe der Nacht fortwährend unterbrechen, das Aufstellen einer Topfpflanze dieses Baumes schon genüge, die schrecklichen Peiniger fernzuhalten. Wenn vielleicht diese Thatsache mit zu rosigen Blicken angesehen und etwas übertrieben worden ist, so muß ich doch gestehen, daß ich auf den jungen Pflanzen vom Blaugummibaum niemals Fliegen oder dergleichen gesehen habe. Man könnte vielleicht aus ihm, wie aus der persischen Bertramwurz, Insektenpulver gewinnen.

In medizinischer und pharmazeutischer Hinsicht ist der Eucalyptus globulus seit etwa zehn Jahren näher untersucht und in den diesen Wissenschaften dienenden Fachzeitschriften mehrfach erörtert worden. Die Destillation der Blätter, sowie aller sonstigen Theile des Baumes ergibt eine ölige Essenz, deren physiologische Wirkungen Dr. Gimbert sorgfältig studirt hat. Wurden einige Tropfen derselben lebendigen Thieren eingespritzt, so wirkte dieselbe betäubend auf dieselben, bei wiederholter Anwendung trat sogar der Tod ein. Mit den physikalisch-chemischen Eigenthümlichkeiten der Essenz hat sich vorzugsweise Mr. Cloëz beschäftigt und die Resultate seiner Forschungen der Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Besonders heben wir aus denselben die fäulnißwidrigen Eigenschaften der Essenz hervor. Cloëz brachte zwischen einige Blutklumpen von einem Kaninchen mehrere Tropfen derselben und drei Monate später waren dieselben noch nicht verdorben. Der Kadaver einer Ratte wurde damit eingesprengt. Das Thier trocknete mumienhaft zusammen, ohne zu verwesen.

Aus den Blättern des Eucalyptus gewann der Mönch Orsise in dem Kloster Tre Fontane ein Elixir, das sich bei Fiebererkrankungen von außerordentlicher Wirksamkeit erwiesen haben soll. Nicht nur, daß heftige Anfälle dadurch plötzlich abgeschnitten wurden, sondern selbst in solchen Fällen, wo das Chinin wirkungslos blieb, wurde jener Trank aus Eucalyptusblättern mit Erfolg angewandt. Mag nun auch das Endurtheil der Medizin über die arzneilichen Eigenschaften dieses Baumes günstig oder ungünstig lauten, so haben doch wohl Gärtner und Forstleute vollkommen recht, der Kultur dieses Baumes in geeigneten Gegenden das Wort zu reden.

Modern-russische Zustände.

(Fortsetzung.)

Die Weltgeschichte Rußlands hat vom Staate ein Budget von 5,000000 Pfund Sterling (über hundert Millionen Mark!) ausgeworfen, welches, über 36,000 Pfarrbezirke vertheilt, für jeden eine Quote von 140 Pfund ergibt. Da nun jeder Sprengel einen Popen, einen Dekan und zwei andere Geistliche haben soll, in Wirklichkeit aber nur 12,000 Dekane und 60,000 Geistliche vorhanden sind, so hätte jeder Pope, da er die Hälfte der Einkünfte des Pfarrsprengels zu empfangen hat, 70 Pfund Sterling zu erhalten. Aber nichts da! Denn die Bischöfe nehmen die Zahl der Geistlichen als voll an und — stecken den Ueberschuß ad saccum. Mitleid mit dem Popen wäre nun aber freilich am unrechten Orte, denn er erpreßt reichlich, worum er beschwindelt wird. Motto der russischen Pfaffen ist: Ohne Geld nichts, für Geld so ziemlich alles. Der Ekel der eigenen Bevölkerung vor ihnen ist denn auch so groß, daß sie millionenweise zum offensten Nihilismus übertreten würden, wären nur die Strafen für den Abfall vom orthodoxen Glauben nicht so exorbitant. Sibirien winkt, wofern der Renegat mit seinem Pfarrer kein Abkommen trifft. Die Geistlichkeit unterstützt daher zunächst auf alle mögliche Weise den Glaubensabfall, um sich dann ihre vermittelnden Dienste

theuer vergüten zu lassen, und so eifrig sind die „Weißröcke“ bei ihrem Werke, daß es nicht weniger als 200 Sekten unter den „orthodoxen“ Russen gibt, deren Religionsbekenntnisse theilweise total von einander verschieden sind.

Was die russische Beamtenwelt werth ist, mögen folgende Geschichten zeigen. Fürst Wiskoff besaß tausende von wüst liegenden Aeckern — Kanäle, Straßen, Eisenbahnen nirgends weit und breit. Hätte er sich nun, zum Zwecke der Anlage solcher, mit anderen Adeligen verbinden wollen, so hätten sie die Bureaukratie so derb schmieren müssen, um auch nur die Erlaubniß hierzu zu erhalten, daß ihre Kapitalien würden verschlungen worden sein. Und dabei ist Südrußland so enorm reich an Halmfrüchten, daß es mit Leichtigkeit in eine Kornkammer für ganz Europa verwandelt werden könnte.

Weiter: „Je korrupter ein Stadtrath (als Körperschaft) ist, desto größer die Chancen seiner Wiederwahl, denn mit der Wähler eigenem Gelde (das sie in Form von Bestechungen erhalten haben) können sie am sichersten alle benöthigten Stimmen erkaufen.“ —

Jetzt aber aufgepaßt! Vor etwa 20 Jahren, als der Branntweinhandel von der Regierung an Spekulanten verpachtet wurde und diese ihr Monopol zur Berechnung exorbitant hoher Preise mißbrauchten, entschloß sich sogar die russische, im ewigen Schnapsrausche hindußelnde Bauerschaft, sich dieses Genusses zu enthalten, um die Preise herunterzudrücken; denn sie wußte, daß es einen Tarif gab, der nur dadurch umgangen werden konnte, daß die Alleinhändler die Provinzialbehörden bestachen. Und da geschah's, daß die Pächter darob sich bei der Regierung beschwerten, woraufhin diese Mäßigkeitsvereine als „unerlaubte geheime Gesellschaften“ aufgelöst wurden. Doch damit noch keineswegs genug: mit Polizei- und Militärgewalt wurden die Leute zum Schnapstrinken gepeitscht, denen, die auch jetzt noch standhaft blieben, wurde der Wuttky eingegossen, worauf sie als Rebellen eingesteckt wurden. „Diese Dinge klingen unglaublich, sie sind aber wahr.“ —

Daß in Rußland die verschiedensten Werke verboten sind, an deren Verbietung anderwärts nicht zu denken wäre (z. B. J. St. Mills „Nationalökonomie“, ja Thiers, Macaulay, sogar Thackeray's „Virginier“; Dickens; Dumas Vater gibt es nur in verhunzten Ausgaben), daß sonach demokratische oder gar sozialistische Veröffentlichungen es erst recht sein müßten, bedürfte wohl keines Wortes. Und doch — erscheinen anonym sozialistische Broschüren bei allen Verlegern, unbeanstandet von den Censoren (in den 9 Universitätsstädten), an welche sämmtliche zu veröffentlichende Werke vorher eingesandt werden müssen. Aber dafür gehören mehrere Besuche der Herren Censoren im Jahre auch zu den wichtigsten (und kostspieligsten!) Geschäftsreisen der Verleger! Geheimpressen und Geheimkolporteure säen Unmassen von sozialistischen Pamphleten sowohl, als von wirklicher Schand- und Schundliteratur aus, und die Polizei läßt sie gewähren — wohl wissend warum. —

Ehescheidungen, in Rußland nicht erlaubt, sind gleichwohl, eines „Formfehlers“ wegen sehr häufig: reine Geldsache eben, „wie das allermeiste in Rußland.“ —

Wichtig werden Bestechungen auch in Sibirien, worüber später, wenn wir auf diese liebliche Eigenthümlichkeit Rußlands zu sprechen kommen. —

Wie alle Halbbarbaren ungemessenste Prunksucht lieben, so prahlen auch halbbarbarische Staaten gern mit gewissen Anstalten, die verschwenderischeste Wohlthätigkeit zur Schau tragen, aber doch eben nur herzloser, ja schädlichster Prunk sind. Da gibt es z. B. in Moskau ein Findelhaus von ungeheuren Dimensionen, das — alle Dörfer im Umkreise gründlich korrumpirt hat. Wie so? Folgendergestalt. Es sind darin 2000 Säuglinge und 1700 Säugammen untergebracht. Fünfzig Kinder werden täglich ohne weiteres aufgenommen, so wie sie nur vor das Thor der Anstalt gebracht werden. Grandios, nicht wahr? Nach sechs Monaten werden sie auswärts in Kosthäuser gethan, die Pflegemütter erhalten acht Schillinge pro Monat durch fünf Jahre. Was ist nun die Folge davon? Alle Bauermädchen, die zu heirathen „vergessen“ haben, schicken ihre Sprößlinge in das Findelhaus, bieten sich selbst als Ammen an und stillen dann ihre, des Wiedererkennens halber vorher tätowirten Kinder, wofür sie hinterdrein noch Geld einnehmen. Dies Manöver wiederholt manches Frauenzimmer von einem Jahr zum andern ... So sind denn Unsittlichkeit und Betrug förmlich prämiirt. Die Beamten wissen das auch sehr wohl und reißen, unter sich, ihre Witze über die Anstalt, aber die Regierung geht von ihrem Prinzip nicht ab. — Alexander II. errichtete in Petersburg ein riesenhaftes Spittel für durch Unglücksfälle arbeitsunfähig Gewordene. Das Ganze war aber wieder durch unsinnigen Luxus so verführerisch eingerichtet, daß faule Arbeiter sich selbst verstümmelten, nur um Aufnahme zu finden. Bald wimmelte es denn von verstellten Gebrechlichen, die durch ihre in Permanenz erklärte Trunkenheit die wirklichen Kranken verscheuchten. Infolge dessen wurde eines Tages reine Wirthschaft gemacht: sämmtliche Insassen des Spittels wurden mit einigen Rubeln à Person auf die Straße gesetzt und die Anstalt in ein Irrenhaus verwandelt. Dieses hatte alsbald außerordentlichen Zuspruch und — in kürzester Frist waren alle die alten Genossen — jetzt als angeblich Wahnsinnige und Fallsüchtige — wieder zurückgekehrt! Und dagegen war auch durch die nicht gerade sanften Heilversuche der Aerzte nichts auszurichten, denn ein „Mujick“ (russischer Bauer) „kann schon eine gehörige Portion Doktorei vertragen, wenn es gilt, sich frei Quartier winterüber zu verschaffen.“ Und so ist's im Schwange bis auf den heutigen Tag, indem man sich von oben her darein ergeben hat, daß es doch wohl das beste sei, dem Dinge seinen Lauf zu lassen. Selbstverständlich liegt der Fehler in dem marktschreierisch-prahlerischen Zuschnitte, „der der Welt einen gewaltigen Begriff von der kaiserlichen Menschenliebe und Humanität beibringen soll.“

Privat-Wohlthätigkeitsanstalten gibt's in Rußland nicht, „da kein Moskowite so thöricht ist, sein Geld in die Hände nicht zur Rechenschaft zu ziehender Personen gelangen zu lassen.“ So geht zwar alles, wie an sich ganz richtig wäre, vom Staate aus, nur daß er den Verhältnissen und Bedürfnissen absolut keine Rechnung trägt. Da wird also z. B. nach abstraktem Schema von oben herabdekretirt: so und so viele Armenhäuser sind zu errichten, wo und wie — ganz egal! Da muß eine Stadt mit nur ganz wenig Armen ein Armenhaus bauen; wendet der Bürgermeister submissest ein, die Steuerzahler hätten in jüngster Zeit gar tief in den Geldbeutel für ... und für ... greifen müssen, so kommt gleichwohl der Bescheid herab, die Stadt bedürfe notorisch eines Armenhauses und — „der Bien' muß!“ Geht aber der Gouverneur, der z. B. ein Spital dekretirt hat, ab, so verfällt es sofort. Zudem sind die Aerzte daselbst unwissende Quacksalber. In Rußland haben Regierungseinflüsse alle und jede selbstständige lokale Regung lahmgelegt, und „wenn eine ganze Stadt vom Aussatze befallen würde, es würde sich solange kein Finger rühren, bis eine Weisung von oben herabkommt.“

Sehen wir uns nach anderen Staatseinrichtungen, nach den Bildungsanstalten Rußlands um. Da wird man nun freilich sehr wenig erwarten, vielleicht aber — erwartet man doch noch zu viel. „Für Truppen und kaiserliche Feste ist immer Geld da, für Schulen niemals.“ Nun, das wäre noch nicht spezifisch russisch; das soll, bestem Vernehmen nach, vielfach anderwärts ziemlich ähnlich sein. Der Handelsstand, sich selbst überlassen, errichtete sich Privatschulen mit deutschen Lehrern, aber „der Kanzler Gortschakoff erkannte die Gefahren dieses Systems und — verbot alle Privatschulen für den Mittelstand, da sie eine bessere Bildung gewährten als die Staatsschulen. Eine hochkultivirte Aristokratie, ein offiziell unterrichteter oder mißunterrichteter Mittelstand und eine gänzlich unwissende, ungebildete große Menge — das ist das Ideal des russischen Reichskanzlers von einem leicht regierbaren Staate.“ — Jedem der zehn Schulbezirke steht ein „Curator“ vor, dessen Wissenschaftlichkeit Nebensache und dessen Höflingsmanieren für seine Wahl entscheidend sind. Dem Namen nach allmächtig, thut er doch garnichts ohne seinen „akademischen Rath“, der aus zwei pensionirten Professoren, drei Offizieren und einem Polizeibeamten besteht. In ihren Händen ruht das ganze Erziehungswesen, alle Gelder zu Bildungszwecken passiren ihre Hände und — ein gut Theil davon bleibt auch in denselben. Will ein Ausländer eine Lehrerstelle erhalten, so muß er vor allem gründliche Kenntnisse der russischen Geschichte besitzen, deren wichtigste Punkte dahin lauten: 1) Die strategische Kunst der kaiserlichen Generale, nicht der grimmige Frost vernichtete 1812 die „große Armee“ Napoleons; 2) Waterloo war — ein russischer Sieg, denn der Czar war der Oberfeldherr der europäischen Koalition, Wellington somit sein Untergebener. Abgemacht, Sela! Jedem Lehrer ist nicht nur der Lehrstoff, sondern auch dessen ganz genaue Begrenzung streng vorgeschrieben, die geringste Ueberschreitung dieser Bestimmung wird geahndet. — Dorfschulen, Schöpfungen gutherziger Grundbesitzer, existiren nur wenige und die Behörden sehen sie mit scheelen Augen an. Indessen begnügt sich die Regierung damit, den „orthodoxesten und unwissendsten“ Lehrer hinzubeordern. Bauern, die lesen können, sind daher sehr selten; ein Dorfpope thut manchmal ein Uebriges und erbarmt

sich eines Bauerjungen; wird dies aber der Polizei bekannt, so geräth der Pfaffe in die Tinte, „denn selbst das ABC darf in Rußland nur auf Befehl gelehrt werden." — Die Universitäten anlangend, so sind die philologischen Lehrstühle in Petersburg gut besetzt, Moskau ist in der Medizin berühmt, Odessa im Griechischen und in der Mathematik, sonst aber sind die Professoren meist solche ehemalige deutsche Studenten (aus Bonn, Göttingen, Heidelberg), welche ihre Universitätsjahre „mehr mit Trinken aus der Biertonne, denn aus dem Musenquell verbracht haben." Die Gebäude gleichen Kasernen, die Studenten leben kasernirt darin, sind auch uniformirt. Auch können sie wegen „geheimer politischer Klubs", zu denen sie mit wahrhaft kindischer Sucht hinneigen (wie begreiflich in einem Lande, wo die geringste männlich=freie Regung unterdrückt wird), gleich massenweise an eine andere Universität transportirt werden. Solche müssen dann ein Leben unter engster Klausur führen und dürfen auch in den Ferien nicht nach Hause reisen. Diese Klubs sind übrigens gar oft nichts weniger als politischer Natur, haben vielmehr häufig nur den harmlosen Zweck, französische und englische Zeitungsliteratur, manchmal noch dazu die allerunverfänglichste, anzukaufen. — Hierbei gleich noch einige Worte über die Militärakademien. Die Professoren derselben kommen fast alle aus Deutschland, es sind die hier im Examen Durchgefallenen, „fruits secs", wie die Franzosen sagen. In Rußland aber sind sie natürlich „intellektuelle Riesen". Die Wirksamkeit dieser Herren schildert der Verfasser dergestalt: „Der Geist ihrer Vorträge zerstört alle jugendlichen Illusionen, drängt alle edlen Antriebe zurück und verbutiet das geistige Wachsthum ebenso, wie er auf den moralischen Charakter als giftiger Mehlthau fällt." Doch haben sie zwei Vorzüge. Erstens trinken sie keinen Nationalbranntwein (Wuttky) und dann haben sie — durch laxe Ausübung ihrer Berufspflichten — soviel Muße, daß sie das früher Versäumte nachholen und Privatschüler einpauken können. „So werden denn alle, Reiche und Arme, die in Rußland ernstlich studiren, Nihilisten."

(Schluß folgt.)

Bei Garibaldi und am Aetna.

Von Dr. **Max Traußil.**

(Schluß.)

Der Doktor, ein freisinniger Humorist wie fast alle Jünger Aeskulaps, Veroneser von Geburt, war ein veritables Konterfei des Ritters von der traurigen Gestalt, denn was ihm an Breite fehlte, hat die Natur bei ihm an Länge ausgeglichen. Die rothe Habichtsnase hätte sich längst mit dem spitzen Kinn vereinigt, wenn nicht der breite Schlund des zahnlosen Mundes diese unnatürliche Neigung vereitelt hätte. Der struppige, graue Schnurrbart und die buschigen Augenbrauen gaben ihm ein mürrisches Aussehen, aber die kleinen, braunen Augen, die wie Rosinen in einem Safrankuchen saßen, belebten die vergilbten, faltenreichen Züge mit unwiderstehlicher Freundlichkeit.

Nachdem ich meine Leidensgeschichte erzählt hatte, räumte mir das gerührte Ehepaar sein bestes Zimmer ein. Der Mann vertiefte sich mit mir in das Labyrinth einer politischen Diskussion, und die Frau ward nicht müde, Neuigkeiten aus der theuren deutschen Heimath zu vernehmen. Auch die Magd Angioletta schien mich freundlicher anzusehen. Auf meinen schüchternen Einwurf, warum man dem garibaldinischen Gast ein so verwahrlostes Zimmer angewiesen, entgegnete mein schnurriger Wirth: „Nur um es dem Gast behaglich zu machen. Wir erwarteten nach den Berichten der offiziellen Zeitungen einen Strolch, der sich nur in einer Spelunke wohl fühlt."

Mutter Gertrud, wie die Doktorsfrau genannt wurde, hatte mich wie einen Sohn in's Herz geschlossen und förderte auch mein leibliches Wohl durch leckere Atzung. Ihre zärtliche Sorgfalt half durch ein Dutzend neuer Hemden dem vollständigen Mangel meiner Leibwäsche ab und verdrängte das verblichene Rothhemd durch einen neuen Sammetrock. Ihr Mann, ein abgesagter Feind aller Quacksalbereien, suchte meine vollständige Genesung auf peripathetischem Wege, durch Bewegung in freier Luft, zu bewerkstelligen. Da sich auch die Honoratioren der Stadt, der aufgeblasene Podesta, der gelehrtthuende Syndikus und der leutselige Pfarrer, beeilten, die „werthe" Bekanntschaft des Helden von Marsala zu machen, so führte ich ein wahres Schlaraffenleben. Nach Verlauf von vier Wochen konnte ich bereits an der Seite meines Wirthes, des besten Aetnakenners, die Besteigung des 3314 Meter hohen Vulkangipfels unternehmen, ohne meine Gesundheit zu gefährden. Auf Maulthieren reitend, von einem Diener begleitet, der Proviant und Holzkohlen trug, brachen wir an einem heitern Morgen auf. Trotz der thaublinkenden Frische der üppigen Vegetation war der Ritt wegen der bedeutenden Steigung nichts weniger wie angenehm. In dem wie ein Gürtel den ganzen Berg umgebenden Kastanienwald hielten wir Mittagsruhe. Oberhalb dieser Waldgrenze kommt nur verkrüppeltes Nadelholz vor. Uns zur Linken klaffte der Riß der Montagnuola, den die furchtbare Eruption im Jahre 1763 vom Piano del Lago bis zum obersten Kegel gespalten hat. Zu beiden Seiten des kaum erkennbaren Weges stehen die letzten Zeugen des Pflanzenlebens, Berberitzen und Wachholdersträucher, die mit immer größer werdenden Schneeflocken abwechseln. Auf dem zerklüfteten Felsenboden, den nur hie und da Algen bedecken, muß man sich dem Instinkt der Maulthiere überlassen, der sie immer die richtige Stelle finden läßt, wo ihr Fuß haften kann. Als die Vegetation vollends aufhörte, wurde es todtenstill; man hörte nicht einmal das Auftreten der Maulthiere in den lockeren Schichten des braunen Tuffs. Mit Sonnenuntergang erreichten wir die 2940 Meter hochliegende Casa Inglese, eine massive Hütte zum Schutz vor Sturm, am Fuß des höchsten Kraterkegels von englischen Offizieren erbaut. Die Maulthiere wurden mit dem Diener nach Val del Bove zurückgeschickt, weil ihnen die hier herrschende Kälte das Uebernachten nicht erlaubt. Wir richteten uns in der Hütte, nachdem wir Fenster und Thüren geschlossen, häuslich zum Uebernachten ein.

„Sehen Sie, junger Freund," dozirte mein Wirth während der Bereitung des dampfenden Grogs, „der Aetna ist ein interessanter Kerl. Er wurde schon zweitausend Jahre vor Christi Geburt bestiegen. 1500 Jahre später beschreibt Thukidides sehr genau seine bösen Launen, die 96 Jahre nach Thukidides' Tod so schlimm wurden, daß die ausgeworfene Lava bis zum Meere floß und im Jahre 125, während der Sklavenkriege, die Stadt Catania zerstörte. Endlich, 1232 Jahre nach Christi Geburt, fand man eine radikale Abwehr gegen seine Verwüstungen, nämlich das Vorhalten des Schleiers der heiligen Agatha. Schade, daß in der neueren Zeit der Schleier seine Wunderwirkung eingebüßt hat, sonst hätte er den Aetnaanwohnern im Jahre 1669 vielen Kummer erspart. Der Aetna, der durchschnittlich alle sieben Jahre rumort, ist zwar ein gefährlicher Patron, aber doch kein solcher Heuchler wie der Vesuv. Die dichte Dampfwolke, die fortwährend unter seinem Gipfel schwebt, zeigt, daß das Feuer in seinem Innern nie erlischt. Der Vesuv aber schweigt Jahrhunderte lang und verleitet die Menschen, daß sie sich an seinem Rücken anbauen. Dann verschlingt er mit einemmale ganze Städte, wie uns Plinius von Herculanum, Pompeji und Stabiä erzählt."

Der Doktor war im besten Zuge, den lehrreichen Schnappsack des Plinius vor mir auszuschütten, als unser Feuer erlosch und die bald eintretende Kälte von 2 Grad Reaumur uns zwang, die moosgefüllten Betten aufzusuchen.

Zwei Stunden nach Mitternacht weckte mich mein unermüdlicher Begleiter, der schon in aller Stille den Kaffee über Spiritus gekocht hatte.

Als wir aus der Hütte traten, flimmerten die Sterne am wolkenlosen Himmel und scharfer Ostwind pfiff uns um die Ohren. Nach kurzer Umschau bemerkte der Arzt schmunzelnd: „Sie können sich bei Helios extra bedanken, daß er heute in großer Gala erscheint."

Jetzt beginnen erst die Schwierigkeiten des Anstiegs. Das Klettern zwischen den scharfkantigen Lavablöcken, wo der Fuß in der lockeren Asche knietief versinkt, wird durch das Ausströmen der schwefligen Säure zur Tortur. Die letzten 45 Klafter kommt

man nur auf allen Vieren vorwärts. Endlich war der Gipfel erklommen, auf welchem ein nur wenige Schritte breiter Gürtel den gähnenden Schlund, der sich in einer Tiefe von beiläufig 100 Meter trichterförmig verengt, umgibt. Die Kraterwände waren mit einer Schwefelkruste überzogen, die wie Goldbrokat glitzerte. Dieses alles sah ich natürlich erst im vollen Tageslicht, denn als wir oben ankamen, begann es zu grauen.

Was ist nicht schon über Aurora Gereimtes und Ungereimtes geschrieben worden? Unserem erhabenen Standpunkt konnte Frau Morgenröthe nicht einmal ihre tiefsten Toilettegeheimnisse verbergen. Nachdem sie ein paar violette Wölkchen vorausgeschickt hatte, trat sie in ihrer vollen Majestät aus des Tages goldener Pforte. Mit einem Ruck schob sich die Sonne aus dem Busen von Tarent und rothes Gold floß über die Meeresfläche. Wie Nebelstreifen entsteigen der Fluth die fernen griechischen Gestade, das calabrische Ufer, die liparischen Inseln mit dem rauchenden Stromboli und im Süden wie ein schwarzer Punkt die Felsen von Malta.

In Bewunderung versunken, merkt man garnicht, daß sich die Farben und Formen jeden Augenblick verändern, je höher die Sonne steigt.

„Videtur et altera pars!" rief mein munterer Telemach, und kehrte mein Gesicht nach Westen. Die Ueberraschung ließ mich nicht einmal zu einem „Ah" kommen.

Wie eine dunkelblaue Pyramide liegt der Schatten des Aetna auf der hell erleuchteten Insel, die wie eine Landkarte zu unseren Füßen aufgerollt ist.

Mit den Worten: „Die Augen haben genug geschwelgt, nun wollen wir auch an den Magen denken," zog mein Begleiter ein kaltes Frühstück und eine Flasche Wein aus dem Quersack und hielt zur Abwechslung einen kulturhistorischen Vortrag: „Auf dieser feuerspeienden Esse der Werkstätte des Hephästos, welche Zeus einst verstopfen ließ, um die Giganten Typhon und Enkelados zu ärgern, theilte der Philosoph Empedokles die Elemente in die vier bekannten Kategorien und stürzte sich vor Freude über die Klassifikation in das jetzt verstopfte Hauptventil. Der graue Flecken dort am südlichen Abhang des Monte Laura ist Syrakus, die Wiege des Mathematikers Archimedes. An seinen jetzt verfallenen Mauern ist soviel Blut geflossen, daß man meilenweit die blaue Fluth roth damit färben könnte. Die letzten Reste der Flotte Oktavians — aber Donnerwetter, Sie essen ja nicht!"

„Herr Doktor, ich warte bis Sie essen werden."

„Ja so, da haben Sie wieder recht."

Noch einen Blick auf all' die Herrlichkeiten und hinunter geht es über Casa Inglese nach dem Val del Bove, einer Einsenkung des Aetna, zwei Stunden breit und drei Stunden lang. Die Natur hat hier ihr großes Lehrbuch der Geognosie aufgeschlagen. Der Thaleinschnitt ist auf drei Seiten von 1300 Meter hohen, vollständig kahlen Lavawänden eingeschlossen, deren obere Ränder der Regen sägeförmig ausgezackt hat. Von hier ritten wir zu den kreisförmigen Kratern der Montirossi, in deren vegetationslosen Innenwänden, mit Eisenoxyd überzogen, man das Athmen des Vulkans belauschen kann, weil vor jeder Eruption die glühende Lava zu wallen beginnt. Man zählt 700 solcher Eruptionskegel, die gleich Geschwüren an dem kranken Körper des Aetna aufbrechen, sobald sich die Titanen in seinem Innern rühren.

Die sorgsame Pflege der Mutter Gertrud sorgte dafür, daß ich die Strapazen der Aetnabesteigung bald überwand. Den hageren aber sehnigen Doktor schienen sie kaum angefochten zu haben.

Mit den besten Segenswünschen und einem vollgepfropften Mantelsack ausgestattet, schiffte ich mich 14 Tage später in Messina ein und kam noch eben zurecht, um mit Garibaldi in Neapel einzuziehen.

Weltausstellungsbriefe.

V.

(Ein Gang durch die Maschinenhallen. — Der Pavillon der Creusot'schen Fabrik. — Eine Eisfabrikationsmaschine. — Französische Eisenbahn- und Tramwaywagen. — Lokomobilen und Dampfdroschken. — Der Handarbeitersaal.)

Wenn ich den freundlichen Leser ersuche, heute mit mir eine Wanderung durch die Maschinenräume des Industriepalastes zu machen, so möge er nicht erwarten, daß ich ihm eine ausführliche Beschreibung sämmtlicher Maschinen geben werde, das würde die Machtbefugniß eines Briefstellers überschreiten. Ich kann nicht mehr thun, als einige besonders bemerkenswerthe Maschinen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, näher zu bezeichnen und im allgemeinen die charakteristischen Unterschiede der Maschinenausstellungen der verschiedenen Völker hervorzuheben. Vorausschicken muß ich, daß nach dem Urtheil mehrerer kompetenter Sachkenner, die mir freundlichst Auskunft ertheilten, die diesjährige Weltausstellung wesentlich neue und originelle Maschinen, die nicht schon seit Jahren bekannt wären, nicht enthält. Trotzdem ist mehrfach ein Fortschritt im Maschinenbau zu verzeichnen, doch offenbart sich derselbe nur klarblickenden Kenneraugen in einzelnen Verbesserungen, deren Aufzählung bei einem größeren Publikum kein Interesse und kein Verständniß finden würde.

Wie schon früher erwähnt wurde, dehnen sich die beiden großen Maschinenhallen an den beiden Langseiten des Palastes aus, die südliche ist den fremden Völkern, die nördliche den Franzosen zuertheilt worden. Beginnen wir bei den ersteren und treten wir durch den südöstlichen Pavillon in denselben ein, so befinden wir uns in Holland, welches keinen geringen Raum in Anspruch nimmt. Die interessantesten Objekte, welche dieses Land bietet, sind offenbar die in größtem Maßstabe ausgeführten kupfernen Apparate für Zuckerfabriken, die aus dem Heimathlande nach den hinterindischen Kolonien, wo der Zucker Haupthandelsartikel ist, exportirt werden. Seltsam genug fallen bei einem Lande, welches sozusagen auf politische Neutralität angewiesen ist und dessen Hauptstärke im Seehandel liegt, die verschiedenen Modelle von Kanonen und Artilleriebespannungen auf. Unwillkürlich denkt man an den schweizerischen Admiral, der auf den kleineren pariser Theaterbühnen als stehende komische Figur lebhaft beklatscht wird. Aber so unsinnig, wie ein Admiral des schönen Berglandes sich ausnimmt, berühren die holländischen Artilleriebespannungen denn doch nicht, da die Niederländer derselben in ihren heftigen Kriegen mit den Eingebornen (so in letzter Zeit mit den Atchins) gar sehr bedürftig sind, wenn sie ihre „Kultur"-autorität in den Kolonien nicht einbüßen wollen. Trotzdem war kein triftiger Grund vorhanden, diese Kriegswerkzeuge auszustellen, da sie sich weder durch besondere Güte der Arbeit, noch durch originelle Konstruktion auszeichnen. Sie sind deshalb ziemlich überflüssig und beengen nur den Raum, wie so viele andere mittelmäßige Objekte in allen Abtheilungen.

Portugal, welches auf Holland folgt, hat keine nennenswerthen Maschinen ausgestellt und den Raum meist mit interessanten Naturprodukten angefüllt, von denen eine Holzsammlung durch ihre Reichhaltigkeit auffällt. Da finden wir querdurchschnittene Stämme von Ulmen, Kastanien, Cypressen, Buxbaum rc., die einen Forstmann außerordentlich interessiren werden.

Belgien hat nächst Frankreich und England am zahlreichsten ausgestellt und imponirt durch die schöne, großartige Gesammtaufstellung. Viele Dampfmaschinen, in der exakten Arbeit fast unübertrefflich, sind in Thätigkeit. Alle Apparate und Maschinen, welche beim Bergwerksbetrieb, der in Belgien eine so große Ausdehnung hat, angewendet werden, sind hier in den schönsten und größten Exemplaren, nicht im Modell, sondern in facto vereinigt. Die Bergwerkspumpen aus den Fabriken der Sozietät Cockerill, welche von riesigen Balanciers und Schwungrädern getrieben werden, geben uns eine ungefähre Anschauung von der Größe der Kraft, die sich der Mensch unterthänig gemacht hat. Diese Pumpen schöpfen die unterirdischen Wasser aus einer Tiefe von 550 Metern. Bohrer und Zangen, welche tief in's Erdreich und Gestein eindringen, sind in immensen Größen vertreten, ein Bohrer ist 300 Meter lang und hat 5 Meter Durchmesser in der Breite. Man denke, welche Arbeit allein schon dazu gehört, um so umfangreiche Schmiedeeisentheile herzustellen! Letztere sind auch einzeln in großer Anzahl zur Schau gestellt, hauptsächlich Produkte der Walz- und Hüttenwerke, z. B. Walzeisen, Träger von ungeheurer Länge, Stangen, Platten, dann zahlreiche Façoneisentheile, nicht zu vergessen die sauber aus dem besten Material hergestellten Gußtheile für Maschinen, die Blecharbeiten im größten Maßstabe für Dampfkessel rc. Ferner verdienen die Fördermaschinen, welche die Kohle aus den tiefsten Schachten des Bergwerks mit großer Schnelligkeit hervorheben, und die Dampfventilatoren, welche die frische Luft hinein und die schlechten Dünste, aus welchen sich so leicht schlagende Wetter entwickeln, aus den Schachten heraustreiben, und eine kleine Lokomotive, die für schmalspurige Geleise berechnet ist, besondere Beachtung. Ohne seine ergiebigen Bergwerke würde Belgien als selbständiger Staat kaum existiren können, aber auch nirgendwo sonst findet man eine solche in musterhaftester Weise geleitete Ausbeutung der unterirdischen Schätze. Was sich sonst noch in der belgischen Abtheilung befindet, ist auch bei andern Völkern zu sehen, als da sind Holzfräser, Wollwasch- und Flachsmaschinen, alle zwar in besonders guter Ausführung und praktischer Konstruktion, aber nicht von hervorragender Bedeutung.

An die große belgische grenzt die kleine schweizerische Maschinenausstellung, welche neben etlichen Dampfmaschinen, die sich bei allen Völkern mehr oder weniger finden, brillante Web- und Spinnmaschinen umfaßt, die vom frühen Morgen bis abends 6 Uhr, wenn der Palast geschlossen wird, in fortwährender Thätigkeit sind. Hier werden seidene Bänder gewebt mit einer Schnelligkeit und Akkuratesse, die bei dem großen Publikum, und besonders bei den Damen, große Bewunderung

erregen. Die Stickmaschine von Saurer in St. Gallen, welche in zwei langen Reihen bis 150 verschiedene komplizirte Muster stickt und schon auf der wiener Weltausstellung Aufsehen erregte, befindet sich auch hier.

Rußland und Ungarn, die beiden politischen Todfeinde, ähneln sich darin, daß sie in ihren Maschinenräumen nichts von besonderer Bedeutung beherbergen. In beiden Ländern werden die bedeutendsten Fabriken meist von deutschen Ingenieuren geleitet, und alle Maschinen sind theilweise direkt deutschen Ursprungs oder deutschen und österreichischen Mustern nachgebildet. Die Sammlung von Holz- und Eisenmodellen in kleinem Maßstabe, welche die kaiserliche polytechnische Schule in Moskau herübergesandt hat, ist allerdings sehr sehenswerth und für Schüler instruktiv, ebenso wie die Kollektion von Landkarten, Plänen, Modellen, welche das ungarische Ministerium der öffentlichen Arbeiten ausgestellt hat. Weiteres ist aber weder bei dem einen noch dem andern Lande erwähnenswerth. Diesen beiden reiht sich an Unbedeutendheit würdig an: Spanien, welches vergeblich mit einigen Dampfmaschinen, die noch dazu von älterer Konstruktion sind, Aufsehen zu erregen sucht. Wie ein großes, zierlich gearbeitetes Spielzeug nimmt sich in dieser Ausstellung der einzige beachtenswerthe Gegenstand aus, ein zehn Meter langes und zwei Meter großes Modell aus Papiermaché des Hafens von Huelva an der andalusischen Seeküste. Dieses ist, soviel ich weiß, der einzige spanische Hafen, welcher ganz nach moderner Weise angelegt ist, nach dem Muster der englischen Häfen, in welchen die Eisenbahnen direkt auf dem Landungsponton angebracht sind.

Oesterreich nimmt, was Reichhaltigkeit und Größe des Maschinenraums anbetrifft, den vierten Rang unter den Völkern ein. Etwas ganz Originelles, welches allerdings kaum „Maschine" genannt werden kann, ist das pneumatische Uhrwerk. Pneumatische Uhren, d. h. solche, die durch Luftdruck, statt mit einer Feder oder mit einem Gewicht in Betrieb gesetzt werden, hat es schon länger gegeben, hier aber sind circa dreißig Uhren aufgestellt, die vermittels kleiner Röhren mit einer Luftdruckmaschine in Verbindung stehen. Dieselben gehorchen alle gleichmäßig demselben Drucke und können garnicht retardiren oder zu schnell gehen. Die Erfinder dieser Luftröhrenleitung für Uhren haben ein Patent darauf genommen und wünschen, dieses kleine Modell in großem Maßstabe in einer Stadt aufzustellen, falls irgendein Magistrat die Kosten übernimmt. Wir wollen hoffen, daß sich ein unternehmender Magistrat zu diesem Versuch finden wird, der aller Wahrscheinlichkeit nach glänzend reüssiren wird. Welche Annehmlichkeit den Einwohnern aus solcher Einrichtung erwächst, ist ersichtlich; alle Zifferblätter an Kirchthürmen und öffentlichen Gebäuden, alle Wanduhren in den Zimmern können dann durch einfache Röhrenlegung mit der großen Luftdruckmaschine in Verbindung gesetzt werden, und solange diese ihre Pflicht thut, was ja leicht zu reguliren ist, gehen alle Uhren der ganzen Stadt in gleichem Tempo.

Sehr reichhaltig sind bei Oesterreich die landwirthschaftlichen Maschinen vertreten. Da finden wir alle Arten von Pflug-, Dresch-, Säe-, Häckselschneidemaschinen und böhmische Zuckerfabrikationsapparate nach dem neuen Diffusionsystem. Die Luxuswagen, welche in schönen Proben vorhanden und eine Spezialität der wiener Fabrikation sind, sind insgesammt so zierlich, elegant und leicht gebaut, daß man die Vorliebe der reichen „Gründer", die so gern auf Gummirädern fuhren, begreifen kann. Man liegt in den weichen Polstern wie in Abrahams Schoß, nur schade, daß der moderne „arme Lazarus" diesen Himmel nicht besteigen darf, sondern nebenher trotten muß. Auch die Eisenbahnwagen sind ebenso prächtig und elegant, wie praktisch eingerichtet. Besonders fällt einer auf, der für den Fleischtransport dient. Um im Innern desselben stets reine Luft, welche das Fleisch frisch erhält, zu schaffen, ist ein sinnreicher Ventilationsapparat direkt mit der Hinteraxe der Räder in Verbindung gesetzt. Sobald die Räder rollen, fängt der Ventilator an, von unten frische Luft einzusaugen, welche die verdorbene Luft zu den Löchern, die in der Decke angebracht sind, hinaustreibt.

Italien hat das Marsfeld, was Maschinen anbetrifft, mit vielen Dingen beschickt. Es findet sich von jeder Sorte etwas, aber wenig von Bedeutung und meist alles nur in Modellen. Das Marineministerium nimmt mit einer Kollektion von See- und Kriegsschiffsutensilien einen großen Raum weg, die nicht gerade von der fortschreitenden Humanität der Menschheit Zeugniß ablegt. Aber was soll Italien thun? Wenn die übrigen Großmächte gepanzert und gewaffnet für den Krieg dastehen, darf es nicht zurückbleiben, besonders nicht im Seewesen, da das Land fast ganz vom Meere umgeben ist. So finden wir denn hier, neben hübschen Modellen von Kriegsschiffen und Häfen, zahlreiche Waffen und Vertheidigungsapparate, Kanonen, Mitrailleusen, Torpedoschleuderer, Proben von submarinen Telegraphendrähten, Schiffstaue und Ketten 2c. 2c. Friedlicher dagegen nehmen sich die wirklich sehr interessanten Haken, Harken, Zangen, Kneifen, Messer und Bohrer aus, welche dazu bestimmt sind, an Stangen und Tauen auf den Meeresgrund herabgelassen zu werden, dem sie seltenes Gestein und Pflanzen entreißen. Diese Pflanzenfischapparate sind ganz neu und werden mit der Zeit nicht wenig dazu beitragen, unsere Kenntnisse von der Meeresbodenbeschaffenheit zu erweitern.

Verschiedene Meerfischgeräthe haben auch Norwegen und Schweden hierher gesandt, unter ihnen steht als Novität oben an, die Walfischkanone. Um einen solchen Meerriesen zu fangen, gebraucht man allerdings nicht so große Kanonen, wie sie im Menschenkriege gebräuchlich sind. Es ist ein kleines, 1 Meter hohes Exemplar der todtbringenden Riesenwaffe, die bequem auf dem Schnabel eines Walfischfahrers angebracht werden kann und große Harpunen, die sich an einem langen Tau abrollen können, entsendet. Da das Laden sehr schnell geht, so wird der Walfisch, ehe er noch zur Besinnung kommen kann, mit zehn bis zwölf solcher Hakpfeile beschossen und dann aus weiter Entfernung in's Schlepptau genommen, bis er sich auf den Rücken legt und am Blutverlust stirbt.

Schweden und Norwegen sind beide reich an Eisen und Holz. Von beiden finden sich die vorzüglichsten Proben ebenso wie sauber ausgeführte Holzschneidemaschinen. Sonst wären bei diesen Ländern nur noch die Heilgymnastikapparate zu erwähnen, die aber zu komplizirt sind, um hier näher beschrieben werden zu können. (Schluß folgt.)

Molière und die Laforêt. (Bild Seite 496.) Die Genialität hat das Vorrecht, die beengenden Fesseln der Nationalität abzustreifen und die Schranken ihres Zeitalters zu überspringen. Deshalb gehören Heroen der Weltliteratur, wie der Held unsers Bildes, Molière, nicht nur Frankreich und dem siebzehnten Jahrhundert, sondern der ganzen Welt und allen Zeiten an. Von seinen Zeitgenossen vergöttert, hat ihn die Nachwelt mit einer wahren Virtuosität des Hasses beurtheilt, bis Lessing und Goethe dem größten Lustspieldichter Frankreichs den gebührenden Platz in der internationalen Ruhmeshalle anwiesen. Der strenge Goethe, der mit Schiller in den „Xenien" die Dichterlinge seiner Zeit dutzendweise abschlachtete, rühmt Molières Eigenart in folgenden schmeichelhaften Ausdrücken: „Ich kenne und liebe Molière seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Es ist nicht blos das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche, und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborne schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Menander halte ich für den einzigen Menschen, der mit Molière zu vergleichen wäre." Wie der tiefsinnige Humorist Deutschlands, Jean Paul Richter, seine literarischen Arbeiten, bevor sie durch die Druckerschwärze das Licht der Welt erblickten, einer Bierwirthin bei Baireuth, der durch ihn berühmt gewordenen Frau Rollwenzel, vorzulesen pflegte, so liebte es der geniale Komiker, die Szenarien neuentworfener Stücke mit seiner alten Dienerin Laforêt zu besprechen, in welcher Situation ihn unser Bild zeigt. Er wurde als Sohn des Tapezirers Jean Baptiste Poquelin am 15. Januar 1622 in Paris geboren und vertauschte erst als Schauspieler den Familiennamen Poquelin mit dem Künstlernamen Molière. Da nun Wissenschaft und Literatur damals ausschließliches Eigenthum des Adels und der Geistlichkeit waren, machte es dem jungen Poquelin, der einen unbezwinglichen Widerwillen gegen das Handwerk des Vaters hatte, viel Mühe, bis er dessen Einwilligung zum Eintritt in das Jesuitengymnasium Collège Clermont erlangte. Als Vertreter seines Vaters, der Tapezir-Kammerdiener des Königs Ludwig des Vierzehnten war, reiste er mit dem königlichen Hoflager im Jahre 1641 nach der Provinz Languedoc. Die farbenreichen Reiseeindrücke entschieden über seine zukünftige Laufbahn, denn obzwar er in Orleans mit Erfolg Rechtswissenschaft trieb und in Paris in die Advokatenliste eingetragen wurde, folgte er doch seinem Trieb zum Theater, wurde in Paris Mitglied der Truppe „Petit Bourbon" und durchzog zwölf Jahre lang Frankreich nach allen Richtungen als fahrender Komödiant. Wohl mußte er sich oft gefallen lassen, vom Strohlager in der Scheuer vertrieben, aus den Dörfern mit Hunden herausgehetzt zu werden, aber dadurch eben lernte der Menschenkenner alle Volksschichten kennen und schildern in der anschaulichen Weise des Plautus und Terenz. Im Jahre 1658 fand er endlich mit der Truppe, deren Direktor er geworden war, einen festen Aufenthalt in Paris, wo er auch als Schauspieler, nach dem Zeugniß von Freund und Feind, den höchsten Grad von Vollkommenheit erreichte. „Er war Komiker vom Kopf bis zu den Füßen, es schien, als ob er mehrere Stimmen hätte, alles sprach an ihm; durch einen einzigen Schritt, durch ein Auflachen, durch einen Blick, durch eine Bewegung des Kopfes drückte er mehr aus als ein großer Redner kaum in einer ganzen Stunde würde sagen können." Mit diesen überschwänglichen Worten schildert Taschereau seine Darstellungsfähigkeit. Durch reichliches Einkommen der Lebenssorgen enthoben, heirathete der 40jährige Molière die 18jährige Schauspielerin Armande Béjart und zerstörte sein ganzes Lebensglück. Nach vier qualvollen Jahren trennte er sich von seiner ungetreuen Frau. Die Dichter Corneille, Boileau und Lafontaine, sowie der sonst sehr stolze „große" Ludwig, nannten Molière ihren Freund, aber seine rücksichtslose Vertheidigung der Wahrheit zog ihm den Haß der Pfaffen und die Verachtung des bornirten Adels zu. Er war ein Vater seiner Untergebenen, denn einige Stunden vor seinem Tode sagte er zu seinen Freunden, die ihn wegen zunehmender Schwäche vom Spielen abhalten wollten: „Fünfzig arme Arbeiter harren meiner, die weiter nichts als ihren Tagesverdienst haben. Was soll aus ihnen werden, wenn ich nicht spiele? Ich würde mir während meines ganzen Lebens einen Vorwurf machen, wenn ihnen durch meine Schuld auch nur einen Tag der Lebensunterhalt entzogen worden wäre." Und er starb wie ein wackerer Kämpe in seinem Beruf und wurde am 21. Februar 1673 begraben. Frankreich verweigerte dem großen Dichter, dem Griechen

land Altäre erbaut haben würde, ein ehrliches Begräbniß. Seine Meisterwerke „Tartüffe“, „Der Geizige“, „Der eingebildete Kranke“ werden länger wie sein Denkmal auf dem Kirchhofe Saint-Eustache für ihn sprechen. Dr. M. T.

Moritz Heß. (Porträt Seite 497.) Einen Vorkämpfer für die Armen und Unterdrückten führt das vorliegende Bild den Lesern vor Augen, und wenn es uns auch nicht möglich ist, das thatenreiche Leben des Originals in seinen ganzen Umrissen und Tiefen in diesem Blatte eingehend darzulegen, so spricht doch die hierfolgende kurze Entwicklung des ganzen Menschen lebhaft genug, um seinem edlen und muthigen Bestreben, sowie der Sache, welcher er zeitlebens angehörte, ein ehrendes Gedenken und neue Freunde zu sichern. Moritz (Moses) Heß wurde am 21. Januar 1812 in Bonn geboren. Er war jüdischer Abkunft, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns (später in Köln wohnhaft), und gelangte durch großväterlichen Einfluß zu gründlicher Kenntniß der rabbinischen Schriften, welche die Geistesrichtung des geweckten Knaben sehr bald zu begeistertem Humanitätsgefühl und Abscheu gegen jede Unterdrückung entwickelt haben. 1830 studirte Heß in Bonn, schloß sich der damals eben beginnenden revolutionären Richtung an und veröffentlichte, kaum 18 Jahre alt, eine ausführliche Begründung des Sozialismus. Sein Vater verstieß den „ungerathenen Sohn“, und mit dieser Zeit beginnt sein Martyrium für die große Idee, welcher er bis in's Grab treu geblieben ist. Existenzlos, mit kärglichem Reisegeld, ging er nach England, von da nach Paris, wo er auf's kümmerlichste lebte und sich endlich zu Fuß nach Deutschland zurückwagte. In einem Dorfe, nahe bei Metz, blieb er, aller Hülfsmittel beraubt, als Lehrer. Nach einem Jahre söhnte er sich mit seinem Vater wieder aus, trat in's väterliche Geschäft, schied aber bald wieder von da, wegen seiner sozialistischen Thätigkeit, um neuer Noth entgegenzutreiben. 1840 heirathete er, der Jude, ein armes christliches Mädchen, Sibylla Pesch, was seine Familie noch mehr gegen ihn einnahm. 1844 reiste er wieder nach Paris, wo er sich durch seine literarische Thätigkeit Verfolgungen zuzog, die ihn nach Brüssel trieben. Im Dienste seiner Idee und auf Wunsch seiner Freunde Marx, Engels, Wolf &c., mit denen er in Brüssel das Exil theilte, eilte er 1845 nach Elberfeld, wo er den „Gesellschaftsspiegel“ redigirte und sich den zügellosesten Haß der Volksfeinde zuzog, die ihn mit allem denkbaren Schmutz bewarfen und endlich die Unterdrückung des Blattes bewirkten. Nach Paris abermals zurückgekehrt, zog er sich neue Verfolgungen zu. Er ging also nochmals nach Brüssel. 1848 und 1849 stand er zur Sache des Volks, um endlich abermals in's Exil zu wandern, als diese verloren war. Seine Exilsgenossen rühmen seine wahre Brüderlichkeit. „Er theilte sein letztes Geldstück, sein letztes Stück Brot mit den Bedürftigen,“ heißt es von ihm. Wegen Betheiligung am badischen Aufstande in contumaciam zum Tode verurtheilt, nahm er 1852 insgeheim am Begräbniß seines Vaters theil. Er war enterbt worden, da er seine Ueberzeugung nicht lassen wollte. Heß wollte sich sodann in Lüttich häuslich niederlassen. Die preußische Regierung aber verlangte seine Auslieferung von Belgien, das ihn jedoch nur ausgewiesen hat. Auch in Antwerpen, wo er eine zeitlang war, wurde er polizeilich belästigt, ging deshalb abermals nach Paris, wo er bis 1860 lebte. Durch die Amnestie beim Tode Friedrich Wilhelms IV. (Ende 1860) vermochte er nach Köln zurückzukehren, wo er drei Jahre lang wissenschaftlich arbeitete. — Die von Lassalle neuerweckte sozialistische Bewegung am Rhein förderte er mit Wort und That. 1862 schrieb er „Das Recht der Arbeit“. Von 1863 an, wo er wieder nach Paris ging, arbeitete er polemisch und wissenschaftlich für die Presse und nahm lebhaften Antheil an der revolutionären Opposition gegen das französische Kaiserreich. 1870—71 lebte er in Brüssel. Seine Schrift: „Die abgesetzte Nation“, verkündete damals schon mit Kennerblick als die neuen Aufgaben Frankreichs die Vorkämpferschaft für die politische und soziale Freiheit und — den Sturz Deutschlands in die Arme des Despotismus! 1871 in Paris, erlebte er schmerzerfüllt die Niederlage der Volkssache und ihren Schimpf. — Das deutsche Volk war seine letzte und ganze Hoffnung auf den Sieg der Sache der Menschlichkeit; diese allein war sein ganzes Leben und Streben gewesen, und so starb er, muthig und heiter, seiner unabwendbar erkannten Auflösung sich vollbewußt, nach längerem Leiden am 6. April 1875. Sein Wunsch, in in der Heimath begraben zu werden, wurde von seinen Verwandten in Köln erfüllt. Auf dem jüdischen Kirchhofe zu Deutz ruht der müde Leib des tapferen Proletariers, dessen treuer Sinn und Geist aufgegangen sind in millionen Herzen. — Und nun: „Steh stille, Wanderer“ und sei guten Muthes an dieser Stätte der Erinnerung; ein guter Mensch ist uns zwar zu frühe verloren gegangen; er ist todt, aber das Gute, dem er gedient, wird niemals sterben!*) -l-

*) Sein letztes wissenschaftliches Werk: „Dynamische Stofflehre von M. Heß (Kosmischer Theil),“ Preis 8 Mark, erschien vor kurzem im Verlage von R. E. Höhme, Leipzig. Wir empfehlen dasselbe Freunden unserer Bestrebungen auf's dringlichste.

Die Stenographie nach Franz Xaver Gabelsbergers System zum Selbstunterricht bearbeitet von Emil Trachbrodt. (15 Hefte, à 50 Pfennige.) Verlag von Eduard Baldamus, Leipzig.

„Es ist eine nicht zu verkennende Thatsache,“ sagt der Verfasser in seinem Vorwort zu dem vorliegende Werke mit Recht, „daß die Stenographie in gegenwärtiger Zeit eine ganz außerordentliche Verbreitung gefunden hat und für eine große Anzahl Berufszweige geradezu unentbehrlich geworden ist. Kaufleute, Gelehrte, Gewerbtreibende, Militärs, Schriftsteller, Lehrer, Studenten, Postbeamte, Gerichtsbeamte, Expedienten u. s. w. bedienen sich bei Erledigung ihrer Schreibgeschäfte der Stenographie und ersparen dabei nicht allein ganz bedeutend an Zeit, sondern erzielen auch gleichzeitig eine schnellere und bequemere Erledigung der bezüglichen Arbeiten. — Nach den neuesten Ergebnissen der stenographischen Lehranstalten, Vereine &c. zu urtheilen, darf mit vollster Bestimmtheit angenommen werden, daß nach Verlauf von wenigen Jahren die Stenographie sowohl im öffentlichen Leben, als auch im Privatverkehr eine bei weitem größere Verwendung als gegenwärtig finden, und daß alsdann für jeden Gebildeten Kenntniß der Stenographie unerläßlich sein wird. Das beweist nicht nur die gegenwärtige außerordentlich wichtige Thätigkeit der Stenographie im Parlament &c., sondern es deutet auch ferner die Einführung derselben als fakultativer Lehrgegenstand in den meisten höheren Unterrichtsanstalten auf eine allgemeine Verbreitung und Verwendung der Stenographie hin.“

Für jeden, der überhaupt nur zu schreiben hat, ist die Stenographie von großem Vortheil, und die Bedenken, die gegen deren Erlernung hier und da noch auftauchen, sind leicht zu widerlegen. Da soll die Stenographie, durch deren Anwendung der Kurrentschrift gegenüber eine mindestens sechsfache Zeit- und Raumersparniß erzielt wird, z. B. zu Vielschreiberei führen und die Gedankenlosigkeit befördern — ein Vorwurf, der durch nichts begründet wird und nach dem man es logischerweise auch bedauern müßte, daß die Buchdruckerei erfunden worden ist. — Die Stenographie soll die Handschrift verschlechtern. Das Gegentheil davon ist wahr! Die stenographischen Zeichen sind Theilzüge der Kurrentschrift, und der Umstand, daß dieselben in der Stenographie sehr genau gezeichnet werden müssen und keinerlei überflüssige Schnörkelei angewandt werden kann, ist von günstigem Einfluß auf die Kurrentschrift des Stenographirenden. — Ferner sagt man, die Stenographie sei schwer zu lesen, ein Einwand, der ebenfalls durchaus nicht stichhaltig ist und der am häufigsten von denjenigen erhoben wird, die zwar die Anfangsgründe der Stenographie erlernt haben, die aber auf halbem Wege stehen geblieben sind. Genau so, wie es dem ungeübten Kurrentschreiber schwer fällt, fremde Handschriften geläufig zu lesen, so wird es auch dem ungeübten Stenographen, und nur diesem, Mühe verursachen, Geschriebenes wiederzulesen. — Aehnlich verhält es sich mit allen gegen die Stenographie vorgebrachten Einwänden.

Die Erlernung der Stenographie ist nicht schwer, es kann sogar behauptet werden, daß man sie sich leichter aneignen kann, als Kurrentschrift. Letztere wird bekanntlich in Deutschland von jedem Kinde von der frühesten Jugend an geübt, und dem Erwachsenen erscheint es infolgedessen, als habe deren Erlernung gar keine Schwierigkeiten verursacht. Wer acht Jahre dazu gebraucht hat, um eine halbwegs lesbare Kurrentschrift schreiben zu lernen, kann natürlich nicht verlangen, daß er sich die Stenographie in acht Stunden aneigne. Es gibt nun zwar stenographische Systeme und stenographische Lehrbücher, welche angeblich jeden in den Stand setzen, binnen wenigen Stunden Stenograph zu werden, — doch damit verhält es sich nicht viel anders, als mit den Lehrbüchern fremder Sprachen, die auf ihren Titeln z. B. angeben: „In acht Stunden die französische Sprache zu erlernen“, oder „Die englische Sprache in sechs Stunden vollständig lesen und schreiben zu lernen“. — Um nun stenographisch dreimal rascher schreiben zu lernen, als man kurrent schreibt, bedarf man bei Gabelsbergers Stenographie, je nach Befähigung, 30—50 Stunden, und um die Fertigkeit zu erlangen, eine Rede wortgetreu niederzuschreiben, ist natürlich noch längere Uebung nothwendig. —

Zweck des uns im ersten Heft vorliegenden Werkes von Trachbrodt — desselben Verfassers, der im ersten Jahrgang der „Neuen Welt“ eine Abhandlung über Stenographie veröffentlicht — soll nun sein: die Erlernung der Stenographie binnen kurzer Zeit, ohne Hilfe eines Lehrers zu ermöglichen. Wir glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß dieser Zweck durch den vorliegenden Lehrgang erreicht werden wird. Durch den Umdruck der Buchdruckertypen auf Stein ist es bewerkstelligt worden, die autographirten stenographischen Zeichen in den Text zu drucken, was der leichteren Uebersichtlichkeit halber für den Lernenden von großem Vortheil ist. Die Autographie selbst, hergestellt von dem Bruder des Verfassers, dem Mitglied des königlich sächsischen Instituts Herrn Arno Trachbrodt, ist tadellos zu nennen. Hierbei mag noch bemerkt werden, daß beim Erlernen der Stenographie den lithographirten oder autographirten Zeichen unbedingt der Vorzug vor den stenographischen Typen — die hie und da auch zur Herstellung von Lehrbüchern verwandt werden — zu geben ist. — Die Lehrsätze und Regeln sind klar und ausführlich abgefaßt und werden durch zahlreiche Beispiele treffend erläutert.

Nach alledem können wir das Werk jedem, der die Stenographie ohne Lehrer lernen will, angelegentlichst empfehlen. E. Künzel.

Die Kinderwägelchen. An warmen Sommertagen ziehen die Kindermädchen mit zierlichen Wägelchen und den Kindern hinaus in's Freie, um die Kleinen die frische, wohlthuende Luft einathmen zu lassen. Vorn auf dem Wägelchen liegt gewöhnlich eine mehr oder weniger feingestickte Decke von weißer Farbe, und das Auge des zarten Kindes ist gezwungen, den durch die weiße Farbe der Decke hervorgebrachten

blendenden, scharfen Reflex der Sonne auszuhalten. Die meisten Eltern scheinen nicht zu wissen, daß dies für die Sehkraft des Kindes von den schlimmsten Folgen sein kann, und bei längerer Dauer und öfterer Wiederholung einen ungeahnten Schaden hervorbringen muß. Die weiße Farbe ist grade diejenige, welche sich am wenigsten für die Decken auf den Kinderwagen eignet; die beste Farbe ist jedenfalls **grün** oder **blau**. Wem das oben Gesagte nicht einleuchten will, den erinnern wir an die Wirkungen des Schnees auf das Auge eines erwachsenen Menschen beim Reflex der Sonnenstrahlen im Winter, welche dann offenbar nicht die Kraft entwickeln können, wie in den warmen Monaten.

Dr. B.=R.

Viersilbige Charade.

Die erste sowohl, als die zweite, dritte und vierte
Sind dir die zweite und dritte,
Doch während die eine nur einfach dir zweite und dritte,
Müssen's die anderen sein in vielfacher Mehrzahl;
Obgleich allerdings die erste nirgend mehr zweite und dritte
Und die Mehrzahl der zweiten, dritten und vierten es gleichfalls dir nicht sind,
Weil sie es andren sind und gleichzeitig nicht sind.
Daß du dem ganzen entflohn, das dank du deinem Jahrhundert,
Welches die erste gemacht zu deinem zweiten und dritten
Und gesorgt, daß fortan sie die zweite und dritte nie mehr wird.

Maximilian Dittrich.

(Auflösung folgt in Nummer 46.)

Aerztlicher Briefkasten.

Groitzsch. M. Wenn bei einer Erstgebärenden die Anlegung der Zange nothwendig war, so ist durchaus nicht zu folgern, daß dies bei der zweiten Entbindung wieder der Fall sein müsse, vorausgesetzt, daß die Patientin nicht etwa ein zu enges Becken hat. Ob letzteres der Fall ist, das kann Ihnen jeder Arzt sagen, wenn er dasselbe mißt. **Zangenentbindungen** sind nämlich nicht etwa blos bei Beckenenge angezeigt, sondern auch wenn ein Mißverhältniß zwischen der Größe des Kinderkopfes und des Beckens besteht, sowie bei fehlerhafter Haltung der Frucht, bei mangelhaften Wehen, oder endlich, wenn durch starke Blutungen, nicht zu stillendes Erbrechen u. s. w. Lebensgefahr für die Gebärende entsteht, welche durch Beschleunigung der Geburt beseitigt werden kann. Im allgemeinen verlangen Sie aber zu viel von uns, wenn Sie erwarten, daß wir Ihnen an dieser Stelle Unterricht über alle bei einer Entbindung vorkommenden Umstände ertheilen sollen. Dergleichen läßt sich nicht einmal aus einem Buche, sondern nur praktisch in der Entbindungsschule erlernen. Daß viele junge Frauen durch die Hebammen ruinirt werden, steht fest, und darum sollte jeder, wenn er es irgend machen kann, einen Arzt zu Rathe ziehen. — Ihr Drüsenleiden entzieht sich ohne persönliche Untersuchung der Berathung.

Schweidnitz. E. G. Jeder approbirte Arzt — ob Dr. med. oder nicht — ist zur Ausstellung ärztlicher, vor den Behörden giltiger Zeugnisse berechtigt. — Professor **Freund** in Breslau wird als Spezialist gegen das von Ihnen genannte Leiden am meisten zu empfehlen sein. Wie wir über die breslauer Klinik denken, — was wir von Airy's Naturheilmethode, was wir von Cocapillen halten? Von letzteren nichts. Die Frage wegen der Klinik hat uns aber so überrascht, daß wir Ihnen die Antwort darauf schuldig bleiben.

Halle. R. Der **graue Staar** wird am besten nach seiner Reife operirt, denn das Auge wird durch die Operation wieder zum Sehen tauglich, d. h. mit Hülfe einer, die entfernte Linse ersetzenden Konverbrille. Ohne letztere sieht der Operirte alle Gegenstände verschwommen. Daß Romanschriftsteller vom Staar Operirte sofort an's Fenster treten und „die herrliche Natur bewundern lassen“, haben wir ebenfalls schon gelesen. In der Wirklichkeit kommt dies jedoch nicht vor; denn der Arzt schließt nach der Operation das Auge, bedeckt es mit englischem Pflaster und kollodirten Taffetstreifen und bringt den Kranken in Rückenlage und absolute Ruhe im verdunkelten Zimmer. Sehversuche werden erst 14 Tage nach der Operation angestellt. Ein staarkrankes Auge bleibt zwar nicht in allen Fällen blind, denn es treten mitunter Zersetzungen in den getrübten Fasern der Augenlinsen ein, durch welche das Sehvermögen theilweise oder gänzlich wiederkehren kann. Doch sind solche Fälle selten und die Operation ist bei der Staarreife aus dem Grunde vorzuziehen, weil sie nach Eintritt jenes Zersetzungsprozesses gewöhnlich mißglückt.

Berlin. S—r. Die Kerne von Kirschen, Pflaumen und dergleichen ißt ein vernünftiger Mensch nicht mit, denn einestheils beschweren sie nur als überflüssiger und unverdaulicher Ballast den Darm, anderntheils können sie, wenn sie in den Wurmfortsatz des Blinddarms gerathen, lebensgefährliche Erkrankungen hervorrufen: Verschwärung und Durchbohrung der Darmwand, eiterige Bauchfellentzündung u. s. w. Dieser Wurmfortsatz, ein 6—8 Centimeter langer, regenwurmartiger Anhang des Blinddarmes scheint expreß für solche Geschichten gemacht zu sein, denn sonst ist sein Zweck nicht bekannt; der Physiologe steht demselben ohne jedwedes Verständniß gegenüber und fragt sich, wie bei noch einigen anderen Gebilden des menschlichen Körpers: Warum? — P. G. Bei **Phosphorvergiftung** gibt man Brechmittel und bis zum Eintreffen derselben Eiweiß oder Gummischleim, niemals aber fette oder ölige Stoffe oder Milch, auch keine alkoholischen Getränke, denn durch letztere wird der Phosphor gelöst und fein vertheilt, dringt also leichter in die Gewebe. Als Brechmittel dient das vom Arzte zu verordnende Cuprum sulphuricum.

Die übrigen, bis zum 3. Juli eingegangenen Briefe wurden, soweit es thunlich, direkt beantwortet.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. L. R. Sie sind „ursprünglich in jeder Beziehung gläubig“ gewesen, dann aber von Bekannten, die über alles spotteten, „zum Unglauben und zur Demokratie verführt worden; jetzt endlich haben Sie in den Christlich=Sozialen ihre wirklichen Freunde und Geistesverwandten wiedergefunden?!? Nun, dieses schöne Wiederfinden bestätigt die tiefe Wahrheit des französischen Sprüchworts: On revient toujours à ses premiers Na, wie heißt es gleich? Richtig:) moutons! — E. B. Wir können Ihnen nicht helfen. Die „doppelte Liebe“ ist, wie schon das bekannte Studentenlied zeigt, eine Krankheit, welche gemeinhin aller menschlichen Heilkünste spottet. — U. U. Sie wollen uns wohl das Gruseln beibringen? Es soll eine Zeit nicht mehr fern sein, „wo alles todtgeschlagen und bis in die Wurzel vernichtet wird, was nicht dem Herrn angehört mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe“!? Unterzeichnen Sie Sich künftig lieber gleich Bu=Bu, Sie komischer U. U., und klopfen Sie an die Thüren von Kinderstuben an und nicht bei Redaktionen, wie die der „Neuen Welt“. — Buchdrucker S. Ihr Vorschlag bezüglich eines großen Manifestes, der übrigens gleichzeitig von verschiedenen Seiten gemacht worden ist, erschien auch uns praktisch, hat aber an maßgebender Stelle nicht denselben Beifall gefunden. Die Klarheit, mit welcher Sie den beregten Gegenstand behandelt haben, läßt uns wünschen, Sie möchten bald wieder eine Gelegenheit zum Meinungsaustausch über Tagesfragen mit uns wahrnehmen. Frdl. Gruß. — L. A. T. Das Indigo ist einer der wichtigsten Farbstoffe, welcher aus gewissen, vorzugsweise in Ostindien vorkommenden Pflanzen gewonnen wird. Auch aus dem Hämatin des menschlichen Urins kann Indigoblau gewonnen werden. Die Färbung des Indigo ist tief dunkelblau, purpurviolett. Indigbraun, Indigroth, Indigkarmin, Indigpurpur, Indigweiß sind chemische Präparate aus dem eigentlichen Indigo. — W. v. F. Für die freundliche Anerkennung frdl. Dank. Ihre an unsern ärztlichen Mitarbeiter gerichteten Fragen werden in nächster Nummer beantwortet.

Chemnitz. T. Sie haben recht, das im liberalen „Chemnitzer Tageblatt“ veröffentlichte Gedicht Müllers von der Werra ist wirklich „alles andere, nur nicht poetisch“. Im übrigen ist uns dieser „Dichter“ nicht ganz so antipathisch als Ihnen, — **eine** achtbare Eigenschaft können wir ihm nicht absprechen: dies ist die edle Hartnäckigkeit, mit der er nun schon seit vielen Jahrzehnten versucht, auf dem Gebiete der Dichtung etwas Menschliches zu leisten. Was hätte der Mann schaffen können, wenn er sich mit derselben Energie einer Thätigkeit zugewendet hätte, zu der ihn Mutter Natur mit einigem Talent ausgestattet!! — G. B. Wir hofften immer, Ihren vier ganze Folioseiten langen Brief wenigstens in seinen Hauptpunkten auf einmal beantworten zu können. Da wir aber bei näherer Betrachtung gefunden haben, daß Sie auch nicht eine Behauptung klar formulirt und zu beweisen gesucht, sondern mehrere Dutzend theilweise innerlich ganz unzusammengehöriger Fragen gestellt haben, so müssen wir Sie zunächst bitten, erst einmal klar zu sagen, was der langen Rede kurzer Sinn ist. Dann soll's an der klaren Antwort nicht fehlen!

Zürich. St. Das Flugblatt „Auch eine Rousseaufeier in Sachen Dührings“ war uns nicht uninteressant. Der Verfasser, Herr Abraham Enß, beweist an sich selbst, was für ein tollwüthiger Fanatiker aus einem sonst offenbar ganz braven Menschen werden kann, der sich in der Einbildung, ein wissenschaftliches Urtheil zu besitzen, mit schwierigen und noch lange nicht zum Austrag gelangten wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, und dabei der Fähigkeit, logisch zu denken und irgendein Thema objektiv zu behandeln, gänzlich entbehrt. Herr Enß ist im stande, alle Leute als Dummköpfe oder Halunken zu behandeln, welche **seinen** Behauptungen, z. B. daß Dühring der Rousseau des 19. Jahrhunderts sei, nicht zustimmen, und zwar nicht nur ehe er sie bewiesen, sondern sogar ehe er sie ausgesprochen hat.

Breslau. F. G. An Ihrem Rebus ist sehr viel auszusetzen. Erstens hat die Auflösung: „Lucifers sein Ebenbild erscheint viel zu mildreich, um für das moderne Ungethüm zu gelten,“ überhaupt nur für den etwas Verständliches, der die von der „N. W.“ gebrachte Luciferillustration kennt und weiß, daß sich der Rebus darauf bezieht; zweitens sagt man nicht Lucifers sein Ebenbild, sondern Lucifers Ebenbild; drittens ist mildreich ein durchaus ungebräuchliches Eigenschaftswort; viertens ist Lucifer nichts weniger als ein „modernes Ungethüm“. Sie werden also noch mancherlei lernen müssen, ehe Ihre derartigen Produkte für die Oeffentlichkeit reif sind.

Braunschweig. A. Sch. Bücher, welche die Frauenfrage und die Handelspolitik von unserm Standpunkt aus erschöpfend behandeln, gibt es noch nicht. Empfehlenswerthe sozialwissenschaftliche Zeitschriften, die bei Gelegenheit auch jene Themata behandeln dürften, sind die „Zukunft“ in Berlin und die „Neue Gesellschaft“ in Zürich. Zur Prüfung nehmen wir populärwissenschaftliche Artikel jeder Art gern entgegen.

Troppau. M. J. Sie haben recht, jene Rechnungsaufgabe war eine diophantische Gleichung. Indeß ist seit ihrer Veröffentlichung zuviel Zeit verflossen, als daß wir jetzt noch auf diesen Umstand zurückkommen könnten. Sie können jedenfalls selbst Rechnungsaufgaben konstruiren — thun Sie's!

Bordeaux. E. d. F. Für Ihre Freundlichkeit besten Dank. Hoffentlich vermögen wir Ihren Wünschen nachzukommen.

Karlsruhe. R. M. Sie singen: „Ich habe geliebt, ich habe geirrt — Und hab' mich gegrämt und gekränkt. — Jetzt sind mir die Banden gelöst und entwirrt, — Hab' Irrthum und Lieb' an den Nagel gehängt, — Nun bin ich glücklich und frei.“ Hängen Sie das Dichten ebendahin, wo Irrthum und Liebe hängen, und denken Sie an das beherzigenswerthe Wort des alten, großen Goethe: Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben.

Potsdam. Th., **Köln.** Frl. A. L., **Paris.** E. Ta., **Wien.** M., **Lübeck.** L. N. R. Die eingesendeten Arbeiten sind für die „N. W.“ nicht verwendbar.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 8. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: **Bruno Geiser** in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — **Expedition:** Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 43. Jahrg. III — 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von **Rudolf Lavant.**

(Schluß.)

Martha nickte ihm lächelnd zu und nahm in der Sophaecke Platz, Wolfgang rückte einen Stuhl so dicht als möglich daneben, hielt Marthas Hand zwischen seinen beiden Händen und nun kam es zu jenem wirren, aus lauter Sprüngen zusammengesetzten, mit so manchem glücklichen: „Weißt du noch?" durchflochtenen Geplauder, das für Dritte so unsterblich langweilig, für die beiden Betheiligten so namenlos süß ist, zu einem bald übermüthigen und bald gerührten, bald ernsten und bald zärtlichen Geplauder, aus welchem Martha das erste Wort über die Versammlung und über die Bedeutung von Wolfgangs Auftreten in derselben erfuhr. Proud sah regungslos und ernsthaft mit seinen klugen Augen auf die Gruppe; er schien nicht recht zu wissen, wie er die Situation zu nehmen habe, und so harrte er denn mit stoischer Geduld aus.

Man einigte sich in der Vermuthung, daß wohl Frau von Larisch dem Kommerzienrath, vielleicht ganz gelegentlich und beiläufig, einen Wink gegeben haben möge; Martha stützte sich dabei auf die Andeutungen Annas, Wolfgang dachte an das Rendezvous im Walde; man schüttelte den Kopf über das grobe kommerzienräthliche Manöver, und Wolfgang warf plötzlich die Frage auf, ob er seine Abreise nicht verschieben und am nächsten Morgen bei Herrn Reischach vorrücken solle, um ihm energisch die Wahrheit zu sagen und ihm seine ganze Verachtung in's Gesicht zu werfen. Martha schüttelte nachdenklich den Kopf:

„Ja, verdient hätte er es, doppelt und dreifach, aber magst du noch hier bleiben, wenn ich fortreise? Und mich entführt ja der Nachtzug, mein Gepäck liegt schon auf dem Bahnhof. Das hat die kleine kluge Anna besorgt, der du nun wohl dein freundlichstes Gesicht machen wirst — ja?"

„Gewiß, sie hat ja nun uns gerettet; aber wohin willst du denn so plötzlich und was hast du vor, Martha?"

„Hast du auch bedacht, Wolfgang, ob ich nach den Enthüllungen, die du mir gegeben hast, auch nur für Stunden in das Haus Herrn Reischachs zurückkehren kann? Ich glaube, ich müßte ersticken und mag und kann mich nicht der Gefahr aussetzen, diesen — Menschen wiederzusehen. Sieh, ich bin zu dir gekommen, ohne zu wissen, inwieweit uns eine Verständigung gelingen werde; ich wußte nur, daß ich es mir und dir schuldig war, mich zu rechtfertigen, und daß ich, wenn meine Vermuthungen eintrafen, nie wieder einen Fuß über die Schwelle jenes Hauses setzen würde. Er und ich — wir sind für immer geschiedne Leute und ich reise heute Nacht zu einer mütterlichen Freundin, die mir einstweilen gern ein Asyl unter ihrem Dache gewährt; es sei denn —"

Sie stockte und eine milde Röthe färbte ihr Gesicht und Hals. In Wolfgangs Augen zuckte ein Strahl stolzester Freude und trunkenster Bewunderung auf und mühsam stieß er hervor:

„Es sei denn —? sprich weiter, Martha, vollende! Nicht ich, du sollst den Satz vollenden!"

In dem Blick, mit dem Martha sein Drängen erwiderte, lag der vollste Ausdruck schrankenloser Hingabe, weltvergessender Innigkeit und gläubigsten Vertrauens. Leise und einfach erwiderte sie ihm: „Ja, ich will vollenden, mein Freund. Es sei denn — du nimmst mich gleich mit."

Wolfgang riß die Lächelnde und Weinende an sich, die unter seinen Küssen träumerisch fortfuhr:

„Wir haben ja beide kein Heim mehr, — gehören wir nicht von Stund an zusammen und ist das Leben so lang, daß wir uns auch nur um eine Stunde des Glücks und des Beisammenseins muthwillig bringen dürften?"

„Aber hast du auch bedacht, Martha, wie man im ganzen Städtchen über dich sprechen wird und wie die Lästermäuler gierig über dich herfallen werden?"

„Ich glaube das sogar noch etwas besser und genauer zu wissen, als du, mein vorsichtiger Freund, aber sieh, auch das ist mir so gleichgiltig, ich kann dir nicht sagen, wie gleichgiltig. Wenn du mich nur achtest, was frage ich nach den übrigen Menschen? Mögen sie doch reden, wenn du nur weißt, daß ich schuldlos bin. Die Selbstachtung, die auf dem Urtheil der Menge beruht, ist ein Kartenhaus auf glattem Tisch, das jedes Lüftchen umbläst; ich will die meine aus Stein auf Felsengrund bauen — auf dein Herz! Dann trotzt sie jedem Sturm."

„Du wagst, Martha; nennst du es stolz oder gar eitel, wenn ich dir ganz leise sage, daß der Gewinn das Wagniß wohl werth ist? Setze ruhig dein alles auf den einen Wurf — du gewinnst!"

„Das habe ich vom ersten Augenblick an gewußt, wenn ich auch nicht glauben konnte, daß du mich jemals lieben würdest; nur deine Freundin wollte ich sein, ich glaube freilich, daß ich dich immer geliebt habe."

„Nun, das wollen wir unterwegs überlegen, Martha; der Weg nach —"

„Nein, Wolfgang, sage mir nicht, wohin du mich führst, ich will auch das nicht wissen; du kannst dir nicht denken, wie süß es ist, alle Fesseln zu zerreißen und die alte Welt hinter sich versinken zu sehen und nur das Eine zu wissen, daß in der neuen, wie fern sie auch sei, das Glück wohnt."

„Wohl, Lieb, ich begreife auch das; nun mache dich aber auf eine weite, weite Reise gefaßt, und wenn wir am Strande unsrer neuen Welt landen, werden wir garnicht mehr viel übrig haben. Aber nicht wahr, das ficht dich nicht an? Ich habe auch eine tapfre, standhafte Frau, die sich in alles fügt und schickt? Wir finden wackre Freunde vor, und ich werde bald wieder so viel haben, daß ich dir ein kleines, behagliches Heim schaffen kann; diese brutalen Praktiker sollen sehen, daß ich meine liebe, schlanke, dunkeläugige Martha ‚rein aus verliebter Liebe' entführt habe, und wir brauchen dein unglückseliges Vermögen nicht, das beinahe unser Verhängniß geworden wäre."

„Ich verstehe dich, aber — es scheint, du weißt noch garnicht, was für ein sorgsames Hausmütterchen ich abgeben werde. Sieh, so ganz arm komme ich doch nicht zu dir; ich wußte ja nicht, daß du mich mitnahmst, hatte mich vielmehr auf ein längeres Verweilen bei meiner guten Louise einzurichten, und ihr konnte und wollte ich selbstverständlich in keiner Weise zur Last fallen. So kann es wohl sein, daß ich mehr habe, als du; aber das soll unsere Reserve sein, für's erste will ich ganz von dir abhängen. Sind wir erst in unsrer neuen Welt, so kannst du ja einmal nachsehen, wieviel ich in meinem kleinen Portefeuille habe; später, meinetwegen über Jahr und Tag, wird Herr Reischach freilich ausliefern müssen, was ich ihm jetzt recht gern noch lassen will."

Ueber Wolfgangs Gesicht glitt ein Schatten; seufzend sagte er: „Ich weiß freilich auch nicht, was anders werden soll, aber ich mag nichts damit zu schaffen haben und nichts davon wissen. Verwende die Zinsen zu wohlthätigen und humanen Zwecken, wir aber wollen unser eignes, kleines Budget haben, und solange mir Kopf und Hände den Dienst nicht versagen, soll es dir gewiß an nichts fehlen."

„Glaubst du, ich wüßte das nicht, Wolfgang? Aber haben die Engländer nicht ein Sprüchwort, das ungefähr besagt, die Mildthätigkeit beginne für jeden einzelnen bei ihm selber? Sollst du noch länger in der Tretmühle eines Berufs gehen, der dich doch unmöglich befriedigen kann, oder sollst du diese Dienstbarkeit mit einer andern vertauschen und für Geld schreiben? Nein, das darfst du garnicht. Du wirst auch ohne Beruf immer fleißig sein und du sollst frei deinen Neigungen und Ueberzeugungen leben. Wirst du nicht die Anschauungen, die du für die richtigen hältst, mit Wort und Feder ganz anders vertreten können, wenn du in der Lage bist, überall eingehende Studien zu machen? — So ungefähr denke ich mir deine Zukunft; du wirst so unendlich mehr nützen und dir selbst ein ganz anderes Genügen bereiten können."

Wolfgang hatte erst den Kopf geschüttelt, nun aber sagte er rasch und froh, fest und entschieden:

„Wohlan, das ist die beste Rache! Dieses Geld, in das sich der Schweiß und das Mark einer verkommenden Arbeitergeneration verwandelt hat, soll die große Emanzipationsarbeit des Arbeiterstandes unterstützen, und ich will mir durch dasselbe die Freiheit von äußeren Fesseln nur erkaufen, um freiwillig in den Dienst dieser großen Kulturbewegung zu treten, die allerlei Geister, jeden an seinem Platze, zu verwenden vermag. Es gilt, Studien zu machen in den großen Centren der Industrie in allen Kulturstaaten, und wie ich sie dann verwerthe, ob ich mich mit ihnen an das Gefühl oder an den Verstand der Einsichtigen und Wohlmeinenden wende, in jedem Falle wird die Arbeit eine fruchtbringende sein."

„Wie es mich freut, daß mein Gedanke durch dich Fleisch und Blut und Leben bekommt! So ungefähr hatte ich mir's ja auch gedacht, aber es war alles blaß und schattenhaft und unbestimmt."

„Es wird vielleicht noch manches mal so sein! Aber — da fällt mir ein, daß wir doch vielleicht eine kleine Rache an unserm Herrn Kommerzienrath nehmen könnten."

Er nahm ein Blatt, schrieb mit einem Lächeln die folgenden Worte:

„10. 1. 74.

„Ihre heute erfolgte Verlobung und ihre gleichzeitig erfolgte Abreise nach . . . . . beehren sich Ihnen anzuzeigen" — und schob sie dann Martha hin, die mit zustimmendem Nicken ihren Namen darunter setzte; dann fügte er den seinigen hinzu, füllte die Lücke durch „London" aus und adressirte ein Couvert an Herrn Kommerzienrath Reischach, Ritter 2c.

„Die paar Worte sind einstweilen genug, — und nun ist das Abschiedsgedicht an dich, das ich heute Abend ersonnen habe, doch nicht das letzte gewesen, was ich in diesen Räumen schrieb."

„Gib mir die Verse, Wolfgang, oder lies sie mir vor!"

„Ich will sie dir vorlesen; schwer genug wird es mir werden, aber ich habe schon eine solche Strafe verdient, und mitten in meinem Glück verlangt mich nach einer solchen Sühne!"

Als er geendet, küßte ihn Martha auf die Stirn und sagte leise: „Armer Freund, wie traurig mußt du gewesen sein und wie mußt du gelitten haben! Aber nun ist ja alles, alles überstanden."

„Und wir müssen nun auch gehen, da ich dich doch erst noch einmal zu Frau Meiling führen muß, und Krone und Anna und wohl noch einige andere auf dem Bahnhof sein werden; wir wollen sehen, daß wir ihnen zuvorkommen können."

Frau Meiling kam denn auch auf Wolfgangs ersten Ruf, und als ihr junger Miether ihr in heiterstem Tone und doch mit bewegter Stimme seine Braut vorstellte, die er „der Kürze halber und da er sich doch nicht wieder von ihr trennen könne", gleich mitnehme, da kugelten der Alten die Freudenthränen über die Wangen und sie brachte es zu keinem vorschriftsmäßigen Glückwunsch, sondern drückte den beiden nur krampfhaft die Hände. Erst unten an der Hausthür ermannte sie sich zu einem zusammenhängenden Satze und sagte gerührt:

„Ach, Fräulein, wer hätte sich das an dem Abend träumen lassen, wo Sie mit Frau von Larisch hier waren und ich Sie hinauf —"

Sie verstummte erschrocken, als ihr Martha erröthend die Hand auf den Mund legte und abwehrend sagte:

„Nichts weiter! Das muß er von mir erfahren, später, oder nein, gleich jetzt, auf dem Weg zum Bahnhof. Sehen Sie nicht, was für ein verwundertes Gesicht er macht?"

Man schüttelte sich noch einmal die Hände, die alte Frau küßte Wolfgang wie eine Mutter auf die Stirn, und dann trat das junge Paar Arm in Arm und von Proud gefolgt den Weg nach dem Bahnhof an; Frau Meiling, mit ihren Thränen kämpfend und sich wegen ihrer Schwatzhaftigkeit scheltend, sah ihnen nach, bis sie in Dunkel und Gestöber ihren Blicken entschwunden waren; dann kehrte sie in tiefen Gedanken in ihr verödetes Haus zurück.

Als die beiden auf dem Bahnhof ankamen, hatte Martha den heimlichen Besuch bei Wolfgang, der ihr einst durch Frau von Larisch aufgezwungen worden war, gebeichtet, und diese Beichte war mit einem dankbaren Händedruck beantwortet worden. Sie betraten dabei den noch verödeten Perron, in welchem der Zug aber bereits hielt, und Wolfgang sagte nachdenklich:

„Von deiner Leontine kann und muß ich dir da auch noch wunderliche Geschichten erzählen: mach' dich nur immerhin auf Briefe, Maiblümchen, sogar auf ein Rendez-vous im Walde gefaßt, es hat sich auch noch eine dritte Dame einigermaßen für mich interessirt und mir einen anonymen Brief geschrieben."

Martha lachte, indem sie im Coupé Platz nahm:

„Am Ende gar Emmy? Wie komisch das wäre! Aber Scherz beiseite: kann nicht sie es gewesen sein, die Herrn Reischach auf seine Pläne gebracht hat? Nun, wir reisen ja in die weite Welt und da kannst du in aller Ausführlichkeit erzählen."

Wolfgang löste eben am Schalter die Billets, als Krone, den breitkrämpigen Hut tief in's Gesicht gedrückt, eilfertig die Stufen emporgesprungen kam; unser Freund schob seinen Arm unter den des wackern Jüngers Guttenbergs und ging langsam mit ihm im Perron auf und ab. Er hatte aber bald bemerkt, daß Krone zerstreut und befangen war und mit irgendeinem Entschluß kämpfte, und so sagte er denn scherzend:

„Krone, Sie haben etwas auf dem Herzen und wissen nicht, wie Sie es anbringen sollen; heraus damit, sonst kommen uns schließlich noch andre über den Hals."

„Ach, es ist rein nichts — eine Kleinigkeit; ich wollte Sie nur bitten — nehmen Sie hier den Brief, aber machen Sie ihn erst in ein paar Tagen auf!" stieß der so Ueberrumpelte, sichtlich sehr ärgerlich über sich selbst, in hülfloser Verwirrung heraus, und wollte Wolfgang dabei ein ziemlich großes, selbstgeschnittenes, sorgsam mit Gummi zugeklebtes Couvert aufdringen. „Es ist nur so ein Einfall von mir, aber Sie dürfen mir den Spaß nicht verderben."

Wolfgang würde, wäre Krone dabei ruhig und unbefangen geblieben, den Brief, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, achtlos

in seine Brusttasche versenkt haben; diese Verlegenheit und dieses tiefe Erröthen machten ihn stutzig und eine Ahnung blitzte in ihm auf. Er drohte scherzend mit dem Finger:

„Mein lieber Krone, ich fürchte sehr, Sie wollen Sich in der letzten Viertelstunde untreu werden, das heißt, mich überlisten und mir ein X für ein U machen. Die Hand auf's Herz — Sie wollen mir da Geld mitgeben, weil Sie mich für halb und halb gemaßregelt ansehen und fürchten, ich könnte drüben in Verlegenheit kommen. Sie haben Sich das sehr hübsch ausgedacht und alles sehr fein eingefädelt, aber Sie sind zum Diplomaten verdorben und werden in Ihrem ganzen Leben kein Schauspieler."

„Das ist ja eben das Unglück; Sie sollen die paar Thaler als einen Vorschuß ansehen, — können es ja später wieder bezahlen, — ich hab' mit meiner Alten drüber gesprochen, — sie ist sonst ein bissel zähe und mißtrauisch, aber diesmal war sie gleich dabei, — und nun nehmen Sie's und sagen Sie kein Wort mehr — ich bitte Sie inständigst."

Wolfgang drückte ihm herzlich die Hand und erwiderte, eigenthümlich bewegt und doch auch wieder voll Uebermuth:

„Ich danke Ihnen und werde Ihnen diesen Zug nie vergessen; ich würde mich auch keine Minute zieren und das Geld von Ihnen ganz einfach annehmen, aber sehen Sie, erstens sind meine Finanzen noch ganz leidlich bestellt, zweitens habe ich drüben alte Freunde, die reicher sind als Sie, und drittens nehme ich eine reiche Frau mit, kann also garnicht in Noth kommen. Ja, ja, machen Sie nur große Augen, ich entführe dem Herrn Kommerzienrath eine von seinen Damen, ein Husarenstreich, der Ihnen gewiß zu ganz besonderer Genugthuung gereichen wird. Erst spiele ich ihm in der Wahlversammlung den ärgsten Possen und nun gehe ich ihm auch noch mit Fräulein Hoyer durch — und das ist der Humor davon."

Er klopfte an das Fenster des Coupés, Martha ließ dasselbe nieder und Wolfgang stellte vor:

„Hier, Martha, hast du meinen Steiger Krone, das treueste, bravste Herz in der ganzen Stadt und einen der prächtigsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe; gib ihm die Hand, er hat es zwanzigfach um mich verdient."

Krone brachte es zu keiner Antwort, — er drückte die zarte Damenhand, die ihm freundlich entgegengehalten ward, mit einer Energie, die wohl einer Milderung fähig gewesen wäre; er versuchte, Wolfgang das Wort abzuschneiden, und als dieser ihm die Hand drückte und ihn auf den bärtigen Mund küßte, obwohl er sonst kein Freund von Zärtlichkeiten unter Männern war, als er ihm sagte: „Leben Sie wohl, Krone, und behalten Sie mich in gutem Andenken; ich hoffe, Sie werden noch so mancherlei von mir hören!" — da wollte es ihm wieder einmal das Herz abdrücken, und er konnte doch nur wieder und immer wieder die Hand seines Hauptmanns schütteln und sich beschämt mit der Hand über die feuchten Augen fahren. Es war ihm fast willkommen, daß in diesem, bei seiner Weichheit für ihn so überaus kritischen Moment die kleine Anna am Arme des jungen Schlossermeisters, dem einst die beiden Alfrede so sehr im Wege waren, auf Wolfgang zukam; er trat diskret zurück, in die nächste Ecke, um nicht zu stören, und hörte Anna hastig und erwartungsvoll fragen:

„Haben Sie Fräulein Hoyer nicht gesehen? Es ist möglich, daß sie mit diesem Zuge ebenfalls abreist; ich habe ihr Gepäck heimlich zur Bahn gebracht."

Wolfgang lächelte. „Ja, Sie wollten mir aber doch eine Ueberraschung bereiten?"

„Ach, das hat Zeit, das ist nicht so wichtig; wenn ich nur wüßte, ob Fräulein Hoyer hier ist, — Sie müßten sie doch gesehen haben."

„Freilich habe ich sie gesehen; wir reisen sogar in einem Coupé, wie dies bei einem Brautpaar wohl selbstverständlich ist."

„Verlobt?! Mit Fräulein Hoyer?" jauchzte die Kleine. „Und sie fährt gleich mit? Da steht aber morgen früh bei uns das Haus auf dem Kopfe!"

„Und daran sind eigentlich Sie schuld, denn wenn Sie gehalten hätten, was Sie mir mit Hand und Mund versprochen hatten, passirte die ganze Geschichte nicht. Aber ich danke Ihnen für diesen Wortbruch, er hat mein Glück geschaffen, und daß Sie den Brief früher abgaben, als Sie durften, war der klügste Streich Ihres ganzen Lebens."

„Und nun sollen Sie auch gleich den dümmsten erfahren: ich habe mich hier mit diesem eifersüchtigen, immer rußigen und als Mann wohl zuweilen recht brummigen Menschen verlobt, in der Hoffnung, daß er sich noch bessern wird; gutmüthig ist er, man kann es also am Ende darauf ankommen lassen." Der herzliche Blick auf den zukünftigen Gatten, mit dem sie die neckenden Worte begleitete, strafte sie zur genüge Lügen.

Man war vor dem Coupé stehen geblieben, Martha nahm die lebhaften Glückwünsche der kleinen Ueberglücklichen entgegen und erwiderte sie freundlich, und Wolfgang sagte ernst:

„Nun sind wir ganz quitt, meine kleine Anna; ich hoffe, Ihr Bräutigam wird Rücksicht darauf nehmen, daß wir einander doch näher stehen, und nicht scheel sehen, wenn ich von Ihnen Abschied nehme, als wären Sie meine Schwester." Und er gab ihr die Hand und küßte sie auf die Stirn.

Das rauhe: „Zurücktreten!" des Schaffners, der den Zug entlang eilte und die Thüren zuschlug, riß die kleine Gruppe auseinander; Wolfgang sprang in den Wagen und grüßte die Zurückbleibenden noch einmal mit Hand und Augen, das letzte, hastige Läuten schallte durch die Halle, da schoß der lange Alfred, die Stirn mit dem Taschentuch trocknend, aus der Vorhalle in den Perron und rief schon von weitem:

„Gott sei getrommelt und gepfiffen, daß Sie noch da sind! Wäre ich zu spät gekommen, ich hätte es mir nie vergeben. Aber eine höchst dringende Abhaltung —"

„Hätte mich beinahe verhindert, Ihnen in Fräulein Hoyer meine Braut vorzustellen!" schnitt Wolfgang in bester Laune den Redefluß ab.

Eine Verbeugung Marthas, die neben ihm an's Fenster getreten war, eine verdutzte Reverenz des Sonettendichters, ein Händedruck Wolfgangs — und der Zug kam langsam in's Rollen. Alfred hatte Hut und Taschentuch noch immer in der Hand, als die kleine Anna am Arme des jungen Schlossers auf den aus einer Verblüfftheit in die andere Fallenden zutrat und mit einem ein ganz klein wenig spöttischen Knix und einem mühsam unterdrückten Kichern vorstellte:

„Mein Bräutigam, Ferdinand —"

Die weiteren Worte gingen in dem schrillen Pfiff der Lokomotive unter, Krone aber, der wieder vorgetreten war, schwenkte mit aller Macht seinen breitkrämpigen Filzhut und rief mit wahrer Stentorstimme den Scheidenden nach:

„Es lebe die soziale Republik!"

Meeresleuchten.

Von Dr. Leopold Jacoby.

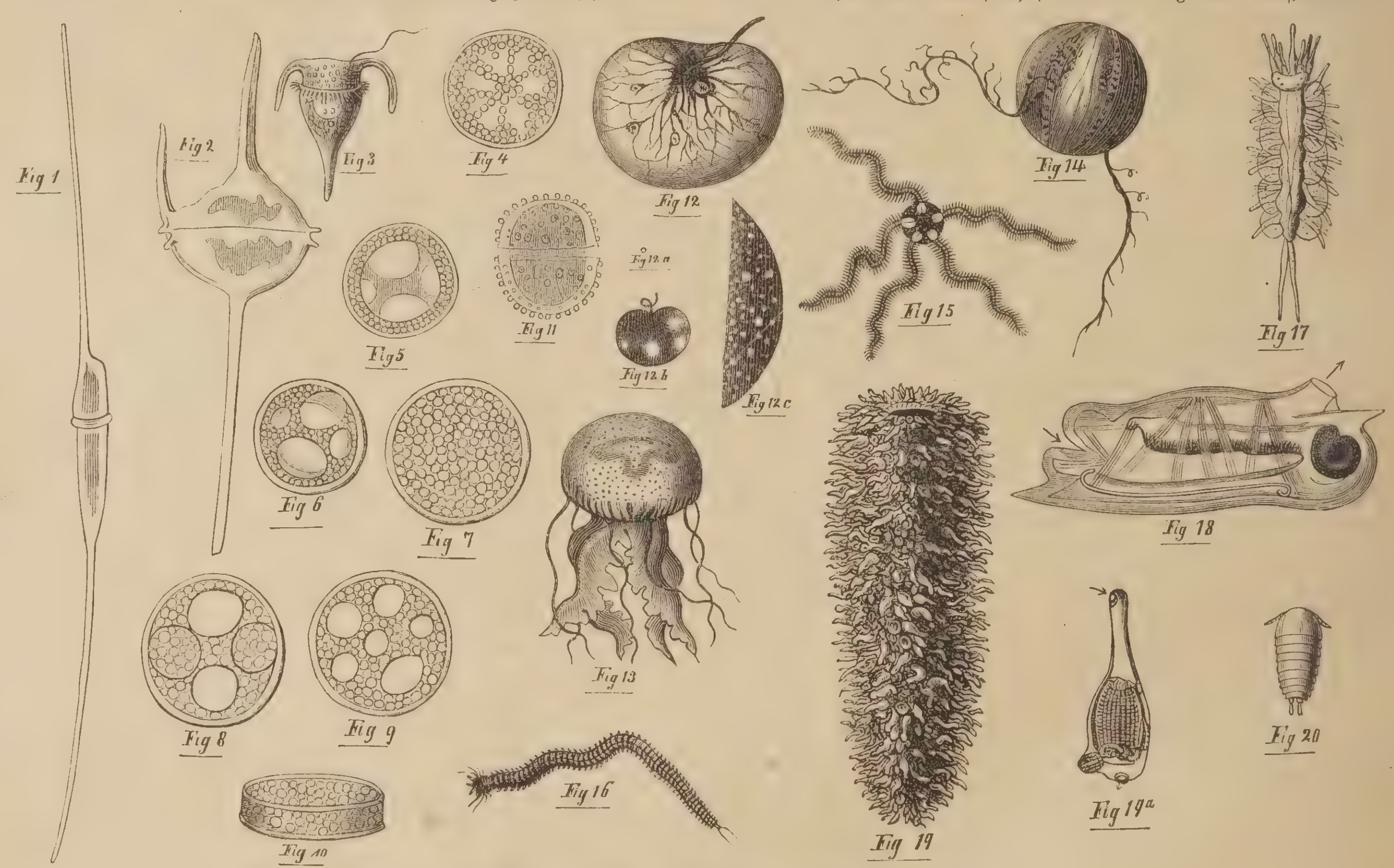
(Siehe umstehende Illustration.)

In einer gedankenreichen Abhandlung über die allmähliche Entwicklung des sinnlichen Unterscheidungsvermögens der Menschheit hat im vorigen Jahre Dr. Schmidt in Breslau nachgewiesen, daß in der frühen Kulturzeit des Menschengeschlechts das Wahrnehmungsvermögen aller Sinne, rücksichtlich der Ausdehnung der Sinneserregbarkeit und Unterscheidungsfähigkeit, ein völlig unausgebildetes gewesen sein muß. So wird in den ältesten literarischen Denkmälern, welche die Menschheit besitzt, und noch im Homer, auch überall da, wo in hochpoetischer Weise die Schönheit der Natur in Flur und Wald besungen und bis in's einzelne geschildert wird, der Blumenduft nirgend erwähnt; der Wohllaut musikalisch zusammenklingender Töne wurde bis zu späten geschichtlichen Entwicklungsepochen vom Ohre des Menschen nicht empfunden, und vor allem wunderbar wird es dem Leser erscheinen, daß zu den Zeiten der altindischen Gesänge bis auf Homer das Blau des Himmels und ebenso das Grün der Bäume als eine besondere, von einem unbestimmten Dunkel unterschiedene Farbe für das menschliche Auge noch garnicht existirte. Noch zu den Zeiten des Empedokles und Pythagoras gab es für die gebildetsten Völker der Erde nur die vier Farben: schwarz, weiß,

roth, gelb, und zweihundert Jahre vor Aristoteles vermochte die Menschheit, wie uns Xenophanes zeigt, in dem siebenfarbigen Regenbogen nur erst die drei Farbenabstufungen: purpur, röthlich und gelb zu unterscheiden.

Mit diesem Entwicklungsprozeß der Sinnesempfindbarkeit muß die sonst völlig räthselhafte Thatsache in Verbindung gebracht werden, daß im ganzen Alterthum eine der prachtvollsten Naturerscheinungen, das Funkeln und Leuchten des Meeres in grünlichblauem Phosphorlicht, den Menschen so gut wie unbekannt geblieben ist. Nirgends in den zahlreichen poetischen und beschreibenden Stellen der altorientalischen und der klassisch-antiken Literatur, welche vom Meere uns Kunde geben, wird des Meerleuchtens direkt Erwähnung gethan*); selbst Plinius, dessen Naturgeschichte in 37 Büchern uns eine mit Fabeln jeglicher Art durchflochtene Zusammenstellung alles Merkwürdigen vorführt, was den Völkern der alten Zeit aus der Natur bekannt war, weiß nichts von dem wunderbaren Phänomen; er erzählt nur, daß gewisse Bohrmuscheln, wenn man sie im Dunkeln aus dem Wasser nimmt, wie mit einer leuchtenden Masse überzogen erscheinen.

Ueber die unvergleichliche Schönheit und den märchenhaften Eindruck der Naturerscheinung des Meerleuchtens herrscht unter allen späteren und neueren Berichterstattern und Forschern nur eine Stimme der Bewunderung. Columbus auf seiner zweiten Entdeckungsreise im Jahre 1502 bemerkt aus der Gegend von Puerto Bello, am Isthmus von Panama: Nachts gleichen die tobenden Wellen großen Flammen, durch die leuchtenden Theilchen veranlaßt, welche die Oberfläche des Wassers in diesem See und im ganzen Lauf des Golfstroms bedecken. Alexander v. Humboldt berichtet: Ueberall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt, überall, wo das Wasser nur erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Unbeschreiblich prachtvoll ist das Schauspiel in dem Meere der Tropenwelt, das bei finsterer Nacht eine Schaar sich wälzender Delphine darbietet. Wo sie in langen Reihen kräuselnd die schäumende Fluth durchfurchen, sieht man durch Funken und intensives Licht ihren Weg bezeichnet. Darwin beschreibt den Anblick, den ihm das Meer unter dem Kap Horn in einer sehr dunkeln Nacht darbot: Es wehte eine frische Brise und alle Theile der Oberfläche, die am Tage als weißer Staub



Leuchtinfusorien. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

erschienen, glühten mit blassem Lichte. Das Schiff trieb zwei Wogen flüssigen Phosphors vor sich her, und eine lange, schimmernde Milchstraße folgte ihm nach; soweit das Auge reichte, glänzte der Kamm einer jeden Welle. — Bennet sah auf seiner Reise im September 1832 in der Nähe des Aequators das Atlantische Meer so stark leuchten, daß es rund umher einer einzigen, feurigen Masse glich. Ein anderer Reisender, Strehler, fuhr in derselben Gegend durch ein wahres Feuermeer. Der Himmel erschien rabenschwarz und die See so hell, daß man um Mitternacht hätte eine Fliege auf dem bleichen Segel erkennen können. Ein Platzregen verwandelte das Meer gleichsam in eine aufkochende Gluth. — Bei Triest hat man an stillen Herbstabenden Gelegenheit, an den Ufern der Adria das Phänomen in einem milderen Glanz und doch in überraschender Schönheit zu beobachten, vor allem dort in der melancholischen Felsenbucht, wo das Schloß Miramare in den Fluthen sich spiegelt. Blitzfunken rinnen bei jedem leisen Athemzuge der Wellen an den Felsen auf und nieder, und Feuerstreifen und Glühsterne tauchen in lichtem Blau aus dem Dunkel der Tiefe empor. Zuweilen aber schimmert die ganze Meeresoberfläche bis weit hinaus in leisem, geisterhaften Lichte, wie es der Verfasser einmal im vorigen Herbst in einer unvergeßlichen Novembernacht auf einer Meerfahrt nach Italien erlebte.

Nachdem über die Ursache des Meerleuchtens unter den Gelehrten lange gestritten worden, steht heute, hauptsächlich durch die eingehenden Untersuchungen von Ehrenberg, Quatrefages und Panceri, soviel fest, daß die Träger dieser Erscheinung in der lebenden Thierwelt zu suchen sind. Wenn wir den in eigenem Lichte leuchtenden Haifisch, den uns Bennet beschrieb (Squalus fulgens), hinzuzählen dürfen, so sind unter den Erzeugern des Meerleuchtens alle Hauptstämme des Thierreichs vertreten, dergestalt, daß die Stärke und Ausdehnung der Lichterscheinung zugleich mit der Anzahl der sie hervorbringenden verschiedenen Thierarten zunimmt, je tiefer wir in die Entwicklungsreihe hinabsteigen.

*) Wohl finden sich mehrfach einzelne unbestimmte Aeußerungen, Beiwörter u. s. w., die vielleicht auf das Meerleuchten gedeutet werden können; ein wirklicher Hinweis aber auf die doch so auffallende Naturerscheinung ist vielleicht nur die Stelle in dem Periplus („Umschiffungsreise“) des karthagischen Seefahrers Hanno zu erblicken, der um 500 vor Chr. lebte. Es heißt darin, südlich von Cerne habe man das Meer wie mit Feuerströmen brennen sehen. — Und auch die Aechtheit des Textes dieser Stelle kann in Zweifel gezogen werden.



Bianca Cappello. (Seite 515.)

Unter den Urthieren haben wir als Lichterzeuger die Wurzelfüßer und die Infusorien in ihrer vielgestaltigen Formenwelt, unter den Strahlthieren: Quallen, Polypen und Seesterne, unter den Wurmthieren: Salpen, Feuerwalzen und Borstenwürmer, unter den Weichthieren: Nacktschnecken und Muscheln, unter den Gliederthieren: Krebse, und unter den Wirbelthieren endlich den erwähnten Haifisch.

Michaelis in Kiel ist der erste gewesen, welcher Leuchtinfusorien auffand; sie wurden dann vorzüglich von Ehrenberg in Berlin genauer studirt. Bei ihm sah Humboldt im Jahre 1832 in einem finsteren Raum unter dem Mikroskop Infusorien als leuchtende Punkte aufblitzen. Ehrenberg schildert, wie er durch Filtriren von frischem Seewasser sich eine Menge von

Leuchtinfusorien verschaffte, mit denen er experimentirte. War ihre Fähigkeit, Funken zu sprühen, erloschen, so erwachte sie zu neuer Stärke, sobald die Thiere durch zugegossene Säure oder durch Alkohol gereizt wurden. Als hauptsächliche Lichterzeuger fand er die sogenannten Kranzthierchen, kugel-, stab- oder ampelförmige Infusorien mit einem Wimperkranz, dessen Flimmerbewegung das Thierchen forttreibt. (Siehe Figur 1—3 und Figur 7.) Ferner eine von dem Entdecker Photocharis (wörtlich „Licht-Anmuth") genannte Art, von welcher er berichtet: Wenn man das Thier reizt, so entsteht an jedem einzelnen Rankenfaden desselben ein Flimmern und Aufglühen einzelner Funken, die an Stärke zunehmen und den ganzen Faden erleuchten; zuletzt läuft das lebendige Feuer auch über den Rücken des Thierchens hin, so daß dieses unter dem Mikroskop wie ein brennender Schwefelfaden unter grüngelbem Lichte erscheint. Die Größe dieser Infusorien variirt von $^1/_{10}$ bis $^1/_{100}$ Linie. (Schluß folgt.)

Modern-russische Zustände.

(Schluß.)

Für den Geist der Armeeorganisation nur die eine für sich selbst sprechende Thatsache: Subalternchargen sind von kassirten österreichischen und deutschen Offizieren mit Leichtigkeit zu haben.

Zur allseitigen Charakterisirung des Geistes und Charakters der russischen Regierung haben wir vornehmlich noch zweier Dinge zu gedenken, die ja allbekannt und vielverrufen, dennoch nicht richtig gekannt sind: das Regiment in Polen und Sibirien. Bevor er nicht auch hierüber genaue Kunde hat, glaube niemand die russische Regierung wirklich zu kennen.

„Sentimentalen Bewunderern russischer Politik" gibt der Verfasser den Rath, erst einmal in Russisch-Polen sich gründlich umzusehen, dann mögen sie daraus einen Schluß ziehen auf das Glück, das slavische Provinzen, die unter russische Botmäßigkeit kommen, zu erwarten haben. „Die russische Grausamkeit ist bisjetzt nur trübe wie durch einen Nebel geschaut worden, denn Polen ist weit entfernt, und die Gelegenheiten, sich über seine Lage zu unterrichten, sind dürftig. Es gibt ja absolut keine unabhängige polnische Presse! Ein Pole, der, in Polen, für westeuropäische Blätter schriebe, würde, bald entdeckt, nach Sibirien wandern. Nach der polnischen Erhebung von 1863—64 unternahm man es, das nationale Element vollständig auszurotten. Jedes Grundbesitzers Liegenschaften, der nicht aktiven Antheil am Kampfe gegen die Insurgenten genommen hatte, wurden konfiszirt, er selbst verbannt; die Kämpfer wurden natürlich nach Sibirien geschickt. Dasselbe geschah mit ganzen Dörfern in mißvergnügten Gegenden, und mit „raffinirter Grausamkeit" dürfen diese „politischen Verbrecher" mit ihren Angehörigen nicht korrespondiren, so daß sie von der Welt völlig abgeschnitten sind. „Bis auf den heutigen Tag fragen polnische Flüchtlinge, in England aufhältlich, bei der russischen Regierung nach dem Schicksal ihrer Eltern, Geschwister 2c. nur ganz vergebens an und ebensowenig kommen je Geldsendungen in ihre Hände." Veröffentlichungen in polnischer Sprache sind strafbar, polnische Werke in Privatbibliotheken sind längst beschlagnahmt worden. Die Preßzensur, in Rußland (wie wir gesehen) leicht umgehbar, ist unerbittlich in Polen. Nach Polen reisenden Fremden wird an der Grenze jeder Streifen bedrucktes Papier, selbst Umschlag- und Packpapier, abgenommen und erst wieder bei Verlassung des Landes zurückgestellt. Polnische Frauen dürfen keine Trauer tragen, weil — sie solche an nationalen Jahrestagen anlegten. Jede Zusammenstellung von Scharlach und Weiß (die Landesfarben) in ihrer Toilette wird ihnen gleichfalls verhängnißvoll. Auf der Universität (Warschau) wird den Studenten höhnend vordozirt, daß ihre patriotischen Heldenväter „Räuber" gewesen. Jedem Polen, der nicht zum politischen und religiösen Renegaten wird, ist jeder Gewerbebetrieb verschlossen. „Durch diese unversöhnliche Tyrannei ist der öffentliche Geist in Polen ausgetreten worden", und selbst völlige Resignation schützt vor Verfolgung und Cujonirung nicht — trotzdem bleibt der Pole immer ein Pole. „Verschwörungen" werden oft aus einem trotzigen Worte eines unschuldigen Kindes gemacht — natürlich wird es den Eltern angerechnet. „Es ist namentlich die geistige Ueberlegenheit des Polen über den Russen, die diesem mit dem unglaublichst infernalischen Hasse gegen jenen beseelt .... Rußland hat sich vorgesetzt, Polen auf einen geographischen Begriff zu reduziren und wird damit fortfahren, es müßten ihm denn irgendwelche unvorhergesehene Ereignisse Einhalt auf dieser Bahn gebieten."

Die Todesstrafe ist in Rußland, damit es vom Auslande kein barbarisches Land genannt werden solle, abgeschafft worden, dafür steht Sibirien in um so größerem Flor. Die Deportation nach Sibirien erfolgt entweder durch Urtheilsspruch oder speziellen kaiserlichen Befehl durch das Polizeiministerium: das nennt man „Sr. Majestät Belieben erwarten". Dieser Akt bleibt in tiefste Verschwiegenheit gehüllt. Auf einmal ist der Mann verschwunden und nichts ist von ihm wieder zu erfahren, es sei denn durch einen mitleidigen Polizeibeamten. „Was einen hierbei irritirt, ist weniger der erbarmungslose Despotismus, als die heuchlerische Maske der Humanität, die uns in Rußland auf Schritt und Tritt begegnet und Fremde glauben machen will, derlei Rechtlosigkeiten gehörten einer längstverschollenen Zeit an." Nach Aussage der Russen haben willkürliche Deportationen längst aufgehört; wird aber der Russe erst zutraulich, dann zeigt es sich, daß fast jedem Fälle von Transportationen aus mysteriösen Gründen bekannt sind. Die stereotype Bemäntelung lautet: es handle sich um ein Verbrechen, das, vor die Oeffentlichkeit gebracht, zu viel Skandal erregen würde; „aber die Regierung schreckt doch nie vor dem Skandal eines öffentlichen Nihilistenprozesses zurück, selbst wenn Personen hohen Ranges darin verwickelt sind." Fast alle nach Sibirien Verurtheilten sollen die Gerechtigkeit ihrer Bestrafung zugeben — natürlich! kann ihnen doch nur ein volles, schriftliches Geständniß ihrer „Schuld" etwaige Begnadigung erwirken. (Dies hat den kleinen Vortheil, daß das berüchtigte Sibirien zu einem der gerechtesten Strafinstitute der Welt wird!) Es gibt drei Kategorien von Sträflingen. Sich selbst Beköstigende, die ihre Familien mitnehmen dürfen; von der Regierung Unterstützte, die als Diener oder Gewerbsleute sich des weiteren forthelfen müssen, und die zu schwerer Arbeit, namentlich in den Minen, Verurtheilten. Der Transport erfolgt stets im Frühjahre, karavanenweise, durchweg zu Fuße, denn auf die hinterdrein fahrenden elenden Karren werden nur die durch die Strapazen gänzlich Erschöpften geladen, eskortirt von waffenstarrenden Kosaken mit mächtigen Peitschen. Stets geht's in der Nacht fort, und Städte werden nur Nachts passirt. Die verschiedenartigsten, besten und allerverworfensten Elemente, kunterbunt durcheinander, hintennach die Frauen, im raschesten Tempo, aber mäuschenstille, der grausigen Peitschen halber. Niemand darf dem Zuge nahen, oder er macht mit diesen Bekanntschaft. Jeden Augenblick wird der Boden abgesucht, ob nicht Briefe fallen gelassen wurden. In der ersten Kirche am Wege hören die Sträflinge die Messe und eine Predigt, „in der die Milde des Czars gepriesen wird." Außerhalb der Städte aber darf — gesungen, auch geweint werden! Hat sich das Gerücht von einem nahenden Zuge verbreitet, so eilt die Bauernschaft — das Mitleiden mit den Deportirten ist allgemein — mit Speise und Trank herbei, stellt sie an den Straßenrand und zieht sich wieder zurück, denn Sprechen mit den Gefangenen ist verboten. Selbst der Kosak fühlt ein menschlich Rühren — er läßt das zu, macht auch von der Peitsche nur im Falle des Ungehorsams Gebrauch. „Unglücklicherweise wird oft das Fieberdelirium, dem zarter konstruirte Individuen durch die übermäßigen Anstrengungen verfallen (von Petersburg bis zum Ural sechs Wochen, für viele dann noch verschiedene weitere Wochen!) — für „Ungehorsam" gehalten und dann wird mit der Peitsche ein Exempel statuirt." Lange vor Erreichung der sibirischen Grenze sind auch die Robustesten auf's äußerste mitgenommen. — Wer indessen genügend bemittelt ist, einen Tschinovnik vernünftig honoriren zu können, kann privatim reisen — etwas kostspielig zwar, da er 5—10 Mann Bedeckung mit einem Offizier ebenfalls zu bestreiten hat. — Eine Glanzseite russischer Frauen ist ihre Opferwilligkeit, ihren Männern nach Sibirien zu folgen, wenn sie die Erlaubniß erhalten. Selbst solche, die ein „fashionables" Leben führten, sind dann oft wie umgewandelt und werden zu ächten Weibern. Die sich dessen weigern, verfallen in die Gesellschaftsacht. Der sibirische Sträfling ist bürgerlich todt, seine Frau kann sich scheiden lassen und wieder heirathen, was aber selten geschieht und wenn doch, so raunt man sich zu, sie — habe hauptsächlich bei der Deportation ihres Mannes die

Hand im Spiele gehabt. — Die Bessersituirten leben in, mindestens 20 Werst von einander entfernten, Dorfkolonien von nicht mehr als 200 männlichen Seelen, mit 40 Mann und 3 Offizieren Bedeckung. Diese sowohl als die Popen sind gleichfalls Sträflinge. Verkehr unter den Strafkolonien ist nicht gestattet. Hart ist namentlich folgende Bestimmung. Mitgenommene Töchter müssen im 20. Jahre entweder nach Rußland zurückkehren oder einen Verbannten heirathen und sich in Sibirien niederlassen; ebenso müssen die erwachsenen Söhne zur Armee abgehen und — die Eltern wissen, daß sie die Kinder nie wieder sehen. Die über 10 Jahre in Sibirien verbracht haben, erhalten fast niemals Begnadigung, „weil sie zu viel zu erzählen hätten." Begnadigungen erfolgen überhaupt nur aus purer Laune und haben mit der Natur des Vergehens nichts zu thun. Die (wieder karavanenweise) Entlassenen haben erst einige Jahre unter polizeilicher Aufsicht zu leben, ehe sie in die Heimath zurückkehren dürfen, was von ihrer totalen Verschwiegenheit abhängt. Alles flieht sie an ihrem Aufenthaltsorte wie Aussätzige, indem man sich durch bloßes Sprechen mit ihnen zu kompromittiren fürchtet. — Das entsetzlichste ist das der in die (Silber- und Quecksilber-) Minen Verdammten: verworfenster Auswurf und „politische Verbrecher" von edelstem Schlage. Wer irgend kann, erkauft sich seine Verwendung zu leichterer Arbeit. Nie wieder erblicken jene das Licht des Tages, bis sie in's Siechenhaus heraufgeschafft werden, daselbst zu sterben. Fürst Jos. Lubomirski, der die Erlaubniß erhalten hatte, die Minen zu besichtigen (und von dem man sich dessen nicht versah!), hat in französischer Sprache einen grauenerregenden Bericht über das geschrieben, was er gesehen. Zu Gerippen abgemagerte, vollständig enthaarte, knochenfraßbehaftete Menschen (von den Wirkungen des Quecksilbers) wurden unter Peitschenhieben zu schwerster Arbeit angehalten. Zwei Feiertage (Weihnachten und Ostern) im ganzen Jahre, kein Sonntag! Dreißigjährige Leute sind in fünf Jahren buchstäblich zu Greisen geworden. Den Frauen geht's um kein Haar besser. Dutzendweise hat man polnische Edeldamen dort unten verfaulen lassen, sie lebten als „freie Kolonisten". Es muß ausdrücklichst hervorgehoben werden, daß „schwere Arbeit in Sibirien allemal gleichbedeutend ist mit einem (nur unendlich) grausameren) Todesurtheile und „die russische Regierung weiß das nur zu wohl, heuchelt aber wie in allen offiziellen Berichten." Dafür aber kommt wöchentlich ein Pope mit den „Tröstungen der Religion", zur „Geduld" ermahnend! Gleichzeitig betreibt er einen kleinen Handel mit Wuttky, und dieser ist der einzige wahre Trost der Bergwerkssträflinge. „Des Lebens Bestes ist Trunkenheit!"

Die russische „Gesellschaft" hat auf den ersten Anschein etwas ungemein einnehmendes — an dem Urtheile des Fremden ist dem Russen alles gelegen. Russische Gastfreundschaft ist wahrhaft blendend, russische Feste und dergleichen übertreffen alle sonstwo gegebenen. Der Russe ist gar freisinnig, er ist bescheiden und spricht mit großer Demuth von dem weiten Zurückstehen Rußlands hinter andern Ländern; er ist perfekt gebildet, mit den neuesten politischen, nationalökonomischen und sozial-philosophischen Theorien vertraut. Aber schon nach etwa 14 Tagen gewinnt diese Medaille ein anderes Antlitz. Der Ausländer erkennt ungemein viel Schauspielerei in allen Gesellschaftskreisen, und der dritte Eindruck nach ungefähr einem Monat hat ihn belehrt, daß er eine ungewöhnliche Anzahl von Unwahrheiten zu hören bekommen hat. Hinter jener „Demuth" verbirgt sich ungemessener Stolz: Kritik seiner heimischen Zustände, die der Russe anscheinend ermuthigt, erregt seinen Groll. Vertraulicher geworden — und er wird das früher als einem angenehm — läßt er die Maske fallen und prahlt mit brutalster Plumpheit: Alles ist am besten in Rußland! Den Despotismus gibt man nur deswegen zu hassen vor, weil man weiß, daß er im Auslande unbeliebt, sich daher lächerlich zu machen fürchtet. Dies Freisinnigscheinenwollen ist auch häufig der Grund der zahlreichen „Verschwörungen", in die der Russe hineintaumelt und die alle kläglich scheitern. Ja, man schwatzt in Gesellschaftskreisen von einer „bevorstehenden Revolution", wie von einem „morgigen Balle". Diese Verschwörereien haben übrigens noch einen andern Grund: Beamtenthum und Polizeimacht sind, die hohen Paradestellen ausgenommen, ganz in den Händen der Deutschen; das ist dem Russen, obwohl der ächte Moskowite das Land garnicht energisch verwalten könnte, sondern es „unter seinen Händen in Stücke ginge", nichtsdestoweniger ein Dorn im Auge, und nun thut er so, als ob er seinen Kaiser aus den Fesseln jener Regierungsbande befreien wolle — höchst loyale Verschwörung! — Jenes Aufait-sein in Politik, sozialwissenschaftlicher Ethik 2c. ist reine Modesache — die Mode betet der Russe der höheren Stände geradezu an — und ist daher nur dünner Firniß. Firniß seine Sprachkenntnisse, sein (übrigens seltener) Kunstenthusiasmus. „Der Russe ist der am schwierigsten zu unterrichtende Mensch, denn er behauptet alles zu wissen; und es ist sehr schwierig, von ihm etwas zu lernen, denn er erfindet (lügt) mit niemals verlegener Keckheit." Der wahre Takt fehlt dem Russen: er nimmt z. B. keinen Anstand daran, seinem Gaste oder gar einer Person in seinem Solde, im Spiele kolossale Summen abzunehmen. Der russischen höheren Gesellschaft fehlt aller und jeder moralische Halt, wie schon aus ihrer absoluten Respektlosigkeit vor der Wahrheit hervorgeht. Der wahre humanitäre Bildungsstand, sagt Grenv. Murray treffend, zeigt sich aber in der Behandlung politischer Verbrecher: kein Russe hat auch nur eine Ahnung davon, daß das Strafmaß sich nach dem Grade des Vergehens richten müsse. Drückt man seine Verwunderung über die jahrelange Untersuchungshaft jemandes aus, so heißt es ganz naiv: „Nun ja, er ist aber auch der Verschwörung — angeklagt!" — Als Grundursache der Verderbtheit der russischen Gesellschaft gibt Verfasser das gerade ihren reichsten Mitgliedern aufgezwungene Nichtsthun an; denn da sie in keiner politischen oder sozialen Reform die Initiative ergreifen dürfen, so verzehrt sie tödtliche Langeweile und nun müssen Ausschweifungen aller Art die Leere ihres Daseins ausfüllen, und dies oft umsomehr, mit je glänzenderen Anlagen manche ausgestattet sind. — Nichtsdestoweniger glimmt's überall unter der Asche, denn „wenn die Russen wirklich einmal darauf verfallen, nachzudenken, so denken sie Uebles von ihrer Regierung." Die kindische militärische Gloire ist es hauptsächlich, die künstlich genährte Nationaleitelkeit, die für alle die furchtbaren, abnormen Mißstände entschädigen muß und die großen Kinder bei leidlich guter Laune erhält! Denn „die Russen haben die größte, schönste, beste Armee der Welt," was nicht hindert, daß — andere Nationen auch eine solche haben. „Aber man lasse den Czar nur einmal gründlich geschlagen sein — und es wird sich zeigen, daß die nationale Unzufriedenheit keine oberflächliche Sache ist." — — —

So, lieber Leser, sieht's in Rußland aus, und dabei könnte ich noch zehnmal mehr erzählen!*) Aber das Allerwichtigste glaube ich mitgetheilt zu haben, was Murrays Werk enthält. Und fragst du dich, Leser, mit einer Stelle im „Faust": Das liebe heil'ge — russische Reich, wie hält's nur noch zusammen? so lautet die Antwort: Wie überhaupt alle „Reiche" von heutzutage: Dank dem noch bei weitem nicht entwickelten Selbstbewußtsein der Völker, demzufolge sie sich nicht selbst organisch angehören wollen und können, sondern einen höheren Halt außer sich suchen.

Das Volk in seiner Ursubstanz ist auch in Rußland nicht gerade schlecht, wie denn das elementare Sein das überhaupt nicht sein kann. Man kann sich der Erwägung nicht verschließen, daß ein Volk, welches sich, nach der einen Seite, so unendlich geduldig zu seinem eigenen Ungemach mißbrauchen läßt, auch nach der andern Seite, zu seinem eigenen Vortheile und Wohlsein richtig angeleitet, die gedeihlichste Entwicklung nehmen dürfte. Volksseele ist wie Kindesseele bildsamer Stoff, dort- und dahin lenkbar. „Warum sollten die Leute arbeiten," sagt der Verfasser von Bauern eines Dorfes, die früher sämmtlich Leibeigene eines Fürsten waren, „da man sie nie gelehrt hat, daß Arbeit nutzbringend sei?" Als Leibeigene schanzten sie nur für ihren Herrn und jemehr sie schanzten, desto mehr wurde aus ihnen herausgepreßt — jetzt ist die Leibeigenschaft aufgehoben und mit ihr zugleich hält der Freigelassene die Tage der Arbeit für vorüber. Was ist daran zu verwundern? „Er würde ja arbeiten, würde ihm Arbeit geboten;" indolent wie die Leute sind, „sind sie rührig genug, wenn sie sich ein Zehnkopekenstück verdienen können." Und im übrigen hat der Mann eine schlaue Ahnung davon, daß er durch die Verbesserung seiner Lage nur „für den Steuereintreiber gearbeitet hätte!" —

Ob aus solcher Korruption eine moralische Wiedergeburt möglich oder totales Verkommen und schließliche politische Auflösung und Vernichtung unvermeidlich ist — wer vermag das mit einiger Sicherheit vorauszubestimmen? Reviewer.

*) Ich habe nur kulturhistorisch Werthvolles zur Sprache gebracht: von gewissen politischen Tagesfragen habe ich daher abgesehen. So z. B. habe ich den jüngsten russisch-türkischen Krieg beiseite gelassen, da ja, wie es „keinen Staatsmann in Europa gibt, der nicht gewußt hätte, daß der Vorwand zu jenem, von Seiten der blutbeflecktesten Regierung der Welt, ein fauler war", auch jeder Urtheilsfähige aus dem Publikum dies wahrlich zur genüge weiß.

Glanz und Elend.

Ein Kulturbild.

Wer jemals in Wien in Sachers Restaurant gefrühstückt hat, muß mir beipflichten, daß die fesche Kaiserstadt an der Donau Paris, das Babylon an der Seine, nicht nur im schwindelhaften Aufputz der Nichtse, die man Leckereien nennt, sondern auch in dem unverschämten Hinaufschrauben der Preise erreicht hat.

Eine aufgeräumte Gesellschaft von Lebemännern frühstückt bei Sacher in dem traulichen Eckzimmer, zu dem man auf einer sehr diskreten Wendeltreppe gelangt. Die Tauben hätten uns nicht schöner zusammentragen können. Man müßte ein zweiter Kardinal Mezzofanti sein, der bekanntlich 79 Sprachen verstand, um mit jedem Genossen der Tafelrunde in seiner Muttersprache verkehren zu können. Und doch waren wir alle unter den Fittigen des Doppelaars, innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, geboren und repräsentirten nur einen kleinen Bruchtheil von Austrias vielgestaltigem Völkergewimmel.

Fangen wir mit dem Senior der Gesellschaft, dem Baron von Ormay, an, um dessen braune Augen man besorgt sein mußte, wenn man die senkrecht aufgewichsten Nadelspitzen seines Schnurrbartes ansah. Sein drollig-gemüthliches Deutsch hätte ihn als Magyar-ember dokumentirt, wenn es nicht schon der verschnürte Anzug gethan hätte, in dem sein stattlicher Körper wie angegossen stak. Gastfrei und reich, war er unerschöpflich im Auffinden passender und unpassender Veranlassungen von Gastereien. Einmal war es ein gewonnener Prozeß oder eine verlorene Wette, das andre mal ein Namens- oder Geburtstag und sofort. Heute feierten wir den Todestag seiner Frau, einer Xantippe, die ihm vor zwei Jahren den Gefallen gethan hatte, zu sterben.

Sein Nachbar zur Linken war die interessanteste Persönlichkeit von uns allen. Oesterreichs genialster Bildhauer Hans Gasser, ein moderner Diogenes, der mit Stolz erzählte, daß er noch nie Handschuhe getragen; schüchtern wie ein Kind und stark wie ein Löwe. Er war ein Kärnthner, ein Prachtexemplar jenes kernigen Bergvolkes, welches, zwischen Italiener und Slaven eingekeilt, bis auf den heutigen Tag ungeschmälert seine deutsche Eigenart bewahrt hat. Seine mehr wie vernachlässigte Kleidung und das lange braune Haar, worauf keck ein Kalabreser saß, ließen keinen Zweifel über sein Künstlerthum aufkommen. Sprechen konnte er nicht viel, aber desto mehr trinken. Als Kuriosität führe ich an, daß ich ihn nie essen gesehen habe.

Ormays Nachbar zur Rechten, Kraßnigg, obwohl von slavischer Abkunft, ich glaube ein Krainer, sprach und schrieb ein elegantes Deutsch und war seines Zeichens Journalist, gleich gewandt über und unter dem Feuilletonstrich. Gesucht und gefürchtet zugleich, war er eine jener katilinarischen Existenzen, welche die Wogen der Revolution entweder zum Ministerfauteuil oder auf den Laternenpfahl emporheben. Niemand wußte, wo er wohnte oder ob er überhaupt wohnte, denn heute warf er den Verdienst von mehreren Wochen zum Fenster hinaus, um morgen auf mehrere Wochen zu verschwinden, der Himmel weiß, wohin. Bezeichnend für seine pessimistische Weltanschauung war das Feuilleton, mit welchem er sich in Wien einführte: „Die letzten Augenblicke eines Selbstmörders.“ Heute himmelstürmender Idealist und morgen cynischer Realist — kurz, Narziß Rameau im Frack. Die deutsche Sprache hat keine erschöpfende Bezeichnung für diese literarischen Vagabunden; der Franzose nennt sie „Bohemiens“.

Der Vierte im Bunde war der Rumäne Bucimulu, „ein geleckter Affe“, welches Sobriquet (Spottname) ihm Kraßnigg oktroyirt hatte; tadellos in seiner Kleidung, was man von seinem Charakter weniger behaupten konnte. Er war Börsenmakler, Häuserspekulant, stiller Associé verschiedener Lombardgeschäfte und der Sündenbock unserer Konvivien.

Meine Wenigkeit, der Komödiant, dessen Wiege am Gardasee gestanden, bildete den Schluß.

Lustige Kumpane sprechen gewöhnlich nur bei der ersten Flasche von Politik, dann kommt das unvermeidliche Thema der Liebe auf's Tapet, mit und ohne Arabesken der Chronique scandaleuse. Kraßnigg, eine Autorität auf dem Gebiete der Pikanterien, erzählte in seiner kaustischen Weise von der Operettensängerin eines Vorstadttheaters, Namens Leierhoff, daß sie ein Leben wie die Königin von Saba führe.

„Heute Nacht ist bei ihr eingebrochen worden. Pretiosen im Werthe von viertausend Gulden wurden ihr gestohlen.“ Mit diesen Worten schloß Kraßnigg seine farbenprunkende Schilderung à la Makart.

„So was kann mir nicht passiren,“ meinte Hans Gasser.

„Sag' mir nur, Kraßnigg, wie erfährst du alles gleich?“ fragte erstaunt Ormay. „Bist du denn der hinkende Teufel, der die Dächer der wiener Häuser aufheben kann, um bei Nacht hinunterzuschauen?“

„O nein. Bei mir geht alles mit natürlichen Dingen zu. Ich examinire die Milchweiber.“

„Teremtete! Das ist originell. Werd' ich auch einmal probiren!“

„Ich sage euch, die Milchweiber und die Hausmeister sind Detektives par excellence. Die Polizei könnte manchmal bei ihnen in die Schule gehen,“ bemerkte Kraßnigg mit sardonischem Lächeln, der, wie alle Journalisten von der äußersten Linken, auf die heilige Hermandad nicht gut zu sprechen war.

„Man sollte garnicht glauben, daß es den Damen vom Theater so gut geht,“ warf Gasser ein und leerte seinen Champagnerkelch bis auf die Nagelprobe.

„Namentlich wenn sie hübsch sind,“ ergänzte Mephisto-Kraßnigg. „Und doch sind es Wasserlilien, die nur im Sumpfe gedeihen.“

Jetzt war Ormay in seinem Element. Mit beiden Händen ergriff er die Gelegenheit beim Schopf, eine Wette anzubieten, deren Ertrag beim nächsten Stelldichein in Champagner und Austern umgesetzt werden konnte. Mit den Worten: „Du siehst zu schwarz,“ eröffnete er den Meinungskampf.

Kraßnigg lachte wie Satan, der eine frische Seele in der Falle gefangen, und rief mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Meinst du? Hast du schon jemals am hellen Tage Sterne gesehen?“

„Nein.“

„Siehst du! Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne.“

Der Baron rieb sich mit der flachen Hand die weingeröthete Stirne und entlockte mächtige Wolken seiner duftenden Havannah. Nachdem er eine Zeitlang vergeblich nachgedacht, polterte er heraus: „Az ebatta! Ich versteh' dein Gleichniß nicht!“

„Das glaube ich. Dazu bist du zu wohlgenährt. Ich wollte damit andeuten, daß fünf Percent der Schauspieler prassen, während fünfundneunzig Percent darben.“

„Ich wette hundert Gulden gegen deine Cigarrenspitze, daß es in Wien keinen Schauspieler gibt, der hungert.“

„Topp! Angenommen! — Heute ist Charfreitag. Da kannst du dich im ‚Loch‘, einer Spelunke auf der Wieden, die man die Komödiantenbörse nennt, vom Gegentheil überzeugen. Dort versammeln sich die ‚Meerschweinchen‘-Schauspieler aus jenen Städtchen, die man nur auf einer Spezialkarte findet. Ich will hängen, wenn zwei darunter sind, die sich seit vierundzwanzig Stunden sattgegessen haben.“

Die Wette wurde mit Akklamation angenommen, und nachdem der biedere Rumäne als Säckelwart die hundert Gulden nebst der Cigarrenspitze in Verwahrung genommen hatte, wurden Ormay und meine Wenigkeit zur Untersuchung des Sachverhalts im besagten „Loch“ delegirt, worauf sich die Gesellschaft trennte.

Nachdem wir in des Barons Wohnung entsprechende Toilette gemacht hatten, um nöthigenfalls für Mimen von Styrneusiedel oder Gänserndorf gelten zu können, fuhren wir in seinem Tilbury bis an die Rückseite des Theaters an der Wien und vertieften uns am Ausgang des Papagenogäßchen in das Straßengewirr der „Laimgrube“. Wir brauchten nicht lange zu suchen, denn bald holten wir ein Paar ein, dem man auf hundert Schritte die „Schmiere“ ansah; sie ein Modell forcirter Grazie und er die Personifikation schäbiger Eleganz. Die Ophelia von Atzgersdorf am Arm des Marquis Posa von Meidling dienten uns als Wegweiser zur Komödiantenbörse.

Die „Schwemme“ und das „Extrazimmer“ des Gasthauses zum „Loch“ unterschieden sich nicht wesentlich von allen andern wiener Etablissements gleichen Schlages, aber desto mehr das dritte Zimmer, heute Thalias Sanktuarium, sonst wohl nur zur Aufbewahrung von Zwiebeln und andern wohlriechenden Knollengewächsen dienend. Für lichtbedürftige Menschen schien das „Börsenlokal“ nicht eingerichtet zu sein, denn unsere Augen mußten sich erst an das Rembrandt'sche Clair-Obscure (Helldunkel) gewöhnen, bevor sie eindrucksfähig wurden. Dafür war aber der erste Eindruck überwältigend. Unwillkürlich fiel mir

Kaulbachs Bild „Das Narrenhaus“ ein. Aehnlich gruppirt saßen und standen die Männlein und Weiblein durcheinander.

Als wir den günstigsten Standpunkt zu unseren Betrachtungen gewählt zu haben glaubten, riefen wir den Kellner, was aber dieser Herr in dem traditionellen „Schwalbenschwanz“ gewaltig übelnahm. Als wir aber zwei Seidel „Grinzinger“ bestellten, bekam er einen großen Respekt vor den „Spielern“. Auch die andern Anwesenden machten lange Hälse. Zum Lobe dieses Kunstproletariats muß ich beifügen, daß die Statistik in seinen Reihen auffallend wenig Verbrecher zu konstatiren hat.

Bald hätte unser Schauspielernimbus ein Loch bekommen, als der unvorsichtige Baron den Wein mit einer Zehnguldennote bezahlen wollte. Ich applizirte ihm einen gelinden Rippenstoß und zahlte mit klingender Münze, nämlich mit Silbersechsern, die ich aus allen Taschen zusammensuchte. Der Ungar lachte, daß die Wände zitterten, über mein Armuthsmanöver.

Uns gegenüber saß, wie wir durch den Kellner erfuhren, die komische Alte von Attnang, Fräulein Eulalia Pomeisl, mit ihren zwei Jungen.

Der gutmüthige Ungar konnte das Traktiren nicht lassen und ließ für die halbwüchsigen Knaben eine Portion Kalbsbraten bringen. Rührend war die Weigerung der Mutter, auch nur davon zu kosten, bis die Kinder satt wären. Aber da konnte sie lange warten. Die Jungen entwickelten noch bei der dritten Portion eine Vernichtungsschnelligkeit, um welche sie mancher Feldherr beneiden könnte.

Der magere Knirps, der rastlos durch das Zimmer schlich, weil er kein Geld hatte, ein Seidel Bier zu bestellen, war der Charakterspieler Giftig, zuletzt in Ybbs an der Thaya. Vielleicht war er ein ehrlicher Kerl, aber er glich wie ein Ei dem andern einem Schurken. Der Glatzkopf mit dem in's Gesicht genagelten Lächeln, der mit dem vor ihm stehenden, leeren Schnapsglas liebäugelte, hieß Stumpfmüller und war letzten Winter Zwerchfellerschütterer in Guttenstein gewesen, wo sein berühmter Berufsgenosse Ferdinand Raimund begraben liegt. Wir wollen hoffen, daß Stumpfmüllers Leistungen den empfindlichen Raimund nicht zum „Sichimgrabumdrehen“ bewogen haben. Die hagere, fast durchsichtige Dame an seiner Seite war seine Braut, Fräulein Scholastika Stechapfel. Trotz ihres trockenen, kurz abgestoßenen Hustens hatte sie eine dauerhafte Konstitution, denn sie spielte seit 30 Jahren jugendliche Liebhaberinnen. Die Runzeln, die ihr der Griffel der Zeit in ihre Wangen gefurcht, wußte sie mit großer Fertigkeit zu verschminken.

Die „Gallmeier“ von Zwettl schäkert mit dem „Sonnenthal“ von Horn und der „La Roche“ von Gmunden unterhält sich mit der „Haitzinger“ von Vöcklabruck. In einer Ecke stellt der Direktor von Stein am Anger, Herr Hallwig, seine Gesellschaft für Bruck an der Mur zusammen. Er scheint an zurückgetretener Wäsche zu leiden, denn trotz des überheizten Zimmers ist er bis an den Hals zugeknöpft und sein Kinn ist in einem rothwollenen Shawl begraben. Jetzt wendet er sich an einen Jüngling, den Mutter Natur mit einer semitisch geformten, mehr wie ausgiebigen Nase ausgestattet hat, mit den Worten: „Herr Knofeles, besitzen Sie eine Taschenuhr?“

„Zu dienen, Herr Direktor.“

„Dann können Sie die Regie führen.“ Und mit erhobener Stimme, damit ihn alle Anwesenden hören sollen, fährt er fort: „Ich sage Ihnen, meine Herren, dieses Wien ist ein theures Pflaster. Wenn man einige Novitäten angeschafft und etwas Vorschuß geleistet hat, sind auf Ja und Nein 10 Gulden pfutsch.“

Sprach's und verschwand.

In der Thür karambolirte er mit einem Dicken, eine Seltenheit in der verhungerten Gesellschaft, bei dessen Anblick beifälliges Murmeln entstand.

An dem Direktor von Mölk, Valentino Protzenberger, ist eine Finanzgröße verloren gegangen. Zum Millionär fehlen ihm nur die Millionen. Als er vor zwei Jahren in Langenlois die Gagen nicht zahlen konnte, hatte er den ingeniösen Ausweg getroffen, seinen Mitgliedern Aktien zu 10 Gulden, einlösbar in einer gewissen Zeit, zu geben. Die armen Schlucker verwertheten diese „Bons“ mit Mühe und Verlust bei ihren Gläubigern, und diese mußten, als der Zahlungstermin verstrichen war, ihre Forderungen im Theater als Zuschauer „absitzen“.

Jetzt schritt er mit gespreizten Beinen, die mit unächten Ringen besteckten Finger in die Westentasche geklemmt, durch das Zimmer, um die vorhandene Menschenwaare zu prüfen. Sein Kennerauge hat im dunkelsten Winkel ein hübsches Mädchen entdeckt, die der Hunger von der Nähmaschine auf die weltbedeutenden Bretter treibt, vom Regen in die Traufe. „Vortreten, Mamsell!“ herrschte er sie an. Die erglühende Schöne steht zitternd auf.

Durch die reizende Zaghaftigkeit entwaffnet, examinirt er sie etwas weicher: „Was können Sie, mein Kind?“

„Ich habe die Griseldis, Ophelia, Maria Stuart und —“

„Dummes Zeug! Klassische Stücke gehören auf einen klassischen Boden. Genoveva und das Pfefferrösel müssen Sie lernen. Wenn Sie nebstbei meine Theatergarderobe flicken wollen, sind Sie mit Kost und Logis engagirt. Vom Benefize können Sie Sich ein Kleid kaufen. Abgemacht!“

Und er vertieft sich mit dem „Sonnenthal“ von Horn in Unterhandlungen. Nach einigen Minuten sind sie handelseins.

„Brauchen Sie einen Vorschuß?“ frägt er den ehemaligen Handlungsbeflissenen.

„Wenn ich bitten dürfte,“ entgegnete dieser schüchtern.

„Kellner, ein paar frankfurter Würsteln auf meine Rechnung. Schau, schau!“ ruft er, nachdem er bezahlt hat, und tritt in eine Fensternische. „Da sitzt ja der alte Leierhoff.“

Der Name elektrisirte uns und wir sahen in der angedeuteten Richtung einen verschrumpften Greis, dessen gebückten Rücken ein sehr dünner Flausrock bedeckte. Der alte Mann sah von seiner Zeitung auf, rückte die Hornbrille auf der Nase zurecht und lüpfte mit zitternden Händen das Sammetkäppchen.

Ihm die Hand reichend, sagte der Direktor in einer Anwandlung von edelmüthiger Regung: „Altes Haus, Sie können bei mir im Sommer inspiziren.“

Der Alte dankte und vertiefte sich wieder in seine Zeitung.

Die Komödiantenbörse leerte sich allmählich, nachdem jeder Topf seinen Deckel gefunden hat, wie man zu sagen pflegt. Nur Fräulein Pomeisl mit ihren Jungen, die, von uns aufgemuntert, sämmtliche vorhandene Semmeln vertilgt hatten, war zurückgeblieben. Baron Ormay steckt jedem Jungen zehn Gulden in die Taschen und spedirte die weinende „komische“ Alte, als sie sich bedanken wollte, an die Luft.

Als wir zahlten, bemerkte der Kellner, der alte Leierhoff wäre über seiner Zeitung eingeschlafen. Wir nähern uns auf den Zehenspitzen, um zu sehen, was er gelesen hat. Vor ihm liegt die „Morgenpost“ mit der fettgedruckten Notiz, daß dem Fräulein Leierhoff — vielleicht seiner Tochter — Pretiosen im Werthe von 4000 Gulden gestohlen worden sind.

Einige Tage las man in den Zeitungen, daß im „Loch“ ein Schauspieler, Namens Leierhoff, an Entkräftung gestorben sei. Die gerichtliche Sezirung habe in dessen Magen keine Spur von Nahrung gefunden.

Baron Ormay hatte seine Wette verloren.

* * *

Im Sommer 1877 reiste ich von Bozen nach Berlin und wählte die längere aber interessantere Tour durch das Pusterthal, um von Innichen aus durch eine Fußwanderung in die Zauberwelt der Dolomiten meine argzerrütteten Nerven zu stärken und in Villach mein Kind zu besuchen.

Die interessanteste Gebirgsformation Europas, welche der Schweiz gänzlich fehlt, die geisterbleichen Dolomiten mit ihren bizarren Zackenkronen werde ich ein andermal schildern und führe den Leser nach Villach.

Für das reinliche Bergstädtchen, „die Perle Kärnthens am Ufer der reißenden Drau“, wie es Anastasius Grün nennt, habe ich ein Extrablatt in meinem Erinnerungsalbum. Auch diesmal strolchte ich, nachdem ich mein Töchterchen umarmt hatte, mit ungetrübtem Behagen in den steilen Straßen herum, entzifferte zum so und so vielsten male die in die Wand der Pfarrkirche eingemauerten Grabsteinlügen und gelangte „der Nase nach“ auf einen menschenleeren Platz. Das Panorama ist hier geradezu entzückend. Den südlichen Horizont begrenzen die bis zu 10,000 Fuß ansteigenden, kahlen und schneegefurchten Karawanken mit ihren saftig-grünen Vorbergen des Drau- und Gailthals, und nordwestlich schließt den grandiosen Gipfelkranz der Dobratsch ab, der österreichische Rigi mit einem weißschimmernden Hotel auf seinem Rücken.

Plötzlich hätte ich aufschreien mögen.

Zehn Schritte vor mir stand auf einem Sandsteinsockel mein Freund Hans Gasser, wie er leibt und lebt. Die auffallende Neigung des langbehaarten Kopfes zur linken Schulter; die markirten und doch so unendlich milden Gesichtszüge; der zwei-

getheilte, ungepflegte Vollbart, ja selbst der bequeme Flausrock mit den breiten Aermeln — täuschend ähnlich im Schnitt, nur die Flecken fehlen. Auch die fettglänzende Weste und die am Knie geflickten Beinkleider hat man für die Nachwelt idealisirt. Gestützt auf einen Marmorblock hält die Linke den Meißel und die Rechte schwingt schlagbereit den Schlägel.

Als ich mich an dem lieben, guten Kameraden satt gesehen hatte, eilte ich in's Kaffeehaus, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Daß mir die Inschrift am Sockel dieselben hätte erzählen können, hatte ich in der Aufregung vergessen.

Die Tarock- und Billardspieler sahen mich groß an, als ich wie eine Bombe hereinplatzte und dem hungrigsten Zeitungskrokodil sein Futter, die Lektüre, entriß, um mir von ihm die Entstehungsgeschichte des Denkmals erzählen zu lassen.

Mein Landsmann Zanetti brachte mich mit seiner Ruhe zur Verzweiflung. Zuerst setzte er sich auf die Zeitung, damit sie ja niemand vor ihm lesen solle, dann putzte er einige Minuten sein Binocle und begann: „Waren Sie denn mit Payer und Weiprecht am Nordpol, daß Sie das nicht wissen?“ Ich wußte nicht, ob ich mich schämen oder ärgern sollte, doch zog ich das letztere vor und apostrophirte meinen Freund mit den Worten: „Schießen Sie endlich los in drei Teufelsnamen.“

„Wenn Sie mich mit so mächtigen Alliirten bedrohen, so muß ich wohl.“

Um mich auf die Folter zu spannen, begann der Mensch sich eine Cigarette zu drehen, und nachdem er sie in aller Gemächlichkeit angezündet hatte, fuhr er fort: „So hören Sie denn. Ein furchtbares Verhängniß hat den armen Hans Gasser wie ein Blitz aus heitrem Himmel ereilt. Ein Steinsplitter drang ihm während der Arbeit unter den Daumen der rechten Hand. Er beachtete die Wunde nicht, bis sie brandig wurde. Die Aerzte stellten ihm die fürchterliche Alternative: Amputation der Hand oder Tod. Er überlegte nicht einen Augenblick und wählte den Tod. Die Gemeinde von Villach ehrte das Andenken ihres Mitbürgers durch ein Denkmal.“

„Der Ring des Polykrates,“ murmelte ich. „Was wird wohl aus Kraßnigg geworden sein?“

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen,“ warf Zanetti ein.

„Kannten Sie ihn denn?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, aber ich habe in dem Augenblick, als sie so freundlich waren, mich zu stören, im ‚Wiener Tageblatt‘ seine Beerdigung gelesen.“

„Und wie hat er geendet?“

„In Noth und Elend!“

In Wien erfuhr ich, daß der biedere Rumäne Bucimulu im Zuchthaus saß und daß Baron Ormay, nachdem der Krach sein Vermögen verschlungen hatte, spurlos von Wien verschwunden war. Das ist der Lauf der Welt.

Dr. Max Traufil.

Weltausstellungsbriefe.

V.

(Schluß.)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine Unmasse von Nähmaschinen ausgestellt, fast alle nach verschiedenen Systemen konstruirt, und außerdem eine Anzahl Werkzeugmaschinen, die dem frischen Erfindungsgeiste jenseits des Ozeans große Ehre machen. Besondere Aufmerksamkeit erregen eine Schreibmaschine, die die Form eines Klaviers hat, auf dessen Tasten die verschiedenen Buchstaben angegeben sind, und eine ganz neue, aber höchst einfach konstruirte, biegsame und bewegliche Wellenleitung, welche von einem Arbeiter bequem und leicht nach jeder Richtung hingeführt werden kann. Abgesehen von diesen kleinen Maschinen und neuen mechanischen Vorrichtungen, welche die Handarbeit erleichtern oder ersetzen, ist die diesmalige Ausstellung Amerikas im Vergleich mit Wien und Philadelphia nur außerordentlich gering und klein. Einige Dampfpumpen, die fortwährend große Quantitäten Wassers aufsaugen, ausschütten und wieder aufsaugen, landwirthschaftliche und Holzbearbeitungsmaschinen, sowie ein großer, langer Eisenbahnwagen mit acht Rädern, der auf doppelten Federn ruht, die das Schwanken nach allen vier Richtungen hin verhindern, sind unter den größeren Maschinen noch besonders bemerkenswerth. Das praktische Amerika scheint zu der Einsicht gelangt zu sein, daß ein allzuhäufiges Beschicken der Weltausstellungen nicht von großem Werthe ist, und hat sich deshalb die Kosten, welche ein Transport zahlreicher großer Maschinen erfordert, wohlweislich erspart.

Dagegen hat England kaum Platz für die vielen Maschinen gefunden, welche es herübergeschickt hat, obgleich diesem Lande der Raum, welcher Deutschland zuertheilt war, zuertheilt worden ist. Es ist unmöglich, hier auch nur eine Uebersicht der englischen Fabrikate zu geben. Was man sich an Maschinen denken kann, ist sicherlich in einem oder in mehreren Exemplaren bei England zu finden. Da sind Maschinen zu großartigem Ackerbaubetrieb von J. Fowler in Leeds: Dampfpflüge, Lokomobilen, Straßenlokomotiven 2c., wie bekannt in der prächtigsten Ausführung, Dampfhämmer, hydraulische Maschinen für den Bau von Brücken und Dampfkesseln, zum Nieten und Lochen der Bleche, Druckpressen, Pumpmaschinen für Bergwerke und Pulsometer, Spinnmaschinen, Vor- und Feinspinnstühle, Karden, Webstühle, Mäh-, Wollkämm- und Holzbearbeitungsmaschinen, die alle in Thätigkeit sind, ferner Schleifmaschinen mit künstlichen Schmirgelschleifsteinen, und als Spezialität einige Gasmaschinen, die durch fortwährende kleinere Explosionen von Gas in Betrieb gesetzt werden, endlich auch Feuerspritzen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen und Taucherapparate.

Fast alle die Maschinen, welche sich in den fremdländischen Abtheilungen befinden, sind auch in der französischen vertreten, einige besser, andere weniger gut konstruirt, durchweg aber eleganter in der Form. Um Wiederholungen zu vermeiden, sehe ich von einer neuen Aufzählung ab, obgleich Frankreich zweimal soviel Maschinen aufgestellt hat, als alle andern Völker zusammen. Man würde allein Wochen und Monate brauchen, wenn man die Objekte, welche diese weiten Hallen enthalten, genau studiren wollte, an eine Beschreibung derselben ist garnicht zu denken, dieselbe würde möglichenfalls hundert Bände anfüllen. Der freundliche Leser muß es mir also auf's Wort glauben, wenn ich kurzweg der allgemeinen Meinung Ausdruck verleihe, daß die französische Maschinenindustrie fast nach allen Richtungen hin auf der Höhe der Zeit steht und bereitwilligst die neuesten Erfindungen und Konstruktionen der fremden Länder, besonders Nordamerikas, sich einverleibt hat. Ich will aber doch wenigstens einige Andeutungen geben. Wenn man von Osten in die französische Maschinenhalle eintritt, so passirt man zuerst die Kolossalaufstellung in Pyramidenform des Kupferwerkes Lavessière mit seinen langen Röhren und Platten. Dann folgen die Druckereimaschinen in schöner Auswahl. Hier werden tausende von Exemplaren des in Paris viel gelesenen „Journal illustré“ vor den Augen des Publikums abgezogen; hierauf die Stempel- und Papiermaschinen. Letztere verrichten die komplizirtesten Arbeiten des Faltens, Brechens, Schneidens, Ordnens und Häufens der Drucksachen mit großer Schnelligkeit und Exaktheit. Es folgen die Stick-, Webe-, Spinnerei- und Wirkmaschinen, die viele glänzende Proben zutage fördern, welche sofort gekauft werden können.

Diesen kleineren Maschinen sind die großen, durch Dampf und komprimirte Luft getriebenen Ungeheuer benachbart, welche bei Tunnelbauten und Bergwerken gebraucht werden, unter ihnen Gesteinsbohrer und Stoßmaschinen, welche die belgischen an Größe noch übertreffen. Nicht zu überschlagen sind auch die Hochöfen- und Pochwerkmodelle, welche durch ihre graziösen Formen auch den Laien interessiren. Elektrische Leuchtthurmapparate, Dampfnebelsignale, die, an der Meeresküste aufgestellt, zehn Meilen weit hörbar sind, fehlen nicht. Plötzlich weht uns ein eiskalter Hauch an. Er kommt stoßweise aus einem 30 Centimeter breiten Rohr, welches von einer Eiskruste umkleidet ist, trotz der herrschenden Hitze. Wir stehen an einer Luftkühlungsmaschine nach dem System Giffard, welche durch komprimirte Luft in Bewegung gesetzt wird. Nun beginnen die Doppelreihen der großen Dampfmaschinen, die unaufhörlich klappern, hämmern, zischen und brausen. Die gewaltigen Schwungräder erzeugen einen immerwährenden Luftzug, in dem man sich erkälten kann. Zwischen diesen befindet sich, einen ruhigen Mittelpunkt bildend, die Ausstellung der Eisen- und Zinkgießerei von L. Grados in Paris, welche hauptsächlich architektonische Zierathen für Kirchen, Paläste und Häuser herstellt. Nun wieder Maschinen und wieder Maschinen. Unabsehbar ist ihre Anzahl. Unter ihnen große Werkzeugmaschinen, Drehbänke, Dampfhebel, Fräsermaschinen, die dicke Eisenplatten wie Butterschnitten durchschneiden, Stempel-, Bau- und Dachziegelpressen, Diamantschleifereien, Stempelschneidemaschinen, die nach einem beliebig großen Muster Münzen, Medaillen 2c. in jeder Größe fabriziren, ohne daß der Arbeiter mehr zu thun hätte, als ein paar Schrauben auf- und zuzudrehen. Zucker-, Chokoladen- und Oelfabriken finden hier alle Maschinen und Apparate, die zu ihren Einrichtungen nöthig sind, und zwar meistens in so großen Exemplaren, daß sie fast die Höhe der 20 Meter hohen Halle erreichen. Den Beschluß machen endlich Hausstandsmaschinen, und im nordwestlichen Pavillon des Industriepalastes der imposante Aufbau der Thiebaut'schen Bronzegießerei. Dieser Aufbau ruht auf Porphyrsäulen, welche den Sockel eines großen Reiterstandbildes Karls des Großen tragen. Der ächtdeutsche Kaiser wird hier Charlemagne genannt und als erster französischer König verehrt. Zahlreiche andere Statuen in verschiedener Größe, und alle aus Bronze gegossen, umgeben das imposante Monument. Eine ähnliche Sammlung von Statuen hat auch das Eisengußwerk Val d'Osne auf die Ausstellung geschickt, doch stehen diese mehr vereinzelt in allen Theilen des Industriepalastes und der Gärten.

Frankreich hat überhaupt, was Maschinen, Eisenbahnen, Agrikultur- und Weinproduzirungsapparate anbetrifft, mannichfaltig und im größten Maßstabe ausgestellt. Es gibt noch sehr viele einzelnstehende Häuser und Pavillons, welche derartige Ausstellungsgegenstände beherbergen.

Unter diesen steht der großartige Palast der Creusot'schen Schmiede- und Gußeisenstahlfabrik, dessen Eigenthümer der jüngstverstorbene Expräsident des früheren gesetzgebenden Körpers, Schneider, war, obenan. Dieses ausgedehnte und renommirte Institut konkurrirt erfolgreich mit dem bekannten Krupp'schen Etablissement und verfertigt, wie dieses, hauptsächlich Kanonen. Zwischen beiden ist ein Wettstreit ausgebrochen, wer die größten Menschentödter fabriziren kann. Treten wir in den Pavillon ein, der sich zwischen dem Industriegebäude und der Seine befindet. Er ist von außen sehr hübsch und zierlich angemalt und schon von weitem erkennbar an dem großen, blauangestrichenen Dampfhammermodell, welches sich vor der Thür befindet. Das Original steht in Creusot und legt täglich Proben seiner furchtbaren Kraft ab. Im Innern des Pavillons finden wir als Hauptschaustück eine trefflich gearbeitete große Dampfmaschine von 2640 Pferdekraft, die für ein französisches Schraubenpanzerschiff bestimmt ist. Daneben liegt, die ganze Breite des Raumes durchmessend, ein kolossaler Stahlcylinder, $18\frac{1}{2}$ Meter lang und 20,250 Kilo schwer. Er wird demselben Schiffe dermaleinst als Schraubenwelle dienen. Man denke sich die Schwierigkeit, einem solchen Stahlcylinder die gleichartige Festigkeit und Ebenmäßigkeit zu geben! Auch Panzerplatten von fast 1 Meter Dicke, auf einem Stück der Schiffswand montirt, kann man hier mit Entsetzen bewundern. Wie grausam und thierisch muß der Mensch noch im 19. Jahrhundert sein, wenn er solche Schutzwände vor den Angriffen seines „lieben Nächsten", der gleich ihm stets humane Phrasen im Munde führt, nöthig hat. Ja, er hat sie nöthig, denn in der Erfindung der Angriffswaffen ist der Geist des 19. Jahrhunderts vielleicht noch frucht- und furchtbarer. Eine Kollektion von sauber gearbeiteten Kanonenröhren streckt uns ihre verderbenbringenden Oeffnungen entgegen. Das kolossalste Geschütz auf Gottes Erde wird wohl jenes 11 Meter lange, 38,000 Kilogramm schwere und einen halben Meter im Seelendurchmesser habende Kanonenrohr werden. Bisjetzt ist es noch nicht montirt und auch nicht ausgehöhlt, aber wie bald wird das geschehen sein, und vielleicht wird es schon in einem der nächsten Jahre Kugeln und Granaten entsenden, denen auch die stärkste Panzerplatte nicht mehr widerstehen kann. Für Laien hat diese Creusot'sche Ausstellung etwas entsetzen- und grauenerregendes, für Kenner der Eisenindustrie verschwindet dieses Gefühl aber vor dem des Staunens über die treffliche Arbeit. Um zu zeigen, wie fest der Stahl ist, welcher zur Bearbeitung kommt, liegen zahlreiche Stangen, Platten und Façoneisen auf den Tischen verstreut, die sämmtlich den Druck des riesigen Dampfhammers haben spüren müssen: einige sind zerbrochen, aber der Bruch zeigt uns deutlich die innere Ebenmäßigkeit; andere sind gekrümmt und gewunden und geben Zeugniß von ihrer immensen Elastizität. Außer diesen Eisenfabrikaten befinden sich im Creusot'schen Pavillon noch sehr sauber ausgeführte kleinere und größere Modelle der ausgedehnten Fabrikräume und der Bergwerke, in welcher sie liegen. Sie veranschaulichen, wie das Eisen gewonnen wird. Eine überlebensgroße Statue des verstorbenen Schneider steht an der hintern Wand, dem Portal grade gegenüber. Es ist ein Denkmal, wie nur das 19. Jahrhundert eins setzen konnte. Schneider, der willenlose Hofschranze Napoleons III., welcher durch seine politische Feigheit und Sklavengesinnung einst die Verachtung der ganzen liberalen Welt auf sich zog, er ist es, den man hier in Eisen pomphaft feiert, und weshalb? Weil er Geld hatte, weil er mit Hülfe Napoleons seine Fabrik vergrößern und immer mehr und immer mehr Geld verdienen konnte. Nicht die Arbeiter, welche die trefflichen Produkte hergestellt haben, werden belorbeert, sie können Hungers sterben, wenn sie arbeitsunfähig werden, aber desto mehr der Mann, der sein Glück durch ekles Schranzenthum zu korrigiren wußte. Und das finden jetzt dieselben Liberalen ganz natürlich, die ihn einst verspotteten und verhöhnten.

Ein zweites großes Eisenindustriewerk Frankreichs, die Gesellschaft von Commentry-Fourchambault, hat ihre Produkte, die meist aus Panzerplatten und großartigen Schmiedestücken bestehen, in einem Pavillon im südöstlichsten Theile des Marsfeldes ausgestellt. Dicht daneben befindet sich auch ein Schuppen, in welchem eine Eisfabrikationsmaschine in fortwährender Thätigkeit ist. Sie ist nach dem System Raoul Pictet & Comp. aufgebaut. Sie fabrizirt täglich 24,000 Kilo Eisblöcke und erzeugt die Kälte auf chemischem Wege mittels schwefligsaurem Anchydrit.

Was die Franzosen an Eisenbahn- und Tramwaywagen ausgestellt haben, befindet sich hart am jenseitigen Ufer der Seine auf dem Trocadero. Da die Schuppen etwas abseits liegen, werden sie selten von der neugierigen Menge besucht, und doch ist mancherlei Interessantes da zu sehen, zum Beispiel Lokomotiven, die von komprimirter Luft getrieben werden, Dampftramways, welche das Aeußere eines gewöhnlichen Pferdebahnwagens haben; die Maschine befindet sich hinter sinnreichen Verkleidungen aus Blech. Einige derselben sind mit elektrischen Bremsen versehen; sobald die Räder nur ein wenig abwärts rollen, theilt ein Draht dies einem Elektromagneten mit, der sofort eine Maschine in Thätigkeit setzt, welche die Bremse augenblicklich vorschiebt, und zwar mehr oder weniger, je nach der Senkung der Spur. Eine Lokomotive, die kaum zwei Meter lang ist und den Namen „Liliput" führt, sowie Lastwagen in entsprechender Größe, sind für schmalspurige Schienenwege bestimmt, leicht transportabel und werden vielfach in der Landwirthschaft und beim Bergbau gebraucht. Endlich erregen auch die Fiaker und Droschken Aufmerksamkeit, welche nicht von Pferden gezogen, sondern mit Dampf getrieben werden. Die Maschine befindet sich hinter der Rückenlehne und das Steuer dort, wo bei einem gewöhnlichen Wagen der Kutschersitz zu sein pflegt. Diese Dampfwagen, die übrigens ganz hübsch aussehen, werden wohl noch nicht allzubald in Mode kommen, da ihre Konstruktion sehr komplizirt ist.

Es wird sich Gelegenheit finden, später noch auf einige andere große Maschinen zurückzukommen, vorläufig kehren wir in den Industriepalast zurück. Außer den beiden Maschinenhallen an den Längsseiten des Gebäudes befinden sich noch zwei hohe und breite Hallen, sogenannte Vestibules, an den Breitseiten. In der nordwestlichen Halle befinden sich der indische Schatz, die Gobelins und die Sèvresfabrikate, welche ich schon erwähnt habe; die südöstliche führt den Namen „Handarbeiterhalle" und bildet einen Hauptanziehungspunkt der großen Menge, weil hier in zahlreichen Abtheilungen Handwerke vor den Augen des Publikums betrieben werden. In der Mitte, hinter hohen Glaswänden, befindet sich eine Diamantschleiferei, die viel umstanden wird; da aber die Diamanten so klein sind, daß man sie unter den Händen der Arbeiter garnicht bemerkt, so kann man sich auch gar keine Aufklärung über die Thätigkeit der kleinen mechanischen Vorrichtungen verschaffen. Kostbar ist die Sammlung der rohen und bearbeiteten Diamanten, welche hinter doppeltem Glasverschluß schimmern und blitzen. Weiterhin treffen wir auf Arbeiter und Arbeiterinnen, die künstliche Blumen fabriziren, Puppen aufputzen und coiffiren, Elfenbein- und Knochenartikel schnitzen, Papeteriearbeiten verrichten, Manschettenknöpfe stempeln, Bürsten binden, Taschenfeuerzeuge zusammensetzen u. s. w. Um als Laie wirkliche Einsicht in die Fabrikation aller dieser Dinge zu erhalten, muß man sich dieselbe selbst ansehen. Wer nicht nach Paris kommen kann, wird ebensoviel lernen, wenn er die betreffenden Werkstätten in Deutschland aufsucht, denn eine originelle Arbeitsmethode besitzen die pariser Arbeiter nicht. Diese Fabrikanten gehören eigentlich garnicht auf die Ausstellung, da es ihnen weniger um die Ausstellung und die Veranschaulichung der Handwerke, als vielmehr um den Verkauf ihrer Erzeugnisse zu thun ist. Sie spekuliren eben auf die Neugierde des Fremdenpublikums, welches auch den größten Schund — um mich derb auszudrücken — kauft, sobald es nur daheim sagen kann, es habe dies und jenes Produkt auf der Ausstellung gekauft und die Fabrikation beobachtet. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche hier in unausgesetzter Thätigkeit sind und sich von Hinz und Kunz anstaunen und angaffen lassen müssen, bedaure ich wirklich. Sie sitzen fast da wie auf dem Markt in Brasilien, wo die unglücklichen Sklaven ihre Künste zeigen müssen. Ebenso wie auf diese werden auch hier auf die Arbeiter Gebote gemacht, wenn sie sich als besonders geschickt erweisen. Seltsame Eindrücke empfängt in diesem großen Handwerkersaale auch das Ohr des Besuchers. In das unmelodische Zischen, Scharren, Stampfen, Kreischen der Maschinen drängen sich die dröhnenden Töne der Orgeln, welche sich ebenfalls in demselben Raume befinden. Ein Fabriksaal, in welchem zur Erheiterung der Arbeiter Orgel gespielt wird, dürfte ganz neu sein! Kade.

Bianca Cappello. (Bild Seite 509.) Man muß an der Vernunft der Weltseele zweifeln, wenn man die Ursachen der schaffenden Natur mit ihren Wirkungen vergleicht. Oft gibt sie Männern die herrlichsten Geistesgaben, um sie verhungern zu lassen, und schüttet Fortunas Füllhorn über Dummköpfe aus. Den Frauen scheint sie nur deshalb blendende Schönheit zu verleihen, um ihre Niedertracht damit zu verdecken. Unser Bild zeigt uns auch so eine schillernde Schlange unter duftigen Blumen — Bianca Cappello. Sie übertraf an heuchlerischer Verschlagenheit sogar die berüchtigte Tochter des Papstes Alexander des Sechsten, die Giftmischerin Lukrezia Borgia. Im Jahre 1548 in Venedig als Sprößling einer hochangesehenen Adelsfamilie geboren, ließ sie sich als 17jähriges Mädchen von einem Florentiner nach seiner Vaterstadt entführen. Dieser schamlose Abenteurer verkaufte sie an den Herzog Francesco von Medicis und entschädigte sich in den Armen der schönen Cassandra Bongiani. Obzwar der Herzog Francesco von Medicis mit der Erzherzogin Johanna von Oesterreich vermählt war, installirte er dennoch Bianca Cappello im Palazzo Pitti öffentlich als seine Maitresse. Sie beherrschte ihn von dem Augenblick, als sie ihm einen untergeschobenen Knaben als ihr Kind darbrachte. Mit der Ermordung aller Mitwisser dieser That, sowie ihres Mannes Bonaventuri und seiner Geliebten Cassandra Bongiani, betrat sie ihre blutige Laufbahn. Trotzdem die legitime Frau dem Herzog einen Sohn schenkte, dessen Geburt ihr das Leben kostete, wurde Bianca Cappello auf den Rath des herzoglichen Beichtvaters Giambattista Venosti mit Francesco heimlich getraut. Die geringste mißliebige Aeußerung brachte dem Tadler der herzoglichen Schwäche den Tod. Nachdem sie auch den Sohn Johannas aus der Welt geschafft hatte, wurde ihre Trauung mit dem Herzog öffentlich, in Gegenwart der spanischen und venetianischen Gesandtschaft, vollzogen. Da die verhaßte Intriguantin, vom Adel gemieden, nur von den Pfaffen gehalten, dem erbitterten Volke ihren untergeschobenen Sohn als Thronfolger nicht aufdringen konnte, suchte sie Beistand und Schutz bei einem Gesinnungsgenossen, dem präsumtiven Thronfolger, Kardinal von Medicis. Unser Bild stellt die Zusammenkunft des Kardinals mit dem Herzog und seiner Gemahlin auf dem Lustschloß Poggio de Cajani im Jahre 1587 vor. Hier sollte die Verbrecherin ihren Meister finden. Der saubere Kardinal vergiftete die Giftmischerin sammt ihrem charakterlosen Manne. Diese jedem menschlichen Gefühl hohnsprechende Verkettung schaudererregender Thatsachen ist nicht etwa die Fiktion eines Dichters, sondern ein blutbespritztes Blatt aus der aktenmäßig beglaubigten Familienchronik der Medicis. Dr. M. T.

Der Phonograph und das Mikrophon. Ein Gebiet nach dem andern verliert das Reich des Unmöglichen an seine unerbittliche Besiegerin, die Wissenschaft. Die von der Bibel zu Wundern aufgebauschten Thaten des jüdischen Gesetzgebers Moses, vor denen einst der Pharao von Aegypten zitterte, schrumpfen heute zu gewöhnlichen Taschenspielerkunststückchen zusammen, welche die Wissenschaft auf natürlichem Wege erklärt. Wenn jemand unsern Großeltern erzählt hätte, daß Münchhausens Fabel von den gefrorenen Tönen eines Waldhorns, die im geheizten Zimmer lustig erklangen, sich verwirklichen wird, so hätte man ihn sicherlich in's Narrenhaus gesteckt. Und doch wird es einst durch Vervollkommnung des Phonographen ermöglicht, das gesprochene Wort und den gesungenen Ton von Geschlecht zu Geschlecht fortklingen zu lassen. Sein nun einunddreißigjähriger Erfinder, der Amerikaner Thomas Alma Edison, ist ein Genie im verwegensten Sinne des Wortes, denn er hat nie eine Schule besucht. Mit elf Jahren verdiente er durch Zeitungskolportage in Eisenbahnwaggons seinen Lebensunterhalt und gab mit 13 Jahren ein Eisenbahnjournal heraus, das er, gleich Benjamin Franklin, selbst konzipirte, setzte, druckte und kolportirte. Von seinen mageren Ersparnissen schaffte sich Edison naturwissenschaftliche Bücher an und richtete sich ein kleines chemisches Laboratorium ein, mit welch' letzterem er während der Fahrt Experimente anstellte, aber auch einen Brand des Waggons durch Selbstentzündung von Phosphor verursachte, der ihn zum Aufgeben seines Zeitungsgeschäftes zwang. Nach dieser Katastrophe lernte er ohne jegliche Anleitung die Telegraphie und trat in die Dienste der Western Union Company. Als Beamter dieser Gesellschaft erfand er den Duplexapparat, vermittelst dessen die gleichzeitige Beförderung von zwei Depeschen auf denselben Drahte ermöglicht wurde, den Gold- und Stockindicator, eine Vorrichtung, die während der Börsestunden auf sich selbst abwickelnden Papierstreifen in den nordamerikanischen Hotels und Bankhäusern die Kurse telegraphisch meldet, und schließlich den Phonographen.

Dr. Julius Hinde beschreibt seine Einrichtung folgendermaßen: „Das Instrument besteht aus einer kreisrunden Scheibe starken Papiers, die auf einem Holzringe aufgespannt ist, der seinerseits in einem Schallbecher ausmündet. Wird ein Wort in den Schallbecher hineingerufen, so geräth die Papierscheibe in zitternde Schwingungen, welche, je nach der Natur der Vokale und der Gruppirung der Konsonanten, verschieden ausfallen. Auf der Rückseite der schwingenden Scheibe befindet sich nun ein Metallstift, dessen äußerste Spitze eine Messingwalze berührt, die mit einem Blatte weicher Zinnfolie überzogen ist und durch eine sogenannte Schraube ohne Ende sowohl um sich selbst als auch von links nach rechts vorwärts bewegt werden kann. Wird nun die Walze gedreht und gleichzeitig die Scheibe durch lautes Sprechen in Schwingungen versetzt, so werden die Vibrationen des Stiftes von der vorbeigleitenden Zinnfolie in Gestalt kleiner Vertiefungen aufgenommen. Eine mechanische Vorrichtung gestattet alsdann die Entfernung des schreibenden Stiftes von der Walze, die man zurückdreht, worauf der Stift der Folie wieder soweit genähert wird, daß seine Spitze die Vertiefungen faßt. Es muß nun, wenn die Walze gedreht wird, der Stift die Vertiefungen in derselben Reihenfolge passiren, wie er sie zuerst aufzeichnete, und in dieselben Bewegungen gerathen, in welche er durch die schwingende Scheibe versetzt wurde. Indem dies geschieht, geräth auch die Scheibe in dieselben Schwingungen, welche sie vorher dem Stifte mittheilte. Es wird also der Prozeß der Uebertragung der Schwingungen in umgekehrter Weise wiederholt."

Der unermüdlich experimentirende Edison hat die Papierscheibe gegen eine metallene vertauscht und durch Induktion eines elektrischen Stromes den Druck, welchen das Sprechen auf die Nadel ausübt, verstärkt, so daß ein Flüstern eine englische Meile, und eine Stimme, die im gewöhnlichen Unterhaltungston spricht, hundert englische Meilen vernehmbar wird. Auch das Mikrophon, dessen Erfindung man fälschlich dem Professor Hughes zuschrieb und welches für das Ohr dieselben Dienste zu leisten verspricht, die das Mikroskop dem Auge gewährt, ist laut einer neuyorker telegraphischen Depesche Edisons Erfindung. Der Zusammenhang des Schalles mit der Elektrizität ist durch das Mikrophon, welches die Natur in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufsucht, zweifellos bewiesen. Das Mikrophon ist ein röhrenförmiger Behälter von Eisen mit glühend gemachter Weidenkohle gefüllt, die mit Quecksilber gemischt ist. Das Quecksilber dringt naturgemäß in die durch das Glühen luftleergewordenen Poren der Weidenkohle und erhöht ihre Resonanzfähigkeit. Ein oben und unten zugespitzter Kohlenstift, der an den Wänden des Kästchens befestigt ist, steht mit dem Leitungsdraht eines Telephons in Verbindung. Der Apparat wird zur größtmöglichen Isolirung auf Watte gestellt. Die Telephonleitung vermittelt meilenweit das Ticken einer auf das Mikrophon gelegten Taschenuhr. Das Geräusch des Uhrwerks schwillt zum knarrenden Gepolter des Räderwerks einer Mühle. Die Tritte einer Fliege, die über den röhrenförmigen Eisenbehälter des Mikrophons lief, hallten so wuchtig, als wie von einem hufeisenbeschlagenen Thier. Dr. Richardson in London glaubt, daß das neue Schallvergrößerungsinstrument auch der Diagnose bei der Auskultation der Lunge und des Herzens gute Dienste leisten wird.

Dr. M. T.

Analysen von einundzwanzig Haarfärbemitteln brachte vor kurzem die londoner Zeitschrift „Lancet". Davon bestanden vierzehn aus Bleilösung mit darin vertheiltem Schwefel, einige waren als „völlig unschädlich" (!) bezeichnet. Die Preise schwankten von 25 Cents bis 1 Dollar 50 Cents die Flasche. Zwei waren Bleisalz in unterschwefligsaurem Natron gelöst; eins war Bleilösung, frei von Schwefelverbindungen; eins in zwei Flaschen, deren eine ammoniakalische Höllensteinlösung, die andere Pyrogallussäure enthielt. — Die restirenden drei hatten den Zweck, die Haare heller, statt dunkler zu färben. Sie unterschieden sich nicht viel von einander; jedes bestand aus ziemlich konzentrirtem und schwach angesäuertem Wasserstoffsuperoxyd. Dies ist im allgemeinen stets das wirksame Agens in derartigen Präparaten und kann nicht als giftig bezeichnet werden, wenn es auch dem Haarwuchs schädlich sein soll.

Dr. B.-R.

Raummangels wegen fällt die Redaktionskorrespondenz aus.

Aerztlicher Briefkasten.

Liegnitz. D. Jene Barbiere und Hebammen, welche jedermann auf Verlangen ein Dutzend und mehr Schröpfköpfe setzen, um „schlechtes Blut" zu entfernen, begehen, geradezu gesagt, ein Verbrechen. Die Aerzte haben seit Jahren gegen diesen Mißbrauch, der aus früheren Jahrhunderten stammt, geeifert; aber vergeblich. Denn nach wie vor herrscht unter der Landbevölkerung die Unsitte, sich von Zeit zu Zeit zur Ader oder schröpfen zu lassen; eine Unsitte, die nur durch ein polizeiliches Verbot ausgerottet werden kann. Dem Körper wird dadurch nämlich ein Theil seines besten Materials entzogen, dessen er zum Gedeihen bedarf. Das Blut ersetzt sich nur sehr allmählich von neuem. Es findet also stets eine, wenn auch vorübergehende Schwächung des Körpers statt. Letztere aber wirkt lebensverkürzend und legt den Keim zu späteren Leiden. Unterlassen Sie also diesen Unfug.

Berlin. Jenny St. Wir haben schon wiederholt erklärt, daß Ungarwein kein Kräftigungsmittel für solche Kinder ist, die an der englischen Krankheit leiden. Ebensowenig nützt in den meisten Fällen die Zuführung von Kalkpräparaten. Denn das Leiden wird sehr häufig durch Verdauungsstörung unterhalten, und diese zu beseitigen, ist die Aufgabe des am Orte befindlichen Arztes. Das beste Nahrungsmittel für derartig Kranke ist die in früheren Nummern schon mehrmals von uns erwähnte Hartenstein'sche Leguminose Nr. II, in Verbindung mit Milch, und für ältere Kinder Fleischkost, Eier u. s. w. Leidet die Verdauung nicht, so ist auch Leberthran zu empfehlen. — Hrn. W. v. F. Oberstabsarzt Dr. Fräntzel in Berlin ist Spezialarzt gegen Krankheiten der Nieren und Harnorgane. Wollen Sie Sich gefälligst an denselben wenden, da sich Ihr Leiden ohne persönliche Untersuchung nicht beurtheilen läßt.

Breslau. Karl T. Sie haben sehr recht, wenn Sie an uns die Frage stellen, warum es keine Schutzvereine für Handwerkslehrlinge gebe, denn diese seien gewiß nöthiger, als Thierschutzvereine, Missionsvereine und dergleichen mehr. Blühende Knaben und Mädchen sind leider bei ihren Meistern und Herrschaften nicht immer genügend versorgt; der Geiz begeht in Bezug auf Speise und Trank manches Verbrechen an ihnen, während er sie schamlos ausbeutet; und ausgemergelt, blutlos, schwindsüchtig und bleich kehrt oftmals das vorher gesunde Kind nach wenigen Jahren wieder heim in's Elternhaus. Viele unserer sozialen Zustände sind nicht blos der Verbesserung bedürftig, sondern auch sehr leicht fähig, wenn man nur wollte. Wie wäre es z. B. mit der öffentlichen Nennung des Namens einer solchen Herrschaft und der Kennzeichnung ihres Küchenzettels, nach welchem sie ihre Dienstboten speist. Das würde schon helfen. Heute werden solche Klagen, auf deren Grund hin die Polizeibehörde oft ein solches Dienstverhältniß löst, in den Akten begraben und die „Herrschaft" trifft nicht einmal eine Strafe.

Arno B. in **Meerane** wolle sich dem Augenarzt Prof. Coccius in Leipzig vorstellen; Fr. Sch. in **Erfurt** seine Adresse angeben und den Inhalt seines Briefes dabei wiederholen. Nicht beantwortet werden konnten die Briefe von A. K. in **Halberstadt**, J. W. in **Berlin**, Louis M. in **Neuyork** und R. H...t in **Berlin**, weil ohne persönliche Untersuchung eine richtige Beurtheilung der betreffenden Krankheiten unmöglich ist. Die übrigen Korrespondenten erhielten direkte Antwort.

Dr. Resau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 44. Jahrg. III 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. **Adolf Douai.**

I.

Warum sind Selbstbiographien und Erzählungen wirklicher Erlebnisse fast immer interessant? — Nun, doch wohl, weil der Mensch dem Menschen näher steht als alles andere, und weil niemand seine Erlebnisse zu beschreiben pflegt, als wer wirklich etwas der Rede Werthes erlebt hat. Es gibt daneben noch andere Erklärungsgründe — aber lassen wir sie beiseite!

Ein Abschnitt in meinem vielbewegten Leben, der meiner Seereise und Auswanderung nach Texas, soll hier erzählt werden, und der Leser mag selbst urtheilen, ob wahrheitsgetreue Schilderung von Erlebnissen das Interesse, welches ein guter Roman einflößt, nicht noch übertreffen kann.

Weshalb wanderte ich nach Amerika aus? Ich hatte alle meine politischen Prozesse überstanden; die auf Versuch des Hochverraths und Aufruhr lautenden mit Freisprechung, die Preßprozesse durch „Abbüßung“ meiner „Strafen“. Ich war entschlossen, solange als möglich in Deutschland auszuharren und durch unermüdliche Agitation im arbeitenden Volke eine bessere Zeit vorzubereiten, soweit es mir möglich. Als die politische Bewegung erstarrte, fand ich in der freigemeindlichen Agitation, als diese mir verwehrt wurde, durch volksthümlich-wissenschaftliche Vorträge ein Mittel, das im Herzogthum Altenburg und im anstoßenden Sachsen und Preußen erwachte geistige Volksleben zu fördern. Ich hatte ein Mandat als Abgeordneter in's Parlament zu Frankfurt in der Tasche, und zwar für einen erzgebirgischen Wahlkreis in Sachsen, machte aber keinen Gebrauch davon, weil ich die „Wühlerei“ im Volke für weit ersprießlicher hielt als alle Parlamentlerei. Hätte ich nun ein unabhängiges Vermögen gehabt, so hätte ich meinen Vorsatz durchführen können; aber ohne alle Mittel, außer einem gesunden Leibe und Geiste, war ich den unerforschlichen Rathschlüssen einer hochwohlweisen, angeerbten Regierung preisgegeben. Diese, von keiner deutschen Regierung übertroffen in revolutionsfeindlicher Energie, war einmal entschlossen, mich loszuwerden, umsomehr als ich vor 1848 eine Art Günstling der herrschenden Gewalten gewesen war, und mein Kampf mit ihr um das Dableiben ging in zwei Jahren (1852) zu Ende — die Mittel waren zu ungleich. Man eröffnete mir regierungsseitig, daß die königlich sächsische und die königlich preußische Regierung mir jede Betretung ihres Gebietes zu Agitationszwecken verboten haben, und man stellte mich im kleinen Vaterländchen unter polizeiliche Aufsicht.

Die acht freien Gemeinden, welche ich in diesem begründet hatte, würden mir den Lebensunterhalt gesichert haben; allein die Regierung beeinflußte zwei der Landtagsabgeordneten von unserer Majorität, ihre Farbe zu wechseln, und es ging ein Gesetz durch, wonach die Regierung die Genehmigung der Wahl eines Sprechers in freien Gemeinden zu ertheilen hatte, und als meine Wahl zur Genehmigung eingereicht wurde, erfolgte Verwerfung. Als Privatlehrer hätte ich mein Brot finden können; aber das Geben von Privatstunden wurde mir auf Grund eines alten Landesgesetzes hin verboten, wonach blos die und die Klassen von Leuten zum Unterricht im Lande berechtigt waren. Ich schildere diese kleinlichen Vorfälle nicht weiter; ich erwähne blos zur Ehre der Altenburger, daß mir von vermögenden Bürgern der Vorschlag gemacht wurde, sie wollten mir einen Gasthof kaufen, damit ich daselbst als Wirth agitirend unter meinen Gästen fortthätig sein könnte, und als ich dies ablehnte, weil es der Regierung nach unsern Gesetzen unbenommen sei, einem „kriminell Bestraften“ die Ausübung einer Gasthofsgerechtigkeit zu untersagen, daß sie mir ein Jahresgehalt von 600 Thalern anboten, dessen Geber ich nie erfahren sollte, und für welches ich keine Verpflichtung haben sollte als zu agitiren nach Gutdünken. Dieses edle Anerbieten mußte ich ausschlagen, weil ich eine lange Dauer der Reaktionsperiode voraussah und bei der steten polizeilichen Ueberwachung zu wenig für dieses Geld hätte leisten können. Kurz, ich wurde aus meinem theuren Vaterlande hinausgehungert. Soweit ging die Entschlossenheit der Regierung, mich loszuwerden, daß sie mir einen Reisepaß verweigerte, um mich zu zwingen einen Auswanderungsschein und Verzicht auf mein Heimaths- und Bürgerrecht anzunehmen. Und um ihre energische Haltung bis auf den letzten Augenblick nicht zu verleugnen, war bei meiner Abdampfung von Altenburg der Bahnhof mit Militär besetzt. Wie leicht hätte doch bei meinem Abschiednehmen von den alten Gesinnungsfreunden eine Revolution ausbrechen können! Es ist mir leider nie gelungen zu erfahren, was aus dem armen Soldaten geworden ist, welcher bei meinem Einsteigen aus Reih und Glied stürzte, das Gewehr wegwarf und mich mit Schmerzensrufen umarmte — war das nicht als „Desertion vor dem Feinde“ auszulegen? — Kurz, der Schreiber dieses hat zwar nicht die Ehre gehabt, als „politischer Flüchtling“ das liebe Vaterland meiden zu müssen; wohl aber dürfte er so ziemlich der einzige Achtundvierziger gewesen sein, welchem die Ehre einer militärischen Abschiedsverherrlichung zutheil wurde. Ich bedanke mich dafür hiermit, wenn auch etwas spät.

Warum ich gerade nach Texas wollte? — Nun, mein Hauptgrund war, daß ich „kulturmüde" war, daß ich ein Bauer werden und meine Kinder zu ganz freien Menschen erziehn wollte. In einem Klima ohne eigentlichen Winter ist dies für der Handarbeit Entwöhnte leichter als in rauheren Himmelsstrichen; in Texas gab es außerdem einen billigen Anfang, deutsche Ansiedlungen und ganz naturwüchsige Verhältnisse — soviel wußte ich aus Büchern, Zeitungen und Briefen. Außerdem hatte Texas dazumal einen Anflug von Romantik, und es war bereits die zweite Heimath vieler Studirten, Adligen und Naturforscher geworden, in deren Gesellschaft es also doch immerhin ab und zu Entschädigung für Arbeit und Entbehrung geben mußte.

Ich hatte so viele Reisegefährten gefunden, welche willens waren, mit mir zusammen, wenn ich nur wollte, eine neue Ansiedlung zu begründen und mir die schweren Anfänge des Urbarens einer Wildniß zu erleichtern, daß ich ein ganzes Schiff miethete, den „Hohenstaufen", Kapitän Lamke, Rheder Pokranz und Hofmann in Bremen. Wohl wissend, daß sie in Amerika nach allen Richtungen auseinander laufen würden, wies ich alle Verabredungen mit ihnen ab, bevor sie auf texanischem Boden angelangt und auch dann noch zusammenzubleiben einig geworden wären; ich versprach ihnen aber, für eine billige und gute Ueberfahrt und für guten Rath bei der Ankunft in der neuen Heimath zu sorgen. So fuhren wir in Altenburg ab, in Leipzig noch einen letzten Händedruck mit Roßmäßler, in Halle mit G. A. Wislicenus, in Bremen mit Dulon wechselnd, und waren schon tags darauf an Bord des Hohenstaufen, der nur auf uns gewartet hatte, um in See zu stechen. Als ich sechs Jahre vorher, nach längerem Aufenthalte in Rußland, über die Ostsee nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte ich mich in Swinemünde vor übermächtiger Rührung zu Boden geworfen und hatte die deutsche (pardon! ich hätte sagen sollen — die preußische) Erde geküßt. Diesmal packte mich keine solche Schwäche beim ewigen Abschied von dem heißgeliebten Vaterlande. Dagegen traten mir, als ich bald darauf die Vereinigte Staaten-Flagge auf einem vorbeisegelnden Schiffe emporhissen sah — wie wohl den meisten meiner Begleiter —, die Thränen der Freude in die Augen. Wohl warfen wir, als die letzten flachen Landzungen an der Wesermündung dem Blicke entschwanden, noch manchen Blick hinter uns und gedachten der vielen zurückgelassenen Freunde, ohne deren Opferwilligkeit ich die Reise nicht hätte bestreiten können, und des Guten, das wir im Vaterland genossen; allein es galt vorwärts schauen und mit der Vergangenheit abschließen. Ich müßte auch lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich je wieder eine Sehnsucht nach Deutschland empfunden hätte. Darnach mache man sich eine Vorstellung, was für ein hartgesottner Sünder ich bin.

Und als sollten wir im Vergessen des Erlittnen unterstützt werden, trieb uns ein überaus günstiger Wind mit solcher Schnelligkeit der neuen Heimath entgegen, daß wir nach achtzehn Stunden Fahrt die Leuchtfeuer von Dover und Calais in Sicht, nach sechsunddreißig Stunden den Kanal hinter uns und das offene, indigofarbige Weltmeer unter uns hatten. Unser Schiff, welches erst seine zweite Fahrt machte, war ein ausgezeichneter Segler, und schon am achten Tage hatten wir die Azoreninseln passirt und waren in den Passatwind und die Aequatorialströmung eingetreten. Wir durften hoffen, die Reise nach Texas in drei Wochen beendet zu haben. Unter diesen prächtigen Aussichten und bei dem ruhigen Gange des Schiffes gab es wenig Seekranke, und die Krankheit war nur von kurzer Dauer, alles war heitrer Laune, es wurde jeden Abend auf dem Deck getanzt, die witzigste Unterhaltung riß kaum je ab, wozu der Kapitän, ein prächtiger Geselle, nicht wenig beitrug. Den Lebensmittelvorräthen und verkorkten Flaschen, sowohl denen im Privatbesitz, als denen des Schiffes, wurde unverhältnißmäßig stark zugesprochen, und das Trinkwasser wurde nicht geschont. Der Kapitän hatte ein paar gemästete Schweine und eine ganze Zucht Ferkel an Bord, sowie einen vollen Hühnerstall; außerdem hingen am Fockmaste, um ja solange als möglich frisches Fleisch zu haben, ein paar riesige Hinterviertel von Rindern. Dieser Vorrath ging rasch zur Neige; von den Hühnern freilich bekamen nur die Kajüte und die Kranken; das übrige frische Fleisch aber ging in gleiche Theile für alle.

Hier machte ich die erste störende Erfahrung. Daß ich nicht seekrank werde, war mir zwar nichts neues; aber zum ersten male fiel die Wahrnehmung mir wie ein Zentner auf's Herz, daß ich eigentlich meine Lebensbestimmung verfehlt habe. Ich war offenbar zum Seemann geboren — und nun war es zu spät, einer zu werden! Welche strotzende Fülle von Kraft, Unternehmungsgeist und Lebenslust erblühte in mir auf dem Meere! Welch' erstaunliche Eßlust und Magenleistung zeigten sich! Ich hatte vier Kinder zu warten und zu pflegen und die seekranke Gattin dazu und — wie man bald sehen wird — alle Hände voll zu thun, und doch fiel mir alles so leicht. Ein Seesturm — und welcher Auswandrer hätte nicht wenigstens einen furchtbaren erlebt? — berauschte mich. Wenn alle von uns Landratten den Muth verlieren wollten — ich hatte davon für jeden etwas übrig. Ja, ich gestehe zu meiner Beschämung, daß mich einmal sogar der Uebermuth anwandelte, zwei meiner Mitreisenden in der Kajüte gleich nach einander mit Ohrfeigen dafür zu züchtigen, daß sie mich einen Lügner nannten. Es waren das freilich zwei Bourgeois, welche an allem zu tadeln fanden und mir die Schuld an Uebeln beimaßen, welche von allen Seereisen mit Segelschiffen und vielen Auswandrern fast unzertrennlich sind. Als die Reise langwierig wurde und der Kapitän — leider zu spät — mit Wasser und Wein sparen mußte, wollten sie mir schuldgeben, ich hätte ihnen abgerathen, ihren eignen Wein mitzunehmen. Ich leugnete das und forderte sie auf, meinen Brief vorzuzeigen. Statt dessen erfolgte obige Beleidigung und die erwähnte Züchtigung. Ich schäme mich der letzteren, denn sie hatten sich bei jedermann so verhaßt gemacht, daß alle gegen sie Partei nahmen und ich die Beleidigung ruhig hätte einstecken können. Aber ich erwähne dieses Vorfalls zum Beweise, welchen zauberhaften Einfluß das Meer auf gewisse Naturen übt. Da war noch eine solche Natur an Bord, ein Bauer Namens Wagner aus Selka bei Schmölln, von dem ich später zu berichten haben werde. Er kletterte bis auf die Mastspitze, er lief auswendig am Schiffskörper auf der schmalen Leiste wie ein Eichhörnchen dahin, über welcher das „Bollwerk" (die Einfassung des Verdecks) sich erhebt, und schwang sich von einem Wandtau zum andern. Viele der Reisegefährten verrichteten Matrosendienste, wenn es schnell zu manövriren galt. Alle aber aßen mit einem Wolfshunger von ihren großen Speisevorräthen, welche sie auf meinen Rath mitgebracht hatten.

Damals war die Segelwissenschaft und Windkunde noch nicht soweit entwickelt, daß man dem Kapitän hätte zumuthen können vorauszusehen, was eintreten mußte. Wenn wir den Passatwind schon auf dem fünfunddreißigsten Breitengrade vorfanden, anstatt auf dem gewohnten achtundzwanzigsten, so konnte der Streifen, auf welchem er regelmäßig verbreitet ist, nicht bis zum fünften Grade reichen, sondern höchstens bis zum zwölften; der Kapitän aber in seiner Freude, den höchst günstigen Wind von Grad zu Grad immer stärker blasen zu sehen, gab den kürzeren Weg über die Bahamabänke mit ihren Widerwärtigkeiten auf und wählte den längeren (zwischen Cuba und San Domingo hindurch), um mit dem Passate zugleich die Aequatorialströmung benutzen zu können und trotzdem schneller und gefahrloser seine Menschenfracht an's Ziel zu bringen. Er ging also möglichst nahe an die Linie hinan und wurde dabei durch einen Nordweststurm sogar verschlagen, der unausgesetzt drei Tage anhielt, dann plötzlich sich legte und uns in der Gegend der Windstillen sitzen ließ. Es dauerte zwar mehrere Tage, bis der hohe Seegang vorüber war und wir Landratten die ganze Bescheerung merkten, die man freilich den Seeleuten anmerken konnte. Ja, selbst als das Meer ganz spiegelglatt geworden war, und eine unerträgliche Lichtfülle vom Himmel der Linie, und vom Meere zurückstrahlte, blieb noch wochenlang ein Wogen der ruhigen Wassermasse bemerkbar, wie ein leises Athmen des Ozeans. Ich vermuthe, daß diese Bewegung der Aequatorialströmung auf die Rechnung zu setzen ist. Damals aber vermuthete ich dies noch nicht, und ich glaube, der Kapitän vermuthete es auch nicht. Daß wir dennoch trotz zweier Windstillen von zusammen fünfwöchentlicher Dauer langsam durch die Strömung dem Ziele näher kamen, das wußten wir nicht, oder der Kapitän fand nicht für gut, uns damit zu trösten. Man stelle sich nun die Verzweiflung dieser armen Auswandrer vor, denen die Wasserportionen immer mehr gekürzt wurden, denen nach Aufzehrung ihrer eignen Lebensmittel die Schiffskost schlecht mundete, zumal als das Wasser zweimal nach einander faulig wurde, denen alle Hoffnung schwand, jemals aus dieser Hölle von Hitze und Licht erlöst zu werden!

Die Kindersterblichkeit.

Besprochen von **Maximilian Schlesinger.**

Wenn wir es unternehmen, die Aufmerksamkeit der Leser auf die Sanitätsverhältnisse im Kindesalter zu lenken, so sind wir uns der Schwierigkeit unsrer Aufgabe wohlbewußt. Die Statistik, auf deren Hülfe wir ausschließlich angewiesen sind, ist eine gegenwärtig noch so unentwickelte Wissenschaft, daß trotz der großen Verdienste, welche sich geniale Männer der Neuzeit um dieselbe erworben haben, ihre Resultate zumeist nur bedingte Zuverlässigkeit besitzen und Schlußfolgerungen auf die politischen und wirthschaftlichen Aufgaben nicht immer gestatten. Die Kenntniß dieser Thatsache muß uns daher die größte Vorsicht überall da zur Pflicht machen, wo unser subjektives Urtheil zur Auslegung der gewonnenen Zahlen schreitet.

Wenn man den Einfluß, den die Berufsbeschäftigung des Menschen auf seine Lebensdauer ausübt, kennen lernen will, so muß man zuvörderst wissen, wie hoch das Lebensalter ist, welches von den Menschen durchschnittlich erreicht wird. Der Unterschied zwischen dem allgemeinen Durchschnitt und der Altersstufe in dem speziellen Berufszweige gewährt alsdann einen ersten Einblick in die schädlichen oder nützlichen Folgen der Arbeitsthätigkeit. Die mittlere Lebensdauer einer Bevölkerungssumme berechnet man, indem man die Anzahl der Jahre, welche alle beobachteten Personen alt wurden, durch die Zahl der Personen dividirt. Dieser Altersdurchschnitt ist nicht in allen Ländern gleich, die mittlere Lebensdauer des männlichen Geschlechts schwankt in den civilisirten Staaten nach den neuesten Berechnungen zwischen 35 bis 40, die des weiblichen zwischen 38 bis 42 Jahren. Es wird viel darüber gestritten, ob die Lebensfähigkeit der Menschheit sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hat. Sicher ist, daß es in der Vergangenheit Perioden gab, in welchen infolge von verheerenden Kriegen oder Seuchen die mittlere Lebensdauer geringer war, als gegenwärtig. Indessen neigen die bedeutendsten Statistiker zu der Ansicht, daß, abgesehen von allen vorübergehenden Störungen, die Lebenskraft der Menschheit heut vielleicht geringer, jedenfalls aber nicht höher ist, als in den verflossenen Zeiträumen. Wenn wir die mittlere oder wahrscheinliche Lebensdauer kennen, so ist uns einer der Faktoren gegeben, von welchen das Wachsthum der Bevölkerung abhängt; wenn beispielsweise die mittlere Lebensdauer 35 Jahre beträgt, so wissen wir, daß von allen gleichzeitig gebornen Menschen die Hälfte nach vollendetem 35. Lebensjahre gestorben sein wird.

Um die Genauigkeit der festzustellenden Thatsachen zu sichern, sucht man die Berechnungen auf möglichst zahlreiche Personen und möglichst lange Zeitperioden auszudehnen, und vermittelt gewisse Durchschnittsziffern, die man alsdann mit einander zu vergleichen hat, um Rückschlüsse auf allgemeine öffentliche Verhältnisse aus ihnen entnehmen zu können. Um die Sterblichkeitsgrade in den einzelnen Städten und Ländern zu erkennen, bedient man sich eines feststehenden Begriffs, der allgemeinen Sterbeziffer. Diese erhält man, wenn man die Zahl der innerhalb eines Jahres gestorbenen Personen um das tausendfache vermehrt und das Produkt durch die Gesammtzahl der Bevölkerung dividirt. Hierdurch wird die Jahressterblichkeit durchweg gleichmäßig pro tausend Einwohner berechnet; um die Uebersichtlichkeit noch weiter zu erleichtern, wird auch für die einzelnen Monate oder Wochen stets die allgemeine Jahressterblichkeit festgestellt, indem man annimmt, die betreffende Monats- oder Wochensterblichkeit daure das ganze Jahr in gleicher Weise fort. Vermittels dieser Methode kann man nach einheitlichem Grundsatze kontroliren, in welchem Maßstabe die Bewegung der Bevölkerung in verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich entwickelt hat. Wenn z. B. in einer Stadt von 200,000 Einwohnern 7300 Personen im Laufe des Jahres gestorben sind, so ist die Sterblichkeitsziffer gleich $36^1/_2$. Dieselbe Ziffer würde man erhalten, wenn in dieser Stadt im Verlaufe einer Woche 140 oder während eines Monats 608 Personen verschieden sind.

In ähnlicher Weise berechnet man eine allgemeine Geburtsziffer, um das Verhältniß der Summe der innerhalb eines Jahres Gebornen zur Gesammtzahl der Einwohner zu erkennen. Auch hier ist die Reduktion der Bevölkerung auf die Zahl 1000 neuerdings üblich, während die älteren Statistiker diejenige Anzahl von Personen, auf welche durchschnittlich je ein Neugeborner kam, zur Geburtsziffer machten. In der neueren Statistik zeigen Geburts- und Sterbeziffer somit den Promillesatz der Geborenen resp. Gestorbenen an, während sie früher zeigten, wieviel lebende Einwohner auf je einen Geborenen resp. Gestorbenen kommen. Geburts- und Sterbeziffer haben für die Beurtheilung der sozialen Verhältnisse die entgegengesetzte Bedeutung, je größer die Geburts- und je kleiner die Sterbeziffer (im neueren Sinne) sind, um so günstiger ist die Lage der Bevölkerung. Die Differenz zwischen Geburts- und Sterbeziffer ergibt die faktische Vermehrung, beziehungsweise Verminderung der Einwohnerzahl. Eine eigenthümliche, aber nicht schwer zu erklärende Erscheinung ist es, daß jede Zunahme der Geburtsziffer sofort eine relativ vermehrte Kindersterblichkeit zur Folge hat, „gleichsam als wenn — wie Wappäus sagt — der Werth eines Kindeslebens im umgekehrten Verhältniß zu seiner Häufigkeit stehe, oder als wenn die Natur bestrebt wäre, um so weniger von den Neugeborenen zugrunde gehen zu lassen, je geringer ihre Zahl in einer Bevölkerung ist.“

Im großen und ganzen ist die Bewegung der Bevölkerung eine stetige und gleichmäßige, und selbst in den Schwankungen ist Regelmäßigkeit nicht zu verkennen. Die Zahl der Geburten wechselt nach der Jahreszeit und ist am größten in den Monaten Februar und September, in industriereichen Gegenden ist indeß kaum ein Unterschied zwischen den einzelnen Monaten wahrzunehmen. Die Todesfälle bewegen sich, wenn man zunächst von der Säuglingssterblichkeit absieht, in ganz Europa im Herbst in aufsteigender, im Frühjahr in absteigender Linie, und erreichen ihr Maximum gegen Ende des Winters, ihr Minimum gegen Ende des Sommers.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Altersklassen ist in den verschiedenen Ländern sehr ungleich. Im allgemeinen beträgt die kindliche Bevölkerung von 0 bis 15 Jahren überall etwa ein Drittel der Gesammtheit, ein Zehntel kommt auf die Altersklassen von 15 bis 20 Jahren, der Rest, welcher sich in dem eigentlich erwerbsfähigen Alter befindet, ist noch um das Greisenalter von über 60 Jahren zu vermindern, welches $^1/_{14}$ der Gesammtheit ausmacht. Abweichungen von diesem Durchschnitt sind zahlreich; in Amerika, sowie in den vorwiegend industriellen Städten, ferner in vielen ländlichen Bezirken nimmt das Kindesalter einen höheren als den angegebenen Antheil in Anspruch. In anderen Staaten Europas ist das Greisenalter beträchtlicher als $^1/_{14}$; in größeren Städten ist infolge von Einwanderung die Altersklasse von 15 bis 30 Jahren gefüllter als auf dem Lande. Auffallend gering ist die kindliche Bevölkerung in Frankreich, vornehmlich in Paris. Die wohlhabenden Stände besitzen, wie bekannt, durchweg weniger Kinder als die besitzlosen.

Zur Erklärung dieser Schwankungen hat man auf die Verschiedenheiten der Rasse, des Klimas, der Beschäftigung, der Ernährung u. s. w. hingewiesen. Es ist Thatsache, daß die Armuth die Zeugungsfähigkeit zum mindesten nicht verringert. Es scheint vielmehr, als ob vielfach Armuth und Kinderreichthum sich gegenseitig bedinge; wenn wir somit den sozialen Verhältnissen nur einen negativen Einfluß auf die Geburten einräumen, so werden wir später eine desto positivere Wirkung auf die Sterblichkeit konstatiren können.

Deutschland nimmt in Bezug auf den Kinderreichthum eine mittlere Stellung ein, es ist weniger kinderreich als Kanada, die Vereinigten Staaten, Ungarn, England, Schottland und Norwegen; überragt dagegen Belgien, die Schweiz und Italien, und gleicht etwa Oesterreich, Schweden, Dänemark und den Niederlanden. Einzelne Gegenden Deutschlands können sich fast mit dem kinderreichen Kanada messen, z. B. die preußischen Regierungsbezirke Bromberg, Marienwerder, Köslin, Posen und Oppeln, während einzelne Theile von Bayern sich französischen Zuständen nähern. Im deutschen Reich haben durchschnittlich 100 Erwerbsfähige nicht nur für ihren eigenen Unterhalt, sondern auch für 59 Erwerbsunfähige zu sorgen, in Frankreich für 46, in Kanada für 80 Personen.

Dieselbe Ungleichheit, welche wir in der Frequenz der einzelnen Altersklassen wahrgenommen haben, finden wir wieder, wenn wir die Sterblichkeit der Bevölkerung mit Rücksicht auf das Lebensalter untersuchen. Selbstverständlich zahlt das Kindesalter, einerseits wegen der großen Zahl von Kindern, andrerseits, weil der zarte Organismus der Neugeborenen den Unbilden der

Außenwelt nur geringe Widerstandskraft entgegensetzen kann, den relativ stärksten Tribut an den Tod. Auch hier sind die Verhältnisse nicht überall gleich, durchschnittlich hat etwa der dritte Theil der Menschheit mit vollendetem 14. Lebensjahr zu existiren aufgehört. Am bedeutendsten ist die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr; nach einer sehr umfassenden Berechnung von Wappäus beträgt dieselbe den vierten Theil aller Sterbefälle, eine Angabe, die in einzelnen Fällen bedeutend hinter der Wirklichkeit zurückbleibt und sie ebenso häufig überschreitet. — Dr. Pfeiffer in Weimar, dessen Zusammenstellung wir hier vielfach benutzen, theilt eine Anzahl von Tabellen mit, aus welchen sich ergibt, daß in gewissen deutschen Ländern, z. B. in Sachsen und Bayern, die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr über $^1/_3$ der gesammten Todesfälle absorbirte, während sie in anderen Ländern, wie Schleswig-Holstein, zur selben Zeit noch nicht den fünften Theil betrug. Fassen wir die Todesfälle der Säuglinge näher in's Auge, so gewahren wir auch hier eine beträchtliche Verschiedenheit und eine mit vorrückendem Alter stets abnehmende Gefährlichkeit. Von 100 Säuglingen sterben 25 im ersten Lebensmonat, über 10 im zweiten, und in den folgenden Monaten verringert sich die Zahl der Gestorbenen beständig. Der Mensch ist unmittelbar nach seinem Eintritt in das Leben der Todesgefahr am meisten ausgesetzt. Der erste Tag, die erste Woche tödten mehr Kinder als alle folgenden.

Nach vollbrachtem ersten Lebensjahr vermindert sich die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes in hohem Grade. Bedeutend ist sie immerhin noch bis zum fünften Jahre, von 1000 gleichzeitig Geborenen männlichen Geschlechts starben im Jahre 1856 in Belgien nach Quetelet: im ersten Lebensjahr 162, im zweiten 56, im dritten 30, im vierten 18, im fünften 14. Im folgenden Jahre betrug die Zahl der Gestorbenen nur noch 10, und fiel beständig, bis sie im 13., 14., 15. sich gleichmäßig auf je 3 Todte belief. Ihren niedrigsten Stand nimmt die Sterblichkeit bis zur erlangten Mannbarkeit ein, um alsdann wieder allmählich zu



Letztes Aufgebot, Szene aus der tiroler Volkserhebung im

steigen. Diese allgemeinen Verhältnisse machen sich überall geltend, es darf jedoch nicht vergessen werden, daß in den verschiedenen Bezirken und Ländern die Ergebnisse oft sehr wesentlich anders sind. Durch hohe Geburts- und hohe Sterbeziffer zeichnen sich von deutschen Gebietstheilen aus: die Provinz Posen und die preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen, Danzig, Königsberg, Marienwerder, Frankfurt, Breslau, Oppeln, Liegnitz, Arnsberg, Düsseldorf und Minden; ferner der sächsische Regierungsbezirk Leipzig, Sachsen-Altenburg, Reuß j. L., die bayrischen Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern, Schwaben, Oberpfalz, Mittelfranken, Pfalz, sowie Königreich Württemberg, die badischen Kreise Heidelberg, Villingen und Konstanz, und Hohenzollern. Das mittlere Geburtsverhältniß für das deutsche Reich beträgt 1872 41,26 pro mille, am niedrigsten war es im Regierungsbezirk Lüneburg: 30,96, am höchsten im Regierungsbezirk Zwickau: 50,55; Berlin erreichte mit 42,96 etwa das Mittel. Eine höhere Fruchtbarkeit, als die hier angegebene, kommt nur unter ganz abnormen sozialen Verhältnissen vor. So stieg die Geburtsziffer in dem Rhöndorf Frankenheim, unmittelbar nach der bekannten grassirenden Typhusepidemie, auf 58 pro mille.



...hr 1809. Nach dem Gemälde von Franz Defregger. (Seite 527.)

Eine besondere Beachtung verdienen die Todtgeburten, die nach dem Beschlusse des neunten internationalen statistischen Kongresses nicht mehr unter den Geburten und Sterbefällen, sondern speziell aufgeführt werden. Nach Wappäus' sehr umfangreicher Rechnung betragen dieselben 3,78 pCt. der Geburten und 4,75 pCt. der Todesfälle. Die Häufigkeit der Todtgeburten hängt von der Höhe der Geburtsziffer ab, die meisten Todtgeburten ereignen sich in dem kinderreichen Rußland, ferner nehmen fabrikreiche Gegenden höhern Antheil daran, als solche, in denen Ackerbau oder Kleingewerbe überwiegen. Das Gleiche gilt wohl auch von den bis jetzt von der Statistik wenig berücksichtigten Sterbefällen, die sich kurz nach der Geburt infolge von Lebensschwäche ereignen.

Wir erwähnten oben bereits, daß die durch-

schnittliche Lebensdauer des weiblichen Geschlechtes höher sei, als die des männlichen, und es erübrigt jetzt noch, einige Worte über das Verhältniß beider Geschlechter zu einander zu sagen. Die höhere Lebensdauer des weiblichen Geschlechts würde sich schon nach der oben entwickelten Regel, daß eine hohe Geburtsziffer eine erhöhte Sterbeziffer zur Folge hat, aus der Thatsache ergeben, daß durchweg mehr Kinder männlichen Geschlechts geboren werden (also auch eine gesteigerte Antwartschaft auf den Tod haben). Auf 21 männliche Geburten entfallen fast in allen Ländern 20 weibliche, trotzdem ist die Zahl der lebenden Einwohner männlichen Geschlechts überall nicht nur relativ, sondern absolut niedriger, als die Einwohnerzahl weiblichen Geschlechts: 1000 männlichen Einwohnern entsprechen 1027 weibliche. Dies ist natürlich nur dadurch möglich, daß die anfangs zahlreicheren männlichen Kinder durch eine eminent höhere Sterblichkeit hinweggerafft werden. Während nach der oben erwähnten Quetelet'schen Tabelle von tausend Knaben im ersten Lebensjahr 162 starben, starben in gleicher Zeit nur 136 Mädchen, also 26 weniger. In den folgenden Jahren gleicht sich das Verhältniß wieder aus, indeß tragen jedenfalls die Kriege auch im vorgeschritteneren Alter dazu bei, daß das männliche Geschlecht ungünstiger gestellt ist. Freilich ist die Sterblichkeit während und nach der Geburt schon so intensiv, um den Unterschied zu erklären: die männlichen Todtgeborenen sind weit häufiger als die weiblichen. Die Zahl der bei der Geburt sterbenden Knaben verhält sich zu der der Mädchen wie 3 : 2. Ob nach dem ersten Lebensjahr eine ähnliche Verschiedenheit noch existirt, darüber sind die Meinungen getheilt, in Bayern und Württemberg wird der große Mehrvorrath von Knaben schon vor diesem Zeitraum aufgezehrt, dasselbe gilt von Frankreich, in Preußen scheint die Sache anders zu liegen. Genug, die Thatsache bleibt überall dieselbe: Mehr männliche Geburten und weniger männliche Lebende!

Ganz anders gestalten sich die Ergebnisse der Statistik, sobald wir aufhören, die Bevölkerung als ein geschlossenes Ganzes zu betrachten, sondern die sozialen Verhältnisse der Eltern, die Vertheilung der Gestorbenen auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen in's Auge fassen. Alle Länder bieten uns alsdann dasselbe Bild und zeigen, daß die Kindersterblichkeit stets am höchsten ist bei unehelichen Geburten, ferner um so größer ist, je ärmer die Eltern sind, und daß die Kinder der Wohlhabenden nur in geringem Grade der Gefahr eines frühzeitigen Todes ausgesetzt sind. Die ärmeren Klassen weisen schon eine höhere Anzahl von Todtgeburten auf, als die reicheren, am beträchtlichsten ist die Zahl der unehelichen Todtgeburten. Nach der Berechnung des Geh. Medizinalraths Müller waren 1863 bis 1868 in Berlin

von sämmtlichen Neugeborenen unehelich	16,03	pCt.,
von den Todtgeborenen	25,82	„
von sämmtlichen Neugeborenen waren todtgeboren	4,72	„
von unehelich Neugeborenen waren todtgeboren	7,06	„

Wappäus gibt allgemein die Zahl der unehelichen Todtgeburten doppelt so hoch als die der ehelichen an. In zweiter Reihe bringt das industrielle Proletariat den Todtgeburten den höchsten Tribut; so erreichte in der Fabrikstadt Chemnitz 1872 die Zahl der Todtgeborenen 6,4 pCt. aller Geburten, also fast das Doppelte der Durchschnittszahl. Es erscheint daher ganz gerechtfertigt, wenn Dr. Pfeiffer in einem Aufsatz über die Kindersterblichkeit (abgedruckt in Gerhardts „Handbuch der Kinderkrankheiten", Bd. 1) auf Seite 552 sagt: „Die Todtgeburten sind nur in den Bezirken häufig, in denen die eigentliche Arbeiterbevölkerung zusammengedrängt wohnt, die wohlhabendsten Stadttheile kennen fast keine Todtgeburten."

Die soziale Lage der Eltern beeinflußt aber nicht nur das Geburtsverhältniß selbst, sondern auch die Lebensfähigkeit der Kinder, und wir finden, daß die Sterblichkeit der bereits Geborenen bei unehelichen und armen am höchsten ist und sich zu Gunsten der besitzenden Klassen stufenweise vermindert. Beginnen wir, dies an den Säuglingstodesfällen nachzuweisen. Die Sterblichkeit in den ersten 12 Lebensmonaten, nach dem Stande der Eltern, hat Wolff (Erfurt) in folgender Tabelle nachgewiesen.

Von 1000 Geborenen starben in Erfurt im Alter von:

Monat	der außerehelichen	des Arbeiterstandes	des Mittelstandes	der höheren Stände	Mittel
1	124	84	45	20	172
2	72	40	19	9	81
3	42	30	16	6	61
4	28	26	17	10	53
5	12	16	10	7	34
6	21	18	11	8	39
7	6	11	6	3	20
8	9	13	9	6	27
9	10	15	8	4	30
10	6	10	7	5	21
11	4	11	6	4	21
12	18	31	19	7	60
	352	305	173	89	1000

(Schluß folgt.)

Meeresleuchten.

Von Dr. Leopold Jacoby.

(Schluß.)

Eine Stufe aufwärts in der Thierwelt führt uns zu den Wurzelfüßern, so genannt von den Fortsätzen ihres Protoplasma-Inhaltes, die als körnchentragende Scheinfüße aus dem Körperinnern heraus wurzelförmig verästelt überallhin sich erstrecken. Zu dieser Klasse wird von Einigen ein Hauptrepräsentant unter den Lichterzeugern im Meere gezählt, das „funkelnde Leuchtbläschen" (Noctiluca miliaris; siehe Figur 12 a – c*). Es sind stecknadelknopfgroße Thierchen mit einem beweglichen Fortsatz versehen, im Innern von körnigen Schleimsträngen durchzogen, die man als nach innen gerichtete Scheinfüßchen deutet. Sie sind so zahlreich vertreten, daß sie von dem leuchtenden, oberflächlich abgeschöpften Meerwasser oft über ein Viertel der ganzen Raummasse einnehmen. Läßt man das Wasser in einem Glase zur Ruhe kommen, so vereinigen sich die Thierchen an der Oberfläche zu einer dichten Decke, die bei jedem Anstoß aufleuchtet und beim Umschütteln das ganze Glas erhellt.

Sehr zahlreiche Repräsentanten der Erzeuger des Meerleuchtens finden wir demnächst in der großen Klasse der Quallen oder Medusen. Es sind dies jene allen Küstenanwohnern oder Meerbesuchern bekannten, ganz aus gallertartiger Masse bestehenden Thiere, deren Lebensthätigkeit, rücksichtlich der Deutung einzelner wichtiger Organe, noch vielfach räthselhaft erscheint. Bei den Glocken- oder Scheibenquallen beginnt das Leuchten mit dem Auftreten zerstreuter Lichtpunkte auf der Glocke (siehe Figur 13), dann fließen diese Funken zusammen, sodaß die ganze Glocke leuchtet, und zuletzt erscheinen auch alle Fangfäden des Thieres in Licht getaucht. In der Abtheilung der Rippenquallen, so genannt nach einer Anzahl (vier oder acht) Reihen von schwingenden, kammförmigen Plättchen, Rippen, welche die Bewegung vermitteln, ist es ein überaus zierliches Geschöpf, die Kappenqualle, Cydippe genannt, welches besonders häufig bei Triest das Meerleuchten verursacht. Das Thierchen gleicht völlig täuschend einem Luftballon (siehe Figur 14) mit den beiden Ankertauen, seinen Fangfäden, die es bald auswirft, bald einzieht. Es ist ein anziehendes Schauspiel, das Auf- und Niedersteigen dieses Thieres in seinem durchsichtigen Lebenselement in einem großen und hohen weißen Glase zu beobachten. Schon wenn man das Gefäß bei Tage unter den Tisch in den dunkeln Schatten stellt, sieht man in senkrechten Linien an dem Ballon hellblaue Fünkchen aufglimmen; im Finstern aber leuchten diese Linien, die schwingenden Plättchen der Rippen, genau so, wie wenn die Speichenenden eines winzigen Mühlenrades beim Umdrehen in blaue Gluth getauchte Funken sprühen.

Während die eigentlichen Seesterne mit festangewachsenen Armen (Asteriaden) nicht leuchten, läßt die Abtheilung der Schlangensterne (Ophiuren) ihre dünnen und von dem Körper beweglich abgesetzten fünf Arme bei jedem Anstoß in grünlichem Lichte flimmern und funkeln. Die runde Körperscheibe bleibt

*) der Illustration auf S. 508 in voriger Nummer.

dabei stets dunkel, die Lichtringe der Arme aber erscheinen, wie **Möbius** berichtet, unter dem Mikroskop aus parallelen Streifen zusammengesetzt, die so geordnet sind wie die zarten Muskeln zwischen den Kalkgliedern der Schlangenarme. (Siehe Figur 15.)

Ganz ähnlich offenbart sich die Erscheinung bei den leuchtenden Borstenwürmern, die das Meer in großer Artenzahl beherbergt. Das Leuchten beginnt mit einer Reihe von Funken an jeder Seite des Körpers, dort wo die Füße sitzen. Werden diese in Bewegung gesetzt, so fließen die Funken in Lichtlinien zusammen, die endlich in ein vollständiges Glühen des Rückens übergehen. Auch hier scheint das Licht an die Thätigkeit der Muskeln, welche die Füße bewegen, gebunden zu sein. (Siehe Figur 16 und 17.)

Bei den Salpen (siehe Figer 18) sind es die Eingeweide, welche durch die Haut hindurch ein grüngelbes, an Stärke auf- und abschwellendes Licht ausstrahlen. — Die prachtvollsten Repräsentanten unter den Lichterzeugern sind die Feuerwalzen (Pyrosomen). Eine solche Feuerwalze, wie sie Figur 19 darstellt, ist nicht etwa ein Einzelthier, sondern eine Kolonie von Thieren, die zusammen einen oben offnen, unten geschlossenen Cylinder bilden. In diesem sind die kleinen Einzelthierchen von länglich kegelförmiger Gestalt (siehe Figur 19a) so eingewachsen, daß der Mund gegen die Außenfläche, die Auswurfsöffnung gegen die Höhle des Cylinders gekehrt ist. Dadurch, daß die Einzelthierchen das aufgenommene Wasser in die Höhle des Cylinders hineinstoßen, treiben sie gemeinschaftlich die ganze Feuerwalze vorwärts. Die Pyrosomen sind die eigentlichen Glühlaternen des Meeres und von der Pracht und Stärke ihres grünlich-blauen Lichtes werden von den Beobachtern wahrhaft Wunderdinge berichtet. So erzählt von **Bibra** in seiner Reise nach Chile, daß er einst 6—8 Pyrosomen fing, bei deren Licht er in einer völlig dunkeln Kajüte mit Bequemlichkeit lesen konnte. Einem Freunde, der unwohl im Bette lag, las er aus einem kleinen zoologischen Handbuch eine kurze Beschreibung dieser Thiere bei ihrem eignen Lichte vor.

Von den Meerkrustaceen sind bisher nur die winzig kleinen, durchsichtigen Krebschen als leuchtend erkannt worden. Der Forscher **Meyen**, der in den Jahren 1830—32 eine Reise um die Welt machte, sah bei den Azoren unzählige Schaaren von Saphirinen („Silberblättchen" siehe Figur 20) in blaßgrünem Lichte funkeln, während dieselben Thiere bei Tageslicht von oben betrachtet im Meerwasser violett mit einem rothen Kern erscheinen. Während die wenigen Arten der Weichthiere des Meeres, an denen bisher die Erscheinung nachgewiesen wurde, nicht direkt in ihrem Körper, sondern nur vermittelst eines abgesonderten Schleiers leuchten, hat uns **Bennet** einen Haifisch beschrieben, der eine überaus starke Lichtentwicklung zeigte. Ein gefangenes Thier dieser Art, welches in eine dunkle Stube gebracht wurde, gewährte ein höchst merkwürdiges Schauspiel. Der ganze untere Theil des Körpers und des Kopfes strahlte einen hellen, grünlichen Phosphorschein aus, welcher dem durch sein eigenes Licht erleuchteten Fisch ein wahrhaft schauderhaftes Aussehen gab. Der Lichtschein war beständig und wurde durch Bewegung und Reizung nicht wesentlich erhöht. Als der Haifisch starb, was erst geschah, nachdem er schon drei Stunden aus dem Wasser gewesen, erlosch das Licht, zuerst am Bauche und dann allmählich an den hinteren Theilen, am längsten an den Kinnladen und an den Flossen verweilend. Bennet glaubte anfangs, daß der Fisch zufällig mit phosphoreszirender Materie aus dem Meere bedeckt sei; aber diese Vermuthung wurde durch eine genaure Untersuchung nicht bestätigt, während die Gleichmäßigkeit, womit der Lichtschein einzelne Theile des Körpers überzog, seine Beständigkeit während des Lebens und sein Verschwinden nach dem Tode keinen Zweifel darüber ließ, daß die Erscheinung eine dem Thiere eigenthümliche Lebensäußerung war.

Ueber das eigentliche Wie? der Erscheinung, über die Ursache, durch welche das Leuchten in den Thieren bewirkt wird, ist die Wissenschaft selbst noch heute keineswegs erleuchtet. Wohl haben wir bei den Schlangensternen und Würmern gesehen, daß die Lichtentwicklung an die Muskelbewegungen der leuchtenden Thiere anzuknüpfen scheint; und da Muskelerregung durch Elektrizität ausgelöst wird, so hat lange Zeit die Existenzannahme eines lichterzeugenden, magneto-elektrischen Lebensprozesses in den Organismen bei der Erklärung eine Rolle gespielt. **Humboldt** meinte, es müßten die kleinen Infusorien, da sie im Salzwasser, einer stark leitenden Flüssigkeit, lebten, einer ungeheuren elektrischen Spannung der blitzenden Organe fähig sein, um als Wasserthiere so kräftig zu leuchten. Aber mit Recht konnte **Ehrenberg** hervorheben, daß eine bis zum Funkengeben erhöhte elektrische Spannung in der Tiefe des Wassers und in unsichtbar kleinen Körpern ein physikalisches Räthsel bleibt. Nur das Allgemeine wissen wir sicher, daß überall die Lebensthätigkeit der leuchtenden Organismen das bedingende Moment der Erscheinung ist. Wenn wir die Thatsache erwägen, daß das bläuliche Licht der Bohrmuscheln nach den Untersuchungen Reaumurs am stärksten zur Zeit der Fortpflanzung ist, und wenn wir von dem mückengleichen Auf- und Niedertanzen der Leuchtorganismen hören, so werden wir gewiß dem Liebesleben einen bedeutenden Antheil an der Pracht und der Glanzstärke des Phänomens zuschreiben dürfen; alles weitere bleibt der wissenschaftlichen Forschung der Zukunft zu ergründen vorbehalten.

Die Rache des Volkstribunnen.

Nach dem Französischen des **K. v. Mazade** von **Arnold Sch.....**

Es war in jener großen Epoche, der schönsten, wenn auch — leider — der blutigsten der ersten französischen Republik, während der Regierung jenes Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt (Comité de salut public) — welcher mit einer Hand den Feind über die Grenzen jagte, den Sieg organisirte, wie man gesagt hat, und mit der andern die Gefängnisse füllte und die Schaffotte errichtete — als eines Tages ein junges Mädchen vor den Thoren des Nationalkonvents stehen blieb: es war schwarz und sehr einfach gekleidet.

In Gegenwart dieses, für seine Augen neuen Schauspieles, dieser aufgeregten Menschenmenge, welche in der Umgegend des Konvents auf- und abwogte, konnte es sich nicht erwehren, seiner Aengstlichkeit offenen Ausdruck zu geben, was in dieser schrecklich bewegten Zeit gefährlich werden und Verdacht erregen konnte. Und was war diese äußere Aufregung gegen die Stürme, welche in seinem Innern tobten! Doch wer hätte wohl an das arme fremde Mädchen gedacht? — Nach und nach wurde es ruhiger und nahm eine besonnenere Haltung an, um nicht auffällig zu erscheinen. Das Gedränge des Volkes nahm immer zu; die einen gingen vorüber ohne sich aufzuhalten, viele sogar ohne sich umzusehen; andere suchten, mit viel Mühe, sich Eingang zur Pforte der Versammlung zu verschaffen. Bald folgte auch das Mädchen diesen letztern, als wäre es von einer unsichtbaren Macht angezogen, und befand sich, ohne zu wissen wie das geschehen war, im Sitzungssaale, unter der Menge von Patrioten, welche sich durch ihre strengen, finstern Blicke auszeichneten. Im ersten Momente suchte es sich wieder zurückzuziehen, und hörte nicht auf den dumpfen Lärm, der an sein Ohr schlug. Was kümmerte das arme Mädchen all' diese Aufregung? Sein Sinn war anderswo, weit von dieser Versammlung, am Lager eines Gefangenen, der vielleicht bald sterben mußte — da waren seine Gedanken, welche fast beständig Thränen in seine Augen riefen.

„O, ich werde ihn retten!" murmelte es ganz leise, „ich will, ich muß ihn retten! ... Warum sollte man ihn tödten? Es wäre zu schrecklich! .... Uebrigens, welches Verbrechen kann er begangen haben? Er ist unschuldig, ich bin dessen gewiß; ihn retten! Aber wie kann ich dies? Trauriges Räthsel, welches ewig denjenigen aufgegeben ist, welche ein liebes Haupt dem Schaffotte entreißen wollen!"

In diesem Augenblicke fing das dumpfe Getöse an sich zu legen; von allen Seiten wurde Ruhe geboten; eine einzelne Stimme ertönte im Saale. Das Mädchen erbebte plötzlich, als es diese Stimme hörte, es legte die Hand auf seine Augen und hörte mit Aufmerksamkeit zu.

„Diese Stimme! dieser Mann!" rief es plötzlich aus; „o, mein Gott! wer ist das?"

„Das!" .... antwortete eine dicke Frau, mit kupferfarbenem Gesichte; „das ist der Bürger Barrère, welcher den Preußen einen Psalm vorsingt und ihnen einen Einquartirungszettel ausstellt ...., und es lebe die Republik! ...."

„Er! ... Bertrand! ... ich hatte vergessen, es ist wahr! ...“

„He! he!“ kicherte die Alte, indem sie ihrer Nachbarin einen satirischen Blick zuwarf, „sollte etwa der Tribun und das kleine Känzchen? ... Wer weiß?! — Siehst du,“ fing sie von neuem mit einem lächerlich würdevollen Tone an, „wenn du alles genau wissen willst, das, wie du sagst, Barrère, das ist einer von den Guten; doch das bleibt sich gleich, er muß sich in acht nehmen, man muß ihm aufpassen! Das hat nicht mehr Herz als ein Huhn; er hat den Zärtlichen mit dem andern gespielt.“ (Der andere, das war der König Ludwig XVI.)

Das junge Mädchen zitterte vor Schrecken, als es dieses hörte, und gab seine Angst durch eine unwillkürliche Bewegung zu erkennen; dennoch: lag nicht in diesen Worten selbst vielleicht ein Hoffnungsschimmer?

Ja! dachte es, er ist gut! ... er ist großmüthig! ... Vielleicht sind nicht alle zärtlichen Erinnerungen aus seinem Gedächtniß verschwunden. Es war eine Zeit, wo er mich gern hatte! .... Und nachdenkend ließ es sein Köpfchen hängen. — Ja! ... aber ist diese Vergangenheit selbst nicht gar ein Hinderniß? überlegte es weiter, und diese ganze Vergangenheit stellte sich ihm vor. Wer weiß, ob er vergessen hat, oder ob er sich nur erinnern will, um zu verzeihen? Und doch könnte er allein mir das Leben wiedergeben, indem er ihn retten würde. Mein Gott! mein Gott! wenn ich den Muth hätte! ..... Ein harter Kampf schien sich in seinem Herzen zu entspinnen: Kampf zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Vertrauen und Verzweiflung! .... Die wild aufgeregte Sitzung dauerte fort, bald lärmend und stürmisch, dann wieder schrecklich ruhig; aber inmitten all' dieser Ereignisse und dieser Menschen sah das Mädchen nur einen Zweck und einen Mann; alles übrige war verschwunden. Endlich, sich von diesem kummervollen Traume losreißend und als hätte es plötzlich einen Entschluß gefaßt, richtete es sich auf und verließ die Versammlung. Es stellte sich an die Schwelle der Thüre des Sitzungssaales und wartete lange; niemand entschlüpfte seinen auf alle Austretenden gerichteten Augen. Stunde auf Stunde verrann, aber der Gesuchte wollte nicht erscheinen; doch plötzlich klärte sich der Blick des Mädchens auf: Bertrand Barrère trat heraus und ging an ihm vorbei, so nahe, daß er seinen Rock streifte, doch ohne das arme Kind wahrzunehmen. Es folgte ihm, Schritt für Schritt, von ferne; bald, als es ihn in ein Haus eintreten sah, schlüpfte es ihm verstohlen nach; es hörte seine Schritte auf der Treppe und folgte ihm lautlos; eine Thüre ward zugemacht, da stand es an der Schwelle; seine Beine zitterten, die Furcht brach ihm alle Kräfte; einen Augenblick noch, und vielleicht sollte die Zukunft ihm wieder glücklich erscheinen; vielleicht auch erwartete es die Verzweiflung; also hat man Eile, um das letzte Wort eines Schicksals zu erfahren, und so zittert man, wenn dieses letzte Wort das Ohr treffen soll! Auch der Kühnste wird schwach in dieser Stunde.

Auf ein leises Anklopfen öffnete sich die Thüre; Barrère war noch da.

„Bürger! .... Mein Herr! ....“ stotterte es, sich vor ihm auf die Knie werfend.

„Margretha Jonzac! ...“ rief er, das junge Mädchen aufhebend.

Trotz dem Tone der Verwunderung, lag doch im Accente Barrère's ein besonderes Wohlwollen; sein Gesicht strahlte vor außerordentlicher Zufriedenheit; es schien, als ob in einer unsichtbaren Wolke ihm ein liebliches Bild aus seiner Vergangenheit erschienen sei.

Die schweren Sorgen des Augenblicks verjagend, legte sich ein ruhiges Lächeln auf seine Lippen; und die Hand des Mädchens in die seinige nehmend, sprach er:

„Sie hier, Margretha! Sie, an die ich so oft mit Zärtlichkeit gedacht habe.“

„O, Dank!“ sagte Margretha. „Dank, Herr Bertrand! Ich weiß nicht, wie ich Sie jetzt nennen soll; ich fürchtete, von Ihnen erkannt zu werden; .... fast hätte ich nicht den Muth gehabt, Ihnen in dieses Zimmer zu folgen!“

„Wer? ich? Ich sollte mich Ihrer nicht mehr erinnern?“ erwiderte Barrère..... „Obschon wichtigere Pflichten mich beschäftigt haben, fürchten Sie dennoch nicht; — nein, ich erinnere mich, daß vor etlichen Jahren — Jahrhunderte für die Zeit in der wir leben — bei Carbes ein Kind lebte, geschmückt mit allen Reizen, schön wie ein Engel, das Margretha Jonzac hieß. Nach kurzer Bekanntschaft liebte ich dieses Kind; ich hätte alles gegeben, um es glücklich zu sehen, und vielleicht hätte unsere Liebe die Einwilligung seines Vaters erhalten; doch, was sollte ich thun? Margrethas Herz gehörte schon einem andern; deshalb entstand Kampf und Streit. Dieses allein habe ich vergessen, mein armes Kind; dieser Haß schläft in mir; andere Angelegenheiten haben ihn bis auf den Grund meines Herzens zurückgedrängt!“ In diesem Augenblicke erschien eine leichte Wolke auf seiner Stirn. „Und Herr Ludwig von Liron?“ frug er etwas ernsthafter.

„Er ist hier,“ antwortete ganz leise das Mädchen, „im Gefängniß; er soll bald vor dem Richter erscheinen und vielleicht verurtheilt werden.“

„Im Gefängniß!?“

„Aber er ist unschuldig, ich bürge dafür,“ fuhr Margretha eifrig fort. „Ach, ich habe nur ihn noch auf dieser Welt: mein Vater ist todt, auf seinem Sterbebette noch hat er unsere Liebe verflucht; Ludwig kehrte nach Paris zurück, und kaum angekommen, ward er verhaftet. Was sollte ich thun, als ich dieses erfuhr? Hoffnungslos, den Tod im Herzen, habe ich mich auf den Weg gemacht; ich wollte ihn wiedersehen, ihn retten, wenn es möglich sei. Doch was kann ich armes und verlassenes fremdes Weib ausrichten? ... Sie hat der Zufall mir in den Weg geschickt, ich bin der Vorsehung dankbar dafür. Vor einer solchen Gefahr, sagte ich mir, verschwindet alle alte Feindschaft: und ich kam zu Ihnen.“

„Und Sie haben wohlgethan, Margretha! ... Wahr ist es,“ fuhr nach einer Weile das Konventsmitglied, getrieben von einer bittern Erinnerung, fort, „ich habe diesen Menschen sehr gehaßt, wegen der Demüthigungen, die er meinem Herzen angethan, weil er mir immer zu entfremden wußte, was ich in meiner Jugend mein Glück nannte; ich habe ihn gehaßt, wie man haßt, wenn man jung ist, das heißt ... mit der Hitze der Unbesonnenheit. Aber, ich habe es Ihnen gesagt, dieses alles ist vergessen. Was war dieser kleine Kinderzwist gegen die ernsten Kämpfe, an denen ich betheiligt war? Und wenn ich nicht verziehen hätte, seit dem letzten Tage, an dem wir uns gegenüberstanden, jeder eine Waffe in der Hand, welch' günstigerer Augenblick wäre denkbar, als der jetzige, um allen Haß zu ersticken! Doch er! ... Hat auch er vergessen? Ich kenne seinen alten Groll, und vielleicht —“

„Ach, unterbrach ihn Margretha, „retten Sie ihn, und ich werde Ihre Füße umarmen. Wie sollte er Sie noch hassen können, wenn er Ihnen das Leben zu verdanken haben wird.“

„Wir werden ihn retten; für Sie, Margretha, werden wir ihn retten, für Sie und für mich! Für mich, sage ich; niemand weiß, wie glücklich ich bin, wenn ich einem Unschuldigen das Leben retten kann. Wie viel größer ist dieses Glück, wenn es sich um ein Kind meiner Heimath handelt, um einen Mann, der geboren ist, wo meine Wiege stand, der aufgewachsen ist, wo ich aufgewachsen bin.“

„Wenn ich ihn nur einen Augenblick sehen könnte!?“ sagte zagend das junge Mädchen.

Barrère überlegte eine Weile, was er wohl thun könne.

„In welches Gefängniß hat man ihn gesperrt?“ fragte er.

„Ich habe mich genau erkundigt,“ antwortete Margretha, „er ist im Gefängniß Sankt Lazarus.“

„Nun denn, keine Zögerung mehr! ... Kommen Sie, Margretha! Sie werden ihn sehen und wir werden ihn retten! Ich werde allen gegenüber gutsprechen für ihn, wie für mich selbst.... Was könnte ich mehr thun? ... Kommen Sie also!“

„O, mein Gott, tausendmal Dank!“ rief Margretha. Dank Ihnen, Herr Bertrand! Ich weiß nicht, was ich thun soll, um Ihnen meine Erkenntlichkeit auszudrücken. Ich fühle mich schon nicht mehr vor Freude, mein Glück kann von neuem blühen und Ihnen werde ich es zu verdanken haben!“

Sie verließen zusammen das Haus; Bertrand Barrère und Margretha Jonzac, der Tribun und das junge Mädchen, und sie eilten nach dem Gefängniß Sankt Lazarus; sie liefen, ohne ein Wort zu sprechen, beide bewegt, doch voll Hoffnung. Die Thore des Gefängnisses öffneten sich vor dem Mitgliede des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses; Margretha bebte beim Geräusch der klirrenden Riegel, der kreischenden Thüren; traurige Gedanken bemächtigten sich des Mädchens, gleich einer bösen Ahnung. Wenn diese Thüren sich nicht wieder öffnen würden! —

„Der Gefangene Liron!“ sagte Barrère zum Gefängnißwärter.

„Warten Sie doch, Bürger,“ antwortete dieser. „Liron! Wo soll ich den nehmen? Es ist noch nicht lange — aha! jetzt weiß ich; schlechtes Zeichen für diesen,“ brummte er im Fortgehen. „Schlechtes Zeichen! Seine Sache wird in Ordnung sein — bah!“

Margretha fühlte ihre Knie sinken bei diesen Worten, in Gegenwart dieser finstern, feuchten Mauern, wo kein Sonnenstrahl ein Atom von Leben und Hoffnung hervorrufen konnte.

Während sie wartete, ging ein Mann bei ihnen vorüber, der aus dem Innern des Gefängnisses zu kommen schien; er hatte ein trocknes und unverschämtes Aussehen, und:

„Ah, ah! Der Bürger Barrère!" rief er mit dreistem Tone von weitem, als er diesen erblickte.

„Sie sind es, Fouquier! Wo gehen Sie denn hin?"

„Ich bringe die Listen der Gefangenen, welche vor dem Gericht erscheinen müssen."

„Um verurtheilt zu werden! . . . Lassen Sie mich doch sehen." Er nahm das Papier und las einen Augenblick. „Liron!" rief er plötzlich aus. „Es war Zeit! Was hat denn dieser Mann gethan?" fragte Barrère, indem er sich zu dem Fremden wandte.

Dieser war kein anderer, als Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger.

„Verdächtig!" antwortete dieser.

„Und wenn ich für ihn gutsprechen würde?"

„Das hieße die Republik bestehlen, — nehmen Sie Sich in acht!" — Dann sprachen Sie leise mit einander.

(Schluß folgt.)

Ein Traum.

Des Traumgotts Fittig hob mich sanft empor
Aus feuchtem Moderstaub der dumpfen Grüfte
Hin zu des Jenseits räthselhaftem Thor.
Die Erde sank und ihrer Wälder Düfte,
Der buntbeschwingten Sänger Jubelchor,
Der Menschen Leid verschlangen rasch die Lüfte,
Im blauen Aether badend seine Schwinge,
Zog mein Begleiter steigend seine Ringe.

Es war ein unvergleichlich schönes Bild,
Als ich im Fluge ein Asyl gefunden;
Das Meer glich einem glattgeschliffnen Schild,
Die Ferne schien vor meinem Aug' entschwunden,
Zerstreut wie Spielzeug Städte im Gefild,
Die Hochgebirge, glitzernd, steilgewunden,
Blauduftumwoben schienen Riesenflossen,
Vom Sonnenpurpur glühend übergossen.

Der helle Süden spielte tausend Farben,
Getrennt vom Norden durch die Alpenwand,
Wo sich mit Waldgrün mengt das Gold der Garben,
Bis unter Frost, trotz Heklas Lavabrand,
Im Schneegewand die warmen Töne starben.
Zornmüthig wies des Zauberboten Hand
Das Weltgetriebe mir vom Ozean
Die Pyrenäen entlang bis zum Balkan.

Die Freiheit drohte Rom im Frankenland
Mit goldnem Weihrauchsfasse zu erschlagen,
Vom Harz zur schneegefurchten Alpenwand
Hört' ich die unverdrossnen Deutschen klagen,
Der Größenwahn mißbrauche ihre Hand
Zu seines Aberwitzes tollem Wagen.
Die Sieger tanzten um das goldne Kalb
Und schwangen ihrer Feinde blut'gen Skalp.

Bewirthet von dem Vampyr Ruhmeswahn
Schmaust Wurm und Rabe bei der Leichenfeier
Am wälderreichen Fuße des Balkan,
Ein Tiger rang mit einem Lämmergeier.
Dem Würger wahrt ein Panther freie Bahn,
Zwei Adler sekundirten dem „Befreier";
Im Hinterhalte lauert beutelüstern
Das Frettchen und der Wolf mit blut'gen Nüstern.

Die abgetönte Farbenpracht der Auen
Ist mit der Sonne in das Meer getaucht,
In Dämmerung die Gletscher sanft verblauen,
Vom Alpenglühen rosig angehaucht.
Als ihr Gewand die Nacht entrollt mit Grauen
Und Blut vom Schipkapaß zum Himmel raucht,
Wallt auf der Nebel wie ein Hungertuch
Und ferner Donner grollt — der Völker Fluch.

Zu Wolken ballten sich die heißen Thränen,
Auf Samums Flügeln naht die schwarze Pest,
Das Firneis floß geschmolzen durch Moränen,
Die Vögel flattern kreischend aus dem Nest
Und Herden fliehn mit Wölfen und Hyänen,
Gescheucht vom Blitz im prasselnden Geäst,
Erdbeben hebt und stürzt die Felsenwände
Und lauer Regen strömt und strömt ohn' Ende.

Aus seinen Ufern tritt das Meer, der Strom
Verschlingt die Saat, den Mammon und die Waare;
Tyrannenmacht zerstiebt wie ein Phantom,
Dem Wüstling wird das Lotterbett zur Bahre;
Vergeblich wankt der feiste Pfaff zum Dom,
Zum Fluche wird sein Segen am Altare.
Der Reiche wie der Bettler, Filz und Prasser,
Sie ringen alle hülflos mit dem Wasser.

Hier treibt ein Prinz auf einer Häringstonne,
Ein Sträfling dort auf goldverziertem Thron,
Umschlungen hält die Freudenmaid die Nonne,
Der strenge Vater den verstoßnen Sohn;
Der stille Gram, die traute Liebeswonne,
Verzweiflung, Stolz und Demuth, Wahn und Hohn,
Sie alle zittern auf der schwanken Planke,
Umkrallt von des Gethieres blut'ger Pranke.

Mit langen Beinen kämpft im Vatikan
Den letzten Strauß die kreuzgeschmückte Spinne,
Dem Adlerkleeblatt wie auch Galliens Hahn
Raubt Müdigkeit die siegerprobten Sinne.
Nur Einer lacht im sturmgewiegten Kahn,
Denn das Verderben wird ihm zum Gewinne.
Ihn — Ahasver — bekümmert nicht die Noth,
Erlöst winkt ihm der längstersehnte Tod.

Den ew'gen Juden treibt der Fluth Gewalt
Zum höchsten Firn. Der matte Lebensfunken
Verglimmt in seiner riesigen Gestalt.
Die letzte Handvoll Erde ist versunken,
Des Weltgerichtes Donnerwort verhallt
Und alles, was da athmete — ertrunken.
Im öden Weltraum treibt, erleuchtet karg,
Der fluthumhüllte Ball — ein leerer Sarg.

Da bleichet um des Tages goldne Pforte
Der Sterne Demantkranz im Morgenroth.
Der Weltgeist rief aus Himmelshöh'n die Worte:
„Des Daseins Räthsel löset nur der Tod!
Die Freiheit jüngt im letzten Zufluchtsorte
Der Menschheit beste Lehrerin, die Noth!"
Die Sündfluth unerbittlich strenger Zeit
Verrauschte in dem Strom der Ewigkeit. —

Ein Strahlenpfeil die Dämmerung durchbricht
Und zündet goldumloht der Berge Spitzen;
Durch Nebeldampf, der wallend sie umflicht,
Wie Weihaltäre ihre Gletscher blitzen.
Des Lebens Trieb erwacht im Sonnenlicht
Und frisches Grün sprießt in den Felsenritzen.
Wohl tausendstimmig steigt zum Himmelsdom
Des Waldes neubelebter Liederstrom.

Erstanden ist Deukalions Geschlecht,
Zur Pflugschar wird der Schild, das Schwert zum Spaten:
Gewalt geht seinen Lenkern nicht vor Recht,
Und seiner Henker unheilvolle Thaten
Krönt nicht des Lorbeers blutiges Geflecht,
Ich sehe weder Zöllner noch Soldaten.
Da klirrt ein Schlüsselbund vor meiner Schwelle
Und ich erwachte — in der Kerkerzelle.

Max Transil.

Ein schwarzer Philosoph. Der Afrikareisende Hermann Soyaux machte in der „Gegenwart“ vor kurzem in einem höchst interessanten Artikel mit der Ueberschrift „Nur ein Neger“ eine Reihe von höchst anziehenden Mittheilungen über einen merkwürdigen Freund von sich, von denen wir im folgenden einen Auszug geben, der den Lesern der „Neuen Welt“ nicht unwillkommen sein dürfte. Beim Botanisiren hatte sich Soyaux in der schluchtenreichen Umgebung von M=pungo am Dongo einmal verstiegen und wäre, als er an einer äußerst gefährlichen Stelle sich bemühte, eine Farrenpflanze zu pflücken, beinahe ums Leben gekommen, wenn ihn Joaa Gonsalves d'Azevedo, ein Schwarzer, nicht von dem Abhang mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet hätte.

Der Gerettete folgte dem Helfer in höchster Noth nach seiner Hütte, und wenn dieser ihn, als der Europäer Azevedo in herzlicher Dankbarkeit seinen Freund nennt, darauf aufmerksam macht, man müsse erst prüfen, ehe man mit diesem Ehrentitel jemanden auszeichne, so gab schon diese Aeußerung dem Reisenden die Gewähr, daß der Schwarze wohl werth sei, näher mit ihm bekannt zu werden. Sie kamen nun sehr häufig zusammen, und aus den bei diesen Zusammenkünften und gemeinsamen Wanderungen im Lande gepflogenen Unterhaltungen theilt Soyaux eine Reihe von Aeußerungen mit, die uns den Beweis liefern, wie recht der Erzähler hatte, dem Schwarzen seine Freundschaft zu schenken.

Da der Schwarze, regsamen Geistes, wie er war, fleißig an seiner eigenen Bildung gearbeitet hatte — Soyaux fand bei ihm außer religiösen Büchern, Landkarten, portugiesisch-englischen Wörterbüchern, auch die Werke des portugiesischen Dichters Camoens —, so werden wir uns nicht wundern über die klaren Urtheile des afrikanischen Autodidakten.

Meist drehte es sich in den Gesprächen der beiden Freunde um allerlei interessante Erscheinungen, welche da zutage treten, wo europäische Kultur mit der einfachen Natürlichkeit der sogenannten „Wilden“ zusammentrifft. Zunächst bringen wir einige Aeußerungen, welche sich auf die den Schwarzen von den Weißen entgegengebrachte Verachtung beziehen, und wie wenig dieselbe gerechtfertigt werden könne: „Was haben wir euch gethan, daß ihr uns Neger so tief in eurer Werthschätzung stellt? Wir sollen nichts gethan haben, um eure Achtung zu erringen! So wie ihr Europäer euch hier in Angola zeigt, kann uns an eurer Achtung nichts liegen, sondern nur an den materiellen Vortheilen, die wir durch euch haben könnten, die wir aber tausendfach an euch bezahlen müssen.“ — „Wir sollen so viele und schlechte Eigenschaften haben. Ich wüßte keine, die ihr nicht auch hättet; nur übertüncht ihr sie, ihr sagt, aus Liebe zum Besseren. Diese Liebe wird aber wohl anfänglich in der Furcht vor Bestrafung (ich schließe das nach dem, was ich an Kindern der Weißen gesehen) und in euren geregelten Verhältnissen wurzeln. Uns fehlen geregelte Verhältnisse, seit — ihr im Lande seid!! Wo noch kein Weißer war oder wo euer Einfluß noch nicht hinreicht, leben im Innern glückliche Stämme in geordneten Verhältnissen!“

Von welcher feinen Beobachtungsgabe zeugt ferner folgende Bemerkung, welche Azevedo machte, als von der Häßlichkeit der Neger die Rede war: „Auch wir Neger können einmal schöner werden! Sie sprachen einmal davon, daß Ihre vornehmeren und feiner gebildeten Europäer, denen ja gewöhnlich auch größere Lebensbequemlichkeiten geboten sind, sich auch körperlich vortheilhaft hervorheben. Ich entsinne mich, daß ich bei meinem letzten Aufenthalt im Süden, bei den M=balundus, einem nach unseren Begriffen gut regierten Stamme, einer Volksversammlung unter dem Vorsitz der 53 Makotas (etwa eure Repräsentanten) und 86 Sobas, Ortsvorstehern, beiwohnte. Alle die Würdenträger zeichneten sich durch hellere Hautfarbe und durch den äußeren Schein aus, den ihnen vornehmeres Leben und die Kopfarbeit, zu welcher sie die Sorge für ihre Unterthanen zwingt, auf das Gesicht prägt; ja, ich vermochte sogar ihre Verwandten, die unter dem gewöhnlichen Volke verstreut standen, zu erkennen. — Die M=balundus sind überhaupt ein besserer Volksstamm, weil sie sich am längsten von der Berührung mit den Weißen ferngehalten haben.“

Wem fallen da nicht die Pizarro und andere „Vorkämpfer der Civilisation“ ein! Wir denken dabei auch an den, so schnell mit Flinten und Kanonen gegen die „Wilden“ operirenden Stanley, der, wie es scheint, seinem Vorgänger Livingstone so unähnlich ist! Die Kulturproben, welche die Europäer in jenen Ländern gegeben haben, dürften für die Ureinwohner genügen, in dem Weißen gleichzeitig einen Feind zu erblicken und ihn sich fernzuhalten zu bestreben.

Auch über die kulturellen Wirkungen des Christenthums finden wir Dinge, so edel, schön und großartig, daß man glauben möchte, der Afrikaner sei bei Lessings „Nathan“ in die Schule gegangen.

„Was nutzen uns eure Missionen? Die Negerkinder, die in ihnen erzogen werden, taugen zu garnichts; sie schreiben und lesen und beten ihr Paternoster. Aber sie haben vergessen, daß ihre Eltern Neger sind; sie schämen sich, daß sie eine schwarze Haut haben, und verachten ihre Brüder. Dabei haben sie verlernt, was für ein Negerleben nöthig ist. Sie lassen sich von den verachteten Ihren ernähren und thun sehr weise. Von Arbeit haben sie gar keine Vorstellung. Daran wird wohl auch die Erziehung schuld tragen! Sie haben nicht einmal gelernt: Liebe deinen Nächsten! Christus wird unter dem ‚Nächsten‘ wohl auch uns Neger verstanden haben.“

Schließlich wünschte Azevedo: „Schickt uns keine Missionäre, schickt uns fromme Arbeiter, schickt uns ehrliche Männer, die bei ihrer Arbeit auch an uns, nicht nur an sich denken!“

„Wie unklug sind eure Priester!“ ruft Azevedo bei anderer Gelegenheit aus. „Was versteht der Neger, wenn er auch sogenannter Christ ist, von einem Wort aus der Bibel, welches jeder Priester nach seinem eigenen Gefallen auslegt und deutet! Wozu geben sie überhaupt dem Neger die Bibel in die Hand, die soviel Unverständliches enthält, daß sie sogar euch ausgelegt werden muß? Sprecht dem Neger, dem Naturmenschen, von der Größe und Herrlichkeit unseres Allvaters, beweist sie ihm an Gottes schönen Geschöpfen, an dem Palmenbaum, an der Banane, am Sternenhimmel, an den Bergen, und vor allen Dingen am Menschen, an euch selbst und eurem Beispiel! — Was ich von den Priestern kenne, kann mich nur mit Abscheu und Ekel erfüllen; ich begreife die Langmuth Gottes nicht, denn seine Priester werden seine Verhöhnung! Es ist, als ob ich diesen klaren Wein in ein schmutziges Gefäß gießen wollte. Eure Priester sollten die Besten, die Vollkommensten eures Volkes sein, aber es sind die Schlechtesten, denn es sind Heuchler und Lügner, die sogar sich selbst betrügen! Sind die Priester in eurem Lande ebenso, wie ihre Mehrzahl bei uns sich zeigt, so bedaure ich eure Kinder, die von ihnen gelehrt werden! Ich bin überzeugt, daß ich, in ihre Hände gefallen, der vollkommensten Heuchler einer geworden wäre!“

„Nennen Sie jene Missionäre,“ sagte der schwarze Weise ein andres mal, „Verbreiter Ihrer Civilisation? Ich nicht! Sie theilen nur die selbsterfundenen Satzungen und Formeln einer Religion mit, die mit eurer Gesittung fort= oder zurückschritt; es ist, als wenn sie auf einen Kaffeebaum das Reis eines Feigenbaums pflanzen wollten.“

Wie nahe streift an hellste Vernunfterkenntniß folgendes Wort unseres Schwarzen: „Wenn ein Gott dies All schuf, wie groß muß er sein! Ihr Gott ist nicht größer als der der Neger! Der Gott der Schwarzen, Zambi, schuf auch alles; entweder die Erzählungen von Gott sind Menschenwort, oder der Gott der Bibel ist der Gott der Neger!“

Weiter reflektirt er: „Wie mag es wohl mit dem Christenthum aussehen, wenn es einige Jahrtausende älter ist? Das Christenthum von heute ist das Werk seiner Priester; ich glaube, wenn Christus jetzt auf die Welt käme, er würde recht traurig sein, er würde zürnen über seine Priester, wenigstens über solche, wie ich sie hier in Angola kenne. Bei euch mögen sie besser sein, aber sind nicht grade hier die besten nöthig? Wissen Sie, wer mich an Christus erinnert? Ihr — oder unser Livingstone! Wie ich den Mann bewundere! Er ist ein großartiger Held; er allein mit seinem Wort und seinem Beispiel kämpft gegen den bösen Schatten, der von seinen Brüdern, den Weißen in unserem Lande, ausgeht. Ich sah ihn vor Jahren hier durch M=pungo am Dongo kommen; durch jene Straße zog er, von ein paar treuen Negern begleitet, die einige kleine, gelbe Blechkoffer trugen. Seine schärfste Waffe, seine Ausrüstung ruhte in seinem Herzen. Als ich im Süden und im Osten war, hörte ich von dem ‚Weißen mit der Mütze‘, alle Neger hatten ihn lieb; warum kann es nicht mit allen Weißen so sein?“ —

Ja, fürwahr, es könnte, es sollte mit allen Weißen so sein, aber tief beschämt müssen wir gestehen, daß es eben leider nicht so ist! Beschämt müssen wir die Augen niederschlagen vor diesem „Wilden“, der so schwerwiegende Anklagen und Vorwürfe gegen die civilisirten Kulturvölker vorbringt, denen wir kaum etwas Stichhaltiges zu entgegnen haben. Er erinnert uns lebhaft an das Auftreten Midhat Paschas, des Türken, in dem Gelehrtenverein der Positivisten in Paris! Man möchte fast glauben, das alte Europa habe jenen Völkern nichts mehr zu lehren, wohl aber könne es mit großem Nutzen bei ihnen in die Lehre gehen.

Wir schließen mit einem bedeutenden, ebenso wahren als dichterisch schönen Ausspruch unseres Afrikaners, in welchem er Wesen und Werth der ihm zu Gesicht gekommenen europäischen Kultur, oder vielmehr Ueberkultur, hart, aber gerecht beurtheilt:

„Mit eurer Kultur kommt es mir vor, wie mit Tabaksrauch in einem schönen Zimmer: anfangs sieht er schön blau aus, er duftet so angenehm, später aber — stinkt es im Zimmer!“ wt.

Zum Seelenleben der Thiere. Als ich in früheren Jahren die „Gartenlaube“ noch regelmäßig las, brachte dieselbe, wie ich mich entsinne, in ihren „Blätter und Blüthen“ öfter kleine Skizzen aus dem Thierleben, unter der Bezeichnung „Instinkt oder Ueberlegung?“ Sie überließ, auch wenn sie noch so frappante Beispiele einer gewissen Denkthätigkeit der Thiere zu erwähnen wußte, das Urtheil dem geneigten Leser, auf welche Seite, ob auf die des Instinkts oder die der Ueberlegung oder der Denkfähigkeit des betreffenden Thieres, von welchem die Skizze handelte, er sich stellen wolle. Seit der Zeit nun, seit welcher ich die „Gartenlaube“ nicht mehr lese, habe ich mich zufällig mehr und eingehender mit dem Seelenleben der Thiere beschäftigt, nur allein durch Beobachtung im täglichen Leben, und vieles ist mir von jetzt sowohl, als aus Wahrnehmungen früherer Zeit klarer geworden. Hierzu eine kurze Geschichte.

In den sechziger Jahren arbeitete ich in einer größeren Lederfabrik in Berlin (Gesundbrunnen). Vor der einen Thür der Fabrik, durch die eine Menge Arbeiter aus= und eingingen, lag an der Kette ein Hund, dem es jämmerlich schlecht ging. Nicht nur waren dem armen Thier durch die alles besser wissenden und die Natur verhunzenden

Menschen die Ohren und der Schwanz in der Jugend gestutzt worden, infolgedessen der Hund von den Fliegen sehr gequält wurde, sondern er bekam auch, wie die Arbeiter zumeist, nicht einmal satt zu essen. Von Zeit zu Zeit wurden ihm ekle Gedärme geschlachteter Thiere, sog. Wampen, hingeworfen, die selbst diesem gequälten und hungernden Thierproletarier nicht mundeten. Seine besten Freunde waren wir Gewerbsgenossen, die ihm, je sechs bis zehn an der Zahl, vom Frühstück sowohl als auch vom Mittagbrot etwas zukommen ließen. Durch lange Beobachtung und lange Erfahrung hatte sich der Hund diese Eßpausen, namentlich die Mittagstunde, ausgezeichnet gemerkt, so zwar, daß ich, meiner Wahrnehmung zufolge, bestimmt behaupten kann, das Thier verstand zu zählen.

Auf dem „Gesundbrunnen" steht nämlich eine jener thurmlosen Kirchen, welche dem „religiösen Bedürfniß" der Berliner in die sich immer weiter ausdehnende Stadt nachfolgen. Diese Kirche hat eine Uhr, nach deren Schlag sich auch unsere Fabrik richtete. Nach 12 Uhr, wenn die Uhr der Kirche geschlagen hatte, kam aus einer andern Abtheilung der Fabrik der Vorarbeiter, ging nach der im Hofe aufgehängten Glocke und läutete zur Mittagpause, worauf die Genossen nach allen Richtungen zu Tisch eilten. Nach dem Mittagessen war nun unser geplagter Hund gewöhnt, von Seiten der Arbeitsgenossen verschiedene Abfälle, Brot, Knochen, Wurstschalen u. s. w. in Empfang zu nehmen. Dies hatte sich das Thier nun so exakt gemerkt, daß, wenn die Uhr zwölf schlug und der Vorarbeiter nicht sofort erschien, um zu läuten, es wie wüthend an seiner Kette riß und die jämmerlichsten Töne ausstieß, sich aber sofort beruhigte, wenn sein und natürlich auch unser Befreier erschien und Mittag läutete. Ich behaupte nun fest, da Noth nicht allein beten, sondern auch denken lehrt, daß unser wachsamer, aber vernachlässigter Hund, infolge langer Uebung die Glockenschläge zu zählen verstand! Da sonstige Anzeichen zur Mittagpause nicht vorlagen, so hatte sich der Hund gemerkt, daß nach zwölfmaligem Schlagen das Zeichen zum Mittagmachen gegeben wurde und daß nach diesem auch ihm verschiedene Leckereien zutheil wurden.

„Instinkt oder Ueberlegung?" Ich meine: Ueberlegung und Nachdenken! A. Kruhl.

Das letzte Aufgebot. (Bild Seite 520—521.) Die Gewaltthaten der Menschen lassen sich nirgends spurlos auswischen, sie graben sich in die Seelen der Landschaften hinein, und es bleibt diesen eine bange Ahnung und die Furcht übrig, welche die Geister großziehen, die die Phantasie der unterdrückten Völker gebiert. Auch dem Schauplatz unseres Bildes hat die mit Blut geschriebene Weltgeschichte dieses Kainszeichen aufgedrückt. Es ist der Ausgang der Unterauer Schlucht in Tirol, die Brixener Klause genannt. Zur selben Zeit, als unter den Palmen am Jordan der Schöpfer einer neuen Lebensanschauung das Licht der Welt erblickte, hat hier unter den Mauern der rhätischen Veste Sabiona, jetzt Franzensfeste genannt, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, das später so berüchtigte Scheusal Tiberius, zwanzig rhätische Stämme vernichtet. Zur Zeit der Völkerwanderung hat sich hier Alarich mit Radagast gemessen. Der Minnesänger Walther von der Vogelweide, der auf dem nahen Leiener Ried geboren ist, besingt einen blutigen Zusammenstoß der deutschen Kreuzfahrer unter einander in der „Klause". Auch die Römerfahrten der deutschen Kaiser haben hier blutige Spuren hinterlassen, aber den Löwenantheil unserer Aufmerksamkeit verdient die tiroler Volkserhebung gegen den bayerischen König „von Napoleons Gnaden", die im Jahre 1809 Andreas Hofer leitete. Auf der im Jahre 1178 erbauten ladritscher Brücke, welche in einer Höhe von 48 Meter den Eisack überspannt, schlug der „Sandwirth von Passeyer" mit seinen undisziplinirten Bauern die Bayern. Eine Stunde von hier, bei Oberau, nahm er Lefèbvres Corps, aus 550 Sachsen bestehend, gefangen. Der Ort heißt heute noch die Sachsenklemme. Der entronnene französische General überbrachte persönlich die Nachricht seiner schmählichen Niederlage nach München. In der wiener Hofburg war großer Jubel. Man prägte eine goldne Denkmünze zu Ehren des „Generals" Andreas Hofer, und in Paris wüthete der „allmächtige" Korse Napoleon, daß seine sieggewöhnten Söldner „vor Dreschflegeln davonliefen", wie er sich ausdrückte, vergaß aber, daß sie gegen einen unsichtbaren Feind kämpfen mußten, der sie mit Flintenkugeln und Felstrümmern überschüttete. Die unerwarteten Erfolge des tiroler Volkes haben nicht wenig zur Annäherung Napoleons und des Kaisers Franz beigetragen. Der undankbare Habsburger ließ Tirol, das für ihn geblutet, im Stich. Unser Bild stellt den ergreifenden Auftritt aus jener bewegten Kriegszeit vor, wo der auf sich selbst angewiesene Andreas Hofer die letzte Aushebung der tiroler Männer zum Kampf auf Leben und Tod wider den „Erbfeind" zusammentrommeln läßt. Die in den Jahren schon tüchtig vorgerückten Vaterlandsvertheidiger nehmen von Weib und Kind Abschied — vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Ihre Ausrüstung mit allen möglichen und unmöglichen Vernichtungswerkzeugen liefert den Beweis, daß in der Kriegskasse Ebbe eingetreten ist, und wirklich war es der Anfang vom Ende des so rühmlich begonnenen Kampfes. Trotz der Heldenthaten der Führer Hofer, Speckbacher und Haspinger und der Wunder der Tapferkeit ihrer Mannschaften wurde der Landsturm durch die Uebermacht der Franzosen in die unwegsamen Schluchten zurückgedrängt, das Versteck des geflüchteten Hofer, in einer Sennhütte des Jaufenjoches, verrathen und „der Blutzeuge von Tirol" in der italienischen Festung Mantua am 20. Februar 1810 erschossen. So endete die Iliade des 19. Jahrhunderts, welche den hochbegabten Genremaler Franz Defregger zu zwei seiner schönsten Schöpfungen: „Das erste" und „Das letzte Aufgebot" begeisterte. Defregger ist, wie seine zwei Nebenbuhler Mathias Schmiedt und Alois Gabl, Tiroler. Das Schicksal hat seinen Lebenspfad nicht mit Rosen bestreut, sonst wäre er nicht berühmt geworden. Am 30. April 1835 zu Stronach im Pusterthal als Sohn eines Bauers geboren, ist er auch als Künstler ein ächtes Kind des Volkes geblieben. Deshalb sind auch die Figuren seiner Bilder keine in tiroler Gewänder gesteckte Modelle, sondern wirkliche Aelpler, mit der unbefangenen Urwüchsigkeit und dem prächtigen Mutterwitz des kernigen Bergvolkes ausgestattet. Dr. M. T.

Zur Sage von Tell und Geßler. Wenn die Historiker im allgemeinen bei Beurtheilung der Gegenwart mit großer Pietät von dem Bestehenden zu reden lieben — denn zu dem „Bestehenden" gehören eben auch Lehrkanzel, Gehalt und Titel —, so gehen sie um so schärfer der Sagenwelt zu Leibe. Bei der Arbeit in diesen entlegenen Gefilden kann man seinen Radikalismus in der Sonne spiegeln, ohne sich destruktiver Tendenzen verdächtig zu machen. Wir wollen indeß gleichwohl dankbar sein, wenn überhaupt nur aufgeräumt wird, — nach der alten Legende fällt die neuere. Nur Geduld. Auch die hübsche, vom schweizerischen Volke mit einem gewissen Fanatismus hochgehaltene Tellsage ist den Angriffen der wissenschaftlichen Kritik erlegen. Es steht außer Frage, daß dieselbe eines geschichtlichen Kernes durchaus entbehrt. Unser Nationalheld Wilhelm Tell ist geliefert, alle patriotische Wehmuth vermag ihn nicht zu retten. — Ein verdienstvoller Forscher auf dem Gebiet der ältern Schweizergeschichte, Professor Rochholz in Aarau — auf den unsere Eingangsworte keinen Bezug haben — ist nun jüngst mit einer Sammlung von Dokumenten hervorgetreten („Die Aarganer Geßler in Urkunden von 1250—1513"), welche auch den bösen Fridolin der Tellsage aus der Welt schafft, indem sie den unanfechtbaren Beweis erbringt, daß nie und zu keiner Zeit ein Geßler Landvogt in Uri oder Schwyz gewesen ist. Wie kam aber dieser Name auf die Tyrannenliste? „Daran ist nicht etwa ein von der Volkssage arglos begangener Anachronismus schuld," sagt Rochholz im Vorwort, „sondern die Chronisten haben einen solchen Verstoß gegen die Zeitrechnung eigenmächtig und mit vorberechnender Arglist begangen, weil es aller Lohnschreiber Art von jeher war und ist, die Sünden der Herren, denen man dient, ganz abzuleugnen, indem man sie andern aufbürdet oder in eine halbmythische Vorzeit zurückverlegt. Ganze Republiken lügen von Staatswegen und aus patriotischer Schuldigkeit, äußert schon Lucian über die gleiche Sophistik der griechischen Staaten seiner Zeit. Eben die von den vergrößerungssüchtigen Kantonen an dem Geßler'schen Grundbesitze verübten Spoliationen; das gegebene Versprechen der Orte und zugleich wieder ihre Weigerung, den Beraubten zu entschädigen oder mit ihm vor das Schiedsgericht der oberdeutschen Reichsstädte in's Recht zu treten; die zweimal darüber ausgebrochene Fehde alsdann, welche die schweizerische Nordgrenze vom Bodensee bis Basel unsicher gemacht hatte, diese Reihe offenkundig gewesener Vertrags- und Wortbrüche gaben den damaligen Parteischriftstellern den Plan ein, den Vergewaltigten zum Gewaltthäter umzustempeln und die Bedränger als die Bedrängten hinzustellen. Das grausame Unrecht, welches das Geschlecht der Geßler zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Schweiz wirklich erlitten, das sollten sie selber schon zu Anfang des 14. an der Schweiz verübt haben. Freilich dachten dabei diese sich und ihr Völklein beschmeichelnden Chronisten nicht entfernt daran, daß eben Dokumente, in denen der an den Geßlern begangene Raub einbekannt steht, in den Landesarchiven erhalten bleiben würden und eines Tages zur Steuer der unverjährbaren Wahrheit an's Licht gezogen werden könnten." — Für diese Ehrenrettung des Geschlechtes Geßler werden meine Landsleute dem alten Rochholz kaum sehr dankbar sein. Wer ihren nationalen Sagenkreis antastet, verdirbt es leicht mit ihnen. Als die „Tagwacht" vor einigen Jahren aus der Feder Carl Bürkli's einen Aufsatz veröffentlichte, in welchem verschiedenen schweizerischen „Heldenvätern" das Lederzeug untersucht wurde, erregte dies großen Unwillen, selbst in Arbeiterkreisen. Die Wahrheit zerstört die Illusionen, sie thut weh, aber sie allein macht frei. r.

Der Ausbruch des isländischen Vulkans Hekla. Am siebenundzwanzigsten Februar, gegen sieben Uhr abends, begann eine Eruption des Hekla. „Zwei Stunden vorher", schreibt Dr. Hjaltalin dem londoner „Globe" aus Reykjawik (Hauptstadt der zu Dänemark gehörenden Insel Island, unter dem 64. Grad nördlicher Breite), „fand ein heftiges Erdbeben statt, das man hier in Reykjawik, in einer Entfernung von 50 englischen Meilen, deutlich verspürte, bei weitem heftiger natürlich in der unmittelbaren Nähe des Vulkans; doch selbst bis in einer Entfernung von 10 englischen Meilen fanden Erdsenkungen und Felsenstürze statt. Wie im Jahre 1745 während des Erdbebens in Lissabon der hunderte von Meilen entfernte Carlsbader Sprudel auf Stunden seine Funktion einstellte, so wurde auch der Wasserauswurf des Schlammvulkans Geyser von der kreisenden Thätigkeit seines Nachbars Hekla irritirt. Die Eruption des Hekla dauert noch immer fort; des Abends sind die Flammen noch häufig sichtbar, selbst von unserer Stadt aus. Infolge der großen Schwierigkeit des Reisens in Island um diese Jahreszeit ist der Mann, den ich behufs näherer Berichterstattung aus-

sendete, noch nicht zurückgekehrt, daher ich eingehendere Mittheilungen erst mit dem nächsten von hier abgehenden Dampfboote machen kann. Von einem Geistlichen, der ganz in der Nähe des Berges wohnt, erhielt ich eine kleine Probe von der ausgeworfenen Asche, und bei einer Vergleichung derselben mit jener, welche der Berg im Jahre 1845 auswarf, fand ich, daß sie mineralogisch ganz die nämliche ist. Es ist eine schwarze basaltische, oder vielmehr augitische Asche, die sich als sehr schädlich erweisen mag und es für den Pflanzenwuchs, namentlich in der Umgebung des Berges, in früheren Jahren auch gewesen ist. Frühere Ausbrüche des Hekla waren für die Isländer wahrhaft fürchterlich, sowohl dem Anblick als den Wirkungen nach, obgleich sich nicht alle gleich gefahrvoll erwiesen. Unter den Geschichtsschreibern und sonstigen Gelehrten herrscht einiger Streit darüber, wie viele Ausbrüche des Hekla seit der historischen Zeit stattgefunden haben. Im vorigen Jahrhundert, als die gelehrten Reisenden Dr. Bjarni Palsson und Eggbert Olavsson Island bereisten, berichteten diese, daß in der historischen Zeit zweiundzwanzig Eruptionen aus dem Berge selbst und drei aus den anstoßenden Gebirgstheilen erfolgten, was nach der Ablagerung der Asche und dem Verwitterungsgrad der Lava ersichtlich sei. Seitdem fanden zwei weitere Ausbrüche statt, so daß der jetzige der achtundzwanzigste wäre. Einige französische Geologen, welche uns vor kurzem besuchten, versicherten uns, wir könnten fest darauf vertrauen, daß uns der Hekla nicht mehr beunruhigen werde." Der offizielle Bericht des meteorologischen Observatoriums (Witterungswarte) von Reykjawik berichtet an die Sternwarte in Kopenhagen, daß die Eruption, abweichend von dem bisherigen südlichen Krater, an der Nordostseite des Berges erfolgte. Das vorausgegangene Erdbeben im nördlichen Theile der Insel wird als sehr heftig geschildert. Mit einbrechender Dunkelheit scheint das Firmament über dem Hekla in Flammen zu stehen. Der Herausgeber des „Thjodolfus", des vornehmsten Blattes von Island, hat einen Berichterstatter an Ort und Stelle behufs näherer Erkundigungen abgeschickt, aber das Wetter ist so stürmisch und dunkel, daß er noch nicht zurückkehren konnte, wenn er überhaupt noch am Leben ist. Glücklicherweise ist, wie gewöhnlich, die Asche meist nördlich und östlich in die Wüste getragen worden. Der Ausbruch dauert noch immer (24. März) in unverminderter Heftigkeit fort. Dr. M. T.

Ein Wunderkind. Als eines der am reichsten angelegten Wunderkinder, welche je die Welt in Erstaunen setzten, muß der Franzose Palissot bezeichnet werden. Er schrieb mit neun Jahren ein lateinisches Gedicht von 400 Versen, mit elf Jahren hatte er seine Philosophie absolvirt und sich eine eigene Weltanschauung aufgebaut. Mit zwölf Jahren verfaßte er eine Satire auf die verschiedenen Stände, und in einer Komödie, welche in Paris unter dem Titel „Le Cercle" erschien, griff er Rousseaus „Emile" und Voltaires „Henriade" an; aber, wie alle Wunderkinder erfüllte er als Mann nicht die hochgeschraubten Hoffnungen, zu denen der Knabe berechtigte. Dr. M. T.

Einer nach dem andern. Als die Freundin Voltaires, Marquise von Châtelet, welche früher in einem ähnlichen Verhältnisse zum Kardinal Richelieu stand, starb, zog der Philosoph von Ferney der Leiche einen Brillantring vom Finger, in dessen geheimem Fach sein Bildniß war. Wehmüthig betrachtete er den kostbaren Ring, den er der Verblichenen vor vielen Jahren verehrt. Zufällig sprang die Feder auf, und siehe da! statt seines eigenen Bildnisses entdeckt Voltaire das des Offiziers Saint Lambert im geheimen Fach. Resignirt rief er aus: „So sind die Frauen. Ich habe Richelieu verdrängt, Saint Lambert mich. Einer nach dem andern. Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Pancsova. W. P. Ein gutes Mittel gegen Frostbeulen ist eine Salbe aus gleichen Theilen Petroleum, weißem Wachs und Mandelöl; auch bewährt sich mitunter eine Lösung von einem Theil Aetzkali in 200 Theilen destillirtem Wasser. Von innerlichen Mitteln, namentlich Eisenpräparaten, haben wir bei diesem Leiden noch keine Erfolge gesehen. — Ein Buch, wie Sie es wünschen, existirt nicht.

Erfurt. C. A. Trotz alledem würden wir Ihnen rathen, es wieder mit dem Schlafen bei offenem Fenster zu versuchen; denn daß Sie durch das bischen Nachtluft sofort einen Rachenkatarrh bekommen, beweist eben, daß Ihr Organismus die nöthige Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse sich erst wieder erringen muß. Was soll denn im Winter werden? Waschen Sie aber, ehe Sie den Versuch, bei offenem Fenster zu schlafen, nochmals wagen, jeden Morgen den Oberkörper, und besonders den Hals, mit kühlem Wasser und reiben Sie Sich hinterher gut ab.

Berlin. R. St. Wenn Sie zum Ausspülen des Mundes Sich des Salicylsäuremundwassers bedienen, so wird der Zungenbelag bald verschwinden. — Frl. M. L. Täglich zweimal eine Messerspitze voll doppeltkohlensaures Natron wird den, wahrscheinlich Ihrem Magen entstammenden üblen Geruch aus dem Munde jedenfalls beseitigen. Die Nase spritzen Sie fleißig mit lauwarmem Salzwasser aus, am besten mittels der Weber'schen Nasendouche, die Sie für 3 Mark bei H. Windler in Berlin, Dorotheenstraße 33, bekommen. — F. H. Ob jemand durch Schreck einen Ausschlag bekommen könne? Das ist zwar oft behauptet, aber bis jetzt nicht bewiesen worden. Jedenfalls verlangt ein derartiger Ausschlag keine andere Behandlung, als ein solcher aus andern Ursachen. — Fritz Gr. Ueber die Behandlung von Pickelausschlägen und Mitessern im Gesicht haben wir bereits in früheren Nummern der „N. W." gesprochen. — O. W—r. Schaffen Sie Sich das Werkchen von Fürst: „Das Kind und seine Pflege" (Leipzig, bei Weber) oder Paul Niemeyers „Rathgeber für Mütter" (bei Engelhorn in Stuttgart) an.

Hamburg. L. K. Wenn Sie einen Leistenbruch haben, so müssen Sie unbedingt ein gut passendes Band tragen, welches den Bruch vollständig zurückhält. Tritt derselbe unter dem Bande hervor, so paßt dasselbe eben nicht, und Sie müssen es entweder ändern lassen oder Sich ein neues anschaffen. Mit dem Bruchbande sind Sie ein gesunder Mensch, während Sie ohne ein solches in steter Lebensgefahr schweben, weil der Bruch sich in diesem Falle einklemmen kann. Daß Leistenbrüche plötzlich — vielleicht nach einem Stoß gegen den Bauch, nach Ueberanstrengung u. s. w. — entstehen können, wird zwar von einigen Aerzten angenommen, und auch die Redensart: „Jemandem einen Bruch treten," verdankt dieser Annahme ihre Entstehung. Dieselbe ist jedoch irrig. Der Bruchsack des Leistenbruches, welcher, wenn er klein ist, nicht erkannt werden kann, ehe Eingeweide in denselben hineintreten, ist fast immer angeboren. Bei normal gebauten Menschen fehlt dieser Bruchsack und bei diesen lassen sich auch auf obige Weise keine Leistenbrüche erzeugen.

Zur Beantwortung ungeeignet sind die Briefe von H. M. in Dortmund; Karl F. in Hermesklauberg; B. Schulz in Berlin; C. G—ka in Berlin; G. in Luzern; einestheils weil die gestellten Fragen Geschlechtskrankheiten betreffen, deren Berathung im Briefkasten wir wiederholt abgelehnt haben, anderntheils, weil wir uns auf Grund der brieflichen Berichte kein Urtheil über die fraglichen Fälle bilden konnten.

Die übrigen bis zum 16. Juli eingegangenen Briefe wurden direkt beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. B. La. Besten Dank für die Uebersendung des Stiches „Voltaires Triumph". Wir hoffen, denselben reproduziren zu können. — Frau Bs. Daß Ihr Mann für die Christlich-Sozialen agitirt, ist freilich kein Scheidungsgrund. Sie können indeß das Unheil, welches er durch seine Maulwurfsthätigkeit angestellt, wieder gut machen, indem Sie unter Ihren Freunden und Nachbaren wacker für den Sozialismus wirken. Sie wohnen ja doch in Hasenclevers Wahlkreis: da steht Ihnen sicher ein weites Thätigkeitsfeld offen. — R. R. Wir lieben unsere Feinde allerdings nicht, sondern wir bekämpfen sie; wir hassen sie aber auch nicht, sondern bemitleiden sie ob ihrer Geistesblindheit.

Iglau. T. M. Das Foramen magnum ist das fast mitten in der Unterfläche des menschlichen Schädels gelegene Hinterhauptsloch. Was Ihre andre Frage anlangt, so verwechseln Sie Philippe de Mornay mit Josephe, Comte de Morny. Ersterer ist 1549 in der Normandie geboren und war Staatsrath Heinrich des Vierten und später Gouverneur von Saumur. Er war Hugenotte und, soviel wir wissen, ein braver Mann. Der Graf von Morny dagegen ist 1811 geboren als Kind des Ehebruchs der Königin Hortense von Holland mit ihrem Stallmeister Flahault, war erst Offizier, dann Runkelrübenzuckerfabrikant, Volksdeputirter, Bankerotteur, Spießgeselle Napoleons III. beim Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, Minister des Innern, Senator, Direktor der englisch-französischen Kompagnie des franz. Centraleisenbahnnetzes, Präsident des gesetzgebenden Körpers, französischer Gesandter in Petersburg und — nehmt alles nur in allem! — ein Halunke.

Homburg. Frl. H. Sie halten ein Blatt für ein dringendes Zeitbedürfniß, welches die Porträts ungetreuer Liebhaber und Ehemänner „mit Beschreibung Ihres Vergehens" veröffentlichte. Das ist, wie uns dünkt, trotz des Rabbi Ben Akiba, ein funkelnagelneuer Gedanke, auf den Sie stolz sein können, liebes Fräulein. Wir thun Ihnen den gewünschten Gefallen mit dem Bemerken, daß die Ausführung dieser schönen Idee wohl am besten von einem zu diesem Zwecke zu gründenden Vereine betrogener Frauen und Mädchen in die Hand genommen werden könnte. Das würde einen heilsamen Schrecken unter der ungetreuen Männerwelt hervorrufen, wenn solch' ein Corps der Rache sich organisirte!

Trier. L. M. Sie wünschen, daß unser Papierkorb Ihre Gedichte „wieder von sich gebe"? Dazu scheint er einen zu guten Magen zu haben!

Dortmund. A. D—s. Sie haben recht, Heinrich Heine ist trotz alledem eines Denkmals in der „N. W." werth. Wir werden uns bemühen, Ihrem Wunsche bald gerecht zu werden.

Würzburg. Dr. K. Erhalten! Frdl. Dank und Gruß!

(Schluß der Redaktion: Montag, den 22. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 45. Jahrg. III — 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. **Adolf Douai.**

II.

Wer da von den vielen Schiffsmannschaften gelesen hatte, welche in diesem Gürtel der Windstillen elend verdurstet, oder zugleich verhungert und verdurstet waren, dem konnte es bei diesem langen, regungslosen Stilliegen des Schiffes, diesem leblosen Zustande der umgebenden Natur, diesem Verschwundensein aller lebenden Wesen, außer uns selbst, dieser Sonnengluth, diesem Lichtmeere, diesem Durste, dieser Aussichtslosigkeit angst und bange werden. Ich wußte davon, schwieg aber darüber, um nicht zu entmuthigen. Ich wußte auch, daß an keiner Stelle des Meeres der Boden so mit Menschenleichen gepflastert ist, wie gerade dort; denn wir waren ja hier auf der großen Heerstraße des Negersklavenhandels. Binnen den drei Jahrhunderten, in denen er geblüht hat, sind hier nach mäßiger Berechnung hundert millionen gewaltsam aus Afrika entführter Neger der Sklaverei in Amerika entgegengeführt worden, zu vielen Hunderten im engen Schiffsraume verschlossen, ja gefesselt, elend genährt, schlecht getränkt, aus Mangel frischer Luft verschmachtend, täglich mißhandelt, oft, wenn sie in ihrer Verzweiflung aufrührerisch wurden, aus Kanonen mit gehacktem Blei beschossen, selten unter zwei Monaten unterwegs, oft ein halbes Jahr infolge der Windstillen, welche dicht am Aequator vorherrschen, so daß durchschnittlich kein ganzes Drittel aus diesen Qualen ihr Leben rettete. Davon mußte man vor unsern Auswanderern natürlich ganz schweigen.

Obwohl diese nämlich weit besser daran waren, nicht nur als jene armen Neger, ja selbst als die Insassen der allermeisten Auswandererschiffe, halfen alle unsere Erheiterungsmittel und Hoffnungsreden bald nicht mehr genug, um die düstere Stimmung der Leute zu beschwören. Hatten sie darum das noch immer wohnliche Vaterland, die trauten, gewohnten Verhältnisse, die Bier- und Wasserquelle verlassen, damit sie hier verschmachten und in's Meer versenkt werden sollten, wo niemand ihre Grabstätte besuchen konnte? Und wer sonst als ich war schuld daran? Dieser letztere Gedanke hätte vielleicht nicht gezündet, aber wir hatten in Bremen eingewilligt, etwa zwanzig Pfälzer und Nassauer an Bord zu nehmen, da wir reichlich Platz hatten, und dadurch unsere eignen Ueberfahrtskosten zu vermindern. Diese, durch keine Rücksichten an mich gefesselt, stifteten Unzufriedenheit in meiner engeren Landsmannschaft. Zunächst klagten sie den Kapitän, der zu einem Drittel Schiffseigenthümer war, und die Rheder der gewissenlosen und mangelhaften Ausrüstung des Schiffes aus Gewinnsucht an. Ich suchte sie zu überzeugen, daß unsere niedrigen Fahrpreise, ein Fünftel niedriger als die damaligen Fahrpreise für die halb so lange Reise nach Neuyork, gar keinen Gewinn lassen, und daß die Fahrt für die Eigner mit Verlust verbunden sein würde, falls sie in Texas keine lohnende Rückfracht fänden — was jeder sich selbst nachrechnen konnte; daß wir eine so billige und bisher prächtige Ueberfahrt blos erlangt hätten, weil die Rheder ihr neues Geschäft durch meine Empfehlung emporbringen wollten. Ich fragte sie, welchen Grund zur Klage außer dem Wassermangel sie bisher gehabt hätten — und sie verstummten, um mich nachher der Verschwörung mit dem Kapitän anzuklagen. Meine Landsleute vertheidigten mich dagegen, aber wer weiß, ob sie es noch lange gethan hätten, wenn nicht nach fünf Wochen Windstille ein willkommenes Gewitter unsere Segel geschwellt und uns gerade soweit nordwärts gefördert hätte, daß wir wieder in den Strich des Passatwindes kamen. Sofort bewährte sich unser Fahrzeug wieder als ein vortrefflicher Segler, und sofort ließ der Kapitän wieder das Wasser reichlich austheilen, dessen Fäulniß gleichzeitig zu Ende ging. Jetzt hatte Noth und Klage ein Ende, und man bedauerte offenbar unter den Auswanderern das vorherige Benehmen. Wie wenig sie wirklichen Grund zur Klage gehabt hatten, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß aus der ganzen Zahl von 151 blos ein Säugling auf der Reise gestorben ist. Die armen Säuglinge können nur höchst ausnahmsweise eine Seereise überleben; die gänzlich veränderte Lebensweise der Mütter ist Gift für sie. Wären unsere Auswanderer nicht ganz vorzüglich genährt und guten Muthes erhalten worden, so hätten die lange Windstille und das faulige Wasser viele Opfer hinraffen müssen.

Wir waren kaum dieser Gefahr entronnen, als wir in eine neue hineinrannten. Und hieran trug ebenfalls der Mangel, den unser guter Kapitän an wissenschaftlichen seemännischen Kenntnissen litt, allein die Schuld. Es mag jetzt besser geworden sein — aber damals schickten Bremen und Hamburg Kapitäne auf gefahrvolle und verantwortliche Seereisen aus, welche wissenschaftlich höchst dürftig befähigt waren. Unser Lamke war ein vortrefflicher, praktischer Schiffsbauverständiger, Schiffsbefehlshaber und Unternehmer. Mit Stolz sprach er davon, daß er den Bau seines „Hohenstaufen“ bis in die geringste Kleinigkeit geleitet und jedes Stück Holz und Metall, jede Seilerwaare 2c. besonders für ihren Zweck ausgesucht habe, und konnte, da ich alles genau zu wissen verlangte, über diese Zwecke befriedigende Auskunft geben. Mit einem Berufsstolze, den ich an jedem Menschen schätze, war

er für die Leistungen seines Schiffes eingenommen — und diese sprachen allerdings für sich selber. Als wir im galvestoner Hafen vom Lande aus den in der Bai liegenden „Hohenstaufen“ betrachteten, war dieser ruhige, trockne Mensch voll Begeisterung und rief: „Liegt er nicht da wie ein lebendes Wesen? Sieht er nicht aus wie eine schmucke Braut?“ Als Disziplinär hielt er seine Mannschaft in vollkommenster Ordnung, ohne je eine Strafe zu verhängen, und an Bord war alles gewissenhaft reinlich und zweckdienlich. Er war der bravste Mensch und lebte sammt seiner schmucken Schiffsbraut wohl noch heute, wenn ihn nicht sammt ihr in den ostindischen Meeren ein Cycloneorkan verschlungen hätte — wahrscheinlich infolge seiner mangelhaften wissenschaftlichen Erziehung.

Man urtheile darüber nach Thatsachen. Er hatte kein anderes Mittel, die geographische Länge seines Schiffsortes zu finden, als Chronometer und Taschenuhren, wozu mitunter das Auswerfen der Logleine (um die Geschwindigkeit des Schiffs zu messen) trat. Er hatte offenbar keine Kenntniß in, und kein Mittel zu Mond- und Sternbeobachtungen, und nicht einmal Sternkarten. Er wußte gewiß nicht, daß uns die Meeresströmung in fünf langen Wochen schon ganz nahe an Westindien herangetrieben hatte, sonst würde er eine Laterne in mondloser Nacht vorn ausgehängt und dem im Vorderkastell ausschauenden Matrosen ganz besondre Wachsamkeit eingeschärft haben. Denn hier ist eine sehr belebte Schiffsstraße für den Verkehr zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika, der meist durch Schooner aus Neuengland vermittelt wird. Aber es war keine der nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen einen Zusammenstoß getroffen.

Ich hatte mich bei der ungewohnten Hitze in eine Hangmatte gebettet, welche von einer Rae des Hintermastes herab und über die Schiffswand hinaus über das Meer hing, um die köstliche Nachtkühle zu genießen und die unbeschreibliche Pracht des Sternhimmels, des Meeresleuchtens und eines unaufhörlichen Wetterleuchtens aus fernem, dünnen Gewölke zu beobachten; denn ich hatte hier einen ungleich freieren Umblick als auf dem dicht mit Segeln besetzten Schiffe selbst. War es nun der große, günstige Witterungswechsel, der mich in gehobenste Stimmung versetzte, oder haben wirklich viele Beobachter recht, welche Himmel, Land und Meer Westindiens schöner als irgendwo sonst schildern — kurz, ich sog den Naturgenuß in vollen Zügen ein und konnte nicht einschlafen. Da erblicke ich plötzlich ein Schiff unter vollen Segeln im rechten Winkel auf uns zukommen, und zwar befand es sich schon in allergrößter Nähe. Mein Schreckensruf und der eines andern — es war der erste Schiffsoffizier — kamen zugleich. Der letztere war mit einem Sprunge am Steuerrad und drehte rechts ab und — wie durch ein Wunder sauste und rauschte das fremde Fahrzeug vorn dicht an unserm Bugspriet vorüber, ohne uns zu berühren. Wir waren gerettet, durch dieses braven Mannes Geistesgegenwart gerettet. Denn daß zwei mit wahrer Dampferschnelligkeit im rechten Winkel aufeinanderstoßende Schiffe wenig Aussicht auf Ganzbleiben haben, leuchtet wohl ein. Drüben am Bord kein Laut — kein Mensch an Deck außer dem Matrosen am Steuer, welcher auch geträumt und genickt haben mochte, wie unser wachhabender Matrose, keine Laterne aushängt. Der Offizier, sonst der ruhigste Mensch, stürzte mit Windeseile vorwärts nach unserm Schläfer, rüttelte ihn unsanft zusammen und hielt ihm eine lange, eindringliche Strafpredigt — aber leise, um dem Kapitän nichts zu verrathen.

Nach dieser Aufregung konnte ich lange nicht schlafen. Ich mochte zuletzt ein paar Stunden geschlafen haben, als mich der Offizier weckte, um mir das erste amerikanische Land zu zeigen. Es war das mächtige Vorgebirge Samana auf der Insel San Domingo, welches durch das allererste Morgengrauen hervordunkelte. Am Abende desselben Tages hatten wir schon die südlichste Spitze Cubas in Sicht und am nächsten Morgen waren wir auf der Höhe des Kap San Antonio, der westlichen Spitze Cubas. Wieder einen Tag später, und wir schwammen durch die schmutzig-grünen Fluthen, welche das Meer nahe den Mississippimündungen kennzeichnen; endlich am Abende dieses Tages, mit dem letzten Sonnenstrahle, liefen wir in den nächsten texanischen Hafen, den von Galveston, ein. Dies erwähne ich, weil solche Leistungen noch heute von Segelschiffen höchst selten übertroffen werden.

Der erste Amerikaner, den wir zu sehen bekamen, war der Lootse. Sein Betragen war höchst sonderbar; denn anstatt sofort von seinem Boote zu uns an Bord zu steigen, umsegelte er ein-, zwei-, dreimal das Schiff, so daß selbst der Kapitän nicht wußte, was er daraus machen sollte. Dann segelte er wieder davon, ohne ein Wort zu verlieren. Wir zerbrachen uns noch den Kopf darüber, als er wieder herankam und nun ohne weiteres an Bord stieg, das Steuerruder übernahm und den Kapitän zu sich winkte. Es konnte einem ängstlich dabei zu Muthe werden. Jetzt erscholl das Kommando des Kapitäns: „Alle Auswanderer an Backbord!“ Wir wußten, was das hieß, und gehorchten. Eine Minute später kam das Kommando: „Alle an Steuerbord, rasch!“ und beide Kommandos wurden noch mehrmals wiederholt. Ich bemerkte, daß nach jedem der Schlamm und Sand des Meeresbodens aufgewühlt wurde, fühlte, daß unser Schiff mehrmals den Boden berührte, ohne daß wir sitzen blieben, und begriff nun den Zweck dieses originellen, wohl selten erlebten Manövers. Die Barre vor dem galvestoner Hafen, „die hohle Gasse, durch welche wir einlaufen mußten,“ hatte blos 8½ Fuß Wasser, unser Schiff hatte noch immer 9 Fuß Tiefgang („es ist ein Glück,“ sagte der Kapitän zu mir, als das Manöver gelungen war, „daß wir soviel unterwegs verzehrt haben; bei der Abfahrt hatten wir 10 Fuß Tiefgang — wir wären in keinen texanischen Hafen hineingekommen“). Das Manöver hatte den Zweck, durch schnelles Umlasten des Schiffes mit dem Kiele soviel Sand und Schlamm vom Boden aufzuwühlen, daß wir eben gerade noch darauf hinrutschen konnten.

Das erste amerikanische Land, welches wir in der Nähe sahen, vom letzten Sonnenstrahl vergoldet, sah ebenso sonderbar aus. Nichts als Sand, auf dem Sande eine aus Brettern erbaute, nicht eben große Stadt, ein einziger kümmerlicher Baum (später sahen wir in den Straßen sogenannte Schattenbäumchen, eine chinesische Art Esche, jüngst erst angepflanzt, welche aber rasch wächst), kein Mensch am Hafen, der uns ein Willkommen hätte zurufen können, ein einziger Mensch überhaupt zu sehen, der am Strande in einem Einspänner spaziren fuhr, worauf nachher ein zweiter in einem Boote an uns herankam, heraufstieg und sich in die Kajüte einquartirte — der Zollwächter, der das Schmuggeln verhindern sollte, wenige Schiffe — das war alles.

Doch ja — ein Willkommen wurde uns zutheil: beim Einlaufen tummelte sich eine außerordentlich große Zahl Schweinefische, so groß wie junge Wale, um uns herum und schien uns durch allerhand Sprünge und durch vieles Auftauchen über den Wasserspiegel bis zu halber Leibeshöhe belästigen zu wollen. Wir lachten und klatschten Beifall, und die muntere Bande überbot sich immer mehr in ihren Kunststücken. Es ist bekannt, daß dieses Thier die Menschengesellschaft ebensosehr liebt als der Delphin — und trotzdem würdigt der lieblose Mensch diese Freundschaft durch fleißiges Harpuniren! Ist das nicht auch menschlich?

Wir schliefen noch eine Nacht, die letzte, an Bord des „Hohenstaufen“.

Ueber die Kunst zu heilen.

Von Dr. R. K.

Es gibt nicht zwei Leute, besonders Laien, die über den Werth der Heilkunst einig wären. Die einen können die ärztliche Kunst, Krankheiten zu heilen, nicht hoch genug anschlagen. Sie beobachten sich auf das genaueste, bei dem geringsten Uebelbefinden rennen sie zum Arzt, sie wollen, um des Erfolges sicher zu sein, gleich im Anfang etwas thun, gegen alles verlangen sie ein Mittel. Kein Wunder, daß sie eine ganze Apotheke bei sich führen und mit rührender Gewissenhaftigkeit ihre Tropfen und Pulver verschlucken. Bei jeder ernstlichen oder längeren Erkrankung trommeln sie womöglich hundert Aerzte zusammen, scheuen sich nicht, Schäfer und alte Weiber um Rath zu fragen, und verschwenden eine Masse Geld auf Wundermittel und Wunderkuren.

Die anderen — wer könnte sagen, ob sie die Mehrheit bilden — lachen über die Thorheit jener Gläubigen. Sie halten von den

Aerzten und ihrer Macht, die Krankheiten zu bekämpfen, garnichts. Ihr Schlagwort ist die Natur. Wenn man krank sei, so müsse sich die Natur selbst helfen, es werde entweder von selbst besser oder garnicht. Die Arzneien sind werthlos, schaden mehr als sie nützen, sie stören, verderben blos die „Natur". Es verschlägt nichts, daß solche Leute zuweilen, wenn sie einmal ernstlich krank werden, doch zum Arzt schicken, ihn nicht erwarten können und willig das bitterste Zeug herunternehmen. Denn nicht darauf kommt es an, ob diese Leute Kraft genug besitzen in allen Fällen konsequent nach ihren Ansichten zu handeln, sondern ob ihre Ansichten überhaupt stichhaltig, wahr sind. Man vergesse nicht, wie wenige Menschen bei ihren Handlungen an bestimmten Grundsätzen festhalten, sich konsequent bleiben. Es wird daher auch sicher sehr viele geben, die zu keiner von beiden eben geschilderten Parteien gehören, sondern bald mehr zu der einen, bald zu der anderen hinneigen. Interessant aber ist, daß die Verfechter der beiden entgegengesetzten Ansichten ihren Standpunkt durch Thatsachen unterstützen. Der eine hat es an sich selbst oder bei seinen Onkels und Tanten erlebt, mit eigenen Augen gesehen, wie sie durch irgend eine Kur sofort gesund geworden sind, der andere hat ebenso sicher selbst die Rathlosigkeit der Medizin erfahren. Was kann man da thun? Für welche Partei soll man sich entscheiden? Zunächst ein Wort über die „Erfahrung", über die augenscheinlichen Thatsachen.

Es ist nichts schwerer als die Wirkung irgend eines medizinischen Eingriffes sicher zu beurtheilen, man kann nicht oft genug wiederholen, wie häufig falsche Schlüsse nach dem Satze post hoc ergo propter hoc (nachher also deswegen) gemacht werden. Hier ein alltägliches Beispiel. Es gibt einzelne Krankheiten, die nach einer gewissen Zeit ablaufen, aufhören. Wenn nun bei solchen Krankheiten viel „gedoktert" wird, so erscheint derjenige als Retter, welcher zufällig zu der Zeit eingreift, wo die Krankheit ihrem Ende nahe ist. Es ist mit den körperlichen Zuständen ähnlich wie mit den sozial-politischen. Welche Thorheiten kommen heraus, wenn man zwei aufeinander folgende Ereignisse ohne weiteres als direkt von einander abhängig hinstellt, z. B. Lohnerhöhungen und Geschäftskrisis. Es gehören viel Kenntnisse und Scharfsinn dazu, um gerade bei körperlichen Vorgängen die Abhängigkeit zweier Erscheinunger auch nur wahrscheinlich zu machen. Also die „Thatsachen" selbst in der Form statistischer Zahlen beweisen wenig oder garnichts, wenn sie nicht erst auf ihre Gültigkeit kritisch geprüft werden. —

Wie steht es aber doch mit der Kunst Krankheiten zu heilen? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich erst über das Wesen der Krankheiten klar werden. Zu einer Zeit, wo die Menschen glaubten, die Krankheiten seien nichts anderes, als die Aeußerungen eines in den Körper gefahrenen Teufels oder bösen Geistes, gingen alle Heilversuche dahin, diese Dämonen auszutreiben, und nach der Aussage der Bibel hat Christus in dieser Teufelsaustreibungskunst ganz besondere Gewandtheit gezeigt. Daher fiel der Glaube an die Möglichkeit zu heilen mit dem Glauben an die Fähigkeit über die Geister zu kommandiren zusammen. Allein die Ansicht, daß die Krankheiten im Menschen steckende Wesen seien, ist längst gefallen, heutzutage ist man zu der Einsicht gelangt, daß alles, was bei einer Krankheit im Körper vorgeht, nicht wesentlich verschieden sei von den Prozessen während des gesunden Zustandes. Alle Vorgänge im gesunden und im kranken Organismus folgen den allgemeinen Naturgesetzen und lassen sich schließlich auf physikalische und chemische Erscheinungen zurückführen. Zwischen Gesundheit und Krankheit gibt es keine scharfe Grenze. Was ist eine Krankheit? Darauf läßt sich nicht so scharf und bestimmt antworten, daß man in jedem Falle genau bestimmen kann: das ist schon Krankheit und das ist noch Gesundheit.

Es ist nichts damit gewonnen, zu sagen: Krankheit ist die Abweichung des Organismus vom normalen Verhalten, durch welche seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigt wird. Denn dann kommt alles darauf an, genau die Grenze des normalen Verhaltens zu bestimmen, und das ist eben unmöglich. Die normale, durchschnittliche Pulszahl eines Erwachsenen beträgt zum Beispiel 70 Schläge. Muß deshalb einer mit 68 oder 75 oder 78 Pulsschlägen krank sein? Keineswegs. Also mathematisch scharf läßt sich Normales von Abnormem und ebenso Gesundes von Krankem nicht unterscheiden, womit natürlich nicht gesagt ist, daß man überhaupt nicht bestimmen könnte, was abnorm ist, 120 Pulsschläge eines ruhenden Erwachsenen sind gewiß abnorm. Noch ein Punkt ist besonders hervorzuheben. Jede Krankheit beruht auf einer Veränderung eines respektive mehrerer Organe oder Körpertheile. Früher war man geneigt, in Uebereinstimmung mit der Ansicht, daß der Organismus eine Einheit sei, zu glauben, auch eine Erkrankung könne nur den Organismus als Ganzes treffen. Nun stehen allerdings die einzelnen Organe und Körpertheile in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältniß, Veränderungen des einen können auch Veränderungen des andern bewirken, müssen es aber nicht thun und brauchen es vor allen Dingen nicht in allen Fällen in gleich starkem Maße zu thun. Veränderungen am Auge, z. B. Trübungen der Linse (der sog. graue Staar) können auf den übrigen Organismus ohne jeden nennenswerthen Einfluß sein.

Es ist von großem Interesse und für unsere Frage sehr wichtig, auf diese Einwirkung der einzelnen Körpertheile auf einander näher einzugehen.

Kein Zweifel, die einzelnen Körpertheile besitzen eine gewisse Selbständigkeit, und bei den niederen Thieren oder gar bei den Pflanzen kann dieselbe so groß sein, daß einzelne Theile isolirt fortleben oder lange Zeit thätig sind. Ein Froschherz, völlig vom Körper getrennt, schlägt noch stundenlang fort, und selbst zerschnitten schlagen noch die einzelnen Stücke. Wie lange nach dem Tode des Thieres die Muskeln (das Fleisch) der Fische noch ihre Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, bewahren, weiß jede Hausfrau. Bei den höheren (warmblütigen) Thieren wird diese Unabhängigkeit der Theile immer geringer und beim Menschen hört jede Funktionsfähigkeit der einzelnen Theile sehr bald nach dem Tode auf. Hier ist aber der Zusammenhang und die Wechselwirkung der einzelnen Organe auf einander eine viel innigere, verwickeltere und feinere. Ganz besonders steht, man kann wohl sagen, jeder Punkt des menschlichen Körpers zu den Centralorganen der Cirkulation (Blutlauf) und der Nerventhätigkeit in Beziehung. Dieses Beziehungsverhältniß ist nun in vielen Fällen ein höchst merkwürdiges und interessantes, nämlich ein solches, daß, wenn ein Theil irgendeine Veränderung erleidet, durch diese Verbindung mit andern Organen eine Reaktion (Rückwirkung) eintritt, welche den normalen Zustand wiederherstellt. Treten wir plötzlich in einen kalten Raum und kühlen also die Haut und das in ihr verlaufende Blut ab, so verengern sich sofort die Blutgefäße (Adern) der Haut, es fließt weniger Blut durch sie, es wird weniger Wärme nach außen abgegeben und so der Wärmeverlust ausgeglichen. Umgekehrt, wird die Haut erwärmt, so erweitern sich die Gefäße, zugleich tritt Schweißabsonderung resp. Wasserverdunstung ein, wobei Wärme verbraucht wird, sodaß durch diese Reaktion alle von außen zugeführte Wärme wieder abgegeben wird. So kommt es, daß die Menschen in der kältesten Zone und die unter der glühenden Sonne des Aequators dieselbe Innentemperatur — 36 bis 37 Grad Celsius — haben. Der menschliche Organismus besitzt nun diese Fähigkeit, sich selbst zu reguliren, so günstig auf äußere Einwirkungen zu reagiren, in ausgedehntestem Maße, und sie spielt bei der Heilung von Krankheiten eine nicht unbedeutende Rolle.

Das Herz arbeitet bekanntlich nach Art eines Pumpwerks, und die meisten Krankheiten desselben beruhen darauf, daß seine Ventile (die Herzklappen) nicht ordentlich schließen, infolge dessen allerlei Störungen des Blutlaufs, insbesondere Rückströmung des Blutes, eintritt. Nun bewirkt aber grade diese Rückströmung, daß sich das Herz erweitert und verdickt, also mehr Arbeit leistet, und so kann es im Laufe der Zeit trotz der Rückströmung doch eine gehörige Quantität Blut in alle Theile treiben. So kommt es, daß Leute mit Herzfehlern oft grau und alt werden. Man könnte diese Beispiele bis in's Unendliche vermehren. Jede Wunde heilt auf diese Weise. Dadurch, daß die Haut, Knochen verletzt, getrennt werden, wird zugleich ein Reiz auf sie ausgeübt, der zu neuer, starker Produktion Anlaß gibt, die schließlich das verloren-gegangene wieder ersetzt. Eine große Masse Gifte, die in den Körper gelangen, werden nach einiger Zeit durch den Harn wieder ausgeschieden, und es ist wieder alles beim Alten. Das ist wahrscheinlich auch die Ursache, warum so viele Infektions- (ansteckende) Krankheiten, die ja wohl auf dem Eindringen eines wahrscheinlich lebendigen Giftes beruhen, nach einer gewissen Zeit „von selber" vorübergehen, weil eben nach dieser Zeit das eingewanderte Gift wieder ausgeschieden ist. Natürlich ist diese Thatsache der Regulationsfähigkeit des Körpers für fromme Gemüther ein Anlaß, die Weisheit und Güte Gottes oder der Vorsehung zu rühmen, welche es oft auf so wunderbare Weise ermöglicht hat, daß allerlei Schädlichkeiten dem Menschen nichts anhaben können. Aber zum Unglück gibt es eine nicht minder

große Anzahl von Fällen, wo eine solche Selbstregulirung, die übrigens auch ohne Vorsehung sich sehr gut materiell erklären läßt, garnicht vorhanden ist. Die Alten halfen sich sehr einfach damit, daß sie außer an gute Götter auch noch an böse, feindliche glaubten. Wenn ein Blutgefäß verletzt, geöffnet wird, so blutet es, und es würde alles Blut wie durch ein Loch in einem Rohre ausfließen, wenn das Blut nicht die Eigenschaft besäße, zu gerinnen, und das Blutrohr nicht die Fähigkeit hätte, sich beinahe bis zum vollständigen Verschluß zusammenzuziehen, zu verengen. Allein diese „wunderbare Fürsorge“ gegen die Verblutung ist grade da nicht vorhanden, wo sie am nöthigsten wäre. Grade die größten Blutröhren — die großen Schlagadern —, aus denen das Blut massenhaft und sehr rasch herausschießt, besitzen die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, fast garnicht, und die Gerinnung des Blutes reicht gegen die Gewalt des Blutstroms in ihnen nicht aus. Hier verläßt uns also die Vorsehung und auch die „Natur“ hilft sich da nicht von selber. Ja, in anderen Fällen hilft die „Natur“ nicht nur nicht, sondern sie verschlimmert sogar, mit anderen Worten, es ruft die schädliche Einwirkung nicht Zustände hervor, die eine Wiederherstellung zur Folge haben, sondern solche, welche von neuem schädlich wirken oder die ursprüngliche Schädlichkeit noch erhöhen. Wenn sich ein Stein in der Blase gebildet hat, so bewirkt er nicht etwa Veränderungen, durch die er wieder von selbst entfernt wird, sondern im Gegentheil, er wirkt als mechanischer Reiz auf die Blasenschleimhaut, es entsteht ein Blasenkatarrh, dieser aber hat neue Steinbildung zur Folge, und so geht das in unseligem Kreise fort. Die Entwicklung von Eiterherden in der Lunge bei der Lungenschwindsucht wird von Fieber begleitet, dieses Fieber verringert aber die Kräfte des Organismus und begünstigt so die Bildung neuer Eiterherde.

Ludwig Börne. (Seite 539.)

In allen diesen Fällen existirt also eine Selbstregulirung von Seiten des Organismus, ein Heilbestreben der Natur keineswegs. Es ist also falsch, wenn die Partei der Naturheilkundigen sagt, jedes ärztliche Eingreifen sei überflüssig, da sich die Natur immer von selbst helfe; es ist ferner falsch, zu sagen, daß da, wo der Organismus sich nicht von selbst zu reguliren im Stande sei, auch der Arzt machtlos sei. Im Gegentheil, die Medizin kann mit Stolz behaupten, daß sie in einzelnen Fällen im Stande sei, da, wo der natürliche Verlauf in furchtbarem Kreise immer Uebel auf Uebel häuft, diesen Kreis zu durchbrechen. Wenn aus der verletzten großen Schlagader mit dem hervorspritzenden Blute das Leben zu entfliehen droht, so braucht der Arzt blos kunstgerecht das Blutrohr mit einem Faden zuzubinden, und die Blutung stockt, das Leben ist gerettet. Der Arzt kann den Stein in der Blase zertrümmern oder herausbefördern, und das Leiden ist beendet.

Man glaube übrigens ja nicht, blos chirurgische Eingriffe seien im stande, so eklatante Wirkungen zu erzielen. Auch innerlich verabreichte Medikamente können etwas ausrichten. Bei einer Vergiftung kann ein zu rechter Zeit angewendetes Gegengift unzweifelhaft retten; wir haben Mittel, um unter Umständen die Fiebertemperatur herabzusetzen, die Herzthätigkeit zu verändern, Schmerzen unfühlbar zu machen. Allerdings verhehlen wir uns nicht, daß diese Waffen in der Hand der Medizin verhältnißmäßig geringfügig sind gegenüber dem zahllosen Heer von Uebeln und Krankheiten, die den Menschen befallen. Kein Zweifel, diese Waffen, diese Hülfsmittel sind im Laufe der Zeit mächtiger und zahlreicher geworden, aber sie sind noch immer klein im Vergleich zu der Zahl der zu bekämpfenden Feinde. Bei keiner Wissenschaft aber kommt ihre Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit dem großen Publikum so zum Bewußtsein, als bei der Medizin. Bei der Astronomie, der Physik, der Chemie &c. preist man mit Enthusiasmus ihre Fortschritte; alle Welt erfreut sich mit Befriedigung der außerordentlichen Vortheile, die sie uns bescheert haben. Wie wenige aber empfinden es als einen Mangel, daß auch diese Wissenschaften noch sehr viele Probleme zu lösen haben, daß sie uns noch auf unzählige Fragen ohne Antworten lassen; ja, wer kennt überhaupt nur diese Fragen? Ganz anders bei der Medizin. Keine Wissenschaft hat ein so scharf abgegrenztes Ziel wie sie, bei keiner wird die Erreichung dieses Zieles von jedermann, vom Gebildetsten bis zum Rohesten, so lebhaft gewünscht und bei keiner wird die Thatsache, daß sie von ihrem Ziele noch sehr weit entfernt ist, so schmerzlich empfunden, als bei ihr. Die Heilkunde hat die große Aufgabe, alle uns bekannten Krankheiten zu heilen. Nun hat sie von dieser Aufgabe nur einen sehr geringen Theil auch nur annähernd gelöst. Jedermann also, der selbst oder dessen Umgebung von einer Krankheit befallen wird, hat Gelegenheit, diese Unzulänglichkeit der Medizin zu erfahren.

Dazu kommt noch ein Umstand. — Diejenigen Uebel, denen die Medizin mit ihren Hülfsmitteln einigermaßen beikommen kann, sind nicht grade die gewöhnlichsten und häufigsten. Das Wechselfieber, die Syphilis &c. kann der Arzt mit einiger Sicherheit bekämpfen, einem gewöhnlichen Schnupfen oder katarrhalischem Husten steht er fast machtlos gegenüber. Und wie wenige leiden verhältnißmäßig am Wechselfieber &c. und wie unendlich viele am Schnupfen. Die Heilkunst befindet sich also den andern Wissenschaften gegenüber in der unangenehmen Lage, daß ihre Schwächen von jedermann, auch dem Uneingeweihtesten, empfunden werden. Diese Unzulänglichkeit darf aber bei ihr ebensowenig wie bei jeder andern Wissenschaft dazu verleiten, sie als werthlos oder überhaupt leistungsunfähig hinzustellen. Sie ist nicht machtlos, wenn auch ihre Macht viel geringer ist, als von aller Welt so dringend gewünscht wird.

Wir wollen ganz davon absehen, daß die Heilkunst in sehr zahlreichen Fällen nützen und mildern kann. Auf die Fragen, die Goethe den trotzigen Prometheus höhnisch an die Gottheit stellen läßt:

> Hast du die Schmerzen gelindert
> Je des Betroffenen?
> Hast du die Thränen gestillt
> Je des Beladenen?

könnte die Medizin getrost mit Ja antworten. Und noch mehr, die Medizin kann auch heilen, d. h. Uebel völlig beseitigen; aller-



Sitten und Gebräuche der Chinesen in San Francisco. (Seite 539.)

dings kann sie dies heutzutage vielleicht noch nicht bei dem hundertsten Theil aller der Uebel, denen die Menschen überhaupt ausgesetzt sind. Daß sich diese Kunst des Heilens in zweifacher Weise bethätigen kann, ergibt sich, wenn wir alles oben gesagte zusammenfassen.

Einmal kann sie sich in einer Reihe von Fällen auf eine passive, defensive Rolle beschränken. Bei allen den Krankheiten, bei denen die Forschung ergeben hat, daß sie durch die natürliche Rückwirkung der Organe „von selbst" vorübergehen, kann sich die Heilkunst vorläufig damit begnügen, diesen natürlichen Verlauf zu überwachen und alles das fern zu halten, was ihn stören könnte.

Zweitens aber offenbart sich die Kunst zu heilen auch darin, aktiv und offensiv vorzugehen. Gegen alle jene Leiden, deren natürliche Fortentwicklung nicht von selber eine Wiederherstellung herbeiführt, greift sie von außen mit künstlichen Hülfsmitteln ein, bekämpft sie die Natur, sucht sie dieselbe zu beherrschen. Freilich ist die Sicherheit und der Umfang ihrer Wirkungsfähigkeit nach dieser Richtung noch gering, aber sie erweitert und befestigt sich von Tag zu Tag. Die Jünger der Heilkunst können wie die jeder andern Wissenschaft von sich sagen:

Wir vermögen wenig, aber wir wollen arbeiten, forschen, studiren, und wir werden mehr vermögen.

Die Kindersterblichkeit.

Besprochen von Maximilian Schlesinger.

(Schluß.)

Aus derselben Quelle entnehmen wir noch folgende Tabelle, welche über die Sterblichkeit in vorgerückterem Alter Aufschluß gibt. In Erfurt starben 1848 bis 69 von je 100 Kindern der entsprechenden Altersklasse:

Alter	bei unehelich geb. Kindern	Kindern des Arbeiterstandes	des Mittelstandes	der höheren Stände	Mittel
0 bis 1 Jahr	35,2 pCt.	30,5 pCt.	17,3 pCt.	8,9 pCt.	24,4 pCt.
1 bis 2 „	5,5 „	11,5 „	5,5 „	1,9 „	7,6 „
3 bis 5 „	4,2 „	13,6 „	6,5 „	2,6 „	8,7 „
6 bis 10 „	2,1 „	6,8 „	3,8 „	1,3 „	4,5 „
11 bis 14 „	0,3 „	2,5 „	1,1 „	0,8 „	1,5 „

Es ergibt sich aus diesen Zahlen und bestätigt sich aus allen ähnlichen Mittheilungen, daß die unehelichen Kinder im ersten Lebensjahr am ungünstigsten gestellt sind und am zahlreichsten hinweggerafft werden. Diejenigen unehelichen Kinder, welche diese Klippe umschifft haben, stehen günstiger, als die Kinder der Arbeiterklassen, die in allen andern Altersstufen die niedrigste Stellung einnehmen. Die Kinder der bessersituirten Stände sind durchweg am besten gestellt. Das Fabrikproletariat ist schlimmer daran, als das ländliche. Nach Engel betrug z. B. in Sachsen die Kindersterblichkeit in vorwiegend industriellen und kommerziellen Gegenden 40,9 pCt., in vorwiegend ackerbautreibenden nur 33,4 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Eine interessante Berechnung hat Casper unternommen, indem er einen Vergleich zwischen der Sterblichkeit in fürstlichen und gräflichen Familien und der — der berliner Almosenempfänger zog. Es waren hiernach von 1000 Verstorbenen im Alter von

	in fürstlichen und gräflichen Familien	Berliner Stadtarme
0 bis 5 Jahren	57	345
5 bis 10 „	5	57
10 bis 15 „	27	14

Die mittlere Lebensdauer der Herren Grafen und Fürsten betrug 50, die der berliner Almosenempfänger 32,06 Jahr. Casper meint: „Man erstaunt, wenn man hier sieht, wie viel eine glückliche äußere Stellung, wie sie Ehre, Macht und jeden Lebensgenuß gewährt, auch für die eigentliche Verlängerung des Lebens vermag." Der Leser wird dieses Erstaunen wohl nicht theilen.

Die Statistik lehrt uns mit unerbittlicher Strenge, daß die Kinder des Proletariats dem Tode in viel größerem Maßstabe anheimfallen, als die Kinder der Bourgeoisie. Die wenigen Zahlen, die wir hier mitgetheilt haben, zeigen mit unwiderleglicher Logik, daß die eiserne Nothwendigkeit die Arbeiterbevölkerung heute zum schnellen Verlust der kaum erworbenen elterlichen Freuden verurtheilt, daß die jungen, zarten Sprößlinge den Stempel des Todes auf der Stirn tragen, sobald ihre Wiege in der Hütte eines armen Mannes stand. Nach dem Grunde dieser auffallenden, in allen „zivilisirten" Staaten völlig gleichen Erscheinung braucht man nicht lange zu suchen, er drückt sich in einem Worte aus, in dem Worte: Ernährung. Die Ernährung ist es fast immer, welche den Grund der frühen Sterblichkeit bildet, und dieser Grund läßt sich überall nachweisen, wenn er auch in den verschiedensten Gestalten auftritt, sobald man nur durch die Hüllen, in denen er verborgen ist, zu schauen weiß. Bald sind es die Nahrungsmittel in direktester Form, welche dem Kinde, infolge mangelhaften Verdienstes der Eltern, fehlen, und der schwache, kindliche Organismus ist auch gegen vorübergehende Störungen nicht gewappnet; bald fehlt das Nahrungsmittel Wasser, bald fehlt das wichtigste aller Nahrungsmittel, die Luft, weil die Eltern nicht in der Lage sind, hohe Miethspreise zu erschwingen und deshalb enge, mit sauerstoffarmer Luft und allen Ausdünstungen der Armuth geschwängerte Räumlichkeiten bewohnen müssen.

Bald wieder hat die mangelhafte Ernährung schon vor der Geburt begonnen, da es der Mutter nicht vergönnt war, sich so reichlich zu sättigen, um auch das Kind, das sie unter dem Busen trug, auszubilden, bald versagt aus dem gleichen Grunde die Milchquelle ihrer Brust, das natürlichste und beste Nahrungsmittel des Kindes.

So ist es die „Magenfrage", welche hauptsächlich die Kindersterblichkeit regulirt, welche die Kirchhöfe mit den Leichen der Arbeiterkinder füllt. Daneben machen sich in geringerem Grade noch andere Einflüsse geltend: ausschweifendes Leben der Eltern, Unkenntniß der Behandlung und Pflege des Körpers, Leichtsinn 2c. — Erscheinungen, deren Existenz doch nur durch die sozialen Verhältnisse der Gegenwart bedingt ist. Wie treffend sind doch die Worte, die Lassalle in Frankfurt a. M. den Arbeitern zurief: „Wenn Ihnen Ihre Kinder sterben, meine Herren, so glauben Sie, das sei ein Zufall. Es ist kein Zufall, wie Sie sehen, es ist ein eisernes, statistisches Gesetz, wurzelnd in Ihrer schlechten Lage!"

Die Statistik zeigt uns, daß die Zunahme der Bevölkerung nach beiden Seiten hin, nach der Geburts- und Sterbeziffer, von der Lage des Geschäfts abhängt. Nach günstigen Ernten mehren sich Geburten und Heirathen, nach ungünstigen tritt ein Rückgang ein; in gleicher Weise äußern Handelskrisen und Kriege ihre Wirkung, die Kriege in noch viel empfindlicherer Weise, als die Geschäftsstockungen. Noch sichtbarer ist der Einfluß auf die Sterblichkeit. Jedes Steigen der Wohnungsmiethen vermehrt, weil es entweder ungesündere Wohnungen oder Ernährung zur Folge hat, die Sterblichkeit, — ebenso füllt jede Steigerung der Lebensmittelpreise sofort die Kirchhöfe. Die Hungersnoth und Theuerung, welche von 1841—1851 in Irland herrschte, hat die irische Bevölkerung um 19,8 pCt. vermindert. 37 pCt. der Gesammteinbuße kam auf Kinder von 0—5 Jahren.

Wenden wir uns von den allgemeinen Gesichtspunkten ab und den mehr speziellen Gründen der hohen Kindersterblichkeit zu, so werden wir uns zunächst über die bedeutende Morbilität der unehelichen Kinder nicht zu wundern haben. Die Mütter derselben sind meist ohne Ernährer, betrachten ihre Kinder als eine Last, und diese Last wird auch, wie die Thatsachen lehren, schnell abgeschüttelt. Die unehelichen Geburten selbst werden durch viele Zustände hervorgerufen, wir erwähnen hier nur den am stärksten wirkenden Umstand, daß fast in allen Ländern der kräftigste Theil der Bevölkerung zu Soldatendiensten und gleichzeitig zum Cölibat gezwungen wird. Einen wesentlichen Antheil an der hochgradigen Sterblichkeit bei ehelichen und unehelichen Kindern haben die zahlreichen Findelhäuser, die von den

Aerzten immer mehr als Brutstätten der tödtlichen Massenerkrankungen erkannt und bekämpft werden. Eine schlechte Privatpflege soll nach Ansicht der medizinischen Autoritäten immer noch besser sein, als diese Institute, — wofür freilich die im lieben deutschen Reich sehr in Flor stehende Praxis der „Engelmacherinnen" nicht spricht. Den unehelichen Kindern stehen die mutterlosen gleich, da ihnen das wichtigste Nahrungsmittel, die Muttermilch, fehlt. Zu gleichem Schicksal sind viele Kinder verdammt, deren Mütter sich unter dem Druck der sozialen Verhältnisse als Ammen vermiethen, ihre Brüste dem Kinde des vornehmen Mannes reichen, während ihr eigener Sprößling zu Grunde geht. Daß die künstliche Ernährung einen vollkommenen Ersatz für die Muttermilch nicht bieten kann, weist die Statistik nach, indem sie sofort eine größere Sterblichkeit der Kinder, welchen diese Wohlthat verschlossen ist, konstatirt.

Dies müssen viele arme Frauen erfahren, welche ihre Kinder gern selbst stillen würden, wenn ihnen dies möglich wäre. Frühzeitige Beschäftigung in Fabriken, überlange Arbeitszeit, sitzende Lebensweise, Fabrikation gesundheitsgefährlicher Gegenstände ꝛc. tragen dazu bei, daß die Frau des Arbeiters oft genug keine Milch hat und ihr Kind mit Brei auffüttern muß. Die Beschäftigung der verheiratheten Frauen in Fabriken schädigt noch in anderer Weise die Gesundheit der Kinder. Bekannt ist, daß in England während größerer Arbeitseinstellungen trotz des fehlenden Verdienstes die Sterblichkeit abnahm, weil die strikenden Arbeiterfrauen jetzt Gelegenheit hatten, ihren Kindern statt der tödtenden Opiate regelmäßig die eigene Brust zu reichen.

Die Statistik lehrt ferner, daß diejenigen Kinder um so leichter sterben, welche künstlich entbunden werden mußten. Die Nothwendigkeit der künstlichen Entbindung hängt von der Kleinheit des Beckens der Mutter, — diese aber wiederum von den sozialen Verhältnissen ab; die Entwicklung des Beckens wird bei denjenigen Mädchen gehemmt, die schon frühzeitig zur Arbeit genöthigt sind. So führen alle Erscheinungen in einer Kette wieder zu den Wurzeln des sozialen Uebels zurück.

(Beiläufig sei bemerkt, daß Frauen, die eine „emanzipirte" Erziehung genossen haben, gewöhnlich aus physiologischen Gründen unfähig sind, Kinder zu stillen. Diejenigen, welche das Stichwort „Emanzipation der Frauen" im sozialistischen Uebereifer in die Forderung: „Völlige Gleichstellung des männlichen und weiblichen Geschlechts" umkehren, werden gut thun, diese Verhältnisse näher zu studiren.)

Wir wollen diese Betrachtungen nicht schließen, ohne nochmals die ernstlichen Mahnungen, welche die Statistik an die Sozialpolitiker richtet, zu betonen. Ob die Kindersterblichkeit in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, diese Frage läßt sich in allgemeingiltiger Weise nicht beantworten. Wahrscheinlich ist, daß, in Deutschland wenigstens, die Verhältnisse sich noch um ein geringes verschlechtert haben. Die Ursache der hochgradigen Kindersterblichkeit liegt nur in dem großartig entwickelten und neuerdings erschreckend anwachsenden Pauperismus. Dies läßt sich nicht wegdeuteln, noch bestreiten. Wenn man aber die Ursache eines gesellschaftlichen Leidens erkannt hat, wird hoffentlich das Heilmittel nicht schwer zu finden sein.

Blumen — ein Symbol der Liebe.

Von **Hugo Sturm.**

„Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geistes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die Andre drückt mit dumpfer Pein;

Doch mehr noch glücklich, weil wir sinnig
Und liebend rings das Leben schau'n,
Und an dem Kleinsten fromm und innig
Mit Kindesinbrunst uns erbau'n."

(Gottfried Kinkel.)

Es ist ein Charakterzug des deutschen Volkes, mit sinnigen Blicken das Leben der Natur ringsumher zu erfassen. Wir stehen in dieser Beziehung gewissermaßen mit den Indiern in Verwandtschaft, wenngleich uns die glühende Phantasie derselben fehlt, die so überschwengliche Bilder hervorzuzaubern im Stande ist. Unsere bescheidenere Natur hält uns in Schranken, so daß unsere Auffassung derselben nicht in das Phantastische übergeht, das wir bei den Völkern wahrnehmen, über die das Füllhorn der Pflanzen- und Thierwelt in reichlicheren Gaben und mannigfaltigeren Formen ausgeschüttet worden.

Aber dennoch vermag auch ein deutscher Frühling unser Herz zu Hymnen zu begeistern, und die vielen poetischen Erzeugnisse, die gerade diese Zeit verherrlichen, sprechen ja laut genug hiervon. Durch Gegensätze lernen wir den Werth einer Sache recht kennen, und so stellt auch unser Winter erst die Schönheit des Lenzes in den Vordergrund. Der Südländer, dem Flora zu allen Zeiten Gaben spendet, kennt garnicht den Reiz der wechselnden Jahreszeiten. Dort gibt es keine Lenzeslieder; dort erklingt keine Leyer zum Preise des Wonnemonats; dort entbehrt man des Vergnügens, allmählich sich den Lenz aus den starren Fesseln des Winters entwinden zu sehen, dieses Kampfspiel, dem unsere ganze Aufmerksamkeit immer zugewendet bleiben wird. Die Sehnsucht, die den in jenen Zonen wohnenden Nordländer gerade zur Lenzeszeit zu überschleichen pflegt und ihn immer wieder an die weniger üppige, aber mehr zum Herzen sprechende Heimath erinnert, hat gewiß auch in dem Reiz unserer wechselnden Jahreszeiten mit ihren Grund.

Und vor allem ist es die Pflanzenwelt, die uns den Wechsel der Zeiten, die Kontraste und die in ihnen wurzelnden Ueberraschungen so recht vor Augen führt. Zwar fehlt es ja auch in der Thierwelt nicht an Erscheinungen, die den kommenden Lenz und Herbst ankünden, aber ihr Leben verbirgt sich mehr den Blicken der Menschen, während Floras Gaben vor jedermann offenkundig daliegen. Selbst der Wanderzug der Vögel, dieser großartigste der Vorgänge in der Vogelwelt, wird von vielen Menschen übersehen, aber das Knospen und Blühen der Blumen, das Welken und Verdorren derselben dürfte wohl nur von wenigen nicht beachtet werden. Die Pflanzenwelt ist mit tausend Fäden an unser Leben geknüpft. Ohne sie ist ein Leben nach unsern Begriffen nicht möglich, ohne sie würde die Landschaft des eigentlichen Charakters entbehren, den sie erst durch die blühenden und grünenden Kinder Floras erhält. Es ist wahr: die Pflanze schwingt sich nicht zu der Höhe des thierischen Lebens empor, aber trotzdem ist sie doch der erste und wichtigste Gegenstand der Natur. Das animalische Leben schöpft seine Lebenskraft nur aus dem Pflanzenreich; es wurzelt in ihm, mit ihm zusammen gedeiht und vergeht es — eins ist eben von dem andern unzertrennlich. Goethe, als Dichter und Naturforscher gleich hochgeachtet, sagt sehr richtig:

„Hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset der vorige an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, sowie das Einzelne, sei."

Mit der Pflanzenwelt haben alle Völker, die je in der Geschichte eine Rolle gespielt, in einiger Verbindung gestanden. Es ist unnöthig, auf diesen Pflanzenkultus hinzuweisen, der ja nur wenigen gänzlich unbekannt sein dürfte. Heilige Haine oder auch einzelne den Göttern geweihte Bäume finden wir fast überall, wo wir unsere Blicke in die Geschichte der Völker schweifen lassen. Das Paradies der Juden, die heiligen Dattelpflanzungen des Arabers sind direkt von Gott gepflanzt worden, und wie wenige Völker sind es nur, bei denen wir nicht solchen der Gottheit gewidmeten Orten begegnen!

Doch noch inniger ist das Verhältniß des einzelnen Menschen zu den düftespendenden Blumen. Ohne daß wir danach suchen, drängen sich uns von selbst Anknüpfungspunkte genug auf, durch die das Leben der Pflanzen zu dem unsern in gewisse Beziehungen tritt. Sie haben eine knospende Jugend, entfalten erst allmählich ihre Pracht und ihren Duft, bringen Furcht und — welken zu ihrer Zeit dahin. Welche Fülle von Betrachtungen knüpft sich nicht ganz von selbst an diese Erscheinungen! Wir würden den uns zur Verfügung stehenden Raum gewiß um das zehnfache überschreiten müssen, wollten wir die Pflanze nach allen diesen Richtungen hin auch nur ganz oberflächlich an unsern Blicken vorüberziehen lassen. Nur eine Beziehung der Pflanze zu unserm Leben sei heute Gegenstand unserer anspruchslosen Skizze: die zu unserer Liebe.

Blumen und Liebe — eine so naheliegende Ideenverbindung für jedes liebende Herz!

Man bezeichnet mit Recht die Zeit unserer Minne als unsern Lebensmai. Wie die Natur nach dem Schlummer und der Ruhe des Winters die mannigfaltigsten Blüthen treibt, wie diese in tausenderlei Formen und Farben schimmern und süße Düfte spenden, gleichsam als wären sie aus edleren Stoffen aufgebaut als alle andern Pflanzentheile, so sind auch die Gefühle im Frühling unserer Liebe so überströmend, so uneigennützig und edel, daß wir sie wohl als die Blüthe der künftigen Mannestugend ansehen können. Das Herz, das einer aufrichtigen und wahrhaftigen Liebe, die nicht auf rohe Begehrlichkeit hinausläuft, fähig ist, das sich für den Gegenstand seiner Minne begeistern kann, wird auch später für alle Tugenden nicht unempfindlich sein. Nur ein edler Charakter ist der wahren Liebe fähig, ein unedler liebt höchstens — sich selbst.

Die Blüthezeit ist ein Fest in der Natur. Da drängt sich Form an Form, Glanz und Pracht entfalten sich, berauschende Düfte steigen auf — ein leises, seliges Erzittern scheint mit dem Abendhauch über die Fluren ausgegossen zu werden, ein süßes unbeschreibliches Etwas, ein Traum von Glück und Seligkeit. So kommt es wenigstens dem Herzen vor, das liebend mit empfindet. Da schwindet alle Berechnung, die Poesie nimmt uns auf ihre Fittige, und wie im Nebel bleibt die Erde mit ihren Kleinlichkeiten hinter uns zurück:

„Ich möcht' an's Herz den Himmel pressen,
Die Blumen küssen, die ich pflück'."

So leiht Emil Ritterhaus seinen überströmenden Gefühlen Worte, und wenn viel Tausende es auch nicht in so wohlklingenden Rhythmen auszudrücken vermögen, so durchzieht ihr Herz gewiß doch dasselbe Empfinden. Das ist ja eben das Charakteristische der Liebe, daß die Sprache viel zu arm ist, um alles das auszudrücken, was das Herz bewegt. Der gewandteste Dichter vermag nicht alle Empfindungen in Worte zu kleiden, er muß nach Symbolen haschen, um wenigstens uns einen Begriff von dem zu geben, wofür er auch uns zu begeistern sucht. Vor allem eignet sich aber die Pflanzenwelt dazu, und erfahrungsmäßig werden ja auch ihr die meisten und treffendsten Bilder entlehnt. Die unorganische Natur paßt weniger dazu. Ihr fehlt das Leben, und ein Dichter, der auf sie zurückgehen wollte, würde sich kaum der Sympathie seiner Leser zu erfreuen haben. Auch die Thierwelt tritt mehr zurück. Wir sind gewohnt, ihr Handeln, Thun und Treiben von dem unsern abzuleiten und zu erklären, so daß wir dabei nicht zum reinen ästhetischen Genuß kommen können.

Anders ist es mit den zarten Kindern Floras. Ihr Leben ist ein geheimnißvolles, dem Auge mehr verborgenes, das aber dennoch in seinen Aeußerungen von jedermann wahrgenommen wird. Zwar sind es verschiedene Regungen, die der Anblick einer Blume in eines jeden Herzen hervorruft, aber ich glaube kaum, daß sich jemand mit Widerwillen von einer Pflanze abwenden kann, wie beispielsweise von der Sippe der Kröten und Schlangen. Keine Pflanze ist häßlich, keine kann unsere Lachlust reizen, eine jede erweckt an und für sich nur wohlthuende Empfindungen. Darum eignet sich auch die Pflanze am besten zu ästhetischen Betrachtungen und zur symbolischen Darlegung unsere Gefühle.

Die Blumensprache ist der Poesie verwandt. Auch der Dichter liebt das symbolische Wort und gibt ihm entschieden vor dem der strengen Wissenschaft den Vorzug. Es ist dies ja auch ganz natürlich. Der Wissenschaft kommt es auf strenge Begriffe an, die sie ihren Jüngern in bestimmter Form zu eigen machen will, die Poesie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie in dem Herzen ihres Verehrers Akkorde erklingen läßt, die in harmonischer Beziehung zu denen stehen, die des Dichters Sinnen und Empfinden gewesen. Die Wissenschaft will belehren, die Poesie will uns dem Staube der Alltäglichkeit entrücken.

Darum spielen auch die Blumen überall hinein in unser Liebesleben. Sie durchduften dasselbe und breiten darüber den Schleier der Poesie, der so berauschend unsere Sinne gefangen hält. Noch ehe der Mund das süße Wort auszusprechen wagt, vertraut er es heimlich den Blumen im Hain, von denen er gewiß ist, daß sie es als Geheimniß mit in das frühe Grab nehmen. Mancher Strauß wird gewunden und wieder verworfen, der bestimmt war, der Erwählten unsere Gefühle zu offenbaren. Und ist es geschehen, haben die Herzen sich gestanden, was sie sich eigentlich nicht mehr zu gestehen hatten, dann haben die Blumen keineswegs ihre Bedeutung verloren. Wenn Robert Reinick auch singt:

„Wenn sich zwei Augen gefunden,
Wer schaut die Blumen an?"

so widerspricht dieser Auffassung doch die allgemeine Erfahrung. Möglich, daß die Blume als solche dann mehr zurücktritt, aber sicherlich nimmt sie als Liebessymbol noch immer eine hervorragende Stellung ein. Namentlich wird die Maid jedes Blättchen, das aus der Hand des Geliebten kommt, als ein heiliges Unterpfand seiner Neigung aufbewahren, und wenn selbst die Matrone im grauen Haar noch die getrocknete Rose, die sie einst in ihrem Lenze empfangen, mit gewisser Ehrfurcht wie ein Heiligthum hütet, so ist dies doch der sicherste Beweis von dem großen Einfluß der Blumenwelt auf unser Liebesleben.

Und endlich der Brautkranz, dieses herrlichste und schönste aller Symbole. Ich habe eine Dame gekannt, die noch in der Stunde ihres Todes sich den sorgsam aufbewahrten Myrtenkranz bringen ließ, ihn mit einem Blick des seligsten Erinnerns anschaute und dann dem schon dahingeschiedenen Gatten folgte. Möglich, daß jemand ein solches Ende nicht als ein „seliges" bezeichnet, ich aber habe kein anderes Wort dafür. Ich erachte es nicht für überflüssig, in unsrer poesielosen Zeit an solche Züge aus dem Leben zu erinnern. Sie mögen ja selten sein und werden noch immer seltener werden, denn Ehen, die auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" der Heirathsannonce zustande kommen, entbehren ja von vornherein aller Poesie.

(Schluß folgt.)

Die Rache des Volkstribunen.

Nach dem Französischen des **K. v. Mazade** von **Arnold Sch.....**

(Schluß.)

Während dieses Wortwechsels war Margretha auf die Seite getreten und achtete auf jedes Geräusch, um die Ankunft ihres Geliebten sogleich zu bemerken. Herr von Liron war eingetreten, verwundert und entstellt, wie jemand, der alle Hoffnung aufgegeben hat; das junge Mädchen hatte sich gleich in seine Arme geworfen.

„Du hier, Margretha!" rief der Gefangene. „Dich sehe ich wieder und kann dich umarmen? ... O, es ist nicht möglich!"

„O, mein Freund! Ludwig! Ich bin es ja!" antwortete zärtlich Margretha. „Wie hätte ich dich nicht aufsuchen sollen! Ich mußte dich sehen! Glaube mir, du wirst nicht sterben! Du gehörst mir!" ...

Der junge Mann lächelte, Margretha fuhr fort:

„Nein! Weshalb sollte man dich meiner Liebe entreißen? Du hast nichts verbrochen, was die Todesstrafe verdienen könnte; einige unvorsichtige Worte vielleicht ... einige unnütze, unüberlegte Reden! ... Ja, das ist es! Oder vielmehr ... wer kann es wissen? ... eine Rache ... vielleicht!? ... Doch wer sollte sich an dir rächen, Ludwig? ... Nein, es ist nicht möglich! Bald werden sich diese Thüren öffnen; wir werden abreisen, ohne einen Blick zurückzuwerfen ... es sei denn, um demjenigen zu danken, der dich gerettet haben wird."

„Du erinnerst mich daran," sprach Ludwig von Liron; „wer hat mir dieses außerordentliche, unbegreifliche Glück verschafft, dich wiederzusehen? Wer hat dir diese unsinnigen Gedanken einer baldigen Rettung eingeflößt?"

Ehe Margretha antworten konnte, war Barrère, den Fouquier eben verlassen hatte, zu ihnen getreten und reichte dem Gefangenen die Hand.

Bei seinem Anblick fuhr der junge Mann zusammen; sein Gesicht glühte. Er schwieg einen Moment, ohne auf das freundschaftliche Entgegenkommen Barrères zu antworten. Solange er mit dem jungen Mädchen allein gewesen, schien er traurig und niedergeschlagen zu sein; in Gegenwart des Tribuns erwachte

sein ganzer Stolz, sein Herz bebte im Andenken an den alten Haß. Unwillkürlich hatten sich diese Gefühle in seinem Blicke gezeigt. Beklommen erwartete jeder den Ausbruch dieser Gefühle.

„Also," rief plötzlich Herr von Liron mit blutiger Ironie, „Sie sind es, der mich retten will? ... Es ist dieser Mensch, Margretha, den du ausgesucht hast, um mir diese Thüren zu öffnen? ... O Elend!" ...

„Ludwig!" rief Margretha bestürzt.

„Und für welchen Preis hat man meine Freiheit gekauft?" fuhr der junge Mann mit zunehmender Aufregung fort. „Ich will es wissen! ... Dieses wird wohl wieder eines jener schändlichen Geheimnisse sein! ..."

„Mein Herr," sagte Barrère, zitternd vor Aerger, „denken Sie daran, daß es sich um Ihr Leben handelt! Wenn man uns hören würde! ... Was mich betrifft, so vergesse ich alles im Hinblick auf Ihre gefährliche Lage."

„Vergessen? Ich vergesse nicht!" antwortete Herr von Liron. „Lieber den Tod, als von Ihnen gerettet zu werden!"

„Unglücklicher!" rief das junge Mädchen schluchzend.

Barrère war bewegt, unruhig. Was war zu thun gegenüber der Beschimpfung von Seiten eines Mannes, der morgen vielleicht sterben mußte? Die Großmuth trug noch einmal den Sieg davon; er näherte sich Herrn von Liron und sprach fast flehend:

„Ihre Hand, mein Herr, hier ist die meinige!"

Herr von Liron kreuzte die Arme, und mit hochmüthigem Stolze im Blick antwortete er kalt:

„Das letztemal, als wir uns begegneten, haben wir uns nicht mit Freundschaftsworten und Händedrücken verabschiedet: es sollte in Zukunft nichts Gemeinschaftliches mehr zwischen uns sein; wir sollten uns nicht wiedersehen. Aber," fuhr er mit ironischer Bitterkeit fort, „wir hatten den Fall nicht vorgesehen, daß wir uns je gegenüberstehen könnten wie heute: Sie als Henker, ich als Opfer!"

„Das ist zu arg!" rief entrüstet Barrère.

Das junge Mädchen wandte sich zu ihm mit bittendem Blicke und unterbrach die Worte auf seinen Lippen.

„Was heißt denn das?" fragte der Gefängnißwärter, der in diesem Augenblick eintrat.

„Das heißt, Bürger Gefängnißwärter," antwortete Herr von Liron, „daß du mich in meine Zelle, zwischen meine vier Mauern, zurückführen wirst, bis ..." Er endigte nicht und verließ trotzig das Zimmer, einen Blick stolzer Verachtung zurückwerfend.

„Ludwig!" rief ihm mit Schrecken das junge Mädchen nach.

„Unglücklicher!" murmelte Barrère.

Die beiden sahen sich einen Augenblick betrübten Blickes an, indem sie bei sich dachten, es sei nun wohl alles umsonst und der junge Mann, der sie auf diese Weise verlassen hatte, sei nun ein sicheres Opfer der Guillotine. Weder der eine noch die andere hatte den Muth, zu sprechen; nach einer Weile tiefen Schweigens verließen sie das Gefängniß. Schon fing es an, Nacht zu werden, eine kalte, neblige, feuchte Nacht; es fiel ein dichter Nebel, der die Glieder erstarren machte; einige fahle Laternen bewegten sich in langen Zwischenräumen hin und her, ein trauriges und mattes Licht werfend. Aus dem Innern des Gefängnisses drang plötzlich ein wüstes Geschrei an ihre Ohren, und mitunter konnte man den Namen Barrère hören.... Es waren Ausdrücke des Hasses der Gefangenen, welchen man die Ankunft des Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses mitgetheilt hatte; aber schon verstummten diese Ausrufe, welche das Herz des Tribuns gepreßt hatten. Er schritt schneller vorwärts; das Mädchen folgte ihm schweigsam durch die Straßen; es hatte den Muth verloren, dennoch hielt es seine Thränen zurück. In den Straßen war alles still geworden und immer rascher eilte Barrère vorwärts. Trauriges Schicksal! Dieser Mann, der gekommen war, um eine gute Handlung zu verrichten, um dem Messer einen Kopf zu entreißen, erhielt zum Lohne Verwünschungen und Haß! Und in dieser schwarzen, feuchten Nacht schritt er dahin, mit einer unbekannten Rührung im Herzen, wähnend, immer neue Flüche auf sein Haupt schleudern zu hören.

Als sie in seiner Wohnung wieder angekommen waren, ließ Barrère sich ermattet auf einen Stuhl niederfallen, bald die tiefe Traurigkeit der armen Margretha, welche nicht sprechen konnte oder nicht zu sprechen wagte, betrachtend, bald in tiefes Nachdenken sich versenkend; um sich sah er nur die Gegenstände, welche ihn täglich beschäftigten.... Der Schmerz allein über alles, was heute geschehen war, drückte ihn nieder; jedoch, was sollte er thun? .... Was ihn am meisten bekümmerte, das war der treuherzige Schmerz dieses jungen Mädchens. Plötzlich erhob er sich:

„Nun!" rief er aus, „er wird trotzdem gerettet werden, trotz ihm selbst! Ja, für dich — für Sie, Margretha! ... Ich will seinem Hasse mit einem hartnäckigen Vergessen antworten; ich werde meine Ohren seinen Beschimpfungen verschließen, damit nicht auch mein alter Groll gegen ihn erwacht."

„Ist es möglich? O, mein Gott!" antwortete zitternd Margretha und öffnete ihre glänzenden Augen einer neuen Hoffnung.

„Es ist Wahnsinn!" fuhr Barrère fort. „Diese rasende Verblendung! Es war nur eine vorübergehende Aufwallung, die er vielleicht jetzt schon bereut. Wenn es nur nicht zu spät ist! Doch nein! Habe Zutrauen, mein liebes Kind, ich wiederhole es: ich werde ihn retten."

„Wie werden Sie dieses fertig bringen?" fragte zaudernd das Mädchen.

„Ich werde es dir später sagen. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren, und wenn er aus dem Gefängnisse sein wird, aus Paris selbst, dann muß er doch auch leben können!"

Mit diesen Worten ging Barrère fort. Margretha, ebenso zweifelhaft und unruhig an diesem Morgen wie am vorigen Tage, blieb allein zurück. Sie konnte nun ihre Augen um sich werfen, ihre Neugierde befriedigen — sie war ja ein Weib — und untersuchen, wie der Palast eines Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses aussah. Alles war einfach, ohne überflüssige Verzierungen, mit einer bürgerlichen Regelmäßigkeit eingerichtet; es war da nichts zu finden, als das Nothwendige. Und welches Nothwendige noch für ein Regierungsmitglied, für einen Mann, der das Szepter Frankreichs in der Hand hatte, der seinen Theil an dieser kollektiven, das Königthum vertretenden Regierung hatte! Wo war denn der Reichthum und die Verschwendung dieser Regierenden? Fast war es Armuth, die da herrschte, und dieser Tribun, Bertrand Barrère, in dessen Namen die republikanischen Horden von Sieg zu Sieg eilten, sah sich, um zu leben, gezwungen, ein paar tausend Franken zu leihen. Margretha wußte das nicht, doch hatte sie den Namen ihres Beschützers hoch rühmen hören, und Erstaunen ergriff sie und Ehrfurcht zugleich über eine solche würdevolle Einfachheit.

Eine Stunde ungefähr war verflossen, als ein Geräusch sich vernehmen ließ. Barrère trat rasch ein und reichte ihr beide Hände.

„Nun, mein Kind," sagte er, „hoffe! Ich komme vom Wohlfahrtsausschuß ... der Name des Herrn von Liron ist von den Listen gestrichen. Ich habe befohlen, daß er gleich freigelassen werde, so wie ich es angeordnet habe. ... Wenn du ihn sehen willst ... in einigen Stunden vielleicht wird es möglich sein; bis dahin mußt du mir folgen."

„Befehlen Sie, ich werde Ihnen überallhin folgen! ... Aber, zuerst sagen Sie mir, wie ich Ihnen je genug danken kann?"

„Indem Sie Sich meiner erinnern," sagte Barrère mit melancholischer Ruhe; „das wird für mich die liebste Zahlung Ihrer Schuld sein. Die Erinnerung eines Freundesherzens bringt immer Glück, Margretha!"

Ein Wagen erwartete sie an der Thüre und führte sie schnell, zuerst durch mehrere Straßen bis aus der Stadt, dann über Landwege, und hielt bei einem alleinstehenden Hause.

Sie hatten schon ziemlich lange gewartet, als Barrère plötzlich durch das Rollen eines Wagens, der sich rasch näherte, sehr erregt wurde. Bald hörte man Stimmen — die Thür öffnete sich.

„Ludwig!" rief Margretha mit unaussprechlicher Freude.

„Wieder Sie!" antwortete der junge Mann, einen Blick auf Barrère werfend. „Was habe ich zu erwarten? Ohne Zweifel einen langsameren, grausameren Tod!"

Barrère antwortete nicht.

„O, keine Beschimpfungen!" sagte das junge Mädchen mit ruhiger Würde. „Hören Sie mich zuerst an: Dieser Mann, den Sie beschimpfen, ist Ihr Retter! Ludwig, er ist auch der meinige! Er ist der Retter," fuhr sie leiser fort, „des Kindes, das ich unter dem Herzen trage, und das Ihnen gehört, Ludwig!"

Der junge Mann erbebte.

„Sie sehen nun, daß Sie mich anhören müssen. Als ich hörte, daß Sie verhaftet seien, bin ich nach Paris gekommen, um Sie wiederzusehen, weil ich Sie liebte, weil ich mit Ihnen sterben wollte, wenn es sein mußte. Ich bin gekommen, ohne zu wissen, was man für Ihre Rettung thun könne. Wenn ich allein gesagt hätte, Sie seien unschuldig ... wer hätte mir wohl geglaubt? Der Zufall, oder Gott vielmehr, hat mir Herrn Barrère gezeigt. Da habe ich nichts mehr gehört, als die Stimme, die mich zu

ihm trieb. Ich habe vergessen, daß früher Zwietracht zwischen euch bestand, — Zwietracht und schrecklicher Haß, der mir viele Thränen gekostet hat. . . . Und es hat sich gefunden, daß er, großmüthig und gut, auch alles vergessen hatte . . . daß er Sie dem Tode entreißen wollte. Sie haben ihn beschimpft, er konnte sich deshalb rächen . . . aber nein . . . er rettet Sie trotz Ihrer Verhöhnung. Ihrem Hasse antwortet er mit der edelsten Freundschaft, Ihrer Verachtung mit persönlicher Aufopferung, und Sie beschimpfen ihn wieder! . . . Sie sehen also, Sie hatten an das alles nicht gedacht. Es war ein plötzlicher, unüberlegter Ausbruch, nicht wahr? . . . O, Sie haben mir das Herz gebrochen, mein Freund, als ich soviel Zorn bei Ihnen fand für eine Wohlthat. Ludwig, sehen Sie, ich weine, und es sind dieses Thränen der Dankbarkeit für ihn sowohl, als Thränen der Liebe für Sie!"

Das junge Mädchen konnte nicht mehr, es schluchzte. Diese Aufregung hatte es erschöpft. Herr von Liron war bleich und traurig geworden. Jedes Wort seiner Geliebten hatte ihn heftig bewegt, all' sein Haß schmolz unter dem Hauch dieser geliebten und feurigen Stimme.

Uebrigens, sollte er jetzt nicht auch die ganze Großmuth desjenigen einsehen, den er für seinen Feind gehalten hatte?

Barrère betrachtete sie mit süßer Ruhe; die Freude klärte seine Stirne, er näherte sich ihnen.

„Nun, Herr von Liron, verweigern Sie noch immer, diese Hand zu drücken?" sagte er. „Ich selbst hätte mich nicht vertheidigt, aber ich bekräftige alles, was Fräulein von Jonzac gesagt hat."

Herr von Liron nahm seine Hand und, seinen Stolz demüthigend bis zum Kniefall, sagte er:

„Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir, daß ich Sie verkannt habe. Ja, Margretha hat es gesagt, es war eine blinde Aufwallung. . . ."

„Keine Verzeihung," unterbrach ihn Barrère, ihn aufhebend, „aber Freundschaft — das ist's, was ich will!"

Er drückte die Hände der beiden jungen Leute mit väterlichem Wohlwollen und betrachtete sie einen Augenblick mit träumerischem Blick; dann, denjenigen rufend, der Herrn von Liron aus dem Gefängnisse bis in dieses Haus begleitet hatte, sagte er:

„Jakob, mein Freund, du hast mir dieses Zimmer abgetreten, um meine Rache zu vollführen; habe Sorge für diese zwei Kinder bis morgen, wo ich wiederkommen werde, um ihre Abreise vorzubereiten, denn die pariser Luft ist jetzt nicht gut! — Und ihr, meine Kinder," fuhr er fort, „wenn es euch möglich ist, denkt an mich; meine Erinnerung möge nicht ganz aussterben!"

„Nie!" riefen Herr von Liron und Margretha. „Immer werden Mann und Frau sich erinnern, daß sie Ihnen ihr Glück auf dieser Welt zu verdanken haben."

„Und nun," sagte Bertrand Barrère mit bittrer Traurigkeit, „wollen wir unsere alte Rüstung zum neuen Kampfe wieder anlegen. Wer weiß, ob ich eines Tages mich selbst werde retten können?" —

Nach diesen Worten verließ er die beiden Glücklichen, und während schon der Morgen dämmerte, kehrte er langsam nach Paris zurück, wo ihn neue Stürme erwarteten.

Pariser Skizzen.

Im vorigen Jahrgange war es mir vergönnt, den Lesern der „Neuen Welt" eine Charakteristik des philosophischen Kaisers Julianus vorzulegen, und wem seine edle Gestalt damals lieb geworden ist, der wird heut gern mit mir eine Stätte betrachten, die ihm besonders theuer war.

Zuvor aber appellire ich gegen einen Vorwurf, der mir nach der Veröffentlichung des genannten Aufsatzes gemacht worden, an die Toleranz der wahrhaft Freisinnigen. Man hatte es bedenklich gefunden, daß ich einen unbeschränkten Machthaber als Vertreter eines Freiheitsgedankens dargestellt; grade als ob ein Fürst von seinem Thron den Fortschritt nur zu **kommandiren** brauchte und niemals das Verdienst eines opferfreudigen **Kämpfers** beanspruchen könnte.

Wer in der Geschichte bewandert ist, weiß recht gut, wie wenige der Gewaltigen wirklich frei gewesen. Schnell sind sie gezählt, die der bestehenden Ordnung getrotzt haben; und hatten sie die Ketten gebrochen, so wurden sie zumeist mehr Geißler der Unterdrückten, als väterliche Beschützer. Die Mehrzahl aber **blieb** unter dem Druck einer unsinnigen Etikette, starrer Gesetze, die sie als unheilbare Krankheiten überkommen hatten; und oft genug wurden sie Opfer derselben. Sie waren also weit weniger frei verantwortliche Herren, als vielmehr gekrönte Knechte; Knechte entweder der privilegirten Klassen oder Knechte einer durch langen Mißbrauch des wirklichen Rechts traditionell gewordenen, versteinerten Unordnung. Je älter die Throne wurden, desto mehr glichen sie Petrefakten des historisch erstarkten Vorurtheils.

Unter solchen Umständen sollte ein edler Mensch nicht auf unsere Bewunderung zählen können, der rein und gerecht blieb in der größten Versuchung, die es gibt, im Besitze unumschränkter Gewalt; und mehr als dies, der alle seine Macht nur gebrauchte, um sich und die seiner Leitung Anvertrauten zu veredeln? War es etwa leicht, das Christenthum zu bekämpfen, welches seit Konstantin das Reich überschwemmt hatte, oder war es für Julians Herrschaft nützlich? Ein Nero, ein Diokletian hatten es verfolgt, weil sie das in ihm waltende sklavenzüchtende Prinzip nicht erkannten; hingegen Konstantin hatte eingesehen, daß man die Knechtseligen nicht zu Märthyrern, sondern zu Ministern machen muß. Julian aber wollte keine Knechte, sondern freie, denkende Menschen; deswegen griff er auf die griechische Philosophie zurück und erhob zum religiösen Symbol das edelste Prinzip, den Kultus des Lichts.

Ich wohne im Quartier latin, dem lateinischen Viertel von Paris. Weiß nicht, ob es seinen Namen von den Gelehrtenschulen hat, die es zur Heimath der Studenten machen, oder von seinen Ruinen aus der Römerzeit. Wenige Schritte nur von meinem Hause erheben sich diese gewaltigen Reste der von Konstantius Chlorus erbauten römischen Kaiserburg. Spricht man heut von ihnen, so nennt man sie gewöhnlich Musée de Cluny, weil die Aebte der Benediktinerabtei Clüny in Südburgund sich ein Schloß in spätgothischem Stil, das heut als Museum eine große Sammlung römischer und mittelalterlicher Alterthümer umfaßt, auf den antiken Fundamenten errichtet haben. Aber sehr üblich ist auch noch die Bezeichnung „Die Bäder Julians", nach dem Haupttheil des erhaltenen Kastells.

Es ist wohl wahr, daß wir nordischen Epigonen an das Hereinragen der römischen Vergangenheit in unsere Gegenwart von Kind auf gewöhnt sind. An den tiefblauen Havelseen meiner märkischen Heimath hatten wir eine Römerschanze, die, wenn auch nur von der Sage so benannt, doch meinen Knabenphantasien einen weiten Spielkreis öffnete. Und später als Student fand ich am lieblichen Neckar eine heidnische Kapelle, nahe dem antiken Sumlocennä; und in einem Schwarzwaldbade ausgegrabene Münzen mit den Bildern der Imperatoren, unter denen auch Julianus nicht fehlte. Aber so lebendig hatte das nicht zu mir gesprochen, wie die mächtigen Trümmer der Lutetia Parisiorum.

Cäsar war es, der im Jahre 52 vor unserer Zeitrechnung diese alte Gallierstadt auf der Seineinsel eroberte und sie mit Mauern umgab. Aber der Name Lutetia, „Sumpfloch" nach lateinischem Sinne, scheint älter, scheint keltischen Ursprungs zu sein und „Rabeninsel"*) zu bedeuten. Für den Handel war sie durch ihre Lage trefflich geeignet; darum trägt sie noch heut ein segelndes Schiff in ihrem Wappen, und die Zunft ihrer Schiffer errichtete unter der Regierung des Tiberius dem Jupiter einen Altar. Eine seltsame Ironie der Geschichte hat auf diesem Punkte den Wellenschlag menschlicher Träume zum oftmals wechselnden Ausdruck gebracht. Im zwölften Jahrhundert wurde hier der Bau von Notre-Dame begonnen, unter deren Chor man 1711, mit einer Gruft für die Erzbischöfe beschäftigt, jenes Denkmal des heidnischen Gottes fand. Und noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts proklamirten die Hebertisten die Kathedrale zum Tempel der Vernunft. Dann kam Robespierre und setzte das Etre suprême (höchste Wesen) wieder ein, und 1801 schuf die Politik Napoleons, eines zweiten Konstantin, von neuem die Macht des katholischen Klerus. Der Papst Pius VIII. überschritt 1804 die Alpen, um an der nämlichen Stelle, wo einst Jupiters Priester geopfert und noch vor kurzem die Voltairianer den Vernunftkultus gepflegt hatten, denselben Despoten zum Kaiser zu krönen, der ihn bald darauf vom Stuhle St. Peters stürzen und gefangen nach Savone führen sollte. In diesem Jahre hat man daselbst natürlich auf für Pio Nono die offizielle Seelenmesse abgehalten, die frostig war wie ein Herbsttag, wenn der Sturm das abgestorbene Jahr zu Grabe heult.

Auch im nördlichen Stadttheil sucht man Erinnerungen an die römische Herrschaft. Montmartre — das soll Mons Martis heißen, als habe dort oben ein Tempel des Kriegsgottes gestanden. Wahrscheinlicher aber bleibt die Erklärung Mons martyrum, Berg der Märtyrer. Doch gleichviel, beide Namen erinnern an die ganze Schmach der entarteten Menschheit; denn welches Gräßliche ist nicht inbegriffen in die beiden Worte: Krieg und religiöser Fanatismus?

Die Bäder Julian's liegen im Süden, auf dem linken Seineufer, und ihre mächtigen unterirdischen Gewölbe, die als Wasserreservoirs gedient haben mögen, reichen weit unter den Boulevard St. Michel. Von diesem aus blickt man durch ein hohes eisernes Gitter in das jetzt auf der einen Seite offene Tepidarium, den Saal für die warmen Bäder, dessen Dach der Zeit erliegen mußte. Jetzt ist er ein Theil des Gartens; aber um so besser ist er blosgelegt, um das Großartige, Massige der gebrochenen, vom Alter geschwärzten Mauern erkennen zu

*) Oder Wasserwohnung. Cf. Nr. 34 „Paris vor tausend Jahren". Red. d. N. W.

lassen; man denkt bei ihrem Anblick an die kyklopischen Mauern von Mykenä und kann sich eine Vorstellung von den ungeheuren Dimensionen machen, welche die ganze Kaiserburg gehabt hat.

In den besterhaltenen Theil, das Frigidarium, d. h. das Kaltwasserbad, gelangt man durch einen Vorhof aus dem Schloß der Aebte, und zwar gewöhnlich, nachdem man auf einer kleinen Wendeltreppe aus der Kapelle herabgestiegen ist, die in der Revolutionszeit ein Sitzungssaal des Stadtviertels, dann eine Anatomie und noch später eine Druckerei war. —

Der Eindruck, den man an der offenen Eingangspforte empfängt, wenn man über die in das Frigidarium hinabführenden Stufen den ganzen weiten Raum überblickt, ist in der That ein überwältigender. Es sind kolossale Massen, die hier der zerstörenden Zeit getrotzt haben, und noch jetzt, oder gerade jetzt in ihrer stolzen Größe als Ruinen voll altehrwürdiger Majestät, wirken sie fast erschütternd auf die von historischen Erinnerungen getragene Einbildungskraft.

Die tempelartig hochgewölbte Haupthalle ist von einem mächtigen Kreuzbogen überdacht. Da, wo die piscina war, ein schönes Becken, das recht wohl Raum zum Schwimmen bot, steht jetzt — lächerlicher Kontrast! — ein morsches Altarbild von Holz mit vergoldetem Schnitzwerk; sonst aber sind ringsum viel Reste aus römischer Zeit vorzüglich erhalten. Hoch oben an den vergitterten Fenstern und an den wetterbenagten Thürbogen rankt sich uralter Epheu mit jungem Grün empor, eine freundliche Mahnung an das ewig sprossende Leben über den Trümmern. Die Hallen sind den Winden offen, und das erhöht ihre eigenthümliche Wirkung. Kunstvolles Menschenwerk, das die Zeit der Natur wieder zurückgegeben hat, und dazu den Geist des Philosophen Julianus, der hier geweilt — das alles übt auf das Gemüth den ganzen Zauber historischer Poesie.

Von Julian selbst befinden sich zwei Statuen in Paris. Die eine, von weißem Marmor, ist im Louvre; aber ihre Beleuchtung ist nicht günstig; die andere, in besserem Licht, steht in der größeren, mittleren von drei Wandnischen des Frigidariums, der Piscina gegenüber. Auf dem Haupte trägt Julianus hier ein Diadem, und sein Leib ist in ein weites, faltenreiches Gewand gehüllt. Die Linke hält, ganz charakteristisch für den Mann der Wissenschaft, eine Schriftrolle. Das unter der Kopfbedeckung hervorquellende Haar fällt tief in die Stirn und ist nicht vortheilhaft für den Eindruck seiner Züge; aber die große, ernste, würdige Ruhe des Angesichts läßt trotzdem etwas Geistiges, Edles, läßt den Denker erkennen. Die Nase, an sich nicht übergroß, erscheint zu groß, weil die Stirn bedeckt ist. Am wirkungsvollsten ist das Profil.

Das ist Julianus, dem Paris ein Lieblingsaufenthalt gewesen. „Mein geliebtes Lutetia" hat er die Stadt im „Misopogon" genannt, wo er das Land und sein Leben in demselben mit einer liebenswürdigen Einfachheit schildert, die ihn uns wie einen in der Stille seinem Studium gewidmeten Gelehrten erscheinen läßt. Und in diesem Paris war es auch, wo im Jahre 361 durch die Legionen seine Erhebung zum Augustus stattfand und mithin seine Macht begann, die den Kampf gegen das kulturfeindliche Christenthum eröffnen sollte. Wir wissen, daß ihm der Tod früh die großen Pläne aus der Hand nahm, daß eine barbarische Zeit erschien, die seinen edlen Namen schmähte, daß mit der langen Nacht des Mittelalters Finsterniß sich über die Welt breitete, die Menschen ihre Liebe zur Freiheit vergaßen und im Dienste der Knechtsreligion zu Sklaven wurden. Aber wir wissen auch, daß das Licht ewig, daß es der Quell alles Lebens ist, und daß die Spuren der Menschheitsgeschichte trotz allen Unterbrechungen seinen fortschreitenden Sieg verkünden.

Eduard Bertz.

Ludwig Börne. (Porträt Seite 532.) So wie der Erdmittelpunkt eine bloße Fiktion ist und doch nach Newtons Gesetz die ganze Schwerkraft als von ihm ausgehend angenommen wird, so liegt der Schwerpunkt des einzelnen Menschen wie des gesammten Volkes nur in der Erlangung politischer Freiheit, weil ohne die Freiheit der Patriotismus und die Nationalität nur leere Phrasen sind. Seitdem die Faust-Natur im Menschen durch Beobachtung der Vorgänge in der Natur der Menschheit Wissen und Erkennen mehrt, kann den Unfreien auch die Religion nicht mehr trösten, weil er das Incasso des vom Pfaffen girirten Wechsels auf die Entlohnung für irdische Entbehrungen im Jenseits bezweifelt. Der kosmopolitischen Idee, daß die Freiheit über dem Patriotismus stehe, hat bei den dickhäutigen Deutschen erst im vorigen Jahrhundert Gotthold Ephraim Lessing zum Durchbruch verholfen. Dem Schleppträger des Preußenkönigs Friedrich II., seinem Freunde und Verfasser der Grenadierlieder, Gleim, schreibt Lessing über das Thema folgendermaßen: „Vielleicht ist der Patriot auch bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir auf's höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Und wie Lessing auf der Warte der Kultur, der Abwehr von pfäffischer Verdummung und der Heranbildung eines denkenden Geschlechtes stand auch Ludwig Börne. Die Aufgabe seines Lebens bestand darin, das deutsche Volk zu ermuthigen, sich von jeder Fessel freizumachen, die sein innerliches Leben hemmte. Auch er schrieb in ächt kosmopolitischer Weise: „Es gibt Tugenden, die unvereinbar, es gibt gewisse gute Eigenschaften, die nothwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist die wahre, nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann, ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln oder zum Widerstehen gute oder schlimme Eigenschaften, die ihnen selbst fehlen, nöthig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum besten gebrauchen sollten. Lion Baruch, der später umgetaufte Ludwig Börne, ist am 13. Mai 1786 zu Frankfurt am Main geboren. Er studirte in Gießen und Berlin Medizin und in Heidelberg Staatswissenschaft. Unter dem Einfluß der französischen Gesetzgebung, welche Gleichheit aller Kulte auf ihre Fahnen schrieb, wurde der Jude Baruch Stadtbeamter. Aber die nach den „Freiheitskriegen" hereinbrechende Reaktion hatte nichts Eiligeres zu thun, wie ihn des Amtes zu entsetzen. Er ließ sich 1825 taufen, um die Staatskarriere zu ermöglichen, folgte aber bald seiner Neigung und wurde Literat. Die zwei von ihm gegründeten Zeitschriften „Zeitschwingen" und „Wage" verschlang der tausendarmige Polyp, deutsche Reichsmaschine genannt, und drückte dem Literaten den Wanderstab in die Hand. Immer unterwegs zwischen Paris, Hamburg und Frankfurt, schrieb er die zahllosen Skizzen, Erzählungen, Briefe und Kritiken, deren Witz und Feinheit nur von Heine erreicht worden ist. Die hochgespannten Hoffnungen, die er an die pariser Juli-Revolution knüpfte, bestimmten ihn, seinen ständigen Wohnort in Paris aufzuschlagen und im Verein mit gleichgesinnten Deutschen und Franzosen die Zeitung „Balance" zu gründen, in welcher er dem Patriotismus, dieser „lügnerischen Tugend", zu Leibe ging. Als ächter Journalist hat der strenge Republikaner Börne nur zwei Bücher „Briefe aus Paris" und die Schrift über Menzel den Franzosenfresser herausgegeben. Seine zunehmenden körperlichen Leiden, der unerquickliche Zwist mit Heinrich Heine, den er mit Nadelstichen verfolgte, und der literarische Streit mit dem Fürsten Pückler-Muskau, den er mit einem Keulenschlag niederstreckte, steigerten seine Erbitterung zur Verbissenheit und beschleunigten sein Ende. Er starb in Paris am 13. Februar 1837 und wurde unter allgemeiner Theilnahme am Père-Lachaise beerdigt. Der Nestor der Republikaner, Raspail, dem das Schicksal vergönnt war, Louis Philipp und Louis Napoleon zu überleben, feierte in einer Grabrede Börnes Verdienste um die Menschheit, und der Bildhauer David modellirte eine Grabesbüste mit der täuschenden Wiedergabe der scharfmarkirten Gesichtszüge des unerschütterlichen Freiheitskämpfers. Auch seine Vaterstadt Frankfurt setzte ihm nach 41 Jahren ein Monument, welches ein entarteter Epigone einige Tage nach dessen Aufstellung verunglimpfte.

Dr. M. T.

Sitten und Gebräuche der Chinesen in San Francisco. (Bild Seite 533.) Wie die Lebensgewohnheiten der Völker, so ist auch ihre Bestattungsweise verschieden. Während der Eskimo mit Steinen bedeckt, der Indianer auf einem Holzgerüst, der Peruaner im Höhlenspalt und der Patagonier in Thierfelle eingenäht verwest, bleichen die Knochen des Kabylen im Wüstensande. Christen, Juden und Moslems verscharren ihre Leichen, die Neger Innerafrikas verspeisen sie. Die in Bombay ansässigen Anhänger der Zarathustra-Lehre von Ahriman und Ormuzd (Licht und Finsterniß) setzen ihre Todten auf hohen Thürmen zum Geierfraße aus. In der Stadt Benares (Indien), deren Luft sozusagen mit Frömmigkeit geschwängert ist, denn sie hat 1000 Hindutempel und 333 Moscheen, kann man eine ganze Musterkarte von Bestattungsmethoden kennen lernen. Die Bekenner der Waischnawa, welche Gott Wischnu in seinen verschiedenen Inkarnationen (Fleischwerdung) anbeten, huldigen der Feuerbestattung; die Sektirer der Saiwa werfen ihre Todten in den heiligen Fluß Ganges, und die Dschainaiten (Ketzer), welche sich um die Trimurti Brahma-Schiwa-Wischnu (Dreifaltigkeit der Schöpfung, Erhaltung und Vernichtung) nicht kümmern, setzen die luftdichtverschlossenen Särge in ihren Tempeln bei. In allen Ländern ist aber die Hauptsache das „Geschäft", welches die „Seelsorger" beim Auftritt und Abgang und den verschiedenen andern Altschlüssen des Lebensdramas des Menschen machen. Die bezopften Bonzen Buddhas, welche seit unvordenklichen Zeiten die Gesetzgebung Chinas nur zu ihren Gunsten modelten, haben, um die Zahl der schurfähigen Schäflein nicht zu vermindern, das Dogma aufgestellt, daß nur derjenige selig werden könne, der zur letzten Ruhestätte im „Reich der Mitte" gebettet ist. Der Auswanderung war dadurch zwar ein Riegel vorgeschoben, aber ganz verhindern konnten sie die schlauen Pfaffen doch nicht, weil zuweilen der Hunger, namentlich aber der Durst, den das Gold erzeugt, stärker ist wie der Glaube. Seit der wunderbaren Goldentdeckung in Kalifornien segeln Tausende der Abkömmlinge des Himmlischen Reiches über den Stillen Ozean nach dem neuen Eldorado am Sakramento, ohne sich jedoch weder mit der weißen, noch mit der farbigen Rasse Amerikas zu vermischen, weil sie, wie einst die Griechen und Römer, alle anderen Völker als Barbaren betrachten. Deshalb sieht wohl auch der Chinese, der stets ohne Familie auswandert, Amerika nur als zeitweiligen Aufenthaltsort an, und wenn er daselbst stirbt, so werden mindestens seine Gebeine nach China zurückgebracht, um dort in reiner Erde zu ruhen. Unser Bild stellt die Verpackung der Gebeine zu diesem Zwecke dar. Eine Schiffsladung voll, also 300—400 Leichen, werden immer auf einmal auf dem chinesischen Begräbnißplatz San Franciscos ausgegraben und in siedendes Wasser gebracht, damit sich das halbverweste Fleisch leichter von den Knochen abtrennen lasse. Das Fleisch sowie die Eingeweide hält der Chinese für unrein, deshalb bleiben

auch diese Bestandtheile des Todten im Barbarenlande zurück. Nur das reingeschabte Skelett wird, sorgfältig in Kisten verpackt, zu Schiffe gebracht, um zu seiner letzten Ruhestätte in's Vaterland befördert zu werden.
Dr. M. T.

Ein neuer Krater auf dem Monde. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt, daß es dem Dr. Hermann Klein, der sich seit etwa zwölf Jahren mit Untersuchung der Mondoberfläche beschäftigt, gelungen ist, einen großen Krater zu beobachten, der sich neu gebildet hat. Bisher waren alle im Laufe der letzten hundert Jahre angestellten Nachforschungen Schröters, Herschels, Mädlers und anderer nach einer auf dem Monde stattgehabten neuen Kraterbildung völlig fruchtlos, sodaß die allgemeine Ansicht dahin ging, unser Mond sei eine völlig todte Welt, ein ausgebrannter und längst erstarrter Himmelskörper. Diese Meinung muß nun aufgegeben werden, da jetzt die Thätigkeit gewaltiger Kräfte auf dem Monde nachgewiesen ist. Der neue Krater befindet sich nach Dr. Klein nahe im mittleren Theile der Mondscheibe, westlich von einem andern Krater, der den Namen Hyginus führt, in einer weiten, flachen Ebene, und stellt sich um die Zeit des ersten Mondviertels als ein schwarzer, schattenerfüllter Schlund von etwa 4000 Meter Durchmesser dar. Seine innere Fläche übertrifft also, mit Ausnahme des Kirauea auf Hawai, alle noch thätigen Krater unserer Erde. Nach den Beobachtungen des Entdeckers scheint der neue Krater eine äußere Umwallung von irgend wahrnehmbarer Höhe zur Zeit nicht zu besitzen, sondern stellt sich dar als ein mächtiger Schlund, der tief unter die Mondoberfläche hinabführt. Kurz nach dem Aufgang der Sonne über jener Mondregion sah Dr. Klein westlich von dem Krater die ganze Umgebung mit Hügeln oder Felstrümmern bedeckt, welche die Höhe unserer Kirchthürme kaum erreichen. Auch zwei schmale Risse oder Spalten zeigten sich dort in einer Ausdehnung von mehreren Meilen Länge. Diese letzteren können nur ausgezeichnete Instrumente wahrnehmen lassen, der neue Krater ist dagegen schon mit kleineren Fernrohren sichtbar.
Dr. M. T.

Um Blumen frisch zu erhalten oder wiederherzustellen, muß man sie in einer feuchten Atmosphäre halten. Am einfachsten ist folgendes Verfahren: In eine flache Porzellan- oder Glasschale wird Wasser gegossen, da hinein wird die Vase mit den Blumen gestellt und das Ganze so mit einer Glasglocke bedeckt, daß deren Rand im Wasser steht. Die die Blumen umgebende Luft ist unter der Glasglocke abgesperrt und durch das verdunstende Wasser feucht gehalten. Bei starker Verdunstung läuft das Wasser an der Wand der Glocke wieder in die Schale zurück. Die kleine Mühe der Einrichtung wird reichlich belohnt durch die lange Frische der so bewahrten Blumen. — Eine andere Art, Blumen monatelang zu erhalten, ist, daß man sie gleich nach dem Abschneiden sorgfältig in eine ganz klare, dünne Lösung von Gummi arabicum taucht, zwei bis drei Minuten abtropfen läßt und dann aufrecht in den Vasen ordnet. Das Gummi bildet allmählich einen durchsichtigen Ueberzug über den Blüthen und bewahrt ihre Form und Farbe, wenn sie schon lange trocken geworden sind. — Verwelkte Blumen werden gewöhnlich mehr oder weniger wieder hergestellt, indem man sie bis zur Hälfte ihres Stieles in recht heißes Wasser bringt und solange darin läßt, bis dieses erkaltet oder die Blumen wieder frisch geworden sind. Der eingetauchte Stieltheil wird dann abgeschnitten und die Blumen werden in klares, kaltes Wasser gesetzt. Noch stärker ist die Wirkung, wenn man dem Wasser etwas kohlensaures Ammoniak (Hirschhornsalz) und einige Tropfen Lösung von phosphorsaurem Natron hinzufügt. Die Wirkung ist in Bezug auf Farbe und Aussehen der Blumen geradezu wundervoll, und wenn man alle Tage die Blumenstiele mit einem scharfen Messer etwa anderthalb Centimeter abschneidet, so halten sich die Blüthen solange, wie überhaupt ihr Leben ausreicht. Ein kleiner Zusatz von Kochsalz zu dem Wasser der Blumenvasen ist immer zu empfehlen.
Dr. B.-R.

Fremde Körper im Ohr. Die Frage: Was der Laie sowohl wie jeder Arzt, der nicht Ohrenspezialarzt sei, zu thun habe, wenn ein fremder Körper in's Ohr gelange? beantwortet der bekannte Ohrenspezialist Prof. Voltolini dahin, daß man diesen fremden Körper ruhig liegen lassen solle. Wenn man das thäte, so habe man seine Schuldigkeit gethan! Dies mag manchen Leser d. Bl. gewiß überraschen; denn das erste, was gewöhnlich geschieht, ist das Herumbohren im Ohr mit dem kleinen Finger oder irgend einem Instrumente. Voltolini begründet diese Ansicht ungefähr in folgender Weise: Die Haut des knöchernen Theiles des äußeren Gehörgangs ist innig mit der Knochenhaut verwachsen und zugleich sehr dünn. Wird sie verletzt, so gesellt sich sehr leicht eine gefährliche Knochenhautentzündung hinzu, die einem Kranken das Leben kosten kann. Jeder größere fremde Körper, der in den äußeren Gehörgang geräth, gleicht ferner, infolge der winkeligen Knickung desselben, einem Pfropfen, der in eine Flasche gefallen ist; er kann nicht wieder zurück, bevor diese Knickung dadurch ausgeglichen wurde, daß man die Ohrmuschel nach außen, hinten und oben zieht. Ohne letzteres Verfahren ist auch weder eine Ausspritzung, noch eine Untersuchung des Ohres möglich. Gelangt ein lebendes Thier in's Ohr (Fliege, Ohrwurm), so ist dasselbe zunächst zu tödten, dadurch, daß man die erste beste Flüssigkeit, welche man bei der Hand hat, Milch, Oel, Wasser 2c., in's Ohr gießt. Bohrt man bei solchen Gelegenheiten mit dem Finger im Ohre herum, so kriechen die Thiere gewöhnlich tiefer hinein, gelangen bis an's Trommelfell und können entsetzliche Beschwerden verursachen. Nachdem das Thier getödtet ist, wird es auf die weiter unten angegebene Weise durch Einspritzungen entfernt. Todte Körper können oft lange Jahre im Ohre sitzen, ohne daß der betreffende Patient eine Ahnung davon hat; häufiger jedoch verursachen sie Beschwerden, und es werden namentlich von Aerzten die quellenden Körper (Bohnen, Erbsen, Maiskörner u. s. w.) gefürchtet, welche sich Kinder in's Ohr steckten. Doch ist die Sache meist nicht so schlimm, wie sie aussieht, denn sie quellen nur bis zu einem gewissen Grade und sterben dann ab. Wird ein Ohrenspezialarzt zugezogen, so wartet dieser selbstverständlich nicht solange, sondern er zerkleinert die Bohne oder Erbse durch Verbrennung mit dem galvanokaustischen Apparate. In jedem andern Falle wartet man ruhig ab, was daraus wird, denn die Bestrebungen, die Fremdkörper auf andere Weise, als durch Einspritzungen, gewaltsam zu entfernen, können dem Kranken gefährlicher werden, als jener selbst. Das Einzige, was auch der Laie thun kann, sind Einspritzungen mittels einer Ohrspritze, die man mit lauwarmem Wasser füllt. Die Ohrmuschel wird dabei mit einer Hand nach außen, hinten und oben gezogen, während die andere Hand die Spritze mit kräftigem Strahle entleert, jedoch nicht in der Richtung der Längsachse des Gehörganges, sondern in einem stumpfen Winkel, nach einer beliebigen Wand desselben. Der Kopf wird dabei etwas auf die Seite geneigt, damit das Wasser und mit ihm der Fremdkörper herausfließen kann. Ist der Fremdkörper schwer (z. B. ein Schrotkorn), so muß der Kranke horizontal mit hintenüber hängendem Kopfe gelagert und in dieser Lage müssen die Einspritzungen vorgenommen werden. Nach der Entfernung des Fremdkörpers wird das Ohr sorgfältig mit Watte ausgetrocknet und durch einen Wattepfropf verschlossen.
Dr. R.

Aerztlicher Briefkasten.

Hamburg. K. Wenn kein Mittel gegen das Erbrechen der Schwangeren helfen will, so versuchen Sie einmal Alkohol, indem Sie ein gewöhnliches Weinglas etwa zwei Finger breit mit Nordhäuser und den Rest mit Selterswasser füllen. Hiervon trinkt die Patientin zu einer Hauptmahlzeit etwa die Hälfte. Gewöhnlich bleibt schon nach achttägigem Gebrauch des Alkohols das Erbrechen aus und derselbe kann dann weggelassen werden. Ein Schaden für Mutter und Kind ist dadurch nicht zu befürchten; auch ist das Erbrechen ein noch viel schlimmeres Uebel als ein gelinder Rausch.

Dresden. W. Nach Ansicht des sächsischen Oberappellationsgerichts können Sie nicht weiterhin zur Impfung Ihres Kindes genöthigt werden, wenn Sie bereits wegen unterlassenen Nachweises der Impfung und wegen versäumter Impfung bestraft sind. Mit diesen Bestrafungen sind die Rechtsmittel gegen Sie erschöpft. Der Rechtsanwalt Martini in Leipzig, welcher einen solchen Prozeß in eigner Sache geführt hat, wird Ihnen darüber nähere Auskunft geben können.

Berlin. L—r. Wegen Ihrer Frage verweisen wir Sie auf den Feuilleton-Artikel über „Fremde Körper im Ohr“. — R. S. Wenn Sie wirklich gallensteinkrank sind, so dürfte Ihnen der Gebrauch des Karlsbader Salzes wesentlichen Nutzen verschaffen. Lösen Sie jeden Morgen 15 Gramm in einem Liter lauen Wassers auf und trinken Sie dasselbe im Verlaufe einer Stunde aus, während Sie umhergehen. Die Steine gehen nach solchen Kuren massenhaft mit dem Stuhlgang ab. — Viktor B. Gegen Migräne werden die verschiedensten Mittel empfohlen und meist ohne oder mit nur halbem Erfolge gebraucht. Das sicherste Mittel ist in vielen Fällen die gänzliche Vermeidung des Kaffeegenusses. Kaffeetrinker werden in der Regel nicht von der Migräne geheilt.

Die übrigen Korrespondenten erhielten bis zum 25. Juli direkte Antwort.
Dr. Resau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 46. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. **Adolf Douai.**

III.

Als unsere Reisegesellschaft am Morgen das „gelobte Land" betrat, wie es der Kapitän humoristisch benamste, warnte ich alle vor Magenverderbniß. „Wir sind hier in einem halbtropischen Klima, und alle die gefährlichen Krankheiten, welche hier vorkommen, fangen mit Magenverderbniß an," sagte ich. „Besonders ist vor südlichen Früchten und schlechten Getränken zu warnen," und mehr dergleichen. Allein bei unseren Geschäftsgängen durch die Stadt, auf denen wir mehreren Trüppeln unserer Landsleute begegneten, mußte ich zu meinem Verdrusse bemerken, wie sehr mein Rath in den Wind gesprochen war. Sie aßen und tranken von allem, was sie verkäuflich fanden, und zwar durcheinander. Wie Kinder waren sie darauf versessen, alle neuen Genüsse sofort kennen zu lernen, und nach so langem Genuß der Schiffskost schien der Reiz, den die Bananen, Apfelsinen, Feigen, Datteln, Tomatoes (Liebesäpfel), besonders aber das elende Bier (aus Syrup, Hefe und Hopfen bereitet) auf sie ausübten, unwiderstehlich. Durch eigne Geschäfte am längsten in der Stadt aufgehalten, kam ich an den Hafen in dem Augenblicke, als die ganze Schaar aufgebrochen war, mich aufzusuchen, um mir zu klagen, daß der Kapitän ihre Weiterfahrt nach Indianola nicht, wie der Vertrag lautete, an einen Dampfer, sondern an ein elendes, kleines Segelschiff verdingen wolle.

„Das wird er nicht, wenn wir nicht wollen. Ich traue aber seinem Rathe mehr als unserm Wunsche; er wird am besten wissen, was ein sichres Schiff ist. Wir wollen uns aber erst einmal den Schoner besehen," sagte ich.

So gingen wir alle zusammen nach dem bezeichneten Segelschiffe; es war ein kleiner, zweimastiger Schoner von schmuckem Aussehen. Ich mußte den Leuten recht geben, daß wir darin wie die Häringe zusammengepackt sein würden, und bestand nun selbst darauf, daß wir an den einzigen im Hafen liegenden Dampfer vergeben würden, welcher nach Indianola bestimmt war. Den Kapitän des Schoners fand ich sofort bereit, unserm Lamke dessen Zusage zurückzugeben. „Sie werden es aber bedauern," sagte er ruhig, „nicht mit mir gefahren zu sein."

„Ich glaube das selbst," versetzte ich; „aber was kann ich gegen alle?"

Und wir bedauerten es allerdings. Es war eine Nacht voll Angst und Sorge. Kaum waren wir aus dem Hafen hinaus, als ein frischer Wind sich erhob, welcher uns fast ganz grade entgegenblies. Der Dampfer war nicht für die See gebaut, sondern für die seichten, gefahrlosen texanischen Flüsse. Es war ein Flachboot ohne Kiel, auf welchem die Fracht und die Dampfmaschine ruhte. Darüber erhob sich, hoch auf dünnen Pfosten aufgethürmt, ein Ueberbau von zwei leichten Verdecken; da waren wir einquartirt auf Matratzen, während etwa zwei Dutzend Amerikaner die Kabinen besetzt hatten. Mit aller Dampfkraft konnte sich dieser Riesensarg, der aber von außen sehr schmuck ausgesehen hatte, nicht grade gegen den Wind halten, der ihn bald von rechts, bald von links traf; dabei krachte er fortwährend in allen Fugen. Unten im Raume wurde geheizt, wie in einer Hölle, und die Neger, denen das Besorgen der Maschine oblag, schienen mir gar bedenkliche Versicherer so vieler Menschenleben. Zum Glück war die Küste die ganze Nacht in Sicht und die Brandung schwach, weil die Küste genau in der Windrichtung hinlief. Im Falle des Untergangs des Dampfers mochte, obwohl wir nur ein leichtes Boot hatten, eine Rettung der Menschen denkbar bleiben. Es hat aber schwerlich einer von uns ein Auge zugethan.

Der erste Sonnenstrahl fand mich auf dem Oberdeck. Eine Gruppe von Amerikanern war mit seltsamer Spannung um ein Fernrohr beschäftigt, welches von einer Hand zur andern ging. Ich bemerkte durch dasselbe ein weit entferntes Segel, welches von vorn auf uns zukam, aber als Landratte weiter nichts, und hielt es nicht der Mühe werth, nach dem Grunde ihrer Spannung zu fragen, welche mit jeder Minute wuchs. Es war ein Schoner, der rasch nahe kam und jetzt bereits so dicht an uns vorbeisegelte, daß wir fast hätten hinüberspringen können. Und der Mann am Steuer rief mir freundlich Guten Morgen zu. Sofort erkannte ich ihn; es war derselbe Kapitän, mit welchem wir (und vermuthlich auch die Amerikaner) hatten fahren sollen. Er war, wie wir alle uns überzeugten, mindestens zwei Stunden später aus dem Hafen ausgelaufen, hatte die ganze Nacht durch gegen den widrigen Wind kreuzen müssen, hatte uns trotzdem vor Tagesanbruch weit überholt, war dann umgekehrt, um uns Guten Morgen zu wünschen, und legte dicht hinter uns wieder um, fuhr mit geringer Schwierigkeit an uns vorbei, ließ uns bald weit dahinten und kam uns, als wir bei Indianola landeten, mit dem schelmischen Gruße entgegen: „Nun, haben Sie es bereut oder nicht, daß Sie nicht mit mir gefahren sind?" Ich gab ihm jede Genugthuung, welche in meiner Macht stand.

Wir — d. h. ich und der Wagner, von dem ich schon gesprochen — hatten uns von Deutschland einen gutgebauten Farmwagen und 27 Zentner Fracht mitgenommen, welche eine ganze

Farmwirthschaft einbegriffen. Jetzt wurde der Wagen zusammengesetzt, und die Fracht darauf geladen, so jedoch, daß vorn Sitzplätze für meine Frau und vier Kinder und zwei ledige Frauen blieben; darauf wurden zwei Pferde und zwei Maulthiere gekauft und davor gespannt. Wir hatten vorher mit dem leeren Wagen und vier Zugthieren eine Probefahrt gemacht, welche vorzüglich ausfiel, und da ich eine Anzahl Bauern den Kauf loben hörte, fuhren wir wohlgemuth in die Steppe hinein, begleitet von drei Bauern, welche sich nicht von mir trennen mochten. Die übrige Auswandererschaar hatte sich an deutsche Frachtfuhrleute, welche zwischen der Küste und den deutschen Ansiedlungen zu fahren pflegten, verdungen und war noch vor uns aufgebrochen. Ich hatte ihnen noch manche Warnungen und Rathschläge auf die Reise mitgegeben, blos um später zu finden, daß sie fruchtlos geblieben waren, theilweise weil die Frachtfuhrleute sich dadurch beengt fanden und deshalb diese armen Leute in Sicherheit eingewiegt hatten.

Es war ein Hochgefühl, der Mitverantwortlichkeit für so vieler Menschen Sicherheit und Wohl überhoben und in einem freien Lande ein freier Mann zu sein, den heitern Himmel von Texas über, die endlose grüne Steppe unter, die herrliche Seebrise um, und lauter Familie und Freunde bei sich zu haben. In der That ließen sich die ersten zwölf Meilen ($2^1/_2$ deutsche) vortrefflich an. Wir nachteten an der ersten Quelle, und wir führten vor allen Dingen unsere vier Zugthiere an den Fluß zum Saufen. Jeder von uns Männern hielt das seinige fest an einem langen Strick mit einem dicken Knoten am Ende, der nicht durch die Faust rutschen konnte. Sie soffen lange, als eines von ihnen einen schnaufenden Laut hören ließ. Im Nu waren alle vier wie mit einem Zauberschlage losgerissen und in die rasch sinkende Nacht hinein galoppirt. Es war nutzlos, daß wir jeder dem andern Vorwürfe machten, nicht fester gehalten zu haben; die Hauptsache war, die Thiere wiederzubekommen. Und mit dieser Sorge im Herzen sollten wir nun das erstemal im Leben unter freiem Himmel schlafen, was der guten Hausfrau garnicht geheuer vorkam.

Vor Tagesanbruch ermunterte ich meine Gefährten, nach dem Gespanne auszugehen; ich folgte ihnen nach dem Feueranzünden auf dem Fuße. Da ich kurzsichtig und selbst mit meinen Augengläsern kaum im Stande war, auf zwanzig Schritt Entfernung eine Kuh von einem Ochsen zu unterscheiden, geschweige denn unsere Pferde von anderen Pferden, mußte ich mich dabei ganz auf meine ländlich erzogenen Kameraden verlassen. Nach mehr als einer Stunde Suchens traf ich alle drei entmuthigt auf der Rückkehr — sie hatten keines der Thiere gesehen. Wir genossen unser Frühstück in trüber Laune, dann wandten wir uns an einen deutschen Frachtfuhrmann, der mit seinem Ochsenwagen und einem Dutzend unserer Auswanderer nicht weit von uns genachtet hatte. Er hatte die Thiere in drei Meilen Entfernung nach einer andern Seite zu gesehen. Wir theilten uns, um sie einzukreisen, und hatten endlich, nach etwa drei Stunden, mit unsäglicher Mühe sie zusammengetrieben, am Stricke erfaßt und an den Wagen gespannt. Wir merkten stündlich mehr, daß wir es mit vollständig wilden Thieren zu thun hatten, sogenannten Mustangs. Nur an einem der Maulthiere war eine schwache Spur zu erkennen, daß es einmal einen Sattel getragen hatte. Damals wimmelten die Prärien von Westtexas noch von solchen wilden Pferden. Das waren trübe Aussichten.

Wir waren etwa zwei Meilen weiter gefahren, als es einem der Gefährten, namens Erler, der vom Sattelpferde aus kutschte, einfiel, den Sattel an einen andern abzutreten. Er hielt aber dabei nicht an. Da scheuten alle vier Bestien auf einmal und gingen im Galopp durch und von der Straße ab nach dem Flusse zu. Da ich hinter dem Wagen herging, konnte ich sehen, wie Erler, als er den Fuß aus dem rechten Steigbügel zog und im linken aufrecht stand, mit dem Oberkörper das Uebergewicht bekam, zwischen die Deichselpferde hinein und zu Boden fiel, zwischen die Vorderräder, und bei der Umbiegung des Wagens zwischen das linke Vorder- und Hinterrad gerieth und regungslos liegen blieb. Ich mußte ihn liegen lassen und den andern beiden, welche verdutzt dastanden, zudonnern, mit mir zusammen dem Gespanne nachzulaufen. Der Fluß — er heißt Chocolat, von seiner Farbe — war nicht hundert Schritt zur Rechten entfernt, und die Thiere kamen, dem schweren Wagen zum Trotz, ihm rasch näher. Drinnen kreischten die Frauen und Kinder um Hülfe; das brauchte es kaum, um mich zu verzweifeltem Rennen anzuspornen — die Bestien hatten ja einen Vorsprung —, aber erst dicht am Flusse gelang es mir, das rechte Maulthier am Zügel zu packen und seitwärts zu reißen, während ein anderer das linke erwischte, und der Wagen stand still. Einen Augenblick später wären sie alle unrettbar verloren gewesen. Denn beim Sturz von einem zwölf Fuß hohen Ufer hätte sich die Ladung im Hintertheil des Wagens lösen und, auf die Frauen und Kinder stürzend, sie im tiefen Wasser und noch tieferen Schlamme so begraben müssen, daß wir höchstens ihre Leichen hätten retten können.

Aber bei der Erwägung einer so haarbreiten und so dringenden Gefahr sich aufzuhalten, dazu war keine Zeit. Sobald das Gespann wieder auf die Straße gebracht war, eilte ich Erlern zu helfen, wenn es anginge. Wir fanden ihn im Begriff, aufzustehen — aber ach! Die ganze Kopfhaut hing ihm im Nacken, so geschickt vom Schädel abgelöst, als hätte ein Indianer „mit drei geschickten Griffen" den Skalp (Schopf) nehmen wollen und hätte sie am Hinterschädel wie eine Kapuze hängen lassen. War es schon ein halbes Wunder zu nennen, daß er mit dem Leben und übrigens ganz unverletzt zwischen den Rädern derselben Seite eines schweren Wagens hatte durchkommen können, so war nicht minder erstaunlich, was wir nun erlebten.

Wir standen noch immer rathlos um den Verwundeten, als ein Amerikaner in einem Buggy vorüberfuhr, der auf unsere Bitten ausstieg. Nachdem er die Wunde ohne alle Aeußerungen des Erstaunens oder Bedauerns betrachtet hatte — ich hielt ihn deswegen für einen Wundarzt —, goß er aus einer Flasche in seinem Wagenfutter eine Flüssigkeit — es mochte Whiskey (Kornbranntwein) sein — über den Schädel, zog behutsam den Haarschopf darüber, bis er genau paßte, band ein Taschentuch fest darum, stieg, ohne ein Wort gewechselt zu haben, in sein Gefährt und rollte davon. Und diese Wunde — an welcher so viele in Indianerkriegen zugrunde gehen sollen — war binnen wenigen Wochen ohne alle weitere Behandlung geheilt; Erler ging munter neben dem Wagen her zu Fuß weiter, alle neun Tage, welche wir unterwegs waren, und das Erlebniß wurde in der Hitze der folgenden Abenteuer beinahe vergessen.

Die Frauen und Kinder waren an diesem Tage nicht mehr in den Wagen zu bringen, sondern begleiteten ihn zu Fuße, obschon die Zugthiere sich übrigens ganz ordentlich aufführten. Das ging einige Meilen weit vortrefflich, zumal sich die Steppe stark belebt zeigte. Ein großes Rudel Hirsche kam muthwillig und neugierig immer näher auf uns zu, als wollten sie sagen: wir sehen's euch an, daß ihr hier nicht zuhause seid und uns nichts zuleide thun könnt. Diese herausfordernde Keckheit bewog mich, die Büchse hervorzuholen und auf den vordersten Bock loszudrücken. Es war mehr, um den Kindern, welche müde zu werden anfingen, einen Spaß zu machen, als in der Hoffnung auf Beute, und ich hatte selbstverständlich nicht getroffen. Ah, das prächtige Schauspiel, die schönen Thiere in nicht eben großer Eile, sondern wie Ballettänzer davonhüpfen zu sehen!

Ein Eichenwald, der schon aus weiter Ferne uns entgegenwinkt und frisches Quellwasser verheißen hatte, kam nur langsam näher. Die Hitze war beschwerlich; die wenigen Flaschen Wasser, welche wir vom Nachtquartier mitgenommen hatten, waren längst verbraucht, hatten aber bei ihrer großen Wärme den Durst eher verstärkt. Dieser wuchs denn bald in's Unerträgliche, und wir waren ganz erschöpft, als wir den Schatten des ersten Baumes erreichten.

Ein Dichter aus dem Volk und für das Volk.

Von **H. Bitterklee.**

Béranger ist so recht ein „arm pariser Kind" gewesen, und er hat selbst die Zeit seiner Jugend in der von ihm hinterlassenen Selbstbiographie in ergreifender Weise geschildert. Diese Selbstbiographie ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Charakteristik des großen Liederdichters und der sozialen und politischen Verhältnisse, während welcher er gelebt und aus denen seine ganze Dichtung herauswuchs. Ihre Glaubwürdigkeit betont er ausdrücklich in der Vorrede zur letzten, im Jahre 1833 veröffent-

lichten Sammlung seiner „Chansons"*), und jede Seite dieser Lebensbeschreibung bildet einen sprechenden Beweis für die edle Bescheidenheit ihres Verfassers, welche sich viele von den literarischen Tageslöwen unserer Zeit, die so oft ihren eigenen Ruhm verkünden und durch schändliche Reklame austrompeten lassen, zum Muster nehmen sollten.

Am 19. August 1780 in Paris geboren, ward unser Dichter zu einer Amme nach Auxerre gebracht.

„Die Amme hat mich im August
Sammt Geld und Windeln übernommen.
Sie war gar schön und zwanzig just,
Bin mit ihr nach Auxerre gekommen,
Ergeh' es hart dir oder lind:
Ade, du arm pariser Kind!"**)

So erinnert sich Béranger später dieser seiner Amme, welche ihn mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit behandelte und, obgleich sie sehr unregelmäßig bezahlt wurde, ihn nach drei Jahren nur mit schwerem und betrübtem Herzen an seinen Großvater zurückgab.

Dieser Großvater, „ein Schneider, mein armer und alter Großvater," in dessen dürftiger Stube der große Dichter das Licht der Welt erblickt hatte, spielt in den Chansons Bérangers eine der liebenswürdigsten Rollen, und mit reizvoller Naivetät hat ihn der Dichter später vor allem in dem Gedicht „Der Schneider und die Fee" seiner Muse, „die ihn beim Großpapa einst eingewiegt," gegenübergestellt.

Warum er bei seinem „Großpapa" und nicht im Hause seines Vaters geboren worden?

Er war eben „ein arm pariser Kind", er hat seine Wiege gehabt „in dem Paris voll Gold und voll Elend", in dem Paris, welches er doch geliebt hat mit dem ganzen Feuer des Franzosen, so daß er sagt: „Wenn man den Ort seiner Wiege wählen könnte, so würde ich Paris gewählt haben, welches nicht erst unsre große Revolution erwartet hat, um die Stadt der Freiheit und Gleichheit zu sein."

Sein Vater war erst Schreiber in der Provinz gewesen und dann nach Paris gekommen, wo er bei einem Gewürzhändler Buchhalter ward. Fast dreißig Jahre alt, dachte er sich zu verheirathen. Ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, lebendig, artig, gut erzogen, ging alle Morgen an der Thür des Gewürzhändlers vorüber, um sich in ein Modemagazin zu begeben, wo sie arbeitete. Dieses Mädchen war die Tochter des Schneiders Champy, welcher außer ihr noch sechs andere Kinder besaß und seinem Schwiegersohn, dem Vater Bérangers nichts als gute Rathschläge mit in die Ehe geben konnte.

Schon nach sechs Monaten verschwenderischen Zusammenlebens trennten sich die beiden Gatten. Der Vater ging nach Belgien; die Mutter begab sich wieder zu ihren Eltern und beklagte wenig die Abwesenheit eines Mannes, für welchen sie niemals viel Leidenschaft empfunden hatte, obgleich er gut, liebenswürdig, munter und von einem angenehmen Aeußeren war.

Unter diesen Verhältnissen wurde Frankreichs größter Liederdichter bei seinem „guten, alten Großvater" in der Rue Montorgueil, einer der unreinlichsten Straßen von Paris, geboren. „Wer hätte gedacht, daß ich die Wälder, die Felder, die Blumen und Vögel so sehr lieben würde?" erzählt der Dichter in Erinnerung an seine damalige Umgebung.

Von Auxerre zurückgekehrt, erhielt er seitens des Großvaters eine außerordentlich liebevolle Erziehung. Béranger, schon sehr frühe von heftigen Kopfschmerzen, die ihn erst in späteren Jahren verließen, geplagt, wurde nicht so bald zur Schule geschickt und suchte sich auch dann derselben soviel wie möglich zu entziehen. Seine Großeltern ließen ihn gewähren, obgleich sie beide Freunde des Lesens waren und sich sehr eifrig mit Prévôts, Raynals und Voltaires Werken beschäftigten, wie denn der Dichter von seiner Großmutter erzählt: „Sie citirte ohne Aufhören Herrn von Voltaire, was sie jedoch nicht hinderte, mich am Frohnleichnamsfeste nach dem heiligen Sakrament gehen zu lassen."

Seine Mutter führte den Knaben zuweilen in die Theater des Boulevards und gönnte ihm die Theilnahme an Landpartien, aber der Knabe, der viel hörte und wenig sprach, „alles, aber nicht lesen" lernte, lebte meist von ihr getrennt. Den Vater hatte er bis zum neunten Jahre nur ein- oder zweimal, gelegentlich seiner Durchreise durch Paris gesehen. Zu Anfang des Jahres 1789 kehrte derselbe zurück, und Béranger wurde in eine Pension der Vorstadt Saint-Antoine geschickt, wo er zwar weder Unterricht im Lesen, noch im Schreiben genoß, aber dennoch schon die Lektüre klassischer Schriftwerke begann. Er fragt sich selbst einmal: „Wie habe ich lesen gelernt? — Ich habe mir darüber niemals Rechenschaft zu geben vermocht."

Eine der lebhaftesten Erinnerungen aus dieser Zeit war für Béranger die Einnahme der Bastille, welcher er von dem Dache des Hauses aus, in welchem er damals lebte, zusah. Obgleich bei seinen Mitschülern beliebt, blieb er doch ein völlig in sich zurückgezogenes Gemüth und lehnte allein an der Gitterthür, wenn die Früchteverkäufer draußen auf der Straße den Pensionären ihr Taschengeld ablockten. „Leider war ich dazu verurtheilt, sie Revue passiren zu lassen, denn ich — ich hatte kein Taschengeld!"

Er war eben ein „arm pariser Kind".

Nicht lange blieb Béranger in der Pension der Vorstadt Saint-Antoine; sein Vater, der inzwischen Notar geworden war, hatte keine Lust mehr, das nöthige Geld für den Unterhalt des Sohnes zu zahlen, und es trat eine neue Wendung im Leben des Knaben ein.

Der neunundeinhalb Jahre alte Knabe wurde von seinem Vater, ohne vorherige weitere Anmeldung, in Begleitung einer alten Cousine nach der Stadt Peronne geschickt, wo eine Tante Bérangers den Gasthof „zum Königsschwert" hielt. Diese nimmt die Ankömmlinge in Empfang, liest den Brief, den der Vater dem Sohn als Einführung mitgegeben, und sagt endlich, sie könne sich nicht überbürden. Als sie jedoch erfuhr, wie den alten guten Großvater der Schlag gerührt habe und dieser kaum selbst das Leben fristen könne, und weitere Berichte über die Lage der Dinge, sah sie den hübschen Jungen an und besann sich eines besseren.

„Sie drückte mich an sich," schreibt Béranger, „und sagte mit Thränen in den Augen: ‚Armer Verlassener, ich will deine Mutter sein!'"

„Niemals ist ein Versprechen besser gehalten worden."

Die Erziehung, welche diese geistig regsame und für ihre Verhältnisse sehr gebildete Frau dem Knaben zutheil werden ließ, ist unstreitig auf die Entwicklung Bérangers von dem bedeutendsten und nachhaltigsten Einfluß gewesen. Daß sie ihrem Pflegebefohlenen lesen lehrte, daß sie bei einem alten Schulmeister für ihn Unterricht im Schreiben ermöglichte und auch seine Fertigkeiten in der Zeichenkunst, für welche er außerordentliches Talent an den Tag legte, weiterzubilden bestrebt war, das will noch wenig sagen. Die Hauptsache ist, daß sie ihn mit den Werken Racines, mit den freien Gedanken Voltaires und mit anderen bedeutenden Geistern, deren Schriften sich alle in ihrer Bibliothek fanden, bekannt machte und ihm vor allem ihre eigenen sittlichen Grundsätze und republikanischen Ideen einimpfte.

Ein schreckensvolles Ereigniß unterbrach diese im ganzen heiter dahinfließende Zeit von Bérangers Aufenthalt zu Peronne: der Knabe wurde vom Blitz getroffen. . . . Er erwachte zwar wieder aus seiner Betäubung, aber, hatten ihn schon vorher häufige Fieberanfälle und das sich stets erneuernde Kopfweh heimgesucht, so machten die Folgen des empfangenen Schreckens dem heranwachsenden Knaben unmöglich, seine Lehrzeit bei einem Uhrmacher, wie man bestimmt hatte, anzutreten. So bediente er denn noch eine Weile wie bisher, die Wirthshausgäste seiner Tante und verrichtete die Dienste eines Pferdeknechts.

Mit diesen Obliegenheiten vertrug sich aber bald seine „kleine Eitelkeit" nicht mehr, und er begab sich zu einem Goldschmied, um dessen Kunst zu erlernen. Bald jedoch finden wir ihn in der ganz im republikanischen Sinne geleiteten Erziehungsanstalt, welche der zum Landrichter beförderte Notar Ballue de Belleeglise, ein warmer Verehrer der Prinzipien Rousseaus, in Peronne gegründet hatte. Die Zöglinge dieser Schule sollten weniger gelehrte Studien treiben, sondern sich vielmehr zu „Männern", d. h. zu wackeren Bürgern der Republik ausbilden, und Béranger sagt selbst, daß die republikanischen Lieder ihn mehr gereizt hätten, als der Sprachunterricht. Die kleinen Leute stolzirten in Uniform einher, gewöhnten sich daran, öffentlich zu sprechen, und Béranger vor allem ist es gewesen, der hier als Präsident einer Art von Klub Reden hielt und in nationalem Pathos abgefaßte Schriftstücke an die gesetzgebende Versammlung der Republik, an den Bürger Maximilian Robespierre und an den Bürger Tallien richtete. — Diese Art von öffentlichem Leben, worin Béranger sich damals bewegte, war ohne Zweifel von der größten Bedeutung

*) Sprich, ohne die g mehr hören zu lassen, als in Schlange, Klang ꝛc.: Schangsong, zu Deutsch Lieder.

**) L. Seeger hat die Selbstbiographie Bérangers in seine deutsche Uebersetzung der „Chansons" aufgenommen (2. Aufl., 2 Bde., 1859); ich übersetze aber stets wörtlich nach dem französischen Original.

für den Dichter, der dadurch an der nationalen Sache — und diese war damals in Frankreich keine andere, als die der Freiheit, der Freiheit aller Menschen und Völker — schon früh das lebhafteste Interesse gewann.

Wie so häufig, hat auch damals die menschliche Niederträchtigkeit das edle Werk de Belleeglise's zu Fall gebracht; Verleumdung und Mißgunst nöthigten den braven Mann, an welchen Béranger für sein ganzes Leben eine fast kindliche Anhänglichkeit bewahrte, von der ferneren Verwirklichung seiner freisinnigen Pläne Abstand zu nehmen.

De Belleeglise starb in seinen besten Jahren zu Amiens als Präsident des Kriminalgerichtshofs, und hat leider nicht sehen können, inwieweit seine Voraussage, Béranger werde sich dereinst auszeichnen, sich verwirklichte.

Durch seine Vermittlung gelang es in der Folge Béranger, in eine durch die Beihülfe des edelmüthigen Mannes gegründete Buchdruckerei zu Peronne einzutreten. Damals schrieb der Dichter seine ersten Reime!

Inzwischen hatte sich sein Vater wieder mit seiner Mutter vereinigt, und durch glückliche Spekulationen an der Börse waren dessen Vermögensverhältnisse ziemlich günstige geworden, und nun rief er den Sohn nach Paris zurück.

Nach Paris! Wie sollte er nicht gern dem Wunsche des Vaters Folge leisten! Hatte er doch oft von Paris geträumt, von „der Stadt, welche man nicht vergessen kann, wenn man jung von ihr Abschied genommen!" Aber der Abschied von der guten Tante ward ihm schwer, und er hörte nicht auf zu weinen, während der ganzen Reise von zwei und einem halben Tag. Er war eben ein außerordentlich weiches Dichtergemüth.

In das Bankgeschäft seines Vaters eingetreten, verursachte es dem eben zum Jüngling Herangereiften ein außerordentliches Vergnügen, die Spekulationen seines Vaters zu unterstützen, zumal er dabei eine ganz unerwartete Geschicklichkeit entwickelte und sich namentlich mit Hülfe seines sehr guten Gedächtnisses in der Kunst des Kopfrechnens „wunderbar" vervollkommnete.

Seine Freude an diesen Geldgeschäften währte jedoch nicht lange. Der große Erfolg hatte den Vater verblendet; er wurde immer weniger eifrig und vorsichtig und ließ sich von Schmeichlern und Schwätzern nur allzu leicht hintergehen.

Huldigte sein Vater der größten Verschwendung, so befleißigte sich Béranger auch während dieser Zeit der einfachsten Lebensweise. Er bewohnte eine kleine, bescheidene Wohnung, welche von seiner „guten alten Großmutter" Champy in Ordnung gehalten wurde, und machte nur sehr bescheidene Ansprüche. Diese alte Frau, „Mutter Jary", wie er sie in einer der ergreifendsten Episoden seiner Selbstbiographie nennt, hat mit ihm treulich die Sorgen jener Zeit getragen, als der „kurze Reichthum" in Trümmer fiel.

Bérangers Sparsamkeit konnte den Sturz des väterlichen Bankgeschäfts nicht aufhalten; das Haus fallirte im Jahre 1798.

Die Mopsfledermaus. (Seite 551.)

Dieser Schlag gehörte zu den furchtbarsten, welche er sein Leben lang empfangen. Glaubte und fürchtete doch der Edle, daß die Gläubiger seines Vaters ihm die größte Schuld an dem Geschick des Hauses zuschreiben und an seiner Rechtschaffenheit zweifeln würden, obgleich sie vorher das größte Vertrauen in ihn gesetzt!

Reim auf Reim hatte Béranger schon geschmiedet, ohne Ziel und ohne Zweck; jetzt, da das Elend nahte, tröstete ihn die Poesie. In allen Gattungen der Dichtkunst hatte sich Béranger bisher schon versucht, und obgleich mit den Regeln der Grammatik noch auf ziemlich gespanntem Fuße stehend, hatte er sich bereits fast ein vollständiges Lehrbuch der Poetik zurechtgelegt.

Von dem Dichten allein jedoch konnte er nicht leben. — Er dachte daran, sich wieder der Buchdruckerkunst zuzuwenden, gab aber diesen Plan bald wieder auf, weil er glaubte, noch nicht Fertigkeiten genug zu besitzen, um sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ohne Rath und Hoffnung floh er die Straßen des inneren Paris und schweifte in den Vorstädten und benachbarten Orten umher. „Saint-Gervais, Romainville, Boulogne, Vincennes," ruft er aus, „welch' beruhigende Träumereien danke ich euch!"

Napoleon Bonaparte ging nach Aegypten und kehrte zurück (1798 bis 99); aus dieser Zeit stammen die ersten politischen Gesänge Bérangers, der, „ein armer Schüler Juvenals", des großen römischen Satirikers, die Geißel des Spottes gegen das sogenannte Direktorium der damaligen Republik schwang, welches sich durch Bedrückungen und gewissenlose Verwaltung immer mißliebiger machte. Alle Träume von Freiheit und Ruhm, welche von jeher in dem Herzen der Franzosen geschlummert, fanden damals in dem kühnen General Bonaparte ihre Erfüllung, besonders die Jugend jauchzte ihm zu; so auch Béranger. Dieser war jeder Zoll ein Franzose, und als solcher hat er dem großen Feldherrn zugejubelt. Den Despotismus des Tyrannen, welcher später in Napoleon zutage trat, verabscheute der Dichter im Innersten seiner Seele; erst als das Grab von St. Helena sich geschlossen, fiel auch ein Schleier über die Flecken des ruhm- und herrschsüchtigen Regenten, und das Volk sah in ihm nur noch den größten Helden, den Frankreich je besessen, des Volkes Denken und Fühlen aber lebte in Bérangers Gesängen.

Um seiner sorgenvollen Lage zu entfliehen, dachte Béranger daran, nach Aegypten zu gehen, um in der französischen Armee zu dienen. Ein wohlwollender Freund jedoch machte ihn auf alle Unannehmlichkeiten aufmerksam, die dort seiner warteten, und so blieb der Dichter in Paris. Und er mußte in der französischen Hauptstadt, im Brennpunkt des politischen Lebens bleiben, wenn er das werden sollte, was er in der That geworden ist. Das immer regere Interesse, welches er an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, ließ ihn manche Sorge um das leibliche Dasein nicht so schwer empfinden, als er sie sonst empfunden haben würde.

Anspruchslos und mit wenig Bedürfnissen lebte er mit seinem edlen Eifer für Wahrheit und Recht, mit seinem tiefen Mitgefühl für die Leiden der untersten Klassen, mit seinen hochfliegenden Ideen von Freiheit und Völkerglück, mit den poetischen Träumen seiner schönen Seele beschäftigt, still vor sich hin. Doch war seine Moral nicht eine solche, welche alle Freuden verbannt.

Auch Beziehungen zum schönen Geschlecht fand er in dieser Zeit und äußert sich darüber sehr schön: „Die völlige, von Hochachtung getragene Zuneigung, welche dieses Geschlecht mir seit meiner Jugend eingeflößt, hat nicht aufgehört, der Born meiner süßesten Tröstungen zu sein. Auch habe ich durch eine heimliche Neigung die trübe Stimmung besiegt, welche immer seltener wiederkehrte, Dank den Frauen und der Poesie. Es reicht hin, zu sagen: Dank den Frauen, denn die Poesie ist mir von ihnen gekommen!“

Diese Zeilen, in welchen Béranger den Frauen eine so hohe Huldigung darbringt, hat er in lebhaftester Erinnerung an jene, trotz aller Sorgen und Kümmernisse doch so seligen Tage seiner Jugend geschrieben. Er hat viel geliebt und ist viel geliebt worden:

„Ich hab' nicht Geld, noch Gut, noch Ehren,
Doch Lieb' genieß' ich viel, gar viel!“



Die drei Exen. (Seite 551.)

Von all' den süßen Schwärmereien seiner jungen Jahre ist es besonders eine gewesen, die so recht seine Jugendliebe genannt zu werden verdient. Es war keine Beatrice, die den Dichter der „göttlichen Komödie“ durch die Räume des Himmels geführt, keine Laura, wie sie Petrarca in unsterblichen Dichtungen besungen.

Béranger hat eine „Demoiselle“ geliebt, deren Gegenneigung ihm manchen Tag einen hungrigen Magen verursacht, er hat ein „kokettes Liebchen“ gehabt, — die Liebe, die sein Herz noch in den spätesten Jahren durch die Erinnerung mit dem seligsten Zauber überfluthet, diese Liebe ist eben wieder eine ächt französische, eine recht pariser Liebe gewesen.

Zahlreich sind die Lieder, in denen dem Dichter die Gestalt seiner Jugendgeliebten, die trotz aller Gegenreden eine reale, der vollen Wirklichkeit angehörige, war, vorgeschwebt. So in dem Gedicht „Die Dachstube“:

O daß Lisette mir auch hier erschiene,
Im neuen Hut, mit immer heiterm Sinn!
An's Fenster tritt sie mit so schlauer Miene,
Dort hängt als Vorhang ihren Shawl sie hin.
Wie schön ihr Kleid in tausend Farben strahlte,
Ein Amor wohl in jeder Falte ruht';
Ich hörte später, wer's für sie bezahlte,
Zu zwanzig wohnt man auch am Dache gut!“

Sodann:

„Ich wollte tief mich unterrichten,
Nicht folgen mehr dem eitlen Schein;
Wollt' nicht mehr lieben, nicht mehr dichten,
Ich wollt' gar ein Gelehrter sein.
Doch seht, ich irr' von Stätt' zu Stätte,
Mein Träumerhirn ist wie ein Sieb.
Bleib' Lafontaine mir und Lisette,
Ihr Lieder bleibet, bleibe Lieb'!"

In rührender Weise spricht sich auch die Erinnerung an diese seine Jugendliebe aus in dem berühmten Gedicht „Mein Rock":

„Wie freut mich dieser Fleck an deinem Kragen,
Der mich an Lieschen denken läßt!
Ich floh sie einst, als fänd' ich kein Behagen
Bei ihr. Ein Händchen hielt mich fest, —
Du rissest. Welche Niederlage!
Ich leistete auf Flucht Verzicht;
Dich auszubessern, brauchte man zwei Tage:
Mein guter Alter, trennen wir uns nicht!"

Und dann noch einmal, in dem ergreifenden Gedicht „Lebt wohl, ihr Lieder!" umschwebt ihn der Schatten der Geliebten und er gibt seiner wehmüthigen Trauer Ausdruck:

„Der Aeolsharfe gleich am kahlen Stamme,
Hat nun mein Herz verloren seinen Klang.
Nicht blitzet mehr des Frohsinns helle Flamme,
Am Lebenshimmel naht ein Wetter bang,
Der Horizont wird dunkler, Wolken drohen,
Kein Lied mehr stimmst in frohem Klang du an.
Wie mancher Freund ging längst schon dir voran,
Lisett' auch ist in's Todtenreich geflohen.
Ade, mein Sang! Mein Haupt ist müd' und grau,
Das Vöglein schweigt, der Herbstwind fegt die Au'!"

In jener Zeit seiner Jugend, als die Liebe zu Lisette das Herz des Dichters entflammte, vermochte Béranger in der Gesellschaft fröhlicher Freunde, deren Zahl immer mehr wuchs, die Sorgen des Tages hinwegzuschlagen: man feierte bescheidene, aber um so heitere Gastmähler, und spielte Komödie, wozu Béranger kleine Liederspiele, Vaudevilles, zusammensetzte. Seine vertrautesten Kameraden waren junge Schriftsteller und Musiker, denen er seine Verse vorlas und Abschriften davon gab. Diese Abschriften wanderten von Hand zu Hand; noch mehr aber gingen die Strophen und einfachen, leichten Melodien von Mund zu Mund. Waren sie nicht nach bekannter Melodie gedichtet, so wußte das allezeit wahrfühlende Gemüth des Volkes bald die rechte Weise zu erfinden, und so geschah es, daß, während noch keine einzige Strophe Bérangers gedruckt war, seine Lieder in den Salons wie in den Hütten, in den Champs élysées wie in den entlegensten Vorstädten von Paris, ja, in ganz Frankreich erklangen, und der Dichter schon einen berühmten Namen hatte, bevor er noch daran zu denken wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Blumen — ein Symbol der Liebe.

Von **Hugo Sturm.**

(Schluß.)

Dem empfindsamen Herzen wird die Pflanze immer etwas mehr sein als ein Gebild aus Wurzeln, Stengel, Blättern und Blüthen. Der Nadelwald wirkt anders als der Laubhain — aber beide können nur dem Gefühllosen gleichgültig bleiben.

„Kennst du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül,
Und im Fluß die Nixen rauschen —"

So singt Eichendorf, und wir können leicht errathen, welche „Lieder aus der alten, schönen Zeit" sein Herz bewegen. Aber auch der Lebensschmerz findet in der Natur einen geeigneten Ort, wo er sich den Augen der schadenfrohen Welt entzieht. Den trübseligen Lenau dürfen wir nur fragen:

„Wild verwachs'ne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort:
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!"

Er flüchtet nicht in das Gewühl der Straßen, er schließt sich nicht in einsamer Zelle ein, er eilt an das Herz der allwaltenden Natur. Man sollte meinen, der Anblick der vieltausend Blumen müßte dem liebeskranken Herzen unangenehm sein, da sie es ja stets an die verlorne Liebe erinnern. In Herzenssachen pflegen die Dichter am erfahrensten zu sein, und ich glaube auch den eben ausgesprochenen Einwurf am besten durch den Mund desselben (Just. Kerner) widerlegen zu können:

„Blumen, ach Blumen,
Heilen jeden Schmerz;
Drum drückt man so ein Kind
Gern an das wunde Herz."

Fast überall begegnen wir deshalb auch einer ganz besonderen Vorliebe der Liebenden für die Blumen. Der liebekundigste unserer Dichter, Heinrich Heine, findet keinen schönern Vergleich für seine Geliebte, als den mit einer Blume:

„Du bist wie eine Blume,
So hold, so schön, so rein!"

Aber wir würden uns irren, wollten wir ihm das Prioritätsrecht hierfür zuerkennen. Schon der weise Dichter des Hohenliedes nennt seine Sulamith „eine Blume zu Saron, eine Rose im Thal," und diese Anschauung kehrt bei allen Völkern wieder. Wie wahr ist es, was F. Th. Bratranek sagt: „Wir verbinden oft den Namen und die Züge einer geliebten Person mit der Vorstellung einer Blume, die uns jene immer wieder zurückruft. Für die einen ist es die Rose, der Jasmin, der Flieder, die Sonnenwende, die Verbena; für die andern ist es das Immergrün, das Veilchen, das Vergißmeinnicht. Für alle aber ist die Erinnerung an eine Frau unzertrennbar von der an eine Blume. Der Duft dieser bevorzugten Blume erfüllt uns mit einem Rausche, der sich vom Haupte in das Herz versenkt. Ihr Anblick hebt euch über die Gegenwart hinweg, ihr lebt in der Vergangenheit, ihr seht ihn wieder, jenen schmalen Pfad, auf dem ihr beide zwischen Rosengebüschen gewandelt, jenen Bach, der ihr Bild widerspiegelte, ihr hört ihre Stimme, ihre süße Stimme euch rufen. — Unglücklich derjenige, dessen Augen sich nie bei dem Anblick einer bestimmten Blume mit Thränen füllten. Der war nie ein Kind, nie ein Jüngling — er hat nie geliebt! Bevorzugte Blume, süße und liebliche Blume, deren Namen man nur so im Stillen ausspricht, wie den eines geliebten Weibes, — das Herz, das deinem zauberhaften Einflusse nicht mehr unterworfen ist, das ist welk für ewig. Es schlägt noch, allein es hat aufgehört zu fühlen."

Durch die Blume zu sprechen, haben die alten Völker schon früh versucht, und zwar im Sinne des Wortes. Wenn man die Opferaltäre mit Blumen belegte, die Laren bekränzte und sich selbst diesen Schmuck verschaffte, ehe man den Göttern opferte, so wollte man doch nichts weiter, als den Gottheiten hierdurch das Gefühl der Verehrung kundgeben. Sappho hebt ausdrücklich hervor, daß alles, was grünt und blüht, den Göttern angenehm sei. In ältester Zeit kamen die Kränze nur den Göttern zu, so daß Homers Helden noch ohne solche einherschreiten. Erst eine spätere Zeit bestimmte sie als Siegespreis bei den heiligen Kampfspielen, die aber im Anfang dieser Sitte nicht dem Sieger, sondern dem Vaterlande desselben zugesprochen wurden. Spätere Geschlechter gingen jedoch weiter und verehrten jeden, der sich irgend hervorragend verdient gemacht, mit der Ueberreichung eines Kranzes.

In das Liebesleben zog man später die Blumen auch als redende Symbole, wie wir von dem ausgezeichneten Literaturkenner des Alterthums Athenäus (lebte in der letzten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christus) erfahren. Er berichtet, daß ein aufgegangener Kranz Verliebtheit bedeute und daß es Sitte sei, die Thüren derjenigen, die man liebt, mit Blumengewinden

zu schmücken. Ein welker Blumenkranz galt als Liebesbotschaft, die noch bedeutungsvoller wurde, wenn dem Kranz angebissene Aepfel beigelegt waren, wie Lucianus berichtet. Die Annahme eines solches Kranzes war ein Zeichen der Erhörung. Kam das Bündniß aber trotzdem nicht zu Stande, so wurde derselbe einer Gottheit geweiht, während er im andern Falle als Erinnerungszeichen sorgsam aufbewahrt wurde.

Die Kränzewinderinnen hatten sich einer gewissen Achtung zu erfreuen, namentlich wenn ihre Kunst nicht bei dem gewöhnlichen stehen blieb. In Sicyon wetteiferte die Kranzflechterin Glycera durch immer schönere natürliche Kränze mit dem Maler Pausias, so daß Kunst und Natur sich gegenseitig zu übertreffen suchten. Pausias malte das Bild seiner Rivalin, um die Nachwelt noch an die Künstlerin zu erinnern.

Wahrscheinlich gründete sich die symbolische Bedeutung der Blumen bei den Griechen auf den Geruch, später wurde jedoch auch die Farbe in das Bereich der Betrachtung gezogen, und dann kam es namentlich auf die Zusammenstellung und Anordnung der Schattirungen an, was ein wahres Kunststudium erforderte. Ganz absehen müssen wir von den Blumensymbolen, die der Traumdeuter Artemidorus in seiner „Oneirocritica“ erwähnt, da es nicht ganz zuverlässig ist, daß er sie wirklich aus dem Volke geschöpft. Sie erscheinen viel zu einseitig und gleichartig, so daß man nicht ganz mit Unrecht die Vermuthung aufgestellt, er habe hierbei seine eigene Phantasie zu sehr walten lassen.

Doch sind dies nur immer noch Anfänge der eigentlichen Blumensprache, wenn auch keineswegs bedeutungslose. In begeisterterer Sprache läßt der Orientale die Blumen zu sich reden. Zwar sind uns wenige seiner Blumendeutungen bekannt, aber aus denselben geht schon seine Begeisterung hervor, die nicht selten in Ueberschwenglichkeit und Schwülstigkeit ausartet. Das Vaterland derselben scheint Indien zu sein. Hier tritt die Natur mit einer Großartigkeit vor die Augen des Menschen, die ihn wohl zur Begeisterung hinzureißen vermag. Bei dem Naturleben des Indiers mußte ganz von selbst die Pflanze in nähere Beziehungen zu ihm treten. Wenn seine Phantasie ihm nun so großartige Bilder vorgaukelte, daß wir sie als überschwenglich bezeichnen müssen, so liegt dies an der Fülle und Mächtigkeit der Eindrücke, die auf ihn einstürmen, wie ja jedes Volk mehr oder weniger die Eigenthümlichkeit seiner Natur an sich trägt.

Mehr ausgebildet und auf eine ungleich größere Zahl der Gewächse ausgedehnt wurde die Blumensprache bei den sinnigen Arabern. Das zur Einsamkeit des Haremslebens verurtheilte schönere Geschlecht fand in den Blumen ein beliebtes Mittel, um zur Abkürzung der schrecklichen Langweile allerlei Liebeshändel mit Außenstehenden anzuknüpfen. Die Aermsten, die oft der schrankenlosen Willkür eines tyrannischen Despoten preisgegeben sind, müssen ja vorsichtig dabei zu Werke gehen, da schon der leiseste Argwohn ausreichen würde, ihnen und ihrem Mitschuldigen verderblich zu werden. Keine Zeile kann gefahrlos die Mauern des Serails verlassen, überall forscht das verrätherische Auge des feilen Sklaven. Da bietet sich denn in den Blumen den Frauen des Harems ein Mittel, durch welches sie sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen im Stande sind und das selbst der Aufmerksamkeit des wachsamsten Eunuchen entgehen kann. Wie zufällig verändert die Dame die Reihenfolge ihrer Blumenstöcke vor dem Fenster, und dem spähenden Liebhaber wird augenblicklich der Sinn klar.

Die Symbolik der Blumen ist jedoch im Orient sehr von der unsern verschieden. Sie gründet sich auf die Blumennamen, die freilich meistentheils sehr bezeichnend und sprechend, aber doch auch manchmal willkürlich gewählt sind. Der Sinn jeder Blume soll nun in einem kleinen Verse ausgesprochen werden, der mit dem Namen derselben in einem Reimverhältniß steht. Selbstverständlich kommt hierbei vielfach weiter nichts als leere Reimspielerei vor, während wieder bei andern Pflanzen der Sinn völlig dem Charakter des Gewächses entspricht. In frühern Jahrhunderten war diese Art der Blumensprache im ganzen Orient sehr verbreitet und ausgebildet, während sich heute nur noch hier und dort Reste derselben erhalten haben.

Nach Europa scheint die Sitte, durch die Blumen sich einem andern verständlich machen zu wollen, durch die Araber verpflanzt worden zu sein. Sie trat zuerst in Spanien auf, fand in Italien günstige Aufnahme, gab dem lebhaften Sinn des Franzosen erwünschte Abwechselung und berührte auch Deutschland, ja konnte selbst in England, wenn auch nur auf kurze Zeit, einige Bedeutung erlangen. Das ganze Mittelalter hatte ja zur Zeit des Ritterdienstes etwas Romantisches an sich und hierzu paßte auch jene geheimnißvolle Sprache, jene auf Farben und Charaktere gegründete Symbolik.

Bis auf unsere Zeit hat sich noch eine Sprache der Blumen in unserm Volksleben erhalten*). Jedermann kennt diese Bedeutungen, ohne daß wir eigentlich wissen, von wem wir sie erlernt. Das stille Vergißmeinnicht an einsamer Quelle redet zu allen dieselbe Sprache, das bescheidene Veilchen ist das Symbol treuer Liebe, der grünende Myrtenkranz die Sehnsucht aller jungfräulichen Herzen. Bedeutungsvoll findet jede Maid die Ueberreichung einer rothen Rosenknospe, die brennende Liebe deutet auf verzehrende, leidenschaftliche Gluth, das einfachste Immergrünsträußchen spricht Hoffnung aus. Gelbe Blumen wirft die empfindsame Dame wohl zornig fort und gewöhnlich verwendet man sie ja auch sehr selten zu Kränzen und Sträußen. Der freiheitliebende Turner steckt den grünen Eichenkranz an seinen Hut und stimmt begeisterte Freiheitslieder an, dem heimkehrenden Krieger wird ein Lorbeerkranz gereicht und auf dem stillen Friedhofe ist die Cypresse ein beredtes Symbol.

Wie aus den vorhergehenden Andeutungen schon hervorgeht, ist unsere Blumensprache vorzugsweise auf die Farbe derselben begründet und nur bei wenigen kommt auch der individuelle Charakter zur Geltung. Und meistens ist es künstlicher Einwirkung erst gelungen, letzteren mit in Betrachtung zu ziehen, wie ja bekannt ist, daß erst seit Klopstocks Zeit die Eiche als Siegesbaum an Stelle der Linde gekommen ist. Siegeseichen kannte eine frühere Zeit nicht, wohl aber stehen heute noch an mehreren Orten Lindenbäume als Erinnerungszeichen früherer Heldenthaten. Der Lorbeer gehört ja nicht unserer Flora an, muß also schon selbstverständlich seine Symbolik aus andern als Volkskreisen geschöpft haben, dasselbe gilt auch von der Cypresse.

Die Farbenbedeutung, dieses Erbtheil des einstigen Ritterthums, ist aber tief in das Innerste unseres Volkslebens gedrungen und hat darum auch für unsere Blumensprache Bedeutung gewonnen. Freilich ist der Kreis der so gewonnenen Symbole nur klein, aber er entbehrt auch nicht der Sinnigkeit und Poesie, die unser Volk auch wieder hierbei offenbart.

---

*) Daß wir hierbei nicht an die von buchhändlerischer Spekulation hervorgerufenen Zusammenstellungen von meist geschmacklosen Reimereien denken, die den stolzen Titel „Blumensprache“ führen, ist wohl selbstverständlich, sodaß wir also kaum nöthig haben, dies noch besonders hervorzuheben.

Im Zickzack.

Ein gewisser abenteuernder, nichts weniger wie praktischer Zug, der unsere dummen Streiche, von der Phantasie vergoldet, verursacht, war wohl auch schuld daran, daß meine Theaterkarriere, trotz des vielversprechenden Anlaufs und eines königlich schwedischen Kammersängertitels, wie Vater Rhein im Sande verlief. Difficile est, satyram non scribere. Auch ich konnte meinen losen Mund im Angesicht der notorischen Unfähigkeit der Exzellenzen, die die Laune ihres Gebieters oder eine Schürzenprotektion zu Intendanten transfigurirt, nicht halten. Als unaufhaltsam rollender Kieselstein setzte ich niemals Moos an und wurde deshalb auch nirgends pensionsfähig. Passons là-dessus!

In Fiume lernte ich eine interessante Ruine, die einst in ganz Europa gefeierte Sängerin Stöckel-Heinefetter kennen, die mich veranlaßte, bei ihrem Mann, einem ausrangirten Ballettänzer, der einen Thespiskarren in Oedenburg leitete, Engagement zu nehmen.

Den Herren Kotzebue und Bogumil Goltz verdanken wir sehr anziehende Bilder des deutschen Kleinstädterlebens, aber was ich in Oedenburg in Wirklichkeit von diesem Genre sah, verhält sich zu den Schilderungen der beiden Obengenannten wie farbenglühender Makart zum mandelmilchmalenden Cornelius.

Oedenburg liegt zwar in Ungarn, ist aber, wie der ganze

Distrikt zwischen den Flüssen Raab und Leitha, urdeutsch und wird es wohl auch in der Folge bleiben trotz der moralischen Daumschrauben des Magyarenthums.

Die bekannte österreichische „Hemdärmel"-Politik trieb eine Zeitlang in der schwülen Treibhausatmosphäre der Bach'schen Reaktionsperiode die üppigsten Schößlinge, aber kaum waren die „paar" Ungarn gehenkt, unter denen auch der jetzige Premierminister Andrassy, zum Glück für seinen Hals nur in effigie, figurirte, so ging wieder alles seinen gemüthlichen Schlendrian. Wegen des verhängten Standrechts wurde zwar auf dem Lande weniger wie gewöhnlich gemordet, aber desto mehr in den Städten gestohlen, was aber die Ruhe der Beamten, vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter, durchaus nicht störte.

Ungarn war zu jener Zeit das Eldorado der deutschen Theaterdirektoren. Auch Direktor Stöckel wäre ein beneidenswerther Mann gewesen, wenn ihn das unerbittliche Fatum nicht durch die Launen einer „bockbeinigen" Koloratursängerin an die Vergänglichkeit des Glückes hienieden erinnert hätte. Vergebens versuchte er, die renitente Donna durch seine Frau zu ersetzen, denn die naiven Oedenburger meinten, Frau Stöckel-Heinefetter habe zwar „viel Schule, aber keine Stimme mehr", und so war der Vielgeplagte rathlos wie zuvor.

Eines Tages erzählte mir der Polizeikommissär Kierschner, ein später durch seine schöne Frau, aber noch mehr durch seine Flucht nach Amerika bekannt gewordener wiener Hofschauspieler, eine Räubergeschichte, die sich in Oedenburg am Neusiedler-See zugetragen hat, aber ebenso gut zu Sulmona in den Abruzzen hätte passiren können. Ein herumziehender Musikant wurde in Gesellschaft eines Mädchens aufgegriffen. Nach einem Kreuzverhör stellte sich wohl die „Unbescholtenheit" des Mädchens heraus, aber der Musikant entpuppte sich als ein dem Zuchthaus in München entsprungener Häftling, auf dem der Verdacht eines Raubmordes lastete. Man spedirte ihn schleunigst zur Abstrafung nach der Heimath, um das Henkerhonorar zu sparen. Das Mädchen war eltern- und subsistenzlos.

„Ich sage Ihnen, die Person singt im Gefängniß wie eine Nachtigall. Der Herr Stadthauptmann meinte, ob es nicht möglich wäre, daß sie Direktor Stöckel einmal am Theater auftreten ließ," sagte Kommissär Kierschner zu mir.

Natürlich ließ sich der davon in Kenntniß gesetzte Direktor die fette Reklame-Ente nicht entgehen.

Die Oberösterreicherin Marie Schnaidtinger, klein und dick, war nichts weniger wie hübsch, aber anmuthig, trotzdem ihr Gesicht mehr einer ungeschälten Kartoffel, wie der Venus von Milo glich. Sie schien das Urbild des „Nandl" in der bekannten Baumann'schen Alpenszene „Das Versprechen hinterm Herd", und hatte eine berückend schöne Stimme. Musikalisch wie alle Schulmeisterstöchter, studirte sie unter der Leitung der Frau Stöckel-Heinefetter Flotows „Martha" in acht Tagen und erzielte damit einen phänomenalen Erfolg. Sie verschlang, sozusagen, eine Partie nach der andern und war noch im Laufe dieser Saison am Theater wie zu Hause. Natürlich kurirte sie nicht nur die Capricen der Koloratursängerin, sondern füllte auch die Theaterkasse. — Der Palmsonntag zerstreut die Mitglieder eines halbjährigen Theaters wie ein Flintenschuß die Spatzen.

* * *

Nach Jahren war ich am gräflich Skarbeck'schen Theater in Lemberg engagirt, in dem schönen Lande Galizien, wo das Insektenpulver ein zwingendes Bedürfniß ist. Die ödenburger Kriminalepisode habe ich im Laufe der Begebenheiten vergessen. Wohl las ich ab und zu den Namen der „Banditenbraut" in den Theaterzeitungen, aber zu Gesicht habe ich sie seit Oedenburg nicht bekommen. Deshalb war ich nicht wenig erstaunt, von ihr einen aus Krakau datirten Brief zu bekommen, worin sie mich bat, in ihrem Benefize mitzuwirken. Da mir das Sontheim'sche Gastspiel eine vierzehntägige Abwesenheit von Lemberg gestattete, sagte ich zu und reiste in einigen Tagen nach Krakau. Die alte Jagellonenstadt mit der stolzen Königsburg, welche das übelriechende Judenviertel Stradom überragt, mit den goldstrotzenden Karossen der polnischen Schliachta, denen bei 17 Grad Reaumur Kälte halbnackte Bettler nachlaufen, ist sehenswerth. — Auf mich machte sie den Eindruck der in Lumpen gehüllten Witwe eines Millionärs.

Die „Banditenbraut" fand ich fast unverändert. Das Salonparfum hat den Alpenduft noch nicht verdrängt, obzwar sie in anderer Hinsicht merkliche Fortschritte gemacht hat. Sie stellte dem „Krampus", wie sie mich zu nennen beliebte, ihren „letzten" Geliebten, den Grafen Zalusky vor, einen vor der Zeit gealterten Wüstling vom feinsten französischen Zuschnitt. Einen größeren Kontrast wie diese zwei Liebesleute habe ich weder vor noch nach Krakau in meinem vielbewegten Wanderleben zu beobachten Gelegenheit gehabt. Nur einen einzigen Berührungspunkt bot ihr scheinbar glückliches Zusammenleben — die Innviertlerin sowie der edle Pollake koquettirten auffallend mit ihrer Frömmigkeit. Mariechen Schnaidtinger ging nie ohne ihr Gebetbuch aus. Am andern Tage lud mich der Graf zu einem solennen Hochamt in der Marienkirche und zu einem opulenten Mittagessen im Hotel de Russie ein. Ich acceptirte nur das letztere. Ich vergönnte mir eine stille Privatandacht nach meinem Sinn und besichtigte am andern Morgen den außerhalb der Stadt, unter den Kanonen der Citadelle, liegenden Koscinskohügel. Es ist ein Denkmal des Helden von Ostrolenka, einzig in seiner Art, aus einer Erdpyramide bestehend, welche die polnischen Frauen aus allen Gauen ihres unglücklichen Vaterlandes zusammentrugen.

Nach dem Mittagessen regalirte uns Fräulein Schnaidtinger mit ein paar feschen „Vierzeiligen", welche die berühmte Gallmeier auch nicht schneidiger vortragen könnte; dann fuhren wir ohne den Grafen zur Beförderung der Verdauung in einem Miethwagen spaziren und zwar durch die Vorstadt Piaseck zur warschauer Rogatka, an jenem Nonnenkloster vorbei, wo man einige Jahre später die arme Barbara Ubrik in Schmutz verkümmert vorfand.

Als uns der Fiaker an Wielands Konditorei absetzte und wir beim schönsten Theaterklatsch Kaffee tranken, sprang plötzlich die Diva wie von einer Natter gestochen auf und lamentirte:

„Jesus, Maria und Joseph! I hab' mei Gebetbüchel verloren!"

„Was thut das — kaufen Sie Sich ein neues — es war ohnehin abgegriffen."

„Krutzi Türken, es war aber eine Hundertgulden-Banknote drin."

„Das ist freilich etwas anderes. Dann will ich versuchen, den Wagen, dessen gleichlautende Nummer mit meinem Geburtsjahr 37 mir aufgefallen war, wiederzufinden."

Und richtig fand ich ihn in der Grodsker Straße am Eck der Josephskirche wieder. Auf den ersten Blick sah ich das Gebetbuch in der Sitzecke, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die heilige Austria unversehrt zwischen den Gebeten schlummerte, gab ich dem erstaunten Diomedes ein reichliches Trinkgeld und kehrte in die Konditorei zurück.

Am andern Tage sangen wir „Ernani" und „Elvira" zusammen.

* * *

Und wieder waren Jahre in dem grauen Strom der Ewigkeit verrauscht. Ich benutzte meinen stockholmer Urlaub, um an dem Niemann'schen Tannhäuser in Berlin Studien zu machen. Treu meiner Gewohnheit schlug ich nicht die kürzeste Tour via Stralsund ein, sondern bummelte mit dem Liederkomponisten Lindblad an dem Wenner- und Wetternsee und den Trollhätta-Wasserfällen entlang nach Gothenburg. In Kopenhagen nahm uns Lundblads Freund, der dänische Komponist Niels Gaade, in Empfang und an seiner Seite ließen wir die zahllosen Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt über uns ergehen. Im Gedächtniß behalten habe ich nur das Thorwaldsenmuseum, während die Helden und Könige längst andern Figuren im Erinnerungskabinet Platz machen mußten. Nach einer sehr anregenden Fahrt über Corsär und Kiel ruhten wir in Hamburg. Die sonst sehr zugeknöpften Hanseaten waren aus Rand und Band, wie die Oesterreicher unter Gablenz, von Schleswig-Holstein zurückkehrend, auf der Heiligengeistwiese defilirten. Auch ich war unter den Bewunderern jenes berühmten „Laufschrittes", mit welchem die „eiserne Brigade" bei Oeversee und am Danewirke blutige Lorbeeren errungen hat. Plötzlich gellt durch die Volkshymne ein Schrei und ein herkulisch gebauter Mann fällt zu Boden.

Wie ich später erfuhr, hat ein österreichischer Offizier einem sich vordrängenden Zuschauer zufällig seinen Säbel durch den Leib gerannt. Zwei Tage später wurde der Verblichene, Opernsänger Ibelherr, als ehemaliger bayrischer Kavallerietrompeter, von den Oesterreichern mit militärischen Ehren bestattet. Als die üblichen drei Gewehrsalven über dem Grabe verpufft waren, hörte ich einige Schritte vor mir ein krampfhaftes Weinen und erkannte in der Tiefbetrübten Fräulein Schnaidtinger. Als sich

mein Staunen über ihre vollständige Metamorphose gelegt hatte, stellte ich mich während der langathmigen Grabreden so, daß sie mich sehen mußte. Unter Thränen lachend sprang sie auf mich mit den Worten zu: „Uj jegerl, der Krampus!“ Die auffallend fein gekleidete „Banditenbraut“ erzählte mir, daß sie glücklich verheirathet sei und stellte mir freudestrahlend ihren fünf- bis sechsjährigen Sprößling vor.

Am Abend bewunderte ich sie als Abigail in Verdi's „Nabucco“.

* * *

Die lärmenden Tage des Einzugs der Truppen nach dem französischen Feldzug waren vorbei und München laborirte an dem unausbleiblichen Festivitätskatzenjammer.

Ich saß unter den Arcaden im Café Tambosi und bewunderte die Rottmann'schen Frescolandschaften des sonnigen Italiens, welche für mich umsomehr Interesse haben, weil ich fast all' ihre Originale aus eigener Anschauung kenne.

Den idealen Genuß störte die realistische Erscheinung eines Bekannten, Namens Schönchen. Er war seines Zeichens Ministerialbeamter und schlachtete in seinen müßigen Stunden, deren die bayrischen Ministerialbeamten seit 1870 sehr viele haben, Sänger und Schauspieler ab, das heißt ohne Metapher gesprochen, er war mit Respekt zu melden Rezensent.

Nach den gewöhnlichen Konversationspräliminarien, nahm er als echter Münchner zuerst die auf aschgrauem Fließpapier gedruckten „Neuesten Nachrichten“ zur Hand und fragte mich plötzlich, ob ich eine Sängerin Namens Hain-Schnaidtinger kenne. Auf meine Bejahung zeigte er mir ihren Namen in der Sterbeliste des Krankenhauses. Wir beschlossen, uns nach der Stunde ihres Begräbnisses zu erkundigen, die wir vergebens in den „Neuesten Nachrichten“ suchten, und fuhren statt, wie es projektirt war, nach Harlaching zu Claude Lorrain's Monument, nach dem Krankenhause. Der Verwalter blätterte in seinem Buch und sagte mit geschäftsmäßiger Kälte: „Die verstorbene Frau Hain-Schnaidtinger hat weder Sarg noch Begräbniß und wird morgen früh im Kollektivwagen nach dem südlichen Friedhof verbracht, weil sich niemand dazu meldet.“

Wir bestritten Sarg und Begräbniß und geleiteten sie zu Grabe.

Vielleicht hat sie der Zufall zur ewigen Ruhe an der Seite ihrer ersten Liebe, des gerichteten Raubmörders, gebettet.

Dr. Max Trausil.

Weltausstellungsbriefe.

VI.

(Die Kunst auf der Ausstellung. — Betrachtungen über das Wesen der Kunst als Einleitung. — Die französische Malerei der Neuzeit. — Schreckensszenen und nackende Weiber. — Der moralische Niedergang der Kunst und die „gebildete“ Gesellschaft.)

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben für einen Schriftsteller, über Kunst und Kunstindustrie zu berichten, wenn er es ernst meint und sich nicht darauf beschränkt, katalogsmäßig alle einzelnen Kunstwerke aufzuzählen. Zu letzterem habe ich in diesen Briefen keinen Raum, auch ist der Nutzen solcher Beschreibungen, besonders bei Gemälden und Statuen, ein sehr problematischer. Man kann wohl das Sujet des Dargestellten näher beschreiben, aber wie die Ausstellung ausgeführt und welche Wirkung sie unmittelbar auf den Beschauer hat, das einem Fremden und Nichtanwesenden klar zu machen ist fast unmögkich. Jedes Kunstwerk hat eine Gesammtwirkung, die unmittelbar empfunden werden will und die auf den einen diesen, auf den andern jenen Eindruck macht. Wollte ich nun in dieser Beziehung über jedes hervorragende Bild ein Urtheil niederschreiben, so würde der Leser eben nur meinen persönlichen Geschmack kennen lernen. Das kann aber unmöglich der Zweck dieser Briefe sein. Eben weil man als Berichterstatter seine persönlichen und nationalen Sympathien möglichst außer Spiel halten muß, ist die Berichterstattung so schwierig. Gottlob gibt es aber in der Kunst gewisse Präparate und Grundsätze, die überall anerkannt werden und einen Maßstab zur allgemeinen Beurtheilung der Kunstwerke geschaffen haben.

In weiten Kreisen, die nicht direkt mit Künstlern in Verbindung stehen und dem Studium der Kunst fremd sind, glaubt man vielfach, es handle sich in der Kunst lediglich um eine Geschmackssache. Was zufällig die Majorität für schön hält, das sei faktisch schön. Wenn sich sämmtliche Künstler zu dieser Ansicht bekehren würden, würde die Kunst gar bald zu einem einfachen Handwerk, welches man erlernen kann, herabsinken. Die Quelle neuer Ideen und Anschauungen würde versiegen und der jetzt herrschenden reichen Mannigfaltigkeit würde schreckliche Monotonie und Langeweile folgen. Nicht mit Unrecht bezeichnet man Malerei, Skulptur, Musik und Poesie als „freie“ Künste, frei in des Wortes ureigenster Bedeutung, frei von jeder menschlichen Vorschrift, frei von jeder Tendenz, die praktischen Zwecken in unserm sozialen und politischen Leben dienstbar sein könnte, frei von jeglicher Demuth seitens des Künstlers vor der Autorität größerer Kollegen oder gelehrter Kunstkritiker und endlich auch „frei“ gegenüber der öffentlichen Meinung. Das alles deshalb, weil die Kunst nicht auf bloßer Technik, die man mit Mühe und Fleiß erlernen kann, beruht, sondern unmittelbar der individuellen Anschauung entspringt. Die alten Griechen bezeichneten die Stimmung, aus welcher der Künstler heraus schafft, mit dem Worte Enthusiasmus, welches soviel wie Gottbegeisterung bezeichnet, genauer übersetzt heißt enthusiasmirt sein: des Gottes voll sein! Nach dieser poetischen Auffassung dichtet, malt und skulptirt nicht der sterbliche, fehlervolle Mensch im Künstler, sondern ein ewiger, niemals irrender Gott, welcher sich die sterbliche Hülle eines Menschen zum zeitweiligen Aufenthalt erkoren hat.

Und haben wir nicht alle einen „Gott“ in uns, der sich in der uns angebornen Liebe zur Wahrheit vornehmlich dokumentirt? Und entspringt derselben nicht die beziehungsvolle Opferfreudigkeit für das, was wir als „wahr“ erkannt zu haben glauben? Freilich diese Liebe zur Wahrheit wird auch bei uns allen unzählige male — absichtlich und unabsichtlich — verleugnet und prostituirt, wenn sie unserm materiellen Wohlsein zu schaden droht, und es ist leider Gottes wahr, daß die größte Anzahl der Menschen, sobald sie ihre Jugendzeit hinter sich haben, gewohnheitsmäßig ihre eigene Stimme im Innern übertäuben und schließlich garnicht mehr hören. Es ist eben bequemer, vom Strome der öffentlichen Meinung und gesetzmäßig festgestellten „sittlichen“ Ordnung fortzuschwimmen als fortwährend durch geheime Vorwürfe geplagt zu werden, bald dies, bald das der Wahrheit zuliebe zu thun, ohne dafür materiell belohnt zu werden.

Nun, weil eben die Majorität die Neigung hat, sich träge zusammenzuschließen, ist es um so erfreulicher, daß es immer Menschen gegeben hat, die mit der heißen Liebe zu dem, was sie für wahr erkannt haben, auch einen rücksichtslosen Willen und freudigen Opfermuth verbunden haben, und unter diesen waren und sind wieder welche, die von der Natur mit den größten Geistes- und mechanischen Fähigkeiten beschenkt sind und einen scharfen Blick für die Bedürfnisse, Freuden und Leiden der Menschen haben. Solche Leute hatten oder haben „Genie“, wie man sich ausdrückt. Da aber diese Genies doch immer Menschen bleiben und unter der Unvollkommenheit und Einseitigkeit der menschlichen Verhältnisse zu leiden haben, so können sie nicht nach allen Geistesrichtungen hin gleich stark wirken. Deshalb gibt es Genies in der Politik, in der Wissenschaft, in der Philosophie und Religion und auch in der Kunst, jeder eben unter ihnen ist der großen Menge vorangeschritten und hat scheinbar aus göttlicher Inspiration heraus Menschen und Dinge in höherer Vollendung gesehen, als sie zu seiner Zeit waren. Aber diese „göttliche Inspiration“ beruht wesentlich darauf, daß der Betreffende, ausgerüstet mit ungewöhnlichen Fähigkeiten, sich seinem Wahrheitstriebe ganz und voll hingegeben hat, nur in und für denselben lebt und nach seinem Sinne die unvollkommene Welt zu reformiren strebt. Es ist ihm dieses Reformwerk zum innersten Bedürfniß geworden, er kann dafür hungern, dursten und gefoltert werden und bei jedem neuen Schmerze wächst nur der Trotz in ihm, seinen Willen durchzusetzen. Er ist ein Prometheus, der gegen die zwar schließlich vergänglichen aber doch sehr zähen Satzungen der vereinigten menschlichen Gesellschaft ankämpft. Auf allen andern Gebieten, außer dem der Kunst, kann man unzählige Beispiele des Märthyrerthums deutlich bezeichnen: Christus und Luther, Bako und Galilei, Cola Rienzi, Savonarola, Robespierre rc. Ihr Wirken hat so unmittelbar in das öffentliche und materielle Leben der Menschen eingegriffen, daß jeder nicht todtblinde und taube Mensch unmittelbar von ihren Leiden und Leben Kenntniß nehmen mußte.

Anders verhält es sich mit der Kunst. In dem Reiche der Musen wird weder von Geld und Gut, weder von politischen Rechten noch von philosophischen und religiösen Wahrheiten gesprochen, sondern hier handelt es sich um die Frage, was ist schön, was ist erhaben? Es wird gewissermaßen ein höchstes Vorbild der Form und der Geistestiefe gesucht, ein höheres als das, was wir gewöhnlichen Menschen für das höchste anerkennen. Das künstlerische Genie sieht in die Zukunft, es erblickt eine andere schönere Welt, eine, die wir uns nicht träumen lassen und die vielleicht erst nach 10,000 Jahren zur Wahrheit wird, der Künstler lebt und dichtet in dieser, und die öffentliche Meinung sagt meistens von ihm: „Er ist ein Schwärmer, ein Mensch, der keine Ruhe findet, ein Plagegeist, der sich nicht zufrieden geben kann“ und solche allerliebste Benennungen mehr, bis er dann plötzlich ein Kunstwerk geschaffen hat, das uns blendet, bestrickt und — wir wissen selbst nicht weshalb — mit Entzücken erfüllt. So verfiel die gebildete und jugendliche Welt Deutschlands in einen Taumel der Begeisterung, als Klopfstocks „Messias“, Schillers „Räuber“ und Goethes „Götz“ erschienen. Aber nur wenige waren sich klar, welche Macht ihr Herz im tiefsten Innern erschütterte. Wir Nachlebenden wissen es jetzt, jene drei genialen Dichter hatten in die Zukunft gesehen, sie hatten edlere Freiheitsgefühle und Ideen in sich aufgenommen und sie mit Flammenschrift in ihre

Dichtungen geschrieben. Die Begeisterung des Dichters brannte in ihrem Werke und übertrug sich auf die große Menge.

Aber nicht jeder genial angelegte Mensch erringt solche plötzliche Erfolge, seine Kraft und Fähigkeit ist nicht groß genug, seine glühende Begeisterung so in sein Werk ganz hineinzulegen, daß jeder sie herausfühlt, er gewinnt im besten Falle nur einen kleinen Kreis von Verehrern, der sich erst allmählich vergrößert. Daher kommt es so häufig vor, daß erst die Nachwelt das wieder gut macht, was die Mitwelt absichtslos verschuldet hat. Wie oft kommt es vor, daß der Künstler längst verhungert, verdorben und gestorben ist, wenn seine Werke anfangen bekannt und bewundert zu werden. Wollen wir darüber wehklagen und seine Zeitgenossen der Hartherzigkeit und Verstocktheit gegen sein Genie anklagen? Das letztere wäre höchst unrecht, denn was können die Zeitgenossen dafür, daß des Künstlers Kunst nicht groß genug gewesen ist, sie plötzlich zu begeistern und zu seinem Schönheitsideal zu bekehren? Unser Mitleid nützt auch dem Verstorbenen nicht viel, aber eins können wir aus den Lebensgeschichten dieser stillen Märtyrer lernen: Wir sollen nicht rücksichtslos über das Kunstwerk eines Zeitgenossen, das unserer gang und gäben Anschauung von Schönheit und Geschmack nicht ganz entspricht, absprechen, zumal wenn wir merken, daß der Künstler sich durch keinerlei Verlockung von seinem eignen Weg abbringen läßt, wenn er lieber hungert und durstet, als anders „dichtet" oder „malt". Wer weiß, ob unsere Anschauung nicht bald sich zu seinen Gunsten ändert, wenn sich unsere jetzigen Verhältnisse ändern, über die er sich im Geiste schon weggesetzt hatte. Und andrerseits können wir lernen, daß wir vorsichtig und mißtrauisch jene Künstler beurtheilen müssen, die sich gleich vom Beginne ihrer öffentlichen Laufbahn an der öffentlichen Gunst und Bewunderung erfreuen. Nicht jeder von ihnen ist ein Goethe, ein Klopstock, ein Schiller, sondern viele räudige Schafe sind darunter, die jedes eigne Streben, jede eigne Anschauung unterdrückt oder verlernt haben und dem Publikum zum Gefallen malen und dichten. Auch diese können erst unparteiisch von der Nachwelt gerichtet werden, welche sie nur selten zu den Genies zählt. Meistens lautet das Urtheil: Er fröhnte dem Tagesgeschmack, er buhlte um die Gunst des verständnißlosen Publikums, ist aber sehr reich dabei geworden.

Diese Einleitung zu einer Berichterstattung über die Kunstausstellung auf dem Marsfelde ist sehr lang geworden, scheinbar zu lang für das, was ich jetzt noch über das eigentliche Thema zu sagen habe. Aber ich bitte den Leser inständig, sie nicht zu überschlagen, denn durch das, was ich in ihr ausgesprochen habe, gedenke ich mein Urtheil über den Fortschritt oder Rückschritt in der Malerei und Skulptur der verschiedenen Völker zu begründen und zwar so kurz als möglich. Ich habe später noch über so vieles zu berichten, um meine Schilderung der Weltausstellung zu einer vollständigen zu machen, daß ich mit dem mir zugemessenen Spaltenraum ökonomisch umgehen muß.

Fast alle europäischen Völker, Deutschland nicht ausgeschlossen, haben Gemälde auf die Ausstellung geschickt, jedem derselben sind ein großer und zwei kleinere Säle zur Verfügung gestellt, nur die Franzosen haben sich 5 bis 6 große Salons reservirt und die Wände derselben von oben bis unten mit Bildern vollgehängt. Es ist eine beträchtliche Anzahl und vollständig genügend, um nach dieser Ausstellung den Stand der französischen Malerei in der Jetztzeit zu beurtheilen. Im Vergleich mit den andern Völkern muß man völlig zugestehen, daß die Franzosen in Zeichnung und Malerei, also in der Technik, mit den ersten Rang einnehmen. Pfuscherei sieht man nicht viel, überall offenbart sich größter Fleiß und Geschicklichkeit in der Farbengebung. Dieses Lob soll ihnen nicht vorenthalten werden, da wir in anderer Beziehung so manches an ihren Bildern auszusetzen haben. Es ist vornehmlich der allgemeine Eindruck, den der französische Künstlersalon bei Nichtfranzosen hervorruft und der außerordentlich fremdartig berührt. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß jedes dritte Bild eine Schreckensszene, jedes vierte ein nackendes Frauenzimmer darstellt. Im ersten Genre thun sich die berühmtesten Historienmaler Frankreichs, Robert Fleury, Laurens, Cabanel 2c., besonders hervor, mit unerschöpflicher Neugierde blättern sie immer wieder in dem Buch der Geschichte und suchen nach den schändlichsten Scheusalen in Menschengestalt, nach den furchtbarsten Verirrungen, in welche die Menschen verfallen, um dieselben im Bilde zu glorifiziren. Glorifiziren? Nein, das ist ein schlechter Ausdruck, denn ich nehme zur Ehre der Maler an, daß sie in einem Nero, welcher sich an den Qualen eines Vergifteten weidet, einem Inquisitor, der unschuldige Juden lebendig verbrennen läßt, oder einem Tyrannen, der zu seinem Vergnügen Männer foltern und unschuldige Jungfrauen schänden läßt... keine Ursache der Glorifikation sehen, im Gegentheil, sie wollen durch ein schmachvolles Andenken, welches ihre Bilder hervorrufen, die Tyrannen gewissermaßen post festum bestrafen. Aber das letztere ist doch nur Vorwand, denn die Art und Weise, wie die Bilder gemalt sind, läßt leider deutlich genug erkennen, daß sie nicht ernstlich zu Gericht über die Abscheulichkeiten verthierter Menschen sitzen, die historischen Vorgänge sind ihnen nur ein bequemer Vorwand, um überhaupt nervenanreizende Szenen darzustellen. Und zu welchem Zweck? Ist es wirklich ein edles Gefühl, welches in dem Beschauer erwacht, wenn er jemanden abgebildet sieht, der sich in Folterqualen windet oder bei lebendigem Leibe gekreuzigt und von Geiern angefressen wird? Kommen uns erhabne schöne Gedanken, wenn wir schöngeformte, reizende Mädchengestalten auf einem orientalischen Markt wie Vieh untersuchen und verschachern sehn? Ich bezweifle das und bin auch der Ueberzeugung, daß die Maler solcher und vieler ähnlicher Szenen nicht voraussetzen, die Beschauer in edler Weise begeistern zu wollen. Es erwachen wohl die bessern Gefühle des Mitleids und des Abscheus in uns, aber selbst diese haben in unserer Zeit, wo Tyrannei und orientalischer Despotismus doch, gottlob, bedeutend abgeschwächt sind, kaum mehr Berechtigung. Wir sagen uns einfach: früher konnten solche Grausamkeiten und Gemeinheiten vorkommen, jetzt sind wir sicher vor ihnen. Weshalb also Abscheu und Mitleid vor wesenlos gewordenen Schemen vergeuden und uns selbst unbehaglich stimmen, zumal wir in unserm täglichen Leben genug des Elends anderer Art haben. Wenn wir im Reiche der Kunst umhergehen, wollen wir uns im Kampfe um's Dasein ein wenig erholen oder uns erfrischen an herrlichen Vorbildern und Idealen der Künstler. Was sollen uns also diese aus dem Moder der Geschichte hervorgesuchten Schändlichkeiten?

Nun, wenn immer und immer wieder hier in Frankreich solche Bilder gemalt werden und das Publikum sich darnach drängt, sie zu sehen, so muß doch wohl noch irgend ein anderer Reiz in ihnen liegen, und dieser Reiz besteht in einem Appell an diejenige Seite der menschlichen Natur, die insgemein die bestialische, resp. thierische genannt werden kann. Der Mensch ist ein wunderliches Gemisch aus Edlem und Gemeinem, seine Empfindungen und Begierden streben bald nach dem Guten, bald nach dem Schlechten, er ist „halb Engel, halb Thier", und so sehr sich auch die besten unter uns bemühen, das Gemeine und die unlauteren Gefühle und Begierden abzuschütteln, es gelingt ihnen niemals ganz. Neunundneunzig Verlockungen widersteht der Gute oft und bei der hundertsten fällt er in „Schwachheit des Fleisches", wie die Bibel sehr wahr sagt. Bei einigen ist es die Geldsucht, welche sie verleitet, ihren Ueberzeugungen untreu zu werden, bei andern sind es Zorn und Trotz, die zu Ungerechtigkeiten anspornen, wieder bei andern die Trägheit, die das Elend der Menschenbrüder gleichgiltig mit ansehen kann und die sich sogar daran so sehr gewöhnen, daß sie es ganz natürlich finden, wenn sie materiell sich auf Kosten anderer, die unglücklich sind, wohlbefinden. Es schlummern aber vornehmlich in uns allen gewisse sinnliche Begierden, die sich so steigern können, daß sie Ursachen der abscheulichsten Grausamkeiten werden können. Ich spreche nicht von der gesunden geschlechtlichen Lust, die einem normalen Menschen wohl ansteht, ich spreche von der Ausartung derselben, die sich in unnatürlichen Lastern, Schadenfreude und Grausamkeit häufig genug Luft gemacht haben. Sie treten ein — es ist geschichtlich und wissenschaftlich beglaubigt —, wenn der Mensch nicht alle seine Fähigkeiten, Sinne und Geistesbestrebungen gleichmäßig ausbildet. Solch' ein Mensch ist wie eine Pflanze, der von drei Seiten Licht und Luft fehlen und die nun nach der vierten Seite hin geil emporschießt. Hier in Paris kann man Studien in dieser Beziehung machen, wenn man die reichen, verzogenen Muttersöhnchen, die seit ihrer Geburt die lieben langen Tage nichts zu thun gehabt haben, mit ihren Maitressen und Kokotten umherspaziren sieht und hört, wie sie sich körperlich in einem ausschweifenden Leben zugrunde richten. Laßt uns nicht zu streng über diese Menschen aburtheilen. Ihre Eltern haben sie zum Müssiggang erzogen, niemals sind sie ernstlich dazu angehalten worden, sich geistig oder mechanisch zu beschäftigen, und die Folge war, daß sie mit desto größerer Lebenskraft sich auf die Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden warfen. So taumeln sie von Tag zu Tag mehr in die thierische Natur hinein und werden bereits im frühesten Mannesalter abgelebte Lüstlinge. Solche Leute waren es, die im alten Rom die Gladiatorenspiele abhalten ließen und die gesunde Masse des Volkes ankränkelten. Die bestialische Natur entwickelt sich immer mehr und wie Raubthiere müssen auch solche Menschen schließlich Blut sehen, um noch etwas wie Lebenslust und Lebensfreude fühlen zu können. Und je abgestumpfter ihre zerrütteten Nerven werden, desto mehr verlangen sie nach schändlicherer Augen- und Ohrenweide. Die schmerzverzerrten Züge der Gefolterten, das Angstgeschrei unschuldig Verfolgter und Geschändeter ist ihnen zum höchsten Genuß geworden, alle Liebe und alles Streben nach Wahrheit und Edelmuth ist in ihnen gestorben.

Ich komme wieder auf die von französischen Malern zahlreich angefertigten Darstellungen von Grausamkeiten zurück und frage noch einmal, welchen Reiz können dieselben auf das ganze Publikum ausüben? Man halte mich nicht für einen philisterhaften, einseitigen Sitten- und Tugendpriester, wenn ich antworte, daß dieser Reiz im Kitzel unserer bestialischen Natur beruht. Ach, wir lassen uns alle sammt und sonders gern einmal von dieser Seite anreizen, wir sind nicht in jedem Augenblick so stark und aller unserer Sinne mächtig, um bei der Verlockung ruhig zu bleiben oder uns kaltblütig abzuwenden. Hätte die Sünde nicht einen geheimen, undefinirbaren Reiz, es gäbe keine mehr auf Erden, das ist sicher. Wir haben uns noch nicht ganz aus der thierischen Natur herausgearbeitet und, wenn wir vor einem Bilde der erwähnten Sorte stehen, so regt sich etwas in uns wie Wollust, grausame Lust und Schadenfreude. Es ist gut, sich das selbst offen zu bekennen und uns nicht selbst zu betrügen, indem wir uns einbilden, nur von „sittlichem Abscheu" oder Bewunderung vor des Malers Talent erfüllt zu sein. Was die letztere betrifft, so haben nur wenige ein wirklich maßgebendes Urtheil und eine richtige Erkenntniß, ob der Künstler besser oder schlechter gemalt hat. Wie gewöhnlich ist es, daß vortrefflich gemalte Darstellungen langweiliger Vorgänge und Personen gleichgiltig vom Publikum übersehen werden, während interessante

Sujets in minder guter Ausführung Staunen und Bewunderung hervorrufen! Nein, ich halte nicht viel von jenem Abscheu und jener Bewunderung der Leute, denen man es an den Augen ansehen kann, wie gierig sie die angstvollen Mienen einer gefolterten Hexe betrachten.

Und was soll man zu den Künstlern sagen, die solche Bilder mit Vorliebe malen? Ich verweise auf meine Einleitung, hohe, erhabene und edle Gefühle und Gedanken können es jedenfalls nicht sein, die sie zur Produktion aneifern; ich will damit nicht sagen, daß sie selbst an den dargestellten Schändlichkeiten geheime Lust empfinden, aber was vielleicht ebenso schlimm ist, sie wissen, dem Publikum gefällt dieser Kitzel, diese geheime Anreizung sinnlicher und thierischer Begierden und, indem sie dieselben befriedigen, gewinnen sie Ruhm und — Geld. Die „freie" Kunst ist ihnen zur „Milchkuh, die sie mit Butter versorgt", geworden, wie Schiller sagt.

Nochmals hebe ich hervor, damit man mich nicht der Ungerechtigkeit zeihe, daß die technische Vollendung der Bilder bei den Franzosen eine große ist. Aber darf diese uns die schmähliche Tendenz vergessen lassen? Niemals.

Aehnliche Betrachtungen, wie die vorangehenden, ließen sich über die ebenfalls so zahlreich vertretenen sogenannten „weiblichen Studien" anstellen. Wo man hinblickt in den französischen Sälen: nackende Frauenzimmer! Wunderbar schön gezeichnet, wunderbar schön gemalt, aber nur einige wenige erregen wahrhaft edle Bewunderung. Was gibt es Herrlicheres in der plastischen Schönheit als ein blühender Mädchenleib? Kein gesunder und edler Mensch braucht den Blick von einem solchen abzuwenden, denn nimmermehr wird ihm derselbe unlautere Empfindungen einflößen. Hier wird wirklich das Wort wahr: Dem Reinen ist alles rein. Wem bei diesem Anblick sofort andere Gedanken, als die der Bewunderung der herrlichen Formen, kommen, der trägt selbst das Unreine hinein. Für alle Zeiten wird die bildliche Nachbildung des menschlichen Körpers eine der edelsten Aufgaben der Kunst bleiben!

Aber wieder muß ich mit Bedauern konstatiren, daß die französischen Maler sich im allgemeinen nicht darauf beschränken, keusche und unschuldige Bilder zu malen. Ihre Weiber tragen die Gesichtszüge der Kokotten, sie nehmen auf rothen Canapés die Posen von Prostituirten an und ihre Blicke funkeln uns verlockend entgegen. Wo sieht man doch diese frechen Blicke? Man gehe des Abends in die Theater und kokettire mit den dekollettirten Operettensängerinnen auf der Bühne oder mit der Demimonde in den Logen. Das sind die Originale, welche den Künstlern zum Modell sitzen.

Ich fürchte fast, unfreiwillig in den Ruf eines Sittenpredigers zu kommen! Aber da fällt mir ein: ist es denn so nutzlos, in dieser Zeit etwas auf Moral und Sitte zu halten und von ihr zu erzählen? Ich fürchte fast, denn wenn ich mir die sogenannte civilisirte und gebildete Gesellschaft Europas etwas näher betrachte, so scheint mir alles Predigen umsonst zu sein. Unmoral ist bei ihnen Sitte und „sittliche" Ordnung geworden, und dem arbeitenden Volke Moral in's Gewissen zu predigen, mag dann und wann, bei gewissen Vorgängen, ganz in der Ordnung sein, aber im allgemeinen raubt ihnen die Arbeit Zeit und Lust, unmoralisch zu sein. Die Umkehrung des Sprüchworts: „Müssiggang ist aller Laster Anfang" ist hier am Platze.

Und trotzdem ist es von hohem Werth, darauf hinzuweisen, daß die moderne Kunst in moralischem Niedergange ist, denn, wenn die Anfäulniß in Frankreich auch am deutlichsten zutage tritt, kein Volk und auch wir Deutschen nicht, kann sich frei von derselben sprechen. Die sogenannte „moderne" Gesellschaft ist schnell gealtert. Indem sie duldet, daß der einzelne in gewisser Freiheit, die das Geld verleiht, sich seinen egoistischen Begierden voll und ganz hingeben kann, impft sie sich selbst den Keim der todtbringenden Krankheit ein, an welchem sie langsam dahinsterben wird, ihr Erbe einem gesündern, jetzt noch von ihr geknechteten Geschlecht hinterlassend. Man beschuldigt die sozialdemokratischen Anwälte und Aerzte des Volks, daß sie eine blutige Revolution, Mord und Todtschlag wollen. Wenn die moralisch kranke Gesellschaft nur wüßte, wie krank sie wirklich ist, dann würde sie sich auch an den Fingern abzählen können, daß sie, wenn auch zehnmal zum Tode verurtheilt, doch eher sterben wird, als die Exekution stattfinden kann.

In welchem Stadium die moralische Krankheit bereits ist, erkennt man sehr deutlich an ihren Symptomen in der Kunst, und um diese etwas näher kennen zu lernen, dazu ist die internationale Kunstausstellung hier in Paris wie geschaffen.

Im nächsten Briefe werde ich noch auf die Malerei und Skulptur der anderen Völker zu sprechen kommen und auch auf einiges hinweisen können, welches erfreulicher ist, als die allgemeine Tendenz in der Kunst. Kade.

Die Mopsfledermaus. (Bild Seite 544.) Nach einer slavischen Sage wird der Streit zweier erbitterter Gegner nicht durch den Tod des einen geendet. Der Todte liegt als Vampyr unverweslich im Grabe, tritt allnächtlich an's Lager des überlebenden Feindes und sucht ihm das Blut auszusaugen, bis dieser die Leiche aus dem Grabe reißt und ihr das Herz durchsticht. Zu dieser gräßlichen Fabel hat ein unschuldiges Flatterthier, Vampyr genannt, welches in die Fledermausfamilie Phyllostoma spectrum gehört, Veranlassung gegeben. Nichts Häßlicheres kann es geben, als den Gesichtsausdruck dieses Geschöpfes, wenn man dasselbe von vorne betrachtet. Die großen, lederhäutigen, weit von den Kopfseiten abstehenden Ohren, der speergleiche, aufrechtstehende Nasenbesatz, die funkelnden, kleinen schwarzen Augen, alles dies vereinigt sich zu einem Ganzen, welches an einen der verschiedenen Kobolde der Märchen erinnert. Kein Wunder daher, daß das einbildungsreiche Volk ein so abstoßendes Geschöpf mit so dämonischen Begabungen ausgestattet hat. Der Vampyr aber ist eine der harmlosesten Fledermäuse und seine Unschädlichkeit allen Uferbewohnern des Amazonenstromes (Südamerika) bekannt, da er an's Blutsaugen nicht denkt, sondern sich ausschließlich von Kerbthieren nährt. Unsere heimische Abart, die Mopsfledermaus, Synotus barbastellus, ist zwar auch nicht mit Liebreiz überschüttet, aber doch nicht so abschreckend häßlich, wie ihre südamerikanische Stammverwandte. Die über dem Scheitel mit einander verwachsenen Ohren und die eingedrückte Nase verleihen dem Gesichte einen komischen Mopscharakter. Die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Schlankheit und Länge; das Spornbein an der Ferse des Hinterfußes trägt einen abgerundeten, nach außen vorspringenden Hautlappen. Der Schwanz ist etwas länger als der Leib. Unser Bild zeigt uns die Mopsfledermaus in natürlicher Größe. Die Oberhaut des Pelzes hat dunkelschwarzbraune, die Unterseite etwas heller graubraune, das einzelne Haar an der Wurzel schwarze, an der Spitze fahlbraune Färbung; die dickhäutigen Flughäute und Ohren sehen schwarzbraun aus. Die Mopsfledermaus ist von Lappland bis Sizilien und vom Ural bis Gibraltar verbreitet und steigt bis zu den höchsten bewohnten Punkten der Alpen, den Sennhütten, empor. Am Tage verbirgt sie sich in Mauerritzen und Felsspalten, um, wenn kaum die Dämmerung begonnen, Dächer, Waldränder und Gebüsche nach Kerbthieren abzujagen. Mit der Schnelligkeit ihres Fluges kann nur die Schwalbe konkurriren. Während des Winterschlafes hängt die Fledermaus an den Hinterbeinen mit dem Kopf nach unten, in Höhlen, Bergwerken, Kellern und Kasematten. Bei gelindem Wetter unternimmt sie in ihren Herbergen kürzere Ausflüge und jagt dann namentlich auf Schmetterlinge, welche hier ebenfalls überwintern. Mit der Nachteule, dem Kater und der Natter gehörte sie vor nicht gar langer Zeit zu dem unvermeidlichen Apparat der Hexenküche. Hoffentlich wird die zunehmende Aufklärung der unsinnigen Verfolgung dieses nützlichen Insektenvertilgers ein baldiges Ende bereiten. Dr. M. T.

Die drei Exen. (Bild Seite 545.) Als in vorgeschichtlicher Zeit der Mensch gezwungen war, den schmalen und beschwerlichen Saumpfad über die höchsten Bergrücken zu leiten, weil Urwald und Sumpf die Thäler unseres Erdtheils unwegbar machten, da waren die Flüsse die einzigen Verkehrsadern des mattpulsirenden Völkerlebens. Deshalb die hohe Wichtigkeit, die von altersher der Donau und dem Rheinstrom gezollt wurde. Das meilenbreite Thal des Oberrheins, umragt von den Felsenmauern des Kaiserstuhls, des Schwarzwalds und der Vogesen, war ein beliebter Kampfplatz der Kelten, Germanen und Römer, welch' letztere, um die Rheinlinie gegen den steten Andrang der Germanen behaupten zu können, die Kolonien Straßburg, Mainz und Köln nebst einer zahllosen Menge anderer Castra (befestigte Lager) gründeten. Doch auch später, als sich die Franken durch Verschmelzung mit den Galliern und Römern zu Franzosen, und die Alemannen durch den Zusatz der Völkerwanderung zu Deutschen entpuppten, schlugen sie sich hier mit großer Vorliebe ihre französischen und deutschen Schädel ein. Alle die stolzen Bauten, welche die formenreichen Höhen der Vogesen krönen, ob es weithinschimmernde, bewohnte Schlösser oder moosbegrünte und epheuumrankte Ruinen sind, haben uns in ihren Mauern, deren Mörtel mit Menschenblut befeuchtet worden, die Geschichte der Römer und Merovinger, die Greuel des Faustrechts und die Mordbrennertaktik des „großen" Ludwig aufbewahrt. Auch unser Bild, „die drei Exen" genannt, zeigt uns ein solches sturmzerfetztes Blatt der Weltgeschichte. Die drei Thürme Dagsburg, Wahlenburg und Wekmund genannt, erheben sich als Symbol der Vergänglichkeit über dem freundlichen elsässischen Städtchen Egisheim und sind die letzten Reste des stolzen Stammsitzes der Grafen Egisheim-Dagsburg, und die Wiege eines der wenigen Deutschen, der die steile Höhe in Rom, Petri Stuhl am Fischerring genannt, erklommen hat. Ein Graf Egisheim-Dagsburg wurde nämlich als Papst Leo der Neunte mit der Tiara gekrönt. Glücklicherweise hat der Zeitenstrom den Junker und Pfaffen verschlungen, und sein ehemaliger Leibeigner erfreut sich eines menschenwürdigen Daseins und sieht in dem zerbröckelnden Bollwerk seiner Peiniger nur eine romantische Zierde seiner grünenden Fluren. Die „Drei-Exen"-Ruine bietet mit dem nahen Ruffach, dem Rubeacum der Römer, und dem merovingischen Schlosse Isenburg einen lohnenden Ausflug der Kolmar-Baseler Eisenbahntour. Dr. M. T.

Wandlungen der Christuslehre. Der Gründer des Christenthums hat bekanntlich nichts Schriftliches über die Organisirung seiner folgenschweren Schöpfung hinterlassen. Im apostolischen Zeitalter beschränkte sich die Liturgie bei den geheimen Zusammenkünften seiner Anhänger auf Absingung von Hymnen und den Empfang des Abendmahls. Im Jahre 129 segnete der Presbyter Polykarpus von Antiochien das Wasser, womit sich die Gemeinde beim Aus- und Eingang in die Kirche besprengte, und so entstand das Weihwasser. Die eingerissene Simonie unter den Christen rief im Jahre 157 die kirchliche Buße in's

Leben. Als die Ausbreitung im römischen Imperium größere Dimensionen annahm, nahm die christliche Hierarchie, die bereits alle Laienelemente aus der Kirchenverwaltung ausgeschieden, die Amtssprache des Weltreiches an, und so entstand im Jahre 391 die lateinische Messe. Der Trost der Sterbenden, die letzte Oelung genannt, datirt seit 550. Der Lockerung der Glaubensbande, die als natürliche Folge nach dem Aufhören der Christenverfolgung eintrat, trat im Jahre 593 das Dogma „von den Qualen des Fegfeuers“ energisch entgegen und ebnete die Wege dem im Jahre 1000 eingeführten Heiligenkultus und füllte den Ablaßkasten, mit dem man seit 1119 bis auf den heutigen Tag (siehe Peterspfennig) hausirt. Um die bereits nach Tausenden zählende Priesterschaar dem Staate und der Familie zu entfremden, führten die schlauen Päpste das Cölibat im Jahre 1015 ein. Seit 1200 wird den Gläubigen die Hostie in einer Monstranz gezeigt. Seit 1204 hielt die Inquisition Vorlesungen über Toleranz, mit praktischen Demonstrationen an Rad und Scheiterhaufen, und damit die Denunziation wirksamer sei, erfand der Pontifex Maximus im Jahre 1215 die moralische Polizei, Ohrenbeichte genannt. Die Reformation rief eine Stockung in der Dogmenfabrikation hervor, und der Mehlthau auf der Menschensaat, die Jesuiten, schienen sie ganz überflüssig machen zu wollen. Erst im 19. Jahrhundert nahm die alte Firma ihre Thätigkeit wieder auf und proklamirte im Jahre 1854 „die unbefleckte Empfängniß“ und 1870 „die Unfehlbarkeit des Papstes“.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Oehringen. A. L. Gegen übelriechenden Fußschweiß ist fleißiges Baden und Waschen der Füße das Zweckmäßigste. Sie waschen doch jeden Morgen Ihr Gesicht und die Hände, — warum nicht auch die Füße? Befolgen Sie also unsern Rath, tragen Sie, nachdem die Füße durch das Waschen und nachherige Abreiben gehörig abgehärtet worden sind, nicht zu warme Fußbekleidung, und wenn Sie noch ein übriges gegen das Wundwerden der Füße thun wollen, so bestreichen Sie dieselben mit dem in jeder Apotheke käuflichen Salicylsäurestreupulver. — Wenn Sie nachts einen ruhigen Schlaf haben, und es stellt sich trotzdem im Sommer auch gleich nach dem Mittagstische bei Ihnen Schläfrigkeit ein, so ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie der Natur ihre Rechte lassen und ein viertel Stündchen „nicken“. Ein ein- bis mehrstündiger Schlaf in voller, ungelockerter und beengender Kleidung ist dagegen entschieden nachtheilig. Ebenso werden diejenigen, welche des Nachts nicht mindestens sechs Stunden ruhig schlafen können, gut thun, keinen Mittagsschlaf zu halten, um dadurch die Nachtruhe zu verlängern.

Oggersheim. R. M. Unsere Ansichten über Kinderernährung müßten Sie doch nun allmählich kennen! Trotzdem aber fragen Sie, ob Sie der Kuhmilch gewöhnlichen Zucker zusetzen und sie mit Fenchelthee verdünnen sollen. Der gewöhnliche Zucker erregt leicht Säure, und deshalb, sowie um die verdünnte Kuhmilch der Muttermilch ähnlicher zu machen, setzt man Milchzucker zu, denn die Muttermilch enthält nur letzteren. Der Milchzuckerzusatz schwankt je nach dem Verdünnungsgrade der Milch. Sind Sie sicher, reine und unverfälschte Milch aus der Hand des Händlers erhalten zu haben, und verabreichen Sie dieselbe vom 4. bis 5. Lebensmonate ab nur wenig verdünnt, so werden zwei Theelöffel voll Milchzucker zu etwa zwei Tassenköpfen voll Milch gesetzt. Man löst dieses Quantum in etwa einem halben Tassenkopf voll abgekochten, heißen Wassers auf und setzt diese Lösung zur Milch, — nicht umgekehrt, die Milch zur Lösung! Bei jüngeren Kindern, von 2 bis 3 Monaten, ist das gleiche Quantum zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Tassenköpfen voll Milch angezeigt; bei Neugeborenen (bis zum 1. Monat) dasselbe Quantum zu einem halben Tassenkopf voll Milch, welch' letztere bis zum Ende der 4. Woche allmählich bis auf einen vollen Tassenkopf gesteigert wird. Mit Fenchelthee verdünnen nur die alten Großmütter und solche Kinderfrauen die Milch, welche keinen Begriff von der rationellen Ernährung eines Kindes haben. Jede vernünftige Mutter bedient sich des abgekochten Wassers. Man meint, durch den Fenchelthee die Leibschmerzen zu beschwichtigen. Woher kommen denn aber die Leibschmerzen beim Kinde? Doch nur durch unvernünftige Ernährung oder durch die bei derselben vorkommenden Fehler, wie z. B. zu fette Kuhmilch; säuerlich gewordene Milch infolge von mangelnder Reinlichkeit der Trinkgefäße; Zusätze von dem leicht gährungsfähigen Rohrzucker u. s. w. — Das Nestlé'sche Mehl ist im Verhältniß zu unserer Kuhmilch zu theuer, es kann und darf nur ein Nothbehelf für Ausnahmefälle sein.

Meerane. M. J. W. Wenn Sie am Bronchialkatarrh leiden, so unterlassen Sie das Tabakrauchen. Namentlich sind feuchte, also schlechter brennende und deshalb die Lungenthätigkeit mehr in Anspruch nehmende Cigarren entschieden nachtheiliger, als abgelagerte.

Pro lectore. Eine nicht geringe Anzahl von Korrespondenten, welchen wir weder öffentliche, noch private Auskunft ertheilten, weil wir es nicht mit den Grundsätzen der Wissenschaft vereinen konnten, auf Grund ungenügender und ganz subjektiver Ansichten der Briefschreiber über ihre eigenen Krankheiten Rath zu ertheilen; ferner solche Geschlechtskranke, welche in der ungestümsten und zudringlichsten Weise, trotz unserer Ablehnung, öffentliche Aufschlüsse über ihr Leiden haben wollen, endlich solche, welche z. B. Donnerstags einen Brief an die Redaktion senden und so naiv sind, in der nächsten Sonntagsnummer eine Antwort zu finden, während doch mindestens 14 Tage bis 3 Wochen zur Herstellung einer Nummer der „Neuen Welt“ nöthig sind, werden in ihren an die Redaktion d. Bl. gerichteten Zuschriften höchst ungemüthlich und klagen über Vernachlässigung 2c. Als Antwort auf solche Zuschriften, die ohne weiteres in den Papierkorb wandern, diene Folgendes: Schreiber dieses hat weder der Redaktion d. Bl. noch sonst jemand gegenüber die Verpflichtung übernommen, alle an dieselbe, mit der Bitte um ärztlichen Rath, gerichteten Briefe zu beantworten. Das wäre undenkbar; denn woher sollte er wohl die Zeit nehmen, mit tausenden von Kranken, die ihn zum Theil mit den widersinnigsten Fragen belästigen, zu korrespondiren. Als Beispiele für die Naivetät vieler führen wir an, daß uns „ein Sozialist in London“ fragt, ob es uns schon vorgekommen sei, daß eine Frau Eier lege, und daran knüpft dieser einfältige Mensch die Behauptung, daß dies bei seiner Frau stattfände!! Ein biederer Chemnitzer wünscht guten Rath zur Beseitigung seiner X-Beine. Einen Hamburger stört das Schnurrbärtchen seiner Gattin und wir sollen dasselbe wegzaubern; — alles das wird selbstverständlich mit Wendung der Post, direkt, ohne oder mit Einsendung einer Revolvergroschenmarke verlangt. Auch wenn letztere beiliegt, halten wir uns nicht zur Antwort verpflichtet, einestheils aus Mangel an Zeit, denn zur Bezahlung eines Stenographen, den wir anstellen müßten, wenn wir jedem eine Antwort ertheilen wollten, reicht keine Groschenmarke hin, und wir sind nicht so herzlos, dem Stenographen zuzumuthen, unentgeltlich im Interesse der Parteigenossen zu arbeiten; ihn zu bezahlen aber sind wir außer Stande; anderntheils aber haben viele Leser ganz eigenthümliche Ansichten über die Grenze, bis zu welcher ein Mediziner, der kein Charlatan sein will, bei der brieflichen Behandlung von Kranken gehen kann. Er muß vieles selbst sehen, um sich ein Urtheil bilden zu können, denn nicht jeder Kranke (auch der Geschlechtskranke nicht, welcher direkten Rath begehrt!) ist in der Lage, seinen Zustand genügend zu beschreiben. Aus diesem Grunde wird z. B. heute die Beantwortung der Briefe von G. F. in Dresden, Frl. Adele H. in Altona, G. M...ß in Berlin, G. A—nn in Berlin, Grützner in Berlin und S. N. in Rudolstadt abgelehnt. Die drei von denselben eingesandten Groschenmarken wurden zur Frankatur einiger Briefe und Karten an sehr arme Parteigenossen verwandt, denen wir Rath ertheilen konnten. Wir haben bisher in dem Leserkreise der „Neuen Welt“ nur Humanitätspflichten geübt, Gratisantworten ertheilt, wenn die Art der Anfrage uns dazu in den Stand setzte, event. öffentlich geantwortet, und so soll es auch ferner bleiben.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. H. Kr., K. T. und Genossen. Zu verschiedenen malen bereits hat die „N. W.“ Abhandlungen über die Einrichtung von Zimmeraquarien gebracht. Sehen Sie Sich nur diesen Jahrgang einmal von Anfang bis zu Ende durch! — Frau P. W. Wir werden Ihr Schreiben unserm Mitarbeiter Herrn Rudolf Lavant übergeben und ihn bitten, Sie über die Wahlberechtigung seines Wolfgang Hammer aufzuklären. — M. L. Ihr Gedicht „Die Freiheit“ ist gut gemeint, aber diejenige Reife besitzt es nicht, welche es für die „N. W.“ aufnahmefähig machen würde. — P. R. Ueber den Vegetarianismus werden wir demnächst die Diskussion in der „N. W.“ eröffnen. Ueber die Ernährungsfrage haben mehrere Artikel in diesem Jahrgange der „N. W.“ Belehrung gegeben. Schlagen Sie u. a. die Arbeiten von Alfred Lange nach.

Passau. v. T. „Die Liebe hat mir das Leben vergiftet, — Der Gram hat mir die Seele zerklüftet, — Nun bin ich ein elend verlorner Mann, — der leben nicht, lieben nicht, sterben nicht kann.“ Sie sind allerdings zu bedauern, — Ihr Schicksal ist ebenso schrecklich, als Ihre Verse: mit zerklüfteter Seele und vergiftetem Leben leben zu müssen, ohne leben zu können, nebenbei auch weder lieben noch sterben zu können und elend verloren zu sein — das ist freilich schaurig.

London. Sie werden von der Expedition der „N. W.“ Nachricht erhalten.

Breslau. L. M. V. Die fraglichen Verse sind von Klopstock und lauten wörtlich: „Bald ist das Epigramm ein Pfeil, — Trifft mit der Spitze: — Ist bald ein Schwert, — Trifft mit der Schärfe; — Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so) — Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt — Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.“

Indianopolis. Buchhändler Franz Goldhausen. Ihr Wunsch wird von unserer Expedition erfüllt werden. Die versprochenen Berichte werden uns willkommen sein. Ebenso Ihr Wochenblatt.

Hamburg. W. T., **Pest.** Fr. S. und viele andre. An die Prüfung von Novellen und wissenschaftl. Mpte werden wir erst wieder gehen, wenn sich mit den Stichwahlen die letzten Wogen der Wahlbewegung gelegt haben werden.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 5. August.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1878.

№ 47. Jahrg. III.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. **Adolf Douai.**

IV.

Was Durst ist, das lernt man weder in einem gemäßigten Klima, noch selbst in einer tropischen Windstille zu Schiffe ernstlich kennen, sondern nur in der Wüste und wasserlosen Steppe. Hier, wo die Feuchtigkeit des Körpers nicht blos aus Lunge und Darm, sondern durch Verdunstung aus der ganzen Körperfläche so rasch entweicht, daß selbst bei lebhafter Bewegung sich kein Schweiß auf der Haut bildet, und daß der Körper jede Stunde ein oder zwei Pfund an Gewicht verliert, und zwar weil die Luft so trocken ist, hier verliert man binnen wenigen Stunden alle Widerstandskraft gegen die Hitze.

In dem lichten Eichwald, dessen Rand wir erreicht hatten, lagen, weit zerstreut, einige Farmen großer Viehzüchter. Ich ging mit dem Wassereimer von der einen zur andern, ohne Wasser zu bekommen. Wüthende Hunde, deren Gebell keinen Menschen herbeilockte, verwehrten den Eingang in die Umzäunung, und ich hatte keine Kraft mehr, mich mit ihnen herumzuschlagen. Ich suchte die Quelle, indem ich einer schwachen Bodenfurche nachging, und erreichte sie in kraftlosem Zustande. Sie war eingezäunt, um das Rindvieh davon abzuhalten, welches zahlreich sie umstand und die dünne, abfließende Wassermenge aufschlürfte. Ein Trunk gab mir soviel Kraft, einen halben Eimer Wasser zu meiner Familie zu schleppen, mehr hätte ich nicht fortgebracht. Ich rief ihre Namen, um den kürzesten Rückweg nach ihnen aus der Antwort zu erlauschen, — meine Stimme klang mir selbst hohl und schwach, wie aus dem Grabe kommend. Die Mutter mit den älteren Kindern kam mir auf halbem Wege entgegengewankt. Aus dem Reste des Wassers wurde ein Kaffee gekocht, der uns erst wieder soweit belebte, daß die Bauern noch einen Eimer voll holen konnten, worauf die Reise dieses Tages nur noch wenige Meilen weit fortgesetzt werden konnte.

Wie hülflos diese Landleute in einer Lebenslage waren, welcher sie doch weit mehr als ich Buchwurm gewachsen sein sollten! In der zweiten Nacht liefen uns wieder drei der Pferde davon, und es gelang diesen Leuten nicht, sie wiederzufinden, obwohl einer beritten sie suchen konnte. Wir waren erstaunt; denn wir hatten nach Landessitte allen vier Thieren die Vorderfüße an der Fessel so eng zusammengebunden, daß sie beide nur zugleich bewegen, also nicht weit sich entfernen konnten. Als ich selbst endlich die drei Flüchtlinge wiedererlangt hatte, waren die Stricke von der Fessel verschwunden, und es gab kaum eine andere Erklärung dafür, als daß die Thiere einander dieselben zernagt hätten. Mindestens setzte jede andre Erklärung ebensoviel Verstand bei ihnen voraus. Das Zernagen blieb aber die beste Erklärung, zumal das vierte Thier eine Aufscheuerung der Haut über dem Hufe zeigte, welche ihm Schmerz genug gemacht hatte, um sich der weiteren Hülfeleistung der andern zu widersetzen, und diese Verletzung war grade an der Innenseite, also nicht durch den Versuch, den Strick zu zerreißen, verursacht. Aber ich sollte bald noch mehr Pröbchen von der Klugheit dieser wilden Thiere erlangen.

Ich bestieg das übrige Pferd und lugte von der höchsten Bodenschwelle der Umgegend mit meiner Lorgnette aus. Große Pferde- und Rinderheerden weideten, soweit das Auge reichte. Darunter mußten sich unsere Thiere versteckt haben, und ich allein konnte sie trotz allen Versuchen nicht herauserkennen. Ich galoppirte also nach der nächsten Viehfarm und klagte dem Eigenthümer, der am Kamine saß und hineinspuckte, meine Verlegenheit. Er erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, bestieg ein vor der Thüre angebundenes Pferd und bedeutete mir durch Geberden, hinter ihm zu bleiben. (Er hatte natürlich auf den ersten Blick die drei fremden Thiere unter seiner großen Pferdeheerde herauserkannt.) Er galoppirte jetzt in einem Halbkreis um die Heerde und trieb sie dadurch einer Einzäunung zu, deren Thor weit offen stand. Dabei fiel die ganze Heerde in einen lebhaften Galopp, und dadurch wurde mein Reitthier verführt, einen Versuch zum Eindringen in die Heerde zu machen. Das konnte ich noch verhindern, aber nicht, daß ich beim Herumwerfen des Pferdes in die Nähe des Thores gerieth und den Eingang theilweis versperrte. Sofort drehte sich die ganze Heerde um und jagte wie besessen in die Prärie zurück. „Verdammt!“ murmelte der Amerikaner, ritt davon und ließ mich stehen. Ich sah einen Neger zähnefletschend am Hause stehen, zeigte ihm einen halben Silberdollar, und er holte seines Herrn Pferd und trieb nun die Heerde zum zweiten male, und diesmal glücklich, da ich mich weit entfernt hielt, in die Einzäunung. Dann trieb er mir meine drei Thiere heraus, ohne daß ich sie ihm zu bezeichnen brauchte, half mir, sie eine Strecke weit in der Richtung unsers Lagers treiben und schien hocherfreut über seinen halben Dollar.

Die nächste Nacht pflöckten wir ein Maulthier und ein Pferd an einer grasigen Stelle und hofften, daß die andern beiden in ihrer gewohnten Nähe bleiben würden. Vergebens; wir hatten sie weit zu suchen, und ich hatte sie zu finden. Und so jede der acht Nächte versuchten wir ein andres Mittel, und immer fiel die

Hauptlast des Suchens und Eintreibens auf mich, eine einzige ausgenommen, da wir Futter genug kaufen und ausraufen konnten, um alle vier Gäule angebunden zu halten.

In der vierten Nacht lagerten wir — immer meinem Vorsatz getreu — in dichter Nähe einer Menschenwohnung, diesmal inmitten eines dichten Uferwaldes eines Baches auf der Landstraße. Um Mitternacht kam ein arges Gewitter. Der Donner zwar ist in diesen weiten Flächen hohl, dünn und wenig furchtbar anzuhören; die Blitze aber folgen einander fast ununterbrochen, und der Regen — ja der Regen — ist eine Sintfluth von oben herab. Unsere Plane hätte uns da nicht schützen können; rasch waren Frauen und Kinder in das Farmhaus geborgen, aber die Matratzen und Betten kamen theilweis völlig durchnäßt in's Trockne. Dann zogen wir die herabgelassene Plane rasch wieder über den Wagen, um das Gepäck zu schützen.

Als am nächsten Morgen die Thiere eingefangen waren, zeigte es sich, daß wir einige Stunden warten mußten, bis die knietiefen Pfützen auf der Landstraße und die zu reißenden Strömen angeschwollenen, sonst trocknen Bodenrillen besser zu befahren wären. Einige junge Farmer von deutscher Abstammung, welche aber nur noch englisch redeten, luden mich zu einer Krokodilljagd ein. Die Alligators — so heißen sie hier — wären zwar schon todt — gestern erschossen — allein um sie aus dem Wasser zu ziehen, zu häuten ꝛc. brauchten sie unsere Hülfe. Wir halfen also einen Alligator von zehn und einen von neun Fuß Länge und wohl je tausend Pfund Gewicht aus den tiefen Tümpeln des Baches ziehn, in welche sie beim letzten Hochwasser von dem benachbarten Guadelupeflusse aus sich verirrt hatten. Es war nichts abenteuerliches dabei, wohl aber schwere Arbeit. Man zeigte uns die Wunden, denen die mächtigen Räuber erlegen waren; die zweizölligen Schuppen des Panzers stehen in Reihen, und zwischen je zweien ist die Haut ungepanzert. Dort hatten kleine Kugeln, je eine, den Tod herbeigeführt; man zeigte uns etwas für meine naturgeschichtliche Kenntniß neues, die leichte Beweglichkeit des langen Schwanzes, welcher nach aufwärts eingelenkt ist. Das Thier tödtet seine Beute (Fische ausgenommen) nicht mit den Zähnen, welche ihm vielmehr blos zum Festhalten derselben dienen, sondern durch einen Schlag aufwärts mit dem Schweife. Der ungeheure Rachen war mit einer rosarothen Haut ausgekleidet, welche ebenso wie der Moschusgeruch der Leichname uns widerlich waren.

Am Nachmittage holten wir denjenigen Zug unsrer Auswandrer ein, welcher mit uns dasselbe Ziel — Neubraunfels — hatte; eine Mehrzahl hatte sich schon nach andern Richtungen zerstreut. Wir trafen die etwa fünfzig Personen in der traurigsten Verfassung. Ihre Frachtfuhrleute waren nicht auf meinen Wunsch eingegangen, in der Nähe eines Obdachs zu übernachten; dort pflegt das Futter für ihre Ochsen weniger reichlich zu sein, als weitab von Farmen. Mitten in der Präirie hatte das Gewitter die armen Menschen überrascht. Das Wasser war um ihr Lager her fußhoch gestiegen; da hatten die Väter und Mütter ihre Kinder auf Arme oder Rücken genommen und waren sieben Meilen weit durch den entsetzlichen Regenguß und die fast mannstiefen, jetzt Bergströmen gleichenden Wasserfurchen gepilgert, um ein Obdach zu suchen, und — waren an allen Thüren abgewiesen worden, bis sie eine leere Heuscheune fanden. Als dann die Frachtwagen ihnen nachgekommen waren, hatten sie sich auf das Gepäck unter die Planen gebettet, und nun brannte eine unbarmherzige Sonnengluth auf die Planen herab, unter denen es keine Brise gab.

Gänzlich entmuthigt wanderten diejenigen, welche noch gehen konnten, neben dem trägen Ochsenfuhrwerk her. Alle klagten, die Kranken und Kinder jammerten.

Wir kamen gleichzeitig bei einer kleinen amerikanischen Ansiedlung an. Ich flehte diese Farmer an, den Kranken ein zeitweiliges Unterkommen, und wäre es in einer Heuscheune, zu geben, und soviel Pflege, als sie zur Hand hätten, und versprach volle Bezahlung. Vergebens! Die deutsche Einwanderung war ihnen ja ohnehin verhaßt, die Furcht aber vor ansteckenden Krankheiten ist dort so sehr begründet, daß die größte Unmenschlichkeit nicht mehr wundernimmt. Man rief nicht einmal die Hunde, welche uns umringten, von mir und meinen Begleitern ab. Ja, als ich einen starken Maurergesellen an einen Brunnen nach Wasser schickte, kam er, ohne Wasser, mit tiefen Bißwunden zurück, und ich konnte keinen unter uns finden, der den Kranken einen kühlen Trunk zu bringen gewagt hätte. Ich ging endlich selbst, mit einem Dolche bewaffnet, mit welchem ich mir diese wildesten aller Hunde vom Leibe hielt. Es ließ sich nichts weiter thun, als die Fuhrleute zu größter Eile antreiben, damit man eine Stadt und ärztliche Hülfe erreichte. Unser Wagen eilte voran, um diese Hülfe zu beschleunigen.

In dieser Stadt — Seguin — angekommen, fand ich keinen deutschen Arzt und sehr wenige deutsche Einwohner. Ich fand für mein Anliegen wenig Theilnahme — es war eine rein sklavenhaltende Sippschaft, feindselig gegen die Deutschen. Die Frachtwagen kamen an und brachten sieben Todte mit, welche seitens der städtischen Behörde in größter Eile beerdigt wurden. Es waren lauter Väter und Mütter; ein Kind hatte beide Eltern verloren. Diejenigen Auswandrer, welche noch vorwärts konnten, eilten, von den Fuhrleuten ohnehin getrieben, sofort weiter nach Braunfels, dem benachbarten Reiseziele. Es gelang mir nur, zu ermitteln, daß eine nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft des Ehepaares gestohlen war, aber nicht, auf wem der Verdacht der Thäterschaft ruhte. Auch mehrere Kranke wollten bestohlen worden sein.

Die berüchtigte Pest von Florenz, welche, wie Bocaccio so trefflich schildert, alle Bande der Ehrlichkeit, Sittlichkeit, Menschlichkeit auflöste, war hier im kleinen Maßstabe wiedergekehrt. Gleichgiltig überließen Verwandte und lebenslange Freunde die Ihrigen ihrem Schicksale; keine Justiz wollte mich unterstützen, eine Untersuchung der Diebstähle einzuleiten, niemand nahte sich den Kranken mit Erquickungen und Pflege; das Wenige, was wir entbehren konnten, reichte nicht weit. Nur ein alter, kinderloser deutscher Büchsenmacher und seine Frau brachten Hülfe und erboten sich, das vater- und mutterlose Waisenmädchen an Kindesstatt anzunehmen. Ich überließ sie ihnen wenigstens vorläufig, und ich fand bei spätern Besuchen, daß das Kind vortrefflich aufgehoben war. Erschöpft an Leib und Geist übernachteten wir hier — im Freien natürlich.

Das waren also sieben Opfer, welche das ungewohnte Klima forderte; zehn weitere folgten im Laufe der nächsten Wochen, und noch andere später. Erst nachher konnte ich aus einer in Victoria erscheinenden Zeitung die Hauptursache des Unfalls enträthseln. Diese meldete, daß an demselben Tage, da wir durch dieses Städtchen gekommen waren, zwei Menschen dort der Cholera erlegen wären, ein Weißer und sein Sklave, welche die Krankheit von Cuba mitgebracht hätten. Wir alle hatten uns daselbst nur eine kurze Weile aufgehalten, um frische Lebensmittel einzuhandeln. Wir hatten den Keim der Krankheit dort aufgelesen, und die Schwächung der Verdauung bei den meisten Auswanderern durch ungewohnte Genüsse und Uebermaß darin, sowie die plötzliche Erkältung und Ueberanstrengung beim Gewitter, halten diesen Keim auf fruchtbaren Boden fallen lassen. Jetzt steckten unsere Leute da, wohin sie kamen, auch andre längst Ansässige an und erzeugten eine gefährliche Epidemie, welche von den drei deutschen Aerzten in Braunfels mühsam, aber bald erstickt wurde. Ich selbst zeigte die längste Widerstandskraft, — aber davon später.

Eine längere Beobachtung in tropischem und halbtropischem Klima hat mir bewiesen, daß es für Europäer möglich ist, allen seinen Krankheiten, und nicht minder den schnelltödtenden, zu entgehen. Es gehört freilich eine Willenskraft und stete Aufmerksamkeit auf sich selbst dazu, welche äußerst selten zu finden sind. Man muß sich schon lange vor der Abreise dahin gewöhnt haben, mit dem nothdürftigsten Maß von Speise und ohne alle geistigen Getränke, oder doch mit einem Mindestmaß derselben, auszukommen. Man muß sich ein Jahr lang, oder doch während der ungesunden Jahreszeit, am neuen Aufenthalte vor aller Anstrengung, vor jedem Uebermaße des Genusses, vor unabgekochtem Trinkwasser und vor gedrückter Gemüthsstimmung bewahren, bis man akklimatisirt ist. Daß man dies ist, merkt man daran, wenn einheimische Früchte, die den Neuling anwiderten, dies nicht mehr thun, sowie an einer Verdünnung des Blutes, welche bewirkt, daß Wunden langsamer heilen. Der Akklimatisirte kann sehr große Anstrengungen und Schädlichkeiten vertragen. Ich kenne Menschen genug, welche in den gefährlichsten Klimaten nie krank geworden sind, weil sie bewußt, oder unbewußt, das angegebene Verfahren beobachtet haben.

Der erste Feldzug der Türken auf europäischem Boden.

Von **F. Hannemann.**

Bis zum 14. Jahrhundert waren die Türken nur auf Kleinasien beschränkt gewesen, trugen sich jedoch schon seit langer Zeit mit dem Gedanken, nach Europa hinüber zu gehen und sich hier festzusetzen. Dieser Gedanke sollte unter Ur-khan, welcher Sultan als der eigentliche Gründer der osmanischen Macht zu betrachten ist, zur That reifen. Er hatte nach dem Tode seines Vaters Osman (woher der Name „Osmanen") im Jahre 1326 den Thron bestiegen, in Brussa seine Residenz aufgeschlagen, den Titel „Pâdi-schâh" (beschützender Herrscher) angenommen und das Thor seines Palastes „Die hohe Pforte" genannt. Im darauf folgenden Jahre eroberte er Nikomedia und vermählte sich mit Irene, der jüngsten Tochter des griechischen Kaisers Johannes Kantakuzenos. Durch diese Heirath glaubte er Ansprüche auf den byzantinischen Thron zu haben, um dessen Alleinherrschaft Kantakuzenos und Johannes Paläologos sich stritten.

Ur-khan benutzte die Streitigkeiten der beiden griechischen Herrscher, um 1330 durch List die wichtigste byzantinische Grenzfestung Nikäa sich anzueignen. Nachdem er im Verlaufe der nächsten 18 Jahre ganz Bithynien und die diesem Reiche benachbarten Landschaften erobert, sandte Ur-khan seinen ältesten Sohn Suleiman ab, um einen Uebergang nach Europa zu versuchen.

Der junge Prinz hatte sich bereits durch glänzende Thaten einen berühmten Namen gemacht. Mit achttausend auserlesenen Kriegern und begleitet von den tapferen Fürsten Atsche, Gassifassil, Jäkubsch und Mihal, verließ Suleiman im Sommer des Jahres 1359 die osmanische Residenz Brussa. Es war am Mittag des 23. September, als er in der Nähe der Meerenge der Dardanellen anlangte. Hier, auf den Ruinen des alten Troja, auf dem Berge Ida, richtete er an seine Truppen folgende Worte:

„Soldaten und Freunde!

„Wir stehen auf den Trümmern jener stolzen Veste, um deren Besitz die listigen Griechen und die ehrgeizigen Dardaner (Teutonen) sich zehn Jahre lang gezankt, wo die größten Feldherren und Kaiser himmelauflodernde Opfer gebracht. Dort liegen die sonnebestrahlten Hügel Europas, des Landes der Ungläubigen; hier vor euch befindet sich die kleine Meerenge, der Hellespont. Wir werden sie überschreiten. Allein bevor wir dies thun, wollen auch wir die Vorsehung durch ein Opfer uns günstig stimmen. Allah und der große Prophet werden uns dann beschirmen und uns den Sieg verleihen über die Schaaren der Ungläubigen!"

Nachdem dem Befehle des Prinzen Folge geleistet und sämmtliche Krieger festlich bewirthet worden, setzte man den Marsch nach der Seeküste fort und bezog ein Standquartier auf den Marmortrümmern des alten Kyzikos (jetzt Chizico). Da laut Befehl des griechischen Kaisers die Ueberfahrt mit einem Boote nach dem jenseitigen Ufer bei Todesstrafe verboten war, verfiel Suleiman auf ein höchst einfaches Mittel. Er ließ zwei geräumige Flöße von langen Cedernbäumen bauen und auf dieselben eine Menge Ochsenblasen legen, welche mit den Hälsen aneinander gebunden wurden. Dieses seltsame Fahrzeug bestieg er mit achtzig seiner entschlossensten Waffengefährten, fuhr in der Stille der Nacht über die schmale Meerenge und langte glücklich unfern dem Städtchen Mekra, dicht bei der kleinen Festung Jannah (Hanni) an. Hier stießen sie auf einen des Weges kommenden Fischer, welcher, durch eine ihm zugesicherte Geldsumme verführt, ihnen einen in die Festung führenden unterirdischen Gang nachwies. Derselbe war unbewacht, wie überhaupt auch in der Festung alles im tiefsten Schlafe lag.

Suleiman bemächtigte sich daher ohne Schwertstreich der ganzen Stadt und versprach den überraschten Einwohnern nicht allein ihre Freiheit, sondern auch ansehnliche Geschenke für den Fall, daß sie seine am jenseitigen Ufer harrenden Krieger überfahren würden. Sein Befehl wurde erfüllt, und schon nach wenigen Stunden, als kaum der Tag graute, hatte der kaiserliche Prinz mit seinem achttausend Mann starken Heere festen Fuß gefaßt auf europäischem Boden; ein ewig denkwürdiger Augenblick in der großen Welt- und Kriegsgeschichte!

Am folgenden Morgen nahm Suleimans oberster Feldherr, Atsche-Beg, bereits das hochgelegene, bisher für unüberwindlich gehaltene Schloß Ajasolonia ein. Seit dieser Zeit führt die ganze Umgegend des letzteren bis auf den heutigen Tag den Namen Atsche-Owasi (Atsche's Gefilde).

Der nächste Zug Suleiman-Paschas galt der eigentlichen Vormauer von Europa und dem Schlüssel des Hellespont, der starken, „mit Weinreben umpflanzten" Festung Gallipoli (nach damaliger Aussprache Kalliopolis), welche er noch in demselben Jahre, anfangs Dezember, eroberte.

Als der griechische Kaiser Johannes Paläologos die Nachricht von der Einnahme dieses wichtigen Platzes erhielt, äußerte er in unbegreiflichem Stumpfsinn die Worte:

„Pah! Was haben die Türken denn gewonnen? Nichts als einen Schweinestall und höchstens eine Kanne Wein!"

Mit der Einnahme Gallipolis hatten sich indeß die Türken einen festen Halt in Europa gesichert, aus welchem sie niemals wieder verdrängt werden konnten.

Weitere Eroberungen folgten. Während Suleiman fast spielend die am Bosporus liegenden festen Plätze Malgara und Ipsalam bezwang, hatte auch Ur-khans zweiter Sohn, Murad, seinen Uebergang nach Europa bewerkstelligt. Er eroberte zu Anfang 1360 kurz nacheinander die in der Nähe Konstantinopels liegenden Städte Epibatos, Tyrilos (Tschorlü) und Pyrgos, deren Einwohner er sämmtlich niedermetzeln ließ, und kehrte dann, mit reicher Beute beladen, nach Asien zurück. Suleiman hingegen blieb in Europa, drang in Rumilien, Makedonien und Thrakien vor und schlug endlich die Bulgaren, welche das griechische Kaiserthum bedrohten, in die Flucht.

„Aber der Vernichter alles Irdischen — berichtet der arabische Historiker Schät-Emir — hatte dem Leben des tapferen und überaus menschenfreundlichen Prinzen ein frühes Ziel gesetzt.

„Er pflegte alle drei Tage eine feierliche Heerschau über seine tapferen Kriegsleute abzuhalten. Dabei ritt er vor den Reihen der Braven auf und ab, welche letzteren dann auf ein von ihm gegebenes Zeichen ihre Schilde aneinanderschlugen, die Wurfspieße warfen, die Pfeile abschossen und das Schlachtgeschrei anstimmten.

„Eine solche Heerschau hielt der erlauchte und siegreiche Prinz auch am 20. des Monats Schewal des Jahres 762 (25. Oktober 1360) in den romantischen Gefilden dicht vor Filippoli ab.

„Da geschah es denn, daß plötzlich ein Hase vor dem muthigen Rosse des Herrlichen aufsprang. Es lief mit ihm davon, streifte in unaufhaltsamem Laufe ihm den rechten Schenkel gewaltig an einem großen Stamm und warf seinen tugendreichen Gebieter mit dem Kopfe an einen Felsen.

„Und der Schönste der Schönen, der Tapferste der Tapferen war todt und schaute das Licht der goldstrahlenden Sonne nicht mehr. Bei Gott, es gab keinen zweiten wie er in der Welt!" (Wallahi ebbederu ma-kân-fî-seh seihu fil dunnje!)

Die Kunde von dem plötzlichen Tode seines geliebten Sohnes, auf den er so glänzende Hoffnungen gebaut, traf Ur-khan, als er gerade einen neuen Tempel in Brussa besichtigte. Der Padischah wurde dadurch so ergriffen, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab.

„Und der erhabene Padischah Ur-khan starb — erzählt Schät-Emir weiter — am 27. des Monats Dsü'l'hedsche des Jahres 762 (22. Dezember 1360), beinahe zwei Monate nach Verunglückung seines Sohnes Suleiman. Er hinterließ sein Reich seinem Sohne Murad, nachdem er, wie Sädi es ausgerechnet, 70 Jahre gelebt und die Hälfte davon regiert. Er war gnädig, tapfer, gerecht, freigebig, liebte die Armen und linderte ihre Noth und schätzte die Gelehrten seines Reiches. Unter den Herrschern war er der erste, welcher Mestschide (Moscheen), Dschami (Moscheen 2. Ranges), Medrese (Schulen), Imarets (Schulen 2. Ranges) gestiftet. Er hatte ein rothes Angesicht, große blaue Augen, gelbliche Haare, eine mittelmäßige Länge des Körpers und dabei einen starken Leib."

Ur-khan wurde nebst seinem geliebten Sohne Suleiman in dem von ihm selbst prachtvoll erbauten achteckigen Grabmal zu Brussa neben seinem Vater Osman beigesetzt. Dasselbe bildet noch heute das Ziel der Wallfahrten frommer Pilger, welche an den mit kostbaren Teppichen geschmückten Särgen Gebete aus dem Koran murmeln.



Die Gruben-Explosion in St. Etienne: Die Zutageförderung der Verunglückten. (Seite 563.)



Die Gruben-Explosion in St. Etienne: Die Körper der Verunglückten in einem Saale des Hospitals. (Seite 563.)

Ein Dichter aus dem Volk und für das Volk.

Von **H. Bitterklee.**

(Fortsetzung.)

Trotz des heiteren geselligen Lebens, welches Béranger die Dürftigkeit seiner Lage nicht so sehr fühlen ließ, nahmen doch Noth und Elend immer mehr zu. Die Entbehrungen, welche er sich auferlegen mußte — er erzählt, daß er damals vorzugsweise von Brot und Käse gelebt —, verschlimmerten noch mehr seine ohnehin schon angegriffene Gesundheit. Béranger war von einem schwächlichen Körperbau, und er sagt, daß er in jenen Tagen so mager und bleich ausgesehen habe, daß sein Vater ihm ohne Ende wiederholt: „Du wirst nicht lange mehr leben. Ich werde dich bald begraben.“

„Darüber betrübten wir uns aber weder der eine, noch der andere,“ fügt der Dichter wieder höchst charakteristisch hinzu.

Nur mit Mühe hatte er sich der Aushebung zum Militär entzogen, wobei ihm besonders seine bereits im Alter von dreiundzwanzig Jahren eingetretene Kahlköpfigkeit zu statten kam. Schon hatte er seither zahlreiche Dichtungen geschaffen, von der politischen Satire zu Oden und Idyllen, vom Lustspiel zum epischen Gedicht übergehend, ohne daß ihm dadurch sonderlicher Gewinn geworden wäre, und er sehnte sich nur, um wenigstens seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, nach einem „kleinen Aemtchen“. Aber wie sollte er zu einem solchen gelangen?

Jedenfalls mußte das sorglose Dahinleben aufhören; es war nothwendig, einen entschiedenen Schritt zu thun.

„Meine Garderobe“, schreibt Béranger, „setzte sich zusammen aus drei schlechten Hemden, welche eine liebe Hand auszubessern bemüht war, aus einem ärmlichen, sehr abgeriebenen Ueberrock, aus Beinkleidern, welche auf dem Knie durchlöchert waren, und aus einem paar Stiefeln, welche meine Verzweiflung waren, weil ich, wenn ich sie reinigte, jeden Morgen eine neue defekte Stelle fand.“

In dieser Lage sandte Béranger zu Beginn des Jahres 1804 ein Packet Gedichte an den als Beschützer und Freund der Wissenschaften und Künste bekannten Bruder Napoleons I., Lucian Bonaparte, ohne irgend jemanden von diesem nach so vielen anderen Bemühungen unternommenen Versuche etwas mitzutheilen.

„Zwei Tage vergingen ohne Antwort. Eines Abends vergnügte sich die alte Freundin, welche ich gehabt habe, die gute Judith, mit der ich meine Tage beendige, damit, mir die Karte zu schlagen, und sagte mir einen Brief voraus, welcher mir Freude bringen werde. Trotz meines geringen Glaubens an das Wissen der Mademoiselle Lenormand*), empfand ich bei dieser Vorhersagung einen Beginn der Freude, welche Judith mir ankündigte: die Armuth ist abergläubisch. Zurückgekehrt in mein Loch, schlief ich ein, vom Briefträger träumend. Aber wenn ich erwachte: Lebt wohl, ihr Träume! — Die zerrissenen Stiefeln kamen mir vor die Augen, und es war sehr nöthig, daß der Enkel des Schneiders seine alten Beinkleider ausbesserte.

„Die Nadel in der Hand, überdachte ich eben einige sehr menschenfeindliche Verse, als meine Thürhüterin athemlos hereintritt und mir einen Brief mit einer unbekannten Handschrift übergibt. Vers, Nadel, Beinkleider, alles entfällt mir; in meiner Aufregung wage ich nicht, das Sendschreiben zu entsiegeln. Endlich öffne ich es mit zitternder Hand: der Senator Lucian Bonaparte hat meine Verse gelesen und er will mich sehen! .... Junge Poeten, welche sich in einer gleichen Lage befinden, mögen sich mein Entzücken vorstellen und es beschreiben, wenn sie können. Es war nicht des Glückes wegen, welches mir zum erstenmale lächelte, — aber die Ehre!“

Die Augen des Dichters füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit gegen das Schicksal. Wir begreifen diese Empfindungen Bérangers: Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, war der Bruder des Konsuls Bonaparte, der sich noch in diesem Jahre, 1804, zum Kaiser der Franzosen ernennen ließ, — und er war ein „arm pariser Kind“, das nichts hatte, als seine Lieder, — freilich, ein so großer Reichthum, daß aller Ruhm Napoleons und aller Glanz der französischen Hauptstadt ihn aufzuwiegen nimmer vermocht haben würden.

Nachdem er bessere Kleider angelegt, begab sich Béranger zu Lucian Bonaparte und fand bei diesem sowohl für sein Dichtertalent, als auch für seine Zukunft die lebhafteste Sympathie. Diese Theilnahme an der äußeren Existenz Bérangers bezeigte der Bruder des ersten Konsuls dadurch, daß er dem Dichter sofort eine Vollmacht ausstellte, welche ihn ermächtigte, das Jahresgehalt, welches Lucian als Mitglied des französischen Nationalinstituts bezog, zu erheben. Dieses Gehalt betrug nach Abzug der jedes Jahr zurückbehaltenen Summe, welche zur Bestreitung der laufenden Ausgaben und für Pensionszahlungen benutzt wurde, jährlich tausend Francs, und Béranger bekam die in den letzten Jahren nicht erhobenen dreitausend Francs sofort ausgezahlt, wovon er indeß den größten Theil seinem Vater als Vergütung seiner Auferziehung übergab und nur tausend Francs für sich behielt. Béranger bezog dieses Jahresgehalt bis 1814, wo Lucian Bonaparte, schon 1804 seines Ministerpostens entsetzt und, weil er sich gegen den Willen seines Bruders mit einem bürgerlichen Mädchen verheirathet hatte, in's Exil getrieben, auch aus der Akademie gestoßen wurde. Durch die Verbannung seines Schwiegersohns war der Vater der Frau Lucian Bonapartes in eine sehr bedrängte Lage gerathen, und Béranger hielt sich für verpflichtet, demselben seitdem Monat für Monat die genossene Pension zurückzuzahlen. Und niemals ist Béranger das Andenken an die ihm von Lucian erwiesene Wohlthat abhanden gekommen.

Bald nach jenem entschlossenen Schritte, mit welchem sich Béranger dem Prinzen Lucian näherte, wurde auch sein Wunsch nach einem „bescheidenen Aemtchen“ erfüllt: er erhielt in dem Atelier eines Malers die Aufgabe, den Text zu einem illustrirten Werk zu ordnen. Er eignete sich hier ein gutes Urtheil über die bildenden Künste an, und ein Gehalt von zwölfhundert Francs, verbunden mit der Summe, welche er vom „Institut“ bezog, ermöglichte ihm die süßesten Freuden des Reichthums, „denn ich konnte meinem Vater helfen und meine arme Großmutter unterstützen, die Witwe des guten alten Schneiders, dessen verlorne Renten den Ruin vervollständigt hatten. Ich konnte mich selbst meiner Schwester, Arbeiterin bei einer unserer Tanten, nützlich erweisen.“

Seine Stellung in den Bureaux des Malers Landon konnte aber, weil ja das Werk einmal ein Ende erreichen mußte, nicht dauernd sein, und daher bemühte sich Béranger bereits um eine andere Stellung.

Ein Freund forderte ihn auf, für Zeitungen zu schreiben. Dazu hatte der Dichter keine Lust: er hätte dann seinen „schönen poetischen Hoffnungen“, seinen „Träumen“ entsagen müssen. Er blieb darum lieber in seiner einsamen Dachstube, mit Studien und dichterischen Arbeiten beschäftigt. Aus dieser Zeit stammt seine große Zuneigung zu den Werken Chateaubriands, der den poetischen Kern und die großartige Erhabenheit der biblischen und griechischen Dichtungen seinen Zeitgenossen zum Bewußtsein brachte, und dessen Werke ihn mit Bewunderung erfüllten, ja, ihn für einige Zeit fast zu einem religiösen Schwärmer machten.

Trotzdem beide Dichter entgegengesetzten politischen Parteien angehörten, wurde doch Chateaubriand, zwölf Jahre älter als Béranger, später durch ein Band innigster Freundschaft mit letzterem verbunden und war einer der begeistertsten Verehrer des Liederdichters, wie der Briefwechsel der beiden berühmten Männer bezeugt.

Neben anderen französischen Dichtern, namentlich Racine und Molière, studirte Béranger die homerischen Gesänge und erfrischte seine Seele an dem sprudelnden Witz des größten griechischen Lustspieldichters Aristophanes. Auf dem Gebiete der Komödiendichtung versuchte er sich auch und schrieb mehrere fünfaktige Lustspiele, erkannte aber gar bald, daß er durchaus nicht zum dramatischen Dichter geboren sei. Diese Einsicht ließ ihn auch alle Versuche, die er unternommen, um ein großes Heldengedicht, „poetische Gedanken“ und Idyllen zu schreiben, aufgeben: die Chanson, das kurze, knappe Lied voll unmittelbarer Empfindung, war eben die Sphäre, in welcher er sich ausschließlich mit Glück zu bewegen vermochte.

Endlich, im Jahre 1809, erhielt der Dichter eine Stellung, auf deren Dauer er einigermaßen hoffen durfte: er wurde durch die Vermittlung Arnaults, des Freundes Lucian Bonapartes, welcher im Ministerium des Innern eine einflußreiche Stellung

*) Eine ihrerzeit berühmte pariser Kartenschlägerin.

einnahm und auch als Tragödiendichter etwas leistete, ausfertigender Sekretär bei der kaiserlichen Universität zu Paris, mit einem Jahresgehalt von tausend Francs. Die anfangs versprochenen zweitausend Francs, sagt Béranger, habe er erst nach und nach, im Verlaufe von acht bis neun Jahren erhalten.

In dieser Zeit starb der Vater des Dichters im Alter von neunundfünfzig Jahren; seine Schwester und diejenige seiner Mutter begaben sich in's Kloster. Infolge dieser Verluste überkam ihn oft mitten in der Freude heiterer Geselligkeit jenes Schmerzgefühl über die unwiederbringlich verlorene Jugend, über die Flucht des Frühlings unseres Lebens; Empfindungen, denen er in verschiedenen Gedichten in ergreifender Weise Ausdruck gab.

Ein neuer Schmerz wartete des Dichters. In seinem Amte lernte er Menschen von niedriger Gesinnung kennen, deren Gebahren ihn, den begeisterten Freund des selbständigen Charakters, des männlichen Bewußtseins und der freien Meinung, auf das tiefste verwundete, und es dauerte lange, bis er sich daran gewöhnte, die Menschen zu nehmen, „wie sie sind".

Auch fand er allmählich Trost in den fortgesetzten Studien, durch welche er seinen Stil vervollkommnete und während welcher er der Sprache seines Landes ihre tiefsten Geheimnisse ablauschte.

Durch das Bekanntwerden des Gedichts „Der König von Yvetot", welches, obgleich nur in Abschriften von Hand zu Hand wandernd, in jener Zeit, da „die Stummheit öffentlicher Befehl" war, eine außerordentliche Sensation hervorrief, verbreitete sich trotz allem auch in den sogenannten höheren Kreisen der Gesellschaft der Ruhm Bérangers. Der Dichter erhielt Einladungen in die Salons der Reichen, und da es ihm darum zu thun war, alle Schichten der Gesellschaft von Grund aus kennen zu lernen, kam Béranger mancher dieser Aufforderungen nach. Aber der Verkehr mit den „niederen Klassen", für welche er siegen wollte und zu deren Besserstellung er gern beigetragen hätte, blieb ihm doch der liebste, und hatte er heute an einem kostbaren Bankett theilgenommen, so saß er am andern Tage in der elenden Stube irgend eines Krämers oder im ärmlichen Dachzimmer, um mit seinen „Genossen des Elends" ein bescheidenes Mahl zu nehmen. Man sagt übrigens, daß der Chanson „Der König von Yvetot" dem Kaiser zu Gesicht gekommen sei und ihn, dem „in eherner Brust nichts Menschliches geschlagen", sehr erheitert habe, — ja, Béranger selbst sagt, er habe Grund, dies zu glauben.

Durch die Gesellschaft „Caveau" (Keller), welche die berühmtesten Schriftsteller, Journalisten und Künstler gebildet hatten, und zu der Béranger Eintritt fand, kam er auch in enge Berührung mit den literarischen Kreisen, welche sein Lob in der Presse verkündeten, und der Dichter sagt von dem ersten Tage, welchen er unter fortwährenden ihm gespendeten Huldigungen in dieser Vereinigung zugebracht: „Seit diesem Tage verbreitete sich mein Ruf als Liederdichter in Paris und in ganz Frankreich," d. h. Béranger wußte von diesem Tage an erst, daß sein Ruhm in riesigem Wachsthum begriffen war; denn in Wahrheit ist er damals schon berühmt gewesen.

Vor mehreren Jahren bereits hatte Béranger einen kleinen Band seiner Gedichte zusammengestellt, — wohl denselben, den er dann zum größten Theile verbrannte. Aber erst im Jahre 1815 kam eine Sammlung zustande, und kaum war sie gedruckt, als die darin enthaltenen Lieder schon im Munde des ganzen Volkes lebten, sodaß es nach Bérangers eigener Aussage unnöthig war, dieselben in neuer Auflage zu vervielfältigen.

War dem Dichter der großartige Eindruck, den seine Chansons machten, die er damals nur drucken ließ, um sich einiges Geld zu erwerben, noch garnicht recht zum Bewußtsein gekommen, so sah er jetzt sofort ein, daß dieselben zu einem bedeutenden Faktor der öffentlichen Meinung geworden, und mit vollster Entschiedenheit verharrte er auf Seite der Opposition.

Diese Opposition galt den Bourbonen, welche nach dem Sturze Napoleons des Ersten in Ludwig dem Achtzehnten einen neuen König eingesetzt hatten, und die — wie man nicht unpassend gesagt hat — von Béranger „aus dem Lande hinausgesungen" wurden. Die erste Sammlung der Lieder mag jedoch die wieder an's Ruder gelangende Partei noch nicht allzusehr verwundet haben. Denn nicht allein behielt Béranger seine Stellung im Bureau der Universität, sondern er erzählt auch, daß Ludwig der Achtzehnte selbst gesagt habe: „Man kann dem Verfasser des ‚Königs von Yvetot' wohl etwas verzeihen!" Ja, dieser bourbonische Herrscher soll sogar bei der Lektüre der Lieder Bérangers, welche man nach seinem Tode auf seinem Nachttische fand, gestorben sein.

(Schluß folgt.)

Reines, unverfälschtes Brot!

Es gibt Angelegenheiten von so sich aufdrängendem, allgemeinem Interesse, daß dieselben, zumal in einem Blatte, dessen alleinige Tendenz ist, durch allseitige Aufklärung dem Volke wahren Nutzen zu schaffen, nicht oft genug behandelt werden können, zumal dann, wenn sie dem Sachverständigen so zahlreiche Seiten bieten, wie die Nahrungsmittelfrage, bei der er nie in Verlegenheit kommt, sich wiederholen zu müssen. Gibt es doch für jedes Nahrungsmittel eine Mannichfaltigkeit von Verfälschungsmitteln zur gefälligen Auswahl für strebsame „Geschäftsleute", und diese werden wohl so lange „schlanke Abnahme und flotte Verwendung" finden, als die „Fürsorge" für Volksernährung Gegenstand „berechtigter Spekulation" bleibt.

Fürwahr, kein Wilder würde es über sein barbarisches Herz bringen, dem hungrigen, fremden Gastfreund einen Stein statt Brot anzubieten, während wir von der Kultur zu so schwindelvoller Höhe hinaufgeschwungenen Menschen unsre besten Freunde vielleicht schon oft mit einem Butterbrot mit Gips und Schwerspath traktirt haben! Die Fortschritte der Technik, welche befähigen, die Steine so fein wie Mehl zu mahlen, und die „strengste Diskretion" der Spekulanten bewahren uns vor der Verlegenheit, vor Scham über unsern Verrath an der Gastfreundschaft erröthen zu müssen.

Wer sollte auch jeden Bissen Brot mit Argwohn essen? Meistentheils ist es doch wohl rein und unverfälscht, freilich oft „schlecht ausgebacken", und dann etwas beschwerlich für den Magen! — wird uns gewiß mancher harmlose Leser einwerfen. Das erste thun wir glücklicherweise, da wir doch vorläufig noch auf Besserung der Verhältnisse warten müssen, nicht; den zweiten Einwurf wollen wir gern als wahr annehmen, um rüstig mitwirken zu helfen, daß die vielen Fälle — und jeder einzelne ist schon zu viel — der Mehl- und Brotverfälschung schließlich unmöglich werden. Mit dem Zugeständniß des nicht gut ausgebackenen, haben wir zugleich schon das des gesundheitsnachtheiligen Brotes!

Wie schon Liebig erläutert hat, geht der im Mehl enthaltene Kleber durch Feuchtigkeit in den löslichen Zustand, der zugleich beginnende Zersetzung bedeutet, über. Wenn Getreide beim Mahlen angefeuchtet wurde, oder Mehl feucht lagert, so wird es klumpig, schmierig, dumpfig; solches Mehl gibt beim Backen dann auch schweres, mulstriges, wie man meint, unausgebacknes Brot. Schon vor langen Jahren machten erfinderische belgische Bäcker die für sie sehr erfreuliche Entdeckung, daß ein Zusatz von gepulvertem Kupfervitriol jenem Uebelstande abhelfe. Diese Substanz ist freilich giftig, führt aber den Kleber in den trocknen, unlöslichen Zustand zurück: das Verfahren war also rationell, zweckentsprechend — für die Bäcker! Dieselbe Eigenschaft entdeckte man später am Alaun. Er fand in England sofort reichlichste Verwendung. Das londoner Weißbrot soll sich dank ihm durch Trockenheit, gutes Ausgebackensein auszeichnen, muß aber leider auch die damit betrogenen Mägen durch den unverdaulichen Ballast schwer schädigen.

Wenn der Bäcker für die — zwar unbedingt verwerfliche — Anwendung von Alaunmehl den Scheingrund geltend machen kann, daß er seine Waare in gewisser Hinsicht verbessern wolle, so haben doch sicher andre, häufig dem Mehl in vielen Prozenten beigemengte Stoffe, wie Schwerspath, pulverisirte Alabasterabfälle, gewöhnlicher Gips, Thon, Kreide einzig nur Beziehung zum Geschäftsprofit.

In neuerer Zeit hat die Auswahl unter diesen Mehlvertretern noch Bereicherung erfahren durch drei unter dem Kollektivnamen „Füllmehl" in den Handel gekommene Mineralpulver, die Mehl- und Stärkefabrikanten mit der Versicherung zu geneigten Versuchen empfohlen wurden, daß davon an mehreren Orten schon erheblich

Gebrauch gemacht werde. Die chemische Untersuchung erwies das kostbarste, 3 Thaler der Centner, als kieselsaure Magnesia oder Speckstein, das zweite, für 2½ Thaler, als kohlensaure Magnesia oder Magnesit, das dritte, für 1½ Thlr., als kohlensaure Magnesia mit 22 pCt. Quarz. Man vergleiche damit die Preise für Roggen- oder Weizenmehl, und man wird begreifen, wie die Nutzbarmachung dieser Stoffe in der empfohlenen Weise zur „Hebung des Wohlstands" dienen kann.

Wer aber vom innerlichen Gebrauch solcher Brotpräparate sein Wohlbefinden beeinträchtigt fühlen sollte, der tröste sich im Hinblick auf so viele andre Kulturerrungenschaften mit einer kleinen Variation bekannter Dichterworte:

> Wer nie sein Brot mit Füllmehl aß,
> Wer nie die jammervollen Nächte
> Im Magenkrampf sich windend saß:
> Der kennt euch nicht, der Neuzeit Mächte!

Nachdem wir so die absichtlichen Verfälschungen gekennzeichnet, welche unser Hauptnahrungsmittel erfährt, erübrigt uns noch eine Besprechung der theils schädlichen, theils unschädlichen Beimengungen vegetabilischer Art, welche auf natürlichem Wege in das Brotmehl gelangen können. Wenn die Samen gewisser Pflanzen, die im Getreide wachsend als Unkraut gelten, mit dem Korn vermahlen werden, so nimmt das daraus bereitete Brot meist auch ungewöhnliche Färbungen und Eigenschaften an.

Durch das Mehl von brandigem Getreide soll das Brot bläuliche Farbe, zähe Beschaffenheit und schlechten Geschmack bekommen. Gelangen die Samen der Kornrade (Agrostemma Gilhago) in's Brot, so erhält es gesundheitsschädliche, wenn nicht geradezu giftige Eigenschaften, und kennzeichnet sich durch scharfen, bittern Geschmack und bläuliche Farbe. Ackerklee (Trifolium arvense) ertheilt dem Brot blutrothe Farbe, ohne es schädlich zu machen; ebensowenig geschieht dies durch die Samen des Ackerwachtelweizens (Melampyrum arvense), wenngleich sie das Brot röthlich, bläulich, bis schwarz färben und ihm einen bitterlichen Geschmack geben. Dagegen soll die Roggentrespe zwar an sich unschädlich sein, doch aber das Brot schwarz färben und schwer verdaulich machen. Dieser Pflanze reiht sich noch an der rauhhaarige Hahnenkamm oder auch Klapperkraut genannt (Rhinanthus Alectorolophus), der dem Brot einen ekelhaft süßlichen Geschmack und schwarzblaue Farbe verleiht und es feucht und klebrig macht.

Die Gegenwart der genannten Unkrautsamen im zu Brotmehl bestimmten Getreide läßt sich jedoch vermeiden, nicht nur durch sorgfältige Auswahl des Saatguts und rationelle Kultur, sondern auch durch Entfernung derselben aus dem reifen Korn. Sie sind sämmtlich kleiner als die Getreidesamen, sodaß sie davon durch sorgfältiges Absieben getrennt werden können.

Leider ist dies Verfahren von keinem Erfolg bei der gefährlichsten Beimengung, welche das Getreide erfahren kann, dem sogenannten Mutterkorn (Secale cornutum). Es ist das nicht eigentlich eine besondre Pflanze, sondern eine abnorme Veränderung des Getreidekorns durch die Vegetation eines parasitischen Pilzes, der am häufigsten den Roggen, seltener Gerste und Hafer befällt. Die Zeit seiner Sporenreife trifft ungefähr mit der Blüthe des Getreides zusammen. Die von diesen Sporen befallnen Fruchtknoten scheiden zuerst einen dicken, süßlichen Saft aus, der bald die Spelzen anfüllt und in dem der Pilz gedeiht, sodaß er mit dem Verschwinden des Saftes meist weit aus den Spelzen herauswächst. Oft aber entwickelt sich das Mutterkorn nur in gleicher Größe mit dem Getreide und ist dann in keiner Weise davon zu trennen; Abschwemmen nützt auch nichts, da das spezifische Gewicht mit dem des Korns ziemlich gleich ist. Das Mutterkorn enthält einen stark giftigen Bestandtheil, das Ergotin, und etwa 30 Prozent eines dicklichen, in der Kälte theilweis gefrierenden Oels, das frisch einen schwachen Geruch nach Cacaobutter besitzt und leicht ranzig wird. Es mag vielleicht diesem Bestandtheil zuzuschreiben sein, daß mutterkornhaltiges Brot widerlich riecht und schmeckt; seine Farbe ist violett und es ist fleckig. Stärkerer Gehalt von Mutterkorn ist für ein geübtes Auge im Mehl schon durch eine schwach rosa Färbung zu erkennen. Der Chemiker vermag es leicht mittelst Alkohol und Schwefelsäure oder durch Natronlauge nachzuweisen*). Ein Gehalt von 2 Prozent Mutterkorn macht das Mehl schon entschieden giftig. Es entsteht durch seinen Genuß die sogenannte Kornstaupe oder Kriebelkrankheit, welche sich zuerst durch Unterleibsbeschwerden, Eingenommenheit des Kopfes, weiterhin durch Krämpfe und Lähmungen, sowie durch sogenanntes Kriebeln, d. h. durch das Gefühl von Ameisenlaufen, wie es beim „Einschlafen" der Glieder stattfindet, kennzeichnet, nicht selten zu Blödsinn, Epilepsie führt und öfters auch den Tod verursacht. Das Mutterkorn tritt in nassen Jahren häufiger auf — gleichzeitig hat man dann auch das häufigere Auftreten der Kriebelkrankheit festgestellt.

Derartig vergiftetes Getreide dürfte unbedingt weder zur Mehlbereitung, noch als Saatgut, mit dem die Keime wieder in den Acker gelangen, zugelassen werden. Wer aber kann das bei jetzigen Verhältnissen verhindern? Der Produzent will und muß seine „Waare" möglichst gut verkaufen, er erkennt ihr vielleicht einen „geringern Werth" zu und schlägt sie für einige Groschen weniger los. Dem Mehl ist das darin enthaltene tückische Gift schon nicht mehr anzusehen und so kann es seinen Weg in den menschlichen Magen finden, dessen Inhaber sich dann seine armen, einschlafenden Glieder vergeblich reibt. — Hätten wir genossenschaftlichen Landbau, so würde durch strenge Ausschließung solchen vergifteten Kornes von Genußzwecken und Verweisung von andern, vielleicht möglichen, gewerblichen Zwecken, kein berechtigtes Interesse verletzt, keine Einzelperson einen „Verlust" erleiden, und so könnte auch diese Krankheit durch ächten Kulturfortschritt aus der Welt geschafft werden! R.-L.

*) Mutterkornhaltiges Mehl oder Brot wird mit Alkohol ausgekocht; setzt man diesem dann Schwefelsäure zu, so entsteht eine rosa bis dunkelrothe Färbung. Natronlauge entwickelt bei Gegenwart dieses Giftes den Geruch von Triäthylamin (ähnlich dem von Heringslake). D. V.

Richard Wagner und die andern.

An einem jener klaren Septembertage, die nach einer Reihe von Regentagen an den oberitalienischen Seen unserm Blick Adlerschwingen verleihen, schlenderte ich durch die Levantina dem Gotthard zu. Nur das klassische Licht der römischen Campagna, welches das Herz des Dichters und Malers immer und immer wieder mit so unendlicher Wonne erfüllt, jenes Licht, von dem der verbannte Cicero heimwehvoll seinem Freunde schrieb: „Urbem, mi Rufe, cole et in ista luce vive!" kann mit der herrlichen Beleuchtung des südlichen Abhanges der Alpen rivalisiren. In schweigender Majestät heben zu beiden Seiten des Thales die Bergriesen ihre Häupter zum tiefblauen Himmel empor, und bei jedem Schritt des gewundenen Weges verändert sich die wundervolle Wandeldekoration. Hier das mannichfaltige Grün der in Sonnengold getauchten üppigen Vegetation, dort dunkelgähnende Abgründe, umstarrt von nackten Felsen, die wild übereinandergeschichtet, gleich sprungbereiten Ungeheuern sich jeden Augenblick auf den Wanderer stürzen zu wollen scheinen, und doch seit Aeonen schon auf ihrer schwanken Höhe den Stürmen trotzen. Tosend eilt der trübe Tessin in schäumenden Kaskaden dem Lago maggiore zu. Der jährlich wiederkehrende Größenwahn der Reuß, seiner wilden Schwester, und die daraus resultirende Verkehrsstörung hat in Stresa ein kaleidoskopisch zusammengewürfeltes Touristenkonglomerat aufgehäuft, und in dem Hotel, das ich zum Uebernachten erkoren, wimmelte es wie in einem Bienenkorb von steifleinenen Engländern, bockledernen Yankees, ladestockgraden Norddeutschen, Bajuvaren wie Alemannen jeglichen Kalibers, nebst einigen italienischen Geschäftsreisenden.

Der Germane war von jeher, trotz seiner anscheinenden Ruhe, die causa movens, der Sauerteig aller nationalen Gährungsprozesse, und es gibt wenig Völkerfamilien in Europa, denen die rastlose Zeitströmung nicht einige germanische Elemente zugeführt hätte. So entstanden durch die Longobarden in Oberitalien, die Gothen in Spanien und die Franken in Gallien Uebergangsvarietäten, deren germanisches Gepräge unter dem römischen Schliff ganz unkenntlich geworden ist. Die Wanderlust, die in prähistorischer Zeit Odins Sippen von Himalayas Hochebenen gen Westen trieb, hat ihre Zaubermacht, wie die massenhafte Auswanderung nach Amerika dokumentirt, bis auf den heutigen

Tag nicht eingebüßt. Vielleicht treibt dereinst, wenn die neue Welt übervölkert ist, der Hunger die europamüden Menschenwogen über den Stillen Ozean nach dem tibetanischen Urheim zurück, wenn bis dahin die Sonne ihre kalorische Thätigkeit nicht eingestellt hat. Die Völkerwanderung der Bärenhäuter, die Kreuz- und Römerzüge der Geharnischten und die im Jahrhundert des Dampfes bis zur Manie gesteigerte Touristerei der Plaidgewickelten sind ebensoviele Belege des Mangels an Sitzfleisch der blonden Menschengattung, während der dunkelhaarige Romane, mit Ausnahme des unstäten Zigeuners, selten oder nie zum Vergnügen reist. Deshalb hat wohl auch ein deutscher Schuljunge mehr Geographie im Leibe, wie ein französischer Journalist. Der Deutsche liebt sein Vaterland wie irgend einer, und hätte er das Licht der Welt auf der Lüneburger Haide oder am Lechfeld erblickt, aber er muß immer ein Loch haben, wo er hinaus kann, und doch wird sein Hang zum „In-der-Welt-promeniren" von dem Angelsachsen, namentlich aber von dem Skandinavier, zu Wasser und zu Lande übertroffen. Die Bemannung der russischen Flotte besteht zu sieben Zehntheilen aus Finnen, die freiwillig mehrere Kapitulationen dienen, und sehr selten Suomi (das Sumpfland) wiedersehen. In Norwegen kenne ich Leute, deren Angehörige in allen Welttheilen zerstreut leben. Die Dalekarlier sind die Savoyarden Schwedens. Dafür gehören in Paris und Venedig Philister nicht zu den Seltenheiten, die das Weichbild der Stadt noch nie überschritten haben. Darum darf es dich, lieber Leser, nicht wundern, daß mancher Venetianer stirbt, ohne jemals ein Roß gesehen zu haben, die Bronzepferde der Markuskirche natürlich ausgenommen. Die sprüchwörtliche Faulheit der Türken ist in erster Linie Ursache der Schlappen, die ihnen die Montenegriner beibringen, welche nebst ihren Stammverwandten, den slovakischen Drahtbindern, zu den besten Fußgängern Europas gehören. Die Verbreitung der böhmischen Musikanten vom Aequator bis zu den Polen bringt mich glücklicherweise zur Frau Musica zurück, sonst wird diese penible Frau unwirsch und klagt, wie alle Damen von gewissen Jahren, über Vernachlässigung.

Bei meinem Eintritt in den hell erleuchteten Speisesaal unterhielt sich das kosmopolitische Sammelsurium in jenem temperirten Mezzaforte, das nur ein wohlgedrillter Kulturmensch in allen Phasen der Unterhaltung mit Grazie festzuhalten vermag. Wessen Trommelfell jemals durch morraspielende Italiener insultirt worden ist, der wird die Wohlthaten einer ruhigen Konversation zu schätzen wissen. Ein glattgescheitelter Ganymed wies mir mit einem Seitenblick souveräner Verachtung auf meine bestaubten Stiefel den einzigen leeren Platz zwischen einem mumifizirten greifswalder Professor und einem langhaarigen österreichischen Lyriker. Die Unterhaltung dieser beiden Herren war gut, aber die Mahlzeit war besser. Nachdem ich, um mit Büchner zu reden, die verlorene Kraft durch frischen Stoff ersetzt hatte, ließ ich vor meinen Blicken die nächste Umgebung Revue passiren, denn nach einer guten Mahlzeit ist jeder Mensch zu Beobachtungen vom objektiven Standpunkte disponirt. Mir gegenüber saß eine stattliche Frau, deren prägnante Persönlichkeit wie ein Adler unter Sperlingen von den sie umgebenden Alltagsmenschen abstach. Der fast männlich scharfe Umriß ihrer Gesichtszüge fesselte unwillkürlich und rief bei mir eine Reihenfolge schlummernder Erinnerungen wach. Kein Zweifel, es war der weltbekannte Kopf des dithyrambischen Klavierrhapsoden Liszt in weiblicher Ausgabe. Ein quecksilbernes Männchen mit ergrauten Haaren setzte ihr, heftig gestikulirend, ein wahrscheinlich sehr interessantes Thema auseinander. Er schien garnicht zu bemerken, daß die Zunächstsitzenden allmählich stille wurden, um seinen Worten zu lauschen. Der kleine Schlanke hat zwei mir bekannte Doppelgänger, die ihm aber schwerlich mehr Verwechslungsfatalitäten bereiten werden, weil sie seit vielen Jahrhunderten todt sind. Der eine figurirt laut Hieroglypheninschrift am Sarkophag als Leibarzt Seiner pharaonischen Majestät Psametich, des Soundsovielten unter den Mumien des British Museum in London, der andere unter den Kaiserbüsten der münchener Glyptothek. Man kann den Menschen bekanntlich am besten beobachten, wenn er nicht merkt, daß er beobachtet wird. So schweiften unbeirrt meine Blicke mit der Schärfe eines Detektives von seiner hochgewölbten Stirn zu der kräftigen, sich schwungvoll ausbreitenden Nase (siehe Judenthum in der Musik) und glitten an dem Backenbart à la Cavour zum energisch geformten Kinn. Nur der sächsische Anklang der Sprache wollte nicht zu dem Zauberwort passen, mit welchem er Eddas sturmgewaltige Recken aus vieltausendjährigem Schlummer zu erneutem Leben erweckte. Ein strafender Blick, der den Paukenschläger im „Lohengrin" wie ein Medusenhaupt erstarren macht, aus seinen kleinen aber ausdrucksvollen Augen machte auch meinem physiognomischen Kursus ein Ende. Doch Pardon — ich habe dem Leser noch immer nicht gesagt, wer der bekannte Unbekannte war. Niemand Geringerer als Richard Wagner, dessen Schöpfungen einen so erbitterten Meinungskampf unter den Lebenden hervorgerufen, daß der zu den Wolken wirbelnde Perrückenstaub die Komponisten im Olymp niesen macht. Selbst das Heulen und Zähneklappern der im Höllenpfuhl schmorenden Kontrapunktisten soll durch eine zwei Takte währende Generalpause unterbrochen worden sein, als einige Teufelinnen das „Hojotoho" anstimmten. Ich gehöre nicht zu Wagners Jüngern, die „in verba magistri" schwören, doch auch nicht zu seinen fanatischen Gegnern, die das Kind mit dem Bade ausschütten, und zitire letzteren zur Beherzigung den Ausspruch eines gewissen Aristoteles, von dem ich verbürgen kann, daß er kein Wagnerianer war: „Die Musik ist nichts als ein verstärkter Genuß der Poesie. Sie hat die Aufgabe, in der Seele des Zuhörers das Gefühl und die Ideen zu erwecken, die geeignet sind, das vollständige Verständniß des poetischen Werkes zu erleichtern. Doch dieses bleibt der Mittelpunkt, um welchen alle Elemente der Ausführung sich gruppiren müssen." Selbst der in der Wolle gefärbte Antiwagnerianer, Herr Schletterer, muß mir beipflichten, daß Wagners deklamirter Gesang laut aristotelischer Direktive erfolgreich nach dem Ideale ringt. Daß er die ergreifende Wirkung der Harmonie auf Kosten der melismatischen Cantilene pflegt, wird ihm wohl nur ein Laie zum Vorwurf machen. Der „große Richard", der mit seltenem Stylgefühl für alles, mit Ausnahme des scherzenden Frohsinns, den richtigen Ton zu treffen weiß, der durch Leitmotive nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken auszudrücken vermag, schmälert zum eignen Schaden den Zauberklang des edelsten Instrumentes, der menschlichen Stimme, weil er sie nur zu oft dem Orchester unterordnet. Trotz alledem gleichen seine Werke, zur Seite gestellt den sterilen Produkten seiner Schüler (mehr oder weniger sind es alle jungen Komponisten), blühenden Alpenmatten, umragt von Gletschern. Es ist absurd, den Beherrscher der musikalischen Situation einen Zukunftsmusiker zu nennen. Jeder Mensch wurzelt in seiner Zeit, und selbst dem Genialsten drückt sie ihr Gepräge auf.

Der Dichterkomponist Wagner, der zu jenen Tiefen hinabstieg, wo die Forschung stille steht und nur die Poesie ihre Fackel zum Weiterschreiten bietet, ist und bleibt der Sohn seiner Zeit, die auf Dampfes Schwingen einherstürmt und, mit Blitzen schreibend, die papierne Tuba der Reklame erdröhnen läßt, um die öffentliche Meinung, die stärkste Großmacht, zu „leiten". Nur der gelbsüchtige Neid über seine Erfolge ist die Quelle des impotenten Gewinsels über den Verfall der Kunst und die Mißachtung ihrer Regeln, welches übrigens so alt ist wie das Gejammer der gleißnerischen Pfaffen aller Kulte über den Verfall der Sitten und die Zunahme des Lasters in der Welt.

Der seinerzeit hochberühmte Hofkapellmeister des deutschen Kaisers Karl VI., Johann Joseph Fux, klagte in seinem im Jahre 1725 erschienenen „Gradus ad Parnassum", daß die Musik ein Gegenstand der Willkür geworden sei, daß die Komponisten sich an keine Vorschriften, an keine Lehre mehr halten und daß sie schon den Namen von Gesetz und Schule wie den Tod verabscheuen. Diese und ähnliche Gedanken schnurrten im Räderwerk meines Gehirnkastens, als ich die fünf Treppen zu meiner Mansarde hinaufstieg und raubten mir trotz körperlicher Ermüdung den Schlaf. Draußen heulte der Föhn durch das Schluchtengewirr, und große Regentropfen klatschten an die Fensterscheiben. Endlich senkte sich der Traum verwirrend auf meine Sinne. Die Erde sank, das Wasser schwoll, des Himmels Schleußen schienen geöffnet, um alles was da athmet zu ersäufen. Wie Riesenflossen ragten der Erde Hochgebirge aus der brandenden Fluth. Am steilgewundenen Apenninengrat, wie um die langgestreckten Zinnenkämme der Alpen und Pyrenäen krabbelte allerlei Musikantenvolk. In nebelgrauer Ferne saß am Hämus der Leiermann Orpheus und winkte dem Harfenisten David am Berge Zion. Da entstieg den sturmgepeitschten Wellen der göttlich maßvolle Raphael der Musik, Mozart, und streute Blüthen aus, die zum Himmel stiegen, um dort als Sterne zu glänzen. Vergebens klammerten sich zwei tadellos frisirte Stutzer, Salieri und Dittersdorf, an sein wallendes Gewand. Mit flammendem Taktirstock stieß sie Gluck als Ritter Georg in ihr Wellengrab zurück und seine Donnerstimme rief aus Himmelshöhen: „Die ächte Kunst ist immer einfach und natürlich!" Auch mich drohte eine Sturzwelle in meiner

improvisirten Loge, dem gespaltenen Gipfel des Monte Rosa, zu verschlingen. Erschrocken fuhr ich auf und erwachte. Trotz der frühen Morgenstunde griff ich zum Wanderstab. Der scharfe Ostwind verscheuchte die apokalyptischen Grillen. Wild wogten die Wolken um die Berge des Hospenthales, bis sie die strahlende Himmelskönigin mit ihren Flammenpfeilen in die Rhoneschluchten trieb. Wen hat dieselbe Sonne auf dieser Kreuzung zweier Völkerstraßen nicht schon beschienen? Germanen, Gallier und Slaven, die, lüstern nach Romas trügerischem Hort, die Sphinx Italia todtgeküßt. Und all das Blutvergießen von Hannibal bis Suwaroff umsonst! Hoffen wir, daß das Loch, das man jetzt dem Gotthard durch den Riesenleib bohrt, nur friedlichen Zwecken dienen wird, daß die Menschheit endlich einsieht, daß Italien den Italienern gehört. Wie groß steht die Natur mit ihren ewigen Gesetzen dem armseligen Treiben der Menschen gegenüber. Die Entdeckung eines Epigonen genügt, um die Welten der Altvorderen aus den Angeln zu heben. Was ist die Monadentheorie des Leibnitz gegen Darwins Entwicklungslehre? Und die Künste? — Von der Musik der Inder, Assyrer, Hebräer und Aegypter wissen wir garnichts, von der der Griechen und Römer nicht viel mehr. Jedenfalls waren letztere wie in der Skulptur und Malerei auch in der Musik die Lehrer der ersten Christen. Somit erreicht unsere Frau Musica, seitdem Apollo das Protektorat an die heilige Cäcilia abgetreten hat, das respektable Alter von bald zweitausend Jahren. Ihre Falten sind auch darnach. Und welche Wandlungen hat die arme Frau durchmachen müssen, bis sie die Liaison mit Wagner und Offenbach einging. Ihre Sprößlinge, die man vorgestern beweihrauchte, wurden gestern gekreuzigt und sind heute vergessen. Wenn sie die Mode nicht protegirt, müssen sie verhungern. Werfen wir einen Blick auf den Operukirchhof unseres Jahrhunderts. Die einst gefeierten Werke von Weigl, Winter, Bellini, Donizetti und theilweise auch Rossini's schablonenhafte Musikdramen, mit Ausnahme des „Tell" und „Barbier", sind verblaßte Schemen, verglichen mit des Himmelsstürmers Beethoven Löwenbrut „Fidelio" und Webers waldesfrischem „Freischütz". Die unvergleichliche Dreifaltigkeit Schumann-Mendelsohn-Schubert hat leider zu wenig Dramatisches hinterlassen und das Wenige mundet dem überreizten Gaumen der Mitwelt auch nicht sonderlich. Mehuls und Cherubinis profane Oratorien, sowie Marschners und Spontinis Spektakelopern laboriren an Marasmus. Jessonda und die Vestalin tanzen nicht Cancan, folglich dürfen sie nicht mitthun. Nur Nikolais „Lustige Weiber", Kreutzers „Nachtlager" und Lortzings anspruchsloses „Geschwisterpaar" „Czaar-Waffenschmied" bewahren zum Trotz der schmutzigen Operettenwirthschaft ihre Lebensfähigkeit. Flotows „Martha" und „Stradella" kommen auch noch auf's Repertoire, wenn alle Stricke reißen. Der nicht zu unterschätzende Rivale Meyerbeers Halévy lebt nur noch in seiner „Jüdin" fort. Ob Meyerbeers Musenkinder die diamantne Hochzeit erleben, werden erst unsere Kinder registriren können. Dem „Robert" und den „Hugenotten" braucht um ihren hundertsten Geburtstag nicht bange zu sein, aber der „Prophet" wird sich bald mit seinem Harem Dinorah, Vielka, Selika in das Columbarium des Konversationslexikons zurückziehen. Das thaufrische Kleeblatt „Weißedame-Barbier-Fradiavolo" wird noch manches Lustrum mit Verdi's Lungenkraftproduktionen erfolgreich um den Kassenerfolg ringen. Die Verballhornung des „Faust" und der „Mignon" wird wohl der Großkophta von Weimar dem süßlichraffinirten Gounod und dem hypersensitiven Thomas bei einem Humpen schäumenden Nektars im Jenseits verzeihen. Im Diesseits haben wir uns längst, die Tamtamschläge des Effekts abgerechnet, mit dem melodiösen Plagiat ausgesöhnt.

Weniger erbaut dürfte der große Brite von der musikalischen „Verarbeitung" seines veroneser Liebespaares und des dänischen Prinzen sein. Jedenfalls hat ihm der deutsche Komponist der „bezähmten Widerspänstigen" weniger Kummer gemacht.

Achtbare Beanlagung für die komische Oper in den ausgefahrenen Geleisen der Gretry, Adam und Herold bekunden die jungen Franzosen Maillart und Delibes. Hoffen wir, daß auch die jüngste deutsche Aussaat, die Herren Goldmark, Brüll und Kretschmer an der Spitze, kräftig in die Halme schießt, und die Fabel von den „aussterbenden Resten einer besseren Vergangenheit" auch eine Fabel bleibt. Doch jetzt zur Reversseite der Medaille, welche der Kakodämon Offenbach mit seiner konfiszirten Börsianerphysiognomie verunziert. Die zotenprickelnden Gassenhauer dieses Operetten-Dalailama vergiften gleich den unsichtbar feinen Fäulnißpilzen eines Kontagiums Anstand wie Sitte und tödten durch die alles zersetzende Ironie den Sinn für das Edle. Solange Offenbach für die bescheidenen Verhältnisse der Bouffes Parisiennes die Einakter, wie „Zaubergeige", „Mädchen von Elizondo", „Ehemann vor der Thür" u. s. w. komponirte, war er groß in seinem kleinen Genre, doch mit dem „Orpheus in der Unterwelt" und seinen dreiaktigen Nachfolgern ist der Phyloxera vastatrix des guten Geschmacks, dem Kretinismus auf der Bühne Thür und Thor geöffnet. Der Janhagel im Frack und in der Seidenrobe jubilirt, wenn die heiligsten Güter der Menschheit verhöhnt werden, und der schlaue Jakob streicht die Tantième nach Hunderttausenden ein. Die Akolythen des napoleonischen Leib- und Magenkomponisten Lecocq, Jonas und Comp. drapiren sich zwar in die Löwenhaut, aber das Eselsohr guckt überall durch, denn sie gehören sammt und sonders zu der Musikantensorte, wovon dreizehn auf's Dutzend gehen. Wenigstens geben sie sich die Mühe, eine moralische Maske vor ihr Faungesicht zu halten. Vielleicht befreit uns die wirthschaftliche Krisis, dieses Strafgericht modernen Schwindels, von dieser importirten Lustseuche. Vederemo!

Und unsere deutschen Liederspielkomponisten? Sie waten alle dem Offenbach im Sumpfe nach. Die Kunst geht nach Brot. Der Kampf um's Dasein auf dem Theater wurde zwar nie in Glacéhandschuhen geführt, aber so brutal wie in unserer Zündnadelepoche, war er noch nie. Man schlägt eine Novität mit der andern todt. Den Nestor der wiener Schule Suppé, berufen, der Lortzing der Gegenwart zu werden, hat leider die verlotterte Geschmacksrichtung des Publikums auf andere Bahnen gelenkt. Die gelungenen Werke seiner kaninchenartigen Produktivität, wie „Galathée", „Flotte Bursche", „Leichte Kavalerie", und sein neuestes Opus „Fatinitza" haben mit ihren frischen Rhythmen und einschmeichelnden Weisen eine Verbreitung gefunden, wie sie sich vor fünfzig Jahren die kühnste Phantasie nicht träumen ließ. An Originalität kommt ihm nur der Walzerkönig Strauß, der findigste Arbeiter der Operettenfabrik, gleich. Er liefert trotz der fingirten Champagneretikette unverfälschten Gumpoldskirchner, der zwar nicht moussirt, aber auch kein Kopfweh verursacht. Von einem Strauß wird kein Billigdenkender einen Wolkenflug verlangen, sondern sich mit einem ausgiebigen Dauerlauf zufriedenstellen, allein dieser Wüstenvogel hat bewiesen, daß er als „Fledermaus" auch Schwung hat. Er wie Suppé sind ächtes wiener Blut, welches zwar den kontrapunktischen Spiegelfechtereien aus dem Wege geht, dafür aber Melodien aus dem Aermel schüttelt, während die transmainanischen Kollegen Stiegmann und Conradi zehn Partituren brauchen, um eine elfte daraus zu kleistern. Dem jüngsten Nothhelfer der altersschwach gewordenen Offenbachiade, Brandel, fehlt zum ersprießlichen Wirken ein deutscher Aristophanes, der ihn von der Misère befreit, sein urwüchsiges Talent an den bisher üblichen Librettoblödsinn zu vergeuden. Dieser Umstand entschuldigt auch die Sonntagsreiter des Pegasus Genée und Hopp. Es ist entsetzlich, was sich dieser olympische Flügelgaul alles gefallen lassen muß! Zu gleicher Zeit soll er am Sockel des wiener Opernhausportals, mit Wassersucht behaftet, paradiren, und an den duftenden Gestaden der Wien, mit zwei Dichterkomponisten im Sattel, kurbettiren, ohne daß ihn jemals der Hafer sticht, denn diese angenehme Empfindung seiner prosaischen Kollegen kennt er nur vom Hörensagen. Die Herren Zaitz, Millöcker, Conradin, Roth, Weinzierl e tutti quanti liefern im Schweiße ihres Angesichtes für den unersättlichen Theatermoloch derbe, aber gesunde Hausmannskost, die ihm, wie es die Mode verlangt, in Sèvresporzellan servirt wird. Die pikanten Saucen der französischen Köche sind nicht ihre Sache. Einige dankbare Clownrollen, die Sängerin im Escarpin, der Tenor auf Stelzen, etwas Politik, viel Zoten und noch mehr weibliche Comparserie, die möglichst wenig anhaben darf, das Ganze von einem dramatischen Flickschuster nothdürftig zusammengeheftet, mit einem pompösen Titel und pikanten Abtheilungen versehen, und das Glück der Operette ist gemacht, das heißt auf vier Wochen. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, die Sinne zu entflammen, das Gemüth geht leer aus. Die Kunst wohnt im Herzen, sagt Börne. Damit ist der Stab über die herzlose Kokette „Operette" gebrochen.

Dr. Max Traußil.

Eine schreiende Ungerechtigkeit. Einer der ungerechtesten Prozesse, welcher jemals von der Habgier in Szene gesetzt worden, ist der, welcher zu Anfang des 14. Jahrhunderts gegen den Orden der Tempelherren stattgefunden. Damit Philipp der Schöne von Frankreich und Papst Klemens V. den reichen Orden vernichten und sich dessen ausgedehnte Besitzthümer anmaßen konnten, mußte der Vorwurf der Zauberei die Beschuldigung der Ketzerei motiviren. Schon seit langer Zeit war es Philipp ein Dorn im Auge gewesen, daß die Templer, auf ihre Privilegien gestützt, sich seiner königlichen Gewalt nicht zu unterwerfen brauchten. Im Bunde mit dem Papst berief er im Jahre 1306 den Großmeister Jakob von Molay von Cypern nach Frankreich, damit er sich mit dem König über einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen berathe. Molay, auf seinen großen Anhang in Frankreich pochend, ging in die Falle. Im Gefolge von 60 Tempelherren kam er nach Paris, aber noch in derselben Nacht ließ der König laut eines längst vorbereiteten Verhaftsbefehls sämmtliche in seinen Staaten sich aufhaltende Ordensmitglieder in den Kerker werfen, auf die Ordensgüter Beschlag legen und die Angelegenheit dem **kirchlichen** Urtheilsspruch überweisen. Torquemadas gefürchtete Jünger, die Dominikaner, welche die Tempelherren wegen ihres mannhaften Auftretens gegen jede Unbill haßten, fungirten als Inquisitoren, und somit war das Loos der schwertumgürteten Mönche besiegelt. Der absonderlichsten Vergehen wurden die Hüter des heiligen Grabes beschuldigt. Unter anderm wurde ihnen nachgesagt, daß sie ein Götzenbild, Baffomet geheißen, anbeten, Christum abschwören und an das Kreuz speien, unnatürlichen Lastern fröhnen, Kinder opfern und dem Großmeister die geheimen Theile des Körpers küssen. Da Folter und Hunger die Beschuldigten nicht zu einem Geständnisse zu bewegen vermochten und die Untersuchung durch ihre Standhaftigkeit eine für die Tempelherren günstige Wendung zu nehmen drohte, nahm Philipp seine Zuflucht zu einem zweiten schimpflichen Gewaltakte. Ein Konzil ward berufen und durch dasselbe 54 Tempelritter als Ketzer zum Tode verurtheilt und im Jahre 1310 vor den Mauern von Paris verbrannt. Der Orden wurde im Jahre 1312 vom Papst Klemens aufgehoben, und Molay, nachdem er gegen das Urtheil, welches auf lebenslängliches Gefängniß lautete, Protest eingelegt hatte, zum Scheiterhaufen verdammt. Philipp hatte sein Ziel erreicht; die Widersacher seiner Autokratie ist er losgeworden und hat sie noch obendrein beerbt. Ihre Güter verkaufte er mit großem Profit an die Johanniter. Nach 400 Jahren belehnte der Nationalkonvent den abgefeimten Halunken Philipp Egalité damit. Als der Sturm der Revolution seinen Epigonen Louis Philipp über den Kanal nach England wehte, konnte er natürlich die Güter der Templer nicht mit hinübernehmen, und so hat sich der Glücksritter Louis Napoleon deren Revenuen angeeignet. Nach der Vertreibung der Napoleoniden fielen sie wieder an die Orleaniden zurück. Ihr gegenwärtiger Besitzer ist der Herzog von Aumale, der schon lange auf den Präsidentenstuhl der französischen Republik spekulirt. Möge er noch **lange** darauf spekuliren. Dr. M. T.

Die Gruben-Explosion zu St. Etienne. (Siehe die Bilder auf Seite 556 und 557.) Die menschliche Gesellschaft gleicht einem Organismus; wenn einige Glieder desselben erkranken und ihren Dienst versagen, dann ist auch das Ganze in seinem Bestande bedroht und tritt uns das entgegen, was man die soziale Frage nennt. Das hat zwar im Jahre 1878 Johannes Huber gesagt, aber mit andern Worten haben denselben Gedanken schon vor Jahrtausenden Hippodamos aus Milet, Phaleas von Chalcedon, sowie Plato und Aristoteles ausgedrückt. Alterthum und Mittelalter haben ebensogut, wie die Zopf- und neue Zeit ihre sozialen Beklemmungen gehabt. Monarchien und Republiken haben sich an dieser harten Nuß die Zähne ausgebrochen, weil sie die berechtigten Wünsche des Volkes in eine Zwangsjacke steckten und so die Wahrheit auf dem Prokrustesbette verrenkten und verstümmelten. Die Worte, welche der Geschichtsschreiber Plutarch dem römischen Volkstribun Tiberius Gracchus in den Mund legt, passen heute so genau auf unsere proletarischen „Vaterlandsvertheidiger“, wie sie auf Roms Plebejer paßten, die ihre Haut für die Patrizier zu Markte trugen. Sie lauteten folgendermaßen: „Die wilden Thiere haben ihre Höhlen, jedes von ihnen weiß sein Lager, aber die Männer, welche für Italiens Unabhängigkeit kämpfen und sterben, haben nichts als Luft und Licht. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherren auf den Schlachtfeldern sie auffordern, ihre Grabmäler und Heiligthümer gegen die Feinde zu vertheidigen; denn unter so vielen hat kaum einer einen vaterländischen Herd oder Grabhügel seiner Vorfahren aufzuweisen. Nur für die Ueppigkeit und den Reichthum anderer müssen sie ihr Blut vergießen und sterben.“ Daß der Senat und die Optimaten durch die Ermordung des Volksfreundes Tiberius Gracchus seine Bestrebungen illusorisch machten, wird wohl den Leser nicht überraschen. 71 Jahre v. Chr. G. sammelte der Gladiator (Fechter) Spartakus 100,000 hungernde Sklaven und bedrohte Rom mit Vernichtung. Der Konsul Marcus Crassus überwältigte ihn auf der Straße zwischen Capua und Rom und ließ 6000 Gefangene ans Kreuz schlagen. Ob den Ueberlebenden durch dieses summarische Verfahren die sozialistischen Gelüste vergangen sind, berichten uns nicht die Chronisten. Der schlaue Julius Cäsar versuchte die soziale Frage zu seinen Gunsten auf administrativem Wege zu lösen, indem er 20,000 Familien Rom zu verlassen und sich dem Landbau zu widmen zwang. Mit 80,000 andern Mißvergnügten besiedelte er die verödete Nordküste Afrikas. Das unter seinem Neffen und Nachfolger Augustus aufgetauchte Christenthum schien mit dem sozialen Elend gründlich aufräumen zu wollen, aber dem am Jordan ausgebrüteten Taubenei entkroch ein Drache, der sich nur dann für die Armen interessirte, wenn sie seinen unersättlichen Magen füllten. Die Völkerwanderung, welche die alte Buhlerin Roma in ihrem eigenen Blute erstickte, war auch nur eine Magenfrage, ebenso wie die Bauern- und Wiedertäuferkriege im Mittelalter und die französische Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert haben sich um das Krankenbett der sozialen Frage soviel Quacksalber versammelt, daß uns um ihr Leben bange würde, wenn sie trotz des akuten Pauperismus nicht eine so zäh ausdauernde Leibesbeschaffenheit besäße. Das neueste Rezept, von dem der Liberalismus, dieser Polyp der neuesten Aera, der mit seinen Fangarmen alles Lebendige in sich schlingt, nichts wissen will, lautet nach Schäffle also: „Ersetzung des Privatkapitals durch das Kollektivkapital, d. h. durch eine Produktionsweise, welche auf Grund kollektiven Eigenthums der Gesammtheit aller Produzenten an allen Produktionsmitteln eine einheitliche Organisation der Nationalarbeit durchführen würde. Diese ‚kollektivische‘ Produktionsweise würde die Konkurrenz beseitigen, indem sie die kollektiv durchführbaren Theile der Güterhervorbringung unter gemeinschaftliche Leitung stellen und unter derselben Leitung auch die Vertheilung des gemeinsamen Produkts — nach dem Maße der produktiven Arbeitsleistung eines jeden — vornehmen würde.“ Das ist die theoretische Quintessenz des Sozialismus, aber die grausame Praxis des Lebens hetzt die Menschen mit folgenden Worten Darwins in den Kampf um's Dasein: „Jedes geschaffene Wesen strebt nach seinem Platz unter der Sonne; aber an dem Gastmahl des Lebens ist nicht für alle Tischgenossen Platz, nicht einem jeden ist sein Couvert gelegt. Man muß also kämpfen, um sich Platz zu machen, und der Stärkere hat den natürlichen Drang, den Schwächeren zu unterdrücken.“ Unsere beiden Bilder führen uns eine grauenvolle Episode aus dem Kampf um's Daseins vor, die furchtbare Majestät der vernichtenden Naturkräfte, „schlagende Wetter“ genannt. Jede Gewerbekrankheit verzehrt ihren Mann, aber die Nacht des Bergwerks „tief unter dem Rasen“ fordert jährlich Hekatomben Menschenopfer. Die Kohlengruben von Saint-Etienne in Frankreich streichen bis unter die Stadt gleichen Namens, sodaß der Förderschacht Puit Jabin knapp vor dem Bahnhofe zutage tritt. Am 4. Februar 1876 hörte man um 3 Uhr nachmittags einen dumpfen Knall und die Häuser der Stadt wurden wie von einem vulkanischen Erdstoß erschüttert. Alles eilte nach dem Förderschacht. Dort vernahm man die Schreckenskunde, daß das Leben von 216 Arbeitern von den „schlagenden Wettern“ bedroht sei. Viele bange Stunden vergingen, bevor an der Mündung des theilweise verschütteten Stollens der erste Kübel mit den entstellten Leichen und den mühsam athmenden Verunglückten zum Vorschein kam. Die wenigen noch Lebenden wurden in das Hospital geschafft und die Todten in Partien zu je fünfzig unter allgemeiner Theilnahme begraben. Trotz der Ausstellung in der Leichenkammer konnten die halbverkohlten Leichname von ihren Angehörigen nicht agnoszirt werden. Der Jammer der Wittwen und Waisen spottet jeder Beschreibung. Dr. M. T.

Kunstbutter und verfälschte Naturbutter. Es ist unter heutigen Verhältnissen nur zu sehr gerechtfertigt, daß sich jedermann gegen alle Nahrungs- und Genußmittel im höchsten Grade mißtrauisch verhält, von denen er weiß oder vermuthet, daß die „Kunst“ bei ihrer Herstellung mitgewirkt hat. Die am meisten geschätzte Kunst, auf Unkosten und zum Schaden anderer Profit zu machen, hat ja leider die Beihülfe der Chemie und Technik in ausgedehntem Maße in ihren Sold genommen; und grade das leidige Kapitel der Nahrungsmittelfälschungen zeigt uns recht schlagend, daß ein wahrer Nutzen dieser Hülfsmittel erst dann eintreten wird, wenn eine bessere soziale Ordnung dem Hunger nach Gold eine Befriedigung unmöglich gemacht haben wird. Daß aber ein künstliches, d. h. durch Beihülfe von Chemie und Technik hergestelltes Nahrungsmittel nicht nothwendigerweise ein nichtsnutziges zu sein braucht, zeigt die Bereitung einer künstlichen Butter, die in Amerika bereits in ausgedehntem Maße fabrizirt wird und daselbst eine beliebte Marktwaare geworden ist. Chemische Untersuchungen haben ergeben, daß alle animalischen Fette im wesentlichen aus denselben Einzelbestandtheilen zusammengesetzt sind, nämlich aus Glycerin, verbunden mit Oleïn-, Margarin- und Stearinsäure; sie sind um so härter und fester, je mehr sie von der Reihe nach von den letzteren Fettsäuren enthalten. Da nun Butter vorwiegend Oleo-Margarin, Rindsfett mehr Stearin enthält, welches letztere nicht mehr, wie das erstere, in der Wärme des Mundes schmilzt, so lag der Gedanke nahe, durch Entfernung des Stearins aus Rindsfett Butter herzustellen. Das in der Praxis dabei angewandte Verfahren ist folgendes. Ganz frisches Rindsfett wird durch maschinelle Vorrichtungen so fein zerhackt oder zwischen mit konischen Zähnen versehenen Cylindern zerrissen, daß die das Fett einschließenden Zellen und zähen Fasern geöffnet und zertrennt sind. Hierauf wird es mit Wasser und etwa $1/_{10}$ Prozent Soda gemischt, durch Wasserdämpfe unter Umrühren erwärmt. Wenn alles geschmolzen ist, setzen sich die Fasern am Boden des Gefäßes ab; das oben schwimmende Fett wird abgezogen, nochmals absetzen gelassen und dann mit warmem reinem Wasser wiederholt und tüchtig ausgewaschen. Nach langsamem Abkühlen zeigt es dann eine halbfeste Konsistenz, gelbe Farbe und riecht schon

der Butter ähnlich. Es wird nun in kleinen Säcken durch hydraulische Pressen ausgepreßt. Das flüssige Oleo-Margarin fließt ab und das feste Stearin bleibt in den Beuteln; es wird zur Kerzenfabrikation verwendet. Nachdem das goldgelbe, flüssige Fett nochmals gewaschen ist, stellt es ein sehr haltbares, zu allen Zwecken verwendbares Küchenfett dar. Um es ganz butterähnlich zu machen, wird dasselbe mit $1/5$ Kuhmilch gemischt, dem üblichen Butterungsverfahren unterworfen, unter Wasser nochmals ausgewaschen, und ergibt dann eine schöne Butter mit $12^1/_2$ Prozent Wassergehalt, dem Schmelzpunkt guter Naturbutter, etwa 22 Grad, und läßt beim Auflösen in Aether höchstens $1/3$ des in letzterer enthaltenen Käsestoffes zurück. Sie ist infolge dessen weniger leicht zum Ranzigwerden geneigt. Wenn diese künstliche Butter unter ihrem wahren Namen, zu dem entsprechend billigeren Preise und so rein verkauft wird, als sie nach diesem Verfahren hergestellt werden kann, ist gewiß gegen ihren Gebrauch nichts einzuwenden. Das geschieht freilich bei uns zu Lande meist nicht, sie wird entweder ganz dreist als ächte zu deren höherem Preise verkauft oder doch derselben beigemischt. Die sogenannte „Wiener Sparbutter“ ist eine in ähnlicher Weise, wie oben beschrieben, dargestellte Kunstbutter. Jedenfalls werden die Verfälschungen der Naturbutter noch lange einen Hauptärger unsrer Hausfrauen ausmachen, ohne daß sie die Thatsache dadurch ändern werden. Denn wenn auch gegen die gröbsten und sozusagen dümmsten Fälschungen, die oft schon mit bloßem Auge zu erkennen sind, wie Zusatz von Weichkäse in überwiegender Menge, von Kartoffelbrei und Stärkekleister, hin und wieder einmal polizeiliche Hülfe mit Erfolg in Anspruch genommen wird, so bleibt der Profit bei diesem geringen Risiko doch zu überwiegend. Um die auch häufig vorkommende Beimengung von Talg zu Butter festzustellen, gibt es ein sehr einfaches Mittel. Man braucht nur ein wenig von der fraglichen Butter in einem Töpfchen zu schmelzen und darein einen 3 Millimeter breiten Docht an einem Drahthalter, den man selbst zurechtbiegt, eintauchen zu lassen. Wenn der Docht ein bis zwei Minuten gebrannt hat, so verlöscht man die Flamme und es steigt dann bei Anwesenheit von Talg der wohl jedermann bekannte Geruch einer verlöschten Unschlittkerze auf; bei reiner Butter geschieht das nicht. Die allgemeinsten Fälschungen — die durch Kochsalz und Wasser — werden bei Mangel gesetzlicher Feststellungen darüber, oft gradezu als solche bestritten. Der Zusatz von Kochsalz geschieht angeblich nur, um die Butter haltbarer zu machen. Nun ist das zwar offenbar ein ungünstiges Zeichen, wenn frische Butter sich nicht einmal einige Tage bis nach Verkauf an den Konsumenten, der schon selbst für's Konserviren sorgen wird, unverdorben erhält, und spricht für ungenügendes Auswaschen und zu großen Käsegehalt. In vielen Gegenden ist aber der Konsument so daran gewöhnt, daß er nichts dagegen einzuwenden hat. Die Verfälschung tritt aber damit ein, daß weit mehr Salz zugesetzt wird, als zur Konservirung nöthig ist. Es genügen dazu schon 2 Prozent. Wenn aber 10—18 Prozent zugesetzt werden, so geschieht das einmal, um den Werthunterschied von Salz mit 1 Groschen und Butter 10 bis 12 Groschen das Pfund zu profitiren und noch mehr, weil Salz das Bindemittel ist, um in der Butter 30—40 Prozent werthloses Wasser festzuhalten. Ungesalzne Butter enthält höchstens 13—14 Prozent Wasser, in erlaubtem Maße gesalzne dürfte an Wasser und Salz höchstens 18 Prozent enthalten. Nun mache man sich das Profitexempel selbst! — So mancher biedere Deutsche hofft gewiß angesichts dieser und ähnlicher anerkannter Kalamitäten Erlösung vom Reichsgesundheitsamt und dem ja schon ausgearbeiteten Nahrungsmittelgesetz! Als Repressivmaßregel unter gegenwärtigen Verhältnissen ist es gewiß nicht zurückzuweisen, wenn auch die wirkliche Durchführung dieser begrenzten Garantie gegen das Betrogen- und Vergiftetwerden, wegen des dann nöthigen riesigen Kontrolapparats, nicht eben billig sein würde. Aber, sowie den Krankheiten vorzubeugen besser ist, als Lazarethebauen und Kuriren, so sicher werden wir uns auf einem moralisch und materiell bessern Standpunkt auch in dieser Beziehung erst dann befinden, wenn der Antrieb zu solchen verbrecherischen Schädigungen dadurch gefallen sein wird, daß kein „Geschäftsprofit“ mehr stattfinden, sondern nur mehr die redliche Arbeit ernähren wird.

R.-L.

Bescheidenheit ist eine Zier. In dem letzten Traktat zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. im Jahre 1827 abgeschlossen wurde, nannte sich der Vasall des Sultans, der Bei von Tunis: „Wir Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika.“ Der französische Generalkonsul Lemercier, der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab dafür Karl X. folgende „bescheidene“ Prädikate: „Das Wunder aller Völker, die Glorie der Nationen, die Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Vesire — Karl — der Zahl nach der Zehnte, Kaiser (?) von Frankreich und Navarra.“ Der „Fürst der Völker, strahlend von Glückszeichen“, erlag der Cholera, und den „leuchtenden Gegenstand seiner Heere und Vesire“ trieb die Woge der Revolution von Paris nach Prag, wo er, ein unbeachteter Verbannter, starb.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Der „trostlosen Pfarrerstochter“ aus dem sächsischen Voigtlande rathen wir, unter Einsendung eines Armenattestes und eines ärztlichen Zeugnisses, welches die Heilbarkeit ihres Leidens auf keinem andern, als dem chirurgischen Wege konstatirt, sich an die Verwaltung des Jakobshospitals in Leipzig zu wenden. Sie findet dort jedenfalls unentgeltliche Aufnahme. Auch trägt dieses Spital nicht die befürchtete konfessionelle Färbung.

Hannover. A. H. Gegen gelbe Flecke im Gesicht haben wir in früheren Nummern der „N. W.“ Arzneimittel genannt. Wegen der andern Krankheiten müssen Sie einen dortigen Arzt in Anspruch nehmen.

Rockville, Amerika. E. C. Wenden Sie gegen Ihren Rachenkatarrh Gurgelungen mit warmem Salzwasser oder, wenn dieselben nichts helfen sollten, eine Lösung von 2 Theilen Kali chloricum in 100 Theilen Wasser an. Außerdem müssen Sie Ihre Hautthätigkeit nach früher gegebenen Regeln aufzubessern und sich abzuhärten suchen, durch kühle Waschungen und Frottirungen ꝛc. Ohne letztere kommen, bei rein örtlicher Behandlung mit Gurgelwässern, derartige Katarrhe nicht zur Heilung.

Berlin. J. J—er. Da Sie früher wiederholt Bluterbrechen gehabt haben und nach diesem das Magendrücken zurückgeblieben ist, so ist jedenfalls ein sog. rundes Magengeschwür vorhanden gewesen, welches in der Regel mit einer, die Magenwand strahlig zusammenziehenden Narbe heilt. Dadurch entsteht nun eine Einschnürung und Verengerung der betreffenden Stelle des Magens und es finden sich beim Genuß schwerverdaulicher Speisen oder solcher, die viel Gase entwickeln und den Magen aufblähen, Magenschmerzen und Magenkrämpfe ein. Mit Arzneimitteln ist wenig dagegen auszurichten, denn die Verengerung läßt sich nicht beseitigen. Nur durch Vermeidung schwerverdaulicher und blähender Kost, sowie durch Genuß von mehr flüssigen Speisen (Milch, weichen Eiern, Suppen u. s. w.), die Sie aber stets nur in kleineren Portionen zu Sich nehmen dürfen, können Sie Ihren Zustand erträglicher gestalten. Die Regel, nur zwei bis drei Hauptmahlzeiten den Tag über zu halten, erleidet für solche Patienten eine Ausnahme.

Braunschweig. R. Nachdem infolge eines solange andauernden Eiterungsprozesses eine „Verschiebung“ des kranken Hüftgelenkes bei Ihrem Kinde stattgefunden hat, halten wir eine vollständige Wiederherstellung für unmöglich. Das Kind wird zeitlebens lahm bleiben. Sie hätten eben bei Zeiten dazu thun und nicht auf den Rath einer alten Frau und eines Barbiers hören sollen, welche den Schmerz im Knie für „vom Wachsthum herrührend“ erklärten. Denn jeder Arzt weiß und würde es Ihnen gesagt haben, daß bei chronischem Verlaufe der Hüftgelenksentzündung im Anfang meist gar keine Schmerzen vorhanden sind, sondern daß der Kranke das Bein beim Gehen nur etwas nachschleppt und dasselbe beim Stehen unwillkürlich entlastet. Daher kommt der ganz unpassende Name: freiwilliges Hinken. Dieses Hinken geschieht aber durchaus nicht freiwillig, sondern es ist durch einen Entzündungsprozeß am Schenkelkopf bedingt. Sobald die Entzündung auch die Gelenkkapsel ergriffen hat, stellt sich Schmerz ein, und zwar — eigenthümlicherweise — meist nicht im Hüft-, sondern im Kniegelenk. Letzteres ist vielmehr ganz gesund und dieser Schmerz nur reflektirt. Diese Thatsache ist jedem Arzte bekannt, und er wird, wenn ein Kind ohne äußere Veranlassung über Knieschmerzen klagt und lahm geht, den Sitz der Krankheit nicht blos im Knie-, sondern auch im Hüftgelenk suchen. Findet er ihn an letzterer Stelle, so ist noch völlige Heilung (durch monatelange Lagerung im Extensionsverbande u. s. w.) möglich, während in späteren Stadien der Ausgang mehr oder minder problematisch wird. Die erste Regel für jeden Familienvater, dessen Kind ohne Ursache lahm geht oder über Knieschmerzen klagt, ist also die, daß er einen Arzt um Rath fragt.

Die Briefe von R. T—k in Berlin, Lieutenant a. D. L. in H. und H. St. in Halle konnten aus bereits früher genannten Gründen nicht beantwortet werden; M. F. in Halle wird um Angabe seiner Adresse gebeten; dabei ist aber die Anfrage zu wiederholen. — Die übrigen Korrespondenten (bis zum 8. August) erhielten direkte Antwort.

Dr. Resau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 48. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Eine Seereise und eine Auswanderung.

Von Dr. Adolf Douai.

V.

Diesen erschütternden Schicksalsschlägen sollte noch lange kein Ende gesetzt sein. An dem ersten Sonntag nach unserer Ankunft in dem ganz deutschen Städtchen Neubraunfels forderte mich mein Geschäftstheilhaber Wagner auf, ihm bei seiner Trauung als Zeuge zu dienen. Das war das erste Wort, welches er mir über seine Absicht, sich zu verehelichen, mittheilte. Bisher hatte ich geglaubt, das junge pfälzer Mädchen, welchem er auf dem Schiffe Artigkeiten erwiesen, und welche er in unserm Wagen von der Küste mitbefördert hatte, solle als Gehülfin auf unserer gemeinsamen Farm bleiben, bis die Wahl beiderseits sich bewährt haben würde. Unser Verhältniß war ein viel zu inniges gewesen, als daß ich nicht hätte sein volles Vertrauen beanspruchen sollen. Wie er selbst hundertmal gesagt hatte, war ich Retter seines Vermögens, seiner Freiheit, ja seines Lebens gewesen, und er wollte noch in Deutschland meine beiden Söhne zu seinen Erben einsetzen, weil er ehelos zu bleiben gedenke, — ein Anerbieten, welches ich abschlug.

Er war kinderlos und mit einer Frau aus Vermögensrücksichten verheirathet, welche außer Geiz kein Gefühl, außer Geld keinen Gedanken hatte. Trotzdem blieb er ein ordentlicher Landwirth und tröstete sich wegen seines Unglücks mit guten Büchern. In der 1848er Bewegung trat er sofort entschieden auf, und beim dresdener Aufstande war er an meines Bruders Seite ein verwegener Kampfgenosse. Als alle unsere Zuzügler nach Dresden vor die Geschwornen kamen, und ihre Verurtheilung vorauszusehen war, retteten ihn seine väterlichen Verwandten vor der Anklage, indem sie ärztliches Zeugniß erwirkten, daß er wahnsinnig, aber im väterlichen Hause am besten aufgehoben sei. Nebenbei wollten sie ihn, da er kinderlos war, beerben. Sie ließen ihn auf dem Stammgute als Knecht arbeiten und nahmen sein Bauerngut in vormundschaftliche Verwaltung. Wie er mir klagte, war er Lohnarbeiter ohne Lohn und Freiheit, verspottet in seinen Kreisen, aber nicht im Stande, sich Genugthuung zu verschaffen; er fühlte, er müsse wahnsinnig werden, oder sich das Leben nehmen, und versprach mir, was ich irgend wolle, wenn ich ihn erlöste. Dies gelang mir binnen wenigen Wochen. Derselbe Sachwalter und dieselben Aerzte, welche ihn für wahnsinnig erklärt hatten, fanden jetzt gewichtige Gründe, ihn für geheilt zu erklären; die böse Sieben von einer Frau ließ sich gegen Herauszahlung ihres Eingebrachten und Zusicherung ihres Beiseitgebrachten zu der Erklärung bewegen, daß sie ihren Gatten nicht auf die Auswanderung nach Amerika begleiten werde, und nach unsern Landesgesetzen mußte daraufhin die Ehescheidung ausgesprochen werden. Endlich konnte das Bauerngut rasch gegen eine mäßige Summe Baargeld verkauft werden. Seine Dankbarkeit war rührend groß; er wollte nie mehr sich von mir trennen, und ich hatte vollauf zu thun, seine Liebesbeweise abzulehnen.

Um 11 Uhr vormittags fand die Civiltrauung statt, — als ganz Ungläubiger brauchte er keine kirchliche. Nach einem ganz einfachen Hochzeitmahle forderte er mich auf, mit ihm baden zu gehen, und es begleitete uns ein dritter Landsmann. Wir gingen auf den abgesteckten städtischen Badeplatz im Comalflusse, wo ich schon Tags zuvor gebadet hatte. Es war ein reizend schönes Plätzchen. Der Fluß, tief und breit, weil er unfern unterhalb durch ein Mühlwehr gestaut war, floß rasch und spiegelrein über Kalkfels oder einen Filz schön grüner Schlingpflanzen dahin. Der Waldwuchs auf beiden Ufern war prächtig und ließ einen schmalen Streifen tiefdunkelblauen Himmels hereinschauen. Sonnenschein auf dem Wasser und den Baumwipfeln, Kühlung am Ufer; dazu tiefe, sonntägliche Stille überall, — ein Naturliebhaber konnte hier tagelang Genuß finden.

Ich machte Wagner und den Landsmann auf den Pfahl aufmerksam, der mitten im Flusse eingelassen war, und warnte beide, darüber hinauszugehen, weil dort Strom und Tiefe rasch zunähmen. Da der Landsmann angab, er könne schwimmen, ließ ich sie allein, um etwa hundert Schritt oberhalb von einer Felsplatte in's tiefere Wasser zu springen. Als ich mitten im Strome auftauchte, sah ich zu meinem Schrecken Wagnern, bis über den Mund versunken, im reißenden Strome forteilen und hörte den Dritten Hülfe rufen, — er war schon wieder am Lande und zog sich an. Ich schwamm rasch dem Freunde nach, packte ihn glücklich von hinten und unter dem linken Arme, hob ihn mit dem Kopfe über Wasser und gelangte an's Ufer. Allein dort war, der Stauung wegen, kein Fußfassen möglich; ich haschte mit der Rechten nach Baumzweigen — sie rissen ab, und der Strom, der sich dort brach, führte uns wieder in die Mitte des Flusses. Nochmals gelangten wir an's Ufer, und nochmals dasselbe Ergebniß. Diesmal drehte ihn der Strom mit der Vorderseite gegen mich, und er packte mich im Todeskrampfe an der rechten Hand. Da schoß mir blitzschnell der Gedanke durch den Sinn: d u oder e r; d u hast Frau und Kinder, e r niemanden, — und ich riß mich mit verzweifelter Kraft los, wobei ich ganz unvermeidlich ihm mit den Füßen gegen den Leib stieß. Er sank augenblicklich

und war verschwunden; denn dort bedeckte den Boden dichter Kräuterwuchs. Ich schwamm voll unaussprechlichen Schmerzes an's andere Ufer, welches hoch war, und wo ich am ersten sehen konnte, wohin er geführt wurde. Nichts zu sehen. Ich ergriff, was ich für einen langen dürren Ast hielt, um ihn damit herauszuholen, riß und drehte daran, bis ich sah, daß es eine wilde Weinranke war, welche keine Menschenkraft hätte lösen können. Jetzt schwamm ich, von Todesangst getrieben, zurück an's andre Ufer und warf mich in meine Kleider, um dem Landsmann nachzueilen, den ich unten an der Mühle um Hülfe rufen hörte. Doch fand ich schon den Müller und seine Leute beschäftigt, einen mit Wasser gefüllten Kahn, der in der untern Wehrtiefe lag, umzustürzen, und ich mußte dabei helfen. Das plumpe Fahrzeug wurde an's Land geschleppt, von zwei Joch Ochsen über Land in die obere Wehrtiefe befördert, wir stiegen selbviert hinein und waren binnen zwanzig Minuten vom Untersinken des Unglücklichen an dort angelangt, wo ich ihn vermuthete.

Auf das erste Hinabstoßen meines Ruders hatte ich etwas Unnachgiebiges gefaßt und brachte es herauf. Er war's, und ich hatte die Schaufel des Ruders so zwischen seinen Arm und Leib gebracht, daß ein Griff nach seinem Haare den Kopf über Wasser brachte. So am Kahne hängend, landeten wir ihn, und ich machte sofort die ersten Belebungsversuche, wie sie in Erstickungsfällen vorgeschrieben sind, während ich den Landsmann nach allen drei Aerzten schickte. In einem Nachbarhause borgte ich mir eilig eine Bürste, welche mir mit dem Bedeuten gegeben wurde, sie ja nicht wiederzubringen, und rieb mit der Rechten den ganzen Körper, während ich mit der Linken das Rückgrat stützte und drehte, um die Athmung wiederzuerwecken. Die Aerzte kamen alle drei und sagten, ich solle nur so fortfahren, es sei noch alle Hoffnung. Plötzlich — meine Anstrengungen mochten eine Stunde gedauert haben — fielen die Augen ein, senkte sich die Herzgrube und wurde der ganze Leib kalt.

„Es ist genug," sagte der eine Arzt, welcher dageblieben war, „diesen Mann hätte nichts retten können — der Schlag hat ihn gerührt, wahrscheinlich weil er zu warm in's Wasser ging. Sagen Sie — hatte der Mann nicht schon einmal eine Gehirnkrankheit gehabt?"

„Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Je nun, ich mag mich irren, aber ich habe so meine Kennzeichen."

Ja wohl — das war die Lösung des Räthsels. Ursprünglich ganz gesund, aber von langen Gemüthsleiden mit seiner Frau und später seinen Verwandten gequält, für wahnsinnig erklärt, obwohl er es noch nicht war, durch rasche Schicksalswechsel erst geknickt, dann beglückt; auf der Seereise bis zum höchsten Grade leiblicher Kraftfülle belebt, zum tollkühnen Wagehalse entwickelt und durch die Gluth, die Lichtfülle der langen Windstille bis zur Ruhelosigkeit überspannt, hatte er sich einen Anfang von Wahnsinn zugezogen, in welchem er sich von einem Mädchen geliebt wähnte, welche nur sein Geld heirathen wollte; und die miterlebten Schicksalsschläge auf der Landreise hatten die Krankheit weiter ausgebildet. Die leichteste Erkältung beim langsamen Eintreten in's tiefere Wasser mußte ihn knicken, — das Blut zum Herzen und Gehirn jagend, ließ sie ihn das Bewußtsein verlieren und willenlos mit dem Strome treiben. Hätte mich sein letzter Griff einen Zoll oberhalb der Handbreite gepackt, so war ich verloren; denn noch im Tode blieb die hohle Hand steif gekrampft.

Es ist bezeichnend für die Furcht vor Ansteckung in allen heißeren Ländern, daß an den Leichnam kein Mensch außer mir seine Hand hat legen wollen. Seine Braut — oder soll ich sie Frau nennen? — verbat sich entschieden, daß ich die Leiche in unsre Wohnung brächte. Aus Rücksicht auf den Hauswirth schaffte ich sie auf die hintere Veranda eines benachbarten, leerstehenden Hauses. Daß alle meine Zukunftspläne dadurch bedenklich erschüttert wurden, daß ich Neuling im Farmen einen treuen, sachverständigen Freund verloren hatte, kam mir nicht zuerst in den Sinn, wohl aber, daß alle Mühe, welche ich gehabt hatte, ihn wohlbehalten hierher zu bringen, für ihn verloren war, daß er deren Frucht im Besitz einer unwürdigen Person lassen mußte, und nun, diese kreuzbrave Seele, wie ein Pestkranker oder Aussätziger gemieden wurde. Da mir niemand half, mußte ich ihn waschen, und erstaunte, zu sehen, daß der Leichnam bald fast schwarz wurde; und da ich ihn allein nicht anziehen konnte, in Bettlaken einwickeln und in den Sarg heben. Diesen half mir dann der Leichenbestatter auf den Wagen heben und in's Grab senken, wohin ihm keine Seele folgte, obwohl er so vielen Liebesdienste erwiesen hatte.

Noch fand ich nicht Zeit, mich gemüthlichen Betrachtungen hinzugeben. Der Bruder der jungen Frau war angekommen, um der Hochzeit beizuwohnen; beide betrieben nun mit unanständiger Schnelle die Abmachung der Erbschaft (etwa 4000 Dollar baar und die Vertheilung des gemeinsamen Wirthschaftsgutes mit den darauf haftenden Lasten). Ich eilte nicht minder, diese noch eben ganz armen, jetzt kapitalistisch protzigen Leute loszuwerden. Es ist nicht ein unangenehmes Wort zwischen uns gewechselt worden; natürlich aber hatte meine brave Gattin ihr nicht verschwiegen, was sie von ihr denke. Bald darauf wurde sie ihres Geldes wegen von einem versoffenen deutschen Doktor, welcher aber farmte, geheirathet, und ich habe sie einmal auf der Farm aufgesucht, ohne mich jedoch da aufzuhalten.

Ich sehnte mich nach Erholung, und zugleich galt es nun wohl, mich umzuschauen, um aus den sehr mäßigen noch übrigen Mitteln einen sicheren Unterhalt für die Familie herzuleiten. Auf dieser Reise kam ich nach einem langen Ritt in der Hitze des Juni an das Landgut des bekannten Herrn von Meusebach. Es war das erste steinerne Haus, welches ich in Texas betrat, um nach einem Trunk Kaffee zu fragen. Es war darin sehr kühl, zumal ein Bach, der dicht daneben aus dem Felsen bricht, durch die Wirthschaftsstube geleitet war, um die Milchgefäße darin zu kühlen. Das Fenster, der Thür gegenüber, grade oberhalb des Baches, war offen. Alle meine sonstige Vorsicht war hier unnütz. In demselben Augenblick, in welchem ich in die Thür trat, fühlte ich die Erkältung, und meine Bitte um Kaffee wurde mit klappernden Zähnen vorgebracht. Natürlich bekam ich meinen Kaffee sehr geschwind, und um mich rasch loszuwerden, begleitete mich ein Herr von Auer nach einem Ort, „wo man Fremde bewirthe," — der Ort war blos vier Meilen über eine ziemliche Berghöhe weg entfernt. Da lehnten Bretter rechtwinklig gegeneinander, um eine Art Dach für einen Kaufladen und Schnapsschank zu bilden. Der Inhaber, ein Herr von Hausmann, wies mir ein Lager an, aus Baumästen bestehend, welche wagerecht an vier Bäumen befestigt waren. Kaum hatte ich mich da zurechtgelegt, so kam er wieder und sagte: „Da mein Partner, Marschall von Biberstein, nicht zugegen ist, muß ich Sie bitten, selbst nach Ihrem Pferde auszuschauen. Es kommt eben ein Trupp Indianer — friedliche, aber wer mag ihnen trauen, wenn sie besoffen sind."

Es dauerte lange, bis ich mit dem Aufstehen fertig wurde; mittlerweile hörte ich, wie die Indianer Schnaps geborgt verlangten (es waren Lipans, welche spanisch sprachen), weil sie bald von San Antonio zurück sein würden, wo sie vom Government Geld zu erhalten hätten. Da sie schon betrunken waren, hätte er ihnen durchaus nichts verabreichen sollen; er verlangte aber ein Pfand, und als die beiden Weiber, welche dabei waren (sie haben deren immer einige bei sich) ihre silbernen Brustplatten versetzten, ließ er sie saufen, soviel sie wollten.

Ich fand mein Pferd nicht mehr, wo ich's angebunden hatte; ich fand es, wohl eine (englische) Meile entfernt, den langen Strick mit einem Knoten in einen Dornbusch so eingehängt, daß es sich vorläufig angebunden fühlen konnte, aber beim Vorbeigaloppiren der Indianer zur Nachahmung angeregt, sich leicht losreißen konnte. Das nennt der Indianer nicht etwa „Stehlen", sondern „Mitgehenheißen", — grade wie unsere Indianer oben und unten.

Als ich an die Baracke zurückkam, hatte ich noch Humor genug übrig, auf mein Pferd zu deuten und den Indianern eine Nase zu drehen, eine Geberde, welche diese Wilden, die „noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannten", augenblicklich verstanden.

Ich fand, daß Marschall von Biberstein zurückgekehrt war, der muthigste Bursch, den ich je gekannt, — ein kleiner Mann, aber eine Kompagnie für sich. Die viehisch berauschten und zu jeder Gewaltthat fähigen Wilden wichen vor seinen ruhigen Worten und dem bloßen Blick auf einen Revolver wie eine Schafheerde auseinander und waren auf und davon.

(Schluß.)

Ein Dichter aus dem Volk und für das Volk.

Von **H. Bitterklee.**

(Schluß.)

Béranger hat ganz richtig den Grund der außerordentlichen Wirkung seiner Gesänge selbst erkannt. Er stattete die „einfache Tochter des Volks", wie er die Chanson nennt, so würdig aus, d. h. er wußte seiner Dichtung durch Talent und Bildung ein so gutes äußeres Gepräge zu verleihen, daß sie sich überall sehen lassen konnte und auch da Einfluß gewann, wo man „die Geschichte macht". Im Volke, d. h. in den sogenannten niederen Klassen, mußte sein Lied darum so große Wirkung erlangen, weil es immer das einfache, zur Seele sprechende Lied geblieben war, welches in den, bei Béranger häufig, ja fast in jeder Chanson angewendeten Refrains in kurzer schlagender Form seinen Inhalt zusammenfaßt und, nach bekannter Melodie gesungen, sich tief und unvernichtbar einprägt. Das französische Volk aber konnte nicht anders, als die Lieder dieses Dichters mit heller Freude aufnehmen und sie als theures Kleinod in die geheimste Tiefe des Herzens einschließen, weil Béranger eben ein ächtes Kind des Volkes war.

Bald ging er an die Veranstaltung einer zweiten Sammlung, obgleich ihm „in verbindlicher Form" für diesen Fall vorhergesagt worden war, daß man ihn seines Amtes entsetzen würde.

Aber trotz vieler Schwierigkeiten erschienen im Oktober 1821 zwei Bände alter und neuer Lieder in Zwölftelformat und in einer Auflage von zehntausendfünfhundert Exemplaren, welche in ganz kurzer Zeit aufgekauft waren. Doch blieb dem Dichter nur grade soviel übrig, daß er, ohne sein Amt, welches er verlor, eben leben konnte.

Der Zeitpunkt für die Veröffentlichung der seither entstandenen Lieder hätte nicht günstiger gewählt werden können.

Frankreich seufzte unter dem Druck einer antinationalen und reaktionären Regierung: da löste eine Chanson Bérangers, wie die „Der Marquis von Carabas", mit ihrem scharfen Spott die Beklemmung aller Seelen.

Frankreichs „größter Stern" war nun gesunken, der „Wunderbaum vom Sturm gefällt", der „große Geist", die „starke Seele", sein „größter Kaiser" hatte auf St. Helena geendet: da sprach eine Chanson, wie „Der 5. Mai 1821", die Béranger ertönen ließ, den ganzen Schmerz der Franzosen aus.

Frankreich war aus dem Taumel, in welchen es die Siege des Kaisers gerissen, erwacht oder erwachte doch allmählich, und das geblendete Auge fing wieder an, zu erkennen, daß, „was Siegerstirnen krönt, gift'ger Tand" ist, und daß Phrasen von Ruhm und Macht kein Volk zu beglücken vermögen, sondern lediglich seine Machthaber und Zwingherren mit einem trügerischen Nimbus umgeben. In solchen Zeiten sind aber in Frankreich die demokratischen Ideen, welche von jeher tief im Herzen dieses Volkes schlummerten, stets wieder aufgewacht — die Begeisterung für jenes hohe Dreigestirn, „Liberté, Egalité, Fraternité", die Begeisterung für Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit. Da sang wieder Béranger aus der tiefsten Seele seines Volkes heraus das Lied vom „heiligen Bund der Völker".

Wegen Gotteslästerung und Aufforderung zur Empörung wurde der Dichter nach seiner neuen Publikation zu drei Monaten Gefängniß und zur Bezahlung von fünfhundert Francs verurtheilt. Man bedachte nicht, daß durch diesen Prozeß, der die lebhafteste Theilnahme des ganzen Publikums erregte, die Popularität und der Einfluß Bérangers nur gesteigert wurde.

Béranger wurde von allen Seiten um handschriftliche Mittheilungen seiner neuesten Chansons bestürmt. Bis in die Bureaux des Kanzleischreibers und des Staatsanwalts wanderten nach des Dichters Mittheilung diese Kopien, und vor den Fenstern seines Gefängnisses Sainte-Pélagie erklangen vom Morgen bis spät in die Nacht die Lieder, welche er geschaffen! Von Besuchen wurde Béranger während der Zeit dieser Gefangenschaft überhäuft.

Die dritte Liedersammlung Bérangers erschien im Jahre 1825. Der „Enkel des Schneiders", ein „arm pariser Kind", hatte nun eine Stellung inmitten der angesehensten Führer und Leiter der „politischen Gesellschaft"; die Jugend, welche er „verstehen, ermuthigen und selbst erleuchten konnte", brachte ihm vor allem die begeistertsten und liebevollsten Herzen entgegen. 1828 ließ er ein neues Bändchen erscheinen, wofür er zu einer Geldstrafe von zehntausend Francs und zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt ward, doch soll er, nachdem die Zeit der Gefangenschaft vorüber, „mit ebensolcher Sorglosigkeit, als käme er von zuhause, über die Boulevards" geschritten sein, erzählt des Dichters Freund Chateaubriand.

Nach der Julirevolution (1830), durch welche, wenigstens vorläufig, die Volksinteressen über die legitimistischen Bestrebungen siegten, glaubte Béranger seine Aufgabe erfüllt zu haben, und meinte vor allem, daß die Nation nun der Ruhe bedürfe. Aber seine Freunde hatten ihm hohe Würden, ja, ein Minister-Portefeuille zugedacht und drängten ihn, anzunehmen.

„Welches Ministerium wollt ihr mir geben lassen?" fragte Béranger scherzend seine Freunde.

„Das des öffentlichen Unterrichts."

„Es sei! Ich werde meine Chansons als ein Lehrbuch in den Töchterpensionaten einführen lassen!"

„Da lachten meine jungen Freunde selbst über ihre thörichte Idee," fügt der Dichter hinzu.

Dann erzählt er weiter: „Die neue Regierung machte mir die ehrenvollsten Anerbietungen: ich schlug sie aus; eine gebundene Stellung konnte mir nicht mehr angenehm sein, und ich wäre erröthet, Pensionen aus dem Kasten zu schöpfen, welchen die Nation jedes Jahr zu füllen sich müht. Ich gebe viel auf die Ehre, meinen Mitbürgern niemals zur Last gefallen zu sein."

Der neue König äußerte wiederholt den Wunsch, den Dichter zu sehen; aber dieser begab sich nicht zu ihm, weil er fürchtete, daß Louis Philipp, welcher gesagt hatte, daß er „auch Republikaner" sei, ihn zur Annahme von Ehren oder Pensionen bewegen wollte.

Es hat wenige Menschen gegeben, die so bescheiden, so uneigennützig waren wie Béranger, und es ist sehr bezeichnend, daß, als der Dichter von seinem Freunde Laffitte bewogen worden war, mit Manuel, Thiers und Mignet das von jenem angekaufte, prächtige Schloß „Deux Maisons" zu beziehen, er daselbst, wo man noch das von Voltaire lange bewohnt gewesene Zimmer zeigte, nicht ein einziges Lied gedichtet hat.

„Ich bin nicht für die Schlösser geboren!" sagt er gelegentlich der Erwähnung dieser Thatsache, und er suchte eine Ehre darin, zu bekennen, daß er arm sei.

Jener Zeit, welche unmittelbar auf die Julirevolution folgte, gehört auch das vielerwähnte und zu den schönsten Schöpfungen des Dichters zählende Gedicht an, welches seine große Bescheidenheit in rührender Weise ausspricht: „An meine Freunde, als sie Minister geworden." Darin heißt es unter anderm:

„Nein, meine Freunde, ich will garnichts werden!
Gebt andern Kreuze, Aemter, Würden neu,
Gott schuf mich nicht, zu glänzen auf der Erden,
Des Hofes Schlingen flieht die Lerche scheu.
Ich habe mir ein schlichtes Loos erkoren,
Ein Liebchen, das an treue Brust ich zieh',
Als armer Leute Kind bin ich geboren;
Sei nichts! sprach Gott, als er mir Odem lieh!

In des Palastes Gold und Marmormasse
Mögt ihr des Volkes denken spät und früh!
Dem Volke werd' ich singen auf der Gasse;
Sei nichts! sprach Gott, als er mir Odem lieh!"

Das edle Gefühl, welches so schlicht und wahr aus diesen Versen spricht, muß jedermann auf das tiefste rühren in einer Zeit, da selbst unsere sogenannten großen Dichter mehr oder weniger spekulirende Kaufleute geworden, — es muß uns immer fester überzeugen, daß in Béranger das Herz eines großen Menschen, eines wahren Dichters schlug.

In gleicher Weise wies Béranger alle ihm zugedachten literarischen Ehren mit den einfachen Worten zurück: „Ich bin nur ein Liederdichter!"

Nachdem beim Ausbruch der polnischen Revolution zum besten der Polen eine Broschüre mit fünf Gedichten vorhergegangen, ließ der Dichter im Jahre 1833 seine mit einem Abschied von seinen Lesern versehene fünfte und letzte Liedersammlung erscheinen.

Béranger zog sich von nun an in die Stille zurück, und lebte zunächst in Passy, Fontainebleau, Tours. Da streifte er in Wald und Flur umher — er liebte die Natur über alles —, oder er

saß in seiner bescheidenen Wohnung, nachdenkend über die Zukunft seines Vaterlandes, über das Glück und die Freiheit der Völker; und dann besuchte er wieder im Stillen seine armen Freunde, tröstete die Betrübten, öffnete seine Börse den Verzweifelten und richtete selbst die Schuldigen wieder auf.

Nichts konnte ihn bewegen, seiner Zurückgezogenheit zu entsagen, auch nicht die wiederholte Wahl zum Mitglied der republikanischen gesetzgebenden Versammlung (1848), die er stets ablehnte.

Sein Haus war das eines Glücklichen, Weisen, welcher gelernt hat, was seiner Seele frommt. An seiner Tafel saßen täglich Auserwählte seiner Freunde, darunter die berühmtesten Franzosen jener Zeiten, und andere, welche nicht mit ihm zu Tische sitzen konnten, sandten auserlesene Geschenke, um diesen zu schmücken. Um ihn walteten, da er sich niemals verheirathet hatte, seine alte Tante Merlot und eine Freundin seiner Jugend, Mademoiselle Judith Frère. Diese Freundin war ein edles und geistig hochbegabtes Weib, und ihr Andenken verdient als das der treuesten Pflegerin, welche jemals einem Dichter seine Lebensstunden versüßt, der Nachwelt bewahrt zu bleiben.

Im Jahre 1850 verließ der Dichter Passy, um sich in einer bürgerlichen Pension zu Paris einzulogiren. Seine außerordentliche Freigebigkeit hatte die kleinen Ersparnisse aufgezehrt, aber er empfing mit derselben Freude auch ferner seine Bekannten und bewahrte sich jenen Frohsinn, der ihm angeboren war.

Von Paris nahm er bald wieder Abschied und siedelte nach Beaujon über, wo er sich noch drei Jahre vollster Gesundheit erfreute. Als er indeß wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte, fing er an zu kränkeln.



Brotneid unter Künstlern. (Seite 575.)

Noch hielt er die gewohnten Zusammenkünfte mit seinen Freunden; noch entsagte er seinen gewöhnlichen Spaziergängen nicht, auf welchen er von Alt und Jung voll Verehrung begrüßt wurde. Wenn er so festen und doch leichten Schrittes dahinging, und sein außergewöhnlich großer Kopf, von dem die wenigen blonden, fast garnicht gebleichten Haare über die Schultern herabfielen, hätte er den Begegnenden mit den großen blauen Augen scheue Achtung abnöthigen können, wenn nicht aus seinem Antlitz auch die gewinnendste Herzensgüte, aus seinen Blicken, die im Zorn oder in der Begeisterung flammend aufleuchteten, und deren Ausdruck niemand vergessen konnte, die Milde und Weichheit seiner Seele, ja, zuweilen eine sanfte Schwermuth gesprochen hätte. — Auf diesen Spaziergängen schuf er übrigens fast alle seine Lieder.

Bald war er gezwungen, jene Vereinigungen und die gewohnten Promenaden aufzugeben. Dies, sowie neue Geldverluste und Verdächtigungen von seiten seiner Feinde stimmten ihn mehr und mehr traurig. Die Frische seines Gedächtnisses fing an abzunehmen, und die Aerzte waren bereits im Jahre 1856 darüber einig, daß Béranger einer Herz- und Leberkrankheit zum Opfer fallen müsse.

Der Tod der armen Judith (1857) stimmte den Dichter nur noch trüber. Er vermochte ihre Leiche kaum bis an's Grab zu geleiten. Bald darauf folgte er der Freundin nach.

Der Mund, den so oft das heitere Lächeln des Wohlwollens oder der leise, ironische Spott umschwebt, er fing an irre zu reden; die lebendige und harmonische Stimme verlor nach und nach ihren Klang; der Dichter, der ganz Frankreich in einen Taumel feurigster Begeisterung gerissen, er saß da, ermattend an Leib und Seele.

Und doch sind nur wenige so schön gestorben wie Béranger; doch hat nur selten die Liebe so das Krankenbett eines Dichters



Ausfahrt von Ostende. (Seite 576.)

umschwebt, wie das seine ... Am 16. Juli 1857 schlug seine Todesstunde. Der Hof des Hauses war von Menschen gefüllt; tiefer Schmerz malte sich auf allen Gesichtern. — In der Stube selbst umstanden einige Freunde den Dichter, sein Ende mit klopfendem Herzen erwartend ... Béranger saß in einem Lehnstuhl, den Rücken nach den Fenstern gekehrt, den Kopf zur Rechten geneigt. Seine Lippen lispelten nur noch gebrochene, unverständliche Worte, die Stirn stand voller Schweiß, das Auge verschleierte sich immer mehr und die Hände machten nur noch schwache Bewegungen ... Man umarmte ihn noch, man reichte ihm die Hand, man weinte hinter seinem Sessel. — — Um einhalbfünf Uhr hörte das Herz auf zu schlagen; der Dichter starb in den Armen seiner Freunde und drückte noch zuletzt die Hand seines Freundes Antier ...

Die Trauerkunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und versetzte ganz Paris in tiefe Trauer.

Obgleich der Dichter zu wiederholten malen und auch in seinem Testamente ausdrücklich den Wunsch geäußert hatte, sein Begräbniß möchte in aller Stille erfolgen, beschloß doch die Regierung, das Leichenbegängniß Béranger's öffentlich zu ehren.

Eine unabsehbare Menschenmenge wogte in den Straßen; ganz Frankreich wußte, daß man seinen theuersten Freund zu Grabe trug. Ehrfurchtsvoll wich alles zurück, Männer, Frauen und Kinder, um für den Leichenwagen Platz zu schaffen; jeder Kopf war entblößt, und die ernste Stimmung schloß jeden Mund.

Jetzt erscholl ein Ruf: „Ehre, Ehre Béranger!“ aus dem Munde der selbst die Dächer bedeckenden Massen. Dann wieder ernstes Schweigen. Als der Zug an dem Kanal Saint-Martin ankam, sah man, wie selbst die Kähne dichtgedrängten Zuschauern zum Beobachtungsposten dienen mußten: die Häuser und Straßen hatten nicht Platz genug gehabt ...

Kein störender Tumult hat das Leichenbegängniß Béranger's entweiht; man hatte kein andres Gefühl, als das ehrfurchtsvollster Trauer. Alle die Menschen, sie mochten Parteien angehören, welchen sie wollten, welche an jenem Tage in den Straßen von Paris versammelt waren: den großen Dichter, nach dessen Tode übrigens noch eine Sammlung vortrefflicher Chansons erschienen, den großen Dichter, den edlen, hochherzigen Menschen, — ehrten und liebten sie alle!

Ehre, Ehre Béranger!

Streiflichter auf die deutsche Kunst der Gegenwart.

Es mag dir, lieber Leser, schon manchmal die Frage vorgeschwebt haben, woher denn eigentlich der Unterschied zwischen Kunst und Handwerk komme. Die Beantwortung dieser Frage ist um so wichtiger, als sie Aufklärung darüber geben muß, worin das Wesen der wahren Kunst liege und welches die nothwendigen Bedingungen ihres Bestehens seien. Nehmen wir also, um auf praktischem Wege unser Ziel zu erreichen, zwei Männer vor, die eine scheinbar verwandte Thätigkeit haben und von denen der eine Künstler, der andere Handwerker (im weitern Sinne), ist, z. B. einen Maler und einen Photographen.

Der Photograph ist gewiß ein geschickter Mann und er kann dich mittels seiner camera in ein paar Minuten so trefflich abkonterfeien, daß alle deine Freunde über das Bild entzückt sein und ausrufen werden: „Zum sprechen ähnlich!“ — Und dennoch gibt es Leute, die statt den sichern Weg des photographischen Apparates zu wählen, sich der Hand des Malers anvertrauen, der ja doch nicht mit derselben Sicherheit arbeitet wie jenes Instrument. Nur die Sicherheit des Getroffenwerdens ist da allerdings von der Hand des Künstlers abhängig, d. h. von seiner Auffassungsgabe und seiner Fähigkeit wiederzugeben; dafür aber kann dir der geschickteste Photograph nie und nimmer das bieten, was dir ein guter Maler in deinem Porträt gibt: dich, wie du wirklich bist. — Der Photograph gibt dich freilich auch auf seinem Bilde, wie du bist, aber nur, wie du in diesem Momente bist, nicht, wie du immer bist, was du bist, denkst und fühlest. Er zeigt dich, wie du im Augenblicke warst, wo du ihm saßest oder standest, unbekümmert darum, welchen Ausdruck dein Gesicht für gewöhnlich hat, welchen es gestern hatte oder haben konnte und morgen haben kann, wo vielleicht eine Leidenschaft, Freude, Trauer, Schmerz, dich zu einem ganz andern Menschen auch im Aeußern gemacht. Dies vermag nur der Künstler. Ihm obliegt es und ihm ist es möglich, dich auf dem Bilde darzustellen, wie du wirklich bist, d. h. deine Seele zu malen, zu verkörpern. Er erreicht dies, indem er alles Zufällige aus deiner Gestalt, alle Eindrücke des Augenblickes (z. B. Müdigkeit) daraus zu verbannen sucht und dich so idealisch, doch innerlich wahr verklärt, in deiner vollen Charakteristik wiedergibt, d. h. wie du gewöhnlich bist, was du gewöhnlich denkst und fühlst, wenn keine Leiden oder Leidenschaften dich bewegen. Er gibt sozusagen dein Urbild wieder, das durch die Einflüsse der Verhältnisse &c. &c. theils verwischt, theils verdeckt ist. Deshalb erscheint auch das scheinbare Paradoxon eines deutschen Aesthetikers, daß das Porträt dem Original ähnlicher sein müsse als dieses sich selbst, ganz gerechtfertigt; — darin liegt auch der Zauber in den Porträts eines Tizian und Van Dyk und die Kraftlosigkeit in den Werken unserer modernen Porträtisten Werner, Winterhalter, Angeli &c., die auf der einen Seite durch leeres Geflunker und virtuose Technik, auf der andern durch photographische Treue ihren Zweck zu erreichen suchen.

Du wirst nun, lieber Leser, einen Unterschied zwischen einem Porträt und einer Photographie zu wissen würdigen, und wenn du dies vermagst, dann kannst du dir wohl auch die Frage selbst beantworten, wo Kunst und Handwerk sich trennen. Der Handwerker erhält einen gewissen Stoff, den er nach bestimmten Regeln (Schablonen) verändert und umarbeitet; auch der Künstler erhält einen Stoff, z. B. die Idee zur Ausführung eines Gemäldes; allein dort, wo der Handwerker nun nach der Schablone an's Werk geht, muß sich der Künstler für jeden einzelnen Stoff eine besondere Schablone im Geist erst bilden und sein Werk wird um so vollkommener sein, je größer die Fähigkeit des Künstlers ist, dieses Urbild mit den Gesetzen der Schönheit in Einklang zu bringen, das heißt dem Gedanken lebenden Ausdruck und der materiellen Erscheinung einen Gedanken zu geben, oder mit andern Worten: das Gleichgewicht zwischen Stoff und Kraft herzustellen.

Du wirst gewiß der materialistischen Bewegung unserer Zeit deine Aufmerksamkeit schenken, namentlich jener auf wissenschaftlichem Gebiete und deinen Büchner auf dem Bücherbrette oder doch im Kopfe haben und dann kann es nicht fehlen, daß du die Bedeutung kennst, welche „Kraft und Stoff“ in der Natur haben. Alle Lebensäußerungen sind nur Wirkungen von Stoff und Kraft, und wie das Weltall aus diesen beiden sich herausbildete, so sind auch Staat und Gesellschaft nur ein gewisses Quantum von wiederum Kraft und Stoff. Die gleichmäßige Vertheilung dieser beiden Faktoren ist daher in der natürlichen wie in der Kulturwelt eine Frage von höchster Wichtigkeit, und wo Mißverhältnisse zwischen beiden eintreten, muß ein Ausgleich stattfinden. Entweder auf friedlichem Wege, wie in der Natur durch dieselbe Wirksamkeit der Naturgesetze, im Staate durch die Gesetzgebung, oder auf gewaltthätige Weise, wo dann Erdrevolutionen (Gewitter, Ausbrüche, Ueberschwemmungen) und Staatsrevolutionen entstehen.

Wo Kraft und Stoff in richtigen Verhältnissen und glücklicher Gegenwirkung thätig sind, herrscht Dasein in Vollkommenheit, d. h. Schönheit. Die Kunst ist berufen diese Schönheit darzustellen und hat demnach das Amt, jenen Ausgleich zwischen Kraft und Stoff, Geist und Materie, Realismus und Idealismus bildlich darzustellen, der oft schwer im wirklichen Leben zustande zu bringen ist. Das Individuum (wie die Gesellschaft) krankt an den Mißverhältnissen, die oft zwischen Kraft und Stoff auftreten, an der künstlichen und gewaltsamen Trennung, die man damit vornimmt. Indem nun die Kunst in ihren Werken jenes edle Gleichgewicht zwischen beiden herstellt; indem sie sich bemüht, ein Dasein herzustellen, nicht wie es ist, unter dem Drucke der Verhältnisse, sondern wie es sein soll; indem sie auf solche Weise Widersprüche aufhebt und Gegensätze ebnet, wird sie zum Uebergange von der Idee zur Wirklichkeit, zur Mittlerin zwischen dieser und dem vorgesteckten Ideale zur versöhnenden Hand zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ein Volk, das keine Ideale hat, hat auch keine Kunst, und die Kunst eines Volkes ist sein Frühling. Ohne Blüthen keine Früchte!

Daß der Niedergang einer Idee oder eines Volkes stets von dem Niedergange der entsprechenden Kunst begleitet, zeigt am deutlichsten der heutige Stand der religiösen Kunst. Seitdem die

Religion zur leeren Form geworden und jeder organischen Fortentwicklung unfähig, ist auch die religiöse Kunst nicht im Stande eine neue Idee zu produziren; sie fristet ihr Dasein durch ewiges Wiederkäuen mittelalterlicher und späterer Formen.

Nachdem ich nun glaube, dem Leser Wesen und Zweck, sowie die Merkmale der wahren Kunst klar gemacht zu haben, vor allem ihre vermittelnde Thätigkeit, kann ich nun um desto sicherer an meine Aufgabe herantreten, einiges Licht auf die Zustände unserer deutschen (bildenden) Kunst zu werfen. Selbstverständlich ist es mir nicht gestattet, die Kunstschulen Deutschlands und die einzelnen hervorragenden Künstler einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen, sondern es handelt sich hier für uns nur um zwei Dinge; erstens: welches die herrschende Kunstrichtung in diesem Augenblicke sei; zweitens: welches die Grundsätze dieser Richtung und ob dieselben mit jenem der wahren Kunst in Einklang zu bringen.

Jeder Unbefangene, der den letzten Phasen der deutschen Kunst gefolgt ist, wird bemerkt haben, daß die frühere Mannichfaltigkeit und bunte Herrschaft der Individulität, wie sie früher in der deutschen Kunst gang und gebe war, seit den letzten zehn Jahren abgenommen und ein einheitliches Streben und somit auch auf diesem Gebiete eine Art deutscher Einigung stattgefunden hat. Nur mit dem Unterschiede, daß jene „der Stämme" von Berlin und die der Kunst von München ausging. Allein nicht das München des noblen Peter von Cornelius, nicht jene Schule der wahrhaft antiken Monumentalität sind es, die immer mehr um sich greifen, sondern vielmehr eine Richtung, die alle großen cornelianischen Traditionen zu verwischen sucht; — es sind endlich zwei Meister, welche den entscheidendsten Einfluß auf die deutsche Kunst genommen; zwei Namen, auf deren Klang geworben, geschworen und verdorben wird: Wilhelm v. Kaulbach und Carl v. Piloty.

Man mißverstehe mich nicht; nicht als designirte Führer oder als Repräsentanten der deutschen Kunst mögen diese beiden Namen hier Platz finden; es ist vor allem der Einfluß, den sie auf die Gestaltung der neuesten Kunst genommen, es ist ferner die große Zahl ihrer — zum Theil geistlosen — Nachbeter und Nachfolger, was die beiden Männer zweckdienlich erscheinen lassen, als Spiegelbild deutscher Kunst aufgestellt zu werden.

Beginnen wir mit dem weitaus höher stehenden Kaulbach (gest. 7. April 1874), so sehen wir vor uns einen genial angelegten, ausgezeichneten Künstler. Seine historischen Werke, wie die „Hunnenschlacht", der „Thurmbau von Babel", „Die Zerstörung Jerusalems", ferner das „Narrenhaus" und „Reinecke Fuchs", haben entschiedenen, ja unsterblichen Werth. Allein noch viel bedeutender wirkte Kaulbach als Lehrer, und sein Einfluß auf die Kunstanschauung der Zeit ist unberechenbar, aber auch unheilvoll. Denn Kaulbach war es, der es zuerst unternahm, die Geschichte in maßlos frivoler Weise den Tagesereignissen gemäß zuzuschneiden und Lockmittel der Tendenz, des Skandals, des Sensationellen der Kunst dienstbar zu machen. Kaulbach war Meister in der Polemik. Und seine Polemik war grob, frivol, rücksichtslos. Ich brauche den Leser nur an sein berühmtes „Inquisitionsbild", den Peter Arbuez, zu erinnern. Seiltänzer können ihre „Vorstellung" nicht lärmender ankündigen, als es mit diesem „Ketzerbilde" geschah. In Rom saß das Konzil (1870), in München wurde der Peter Arbuez ausgestellt; geistreiche Feuilletonisten nannten das ein deutsches Gegenkonzil! Tendenziös gefärbt, von geschichtlichen Unwahrheiten strotzend, war das Bild allerdings wie geschaffen zur Erregung aller Leidenschaften, alles Hasses und Grolles. Man kam zu dem Bilde, um über Rom zu schimpfen, man pries dasselbe, um Rom dadurch einen Fußtritt zu geben.

Ist das Kunst, ist das Kunstkritik? Genug, Kaulbachs Beispiel der Tendenzmalerei hat gewirkt und der wohlfeilen Koulissenreißerei Thür und Fenster geöffnet. Das ist der bedauerliche Einfluß, den Kaulbach auf die deutsche Kunst genommen; ebenso bedauerlich und noch geistestödtender jedoch ist der, den der noch lebende Carl von Piloty, Direktor der königlichen Kunstakademie in München 2c. auf unser Kunstzeitalter nimmt. Kaulbach und Piloty sind zwar in künstlerischer Hinsicht Antipoden (Gegenfüßler); allein, wo diese zwei sich streiten, hat der dritte, die deutsche Kunst, keinen Grund zu lachen; denn beide sündigten gegen dieselbe.

Kaulbach opferte die berechtigte Wirklichkeit zu Gunsten seiner Ideen (vergeistigte allzusehr den Stoff) und versteckte die dadurch entstandene Leere hinter stereotype Formenschönheit; Piloty verzichtet in seinen Gemälden auf jeden geistigen Inhalt zu Gunsten des Stoffes (der Farbe). Beide also stehen weit ab von dem Zwecke der wahren Kunst: Versöhnung des Gedankens mit der Erscheinung.

Während also die Kaulbach-Richtung bei ihrem dem Tage huldigenden Charakter die innere Wahrhaftigkeit und die ächten Forderungen der Schönheit nicht berücksichtigen kann, und so ihre Thätigkeit in eine tendenziös gefärbte Gruppirung von immer sich einander gleichenden Gestalten (Schablonen) ausartet, müssen Piloty und seine Schüler, um den Mangel jedes Gedankens und die Unfähigkeit innerer Gestaltung gut zu machen, zu den ebenso wohlfeilen Lockmitteln des Grobsinnlichen greifen, was sie auf zweierlei Weise erreichen; einmal durch glänzende Farbentechnik und photographische Treue, dann durch Wahl und Aufdrängen von Gegenständen, welche den grobmateriellen Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen. Die Zote auf Leinwand, das gemalte Tingeltangel, das sind Errungenschaften der Piloty-Richtung; fehlerlose historische Gemälde zu liefern, ist keine der beiden Richtungen fähig; die eine würde nur darauf bedacht sein, die Prinzipien der grade herrschenden Partei zu glorifiziren, die der Minorität in den Koth zu ziehen; die andre hingegen, in dem Schnitt der Gewänder historisch, entzückend in der Wiedergabe von Gold, Sammet, Marmor 2c. und überhaupt glanzvoll in der Technik zu sein. Solcher Art sind die Historienbilder von Piloty, Benczur, Hans Makart 2c. Der letztere hat außerdem seine Schwäche für und seine Stärke in der Wiedergabe von — Frauenfleisch, und Vatel, der berühmte Koch des „großen Ludwig", konnte auf das „Braun" seiner Hühner nicht stolzer sein, als Makart auf das „Eisenrosa" seiner Damen. Die ganze Pracht und die ganzen Fehler dieser Kunstrichtung findet man in desselben Künstlers „Einzug Karls V. in Antwerpen", auf welchem Bilde die in Paris versammelte civilisirte Welt die wiener Frauen im Naturzustande bewundern kann. — Diesem Bedürfnisse nach Fleisch huldigt übrigens die ganze Schule und sie holt sich daher am liebsten ihre Stoffe aus dem Alterthum; die Modelle entnimmt sie natürlich der modernen Zeit, wo Nymphen auf den Strich und Faune auf das Eis gehen.

Dies also sind die beiden Hauptrichtungen und Strömungen, die mehr und mehr in der deutschen Kunst zur Geltung gelangen; wo ihre Fanfare tönt, muß das süße Insichversinken der Düsseldorfer à la Achenbach und Lessing, die protestantische Nüchternheit der Berliner à la Werner aufhören und unterliegen; ihrer Werbetrommel strömt alles zu; denn man macht dabei Geld und Lärm.

Die Kaulbach-Richtung ist feindlich angreifend; die Kunst ist versöhnend. Piloty versinkt in den Materialismus der Zeit; die Kunst aber hat zu ihrem Zweck Geist und Materie das Gleichgewicht zu halten, und Schiller ruft den Künstlern warnend zu:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, —
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, sie wird mit euch sich heben."

Beide Richtungen stehen also in grellem Widerstreit mit dem Wesen der Kunst, und ihr Aufkommen wie ihr tägliches Wachsthum deuten auf eine Verwilderung, einen Niedergang der deutschen Kunst. Das ungeübte Auge allerdings wird von diesem Niedergange nichts bemerken, nichts bemerken wollen; die Masse und der bestechende Glanz des Gebotenen wird es im Gegentheil Gesundheit und Reichthum dort sehen lassen, wo nur Schminke und falsches Gold vorhanden.

Es ist wohl jeder Leser berechtigt, am Schlusse zu fragen, woher dieser Niedergang in den schönen Künsten komme. Es lassen sich zwei Gründe dafür angeben. Der eine, annehmbar für alle Länder, liegt in der Unsicherheit des Erwerbes und der Zukunft. Der zweite Grund hat nur für Deutschland Geltung und ist der bei uns seit den Jahren 1866 und 1870—71 allgemein herrschende nationale Terrorismus und Chauvinismus. Die Erfolge von Sadowa und Sedan wiegen keineswegs den Verlust auf, den Deutschland seitdem an individueller Stärke, an individuellem Denken und Handeln erlitten. Und doch hatte man an Frankreich ein warnendes Beispiel, das unter Napoleon III. ebenfalls seinen nationalen Eigendünkel hatte. Impotenz im Kabinet wie auf dem Felde, Hetärenkultur in Kunst und Literatur — das waren dort die Folgen nationaler Ueberhebung. — Ueberflüssig und lächerlich wäre es, von den Mitteln zur wahren Hebung deutscher Kunst, d. h. von einem vernünftigen und ausgiebigen Staatsmäcenat in einer Zeit zu sprechen, in der die Kanonen so theuer sind. H. K.

Ordensschwindel.

Die meisten Menschen wollen mehr scheinen als sie sind, und um diesem Schein einen äußeren Ausdruck zu geben, haben sie allerlei lächerliches Brimborium erfunden. Was dem Chinesen der farbige Glasknopf auf der Mütze, dem Indianer der Federschmuck auf dem Kopf und dem Botokuden der knöcherne Ring in der Nase, das ist dem Europäer der Ordensstern auf der Uniform. Der nackte Wilde unter den Wendekreisen malt sich seine soziale Rangstufe auf die Brust und ritzt sich Namen und Stamm auf Arm und Beine, was in Ermangelung jeglicher Konskription noch lange nicht so lächerlich ist, wie der „Kammerherrnschlüssel", eine Auszeichnung, die man auf der Rückseite des Körpers und der „Hosenbandorden", den man unter dem linken Knie zu tragen hat. Die nachfolgende wahre Geschichte möge als humoristische Illustration dieser und ähnlicher menschlichen Thorheiten gelten.

Am wolkenlosen Himmel zieht die Julisonne abwärts ihre leuchtend stolze Bahn. Heiß ruht ihr Kuß auf dem Ameisengetriebe, das zu bestimmten Tagesstunden vor den wiener Bahnhöfen wimmelt.

Die Uhr am Südbahnhof weist 5 Minuten nach Fünf. Die Schneckenpost, die sich wohl deshalb Eilzug schimpfen läßt, weil sie sich beeilt, zwischen Wien und Baden dreimal anzuhalten, steht in der Halle mit brodelnder Lokomotive zur Abfahrt bereit. Der wetterbraune Zugführer klopft seine Stummelpfeife aus, wirft nach vorn und rückwärts den letzten prüfenden Feldherrnblick, zieht seine Taschenuhr, um sie mit der Bahnhofsuhr zu vergleichen und mit einem Griff an der Maschine läßt er das eiserne Dampfroß den brausenden Gischt aus den ölgetränkten Nüstern pusten; der rothbemützte Stationschef winkt und hell erklingt das dritte Glockenzeichen, doch dem Kondukteur friert auf den offenen Lippen das „Fertig" ein, denn von der Kasse, welche bekanntlich die bequeme Einrichtung hat, daß sie eine Treppe tiefer liegt wie die Einsteigehalle, kommt in mächtigen Sätzen auf der Stiege, die schon verschiedenen Passagieren das Genick gekostet hat, ein auffallend geputzter junger Mann gesprungen und bleibt nach schneller Musterung des Zuges vor einem Coupé erster Klasse stehen, aus dessen offenem Fenster eine feinbehandschuhte Damenhand mit einer Nelke winkt.

Durch den Kausalnexus eines Guldenzettels fühlt sich der herbeigeeilte Kondukteur bewogen, schnell die betreffende Waggonthüre aufzureißen, den Nachzügler etwas unsanft hineinzuschieben, im Vorgefühl des Biergenusses für das unerwartete Trinkgeld mit der Zunge zu schnalzen und schließlich mechanisch gedehnt sein „fertig" zu rufen.

Der junge Mann entschuldigt etwas echauffirt die unliebsame Störung mit einer unfreiwilligen Verbeugung, zu welcher ihn der Ruck des abgehenden Zuges zwingt und die Konversation mit dem anwesenden Paar, Vater und Tochter, ist eingefädelt.

Um die hagere, langgestreckte Stangengestalt des alten Herrn, eines angehenden Sechzigers, schlottert ein großkarrirter Sommeranzug. Auf dem knochigen Rumpf sitzt ein unverhältnißmäßig kleiner Kopf, dessen kahle Scheitelfläche ein Panamahut mit breiter Krämpe umschattet. Die grauen, gutmüthigen Augen mustern mit Behagen die ringgeschmückten Finger, und das Alpenglühen auf der etwas aufwärtsstrebenden Stumpfnase verräth, daß ihr Besitzer kein Verächter eines guten Tropfens ist. Die Bewegung seiner langen Arme läßt trotz der wohlgezählten Sechzig, die er auf dem ein wenig gekrümmten Rücken trägt, an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig, denn wenn er etwas mit seiner schnarrenden Stimme erzählt, so scheint seine Linke einen unsichtbaren Streichriemen emporzuhalten, während die Rechte ein ditto unsichtbares Rasirmesser daran zu wetzen scheint. Auf seinen Visitenkarten, mit denen er sehr verschwenderisch umgeht, paradirt er als Medizinalrath „von" Purzelmeier, ist aber schlichter, bürgerlicher Abkunft und seines Zeichens ein Barbier, dem die blinde Frau Fortuna ein Kreditloos mit einem Treffer von 250,000 Gulden in den Schooß geworfen hat.

Seine Tochter Euphrosine — eigentlich heißt sie Nanni — eine achtzehnjährige, sehr hübsche Blondine, die mit dem hereinstolpernden Mann verstohlen einen verständnißinnigen Blick gewechselt hat, ist zum Aerger des Vaters einfach, aber geschmackvoll gekleidet. Er möchte sie am liebsten gleich der „Mutter Gottes in Maria Zell" im edelsteinbesäeten Brokatkleid sehen, denn er hat geschworen, sein Schwiegersohn müsse wenigstens ein Diplomat sein, obzwar er in Betreff der Funktionen dieser diplomatischen Dienstmänner etwas im Unklaren ist. Euphrosynens weißes Piquekleid, das faltenreich die schöngebauten Glieder hüllt und knappgefaßt die volle Brust umspannt, hat sich ein wenig verschoben und läßt ein paar winziger Füßchen sehen, wie sie nur auf dem Trottoir der Ringstraße herumgaukeln. Der zierliche, elastische Fuß, ein Erbtheil der Wienerinnen, das die Strauß und Lanner in's Leben rief, bedingt die leichte Bewegung, den schwebenden Gang und die Anmuth Euphrosynens, kurz, er macht sie, wie ihre Landsmännin Fanny Elsler, von der Börne behauptete, daß sie „Goethe tanzt", zur geborenen Tänzerin. Aber sie plaudert auch so leicht und anmuthig — immer mit dem Anklang an die weiche wiener Mundart — wie sie geht und tanzt. In dem blüthenfrischen Gesicht spielt ein reizendes Gemisch von Schüchternheit und Lust, mit einem Wort, es ist die sorglose Unbefangenheit des Kindes, die im entscheidenden Falle den festen Charakter nicht ausschließt. Der junge, hochgewachsene, breitschultrige Mann scheint von einer Audienz zu kommen, denn er ist en grande tenue — am schwarzen Frack baumelt ein auffallend großer Ordensstern, die kräftig gebauten Hände sind in weiße Glacéhandschuhe gezwängt, die er eben abzustreifen bemüht ist. Das schwarze Kraushaar, die großen, braunen Augen, die unter den kühngeschwungenen Brauen recht unternehmend in die Welt hinausgucken, und der aufgedrehte Schnurrbart verleihen den scharfumrissenen Gesichtszügen etwas Energisches, aber um die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen schwebt ein weicher, fast träumerischer Zug.

Als sich die drei behaglich in ihren Winkel zurecht gerüttelt hatten, bat der junge Mann die Dame, ihm zu gestatten, eine Cigarre zu rauchen, was diese auch mit einem steifschelmischen Kopfnicken gewährte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen eine Londres anzubieten, die mich 35 Kreutzer kostet?" schnarrte der „Medizinalrath" mit schleppendem Pathos, und zog mit affenähnlicher Geschwindigkeit ein buntgesticktes und goldbeschlagenes Cigarrenetuis aus der Brusttasche und fuchtelte damit herum, als wenn er Seifenschaum schlagen wollte. Doch plötzlich hielt er inne — jetzt erst hatte er den Ordensstern des ihm gegenübersitzenden Mannes bemerkt und, ihn von Kopf bis zu den Füßen musternd, fragte er respektvoll zögernd: „Mit wem habe ich das Vergnügen?"

Der Fremde überreichte schweigend seine Karte, welche Herr Purzelmeier, nachdem er sie eine zeitlang von allen Seiten betrachtet hatte, seiner Tochter übergab, die mit komischer Würde die Worte „Georgios Popokatopulos, Attaché der königlich griechischen Gesandtschaft in Wien" vorlas.

„Ah, sehr schön von Ihnen, Herr von Attaché. Da nehmen Sie gleich zwei Cigarren," fuhr schmunzelnd der „Medizinalrath" fort, und präsentirte seine theuren Londres.

Der Grieche nahm mit unterdrücktem Lächeln die Cigarren und reichte seinerseits dem Purzelmeier Feuer. Als sich blau die romantischen Wölkchen zum Waggonplafond kräuselten, fuhr der alte Herr mit einem schmerzlichen Seitenblick auf sein leeres Knopfloch fort: „Was haben Sie da, Herr von Po— Popokatepetl, für einen Orden?"

Vornehm kühl replizirte Georgios: „Das ist der Stern von Missolunghi, Hausorden meines allergnädigsten Herrn, des Königs von Griechenland."

Euphrosyne schien plötzlich hungrig geworden zu sein, denn sie bearbeitete mit ihren weißen Perlenzähnen das Spitzentuch. „So — so!" sagte Papa Purzelmeier, und führte seine Rechte zur Stirn, als ob er darüber nachdenken wollte, in welchem Welttheil Griechenland liegt.

Nach einer Pause, während welcher die Blicke der jungen Leute von der Rekognoszirung zum Geplänkel übergingen, hub Purzelmeier, von der Neugierde gestachelt, vom neuen an: „Und haben Sie ihn von Ihrem König auf dem Schlachtfelde von Miesel — Mietzl —"

„Missolunghi"? schaltete Euphrosyne ein und warf mit einem köstlich spöttischen Zug die feinen Lippen auf.

„Der Teufel kann sich all' die wälischen Namen merken," knurrte Purzelmeier. „Haben Sie ihn auf dem Schlachtfeld von Miselonki bekommen?"

Mit mühsam bewahrtem Ernst antwortete Georgios: „Nein, denn im Jahre 1828 waren Seine Majestät und meine Wenigkeit noch nicht auf der Welt."

„Schade," meinte Herr Purzelmeier, und ließ den Solitär an seinem rechten Ringfinger in der Sonne blitzen.

„Papa, ich habe Kopfweh vom Fahren, ich muß mich anders setzen," minaudirte Euphrosyne mit einem blitzschnellen Seitenblick auf Georgios.

„Mein Kind, thue wie es dir kombinirt," sagte ihr Vater. Jetzt war die Reihe an Georgios, in's Taschentuch zu beißen. Um einer Lachsalve vorzubeugen, beeilte sich Euphrosyne zu bemerken: „Aber Papachen, du verwechselst B mit V und —"

„Ich kann wechseln was ich will. Gott sei Dank, wir haben's ja!" brummte der Alte.

„Und wenn ich sage ‚Komponiren', so weiß ich, was ich damit sagen will, denn —"

Den weiteren Redefaden schnitt ihm die Dunkelheit des Gumpoldskirchner Tunnels ab, in welchen der Zug soeben einfuhr. Aber was war das? Hörte er nicht einen Kuß — und noch einen? Die Zornesader schwoll ihm auf der kahlen Stirne, die Rauflust des ehemaligen Barbiergesellen prickelte ihm in den Fingern. Er hatte nicht übel Lust, die Dehnbarkeit der griechischen Ohren zu erproben, aber als ihm im Sonnenlicht der Stern von Missolunghi entgegenglitzerte, gebrach es ihm an Muth, die jungen Leute in's Verhör zu nehmen. Zudem bestärkte ihn das unbefangene Dreinschauen der beiden, die, in ihre Ecken gedrückt, weit auseinander saßen, in seiner Vermuthung, daß die ganze Kußgeschichte nur eine akustische Täuschung war.

Im Gedränge des badener Bahnhofs bot Georgios Euphrosynen den Arm, indeß der Vater lauter als nothwendig einen Fiaker herbeirief und ihm nach seiner Villa Rauheneck zu fahren befahl.

Beide Hände um den kräftigen Arm des jungen Mannes geschlungen, sah das Mädchen mit ihren treuherzigen blauen Augen zu ihm empor und flüsterte zum Abschied: „Auf Wiedersehen, Franzl! Vertrau' auf mich, es wird noch alles gut werden."

Nachdem sich der „Medizinalrath" von dem Attaché steif und ceremoniell verabschiedet hatte, rollte die Equipage von dannen.

Der junge Mann ließ den „Stern von Missolunghi" in der Brusttasche verschwinden und lenkte seine Schritte dahin, „wo die letzten Häuser stehen," nach der Annagasse, wo er in einem ulmenüberdachten Vorhofe verschwand. —

* * *

Noch rang das Sonnengold des jungen Tages mit den Schwefeldünsten der alten Thermae Pannonicae, als der erste Ton der Parkmusik erscholl. Die wiener Geldaristokratie, mit den kühngebogenen, in Höckerform sich schwungvoll ausweitenden Nasen, begann unter der Statue der Hygiea ihre Wintersünden mit heißem Schwefeltrank abzubüßen. Auch Papa Purzelmeier glaubte dem „guten Ton" dies Opfer schuldig zu sein, und that einen herzhaften Schluck, aber nur einen, und dann eilte er schleunigst in's Kaffeehaus, um das Höllengebräu mit einem Schnaps zu neutralisiren.

Zur Trinkhalle zurückgekehrt, traf er an der Seite seiner Tochter den Herrn Popokatopulos, welcher ihm seine beiden Freunde, den serbischen Konsul Giuri von Medelkowitsch und den rumänischen Legationsrath Demeter Bantakuzeno, vorstellte. Für Ausländer sprachen die jungen, feschen Ränkespinner, vulgo Diplomaten, auffallend gut wienerisch, was sie natürlich ihrem langjährigen Aufenthalt in der Donauresidenz verdankten. Und doch beschlich den neugebackenen Kapitalisten, dessen einzige Beschäftigung in letzter Zeit in gedankenloser Straßenbummelei bestand, ein gelinder Zweifel, denn er glaubte sich ganz bestimmt zu erinnern, die beiden Herren sehr oft in der Strauchgasse vor der Börse gesehen zu haben; aber der Aplomb, mit welchem sie über die schwebenden politischen Fragen sprachen, verscheuchte diesen Zweifel an der Aechtheit ihrer diplomatischen Stellung. Nach dem Frühstück ging man auf den Kalvarienberg spaziren und schmauchte eine Cigarre in dem Pavillon „Moritzruh". Die flotten Staatsmänner wußten Purzelmeiers Gunst im Sturm zu erobern, denn schon lud er sie mit einigen gutgemeinten, aber übelangebrachten Komplimenten zu seiner morgigen Soirée ein. Um auf dem Rückweg zur Stadt Georgios und Euphrosynen Gelegenheit zu einem geflüsterten Zwiegespräch zu verschaffen, verwickelten sie den „Medizinalrath" in einen gelehrten Disput, dessen Kosten sie ganz allein trugen, und so verstand es sich von selbst, daß er ganz allein die Kosten des gemeinschaftlich eingenommenen Mittagessens trug. Auf dem grünen Tuch des Billards waren sie als Diplomaten erst recht zuhause, denn im „Café Otto", beim „Schwarzen", verlor Purzelmeier, der sonst kein schlechter Spieler war, eine Partie um die andere. Als die mitgenommene Baarschaft auf die Neige ging, warf er ärgerlich sein Queue auf das Billard, daß die anderen Gäste vom Tarok und Domino auffuhren; aber die „guten Freunde" ließen nicht nach, bestellten einen Fiaker und schoben den verdutzten Purzelmeier ohne viel Federlesen in den Wagen, um in's Helenenthal zu fahren. Als Barbier wäre er grob geworden, aber für einen Medizinalrath paßte sich so etwas nicht, und schließlich fand er die Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit ganz in der Ordnung, als die Freunde im Gasthaus zur „Krainerhütten" auf ihre Kosten ein Souper mit Champagner bestellten.

Nach der dritten Flasche „Schlumberger" streifte er den Medizinalrath ab, zog den Barbier wieder an und trank Bruderschaft mit Georgios Popokatopulos. Da seine lallende Zunge den „Popokatopulos" nicht mehr kleinbringen konnte, nannte er ihn schlechtweg „seinen" Attaché, und als der Pfropfen zum viertenmale knallte und die übermüthigen Zecher jedes einzelne Familienglied seiner ausgebreiteten Verwandtschaft hoch leben ließen, hatte er gegen die feierliche Verlobung seiner Tochter mit Georgios nichts mehr einzuwenden, weil er überhaupt nicht mehr sprechen konnte.

Sonderbar, daß bei dem Brautpaar selbst keine rechte Freude aufkommen wollte. Euphrosyne hatte trotz des Gelingens des tollen Schabernacks eine schlaflose Nacht, und auch der Bräutigam machte sich darüber Vorwürfe, einen alten Mann zur Zielscheibe des Spottes gemacht zu haben. Desto ruhiger schlief, von goldenen Träumen umgaukelt, der wein- und freudentrunkene Purzelmeier. Auf einer Wolke von Seifenschaum trug ihn Frau Fortuna in die säulengetragene Vorhalle einer Königsburg; reichgallonirte Diener nahmen ihm Hut und Regenschirm ab und Hofgardisten mit großmächtigen Hellebarden geleiteten ihn zum Thronsaal. Er traute nicht seinen Augen. Stand nicht dort an des Thrones Stufen im goldbrokatenen Kleid und mit Straußfedern wie ein Schlittenpferd geschmückt, seine Tochter? Wahrhaftig! Und auf der andern Seite sein schmucker Schwiegersohn in Sammet und Seide und einen goldenen Hausschlüssel auf dem Rücken. Nach dem Takte einer sanften Musik drehten sich juwelengeschmückte Paare; zierliche Pagen kredenzten in schimmernden Gefäßen perlenden Wein. Ueberwältigt von dem blendenden Gepränge, blieb der eingeschüchterte Purzelmeier unschlüssig an der Thüre stehen, aber sein Schwiegersohn winkte ihm mit einem goldenen Spazirstock, die Musik verstummte, und beherzt schritt er durch die respektvoll zurückweichende Menge. Ein Jüngling im Hermelinmantel, mit Szepter und Krone, stieg die Thronstufen hinab und sprach leutselig zu ihm: „Knie nieder, Paphnucius Purzelmeier!"

Erstaunt, daß der Jüngling seinen Taufnamen kennt, sah er ihn groß an. Mit einem sanften Druck zwang ihn dieser auf's Knie und fuhr weiter fort: „Ich, der König von Griechenland, schlage dich zum Ritter!" Und er berührte seine Schulter mit einem silbernen Rasirmesser und heftete einen Ordensstern an seine Brust — das war ein goldenes Barbierbecken. Die Hofschranzen riefen: „Es lebe Ritter Figaro von Missolunghi!" Er verbeugte sich, stieß mit seiner Rückseite an die Vorderseite einer Hofdame und — erwachte.

Die Bettgardinen kamen ihm wie sein Wolkenwagen vor, in welchem er mit Frau Fortuna durch die Lüfte kutschirt ist. Vergebens rieb er sich die Augen, und als er mit dem weinschweren Kopf durch die Gardinen fuhr, glaubte er erst recht fortzuträumen, denn vor dem Bette stand, zur Soirée geschmückt, seine Tochter und sprach vorwurfsvoll zu ihm: „Aber Papachen, mache doch endlich, daß du aus den Federn kommst. Das Mittagessen hast du verschlafen und es währt nicht lange, so kommen unsere Gäste."

Purzelmeier kniff sich in die Nase und murmelte: „Also doch! Du, Sinchen, kommt der König auch?"

Euphrosynen wurde es bange um des Vaters Verstandeskasten, in welchem sich eine Schraube gelockert zu haben schien, denn mit einem Satz sprang er aus dem Bett, um seine Röcke, den Schlafrock nicht ausgenommen, zu mustern. Als er in keinem Knopfloch den gesuchten goldenen Ordensstern fand, wurde es ihm allmählich klar, daß er davon nur geträumt habe. Seufzend, keines der bunten 181 Bändchen, an welchen die großen Kinder so viel Freude haben, an seinem Frack befestigen zu können, schlüpfte er in die Kleider und entfernte mit kaltem Wasser die Verwüstungen des Katzenjammers von seinem Gesicht.

Bald rollten auf dem knirschenden Sande Equipagen vor die Veranda und entluden den lachenden Schwarm der Gäste.

Die Soirée war brillant und eine wahre Musterkarte von interessanten Nationalitäten, denn Georgios' Freunde brachten noch einige Armenier und Montenegriner, sammt ihren Frauen, mit, aber dem „Medizinalrath" zu gefallen, der nur seine Muttersprache verstand, wurde von allen Anwesenden deutsch, und zwar allseitig recht fließend, gesprochen. Als der Konversationswirrwarr sein Fortissimo erreichte, trat plötzlich eine Generalpause ein, denn zwischen den Portièren des Saloneingangs erschien der böhmische Barbiergehülfe Rzehatschek, zur Feier des Tages zum englischen Groom umgewandelt, und präsentirte dem Hausherrn auf einem silbernen Teller ein soeben angelangtes Schreiben.

Dieser suchte in allen Taschen nach seiner Brille, fand sie wie gewöhnlich nicht, wenn er einen Brief lesen sollte, und zog sich nach einer peinlichen Pause mit seiner Tochter in die nächste Fensternische zurück, wo ihm Euphrosyne flüsternd folgende Zeilen vorlas:

Alter Spezi!

Ich bin gestern mit meinem Herrn von Stockholm hier zur Kur eingetroffen. Wir haben oft in Schweden Deine sichere Hand vermißt. Soeben lese ich Deinen Namen in der Kurliste. Wie, zum Teufel, kommst Du in die Villa Rauheneck? Seine Durchlaucht, Dein langjähriger Kunde, wünscht, daß Du ihn wieder barbirst. Wir wohnen im Gasthof zum „Grünen Baum". — Also, morgen erwartet Dich

Dein Freund
Jean Gerstenberger,
Kammerdiener des Prinzen Rohan.

Des Himmels Einsturz hätte den guten Purzelmeier nicht mehr erschrecken können. Wie vor einem plötzlich sich öffnenden Abgrund stand er erstarrt, mit offenem Munde da. Der spärliche Haarkranz sträubte sich zu Berge und auf der Glatze perlten helle Schweißtropfen. Der Nase Carneol wurde zum Rubin. Ein nervöses Zittern löste diesen Bann. Wüthend riß er Euphrosynen den Brief aus der Hand, um ihn in Atome zu zerreißen; aber plötzlich besann er sich eines andern, — nicht umsonst war er mit soviel diplomatischen Versteckspielern befreundet. Ein grimmiges Lächeln zuckte in seinen zahllosen Gesichtsfalten, als er das Schreiben in die tiefste seiner Taschen versenkte und, zu seinen Gästen gewendet, mit heroischer Fassung sprach: „Ein unzeitiger Scherz meines Patienten, des Prinzen Rohan." Damit war der verfängliche Vorfall erledigt. Von Champagner angefeuchtet, kam die Konversation bald wieder in Fluß.

Während eine armenische Patti mit dem Liede: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein" die Ohren der Gesellschaft einer harten Geduldprobe aussetzte, lispelte Euphrosyne ihrem Bräutigam etwas in's Ohr, worauf dieser zustimmend nickte.

Der „Medizinalrath" war und blieb verstimmt. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er den letzten Gast hinauskomplimentirt hatte, und doch vermochte er die ganze Nacht keine Auge zuzumachen. Mit dem ersten Hahnruf fing er an, sich in große Gala zu werfen, um seinem ci-devant Freunde, dem Kammerdiener Jean Gerstenberger ad oculos zu demonstriren, daß er es, „Gott sei Dank!" nicht mehr nöthig habe, andere Leute, und wenn sie auch zufällig Prinzen wären, zu barbieren.

Verwundert sah der Zahlkellner vom „Grünen Baum" einen Gast zu so früher Morgenstunde eintreten. Als sich Herr Purzelmeier gehörig Muth getrunken, stapelte er zur Beletage hinauf, klopfte rücksichtslos an und trat, ohne das „Herein" abzuwarten, mit der Grandezza eines Magnaten in das Vorzimmer des Prinzen.

Blendwerk der Hölle!

Sitzt da nicht der eingeseifte Kammerdiener und vor ihm stehend in einem mehr wie reduzirten Flausrock, in der hochgeschwungenen Rechten das Rasirmesser, zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken kunstgerecht Jeans Nase eingeklemmt, sein Schwiegersohn, der königlich griechische Gesandtschafts-Attaché Georgios Popokatopulos, Inhaber des Sterns von Missolunghi?

Wie vom Anblick des Medusenhauptes versteinert, rang er einige Augenblicke vergeblich nach Luft und Sprache; endlich preßten sich aus der von banger Ahnung zusammengeschnürten Kehle die Worte: „Herr, Sie sind —"

„Barbier wie Sie, heiße Franz Rüdinger und bin nicht mittellos."

Purzelmeier schnellte vor, als wenn er auf eine Natter getreten wäre, und polterte heraus: „Und Sie wagen es, mit meiner Tochter Nanni — Euphrosyne wollt' ich sagen — zu scharmutziren?"

„Sich mit ihr zu verloben, wollen Sie sagen," entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe der Pseudogrieche Rüdinger. „Warum nicht? Ich liebte die arme Nanni und setzte, da Reichthum nicht schändet, mit der reichen Euphrosyne die Liebschaft fort."

Wuthschäumend sprudelte Purzelmeier heraus: „Die Verlobung ist null und nichtig. Mein Wort hat Herr Popokatopulos, und ich brauche einem hergelaufenen —"

„Vollenden Sie nicht, sonst erzähle ich der Residenz, wie man Medizinalrath wird."

Der arme „Medizinalrath"! Hatten früher Flammen um seine Glatze gelodert, so schienen jetzt die Fluthen des Eismeeres um seine Schläfen zu branden. Plötzlich abgekühlt, stotterte er kleinlaut: „Sie werden doch nicht des Teufels sein?"

„Nur unter der Bedingung, daß in vier Wochen Hochzeit ist."

„In Gottes Namen, wenn Sie mir versprechen, niemand mehr, auch nicht den Prinzen Rohan, zu barbieren."

„Angenommen."

Nach der Hochzeit erfuhr der „Medizinalrath", daß die Komödie von seiner Tochter in Szene gesetzt worden ist.

Dr. Max Transil.

Weltausstellungsbriefe.

Paris, Mitte August 1878.

VII.

(Einige bemerkenswerthe Historiengemälde. — Uebersicht über die französische und deutsche Genre- und Landschaftsmalerei. — Die italienischen Skulpturen.)

Wenn jemand der Meinung sein sollte, daß ich in meinem letzten Briefe die moderne Malerkunst, speziell die französische, zu abfällig beurtheilt habe, so irrt er; ich habe nur die allgemeine Tendenz verurtheilt. Diese aber folgt der Leitung und dem Geschmack der jeweiligen Gesellschaft, weil es unter den sogenannten Künstlern unendlich viele gibt, die nicht aus sich selbst, sondern nach dem Geschmack des großen Publikums schaffen. Und leider sind sie es, die einer Kunstepoche den Stempel aufdrücken und die meisten neuen Jünger der Kunst beeinflussen. Der wahre Künstler bleibt gewöhnlich zu seinen Lebzeiten verhältnißmäßig einsam und sein Einfluß wird erst in der Nachwelt fruchtbar. Wenn ich nun also hervorhob, daß im allgemeinen die Tendenz der modernen Kunst sich zum Niedergange und zur Demoralisation neige, so werden nichtsdestoweniger in unserer Zeit noch genug gute Bilder gemalt, denen wir eine reine Bewunderung zutragen können. Selbst unter den „Schreckensbildern" und „weiblichen Studien" befinden sich manche Perlen, und man muß sich gar sehr hüten, alles was nach Mord, Folter und Wahnsinn schmeckt, mir nichts dir nichts zu verdammen. Da haben z. B. die Franzosen einen Maler, Robert-Fleury, dessen Bilder wahrhaft bedeutende Szenen aus der menschlichen Geschichte herausgreifen, die an sich zwar schrecklich anzusehen sind, aber durch charakteristisches Leben und Abwesenheit jeglicher Sucht, die Nerven der Menschen krankhaft anzureizen, sich von jenen Grausamkeitsbildern wesentlich unterscheiden. Es sind besonders zwei, die ich im Auge habe. Das eine stellt den Arzt der Salpetrière (eines Hospitals in Paris), Pinel, dar, wie er im Jahre 1795 die Wahnsinnigen des Krankenhofes von ihren Fesseln befreit. Er war der erste Arzt, der eine Heilung der Wahnsinnigen auf humane Weise anstrebte; bis dahin tödtete man sie oder hielt sie in engen Kerkern gefesselt wie wilde Thiere. Das Robert-Fleury'sche Bild stellt den Arzt inmitten einer Anzahl wahnsinniger Weiber dar, denen die Fesseln von den Hospitalbediensteten abgenommen werden. Einige der Unglücklichen benutzen ihre Freiheit, um sich die Haare auszuraufen, die Kleider abzureißen und ihren Körper auf der Erde herumzuwälzen, während ihre verzerrten Mienen ein getreues Spiegelbild ihrer gestörten Geisteskräfte darbieten, andere blicken furchtsam und scheu um sich, sie trauen der plötzlichen Güte ihrer bisherigen Wärter nicht; die dritten drängen sich an den Arzt, um ihm Hand und Rocksaum zu küssen. Fürwahr, ein rührender Anblick, der uns die übrigen Schreckensszenen fast vergessen läßt! Und wie herrlich steht er da, der Mann, in dessen edler Seele das tiefste Mitleid für die ohne ihre Schuld Unglücklichen glüht. Da stoßen wir auf keine pathetische Attitüde, auf kein theatralisches Mienenspiel, auf keinen kaltblütig berechneten Effekt, welcher in den meisten französischen Bildern zu dominiren pflegt.... Dieser Mann steht da, so natürlich, so einfach in seiner Haltung, so treuherzig in seinem Gesichtsausdruck, daß man ihn unwillkürlich lieben und bewundern muß. Wer wird vor diesem Bilde nicht zu schönen, edlen Gedanken angeregt, wer sieht in

ihm nicht einen Merkstein der fortschreitenden Gesittung und Humanität, die vor kurzem erst in der französischen Revolution wiedergeboren waren! Das zweite Bild Robert-Fleurys führt uns in frühe Zeiten zurück; es stellt den Einzug des römischen Konsuls Mummius in die Stadt Korinth dar. Korinth war im Alterthum die Stätte raffinirtester Sittenlosigkeit und Völlerei, die Frauen galten fast insgesammt für feile Dirnen, und die Männer waren nicht mehr fähig, ein geordnetes Staatsleben zu leiten. Sie verkamen in Völlerei und Wollust. Wie eine dunkle, blitzende Wetterwolke fuhr das thatkräftige römische Heer über Griechenland dahin, und was hier alt und morsch war, ward unbarmherzig zerstört. Es war der Kampf jugendlicher Kraft gegen die Schwäche und Versumpftheit des Alters. Die Römer übten ein Weltgericht aus, als sie das griechische Sodom zerstörten, die Männer tödteten und die üppigen Weiber in die Sklaverei führten. Das Fleury'sche Gemälde stellt den strengblickenden Konsul Mummius dar, wie er seinen Soldaten die betreffenden Befehle gibt. Im Vordergrunde haben sich die korinthischen Weiber um die erschlagenen Männer zusammengedrängt, sie ringen die Hände, weinen, klagen und jammern. Auch bei diesem Anblick empfindet man trotz der üppigen, nackten Weiber nicht vorwiegend sinnliche Gefühle, sondern eine berechtigte sittliche Zufriedenheit mit dem Strafgericht, welches die Römer über Korinth gesprochen haben. Ja, wenn alle französischen Historienmaler ihre Süjets so trefflich aussuchten und sie mit so edler, humaner Gesinnung ausführten, dann ließe man sich auch die Schreckensszene gefallen.

An großen und bedeutenden Historienbildern sind die Kunstausstellungen der übrigen Völker verhältnißmäßig sehr arm. Bei Rußland treffen wir auf das Riesengemälde von Siemieradsky: „Die lebenden Fackeln des Nero", welches brillant gemalt ist und besonders durch die scharfe Charakteristik der einzelnen Figuren sich auszeichnet. Die „lebenden Fackeln" sind Christen, welche der heidnische Tyrann an Pfähle hat binden lassen. Diese waren mit Harz bestrichen und wurden sodann angezündet. Der ganze Hofstaat Neros, Senatoren, Soldaten, Gladiatoren, Hofbeamte, Buhlerinnen, Tänzerinnen ꝛc. haben sich im kaiserlichen Garten vor der großen Treppe zum Palaste versammelt, um dem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen. Soeben wird das Zeichen zum Beginn desselben von einem Hofbeamten, der ein rothes Tuch schwingt, gegeben, Negersklaven nähern sich mit flammenden Fackeln den armen Opfern. Gewiß ist das eine Schreckensszene, wie sie ärger nicht die Phantasie eines französischen Malers ersinnen könnte, aber Siemieradsky hat es nicht blos auf den Sinnenreiz und Nervenkitzel abgesehen, er entrollt uns in mächtigen Zügen ein großes Blatt aus der Geschichte Roms, er zeigt uns, wie die Tyrannei ihre höchste Höhe erreicht hat, aber auch zugleich, wie in der bethörten und verderbten Menge des Volks Abscheu und Ekel aufdämmern, denn wenn wir alle jene Figuren — wohl 60 an der Zahl — die Neros Hofstaat bilden, genauer betrachten, so bemerken wir wohl einige, die mit unverkennbarer Freude und Wollust sich auf die Qualen der Christen zu freuen scheinen, aber die andern drücken, je nach ihrer Individualität, Abscheu, Furcht, Entsetzen, Ekel und Entrüstung aus; unter den Senatoren begegnen wir finsteren Mienen, unter den thatvollen Soldaten verächtlichem Hohn, unter den Weibern Mitleid und Angst. Freilich liegt auf allen der Bann, welchen die kaiserliche Tyrannei über sie ausübt, und ein Ausdruck der Energielosigkeit, in welcher zu jenen Zeiten grausamer Wollust auch die Besseren versunken waren. Alles in allem muß man zugestehen, daß der junge polnische Maler mit großem Ernst an seine Aufgabe getreten ist und mit großer künstlerischer Genialität ein charakteristisches Bild aus der Geschichte des kaiserlichen Roms entworfen hat.

Das Gleiche kann man wahrlich nicht von dem noch größeren Bilde, „Kaiser Karls V. Einzug in Antwerpen", von dem berühmten österreichischen Maler Makart, behaupten. Dieser Künstler brillirt in der Farbengebung; alles, was er malt, ist farbengesättigt durch und durch und von heißer sinnlicher Gluth, besonders in der Darstellung des nackten Fleisches. Das erste Bild, welches ihn berühmt machte, stellte „die Pest in Florenz" dar oder „Die sieben Todsünden". Auf drei zusammengehörigen Bildern veranschaulichte er die lasterhaften Szenen, in welche sich die Todgeweihten stürzten. Ueppigkeit und Schwelgerei, sinnbethörte und verthierte Lüstlinge und wollüstige, nackte Weiber scheint er seit jener Zeit am liebsten zu malen, und auch sein neuestes Gemälde ist unzweifelhaft aus dieser Sucht nach wollüstigen Phantasiebildern entsprungen. Kaiser Karl, der mit seinem Hofstaat in die treue holländische Reichsstadt Antwerpen einzieht, die Bewohner, welche sich auf der Straße drängen und dem jugendlichen Monarchen zujubeln, sind eigentlich Nebensache, den Kernpunkt des Gemäldes bilden sechs bis acht nackende Mädchen, die kokett um sich blicken und dem Kaiser Blumen auf den Weg streuen. Wie diese Frauenzimmer unbekleidet auf die Straße einer nordischen Stadt mit kaltem Klima kommen, ist schwer zu erklären, wenn man nicht eben annimmt, daß der Maler absolut nackende Körper zeichnen wollte. So schön die letzteren auch gemalt sind, so unedel sind die Mienen und Blicke dieser „Jungfrauen". Es ist wirklich von Herzen zu bedauern, daß ein so großes Malertalent, wie Makart, sich auf solche Irrwege begibt, um der wohlhabenden Bourgeoisie eine pikante Augenweide zu geben und sich gut dafür bezahlen zu lassen. Dieses Bild ist übrigens von der Preisjury mit der großen Ehrenmedaille preisgekrönt worden. In der österreichisch-ungarischen Abtheilung hängen noch einige Porträts von Makart, die sehr schön sind, ferner ein Bild von dem Ungarn Muncaßki, welches einen wahrhaft rührenden Eindruck hervorbringt. Der erblindete englische Dichter Milton sitzt in einem Lehnstuhl und diktirt seinen jungen Töchtern Verse aus seinem berühmten Gedichte: „Das verlorene Paradies". Hier herrscht wahrhafte Poesie. Welch' eine Geisteshoheit prägt sich in diesem von irdischer Sorge gefurchten Antlitz aus, während die Gedanken sich in den höchsten Sphären menschlicher Weltanschauung verlieren!

Doch genug der Aufzählung einzelner Gemälde; ich würde gern noch auf ein schönes Historienbild in der deutschen Kunstabtheilung hinweisen, aber hier in dem kleinen Raum fanden die großen Gemälde unserer Maler keinen Platz. Deutschlands Ausstellung ist deshalb auch ganz unvollständig und wesentlich nur mit Genre- und Landschaftsbildern, sowie Porträts angefüllt. Ein Bild von Piloty, „Wallensteins Einzug in Eger" gehört nicht zu den besten Werken dieses berühmten Malers und berüchtigteren Denunzianten.

Landschaften und Genrebilder finden sich bei allen Völkern in zahlreicher Menge, und ich kann garnicht daran denken, einzelne besonders anzuführen. Im allgemeinen steht aber fest, daß Deutschland und Oesterreich sich in diesen am meisten auszeichnen, während Frankreich auf der untersten Stufe steht. Das hat verschiedene Gründe.

Vor allen Dingen finden die Maler hier in Paris, wo sie allein Ruhm ernten können, nicht jenes Entgegenkommen seitens des Publikums, wenn sie Landschaften malen, als wenn sie pikante Frauen und historische Schreckensszenen darstellen. Das pariser Publikum ist im allgemeinen zu blasirt, um noch an einfachen Naturschönheiten oder harmlosen häuslichen Szenen Gefallen zu finden, und es finden sich deshalb nur wenige Maler, die dieser Blasirtheit nicht Rechnung tragen. Dann aber kommt hinzu, daß die Franzosen im Grunde weit weniger humoristisch angelegt sind als wir germanischen Völker, und Humor darf nun einmal bei Genrebildern nicht fehlen, wenn diese nicht langweilig werden sollen. Es gibt ja auch hochernste Gemälde dieser Art, aber besonders bei uns Deutschen wiegt die humoristische Art vor und hat der deutschen Malerkunst seit alters großen Ruhm eingebracht. Auch unsere Zeit zählt berühmte Meister, deren Werke bei anderen Nationen ihres Gleichen nicht finden. Knaur, Meyerheim, Hasenclever, Defregger, Güssow sind noch die bekanntesten. Sie verbinden mit einer meisterhaften Technik und lebhaften Wiedergabe der Natur mehr oder weniger derben und feinen Humor, der ohne satirische Bitterkeit ist und deshalb jeden Menschen, der unbefangen ihre Gemälde betrachtet, bis in's innerste Herz hinein erfrischt und erfreut. Die Werke dieser Meister sind es denn auch, die dem deutschen Namen auf der Ausstellung die größte Ehre eingebracht haben und selbst von den Franzosen rückhaltlos bewundert werden, was bei der noch immer herrschenden Deutschfeindlichkeit und der horriblen Eitelkeit der Franzosen in der That sehr erfreulich ist. Freilich wird auch bei uns in der Genremalerei von vielen Künstlern viel gesündigt. Vor allem ist es zu bedauern, daß in dieser Beziehung so massenhaft produzirt wird, und da läuft selbstverständlich viel Unbedeutendes und Schlechtes mit unter. Es ist dieselbe Geschichte, wie bei der Schreckensmalerei der Franzosen. Unsere wohlhabenden Kunstliebhaber haben eine Vorliebe für dieses Genre und kaufen solche Bilder mehr als andere, schon weil sie billiger sind. Wo aber viel Nachfrage, wächst auch das Angebot, aber die Auswahl bei letzterem ist nicht grade groß. Wo soll denn auch den vielen Malern, die tagaus tagein nichts als Genrebilder malen, Zeit und Stimmung herkommen, um das tägliche Leben der Städter und Landleute aufmerksam studiren und betrachten zu können, und wie viele von ihnen müssen sich gewaltsam in eine humoristische Laune hineinarbeiten, denn nur wenigen ist ächter, frischer Humor von Mutter Natur verliehen! So kann man rechnen, daß unter zehn Genrebildern, die in Deutschland gemalt werden, neun fehlen könnten, ohne dadurch unserm Ruhm Eintrag zu thun. Da sind viele, die sich durch weiter nichts als naturalistische Naturtreue auszeichnen, kein Hosenknopf, kein Staubflecken fehlt, die Gesichter sind treue Porträts lebender Modelle, aber die Szene, welche dargestellt ist, langweilt. Wie unzählige male ist schon die „Mutterliebe" dargestellt worden, eine junge Frau, die ein Kind auf dem Arme hält, oder der aus dem Kriege heimkehrende Soldat, oder das Innere eines Dorfwirthshauses, oder ein verliebtes Paar, oder eine alte Frau, die Strümpfe strickt, oder das betende Kind, oder — was weiß ich sonst noch. Alle gleichgiltigen Situationen in unserem häuslichen Leben müssen den Malern herhalten. Fürwahr, es steckt in diesen bildlichen Nachahmungen der geringfügigsten Dinge, Menschen und Situationen ein gut Theil Impotenz, vermengt mit engherziger Philisterei, die unfähig ist, das Größere von dem Kleineren, das Edle vom Gemeinen zu unterscheiden. Unsere Zeit ist — was das öffentliche und soziale Leben anbetrifft — eine der gewaltigsten und interessantesten, sodaß es wahrhaft sonderbar erscheint, unsere Künstler noch immer im gewöhnlichsten, alltäglichsten Kram herumwühlen zu sehen, obgleich dem Genremaler soviel Großartiges zur Darstellung geboten wird. Das Arbeiterleben allein umfaßt so viele Momente, welche werth wären, künstlerisch dargestellt zu werden! Aber wenn man eine solche Anforderung stellt, gleich wird die Parole ausgegeben, das ist politische Tendenz, die die Kunst nicht befördern darf. Nun, ich bin der Meinung, lieber tendenziös malen als langweilig und gleichgiltig, und daß man nicht immer tendenziös zu sein braucht, wenn man sein Süjet aus dem modernen öffentlichen Leben nimmt, beweist das schöne Bild von Professor Menzel: „Die Schmiede", ein lebensvolles, packendes

Gemälde, welches uns das Treiben in einem großen Eisenwerke veranschaulicht. Da glühen die Oefen und schimmert das rothe Eisen, die Räder rollen, die Maschinen sind in Bewegung, die kräftigen Arbeitergestalten treten gespenstisch aus dem dämmernden Dunkel hervor — hier herrscht naturalistisches Leben und zugleich liegt doch ein Hauch von Poesie darüber. Menzel reiht sich jenen obengenannten Meistern würdig an, obgleich er nicht ihren Humor besitzt. (Schluß folgt.)

An die Adresse jener kirchlichen und staatlichen Gewalten, welche unablässig daran arbeiten, den menschlichen Entwicklungsprozeß zu hemmen, den großen Kulturstrom ab- oder rückwärts zu leiten, richtet Kant folgende Worte: „Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu versetzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine Erkenntniß zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung grade in diesem Fortschreiten besteht. Die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise gefaßt, zu verwerfen.“ Auf eine beharrliche, von niemande öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen sich zu einigen, um dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Menschheit nachtheilig zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben, aber auf sie Verzicht zu thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für seine Nachkommenschaft, heißt, die heiligen Rechte der Menschen verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch thun.“

C. L.

Die Stellung der Frauen bei den Germanen. In welch hohen Ehren das weibliche Geschlecht bei unseren Vorfahren, die man Bärenhäuter und rohe Waldmenschen schilt, stand, davon zeugen wohl am besten die Strafen, welche auf alle dem schwächeren Geschlechte zugefügten Beleidigungen gesetzt waren. So ward der Todtschlag einer Mutter unerwachsener Kinder dreifach schwerer geahndet, als der eines freien Mannes. Wer eine freie Frau öffentlich ehrlos schalt, büßte es, als wenn er einen freien Mann erschlagen hätte. Wenn jemand einer Frau die Hand wider ihren Willen entblößt oder berührt hatte, so mußte er 15 Schillinge, oder ebensoviel geben, als wenn er einem Manne den Mittelfinger abgehauen hätte; berührte einer den Arm, so mußte er 30 Schillinge erlegen, also dieselbe Summe, die auf die Abschlagung des Daumens eines Freien gesetzt war. Drang einer mit der Hand über den Ellenbogen, so kostete dies 35 und das Betasten des Busens 45 Schillinge. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit der Verweisung des Landes, und ein solcher, den man mit dem Willen einer Schönen, aber ohne Wissen des Vaters oder Mannes gab, mit 3 Mark Silbers bestraft. Wer bei den Alemannen einer Frau einen unblutigen Schlag versetzte, mußte 2 Schillinge bezahlen. Wer einer Frau oder Jungfrau das Haar ausriß, mußte 6, und wer sie so entblößte, daß ihr Knie sichtbar wurde, mußte 12 Solidos geben, eine Summe, die hinreichte, um eine tiefe Kopfwunde, die man einem Manne beigebracht hatte, zu sühnen.

Dr. T.

Brotneid unter Künstlern. (Bild Seite 568.) Seitdem die Darwinisten die kühne Hypothese von der Abstammung des Menschen vom Thiere aufgestellt haben, können wir uns nicht mehr in der stolzen Hoffnung wiegen, daß wir Herren der Schöpfung die Originalausgabe eines Meisterwerkes sind, sondern höchstens etwa die verbesserte Auflage eines alten Buches. Diese Thatsache, die uns von dem Sockel der „Gottähnlichkeit“ heruntergestoßen, ist der Grund, weßhalb wir uns eingehender mit dem Seelenleben unserer „Ahnen“ befassen. Wer hätte den Muth beim Anblick unseres Bildes „Brotneid unter Künstlern“ nur vom Instinkt allein zu reden, und nicht auch ein wenig Ueberlegung walten zu lassen? Die Szene spielt hinter den Koulissen eines Affentheaters. Der Held und Liebhaber, Monsieur Schnautzel, ein durch seine Häßlichkeit hübscher Rattenfänger, ist eben im Begriff, den Lohn seiner künstlerischen Leistungen im Zwischenakt, ein Butterbrot, zu verspeisen. Der neidische Komiker, der Kapuzineraffe Mandrill, verhindert Schnautzels kulinarisches Vorhaben durch Zerren am Halsband, aber die Mißgunst seiner theuren Ehehälfte, Madame Pamela, wird an ihm zur rächenden Nemesis, indem sie ihm mit dem Käppibande die Kehle zuschnürt. Die in Decken eingewickelte Bulldogge, welche in der eingerissenen Trommel schnarcht, ist Mister Plumpudding, der zärtliche Vater, und den Schluß bildet der Intrigant Spitz. Scheinbar gilt seine Aufmerksamkeit einer Wespe, aber verstohlen schielt er nach dem Butterbrot, das er, wenn sich erst die Parteien ergrimmt in den Haaren liegen, ohne Blutvergießen erschnappt.

Dr. M. T.

Ausfahrt von Ostende. (Bild Seite 569.) Die allgebärende und allverzehrende Mutter des Lebens, das Weltmeer, übt auf unsere Sinne dieselbe geheimnißtiefe Wirkung aus wie auf unsern Verstand der allumfassende Begriff der Freiheit. Thales, einer der ältesten Philosophen Griechenlands, erklärt das Wasser als die Grundursache aller Dinge mit folgenden Worten: „Im Anfang war das Meer, das Meer gebar die Wolke und die Wolke die Götterwelt.“ Die unaufhaltsam sich vollziehende Neugestaltung des „festen“ Landes ist des Meeres ureigenstes Werk. Aber auch das Luftmeer, die Atmosphäre, hat sein salziger Aushauch zu reinigen und sein feuchter Niederschlag muß die Fluren befruchten. Vom Korallenstaat, diesem Bindeglied zwischen Thier, Pflanze und Mineral, bis zu dem riesenhaften Säugethier, Walfisch genannt, beherbergt des Meeres feuchter Schoos Myriaden von Thier- und Pflanzenformen. Die Schalen seiner Mollusken sind das Material himmelanstrebender Gebirge. Doch auch auf den ewigen Wechsel der Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten seiner Strandbewohner, der Menschen, übt das Meer einen maßgebenden Einfluß aus. Und welcher Unterschied zwischen den blauen Buchten des mittelländischen Meeres, in denen sich das flammende Tagesgestirn spiegelt und den neblichten Fjorden Skandinaviens, an deren Strandfelsen die donnernde Brandung die Größe des Allvaters Okeanos predigt? Dort das leuchtende, klare, azurblaue Gewässer, einladend den Fremdling zum Landen, hinausdeutend für die Bewohner in die Fremde, in welchem als bequeme Haltepunkte Inseln ausgestreut sind; hier sturmbenagte, kahle Riffe, die wie dunkle Särge auf den schäumenden Wogen zu schaukeln scheinen. — Unser Bild stellt uns den belgischen Bade- und Fischerort Ostende an einer der Mündungen der Schelde und Lys vor. Ein Nebelschleier verbirgt die Wolkengeister, die zur Wetterschlacht in mächtigen Heeressäulen heranziehen. Der Sturmwind verschlingt den Klagelaut der Möven, denn die Nordsee ist eben im Begriff ihre Wellenrevolte mit den schaumgekrönten Barrikaden in Szene zu setzen. Der Satz, daß ein Gemeinwesen zum Wohle Aller da sei, wird von der entfesselten Natur widerlegt, die nur das Ganze erhalten will und die Einzelnen schonungslos opfert. Bei sämmtlichen Wesen entsteht im Aufruhr der Elemente die Frage: „Wer wird den andern essen?“ Bei ruhiger See hat der Fischer die Aussicht, die Fische zu essen, und bei stürmischer die Fische den Fischer. Ob wohl die nachschauenden Fischerfrauen, in deren flatternden Gewändern die Brise wühlt, ihre Männer wiedersehen werden?

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. G. R. Die gegen Trunksucht von Geheimmittelhändlern ausgebotenen Mittel enthalten gewöhnlich Brechweinstein oder andere, Brechreiz erregende Substanzen, deren Wirkung dann deutlicher hervortritt, wenn der in die Kur Genommene Alkoholika genießt. Zu empfehlen ist der Gebrauch solcher Mittel keineswegs. Ebensowenig aber ist es auch in allen Fällen räthlich, Trinkern ihr Lieblingsgetränk mit einemmale vollständig zu entziehen, denn der an den Alkohol gewöhnte Organismus verträgt die plötzliche Entziehung desselben so schlecht, daß nicht selten lebensgefährliche Störungen entstehen. Auch die andere von Ihnen erwähnte Kur, bei welcher man den Trinker 8 bis 14 Tage lang einsperrt und ihm nur mit Branntwein vermischte Speisen und Getränke verabreicht, bis er dieselben nicht mehr genießen kann, darf nur nach Berathschlagung mit dem Arzte über den gerade vorliegenden Einzelfall unternommen werden, damit nicht etwa bleibende Nachtheile für den Betreffenden dadurch entstehen. Gewohnheitstrinker werden nach derselben in der Regel für geraume Zeit des Branntweins überdrüssig; Periodensäufer dagegen — welche wochen- und monatelang ganz regelmäßig leben und dann mit einemmale mehrere Tage und Nächte oder eine ganze Woche hindurch massenhafte Quantitäten Branntwein, Bier und dergleichen zu sich nehmen und während dieser schlimmen Periode garnicht recht zu Verstande kommen, — sind meist unheilbar; sie fallen nach kürzerer oder längerer Zeit immer wieder in ihr Laster zurück.

Die übrigen, bis zum 16. August eingegangenen Briefe sind, wenn es uns thunlich erschien, direkt beantwortet worden.

Dr. Resau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Das Patent.

Novelle von A. Otto-Walster.

I. Eine Strafpredigt.

„Herr Kühne, ich habe Sie heute in mein Bureau müssen rufen lassen, indem Sie mir nachgrade ein gemeingefährliches Subjekt werden zu wollen scheinen, und ich dem schlechterdings nicht mehr, ohne einzuschreiten, zusehen kann. Sie wissen, daß ich mehr für Sie gethan, als ich eigentlich vor mir selbst verantworten kann, ja, daß ich Sie halb und halb wie mein Kind behandelt, weil ich Fähigkeiten in Ihnen zu entdecken glaubte, die ich einstmals nutzbringend für mein Geschäft verwenden zu können hoffte. Infolge dessen hatte ich mich auch bewogen gefunden, Sie besser zu stellen, als ich es sonst meinen Geschäftsprinzipien nach jemanden zugestehen würde, aber es scheint, als wenn Sie keinen besonderen Hang zur Dankbarkeit besitzen, weshalb ich mich endlich genöthigt sehe, Ihnen ein Ultimatum, wie die Diplomaten sagen, nämlich die Alternative zu stellen, entweder in die Schranken der Ordnung, der — Disziplin und Pflichttreue zurückzukehren, oder aus diesem meinem soliden, wohlgeordneten und weitrenommirten Geschäfte auszutreten. Hierzu will ich Ihnen in Rücksicht auf früher bewiesenes gutes Verhalten eine Woche Bedenkzeit zugestehen, und hoffe, daß Ihr sonst vernünftiger Sinn Sie auf den Weg der Reue und besseren Erkenntniß führen wird."

So sprach in feierlicher Morgenstunde und mit Salbung und Würde der große Eisengießereibesitzer Ferdinand Krummbügel zu einem, ehrerbietig mit der Mütze in der Hand, vor ihm stehenden jungen Arbeiter, dem die über schwarztuchene Beinkleider herabfallende, kurze blaue Bluse recht gut zu dem rosigen Gesicht mit den hellen, treuherzigen Augen und dem schlichten blonden Haare stand.

Herr Krummbügel saß, während er seine mit absichtlichem Bemühen im Amtsstile gehaltene Vermahnung ergehen ließ, in seinem prächtig ausgestatteten Privatkabinet, er hatte bei dieser Gelegenheit sogar seinen Staatsfrack mit dem großen Orden angelegt, und wendete nun sein wohlgenährtes, von buschigem, stark mit Grau gemischten Haupt- und Barthaar umrahmtes Gesicht mit den etwas lauernden, grauen Augen auf den armen Sünder, der sich nach einigem Zögern zu folgender Antwort ermannte:

„Es thut mir sehr leid, Herr Krummbügel, daß ich mir Ihr Mißfallen zugezogen, aber ich weiß wirklich nicht, worüber Sie zu klagen hätten. Ich erinnere mich nicht, irgendwie meinen Pflichten entgegen gewesen zu sein, weiß also auch nicht, was ich bereuen oder besser erkennen soll."

„Ja, so seid ihr, so macht ihr's alle, einer wie der andere. O, ich kenne euch. Unschuldig seid ihr allemal, wie neugeborne Lämmer. Aber ich frage Sie, Herr Kühne, haben Sie oder haben Sie nicht das Schriftstück veranlaßt, welches mir meine Arbeiter zu überreichen wagten und in welchem sich diese Leute, welchen ich das Brot gebe, erdreisteten, mir Vorstellungen wegen der nothwendig gewordenen Lohnherabsetzung zu machen?"

„Dieses Schriftstück habe ich nicht mehr und nicht minder veranlaßt, als meine übrigen Kameraden."

„Kameraden, was Kameraden, — Sie sind Werkführer und jene sind die Ihnen untergebenen Arbeiter."

„Nichtsdestoweniger bin ich doch Arbeiter, wie sie."

„Ich muß Ihnen sagen, Sie haben auch nicht ein Fünkchen Ehrgeiz in sich, Herr Kühne, das mißfällt mir sehr an Ihnen."

„Mein Ehrgeiz besteht darin, meine Pflichten bestens zu erfüllen."

„Papperlapapp, das ist sehr schön gesagt, aber Phrase; in Wirklichkeit helfen Sie eher die Leute aufreizen, statt, wie es Ihre Pflicht wäre, sie in Ordnung zu halten. Pflichten erfüllen! Ja, es hat sich was. Sie gehen ja nicht einmal regelmäßig in die Kirche!"

„Wenn man die ganze Woche gearbeitet hat, will man Sonntags wenigstens einmal frei sein."

„Frei! — Wie Sie das sagen!"

„Außerdem weiß ich längst auswendig, was der alte Pastor predigt."

„Nun, dann thut man es des Beispiels wegen. Aber genug. Sie kennen jetzt meinen Willen, und ich will hoffen, daß Sie den immerdar im Auge behalten, denn, junger Mann, ich habe noch große Dinge mit Ihnen vor, bedenken Sie das wohl. Vor allem ziehen Sie jetzt Ihre Unterschrift von der Eingabe zurück."

„O, wie könnte ich das! Ich will mich gern soviel ich kann, nach Ihren Wünschen richten, aber ich kann meinem Worte nicht untreu werden. Ich habe meinen Mitarbeitern erklärt, daß sie recht hätten, gegen die beabsichtigte Lohnreduktion einzukommen, da die bisherigen Löhne schon niedrig genug gewesen."

„Was wissen Sie davon, Kühne; garnichts wissen Sie davon!" rief Herr Krummbügel, indem er sich ziemlich erregt von seinem Sitze erhob und die rechte Hand würdevoll so über die Brust legte, daß der Zeigefinger den Rand des Ordens berührte. „Die Löhne", fuhr er fort, „richten sich nach dem Preise der Waaren auf dem Markte, und wenn andere mit ihren Preisen herunter-

gehen, so muß ich dasselbe thun und folglich auch billigere Arbeit haben."

„So liegt es in Ihrem Geschäftsinteresse, Herr Krummbügel, aber das Interesse der Arbeiter geht den entgegengesetzten Weg. Die Arbeiter müssen sich vereinigen und dahin wirken, daß nicht durch zu niedrige Löhne zu niedrige Waarenpreise erzielt werden können."

„Ach, das hängt ja garnicht von uns ab," meinte Herr Krummbügel, vornehm lächelnd, „darein haben andere Industriestaaten ihr Wörtchen mit zu sprechen."

„Eben deshalb müssen die Arbeiter sich international verbinden," rief der junge Mann lebhaft dazwischen.

„Wie? Was? In—ter—natio—nal? Sie wagen das Wort auszusprechen, in meiner Gegenwart? Entweder, Herr Kühne, wissen Sie nicht, was dieses verruchte Wort bedeutet, oder Sie sind ein Sozialdemokrat, ein Kommunist, ein Atheist, kurz, ein Umstürzler der schlimmsten Sorte. Wissen Sie, was ‚international' bedeutet?"

„Es bedeutet zwischenvölkerlich, mehrvölkerlich, was mehr als ein Volk angeht oder zwischen mehreren Völkern vereinbart oder geordnet werden muß."

„Da sieht man, wie die Leute mit Worten herumwerfen, die sie garnicht verstehen. Ich werde Ihnen sagen, was ‚international' ist. International bedeutet Umsturz, Vernichtung des Eigenthums und der Familie sammt der Ehe; es bedeutet fernerweit: Gottlosigkeit, Vaterlandslosigkeit, ein Attentat auf die göttliche Weltordnung, eine Verneinung aller Kultur, rohe Zerstörungswuth, Mord, Brand und Petroleum."

„O, Herr Krummbügel, von alledem steht kein Wort im Konversationslexikon unserer Bibliothek."

„Dann haben wir eine falsche Ausgabe, und ich werde dafür sorgen, daß eine andere angeschafft wird. Aber ich habe schon viel zu viel Zeit an Sie verschwendet. Was denken Sie denn? Zeit ist Geld, und bei mir ist jede Minute ein Goldstück werth. Versäume ich hier schon eine halbe Stunde wenigstens. Gehen Sie, Herr Kühne, und überlegen Sie; überlegen Sie aber schnell, denn ich sehe jetzt, daß es bei Ihnen schlimmer steht, als ich bisher gedacht. Das Gift der Sozialdemokratie greift schneller um sich, als die Maul- und Klauenseuche. Ich kann Ihnen unter solchen Umständen nicht mehr eine Woche, ich kann Ihnen nicht einmal drei Tage Bedenkzeit zugestehen. Sagen Sie mir morgen, um dieselbe Stunde, Bescheid. Das andere wird sich dann finden. Sie sind entlassen."

Damit war die befohlene Audienz vorüber, der junge Arbeiter zog sich zurück.

„Das hat mir grade noch gefehlt, daß diese Pestseuche der Sozialdemokratie bei mir Eingang fände und meine Geschäftsfreunde mich damit verhöhnen könnten. Ich will meinen Arbeitern es einleuchtend machen, daß sie für das Brot, welches sie bei mir essen, sich dankbar zu beweisen haben. Ich werde zu diesem Zwecke sofort eine fulminante Proklamation an alle meine Beamten, Werkmeister, Aufseher und Arbeiter zu Papier bringen, danach jeder zu achten hat, bei Strafe sofortiger Entlassung."

Der würdige Fabrikant war, während er diese Worte in ziemlicher Erregtheit äußerte, mit langen Schritten in seinem Bureau auf- und niedergegangen. Jetzt setzte er sich entschlossenen Geistes an sein Pult und begann, seine fulminante Ansprache zu Papier zu bringen.

Es war das feinste Velinpapier, und die Feder war eine Goldfeder, die man das ganze Jahr gebrauchen und, wenn sie zum Schreiben nichts mehr nütz, noch beim Pfandleiher versetzen kann. Aber einen ordentlichen Satz vermochte er trotz Velinpapier und Goldfeder nicht zustande zu bringen, weshalb nach einigen krampfhaften Versuchen der muthige Proklamationenschreiber die Feder hinwarf und meinte:

„Ach, was für ein Narr ich bin. Habe ich nicht meine Leute? Mein Buchhalter kann das Ding aufsetzen und der Pastor mag es durchsehen und verbessern. Ja, wartet nur, ihr Umstürzler, ihr .... Gut, ich will lieber zum Essen gehen, und des Nachmittags soll ein Schriftstück von meinem Bureau ausgehen, welches die Welt in Erstaunen setzt. O, ich will ihnen zeigen, was unsereins in dieser Welt zu bedeuten hat. Man braucht heutzutage nicht Graf, Fürst, Minister oder König zu sein, um etwas zu bedeuten, es genügt, daß man Geld hat. Und Geld habe ich, Gott sei Dank!"

Nach diesem trostvollen Zuspruch begab sich Herr Krummbügel in seine Privatwohnung, wo die Mittagstafel bereits vorbereitet war.

II. Eine Familientafel.

„Du hast heute keinen Gast eingeladen?" fragte die Hausfrau, die grade mit dem Arrangiren der Tafel zu Ende, ihren würdevoll eintretenden Gatten.

„Eingeladen? Nein, wen sollte ich auch einladen, es ist ja gar kein vernünftiger Mensch hier, den man einladen könnte, und unsere Beamten sind jetzt zu sehr beschäftigt."

„Ich meinte Herrn Kühne. Es ist heute sein Tag, und die Kinder sind daran gewöhnt, ihn an diesem Tage an der Mittagstafel zu sehen."

„Die Kinder werden sich daran gewöhnen, ihn an diesem Tage nicht mehr zu sehen."

„Hat er etwas Unrechtes gethan? Ist etwas vorgefallen?"

„Es ist mir", bemerkte Herr Krummbügel, indem er sich auf seinen breiten Lehnsessel neben der Tafel niederließ und nun zunächst in allen Kompot- und Salatschüsseln herumzustochern begann, „ganz lieb, daß die Sache so gekommen. Ich kann nun doch endlich einmal mit guter Manier einem von altersher eingerissenen Uebelstande ein Ende machen. Ich denke, ein Arbeiter, und wenn er auch Werkmeister geworden, will dennoch nicht gut an die Tafel seines Brotgebers passen."

„Ja, wenn es ein fremdes Menschenkind ist, aber Herr Kühne war doch ein sehr manierlicher, angenehmer Mensch und auch schon ein Gast von sehr langer Zeit bei uns."

„Er ist nichtsdestoweniger ein ebenso undankbares Geschöpf, wie das Arbeitervolk überhaupt; alle Güte ist an ihnen verschwendet. Wenn ich bedenke, daß ich ihn als blutarmen Jungen aus dem Waisenhause genommen, ihn zu etwas gemacht, zu einem Werkmeister, weil er sich anstellig zeigte, daß er schon seit neun Jahren mein Brot ißt, ja sogar einmal wöchentlich an meiner Tafel, welche Ehre nicht einmal meinem Buchhalter oder meinem Kassirer so häufig zutheil wird, — wenn ich das alles bedenke und nun sehen muß, daß er gemeinschaftliche Sache mit den fremden Arbeitern macht, — ach, was sage ich? — an ihrer Spitze steht er, eine Verschwörung hat er unter ihnen angezettelt, um mir mehr Lohn abzutrotzen, als ich beim besten Willen geben kann. Nein, dieser Undankbare kommt mir nicht mehr an meinen Tisch, er hat auch am längsten im Krumbügel'schen Etablissement sein Brot gefunden."

„Was du sagst, — ich kann mich noch immer nicht von meinem Erstaunen erholen," rief die Gattin, nachdem der Eheherr endlich eine Pause machte und somit Gelegenheit zu einer Bemerkung gab; „du sagtest es immer, er sei eine wahre Perle in deinem Geschäfte."

„Dafür mag ich ihn früher angesehen haben, aber die Perle hat sich als eine unächte erwiesen."

„Und das Patent für seine Erfindung?"

„Was du doch immer von Sachen sprechen mußt, die du garnicht verstehst."

„Du selbst sprachst oft mit mir davon und meintest, du gedächtest viel Geld damit zu machen."

„Möglicherweise, habe ich gesagt, aber die Sache hat sich anders dargestellt. Erstens ist die Erlangung des Patents gar keine sichere Sache, zweitens habe ich die Erfindung erst verbessern und dadurch werthvoll machen müssen, dann aber auch hat er die Sache ausgedüftelt, während er bei mir arbeitete, und diese Zeit und was während derselben gemacht wird, gehört doch mir. Aber ich denke, du verdirbst mir besser den Appetit nicht, ich habe grade genug heute. Läute die Glocke, die Mädchen sollen kommen."

Die Hausfrau gehorchte schweigend. Sie zog an einer Klingelschnur, und gleich darauf erschienen vier Mädchen im Alter von 19 bis herab zu 14 Jahren, alle gleichmäßig in Weiß und Roth gekleidet. Die Mädchen schienen an die Fabrikordnung gewöhnt.

„Ist Herr Kühne noch nicht da?" fragte das älteste Mädchen, indem es seinen gewöhnlichen Platz, vorerst stehend, einnahm.

„Nein, und er wird auch nicht kommen, er hat sich dieser Ehre unwürdig bewiesen. Sprich das Tischgebet!"

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast
Und segne, was du bescheeret hast,"

murmelte das Mädchen eintönig. Sie hatte während dessen die Hände leicht zusammengelegt und setzte sich nun, um sofort die Suppenkelle zu ergreifen und ihren Teller zu füllen. Die andern hatten, ohne auf das Gebet zu hören, sich gegenseitig angesehen und folgten nun dem Beispiele der älteren Schwester. Und die jüngste, ein blühendes Geschöpf im Alter zwischen Kind und

Jungfrau, setzte sich mürrisch nieder und schien durchaus nicht gewillt, an dem Mahle theilzunehmen.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis das Familienoberhaupt, dem seine jüngste Tochter zur Rechten saß, von diesem Streit im Essen Notiz nahm. Als aber der schwersilberne Löffel seinen letzten Dienst an der Suppe gethan, legte ihn Herr Krummbügel beiseite, wischte sich dann mit der Serviette den Mund, spülte ihn mit einem Schluck Rothwein rein und sagte, die peinliche Stille endlich unterbrechend:

„Na, was ist denn wieder mit dir los, Alma, warum issest du deine Suppe nicht?“

„Ich werde warten, bis Herr Kühne kommt.“

„Herr Kühne wird, wie du hörtest, heute nicht mit uns essen.“

„Nun, dann esse ich auch nicht,“ entgegnete mürrisch das Kind und schob den Teller von sich.

„Wenn du nicht essen willst, so geh weg vom Tisch.“

„Gut, ich gehe weg,“ erklärte das Mädchen trotzig und nahm einen Sitz soweit wie möglich entfernt von der Tafel.

„Du erziehst deine Kinder gut,“ schrie der Fabrikant seine Gattin an.

„Was kann ich thun?“ erwiderte diese gelassen. Du sprichst den einen Tag so und den andern Tag sprichst du wieder ganz anders. Da verlieren die Kinder die Richtung. Ist das ein Wunder?“

„Ja, du mußt allemal die Partie der Kinder gegen mich nehmen, selbstverständlich.“

„Weil ich die Kinder verstehe, da ich immer mit ihnen bin. Du aber verlangst, daß sie sich in dich schicken sollen, und du gibst ihnen doch keine Gelegenheit, dich kennen zu lernen.“

„So? Machst du auch Opposition gegen mich? O, ich sehe, das sozialdemokratische Gift schleicht immer weiter, es scheint sogar meine Familie zu infiziren. Aber ich werde dem ein Ende setzen. Die ganze Umgegend will ich reinmachen, oder ich will nicht mehr Krummbügel heißen und der erste Steuerzahler weithin in der Runde sein. Der Staat weiß, wen er an mir hat, was ich ihm werth bin, der Staat soll auch etwas für mich thun. Ja, und das Donnerwetter! Da sitze ich nun hier, die Tafel ist aufgehoben und ich bin noch hungrig wie ein Wärwolf. Wo soll man die Kraft hernehmen zum arbeiten, wie ich arbeite, wenn man sich nicht einmal satt essen kann.“

„Es ist noch alles da, was du wünschest, du hast nur zu bestimmen.“

„Ja, o ja, nun hier sitzen und allein essen; da soll man Appetit haben. Und dabei an die ungerathenen Kinder denken und an alles das andere verwetterte Zeug. Na, da lange mir nur die Kalbskeule her, ich will sehen, wie ich mit ihr fertig werde.“

Bald stand die schöne, braunumkrustete Kalbskeule von neuem vor dem Fabrikanten, der sich bei diesem Anblick wieder besänftigte und mit einem großen, scharfen Tranchirmesser ansehnliche Stücke losschnitt, die von seinem Teller bald ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie daraufgelegt waren. Sobald der Appetit etwas abnehmen wollte, wurde er durch einen kräftigen Schluck Rothwein wieder belebt, und erst nachdem Herr Krummbügel ein gutes Pfund Kalbfleisch hinuntergeschleckt und den letzten Tropfen aus der Flasche nachgeschickt, faltete er die Hände auf seinem hervorragendsten Körpertheile und rief:

„Nun kann man mir den Kaffee bringen, sowie ein Gläschen ‚Verdauung‘.“

„Verdauung“ sagte Herr Krummbügel nur, um nicht zu sagen „Cognac“, denn er war soweit deutscher Patriot, daß er zwar nicht auf die französischen Getränke, wohl aber auf deren Namen verzichtete, und somit etwas weiter ging, als der Spruch in Goethe's „Faust“ lautete:

„Ein ächter deutscher Mann
Mag keinen Franzen leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.“

Nachdem er den Kaffee und den Cognac zu sich genommen, warf er sich auf's Sopha und war bald darauf entschlummert.

Inzwischen ging das Geschäft seinen Gang. Herr Krummbügel, obwohl er sich gern die „Seele des Geschäfts“ nannte, wurde nirgends vermißt.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul).

Von **A. Reichenbach.**

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung in der deutschen Dichterschaar ist Johann Paul Friedrich Richter. Wahrhaft genial in seiner individuellen Anlage, ein Dichtertalent im besten Sinn des Wortes, werth, unseren beiden größten, Goethe und Schiller, als dritter an die Seite gestellt zu werden. Doch wieder von ihnen so verschieden, daß sie selbst von ihm sich mehr abgestoßen als angezogen fühlten. Mangel an Durchbildung, eine im höchsten Grade gedrückte Lebenslage, beinahe durchgehend bis zu seinem Tode, sowie die individuelle Neigung für die besondere Form der Satire und des Humors haben den Schöpfungen dieses Mannes einen Stempel aufgedrückt, der sie trotz der Fülle und Genialität ihres Inhalts heutzutage kaum noch lesbar erscheinen läßt. Nur aus literarwissenschaftlichem Interesse greift man noch danach, sonst werden sie wenig oder garnicht mehr gelesen. Allerdings hat der so sehr prosaische Realismus unserer Zeit auch noch seinen guten Theil Schuld daran.

Johann Paul Friedrich Richter wurde geboren am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge. Sein Vater war Schulmann und Pastor, der bald nach der Geburt dieses Knaben in der letzteren Eigenschaft nach Joditz berufen wurde, wo daher der kleine Johannes auch seine Kinderjahre zubrachte. Doch auch da war des Bleibens nicht lange, der Pastor Richter wurde von Joditz nach Schwarzenbach bei Hof versetzt und starb hier schon im Jahre 1779, seine Familie in großer Dürftigkeit hinterlassend. Dennoch besuchte der erst sechzehnjährige Johannes von 1779 bis 1781 das Gymnasium in Hof. Den Anfangsunterricht in den klassischen Sprachen hatte er von seinem Vater selbst erhalten, da er, nach dem übereinstimmenden Wunsche bestimmt war, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Leider war es der letztere, der zuerst durch seinen für die Familie zu frühen Tod diesen Plan durchkreuzte. Trotzdem wurde alles aufgeboten, um dem ältesten Sohne das Studium der Theologie zu ermöglichen. Keinesfalls reichten dazu die Mittel der hinterbliebenen Pastorswitwe aus, denn außer Johannes waren noch vier Brüder da, welche ebenfalls das Nöthige für Körper und Geist verlangten. Dessenungeachtet bezog Johann Paul Friedrich Richter im Jahre 1781 die Universität Leipzig, um daselbst Theologie zu studiren. So sehr auch sein Geist nach Wissensnahrung verlangt haben mag, auch der Körper wollte das Seinige haben. Der sonst mit der vollsten Gesundheit des Geistes und Körpers ausgestattete Musensohn gerieth bald in die bitterste Noth. Was thun? Von der Mutter war nichts zu erwarten, denn diese war selbst arm. Da erwachte seine Neigung zur Schriftstellerei und er schrieb sein Erstlingswerk, die „Grönländischen Prozesse“. Schon diese Bezeichnung deutet auf den satirischen Inhalt hin. Aber sein in der Schriftstellerwelt noch völlig unbekannter Name, theils aber auch grade diese Art der Darstellung, machten es ihm sehr schwer, für diese Schrift einen Verleger zu finden. Endlich gelang es ihm doch, und das erste Schriftstellerhonorar lag als klingende Münze in seiner Hand. Das erweckte Hoffnung und Muth. Allerdings war das Sümmchen klein genug, und wenn der angehende Autor auch den besten Willen hatte, durch fleißige Arbeit sich den zur Fortsetzung seiner Studien nöthigen Unterhalt zu verdienen, es ging doch nicht, wie er es sich gedacht; er gerieth in Schulden und sah sich im Jahre 1784 gezwungen, Leipzig heimlich zu verlassen. Aber nun wohin? — Mag eine Mutter noch so arm sein, für ein liebes Kind weiß sie immer noch ein Obdach und eine Suppe zu schaffen. So ging auch der tiefbetrübte, sonst so hoffnungsvolle Jüngling zu seiner Mutter, welche mit ihren vier übrigen Söhnen in einem kleinen, ärmlichen Hause in Hof lebte. Dort saßen sie, die lieben Sechs, zusammen in ein und demselben Stübchen, über Gegenwart und Zukunft nachsinnend, der junge Schriftsteller mit dem Lesen verschiedener Schriften, dem Herausschreiben schöner Stellen und dem Niederschreiben seiner eigenen Gedanken beschäftigt. Beinahe drei Jahre dauerte dieses dürftige Zusammenleben. Im Spätjahr 1786 traf



Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul).



Dolce far niente. (Seite 587.)

Richter mit einem ehemaligen Studiengenossen, namens v. Oertel, zusammen, dessen Vater Gutsbesitzer in Töpen bei Hof war. Dieser Jugendfreund vermochte es, daß sein Vater den in so trostloser Lage befindlichen jungen Mann zum Hauslehrer für die jüngeren Kinder berief. War diese Stellung auch keineswegs eine angenehme zu nennen, so hatte sie doch das Gute, daß sie ihm seinen Unterhalt gewährte und die Last der guten Mutter verminderte. Zwei und ein halbes Jahr blieb Richter in diesem Wirkungskreise, dann kehrte er abermals zur Mutter nach Hof zurück. Während dieser Zeit schrieb er sein zweites satirisches Werk, nämlich die „Auswahl aus des Teufels Papieren". Um jedoch nicht abermals der Mutter die dauernde Sorge für seinen Unterhalt aufzuladen, zog er im Jahre 1790 nach Schwarzenbach, wo ja sein Vater als Pastor gelebt hatte und gestorben war, und errichtete dort eine „Sammelschule". Vier Jahre brachte er auf diese Weise in dem genannten Städtchen zu. Seit neun Jahren, so sagte er selbst, hatte er in der „Essigfabrik der Satire" gearbeitet. Nun schien aber für ihn und seine mühsam durchgearbeitete Entwicklung ein Wendepunkt einzutreten. Seine im Jahre 1793 erscheinende „Unsichtbare Loge" bezeichnet seinen Uebergang von der Satire zum Humor, kündigt, wie Johannes Scherr sagt, den eigentlichen Jean Paul an und erzielt ihm auch einen günstigen Erfolg in pekuniärer Hinsicht. Da überkam ihn neuer Muth, neue Hoffnung; nun vertraute er seiner Kraft. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er zum Schriftsteller berufen und befähigt sei, etwas Gutes zu leisten. Er gab daher im folgenden Jahre (1794) seine Sammelschule in Schwarzenbach auf und kehrte zum drittenmal zum lieben Mütterchen nach Hof zurück. Um desto sicherer etwas zu verdienen, ertheilte er nun Privatunterricht, war aber nebenbei selbstverständlich fleißig mit Schriftstellerei beschäftigt. Im engen Stübchen eines kleinen, mehr hüttenartig gebauten Hauses, neben der am Spinnrad sitzenden Mutter, arbeitete der nun schon einunddreißig Jahre alte Dichter. Aber sein Genius entfaltete sich immer mehr und die Fülle und Innigkeit seines so reichen Gemüths ergoß sich hier in dem Werke, welches seinen Namen noch berühmter machte und ihm tausende von Frauenherzen gewann. Wir meinen „Hesperus, oder fünfundvierzig Hundsposttage".

Nun war sein Dichterruhm fest begründet, nun war er berechtigt, einen Platz neben den ersten deutschen Dichtern zu beanspruchen. Darum zog es ihn auch dahin, wo damals die Heimstätte eines Goethe, Schiller, Herder, Wieland u. a. war. Im Jahre 1795 reiste Jean Paul, wie er sich als Schriftsteller nannte, nach Weimar, wo er bei Herder, Knebel und der Herzogin Amalie eine sehr begeisterte Aufnahme fand. Leider sollte die Freude und das Gefühl der Beglückung, welches durch diesen Besuch über ihn gekommen war, eine starke Trübung erfahren. Sein liebes Mütterchen, mit dem er so manche einsame und stille Stunde verlebt, welches den genialen Sohn so gern in seinem Schaffen belauscht und oft bedauert haben mag, ihm nicht ein glänzenderes Loos bereiten zu können, dieses liebe, treue Herz war auch alt geworden und starb. Nun war der Dichter allein. Von seinen Brüdern wird nichts weiter gemeldet; wahrscheinlich konnten dieselben aus Mangel an Mitteln keine weitere Ausbildung erlangen und sind in untergeordneter Stellung verblieben. Jean Paul wählte nun Leipzig zu seinem Aufenthalte. Allein, mochte diese Stadt auch noch so viel Anziehendes für ihn haben, er hatte das Leben in Weimar gesehen, und da er ja frei war wie der Vogel, der sein Nest baut, wo es ihm eben gefällt, so verließ er schon im folgenden Jahre wieder Leipzig, um seinen beständigen Wohnsitz in Weimar aufzuschlagen. Die Zeit, die er hier nun in Gemeinschaft mit Herder, Knebel, Wieland und der Frau von Kalb verlebte, darf wohl die schönste seines Lebens genannt werden. Der Herzog von Hildburghausen glaubte ihm auch seine Ehrenbezeigung machen zu sollen, und verlieh ihm den Titel eines Legationsraths. Eine Trübung erlitt die schöne Zeit dieses Aufenthalts in Weimar doch. Wie schon bemerkt, gelang es Jean Paul nicht, sich die Zuneigung Goethes und Schillers zu erwerben. Der letztere schrieb an jenen, daß er Jean Paul „fremd und wie einen, der aus dem Mond gefallen sei," gefunden habe. Wenn man auch grade nicht sagen kann, daß es dieser Umstand allein gewesen ist, so hat er doch gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß Richter Weimar bald wieder verließ. Im Jahre 1800 reiste er nach Berlin, wo er sich mit der Tochter eines höheren Beamten verlobte und im folgenden Jahre verheirathete. Dann nahm er seinen Aufenthalt in Meiningen, zog von dort wieder weg, und zwar 1803 nach Koburg; auch hier nur ein Jahr verweilend, siedelte er 1804 nach Bayreuth, wo von nun ab sein beständiger Aufenthalt war bis zu seinem Tode. Der Fürst Primas von Dalberg setzte ihm 1808 ein Jahrgehalt von tausend Gulden aus, welche Summe nach Auflösung des Rheinbundes der König von Bayern zu zahlen übernahm.

Wenn man von Baireuth die Straße hinauszieht, an welcher in neuerer Zeit Richard Wagner sein sonderbares Haus gebaut hat, so führt einen eine schöne Lindenallee etwa eine halbe Stunde weit auf eine Anhöhe bis zu einer Straßenecke. Links ab führt der Weg zur sogenannten „Eremitage". An dieser Ecke steht ein kleines Wirthshaus mit einem bescheidenen, daranstoßenden Wirthschaftsgarten. Da hinaus, durch die lange Lindenallee, nach dem einfachen Straßenwirthshause, wanderte Jean Paul fast tagtäglich, eine Ledertasche, mit Papier und Skripturen gefüllt, umhängend, seinen treuen Spitz als Begleiter zur Seite. In der oberen Stube dieses Hauses, die nur mit ganz einfachem Geräthe ausstaffirt war, saß er, dichtete und schrieb bei einer Flasche Wein, gepflegt von der „Mutter Rollwenzel". Jahrelang ging es so fort. Es schien, als ob der Dichter nur in der Stadt wohnte, bei Mutter Rollwenzel aber sein Arbeitszimmer hätte. Aber die gute Frau pflegte ihn auch wie eine Mutter, verstand ihn, besonders in seinen Schwächen, wußte, was er liebte und was ihm gut that. Es ist daher kein Wunder, daß er sich dort wohlfühlte. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat vor einigen Jahren selbst einmal von Baireuth aus eine „Wallfahrt nach jener geheiligten Stätte"*) gemacht und aus dem Zimmer, in welchem einstens Jean Paul gearbeitet, seine „Briefe und bevorstehender Lebenslauf" als Andenken mitgenommen. Aus dem ferneren Leben des Dichters ist von nun ab kaum noch etwas Besonderes zu melden. In einfach geregelter Weise scheint es dahingeflossen zu sein. Im Jahre 1821, heißt es, traf ihn ein harter Schlag. Ein Sohn der damals in Heidelberg Theologie studirte, wurde ihm durch den Tod entrissen. Seit dieser Zeit kränkelte auch er. Sein Augenlicht wurde immer schwächer, bis es endlich ganz erlosch. Johann Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul, starb am 14. November 1825 in Bayreuth. Vor einiger Zeit hat ihm diese Stadt auf dem Platze vor dem Gymnasium ein Denkmal gesetzt. — Manche Erzählung aus dem Leben dieses deutschen Dichters lebt noch im Munde des dortigen Volkes.

Es ist uns unmöglich, innerhalb der uns gezogenen engen Schranke hinsichtlich des Raumes näher auf die Schriften dieses Mannes einzugehen. Wir könnten sie daher auch nur der Reihe ihrer Entstehung nach mit theilweiser Angabe ihres Inhaltes hier anführen.

Wie schon gemeldet worden, arbeitete Jean Paul während der ersten neun Jahre seiner schriftstellerischen Laufbahn in der „Essigfabrik der Satire". Aus dieser Zeit stammen die schon genannten „Grönländischen Prozesse" und „Auswahl aus den Papieren des Teufels". Ihnen folgten: „Reise des Rektors Fälbel mit seinen Primanern nach dem Fichtelgebirge", „Freudels Klaglibell über seinen Dämon", „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz" (Idylle: Glück in der Beschränkung). Sind die beiden erstgenannten rein satirisch, so behandeln die anderen mehr den Charakter des Uebergangs von der Satire zum Humor. Die nun folgende Schrift „Unsichtbare Loge" bezeichnet den vollen Uebergang, kündigt, wie schon bemerkt, den wahren Jean Paul in seiner Eigenthümlichkeit an und macht den ersten Schritt, um seinen Ruhm zu begründen. Das Werk ist ein Roman, mit einem Reichthum von Gedanken über Erziehung im Sinne des französischen Philosophen J. J. Rousseau. Diesem folgt der ebenfalls schon genannte „Hesperus, oder fünfundvierzig Hundsposttage" oder „Leben des Quintus Fixlein" (epischer Natur) gehört zu seinen bessern Sachen; die Schrift schildert die Leiden und Freuden eines Lehrers, wobei er theilweise sich selbst, theils auch den Theodor Benjamin Helferecht, Rektor des Gymnasiums in Hof, im Auge hatte. Dann folgen die „Biographischen Belustigungen"; „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokat Siebenkäs" (hierin schildert er sich selbst, von der Zeit der Herausgabe der „Auswahl aus des Teufels Papieren" ab); „Jubelsenior"; „Kampanerthal, oder über die Unsterblichkeit der Seele"; „Palingenesien"; „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf", woraus „Der doppelte Schwur der Besserung" und „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" ganz besonders Erwähnung verdienen. „Die Flegel-

*) Siehe „Uhlichs Sonntagsblatt", Jahrg. 1873, Nr. 29 vom 20. Juli: „Worin besteht des Menschen wahres Glück?"

jahre", unvollendet, hielt er selbst für sein bestes Werk und erklärte, daß die darin vorkommenden „Vult" und „Walt" nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen seien, aus denen er selbst bestehe. „Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana" ist ein Meisterstück von satirischer Polemik und zeigt, wie auch in der Philosophie die allzugroße und ängstliche Pflege der Form den lebendigen Geist ertödte und wie dann die willkürlichsten Folgerungen schulgerecht daraus gezogen werden können. Tragischer Natur ist „Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", in welchem er mit Tiefe der Empfindung und Kraft der Darstellung seiner Entrüstung über die eheliche Sittenlosigkeit ausspricht. Haben die vorhin genannten Schriften das Komische mit dem Sentimentalen verbunden, so bleibt in den beiden letzten Romanen das Sentimentale ganz weg und tritt das Komische fast allein hervor. Sie heißen: „Dr. Katzenbergers Badereise", worin, wie im „Quintus Fixlein", die Einseitigkeit der deutschen Gelehrten gezeichnet ward, und „Der Komet, oder Nikolaus Marggraf". Der Roman hat den Zweck, das schwärmerische Wesen der Deutschen in das wahre Licht zu stellen. Wissenschaftliche Bedeutung wird folgenden Schriften von Jean Paul zugemessen: „Vorschule der Aesthetik" (Fülle von Gedanken über die Dichtkunst); „Levana oder Erziehungslehre" und „Selina, oder über die Unsterblichkeit der Seele". — Von politischer Bedeutung sind: „Freiheitsbüchlein", „Friedenspredigt" und „Dämmerungen für Deutschland". Ueber die erste dieser drei Schriften sagt H. Kurz in seiner „Geschichte der deutschen Literatur": „Seine begeisterte Liebe für die Freiheit, seine Ueberzeugung, daß die Menschheit nur durch Aufhebung alles willkürlichen, den Geist erdrückenden Zwanges, insbesondere der verdummenden Censur, verwandelt werden könne, sprach er in satirischer Manier in dem Freiheitsbüchlein aus."

So haben wir in Johann Paul Friedrich Richter einen der begabtesten und fruchtbarsten deutschen Schriftsteller. Aber seine tiefen Gedanken erschienen in einer Form, welche, wie schon im Anfange bemerkt, dieselben uns heute kaum noch genießen lassen. Besonders störend sind seine immer wiederkehrenden Einschiebsel und Zwischenstücke. Ja, es wird erzählt, daß er in seinem spätern Leben von mancher Sonderbarkeit selbst keine Erklärung mehr zu geben vermochte. Dem Verfasser dieser kleinen Arbeit ist in Bayreuth selbst folgendes mitgetheilt worden. Eines Tages wünschte ein fremder Herr Jean Paul zu sprechen. Als er in dessen Zimmer eingetreten, erklärte er, von einer literarischen Gesellschaft geschickt zu sein, um den Verfasser (eben Jean Paul) um die Erklärung einer gewissen Stelle in einer seiner Schriften zu bitten. Als diese Stelle aufgeschlagen und dem Dichter gezeigt wurde, gab er zur Antwort: „Mein Herr! Als ich diese Stelle niederschrieb, da wußten Zwei, was sie bedeuten sollte, ich und — der Herrgott. Wenden Sie Sich nun an den, ich weiß es nicht mehr." Daß es sehr zu bedauern ist, so groß Gedachtes und so tief Empfundenes in solcher Form zu haben, brauchen wir kaum erst zu bemerken.

Fragst du aber warum das? — lies und betrachte des Dichters Leben, Kämpfe und Ringen, und du wirst des Räthsels Lösung finden.

Irdische Massenbewegung.

Es gibt auf der Erde keinen einzigen Körper, der nicht in Massenbewegung begriffen wäre, insofern wir selbst, sowie alle stofflichen Theile derselben an ihrer Planetenbewegung theilnehmen. Im nachfolgenden sehen wir von dieser Art Bewegung, die sich unsrer Einwirkung durchaus unzugänglich darstellt, vollständig ab, um unsre Aufmerksamkeit nur der Ortsveränderung begrenzter Körper auf der Erdoberfläche, bei der sie ohne Aenderung der Lage ihrer Theile ihre Stellung zu einander ändern, zuzuwenden. Hierbei ist unser Interesse ein sehr erhebliches und naheliegendes, da unsere Verstandesarbeit großentheils darauf gerichtet ist, derartige von Naturkräften veranlaßte Bewegungen für die Menschheit praktisch nutzbar zu machen, und auch alle Muskelarbeit zumeist in Hervorbringung von Massenbewegung verbraucht wird.

Beobachtungen und Theorien über das Gleichgewicht und die Bewegung begrenzter Körper (die Statik und Mechanik) bilden die ältesten Kapitel realen, naturwissenschaftlichen Wissens; an ihnen hat sich eine streng wissenschaftliche und logische Betrachtungsweise zuerst geschärft. Historisch zu verfolgen — seit den alten griechischen Philosophen —, wie die einzelnen Ergebnisse für den Wissensschatz der Menschheit im Laufe mehrerer Jahrtausende gewonnen wurden, ist von größerer Bedeutung für eine Geschichte der Philosophie, als für unsern Zweck: die Fundamente aufzuweisen, auf denen das jetzige Gebäude der Physik errichtet ist, und dadurch zu einem selbstständigen Zurechtfinden in seinen zahlreichen, mehr oder weniger ausgebauten Hallen und Gemächern zu befähigen. Unser Leitstern dabei, dessen Entdeckung der neuesten Zeit verdankt wird, ist immer das Gesetz der Erhaltung von Bewegung und Kraft.

Wie schon früher erläutert wurde, befinden sich alle Bewegungen auf der Erde im Zusammenhang und Kreislauf mit den kosmischen Wärme- und Lichtbewegungen, die sich zunächst als wirksamer Antrieb gegen die Oberfläche äußern. Die großen Reservoire aber, aus denen theils gegen, theils ohne, theils mit unser Absicht die tausenderlei kleineren irdischen Massenbewegungen sich herleiten, sind bewegte Luft, bewegtes Wasser und chemische Bewegung. In Gasform gehobenes und wieder zu Thal fließendes Wasser und bewegte Luft sind die Arbeit von verbrauchter Sonnenwärme, und es ist die Ausdehnung der Körper durch die Wärme das Verbindungsglied, wodurch diese in Massenbewegung umgesetzt wird. Im Vegetationsvorgang der Pflanzen wird Kohlensäure in kohlenstoffreichere Verbindungen und Sauerstoff zersetzt unter Verbrauch von gerade soviel Wärme, als dieselben beim Verbrennen, sei es mit Flamme an der Luft, oder im Verdauungs- und Athmungsvorgang der thierischen Organismen, oder auch beim langsamen Verwesen, wieder Wärme entwickeln.

Wenn wir diese Verbrennungswärme zur Ausdehnung von Wasser oder Luft benutzen, erzeugen wir künstlich Massenbewegung in der Dampf- oder kalorischen Maschine. Die thierische Bewegung ist aber insofern unter demselben Gesichtspunkt zu betrachten, als sie sich ganz zweifellos von dem Verbrennungsvorgang herschreibt, den wir Verdauung und Athmung nennen; nur können wir noch nicht mit derselben Sicherheit den Arbeitseffekt von einem Pfund Brot berechnen, als von einem Pfund Steinkohle, einmal wegen der wechselnden Zusammensetzung unsrer Nahrung und dann wegen unseres noch lange nicht genügenden Einblicks in die mannichfach verwickelten Lebensvorgänge unsres Organismus.

Am Beispiel der Bewegung der Weltkörper sehen wir, daß die Massenbewegung als solche unvernichtbar, ewig sein kann. Alle irdischen Bewegungen müssen ebenso nothwendigerweise ein Ende nehmen, da die bewegten Körper durch gasförmige, flüssige oder starre andre Widerstände erfahren, die wir nie gänzlich ausschließen können. Die Massenbewegung wird aber dadurch nicht vernichtet, sondern nur in eine andre Art, in Molekularbewegung, zumeist direkt in Wärme, oft auch indirekt in sie übergeführt. Jemehr wir den Umsatz in Wärme durch Verringerung des Widerstands aufheben, destomehr nähern sich auch die irdischen Bewegungen dem Gesetz der ewigen Dauer. Auf einer glatten Eisfläche vermögen wir eine Kugel wohl zehnmal soweit zu rollen, als auf der einen erheblich größeren Widerstand bietenden Erde. Ein schweres Gewicht kann an einem Draht in geeigneter Weise so aufgehangen werden, daß es — als Pendel — 20—24 Stunden durch einen einzigen Anstoß in Bewegung bleibt. Wenn wir einen Kreisel durch Abzug eines Fadens in Bewegung setzen, so rührt die ihm ertheilte Bewegung von der Muskelkraft unsres Armes her. Nach unsrer ungefähren Schätzung verrichten wir dabei eine sehr kleine Arbeit. Dennoch kann ein 4—5 Pfund schwerer Kreisel auf einem Porzellanteller dadurch, mit 50—60 Umdrehungen in der Sekunde, eine ganze Stunde in Bewegung bleiben. Wenn der Umfang des Kreisels 12 Zoll beträgt, so hat jeder Punkt desselben bei der angegebenen Umdrehungszahl $60 \times 60 \times 60 = 216{,}000$ Fuß oder 9 Meilen durch den einmaligen Abzug des Fadens zurückgelegt.

Es gehören hierher auch einige in die Augen fallende Beobachtungen, die man in schon früher gekennzeichneter, unwissenschaftlicher Weise durch Erfindung eines Wortes zu erklären vermeinte. Wenn wir in einem Kahn stehen, das seine Bewegung plötzlich beendet, so fallen wir in der Richtung der frühern Be-

wegung. Legen wir auf ein Glas Wasser ein Kartenblatt und darauf ein Stück Geld, so können wir das Kartenblatt fortschnellen, während das Geld in das Wasser fällt. Diese Erscheinungen, sowie das Fortschnellen eines Steins durch die Schleuder, das Schwingen einer Saite und ähnliche vermeinte man durch ein angenommenes „Vermögen“ der Körper, das man „Trägheit oder Beharrungsvermögen“ benamste, erklärt zu haben. Dieses vermeintliche Vermögen ist aber ein ebenso überflüssiger Begriff in der Mechanik, wie der der Kälte in der Wärmelehre. Daß ein ruhender Körper sich nicht ohne veranlassende Ursache in Bewegung setzt, versteht sich von selbst, bedarf keiner weitern Begründung; daß aber ein bewegter Körper entweder die Bewegung ewig beibehält, wie die Gestirne, oder doch solange, bis er, wie die irdischen, seine Massenbewegung auf einen andern zu übertragen, oder sie in Wärme umzusetzen genöthigt ist: das mußte durch Beobachtungen und Experimente erst begründet und zu richtiger Anschauung gebracht werden. Es ist das keine Eigenschaft, kein Vermögen des Körpers, sondern der Bewegung, wenn sie auch immer nur an der Materie haftend zu beobachten ist! Da sie in der Zeit nicht vergehen und also auch in der Zeit nicht entstanden sein kann, so bedarf sie auch bei besonders augenfälligem Erscheinen gar keiner künstlichen Annahme zu einer verfehlten Begründung.

Die Bahn eines nur von einer Kraft in Bewegung versetzten und in Bezug auf sie beeinflußten Körpers muß an und für sich eine gradlinige sein. Wir finden diese Voraussetzung aber nur beim freien Fall ohne Wurfbewegung. Bei der Eisenbahn, bei der Metallhobelmaschine, bei der Führung der Dampfkolbenstange erzielen wir diese Bahn nur durch Beschränkung der Bewegung durch ein gradliniges Hinderniß. Die krummlinige Bewegung sehen wir dadurch eintreten, daß eine zweite Kraft von außerhalb der Hauptrichtung der Bewegung beständig auf den Körper einwirkt. Bei den Himmelskörpern, die um einen Centralkörper kreisen, ist der sphärische Antrieb die Ursache; ebenso bestimmt derselbe die Bewegungsbahn zur Kurve beim schrägen Wurf oder Schuß. Auch durch Cohäsion können Körper gezwungen sein, die gerade Linie nicht einzuhalten, wie der Stein in der Schleuder, das Pendel, alle rotirenden Maschinentheile.

Zu den wesentlichen Bedingungen für das Verständniß der irdischen Massenbewegungen gehört der Begriff ihrer Größe, die Befähigung, dieselbe zu messen.

Die Größe der Massenbewegung wird gemessen durch das Gewicht des bewegten Körpers, multiplizirt mit dem Raum, den er zurücklegt.

Zur Verdeutlichung und Begründung dieser Regel wollen wir zunächst die beiden entgegengesetzten Fälle betrachten, daß eine Last auf eine gewisse Höhe gehoben wird und daß sie von derselben auf ihre Ausgangsstelle zurückfällt. — Die Wirkung eines ruhenden Körpers beruht auf zwei Größen: auf der Summe der wiegenden Theile oder der Anzahl der physischen Moleküle und auf der Größe des Antriebs, den jedes einzelne nach der Erde zu erfährt. Dieses Produkt aus der Summe der wiegenden Theile oder der Masse und der Größe des Antriebs drückt die ganze Wirkung einer Last in der Ruhe aus, die wir Gewicht nennen.

Wird nun ein Körper gehoben, so lastet er während der Hebung mit seinem ganzen Gewicht auf der hebenden Ursache, und wäre dieselbe nicht größer als das Gewicht, so würde die Last, wie in solchem Fall auf der Wage, in Ruhe bleiben. Die hebende Ursache muß also größer sein, als das Gewicht, damit es gehoben werde. Während des Hebens übt das Gewicht an jeder Stelle des Raumes denselben Druck aus: je höher es gehoben werden soll, um so größer muß die hebende Ursache sein, und für gleich große Räume muß sie gleich groß sein. Daher gibt das Produkt aus Gewicht und Raum oder Weg das Maß für die Bewegungsgröße.

Wenn man das Gewicht durch Kilogramm oder Pfund bezeichnet, so die Bewegungsgröße durch Kilogrammmeter oder Fußpfund. Man sieht ein, daß das Gewicht unabhängig vom Raum, dieser dagegen im Begriff der Bewegungsgröße unbedingt eingeschlossen ist, da eine Bewegung ohne Raum nicht denkbar.

Es folgt aus diesen Ausführungen, daß, wenn von zwei gleichen Gewichten das eine langsam gehoben, das andre durch einen Wurf, Stoß oder Schuß zur gleichen Höhe befördert wird, in beiden Fällen gleich viel Bewegung verbraucht wird — die Bewegungsgröße dieselbe ist. Der einzige Unterschied ist der, daß im erstern Fall die Bewegung dem Körper allmählich mitgetheilt wird, im zweiten Fall gleich zu Anfang der Bewegung. Man findet für diesen Fall sehr häufig — und zwar in physikalischen Lehrbüchern und Abhandlungen ersten Ranges — den Ausdruck „lebendige Kraft“ für Bewegungsgröße, weil die langsam gehobne Last gewissermaßen todt erscheint im Vergleich zu einer andern, die gleichsam einen Bewegungsvorrath in sich führt und insofern einem lebenden, von selbst fliegenden Wesen vergleichbar ist.

Die Naturwissenschaft wendet sich ausschließlich an den Verstand, und solange man diesen mit scharf bestimmten Begriffen zu befriedigen vermag, sollte man sich in übereifrigem Bestreben nach Deutlichkeit nicht verleiten lassen, ihn durch die Phantasie lahm zu legen, indem man sie durch Bilder weckt, die von einem andern Gegenstand entlehnt, sich mit dem zu begreifenden doch nie vollständig decken. — Das Wesen der Kraft liegt in Ruhe; und wenn sie sich bethätigt, was eben nur am Stoff und im Raum geschehen kann, so setzt sich jede Kraft in Bewegung um: wozu also beide Begriffe vermischen? In beiden oben bezeichneten Fällen ist die Größe der Bewegung, welche zur Gewichtserhebung auf die gleiche Höhe verbraucht werden mußte, absolut gleich; auch sogar die Art der ursächlichen Kraft kann es sein. Eine auf irgend welche Weise auf eine gewisse Höhe beförderte und hier unterstützte Last stellt nun wieder eine Kraft vor, gleich ihrem Gewicht, und eine Bewegungsgröße, die dem Produkt des Gewichts mit dem disponiblen Fallraum entspricht.

Im Moment nun, wo die gehobne Last — die jahrtausende lang auf eine Stelle einen Druck oder Zug, ohne Verbrauch einer ihr eignen Kraft ausgeübt haben kann — genöthigt wird zu fallen, wohlverstanden ohne Wurf nach unten, hat sie gewiß weder eine Kraft in sich, die nun lebendig würde, noch auch einen Bewegungsvorrath, den sie verausgaben könnte; es findet nichts weiter statt, als daß der Körper nun in natürliche Bedingungen versetzt ist, unter denen der sphärische Antrieb, die Bewegung der kosmischen Wärmestrahlen auf ihn als Massenbewegung übergehen muß.

Uebrigens ersieht man, daß das Fallen einer Last keineswegs durch vorgängiges Heben derselben bedingt ist, auch daraus, daß wir z. B. die Erde unter einem Stein weggraben und ihn dann fallen lassen können, ohne ihn zu berühren. Die hier entstandene Bewegung findet allerdings ihr Gegenstück an der zum Heben des Erdbodens verbrauchten. Was wir durch unsre Arbeit schaffen, sind überhaupt nie neue Bewegungen oder Kräfte, sondern nur zweckmäßige Bedingungen zur möglichen Bethätigung der vorhandenen!

Wenn der fallende Körper durch die Schwere nur einen einmaligen Anstoß erhielte, so müßte er — vom Luftwiderstande abgesehen — während des Fallens in jeder Sekunde den gleichen Weg zurücklegen oder mit gleichbleibender Geschwindigkeit sich bewegen. Die Schwere wirkt aber beständig auf ihn, da seine Geschwindigkeit sehr erheblich kleiner ist, als die der stofflichen Theilchen, welche die ihre auf ihn übertragen. Da er so immer neue Anstöße erfährt, muß sich seine Geschwindigkeit mit jedem Augenblick vergrößern, beschleunigen, sodaß die endliche Geschwindigkeit im gleichen Verhältniß mit der Fallzeit gewachsen sein muß.

Beim freien Fall wird ein Bruchtheil aus dem unendlichen Vorrath der kosmischen Wärmebewegung als Antrieb verbraucht, und zwar ist dieser gleich dem Gewicht des fallenden Körpers mal der Fallhöhe.

Die Geschwindigkeit des Fallens, also auch der Weg oder Fallraum, ist in derselben Zeit für alle Körper gleich, wenn das Fallen im sogenannten luftleeren (d. i. eigentlich luftverdünnten) Raume geschieht. Der augenscheinliche Unterschied der Fallgeschwindigkeit in der Luft rührt nur vom Widerstand derselben her, der je nach der Ausdehnung der Körper, welche die Luft verdrängen, verschieden ist.

Dies Gesetz des gleich schnellen Fallens aller Körper, wenn man vom Luftwiderstand absieht, das durch Versuche bestätigt wird, erklärt sich durch folgende Ueberlegung. Der kosmische Antrieb gegen die Erdoberfläche wirkt zwar ununterbrochen auf alle fallenden Körper, und diese kommen mit um so größerer Bewegungssumme bei gleicher Fallhöhe unten an, je größer ihr Gewicht ist, weil eine größere Zahl wiegender Theile oder Moleküle die Molekularbewegung einer größeren Zahl von Wärmestrahlen aufnehmen und in Massenbewegung umsetzen können, aber ein bestimmter Raum kann nur eine begrenzte Zahl schwingender Wärmestrahlen enthalten, und jedes Molekül bietet nur einer beschränkten Zahl von Strahlen die Möglichkeit, den Raum, ihre

Bewegung zu übertragen: also müssen im luftverdünnten Raum 1 Kilo und 100 Kilo, eine Flaumfeder und ein Stückchen Blei gleich schnell fallen.

Zu noch größerer Verdeutlichung unserer Auseinandersetzungen über den freien Fall kann auch die Gegenüberstellung der früheren Anschauungen dienen.

Einmal sollten danach Fallbewegungen zustande kommen ohne Verbrauch von Kraft; wenigstens war unbegreiflich, woher die Erde und andere Körper — die sich ja alle gegenseitig anziehen sollten! — ihren Vorrath an beständig verbrauchter, verausgabter Kraft immer wieder ergänzten. Dann sagte man, um die Thatsache des gleich schnellen Fallens der Körper zu erklären: die Anziehungskraft der Erde sei für alle Körper gleich groß, d. h. gegen alle Massen, die hier überhaupt fallen könnten, sei die der Erde so unendlich überwiegend, daß der Abzug, den ihre Anziehung erleide durch die entgegengesetzt wirkende der ja auch mit Anziehung begabten, im Fallen begriffenen Massen, dagegen nicht in Betracht komme. Nun aber mußte man, da man so jeden Maßstab für den Verbrauch an Anziehungskraft aufgegeben hatte, zu dem Sophismus die Zuflucht nehmen: während des Fallens habe ein Körper kein Gewicht, da er dem Zug der Schwere so schnell ausweiche, als diese ihn treibe! Zur Erklärung der durch den Versuch erwiesenen beständigen Beschleunigung der Bewegung im freien Fall mußte man aber doch die beständigen neuen Anstöße (besser Anzüge) durch die „Anziehung“ gelten lassen. Wenn aber jemand auf Armeslänge genau so schnell vor mir her läuft, als ich ihm zu folgen vermag (dort kein Gewicht — hier kein Druck!), so ist es doch sicher ganz unmöglich, daß ich durch einen Anstoß ihn zu einer Beschleunigung seines Laufes nöthigen kann! Aus diesem trivialen Beispiel erhellt das Unlogische der vorgeführten veralteten Anschauungsweise.

(Schluß folgt.)

Die Retterin in der Noth.

Graf Y. war Kunstmäcen; seine Mittel erlaubten ihm dieses Vergnügen. Er gehörte zu jener Menschensorte, die alles gelernt hat, aber nichts kann, drechselte Verse aus fremden Gedanken, welche er im Futteral des Wissens, im Gedächtniß, herumtrug, kaufte unter der Hand geldbedürftigen Malern Skizzen ab, die er gelegentlich für eigenes Fabrikat ausgab, und klimperte mit falschem Fingersatz italienische Opernarien, weil ihm die deutschen zu schwer waren. Die schlanke Taille und die kerzengrade Haltung berechtigten den ehemaligen Husarenoffizier, seinen Taufschein seit zehn Jahren Lügen zu strafen. Ein oberflächlicher Beobachter vermuthete ihn am Ausgang der „schönsten“ Mannesjahre, nämlich „zu jung, um zu entsagen, zu alt, um zu schwärmen“, aber er selbst sprach nie von seinem Alter, höchstens von dem seines Stammbaums, dessen Wurzeln bis zu den Grundfesten des babylonischen Thurmes reichten. Und doch war er herablassend, wie Harunal Raschid, denn man sah ihn am hellen Tage Arm in Arm mit Künstlern von sehr zweifelhaftem Exterieur „Unter den Linden“ promeniren. Aber seine Haupt- und Kardinaltugend, die wie eine Aureole sein Lockenhaupt umfloß, war sein wohlgespicktes Portemonnaie, das, gleich dem Janustempel unter Julius Cäsar, immer offen war. Von dieser opferwilligen Offenheit machten denn auch Künstler jeglichen Genres so recht con amore Gebrauch. Um seinem Mäcenatenthum auch äußerlichen Ausdruck zu geben, hüllte seinen etwas dünngewordenen Haarwuchs eine blonde Perrücke mit langen Locken. Die Unabhängigkeit als letzter seines Stammes erlaubte ihm, seine ausgebreitete Don-Juan-Praxis nach einem langen Register von Annas und Elviras mit einem Zerlinchen abzuschließen, dessen Treue er sich am Standesamt und am Traualtar mit dem obligaten „Ja“ bekräftigen ließ.

Aber der Mensch denkt und — die Perrücke lenkt. Besagtes Zerlinchen, Gräfin Y., geborne Bertha Z., eine pikante Brünette mit junonischen Formen, war von Haus aus eine „erste“ Tänzerin des königlichen Opernhauses, vielleicht auch tugendhaft im Privatleben, aber auf den Brettern, die die Welt bedeuten, tanzte sie „Paul de Cocq“, und die Kühnheit ihrer unteren Extremitäten verleitete die blasirtesten Habitués zur Extase, und so war es auch kein Wunder, daß sie in das ausgeweitete Herz des sieggewohnten Lebemannes pirouettirte. Daß sie aber den Grafen nach einer kunstgerechten Herzensbelagerung trotz Sturmlauf mit ihrer „Tugend“ zur Heirath zu bestimmen wußte, hat sie gewiß nicht in der Balletschule gelernt. Nachdem der girrende Seladon die Flagge des Roué gestrichen und in den Hafen des Ehestandes eingelaufen war, wußte sie sich mit admirablem Aplomb in die veränderte Situation zu schicken und streifte im Handumdrehen die „Soubrette“ ab, um in die „jugendliche Anstandsdame“ zu schlüpfen. Nur das kurzgeschürzte „Je ne sais quoi“ des Ballets im Umgang mit ehemaligen Kollegen scheint sie noch nicht völlig überwunden zu haben, wie uns die Folge lehren wird.

Ein geistreicher Franzose machte die Bemerkung: „L'habit d'un homme est sa préface“ (die Kleidung des Menschen ist seine Vorrede), und nirgends trifft es besser zu, wie bei Tänzerinnen, da bei vielen dieser kurzröckigen Nymphen auch nur eine kurze Vorrede üblich ist.

* * *

Saadi's „Gulistan“, das persische Eden, scheint geplündert zu sein, um das Boudoir der Gräfin mit der Königin der Blumen zu schmücken. Rosen, überall Rosen. Das durch Vorhänge gedämpfte Tageslicht fällt auf die Plüschüberzüge der Palisandermöbel und verleiht dem duftenden Heiligthum der Gräfin eine Aehnlichkeit mit der Venusgrotte in Wagners „Tannhauser“. Nur die Porzellan-Nymphen, die zwischen allerlei Gethier und Geranke um die Venus von Milo auf dem Kaminsims versammelt sind, wollen ihre Lockung „Naht euch dem Strande“ nicht singen. Dafür fehlt aber der leibhafte Tannhäuser nicht, der königlich preußische Hofopernsänger, Herr X., ein Dorn im Auge seiner Kollegen, seinen Kolleginnen und diversen Nichtkolleginnen sehr sympathisch.

Mit vollendeter Plastik liegt der untersetzte, aber geschmeidige Tenorist der Gräfin zu Füßen, die anmutherhellt von einer Spitzenwolke in berückender Lage auf dem Sopha hingegossen ruht. Er birgt seinen goldblonden Bart- und Haarüberfluß (alles ächt) in ihrem Schooß, denn er sieht in seiner Angebeteten trotz ihrer aristokratischen Transfiguration noch immer die Ballerina, die ihn sehr gern — gesehen hat. Zur Ehre der Gräfin müssen wir konstatiren, daß sie nicht nur ihr oben und unten zu kurzes Balletkostüm mit der Schleppe vertauschte, sondern auch die höchste Stufenleiter der moralischen Frauenwürde zu ersteigen sich vornahm. Die aufrichtige Zuneigung ihres Gatten weckte die edlen Regungen, die im Herzen eines jeden Weibes schlummern. Nur schade, daß sie leider nur zu oft nach kurzer Frist wieder einschlafen.

Indem sie ihre zierlichen Finger in seinen Locken begrub, rief sie, sich halb aufrichtend, im energisch seinsollenden Tone: „Fritz, ich weiß, du liebtest mich, und ich — nun ja — mir warst du auch nicht gleichgiltig, aber ich habe meinem Manne Treue geschworen und will sie halten.“

„Einen Meineid hast du geschworen, denn dein Herz gehört noch immer mir!“ rief er, sich in die Brust werfend, wie auf dem Theater, wenn er sich auf einen hohen Ton vorbereitet.

Glaube ja nicht, lieber Leser, daß der Tenor der Gräfin eine Komödie vorspielen wollte; — ei bewahre! — er ist die ehrlichste Haut von der Welt, aber eitel und verliebt, und zwar ein paar mal in jedem Jahr, und seine forcirten Posen wurden ihm, wie jedem Opernsänger, mit der Zeit zur zweiten Natur, denn Gewohnheit ist des Menschen zweite Natur, sonst könnte sich der an die zugeknöpfte Uniform gewöhnte Offizier unmöglich im bequemen Civilrock genirt fühlen, und doch ist es so.

„Willst du mich ruiniren und meinen guten Mann lächerlich machen?“ sprach sie mit jenem sanften, aber eindringlichen Vorwurf, der die Männer schneller wie eine Bitte, geschweige denn eine Drohung, bezwingt.

Auch der ungestüme Fritz streckte die Waffen vor diesem Appell und fragte kleinlaut: „Was sollen wir thun, Bertha?“

„Wir müssen mit der Vergangenheit brechen,“ lispelte sie kaum hörbar und sandte ihm einen Flammenblick zu, in dessen Gluth die guten Vorsätze des armen Mannes schmolzen.

„Kein Mensch muß müssen!“ rief er mit wachsender Erregung und schlang seine Arme um den Nacken der Gräfin. Kurz, mutatis mutandis, „halb zog er sie, halb sank sie hin.“ Sein

glühender Athem fachte die halb erloschene Liebesgluth zur lodernden Flamme.

Ein leises Pochen an der Thür überhörte die Gräfin, während sie die letzten Anstrengungen machte, sich aus den Armen des stürmischen Anbeters loszuwinden. In der halbgeöffneten Thür erschien die spindeldürre Gestalt eines ältlichen Mannes, dessen langes, graues Haar ein vergilbtes, faltenreiches Gesicht umrahmte. Der abgerissene, breitkrämpige Schlapphut und fadenscheinige Sammetrock verriethen den Maler oder Poeten, der mit dem chronischen Leiden „Abgang aller landesüblichen Münzsorten“ behaftet ist.

Zu Tode erschrocken schnellte der Tenor wie eine Spiralfeder empor und erreichte mit einem Sprunge die Thür, so daß der neue Ankömmling nur seine langen, blonden Haare gewahr wurde.

Der Fremde bürstete mit seinem Aermel die fettige Hutkrämpe und starrte die sprachlose Gräfin, die sich wie zum Kampfe aufgerichtet hatte, mit einem Paar wasserblauer Haifischaugen an.

Nach wenigen Augenblicken gewaltsamer Fassung fragte die Gräfin kurz angebunden: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wünschen Sie?“

„Ich bin durchreisender Maler,“ stotterte dieser, die grauen Haarsträhne mit seiner Knochenhand hinter die Ohren streichend, „und wollte dem Herrn Grafen meine Empfehlungsbriefe überreichen. Im Vorzimmer fand ich niemand, der mich anmelden würde, und nahm mir deshalb die Freiheit, selbst anzuklopfen. Da ich morgen abreisen muß —“

„Sie reisen schon morgen,“ schnitt sie ihm das Wort ab, indem ein plötzlicher Gedanke ihren Kopf durchblitzte. „Sie sahen, daß sich mein Mann soeben entfernte,“ fuhr sie in demselben rauhen Tone fort und machte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung nach der Thür.

In dem Pergamentgesicht des Malers stieg so etwas wie Schamröthe oder Zorn auf. Mit einem hämischen Blick verneigte er sich und verschwand gleich dem Kater auf leisen Sohlen, wie er gekommen war.

Selbst zart organisirte Frauen können im entscheidenden Moment Energie entwickeln, nur macht sich bei ihnen die Reaktion schneller und nachhaltiger fühlbar.

Einer Ohnmacht nahe sank die Gräfin in die Sophaecke zurück und ihr sonst so reger Geist verlor sich in dumpfes Brüten. Das Rauschen der Portière entriß sie ihrer vagen Meditation und herein trat, lächelnd wie immer, ihr galanter Gemahl in tadelloser Matinétoilette.

Mit der stereotypen Handbewegung nach dem Kopfe, die allen perrückentragenden Männern eigen ist, trat er elastischen Schrittes auf die Gräfin zu und küßte sie auf die Stirn: „Guten Morgen, mein Kind! Entschuldige, daß ich das so spät sage, aber eine Konferenz mit meinem Verleger und das Arrangement eines Wohlthätigkeitskonzerts — aber was ist das? Du siehst ja leichenblaß aus. Ich sage immer, die vielen Blumen hier absorbiren zuviel Sauerstoff.“

Der Enthusiast war im besten Zuge, Freiligraths Gedicht „Der Blumen Rache“ zu deklamiren, aber ein flehender Blick der Gräfin brachte ihn noch zur rechten Zeit auf realen Boden zurück, indem er besorgt fortfuhr: „Hast du etwa schlecht geschlafen?“

Auf ihre verneinende Antwort fuhr er fort: „Du mußt in die Luft. Willst du eine Spazirfahrt in den Thiergarten machen?“

Und ohne ihre Zustimmung abzuwarten, klingelte er, befahl dem eintretenden Diener einspannen zu lassen und wollte nach beendetem Toilettenwechsel der Gräfin mit ihr zum brandenburger Thore hinaus.

Die Baumoase der sterilen Umgebung Berlins ist oft geschmäht und selten oder nie gerühmt worden. Der bissige Heinrich Heine und der sinnige Jean Paul haben ihr Müthchen an dem Thiergarten gekühlt, aber im ganzen genommen ist er besser wie sein Ruf. Das herrliche Wetter des klaren Junimorgens lockte Schaaren von Spazirgängern unter sein rauschendes Blätterdach. Zur Verwunderung des Grafen übten heute die Reiter und Wageninsassen keine Anziehungskraft auf die schweigsame Gräfin und entlockten dem Köcher des Witzes keinen moquant befiederten Pfeil. Sie schien nur für die Fußgänger Augen zu haben und zwar merkwürdigerweise nur für die alten, aber vergebens fahndete ihr Falkenblick in allen Nebenwegen des Korso nach der schlottrigen Jammergestalt des fatalen Malers. Nach einer kurzen Rundfahrt stieg sie mit ihrem Mann aus und ging, auf seinen Arm gestützt, zum Goldfischteich. Auf einer abseits stehenden Bank, von der man viele der sich durchkreuzenden Wege übersehen konnte, ließ sie sich an seiner Seite nieder, und als ob sie das Unrecht von heute früh gut machen wollte, war sie zärtlicher denn je zu ihrem Gemahl und versicherte ihn wiederholt ihrer hingebendsten Liebe.

* * *

Es ist 10 Uhr früh am andern Tage. Der letzte Glockenschlag verhallt im Wagengerassel der Friedrichstraße.

Im Palais des Grafen Y. muß etwas wichtiges passirt sein, denn in der Portierloge stecken die Männlein und in der Küche die Weiblein des Bedienungspersonals ihre Köpfe zusammen.

In fieberhafter Erregung durchmißt der Graf mit großen Schritten den Salon, einem wilden Thiere im Zwinger nicht unähnlich, das man beim Füttern übergangen hat. Heute straft sein Aussehen den Taufschein nicht Lügen. Mit ungefärbtem Schnurrbart und etwas verschobener Perrücke gucken unverkennbar die wohlgezählten „Fünfzig“ aus den zuckenden Falten des zorngerötheten Gesichtes. Die noch nicht glattgebürsteten Brauen schienen sich vor Schreck über den flammenden Augen zu sträuben. Zum Erstaunen des alten französischen Kammerdieners Dieudonné hat der Graf seit dem Empfang der Briefe und Zeitungen noch nicht geklingelt und geht gegen seine Gewohnheit um 10 Uhr im Salon in Schlafrock und Pantoffeln herum. Wie ein Schauspieler beim Rollenstudium, bleibt er von Zeit zu Zeit stehen und wirft einen grimmigen Blick in einen zerknitterten Brief. Der Brief lautet:

Herr Graf!

Ich bin ein durchreisender Maler und obwohl ich nicht die Ehre habe, von Euer gräflichen Gnaden persönlich gekannt zu sein, so erlaube ich mir doch mitzutheilen, daß Sie von Ihrer Gemahlin schmählich hintergangen werden. Ich selbst war gestern Augenzeuge eines zärtlichen Tête-à-Tête ihrer Gemahlin mit einem Galan, und zum Beweise, daß ich die volle Wahrheit spreche, werde ich Ihnen auch gleich sein Bildniß nachsenden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dero ergebenster Heinrich Knotenmüller.

„Das hat man davon, wenn man sich als Mäcen der Künste und Wissenschaften zu einer Mesalliance hinreißen läßt!“ rief der Graf nachdem er den Brief zum zwanzigstenmale gelesen hatte. Unwillkürlich berührte seine Hand die Klingel, um durch den Diener seine schuldige Frau vor sein Tribunal zu zitiren.

Als aber der Diener, die unverschämte Neugierde in allen Zügen, eintrat, schickte er ihn mit einem gleichgiltigen Auftrag wieder fort. Er liebte die Undankbare zu sehr, um sie der Medisance der Domestiken auszusetzen. Aber in seinem Innern kochte es wie in einem Vulkan. Gerade als der Zorn des mit gleichen Waffen geschlagenen Roué's den Kulminationspunkt erreicht hatte, trat die Gräfin, freundlich wie der junge Tag, in den Salon. Ein Blick auf ihren verstörten Gemahl rief ihren leider nur zu fest begründeten Verdacht wach, aber die Frauen exzelliren alle mehr oder minder in der Verstellung. So suchte die Gräfin das gewinnendste Lächeln aus der Rüstkammer ihrer Verführungswaffen um die schwellenden Korallenlipen spielen zu lassen, und eröffnete den Feldzug mit den Worten: „Mein Theurer, warum in solcher Erregung?“ und trat dem Grafen näher. Das zartgeschwungene Ebenmaß, die süße Herrlichkeit ihrer klassischen Formen kam ihm noch niemals so berückend vor, wie heute; aber wie einst der vielgeprüfte Dulder Odysseus drückte er die Augen vor der Sirene zu, warf ihr den Brief vor die Füße und stürmte hinaus. Die Gräfin brauchte den Brief nicht aufzuheben, um den Inhalt zu errathen, aber sie that es doch. Ein Blick genügte, ihre Vermuthung zur Gewißheit umzuwandeln. Hundert Pläne durchkreuzten ihren Kopf, die sie alle, einen nach dem andern, als unausführbar verwarf, um endlich das Richtige zu finden, nämlich dem Gatten alles zu gestehen und dem Liebhaber die Thür zu weisen. Und er kam wie gerufen, der hübsche Bösewicht, denn der eintretende Diener meldete: „Herr Friedrich X.“

Die Gräfin gab dem Diener, der zweimal seine Meldung wiederholen mußte, einen Auftrag außer dem Hause, um ihn am Horchen an der Thüre zu verhindern, lauschte vorsichtig den sich langsam entfernenden Schritten und reichte dann erst dem Tenoristen den Brief mit den Worten: „Sie haben uns beide in's Verderben gestürzt.“

Frappirt über das förmliche „Sie“, verlangte Herr X. in seiner gewöhnlichen stürmischen Weise Aufklärung ihres veränderten Betragens. Die Gräfin trat würdevoll einen Schritt zurück und deutete, ohne ein Wort zu sagen, auf den Brief.

Er las und erblaßte.

In stummer Verzweiflung schwiegen sie ein Duett, als plötzlich ein lautes, heiteres Lachen vom Korridor ertönte.

Wie Sonnengold, das strahlend das Sturmgewölk durchbricht, um unsere graue Erde in Purpur zu kleiden, verklärte Zuversicht und Freude ihre noch eben verstörten Mienen.

Der Graf, eine flüchtige Bleistiftzeichnung seiner eigenen Person in der Hand, trat, immer noch lachend, ein.

„Sieh mal, Bertha, das ist der Mann, mit dem dich der Maler gestern Liebesschwüre austauschen hörte!“ rief er und präsentirte der aufathmenden Gräfin sein schnell skizzirtes, aber wohlgetroffenes Porträt.

Als auch die Gräfin in schallendes Gelächter ausbrach, glaubte der Tenor in einem Narrenhaus zu sein, griff nach seinem Hut und empfahl sich. Die Gräfin umarmte ihren Mann und rief ausgelassen lustig: „Gleich lasse uns noch einmal die Szene von gestern wiederholen.“

Nur sie begriff den Zusammenhang. Der fremde Maler hat zum zweiten mal ihr zärtliches Gespräch mit ihrem Gatten im Thiergarten belauscht und denselben wegen der blonden Lockenperrücke für ihren Liebhaber gehalten.

Ihr dankbarer Blick hob sich zur Perrücke ihres Mannes — der Retterin in der Noth.

Dr. Max Traußil.

Weltausstellungsbriefe.

VII.

(Schluß.)

In Frankreich liegt die Genremalerei brach, weil hier, wie schon gesagt, der Humor meistens fehlt, welcher allein den harmlosen Szenen des gewöhnlichen Lebens Interesse verleiht. Vielfach beruht der Humor darin, daß der Künstler uns veranschaulicht, daß manches in unserer Alltäglichkeit absurd und widerspruchsvoll ist. Dies zu empfinden und zu entdecken wird aber den Franzosen schwer, sie sind, wie kein anderes Volk, daran gewöhnt, in den hergebrachten Sitten, Anschauungen und Gebräuchen, weil sie einmal so sind, wie sie sind, Mustersitten und Musteranschauungen zu sehen, die über jeglicher, auch der humoristischen Kritik erhaben sind. Sie empfinden nicht so individuell frei, wie die Deutschen, die kritischer angelegt sind, sie unterdrücken ihre eignen Meinungen und Empfindungen der Allgemeinheit zuliebe und fühlen sich weniger als einzelne selbstständig denkende Individuen, mehr als Glieder einer großen Staatsgesellschaft, und überlassen sich willig der Leitung einiger Autoritäten. Bei gewissen politischen Verhältnissen ist dieses Heerdenbewußtsein gewiß von Werth und Bedeutung, aber der Kunst, die eine freie Individualität des Künstlers verlangt, schadet dasselbe. So kommt es auch, daß unsere deutschen Künstler häufig sogenannte Originale sind, die sich durch seltsame, bisweilen komische Eigenthümlichkeiten auszeichnen, während in Paris dieselben zum größten Theil geleckte Gentlemen, vollkommene Gesellschaftsherren sind, die sich keine Abweichung von den zeremoniellen Vorschriften der Mode und „guten“ Lebensart erlauben. Wo bleibt aber der Humor? Wo die wahre Empfindung? Wenn man nicht seinen eignen Gedanken und Empfindungen Ausdruck verleiht, da stellen sich Geziertheit, Unwahrheit, falscher Pathos, flügellahmer Humor ein. Aber das macht sich mehr oder weniger in den französischen Genrebildern geltend. Man betrachte einmal die ländlichen Bilder, die Bauern und Bäuerinnen, welche gerade so unwahr gemalt sind, wie sie auf den Bühnen in hübschen Kleidern und mit sentimentalen Gefühlen umherzulaufen pflegen. Oder sie sind mit krassester Naturtreue abkonterfeit. Das ist auch ein Punkt, über den man manche lange Seite schreiben könnte. Der leidige Naturalismus, der sich immer dort einstellt, wo den Künstlern eigene Gedanken und Anschauungen der Welt fehlen! Unter Naturalismus versteht man eine bis auf's Pünktchen genaue Wiedergabe desjenigen Gegenstandes, den man darstellen will. Darin finden einige die höchste Aufgabe der Kunst, und mich wundert nur, weshalb man die Photographen denn nicht als die größten Künstler verehrt. Wozu noch Pinsel und Palette gebrauchen, wenn ein photographischer Apparat dieselben Dienste mit größerer Exaktheit thut? Sicherlich, die Kunst hat höhere Ziele, sie soll nicht nachäffen, sondern idealisiren. Da läßt unser großer Lessing, dem man wahrlich idealistische Schwärmerei nicht nachsagen kann, seinen Maler Conti in „Emilia Galotti“ also reden: „Die Kunst muß malen, wie sich die Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.“ Mit andern Worten, man soll nicht das Häßliche, Unvollkommene, Unnütze nachäffen, sondern mit seiner Phantasie das Fehlende ersetzen, die Natur verschönern, denn der Grundsatz darf in der Kunst nie außer Acht gelassen werden: Nicht alles, was wahr und natürlich ist, ist deshalb auch schön, ja auch nicht einmal gut im moralischen Sinne. Auch in politischer und sozialer Beziehung hat dieser Satz Geltung, denn wo kämen wir mit unsern Bestrebungen hin, wenn wir von vornherein alles Bestehende für vernünftig, schön und gut hielten? Der jugendliche, kräftige Mann, das lebensfrische Volk: sie suchen alles zu idealisiren, zu versittlichen und zu verschönern! Und nur der Künstler sollte das nicht thun?

Unter den französischen Genrebildern befinden sich nur ganz wenige, die sich durch Schönheit oder eine tiefere, sittliche Idee auszeichnen. Zu erwähnen ist das schöne, ergreifende Bild einer bretonischen Fischerin von Vallon, welches die „Neue Welt“ auch einmal im Holzschnitt gebracht hat.

Was ich von den Genrebildern gesagt habe, gilt auch von den Landschaften. Die französischen Maler sind vorzügliche Techniker, sie wissen jedem Pinselstrich, jeder Farbennüance Bedeutung zu verleihen, und in dieser Beziehung könnten die Deutschen, Engländer und Skandinavier noch viel von ihnen lernen, aber ein unbefangenes Auge für Naturschönheiten fehlt ihnen, und deshalb versinken sie immer mehr in krassen Naturalismus, malen Pfützen, Haidestrecken, kahle Felsen und sonstige triviale Naturszenen mit Vorliebe, weil sie hier ihre Kunst der Nachahmung am besten zeigen können. Da ist jedes Sandkorn, jeder Kothhaufen mit allen Einzelheiten, jeder schmutzige Wassertropfen auf's deutlichste zu unterscheiden. Aber wer kann daran Gefallen finden? Die deutschen Landschaftsmaler, besonders aber die dänischen, norwegischen und schwedischen, zeichnen sich fast insgesammt durch ihren Geschmack in der Auswahl wirklich schöner Wald-, Meer-, Berg- und Felsengegenden aus. Man sieht es diesen Bildern an, mit welch' liebevoller Lust sie gemalt worden sind, mit welcher Begeisterung die Künstler sich in die Schönheit der Natur vertieft haben. Da ist einer der gewaltigsten deutschen Meermaler, der deutsche Andreas Achenbach, der die See in allen Momenten der Ruhe und wildesten Aufregung belauscht hat. Wir staunen über die Majestät der Unendlichkeit, welche diesen Gemälden innewohnt. In den skandinavischen Kunstsälen hängen zahlreiche schöne Wald-, Meer- und Gebirgslandschaften, so ziemlich alle von unbeschreiblichem Reiz und großer Anmuth, welche die freundlichsten Empfindungen in den Herzen der Beschauer erwecken.

Unter den zahllosen Porträts sind die französischen, englischen und deutschen die schönsten und trefflich gemaltesten. Was die Aehnlichkeit und das plastische Hervortreten der Büste betrifft, so nehmen die Franzosen den ersten Rang ein, doch wissen Engländer und Deutsche den Physiognomien ein charakteristisches Gepräge zu verleihen, sie wissen in die Mienen denjenigen Ausdruck zu legen, welcher der betreffenden Person am besten und natürlichsten ansteht, während die Franzosen auch hierin naturalistisch sind und den alltäglichen Gesichtsausdruck auf die Leinwand bannen. Besonders hervorzuheben ist das trefflich gemalte Porträt Thiers' von Bonnet. Es ist sehr ähnlich, aber man kann nicht sagen, daß der Maler einen günstigen Moment abpaßte, als er den kleinen Staatsmann abkonterfeite.

Von den Bildern der übrigen Nationen muß ich schweigen, um nicht zu ausführlich zu werden. Es genügt, zu sagen, daß sich die Maler derselben mehr oder weniger eng der französischen oder der deutschen Schule angeschlossen haben; die romanischen Völker fühlen sich zu Frankreich, die germanischen zu Deutschland hingezogen.

So interessant, so belehrend, so genußreich auch eine Wanderung durch die internationale Gemäldegalerie auf dem Marsfelde ist, so kann man doch nicht mit voller Befriedigung von ihr scheiden. Ein Vergleich mit früheren Kunstepochen lehrt uns, daß die Kunst gealtert hat und nicht mehr jene jugendfrische Schöpfungskraft besitzt, wie in den alten Tagen. Ein neuer frischer Hauch wird erst dann wiederkehren, wenn unsere europäische Gesellschaft sich neu verjüngt hat und neue freiheitliche Ideen die Welt beherrschen. Wenn ein Körper krank und alt ist, leiden alle Glieder.

Einige Worte möchte ich noch der Skulptur widmen, obgleich es mit dieser noch schlimmer steht, als mit der Malerei. Nur die Franzosen und Italiener beweisen in ihren Werken, daß sie wahrhaft plastische Anschauung haben. Besonders in der technisch vollendeten Wiedergabe des menschlichen Körpers stehen beide groß da und werden von keiner andern Nation irgendwie erreicht. Die Italiener lassen aber die Franzosen noch um eine große Spanne zurück. Letztere werden allzusehr von dem unnatürlich üppigen pariser Leben beeinflußt, ihre Weiber, auch die schönsten, sind und bleiben Kokotten, denen es auf der schönen Stirn geschrieben ist, daß sie keiner wahren Empfindung mehr fähig sind, ja, daß ihnen selbst die Liebe und die thierische Sinnenlust zu nichts anderem mehr dienen, als Aufsehen zu erregen und Geld zu verdienen. Ah, da habe ich diese marmornen Italienerinnen lieber, sie sind auch keine Tugendpriesterinnen, ebensowenig wie die berühmte Göttin der Schönheit, die Venus von Milo im Louvre, aber aus ihnen spricht neben der Schönheit die kräftige, lebensfrische Natur, ein warmer Pulsschlag und glühende Sinnlichkeit, die der Jugend so schön ansteht. Auf ihre Marmorbilder können die Italiener stolz sein, seit dem Untergange der alten griechischen Kunst sind selten schönere Skulpturen geschaffen worden.

Dolce far niente. (Bild Seite 581.) Friedlich rauschen die Wogen und sonnig glänzt der Strand von Ischia. Kein Wölkchen trübt das blaue Himmelszelt. Das Meer, des Weltalls Spiegel, dehnt

sich mit seinen azurgesättigten, immer wechselnden Farben bis an den Horizont, an dessen Ostrande sich die kühngemeißelte Doppelpyramide des Vesuvs erhebt. Helle Segel, mit blauen Schatten verbrämt, schweben über der leuchtenden Fluth, und das langgestreckte Festland, von marmorglänzenden Städten und Villen unterbrochen, schließt das paradiesische Bild. Und dies alles von jenem Uebermaß von Licht übergossen, wie es in ewig unveränderter Fülle der stets heitere Himmel auf Neapel herabgießt. Eine Fischerfamilie pflegt im Schatten des auf den Strand gezogenen Bootes des Dolce far niente — des süßen Nichtsthuns. Jener zarte Liebesstrom, den das milde Klima im leisen Säuseln und Wehen erhält, daß er nicht in Faulheit ausarte, statt Erquickung und Belebung zu werden, verklärt diese bedürfnißlosen Menschen. Der Mann greift in die Saiten der Mandoline, um sein sinnend ruhendes Weib in den Schlaf zu singen, und in den langgezogenen, schaumgekrönten Wogenkolonnen, die, sich hohl aufbäumend, dann wuchtig überstürzend, endlich noch in flachen, milchig schäumenden Wellen über den schrägen Strand bis zu ihren Füßen heranschießen, plätschern die sorglosen Kinder. Das ist die Lichtseite unseres Bildes, welches, wie alles in der Welt, seine Schattenseite hat. Diese tadellos gebauten Menschen mit den klassisch geschnittenen Gesichtszügen sind dumm und abergläubisch. Statt der Naturerkenntniß ihrer Vorfahren, der Römer und Griechen, dieser höchsten Errungenschaft des Menschengeistes, huldigen sie einem Götzendienst, der sich nicht wesentlich von dem Fetischkultus der Neger Innerafrikas unterscheidet. Die freie, gute Schule, welche die reichen Anlagen der Jugend wecken könnte, ist unbekannt; dafür klingeln tausend und tausend Glocken, singt es und jammert es in den Kirchen, klammert es sich bei Dürre, Ueberschwemmung und Hunger an die Heiligen. Und wenn alles nichts hilft, so stellt sich ein Wunder ein. Da nickt eine Madonna mit dem Kopfe, dort schwitzt ein Heiliger große Tropfen und fängt sein Blut an flüssig zu werden. Die Verfasser dieser traurigen Posse sind die Pfaffen. Das Sprüchwort, welches hier wie überall den Nagel auf den Kopf trifft, charakterisirt diese Blutsauger mit folgenden Worten: „Fra tutti è uno di buono, e questo è ancora non nato“; zu Deutsch: „Unter allen ist wohl einer gut, aber dieser ist noch nicht geboren.“ Je entlegener ein Ort ist, desto schlimmer und zahlreicher hausen diese Parasiten; auf dem ausgemergeltsten Körper noch sitzen sie und saugen Schweiß und Blut. Gleich den Aasgeiern „nähren sie sich von dem Fette der Erschlagenen“.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Breslau. R. F. In der weiblichen Brustdrüse vorhandene Knoten sind keineswegs immer krebsartig, und namentlich kann man bei jungen Mädchen oder bei jungen Frauen, welche abgestillt haben, mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß derartige Knoten nicht zu den Krebsen gehören, also gutartig sind. Bedenklicher sind die in der Mitte der dreißiger Jahre und später auftretenden Geschwülste, namentlich wenn sie nicht oder nur wenig beweglich und mit der Haut oder nach rückwärts mit dem großen Brustmuskel verwachsen sind. Der Schmerz ist nicht entscheidend, denn die dem Krebse eigenthümlichen lancinirenden oder brennenden Schmerzen finden sich öfters erst in einer späteren Periode der Krankheit. Ueberhaupt ist die Erkennung dieses Leidens, wenn sich die sog. Krebskachexie noch nicht eingestellt hat, bei der die Haut eine bleiche, graugelbe oder erdfahle Färbung annimmt und die Kranke abmagert, oder wenn die Geschwulst noch nicht aufgebrochen ist, mitunter schwierig. Mangels eigener Anschauung fehlt uns in dem vorliegenden Falle selbstverständlich jedes Urtheil. Wir wollen deshalb nur bemerken, daß die Amputation der ganzen Brustdrüse, solange die benachbarten Achselhöhlendrüsen noch nicht ergriffen sind, mitunter dauernde Heilung verbürgt, und daß mit derselben nicht gezögert werden darf, wenn der Knoten schnell wächst. Die Verordnung innerlicher Mittel gegen dieses sehr schwere Leiden, sofern diese nicht blos die Schmerzen stillen, sondern direkt heilen sollen, ist Charlatanerie.

Glauchau. F. L. An den Aderknoten Ihrer Frau hat die Hebeamme keine Schuld, sondern dieselben entstehen durch eine gewisse Schwäche und Nachgiebigkeit der Wandungen der Blutadern, besonders wenn der Rückfluß des Blutes aus den Untergliedern auf ein Hinderniß stößt. Dieses Hinderniß ist bei der Schwangerschaft theils die vergrößerte Gebärmutter, theils die Anhäufung von Kothmassen im Darmkanale, welche einen Druck auf die große Hohlvene und die Hüftvenen ausüben. Um diesen Druck zu vermindern, läßt man vom dritten bis vierten Schwangerschaftsmonate ab eine Leibbinde tragen, welche den Bauch in die Höhe hält, und außerdem sorgt man für regelmäßigen Stuhl, nicht durch Abführmittel, sondern durch Genuß von abgekochtem Backobst, von frischem Obst, von Honig mit Provenceröl, von Honigkuchen u. dgl., sowie durch Klystiere. Bedeutendere Aderanschwellungen erheischen die kunstgerechte Anlegung einer Kleisterbinde oder das Tragen von Lederstrümpfen, welche den Vorzug vor den gleichfalls häufig gebrauchten Gummistrümpfen verdienen. — Jener Brusthonig hat keinen höheren Werth als jeder andere, gewöhnliche Honig.

Viele Brustkranke bitten uns fast täglich um Auskunft; ja es beträgt die Zahl der um Hülfe Flehenden fast ein Drittel der an die Redaktion gelangenden Briefe. Zu unserm Bedauern sind wir nur sehr selten in der Lage, derartige Briefe beantworten zu können, denn einerseits muß einem passenden Rathe in fast jedem Falle eine genaue Untersuchung der Athmungsorgane vorausgehen, andererseits ist für diese beklagenswerthen Kranken sehr oft auch der beste, ärztliche Rath gleich Null. Denn mit Arzneimitteln ist in den meisten Fällen sehr wenig auszurichten, und die wirklichen Heil- oder Besserungsmittel: gesunde Luft, Aufenthalt in einem milderen Klima, ruhiges und sorgenfreies Leben, zweckmäßige Kleidung und gute Kost können wir zwar verordnen, aber der betreffende Kranke würde diese Verordnung wohl nur befolgen, wenn wir unserer Antwort einige Tausendmarkscheine beifügten. Die neueren Aerzte legen deshalb durchschnittlich den größten Werth auf die Verhütung von Lungenkrankheiten, umsomehr, da die Erfahrung gelehrt hat, daß trotz Anwendung der obengedachten Heilmittel das Leiden doch häufig einen bösen Ausgang nimmt. Diese Verhütungsmethode kann jeder, auch der Aermste, anwenden, und wir werden demnächst Veranlassung nehmen, uns in einem besondern Artikel darüber auszusprechen. Wer nicht auf denselben warten will, der schaffe sich das kleine, bei J. J. Weber in Leipzig erschienene Werkchen von Paul Niemeyer: „Die Lunge“ an. Niemeyer ist unter den jetzigen Aerzten unbedingt der beste Lungendiätetiker, wenn er auch hie und da zu weit geht. In Bezug auf die ebenfalls recht oft von der Lungenschwindsucht Verdächtigen an uns gerichteten Frage, ob sie heirathen dürfen? bemerken wir, daß deren Beantwortung von den besonderen Verhältnissen des Betreffenden abhängt. Stammt derselbe aus einer Familie, wo Vater oder Mutter an der Lungenschwindsucht zugrunde gingen, und ist er selbst nicht kräftig, so sind wir sehr geneigt, diese Frage entschieden zu verneinen. Aus einer solchen Ehe, zumal wenn die Frau auch nicht von den besten Eltern stammt, springt nichts Gutes heraus. Jahrelange Krankheiten der Eltern oder Kinder untergraben den Wohlstand der Familie, und während man sich selbst wegen des unüberlegten Eheschlusses anklagen sollte, macht man den Aerzten Vorwürfe, wenn sie die jammervollen Produkte solcher Ehen — das „skrophulöse Gesindel“, wie Prof. Leo sagte, — nicht kuriren können.

Spandau. F. S. Versuchen Sie gegen das Haarausfallen wöchentlich einmal eine Waschung der Kopfhaut mit Franzbranntwein, in welchem eine Quantität Salz aufgelöst ist. Wissenschaftliche Haarspezialisten gibt es nicht. Auch jener, von ärztlicher Seite gewöhnlich empfohlene Haarspezialprofessor ist nach unserer Ueberzeugung, die wir aus der von ihm mit einigen Kranken gepflogenen Korrespondenz gewonnen haben, wenn nicht ein Charlatan, so doch ein Beutelschneider ersten Ranges.

Aus den bereits wiederholt an dieser Stelle erörterten Gründen ist die Beantwortung der Briefe von O. Th. in Zwenkau, J. G. in Frankfurt a/M., Hermann U. in der Kastanienallee in Berlin; Bernhard M. in der ABC-Straße, und U. Z. auf dem Kraienkamp in Hamburg und Frau K. in Berlin unmöglich. Letztere wolle jedoch das nachlesen, was wir schon oft über die Behandlung von Kindern, die an der englischen Krankheit leiden, gesagt haben.

Antworten auf ihre Fragen finden in früheren Nummern der „N. W.“ von diesem Jahre: E. Str. in Winterthur und W. P. in Pancsova in Ungarn. Den übrigen Briefschreibern haben wir (bis zum 24. August) direkte Antwort ertheilt.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Prag. L. M. Sie scheinen von Natur etwas barbarisch angelegt zu sein, dieweil Sie „von der ‚N. W.‘ nichts so sehr freut, als daß im Redaktionsbriefkasten die Dichterlinge so grausam geschunden werden“. Wir „schinden“ das Heer der Poeten von Gottes Zorne nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, weil wir Lust empfänden an anderer Leute Schmerz, sondern weil wir die Pflicht fühlen, mit dem Messer unserer Kritik den Krebsschaden der Selbsttäuschung über poetische Leistungsfähigkeit auszuschneiden, wo wir ihn finden. Wir „schinden“ aus Barmherzigkeit und nicht aus Grausamkeit.

Uetersen. Landmann H. H. Behufs näherer Auskunft über die Universalmühle von Steimmig ist Ihr Schreiben Herrn Dr. B.-R. überwiesen worden.

Shanklin (Isle of Wight). C. H. für die Deutschen in Shanklin. Für den allerdings wohl unwahrscheinlichen Fall, daß Sie unser zweiter Brief ebensowenig erreichen sollte, als es der erste gethan, sei hier nochmals mitgetheilt, daß Sie das Quartalsabonnement unseres Blattes bei Streifbandsendung auf M. 4,70 zu stehen kommen würde. Frdl. Dank für Ihre und Ihrer Freunde warmen Sympathien.

B. Postsekretär R. Sie erhalten briefliche Nachricht. Nur ein wenig Geduld.

Pegau. A. R. Annoncen nimmt die „N. W.“ nicht auf.

Oederan. A. B. So hochverdient um die Sache des Volkes, daß ihm die „N. W.“ ein Denkmal setzen müßte in Wort und Bild, ist der von ihnen erwähnte Schriftsteller R. doch wohl nicht. Nur die Besten haben Anspruch darauf.

Ein Theil der Redaktionskorrespondenz mußte Raummangels wegen zurückbleiben.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 26. August.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 50. Jahrg. III. — 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Das Patent.

Novelle von **A. Otto-Walster.**

III. Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Es war bestimmt, daß Herr Krummbügel an diesem Tage zweimal seinen Staatsfrack anziehen sollte; denn als er nach einem Schlafe, der gleich dem des Gerechten, gründlich und tief, aber auch nicht ganz geräuschlos war, abermals eine Tasse Kaffee zur Wiederbelebung des Blutumlaufes zu sich genommen, wurde ihm der erste Buchhalter gemeldet. Herr Krummbügel nickte, was soviel, wie eine geneigte Zustimmung, den Besuch zu empfangen, bedeutete.

Alsbald erschien ein kleines, graues Männchen mit merklich überwölbten Schultern, wie sie häufig bei Leuten zu finden, die ihr Lebtag gebückt über dem Schreibpult gestanden. Der Mann brauchte sich nicht besonders zum Gruße zu verneigen, denn die ganze Gestalt schien ein Bückling zu sein. Es war einer jener Beamtensklaven, die das Servile gewöhnlicher Staats- und Stadtbeamten gegenüber ihren Vorgesetzten mit der Unsicherheit jener Menschen verbinden, deren Existenz, deren Brot von der augenblicklichen und unberechenbaren Laune einer Privatperson abhängt, eine Unsicherheit, die in Aengstlichkeit umschlägt, wenn die Schwäche des Alters den Menschen gegen seine eigene Kraft mißtrauisch macht.

„Ich komme, meldete Herr Bückling, um Ihnen, Herr Kommerzienrath, die ergebenste Mittheilung zu machen, daß Ihre Arbeiter eine Versammlung abgehalten und eine Adresse an Sie beschlossen haben."

„Ich weiß, ich weiß; aber ich will ihnen schon die Wege weisen, den Faullenzern, den Nimmersatten, den Aufrührern. Aber weshalb kommen Sie, mir das jetzt zu sagen?"

„Weil dieselben eine Deputation gewählt, die sich eine Antwort auf ihre Adresse zu erbitten kommt."

„Sagen Sie den Leuten, daß ich mit ihnen garnichts zu thun haben will, ich anerkenne so ein Comité nicht, das wäre mir etwas ganz neues. Die Leute kennen meinen Willen, und wenn der eine oder andere sich nicht wohl bei mir fühlt, kann er gehen. Es gibt Ersatz genug. Ich brauche nur die Hand auszustrecken, um in jetziger Zeit zehn oder zwanzig Arbeiter an jedem Finger zu haben, und ich muß mich in der That sehr wundern, daß Sie Sich zu einer solchen Meldung mißbrauchen lassen konnten. Man sieht, Sie werden alt und stumpf, lassen Sich breitschlagen, statt die Kerle gehörig abzutrumpfen."

„Ich habe es auch nicht thun wollen, entschuldigen Sie mich, Herr Kommerzienrath. Ich habe den Leuten mitgetheilt, wie Sie über die Adresse denken, aber die Leute meinten: auch Kaiser und Könige gäben in solchen Fällen ihren Unterthanen Audienz, und da meinten meine Kollegen im Comptoir, ich sollte herüber und Ihnen wenigstens Meldung machen."

Nichts konnte wirksamer zur Sinnesänderung bei Herrn Krummbügel führen, als die Anspielung auf Kaiser und Könige. Der Fabrikant erhob sich von seinem Sopha, streckte seinen kurzen und dicken Körper soviel wie möglich und erklärte dann:

„Gut, ich werde den Leuten eine Audienz gewähren. Lassen Sie dieselben in das Kabinet eintreten. Ich einigen Minuten bin ich drüben."

Nachdem Herr Krummbügel hierauf seine Frisur vor dem Spiegel geordnet und vor allen Dingen den spärlichen Haarresten über der Stirn die Form eines Hahnenkammes gegeben, ließ er sich den Staatsfrack reichen und schritt mit majestätischen Schritten nach dem Amtslokale.

Die Deputation harrte seiner daselbst bereits und zwar stehenden Fußes. Herr Krummbügel überflog ihre Reihen mit einem vornehmen, gleichgiltigen Blicke, der schließlich auf der Person des jungen Arbeiters Kühne haften blieb, wobei die Züge des Arbeitsherrn einen merklich strengeren Ausdruck annahmen.

„Guten Tag, ihr Leute!" rief er kurz und scharf. „Was wollt Ihr von mir? Aber nur einer spreche, sonst gibt's ein Durcheinander."

„Unser Mitarbeiter Kühne ist unser erwählter Sprecher," bemerkte ein Arbeiter.

„Also Sie, Herr Kühne? Recht nett, in der That! Und heute Morgen leugneten Sie noch, der Rädelsführer zu sein?"

„Herr Krummbügel," erwiderte der Arbeiter fest, „ich bin kein Rädelsführer, noch sonst etwas dergleichen. Ich wurde von meinen Mitarbeitern gewählt, um bei Ihnen der Sprecher für ihre Angelegenheiten zu sein. Ich war überzeugt, daß sie gerechte Sache hatten, und in solchem Falle halte ich es für meine Pflicht, für die jedes gerechten Mannes, wenn er von seinen Mitmenschen ein Vertrauensamt angetragen bekommt, dasselbe auch anzunehmen. Denn ein jeder hat in solchem Falle die gleiche Pflicht, und es ist nicht ehrenhaft, andere vorgehen zu lassen, wenn man selbst es kann und dazu berufen wird."

„Wie Ihnen das von den Lippen geht! Aber, daß Sie ein ganz undankbares Individuum gegenüber allen den Wohlthaten, die ich Ihnen, dem Waisenjungen, bewiesen, dessen scheinen Sie Sich nicht bewußt zu sein."

„Es handelt sich hier garnicht um unsere persönlichen Beziehungen, Herr Krummbügel, auch nicht um mein persönliches Interesse, sondern um das Recht der Arbeit."

„Gut; und ich habe Ihnen allen zu sagen, daß Ihr ganzes Vorgehen ein ebenso unvernünftiges, wie unstatthaftes ist. Ich habe das Recht, meine Arbeiter zu bezahlen, wie ich will, und ich bezahle sie so, wie es mir die Verhältnisse erlauben. Ich muß sehen, daß ich meine Konkurrenten durch Billigkeit der Waaren schlage, und das kann ich nicht, wenn ich hohe Löhne zahle."

„Und Ihre Konkurrenten," rief der junge Mann lebhaft aus, „sagen dasselbe und drücken dann die Löhne womöglich noch tiefer. Und bei diesem Wetteifer hat der Arbeiter die Kosten zu bezahlen. Deshalb ist es an uns, zu sehen, wie wir dem Einhalt thun, und weil dieser Arbeitsplatz maßgebend für viele andere, so sind wir zu der Einsicht gekommen, daß hier der erste Widerstand geleistet werden muß."

„Sehr verbunden. Das ist wenigstens offenherzig, und ich fühle mich demgemäß verpflichtet, auch offenherzig zu sein. Meine Antwort ist einfach: ich gebe nicht mehr, als der von mir neu herausgegebene Tarif besagt."

„Aber dabei können die Arbeiter mit ihren Familien nicht auskommen."

„Das geht mich auch garnichts an, ich habe nur an mein Geschäft zu denken."

„Und dem Geschäft zuliebe können die Arbeiter verhungern?"

„Es fällt mir garnicht ein, mich mit Ihnen über solche ganz überflüssige Fragen herumzudiskutiren, wirklich nicht. Und überhaupt mit Ihnen, die Sie Sich an die Spitze der Opposition gegen mich gestellt, will ich schon garnichts mehr zu thun haben. Sie sind mit heute aus der Arbeit entlassen. Den andern aber können Sie sagen, daß sie alle gehen können, alle, wenn ihnen meine Arbeit nicht mehr gefällt, natürlich unter Beobachtung der vierzehntägigen Kündigungsfrist."

„Und haben wir nicht das Recht, von Ihnen das Einhalten der vierzehntägigen Kündigungsfrist zu beanspruchen?"

„Gut, Sie können mich deshalb verklagen, wenn Sie denken, etwas damit erreichen zu können."

„Und das ist Ihr letztes Wort?"

„Mein allerletztes. Sie sind entlassen."

„Darf ich Sie nun noch um einige Minuten Unterredung wegen einer privaten Angelegenheit bitten?" fragte der junge Arbeiter kühl.

„Das will ich Ihnen gewähren, aber selbstverständlich nur unter vier Augen."

„Wohlan, Freunde, ihr habt alles gehört, wir werden unsere gemeinschaftliche Angelegenheit alsbald weiter berathen. Laßt mir für meine Privatangelegenheit vorerst nur einige Minuten."

Die übrigen Mitglieder der Deputation entfernten sich stillschweigend und ohne dem Fabrikanten einen Abschied zuzuwenden.

Herr Krummbügel schien das auch garnicht anders erwartet zu haben, denn er setzte sich ohne weiteres so bequem wie möglich in seinen Armsessel zurecht und maß nun den allein zurückgebliebenen jungen Arbeiter mit einem halbspöttischen, geringschätzenden Blicke.

„Nun, Herr Kühne," begann er, „Sie hatten noch etwas privatim mit mir zu sprechen? Ich vermuthe, Sie möchten, nachdem Ihre offizielle Mission gescheitert, auf Grund Ihrer früher bei mir genossenen Gunst, ein Privatabkommen mit mir treffen. Ich kann Ihnen aber erklären, daß Sie, nach allem was geschehen, von meiner Seite wenig Entgegenkommen finden werden. Was wünschen Sie?"

„Sie irren sich vollständig in mir, Her Krummbügel, wenn Sie denken, daß ich jetzt noch meine Sache von der meiner Kollegen trennen könnte. Es kann sich zwischen uns nur noch um Ordnung einer Privatangelegenheit handeln. Sie wissen, daß ich Ihnen eine Erfindung anvertraute, deren Verwerthung, namentlich wenn ein Patent darauf erlangt würde, uns beiden zu gleichen Theilen zugute kommen sollte."

„Ja, aber es ist anders gekommen. Ihre sogenannte Erfindung mußte von mir bedeutend verbessert werden, und nur auf die Verbesserung hin, für welche die Erlangung eines Patents immer noch sehr zweifelhaft ist, kann ich überhaupt etwas erhoffen."

„Sie haben aber doch bereits eine ganze große Werkstätte zu diesem Zwecke eingerichtet, was ein Beweis, daß Sie die Erfindung in umfassender Weise auszubeuten gedenken."

„Gut, ich habe das in Angriff genommen, leider, muß ich sagen, denn es kann mich diese Geschichte möglicherweise noch ruiniren. Jedenfalls ist vor der Hand garnicht darüber zu sprechen. Und wenn Sie sonst nichts haben...?"

„Nein, Herr Krummbügel."

„Gut; so sind wir zu Ende. Sprechen Sie nicht mehr. Die Sache ist für mich glatt und abgethan."

Damit erhob sich Herr Krummbügel voller Würde und ging in das anstoßende Comptoir.

IV. Scheiden, ja scheiden.

In der Familie des Fabrikanten hatte sich inzwischen nach den erzählten Begebenheiten an der Mittagstafel eine Stimmung gegen den Herrn des Hauses eingestellt, die den letzteren wenig erbaut haben würde, hätte er sie in Erfahrung gebracht. Die Gattin klagte über Krummbügels rauhes, befehlshaberisches und launenhaftes Wesen in einer Weise, welche sich knapp auf der Grenze zwischen den lebhaften persönlichen Gefühlen und den nothwendigen Rücksichten der Mutter gegenüber den Kindern hielt. Die kleine Alma nahm solch' zarte Rücksichten nicht und ihre Gefühlsäußerungen waren oft derart, daß die Mutter von Zeit zu Zeit einen Ordnungsruf an sie mußte ergehen lassen.

Endlich erschien die vielbesprochene Person des jungen Arbeiters selbst, um Abschied zu nehmen.

Alma flog gleich auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände und zog ihn, allen Abmahnungen der Mutter zum Trotz nach dem Vordergrund des Zimmers.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," erklärte der junge Mann, nachdem ihm seine kleine Freundin die Freiheit der Bewegung wiedergegeben.

„Es thut mir und uns allen sehr leid, Herr Kühne, daß Sie gehen," meinte die Frau des Hauses. „Wir haben Sie immer halb und halb als ein Glied der Familie angesehen. Konnten Sie denn nicht ein wenig zurückhaltender sein? Sie hätten uns dadurch manchen Kummer, namentlich den letzten und größten, erspart. Mein Mann ist allerdings etwas wunderlich, aber Sie kennen seine Eigenheit auch lange und gut genug, um Konflikte vermeiden zu können. Konnten Sie es diesmal nicht?"

„Ich konnte nicht, Frau Kommerzienräthin, nehmen Sie meine Versicherung, es war nicht zu vermeiden. Es ist für die Arbeiter in diesem Etablissement eine Lohnherabsetzung beliebt worden, die eine große Härte bildet; die Leute haben dagegen Vorstellungen erhoben und mich zu ihrem Sprecher erwählt."

„Sie hätten es ablehnen sollen."

„Ich hätte es ablehnen können, aber es war dies meinen Grundsätzen zuwider gewesen. Denn ich habe von Jugend an die Lehre eingeprägt bekommen, daß es beinahe ebenso schimpflich, etwas Gutes und Gerechtes zu unterlassen, als etwas Schlechtes und Ungerechtes zu thun."

„Und wenn Sie weggehen, wohin werden Sie Sich wenden?"

„Ich werde wohl etwas weit zu wandern haben, ehe ich eine für mich passende Stelle wiederfinde."

„Sie entschuldigen mich einen Augenblick," meinte die Hausfrau, „ich hoffe, Sie noch zu sehen, bevor Sie fortgehen."

„O," rief die kleine Alma, nachdem die Mutter das Zimmer verlassen, „Sie dürfen nicht gehen. Ich werde mit dem Papa ein determinirtes Wort sprechen."

„Es hilft nichts, meine liebe Alma, wenn etwas zerbrochen, ist es zerbrochen."

„Das will ich Ihnen gleich widerlegen, Arthur; sehen Sie die Vase hier? Ich ließ sie letzte Woche fallen, und sie zerbrach in vier Stücke. Jetzt haben wir sie so zusammengekittet, daß sie wie neu erscheint und daß Papa noch nicht einmal etwas bemerkt hat."

„Und doch gibt niemand für diese Vase, welche vielleicht zwanzig Thaler gekostet, jetzt auch nur einen einzigen dafür."

„Alma, die Mutter verlangt nach dir," rief eines der älteren Mädchen, welches mit der andern Schwester sich nach der Thür zurückgezogen hatte und nun mit der Gerufenen das Zimmer verließ, in welchem sich Kühne plötzlich allein sah.

„O, so ist es," rief er, nachdem er einen Augenblick die Thür angestarrt, die sich hinter den Mädchen geschlossen. „Da sehe ich ja, daß es nicht blos das Schicksal der bei Hofe einmal in Gunst gestandenen Größen ist, daß man ihnen den Rücken zukehrt, sobald die Gnadensonne der Majestät aufgehört hat, ihre Person zu verklären, sondern daß sich im kleinen Fabrikantenleben das große Staatsleben widerspiegelt. Ich war eine Zeitlang dieser Mädchen Freund, Vertrauter und alles, und heute, wo ich einen

kurzen Abschied nach so langer Freundschaft zu nehmen komme, behandelt man mich wie einen Aussätzigen, vergißt man, oder vielmehr mißachtet man mir gegenüber die einfachsten Regeln der Höflichkeit."

„Was sprechen Sie denn da, Alfred!" rief jetzt eine sanfte Frauenstimme, und ein bleiches, von üppigem blonden Haar umrahmtes Mädchenangesicht trat seinem Blick entgegen.

Erschrocken und überrascht trat er schnell einen Schritt zurück, dann aber rief er freudig:

„Wie? Melanie? Sie sind hier?!"

„Ja, Arthur, und ich habe recht garstige Worte von Ihnen vernommen. Wir sind nicht solche Leute, wie Sie meinen, auch meine Mutter verkennen Sie. Die Schwestern sind nur gegangen, weil sie meinten, ich hätte noch einige Worte vertraulich mit Ihnen zu sprechen, zum Abschied — o, zum Abschied. Ich dachte nie, daß es so kommen könnte. Wir hatten uns alle daran gewöhnt, Sie als ein Glied unserer Familie anzusehen. Wie, Arthur, ach, ich fühle es erst jetzt . . . wie . . ."

Das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen und verhüllte das Gesicht mit den kleinen weißen Händen.

Der junge Mann trat lebhaft auf sie zu, ergriff eine von diesen Händen, küßte sie leidenschaftlich und rief:

„O, Melanie, verzeihen Sie mir, wenn ich unrechtes von Ihnen und Ihren Schwestern dachte. Sie glauben nicht, wie mir zu Muthe ist. Wenn Sie eine vom Sonnenglanze noch eben erfüllte Gegend plötzlich durch kalte, düstre Wetterwolken überschattet, im aschgrauen Lichte erblicken, dann empfinden Sie etwas Aehnliches. Ich habe es erlebt, wie das Unternehmen Ihres Vaters in wenigen Jahren riesenmäßig wuchs, habe ich mich doch selbst redlich dabei geplagt. Aber je bessere Aussichten das Geschäft bekam, je kühler, kälter, vornehmer ward Ihr Vater gegen mich, und bald genug wurde ich gewahr, daß ich von der Stellung eines halben Familienangehörigen zu der eines ausgebeuteten Arbeiters herabgeglitten. So ist es stufenweis herabgegangen, und bei dieser letzten Affaire, bei einer Maßregel, von der ich sagen muß, daß sie ebenso verderblich für die Arbeiter, wie für das Geschäft ausfallen wird, habe ich erst deutlich erkennen können, was ich jetzt noch in seinen Augen bin. Ich werde weggeworfen, gleich den übrigen, wie eine ausgepreßte Citrone. Ist es da ein Wunder, wenn mich ein Mißtrauen überkam, wenn ich an allem übrigen verzweifelte?"

„An meiner Liebe sollten Sie wenigstens nicht verzweifeln, mich wenigstens sollten Sie doch kennen, Arthur?"

„O, ich kenne Sie, aber wenn alles um einen herum zu brechen scheint . . . es flog ein düsterer Schatten durch meine Seele, den ich nicht abwehren konnte, und Sie mußten mich grade belauschen, ich glaubte nur zu denken, zu fühlen, und ich habe gesprochen?"

„Gesprochen, ja, und nimmer möchte ich's wieder hören; es war grausam, beinahe lieblos. Arthur, hatte ich das um Sie verdient?"

„Nein, nein, vergeben Sie mir. Beim Abschiednehmen soll man sich alles vergeben."

„Müssen Sie wirklich gehen?"

„Ich muß, ja ich muß, glauben Sie mir, theuerste Melanie, ich bliebe gern, wenn ich nicht gehen müßte."

„Sollte sich kein Ausweg finden lassen?"

„Keiner, keiner, es müßte denn Ihr Vater nachgeben. Aber das wird er nicht."

„Nein, das wird er nicht," bestätigte Melanie seufzend.

„Und ich habe, nach allem, was geschehen, dem Rufe der Pflicht und der Ehre zu folgen. Herr Krummbügel, welcher, nachdem er so reich durch seine Arbeiter geworden, recht verächtlich auf dieselben herabblickt, soll gewahr werden, daß auch bei uns Ehr- und Pflichtgefühl vorhanden, und mehr vielleicht als bei denen, deren Himmel statt von Sternen, von Goldstücken erglänzt. Und nun, Melanie, wollen Sie, werden Sie mir Ihre Liebe, die mit uns groß geworden, bewahren, ob auch noch so lang das Schicksal mich fern von Ihnen hält?"

„Sie fragen, Arthur, also zweifeln Sie? Sie sollten aber nicht zweifeln, denn Ihr Zweifeln kränkt mich. Nein, Arthur, nein, mag Sie das Schicksal noch so lange fern von meinen Augen halten, ich werde Sie nie vergessen. Als ich heute das erste Wort von Ihrem Zerwürfniß mit meinem Vater hörte, da stockte mir das Herz, und jetzt, beim Gedanken an die Trennung, will es mir brechen; ich hatte ja keine andre Freude, als diese meine Freundschaft, meine Liebe für dich, Arthur, und ich war mir's nicht bewußt bis heute. Vergiß nur du mich nicht im Strudel des großen Lebens, das vor dir aufgeht; ich hier in meiner stillen Abgeschlossenheit, ich werde Zeit genug haben, an dich zu denken."

„Liebste Melanie, du gibst mir die beste Reisestärkung mit auf die Wanderschaft. Einsam, elternlos, mußte ich des Lebens Last und der Erde Weh tragen, bis ich dich fand, da wurde mir die Erde heimisch, und heimisch wird sie mir bleiben, bis . . ."

„Eine saubere Familie habe ich in der That," donnerte hier mit einemmale die Stimme des Fabrikanten zwischen die leidenschaftlichen und doch so sanften Worte des jungen Arbeiters, der erschrocken zurückfuhr. „Dort weise ich dem Verräther die Thür und hier schmuggelt man ihn wieder herein. Den Augenblick verschwinde vor meinen Augen, du ungerathenes Kind, das es mit den Feinden seines Vaters hält, die Schlange wieder aufnimmt, die ich von meinem Busen geschleudert, das seine gesellschaftliche Stellung vergißt und sich hinwirft an einen . . ."

„Vater, hör' auf, ich gehorche, ich gehe!" rief das Mädchen, indem es die feinen, weißen Hände wie abwehrend gegen weitere böse Worte erhob und von sich streckte.

Der Fabrikant verstummte da in der That und brummte nur einige unverständliche Worte vor sich hin. Als das Mädchen das Zimmer verlassen, herrschte eine peinliche Pause; die beiden Gegner im sozialen Kampfe beobachteten sich gegenseitig mit verstohlenen Blicken, bis endlich der Fabrikant, von einer plötzlichen Erinnerung veranlaßt, den Augenblick als günstig zur Erledigung einer delikaten Angelegenheit erachtete. Er griff in die innere Seite seines Staatsfracks, zog ein Papier aus derselben hervor und reichte es dem jungen, bleichen Mann mit den Worten:

„Um Ihnen zu zeigen, Herr Kühne, daß ich, wenn ich auch für nöthig erachten mußte, meine Verbindungen mit Ihnen abzubrechen, dennoch ein persönliches Interesse an Ihrem weiteren glücklichen Fortkommen nehme, habe ich Ihnen hier ein Zeugniß geschrieben, welches zwar zu Ihren Gunsten etwas von der Wahrheit abweicht, welches aber bei Ihrer hoffentlichen Bekehrung zum Besseren von Ihnen zur Wahrheit gemacht werden und Ihnen vorerst den Eintritt in andere Arbeitsstätten erleichtern wird. Sie sehen, daß ich trotz Ihrer Undankbarkeit . . ."

„Behalten Sie Ihr Zeugniß und sparen Sie Ihre Worte!" rief der junge Mann, dem eine lebhafte Röthe Gesicht und Hals färbte. „Was für ein Recht haben Sie, Zeugnisse zu schreiben, die nicht der Wahrheit entsprechen? Wollen Sie Ihre Kollegen täuschen, wollen . . ."

„Es ist, hören Sie doch, es ist zu Ihren Gunsten; ich will Einiges für Sie . . ."

„Sorgen Sie für diejenigen, die Ihre Hülfe brauchen, ich hoffe, ohne dieselbe auszukommen."

„Aber ein Zeugniß, von meinem Etablissement ausgehend, ist Goldes werth, deshalb wollte ich, in Ansehung Ihres früheren..."

„Ich will überhaupt kein Zeugniß, weder ein günstiges, noch ein ungünstiges. Was braucht ein Mensch vom andern ein Zeugniß, das doch immer nur ein persönliches und für Fremde deshalb werthloses Urtheil enthält? Wenn das Zeugnißausstellen noch gegenseitig wäre, wollte ich nichts dagegen sagen. Es ist für den Arbeiter oft noch viel wichtiger, zu wissen, was für ein Zeugniß die Arbeiter beim Verlassen einer Arbeitswerkstelle ihrem Arbeitgeber ausstellen können, als der Arbeitgeber nöthig hat, zu wissen, was die Meinung eines Kollegen über dessen Arbeiter ist, zumal er weiß, daß dieser Kollege, so wenig wie er, Einblick in die Fähigkeiten eines Arbeiters gewinnt. Das einseitige Zeugnißausstellen seitens der Arbeitgeber ist eine Schmach mehr für den überall getretenen Arbeiter, ich will davon nichts wissen. O, und es ist nicht blos das, diese Zeugnißausstellung wird auch noch dazu benutzt, mißliebige Arbeiter, d. h. solche, die für das Recht der Arbeit männlich eintreten, durch geheime Zeichen ‚arbeitsfrei', das heißt soviel wie vogelfrei, zu machen. Nein, nein, Herr Krummbügel, behalten Sie Ihr Geschenk, von dem ich annehmen will, daß es diesmal gutgemeint war; ich will meinen Weg selbst finden, vertrauend meiner Kraft und meiner Fähigkeit."

„O, Sie sind ganz und gar verdorben, und nun möchte ich Ihnen das Zeugniß schon garnicht mehr geben. Sie sind dermaßen vom sozialdemokratischen Gifte angefressen, daß ich es mit meinem Gewissen garnicht vereinigen könnte, Sie einem Kollegen zu empfehlen, dem Sie die Arbeiter nur rebellisch machen würden, wie Sie es mit den meinigen gethan. Ich bemitleide Sie. . . ."

„Gut, bemitleiden Sie mich; ich muß Sie auch bemitleiden, daß Sie keine besseren Begriffe von Menschenwürde und Arbeiterrecht haben. Der Tag wird kommen, an dem Sie die Folgen



Reinecke im Kampf mit seinen Erbfeinden. (Seite 603.)



Eine Negertrauung. (Seite 603.)

Ihrer Rechtsverachtung spüren werden Ja, der Tag wird kommen, der schnödem Uebermuthe und seiner Niedertretung alles Menschlichen ein Ende setzen wird. Dann denken Sie an mich, Herr Krummbügel, unsere Wege gehen vorerst auseinander."

Mit raschen Schritten entfernte sich der junge Arbeiter und ließ den Fabrikanten in einem Anfall von Wuth zurück, der ihn nöthigte, sich in einem Wiegestuhl erst die nöthige Fassung wieder herbeizuwiegen.

V. Ein Höfling am Fabrikantenhof.

Eine Stunde und noch etwas mehr Zeit kostete es, bis der Herr des weitgedehnten Etablissements sich soweit von seinem Aerger über „die Frechheit" und den „Uebermuth" des heutigen Arbeiterstandes erholt, um sein Nachmittagsmahl einnehmen zu können. Die Eßglocke tönte diesmal ganz vergeblich, denn keines der Familienglieder fühlte das Bedürfniß, an dem Mahle theilzunehmen. Das verstimmte Herrn Krummbügel insoweit, daß er in den Speisen nur herumstocherte und während dessen seinem Unmuth in abgerissenen Bemerkungen Luft machte. Die Aussicht auf einen sehr langweiligen Abend verdüsterte die Stimmung noch mehr, und es war ihm wie eine Art Erlösung, als der Diener die Ankunft eines Besuchs durch Ueberreichung einer Visitenkarte meldete.

Es war eine Visitenkarte ganz absonderlicher Art, sie hatte die Form des preußischen Eisernen Kreuzes und war an den Rändern mit Silberpapier eingefaßt. In der Mitte war der Kopf des Besuchers photographirt, und auf den vier gezackten Gliedern, die sich um den Mittelpunkt gruppirten, las man: „Bildender Künstler, Maler, Photograph, goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, silberne Medaille, Diplome von zehn Ausstellungen, Patent, Preise von London, Paris, Wien und Philadelphia, Spezialität von Porträts, 345 Empfehlungsbriefe von den hervorragendsten Personen der Gegenwart." Und wieder in der Mitte mit Perlschrift der Name: Eugen Kunst.

„Lassen Sie den Herrn sofort eintreten," befahl der Fabrikant mit einem Ausdruck höchlichster Befriedigung.

Der Diener ging, und bald erschien eine hühnenhafte Gestalt in einem sammetnen Schnurenrock, in dessen einem Knopfloch ein rothseidenes Band eingeknüpft war. Ein weißes Blusenhemd quoll aus dem halbgeknöpften Rock hervor, überschattet von einem langen, röthlichen Bart. Die mächtige Gestalt trat so selbstbewußt und imponirend auf, daß der Fabrikant sich bewogen fand, seine Serviette beiseite zu legen und sich zur Begrüßung des Besuchers zu erheben.

„Lassen Sie Sich durchaus nicht stören," rief im tiefsten Grundbaß der Besucher mit einer Geberde, die das Wiederniedersetzen des Hausherrn wie eine Gnade zu bewilligen schien und denselben auch förmlich dazu nöthigte.

„Bitte, nehmen Sie Platz," stotterte Herr Krummbügel, sichtlich bewältigt von dem sicheren Auftreten und dem Imponirenden in dem Wesen des Fremden. „Kann ich Sie einladen zu einem kleinen bescheidenen Imbiß?"

„Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten, auch in dieser Beziehung, mein verehrter Herr Kommerzienrath; wir Künstler machen nicht viel Umstände. Es ist zwar meine Zeit noch nicht, aber nichtsdestoweniger will ich Ihnen gerecht werden. Ich weiß, es ißt sich besser in Gesellschaft."

Damit nahm der Fremde an einem der von den Familienmitgliedern verschmähten Sitze Platz und langte sich einen Löffel Salat auf den Teller. Herr Krummbügel fühlte sich gedrungen, seinem Gaste die Brotschüssel darzureichen, aber der Künstler wehrte sie mit einer Handbewegung ab und ergriff einen Teller, auf welchem geräucherte Pökelzunge lag, von der er sich ein gut Theil Schnitte auf seinen Teller herunterschob.

„Bemühen Sie Sich nicht," bemerkte er dabei leichthin, „ich bediene mich schon selbst."

„Wünschen Sie Rheinwein oder Burgunder?" fragte der Fabrikant gefügig.

„Geben Sie mir Burgunder, der verwandelt sich leicht in Blut. Und reiches Blut ist die Hauptsache, das macht den Körper und den Geist auch reich. Also, Sie sind Herr Krummbügel? Ich freue mich ganz ungemein, einen so weit berühmten Industriellen unseres Landes von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, einen König der Industrie, speziell einen Kanonenkönig, wie man Sie gemeinhin zu nennen pflegt."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr, und ich bin fast beschämt..."

„Nur keine falsche Bescheidenheit, die Welt weiß, wer Sie sind, und ich wäre gewiß nicht in diese Wüste der Kunst gekommen, wenn ich nicht durch den weltberühmten Namen, den Sie Sich zu erwerben gewußt, hierher gelockt worden wäre. Erst neulich, als ich im Bade Wildungen meine Galerie hervorragender Industriekönige ausbreitete, rief einer der Herren Diplomaten: Haben Sie noch nicht das Porträt des Herrn Krummbügel, der dürfte doch vor allen Dingen nicht fehlen. Ich entschuldigte mich, daß ich infolge der vielen Bestellungen noch nicht dahin gekommen, daß ich aber den ersten günstigen Tag, den mir meine Geschäfte lassen, dazu benutzen würde, in Ihren Ort zu kommen. Und so kam ich trotz allen Schwierigkeiten hierher.... Haben Sie keinen Champagner?"

„Gleich sollen Sie ihn haben. He, Joseph! Champagner — den rothgesiegelten! Sie sollen sehen, Herr..."

„Eugen Kunst ist mein Name," bemerkte der Gast mit Würde, und langte sich eine Bratenschüssel mit Kalbfleisch herbei. Mein Name deutete meinen künftigen Beruf mir schon von Geburt an, und der Kunst habe ich gelebt bis heute. Diese Pfeffergurken sind wirklich ausgezeichnet. Späterhin habe ich mich allerdings mehr der Photographie zugeneigt, mehr aus Liebhaberei als aus Geschäftsrücksichten, ich nehme gern alles, was mir gefällt, mit mir — im Bilde nämlich, und die Photographie ist viel bequemer, obwohl ich sagen kann, ich zeichne ein Gesicht in drei Minuten."

„Ist das die Möglichkeit!"

„Ah, da kommt der Champagner; ich kann sagen, der ist mein Lieblingsgetränk, für ihn lasse ich jedes andere Getränk stehen. Ah, wie das perlt! Hm! Das ist prima Sorte, ich trank sie das letzte mal beim Grafen Esterhazy."

„Beim Grafen Esterhazy?" rief der Fabrikant, die Augen weit aufreißend.

„Ja, er liebte mich sehr, er liebte die Kunst und die Künstler über alles. Ihn fing ich gewandt, indem ich sein Porträt in drei Minuten zeichnete, während er mir den Rücken zudrehte. Das war die Wette, ich gewann sie mit 300 Kaiserdukaten. Ich will Ihnen auch sagen, wie ich das anfing. Ich stellte den Toilettenspiegel gegen den großen an der Wand. Er mußte sich vor ersteren setzen, und neben das auf dem andern erscheinende Spiegelbild legte ich das Papier und brauchte blos abzuzeichnen. Hei! War das nicht schlau ausgedacht?"

„Sehr schlau, haha! So hätten Sie mich nicht gefangen."

„O, Sie, das ist etwas anderes; bei einem so intelligenten Industriellen hätte ich es auch nicht riskiren wollen. Diese Korneliuskirschen haben einen sehr delikaten Geschmack. Der arme Graf war sehr leicht zu fangen, deswegen ist er auch bei seinem Riesenvermögen unter Sequester gekommen. Namentlich haben ihn die Damen vom Ballet hineingeritten. Ich mußte sie alle photographiren. O, ich habe eine pikante Galerie."

„Was Sie sagen? Haben Sie dieselben mitgebracht?" fragte der Fabrikant, sichtlich interessirt.

„Gewiß, Sie können sie bei mir sehen, wenn Sie mir einmal die Ehre Ihres Besuchs gönnen. Kabinetstücke, sage ich Ihnen. Den ganzen Harem des Vizekönigs von Aegypten können Sie in Augenschein nehmen."

„Den Harem des Vizekönigs!" schrie Herr Krummbügel, dem die Augen allgemach zu funkeln begannen.

„Ja, auf diese Sammlung bin ich stolz, sie steht einzig da in der Welt. Ich habe sie mit Gefahr des Lebens zusammengebracht."

„O, das müssen Sie mir erzählen, ich bin auf solche Geschichten ganz versessen."

„Gut, noch ein Glas von diesem rothen Nonmousseux. Ah, das ist Marke Nummer 1. Woher beziehen Sie ihn? Er macht Ihrem Geschmack alle Ehre."

„Ich beziehe ihn direkt von Witwe Cliquot in Rheims. Aber nun legen Sie los."

„Wirklich superb. Ich wollte, ich hätte einen Korb, ich könnte ihn bei meinem neuen Werke trefflich brauchen."

„Sie sollen morgen einen in Ihre Wohnung geschickt bekommen, heute Abend noch. Aber erzählen Sie."

„Nun, sehen Sie, es war bei der Einweihung des Suezkanals, zu welchem außer den Souveränen auch die hervorragendsten Männer der Kunst eingeladen worden. Ich hatte damals grade die Kaiserin Eugenie porträtirt."

„Die Kaiserin Eugenie!"

„Und diese sagte mir bei meiner letzten Sitzung: Wissen Sie, Kunst, Sie könnten auch mit nach Aegypten gehen, da gibt es

viel Interessantes zu zeichnen. — Ja, sagte ich, Majestät, wenn kleine Steinchen Geld wären. — Gut, sagte sie, es soll mir auf hundert Napoleonsd'or nicht ankommen und ich werde Sie protegiren. — Gut, sagte ich, Majestät, ich gehe mit und wenn ich mich durchbetteln sollte. So kam ich hin. Ich dachte, was kann da sein? Die alten Türken zu sehen, war längst mein Wunsch gewesen."

„Aber der Harem und die Photographien!"

„Ja, ganz recht; das kommt gleich hernach. Also sehen Sie, wie ich da durch die Straßen von Kairo bummle und nach jemanden ausschaue, der mir Feuer für meine Cigarre geben könnte, sehe ich einen Türken mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matratze sitzen. Der Türke dampfte gewaltig aus einer großen Meerschaumpfeife und sah behaglich zu, wie man den Wagen wieder in Stand brachte, der ihn bis dahin gebracht und grade dort gebrochen war. Ich hatte zwar einige Scheu, den beturbanten Raucher, der vielleicht gar ein Pascha von einem, zwei oder drei Roßschweifen war, anzureden; da aber nirgends in der Runde ein anderer Raucher zu entdecken war, so nahm ich mir ein Herz, dachte, was kann da sein, und nahm all' mein bischen Türkisch zusammen, indem ich sagte:

„Allah kehrim! Pascha!" Und dabei zeigte ich auf meine unangebrannte Cigarre.

„Himmel! Da hätte ich eine Photographie von dem breiten Munde abnehmen sollen, der sich unter dem Schnauzbarte öffnete und zwei Reihen weißer Zähne zeigte. Aber noch mehr als über den Mund, erstaunte ich, erschrak ich förmlich über die in breitester deutscher Mundart gesprochenen Worte:

„‚Na, sprich man, wie dir der Schnabel jewachsen, oller Junge. Bist du nicht Kunst?'

„Ja, stottere ich ganz perplex, aber habe ich nicht die Ehre . . .?

„‚Ja wohl, die hast du, ich bin August Kirsten, dein Schulkamerad, der in jeder Schulklasse der letzte war. Und wie in der Schule, so blieb ich auch im Leben Klassenletzter, bis ich endlich rappelköpfisch wurde und unter die Türken ging. Da blühte mein Weizen, und ich bin jetzt Schloßverwalter beim Vizekönig.'

„Aber wie hast du das zustande gebracht?

„‚O, das hat mir gar kein Kopfzerbrechens gemacht. Ich errichtete hier ein Dienstmanninstitut, dessen Chef, Kassirer und gesammtes Dienstpersonal ich in meiner bescheidenen Persönlichkeit vereinigte, wodurch ich allen stürmischen Generalversammlungen von vornherein gründlich vorbeugte. Und da will es das Schicksal, daß der Vizekönig, obwohl er einige hundert Schönheiten in seinem Harem hat, auf ein galantes Abenteuer ausgeht, welches schief abläuft. Kurz, der Vizekönig, königliche Hoheit, wäre so verhauen worden, daß er auf sechs Wochen die Staatsrathssitzungen hätte schwänzen müssen, wenn nicht grade der einzige Dienstmannsinstitutsvorsteher in Kairo, das war ich, dazwischen gekommen und die Prügel in Empfang genommen hätte, indem ich den Fez auf meinen Kopf und meine Dienstmannmütze dem Vizekönig auf den Kopf praktizirte. So lag ich sechs Wochen, wie gerädert, im Spital, und nach der Zeit war ich Schloßverwalter. Da siehst du, wie weit es ein Klassenletzter bringen kann. Und nun sag', was kann ich für dich thun? Ich erinnere mich, daß du eines Tages in der Schule Prügel bekamst, weil du nicht an mir zum Verräther werden wolltest; heute kann ich dich belohnen.' Nun, dann sagte ich denn, daß ich mein Glück machen könnte, wenn ich einige Photographien von Haremsdamen abnehmen dürfte. Da kratzte er bedächtig sein Haupt unter dem Turban. . . . Aber diese Zuckergurken sind wirklich das Feinste, was ich je genossen! Legten Sie sie selbst ein?"

„Ja, ja, das heißt mein Weib. Fahren Sie nur fort."

„Können Sie mir nicht das Rezept geben?"

„Meine Frau soll es Ihnen geben, aber der Harem?"

„Nun, geben Sie mir noch ein Glas Champagner, das viele Erzählen macht mich trocken."

„Hier ist eine ganze Flasche, aber kommen Sie zum Ziele."

„Gut, das Resultat war, daß er mich im nächsten Gehöft als Gärtner installirte. Da war nur eine Mauer zwischen meinem Garten und dem, in welchem die Haremsschönheiten zu promeniren pflegten. Da wurde denn einfach ein Steinblock herausgenommen, der Apparat hinein in die Lücke geschoben, und so habe ich eine Schönheit nach der andern, sowohl im Putz, wie im Negligé, gewissermaßen weggefangen. Sie werden sie bei mir sehen, sobald Sie mich besuchen. Und nun hoffe ich, mein verehrter Herr Krummbügel, daß Sie mir bald Ihre werthe Kundschaft persönlich und durch Ihre Familie zuwenden. Der versprochene Korb Champagner ist jedenfalls dann da, um unsere Zusammenkunft genußreicher zu machen."

„Meine ganze Familie soll sich einzeln und in Gesammtgruppe bei Ihnen abnehmen lassen. Außerdem habe ich nächste Woche meinen Geburtstag, da werde ich es meinen Leuten zu verstehen geben lassen, daß sie mir ihre Ergebenheit dadurch zu erkennen geben, daß sie sich saalweise für mich photographiren lassen, und das Comptoir kann ein Album zu diesem Zwecke stiften. Die Kerle können auch etwas für mich thun."

„Herr Krummbügel, Sie sind ein Fabrikant, wie er im Buche steht. Seien Sie überzeugt, ich werde an Ihrem Ruhme arbeiten."

„Wir sprechen noch weiter davon. Ich hoffe, ich werde einige genußreiche Stunden bei Ihnen zubringen. Unsereins fühlt das Bedürfniß nach besserer Gesellschaft, als der, die man hier hat, Arbeiter ohne Bildung und ewig ergebene Beamte, den langweiligen Pastor garnicht zu zählen. Man hat Sinn für das Höhere, und Sie sind ein Kunstgenie, das in die Welt paßt. Ich werde meine Protektion für eine Ehrensache ansehen. Also auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Irdische Massenbewegung.

(Schluß.)

Wir brauchten im vorhergehenden Abschnitt unseres Artikels absichtlich den Ausdruck „luftverdünnter Raum", obgleich an Stelle dessen zumeist von luftleerem Raum gesprochen wird. Einen absolut leeren, nichtsenthaltenden Raum vermögen wir einmal nicht herzustellen, dann aber wäre, ein solcher vorausgesetzt, eine Wirkung der Schwere unmöglich. Ein Stoß oder Antrieb kann eben nur durch Stoff, und wäre es auch die verdünnteste Luft oder sogenannter Aether, ausgeübt werden. Freilich, solange man von Imponderabilien (unwägbaren Stoffen) sprach, konnte man auch ganz harmlos daran glauben, daß eine Kraft, oder Bewegung zwischen zwei Körpern durch das Mittelglied „Nichts" wirksam sein könne! Nur weil Räume, deren Inhalt an Luft man so gut als möglich auspumpte, doch nicht ganz leer davon waren, konnte man Licht- und Wärmebewegung durch dieselben durchgehend beobachten, wie sie ja auch den „Aether" durcheilen, dagegen versagte der elektrische Strom den Durchgang durch das mittelst der Geisler'schen Quecksilberpumpe hervorgebrachte Vacuum.

In der Herleitung des Gesetzes des freien Falles der Körper — und in Umkehrung derselben auch der Gesetze des senkrecht aufwärts gerichteten Wurfes oder Hubs — liegt uns eins der schwierigsten Kapitel der Philosophie der Natur vor. Es ist besonders schwer, die richtigen Ausdrücke zu ihrer Entwicklung zu finden. Den Lehrbüchern und für Fachleute geschriebenen Abhandlungen stehen zur leichtern Ueberwindung dieser Schwierigkeiten in diesem und ähnlichen Fällen die mathematischen Formeln und Rechnungsarten zu Gebote. — Dieselben sind aber nichts weiter, als in gedrängteste Formen gebrachte logische Operationen, und es ist bekannt, daß für das mathematische Rechnen die größte Schwierigkeit in der Formulirung der Aufgabe und ihrer Voraussetzungen, im Ansatz, beruht. In diesem ist aber das Resultat, die gesuchte unbekannte Größe schon eingeschlossen. Der Mathematiker entdeckt nichts. Ist der erste Ansatz falsch, so werden es auch die Schlüsse. Die alten Mathematiker, die nicht die Erleichterung der algebraischen Darstellung, der Logarithmen, der Differentialrechnung hatten, mußten alle ihre Schlüsse im Geist fertig machen. Wenn wir mit all' diesen Erleichterungen durch mathematische Operationen schneller zum Ziel kommen, eine Summe von neuen Beziehungen herauszufinden, so vermindert dies das Verdienst unsrer geistigen Arbeiten, nicht jedoch den praktischen Werth der Resultate. So macht auch in der Physik

der Naturforscher, nicht der Mathematiker, den ersten Ansatz, und gleichviel, ob er ihn in mathematischer oder einfach sprachlicher Formel ausdrückt, sind die mathematisch und logisch entwickelten Schlüsse gleich richtig, wenn eben der erste Ansatz richtig war. Betrachtet man die Physik als Unterrichts- und Erziehungsmittel, so liegt grade in dieser Uebung und Entwicklung des logischen Denkvermögens mindestens zur Hälfte ihr hervorragender Werth. Nach der Stellung, welche wir diesem Zweig der Naturwissenschaft im Volksunterricht angewiesen sehen, vermögen wir auf die Absicht zu schließen, wieviel Logik man im Volk verbreitet zu sehen gewillt ist!

Kehren wir nach dieser, für die Absicht der Aufgabe, die wir uns gestellt, immerhin nicht fernliegenden Abschweifung zur Formulirung der Fallgesetze zurück, nachdem wir die dabei stattfindenden Vorgänge bereits speziell betrachtet haben.

Der erste und zugleich Fundamentalsatz für die Lehre vom freien Fall der irdischen Massen ist der schon erwähnte, daß die erlangten Geschwindigkeiten sich wie die Fallzeiten verhalten, d. i. entsprechend der Zeit zunehmen. — Bewiesen kann und braucht dieser Satz nicht zu werden; er geht als selbstverständlich aus den Thatsachen hervor, daß jede Bewegung fortdauern muß, und daß der den Fall verursachende Antrieb in jedem Augenblick gleichmäßig wirkt. Die Beschleunigung folgt also daraus, daß zu der andauernden Bewegung in gleichen Zeiten gleich viele, gleich starke, neue Anstöße kommen, welche sich der vorhandenen Bewegung addiren. Die Geschwindigkeiten müssen also gerade so wachsen, wie die Summe der Anstöße, die eben von der Zeit abhängen.

Die Größe des Antriebs gegen die Erde können wir nur mittelbar, durch ihre Wirkung messen. Wir bezeichnen sie nach der Größe des Fallraums in einer bestimmten Zeit — und zwar nehmen wir den Fallraum unsrer Zeiteinheit, der Sekunde —, oder nach der in der ersten Zeiteinheit erlangten Endgeschwindigkeit, worunter wir den Weg verstehen, den der Körper in der nächsten Sekunde zurücklegen würde, wenn er sich nun unbeeinflußt durch den Antrieb weiter bewegte. Diese Größe ist durch Versuche bestimmt worden, sie beträgt für die Erde 9,801 Meter oder $31^1/_4$ preuß. Fuß.

Nach obigem muß, da der Körper am Anfang der ersten Sekunde und der Bewegung keine Geschwindigkeit hat und diese bis zum Ende derselben auf $31^1/_4$ Fuß gewachsen ist, ein gleicher Zuwachs bis zum Ende der zweiten Sekunde sich hinzufügen, die Endgeschwindigkeit dann 2 mal $31^1/_4$ oder $62^1/_2$ Fuß betragen; nach 10 Sekunden $312^1/_2$ Fuß u. s. f. Diese gleichmäßig in jeder Sekunde zutretende Größe von $31^1/_4$ Fuß nennt man auch die Beschleunigung im Fall.

Der Fallraum in der ersten Sekunde ergibt sich nach folgender Ueberlegung. Nach der ersten Hälfte der Zeit, nach einer halben Sekunde, muß die Endgeschwindigkeit $15^3/_4$ Fuß sein, und da sie von diesem Zeitpunkt ab betrachtet, bis zum Ende der ersten Sekunde um ebensoviel zugenommen hat, als sie bis zum Beginn derselben in gleichmäßiger Abnahme geringer gewesen ist, so ist der Weg eines fallenden Körpers in der ersten Sekunde offenbar so groß, als ob er ihn in einer gleichmäßigen Geschwindigkeit von $15^3/_4$ Fuß zurückgelegt hätte. Der Fallraum der ersten Sekunde ist also gleich der halben Endgeschwindigkeit derselben oder $15^3/_4$ Fuß.

In derselben Weise läßt sich der Fallraum berechnen, wenn die Anzahl der Zeiteinheiten bekannt ist, während welcher der Körper gefallen ist. — Die Beschleunigung in der Sekunde ist bekannt, gleich $31^1/_4$ Fuß; mit der ganzen Sekundenanzahl multiplizirt, ergibt sie die Endgeschwindigkeit am Ende der beobachteten Fallzeit. Da sie wegen der Gleichmäßigkeit des Zuwachses von der Mitte der Zeit ab bis an das Ende ebensoviel an Bewegung gewonnen hat als sie gegen den Anfang hin geringer war, so muß der ganze Fallraum so groß sein, als ob der Körper mit dieser mittleren Geschwindigkeit in jeder Sekunde gleichmäßig gefallen wäre. Der ganze Weg ist also diese mittlere Geschwindigkeit mal der Sekundenzahl.

Wäre zum Beispiel durch Beobachtung festgestellt, daß ein Stein beim Fallen von einem Thurm bis zum Aufschlagen auf den Erdboden 4 Sekunden gebraucht hat, so kommt er mit einer Endgeschwindigkeit von 125 Fuß unten an; seine mittlere Geschwindigkeit ist also $62^1/_2$ Fuß, und da er 4 Sekunden in Bewegung war, so ist die Fallhöhe das vierfache derselben, nämlich 230 Fuß. (Der verzögernde Einfluß des Luftwiderstandes ist dabei allerdings nicht berücksichtigt.)

Die Fallzeit läßt sich hinwiederum berechnen, wenn die Endgeschwindigkeit irgend eines Körpers durch Beobachtung gefunden ist. Man erhält sie durch Theilen der Endgeschwindigkeit mit der bekannten Beschleunigung ($31^1/_4$ Fuß) in Sekunden ausgedrückt. Es ist das nur die Umkehrung der Berechnung der Endgeschwindigkett durch die Zeit.

Kommt also zum Beispiel eine senkrecht nach oben abgeschossne Flintenkugel mit der Endgeschwindigkeit von $187^1/_2$ Fuß wieder unten an, so erfahren wir durch Theilung dieser Zahl mit der Beschleunigung $31^1/_4$ die Fallzeit, nämlich 6 Sekunden.

Aus derselben Größe (der Endgeschwindigkeit) läßt sich auch der Weg berechnen, den der Körper im Fallen zurückgelegt hat. — Ohne einen Rechenfehler zu begehen, können wir wieder annehmen, der Körper sei, anstatt durch beständige Beschleunigung zu seiner Endgeschwindigkeit gelangt zu sein, mit der Hälfte derselben als mittlerer Geschwindigkeit gleichmäßig in Bewegung gewesen. Die Zahl Sekunden, welche der Fall dauerte, berechnen wir, wie soeben zuvor angegeben; und diese mit der mittlern Geschwindigkeit vervielfältigt, ergibt den ganzen Fallraum oder Weg.

Nehmen wir das vorige Beispiel, so ist bei einer Endgeschwindigkeit von $187^1/_2$ Fuß die mittlere $93^3/_4$; die Fallzeit war 6 Sekunden, also ist die Fallhöhe (und Steighöhe) der Flintenkugel $556^1/_2$ Fuß gewesen.

Ein senkrecht in die Höhe geworfener Körper kommt zur Ruhe, indem der in entgegengesetzter Richtung gleichmäßig verzögernd wirkende Antrieb oder die Schwere eine gleichmäßige Abnahme seiner Geschwindigkeit verursacht. Im Moment, wo dieselbe gleich Null geworden ist, kehrt er um und hat bei Rückkunft an der Stelle, von wo er aufgeworfen wurde, genau dieselbe Geschwindigkeit, mit der er seine Bahn begann. Das Maß der Bewegung für den aufgeworfenen Körper ist die Steighöhe mal seinem Gewicht; das Maß für die Massenbewegung im freien Fall (also gleichzeitig auch für die Größe des in solche umgesetzten sphärischen Antriebs) ist die Fallhöhe mal dem Gewicht des Körpers. Für dieselbe Last sind beide Größen ganz gleich: man sieht also, wenn in der Mechanik Kräfte gemessen werden durch die Bewegungsgröße, die sie hervorbringen und diese durch Hubshöhe mal Gewicht (durch eine bestimmte Zahl Kilogramm auf eine bestimmte Zahl Meter gehoben), so besteht die Messen wesentlich in einem Vergleichen mit dem sphärischen Antrieb.

Dieses Urmaß ist darum das einzig rationelle, weil es einmal ein absolutes, durch keinen Einfluß für uns auf der Erde veränderliches ist und dann, weil durch Anlegung desselben allein ein erschöpfender Begriff einer Kraft und der Bewegungsgröße, als Arbeitsleistung derselben, gegeben wird*).

In einem wunderlichen Konservativismus (Beharrungsvermögen oder Trägheit) findet man in namhaften physikalischen Lehrbüchern neben dem von uns entwickelten noch den Ausdruck „Masse mal Geschwindigkeit" für Bewegungsgröße, auch Bewegungsmoment genannt, beibehalten. Von Cartesius aufgestellt, ist er schon durch Leibnitz widerlegt worden. Er würde höchstens nur mehrere ewig unerschöpflich zu denkende Kräfte, oder ewig gleichmäßige Bewegungen zu vergleichen gestatten, da er aus der ganzen Bewegungsdauer ein willkürliches Zeittheilchen heraushebt; um aber die ganze Arbeitsleistung endlicher Kräfte zu erfahren, oder diejenige, welche eine bewegte Masse von einem bestimmten Moment ab liefern kann, ist er ganz unbrauchbar. Die Arbeitsleistung muß in Kilogrammmetern oder Fußpfund ausgedrückt werden können, und zu dem Zweck müssen wir den ganzen Weg kennen, nach dessen Zurücklegung die Kraft verausgabt ist.

Wollen wir zum Beispiel die Arbeitsleistung erfahren, die ein Centner Steinkohle liefern kann, dessen Verbrennungswärme in einer Lokomotive in Dampfspannung und dann in Bewegung der Maschine umgesetzt wird, so können wir sie keineswegs berechnen, wenn uns die Masse der Lokomotive auf 400 Centner und deren Geschwindigkeit auf 100 Fuß in der Sekunde angegeben wird. Wir erhalten nicht einmal einen Vergleich mit der Arbeitsleistung eines Centner Kohle von einer andern Sorte, wenn wir auch erfahren, daß dieselbe Maschine sich bei Verbrennen dieser mit zum Beispiel 70 Fuß Geschwindigkeit bewegt. Wir müssen in jedem Falle den ganzen Weg kennen!

*) Es ist hierbei nicht gemeint, daß die Zahl für die Beschleunigung, welche allen Berechnungen zugrunde liegt, absolut richtig oder unveränderlich sei; jedenfalls ist sie es annähernder als unsre auch rationelle Einheit für das Längenmaß, das Meter, wirklich gleich dem zehnmillionten Theil eines Erdmeridianquadranten ist.

Unser Urmaßstab (das Beziehen der Bewegungsgröße auf Gewichtserhebung) ist auch anwendbar, wenn gar kein Fallen stattfindet. Am besten erklärt das ein Beispiel. — Es sei die Bewegungsgröße zu ermitteln, welche in einem Eisenbahnzug von 2000 Centner Gewicht steckt und der mit 20 Fuß Geschwindigkeit in der Sekunde vorwärts rollt, in dem Moment, wo der Dampf abgesperrt wird! Wir könnten durch eine mechanische Vorrichtung diese Bewegungsgröße zur Hebung eines gleichen Gewichts, von 2000 Centner also, mit 20 Fuß Anfangsgeschwindigkeit auf eine zu ermittelnde Höhe benutzen; oder, was dasselbe ist, wir können uns denken, daß, wenn 2000 Centner frei fallen, sie nach irgend einer Zeit eine Endgeschwindigkeit von 20 Fuß erlangen. Diese Fall- oder Hubhöhe läßt sich aber nach der oben entwickelten Regel berechnen.

Die mittlere Geschwindigkeit, hier also 10 Fuß mal 20, getheilt durch 31,25, ergibt die Steighöhe, 6,4 Fuß. Dieser Weg mal dem Gewicht des Zuges, 200,000 Pfund, ergibt die Bewegungsgröße 1,280,000 Fußpfund. Hätte aber derselbe Bahnzug eine Geschwindigkeit von 40 Fuß, so würden wir 25,6 Fuß als Hubhöhe und 5,120,000 Fußpfund als Bewegungsgröße finden. Also, wenn die Geschwindigkeit zweifach so groß ist, steigt die Hubhöhe und damit auch die Bewegungsgröße auf das vierfache; bei 60 Fuß würden wir diese Größen neunmal so groß, als zuerst finden.

Wir können hieraus die wichtige Regel ableiten, daß, wenn bei gleichen Massen die Geschwindigkeit steigt wie die einfachen Zahlen, die Bewegungsgröße derselben und also die Wirkungsfähigkeit in sehr viel rascherem Verhältniß wächst, nämlich wie die mit sich selbst multiplizirten Zahlen.

Ein Schnellzug mit 60 Fuß Geschwindigkeit ist neunmal schwerer zu bremsen, als ein Güterzug vom selben Gewicht, aber nur 20 Fuß Geschwindigkeit; oder der erste geht, wenn bei beiden der Dampf gleichzeitig abgesperrt wird, noch neunmal soweit, als der letztere, ehe beide von selbst zum Stillstand kommen. — Auf einer glatten Schienenbahn ohne Steigung bewegt eine Kraft die zweihundertfache Last, oder eine gleiche Last 200 mal soweit, als wenn sie dieselbe heben müßte. Der Schnellzug mit 60 Fuß Geschwindigkeit, welche 57,6 Fuß Hubhöhe entspricht, geht demnach 11520 Fuß weit vermöge der Bewegungsgröße, welche er im bezeichneten Moment besitzt, während der Lastzug schon nach 1280 Fuß stehen bleibt.

Es dürfte lehrreich sein, an dieser Stelle eine Aufgabe zu besprechen, die auch von viel bedeutenden Köpfen für ein lösungsfähiges Problem betrachtet wird, nämlich die, den auf infanteristische Vorwärtsbewegung angewiesenen Menschen das Fliegen beizubringen, durch Montirung mit einer Flugmaschine, wobei also die Muskelkraft die Bewegung zu erzeugen hat. Nehmen wir also an, die Aussicht auf glänzende Belohnung lasse einen Schlaukopf eine sehr leichte, zweckmäßige Maschinerie erfinden, die nur 10 Pfund wiegen möge. Ein kräftiger Mann muß der neue Ikarus seiner Sicherheit wegen schon sein, also 150 Pfund Gewicht müssen ihm für seine Person erlaubt sein. Mann und Maschine wiegen also nur 160 Pfund. Soll nun in der Sekunde ein Aufsteigen von nur 5 Fuß stattfinden (was die mäßigste Forderung sein dürfte, da sonst die Luft zuviel Zeit zum Ausweichen hat, als daß die bewegende Kraft den Druck des Gewichts auf sie übertragen könnte, so muß der fliegende Mensch während dieses Weges den beständigen Druck nach unten von 160 Pfund überwinden, also 800 Fußpfund Arbeit leisten. Sollte dem Manne das Aufsteigen zu schwer fallen, so könnte er vielleicht auch von einem Luftballon aus ausgesetzt werden — etwa mit dem Auftrag, als Friedenstaube den Oelzweig von einer Hauptstadt zur andern zu bringen. Leichter ist die Flugarbeit nun auch nicht, da gleichfalls eine Kraft gleich dem vollen Gewicht aufgewendet werden muß, um dem Antrieb nach unten entgegenzuarbeiten, und um nur fünf Fuß vorwärts zu kommen in der Sekunde, muß der Mann wiederum 800 Fußpfund Arbeit in jeder Sekunde leisten. Was will das sagen? — Nichts andres, als daß zu dieser geringen Leistung im Fliegen (ein Fußgänger legt in derselben Zeit durchschnittlich 5,3 Fuß zurück) schon $1^3/_5$ Pferdekraft erforderlich ist. In der Mechanik nennt man nämlich die Arbeitsgröße von 510 Fußpfund eine Pferdekraft, da nach der Erfahrung ein Durchschnittspferd bei täglich achtstündiger Arbeit in jeder Sekunde 510 Pfund einen Fuß hoch zu heben vermag. Eine Durchschnittsmenschenkraft beträgt aber nur den sechsten Theil einer Pferdekraft.

Es ist daher garnicht zu verwundern, wenn ein vorher noch so viel versprechender moderner Ikarus angesichts der Nöthigung seine Schwingen zu erproben, das Entfliegen mit dem Kourierzug vorzieht*).

Vernichtbar ist die an irdischen Massen sich äußernde Bewegung so wenig, als die der Himmelskörper. Da wir sie aber dem Auge schließlich immer wieder entschwinden sehen, so sind wir berechtigt, nach dem Ausgang derselben zu fragen! — Es kann zunächst eine Uebertragung der Bewegung in unveränderter Form, durch Anstoß stattfinden, wie beim Stoß unelastischer Körper, des Windes gegen die Flügel einer Windmühle, des Wassers gegen ein Schiff oder Mühlrad, oder beim Heben einer Last durch Menschen- oder Pferdekraft; oder aber, die Bewegung kann als solche verschwinden, indem sie in Kraft umgesetzt wird. Ein mit einer solchen begabter Körper kann dann wieder soviel Bewegung veranlassen, als er vorher aufgenommen hat. Eine gehobne Last, ein aus seiner Gleichgewichtslage entferntes Pendel stellt eine Kraft vor, und wir wissen, daß bei diesem die durch einen Anstoß ertheilte Bewegung sich wohl 24 Stunden lang beständig aus Bewegung in Kraft und umgekehrt umsetzen kann. Ein besonders geläufiges Beispiel für die Erzeugung von Kraft durch Massenbewegung bietet uns eine Feder von Stahl. Bei einer solchen lassen sich die Theilchen durch den Angriff einer Bewegung äußerlich an einander verschieben und sind dann in einem Zustand der Spannung, d. h. sie nehmen nach Aufhören der äußern Einwirkung ihre vorige Lage von selbst wieder ein: wir nennen dies Verhalten Elastizität. Wir müssen sie als eine Art der Kohäsion betrachten, dieser zwar allgemeinsten, doch bisher noch am wenigsten erklärten aller Kräfte.

Von der als Spannung in einer Feder niedergelegten Bewegung machen wir den allgemeinsten Gebrauch zum Zeitmessen in unsern Taschenuhren. Die ganze Bewegung in einer Uhr kommt von der menschlichen Hand, die sie aufzieht, wobei dieselbe als Kraft in der Hauptfeder niedergelegt wird. Indem diese sich abzuwickeln strebt, verwandelt sie die Kraft wider in Bewegung: die Uhr geht! Die Bewegung geht unverändert durch das Räderwerk bis in das letzte Rad, das Steigrad, und wird hier in einzelnen Anstößen der kleineren Spiralfeder oder Unruh mitgetheilt, die durch Hin- und Herschwingen die Zeit mißt. Es wird in ihr ein kleiner Theil der aus der Hauptfeder kommenden Bewegung wieder in Kraft umgesetzt; dann steht die Spirale still und beginnt die entgegengesetzte Bewegung, und so fort, bis durch das Abwickeln der Hauptfeder alle Kraft in Bewegung umgesetzt ist und diese sich schließlich als eine kleine Menge Wärme verflüchtigt hat.

Auf demselben Prinzip beruht das Schwingen von Saiten, wie z. B. im Piano. Der von der Taste getriebne Hammer verlängert die elastische Saite ein wenig zwischen den nicht nachgebenden Wirbeln; dabei wird die Bewegung als Spannung aufgenommen. Die Saite bewegt sich mit zunehmender Geschwindigkeit zurück, die in ihrer ursprünglichen Lage am größten ist; dadurch tritt sie nach der andern Seite heraus, es entsteht wieder Spannung und die Bewegung geht zurück und so fort. Bei der Saite, welche den höchsten Ton gibt, geschieht das Hin- und Herschieben nicht weniger als 16000 mal in der Sekunde. Wir sehen die Massenbewegung hier nur noch als eine Verdickung der Saite.

Derselbe Vorgang findet bei der Fortpflanzung des Schalles statt. Die verdichtete Luft hat eine Bewegung als Kraft aufgenommen, indem sie eine größere Spannung zeigt. Nachdem sie diese als Bewegung an die nächste Luftschicht abgegeben, sind alle Lufttheilchen wieder auf ihrem frühern Platz.

Die ganze Wellenbewegung beruht auf diesem raschen Uebergang von Bewegung in Kraft und umgekehrt. Der Wellenberg der Wasserwelle ist eine gehobne Last und stellt also eine Kraft vor; im Herabsinken geht diese in Bewegung über und so fort.

---

*) Wir können diese Erfahrung auch auf dem ästhetischen Gebiet nützen. Eine Art „Historienmaler“ sehen wir oft Menschen darstellen, die sie mit prächtigen Schwanenfittigen ausstatten, oft sind sie sogar ohne Unterstützung in die Luft gemalt, als ob sie fliegend schwebten. Warum bewegt uns solcher Anblick, je nach unserer Stimmung, peinlich oder zu unbezwinglicher Heiterkeit? Offenbar ist es das Mißverhältniß, daß uns zugemuthet wird, an fliegende Menschen zu glauben, während der Maler ganz vergessen hat, denselben auch die benöthigte Muskulatur, welche mindestens $1^3/_5$ Pferdekraft zu entwickeln im Stande ist, zuzutheilen; die dargestellte kann immer nur zur Bewegung der Arme dienen, die Schwingen gehen leer aus, haben sogar nicht einmal stützende Knochen.

Die ganze Erscheinung beruht aber in einem in sich zurückkehrenden Schwingen der kleinsten Theilchen; wenn die Wellen in einem nicht fließenden Gewässer fortzueilen scheinen, so ist das nur Augentäuschung. Das zeigt am besten ein wogendes Kornfeld, wo jede Aehre, vom Winde nach unten gedrückt, von der Elastizität des Halmes wieder gehoben wird; dabei sehen wir die Wellen ganz deutlich über das Feld eilen, während doch jede Aehre nur einen kleinen, in sich zurückkehrenden Weg beschreibt.

Alle bisher angeführten Bewegungen bezeichnen wir als Massenbewegungen, weil die Körper sich als Ganzes bewegen. Wählen wir aber statt einer dünnen Klaviersaite ein großes, dickes Stück Eisen und schlagen dasselbe anhaltend mit einem schweren Schmiedehammer, so hören wir zwar auch noch ein Geräusch, aber es tritt auch zugleich ein Erwärmen des Eisens ein, das sich bis zum Glühen steigern läßt. Das durch das Geräusch angezeigte Schwingen des ganzen Körpers ist selbst nur als scheinbare Verdickung nicht mehr wahrzunehmen. Es geschieht hier der Uebergang von Massen- in Molekularbewegung, welche letztere sich dadurch kennzeichnet, daß die mit ihr behafteten Körper ihre Lage gegen ruhende andere nicht ändern, ebenso wie eine Veränderung ihrer äußern Form nicht sichtbar ist, während sie doch Bewegung irgend welcher Art abzugeben vermögen. Aus der Wärmebewegung erzeugen wir sehr häufig wieder Massenbewegung.

Der Ausgang aller irdischen Massenbewegung ist schließlich immer in Wärme, die unter gewissen Umständen zuerst auftretende Elektrizität verwandelt sich, wenn sie strömt, beständig in Wärme. Aus einer bestimmten Bewegungsgröße erhalten wir immer eine bestimmte, gleich große Wärmemenge. Sie ist auf verschiedene Weise durch Versuche gefunden worden. Wenn man als Maßeinheit für Wärme die Menge annimmt, durch welche die Temperatur von 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius erhöht wird, so sind 425 Kilogrammmeter gleich einer Wärmeeinheit, d. h. wenn 425 Kgr. einen Meter hoch fallen, oder 1 Kgr. 425 Meter hoch, so wird soviel Wärme dadurch entwickelt, als 1 Kgr. Wasser um einen Grad erwärmt. Umgekehrt entspricht die Bewegung, welche wir einem Kilo Wasser durch Erwärmung um einen Grad Celsius hinzufügen, der Erhebung von 425 Kgr. auf 1 Meter Höhe. Daß wir mit dieser Wärmemenge eine solche Gewichtshebung faktisch nicht ausführen können, beruht zum Theil auf der Mangelhaftigkeit unsrer Maschinen; doch wird es aus vielen Gründen nie möglich sein, eine gegebene Menge Wärme vollständig in Massenbewegung umzusetzen.

Es ist daher eine ziemlich müssige Arbeit, zu berechnen, wie oft versucht wurde, wieviel Kohlen wohl verbrannt werden müßten, um die Dampfmaschine mit Dampf zu versorgen, die im Stande wäre, einer Masse gleich unsrer Erde ihre Umdrehungs- und Umlaufsgeschwindigkeit zu ertheilen! Interessanter und lehrreicher finden wir umgekehrt die Berechnung des mechanischen Wärmeäquivalents für die in der Erde vorhandene Bewegungsgröße. Wir können die Aufgabe verständlicher so stellen: Was würde geschehen, wenn es einem unsrer glaubensstarken Mitbrüder gelänge, das von Josua mit solchem Erfolg an der Sonne verübte Attentat mit unsrer Erde in Szene zu setzen?

Gehemmte Massenbewegung muß sich in Wärme umsetzen; berechnen wir sie!

Die Geschwindigkeit des Erdmittelpunktes in der Umlaufsbahn um die Sonne beträgt etwa 35 Kilometer. Die Hubhöhe, wie oben berechnet, ist demnach 62,436,391 Meter. Jedes Kilogramm wird also eine Bewegungsgröße von 62,436,491 Kilogrammmeter besitzen, oder eine ebenso große mechanische Wirkung ausüben. Durch Theilen dieser Zahl mit 425 erhalten wir die Anzahl Wärmeeinheiten, welche diese Bewegungsgröße erzeugt, es sind 146,674. Da die Wärmekapazität der Erde nur ein Viertel von der des Wassers ist, das heißt, da dieselbe Wärmemenge 1 Kgr. Erde um 4 Grad erwärmt, so muß die Temperatur des Kilogramm Erde 586,596 Grad Celsius betragen, und da dieselbe Berechnung für jedes andre Kgr. Erde gleichfalls gilt, so würde die ganze Masse der Erde dieselbe Temperatur annehmen, wenn ihre Umlaufsbewegung plötzlich gehemmt würde.

Den Wärmeeffekt aus der gehemmten Axendrehung — brauchen wir nicht erst zu berechnen; der Athem stockt uns vor Grausen beim Gedanken an eine Hitze, wie sie die wahnglühendste Phantasie eines mittelalterlichen Mönches für seine geliebte Hölle nicht zu ersinnen wagte. Sollten wir einst ein solches Ereigniß erleben und wir nach geschehener ungeheurer Explosion unsre dissoziirten Atome auf dem Neptun wiederfinden, so wünschten wir die unsres erdhemmenden Bruders doch auf dem Sirius zu wissen, damit wir nach erneuter immer höherer Organisirung unsrer Atome nicht zum zweiten mal durch solchen Rückschlag bedroht, die ganze Plackerei wieder umsonst gethan hätten!

R.-L.

Kunst und Revolution.

Von W. H.

I.

Eine wunderbare Schrift erschien im Jahre 1850 unter vorstehendem Titel. Der Verfasser ist der berühmte Tondichter Richard Wagner. Aus seinem Leben sei hervorgehoben, daß er im Jahre 1849 an dem Maiaufstande in Dresden sich betheiligte und nach Niederwerfung desselben durch preußische Soldaten in die Schweiz flüchtete. Nach der Amnestie im Jahre 1862 wandte er sich nach München, wo er zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele ernannt wurde, und von dort nach Bayreuth, woselbst er ein Nationaltheater erbauen ließ. Seinen höchsten Triumph feierte er im Jahre 1876, als er in dem eben vollendeten Theater seine Riesenschöpfung: „Der Ring der Nibelungen“ zur Aufführung brachte. —

Ehe wir näher auf den Inhalt der weniger vergessenen, als mit Absicht dem Publikum vorenthaltenen Schrift eingehen, sollen hier einige Sätze aus derselben Platz finden, die zeigen, wie sehr der große Künstler ein Verständniß für das gesammte Volkswesen hatte, wieviel ihm an der Mithülfe der Gesammtheit gelegen war.

Nachdem Wagner die große Aufgabe, die ungemeine Wichtigkeit angedeutet hat, die der Kunst in Bezug auf die soziale Bewegung zufällt, fährt er fort:

„Mehr und besser als eine gealterte, durch den Geist der Oeffentlichkeit verleugnete Religion, wirkungsvoller und ergreifender, als eine unfähige, lange an sich irre gewordene Staatsweisheit, kann die ewig jugendliche Kunst, die sich immer aus sich und dem edelsten Geiste der Zeit zu erfrischen vermag, dem leicht an wilde Klippen und in seichte Flächen abweichenden Strome leidenschaftlicher sozialer Bewegung ein schönes und hohes Ziel zuweisen, das Ziel edler Menschlichkeit.“

Wagner ruft nun den Freunden der Kunst, dann den redlichen Staatsmännern zu, obige Worte zu beherzigen, und wendet sich dann in rührender, aber energischer Weise an das gesammte Volk, vorzüglich an das arbeitende Volk:

„Ihr leidenden Mitbrüder jedes Theiles der menschlichen Gesellschaft, die ihr in heißem Grollen darüber brület, wie ihr aus Sklaven des Geldes zu freien Menschen werden möchtet, begreift unsere Aufgabe und helft uns die Kunst zu ihrer Würde zu erheben, damit wir euch zeigen können, wie ihr das Handwerk zur Kunst, den Knecht der Industrie zum schönen, selbstbewußten Menschen erhebet, der der Natur, der Sonne und den Sternen, dem Tode und der Ewigkeit mit verständnißvollem Lächeln zuruft: auch ihr seid mein und ich bin euer Herr!“

Aus diesen Worten des genialen Meisters strömt voll und ganz die hoffnungsfreudige Menschenliebe hervor, welche eine glückliche, durch die wahre Kunst getragene Zukunft dem Menschengeschlecht in sichere Aussicht stellt, wenn nur das Volk selbst seine Mithülfe nicht versagt. Und daß dies nicht geschieht, davon haben wir nach dem großartigen Aufschwunge, den das Volksleben in den letzten fünfzehn Jahren besonders in Deutschland genommen hat, die festeste Ueberzeugung. — —

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher Wagner alle diejenigen „Künstler“ bemitleidet, welche sich vor revolutionären Zuckungen des geschädigten Broterwerbs wegen fürchten und die deshalb jegliche Revolution hassen, führt er uns in die Blüthezeit der griechischen Kunst. Apollon, den Nationalgott der Griechen, zeigt

er uns als den Vollstrecker von Zeus Willen, nicht als „weichlichen Musentänzer“, wie ihn die üppige Bildhauerkunst der Nachwelt meist überliefert hat; und Apollon, der höchste Ausdruck der mit Kraft gepaarten Schönheit, begeistert den Dichter, das höchste Kunstwerk, das Drama, hervorzubringen.

„Die Thaten der Götter und Menschen, ihre Leiden, ihre Wonnen, wie sie ernst und heiter als ewiger Rhythmus, als ewige Harmonie aller Bewegung, alles Daseins in dem hohen Wesen Apollons verkündet lagen; hier wurden sie wirklich und wahr; denn alles, was sich in ihnen bewegte und lebte, hier fand es seinen vollendetsten Ausdruck, wo Auge und Ohr, wo Geist und Herz lebendig und wirklich alles erfaßten und vernahmen, alles leiblich und geistig wirklich sahen, was die Einbildung sich nicht mehr nur vorzustellen brauchte. Solch' ein Tragödientag war ein Gottesfest, denn hier sprach der Gott sich deutlich und vernehmbar aus: der Dichter war sein hoher Priester, der wirklich und leibhaftig in seinem Kunstwerk darinnen stand, die Reigen der Tänzer führte, die Stimme zum Chor erhob und in tönenden Worten die Sprüche göttlichen Wissens verkündete.“

In dieser anschaulichen und lebendigen Weise führt uns Wagner das griechische Kunstwerk vor, — und das war das griechische Volk selbst in seiner höchsten Wahrheit und Schönheit. In der Tragödie fand sich der Grieche selbst wieder und zwar das edelste Theil seines Wesens, vereinigt mit den edelsten Theilen des Gesammtwesens, der ganzen Nation. So feierte die Kunst ihren höchsten Triumph; sie erfaßte den ganzen Menschen, sie erfaßte die ganze Gesellschaft.

Doch nein! Da lauert ja grade der Kunst das höchste Verderben. Nicht die ganze Gesellschaft wurde von der Kunst erfaßt, sondern nur die freien Griechen, die die Sklaven zur Arbeit benutzten. In Bezug hierauf sagt Wagner:

„Dieser Sklave ist nun die verhängnißvolle Angel alles Weltgeschickes geworden. Der Sklave hat durch sein bloßes als nothwendig erachtetes Dasein als Sklave, die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Schönheit und Stärke des griechischen Sondermenschenthums aufgedeckt, und für alle Zeiten nachgewiesen, daß Schönheit und Stärke, als Grundzüge des öffentlichen Lebens nur dann beglückende Dauer haben können, wenn sie allen Menschen zu eigen sind.“

Wagner dehnt nun diesen Gedanken bis auf die Jetztzeit aus und schleudert der Menschheit folgende furchtbare, aber gerechte Anklage entgegen:

„Leider aber ist es bis jetzt nur bei diesem Nachweis geblieben. In Wahrheit bewährt sich die jahrtausende lange Revolution des Menschenthums fast nur im Geiste der Reaktion: sie hat den schönen freien Menschen zu sich, zum Sklaventhum herabgezogen; der Sklave ist nicht frei, sondern der Freie ist Sklave geworden.“

Zurückgreifend auf das Alterthum, schildert Wagner das Verhältniß der freien Griechen zum Sklaventhum in folgender, wahrhaft klassischen Weise:

„Dem Griechen galt nur der schöne und starke Mensch frei, und dieser Mensch war eben nur er: was außerhalb dieses griechischen Menschen, des Apollonpriesters lag, war ihm Barbar, und wenn er sich seiner bediente — Sklave. Sehr richtig war auch der Nichtgrieche in Wirklichkeit Barbar und Sklave, aber er war Mensch, und sein Barbarenthum, sein Sklaventhum war nicht seine Natur, sondern sein Schicksal, die Sünde der Geschichte an seiner Natur, wie es heutzutage die Sünde der Gesellschaft und Civilisation ist, daß aus den gesündesten Völkern im gesündesten Klima Elende und Krüppel geworden sind. Diese Sünde der Geschichte sollte sich aber an den freien Griechen selbst gar bald ausüben: wo das Gewissen der absoluten Menschenliebe in den Nationen nicht lebte, brauchte der Barbar den Griechen nur zu unterjochen, so war es mit seiner Freiheit auch um seine Stärke, seine Schönheit gethan, und in tiefer Zerknirschung sollten zweihundert millionen im römischen Reiche wüst durcheinander geworfener Menschen gar bald empfinden, daß — sobald alle Menschen nicht frei und glücklich sein können — alle Menschen gleich Sklave und elend sein müßten.“ —

Mit der Auflösung des athenischen Staates hängt auch der Verfall der Tragödie, des eigentlichen dramatischen Kunstwerks zusammen. Ebenso wie sich der Gemeingeist in tausend Richtungen zersplitterte, löste sich auch das große Gesammtkunstwerk der Tragödie in einzelne Kunstbestandtheile auf: „auf den Trümmern der Tragödie weinte in tollem Lachen der Komödiendichter Aristophanes, und aller Kunsttrieb stockte endlich vor dem ernsten Sinne der Philosophie, welche über die Ursache der Vergänglichkeit des menschlichen Schönen und Starken nachdachte.“

„Der Philosophie, und nicht der Kunst, gehören die zwei Jahrtausende an, die seit dem Untergange der griechischen Tragödie bis auf unsere Tage verflossen. Wohl sandte die Kunst ab und zu ihre blitzenden Strahlen in die Nacht des unbefriedigten Denkens, des grübelnden Wahnsinns der Menschlichkeit; doch dies waren nur die Schmerzens- und Freudensausrufe des Einzelnen, der aus dem Wuste der Allgemeinheit sich rettete und als ein aus weiter Fremde glücklich Verirrter zu dem einsam rieselnden kastalischen Quell gelangte, an dem er seine durstigen Lippen labte, ohne der Welt den erfrischenden Trank reichen zu dürfen; oder es war die Kunst, die irgend einem jener Begriffe, ja Einbildungen, diente, welche die leidende Menschheit bald gelinder, bald herber drückten, und die Freiheit des Einzelnen wie der Allgemeinheit in Fesseln schlugen, nie aber war sie der freie Ausdruck einer freien Allgemeinheit selbst: denn die wahre Kunst ist höchste Freiheit und nur die höchste Freiheit kann sie aus sich kundgeben, kein Befehl, keine Verordnung, kurz kein außerkünstlerischer Zweck kann sie entstehen lassen.“ — — —

Der römischen Kunst, die ja mehr oder weniger ein Ausfluß der griechischen Kunst ist, widmet Wagner nur wenige Zeilen. Nicht Sänger des heiligen Chorus sind es, welche die römischen Großen erbauen und belehren, sondern wilde Bestien und Gladiatoren müssen sich, um das Auge zu ergötzen, zerfleischen und mit ihrem Todesröcheln das Ohr vergnügen. Die brutalen Weltbesieger behagten sich nur in der positivsten Realität. In den Augen der römischen Imperatoren waren alle andern Menschen Sklaven; nur die manchmal ungehorsamen Prätorianer erinnerten den Imperator hin und wieder, daß auch er eigentlich nur der Sklave seiner Soldaten sei.

„Dieses gegenseitig und allseitig so klar und unleugbar bezeugende Sklaventhum,“ sagt Wagner nun, „verlangte, wie alles allgemeine in der Welt, nach einem sich bezeichnenden Ausdrucke. Die offenkundige Erniedrigung und Ehrlosigkeit aller, das Bewußtsein des gänzlichen Verlustes aller Menschenwürde, der endlich nothwendig eintretende Ekel vor den einzig ihnen übrig gebliebenen materiellsten Genüssen, die tiefe Verachtung alles eignen Thun und Treibens, aus dem mit der Freiheit längst aller Geist und künstlerische Trieb entwichen, diese jämmerliche Existenz ohne wirklichen thaterfüllten Lebens — konnte aber auch nur einen Ausdruck finden, der, wenn auch allerdings allgemein, wie der Zustand selbst, doch der gradeste Gegensatz der Kunst sein mußte. Die Kunst ist Freude an sich, am Dasein, an der Allgemeinheit; der Zustand jener Zeit am Ende der römischen Weltherrschaft war dagegen Selbstverachtung, Ekel vor dem Dasein, Grauen vor der Allgemeinheit. Also nicht die Kunst konnte der Ausdruck dieses Zustandes sein, sondern das Christenthum.“

Nachdem nun Wagner in höchst trefflicher Weise zunächst im allgemeinen über das Christenthum moralisirt und dann das Verhältniß des heuchlerischen christlichen Mittelalters zur wahren Kunst recht drastisch dem Leser vorgeführt hat, kommt er zu nachstehender Folgerung:

„Konnte nun aber die Kunst da wirklich und wahrhaftig vorhanden sein, wo sie nicht als Ausdruck einer freien, selbstbewußten Allgemeinheit aus dem Leben selbst emporblühte, sondern von den Mächten, welche eben diese Allgemeinheit an ihrer freien Selbstentwicklung hinderten, in Dienst genommen und deshalb auch nur willkürlich aus fremden Zonen verpflanzt werden konnte? Gewiß nicht: Und doch werden wir sehen, daß die Kunst, statt sich von immerhin respektablen Herren, wie die geistige Kirche und geistreiche Fürsten es waren, zu befreien, einer viel schlimmeren Herrin mit Haut und Haar sich verkaufte: der Industrie.“

Nun schildert Wagner die Geschäftigkeit des Gottes Merkur, des Patrons der Kaufleute und Spitzbuben, in ungemein anregender Weise. Der stolze Römer hatte diesen Gott immer nur als ein nothwendiges Uebel angesehen. Aber — „dieser verachtete Gott rächte sich an den hochmüthigen Römern und warf sich statt ihrer zum Herrn der Welt auf: denn krönet sein Haupt mit dem Heiligenscheine christlicher Heuchelei, schmückt seine Brust mit dem seelenlosen Abzeichen abgestorbener, feudalistischer Ritterorden, so habt ihr ihn, den Gott der modernen Welt, den heilighochadligen Gott der fünf Prozent, den Gebieter und Festordner unsrer heutigen — Kunst. Leibhaftig seht ihr ihn in einem bigotten englischen Banquier, dessen Tochter einen ruinirten Ritter vom Hosenbandorden heirathete, vor euch, wenn er sich von den

ersten Sängern der italienischen Oper lieber noch in seinem Salon, als im Theater (jedoch auch hier um keinen Preis am heiligen Sonntage) vorsingen läßt, weil er den Ruhm hat, sie hier noch theurer bezahlen zu müssen, als dort. Das ist Merkur und seine gelehrige Dienerin, die moderne Kunst."

Und weiter schildert der große Künstler die gegenwärtige „Kunst" mit schneidender Schärfe:

„Das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisirte Welt erfüllt! Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. Aus dem Herzen unsrer modernen Gesellschaft, aus dem Mittelpunkte ihrer kreisförmigen Bewegung: der Spekulation im großen, saugt unsere Kunst ihren Lebenssaft, erborgt sich eine herzlose Anmuth aus den leblosen Ueberresten mittelalterlich ritterlicher Konvention, und läßt sich von da — mit scheinbarer Christlichkeit auch das Schärflein der Armen nicht verschmähend — zu den Tiefen des Proletariats herab, entnervend, entsittlichend überall, wohin sich das Gift ihres Lebenssaftes ergießt."

Als Resultat des Vergleichs der modernen mit der griechischen Schauspielkunst erhalten wir von Wagner folgenden trefflichen Satz, der auch den Schlußsatz unseres heutigen Artikels bilden soll:

„Wo der griechische Künstler, außer durch seinen eigenen Genuß am Kunstwerke, durch den Erfolg und die öffentliche Zustimmung belohnt wurde, wird der moderne Künstler gehalten und — bezahlt. Und so gelangen wir denn dahin, den wesentlichen Unterschied fest und scharf zu bezeichnen, nämlich: die griechische öffentliche Kunst war eben Kunst, die unsrige künstlerisches Handwerk."

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Gattinnen.

Skizze aus der Gesellschaft. Von **M. Kautsky.**

Wer die Umgebung Wiens kennt, der weiß auch, was für herrliche Thäler, schöne Waldgebirge, reizend gelegene Ortschaften da zu finden sind. Reine Luft, süße Ruhe, malerische Partien, alles, was so ein geplagtes Menschenkind, das sich den Tag über mit wiener Straßenaroma gesättigt, sich müde gearbeitet und geschaut, nun braucht, um seine Glieder, seine Lunge und seine Augen wieder für die morgen sich erneuernden Plagen ein wenig zu stärken.

Freilich gibt es solcher Feierabend-Erholungswinkel schon eine halbe Meile vor der Stadt, aber da Madame es vorzog, zwei Meilen weit ihren Landaufenthalt zu nehmen, da sie die Gebirgsluft so nervenstärkend, die Gesellschaft hier ausgesuchter findet, so ist es auch Monsieur plausibel gemacht worden, daß morgens und abends eine halbe Stunde Fahrt mit der Bahn, und eine ganze mit dem Stellwagen, zu den nothwendigen, gesundheitentsprechenden Bewegungen eines verheiratheten Mannes gehöre, der überdies Neigung zu einem leichten Embonpoint verrathe, eine Neigung, die Madame bei einem dreißigjährigen Manne höchst unanständig fand. Und so saß denn auch heute, wie alle Nachmittage, Heinrich Bruno, Doktor der Rechte, im Innern des sich langsam durch den Staub wälzenden Ungeheuers, Stellwagen genannt, und ließ sich, sehnsüchtige Erwartung im Herzen, einen Westphälerschinken und einige Schachteln Bonbons in einer großen Tasche mit sich führend, seiner lieblichen Villa zurütteln.

Doktor Bruno gehörte ohne Zweifel zu denen, die ein reiches Gemüth, ein gutes Herz besitzen, deren lebhafte Phantasie immer zum Dolmetsch ihrer Wünsche wird, und deshalb nur das Angenehmste ihnen vorzaubert, das sie die bösen Launen der Gegenwart oft genug übersehen läßt. Saß er doch jetzt eingepfercht zwischen zwei dicken Frauen, die Freundinnen zu sein schienen, denn sie tauschten die intimsten Bekenntnisse so über ihn hinweg aus; als er aber mit der artigsten Bereitwilligkeit seine, die Konversation hindernde Persönlichkeit aus ihrer Mitte entfernen wollte, und um den Ecksitz bat, wurde dieses Ansinnen mit dem, allerdings sehr motivirten Ausspruch: „Der Platz in der Mitte ist der schlechteste, wir sind selbst froh, daß wir beim Fenster sitzen," zurückgewiesen. Weit entfernt, darüber ärgerlich zu werden, ließ er das Kreuzfeuer ihrer Beredtsamkeit ruhig über sich hinstreifen, schloß die Augen und dachte an die Süßigkeiten des Heims, an sein junges Weibchen, sein kleines Bübchen, an die angenehme Frische und Kühle seines Gartens, die ihn nach diesem unfreiwilligen Schwitzbade doppelt laben würde.

Einmal zuhause, wollte er sich schon entschädigen, sich's recht kommode machen, und, sanguinisch wie er war, erlaubte er sich sogar, an die, freilich von seiner Gattin verpönten Freuden eines Schlafrocks und gestickter Pantoffeln zu denken.

Ja, seine einmal entfesselte Phantasie gefiel sich, ihm die Wonnen eines Tschibuks, mit den sich sanft kräuselnden, allmählich verduftenden Rauchringen, und die Stärkungen eines frisch schäumenden Bieres ahnen zu lassen.

Er sah sein Luischen an seiner Seite, das zärtlich zu ihm aufsah, ihm leuchtenden Auges von ihren mütterlichen Freuden erzählte, und endlich den kleinen, fünf Monate alten Sprossen selber brachte, dem der überglückliche Vater, der die Prinzipien der Abhärtung und Kräftigung bei seinem Sohne frühzeitig anwenden wollte, einige Tropfen Bier einflößte.

Aber Träume, Schäume! Auch die Idylle, die der Doktor in der sonnigsten Beleuchtung komponirte, zerstob in nichts nach einem vehementen Stoße des Wagens, der ihn mit seinen Nachbarinnen in allzu fühlbare Berührung brachte. Die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte, und der arme Bruno konnte sich über die Hitze, den Staub, das alberne Geplapper seiner Mitpassagiere und die Zerschlagenheit seiner Glieder keinen weiteren Illusionen hingeben.

Da, endlich war das Ziel erreicht, der Wagen hielt, er stieg aus und war in weniger als fünf Minuten in dem geträumten Eldorado seiner Häuslichkeit. —

Ein heftiges Kindergeschrei empfing ihn, aus dem er mit Befriedigung die gesunde Lunge seines Erben konstatirte; er trat mit der lächelndsten Miene in das Kinderzimmer, wo er die Köchin, das Faktotum des Hauses, in vollster Arbeit fand, seinem Hugo mit einem dicken Brei den Mund zu stopfen, welches Geschäft sie mit unerbittlicher Konsequenz, trotz aller Widerstandsversuche des Kleinen, fortsetzte.

„Johanna," rief der über dieses Gebahren geängstigte Vater, „was machen Sie mit dem Kinde? Sehen Sie denn nicht, daß es die zähe Masse nicht hinunterwürgen kann? Wo ist seine Amme?"

„Ach, gnädiger Herr, gut, daß Sie kommen," sagte Johanna, den Löffel etwas erzürnt beiseite werfend und aus Hugos Gesichtchen die reichlichen Ueberreste des Mahles wischend. „Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem kleinen Eigensinn anfangen soll. Bitte, nehmen Sie ihn einen Augenblick, vielleicht können Sie ihn beruhigen. Die gnädige Frau war gezwungen, die Amme fortzuschicken, weil diese plötzlich krank geworden ist und nach Hause verlangte; jetzt soll ich den Buben füttern, aber er ist so boshaft und will just nichts nehmen."

„Wo ist meine Frau?"

„Sie hat einen Ausflug gemacht."

„So!"

„Mein Gott, die Gnädige wollte anfänglich nicht. Als die Frau von Schwarz herüberkam, sie abzuholen, sagte sie entschieden ‚Nein!'; dann kamen aber auch der Herr Baron und der Herr Lieutenant, und sie baten solange, bis sie mitging."

Ein zweites noch gedehnteres „So!" entfuhr den Lippen des etwas enttäuschten Gemals.

„Die gnädige Frau hat gesagt, Sie möchten nur nachkommen," fuhr die diplomatische Köchin, die ihrer Herrin sehr ergeben schien, in der determinirtesten Weise fort; „die Herrschaften werden im Rückweg den Wald bei der Mühle passiren, da können Sie die gnädige Frau garnicht verfehlen."

„Johanna, bringen Sie mir meine Pantoffeln und meinen Schlafrock."

„Aber gnädiger Herr —"

„Keine Bemerkungen, Johanna."

Diese ging, etwas vor sich hinbrummend, nachdem sie den Hugo in die Arme seines Papas gelegt, der nun versuchte, seiner Aufgabe als Kindsmädchen so gut wie möglich gerecht zu werden.

Er trug das Bübchen hinaus in den Garten, er schaukelte es, er sprach zu ihm, er machte ihm allerlei spaßiges Zeug vor, und der kleine Schreier vergaß aus Verwunderung über diese veränderte Erziehungsmethode seine momentanen Leiden und lachte, augenscheinlich mit seinem Papa sehr zufrieden. In der Laube standen bequeme Rohrstühle, da wollte er sich mit seiner kleinen Fracht vor Anker legen, denn er fühlte sich nachgrade sehr ermüdet; aber als er dahin kam, fand er daselbst Linchen, das Stubenmädchen, und vor ihr und neben ihr auf allen Stühlen ausgebreitet, die Bestandtheile eines lichten, feinen Linonkleides mit seinem massenhaften Aufputz von Volants, Spitzen und Bändern, die sie eben zu einem Ganzen zu vereinen bestrebt war. Da war auch nicht ein Plätzchen leer, und Linchen schien nicht gewillt, etwas von dem eroberten Terrain abzutreten.

Der Doktor runzelte die Stirne. „Packen Sie den Plunder zusammen und machen Sie ihn anderswo fertig, wo es Ihnen beliebt," sagte er etwas heftigen Tones, und als sie diesem Befehl nicht schnell genug Folge leistete, gab er ihr das Kind und machte sich nun selbst daran, mit der größten Rücksichtslosigkeit auf die Kostbarkeit und auf die Delikatesse des Stoffes, die verstreuten Theile auf einen Knäuel zusammenzuraffen.

Das Mädchen sagte kein Wort, aber ihr flehentlicher Blick wandte sich hülfesuchend an die eben daherkommende Johanna, die, ein Deus ex machina immer zur rechten Zeit erschien, um die Rechte ihrer Gebieterin gegen vermeintliche Uebergriffe des Herrn in Schutz zu nehmen.

Sie hatte mit einem Blick den Thatbestand aufgenommen, den eigentlich Schuldigen herausgefunden. Sie lächelte:

„Gnädiger Herr, ich bitte um Entschuldigung, aber ich kann unmöglich das Gewünschte bringen, Schlafrock und Pantoffeln sind im Garderobekasten und die gnädige Frau hat die Schlüssel abgezogen."

„Was sehe ich, Linchen?" wandte sie sich an diese mit dem bestgespielten Erstaunen. „Sie machen Sich wieder mit dem Kinde zu schaffen, sind Sie dazu da? — — Aber das ist so ihre Art und Weise, immer faul zum arbeiten, immer bereit, die kostbare Zeit mit Spielerei und Tändelei zu vergeuden. Wissen Sie nicht, daß die gnädige Frau das Kleid bis übermorgen fertig haben muß, oder glauben Sie, sie geht vielleicht zweimal auf ein Kränzchen mit derselben Robe? Und ich bitte, gnädiger Herr, da schauen Sie nur her, wie diese dumme Person mit dem kostbaren Zeug umgeht, da liegt alles auf einem Haufen, und diese Spitzen kosten allein, Gott verzeih' mir's, 400 Gulden. Und diese prachtvollen Bänder! Ach, es ist eine Todsünde, da liegt die Hälfte am Boden. Gehen Sie nicht vom Platze, bis Sie nicht die Spitzen und Bänder an den Rock geheftet, die gnädige Frau hat es so befohlen."

Bruno hörte nicht weiter, das Kind fing wieder an zu schreien, und er stürzte mit einer Hast aus dem Hause, als würde er von den Furien gejagt. Sein Aerger machte sich in einzelnen Ausrufungen Luft. Er war zornig auf seine Frau, auf sein ganzes Hauswesen, seine Empfindung war eine durchweg unbehagliche. Bald aber wurde er ruhiger; die Schönheit der Natur, die ihn umgebende Stille stimmten ihn versöhnlich. Er schritt einen sanft ansteigenden Hohlweg hinan, dessen Wände mit dem üppigsten Gras bewachsen und hie und da mit einer hübschen Baumpartie ausgestattet waren. Die Luft war so milde, die wechselnden Lichteffekte erfreuten das Auge in der angenehmsten Weise, er wurde heiterer und gelangte zu dem Schlusse, daß er daraus, daß er nicht alles so gefunden, wie er erwartet, doch eigentlich niemand einen Vorwurf machen könne.

Durfte er es seiner Frau verargen, daß sie häufig an schönen Nachmittagen durch einen weiteren Spazirgang sich vergnügte; war sie nicht heute überdies überredet worden? Mußte man es nicht ihrer Jugendlichkeit zugute halten, wenn sie ihre Pflichten als Mutter noch nicht recht begriff, und da durfte er sich billigerweise über seine Domestiquen beklagen, die ja die treueste Pflichterfüllung zeigten? Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß die so bedeutenden Ausgaben seines Haushaltes in letzter Zeit seine Einkünfte zu übersteigen drohten, aber konnte er seiner Luise einen Wunsch versagen?

Nichts erfreut den Liebenden so sehr, als sein Liebstes zu schmücken, und Luise war so schön! —

Ein Mann kam hinter ihm her und unterbrach seinen Gedankengang. Sie begrüßten sich, sie hatten vor einigen Tagen den weiten Weg von der Bahnstation bis hierher im schlechtesten Wetter zu Fuß gemacht, da sie den Stellwagen versäumt und kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben war. Sie hatten damals beide des Schicksals Tücke humoristisch aufgefaßt, den Weg über soviel gelacht und gegenseitig soviel Gefallen aneinander gefunden, daß sie in der That erfreut waren, wieder zusammenzutreffen. Es stellte sich heraus, daß sie auch heute ein gutes Stück mit einander gehen konnten, ohne von ihrem Ziele abzuweichen. Der Neuankommende, ein junger Mann, beiläufig in Bruno's Alter, stellte sich diesem als der Landschaftsmaler Walter vor, der hier auf einer kleinen Besitzung beständigen Aufenthalt mit seiner Familie genommen.

Er war von auffallender Schönheit und dem kräftigsten Wuchse, und besaß jene Leichtigkeit und Ungezwungenheit im Umgange, die meist nur bei Aristokraten oder Künstlern zu finden ist. Seine Kleidung, leicht und bequem, schien nicht von der herrschenden Mode diktirt, stand ihm aber ausgezeichnet gut. Er schritt leicht und elastisch einher, wie man nur bei ganz gesundem Körper und fröhlichem Muthe zu thun pflegt, so daß der ohnedies schon ermüdete Bruno lächelnd eingestand, daß er bei diesem Rennen nicht mitthun könne.

Sogleich nahm Walter ein gemäßigtes Tempo an, bot dem Doktor eine Cigarre, die dieser dankend annahm, worauf die beiden rauchend und plaudernd langsam dahinschlenderten.

„Mein Haus ist kaum zweihundert Schritte von der Mühle entfernt und doch haben Sie's noch nicht entdeckt," sagte der Maler lachend. „Ja, ich halte mein Nestchen gut verborgen. Wald- und Gartenanlagen sind die natürlichen Mauern, die mein himmlisches Reich vor den Augen der Ungebetenen verbergen; aber wenn Sie mir erlauben, will ich Ihnen heute den geheimnißvoll gewundenen Pfad zeigen, Sie würden mir und meiner Frau mit Ihrem Besuch eine rechte Freude machen. Mein Haus ist schön," fuhr er nach der artigen Erwiderung Bruno's mit einigem Stolze fort, „zu luxuriös vielleicht für einen armen, unbedeutenden Künstler, wie ich bin, aber es ist ja meine ganze Welt, es ist der Tempel meines Glückes geworden, und dann habe ich es ja für meine liebe Frau, mit ihr geschaffen. Meine Marie hat mit der emsigsten Sorge mit mancher Entbehrung kämpfend, erst daran gearbeitet, alles behaglich und wohnlich zu machen, und dann in den Forderungen weitergehend, immer wieder einen neuen Gegenstand der Kunst oder des Geschmacks darin aufgestellt. Wir sind jetzt aber auch in der besten Gesellschaft, nun, Sie werden sehen. Wie glücklich wirkt diese feine Harmonie im Arrangement des uns stets Umgebenden, diese Zusammenstellung des Würdigsten und Edelsten, was die Menschheit durch Jahrtausende geschaffen, sei es auch nur in gelungenen Kopien, auf die ästhetische Bildung eines Weibes! Wie wird dadurch ihr Geschmack veredelt, verfeinert; sie kennt das Schönste, wie könnte sie jemals am Unschönen wieder Gefallen finden? Und daß sie mitgeholfen hat, alle diese Schätze zu erwerben und zusammenzutragen, daß sie mithilft sie zu erhalten und zu mehren, macht ihr diese so unendlich theuer. Sie pflegt und reinigt nun alles selbst, weil sie es zu hoch achtet, um eine ungeschickte Hand damit in Berührung zu bringen, sie gewöhnt sich an diesen zarten Duft von Eleganz und ausgesuchter Ordnung und findet es endlich nur mehr in ihrem Hause behaglich und schön."

So sprechend hatte Walter einen Seitenweg eingeschlagen, und bat Bruno, ihm zu folgen. „Ich werde Sie jetzt durch meinen Küchengarten führen, wir schneiden da ein gutes Stück ab und kommen eher zur Mühle," sagte er. Bruno war erstaunt über diese großartigen Anlagen, die sie nun durchschritten, er hatte sie schon einmal im Vorbeigehen bewundert. Alle Sorten Gemüse fanden sich da, alle von ungewöhnlicher Schönheit. Da war auch nicht ein Blatt zerfressen oder krank, die Beete waren nach ornamentalen Zeichnungen angelegt, und das Angebaute harmonirte immer so gut in Farbe und Gestalt, daß über diese sinnreiche Ordnung jedes Auge entzückt sein mußte.

Mehrere Arbeiter waren hier beschäftigt, die freundlich grüßten. Walter richtete einige Fragen an sie und ging dann weiter. „Es gefällt Ihnen, nicht wahr?" sagte er zu dem in lauter Anerkennung begriffenen Bruno, „aber ich kann dieses Lob nicht einheimsen, es gebührt meiner Frau. Sie hat vor zwei Jahren diesen Grund mittelst ihrer Ersparnisse an sich gebracht, sie hat den Boden zu dem gegenwärtigen Ertrage tauglich gemacht, von ihr ist die Zeichnung, die Vertheilung der Beete und der Gemüsearten. Den ganzen vorigen Sommer hat sie sich's sehr angelegen sein lassen, ist selbst beinahe den ganzen Tag heraußen gewesen, hat alles selbst beaufsichtigt und geleitet, so daß wir schon gleich das erste Jahr einen ziemlichen Gewinn davon hatten. Heuer ist es viel leichter, wir haben immer dieselben Arbeiter, die sich

nun schon an die äußerste Akkuratesse gewöhnt haben, sie werden gut bezahlt, und meine Frau hat sehr geschickt ihren Ehrgeiz zu wecken gewußt, so daß sie mit Stolz ihre Arbeit als eine Art Kunstwerk zu betrachten anfangen."

„Und auf welche Art verwerthen Sie diese Erzeugnisse?" fragte Bruno.

„Unsern Hausbedarf abgerechnet, wird das alles nach Wien in die ersten Hotels geliefert und sehr gut bezahlt."

„Und diesen praktischen Blick, dieses Verständniß für Bodenkultur sollte eine Frau besitzen?" fragte Bruno beinahe verwirrt.

„Ich gewiß nicht," erwiderte Walter lachend, „ich bin entweder in meinem Atelier beschäftigt, oder ich treibe mich im Gebirge herum, um nach der Natur zu malen, und abends muß ich dann mit meinem Töchterlein spielen oder mit meiner Frau musiziren, oder andern Unsinn treiben, als Landwirth bin ich eine Null."

Sie waren unter diesen Gesprächen auf einen Punkt gekommen, von wo man eine reizende Aussicht auf das einem Garten gleichende Thal genoß, das sich gegen Westen etwas öffnete und einen Blick in weite Ferne gestattete, die jetzt im leichten Nebel schwimmend in das Unendliche sich zu erstrecken schien, während die naheliegenden Partien unter den Gluthen der tiefstehenden Sonne ungemein kräftig hervortraten.

„O, wie schön!" rief unwillkürlich der Doktor. „Hier möchte ich ruhen, um Leib und Seele zu stärken."

„Ihnen kann geholfen werden," sagte Walter, und deutete mit der Hand auf eine Bank, die unweit unter einer breitästigen Linde stand.

„Nehmen Sie Platz, ruhen Sie ein wenig aus und gestatten Sie mir, daß ich Ihnen dabei Gesellschaft leiste."

Bruno zögerte; seine müden Glieder bedurften der Ruhe, aber er sprach die Befürchtung aus, er könne seine Frau, die ihn gebeten, ihr entgegen zu gehen, leicht verfehlen, wenn er hier, so weit entfernt von dem gewöhnlichen Fußsteig, verweile. Walter beruhigte ihn damit, daß man von dieser Stelle aus jeden aus dem Walde Kommenden erblicken könne und eine Gesellschaft von mehreren Personen schon durch ihr Sprechen die Aufmerksamkeit dahin ziehen würde.

Bruno widerstand nicht länger und ließ sich mit einer Art Wonne auf dem breiten, bequemen Sitz nieder. „Ach, prächtig, reizend!" rief er wiederholt, „ich meine, das müßte Ihr Lieblingsplätzchen sein."

„Nein, ich habe das meine näher beim Hause; meine Frau ließ diese Bank hier anbringen, weil sie des Morgens meist mit ihrem Töchterlein hierher kommt, um nachzusehen, und oft eine Stunde hier verweilt; auch sie findet die Aussicht überaus schön, und hat sie einmal gezeichnet."

„Ihre Frau! Das muß ein ganz ungewöhnliches Wesen sein, ich finde mich nicht mehr zurecht; Sie haben mir in einer Viertelstunde außerordentliches von ihr erzählt, aber eigentlich Eigenschaften, die man von einer Frau garnicht zu verlangen berechtigt ist, weshalb ich sie mir auch nicht recht weiblich denken kann, nicht anschmiegend, nicht zart, zu selbstständig, zu rechthaberisch."

„Es liegt etwas Kräftiges, Tüchtiges in ihr," sagte Walter, und freudiger Stolz leuchtete bei diesen Worten aus seinen Augen. „Sie entwickelt eine rastlose Energie und eine zielbewußte Thätigkeit; sie hat allerdings ihre eigenen Meinungen und weiß sie zu vertheidigen, aber ich achte sie deshalb nur um so höher, und unser Zusammenleben gewinnt durch die geistige Gleichheit, die zwischen uns existirt und die das gegenseitige Fördern all' unsrer Kräfte und Fähigkeiten bewirkt, einen eigenthümlichen, belebenden Reiz."

„Sie muß eine bewunderungswürdige Frau sein," bemerkte Bruno rasch und verbindlich, aber er schüttelte dabei, vielleicht ohne es zu wissen, recht bedenklich den Kopf. „Eine Kunstkritikerin und selbst Künstlerin, dabei Landwirthin von Fach, die Oekonomie vom wissenschaftlichen Standpunkte erfassend. Sie muß sehr ernst sein. Sie ist wohl älter als Sie?"

„Walter brach in ein unbändiges Lachen aus. „Ich wette, Ihre Phantasie gefällt sich darin, Ihnen in meiner Frau ein kleines Monstrum von einer alten, ewig keifenden Pedantin vorzumalen, jetzt sind Sie es meiner Eitelkeit schuldig, uns baldigst zu besuchen, damit Sie von Ihrem abscheulichen Irrthum zurückkommen."

„Sie machen mich immer neugieriger," sagte Bruno; „begehe ich eine große Indiskretion, wenn ich Sie bitte, mir diese interessante Dame und die Art und Weise, wie Sie ihr Herz gewonnen, eingehender zu schildern?" (Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Zeitungsliteratur.

I.

Die Statistik, so bedeutende Fortschritte sie in den letzten Jahren auch gemacht hat, steckt doch noch derart in den Kinderschuhen, daß man sich bei den meisten Untersuchungen über die Verhältnisse weitverbreiteter oder allgemeiner Institute mit Wahrscheinlichkeitsberechnungen und Schätzungen begnügen muß.

Dies ist besonders auch der Fall, wenn man sich über den Stand der Presse, darüber, „was Deutschland druckt und liest", unterrichten will.

Die vortrefflich redigirte Zeitung, der „Hamburgische Correspondent" hat es unternommen, verschiedene Daten in Bezug auf die Presse zu sammeln, und wir glauben es ihm sehr gern, wenn er behauptet, daß ihm dies große Mühe verursacht habe. Auch geht für uns bei näherer Betrachtung der betreffenden Daten hervor, daß die Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Verfassers im wesentlichen annähernd richtig sind.

Wenn die erscheinenden deutschen Zeitungen in Groß-Oktavformat gebunden würden, von jeder Zeitung natürlich nur ein Exemplar, wie viele Bücher gäbe das jährlich? Mindestens 50,000 Bände zu zwanzig Druckbogen. In Deutschland erscheinen heute annähernd 2400 politische und mehr als 1100 nichtpolitische (fachliche und belletristische) Journale.

Täglich mehr als 1000 Druckbogen müssen die Redaktionen und Mitarbeiter der deutschen Zeitungen und Zeitschriften herstellen. Daß dabei mancher alte Kohl aufgewärmt und mit etwas frischer Brühe begossen wird, ist sehr natürlich, und daß ferner die kleineren Blätter, besonders die Lokalblätter ihren bessersituirten Schwestern mit der Scheere ganz unbarmherzig zu Leibe gehen, dies ist gleichfalls ganz natürlich und verzeihlich. Zu wünschen wäre nur, wenn derartige Operationen durchweg mit größerem Geschick gemacht würden. Man kann nämlich tausend gegen eins wetten, daß die meisten Lokalblattredakteure aus den größeren Zeitungen den werthloseren Theil ausschneiden und den besseren sitzen lassen. Doch immerhin muß auch, wenigstens bei den hervorragenderen Zeitungen, bei Fachblättern und belletristischen Zeitschriften die Feder recht emsig gerührt werden, um die 1000 Druckbogen täglich herzustellen.

Wir wollen nun die einzelnen Angaben uns etwas näher ansehen. Da sind zunächst die politischen Zeitungen:

40	mit zusammen	340,000	Abonnenten,	die täglich zweimal und noch öfter erscheinen,
520	„ „	2,000,000	„	die täglich (wöchentlich fünf- bis siebenmal) erscheinen,
500	„ „	800,000	„	die wöchentlich drei- und viermal erscheinen,
780	„ „	730,000	„	wöchentlich zweimal,
500	„ „	400,000	„	wöchentlich einmal.

Zusammen also circa 2350 politische Zeitungen mit mehr als vier millionen Abonnenten.

Der Zahl nach sind die „Wochenblätter", d. h. die nicht täglich, sondern wöchentlich ein- bis dreimal erscheinenden, vorwiegend (1780), Tagesblätter in der Minderzahl (560); dagegen sind letztere gelesener als erstere (2,340,000 gegen 1,930,000 Abonnenten) und die Zahl der Abnehmer steht im genauen Verhältniß mit dem Erscheinen des Blattes. So entfallen auf jede Zeitung, die wöchentlich erscheint:

Zwölf- und mehr als zwölfmal . . .	8500	Abonnenten,
fünf- bis siebenmal	3840	„
drei- und viermal	1600	„
zweimal	950	„
einmal	800	„

Die Höhe der Auflage variirt freilich außerordentlich über und unter diesen Mittelzahlen; die größte Auflage mit mehr als 30,000 hat die „Kölnische Zeitung"; zwischen 20 und 30,000 bewegen sich von den Tagesblättern die „Augsburger Zeitung", dann die „Münchener Neuesten Nachrichten"; von berliner Zeitungen die alte „Vossische", die „Volkszeitung", die „Tribüne", das „Berliner Tagblatt"; dann die „Breslauer Morgenzeitung", die „Dresdener Nachrichten", der in Oberndorf in Württemberg erscheinende „Schwarzwälder Bote" und das stuttgarter „Neue Tageblatt"; zwischen 10- und 20,000 Auflage zählen wir noch annähernd 30 Blätter, darunter drei sozialistische Zeitungen, der „Vorwärts", die „Berliner freie Presse" und das „Hamburg-Altonaer Volksblatt"; zwischen 5- und 10,000 Auflage beiläufig 70 Tagesblätter; zwischen 2000 und 5000 Auflage rund 150 Tageszeitungen; unter 2000 sind aber nicht weniger als 300. Bei den Wochenblättern gibt es auch einige, die sich in die Zehntausend und mehr aufschwingen, namentlich katholische Wochenblätter, wie das „Augsburger Wochenblatt für das christliche Volk" (36,000 Abonnenten), „Sankt Paulinus-Blatt in Trier

(15,000 Abonnenten) ꝛc., die größte Zahl bewegt sich aber unter 1000 und die Hälfte der Wochenblätter sogar unter 500 Abonnenten, nicht zu gedenken, daß einige sogar kaum das erste Hundert überschreiten.

Die Existenz einer großen Anzahl von Zeitungen ist somit eine äußerst ärmliche, und je größer die Noth, desto dürftiger auch meistens der Inhalt, da schließlich in der gegenwärtigen Zeit nur mit Geld, wenigstens im allgemeinen, tüchtige Redaktions- und Mitarbeiterkräfte sich anwerben lassen. Jedes Städtchen, jeder Ort fast gefällt sich darin, ein eigenes Lokalorgan zu besitzen, welches schließlich auch in der lokalen Kirchthurmpolitik versumpft. Anstatt, daß das größere, besser redigirte Provinzialblatt gelesen wird, greifen die Menschen zu dem unvermeidlichen Wurstblättchen des Heimathsorts, in welchem sie alles das lesen, was sie schon längst wissen. Daß ein solches Lesen sehr bequem ist — wer möchte das leugnen? Will man aber um jeden Preis Lokalblätter lesen, muß man es theilweise der Anzeigen halber, so steht — und besonders den ausgeprägten Parteiblättern — doch nichts im Wege, daß sie in der Druckerei der betreffenden Provinzialzeitung hergestellt und ihnen zu dem übrigen allgemeinen Inhalt dieses Blattes die Lokalnotizen und die Anzeigen hinzugefügt werden. Durch solche Ergänzung würde dem viel gediegeneren Inhalt der größeren Zeitung eine bessere Verbreitung zutheil, der Leser würde weniger Schund vor die Augen bekommen und seine ihm so theure Kirchthurmpolitik würde auch noch eine genügende Berücksichtigung erhalten können. —

Wir bekommen nun im weiteren Verlaufe der Berechnungen Aufschluß über die Vertheilung der politischen Zeitungen auf die einzelnen Staaten in Deutschland.

Bei dem Umstande, daß die politischen Zeitungen zumeist „lokal konsumirt", d. h. dort gekauft werden, wo sie erscheinen, also die preußischen Zeitungen in Preußen, die bayerischen in Bayern, und der Austausch zwischen Land und Land sich so ziemlich die Wage halten wird, so ist es ganz gut möglich, die einzelnen Länder nach ihrer Zeitungskonsumtion zu betrachten. Es stößt uns da vor allem das Faktum auf, daß in den Ländern mit vorwiegend katholischer Bevölkerung bedeutend mehr gelesen wird, als in jenen, wo die protestantische Bevölkerung vorherrscht, daß Süddeutschland mehr und gelesenere Blätter zählt, als Norddeutschland, wie aus der nachstehenden, auf Grund der angeführten Daten angestellten Berechnung hervorgeht, wobei nur zu bemerken ist, daß die hohe Zahl der Abonnenten bei den „freien Städten" sich nicht sowohl aus dem dort herrschenden Wohlstande, als auch daraus erklärt, daß nur ein kleines Landgebiet denselben zugehört, also die immer größere Leserzahl der Städte nicht durch das wenig lesende flache Land herabgedrückt wird, wie dies bei ganzen und besonders bei den größeren Ländergebieten der Fall ist. Es entfallen nämlich auf je 1000 Einwohner:

In Bremen	322	Zeitungsabonnenten
„ Hamburg	280	„
„ Lübeck	240	„
„ Sachsen-Altenburg	150	„
„ Hessen-Darmstadt	140	„
„ Württemberg	138	„
„ Bayern	136	„
„ Sachsen	131	„
„ Baden	123	„
„ Sachsen-Meiningen	98	„
„ Preußen	92	„
„ Anhalt	88	„
„ Oldenburg	81	„
„ Sachsen-Weimar	80	„
„ Mecklenburg	67	„
„ Braunschweig	63	„
„ Elsaß-Lothringen	35	„
„ Deutschland (Durchschnitt)	103	„

Bieten uns diese Zahlen ein Bild großer und bestimmt charakteristischer Verschiedenheit, so ist dagegen die Zahl der erscheinenden Blätter, nach der Bevölkerung berechnet, annähernd bei allen Ländern gleich, d. h. auf je 100,000 Einwohner 5 politische Zeitungen, woraus hervorgeht, daß dort, wo weniger gelesen wird, wohl eine gleiche Zahl von Zeitungen, jedoch mit geringerer Abonnentenzahl, und umgekehrt, wo viel gelesen wird, gleich viele Zeitungen, aber mit größerer Abonnentenzahl erscheinen.

Für die einzelnen Provinzen Preußens ergeben sich nachfolgende Ziffern: auf je 1000 Einwohner entfallen Abonnenten in Brandenburg 180, Hessen-Nassau 122, Rheinpreußen 111, Westfalen 105, Sachsen 95, Schleswig-Holstein-Lauenburg 85, Hannover 77, Schlesien 75, Pommern 72, Hohenzollern 70, Preußen 46, Posen 30.

Daß in Elsaß-Lothringen so wenig deutsche Zeitungen gelesen werden, das hat seine Ursache in dem besondern polizeilichen Drucke, der dort auf der Presse ruht. Das nichts weniger als freisinnige deutsche Preßgesetz ist dort noch nicht eingeführt; der Oberpräsident verfügt ganz nach Willkür darüber, ob ein Blatt gedruckt werden darf, ob es eingeführt werden darf oder nicht. Die elsaß-lothringische Bevölkerung ist im allgemeinen recht lesebedürftig, und zur Zeit, als dieses Land noch französisch war, kamen auf je 1000 Einwohner circa 110 Zeitungsabonnenten.

Daß das Königreich Preußen unter der Durchschnittsziffer von 103 sich befindet, das hat es seinen östlichen Provinzen zu verdanken, deren eine sogar unter Elsaß-Lothringen herabsinkt. Doch mögen auch dort die nationalen Verhältnisse in etwas Schuld tragen.

Uebrigens kann man den sogenannten Reichsfeinden nicht nachsagen, daß sie auf das Zeitungslesen einen ungünstigen Einfluß ausübten. In den freien Städten, in Altenburg, Sachsen, Hessen und Brandenburg sind zahlreiche Sozialisten; in der preußischen Rheinprovinz, Westfalen, Bayern und Baden sehen wir die schwarze Schaar der Klerikalen einhermaschiren.

In einem zweiten Artikel wollen wir nun die belletristische und Fachzeitungsliteratur unseren Lesern vorführen. —r.

Reinecke im Kampf mit seinen Erbfeinden. (S. 592.) Keines der vielgestaltigen Wesen, die sich nach Darwins Selektionstheorie aus der einfachen Zelle des Urschleims bis zu dem hirngewaltigen Zweihänder, Mensch genannt, auf unserem Planeten entwickelt haben, ist mit so großer Vorliebe von der Feder und dem Pinsel verherrlicht worden wie Meister Reinecke Fuchs. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat der Sage sein verbrecherisches Treiben zum Vorwand allegorischer Schönfärberei gedient. Ein russisches Sprüchwort charakterisirt dieses Urbild der von der Schlauheit vervielfältigten Kraft mit folgenden Worten: „Wenn der Fuchs schläft, zählt er im Traume die Hühner." In einem im 12. Jahrhundert entstandenen niederdeutschen Epos (erzählende Dichtung), welches Altmeister Göthe ebenso genial ins Hochdeutsch übertragen, wie es Kaulbach meisterlich illustrirt hat, und worin den sprechenden Thieren menschliche Denkweise beigelegt wird, spielt Reinecke Fuchs neben König Nobel, dem Löwen, die Hauptrolle und führt alle Thiere, den königlichen Löwen mit inbegriffen, an der Nase herum. Die genaue Kenntniß seiner wohlberechneten Tücken verdanken wir seiner ausgesprochenen Vorliebe für Hausgeflügel, die er mit dem Marder, seinem Vetter, theilt, welche beide genäschige Patrone zwingt, sich in der Nähe der Bauerngehöfte aufzuhalten. Wenn sein Pelz so werthlos wäre wie sein Fleisch, das sogar die Hunde, seine Erbfeinde, verschmähen, so würde es niemand der Mühe werth halten, ihn todtzuschlagen, was aber zum Unglück für den frechen Hühnerdieb nicht der Fall ist. Der Chef der größten Leipziger Rauchwaarenhandlung, Heinrich Lomer, veranschlagt die jährliche Pelzproduktion nur in Deutschland allein auf 120,000 Fuchsfelle. Davon liefern Bayern circa 30,000, Steiermark und Tirol 20,000, Würtemberg und Baden 16,000, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Hannover und die Landestheile bis zum Rhein 18,000, Mecklenburg und Holstein 16,000, Preußen und Pommern circa 22,000 Stück. Daraus ersieht man, daß der kämpfende Held unseres Bildes trotz der starken Verfolgung nicht sobald wie die Gemse, der Steinbock, der Auerochs und das Elennthier auf dem Aussterbeetat figuriren wird, denn er ist vom Aequator bis zu den Polen in unzähligen Varietäten verbreitet. Vom Kohlfuchs, einer in Würtemberg ziemlich oft vorkommenden Spielart, welche an der untern Seite statt weiß, schwärzlich, oder fast ganz schwarz gefärbt ist, bis zum Polar- oder Blaufuchs, dem Bewohner von Nowaja Zemblia und Spitzbergen, dessen Rückenseite silbern schimmert, sind alle Farbennüancen auf seinem Fell vertreten. Auf unserm Bilde von Guido von Maffei sehen wir, daß er dieses sein kostbares Fell ziemlich theuer verkauft. Nachdem der Schlaumeier zwei seiner Gegner kampfunfähig in den Sand gestreckt, stellt er sich von dem dritten scheinbar überwunden, um im nächsten Augenblick sein Heil in schneller Flucht zu versuchen. Dr. M. T.

Eine Negertrauung. (S. 593.) „Wenn ein Gott dort oben im Himmel lebt, wie die heiligen Männer sagen, und wir Alle seine Wesen sind, o! beim Heiland, zu dem wir beten sollen, warum duldet er, daß meine schwarze Haut verachtet wird von meinen Brüdern? Warum, du Gott der weißen Herren, verlangst du unsere Liebe, wenn du uns nicht schützen kannst? Bin ich nicht auch dein Geschöpf; sind meine Glieder nicht stark; ist mein Blick nicht durchdringend; beseelt mich nicht Kühnheit und Muth? Habe ich nicht Ehrgeiz und Vertrauen auf meine Kraft? Warum bin ich ein Hund, verflucht und geschlagen, zur Arbeit verdammt, von der Sonne gebraten, mit verdorrten Lungen, und dort im kühlen Hause sitzen sie und lachen, wenn ich weine. Lache nicht, weißer Mann, meine Brüder sind stark, ihr Athem wird dich verzehren." Mit diesen Worten leitete am Ausgang des 18. Jahrhunderts der Negersklave Toussaint L'Ouverture die Proklamation ein, welche er den Kolonisten der Insel San Domingo als Fehdehandschuh hinwarf, und das Resultat seines blutigen Ringens war die Befreiung von Hayti. Eine unanfechtbare Großthat der Gesetzgebung der französischen Revolution war der Code des Noirs, „die Verleihung gleicher Menschenrechte allen Sterblichen ohne Unterschied der Hautfarbe." Und doch hat es in dem „freien" Amerika noch über ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die Gesetzgeber in dem weißen Hause zu Washington zur Einsicht gekommen sind, daß der Mensch mit der schwarzen Hautfarbe kein Lastthier ist. Und gerade die Priester aller Sekten, die seinsollenden Apostel der Nächstenliebe, agitirten am eifrigsten für Beibehaltung der Sklaverei und stützten ihre Argumentation mit wurmstichigen Bibel-Citaten. Endlich nach unsagbarer Qual schlug auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die Stunde der Erlösung für die Neger. Leider hat die Kugel des Mörders Edwin Booth den edlen Abraham Lincoln verhindert, die Früchte seiner segensreichen Saat zu ernten. Die jahrhundertlang unter-

jochten und geknebelten Neger haben die kurze Spanne ihrer Freiheitsfrist wunderbar ausgenützt. Trotz aller Hindernisse, die ihnen namentlich in den Südstaaten die Weißen in den Weg legen, hat die schwarze Rasse heute viele geachtete Handwerker, Künstler, Priester und Advokaten aufzuweisen, ein Beweis, daß das Märchen von der höher stehenden weißen Rasse eben nur ein Märchen ist. Das sorglose, leichtlebige Temperament und die karikirte Nachahmung der Sitten und Gebräuche ihrer ehemaligen Peiniger geben dem Amerikaner beständigen Stoff zu höhnischen Witzeleien über den „Nigger", aber dieser Nigger besitzt eine lebhafte Phantasie und sein Gemüth fühlt sich durch eine bilderreiche Sprache und schön ausgemalte Vorstellungen für alles Edle und Gute enthusiasmirt. Die unverdorbene Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft ist eine Eigenschaft, welche dem geldmachenden, trockenen Yankee vollständig abgeht. Mit Liebreiz hat die Natur die afrikanische Menschengattung nach unsern Begriffen nicht übergossen, wie unser Bild zeigt, und ihre Descendenz vom Pavian oder Gorilla ist nicht schwer herzuleiten, aber dem schwarzen Don Quichotte Mungo gefällt seine Eliza und dem Sancho Pansa Andy gefällt seine Dinah und das ist doch wohl beim Heirathen die Hauptsache. Der Priester mit der salbungsvollen Amtsmiene, die glückseligen Eltern, die aufhorchende Großmutter mit dem staunenden Enkel auf dem Schooß nebst den hungrigen Gästen sind eine Staffage, wie sie bei einer Hochzeit unter allen Himmelsstrichen vorkommt. Dr. M. T.

Zur Frage über Ehe, Familie und Sittlichkeit. Es ist uns folgende Zuschrift zu Händen gekommen:

Geehrte Redaktion! Als Sozialdemokrat und Abonnent der „Neuen Welt" erlaube ich mir meine Bedenken auszusprechen über die Art und Weise, wie Sie, geehrte Redaktion, über Fragen von so großer Wichtigkeit, wie über Ehe und Familie, freie Liebe und Erziehung der Kinder — wenn auch nur in der Form einer Korrespondenznotiz — sich ausgesprochen. Meiner Ansicht nach sollte das Organ einer dem Fortschritte im weitesten Sinne huldigenden Partei, wie es die „N. W." ist, in solchen überhaupt noch nicht spruchreif gewordenen Fragen kein so kurz gefaßtes, bestimmtes Urtheil in die Welt senden. Solche Fragen sollten entweder in würdiger, allgemein verständlicher Sprache, dem Geiste der Partei entsprechenden Weise behandelt werden oder aber, wenn Gründe dies nicht zulassen, die nöthige Beantwortung in die mildeste Form gefaßt werden, um — das Interesse der Partei nicht zu gefährden!

Auf das in der gedachten Korrespondenz abgegebene Urtheil übergehend, kann ich nicht finden, das dasselbe im Sinne des sozialdemokratischen Prinzips lautet, denn, so sonnig auch die Ziele des letzteren dem Eingeweihten entgegenleuchten, so dunkel und unsicher sind noch die Mittel und Wege, welche zu ihnen führen werden. Man kann es also nicht gut Wahnsinn heißen, die Institute der heutigen Ehe und Familie einer Kritik zu unterziehen oder sie wohl gar für unmöglich zu halten. Wer kann behaupten, daß die Ehe in ihrer heutigen Form — ich kann nur die Monogamie im Auge haben — und mit ihr die Familie, den Begriff der höchsten Sittlichkeit und Vollkommenheit in sich schließt und die einzig richtige Grundlage des Staates bildet. Wozu denn das Ringen nach liberalen, die Bande dieser Institutionen lockernden Gesetzen? Ich denke, wir hätten bereits Erfahrung genug, um uns für die Zukunft nach einer anderen Form dieser gesellschaftlichen Nothwendigkeit umzuschauen, denn was nach der Ansicht der g. R. der Ehe und Familie unermeßlichen Werth verleihen solle, trifft in der Wirklichkeit nur selten zu. Dagegen sehen wir im allgemeinen die Menschen nur zu sehr auf der Oberfläche des Lebens dahingleiten, viele sinken unter der Last der gepriesenen Institution! Wie oft sehen wir den Verkehr der Geschlechter entheiligt durch Untreue, und unwürdige Verbindungen eingehen von Solchen, die Anderen Moral predigen und zum Muster dienen sollten — trotz der von Allen gekannten Verpflichtungen und Wohlthaten der Ehe. Sehen wir nicht die Zahl der Ehen von Jahr zu Jahr abnehmen und der „freien Liebe" mehr und mehr den Vorzug gegeben, selbst von Solchen, welche nicht die sozialen Verhältnisse abhalten, in dieses Institut der Sittlichkeit zu treten. Und in diesem selbst sehen wir herzlose Eltern, verwahrloste Kinder, einseitige Bildung und Verbildung, und dort, wo wirklich die zarten Beziehungen ihre Schwingungen bis in das Innerste des Gemüthslebens senden, dort sind dieselben zumeist von schmerzlichen Empfindungen und Erfahrungen begleitet! Ebenso ist es Thatsache, daß der rohe Egoismus, der uns so oft im Leben begegnet, nur zu häufig in der Ehe und Familie anzutreffen, ja dort meist seine Entstehung erblicken läßt — und die Ehe in ihrer heutigen Form wird, sowenig wie irgend ein religiöser Kultus, im Stande sein, diesen Feind der Nächstenliebe aus dem Leben zu bannen, mag ihre Grundlage auch noch so ideal angelegt sein, und auch dann nicht, wenn die sozialen Verhältnisse in unserem Sinne gebessert sein werden. — — Wenn es aber so ist, wie wollen wir hoffen, daß die auf unsere Fahne geschriebene Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, auch die Devise der gesammten Menschheit werde? Wird nicht eine andere Erziehungsform nothwendig sein, um die Menschen selbstloser und für einen Staat, wie wir ihn träumen, tauglich zu machen? Und sollte der Zukunftsstaat keine Form finden, die Menschen menschlich zu machen, ihnen die zum Leben in der großen Familie nöthigen Eigenschaften beizubringen, Kopf und Herz im erhabensten Sinn auszubilden, zu veredeln, sie zu seinen würdigen Gliedern zu machen und sich auf diese Weise jene feste Grundlage zu schaffen, die er nöthig haben wird, um nicht über kurz oder lang wieder zum Spielball Einzelner zu werden. Wohl wird er sich kein Beispiel nehmen können an unseren Pensionaten, Militärerziehungsanstalten, Waisenhäusern, denn diese sind eben für den heutigen unfreien, nicht aber für den Zukunftsstaat berechnet, welcher sich voraussichtlich bei solchen Einführungen den Grundsatz zur Richtschnur nehmen wird: Wer gut säet, wird gut ernten! — — Nichts für ungut!

Mit sozialdemokratischem Gruße

Wien, 7/8 78. A . . . . Gr . . . . ., Buchdrucker.

Unsere Antwort in nächster Nummer. Red. d. „N. W."

Vier Jahre Festungshaft für einen Kuß. „Man hat bisher allgemein angenommen, daß der Dichter Christian Schubarth, dessen trauriges Schicksal Schiller zu seinen „Räubern" anregte, und der mit seinen Gedichten „Nach Afrika" und „Die Fürstengruft" in die Kategorie der Büchner und Herwegh rangirt, aus politischen Gründen auf dem Hohenasperg eingekerkert wurde, aber Pfaff erzählt in seiner „Geschichte von Württemberg" eine andere, von Augenzeugen bekräftigte Version. Schubarth gab dem schönen Fränzchen, der Maitresse des Herzogs von Württemberg Karl Alexander, der nachmaligen Gräfin von Hohenheim, die auch das Urbild von Schillers „Lady Milford" ist, Klavierunterricht und ließ sich in einer schwachen Stunde hinreißen, ihren üppigen Nacken zu küssen, als eben der Herzog eintrat. Der Rest war — vier Jahre Festungshaft. Dr. M. T.

Redaktions-Korrespondenz.

Wien. Buchdrucker A. G. Ihre Einwendungen gegen unsre Korrespondenzbemerkung über Ehe und Familie drucken wir wortgetreu ab, um diese Frage einmal gründlich klarstellen zu können. Sachlich gehaltene Ausführungen, wie die Ihrigen, bieten uns die sehr willkommene Anregung zum öffentlichen Meinungsaustausch. — J. S. Sie haben in der Sache recht. Wir haben unsern qu. Herrn Mitarbeiter gebeten, seiner gewandten Feder auch bei solchen Nebensächlichkeiten recht sorgfältig auf die Finger zu sehen.

Berlin. Lieutenant v. W. Ob wir „Artikel über Barrikadenbau, Häuserdemolirung ꝛc." gebrauchen können? O ja, aber von Ihnen und Ihresgleichen nicht. Wir bauen nämlich nur geistige Barrikaden, Barrikaden gegen Ungerechtigkeit und Thorheit, wollen nur die Häuser der Unsittlichkeit und derlei Bauwerke der Schande demolirt wissen, und wie solche Arbeit verrichtet wird, Werthgeschätzter, darüber hat man Sie nicht instruirt. — Frl. T. Gewiß, Hasenclever ist verheirathet. Es wird Ihnen das doch nicht unangenehm sein? — O. H. Ihr alter Lehrer ärgert sich darüber, daß „durch den Sozialismus so viele Autodidakten, Leute, die nicht einmal Logik gehört haben, wie z. B. der Most, dazu verführt worden sind, Bücher zu schreiben"? Der Mann hat recht: es ist entsetzlich! Was die „Logik", die man auf unsren Universitäten zu hören bekommt, zu leisten hat, sagt ja schon der alte Goethe so schön: „Mein theurer Freund, ich rath' euch drum — Zuerst Collegium logicum. — Da wird der Geist euch wohl dressirt, — In span'sche Stiefeln eingeschnürt, — Daß er bedächtiger fortan — Hinschleiche die Gedankenbahn, — Und nicht etwa die Kreuz und Quer — Irrlichtelire hin und her."

Hamburg. A. R. Ihre Mittheilungen über Ihren Aufenthalt in der berliner Charité sind zu persönlicher Natur, um veröffentlicht zu werden. — W. W. Freilich, freilich, — viele fühlen sich als ächte Sozialisten berufen, aber wenige sind auserwählt. Sich als Sozialist „durch und durch" zu bethätigen, ist natürlicherweise sehr schwer. Dazu gehört unumgänglich, daß man die Grenzen der Rechtssphäre der Gesammtheit ebenso genau kennt, als die der Rechtssphäre der Individuen, und die eine wie die andre bis in's kleinste hinab vor jeder Verletzung schützt. Sie haben recht mit Ihrer Meinung, daß in der sozialistischen Bewegung der Gegenwart dem Rechte des Individuums häufig zu wenig Rechnung getragen wird, daß aber die wenn auch bedauerliche, so doch sehr erklärliche Reaktion gegen den krassen Individualismus unsrer Zeit der Kapitalherrschaft berechtigt ist.

Ried (Oberösterreich). F. L. Die Schriften Jules Vernes sind interessant und lesenswerth, insbesondere aber solchen Leuten zu empfehlen, welchen das Auffinden der Scheidelinie zwischen dem Phantastischen und dem Faktischen nicht zu schwer wird. Die event. Antwort des Herrn Dr. Douai werden wir natürlich ihrerzeit sehr gern übermitteln. Daß die „N. W." in Ihrem Orte der „Gartenlaube" das lange behauptete Terrain abgräbt, ist der reichs- und kaiser- und königstreuen und russenfreundlichen „Gartenlaube" schon recht. Ihr Wunsch bezüglich der Notizen vom Büchermarkt wird erfüllt.

Chemnitz. E. G. B. Da Sie bei Ihrer Behauptung beharren, Sie wären durch Ihre persönlichen Erfahrungen (und durch nichts anderes) zur felsenfesten Ueberzeugung von dem Dasein Gottes gelangt, so können wir Sie im Interesse der Sache nur auffordern, diese persönlichen Erfahrungen klipp und klar der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir werden der Publizirung beweiskräftiger Thatsachen nichts in den Weg legen.

Oberlungwitz. H. Sch. Wir werden einen Sachverständigen zu Rathe ziehen, um zu erfahren, was gegen Ihre hartnäckigen Holzwürmer, welche selbst dem Solaröl Trotz bieten, zu thun ist.

Hamburg. J. N. Wir werden einen der botanischen Mitarbeiter der „N. W." ersuchen, eine Abhandlung über die Zimmerpflanzen zu schreiben.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 2. September.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 51. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Das Patent.

Novelle von **A. Otto-Walster.**

VI. Ein Kunstatelier.

Stelle dir, lieber Leser, ein unansehnliches Wohngebäude vor, in welchem einstmalen ein ehrsamer Lohgerbermeister seinen Kleingeschäftsbetrieb hatte, bis ihn die Großindustrie konkurrenzunfähig gemacht. Dicht neben dem Hause waren die Lohgruben angelegt worden, über welche man ein Gerüst zum Trocknen der sogenannten Lohkuchen (in Formen festgetretene, gebrauchte und halbverfaulte Lohe, d. i. gerbstoffhaltige Eichen- und Tannenrinde zu Feuerungszwecken) aufgeschlagen hatte. Aus diesem Gerüste hatte ein erfinderisches Genie durch Wegnahme von Brettern und Latten und Einsetzung von aller Art Fensterscheiben mit und ohne Rahmen ein photographisches Atelier hergestellt und ausgestattet. Zu diesem Atelier gelangte man von der ersten Flur des Wohngebäudes durch einen in die Giebelwand gebrochenen Eingang, der somit die Verbindung zwischen dem photographischen Atelier und einem ehemaligen Zurichtezimmer, das nun als Maleratelier zu dienen hatte, herstellte. Die kundige Hand des Maurers und die kunstfertige des Stubenmalers vermißte man hier gänzlich, trotzdem hatte das Ganze einen wildromantischen Charakter. Fetzen von rother, blauer und gelber Seide dienten als Vorhänge und Drapirung, Kreidezeichnungen, Kupferstiche und Oelgemälde bedeckten die schmutzigen, vielfach angebröckelten Wände, und eine Anzahl von steinernen Vasen und Figuren aus Gyps und Stein füllten Winkel und Ecken aus. Auch eine bunte Menge von Waffen, Dolchen, Hirschfängern, Schlägern, Rappiren, Pistolen und Flinten, Helmen und Fechthandschuhen, Brustpanzern und Kanonenstiefeln von zweifelhafter Brauchbarkeit, mitsammt den zwei Staffeleien, auf denen angefangene Gemälde zu sehen, nahmen die Augen gefangen und ließen sie zu keiner Ruhe kommen. Außer alledem war der Raum noch von einer Art Feldbett in Anspruch genommen, auf welchem, halbbedeckt von einem prachtvollen Tigerfell, der schaffende Geist dieses Kunsttempels in rother Bluse und weiten blauen Hosen ruhte, oder vielmehr aus einer langen türkischen Pfeife rauchte.

Die goldene Morgensonne beleuchtete diesen phantastisch aufgeputzten Raum mit ihrem sanften, freundlichen Lichte und schien sich in diesem unordentlichen Stillleben recht wohl zu befinden.

Da klopfte es an die Thüre, und auf ein ruhiges, sonores „Herein!“ erschien der junge Arbeiter Kühne, furchtsam und bescheiden. „Ich störe doch nicht?“ fragte er, indem er schüchtern seine Blicke auf der ihm so fremdartig, wunderbar erscheinenden Szene herumwandern ließ.

„Treten Sie nur näher. Einen Mann, der jederzeit zum Arbeiten bereit ist, stört man nicht. Sie wollen Sich wahrscheinlich photographiren lassen?“

„Ja, mein Herr; ich bin gezwungen, diese Gegend zu verlassen und möchte einigen guten Freunden ein Andenken widmen.“

„Und vielleicht auch einer Freundin, he?“

„Auch einer Freundin, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ein wenig Sorgfalt auf mein Porträt verwendeten, ich will gern den vollen Preis, den Sie für eine gute Photographie nehmen, bezahlen.“

„Sie waren wohl ein Arbeiter bei Herrn Krummbügel?“

„Ich war sogar Vormann da.“

„Und Sie wollen Herrn Krummbügels Arbeit verlassen?“

„Das heißt, ich bin von ihm entlassen worden.“

„Wegen Untauglichkeit?“

„O nein, mein Herr, ich galt stets in der Fabrik als ein sehr guter Arbeiter und Vormann, aber die Zeiten sind so schlecht. Man soll sich alles gefallen lassen, und wer es nicht thut, der wird entlassen.“

„Ja, das ist die Mode jetzt. Und Sie haben Sich der Sache Ihrer Mitarbeiter angenommen? Das ist sehr edel, aber sehr unpraktisch zugleich.“

„Mein Herr ....“

„O, ich tadle Sie nicht. Ich habe lange genug gelebt in dieser merkwürdigen Welt, um zu begreifen, daß man im Kampf für eine gute Sache sich glücklicher fühlen kann, als im bloßen Genuß dessen, was man durch Unterwürfigkeit erzielt. Aber Sie lieben und müssen den Gegenstand Ihrer Liebe zurücklassen. Das ist sehr, sehr schlimm, und wenn guter Rath in solchen Fällen etwas hülfe, würde ich Ihnen anrathen, die Liebe zugleich mit hier zu lassen. Denn die Herzen der Menschen sind wandelbar, die der Mädchen noch wandelbarer und die der Arbeiterinnen am wandelbarsten.“

„O, das ist ein Vorurtheil; ich kenne die Arbeiterinnen besser.“

„Gut, sie haben auch Charakter und Treue, wenn sie wollen, gradeso wie die Dienstmädchen. Die Dienstmädchen lieben treu und beständig: einmal das zweierlei Tuch, zweitens die Garnison der Stadt. Wenn aber die Garnison wechselt, so können sie nichts dafür. Gradeso ist es mit den Arbeiterinnen, die gehen am liebsten mit einem Arbeiter von derselben Fabrik, aber ...“

„Nun, mein Herr, solche Fälle kommen vor, wie in allen anderen Ständen, daß sich erwachsene Frauenspersonen nach einem

Gesellschafter umsehen, aber bei wirklicher Liebe kann sich eine Arbeiterin mit anderen Mädchen, was Treue und Opfermuth anbelangt, getrost in die Schranken stellen."

„Gut, Sie lieben und vertheidigen die Geliebte, das ist natürlich."

„Ich spreche so, weil ich es weiß, und ich bin unparteiisch, denn die Geliebte meines Herzens ist .... gehört einem andern Stande an."

„O, ist das so?" fragte der Künstler, indem er einen raschen und durchdringenden Blick auf den Jüngling warf, der vor den blitzartig aufleuchtenden Augen des Forschers die seinigen erröthend senkte. „Und glauben Sie denn wieder geliebt zu sein, so, wie Sie es wünschen müssen? Sie verzeihen, daß ich so eingehend frage; ich weiß selbst nicht, wie ich dazu komme, aber ich fühle ein Interesse für Sie; ich wundere mich darüber, und das macht mich neugierig."

„Ich muß sagen, Herr ..."

„Eugen Kunst ist mein Name."

„Herr Kunst, daß ich auch Vertrauen zu Ihnen hegen könnte."

„Nun, das wäre ein versprechender Anfang, wenn es nicht ein Anfang kurz vor'm Abschiednehmen wäre. Doch vielleicht läßt sich mit Herrn Krummbügel ein Wort reden. Alles, was ich an Ihnen sehe, läßt mich annehmen, daß Sie ein brauchbarer Arbeiter sind. Waren Sie lange hier in Arbeit?"

„Seit meinem vierzehnten Jahre; Herr Krummbügel nahm mich aus dem Waisenhause in die Lehre."

„Aus welchem Waisenhause?"

„Aus dem hiesigen Bezirkswaisenhaus."

„Ist das so? Und Sie wurden Vormann, Werkführer?"

„Ja."

„Dann mußte er Sie als nützlich und brauchbar erkannt haben? O, sagen Sie, haben Sie Sich vielleicht in eine seiner Töchter verliebt?"

„Ich liebe sie alle, aber eine vorzüglich."

„Ah — so! Halb und halb im Hause auferzogen, mit den Kindern des Hauses großgewachsen, vergessen, daß man Arbeiter, vermögenslos ist, ein altes Lied. Sie aber dachten nicht daran, daß der Geldsack eine unübersteigliche Kluft bildet zwischen dem, der ihn hat, und dem, der ihn nicht hat."

„Ich vergaß es nicht so leicht, aber ich strengte Kraft, Wissen und Sinnen an, um auch etwas zu werden. Ich studirte alle polytechnischen Schriften, sann Tag und Nacht, bis ich etwas fand, was zu einem Patent berechtigen konnte. Das vertraute ich Herrn Krummbügel an, der es prüfen ließ und dann so entzückt war, daß er nicht nur sofort Schritte that, um ein Patent darauf zu gewinnen, sondern auch bereits tausende von Thalern als Vorbereitung zur Ausführung ausgab. Mir aber stellte er, im Falle alles glücklich abliefe, in Aussicht, daß ich einst sein Kompagnon werden könnte. Das, das hat mich muthig und zuversichtlich gemacht."

„Und jetzt?"

„Und jetzt findet er auf einmal Fehler, sagt, daß meine Erfindung nichts werth, daß er erst das Richtige dazu habe erfinden müssen, und daß es trotzdem noch zweifelhaft sei, ob er ein Patent darauf erhalten würde."

„Und tausende, sagen Sie, hat er bereits dafür verwendet?"

„Ja, das hat er gethan, und jetzt macht er mir Vorwürfe."

„So ist es, so ist es; auf diese Weise werden Fabrikanten groß. Sie bemächtigen sich aller Verbesserungen und Erfindungen ihrer Arbeiter, werden dadurch mit der Zeit Großkapitalisten, und die Arbeiter, die ihnen ihren Reichthum schaffen, bekommen den Fußtritt."

„Es freut mich wirklich sehr, daß Sie so denken, ich dachte immer, wir armen Arbeiter allein hätten dies Evangelium, weil wir allein das große Unrecht, das man dem Arbeiterstande anthut, fühlen."

„Ach, was Sie sagen! Ich kann Ihnen versichern, junger Freund, daß erstens einmal der Arbeiter garnicht ordentlich fühlt, wieviel Unrecht ihm geschieht, und daß er zweitens nicht weiß, daß andere das Unrecht noch viel schärfer empfinden. Sehen Sie, auch ich bin im Waisenhause erzogen, und ich hatte die Anlagen zu einem großen Künstler in mir. Von meinem Drange, zu bilden, hingerissen, bemalte ich die Bücher, die Bänke, die Wände, alles, was unter meine Hände kam, und bekam dafür Schläge; niemand war verständig genug, hierin die Spuren eines aufkeimenden und nach Ausbildung strebenden Talentes zu erkennen. Ich wurde in die Lehre geschickt, um ein gewöhnliches Handwerk zu lernen, und da ging mir's ebenso. So bin ich — Ihnen will ich's sagen — ein Pfuscher geworden und muß ein Pfuscher bleiben mein Lebtag, blos weil diese mit dem Stempel des Geldsacks signirte Gesellschaft nur sehr schwer ein Genie aufkommen läßt, welches in der Hütte der Armuth geboren. Das ist für einen Menschen eine herbe Erfahrung, und schließlich, wenn man den Gram darüber überwunden, wirft man sein besseres Selbst weg, verzweifelt an dieser Menschheit und findet nur noch Vergnügen daran, ihr so viele Schnippchen zu schlagen, wie man nur irgend kann."

„Und so geht's uns, den Arbeitern. Was wir können, wird gering geschätzt, und was wir arbeiten, wird nicht gerecht bezahlt," meinte der Arbeiter mit trauriger Miene.

„Gut, brechen wir von diesem traurigen Thema ab," rief der Künstler, indem er von seinem Lager aufsprang und sich mit ein paar hurtigen Handgriffen die Toilette zurecht machte. „Kommen Sie heraus in mein luftiges Atelier, ich will eine gute Photographie von Ihnen abnehmen, denn Ihr Gesicht ist es werth, da möchte man gleich Geist und Seele mit photographiren, aber das ist Sache der Schriftsteller. Kommen Sie heraus, die Luft wird uns wohlthun."

Gehorsam folgte Kühne, ließ sich den Kopf zurechtschrauben, und hielt mäuschenstill, sodaß bei dem günstigen Sonnenlichte und der kunstfertigen Schnelligkeit gleich bei dem ersten male eine Platte hergestellt war, die ein Murmeln der Zufriedenheit seitens des Urhebers hervorrief. Der Arbeiter wollte sich nun empfehlen, aber der Künstler rief:

„Warten Sie; Sie haben jedenfalls noch nicht gefrühstückt, grade so ergeht es mir. Wenn man aber zum Frühstück einen Gesellschafter haben kann, so soll man nicht allein frühstücken, das ist eine alte Gesundheitsregel. Außerdem habe ich einen Korb Champagner hier, der will unbedingt angerissen sein, und Champagner allein trinken kann ich nicht. Ein Stück Brot, etwas Butter sammt einem Schinken- oder Kalbsknochen muß irgendwo hier herumliegen."

In der That wurden auch die genannten Gegenstände, und zwar das Brot in einer Hutschachtel, die Butter auf det Holztreppe, das Fleisch aber hinter einer steinernen Büste der Diana aufgefunden. Von dem noch immer leidlich bekleideten Fleischknochen schnitt der Maler einige Stücken, die er dem Gaste reichte, worauf er selbst, auf einer Bank reitend, sich daranmachte, das übrig gebliebene Fleisch mit den Zähnen loszuarbeiten. Dann zog er aus dem Champagnerkorb eine Flasche hervor, schlug ihr kunstgerecht an der Wand den Kopf ab und rief, bevor er sich zu einem kräftigen Zug herbeiließ: „Wir wollen Brüderschaft trinken. He! Ist das recht? Prosit, Bruder!"

„Welche Ehre!" rief der junge Mann in seiner Bescheidenheit erröthend, und nahm die Flasche, um sich gleichfalls an dem kühlen, süßen, feurigen und prickelnden Naß zu erquicken.

„Ach was, schwatzen Sie doch nicht von Ehre," meinte inzwischen der Künstler. „Die Frage könnte noch sein, wer mehr zu bedeuten hat, ein guter Arbeiter, wie Sie es zu sein allen Anschein haben, oder ein auf den Hefen sitzengebliebener Künstler, das ist, ein Pfuscher, wie ich. Aber ich sage, wir sind alle gleich, ob uns die Natur nun reich oder spärlich begnadet hat, denn dazu kann keiner etwas, der Unterschied liegt nur im mehr oder weniger guten Willen, seine Anlagen auszubilden, sie für seine Mitmenschen zu verwerthen und ein nützlicher und angenehmer Mensch zu sein. Und siehst du, darauf trinken wir noch eine. Der alte Krummbügel kann noch einen Korb schicken, denn er hat an Ihnen gewiß schon das Hundertfache verdient. Und darum, Bruder ... wie war deine Name?"

„Arthur Kühne."

„Also, Arthur der Kühne, der du als kapitalloser Arbeiter die Kühnheit haben konntest, deine Augen bis zur ehelichen Tochter deines kapitalbesitzenden Ausbeuters zu erheben, sage mir, ist deine Schöne wirklich liebenswürdig, oder hat dich der Ehrgeiz und das Gold geblendet?"

„Sehen Sie ..."

„,Du' heißt es, Donnerwetter, das nächste ,Sie' kostet ein Dutzend von dieser Sorte, wohl verstanden?"

„Entschuldigen ... entschuldige, die Sache ist mir noch so neu. Also, die Wahrheit zu sagen, hat mich mehr die Einfachheit und der gute Sinn und das treue Herz, sowie die Seelengröße meiner Melanie bezaubert, als wie sonst etwas, obwohl sie nebenbei schön genug ist. Ich war vielleicht fünfzehn Jahre alt, als ich einen recht schweren Fall durch eine Bodenluke that, und ich mußte

wohl fünf Wochen lang auf meinem Lager liegen. Ich war sehr ungeduldig und wollte keine Vernunft annehmen. Da kam sie, und sie war damals von heftigen Zahnschmerzen gepeinigt, und sie redete mir zu, meine Genesung nicht durch ungeduldiges Gebahren zu verzögern, sie blieb trotz ihrer Schmerzen stundenlang an meinem Bette sitzen, las mir trotz ihrer Schmerzen vor, und ich kann sagen, das Beispiel ihrer Seelengröße und Schmerzverachtung hat mich zum Manne gemacht."

„Das ist schön, das ist nobel," rief der Künstler, „und sie soll leben! Ihr zu Liebe trinken wir noch eine Flasche Champagner, der Papa muß sie, so wie so, bezahlen. Aber ich glaube nimmermehr, daß sie eine wirkliche Tochter dieses Philisters, denn in dieser Rasse werden solche Charaktere nicht gezeugt, und ich denke eher und will annehmen, sie ist in der Wiege vertauscht worden. Also, Freund und Bruder, so ist deines Herzens Allerliebste beschaffen, und es schmerzt dich wohl sehr, daß du von ihr auf unbestimmte Zeit dich trennen sollst?"

„Es ist mir das Weggehen von hier wie der Gang zum Richtplatz."

„Es gibt der Mädchen doch noch mehr."

„Aber keine, wie sie."

„Gut, das muß ich glauben. Aber wie steht es mit dem Patent, denkst du, er wird es verwerthen?"

„Er wird es bestimmt verwerthen."

„Und er wird sich dir gegenüber abfinden?"

„In gar keiner Weise, ich kenne ihn."

„Gut, Freund und Bruder, ich sage dir; du bleibst hier; wir werden die Sache selbst in unsere erfahrene Hand nehmen. Der Alte soll, muß und wird zu Kreuze kriechen. Und darauf trinken wir wieder eine Flasche und rufen: Es lebe die Arbeit! Nieder mit dem Kapital!"

VII. Heimleuchten.

Bei dem eben berichteten Rufe wollte der Photograph abermals eine Flasche um einen Kopf kürzer machen, als er beim flüchtigen Blick nach der Eingangsthüre dieselbe geöffnet und in derselben die umfangreiche Gestalt des Fabrikanten stehen sah.

Das war unstreitig eine brillante Verlegenheit, aber Eugen Kunst ersah, erfaßte und überwand sie mit jener Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, die das Glück eines Generals gemacht hätte. Indem er nämlich zunächst die Blicke so schnell weiterwandern ließ, daß der Besucher im Zweifel bleiben mußte, ob seine Ankunft bemerkt worden oder nicht, stellte er mit Nachdruck die Flasche wieder in den Korb und fiel nunmehr in einen pastormäßigen Ton, als er, ohne eine Minute zu stocken, fortfuhr:

„So schreit's bei euch exaltirten und unzufriedenen Köpfen, und ihr habt keinen Begriff, wie sauer sich's die Kapitalisten haben werden lassen, um in diese so wenig beneidenswerthe Stellung hineinzukommen, und mit wie viel Sorgen und Anstrengungen es verknüpft ist, ein Kapitalist zu sein und zu bleiben, zu arbeiten und zu ringen, nicht blos um das eigne bischen Brot, sondern auch noch um hunderten oder gar tausenden von Arbeitern, die sonst verhungern müßten, das Brot zu schaffen. Ja, junger Mann, ich sage es nochmals, kehren Sie um, da es noch Zeit ist, wenden Sie den wahnsinnigen Bestrebungen den Rücken, die nur darauf hinausgehen, alles zu theilen, womöglich sogar das Rathhaus und die Kirchthürme, um dann, wenn die Lüderlichen ihr Hab und Gut wieder verthan haben, das Theilen von neuem vorzunehmen. Kehren Sie um junger Mann, da es noch Zeit ist; als bescheidene Stütze der göttlichen Weltordnung können Sie sicherer Ihrer Glück machen; und machen Sie es nicht, nun, so wird es Ihnen doch noch auf dem Sterbebette zum Troste gereichen, eine Stütze der göttlichen Weltordnung auf Erden gewesen zu sein."

Mit maßlosem Erstaunen hatte der junge Arbeiter dieser plötzlichen Redeschwenkung zugehört, und er sammelte sich eben zu einer soliden Entgegnung, als der Fabrikant von der Thür her in die Hände klatschte und, in's Zimmer tretend, ausrief:

„Bravo! Bravo! Bravissimo! Das nenne ich mir eine Kernrede, die möchte ich gedruckt haben, natürlich, und wenn unser Pastor den Umtrieben so ungescheut zu Leibe ginge, wie Sie, Herr Kunst; da würde das rothe Gespenst sehr bald aus der Gegend verschwinden, ohne daß man nöthig hätte, außergewöhnliche Maßregeln zu ergreifen. Was denken Sie, Herr Kunst, was letzte Nacht geschehen?"

„Geschehen hier am Orte?"

„Ja, leider, leider; mein ganzes Renommé, das ich mir bei meinen Kollegen erworben, als lebendiger Damm gegen die sozialistischen Umtriebe, steht auf dem Spiele. Denken Sie, wagen es meine Arbeiter, vergangenen Abend eine Volks- oder Arbeiterversammlung abzuhalten, in welcher sie die von mir angeordnete, weil nothwendig gewordene Lohnreduktion besprechen wollten, als wenn es da noch etwas zu sprechen gäbe, wo der Arbeitgeber gesprochen."

„Eine Arbeiterversammlung, hier am Orte, von Ihren Arbeitern?" rief der Photograph, die Hände, wie vor Erstaunen, zusammenschlagend. „Ist das die Möglichkeit?"

„Ja, fragen Sie diesen Unglücklichen, der, wie bei allen Gelegenheiten, wo es gilt, seine Undankbarkeit gegen seinen Arbeitsherrn und seinen gemeinschädlichen Sinn für Widersetzlichkeit zu bekunden, in erster Reihe steht und jedenfalls eine Hauptschuld auch an dieser unerhörten Arbeiterversammlung trägt."

„Gut, Herr Krummbügel," rief Arthur Kühne ruhig, „was thaten Sie letzte Woche? Wohnten Sie da nicht einer Fabrikantenversammlung bei, obwohl man Ihnen doch jedenfalls nicht den Profit beschnitten hat?"

„Ja, eine Fabrikantenversammlung, eine Fabrikantenversammlung!" rief Herr Krummbügel emphatisch aus."

„Nun, die Arbeiter haben es jedenfalls viel nöthiger, sich zusammenzuthun, als unsere Herren Arbeitgeber," meinte der Arbeiter kühl.

„Weil ihr unzufriedenes Volk seid. Aber ich habe mich sofort an die Gerichte gewandt."

„Gut, wir werden uns zu verantworten wissen, und das Gericht soll uns nicht schrecken. Sie aber, Herr Krummbügel, werden eines Tages erfahren, was Sie dabei gewonnen. Das rothe Gespenst, welches Sie heraufbeschworen, wird diese Gegend nicht wieder verlassen, solange Sie wenigstens hier hausen."

„Nun, da hat man's, da hat man's. Also auch noch lebensgefährliche Drohungen? Sie haben es gehört, Herr Kunst; Sie werden als Zeuge dienen. Geben Sie Acht, Kühne, daß hier in der Gegend nichts passirt, daß ja etwa kein Feuer ausbricht; man wird sonst wissen, an wen man sich zu halten hat."

„Wir sind keine Mordbrenner, Herr Krummbügel, wir sind ehrliche Arbeiter."

„Ja, o ja, man hat das gesehen. In Paris — he! — bei der Commune? Möchten wohl auch ein bischen Commune hier spielen, ein bischen Fabrik verbrennen?"

„Herr Krummbügel, ich muß mir dergleichen ein- für allemal verbitten; was gehen mich und was gehen uns Arbeiter, die wir blos unser Recht, ein menschenwürdiges Dasein, wollen, die Zeitungsschreiberlügen über die pariser Commune an. Und die Fabriken zu verbrennen, fällt uns garnicht ein, weil wir wissen, daß sie nöthig zur Arbeit und weil außerdem der Schaden aus dem öffentlichen Säckel, also wieder von uns Arbeitern ersetzt werden müßte."

„Als wenn wir nicht die Steuern zahlten!" rief Herr Krummbügel dazwischen, „ich zum Beispiel die ganze erste Klasse allein."

„Deswegen werden Sie bei dem vielen Steuerzahlen so reich und wir beim Nichtbezahlen so arm," entgegnete der Arbeiter mit beißender Ironie; „es ist ja ausgerechnet, daß von allem, was wir arbeiten, drei viertel in die Kasse der Unternehmer fließen. Theilen Sie nur zur Hälfte mit uns, und wir wollen gern alle Ihre Steuern bezahlen."

„Herr Kühne, Sie sind ein Unverschämter .... nein, welche Schlange ich da an meinem Busen großgezogen. . . ."

„Ihr Busen hat dabei keinen Schaden gelitten. Aber Sie sind selbst schuld, wenn Sie bittere Wahrheiten von mir hören; was haben Sie auch solche ungerechte Vorwürfe und Verdächtigungen zu äußern, wie von Fabrikenanzünden und dergleichen mehr? Man hat hierzulande von dergleichen nie gehört, wohl aber davon, daß hoffnungsvolle Anfänger von Fabrikanten ihre alten Baracken durch eine Feuersbrunst verloren und stattliche Gebäude hinsetzten, und kein Mensch dachte, sie wären von Arbeitern angezündet worden."

„O gut, o gut, o schön . . . ich will, ich weiß . . . Herr Kunst, ich weiß nicht . . . Ich werde wiederkommen, wenn die Luft reiner bei Ihnen geworden, die Gerichte werden ja so wie so bald ganz reine Wirthschaft machen, ganz reine Wirthschaft, sag' ich. Adieu, einstweilen."

Mit diesen Worten hatte der Fabrikant, der alle Fassung verloren, das Atelier verlassen. Der Photograph aber langte in größter Seelenruhe wieder nach dem Champagnerkorb und meinte:

„Nach diesem kleinen Intermezzo gehen wir wieder zur Tagesordnung über und rufen: Hoch lebe die Arbeit!"

„O, gehen Sie, Herr Kunst," rief der Arbeiter abwehrend, „ich liebe kein Possenspiel mit einer Sache, die mein Lebensideal!"

„Was der Teufel, — hast du ein garstiges Temperament. Ich meine es ehrlich."

„Und eben haben Sie in Gegenwart dieses Ausbeuters das Prinzip verrathen."

„Papperlapapp, ich muß doch mit dem Patron meine Geschichte zu Ende spielen. Hätte ich mir aus Pedanterie den ganzen Spaß verdorben, so wäre ich dümmer gewesen als er; und dich soll das Donnerwetter, wenn du mir noch einmal in meine Sache hineinredest. Und wenn du noch einmal mit deinem albernen ‚Sie' kommst, bezahlst du einen Korb Champagner, und wenn's für deinen letzten Heller wär'. Trink, sag' ich dir; so habe ich lange keinem heimleuchten hören."

„Es ist mir sehr leid, daß es so gekommen, aber ich konnte mir nicht mehr helfen."

„Leid? Nun, wahrhaftig, ich denke, er konnte es einmal gebrauchen."

„Was wird Melanie sagen?"

„Sapperment, ja, die Auseinandersetzung war im allgemeinen sehr gut, aber freilich, vom Standpunkte des Schwiegersohns in spe ous aufgefaßt, nimmt sich das Bild anders aus."

„Ich habe mit diesem Zusammentreffen die letzte Möglichkeit einer Verständigung abgeschnitten."

„Gut, lieber Bruder, das alles läßt sich wieder heilen. Denke an die würdige Hausfrau in Schwaben, welche den Frieden zwischen ihrem Manne und ihrem Bruder wiederherstellen wollte, nachdem der erstere in der That bei einer Geburtstagstafel, gleich dem alten Eberhard dem Greiner oder dem Rauschebart, das Tafeltuch entzwei geschnitten. Was thut die brave Frau? Sie näht emsig das Tuch wieder zusammen, und überzeugt so den etwas halsstarrigen Schwaben, daß alles auf Erden wieder zusammengeflickt werden kann, auch eine auseinandergeschnittene Freundschaft. Das ist nur die theoretische Seite der Sache, denn im übrigen hättest du bei dem geldstolzen Papa ebensowenig Chancen, wenn er dir auch in Liebe zugethan wäre. Doch, wer kommt da? Das geht ja heute in meinem Atelier zu, wie auf der Bühne: ein Auftritt nach dem andern."

VIII. Angenehmer Besuch.

„Ist es möglich? Melanie, Alma!" rief der junge Arbeiter, indem ein Schein des Glücks seine sorgenvollen, schon merklich bleichgewordenen Züge durchstrahlte. Er eilte nach der Thür, in welcher, etwas verlegen, die beiden Mädchen stehengeblieben waren.

„Sie hier, Arthur?" fragte das ältere Mädchen, als wenn es nicht wüßte, ob es den Augen trauen sollte.

Alma aber lief gleich auf ihren Freund zu, ergriff dessen Hand und rief: „Da habe ich Sie schon wieder eingeholt auf Ihrer weiten Reise. Melanie, du verstellst dich, das ist nicht schön und nicht recht. Du wußtest ganz wohl, daß wir Arthur hier treffen würden. Wir begegneten dem Papa, der war ganz fuchsfeuerwild, schimpfte auf Sie und auf uns, sprach von Polizei und Militär und meinte, wir sollten nicht gleich hierher gehen, um uns photographiren zu lassen, weil Sie, Bösewicht, noch hier wären. Deswegen aber grade beeilten wir uns, hierher zu kommen, Melanie so gut, wie ich, und ich kam besonders, um Ihnen zu sagen, daß sie nicht fortgehen dürfen von hier. Es ist dumm, sich zu trennen, wenn man sich gern hat, wenn man sich braucht. Und Melanie hat die ganze Nacht geweint und gestöhnt, während sie jetzt wunder wie fremd thun möchte."

„Aber Alma, so schwatz' doch nicht soviel unnützes Zeug," schalt die ältere Schwester.

„Was ich schwätze, ist kein unnützes Zeug und du brauchst mich nicht zu schulmeistern. Ich sage nichts weiter, als die einfache Wahrheit."

„Das Mädchen hat vollkommen recht," erklärte der Photograph. „Komm, Alma, ich will da draußen deine Photographie abnehmen, inzwischen können die beiden sich verständigen."

„Das ist gut, aber du könntest mich ebenso gut ‚Sie' nennen, denn ich bin wohl in dem Alter."

„Sehr wahr; nachdem du mich aber auch ‚du' genannt, lassen wir es lieber dabei bewenden. Leg' darum deinen Hut und Shawl, sowie das Packet, da auf den Tisch."

„Ja, das Packet. Es ist als Werthpacket für den Papa gekommen und soll etwas sehr Angenehmes für ihn enthalten. Deswegen nahm ich es mit. Weil aber Papa so kurz angebunden war und garstig, als wir ihn trafen, so dachte ich, ich könnte ihn ebenso gut damit etwas warten lassen."

„Deine Patentangelegenheit wird es sein," bemerkte Melanie dazu.

„Halt so, halt, Achtung! Das ist eine ernste Angelegenheit," erklärte der Photograph mit Nachdruck. „Von dieser Patentangelegenheit hängt sehr viel ab. Arthur, du hast dich sofort auf die Beine zu machen und dann so schnell wie möglich diese Gehgelegenheit mit einer Fahrgelegenheit nach der Kreisstadt zu vertauschen. Wir haben da den Doktor Niedner, einen Gesinnungsverwandten und zugleich einen der scharfsinnigsten Juristen. Dem sagst du, daß er sofort wegen deiner Patentangelegenheit mit Herrn Krummbügel Rücksprache nehmen muß."

„Aber, was soll geschehen, erkläre wenigstens ..."

„Fort, sag' ich, einen Feldzugsplan soll man nicht ausplandern. Hast du nicht gehört, ‚Moltke, der Schweiger'? Es ist dies auch sehr praktisch, denn wenn die Sachen dann ganz anders kommen, hat man sich wenigstens nicht blamirt. Traust du mir?"

„Ja, ich fühle in meinem Innern, daß ich dir trauen kann."

„Nun gut, dann handle, säume nicht, denn von deiner Raschheit hängt auch unser Erfolg ab. — Meine Damen, wenn es Ihnen gefällig ist, können wir nunmehr in aller Ruhe zur Abnahme Ihrer holdseligen Angesichter schreiten."

Saint Simon. (Seite 619.)



Sic transit gloria mundi. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten. (Seite 618.)

„Was ist das?" fragte Alma, nachdem Arthur das Atelier mit flüchtigem Gruß verlassen, indem sie eine Kreideskizze mit wildverworrenen Figuren in die Höhe hob.

„O, das ist ein Bild aus einem Cyklus von vier Bildern, die als Gegenstücke einander dienen. Sehen Sie, alle vier behandeln gewissermaßen denselben Gegenstand: ‚Die Zukunft Deutschlands'; Nummer eins: wenn die Feudalen siegen; Nummer zwei: wenn die Klerikalen siegen; Nummer drei: wenn die Liberalen siegen; Nummer vier: wenn die Sozialdemokratie obgesiegt hat."

„Und das haben Sie alles ausgedacht?"

„Ausgedacht und nach Wahrscheinlichkeit berechnet. Im ersten Bilde sehen Sie die große Menge als Sklaven und die Staatsbeamten als Bediente, den Monarchen als einen Halbgott und den Soldaten als den Inhaber aller Ehren und Würden. Die ganze Bevölkerung ist in Klassen getheilt und jede Klasse hat ihre Uniform. Nur die große Masse trägt keine Uniform, die hat die Ehre, den Staat im Schweiße ihres Angesichts zu ernähren. Im zweiten Bilde ist nur der Unterschied von dem ersten zu bemerken, daß der Monarch als Oberpriester und die Klerisei, von den Bischöfen bis zu den Bettelmönchen, in langen Talaren und respektive Kutten gehen. Alle Aemter und Würden werden von Geistlichen versehen, und sie alle haben keine Söhne und Töchter, sondern nur Neffen und Nichten, und statt der Hausfrauen gibt es nur Haushälterinnen und Köchinnen. Die Laien aber bilden die Hefe des Volkes und sind auf das Gebot ‚Bet' und arbeit'' dressirt. Hier im dritten Bilde ist der liberale Kapitalstaat zu sehen, wo jeder auf der Stirne ein Band mit dem Werthzeichen, d. h. der Anmerkung seines Besitzthums, trägt. Da sehen Sie den Mann, der hat drei Millionen aufgebunden, der kann das Gewicht natürlich nicht allein tragen und muß sich auf zwei Lohnsklaven stützen; der hat 3000 Acker Landes, jener eine halbe Eisenbahn, dieser eine Viertel-Kohlenmine; wer aber garnichts aufgebunden hat, der zählt auch nicht. Dort ist der Eingang zum sozialen und politischen Leben, da wird jeder gewogen und bekommt seinen Stempel. Die Arbeiter aber schleichen neben der Wage vorbei und erhalten eine Null als Signatur. Und alles muß sich plagen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, die Krüppel sogar. Und hier . . ."

„O, das lass' ich mir gefallen, hier sehen die Menschen alle gleich aus, und nur die kräftigen Burschen und Männer arbeiten, denen scheint es aber auch eine Freude zu sein. Und die Kinder spielen und lernen, und die Frauen und Mädchen sitzen zusammen, nähen, stricken, waschen, spielen mit den Kindern im Haus und im Garten, und die alten Männer sind bei den Buben, Rath gebend und helfend. Das ist wie ein großes Familienbild."

„Und könnten das die Menschen nicht darbieten?" meinte der Photograph, ernster, als es sonst seine Gewohnheit war. „Die Erde ist groß und reich, die Natur schön, für alle ist die Möglichkeit eines glücklichen Daseins gegeben; wie lange soll sich die Menschheit durch eine kleine egoistische Minderheit abhalten lassen, auf Erden glücklich zu sein?"

„Das sind sehr hübsche Bilder, die Sie da gezeichnet haben," meinte Alma bewundernd.

Melanie aber, die inzwischen in Gedanken hingebrütet hatte, erhob jetzt ihr Haupt und fragte:

„Sie hatten einen Rath für Arthur; sind Sie gewiß, daß er unsere Lage nicht verschlimmern wird?"

„Ihre Lage, werthes Fräulein, kann garnicht verschlimmert werden; Sie sind am denkbar schlimmsten Ende. Wenn Sie heute auseinandergehen, so hat Ihr Freund einen unbestimmbar weiten Weg vor sich, der nicht so leicht wieder an Ihrer Heimath vorüberführt. In solch' verzweifelter Lage muß etwas gethan, etwas gewagt werden, denn all' die tausend Möglichkeiten, welche der Wechsel der Verhältnisse, der Zustände, Meinungen und Launen mit sich bringt, bieten für den Abwesenden keine Chance."

„Aber was denken Sie zu thun, was für Hoffnungen haben Sie? Was soll werden? Sie entschuldigen mich, ich fühle eine unheimliche Angst in mir."

„Gut, ich könnte Ihnen viel davon erzählen, und Sie würden es noch lange nicht begreifen. Darum entschuldigen Sie mich und hoffen Sie, daß ich voraussichtlich alles zum besten kehren werde."

„Sie kennen Arthur erst seit diesem Tag."

„Das sagen Sie, aber ich kenne ihn seit seinem ersten Tag."

„Ja? Wie?

„Auch das kann ich Ihnen so schnell nicht erklären. Seien Sie nur jetzt so gefällig, hier herauf zu kommen, damit ich Ihre Photographie aufnehmen kann."

Das Mädchen folgte seufzend und langsam. Sie ließ sich den Kopf in der Armstuhlschraube zurechtsetzen und lächelte über den Photographen, der da wünschte, er könnte jedem den Kopf so zurechtsetzen. Und glücklich war er auch grade mit der Aufnahme zu Ende, als mit einemmale Alma mit einem Gypskopfe in der Hand in das Zimmer stolperte und auch glücklich bei diesem Stolpern das Tischchen mit der Camera obscura umwarf. War das ein Gepolter und ein Gläserklirren! Melanie erhob sich erschreckt und schalt die Schwester. Der Photograph aber lachte und meinte:

„Es gibt kein Unglück, das nicht noch größer sein könnte. Jetzt habe ich wenigstens Ihr Bild, wäre sie ein wenig früher hereingestolpert, hätten wir gar keins gehabt."

„Kostet das viel, was ich zerbrochen habe?" fragte Alma kleinlaut.

„O, mit fünfundzwanzig Thalern ist alles gut gemacht."

„Sprechen Sie nicht zu Papa davon, ich werde mit Mama reden."

„Gut, gut; aber was haben Sie denn hier?"

„Ja, ich wollte Sie fragen, wer der häßliche Mensch ist mit dem Lorbeerkranz um die Stirn. Wir thun die Lorbeerblätter gewöhnlich um die Schweinsköpfe."

„Und mehr hat auch der nicht verdient, der hier die Lorbeerblätter um seinen Gypsschädel trägt. Das ist Julius Cäsar, ein Mann, der als freier römischer Bürger geboren ward, sich zum Feldherrn emporschwang und als solcher ein freies Volk, das Volk der Gallier, unterjochte, indem er ein Drittheil todtschlug, ein Drittheil als Sklaven davonführte und den Rest als Leibeigene im Vaterlande zurückließ. Nach solchen Heldenthaten fühlte er sich berechtigt, die freien Bürger seines eigenen Volkes zu Unterthanen zu machen, und dafür schlug ihn zwar ein Rest von Republikanern todt, wie einen tollen Hund, aber nichtsdestoweniger, oder eben deswegen, hat ihn die Sippe der späteren Volksschinder in Marmor und Erz ausgehauen, wohl viele tausend mal."

„Hat er das gethan, und ist das sein Ruf? Nun, dann soll er auch in den Kehrricht kommen!" rief Alma entrüstet und warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß er in tausend Stücke zersprang.

„So sollte es allen Tyrannen bei Lebzeiten ergehen," erklärte der Photograph. „Die Gypsbüste war mir aber nichtsdestoweniger zwanzig Thaler werth," setzte er nach einigem Besinnen hinzu.

„Nun siehst du, was du für Unheil stiftest, du übermüthiges Kind," schalt Melanie.

„Gut, ich kann nicht helfen," erklärte Alma trotzig; „der Cäsar hat's verdient. Und ich werde alles bezahlen," fuhr sie zuversichtlich fort. „Ich habe eine schöne Decke gehäkelt, wozu mir die Mama die Wolle geschenkt hat. Die verloose ich dann, das Loos einen Thaler, und die Loose, die ich übrig behalte, muß mir der Vater abnehmen."

„Die Anlage zum Spekuliren haben Sie geerbt, nun gewöhnen Sie Sich noch das Herz ab, dann ist der spekulative Mustermensch fertig. Wollen Sie denn nun auch vor meinem Guckkasten Platz nehmen, damit ich Ihr niedliches Gesicht vervielfältigen kann," fragte der Photograph, in stiller Bewunderung das reizende Kind betrachtend.

„Ich? Nein, ich bin nun heute schon nicht mehr aufgelegt; ich komme lieber recht bald wieder zu Ihnen, denn in so einem Atelier ist's amüsant. Und sehen Sie, da kommt Papa den Weg herauf, wir haben grade noch Zeit, fortzuschlüpfen. Adieu, adieu! Machen Sie Ihre Sache gut!" rief das Kind, schüttelte dem Maler kräftig die Hand und eilte, Hut und Shawl ergreifend, davon.

„Bedenken Sie, daß das Lebensglück zweier Menschen von Ihrer Diskretion abhängt," meinte Melanie, dem Künstler gleichfalls die Hand zum Abschied reichend.

„Nur ohne Sorge, ich werde meine Sache schon machen," antwortete dieser, indem er die Thür hinter der Davoneilenden schloß.

Mit einem Blick, der einem Feldherrn Ehre gemacht haben würde, überflog er das ganze Terrain und erspähte alsbald das von Alma in der Eile vergessene Packetchen. „Das muß vorläufig verschwinden," meinte er, indem er es hinter der Büste der Diana verbarg. Und nun das Album, die Huldinnen und Grazien aus dem Harem des Vizekönigs von Aegypten. Es sind zwar nur die Kellnerinnen aus dem türkischen Zelte der pariser Weltausstellung und rein abendländisches Gewächs, aber sie thun's auch. So, jetzt komm', wann du willst."

IX. Unangenehme Nachrichten.

Als der Fabrikant eintrat, saß der Künstler ganz in der Betrachtung der türkisch-ägyptischen Schönheiten vertieft.

„Ist er fort?" fragte der Besucher, mißtrauisch an der Thür stehenbleibend.

„Jawohl, fort und über alle Berge."

„Gott sei Dank, er fing mir an sehr lästig zu werden. Hatte sich der Mensch eingebildet, sich in meine Familie einzuvettern, und meine Tochter Melanie, hatte sich, weiß Gott, soweit unter ihrem Rang vergessen, daß sie gar die alberne Idee hatte, ich würde so etwas zulassen. Die Liebe eines gewöhnlichen Arbeiters zur Tochter des alleinigen Steuerzahlers erster Klasse in diesem Orte, in diesem Steuerbezirk!"

„Ja, bei den jungen Leuten schießt die Phantasie dahin ohne Zaum und Zügel. Hatte er sich doch sogar eingebildet, ein Patent zu erlangen für eine Erfindung, die er gemacht haben wollte."

„Hat er davon gesprochen? O, der Phantast, garnichts hat er erfunden; ich, ich habe . . ."

„O, ich weiß, ich weiß, es ist die lächerlichste Geschichte. Und denken Sie, er läuft da nach der Kreisstadt, um einen Advokaten für sein vermeintliches Recht zu gewinnen. Er hat da einen Advokaten, der ein halber Sozialdemokrat sein soll."

„Nicht möglich, ein Advokat und Sozialdemokrat!"

„Ja, es passiren wunderbare Dinge in unsrer verrückten Zeit, das politische Schwindelfieber ergreift alle Schichten der Bevölkerung."

„Der Mensch wird sich blamiren. Ich werde drei Advokaten annehmen und die berühmtesten noch dazu. Ich hab's ja."

„Es wird dessen nicht bedürfen, denn das ganze Patent ist Schwindel."

„Wieso? Was wissen Sie davon?"

„Nun, unsereins kommt überall hin und erfährt fast alles."

„Ah was, ein Theil der Erfindung ist gut, aber der ist von mir und der soll mir auch ein Erkleckliches einbringen. Ich habe auch schon umfassende Vorkehrungen getroffen; sobald das Patent da ist, lege ich los; ein hunderttausend Thaler im ersten Jahre sind mir gewiß."

„Und ich sage Ihnen: es ist Schwindel!"

„Herr Kunst . . ."

„Gut, ich weiß, was ich sage. Ich habe mit dem Regierungsrath am Table d'hôte zufällig von Patenten gesprochen, und der sagte mir, daß diese Patentangelegenheit bedenklicher Natur sei. Aber Sie wollten ja die Haremsschönheiten des Vizekönigs von Aegypten sehen. Sehen Sie nur hier: Zoë . . ."

„Ein reizendes Frauenzimmer, in der That; welche Formen! Aber, haben Sie nichts zu trinken? Ich bin von dem Laufen durstig geworden."

„Hier ist eine Flasche Ihres herrlichen Schaumweins. Gläser haben wir zwar nicht, auch keinen Pfropfenzieher, aber wir wissen uns zu helfen. Sehen Sie!"

Mit einem Schlag an die Wand enthauptete der Künstler die Flasche und reichte sie, nachdem er selbst einen kunstgerechten Zug gethan, dem Fabrikanten, der seinem Beispiele folgte.

„Es ist einem ganz anders zu Muthe," bemerkte der letztere, indem er mit einem Ausdruck der Zufriedenheit die Flasche niedersetzte, „wenn man so eine Gabe der Natur genossen. Was indessen das Patent . . ."

„Und sehen Sie hier: Pamina, des Vizekönigs zweite Favorite, mit den langen, goldblonden Locken, die wie glänzendes Geschmeide auf ihre alabasterweißen Schultern herabrollen."

„Schön, prächtig; sie könnte einen zu einer Vergnügungsreise nach Aegypten verleiten. Aber zunächst wollte ich wegen des Patentes . . ."

„Prosit, Herr Krummbügel!" unterbrach der Künstler, indem er seinerseits die Flasche um einen beträchtlichen Theil ihres Inhalts beraubte. Sie bringen mich da auf eine Idee. Wenn ich nun eine Reisegesellschaft auf gemeinschaftliche Kosten arrangirte, mit der Andeutung, daß man gewisse Beziehungen zum Hauspascha des Vizekönigs behufs Einblick in den Harem zum größeren Vergnügen der Reisegesellschaft auszunützen in der Lage ist…"

„Fünfhundert Theilnehmer sind Ihnen ganz gewiß, ich garantire. Aber lassen Sie mich weiter sehen."

„Ja, Sie fragten wegen des Patentes; denken Sie, die Erfindung ist gestohlen."

„Gestohlen? Wie? Nicht möglich!"

„Ein Fabrikant in M. hat sie früher gemacht und sich zur Herstellung der Modelle eines Schreiners bedient, mit dem er zerfallen und der sie weiter geplaudert hat. Der Mann hat inzwischen sein Patentgesuch eingereicht, und als man ihm mittels Reskript bekannt gab, daß bereits ein früheres Gesuch wegen eben solcher Erfindung nur mit Hinzufügung einer ganz unpraktischen Zuthat im Bureau des Ministeriums vorliege, hat er bei der Staatsanwaltschaft wegen Betrugs denunzirt, und der Regierungsrath war gespannt darauf, wie sich die Sache schließlich herausstellen würde."

„Es ist die Möglichkeit! Nein, wer hätte so etwas gedacht. Nein, unser heutiger Arbeiterstand ist keinen Schuß Pulver werth. Keine Spur von Reellität mehr! Und ich Thor gehe auf den Leim! Ich hätte mir's doch denken können, daß der Kühne nicht der Mann dazu sei. Zehntausend Thaler habe ich für Einrichtung der Werkstätten hinausgeworfen, eine Menge Metall bestellt, das ich nicht zu verwerthen weiß, Maschinen sind in Arbeit, die mir auch keinen Deut mehr nützen werden, da das Geschäft so wie so faul ist, und dazu eine Kriminalklage! Nun, ich werde sofort mein Patent zurückziehen und den Urheber des Betrugs denunziren."

„Aber Sie sagten doch, Herr Krummbügel, daß Sie der eigentliche Erfinder seien?"

„Der Verbesserung der Erfindung habe ich gesagt, das ist was ganz anderes."

„Ach so, das ist wohl das, was der Regierungsrath eine ganz unpraktische Zuthat nannte?"

„Der Regierungsrath und überhaupt die Regierung versteht davon garnichts. Das sind überstudirte Leute, unpraktische Köpfe. Aber ich weiß, was ich thun muß. Ich werde an's Ministerium eine Eingabe machen, durch welche ich das Patentgesuch, als auf Irrthum beruhend, zurückziehe. Herr Kunst, seien Sie heute mein Gast beim Mittagessen."

„O, ich muß heute arbeiten, ich brauche Geld."

„Gut, aber ich brauche Sie, ich möchte jetzt nicht allein sein, ich brauche einen verständigen, einsichtsvollen Menschen, der mir unverholen seine Meinung sagt, und so etwas suche ich bei meinen angestellten Beamten vergeblich, die wissen nur Komplimente und Bücklinge zu machen und zu errathen, was ich gern hören will."

„Da haben Sie sie schlecht erzogen."

„Nun, ich muß doch auf Disziplin halten. Wenn die Leute etwas wären, würden sie doch nicht bei mir Brot suchen?"

„Aber ich verliere einen Arbeitstag."

„Wieviel verlangen Sie?"

„Was denken Sie?"

„Nun, es soll mir auf drei Thaler nicht ankommen."

„Drei Thaler, für mich? O, Herr Krummbügel, Sie schätzen die Kunst wie ein Barbar. Wenn Sie noch zwanzig Thaler gesagt hätten."

„Zwanzig Thaler für einen Tag! Da haben mein erster Buchhalter und mein Kassirer zusammen noch nicht die Hälfte!"

„Das ist mir ein Beweis, daß Sie Ihre Leute schlecht bezahlen. Aber was thut das mir?"

„Nun gut, Sie sollen zwanzig Thaler haben und Essen und Trinken noch dazu. Wo soviel zum Teufel geht und noch mehr auf dem Spiele steht, da will ich nicht knausern. Also zwanzig Thaler; 's ist ein Heidengeld, aber Sie sollen es haben, ich brauche einen Mann, wie Sie sind, heute. Also kommen Sie."

„Ja, ist es Ihr Ernst, wollen Sie mir die zwanzig Thaler gleich geben?"

„Gleich? Mißtrauen Sie einem Manne, welcher die ganze erste Steuerklasse im Bezirk repräsentirt?"

„O, es ist nicht deshalb, sondern zur Vermeidung von Irrthümern."

„Gut, hier haben Sie zwanzig Thaler. Haben Sie noch etwas Champagner?"

„Gewiß, langen Sie nur zu, Sie wissen ja nun, wie man sie zu behandeln hat. Einen Augenblick Geduld, ich werde gleich salonfähig sein. Sie können inzwischen die anderen Haremsschönheiten studiren."

(Schluß folgt.)

Ueber die Vorzüge der Unwissenheit.

Ein zeitgemäßer Vortrag.

Unsere Zeit, vielleicht die interessanteste, großartigste, die es je gegeben, die — nach dem Ausspruche eines der berufensten Philosophen unserer Tage*) — wie noch keine, alle geistigen und materiellen Bedingungen zu einer Wiedergeburt des gesammten Lebens vereinigt, — unsere Zeit, sage ich, ist gleichwohl noch weit davon entfernt, gewisse Dinge, gewisse Verhältnisse, die von einer Seite vielfältigst ventilirt sein mögen, auch von der andern anzusehen, gewisse Dinge überhaupt in Betracht zu ziehen, bis dann plötzlich einmal ein so ungewöhnlicher Lichtstrahl auf sie fällt, daß er auch in unserem erleuchteten Zeitalter nur — blendend wirken kann! Nach wie vor gilt Shakespeares Wort von den „verschiedenen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt"... Gleichsam als Vorbereitung zu meinem Thema möchte ich nur eines solchen Verhältnisses erwähnen — wie z. B. die Häßlichkeit der Schönheit vorzuziehen sei. Wird man nun dies schon keineswegs zuzugeben geneigt sein, so dürfte wohl vollends tauben Ohren predigen, wer seine Stimme erhebt, um in einer Zeit, wo alles nach „Bildung, Aufklärung, Wissenschaft" schreit, offen zu erklären, daß die Unwissenheit gegenüber allem Wissen, aller Gelehrsamkeit ganz ungeheuer im Vortheil sei! Mit der Häßlichkeit sieht es nicht so schlimm aus: sie ist von Dichtern und Gelehrten gebührend gewürdigt worden:

Die Häßlichkeit ist unverführerisch,
Das ist's gerade, was an ihr zu loben!

Und der berühmteste Nachfolger Hegels, Karl Rosenkranz, hat sogar eine „Aesthetik des Häßlichen" geschrieben, das heißt also zu deutsch: eine „Wissenschaft vom Schönen" — des Häßlichen. Ja, das Zigeunersprüchwort sagt geradezu: „Häßlich ist schön, schön ist häßlich." Die Häßlichkeit mithin ist nicht so sehr verkannt, daß ich für sie eine Lanze zu brechen mich versucht fühlen könnte, wohl aber ist das mit der Unwissenheit der Fall! Und zwar trotzdem, daß sich zu ihrem Preise eine ungleich herrlichere Reihe von glänzendsten Citaten beibringen ließe.

Nun bin ich zwar nichts weniger als ein Autoritätenanbeter, muthe daher auch niemandem zu, es zu sein und versuche nicht, auf diese Weise auf andere einzuwirken — trotz alledem aber erscheint es hier geboten, wenigstens die allerglänzendsten Namen und Aeußerungen Revue passiren zu lassen, denn wo alle die Größten und Besten übereinstimmen, da wird ihr Zeugniß allerdings zur überwältigenden Ueberzeugung. — Die biblische Legende vom „Sündenfalle" durch Adams Genuß vom „Baume der Erkenntniß" (auf der neu-, d. i. wißbegierigen Eva Rath!) übergehend, treffen wir zunächst auf den tragisch tönenden Ausspruch des „weisen" Salomo: „Jemehr Wissen, umsomehr Qual; wer das Wissen zu vermehren trachtet, vermehrt nur den Schmerz." Die genial-leichtlebigen Griechen mit ihrer schönen Phantasie ließen die Verstorbenen „Lethe", d. i. Vergessenheit trinken und darin — ihre Seligkeit bestehen! Selig durch das Vergessen irdischer Erlebnisse, irdischen Wissens! Und einer der weisesten Geister der klassischen Hellenenzeit, Sokrates, sagte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß," und galt und gilt ebendeswegen für einen der weisesten Köpfe! Sokrates war sozusagen der heidnische Christus; der wirkliche Christus aber hat gesprochen: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich," wobei ich die grammatisch-logische Randglosse nicht für überflüssig halte, daß damit nur die Unwissenden, nicht etwa — anderen Geistes Kinder gemeint sein können, denn es heißt: die „Armen im Geiste", während es andernfalls „Arme an Geist" heißen müßte; „arm im Geiste" ist aber derjenige, in dessen Geist wenig oder nichts enthalten ist, d. i. eben der Unwissende.

So das Alterhum. Im Mittelalter schweigen die Quellen, wohl deshalb, weil dasselbe gleichsam aus einer einzigen großen Unwissenheit bestand, daher kein feindlicher Gegensatz gegen sie vorhanden war. Die neueren und neuesten Zeiten aber haben die schärfsten Verdikte über das Wissen, zu Gunsten der Unwissenheit, die um so reicher fließen und brillanter werden, je höher das Wissen steigt und sich ausbreitet. Der Salomonische Grundgedanke klingt noch wider in dem englischen „in much learning is much sorrow" (in vielem Wissen steckt viel Sorge) und in Forteguerri's oder vielmehr Ricciardetti's

Che chi aggiunge sapere, aggiunge affanno,
E men si dolgon quelli che men sanno*),

was in der Form „chi men sa men si duole" (wer weniger weiß, hat weniger Schmerz) sogar in den italienischen Volksmund übergegangen ist. Um indessen nicht weitschweifig zu werden, aus der ausländischen Literatur nur noch zwei durchaus nicht mißzuverstehende Dikta Molière's, bevor wir zu den großen, wuchtvollen Wahrsprüchen der eigenen Nationalliteratur übergehen; nämlich: „Die Wissenschaft hat schon manchen großen Dummkopf geschaffen" und: „Ein gelehrter Dummkopf ist viel dümmer noch als ein unwissender."

Die Deutschen aber nun, das bekannte „Volk der Denker", haben auch über das Wesen der Unwissenheit tief gedacht, und nur die hervorragendsten diesbezüglichen Aeußerungen können hier berücksichtigt werden. Der ausgezeichnete, scharfsinnige G. Chr. Lichtenberg, einer der ächtesten Klassiker deutscher Prosa, schreibt: „Wenn ich die Genealogie der Dame Wissenschaft recht kenne, so ist die Unwissenheit ihre ältere Schwester; und ist denn das etwas so Himmelschreiendes, die ältere Schwester zu nehmen, wenn einem die jüngere auch zu Befehl steht? Von allen, die sie gekannt haben, habe ich gehört, daß die ältere ihre eigenen Reize habe, daß sie ein fettes, gutes Mädchen ist, die eben deswegen, weil sie mehr schläft als wacht, eine vortreffliche Gattin abgibt." Auch diese Stelle bedarf wohl keines Kommentars. Kant, der große Grundsteinleger der deutschen nicht nur, sondern der wahrhaft modernen Philosophie überhaupt, läßt sich also vernehmen: „Der Unwissende hat ein Vorurtheil für die Gelehrsamkeit, der Gelehrte eines für den einfachen Verstand." (Daß unter dem „einfachen" Verstand hier nur der nichtgelehrte, also der unwissende, gemeint sein könne, geht aus der Form des Gegensatzes mit zwingender Gewalt hervor.) In geistsprühender Fassung sagt Friedr. v. Sallet, ein feinsinniger Autor: „Glaube nicht, daß Reichthum an Gedanken den Menschen groß und weise mache.... Der kräftige Geist vertilgt sie, indem er in vielen nur eins sieht. So schreitet er fort und wird reich durch immer größere Armuth an Gedanken" („Kontraste und Paradoxen"). Das Bedeutsamste aber äußert Goethe, dieser universelle Genius. Drei Stellen sind es, deren zwei in der „Krone seiner Schöpfungen", im „Faust", sich finden. Bekanntlich beginnt diese gigantische Dichtung mit folgenden Worten:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug, als wie zuvor;
— — — — — — — — — — —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!

Wenn dies nicht Folianten spricht, zum mindesten alle diejenigen, die Faust studirt zu haben behauptet — nun, dann weiß ich wahrhaftig nicht!...

Die zweite Stelle ist folgende:

Wagner.
Allein die Welt! Des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.
Ja, was man so „erkennen" heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Nun, wahrlich! Sieht man da die Schädlichkeit des Wissens, den Segen der Unwissenheit ein?!...

Die dritte Stelle endlich ist in Prosa, aber vielleicht die aller-

*) Friedr. Alb. Lange, der leider zu früh verstorbene Verf. der „Geschichte und Kritik des Materialismus".

*) Deutsch etwa:
Nur Leid und Kummer erntest du, erweiterst du dein Wissen;
Wer wenig weiß, fühlt weniger von Pein und Weh sein Herz zerrissen.

schlagendste, bündigste: „Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen.“

Und damit nur ja auch nicht der allergeringste Zweifel darüber bestehen bleiben könne, wie und wovon das gemeint sei, bedient sich Goethe dieser Worte ausdrücklich über das gesammte Unterrichtswesen. Ist solchem Wissen mithin nicht die schlichte, unverfälschte Unwissenheit vorzuziehen, wenn schon aus keinen andern, so doch wenigstens aus der Dreieinigkeit der höchst praktischen Gründe ersparter Zeit und Mühe, und ersparten Geldes?!

Dieweil ich ein gründlicher deutscher Forscher bin, fängt indessen meine Aufgabe hier erst recht an! Wir sehen den Wissenden schlecht, den Unwissenden gut fahren — das ist Thatsache! Aber woher diese Thatsache? Warum ist dem so, was ist der innere Grund dieser (nur) äußerlichen Erscheinung? Das muß sich nun ebenfalls aus der Natur des Wissens an sich und seiner „älteren Schwester“ ergeben. Alle Forschung beruht im Grunde nur auf reiner Anschauung, ist solche. Betrachten wir also, dem Spruche gemäß:

Die Jugend spricht: so ist es!
Das Alter wägt und mißt es,

den mit Wissenschaft Beladenen — wie finden wir ihn? Zunächst: nie im vollen, ungetheilten Genusse seines Besitzstandes, seines Wissenschatzes, denn — „alles Wissen ist Stückwerk!“ Es findet nie einen Abschluß, hat keine Grenze. Jemehr einer weiß, destomehr nur will er wissen, gerade wie der Reiche immer reicher werden, immer mehr erwerben will. Ein rastloser Drang treibt, ein wahrer Heißhunger, ein ganz unlöschbarer Durst des Wissens verzehrt ihn — die Wissenslust und ihre Befriedigung weckt steigende Tantalusqualen, ist Sisyphusplage und Danaidenarbeit zugleich! Denn jemehr man weiß, destomehr erkennt man alle Unzulänglichkeit des Wissens. Der Wissensgerüstete ist denn also bescheiden, wahrhaft bescheiden, nicht „bescheiden“ in jener pfäffisch-heuchlerischen oder auch „lumpen“haften Weise, von der Goethe spricht. Wahre Bescheidenheit ist aber in dieser Welt sich überall vordrängelnder, begehrlichster Unbescheidenheit eine höchst unpraktische Eigenschaft, ja es ließe sich unschwer beweisen, daß sie nach „liberaler“ Theorie und Gepflogenheit sogar ein starkes Laster sein müsse. (Davon indessen ein andermal!) Dem Wissensgerüsteten fehlt damit aber auch das Selbstvertrauen, das in heutiger Zeit so benöthigte, um in der Welt „vorwärts zu kommen“. Ein sauberer Nutzen das des Wissens, nicht wahr?! Wenn das Wissen also negativ, statt positiv, wirkt, so muß es doch eben ein Uebel sein. Man lernt nun von sich selbst nichts zu halten — welcher Widersinn! Nun weiß ich zwar wohl, daß es gewöhnlich heißt, es verhalte sich vielmehr umgekehrt: die Wissenden, Gelehrten seien anmaßend, unverschämt u. s. w. Allein das können nach dem, was wir gefunden haben, entweder nur Scheingelehrte sein, die Gelehrtheit affektiren, oder ganz Naive, die sich bona fide (ehrlichen Glaubens) für Gelehrte halten — oder aber: es ist diese Behauptung überhaupt eine der höchsten Unwissenheit. — Kurz, dem Wissenden fehlt jene Geschlossenheit des Charakters, die den Menschen so wohlthuend als eine kernhaft ganze Natur erscheinen läßt. Wie von einem Aetzstoffe ist das solide Metall seines Wesens durchfressen: der ächte Mann der Wissenschaft ist behutsam, grüblerisch, leicht zu Zweifeln geneigt und man merkt ihm das alles nicht selten auch in der äußern Erscheinung an. Sind denn die Herren in dieser Beziehung nicht schon geradezu stereotype Figuren des Scherzes, des Witzes, der Satire geworden? Von tausend und aber tausend Beispielen nur eines herauszugreifen, sei an das Bild der „Fliegenden Blätter“ erinnert, wie jener Professor Tag für Tag ganz leise und höchst vorsichtig, man könnte glauben furchtsam, an dem bei einem Hausbau beschäftigten Maurern vorüberschleicht, bis ihn endlich einer derselben darüber befragt. „Ja, liebe Leute,“ gibt er zur Antwort, „ich weiß aus eigener Erfahrung, wie unangenehm das ist, wenn man in seiner Arbeit gestört wird.“ Berührt sich dies schon mit einem weiteren Eigenheitszuge der Gelehrten, nämlich der Zerstreutheit, so muß ich freilich gänzlich darauf verzichten, einen der Legionen Fälle auszuwählen, in welchen sie durch eben diese dem „Fluche der Lächerlichkeit“ verfallen sind. Noch heute muß ich lächeln, wenn ich daran denke, wie wir vor beinahe zwanzig Jahren in einer der größten Weltstädte, wenn uns ein recht unmodischer, gleichsam zerknittert-versessener Steifling begegnete, zu sagen pflegten: „Das ist gewiß wieder ein deutscher Gelehrter oder Professor!“ Der Gelehrtentypus ist sofort, und zwar nicht zu seinem Vortheile, erkenntlich, wenigstens bei uns in Deutschland. Andererseits aber hat er nicht selten sogar etwas Unheimliches — wie hohläugig blickt er oft drein! So, daß man unwillkürlich an Cäsars Wort gemahnt wird:

Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.

O, über diese gefährlichen Denker! . . .

Was für einen erquickenden Gegensatz hierzu bildet doch der Unwissende! Mit welcher massigen — manchmal sogar „mastigen“ (wie Elephantenkälber!) — Festigkeit und Sicherheit tritt er nicht auf! Wie ruht er doch mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein in sich selbst, wie tief aus dem einheitlichen Mittelpunkte der Unwissenheit hervor ist nicht sein ganzes Wesen bestimmt! Er ist im sicheren, ruhigen Besitze seiner Habe, wenn er nur will! Denn seine Unwissenheit kann sich jeder intakt erhalten. Mit welchem Aplomb schreitet er einher, welche Kompaktheit der ganzen Gestalt! Wie freundlich rund, röthlich-feist glänzt nicht selten die Vollmondscheibe seines Antlitzes. Nur muß — das ist vorausgesetzt — nur muß auch seine Unwissenheit eine so recht kompakte, die imposant schwarze Nacht derselben darf von keinem Strahl des Wissens erhellt, zerrissen, durchlöchert sein! Nur dann wirkt sie voll, mit ungebrochener Kraft, denn nur dann haben wir ja die wahre Unwissenheit vor uns, während von mancherlei Kenntnissen und theilweisem Wissen unterbrochene Unwissenheit einen halb und halb verächtlichen Eindruck macht: die Halbwisserei ist in der That eine der widerlichsten Formen des Wissens, beinahe ebenso verdammlich wie das allergediegenste Wissen!

(Schluß folgt.)

Kunst und Revolution.

Von W. H.

II.

Gegen das „künstlerische Handwerk“ und für die wahre Kunst haben allerdings seit Jahrhunderten edle Geister ihre Stimme erhoben, doch sie verhallte, wie die des Predigers in der Wüste. Und große Dichter sind erstanden, die Aeschylos und Sophokles freudig Brüder nennen würden, aber ihr Ruhm ist vergänglich, denn ihnen war verwehrt ein wahres Kunstwerk, zu schaffen. Denn das große, wirkliche eine Kunstwerk können sie nicht allein hervorbringen, sondern dazu muß das Volk mitwirken: „Die Tragödie des Aeschylos und Sophokles war das Werk Athens.“

Und nun sagt Wagner weiter: „Was nützt es, daß Shakespeare als zweiter Schöpfer den unendlichen Reichthum der wahren menschlichen Natur uns erschloß? Was nützt es, daß Beethoven der Musik männliche, selbstständige Dichterkraft verlieh? Fragt die armseligen Karrikaturen eurer Theater, fragt die gassenhauerischen Gemeinplätze eurer Opernmusiken und ihr erhaltet die Antwort! Aber braucht ihr erst zu fragen? Ach, nein! ihr wißt recht gut, ihr wollt es ja eben nicht anders, ihr stellt euch nur, als wüßtet ihr es nicht.“

Darum antwortet der große Künstler auf die selbst gestellte Frage: „Was ist nun eure Kunst, was ist euer Drama?“ mit bitterem, einschneidendem Hohne:

„Die Februarrevolution entzog in Paris den Theatern die öffentliche Theilnahme; viele von ihnen drohten einzugehen. Nach den Junitagen kam ihnen Cavaignac, mit der Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung beauftragt, zur Hilfe und forderte Unterstützung zu ihrem Weiterbestehen. Warum? Weil die Brotlosigkeit, das Proletariat, durch das Eingehen der Theater vermehrt werden würde. Also blos dieses Interesse hat der Staat am Theater! Er sieht in ihm die industrielle Anstalt, nebenbei wohl aber auch ein geist-

schwächendes, Bewegung absorbirendes, erfolgreiches Ableitungsmittel für die gefahrdrohende Regsamkeit des erhitzten Menschenverstandes, welcher im tiefsten Mißmuth über die Wege brütet, auf denen die entwürdigte menschliche Natur wieder zu sich selbst gelangen solle, sei es auch auf Kosten des Bestehens unserer — ‚sehr zweckmäßigen‘ Theaterinstitute!“

Den Verfall der Tragödie im Laufe der Zeiten, wodurch die Kunst immer mehr aufhörte der Ausdruck des öffentlichen Bewußtseins zu sein, schildert Wagner im weiteren Verlauf der Schrift. Die einzelnen Theile des Drama: Rhetorik, Bildhauerei, Malerei, Musik 2c. 2c. nahmen einzeln die verschiedenen Stände in Besitz. Die Priester bemächtigten sich der Rhetorik für die Kanzel, der Musik für den Kirchenchor, Bildhauerei und Malerei dienten zur Verschönerung der Kirchen und der Schlösser des Adels, und der Zunft- und Handwerksgeist des Mittelalters ging insoweit nicht leer aus, als er sich vielfach der einzelnen Künste mitbemächtigte, die ja schon dem Namen nach vielfach nur „edle Handwerke“ waren.

Und alle diese einzelnen Künste, zum Genuß und zur Unterhaltung der Reichen üppig genährt und gepflegt, haben jetzt mit ihren Produkten die Welt reichlich erfüllt; große Geister haben in ihnen Entzückendes geleistet — „die eigentliche wirkliche Kunst aber ist noch nicht wiedergeboren worden, denn das vollendete Kunstwerk, der große, einzige Ausdruck einer freien, schönen Oeffentlichkeit, das Drama, die Tragödie ist — so große Tragiker auch hier und da gedichtet haben — noch nicht wiedergeboren, eben weil es nicht wiedergeboren, sondern von neuem geboren werden muß.“

Und nun ruft Wagner begeistert der Welt zu:

„Nur die große Menschheitsrevolution, deren Beginn die griechische Tragödie einst zertrümmerte, kann auch dieses Kunstwerk uns gewinnen, denn nur die Revolution kann aus ihrem tiefsten Grunde das von neuem und schöner, edler und allgemeiner gebären, was sie dem konservativen Geiste einer früheren Periode schöner —, aber beschränkter Bildung entriß und verschlang.“

Wagner führt uns nunmehr in das Wesen der Revolution ein, welches auf der Naturkraft im großen und ganzen beruhe; wir finden den großen nationalen Künstler hier auch zugleich in dem richtigen Fahrwasser der Internationalität und des Kosmopolitismus. Auch Wagner zeigt uns, daß zwischen Nationalität und Internationalität gar kein Gegensatz besteht, daß dieselben sich vielmehr ergänzen müssen.

„Aber eben die Revolution, nicht etwa die Restauration, kann uns jenes höchste Kunstwerk wiedergeben. Die Aufgabe, die wir vor uns haben, ist unendlich viel größer als die, welche bereits einmal gelöst worden ist. Umfaßte das griechische Kunstwerk den Geist einer schönen Nation, so soll das Kunstwerk der Zukunft den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalitäten hinaus umfassen; das nationale Wesen in ihm darf nur ein Schmuck, ein Reiz individueller Mannichfaltigkeit, nicht eine hemmende Schranke in ihm sein. Etwas ganz anderes haben wir daher zu schaffen, als etwa eben nur das Griechenthum wieder herzustellen; gar wohl ist die thörichte Restauration eines Scheingriechenthums im Kunstwerke versucht worden, — was ist von Künstlern bisher auf Bestellung nicht versucht worden? Aber etwas anderes als wesenloses Gaukelspiel hat nie daraus hervorgehen können: es waren dies eben nur Kundgebungen desselben heuchlerischen Strebens, welches wir in unserer ganzen offiziellen Civilisationsgeschichte immer im Ausweichen des einzig richtigen Strebens begriffen sehen, des Strebens der Natur.“

Was Wagner unter Revolution versteht, vernehmen wir dann aus folgenden Worten:

„Nein, wir wollen nicht wieder Griechen werden, denn was die Griechen nicht wußten und weswegen sie eben zugrunde gehen mußten, das wissen wir. Gerade ihr Fall, dessen Ursache (Sklaverei) wir nach langem Elend und aus tiefstem, allgemeinem Leiden heraus erkennen, zeigt uns deutlich, was wir werden müssen: er zeigt uns, daß wir alle Menschen lieben müssen, um uns selbst wieder lieben, um Freude an uns selbst wieder haben zu können. Aus dem entehrenden Sklavenjoche des allgemeinen Handwerkerthums mit seiner bleichen Geldseele wollen wir uns zum freien, künstlerischen Menschenthume mit seiner strahlenden Weltseele aufschwingen: aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört als ein ewig unversiegbarer Quell höchsten künstlerischen Genusses.“

Nun fragt der große Künstler, woher man die Kraft nehmen solle, zu solchen gewaltigen Umgestaltungen, wo die Revolutionskraft zu finden sei, welche den lähmenden Druck der heuchlerischen „Civilisation“, den Uebermuth der „Kultur“ vernichte. Und er antwortet:

„Wo der gelehrte Arzt kein Mittel mehr weiß, da wenden wir uns endlich verzweifelnd wieder an — die Natur. Die Natur, und nur die Natur kann auch die Entwirrung des großen Weltgeschickes allein vollbringen. Hat die Kultur, von dem Glauben des Christenthums an die Verwerflichkeit der menschlichen Natur ausgehend, den Menschen verleugnet, so hat sie sich eben einen Feind erschaffen, der sie nothwendig einst soweit vernichten muß, als der Mensch nicht in ihr Raum hat: denn dieser Feind ist eben die ewig und einzig lebende Natur. Die Natur, die menschliche Natur, wird den beiden Schwestern, Kultur und Civilisation, das Gesetz machen: „soweit ich in euch enthalten bin, sollt ihr leben und blühen, soweit ich nicht in euch bin, sollt ihr aber sterben und verdorren!“

Daß die Kultur bisjetzt menschenfeindlich gewesen ist, das haben wir Sozialisten schon unzählige male nachgewiesen; nachgewiesen aber wird dies viel einschneidender durch die Thatsache, welche Wagner auch vor Augen hat, daß tausende und abertausende von Menschen zu Maschinentheilen täglich und stündlich degradirt werden, daß millionen und aber millionen von Menschen Sklaven des Erwerbs sind. Und einen solchen Zustand nennen alle einsichtigen Menschen einen unnatürlichen, gegen den die menschliche Natur sich aufbäumen, gegen den sie revolutioniren muß. Diese Bewegung der Kraft, welche in der menschlichen Natur liegt, nennt Wagner: Revolution.

Er fährt dann fort:

„Wie äußert sich auf dem gegenwärtigen Standpunkte der sozialen Bewegung nun diese revolutionäre Kraft? Aeußert sie sich nicht zunächst als der Trotz des Handwerkers auf das moralische Bewußtsein von seiner Arbeitsamkeit gegenüber der lasterhaften Trägheit oder unsittlichen Geschäftigkeit der Reichen? Will er nicht, wie aus Rache, das Prinzip der Arbeit zur einzig berechtigenden Religion der Gesellschaft erheben? den Reichen zwingen, gleich ihm zu arbeiten, um auch im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot sich zu verdienen? Hätten wir nicht zu fürchten, daß die Ausübung dieses Zwanges, die Anerkennung jenes Prinzips gerade das menschenentwürdigende Handwerkerthum endlich zur absoluten Weltmacht erheben, und, um bei unserm Hauptgegenstande zu bleiben, die Kunst geradezu für alle Zeiten unmöglich machen müßte?“

Diese selbst aufgeworfene Befürchtung bekämpft Wagner sogleich wieder, indem er meint, daß das eigentliche Wesen der großen sozialen Bewegung nicht in den zur Schau getragenen Theorien der doktrinären Sozialisten, auch nicht in dem unmittelbaren Ausdrucke der Entrüstung des leidenden Theils der Gesellschaft zu finden sei, sondern in dem Drange des Menschen nach wirklichem Genusse des Lebens, dessen materiellen Unterhalt der Mensch sich nicht mit dem Aufwande aller seiner Lebenskräfte mühselig mehr verdienen, sondern dessen er sich als Mensch erfreuen wolle: „es ist somit genau betrachtet der Drang aus dem Handwerkerthum heraus zum künstlerischen Menschenthum, zur freien Menschenwürde.“

Soweit uns, das heißt die Sozialisten der Neuzeit, der Vorwurf Wagners berühren könnte, weil auch wir das Prinzip der Arbeit vielfach in aller Schärfe betonen, ist derselbe doch unbegründet, da wir das Prinzip der Arbeit durchaus nicht für ewige Zeiten als das herrschende hinstellen und dadurch das „menschenentwürdigende Handwerk“ als Unterdrückerin jeglicher höheren Regung im Menschen, sowie der Kunst selbst proklamiren wollen. Durch das Prinzip der Arbeit soll das Prinzip der Freiheit und Gleichheit hergestellt werden; das Prinzip der Arbeit soll nur die Brücke sein, welche aus dem Lande der Herrschaft des Mammonismus, zu den Gestaden des freien Menschenthums, der ganzen, vollen Menschenwürde geschlagen wird.

Daß in einem sozialistischen Staate die Wissenschaft sich nicht mit Erfindung von Mordinstrumenten beschäftigen, daß dieselbe vielmehr sich besonders darauf legen wird, möglichst vollkommene Arbeitsinstrumente zu ersinnen, damit die menschliche Arbeit auf das denkbar geringste Minimum herabgesetzt werde, das ver-

steht sich von selbst. Und gelingt es, was garnicht zu bezweifeln ist, die Arbeitsinstrumente so zu vervollkommnen und die Naturkräfte so auszubeuten, daß der Mensch fast nur als Aufseher der Maschinen abwechselnd die nöthige Produktion überwacht, dann herrscht nicht mehr das Prinzip der Arbeit, sondern das Prinzip der Wissenschaft, die den Menschen frei und gottähnlich durch die herrlich emporblühende wahre Kunst machen wird. — So fassen wir den Sozialismus auf und damit wird Wagner auch völlig einverstanden sein.

Interessant übrigens ist es, daß Wagner den Sozialisten gerade umgekehrt den Vorwurf macht, die Arbeit allzusehr in den Vordergrund zu drängen, während bekanntlich die herrschende Gesellschaft immer in die Welt schreit, daß der Sozialismus das Nichtsthun als das Prinzip des Zukunftsstaates proklamire. —

Wagner zeigt nunmehr der Kunst den allein richtigen Platz in der sozialen Bewegung an, indem er sie mit derselben eins werden läßt:

„Gerade an der Kunst ist es nun aber, diesem sozialen Drang seine edelste Bedeutung erkennen zu lassen, seine wahre Richtung ihm zu zeigen. Aus ihrem Zustande zivilisirter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schultern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben: sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dieses Ziel ist der starke und schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit!"

(Schluß folgt.)

Moderne Gattinnen.

Skizze aus der Gesellschaft. Von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Walter schwieg eine Weile, dann sagte er: „Sie gehören zu den Männern, an die man sich schnell und mit vollkommenem Vertrauen anschließt, es bleibt unter uns, was ich Ihnen hier erzählen werde."

„Meine Hand darauf!"

„Nun denn, so muß ich Ihnen vorerst bekennen, daß meine Marie, die Sie so ernst und ehrwürdig sich denken, vor sechs Jahren als ich Sie kennen lernte, das lustigste, übermüthigste und leichtlebigste Ding war, das man sich nur denken kann. Ihr Vater war Maler; gerade kein Künstler ersten Ranges, der einmal ziemlich viel, dann wieder kaum das Nöthigste verdiente. Die Mutter war lange todt und die zwei Töchter führten mit ihrem Papa ein rechtes Garçonleben, immer fidel und ohne Sorgen, vergnügungssüchtig bis zum Extrem, das Geld nicht achtend, wenn sie eines hatten, und ebenso wenig bekümmert, wenn sie keines hatten. Der Vater wurde seiner geselligen Talente und seines guten Humors wegen sehr häufig geladen, und er brachte überall seine Mädchen mit, welche Zugabe man bald so angenehm fand, daß man endlich anfing den Papa sehr als Nebensache zu betrachten und ihn mehr der Mädchen wegen lud. Meine Marie, die jüngere der Schwestern, war eben 18 Jahre alt geworden; sie hatte sich bisher gewöhnt, das Leben als ein immerwährendes Freudenfest anzusehen, und als das einzige Malheur, das einem darin begegnen könne, wenn man einmal mit zerrissenen Schuhen auf einen Ball gehen müsse. Ein solches Malheur machte uns näher bekannt; wir tanzten mit einander, aber da nach einer furiosen Polka dieser Krebsschaden nur zu deutlich sich offenbarte, traten wir ab, und da sie nicht tanzen konnte, so hatte ich Gelegenheit, den übrigen Abend mit ihr zu verplaudern. Sie gefiel mir außerordentlich, und ich sah sie von diesem Abende an täglich. Ich erkannte bald die Güte ihres Herzens, die wohl bei so wenig streng erzogenen Geschöpfen meist immer zu finden ist, aber auch ihre rührende Unschuld und die Reinheit ihrer Seele.

„Auch sie liebte mich stark und zärtlich, und wir wurden Mann und Frau.

„Ich hatte immer gedacht, die Liebe, die Ehe, die Freude, einen eigenen Herd zu gründen, die neuen Pflichten, die nun mit drängender Gewalt auf sie einstürmten, würden sie schnell verwandeln und sie arbeitsamer und für ein geordnetes Leben geeignet machen. Ich hatte mich getäuscht. Sie schien zu Hause geängstet, unruhig, gelangweilt, sie wußte, daß ich einiges Vermögen besitze, sie rechnete darauf, daß sie nun die holdseligsten Tage im beständigen Genusse zubringen könne. Sie hatte bisher ihre Toilette nur kümmerlich zusammengestellt, jetzt wollte sie alles haben, was sie schönes bei andern sah. Sie achtete meine paar tausend Gulden einer Million gleich, oder eigentlich, sie hielt sie für einen unversiegbaren Born des Reichthums, aus dem man unbekümmert nach Herzenslust schöpfen könne. Sie brauchte unglaublich viel Geld, sie verstand es eben, es zum Fenster hinaus zu werfen; sie vertrödelte es ohne Sinn auf die unnöthigsten Dinge, wenn sie nur ihrer Laune oder Langenweile eine augenblickliche Befriedigung gewährten. Da sie es ferner mit ihrer neuen Würde als Frau unvereinbar hielt, selbst an irgend etwas Hand anzulegen, zu arbeiten, so setzte sie eine erkleckliche Anzahl anderer Hände in Bewegung, die nicht die fleißigsten waren, die sie aber in ihrer sorglosen Gutmüthigkeit glänzend hervorrief.

„Ich war in Verzweiflung; so sehr ich sie liebte, mußte es mir doch klar werden, daß auf diese Weise das größte materielle und moralische Elend meiner warte, daß das Unglück meines Lebens besiegelt sei.

„Ich sagte es ihr aufrichtig und gut, ich machte sie auf den ganzen kommenden Jammer aufmerksam. Sie sah mich erschreckt und verwundert an, aber sie verstand mich nicht. Sie konnte meinen Kummer nicht begreifen, nicht theilen meine Sorgen. Sie hatte bisher wie die Vögelein in der Luft, wie die Lilien auf dem Felde gelebt, sie säete nicht und erntete nicht, und hatte doch immer Nahrung und Kleidung gefunden. War nicht die Welt so schön, die Menschen gastfrei, hatte sie nicht einen Gatten, den sie liebte und der sie wieder liebte? Sie zählte unter ihre Erinnerungen keinen Schmerz, keinen Kummer. Die Vergangenheit war ihr wie ein lachender Traum, die Gegenwart schien ihr durch die Liebe noch mehr versüßt, an die Zukunft dachte sie nicht. Denken war überhaupt bisher nicht ihre Sache. Sie hoffte, meine Bedenklichkeiten glücklich hinwegzulachen und lebte nach wie vor lustig und guter Dinge. Ich sah ein, daß auf diese Art mit meiner ewig lachenden Philosophie nichts anzufangen sei, wie sollte sie etwas fürchten, das sie garnicht kannte, wie sollte sie als Fehler erkennen, was sie als Naturell betrachtete? Sie mußte ihre Schwächen an einem andern verdammen lernen, sie mußte das Unglück, das sie mit sich bringen, in seiner furchtbaren Nacktheit sehen, sie mußte den Schmerz, die Unzufriedenheit mit sich selbst kennen lernen, wollte ich sie diesem seligen Müssiggange, dieser gedankenlosen Ausgelassenheit entreißen, ihre Intelligenz wecken und sie veredeln. Wahrscheinlich hätte das Leben selbst, auch ohne mein Zuthun diese Mühe übernommen, aber der Prozeß wäre ein schmerzlicher und langwieriger geworden. Ich beschloß also, selbst ein wenig Vorsehung zu spielen.

„Ich gehöre nicht zu denjenigen, die sich eine unangenehme Wahrheit nicht völlig klar zu machen suchen und einen entscheidenden Schritt solange wie möglich hinausschieben; ich begann also sogleich meine Kur und zwar homöopathisch.

„Ich stellte mich von demselben Taumel von derselben Begierde nach Genuß erfaßt wie sie, und es begann nun eine förmliche Hetzjagd nach ewig wechselnden Vergnügungen.

„Tag und Nacht gönnte ich ihr keine Ruhe, und ich hätte damals beinahe über ihre Ausdauer in diesem Vagabundenleben meinen Plan aufgegeben, als sie endlich einmal Ermüdung und Ueberdruß zu empfinden schien, und mich bat, zu Hause bleiben zu dürfen. Jetzt war ich meines Gelingens sicher und fand nun auch den Muth, sie wirklich zu quälen und sie gegen ihren Willen überall hinzuschleppen.

„Ich arbeitete nichts mehr, geberdete mich immer geckenhafter und verschwendete ebensoviel wie sie, an Schneider und Parfümeur.

„Ich suchte Bekanntschaften in Kreisen, die weit über den bisher kultivirten Zirkeln standen, und es gelang mir bald, mich dort einer Art Beliebtheit zu erfreuen. Ich führte meine Frau daselbst mit einem Aufwande und einer Prätension ein, die weder

zu meinem Stand noch Verhältnissen paßte und die sogleich alle jungen Damen gegen sie einnahmen, die es der armen Künstlersfrau nicht verzeihen konnten, daß sie die Schönste sein und an Glanz und Geschmack der Toilette alles übertreffen wolle. Diese Taktlosigkeit und ihre eigene Schönheit und Liebenswürdigkeit förderten unendlich rasch mein Vorhaben.

„Während die Zahl ihrer Bewunderer täglich wuchs und die gesammte Männerwelt sich huldigend um sie bemühte, verminderte sich die Zahl der ihr wohlgesinnten Damen, selbst der älteren, immer mehr. Die giftigen Pfeile der Verleumdung, des Spottes und Hohnes, der absichtlichen Demüthigung begannen immer dichter auf das arme Opfer zu fliegen, und sie trafen gut. Ich litt damals unendlich, aber ich hatte in dieser Zeit, wo die Schmeichelei einiger unserer jungen Adeligen in leidenschaftliche Bewunderung, die Aufmerksamkeit in Zudringlichkeit sich zu verwandeln drohte, Gelegenheit, die Festigkeit ihrer Grundsätze von Tugend und Treue kennen zu lernen, und ein hohes Bewußtsein ihrer Frauenwürde, das die geringste Verletzung auf das schmerzlichste empfand, bei ihr wahrzunehmen, und zu einer heftigen Liebe gesellte sich die höchste Achtung. Aber ich durfte da nicht stehen bleiben, ich mußte sie auf's äußerste bringen. Dadurch, daß sie nun gezwungen die Anstrengungen des Vergnügens mitmachen mußte, wuchs ihre Abneigung gegen dieses Leben immer mehr, sie sah mit Schrecken, daß ich in diesem Strudel mit fortgerissen, alle Sorgen für das Haus, für sie, mich selbst vergaß. Eine junge Baronin zeichnete mich damals in der auffallendsten Weise aus, die Eifersucht kam dazu, die Pein wuchs, und was ihr früher die einzige Annehmlichkeit des Lebens schien, haßte sie nun täglich glühender.

„Sie fühlte sich unglücklich außer dem Hause und unbehaglich in demselben, denn sie hatte ja alle Pflichten einer Hausfrau vernachlässigt, und ihr Dienstmädchen ließ sie dies nur zu deutlich empfinden. Ich sah sie traurig, ich bat sie, sich alles anzuschaffen, was sie wünsche, ich brachte ihr selbst Geschenke — sie sah sie nicht einmal mehr an.

„Jene junge Baronin, die ich schon erwähnte, gab einen glänzenden Ball. Ich war schon seit früh morgens in ihrem Palais, ich leitete die Arrangements, die Dekorirung der Säle. Ich hatte mich einmal bei einem ähnlichen Feste selbst dazu angetragen, und man fand damals die Anordnung so äußerst geschmackvoll, daß man mich seither mit Bitten bestürmte, auch bei anderen Gelegenheiten diese Mühe zu übernehmen.

„Man hatte die Aufmerksamkeit, meine Frau schon zum Diner zu laden, aber sie ließ sich entschuldigen. Es war das erste mal, daß sie gegen meinen Willen handelte. Als ich um sieben Uhr kam, um Balltoilette zu machen, fand ich sie sehr erregt. Ich bat sie, sich anzukleiden; sie wollte zu Hause bleiben. Ich malte ihr die Herrlichkeiten dieses Abends in den verführerischsten Farben, sie sah mich traurig, lächelnd an und sagte: ‚Ja, du wirst dort glücklich sein, auch ohne mich, dich hat der Genuß ganz und gar gefangen genommen, mich kann's nimmer befriedigen. Mir wird das Herz kalt, mich friert inmitten dieser glühenden Freuden, und inmitten dieses Getümmels wird mir's so leer, so einsam.‘

„‚Bleib' bei mir,‘ bat sie innig, wie mit plötzlichem Entschluß: ‚geh' nicht mehr hin, laß' uns nur mehr für einander leben, ich habe einsehen gelernt, wie wahr du sprachest, als du mich einmal warntest, nicht alle Freude im Müssiggange und außer dem Hause zu suchen, ich wußte damals nicht, wie schuldig ich war, und jetzt bist du selbst so geworden. Bleibe zu Hause, wenigstens diesen Abend, und laß dir's hier wohl sein.‘

„Hier wohl? sagte ich hart, — ich begreife es heute nicht mehr, wo ich damals den grausamen Muth mir holte, das Messer noch einmal an die wunde Stelle zu setzen — nein, Marie, in meinem Hause kann es mir leider nicht mehr wohl werden, diese Unordnung, dieses Unbehagen stoßen mich überall zurück; sie rauben mir die Lust zur Arbeit, die Kraft zu schaffen, ich weiß, du kannst es nicht ändern, denn du fühlst es nicht, aber ich kann in dieser Atmosphäre eines verdorbenen Haushaltes nicht froh werden, laß mich daher das freundliche Behagen bei anderen Familien suchen oder mich durch Genuß wenigstens betäuben. — Sie sah mich groß und starr an, ihre Lippen öffneten sich wie in jähem Entsetzen und ihre Glieder zuckten. Ich küßte sie und ging. Ich überließ es ihrem kräftigen Gemüth und ihrem nach Vollendung strebenden Herzen, ihrem richtigen Instinkte, über den Schmerz, die Demüthigung der Gegenwart sich den Weg zu einer lichten, schönen Zukunft selbst zu bahnen.

„Nach 10 Uhr war ich wieder zu Hause; es war mir unmöglich, die Marter länger zu ertragen. Ich fand sie, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefes Nachdenken verloren. Sie schrak auf, als sie mich eintreten sah, und ich bemerkte, wie eine hohe Röthe über ihr liebes, eben noch so blasses Gesichtchen sich ergoß. Ich trat auf sie zu, sie schlug die Augen nieder, — sie hatten geweint, diese Augen! Arme Marie! Es waren die ersten Thränen gewesen, in ihrem jungen Leben. — Wie beruhigend nahm ich ihre Hände in die meinen, sie wollte sie mir entziehen, aber plötzlich lag sie an meinem Halse und schluchzte, wie ein Kind: Vergib! habe Geduld mit mir, es soll alles anders werden. — Ich drückte sie an mich, ich schrie auf in jubelndem Entzücken, und während ich ihre Thränen von den Wangen küßte, flossen die meinen, kaum minder reichlich. Von diesem Augenblicke war unser künftiges Glück entschieden. Marie wollte fort von Wien, neue Verhältnisse, ein neues Leben beginnen, sie wollte ihre gedankenlose Trägheit für immer abschwören und durch Arbeit und strenge Pflichterfüllung sich und mich vom Untergange retten; aber ich müsse bei ihr bleiben, sie ermuthigen und stützen, sie in allem und jedem unterweisen, sie werde gewiß die aufmerksamste, gelehrigste Schülerin sein. Sie hielt Wort. Ich kaufte mit dem Reste meines Vermögens mich hier an, und wir wohnten anfangs in dem kleinen Häuschen, das Sie da unten sehen. Es blieb mir fast nichts übrig, und ich hätte meine Arbeiten nicht in dem Umfange und nicht mit der nothwendigen Ruhe aufnehmen können, wenn meine Marie nicht all' ihren Flitterstaat verkauft und mir das Geld wiedergegeben hätte.

„Wir hielten damals keine Magd, Marie mußte sich um alles kümmern und lernte dabei die Haushaltung von Grund auf, sie wurde praktisch; es blieb ihr aber noch Zeit übrig, die ich zu ihrer geistigen Ausbildung verwendete. Sie hatte die besten Fähigkeiten und einen ästhetischen Sinn, der mich entzückte. Wir studirten den ganzen Winter hindurch; weder ich noch sie verlangten nach einer andern Zerstreuung. Zu dieser Zeit verkaufte ich ein größeres Bild und zugleich fiel mir die Erbschaft eines entfernten Verwandten zu, und ich beschloß nun, ein schönes Haus zu bauen, denn ich brauchte ein helles, großes Atelier, und dann wollte ich meine Frau durch eine geschmackvolle Umgebung und eine gewisse Wohlhabenheit, die wir bei anderen so beneidet, noch fester an ihr Heim fesseln.

„Ich machte selbst die Baupläne, sie sollte mir helfen, und ich bemerkte da erst ihr bedeutendes Zeichentalent, das sie unter der Leitung ihres Vaters oft geübt, aber nie verwerthet hatte.

„Welches Vergnügen machte es uns nun, uns mit der ganzen Einrichtung des Hauses bis in's kleinste Detail zu beschäftigen; die Schaffensfreudigkeit, die sie nicht gekannt, verklärte sie förmlich. Dazu kam noch die selige Gewißheit, daß wir bald für ein Drittes zu sorgen haben werden, das schon im vorhinein als der glückliche Erbe all' dieser Herrlichkeiten gepriesen wurde. Sie wollte nun auch einen Garten anlegen, ich mußte zu diesem Zwecke die entsprechenden, neuesten Bücher anschaffen, die sie mit einem waren Feuereifer durchstudirte, und die ihrem Interesse für die Landwirthschaft auch das Verständniß hinzufügten.

„Als der Frühling kam, wollte sie ihre theoretischen Kenntnisse sogleich praktisch in Anwendung bringen, sie assoziirte sich deshalb mit einem alten Gärtner und dem Förster, und denen machte es Spaß, der jungen Frau alle ihre Kunstgriffe zu zeigen, sie ließen sie überall selbst Hand anlegen, und ich sah sie oft hantiren wie einen Gärtnerjungen. Sie lernte immer mehr den vollen Reiz der Arbeit kennen und gab sich ihm mit aller Begeisterung ihrer jungen Seele hin. Anfänglich fürchtete ich, sie würde ihre Kraft zu sehr anstrengen, aber ich sah bald, wie günstig die starke Bewegung in frischer, gesunder Luft auf sie wirkte, sie wurde kräftiger, blühender als je, sie war so fröhlich, so glücklich, so lustig, aber es lag ein so schönes Maßhalten darin. Kurz, sie war ein vollkommenes Weib geworden, die sorglichste Hausfrau, die zärtlichste, verständlichste Gattin, und als uns der Himmel ein kleines Mädchen schenkte, auch die zärtlichste, verständigste Mutter. Sie ist mein Stolz, mein alles. Ihr danke ich es, wenn ich auch als Künstler Bedeutenderes leiste, und so mehrt sich Glück und Wohlstand bei uns in der erfreulichsten Weise."

Die beiden Herren hatten gegen Ende der Erzählung ihren Weg wieder fortgesetzt und waren jetzt bei der Mühle angelangt.

„Wenn Sie hier diesen kleinen Weg ein paar Schritte verfolgen," sagte Walter, „dann über ein Stück Wiesengrund gehen, bis Sie an ein Brücklein kommen, das über den Mühlbach führt, so sind Sie in meinem Gebiete angelangt. Kommen Sie bald,

ich rechne darauf," und er schüttelte dem Doktor kräftig die Hand. Dieser erwiderte mit seinen kleinen, zarten Händen den Druck auf das beste, in seinen Augen schimmerte es feucht.

„Wir müssen Freunde werden," sagte er herzlich.

„Ich glaube, wir sind es schon," meinte der andere, reichte ihm noch einmal seine Rechte und ging darauf raschen Schrittes seiner Behausung zu.

Der junge Doktor stand noch eine Weile, und sah dieser schönen, kräftigen Gestalt solange nach, bis sie unter den Bäumen verschwand, dann fuhr er sich über die Augen, seufzte einmal tief auf und ging weiter in den Wald hinein.

Die verschiedenartigsten Gedanken, Pläne, Wünsche waren durch die Erzählung seines neuen Freundes in ihm erregt worden; lautes Lachen und lebhaftes Sprechen verschiedener Stimmen störten ihn jedoch bald aus seinen Betrachtungen.

Ein liebliches Bild voll Fröhlichkeit und Anmuth zeigte sich ihm. Aus dem schon in tiefem Schatten liegenden Walde trat eine Gruppe von Herren und Damen, deren meist jugendliche Gestalten von den glühenden Strahlen der eben untergehenden Sonne, die durch die Lichtung hereindrangen, grell beleuchtet wurden, und sich demnach unendlich plastisch von dem ernsten, schon in geheimnißvolles Dunkel sich verlierenden Waldhintergrunde abhoben.

Er sah seine Gattin, die von einigen Kavalieren begleitet, der übrigen Gesellschaft leichtfüßig voranseilte. Sie trug ein weißes, enganschließendes Kleid, das ihre reichen Formen auf das vortheilhafteste hervorhob, etwas geschürzt, ihr schönes, erhitztes Gesicht war von einem Blätterkranz umschattet, unter dem die üppigen Locken zusammengehalten, sich fester an Stirn und Nacken schmiegten; sie sah zauberhaft schön aus, und als sie so leicht dahintänzelte, zeigte sie all den bestrickenden Liebreiz einer jugendlichen Bacchantin. Kaum hatte sie ihren Gatten erblickt, so kam sie ihm mit einem lauten Freudengeschrei mit ausgestreckten Armen entgegen und stürzte an seine Brust.

„Ach, mein Heinrich, wie lieb von dir, daß du meiner Bitte nachkamst, ich habe mich schon so nach dir gesehnt!" sagte die junge Frau, indem sie zärtlich schmeichelnd sich an ihn hing. Er sah sie an, und die Wonne der Gegenwart hatte schnell alle Schatten, die sich über Vergangenheit und Zukunft gelagert, verjagt. Gleichwohl erwiderte er etwas verweisenden Tones: „Diese Sehnsucht hättest du, wärest du zu Hause geblieben, viel eher befriedigen können."

„Du weißt nicht, was du willst, mein Schätzchen; hast du noch nicht bemerkt, daß mich das lange Warten und die Langeweile leicht verdrießlich machen? Du hättest dann wahrscheinlich ein übelgelauntes, durch allerlei unnütze Sorgen abgeärgertes Wesen gefunden, indeß ich nun frisch und fröhlich durch meine Heiterkeit auch dich beleben will."

Jetzt waren auch alle übrigen herzugekommen und der Doktor wurde von allen Seiten begrüßt.

„Gott, was sind Sie zu beneiden, daß sie so eine geistreiche und so eine fesche Frau haben, Herr Doktor," sagte eine kleine, sehr kugelig gestaltete Dame, Frau Schwarz, deren stark orientalische Physiognomie ein schwarzes Bärtchen noch typenhafter hervortreten ließ. Sie hatte sich an den Doktor herangedrängt, und erwartete nun von diesem eine galante Phrase als Rückantwort. Aber dieser wendete sich abermals an seine Frau:

„Was wurde denn Schönes und Interessantes unternommen, daß die ganze Gesellschaft so sehr befriedigt scheint?"

„Wir waren oben auf der Hochwiese," erzählte Luise, „wo wir uns alle zigeunerartig lagerten; es waren alle Vorbereitungen getroffen, und wir begannen nun den Kaffee selbst zu machen."

„Es war so gottvoll, Herr Doktor," unterbrach sie Frau Schwarz, „es war so romantisch, wie in die große Oper, und Ihre Gemahlin, das war die Primadonna."

„O, seien Sie nicht so bescheiden; wir haben alle gesungen, aber Sie haben mit Ihrer kräf igen Stimme jedenfalls dominirt," bemerkte Luise, diesmal den Wink auffangend.

„Ja, ich bin schon so, meine Altstimme bringt alles um, das Compliment hat man mir schon oft gemacht," sagte Frau Schwarz mit dem triumphirendsten Lächeln. „Was sagen Sie, ich will mich ausbilden für der Theater, ich habe eine Leidenschaft für der Kunst, und mein Mann sagt: Bist du bei die große Oper mit vierzehntausend verangegirt, so ist das keine Schande für mich, und ich erspare mir das Stecknadelgeld für dich."

Alle lachten, worüber sich Frau Schwarz sehr geschmeichelt fühlte. „Wären Sie nur mit oben gewesen, Herr Doktor," fuhr sie fort. „Was haben wir alles improvisirt, wir haben ja Hetz gemacht, aber Sie sollten Ihrer Frau nicht erlauben, mit so feiner Toilette in den Wald zu gehen. Schade um den Kleid!"

„Dieser Vorwurf klingt sonderbar aus dem Munde einer Frau, die in einer Seidenrobe, über und über mit Geschmeide bedeckt, dieselbe Partie macht," sagte ziemlich erbost das schöne Luischen. „Ich habe mir dieses weiße, kurzgeschürzte Lüstrekleidchen recht eigentlich für solche Partien machen lassen."

„Lüstre!?" rief Frau Schwarz wie verwundert, indem sie mit prüfenden Fingern den Stoff befühlte: „Nur Mohair."

„Meinetwegen, aber ich versichere Sie, Frau Schwarz, daß ich sehr gut weiß, wann ich eine reiche, wann eine einfache Toilette zu machen habe, und ich finde, daß Sie am allerwenigsten das Recht haben, mir in dieser Hinsicht eine Geschmacklosigkeit vorzuwerfen."

„Gott steh' mir bei, wie leicht Sie böse sind! Aber es dauert nicht lange, — da, sie lacht schon wieder! Ach, was sie schalkhaft ist, Ihre Frau! Geben Sie acht auf ihr, Herr Doktor, die hat heute ja Eroberungen gemacht. Sehen Sie den Kranz, der wurde ihr als Preis der Schönheit offerirt."

„O, welche boshafte Auffassung, glaube es nicht, Heinrich, wir haben einen Wettlauf arrangirt, und ich habe ihn als Siegerin gewonnen."

„Und ich kann Ihnen versichern, Herr Doktor, sie kann laufen wie ein Wiesel, und alle Herren sind ihr nachgerannt, mir hat niemand verfolgt."

„Sie kommen ja nicht vom Fleck," sagte Luischen lachend; „eines schickt sich nicht für alle, und Sie scheinen eben nicht für die Gymnastik gemacht."

„Nicht gemacht! Warum soll ich nicht gemacht sein?" fuhr die dicke Dame erzürnt in die Höhe. „Ich bin gelaufen, kann ich Ihnen sagen, daß ich fürchte, einen Schaden davonzutragen."

„Das glaube ich," sagte Luise, indem sie einen prüfenden Blick über die kurze Figur der Frau Schwarz warf, und hierauf ihrem Manne mit der boshaftesten Miene von der Welt etwas in's Ohr wispelte.

Aber Frau Schwarz erfaßte beinahe zu gleicher Zeit mit Heftigkeit den andern Arm des Doktors und bat sehr beweglich: „Sagen Sie, Herr Doktor, was hat sie gesagt? Ich will wissen, was sie gesagt hat."

Unter solchem und ähnlichem Geplauder war man wieder in das Dorf gekommen. Es war schon dunkel geworden, und die splendid erleuchteten Räume des Kasinos mit seinen, nach italienischer Art gebauten Veranden und Terrassen warfen weithin ihren verlockenden Schimmer.

„In's Kasino!" war die Parole.

Man ging jetzt auf der Fahrstraße und okkupirte so ziemlich die ganze Breite derselben, als man durch das Rollen eines Wagens, der im rasendsten Tempo einhergeflogen kam, und durch ein gleichzeitiges: „Aufgeschaut!" aufgeschreckt wurde. Alles stob bei Seite, — und es galt in der That, schnell sein. Wie ein Blitz war der leichte Phaeton an ihnen vorüber, um einige Minuten später durch ein jähes, erbarmungsloses Zurückreißen der Pferde stille zu stehen.

„Herr Rittmeister, nehmen Sie die Zügel," hörte man eine tiefe Stimme.

„Fahren Sie zum Stall, der Josef soll ausspannen und den Pferden alle Sorge angedeihen lassen; sehen Sie selbst etwas nach, ich fürchte, sie sind arg zugerichtet, Adieu!"

Mit diesen Worten sprang der kühne Rosselenker, der diesmal eine Dame war, von seinem Sitze ohne jede Beihilfe herunter und wandte sich mit einigen großen Schritten der indeß ganz nahe gekommenen Gesellschaft zu. Frau Kolb, die soeben eine Probe ihrer außerordentlichen Kraft und Geschicklichkeit abgelegt, war noch jung und merkwürdig genug, klein und zart. Ihr Gesicht war regelmäßig, nicht unschön, der Ausdruck hart und markirt; in ihrer ganzen Gestalt, in jeder ihrer Bewegungen lag etwas Eckiges. Sie trug kurzgeschnittenes Haar, und da sie sehr kurzsichtig war, Brillen. Ein rundes, schwarzes Hütchen, ohne jeglichen Aufputz, und eine brennende Cigarre, die sie während der ganzen Affaire nicht aus dem Munde that, vollendeten den burschikosen Eindruck dieser eigenthümlichen Persönlichkeit.

„Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen," sagte sie, „Sie haben mich heute zu Ihrer Nachmittagspartie gebeten, ich bin nicht gekommen, weil ich Besuch erhielt, und dann, ich bin keine Freundin von diesen Schäferspielen auf der Wiese, dergleichen ist mir zu zahm."

„Freilich, Sie müßten von dem Vergnügen absehen, sich dabei möglicherweise den Hals brechen zu können," sagte Luise bissig.

„Pah, mir liegt nicht viel an meinem Leben," erwiderte mit einer Art Cynismus Frau Kolb.

„Auch nicht viel an dem Leben anderer, wie es scheint."

Frau Kolb zuckte die Achseln und blies einige starke Rauchwolken vor sich hin. „Sie wollen in das Kasino?" sagte sie nach einer Weile im heitersten Tone. „Ich werde dort den Abend mit Ihnen zubringen und mich auf diese Weise für die Nachmittags mir auferlegte Privation entschädigen; Sie gehen doch alle?"

„Ja, ja, ganz natürlich," ertönte es von allen Seiten. „Wir werden auch ein Tänzchen machen," sagte Luise, „der Baron hat mir versprochen, abwechselnd mit Herrn C. auf dem Klavier zu spielen, ich freue mich schon so darauf."

„Heinrich," wendete sie sich an diesen, „küsse mir die Hand, ich habe mit vieler Mühe, du kannst mir's glauben, eigens eine Française und einen Walzer für dich zurückgehalten."

„Luise," sagte dieser leise, aber ernst und bestimmt, „wir gehen nach Hause, ich bin müde, fast erschöpft, ich sehne mich nach Hause, und dann ist es Zeit, daß du nach deinem Kinde siehst."

„Nach Hause?" stammelte die junge Frau beinahe entsetzt. „Still, liebe Luise, wir wollen uns unbemerkt entfernen, sonst nimmt das Bitten und Betteln kein Ende."

„Nein, nein, das geht denn doch nicht," sagte diese rasch, „das wäre sehr unartig."

Und schon stand Luise inmitten ihrer Freundinnen und Bewunderer und theilte ihnen die außerordentliche Nachricht mit, die sehr viele untröstlich zu machen schien. Die junge Frau that indeß sehr resignirt, aber ein tiefer Seufzer wurde der Alarmruf zu einer förmlichen Bestürmung des eigensinnigen Gatten, der diesmal fest entschlossen schien, nicht nachzugeben.

„Bitten Sie ihn nicht länger," sagte Luise mit einer wahren Duldermiene, „mein guter Heinrich sehnt sich so sehr nach Schlafrock und Pantoffel und seiner Chaise longue, er ist so gewöhnt an seine häuslichen Bequemlichkeiten, daß ich um keinen Preis sie ihm auch nur eine Stunde vorenthalten möchte."

„Sie haben ihn ja verhätschelt," rief Frau Schwarz ganz indignirt. „Schämen Sie Sich, Herr Doktor, bei Ihrer jungen Frau den Fatiguirten zu spielen, den Bequemen, ich möchte das meinem Manne nicht erlauben, ich!"

„Ich hätte garnicht daran gedacht, hier zu bleiben," unterbrach wieder Luise, „aber ich dachte, du wirst recht durstig sein. Unser Flaschenbier ist meist so abgestanden, das im Kasino soll heute so besonders gut und frisch sein, und dann weiß ich, daß es daselbst heute delicieusen Rehbraten gibt, und den ißt du so gerne, nicht wahr, Heinrich? Ich sagte zu mir: du wirst ein Stückchen durchtanzen, indeß labt sich dein Heinrich und ruht sich aus, und dann gehen wir beide recht vergnügt nach Hause, aber thu', wie du willst, ich bin mit allem zufrieden."

„Gott, was für eine Frau. Sie verdienen ihr garnicht," ließ sich wieder Frau Schwarz vernehmen.

„Wir haben einen kleinen Sohn, der der Aufsicht seiner Mutter noch sehr bedarf; es ist nur diese Pflicht, die uns Ihre so angenehme Gesellschaft zu verlassen zwingt. Ich habe die Ehre."

Luise bemerkte zwar noch, daß ihr kleiner, süßer Engel schon schlafen werde, und daß sie, wenn sie nach Hause käme, nichts anderes für ihn thun könne, als ihm dabei zu helfen, was ihr garnicht amüsant vorkomme; als sie aber dem ungeduldigen, fast erzürnten Blick ihres Mannes begegnete, entschloß sie sich kurz, empfahl sich rasch und ging am Arme ihres Mannes ihrer noch etwa eine Viertelstunde entfernten Villa zu.

Den meisten der Anwesenden that es leid, daß eine so liebenswürdige, muntere Gesellschafterin ihnen entführt wurde, denn die Menschen sind immer bereit, denjenigen, der zu ihrem Vergnügen beiträgt, gegen alle Verhältnisse, die dieses stören könnten, in Schutz zu nehmen, und was sie sonst verdammen würden, in diesem Falle zu entschuldigen.

„Sagen Sie, Frau Schirmer," begann Frau Schwarz, sich an eine ältere Dame wendend, „sagen Sie, was möcht' ich ein Narr sein und zahlen monatlich zwanzig Gulden vor einer Amme, wenn ich selber mich zur Sklavin meines Kindes machen müßte, lächerlich!"

„Wie sie mir sagte, hat sie diese heute wegen eines Unwohlseins weggeschickt."

„So, da kann sie warten, bis sie eine andere bekommt. Stubenmädchen, Köchinnen, Extramädchen, soviel Sie wollen, aber keine Amme nicht; es ist merkwürdig, daß sich so wenige Mädchen diesem Stande widmen, und er ist ja der lukrativste von allen."

(Schluß folgt.)

SIC TRANSIT GLORIA MUNDI.

(Siehe das Bild auf Seite 609.)

In ihre Wiege hat als Angebinde
Gelegt der Schönheit Gabe eine Fee;
Es ward ein schlankes Mädchen aus dem Kinde
Mit Wangen roth wie Blut und weiß wie Schnee.
Aus niedrem Stande einst sich zu erheben,
Es ward ihr oft dies Horoskop gestellt;
Sie war so schön — sie durfte kühn erheben
Den Blick zu jeder Herrlichkeit der Welt.

Sie war zu schön — das trieb sie in's Verderben.
Sie hat so streng und rein und stolz gedacht
Und alles faunisch-greisenhafte Werben
Wie junger Stutzer Schmeichelei'n verlacht.
Nur Einer hat den Weg zu ihr gefunden,
Von allen denen, die ihr nachgestellt,
In seinem Arm hat sie ein Glück empfunden,
Das mehr als alle Herrlichkeit der Welt.

Man sah ihr nach mit Flüstern auf den Gassen,
Sie ahnte nichts und arglos war ihr Sinn —
Da hat er kalt und herzlos sie verlassen,
Und nun war alles rettungslos dahin.
Gefühl und Liebe — hohler Trug der Bühne,
Mit roher Hand ihr Götterbild zerschellt;
Für solchen Jammer gibt es keine Sühne
In aller Pracht und Herrlichkeit der Welt.

Und dann die alte, traurige Geschichte.
Verlacht, verhöhnt, verstoßen und geschmäht,
Sah alles sie in grellem, falschem Lichte
Und hat in Sammt und Seide sich gebläht.
Man gab ihr Gold — sie ließ es achtlos schwinden,
Nicht Prunk und Schmuck hat ihren Blick gehellt;
Sie wollte Eines nur — Betäubung finden
Im Rausch und in der Herrlichkeit der Welt.

Doch immer seltner wird das reizvoll Neue
Und immer schaaler wird im Kelch der Wein,
Und mit der bittern, schonungslosen Reue
Kehrt auch das Siechthum, kehrt die Buße ein.
Der Schwarm zerstiebt, der sie so lang umgeben,
Der zu der Schönheit lüstern sich gesellt,
Und einsam ringt sie zwischen Tod und Leben
Und scheidet von der Herrlichkeit der Welt.

Man hat — wie gütig! — Blumen ihr gesendet,
Als sie nach Menschen todesbange rief;
Sie hat in Bitterkeit sich abgewendet
Und zu den Blumen fiel der kleine Brief.
Wozu das Blatt, das doch nur lügt, erbrechen?
Sie haben alle, alle sich verstellt,
Und bitter ist's, sich sterbend vorzusprechen,
Wie eitel alle Herrlichkeit der Welt.

Es ist vorbei. Die Lider sanken nieder,
Zum letzten mal hat sich der Mund bewegt,
Und auf die schönen, weißen, starren Glieder
Hat man das ernste, schlichte Kreuz gelegt.
Nun erst — zu spät! — hat sich, das Aug' voll Thränen,
Still eine Freundin an ihr Bett gestellt, —
Wird sie auch ferner unvergänglich wähnen
Mit leichtem Sinn die Herrlichkeit der Welt?

Daneben selbstbewußt die alte Tugend,
Durch Häßlichkeit von Kindheit auf gefeit.
Mit strengen Blicken mustert sie die Jugend
Und denkt vielleicht: Einst kommt auch **deine** Zeit!
Ihr schwärmt dahin, zu siegen und zu blenden,
Als sei die Schönheit ewig euch gesellt,
Um endlich kläglich im Spital zu enden!
So schwindet alle Herrlichkeit der Welt!

Rudolf Lavant.

Melanchton als Politiker. „Wenn einer sich in einen Zobelpelz verliebt, zieht's ihn aus freien Stücken nach Sibirien." Luther hat das erlebt. Als der Bauernkrieg ausbrach, nahm er Partei für die konservativen Interessen, rutschte auf der schiefen Ebene hinunter und ward zuletzt in Wahrheit ein protestantischer — Hetzkaplan. In der Brust des geistesklaren Zwingli weht bereits ein Hauch des modernen Bewußtseins; er ist schon ein Bürger der neuen Zeit, während Luther an der Grenzscheide verdrießlich stehen bleibt. Im Augenblick, da der Zorn in ihm aufflammt, da er aufathmet von einem schweren Druck, kündet er Rom den Gehorsam, — doch die Kutte vermag er nicht abzustreifen, sie schlägt ihm zeitlebens um die Beine. Wenn er Zwingli und dessen Freunden zuruft: „Ihr habt einen andern Geist!" so war das vollkommen richtig. Von der Weltanschauung des Schweizers trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft. Eine Weiterbildung der Reformationsidee lag ihm fern; es begreift sich leicht, wenn er in seiner Einsamkeit auf der Wartburg auf den Gedanken geräth, die Bilderstürmerei in Wittenberg sei eine vom Teufel eingebrockte Suppe. Er war nicht der erste und wird nicht der letzte sein, dem ob den Konsequenzen seiner eigenen That zu grauen beginnt. Man kann nicht gleichzeitig an den Satan und an die Freiheit glauben. So tief hat sich der mönchische Haß in Luthers Wesen eingefressen, daß er kurz vor seinem Tode das hart an einen Widerruf streifende Wort ausspricht: „Es ist ein Wunder und ein sehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen ist, die Welt immer ärger geworden ist. Jedermann zieht die christliche Freiheit nur auf fleischlichen Muthwillen. Wenn ich es vor meinem Gewissen könnte verantworten, so würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papst mit allen seinen Greueln wieder über uns kommen möchte, denn so will die Welt regiert sein: mit strengen Gesetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht sehen lasse, der über Deutschland kommen muß...."

Die trostloseste Verzweiflung!

Kein Wunder übrigens, — die Fürsten hatten ihm für sein Wüthen gegen die bäuerischen Rebellen nicht sonderlich gedankt. Sie hatten gleich von Anfang der reformatorischen Bewegung an vergnügt die Kirchengüter eingesackt, hatten natürlich auch nichts dawider, daß die Reformatoren den beschränkten Unterthanenverstand predigten. Sie ließen sich wegen der „Reinheit" des Evangeliums keine grauen Haare wachsen, sie legten es genau nach *ihrem* Bedarfe aus. In seiner Schrift wider den Herzog Heinrich von Braunschweig klagt deshalb Luther: „Sie haben aus unseren Büchern gelernt, daß man die Obrigkeiten und Herrschaften soll ehren. Das ziehen sie dahin: was die Person Heinz thut, soll man ehren; so wir doch allein das Amt und Recht gemeint und verstanden haben und zum Wahrzeichen viel Fürsten und Herren gestraft haben, daß sie ihr Amt nicht thun: so mengen sie es so schändlich und meinen, alles was die Person will und denkt, das sei der Obrigkeit oder Amtes Werk.... Was hilft doch unser Predigen, wenn man dies Stück noch nicht lernen will oder kann: wenn das soll recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ist's gar aus und regieren eitel Heinzen und Teufel und ist sein Gebot schlecht, todt und nichts...."

Vergebliches Knurren! Der Herr Professor hatte es so gewollt.

Auch Melanchton, Luthers treuer Gefährte, der voll Gift und Galle gegen die radikalen Elemente war, ärgerte sich schwer über die erbärmliche Haltung der Landesväter. Von der Idee des Humanismus durchtränkt, hatte er für die politische Freiheit und deutsche Nationalität geschwärmt; als aber das Wort That werden wollte, als der Strom über das Wehr rauschte, da erschrak der furchtsame Stubengelehrte bis in's Fundament, und in seinem Buch „wider die Artikel der Bauern" vertrat er die Anschauung, daß man ein so muthwilliges, ungezogenes, blutgieriges Volk noch ärger schinden sollte. Das geschah denn auch, als die Empörung durch Gewalt und Verrath niedergeworfen war. Doch dabei blieben die Herren nicht stehen, sie ließen dem Eigennutz vollen Lauf und kümmerten sich wenig um „ihre" Theologen. Erbittert über die „allerhöchste" Gemeinheit schrieb Melanchton an Luther hinsichtlich des Regensburger Reichstags: „Du erinnerst Dich, wie unser Fürst beim Lesen der Odyssee die Homerischen Possen (wie er es nannte) verlachte. Aber noch viel größer ist der Unsinn dieser Zusammenkünfte. Ich sterbe, wenn ich an die Intriguen und Kabalen der Fürsten denke. Daher kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich viel lieber bei Dir wäre, als bei diesen Ungeheuern, die den Namen Fürsten führen." An Bucerus schrieb er 1543: „Die Fürsten hören nicht auf unsere Rathschläge. Dennoch habe ich immer zur Mäßigung ermahnt und werde es thun, so oft sich Gelegenheit bietet. Ich würde die Unbeständigkeit des Willens unserer Fürsten fürchten, wenn es einmal zum Kriege käme; noch viel mehr aber würde ich ihren Sieg fürchten, auch wenn wir Konstantine und Theodose hätten. So aber, da sie in den Wäldern, unter Jägern und Centauren aufgewachsen sind und sich um das Rechte, worauf sie doch am meisten sehen sollten, niemals oder doch nur obenhin bekümmert haben, — was kann denen für ein Rath gegeben werden." An Veit Dietrich richtete er die Worte: „Wie viel Aufrichtigkeit, Wahrheit und Frömmigkeit in solchen Geschäften herrscht, welche nach dem Gutachten der Fürsten geleitet werden, habe ich nur zu oft erfahren. Scham und Gerechtigkeit ist weit weg von den Zusammenkünften der Tyrannen. Dafür bringen sie Pleonexie, Schamlosigkeit und Sophistik mit." — Und in einem Briefe an Camerarius meint er: „Mein eigenes Unglück trage ich viel leichter, als die politischen Grundsätze einiger unserer Fürsten, welche ihre leichtfertigen Begierden über das Wohl der Kirche und das Vaterland setzen." Er findet, „zwischen den Tyrannen und den Philosophen sei keine Verbindung möglich," darum wird ihm zuletzt der Aufenthalt am Hofe zur Qual, und stöhnend ruft er: „So sehr haben mich die Fürsten gepeinigt, daß ich unter diesen Mühseligkeiten nicht länger leben mag. Ich weiß, was ich für eine Knechtschaft getragen habe." Er erwartet nur noch Schlechtes von dieser Seite.

Im Jahre 1542 schreibt er: „Die Feigheit, Zwietracht, Treulosigkeit unserer Fürsten ist so arg, daß man an eine gemeinsame Vertheidigung des Vaterlandes garnicht denken kann. Wie Thyestes in der Tragödie seinen eigenen Untergang verschmerzt, wenn nur der Bruder untergeht, so sehe ich auch unsere Pelopiden von derselben Leidenschaft beherrscht."

„In keiner Familie etwas Herrisches," bemerkt er in einem Hinweis auf die entarteten Herren; „alle sind von Schulden fast erdrückt; ihre Habgier, ihre Plünderungssucht ist ungeheuer."

Derselbe Gedanke kehrt in zahlreichen Stellen wieder. Melanchton hat die Monarchie kennen gelernt und seine Hochachtung für sie ist dadurch ganz und garnicht gestiegen; mußte er sich doch sattsam überzeugen, daß der „Sieg des Evangeliums" für die Monarchen nur die Bedeutung eines einträglichen Geschäftes hatte. Die städtischen Republiken, in welchen doch noch Sinn für ein kräftiges nationales Streben und wissenschaftliche Regsamkeit daheim waren, sind in seinen Augen die einzigen Stätten, auf die er noch Hoffnung setzt. „O, ihr Glücklichen!" schreibt er einem Genossen in Nürnberg; „ihr lebt in der Republik! Wenn auch manches vorkommt, was mir mißfällt, so ist das allgemein und ihr habt keine Schuld daran. An den Höfen ist das ganz anders." Und weiter an anderer Stelle heißt es: „Wie einst nach der Sage die Asträa, von den Höfen vertrieben, zu ehrbaren Gesellschaften entflohen ist, so werden bald die Wissenschaft und die Religion in die republikanischen Städte fliehen. .... Obgleich das Evangelium überall zu kämpfen hat, so ist doch mehr Ruhe in den Republiken. Unsere Höfe sind Kloaken."

Eine scharfe Sprache, — aber es ist daran zu erinnern, daß Melanchton damit nicht etwa vor's Volk trat. O nein, soweit vergaß er sich nicht, die theologische Taubeneinfalt hielt ihn von energischen Schritten zurück. Nur in den Briefen an seine intimsten Freunde, von denen er wußte, daß sie keinen „Mißbrauch" mit den Episteln treiben würden, wagt er, so keck und rückhaltlos sich auszusprechen. So war ja der Liberalismus jederzeit: kühn, solange keine Gefahr droht, wird er zaghaft, wenn die Krisis anhebt, um servil zu enden. Vor lauter Schrecken über den Sturm, den er entfesselt, verleugnet er öffentlich, erniedrigt sich zum Denunzianten, überbietet an Eifer die Reaktion. Zuletzt wird's ihm freilich zu bunt, aber es fehlt ihm der Muth, um sich ehrlich loszusagen, und er begnügt sich, in der Stille, im Kreise von Vertrauten jene Gewalt zu verurtheilen, der er in den Steigbügel geholfen; grundsätzlich war seine Hinneigung zur Republik ganz und garnicht.

Es gibt eine Nemesis in der Weltgeschichte. Luther und Melanchton haben ihr Walten verspürt. Sie segneten die Ruthe, mit welcher die Bauern gezüchtigt wurden, um sich bei den Herren angenehm zu machen, litten dann selbst unter dem Zustand, den sie mit dem Wort Gottes gerechtfertigt.

Auf eine Entschuldigung haben die frommen Glaubensmänner immerhin Anspruch. Sie lasen die Bibel in ihrer Ursprache und kannten die alten Juden, aber die Zeichen der Zeit verstanden sie nicht zu lesen und die treibende Kraft der Geschichte blieb ihnen verborgen. Hätten sie ein richtiges Verständniß für die Entwicklung besessen, sie wären nicht so unmuthig und verbissen abgestanden und Melanchton würde nicht seine Hoffnungen auf die *aristokratischen* Städterepubliken gesetzt haben. Denn diese Republiken hatten den Schaden, nicht die Fürsten. Sie büßten eine Menge ihrer Privilegien ein, wurden gebrandschatzt und durch stärkere Gewalten niedergetreten. „Am Ende des Bauernkrieges", sagt Friedrich Engels in seiner kleinen, aber vorzüglichen Schrift über dieses Ereigniß, „konnten nur die Fürsten gewonnen haben. So war es auch in der That. Sie gewannen nicht nur relativ dadurch, daß ihre Konkurrenten, die Geistlichkeit, der Adel, die Städte geschwächt wurden; sie gewannen auch absolut, indem sie die Hauptbeute von allen übrigen Ständen davontrugen. Die geistlichen Güter wurden zu ihrem besten säkularisirt; ein Theil des Adels, halb oder ganz ruinirt, mußte sich nach und nach unter ihre Oberhoheit geben; die Brandschatzungsgelder der Städte und Bauernschaften flossen in ihren Fiskus, der obendrein durch die Beseitigung so vieler städtischen Privilegien weit freieren Spielraum für seine beliebten Finanzoperationen gewann."

R. R.

Graf von Saint Simon (Porträt Seite 608), geboren am 17. Oktober 1860, war schon in seiner Jugend von der fixen Idee befangen, daß er vom Schicksal bestimmt sei, einstmals eine große Rolle zu spielen, sozusagen der Reformator seines Volkes zu werden. Er befahl deshalb seinem Diener, ihn jeden Morgen mit den Worten zu wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu verrichten." — Zunächst widmete sich der junge Graf selbstredend dem Militärdienst und kämpfte an der Spitze einer Kompagnie in den Jahren 1779—1783 für die nordamerikanischen Kolonien in ihrem Befreiungs-

kampfe gegen England. Als Oberst kam er nach Frankreich zurück und quittirte alsbald den Militärdienst. Im Besitze eines großen Vermögens, machte er mehrere größere Reisen; dann suchte er durch allerlei Spekulationen, im Verein mit einem preußischen Grafen Roeder, sein Vermögen noch zu vergrößern. Dies gelang ihm ganz vortrefflich, indem er die Güter der Emigranten wohlfeil ankaufte und sie später mit großem Gewinn wieder verkaufte. Während der Herrschaft des Konvents wurde Saint Simon als Verdächtiger in's Gefängniß geworfen, doch beim Sturze Robespierres wieder entlassen. Nun führte der Graf ein äußerst verschwenderisches Leben, er hielt ein gastfreies Haus, versammelte die gelehrte Welt um sich, machte zahlreiche große Reisen, verheirathete sich auf die Dauer von einem Jahre, zahlte seiner jungen Frau bei der Scheidung eine bedeutende Summe und verfiel dann immer mehr in Ueppigkeit und Ausschweifung, bis der letzte Rest seines Vermögens vergeudet war. Nahrungssorgen machten nunmehr St. Simon zum Schriftsteller. Daß es ihm nach solchem Leben noch gelang, sich einen bedeutenden Namen zu erwerben, daß es ihm gelang, sogar die Grundlagen einer sozialen Religion, welche in Frankreich, wenn auch nur kurze Zeit, eine immerhin bedeutende Volkszahl beherrschte, zu schaffen, das beweist die Fülle der Kraft, welche die Natur in diesen außerordentlichen Mann gelegt hatte. Im Jahre 1819, in den Zeiten der finstern Reaktion, erschien in Paris eine Schrift, „Parabole“, die großes Aufsehen machte; der Verfasser war Graf von Saint Simon, der als alter, fast gebrochener Mann in einem Pfandhause als Schreiber sein Brot verdiente. In der Schrift warf er unter anderm die Frage auf, ob Frankreich mehr verlöre, wenn ihm an einem Tage die besten Künstler, Schriftsteller, Gelehrten und Gewerbtreibenden, oder wenn ihm plötzlich der König, die Prinzen, alle Anverwandte des königlichen Hauses, dann die Herzöge, Grafen und großen Gutsbesitzer stürben. Die Antwort fiel natürlich mit beißender Ironie zu Ungunsten der letztgenannten aus. Der dieser Schrift wegen angestrengte Prozeß endete mit einer Freisprechung und lenkte die Augen von ganz Frankreich auf den sonderbaren Mann. Vorher hatte er sich in zwei Schriften mehr speziell an den Kaiser Napoleon gewandt, doch scheinen diesem die darin gemachten Vorschläge, z. B. ein europäisches Schiedsgericht, nicht besonders behagt zu haben. Wenigstens hat man von keiner weiteren Annäherung des neuerungssüchtigen Grafen an den gewaltigen Kaiser gehört. — Nach dem durchschlagenden Erfolge der Schrift „Parabole“ aber erschienen in rascher Reihenfolge weitere Erzeugnisse seines Geistes, in denen Saint Simon sich noch offener über verschiedene Ideen der gesellschaftlichen Reform aussprach: „Die Reorganisation der europäischen Gesellschaft“, „Das industrielle System“, „Der Katechismus der Industriellen“. — Aus seiner materiellen Noth kam er aber auch durch Herausgabe dieser Schriften nicht heraus; er erwarb sich wohl Anhänger, aber meist in den Reihen der Armen und Handwerker; daß die herrschende Richtung in der Presse und in der Gesellschaft den Neuerer mit Spott und Hohn übergoß, ist selbstverständlich. Darüber empört und niedergeschlagen, machte er einen Selbstmordversuch im Jahre 1823, bei welchem er sich in's Auge schoß. Kaum genesen, verfaßte er sein Hauptwerk: „Das neue Christenthum“. „Die erstarrte christliche Religion müsse neubelebt werden und zwar derart, daß sie die Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Volksklasse bewirke.“ — Die Doktrin Saint-Simons war also mehr eine religiöse als eine sozialpolitische. Sein Ausgangspunkt war die Ersetzung der abgestorbenen Religionen durch eine neue, deren Offenbarung er von Gott erhalten zu haben vorgab. Er wollte die Klassengegensätze aufheben, die räuberische Konkurrenz durch Harmonie, durch eine die ganze Menschheit umfassende Assoziation, beseitigen, die auf dem Grundsatz: Einem jeden nach seiner Fähigkeit, einer jeden Fähigkeit nach ihren Leistungen begründet sein sollte. Das Eigenthum sollte in dieser Assoziation nicht mehr auf Gewalt, Ausbeutung, Eroberung, Privilegien und Erbschaft, sondern nur auf der Arbeit beruhen. Saint Simon verwarf das Erbrecht, proklamirte die Pflicht, zu arbeiten und predigte eine neue, durch Liebe, Ordnung, Wirthschaftlichkeit und Enthusiasmus getragene, friedliche Organisation der Gesellschaft, in welcher durch ein gemeinsames Erziehungssystem die allgemeinen und besonderen Fähigkeiten eines jeden möglichst entwickelt würden. In dieser „allgemeinen Kirche“, die durch friedlichen Fortschritt, durch Selbstvervollkommnung herbeizuführen sei, sollte eine neue Theokratie, nach dem Plane des Stifters eingesetzt, die Arbeit, die Arbeitsmittel und die Belohnungen vertheilen. Der „große Vertheiler“, der „soziale Priester“ sollte einen Priester der Wissenschaft und einen Priester der Industrie ernennen und das Banksystem, das alle materiellen, und das Unterrichtssystem, das alle geistigen Bedürfnisse befriedigen werde, organisiren. Die Wiedereinsetzung der Sinnesgenüsse in ihre Rechte und die Emanzipation des Weibes sollte die so umgestaltete Gesellschaft zu der höchsten Stufe des Glückes bringen, deren die Menschheit fähig ist. — Zahlreiche Jünger schaarten sich jetzt um den Verkündiger der neuen Religion, der jedoch bald schon, am 19. Mai 1825 in ärmlichen Verhältnissen starb. — Seine Lehre wurde noch weiter ausgebildet, und stand dieselbe besonders unter Führung Enfantins in großer Blüthe. Gegenwärtig aber sind in Frankreich nur noch einige wenige zerstreute Schwärmer, welche dem Saint-Simonismus angehören. — r.

Da die Auflösung des Räthsels in Nr. 42 noch von niemandem eingesendet worden ist, so drucken wir dasselbe nochmals ab und setzen auf die Lösung einen Preis, dergestalt, daß unter den ersten zehn Einsendern ein durch das Loos Ausgewählter den letzten Jahrgang der „Neuen Welt“ in Prachtband, und ein aus den nachfolgenden Zehn Ausgeloster sämmtliche sozialistische Agitationsbroschüren erhalten soll.

Red. der „Neuen Welt“.

Viersilbige Charade.

Die erste sowohl, als die zweite, dritte und vierte
Sind dir die zweite und dritte,
Doch während die eine nur einfach dir zweite und dritte,
Müssen's die anderen sein in vielfacher Mehrzahl;
Obgleich allerdings die erste nirgend mehr zweite und dritte
Und die Mehrzahl der zweiten, dritten und vierten es gleichfalls dir nicht sind,
Weil sie es andern sind und gleichzeitig nicht sind.
Daß du dem ganzen entflohn, das dank' du deinem Jahrhundert,
Welches die erste gemacht zu deinem zweiten und dritten
Und gesorgt, daß fortan sie die zweite und dritte nie mehr wird.

Maximilian Dittrich.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. W. S—nn. Die zeitweise bei Ihnen auftretenden Schmerzen in der rechten Nierengegend, welche bis zu den Geschlechtstheilen ausstrahlen und mit Harnzwang verbunden sind, ebenso der satzige und trübe Harn, deuten an, daß Sie nierensteinkrank sind. Die gleichzeitig vorhandenen Erscheinungen von Seiten des Magens sind nur konsensuell. Vermeiden Sie Fleischspeisen und gegohrene Getränke, wie überhaupt Spirituosen, und halten Sie Sich vorzugsweise an Pflanzenkost. Auch ist der fleißige Genuß frischen Quellwassers anzurathen. Morgens setzen Sie dem letzteren einige Theelöffel voll doppeltkohlensauren Natrons zu. Gegen die Nierensteinkolik (also die Schmerzanfälle selbst) gibt es kein anderes Mittel, als Morphium, welches Ihnen der Arzt verordnen muß. — Joseph W—ck. Gegen Ihr Leiden dürfte sich die Anwendung der Massage nützlich erweisen. Sie finden über die Heilmethode einige Belehrung in dem gegenwärtigen Jahrgang dieser Zeitschrift.

Wechselburg. L. Nicht blos der Bandagist R. in L., sondern auch viele andere ähnliche Geschäfte führen Respiratoren. Doch wendet letztere kein vernünftiger Arzt mehr an, sondern er verordnet Lungenkranken, bei geschlossenem Munde durch die Nase zu athmen, und bei scharfer und kalter Luft einen leichten Shawl vor Mund und Nase zu binden, sofern sie in's Freie gehen müssen. Durch den Respirator nämlich wird wohl warme Luft eingeathmet, aber andrerseits auch die völlige Ausathmung der mit Kohlensäure in der Lunge geschwängerten Luft verhindert, sodaß der Kranke stets einen Theil der verdorbenen Luft wieder mit einathmet. Nichts aber ist nachtheiliger für Lungenkranke, als wenn sie ihrer Lunge keine sauerstoffreiche Luft zuführen, welche eben nicht durch einen Respirator zu beziehen ist, sondern nur im Freien oder in fleißig gelüfteten Zimmern genossen werden kann.

Die übrigen Korrespondenten erhielten, wenn thunlich, direkte Antwort.

Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Kiel. M. Die „Kölnische Zeitung“ war es, welche die ersten Telegramme gebracht, und zwar noch ehe es in Deutschland eine der Allgemeinheit zur Verfügung gestellte Telegraphenleitung gab. Die Redaktion ließ sich nämlich die Telegramme von Paris nach Brüssel, von letzterem Orte aus sofort brieflich übermitteln.

Landsberg. L. U. Sie sitzen also am Klavier — „Und über die Tasten rasen — Die Finger in wildem Schmerz, — Die verzweifelten Töne zerreißen — Ohne Gnad' und Erbarmen mein Herz“ — — Nun, so hören Sie doch auf mit dem verzweifelten Spektakel.

Brieg. F. R. Ihre Freundschaft würden wir verscherzen, wenn wir künftig nicht wenigstens fünfmal soviel Gedichte brächten, als bisher? Sie verlangen viel. Indessen sollen Sie sehen, daß wir jedem Wunsche gerecht zu werden suchen. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse an; dann senden wir Ihnen allmonatlich zwei bis drei Dutzend Gedichte (wenn Sie wollen, auch das Doppelte oder Dreifache) im Manuskripte zu. Damit werden Sie Sich zufrieden erklären und die übrigen Leser, an denen wir diesen Kelch vorübergehen lassen, auch.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 9. September.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 52. Jahrg. III. 1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Das Patent.

Novelle von A. Otto-Walster.

X. Rechtskämpfe.

Die Mittagstafel des Fabrikanten gestaltete sich diesmal amüsanter als am Tage vorher. Die Mädchen waren bei guter Laune und zeigten einen guten Appetit. Alma ließ sich sogar bei der Bemerkung des Vaters, daß er sich heute über sie freue, zu folgender Eröffnung herbei:

„Siehst du, lieber Vater, es kommt nur auf dich an. Wir sind alle gern lustig, aber wenn du kommst mit strenger Amtsmiene, dann wissen wir garnicht, was wir mit dir anfangen sollen. Und dann denken wir, unsere Männer werden vielleicht auch einmal so sein, worüber uns alle Heirathsgedanken vergehen."

Noch während der Mittagstafel ward der Fabrikant mit der Nachricht erfreut, daß das Gericht zum Zwecke einer strengen Untersuchung einen seiner Beamten entsandt und ihm ein Gendarmeriedetachement beigegeben habe.

Doch bevor noch der Gerichtskommissar bei Krummbügel eintraf, ließ sich der Advokat Doktor Niedner bei diesem zu einer Unterredung anmelden.

„Bin nicht zu sprechen," sagte der Fabrikant, der in Gemeinschaft mit seinem lustigen Besuch dem Champagner schon wieder ziemlich stark zugesprochen hatte.

„Besinnen Sie Sich doch, Herr Krummbügel, ein Advokat ist jetzt grade sehr nöthig," rief aber hastig der Künstler, und dann sich zum Diener wendend, bemerkte er, „der Herr Advokat soll gefälligst eintreten."

Es war ein noch ziemlich junger, lang aufgeschossener und schmächtiger Mann mit dünnem, glatt herabhängenden, blonden Hauptthaar und gleichgiltig dreinschauenden, wasserblauen Augen, der jetzt hereintrat. Er blickte den Fabrikanten leicht fragend an und meinte:

„Ich habe wohl die Ehre, in Ihnen den Herrn Kommerzienrath Krummbügel zu begrüßen?"

„Der bin ich," erwiderte der Fabrikant, sich halb vom Stuhl erhebend.

Auf eine Einladung zum Niedersetzen antwortete der Advokat mit einer Verbeugung, und nachdem er den Sitz eingenommen, zog er aus seiner Tasche einige Papiere, flog sie flüchtig durch und meinte: „Sie entschuldigen, daß ich Sie in einer Rechtssache für einige Augenblicke in Anspruch nehme."

„Ist Ihnen ein Glas Champagner gefällig?" fragte der Fabrikant zuvorkommend, „oder wollen Sie andern Wein, rothen oder weißen, was Sie lieben."

„Ich nehme ein Glas Champagner," erwiderte der Advokat geschäftsmäßig, und dann seine Papiere wieder zusammenfaltend, äußerte er: „Ich habe hier eine Sache zu arrangiren, die wohl nicht viel Schwierigkeiten haben wird. Ein Herr Arthur Kühne, bis vor kurzem Werkführer bei Ihnen, behauptet, eine Erfindung gemacht zu haben, deren geistiges Eigenthum durch ein Patent sicher für ihn gestellt werden sollte."

„Ja, es ist aber garnichts mit dieser Erfindung, reiner Schwindel, Humbug eines windigen Gesellen."

„Es handelt sich auch garnicht darum, sondern nur um den Umstand, daß Sie für diese Erfindung ein Patentgesuch eingereicht haben."

„Weil ich mich durch den Burschen hatte täuschen lassen. Aber ich weise jede Verantwortlichkeit darüber zurück. Ich habe mit der Sache garnichts zu thun, und ich muß bitten, daß mein Name ..."

„Gut, es handelt sich nur darum, ob Sie für Ihre Person ein Eigenthumsrecht an dieser Erfindung und respektive an einem Patent darüber beanspruchen."

„Fällt mir nicht im Traume ein. Ich habe lediglich aus Humanität und Rücksicht auf einen Undankbaren gethan, und im guten Glauben an die Ehrlichkeit desselben, was ich gethan habe."

„Es ist aber immerhin auffällig, daß Sie in keiner Weise jenes andern gedenken, sondern als Selbstberechtigter auftreten."

„Das that ich, wie gesagt, aus reiner Humanität, weil ich glaubte, daß man die Sache im Ministerium beschleunigen würde, wenn mein Name, als der eines hervorragenden Industriellen, statt eines unbekannten Arbeiters in dem Schreiben vertreten wäre. Aber Sie trinken nicht, Herr Advokat?"

„Ich warte nur auf Ihr Beispiel."

„Ihre Gesundheit!"

„Ihr Wohlsein, meine Herren! Ich hoffe, die Sache wird sich abwickeln, ohne daß dieselbe für Sie, Herr Krummbügel, Unannehmlichkeiten hat."

„Für mich? Ah, Sie scherzen. Was sollte man mir anhaben können?"

„Es ist immerhin eine heikle Geschichte, auf seinen Namen ein Patent für die Erfindung eines andern zu beanspruchen."

„Wenn es aber in gutem Glauben geschehen ..."

„Dafür würde Ihnen der Beweis obliegen."

„Herr Advokat, ich hoffe, Sie werden die Sache arrangiren."

„Herr Kommerzienrath, ich diene Ihrem Gegner."

„Nun ja, aber Sie wissen, unsereins ist erkenntlich. Sie können Vieles thun.“

„Gut. Vorerst muß ich das Interesse meines Klienten wahren. Wollen Sie mir ein schriftliches Zugeständniß geben, daß Sie das Patent nicht für Sich zu beanspruchen gedachten, sondern daß Sie es als den Anspruch Ihres Arbeiters Arthur Kühne ansahen und nur im guten Glauben es für ihn nachgesucht haben?“

„Das will ich ja mit dem größten Vergnügen. Gewiß, ich habe persönlich sonst mit dem Dinge garnichts zu thun.“

„Wohlan, sobald Sie das gegeben, werde ich das Meinige thun, daß man nichts weiter gegen Sie versucht. Haben Sie Schreibzeug hier, wollen Sie das gleich in unserer Gegenwart schreiben?“

„Ich bin gewohnt, solche Sachen von meinem Buchhalter niederschreiben zu lassen. Ich werde das gleich besorgen. Oder möchten Sie Sich gegen Vergütung der Sache unterziehen?“

„Ich will es thun ohne Vergütung, dann bin ich gleich sicher, daß die Sache in Richtigkeit ist. Kann ich dort schreiben?“

„Ja, aber trinken Sie nur erst.“

Der Advokat that Bescheid und schrieb alsbald eine Erklärung, welche er dem Fabrikanten vorlas und welche lautete:

„Der Unterzeichnete erklärt hierdurch, daß er sein unterm .... des Jahres 187 . gezeichnetes Gesuch wegen Ertheilung eines Patentes nur im Interesse und zur Wahrnehmung des Rechtes des in seiner Arbeit befindlich gewesenen Werkführers Arthur Kühne, den er als den rechtmäßigen Eigenthümer der im Patentgesuch beschriebenen Erfindung angesehen, eingereicht hat, und keineswegs beabsichtigte, ein eigenes Anrecht an dieser Erfindung geltend zu machen, noch zu beanspruchen, daß das Patent ihm persönlich irgendwelche Gerechtsame erwerben sollte.“

Herr Krummbügel unterzeichnete das Dokument mit etwas zitternder Hand und entkorkte dann, während der Photograph bereitwilligst als Zeuge signirte, eine neue Flasche des rosigen Schaumweins.

Wenige Augenblicke, nachdem das Dokument aufgesetzt worden, trat ein Diener ein und meldete den Referendar des Amtes. Der Fabrikant, obwohl nicht mehr ganz Herr seiner Bewegungen, erhob sich doch, um den Beamten mit Hochachtung zu empfangen.

Es war ein noch sehr junger Staatsdiener, wie an seinem schüchternen Auftreten zu erkennen. Er theilte mit, daß die aufregenden Depeschen des Herrn Kommerzienraths das Amt nicht nur zur Absendung eines Gendarmeriedetachements, sondern auch zur Delegirung eines untersuchenden Beamten, als welchen er sich vorzustellen die Ehre habe, bewogen hätten.

Herr Krummbügel war äußerst gerührt über diese „Zuvorkommenheit“ des Amtes, er beeilte sich, dem Beamten ein Glas einzuschenken und ihn aufzufordern, mit ihm ein Glas auf das Wohl des Königs, dann eins auf die Regierung und schließlich eins auf das wohllöbliche Amt zu leeren, Einladungen, welchen ein loyaler Beamter schlechterdings keine Weigerung entgegensetzen konnte. Der Referendar bat sodann um Anweisung eines Zimmers, in welchem er eine Vernehmung in aller Form bewerkstelligen könnte, indem der Brigadier Arthur Kühne, als den von Herrn Krummbügel bezeichneten Hauptstörenfried, bereits sistirt habe.

„O, bemühen Sie Sich nicht, die Sache wird uns nicht viel Zeit nehmen, wo alle Beweise vorhanden. Wir lassen hier die Tafel wegtragen, Feder, Papier und Dinte sind zur Stelle. He, halloh! Friedrich tragt die Tafel hinaus und sagt dem Brigadier unten, der Herr Referendar befehle, den Arrestanten vorzuführen.“

„Ach, du mein Gott, den Arrestanten?“ rief der Diener. Das ist ja unser Herr Kühne ...“

„Unser! Was heißt unser? Er war einmal ein bezahlter Arbeiter bei uns und hat sich als ungetreuer Knecht bewährt!“

Der Diener entfernte sich, und bald erschien der Brigadier mit Arthur, welcher das Haupt stolz und trotzig erhoben trug. Hinter diesen beiden traten Melanie und Alma wieder ein, während die andern Geschwister vor der halbgeöffneten Thür stehen blieben. Der Referendar hatte sich, nachdem die Speisetafel entfernt worden, an den kleineren Tisch begeben und benützte das dort noch vorräthig liegende Papier, um die Eingangsworte zu einem regelrechten Protokoll niederzuschreiben.

„Da sehen Sie nun, Kühne, wohin Sie Ihre Ideen und Ihre Wühlereien gebracht haben!“ rief der Fabrikant, indem er, soviel ihm noch möglich, eine imponirende Haltung annahm und die Hände mit umgebogenen Fingern auf seine dicken Schenkel stützte.

Der Gefangene würdigte den Interpellanten keines Wortes, sondern folgte nur den Bewegungen der Feder in der Hand des Referendars. Endlich hielt dieser inne und wandte sich an den Brigadier mit der Aufforderung:

„Brigadier, treten Sie vor und thun Sie Ihre Meldung. — Sie haben also eine Arretur vorgenommen. Mit wem und weshalb?“

„Mit ... nicht wahr, Kühne heißen Sie?“

„Arthur Kühne,“ erwiderte der Gefangene, an den sich der Sicherheitswächter mit dieser Frage gewendet, kurz und bestimmt.

„Arthur Kühne,“ rapportirte der Brigadier.

„Und weshalb haben Sie den benannten Kühne arretirt?“

„Weshalb? Ja, weil es Herr Krummbügel so gewollt hat, daß er der ... ja, Herr Krummbügel, weswegen war der Mensch zu arretiren?“

„Weil er meine Leute aufhetzte.“

„Ja richtig, weil er die Leute aufhetzte, der Rebeller, der ...“

„Und Versammlungen abhielt,“ fügte der Fabrikant hinzu.

„Richtig, sogar Versammlungen hat er abgehalten, der Aufrührer, der ...“

„Haben Sie sonst etwas über den Fall zu melden?“

„Nein, höchstens daß der Arrestant wegen seiner Festnahme protestirte.“

„Kühne,“ rief der Referendar darauf, „treten Sie vor.“

Der Arrestant rührte sich nicht.

„Brigadier, bringen Sie den Arrestanten hierher,“ befahl der Beamte, roth werdend.

Der Brigadier erfaßte den jungen Arbeiter bei einem Arm und mit der andern Hand schob er ihn vor.

„Warum traten Sie nicht vor, als ich es Ihnen sagte?“ fragte der Referendar.

„Weil Sie mir nichts zu sagen haben.“

„Sie sind Gefangener, und ich bin hier an Amtsstelle.“

„Weshalb bin ich Gefangener?“

„Sie haben es ja gehört. Sie haben die Leute aufgehetzt und Versammlungen abgehalten.“

„Ist es nicht erlaubt, Versammlungen abzuhalten?“

„Das schon, aber sie müssen ...“

„Angemeldet sein in diesem Staate, und ist das nicht geschehen?“

„Ja, Brigadier, waren denn die Versammlungen angemeldet?“

„Das kann schon sein, ich hatte nichts damit zu thun. Herr Krummbügel wird das wissen.“

„Herr Krummbügel, haben Sie eine Wahrnehmung gemacht, daß Versammlungen ohne vorhergehende Anmeldung stattgefunden?“

„Ja, was weiß ich, bei mir sind sie jedenfalls nicht angemeldet worden.“

„Aber beim Amte, Herr Referendar, ich kann die Bescheinigung vorlegen.“

„Wir schreiten mit der Vernehmung weiter,“ bemerkte der Referendar amtsmäßig. „Da wegen der Versammlungen, wie es scheint, keine besondere Anklage vorliegt, so würde der Arrestant wegen Aufhetzereien in Untersuchung zu nehmen sein. Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?“

„Vertheidigung? Wogegen soll ich mich vertheidigen?“

„Sie hören ja, gegen Anklage auf Aufhetzerei.“

„Aufhetzerei? Wogegen soll ich denn aufgehetzt haben?“

„Herr Brigadier, wogegen hat der Angeklagte aufgehetzt?“

„Wogegen, ja wogegen aufgehetzt hat er, wogegen denn, Herr Krummbügel?“

„Wogegen? Nun natürlich gegen mich!“ rief der Fabrikant, der eben einen verstohlenen Schluck genossen.

„Hat er zu Gewaltthätigkeiten gegen Sie aufgehetzt?“

„Gewaltthätigkeiten gegen mich? O nein, o nein, hoho, wieso? Er wird doch nicht! Aber gegen die Lohnverminderung, dagegen hat er gehetzt. O ja, das hat er gethan. Leugnen Sie nicht, Kühne, das hilft alles nichts, warum waren Sie so einfältig ... ich wollte sagen ... so ein Esel. Nun werden Sie's auszubaden haben.“

„Herr Referendar, Sie hören wohl garnicht, wie dieser Mann mich mit Injurien bedenkt?“ rief der junge Arbeiter.

„Das geht Sie garnichts an, oder vielmehr, dagegen haben Sie garnichts zu sprechen, denn Sie sind jetzt Gefangener!“

„Ich bin Gefangener, und deshalb haben Sie die Pflicht, mich vor Injurien zu schützen, oder Sie sind ein pflichtvergessener Beamter.“

„Was unterstehen Sie Sich, wissen Sie, wen Sie vor Sich haben? Sie Vagabund!“

„Ich bin nicht mehr Vagabund als Sie," erwiderte der Gefangene ruhig.

„Also auch noch Amtsehrenbeleidigung, Kühne? Das wird Ihnen theuer zu stehen kommen. Haben Sie jetzt noch etwas wegen der Aufhetzerei zu sagen?"

„Ich habe gegen solche Anklagen garnichts zu sagen. Herr Krummbügel muthete uns zu, in eine Lohnerniedrigung zu willigen, welche allen Begriffen von Billigkeit widerspricht, deswegen sind wir zusammengetreten, um unsere Lage und unsere etwa einzunehmende Haltung gegenüber dieser Zumuthung zu berathen. Das ist unser Recht gradeso gut, wie wenn Herr Krummbügel in den Fabrikantenverein geht und mit Seinesgleichen berathschlagt, wie und auf welche Weise sie den Arbeiter noch mehr ausbeuten können."

„Was? Wie? Das wagen Sie, Kühne, sogar vor Gericht zu sagen? Nein, für einen so frechen Gesellen hätte ich Sie mein Lebtag nicht gehalten," rief der Fabrikant, aufspringend.

„Herr Referendar, werden Sie mich endlich vor solchen Injurien schützen?" rief der Arbeiter, vortretend.

„Gut, ich schließe das Protokoll, das andere wird sich finden. Sie, Kühne, nehme ich mit nach dem Kreisgericht."

„Und weshalb? Wegen Abhaltung einer regelmäßig angemeldeten Versammlung oder wegen Auflehnung gegen ungerechte Zumuthungen eines Fabrikanten?"

„Sie sind ein frecher Mensch," schrie Krummbügel wüthend, „und ein Betrüger sind Sie noch dazu!"

„Das ist nicht nur eine Beleidigung, das ist eine schamlose Verleumdung!" rief Kühne, leichenblaß werdend vor Aerger.

Ein förmlicher Aufruhr entstand. Melanie war mit einem lauten Schrei vorgesprungen und hatte die Hände Arthur Kühnes an ihr niedergebeugtes Gesicht gezogen und weinte, während Alma ihm die Wange streichelte. Der Photograph und der Advokat waren ebenfalls aufgesprungen und näherten sich dem Referendar, der gänzlich rathlos schien. Der Fabrikant aber war einen Augenblick wie ernüchtert, warf sich aber dann in den Lehnsessel, trank einen Schluck Champagner und meinte:

„Warum mußte er mich auch so reizen."

Der Brigadier aber murmelte: „So etwas ist mir in meiner Praxis doch noch nicht vorgekommen."

„Gut," rief endlich der Referendar, „wir werden das weitere abzuwarten haben. Bringen Sie den Arrestanten hinweg, Brigadier."

„Sie erlauben, Herr Referendar," rief jetzt mit einem male der Advokat, der bis dahin ein stummer Beobachter geblieben und nun vortrat. „Ich denke, Sie kennen mich?"

„Herr Advokat Doktor Niedner?"

„Ganz recht, und der Anwalt dieses jungen Mannes. Als solcher erlaube ich mir, vorzustellen, daß gegen denselben garnichts vorliegt."

„Nun, das wird sich herausstellen."

„Erlauben Sie, das hat sich herausgestellt, es liegt nichts vor, als eine ganz unbegründete Denunziation eines Mannes, der, wenn auch Fabrikant, keinen Funken mehr Recht haben darf, als irgend einer seiner Arbeiter."

„Und ich bin Steuerzahler erster Klasse," murmelte der Fabrikant.

„Der Arrestant hat sich aber auch Beleidigung eines Beamten bei Ausübung seines Amtes zu schulden kommen lassen," meinte der Referendar unentschlossen.

„Und Sie haben ihn in Ausübung Ihres Berufes einen Vagabund genannt, haben ihn damit provozirt. Ich glaube nicht, daß Ihr Vergehen das geringere, denn der Arbeiter hat auch das Recht auf Schutz seiner Ehre, namentlich von Seiten der Beamten. Ich glaube nicht, daß Sie leichten Kaufs davonkommen werden, wenn ich gegen Sie im Namen meines Klienten wegen ungerechtfertigter Freiheitsberaubung und Beleidigung denunzire."

„Wohl denn," meinte der junge Beamte kleinlaut, „ich will die Sache als kompensirt ansehen. Und wenn Sie, Herr Krummbügel, keine weitere Klage gegen den Arrestanten haben, so werde ich ihn in Freiheit setzen."

„In Freiheit setzen, den Wühler, den Hetzer . . ."

„Keine Beleidigung mehr in meiner Gegenwart, Herr Krummbügel. Sagen Sie kurz, ob Sie sonst eine Beschuldigung gegen den Arrestanten vorzubringen haben."

„Beschuldigung, — o ja, die Menge. Er hat sogar mit Gewaltthaten, mit Brand gedroht. Hier der Hofphotograph und Malerprofessor Herr Kunst wird's beschwören."

„Ich?" rief der Maler. „Ich könnte beschwören, daß Sie, Herr Krummbügel, heute zwei Flaschen über den Durst getrunken haben, sonst aber beschwöre ich nichts."

„Machen wir dieser Szene ein Ende," rief der Referendar, dem es allgemach zum Bewußtsein kam, daß er sich in einer sehr schiefen Stellung befand. „Ich werde im Gasthof ein neues Protokoll anfertigen und lade Sie ein, als Zeugen zu fungiren. Sie, Brigadier, haben Herrn Kühne freizulassen. . . . Sie wollen mich gefälligst begleiten, Herr Kühne."

„Du kommst wieder, nicht wahr, du kommst wieder, Arthur?" rief Melanie, indem sie die Hand ihres Freundes ergriff.

„Ja, Melanie, ich komme wieder, ich bin es dir schuldig, daß ich um deinetwillen alles vergesse."

„Und Sie kommen auch wieder, lieber Herr Kunst, nicht wahr?" frug Alma schmeichelnd.

„Ja, ich komme allemal wieder, meine kleine Freundin, lassen Sie den Papa nur erst ausschlafen."

Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der Angehörigen des Hauses, entfernte sich.

Der Fabrikant aber schnarchte, daß die Fensterscheiben widerklangen.

XI. Glatte Rechnung.

Drei Stunden etwa mochten dahingeschwunden sein, als der Fabrikant endlich die schweren Augenlider wieder öffnete und um sich schaute. Das Zimmer war still und einsam, nur die treue Gattin saß am Fenster und stickte.

„Habe ich da dummes Zeug geträumt," murmelte Herr Krummbügel vor sich hin. „Die dumme Patentgeschichte, und das 'nausgeworfene Geld, der Arbeiterstreik und die Gerichtsgeschichte. . . . Hm, hm, und der Kühne, abgeführt in's Kreisgefängniß. Dummer Kerl das, sehr dummer Kerl, hätte ihm das nie angesehen. Und das will Erfindungspatente beanspruchen! . . . Die Geschichte wirft mich um Jahre zurück." Je länger der würdige Fabrikant bemüht war, die Erinnerungen sich durch die Nebel eines Champagnerrausches in's Bewußtsein zurückzurufen, je aufgeregter wurde er. Die Gattin bemerkte es, als sie mit Glas und Flasche zurückkehrte. Der Fabrikant griff hastig darnach, schenkte sich schnell hintereinander einige Gläser voll und leerte sie ebenso geschwind. Endlich ermannte er sich zu der Frage: „Sage einmal, ich habe so eine Art Alpdrücken gehabt, war denn wirklich bei mir eine Gerichtskommission?"

„Ein Herr Referendar vom Amte war da und nahm ein Protokoll auf."

„Richtig, also das hat mir nicht geträumt. Und ist er nun fort?"

„Er ging nach dem Gasthofe, um ein anderes Protokoll zu machen."

„Merkwürdig, ja, daß er das that. Das hat etwas zu bedeuten."

„Er mußte wohl fort, da du den Kühne beleidigtest."

„Habe ich wirklich? Das war dumm, sehr dumm; ich dachte, ich hätte es nur geträumt; wäre mir viel lieber. Er wird mich verklagen, dafür wird schon der Advokat sorgen; das scheint mir ein höchst gefährlicher Mensch."

„Sprich nicht so laut, er ist draußen im andern Zimmer."

„Ist er? Und du sagst mir das erst jetzt?"

„Ich wollte dich nicht aufregen."

„Gut, ruf' ihn herein, ich muß so wie so glatt mit ihm werden. Aber einen Zeugen möchte ich dabei haben. Schicke nach dem Buchhalter. Doch nein . . . nein . . . warte, meine Leute dürfen nichts erfahren, wenn ich mich einmal vergessen habe. Ich werde lieber nach dem Kunst schicken."

„Herr Kunst ist auch im andern Zimmer."

„Und auch das sagst du mir erst jetzt?"

„Ich dachte, dir würden zunächst ein paar Stunden Ruhe und Alleinsein gut thun."

„Nun ja, das hat mir auch gut gethan, ich fühle mich jetzt schon wieder ganz auf dem Platze. Also sage den Herren nur, daß ich sie erwarte, und bringe uns etwas zu trinken."

Alsbald erschienen die Genannten, und Herr Krummbügel bemühte sich, den Herren gegenüber eine gewisse joviale Laune, eine treuherzige Heiterkeit herauszustecken.

Der Advokat aber strich sein langes, schlichtes, blondes Haar zurück, als Herr Krummbügel das Glas erhob, um es den Gästen zuzutrinken, und meinte:

„Ich bin hier geblieben, Herr Kommerzienrath, um Ihnen ein Ultimatum zu stellen. Sie haben während eines gerichtlichen Aktes einen in Gerichtsgewahrsam befindlichen Mann gröblich beleidigt."

„Weil er mich reizte," rief der Fabrikant.

„Es mag gewesen sein, wie es will, jedenfalls hatte er garnicht mit Ihnen zu thun gehabt, er sprach an Gerichtsstelle. Es handelt sich jetzt darum, ob Sie volle Genugthuung und Entschädigung freiwillig oder durch gerichtlichen Zwang leisten wollen."

„Gut, ich werde ein paar hundert Thaler nicht scheuen, nur daß einen die hungrigen Zeitungswölfe nicht in den Spalten ihrer Blätter herumzerren."

„Mein Klient verlangt kein Geld, mit dem Sie alles auf Erden glauben kaufen und ausgleichen zu können."



Heimkehr vom Markte. (Seite 632.)

„Na, ich denke, er kann's wohl brauchen."

„Ein Mann, der Ehre im Leibe hat, läßt sich dieselbe nicht mit Geld bezahlen, auch wenn er arm ist."

„Nun dann zum Teufel, was für ein Pflaster verlangt er denn für seine verwundete Ehre?"

„Die Hand Ihrer Tochter Melanie, die er liebt und die ihn liebt."

„Oho, nicht schlecht, und Sie glauben, daß ich das thun werde?"

„Sie haben das Thun und das Lassen."

„Ja, gewiß habe ich das, und ich denke, das werde ich lassen. Meine Töchter bekommen eine Mitgift, wie sie meiner würdig ist, und was bietet er denn, der arme Schlucker von Arbeiter, he?"



Der Wilderer. (Seite 632.)

„Er bietet das beste, was ein Arbeiter bieten kann, eine nützliche Erfindung, die viel werth ist, und für welche er schon ein Patent erlangt hat."

„Ja, so sagen Sie? Wissen Sie nicht, daß er kein Patent darauf erlangt hat?"

„Er hat eins darauf erlangt."

„Er hat? Und mir ist das Gegentheil versichert worden?"

„Haben Sie die Zuschrift des Ministeriums noch nicht gelesen?"

„Nein, wo ist sie?"

„O, ich glaube, sie liegt hier, unerbrochen, wie ich sehe."

„Und Sie glauben? Ah, das ist stark. Da muß ich doch einmal sehen."

Damit hatte der Fabrikant das Packet ergriffen, in wenigen Sekunden war die Hülle zerrissen, und da lag das Schreiben des Ministeriums, schmeichelhafte Worte für den unternehmenden, strebenden, intelligenten und erfinderischen Mann der Industrie, sowie das Patent in aller Form.

Herr Krummbügel war eine Weile sprachlos, die Weinnebel wollten aus seinem Kopfe nicht weichen, so sehr er auch sein Gehirn zermarterte. Endlich wandte er sich an den Maler und fragte:

„Ja, Herr Kunst, sagten Sie mir nicht, die Erfindung sei einem andern gestohlen worden?"

„So sagte man mir, aber die Untersuchung hat jedenfalls ein anderes Resultat gebracht."

„Und sagten Sie nicht, Herr Advokat, daß Ihr Klient ... ja so, Ihr Klient ist Herr Kühne. Nun, ich muß Ihnen sagen, daß ich das Patent als mein wohlerworbenes Eigenthum ansehe."

„Ich habe Ihre gegentheilige Erklärung in meiner Tasche," bemerkte der Advokat trocken.

„Diese Erklärung ist erschlichen, ist mir unter falschen Vorspiegelungen entlockt worden. O, so sollen Sie mich nicht fangen. Ich habe meine Zeugen. Herr Kunst, Sie wissen, wie man mit mir umgesprungen ist, wie man meine Arglosigkeit mißbraucht hat, meine fast kindliche Arglosigkeit?"

„Nein, Herr Krummbügel, das kann ich nicht bezeugen, das wäre doch jedenfalls zu komisch, jedes Kind würde mich auslachen, wenn ich Ihre kindliche Arglosigkeit bezeugen wollte."

„Was? Ist denn alle Welt gegen mich verschworen? Da soll man noch einem Menschen trauen! O, Herr Kunst, das hätte ich nie von Ihnen gedacht. Ich hatte so ein Zutrauen zu Ihnen, ich wollte Sie protegiren, und nun kommen Sie mir so?"

„Zum Teufel, Herr Krummbügel, Sie werden doch nicht von mir verlangen, daß ich Recht in Unrecht umschwören soll."

„Sie sind im Irrthum. Ich bin das Opfer einer ganz gewöhnlichen Intrigue, und Sie wollen meine Freundschaft verscherzen zu Gunsten eines solchen Menschen, den Sie nicht kennen, der Sie garnichts angeht."

„Der mich nichts angeht?"

„Ein Mensch, der nicht einmal Eltern oder Geschwister hat."

„Deshalb sollte man sich seiner erst recht annehmen. Eltern hat er freilich leider nicht mehr, aber einen Bruder, und dieser Bruder bin ich."

„Sie? Sie? O, nun erkenne ich die ganze Intrigue. Aber Sie machen wohl Spaß mit mir unglücklichem Manne?"

„Nur ruhig; erstens sind Sie kein unglücklicher Mann, zweitens liegt hier keine Intrigue, sondern die Geltendmachung eines guten Rechts vor, und drittens ist die Sache kein Spaß, sondern bitterer Ernst. Ich kam hierher, nachdem ich in der großen Welt Lebenserfahrung und sonstige nöthige Sachen gewonnen. Sobald ich soweit war, hielt ich es für meine erste Pflicht, mich nach meinem jüngeren Bruder umzusehen, den ich im Waisenhause, das uns beide eine zeitlang schlecht genug bewahrt hatte, zurücklassen mußte, und ... doch da bist du ja, mein armer Arthur."

Während des Gesprächs war nämlich Arthur Kühne an der Thüre schüchtern erschienen und bei den letzten Eröffnungen in einem Aufruhr von Gefühlen näher getreten.

Der Maler umschlang den jüngeren Bruder herzbrünstig mit beiden Armen, küßte ihn und rief dabei:

„O, Arthur, wie habe ich an mich halten müssen, um fremd gegen dich zu bleiben, weil ich dich erst kennen lernen wollte. Unsere Mutter küßte mich zum Abschied und bat mich weinend, Vater- und Mutterstelle an dir zu vertreten, und sie steht heute im Geiste neben uns und lächelt uns zu. Du kennst sie nicht mehr, du warst zu jung, als sie uns verlassen mußte, aber ich will sie dir malen, malen, wie es keiner besser könnte. Ich bin nicht viel älter, als du, mein Herzensjunge, aber ich habe mehr erlebt und gelernt, als unser armer Vater jemals konnte. Und ich kam zur rechten Zeit und sage: Herr Krummbügel, Sie hatten einen Prachtkerl bei sich großgezogen, und Sie müßten ein Thor sein, wenn sie ihn wieder von sich lassen wollten."

„Ja, Papa," rief jetzt Alma, indem sie ihre reichen Haarflechten aus dem lieblichen Gesicht zurückstrich, „du hast doch auch immer gesagt, daß Herr Kühne eine sehr tüchtige Kraft und ein werthvoller Arbeiter sei; warum willst du denn nun mit einemmale garnichts mehr von ihm wissen? Wir lieben ihn alle, und unsere Melanie erst recht, und Herr Kunst ist doch auch ein — ein ganz lieber Mann."

„Nun höre du nur auf, du Närrin!" rief Herr Krummbügel in ganz verzweifelter Verlegenheit.

„Nein, ich höre nicht auf, bis du endlich einmal wieder gut und lieb geworden bist, Papa," entgegnete die Kleine sehr eifrig.

„Erlauben Sie, Herr Krummbügel, entgegnete der Advokat. „Sie haben auf das Patent hin, welches Herr Kühne rechtmäßig als sein Eigenthum beanspruchen kann, großartige Vorbereitungen getroffen, deren Kosten ein respektables Vermögen repräsentiren und die einen großen Gewinn nach sich führen werden. Sie sind Herrn Kühne wegen Ihres Angriffs so wie so eine Genugthuung schuldig. Warum in aller Welt wollen Sie nicht mit ihm glatte Rechnung machen? Sie haben längst anerkannt, daß dem Geschäft durch Verwerthung der patentirten Erfindung großer Gewinn erwachsen wird, — dieser Gewinn gehört rechtmäßig Herrn Kühne, also machen Sie das einmal hineingesteckte Geld fruchtbar, indem Sie Herrn Kühne zu Ihrem technischen Leiter ernennen."

„Ja wohl, und er nützt es aus, und welche Garantie habe ich?"

„Zunächst jedenfalls die, daß Herr Kühne ein sehr ehrenhafter Mann ist, und zur Sicherheit extra geben Sie ihm einen Controleur."

„Einen Controleur? Wem sollte ich das Zutrauen schenken?"

„O, ich meinte, Ihre Tochter Melanie, durch deren Vermittlung Sie allein im Stande sind, eine Handlung, die Ihnen theuer zu stehen kommen würde, wieder gut zu machen."

„Herr Gott, ja, ich sehe schon, wie das ganze Ding steht, und daß ich über diese Geschichten nicht mehr hinauskomme. Aber, Herr Kühne, werden Sie dann zu mir gegen die Arbeiter stehen?"

„Ich werde immer da stehen, wo ich das Recht finde!"

„Nun, dann zum Teufel, so nimm ihn, Melanie, aber sieh, daß du ihn zur Vernunft bringst."

„Ach, lieber Mann," sagte die Gattin des Fabrikanten jetzt mit sanfter Stimme, „ich bin froh, daß unsere Melanie ein gutes Herz und eine kräftige Hand gefunden hat, und daß du endlich einen großen Theil der Arbeitslast loswirst, die dich fast aufgerieben hätte."

„Ja," sagte Herr Krummbügel, „es ist wahr, die Aufregungen hätten mich noch unter die Erde gebracht; dieser unaufhörliche Aerger über die schlechte Zeit und die schlechten Menschen ..."

„Es ist wahr — die Zeit ist schlecht," unterbrach ihn Kunst. „Aber die Menschen sind im allgemeinen doch nicht so schlimm, als sie sich stellen und sich gegenseitig vorkommen. Der ganze Fehler, und das ist auch ein Fehler unserer Zeit, ist, daß sich fast alle einbilden, nur in der Verfolgung ganz selbstsüchtiger, kleinlicher, persönlicher Ziele ihre Befriedigung und ihr Glück finden zu können, während in Wahrheit kein Mensch anders glücklich werden kann, als im andern, und keiner mehr gewinnt, als wenn er seinen Egoismus verliert."

„Das ist mir zu gelehrt," rief Alma dazwischen. „Verstehen lernen möchte ich freilich, wie man so recht glücklich wird. Und ich glaube, wenn Sie bei uns bleiben, Herr Kunst, werde auch ich noch ein ganz verständiges Mädchen. Zuerst lehren Sie mich so gut zeichnen, wie Sie's selber können, und wenn ich erst einmal so weit bin, dann bin ich vielleicht auch so klug wie Sie."

„Nun gut — ich bleibe. Vielleicht können Sie alle hier mich brauchen."

Und wie es nun weiter gekommen, erräth der Leser selbst.

Ueber die Vorzüge der Unwissenheit.

Ein zeitgemäßer Vortrag.

(Schluß.)

Das, um einen Schritt weiter zu gehen, ist der zweite Hauptnachtheil des Wissens, daß es bei der überwiegenden Mehrzahl der Unwissenden zunächst nicht die nöthige Beachtung und Würdigung findet und nicht finden kann, und, jemehr der betreffende Mann des Wissens von seinem Werthe durchdrungen, eine desto absonderlichere Figur in den Augen des großen Chorus der Unwissenheit spielt er. Erhebt sich aber sein Wissen gar vollends zum höchsten Gipfel menschlicher Erkenntniß und Gesinnungsadels, dann macht er sich verhaßt, ja er wird sogar je zuweilen für „verrucht" erklärt oder — einfach für „verrückt" gehalten. Alles wahrlich schon xmal dagewesen, sagt Rabbi Ben Akiba. Das Für-verrückt-erklären ist neuerdings auch unter den Wissenschaftern untereinander recht sehr Mode geworden, offenbar — infolge einer sehr nützlichen Einwirkung aus den Regionen der Unwissenheit. Natürlich aber muß nur auch, wie dort die volle, unverminderte, unverdünnte Unwissenheit, so hier das höchste, intensivste, erhabenste Wissen angenommen werden: Wind und Wetter, Sonne und Regen müssen gleich vertheilt sein und was dem einen recht, das ist dem andern billig. Unter dieser beiderseitigen Voraussetzung ist nun aber an diesem Schicksale des Wissens gegenüber der Unwissenheit auch garnichts zu verwundern, alles ist vielmehr in der schönsten natürlichen Ordnung. „Vom Ochsen ein Stück Rindfleisch," wie das elegante Sprüchwort lautet; und, wie der thöricht wäre, welcher statt dessen von besagtem Wiederkäuer und Hörnerträger Ananascrême verlangte, gerade so thöricht dächte der, welcher von der Unwissenheit ein anderes Urtheil über wissenschaftliche Errungenschaften und deren Bedeutung erwartete. Ist Rindfleisch doch ein sehr wohlschmeckender, saftiger Braten, der mannichfachsten Zubereitung fähig, und jedenfalls sättigender als Ananascrême! . . .

Das ächte, tiefe, wahre Wissen hat somit den schweren Fehler, von den meisten nicht begriffen zu werden und begriffen werden zu können!

Der Unwissende dagegen ist der vollsten Achtung seiner gleichunwissenden Mitbrüder in dieser Beziehung vollkommen sicher. Und diese Achtung kann, da sie von der großen Mehrheit ausgeht, eine allgemeine genannt werden. Die Unwissenden sind einander die einzig Gescheidten, sie sind sich, untereinander, um so achtbarer, je unwissender sie sind. Die tägliche Erfahrung beweist das. Und das ist eine weise Einrichtung der Natur. Denn sonst würden die Unwissenden allerdings gegen die Wissensreichen garnicht aufkommen können, ihre Unwissenheit muß also durch allerlei Aberglauben, Einbildungen, Vorurtheile und ähnliches aufgewogen und kompensirt werden. Warum auch sollte sich die Majorität (der Unwissenden eben) von einer winzigen Minorität (den Wissenden) bevormunden, tyrannisiren lassen?!

Um des Gelehrten Verstand steht es schlimm: der Gelehrte ist sozusagen ein verdrehter Michel, von dem es heißt: „je gelehrter, desto verkehrter." Das haben die Gelehrten selbst gewiß nicht aufgebracht und sich selbst nachgesagt! Heißt es denn nicht bei Hegel geradezu: Um philosophisch zu denken, müsse man dem gemeinen Menschenverstande entsagt haben? Das heißt also doch wohl übergeschnappt sein! Bei dem genialen, höchsten Wissen wird diese Gefahr nun aber wirklich akut und schon Alex. Pope, der englische Dichter, singt daher:

Dem Wahnsinn ist der große Geist verwandt,
Und beide trennt nur eine dünne Wand!

Doch was Pope! Schon Seneca: **Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae** (kein großes Genie ohne Beimischung von Wahnsinn)! „Viel Wissen macht Kopfweh", heißt es; der Kopf wird also mitgenommen, und daher stammen dann wohl derlei Ueberschnappungskatastrophen. Je unwissender dagegen einer ist, desto gesicherter erscheint er vor dem Verrücktwerden. Bei absoluter Geistesleere ist eben nichts zum „verrücken" da, es kann nichts durcheinandergeschüttelt werden, in Verwirrung gerathen. Was für tolles Zeug indessen bilden sich die großen Geister der Wissenschaft nicht ein! Freiheit, gleiche Menschenrechte, allgemein menschenwürdiges Dasein u. s. w. Was sollten denn die Unwissenden davon begreifen, sie, die sich überdies ohne solche Kinkerlitzchen recht wohl befinden?! Kurz und gut, die mächtige Anzahl der Unwissenden braucht sich um die handvoll wirklich Wissensgebildeter nicht zu kümmern und der Gelehrte ist durch das, durch die tägliche Erfahrung feststehende, Verdikt verdonnert: „Das ist ein Gelehrter, der versteht nichts davon!"

Die Unwissenden verhalten sich zu den Wissenden wie die Papiervaluta zum Hartgelde, zu den Münzen aus Edelmetall. Wie jenes, ohne Werth, aber vermittelst einer Fiktion und Zwangskurs doch ein ebenso gutes Tauschmittel und Werthsymbol ist, wofür alle Lebensgenüsse zu haben sind, wie es aber zugleich den Vortheil größerer Bequemlichkeit gewährt, indem man nicht schweres Metall mit sich herumzuschleppen braucht, so befindet sich der Unwissende auch in der angenehmen Lage, sich nicht mit dem Wust wissenschaftlicher Kenntnisse schleppen zu müssen, und, bei seines Gleichen, doch genau ebenso angesehen zu sein, wie der Kenntnißreiche bei seines Gleichen. Die Unwissenheit als das Ursprüngliche ist das Positive, wahrhaft Reelle, das Wissen als künstliche sophistische Aufhebung derselben, das Negative, Unnatürliche, eitel Dunst und Rauch. Der Wissende nimmt bei der unendlichen Relativität der Grade seines Wissens eine sehr problematische Verschanzung ein, den Unwissenden aber soll man nur einmal versuchen aus seinen formidablen Positionen herauszutreiben! Entmuthigt, entsetzt wird der Feind meistens gar bald die Flinte in's Korn werfen und Fersengeld geben!

Das Wissen erzeugt allgemeine Ungenügsamkeit, denn es erzeugt Prüfung, Sichtung, Kritik — der Wissende führt ein trockenfreudloses Leben. Was dem Unwissenden in himmlischer Naivetät Genuß gewährt und hellste Freude bereitet, hat nichts weniger als diese Wirkung auf den mit vielem Wissen Ausgestatteten. Und wie geringfügig, wie nichtig sind diese Dinge! Der Wissende durchschaut sie aber in ihrer Geringfügigkeit und Nichtigkeit — das Wissen in seiner höchsten Ausbildung schärft das Gewissen, während die gründlich Unwissenden dieses unbequemen Seelenballastes meist auch recht gründlich ledig sind.

Unter dem Häufchen dünkelvoller Gelehrten gilt bekanntlich das „nil admirari!" („Nichts bewundern!") als Maxime; wie blasirt aber, wie ledern-langweilig ist das! Seht euch dagegen die naive, frische Empfänglichkeit des Unwissenden an — er staunt immer und über alles, er kommt aus dem Gaffen und Staunen garnicht heraus, er ist buchstäblich „vergafft". Das ist aber, wie männiglich bekannt, ein seliger Zustand! Führt ihn in das schlechteste Theaterstück, gebt ihm den elendesten Roman in die Hand — wie erbaut er sich an den abgeschmacktesten Situationen und Intriguen! Ein großer deutscher Dichter mußte sich einst, als er bei einer aftertragischen Szene verächtlich lachte, von seinem Nebenmanne im Theater, der ihn nicht kannte, einen „prosaischen Philister" nennen lassen! . . . Jeden Augenblick vermag den Unwissenden jede Kleinigkeit in plötzliches Entzücken zu versetzen. Man sehe sich doch die köstliche Gier an, mit der ein kleines, noch unwissendes Kind nach dem Monde greift, in der Meinung, ihn haschen zu können — welche Poesie liegt darin! Wie nüchtern-prosaisch dagegen verzichten wir darauf!

Erzeugt also das Wissen Mißstimmungen aller Art, so ist dagegen die Unwissenheit Hauptquelle eines reinsten und universellsten Vergnügens, das nie versiegen wird, solange Menschen Menschen bleiben — der Komik. Das Leben ist der größte tragische und komische Dichter zugleich, alle seine Gestaltungen sind daher auch mehr oder minder mit dem Lächerlichen verquickt — darauf beruht ja zuoberst der Humor, die höchste, edelste Form des Komischen*). Das ist nun ein in der philosophisch-ästhetischen Lehre anerkannter Grundbegriff. Aber dadurch könnte ich die Aesthetik zu revolutioniren scheinen, daß ich als komisches Urmotiv, als treibende Grundkraft der Komik — die Unwissenheit hinstelle. Und doch hat es damit keine Gefahr, denn was hier so ungewöhnlich klingt, ist von der herrschenden Doktrin im Grunde selbst anerkannt, nur nicht unter einen Ausdruck zusammengefaßt. Quellen des Komischen sind zum Beispiel: der Irrthum, die Zerstreutheit, das Mißverhältniß von Zweck und Mittel, das Ver-

---

*) Allerlei triviales Possengeschnake ist freilich noch lange kein Humor, wenn es auch der heutzutage sehr verflachte Geschmack gerade vorzugsweise so zu nennen beliebt. Die ächten Humoristen sind so selten, daß sie zu den erlauchtesten Geistern eines Volkes zählen.

sagen des Willens in der Ausführung (Mißlingen) — gut! Was sind nun alle diese Fälle anders, als eine besondere Art von Unwissenheit, Unwissenheit in einem bestimmten Falle? Jener Kommerzienrath, der des Glaubens lebte und starb, daß Algebra — eine der alten Sprachen sei, befand er sich nicht in einem komischen Irrthum? Und dieser, was ist er anders, als eine die Algebra betreffende Unwissenheit? Und so in allen Fällen. Ja sogar in unserer eigenen Unwissenheit springt uns der Born des Komischen, wie zahlloser Unsinn beweist, der uns nur deswegen, weil und wenn wir ihn absolut nicht verstehen, lächerlich vorkommt. Oder aus welchem anderen Grunde wären z. B. die berühmten Verse

Im Schatten kühler Denkungsart
Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend und Begriff, —

so komisch, als weil wir uns über ihren möglichen Sinn in tiefster Unwissenheit befinden?!

Im Wissen dagegen liegt eine eigentliche, höchst komplizirte Tragik. Das Wissen ist der Tod der Unwissenheit. Der Tod aber ist mit Schauern für den Sterbenden, mit grausigen Schmerzen für den Ueberlebenden umgeben. Metamorphosirt sich nun der Unwissende zum Wissenden, so macht er beide Phasen in einer Person durch, und wollte man auch sagen, die freudige Stimmung über das neugeborene Wissen überwiege, so ist daran zu erinnern, daß Geburt — auch Tod ist (wie schon Fechner sehr schön nachgewiesen hat), der Tod nämlich des ihr vorhergehenden Zustandes. Und es ist kein sanfter Tod, keine leichte Geburt! Die Unwissenheit, ausgestattet mit dem ganzen natürlichen Beharrungsvermögen der Trägheit, wehrt sich mit äußerster Kraft der Verzweiflung — das sich an's Licht ringende Wissen ist von der Angst aller Kreatur umschauert, die in's Dasein tritt! Von zahllosen Fehl- und Mißgeburten ganz zu schweigen! ... Wie sagt doch Robert Hamerling?

Wenn uns Gewohntes hold und lieb geworden,
So ängstigt uns, so schmerzt uns fast das Neue.

Ja, wenn wir die längste Zeit im weichen Flaumenpfühl unserer Unwissenheit geruht haben, wie unbehaglich fühlen wir uns da plötzlich auf das dornenvolle Lager des neuerworbenen Wissens gebettet! Was für ein harter, rauher Uebergang! ... Aber ganz anderer Art noch ist die Tragik des Wissens. Und zwar ist sie weder mit dem innerlich verzehrenden Kampfe des in unlöschbarem Wissensdurste rastlos Vorwärtsstrebenden, noch mit dem äußerlichen Märtyrerloose, das vielfach gerade die größten Helden der Wissenschaft und des Denkens betroffen hat (Sokrates, Giordano Bruno, Galilei, Salomon de Caus, Columbus, Lessing, Feuerbach u. s. w., u. s. w.!) — damit, sage ich, ist die dem Wissen anhaftende Tragik noch nicht erschöpft! Ihre Vollendung erreicht dieselbe vielmehr erst in der Selbstzerstörung des Wissens: Ich meine hier nicht jene Selbstaufhebung aller Begriffe, wie sie in der dialektischen Selbstüberkletterung gewisser philosophischer Methoden üblich ist, sondern wiederum eine ganz reale, unleugbare Thatsache, die ich zunächst empirisch ausdrücken will. Die Möglichkeit des Wissens an sich ist eine unendliche, das bestimmte Quantum Wissen in einem gegebenen Zeitraume, ein begrenztes. Wie sich nun allmählich das Wissen ausbreitet, reicher und reicher wird, erscheinen die Zeiten, je weiter zurück, vergleichungsweise desto unwissender. Kein Gelehrter wagt zu bezweifeln, daß es auch unserer auf ihr Wissen so stolzen Zeit ganz ebenso ergehen könne und werde. Aber noch mehr! Diesem quantitativen geht ein qualitatives Verhältniß zur Seite. Allmählich, unmerklich, wie der physische Stoffwechsel, geht auch der geistige vor sich, allmählich verändern sich Anschauungen, Ueberzeugungen, Einsichten, wie im subjektiven Leben des Menschen, auch in der Wissenschaft — und plötzlich einmal ist dann das Gesammtwissen einer Epoche gleichsam zu Schutt und Müll geworden, zu — werthlosem Plunder! Irrthümer über Irrthümer, eingebildete oder wirkliche, sind entdeckt worden und unglaublichster Aberglaube in allen Wissenssphären! Philosophisch hat man das recht hochtönend so ausgedrückt: „Es ist das Gesetz des Geistes, je eine Bildungsform, die der Gegenwart als die denkbar höchste Helle des Bewußtseins erschien, zu einer relativ unbewußteren herabzusetzen," ohne aber damit das wahre Faktum vor dem natürlich unwissenden Verstande verhüllen zu können. So ist und bleibt denn die „Summe aller unzweifelbaren höchsten Wahrheiten in jedem Jahrhundert eine winzig kleine," was ebenfalls kein wahrhaft Gelehrter zu leugnen wagt, und wir verstehen somit das sokratische Paradoxon: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Darin besteht eben schließlich das höchste Wissen, die wahre Weisheit! Wer dieses erreicht hat, sieht über die Masse untergeordneten Einzelwissens hinweg in die unendliche Ferne, in der jene zusammenschrumpft, geradeso wie in der Nähe imponirende Felsblöcke, vom luftigen Alpengipfel herab, verschwinden. Nun, wohlan! Mehr über alle Unsummen des Wissens hinweg, in die unendliche Leere hinein, sieht keiner, als der völlig Unwissende! Welch erhabener Standpunkt! Dem Unwissenden fällt also mühelos in den Schooß, worum sich der Wissende wie ein Toller abgequält hat! Der eine kommt beim Nichts an, der andere ist immer damit zusammen gewesen ...

„Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß!" Da die Welt der Leiden voll ist („irdisches Jammerthal"), es demnach mehr Trauriges als Freudiges zu lernen gibt, so fühlt der wahrhaft Gebildete, Wissengepanzerte eben überall hundertmal mehr des Wurmenden, Entrüstenden, Quälenden und Unerträglichen heraus, als der simple Unwissende, und das Salomonische „jemehr Wissen, destomehr Schmerz" erhält auch von dieser Seite eine neue Bestätigung. Gehen wir dieser Spur konsequent nach, so gelangen wir dahin, daß im Schlußeffekte das Unbewußtsein dem Bewußtsein vorzuziehen sei, und in der That schwelgen ja hunderte von millionen Menschen in dieser mit religiöser Brunst gehegten Vorstellung — Nirwana, das süße Nichtsein; Buddhisten! — und hat dieselbe gerade in neuester Zeit die größtmögliche theoretisch-philosophische Vertiefung erfahren und gewinnt im Publikum an Ausbreitung ... Das Nichtbewußtsein aber ist jedenfalls zugleich auch der höchste Grad von Nichtwissen, Unwissenheit!

Und wie denjenigen, der höchste Lust erstrebte, sowohl Epikuräer als Stoiker, auf jede Lust — verzichten hießen, wie sogar der nichts weniger als pessimistische Jean Paul sagt: „Verachte das Leben, um es zu genießen," so steckt höchste Weisheit in der Unwissenheit (siehe Sokrates!) und genießt man das Wissen am meisten, indem man es verachtet — so denkt wenigstens der Unwissende. Die Unwissenden aber sind die Maßgebenden.

* * *

„Doch genug der Tollheit!" höre ich mir zurufen. „Es ist dir unmöglich Ernst mit all' deinen Tiraden, vielmehr liegt zu Tage, daß du eine recht verunglückte Satire geleistet hast. Weißt du denn nicht, daß ‚Wissen Macht ist' und umgekehrt?!" — Wohl kenne ich diesen Ausspruch und wäre selbst noch drauf gekommen, aber — geschlagen gebe ich mich deswegen noch lange nicht! Ja! Wissen ist Macht, aber nur unter Wissenden! Was aber hat unter tausend Unwissenden ein Wissender zu bedeuten?! Ist er nicht vielmehr ohnmächtig? Was ist Farbe dem Blinden, Musik dem Tauben? Wahrlich kein erbarmenswürdigerer Anblick als ein mit allem hohen und edlen Wissen Ausgestatteter unter schlankweg Unwissenden. „Vernunft wird Unsinn" — das geläutertste Wissen gilt gerade der Unwissenheit für „hohle Phrase", „Verrohung" 2c. Und warum auch nicht?! Bei der riesigen Rolle, die das Phrasenthum der Unwissenheit spielt, kann man das bischen Wissen ganz unbemerkt mit in denselben Topf werfen. „Unter Larven die einzige fühlende Brust!" ... Allerdings! Das Wissen ist eine Macht, nur leider eine solche, die die Unwissenden ganz toll und zu blindwüthend um sich schlagenden Verfolgungsfanatikern macht, wenn die glänzenden Heerschaaren wissenschaftlicher Gedanken sie von allen Seiten zu umzingeln drohen. — Hinterdrein freilich wird das Wissen zur wirklichen Macht über die Unwissenden. Sie sind selbst Wissende geworden, bespötteln, bemitleiden die eigene Vergangenheit, sprechen von Wahn und Verblendung jener Zeiten 2c. — das Denken ist nun einmal ansteckend! Allein, da das Wissen rastlos voranschreitet, so gibt es stets Geister, die dem Allgemeinwissen ihrer Zeit voraus sind, und da sich in ihnen gerade die ächteste, höchste, modernste Wissenschaft zusammenfaßt, so haben diese abermals das ganze barbarische Vorurtheil der Zeit gegen sich und so immer weiter: — alles Wissen ist erst parador, dann trivial. Kurz, immer wieder ist die Unwissenheit im Vortheile durch die Macht des Vorurtheils, welche eine wirklichste Macht ist und zwar eine schauderhafte! Und das Vorurtheil — je eingenisteter, verrotteter, um so ehrwürdiger! Muß ich mich dafür auf den nationalen Dichterliebling berufen?

— — aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
— — — — — — — — — — —
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich!

(Schiller.)

Alle Zeiten haben in dieser Beziehung ihren ganz speziellen Zopf, der ihnen, sie mögen sich drehen wie sie wollen, unabänderlich „hinten hängt". Auch die unsrige. Erfinde, sprich und schreib das Schönste, Wahrste, Beste, entzücke dadurch die Menschen, schwing dich zur Bedeutung eines anerkannten Genies auf und dann — — dann bringe einmal das Wörtchen „sozialdemokratisch" damit in Verbindung, laß dir irgend etwas „Sozialdemokratisches" anmerken, sofort ist es um deine Beliebtheit, dein Genie, deinen Kredit geschehen, du bist ein „Umstürzler", ein Faselhans, ein roher Materialist, ein Schwärmer, ein Uebergelehrter, ein autodidaktischer Halbwisser — und alle sonstigen möglichen und unmöglichen Eigenschaften häufen sich auf deinem Haupte zusammen: — d. h. beim faustdicken, undurchbrechlichen, himmelhohen Vorurtheil!

Und hiermit, als dem Glanzpunkte und Raketeneffekte meines Vortrags, glaube ich denselben schließen zu sollen.

Kunst und Revolution.

Von **W. H.**

III.

Wagner will im weiteren Verlauf seiner Schrift es nicht versuchen, den zukünftigen Gesellschaftszustand im einzelnen zu schildern; er nennt ein solches Beginnen: doktrinären Calcül. „Nichts wird gemacht in der Geschichte, sondern alles macht sich selbst nach seiner inneren Nothwendigkeit." Daß aber der spätere Gesellschaftszustand ein dem heutigen geradezu entgegengesetzter sein würde, betont Wagner lebhaft. Der Mensch würde sich dann von seinem letzten Aberglauben, von dem Verkennen der Natur, befreit haben, von jenem Aberglauben, durch welchen er sich bisher nur als Werkzeug zu einem Zwecke erblickt habe, der außer ihm selbst liege. Er werde aber auf den Standpunkt gelangen, wo er sich endlich selbst einzig und allein als Zweck seines Daseins ansehe und begreife, daß er diesen Selbstzweck am vollkommensten nur in der Gemeinschaft mit allen Menschen erreiche.

Die Natur und ihre Fülle werde sich die soziale Vernunft zum Wohle aller zu eigen machen. Eben daß die rein physische Erhaltung des Lebens bisher der Gegenstand der Sorge, und zwar der wirklichen, meist alle Geistesthätigkeit lähmenden, Leib und Seele verzehrenden Sorge sein mußte, darin liege das Laster und der Fluch unserer seitherigen und jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen. Diese Sorge habe den Menschen schwach, knechtisch, stumpf und elend gemacht, zu einem Geschlecht, das nicht lieben und nicht hassen könne, zu einem Bürger, der jeden Augenblick den letzten Rest seines freien Wollens hingebe, wenn nur diese Sorge ihm erleichtert werde.

Doch hören wir nun Wagner wieder selbst:

„Hat die brüderliche Menschheit ein für allemal diese Sorge von sich abgeworfen und sie — wie der Grieche dem Sklaven — der Maschine zugewiesen, dem künstlerischen Sklaven des freien, schöpferischen Menschen, dem er bisjetzt diente wie der Fetischanbeter dem von seinen eignen Händen verfertigten Götzen, so wird all sein befreiter Thätigkeitstrieb sich nur noch als künstlerischer Trieb kundgeben. In weit erhöhtem Maße werden wir so das griechische Lebenselement wiedergewinnen: was den Griechen der Erfolg natürlicher Entwicklung war, wird uns das Ergebniß geschichtlichen Ringens sein: was ihm ein halb unbewußtes Geschenk war, wird uns als ein erkämpftes Wissen verbleiben, denn was die Menschheit in ihrer großen Gesammtheit wirklich weiß, das kann ihr nicht mehr entschwinden."

Und nun folgt eine wundervolle Schilderung, wie die Stärke zur wahren Liebe und diese wieder zur Schönheit und Kunst führe; der starke Mensch aber entsteht, wie Wagner schon betont hat, erst durch die Revolution:

„Nur starke Menschen kennen die Liebe, nur die Liebe erfaßt die Schönheit, nur die Schönheit bildet die Kunst. Die Liebe der Schwachen unter sich kann sich nur als Kitzel der Wollust äußern! Die Liebe des Schwachen zum Starken ist Demuth und Furcht, die Liebe des Starken zum Schwachen ist Mitleid und Nachsicht: nur die Liebe des Starken zum Starken ist Liebe, denn sie ist freie Hingebung an den, der uns nicht zu zwingen vermag. In jedem Himmelsstriche, bei jedem Stamme, werden die Menschen durch die wirkliche Freiheit zu gleicher Stärke, durch die Stärke zur wahren Liebe, durch die wahre Liebe zur Schönheit gelangen können: die Thätigkeit der Schönheit aber ist die Kunst."

Wie oft haben die Gegner des Sozialismus denselben vernichten wollen dadurch, daß sie nachzuweisen suchten, in der sozialen Gemeinschaft würde die Kunst untergehen. Dieselbe könne nur durch das Emporstreben oder durch die Gunst der einzelnen Menschen gehoben werden, sie könne nur dadurch allein zur Blüthe gelangen. In der Allgemeinheit würde der Trieb zum Vorwärtsstreben erstickt und dadurch ganz besonders Wissenschaft und Kunst bedroht. — Die heutige Kunst, die hochaufgeschürzt um das goldene Kalb tanzt, geht allerdings in einem sozialistischen Zukunftsstaat zugrunde, eine Patti, die sich Millionen ersingt und skandalöse Ehescheidungen in Szene setzt, wird dann nicht möglich sein, aber wohl werden Künstlerinnen auftreten, denen der Dank des Volkes genügt, sie zu immer höherer Begeisterung anzuspornen. Doch hören wir Wagner, den berufenen Richter, wie er den gewaltigen Aufschwung der Kunst in einem sozialen Zukunftsstaat prophetisch verkündet:

„Was uns als der Zweck des Lebens erscheint, dafür erziehen wir uns und unsere Kinder. In Krieg und Jagd ward der Germane, zu Enthaltsamkeit und Demuth der aufrichtige Christ, zum industriellen Erwerb, selbst durch Kunst und Wissenschaft, wird der moderne Staatsunterthan erzogen: Ist unserem zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhaltes nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen thätig gewordenen neuen Glauben, oder besser: Wissen der Gewinn des Lebensunterhaltes gegen eine ihm entsprechende natürliche Thätigkeit uns außer allen Zweifel gesetzt, kurz — ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen, und zu dem wirklichsten Genusse dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben! Die Erziehung, von der Uebung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zu dem Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit eine rein künstlerische werden, und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenartigkeit der natürlichen Neigungen wird die mannichfachsten Künste und in ihnen die mannigfachsten Richtungen zu einem ungeahnten Reichthume ausbilden; und wie das Wissen aller Menschen endlich in dem einen thätigen Wissen des freien, einigen Menschenthums seinen religiösen Ausdruck finden wird, so werden alle diese reich entwickelten Künste ihren verständnißreichsten Vereinigungspunkt im Drama, in der herrlichen Menschentragödie finden. Die Tragödien werden die Feste der Menschheit sein; in ihnen wird, losgelöst von jeder Konvention und Etiquette, der freie, starke und schöne Mensch die Wonne und Schmerzen seiner Liebe feiern, würdig und erhaben das große Liebesopfer seines Todes vollziehen."

An obige Ausführungen knüpft Wagner dann die Bemerkung:

„Diese Kunst wird auch wieder konservativ sein, aber in Wahrheit und ihrer wirklichen Dauer- und Blüthekraft wegen wird sie sich von selbst erhalten, nicht eines außer ihr liegenden Zweckes wegen blos nach Erhaltung schreien, denn sehet: diese Kunst geht nicht nach Gelde!"

Und nun beklagt sich Wagner, daß seine einfachen und vernünftigen Vorschläge lediglich den Ruf: Utopie! Utopie! bei der urtheilslosen und heuchlerischen Welt hervorriefen und daß die „Ueberzuckerer der heutigen Staats- und Kunstbarbarei", die praktischen Menschen, ihn leichten Herzens verdammen würden. Diesen Heuchlern und Schreiern aber tritt er dann mit glänzendem Sarkasmus entgegen:

„Sie leben, leiden, lügen und lästern thatsächlich in dem widerlichsten Zustande, dem schmutzigsten Bodensatze eines in Wahrheit eingebildeten und deshalb unverwirklichten Utopiens, mühen und überbieten sich in jeder Kunst der Heuchelei für die Aufrechterhaltung der Lüge dieses Utopiens, aus welchem sie täglich als verstümmelte Krüppel gemeinster und frivolster Leidenschaft auf den platten, nackten Boden der nüchternsten Wahrheit

jämmerlich herabfallen und halten oder verschreien die einzig natürliche Erlösung aus ihrer Verzauberung für Chimäre, für ein Utopien, gerade wie die Leidenden im Narrenhause ihre verrückten Einbildungen für Wahrheit, die Wahrheit aber für Verrücktheit halten."

Das einzige Utopien, welches man bisjetzt überhaupt kenne, sei, so meint Wagner, das Christenthum, dessen Ideen, wie die Geschichte ja noch heute jeden Tag beweise, sich niemals verwirklichen ließen. Die Prinzipien des Christenthums seien ja gegen die Natur, gegen das Leben gerichtet, und gerade die Utopisten des Christenthums seien es, die immer am lautesten Utopien, Utopien! schreien, wenn eine neue, auch noch so natürliche und historisch berechtigte Idee auftrete.

Nachdem Wagner nochmals betont hat, daß die Kunst der Zukunft auf dem Boden der Natur wurzelnd von da aus zu ungeahnten Höhen sich erheben würde, „aus der Natur des Menschen in den weiten Geist der Menschheit," wendet er sich an die Mitwelt, um der Zukunft vorzuarbeiten. Seinen Ruf an die „Freunde der Kunst", an „die redlichen Staatsmänner" und an die Arbeiter, an das gesammte Volk haben wir in unserm ersten Artikel zur Besprechung dieser Meisterschrift Wagners schon vorausgeschickt. Im Anschlusse an diesen Ruf wendet er sich speziell an seine Kollegen, an die wirklichen Künstler mit folgenden Worten:

„Der wirkliche Künstler, der schon jetzt den rechten Standpunkt erfaßt hat, vermag, da dieser Standpunkt doch ewig wirklich vorhanden ist, schon jetzt daher an dem Kunstwerk der Zukunft zu arbeiten. Jede der Schwesterkünste hat auch in Wahrheit von jeher und so auch jetzt in zahlreichen Schöpfungen ihr hohes Bewußtsein von sich kundgegeben. Wodurch aber litten von jeher, und vor allem in unserm heutigen Zustande, die begeisterten Schöpfer jener edlen Werke? War es nicht durch ihre Berührung mit der Außenwelt, also mit der Welt, der ihre Werke angehören sollten? Was hat wohl den Architekten empört, wenn er seine Schöpferkraft auf Bestellung an Kasernen und Miethwohnhäusern zersplittern mußte? Was kränkte den Maler, wenn er die widerliche Fratze eines Millionärs porträtiren, was den Musiker, wenn er Tafelmusiken komponiren, was den Dichter, wenn er Leihbibliothekromane schreiben mußte? Was war dann sein Leiden? Daß er seine Schöpfungskraft an den Erwerb vergeuden, seine Kunst zum Handwerk machen mußte! — Was aber hat endlich der Dramatiker zu leiden, wenn er alle Künste zum höchsten Kunstwerk, zum Drama vereinigen will? Alle Leiden der übrigen Künstler zusammen!"

Wagner hat ganz recht, wenn er nunmehr feststellt, daß das Drama dann nur zum wirklichen Kunstwerk wird, wenn es vor die Oeffentlichkeit des Lebens tritt, also auf dem Theater. Aber die heutigen Theaterinstitute? Industrielle Unternehmungen, oder prinzliche und fürstliche Vergnügungsorte. Die Leiter und Gönner derselben? Heute „machen" sie in Getreide, morgen in Zucker und übermorgen in Prozenten. Und jetzt schon, um die Theater der Zukunft heranzubilden, können und müßten diese Volksbildungsinstitute solchen Händen entzogen werden! Lediglich der Staat und die Gemeinde müßten diese Kunstanstalten in die Hand nehmen; und die Mittel dazu? Wenn alle unnützen und für das Volk verderblichen Ausgaben unterblieben, so hätten alle Staaten und sehr viele Gemeinden die reichlichen Mittel, um die Theater zu wahren Volksbildungsanstalten wenigstens hinüberzuführen. Die Befreiung der Theater von industrieller Spekulation ist der erste Schritt, den auch die heutige Gesellschaft thun könnte — aber nicht thun wird. — — —

Zum Schlusse, den Blick auf die schönere Zukunft gerichtet, sagt der große Künstler und Dichter:

„Ist aber die menschliche Gesellschaft dereinst so menschlich schön und edel entwickelt, wie wir es allerdings durch die Wirksamkeit unserer Kunst allein nicht erreichen werden, wie wir es aber im Verein mit den unausbleiblich bevorstehenden großen sozialen Revolutionen hoffen dürfen und erstreben müssen, so werden die theatralischen Vorstellungen auch die ersten gemeinsamen Unternehmungen sein, bei denen der Begriff von Geld und Erwerb gänzlich schwindet; denn gedeiht die Erziehung unter den obigen Voraussetzungen immer mehr zu einer künstlerischen, so werden wir einst soweit alle selbst Künstler sein, daß wir grade als Künstler zuerst nur um der Sache, der Kunstangelegenheit selbst, nicht um eines nebenbei liegenden gewerblichen Zweckes willen zu einer gemeinsamen freien Wirksamkeit uns vereinigen können." — — —

Was sollen wir solchen herrlichen Worten hinzufügen?

Nur das Eine wollen wir zum Schlusse nochmals betonen:

Der Einwand, den die Sozialistenhasser fortwährend erheben, daß der Sozialismus die Kunst von ihrer Höhe herniederzerre, daß die Idealität der Menschheit durch ihn vernichtet werde — diesen Einwand führt Wagner, wie man schon zur Genüge aus den angeführten Citaten ersehen kann, derartig in sein Nichts zurück, daß denkende Menschen ihn kaum mehr zu erheben wagen werden. Dem Gesinnungspöbel aber stehen Wagner und der Sozialismus allzu hoch, als daß der Geifer desselben sie erreichen kann.

Wagners Mahnruf aber an die Künstler selbst, sein Mahnruf an die „redlichen" Staatsmänner ist ungehört verhallt und wird auch fernerhin verhallen, das Volk aber vernimmt ihn, wenn auch nur noch leise. Durch den Sozialismus allein kann die Neugeburt der Kunst erfolgen. Wir also sind die Verbündeten Wagners, die einzigen Freunde der wahren Kunst; die Gegner des Sozialismus aber sind zugleich die Feinde der Kunst.

Moderne Gattinnen.

Skizze aus der Gesellschaft. Von **M. Kautsky.**

(Schluß.)

Der Sommersalon des Kasinos war zum Rendezvous sämmtlicher fashionabler Bewohner dieser reizenden Sommerfrische geworden, und der Wirth, ein intelligenter Mann, der seinen Vortheil wohl verstand, wußte durch die ausgesuchteste Eleganz seiner Lokalität und besonders dadurch, daß er allen Launen seiner verwöhnten Gäste Rechnung trug, diese oft lange über Mitternacht bei sich zu halten.

Der Saal war in dem gefälligen Stile der italienischen Renaissance gehalten, hoch und luftig, drei offene Bögen, auf schlanke Säulen gestützt, führten auf eine breite Terrasse, die mit einem duftenden Parterre von Blumen geziert war, welche nun in dem leichten Abendwinde ihre Wohlgerüche weithin spendeten. Der Saal war durch Gas hinlänglich beleuchtet, etwa zehn gedeckte Tische nahmen nur einen mäßigen Raum ein und ließen den übrigen für Tanz oder Spiel frei, welche Vergnügungen durch ein gutes Pianoforte bestens unterstützt wurden. Frau Kolb war die erste, die die wenigen Stufen hinaufeilte und auf der Terrasse mit dem Rittmeister zusammentraf, der eben, seiner Mission gemäß, aus dem Stalle kam. Er war ein großer, hübscher Mann, kein Jüngling mehr, der, nachdem er zwanzig Jahre sich redlich bemüht, jeder Thorheit genugzuthun, sich nun einer vornehmen Blasirtheit befliß.

„Ah, Sie sind schon zurück?" sagte Frau Kolb; „die Pferde haben . . ."

„Genug für acht Tage."

„Das ist schlimm, da werde ich mich genöthigt sehen, die alten, bequemen Gäule meines Herrn Gemahls wieder an ein etwas jugendlicheres Tempo zu erinnern."

„Vermittelst der Peitsche," ergänzte abermals sehr lakonisch der Rittmeister, indem er mit einer leichten Gerte sich selber auf die Beine schlug. Sie betraten den Saal, in dem sich schon mehrere Gäste vorfanden. Ihr erster Blick fiel auf ein kleines Tischchen, an dem vier Herren sehr eifrig eine Tarokpartie spielten. Ein Zug unendlicher Verachtung kräuselte die Lippen der jungen Frau. Sie warf den Kopf zurück und marschirte sammt dem Rittmeister einem entfernteren Theile des Saales zu, wo sie an einem großen Tische Platz nahmen. Die übrige Gesellschaft war auch heraufgekommen und gesellte sich zu ihnen.

Jeder bestellte sein Souper und war einen Moment nur mit seiner eigenen werthen Person beschäftigt. Die Damen nahmen die Hüte ab, machten ihre Frisur zurecht, richteten an ihren Kleidern, an ihren Spitzen und Krausen und suchten sich das anmuthigste Aussehen zu geben. Nur Frau Kolb schien diesen weiblichen Eitelkeiten fremd, sie hatte den Hut vom Kopfe gerissen

und in irgend eine Ecke geworfen, sich darauf mit der Hand das Haar durchwühlt, ein Zündhölzchen vermittelst eines energischen Ruckes an ihrem wollenen Kleide in Brand gesteckt, damit eine frische Cigarre angezündet und saß nun mit überschlagenen Beinen und verschränkten Armen da, sichtlich bemüht, durch mächtige Wolken, eine zweite Jo, den Augen der übrigen Sterblichen entrückt zu werden.

Die Tarokpartie war zu Ende, und einer der Theilnehmer, ein junger, gut genährt aussehender Mann, dessen Physiognomie jedenfalls mehr Gutmüthigkeit als Geist ausdrückte, trat zu ihnen und wurde als „Herr Kolb" von allen auf das freundschaftlichste begrüßt. Er hatte für jeden und besonders für jede eine schäkernde Frage, ein triviales Späßchen in Bereitschaft, bis er zu seiner gestrengen Gebieterin kam und ihr gegenüber plötzlich in ein linkisches, verlegenes Wesen verfiel.

„Liebe Amalie," sagte er, „als ich von Wien kam, hörte ich, du seiest nach P.... gefahren, ich wollte dir sogleich nach, aber ich und meine armen Pferde waren schon müde, und dann dachte ich, du wirst sie ohnedies nicht erreichen."

„Ei, bist du einmal zu der Einsicht gekommen."

„Ja," sagte er, und er sah immer alberner aus. „Du weißt ja, ich bin sehr leicht müde, ich habe nicht deine Ausdauer, ich habe auch nicht deine Hartnäckigkeit. Ich blieb also, und da ich nicht wußte, was ich anfangen solle, so ging ich herüber . . ."

„Karten spielen, und du hast ohne Zweifel seit fünf Uhr dieser geistreichen Beschäftigung obgelegen. Gestehe nur, daß du doch einige Ausdauer besitzest, mindestens in diesem Punkte."

Kolb glotzte seine Frau an und hob dabei bald den rechten, bald den linken Fuß in die Höhe. Er wußte nicht, solle er gehen oder bleiben, neigte jedoch offenbar dem ersteren zu, denn als der Rittmeister, indem er Frau Kolb näherrückte, ihm ein Plätzchen neben sich einräumte, dankte er hastig für diese Aufmerksamkeit und meinte lächelnd: „Muß noch hinüber, ein wenig kibitzen, der große Wolf ist so ein Patzer, und darüber gibt's nichts." Und er ging kibitzen.

Indeß schien auf der Terrasse sich eine Szene eigener Art abzuspielen, das Geflüster und Gezischel, dann wieder einige Ausrufe hatten schon früher die Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Da stürzten einige Kellner herein und zur Kredenz; der eine ergriff eine Karaffe mit Wasser, der andere eine mit Essig, und beide eilten gleich darauf mit der größten Wichtigkeit wieder hinaus. Jetzt kam der Wirth selbst, trat zu dem Chirurgen H., der statt Kolb in die Tarokpartie eingetreten war, und wisperte ihm einige Worte in's Ohr. Der Doktor stand sogleich auf und ging ebenfalls hinaus. Das war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruch. Es mußte etwas da draußen geschehen sein, man wollte wissen, man wollte sehen; alles drängte sich auf die Terrasse, nur Frau Kolb und der Rittmeister zählten nicht zu den Neugierigen.

Da, auf einer Bank malerisch hingegossen, vom Mondlicht sanft beleuchtet, erblickte man eine weibliche Gestalt, die man, nach dem weißen Kleid, das so schön ihre Glieder umwallte, sogleich als die Gattin des Doktor Bruno erkannte; ihr Mann stand neben ihr, ihre Pulsschläge zählend, und augenscheinlich besorgt.

Der Chirurg träufelte ihr aus einem kleinen Fläschchen mit Aether gefüllt, das er zufällig bei sich hatte, einige Tropfen auf die Zunge.

Sie athmete tief, und schlug die Augen auf, sie lächelte. „O, Dank, Dank, lieber Heinrich, sei nur nicht mehr besorgt, mir ist ja schon viel besser; ein kleiner nervöser Krampfanfall, wie ich sie ja oft habe, weiter nichts."

„Sie hatten wahrscheinlich einen heftigen Aerger, der so nachtheilig auf Ihr Nervensystem gewirkt hatte?" fragte mit ungemeiner Würde der moderne Aeskulap.

Luise lächelte schalkhaft. „Heftig? o, keineswegs — nur ein ganz klein wenig — der Anfall kam so plötzlich und war so schmerzlich, daß mich mein armer Heinrich fast hierhertragen mußte, wo doch die nächste Hilfe zu erwarten war."

„Nach Hause dürfen Sie jetzt auf keinen Fall," sagte der Doktor mit großer Bestimmtheit; der kluge Mann verstand es, auf die Wünsche seiner Patienten einzugehen.

„Ich rathe Ihnen, hier zu bleiben," wendete er sich an Bruno, „Ihre Frau Gemahlin soll etwas Erfrischendes zu sich nehmen und sich wenigstens eine Stunde Ruhe gönnen."

Luise lächelte dankbar zu ihm auf. „Doktor, ich werde Ihre Rathschläge pünktlich befolgen, übrigens fühle ich mich schon wieder recht munter; so schnell diese Anfälle kommen, so schnell schwinden sie auch. Wir werden uns nach dem Saale begeben, nicht wahr, lieber Heinrich, ich finde es hier etwas kühl, und dann —", sie sah ihren Mann spitzbübisch lächelnd an, „mich verlangt wirklich sehr nach einer Stärkung, ich glaube, ich verspüre sogar Hunger, — o, da fällt mir ein, daß du armer Mann seit Mittag nichts gegessen hast, komm', komm', Lieber, wir werden sogleich soupiren."

„Was du mir für Angst gemacht hast, du böses Kind," sagte Heinrich, zwischen Verdruß und Besorgniß schwankend, „fühlst du dich auch wirklich besser?"

„Ich werde versuchen zu gehen, mein Liebster," und zu den Umstehenden sich mit dem graziösesten Lächeln neigend: „Wie danke ich Ihnen für Ihre Sorge und Aufmerksamkeit."

Sie schwankte zwar noch etwas, und als sie so auf den Arm ihres Mannes gestützt in den Saal trat, konnte man ihre starke Blässe bemerken, aber sie sah nur desto interessanter aus, und alles bemühte sich in der zartesten Weise um die schöne Frau. Nach dem Souper theilte sich die Gesellschaft in Gruppen, der Baron hatte sich zum Klavier gesetzt, und Frau Schwarz war ihm sogleich dahin gefolgt, um ihn zu fragen, ob er sie schon die große Schlummerarie aus der Afrikanerin vortragen gehört. Dies war natürlich eine Herausforderung, die nicht mißverstanden werden konnte, und so war denn auch Frau Schwarz so gütig, auf allgemeines Verlangen die berühmte Schlummerarie zum besten zu geben.

Doktor Bruno schien diese Liebenswürdigkeit nicht gehörig zu würdigen, denn er trat schon nach den ersten Takten auf die Terrasse, wo er nach einem glimmenden Cigarrenstengel, der ihm in geringer Höhe entgegenglühte, auf die Anwesenheit der Frau Kolb schloß. Er hätte zwar ebenso gern auch auf das Vergnügen dieses Tête-à-tête verzichtet, aber es war zu spät.

„Suchen Sie auch diesen Banalitäten zu entfliehen?" begann die Dame in einem harten und scharfen Tone, der dennoch deutlich ihre innere Erregtheit verrieth.

„Die Nothwendigkeit des Verkehrs mit diesen Leuten wird mir unerträglich, es ist Zeitverderb, hier zu bleiben, und zu Hause wird mir mein Unglück doppelt fühlbar, die Einsamkeit wird mir eine Marter, denn die Reflexion zeigt mir nur das allgemeine Nichts der Dinge."

Bruno war schon mit dem Weltschmerz dieser Dame vertraut, und antwortete deshalb ziemlich trocken:

„Sie lieben es, gnädige Frau, alle Verhältnisse zuzuspitzen, um sich desto leichter damit zu verwunden. Bleibt Ihnen denn nichts, an das Sie Sich mit ganzer Seele hängen können, das Ihnen zugleich Pflicht und Freude ist?"

„Vielleicht, wenn ich ein Mann wäre, könnte ich in dem wilden Kampfe mit dem Leben Zerstreuung, Befriedigung finden, aber ich bin ein Weib. Ein Weib und nicht Mutter, das heißt bei unseren gegenwärtigen Verhältnissen das bejammernswertheste, zweckloseste Wesen in der Welt.

„Sie haben einen Gatten?"

„Er steht tief unter mir."

„Dann suchen Sie ihn an sich heranzuziehen, er ist gewiß bildungsfähig?"

„Er versteht mich nicht, wird meine Anforderungen an das Leben nie begreifen, die Leere meines Herzens nie ausfüllen können. Er leidet mit mir, ich weiß es, und doch duldet er alles, versteht sich zu allem, denn er fürchtet nichts so sehr als eine Trennung."

„Er liebt Sie?"

„Nein, er fürchtet nur die Verletzung einer herkömmliche Sitte, er fürchtet den Skandal, das Geträtsche seiner Basen und Muhmen. Diesem Vorurtheil opfert er unser beiderseitiges Lebensglück, und das empört mich. Ich lehne mich auf gegen ihn, ich lehne mich auf gegen die Gesellschaft, die in diesem entsetzlichen Zwang eine Garantie für Moral und Sittlichkeit findet."

„Erlauben Sie mir die einfache Frage: wie konnten Sie die Gattin eines Mannes werden, für den Sie Neigung wohl niemals empfunden haben? Der Eigennutz war es nicht, denn Sie haben bedeutendes eigenes Vermögen, wie ich weiß."

„Könnten Sie mir auch einen so niederen Beweggrund zumuthen? Nein, das war es gewiß nicht, aber ich war 24 Jahre alt geworden, und die Eltern hielten mich noch in der demüthigendsten Abhängigkeit. Alles, was mein nach Freiheit und Selbstständigkeit dürstendes Herz verlangte, erschien ihnen wie eine Ungeheuerlichkeit, man zwängte mich immer mehr in die Tretmühle der Alltäglichkeit, man konnte, man wollte mich nicht ver-

stehen, und meine älteren Geschwister, die mir in allem vorgezogen wurden, wußten mir das elterliche Haus vollends zu einer Hölle zu machen; war es da nicht natürlich, daß ich die erste, beste Gelegenheit ergriff, um diesen Verhältnissen für immer zu entfliehen? Zu spät sah ich ein, daß ich durch diesen Schritt mein Lebensglück mit Wissen und Willen weggeworfen. Jetzt verdiene ich unglücklich zu sein, ich will es absichtlich sein."

Jetzt drang die lustige Weise einer Strauß'schen Polka zu ihnen heraus, sie kontrastirte seltsam mit der düsteren Gemüthsstimmung der beiden.

Bruno war durch diesen leidenschaftlichen Ausbruch peinlich berührt worden, und doch mußte er sich gestehen, daß dieser Kummer über ein verfehltes Leben seine Berechtigung habe. Aber er wollte diesem Gespräch ein Ende machen, er bot ihr seinen Arm, um sie hineinzugeleiten.

Sie lehnte ihn ab. Sie blieb eine Weile still, wie in einer plötzlichen Erstarrtheit. Die Musik ward rauschender. Man konnte durch die offene Thüre einige Paare eng umschlungen durch den Saal fliegen sehen, da warf sie plötzlich ihre brennende Cigarre über die Terrasse in den Garten, richtete sich mit einer fast konvulsivischen Bewegung in die Höhe und rief:

„Ja, ich will tanzen, tanzen, bis ich mich und die Welt vergessen habe; könnte ich mich doch zu Tode tanzen!"

Und sie stürzte in den Saal, um einige Sekunden später mit dem ersten, besten jungen Mann, der ihr entgegenkam, wie eine Mänade dahin zu rasen.

Bruno blieb allein. Er setzte sich nahe der Ballustrade und starrte in die Nacht hinaus. „Das Weib ist ein Räthsel," sagte er langsam und gedankenvoll, „ein unlösbarer Widerspruch; aber haben wir es nicht erst dazu gemacht? Haben wir Männer es nicht selbst in einen naturwidrigen Zustand versetzt dadurch, daß wir es in den größtmöglichsten Kontrast mit unseren Fähigkeiten und Gewohnheiten zu bringen gesucht, und nur in diesem Gegensatz die Gewähr für unser Glück zu finden hofften? Wir haben unsere Frauen, unsere Töchter körperlich und geistig zur Untauglichkeit erzogen, wir wollten keine Konkurrentinnen, wir wollten nur gehorsame Werkzeuge, und darum haben wir ihnen jede berechtigte Freiheit versagt, jeden Weg zu ehrenvoller Selbstständigkeit verschlossen, jede Thätigkeit nach außen untersagt. Was sollen nun die energischen unter ihnen, die unserem System widerstanden sind, mit ihrem Ueberfluß an Geist und Fantasie und körperlicher Kraft beginnen? Sie haben, wenn sie nicht Mütter sind, keinen Wirkungskreis, und sie fühlen sich unglücklich und sie werden zu Zerrbildern, wie Frau Kolb. Die schwachen Naturen freilich, die lassen sich geduldig hätscheln, und sie haben nichts dagegen, wenn wir sie vor jedem rauhen Lüftchen bewahren und jeden Stein sorgsam aus ihrem Wege räumen, diese verabscheuen jede Thätigkeit, und sie sind zärtlich und fügen sich unserem Willen, vorausgesetzt, daß wir sie nie in ihren Vergnügungen zu stören wagen, geschieht dies einmal, dann kriegen sie nervöse Krämpfe, wie meine Luise." Er stampfte heftig mit dem Fuße auf. „Ich Thor, ich war einer der verblendetsten. Ihre Hilflosigkeit fand ich so süß, ihr kindisches Tändeln, ihr Nichtsthun erschien mir so poetisch. Walter hat mir die Augen geöffnet. Dieser Mann ist kräftig und verständig genug, um ein gleichartiges Wesen zu ertragen, das mit ihm strebt, mit ihm arbeitet, er fühlt sich nicht gedemüthigt, daß sie denselben Bildungsgrad, wie er erreicht, und auch an Charakterfestigkeit ihm gleich gekommen ist, sein Frauenideal ist aber ein anderes, als das der meisten Männer, und er ist glücklich." Er sah hinüber auf die mondbeschienenen Fluren nach der Richtung, wo er das Haus seines jungen Freundes vermuthen durfte. Sein Kopf fiel schwer auf die stützende Hand. „Kann ich es auch noch werden? Ist es nicht bereits zu spät?" —

Heimkehr vom Markte. (Bild Seite 624.) Er thut nur so, als ob er sich besänne, auf welche Weise das kleine Defizit denn eigentlich entstanden sei, auf welches seine „Alte" ihn aufmerksam macht. Der vom Markte heimgekehrte Bauer weiß es recht gut, das sieht man seinen verschmitzten Mienen sehr wohl an. Das Kalb hat er zu fünf Thaler verkauft; dieser Preis war als der äußerste zum Losschlag vorher schon zwischen den beiden Alten verabredet worden. Billiger durfte er dasselbe also nicht verkaufen. Von dem erlösten Gelde hatte unser Alter nun Kaffee, Zucker, Arznei 2c. aus der Stadt mitgebracht — kostet 1 Thaler und 3 Silbergroschen, das nöthige Zehrgeld war ihm von seiner sorgsamen Ehehälfte, die streng auf Ordnung hielt, auch mitgegeben, so sollten denn eigentlich noch 3 Thaler und 27 Silbergroschen von dem Erlös des Kalbes in den langen Sparstrumpf wandern. Soviel aber der Alte auch nachzählte, es fehlten an diesem Betrage ganze drei Groschen, und nimmermehr, trotz seines Sinnens, wußte er über den Verbleib derselben seiner spähenden Genossin Aufschluß zu geben. Doch sie hat es längst errathen, wodurch das Defizit entstanden ist, sie kennt ja ihren alten Hans schon seit lange, er ist ein braver, guter Mensch, aber, aber er darf nicht **allein** in die Stadt gehen. Da ist ein guter Bekannter, da noch einer und da am Thore, grade am **letzten** Wirthshause, wahrhaftig noch einer. Das macht grade drei Schoppen über das festgesetzte Maß. Alles Grübeln, alles Leugnen, Alterchen, hilft dir doch nichts, gestehe es nur ein. Habe aber nur keine allzugroße Angst; du kennst ja den Verlauf der „Szene" schon aus Erfahrung und das gutmüthige Gesicht deiner Ehehälfte deutet noch lange nicht auf Sturm. Eine schmollende Gardinenpredigt — du hast ja **zwei** Ohren; dann legst du dich zum Ausruhen auf das **eine**, und nach einer Stunde sieht man dich ganz gemüthlich mit deiner Alten plaudern. Nur nimm dich in acht, Alter, daß du nicht schon in nächster Woche wiederum ein Defizit mit vom Markte bringst. So alle Monate einmal, das mag hingehen. —r.

Der Wilderer. (Bild Seite 625.) Der „Fichtennatzl" ist ein schneidiger Patron. Er huldigt der übrigens im Gebirge sehr verbreiteten Ansicht, daß die Gemsen nicht nur für die Reichen, sondern auch für die Armen gewachsen sind. Deshalb hält er seit Jahren in einem hohlen Baum des Hochwaldes, wo er als Holzknecht das Leben im Schweiße seines Angesichtes verdient, seine Büchse vor den neugierigen Blicken des Försters verborgen. Neulich sitzt er auf einem Baumstumpf und verzehrt sein Mittagmahl, trocknes Brot, das er mit selbsterzeugtem Enzianbranntwein befeuchtet. Rein zufällig sieht er empor zu dem starrenden Geschröff, das kein Graswuchs mehr überkleidet, und sein Falkenblick erkennt dort an der Grenze des ewigen Eises ein Rudel Gemsen. Wie ein Magnet zieht ihn der Anblick des Wildes an; die Pürschlust prickelt ihm in den Fingern, ein spähender Blick in die Runde, ob kein offizieller Grünrock herumschnüffelt, und mit fieberhafter Hast holt er den Stutzen aus dem Versteck. Als alter Praktikus schleicht er das Wild unter dem Winde an, damit der scharfe Geruch des wachehaltenden Gemsbocks nicht Fühlung von dem nahenden Schützen bekomme. Da erblickt er in einer Felsenbucht die auf einer üppigen Grasoase weidenden Gemsen. Nur eines Vorsprungs zackige Böschung scheidet ihn deckend von dem todgeweihten Ziel. Geduckt schleicht er näher, das Herz schlägt ihm hörbar unter der Lodenjoppe, aber fest ist die Hand des erprobten Schützen. Da bricht plötzlich ein Stein vom Grat und kollert laut von Riff zu Riff. Das Gemswild stutzt und spitzt — ein gellender Pfiff — und pfeilschnell geht's hinab mit flinken Hufen, mit hochgereckten Hälsen. Ein junges Zicklein, von Angst versprengt, hat die Spur der flüchtenden Mutter verloren. Dem setzt der Schütze jetzt blindwüthig nach und treibt das arme Thier von Stein zu Stein, von Wand zu Wand. Doch plötzlich steht es still, versperrt ist jeder Ausweg. Links die senkrechte Wand, rechts der gähnende Abgrund und den Rückzug hat der Schütze verstellt. Zitternd richtet es den flehenden Blick auf den Verfolger, als ob es sagen wollte: „Grausamer Mann, hast du kein Kind daheim, dessen Andenken dich für mich milder stimmt?" Fichtennatzl schwingt siegessicher sein Mordgewehr, legt an, ein Schuß hallt donnernd durch das Felsenlabyrinth, die Gemse fällt verwundet auf's Knie, doch auch unter seinem wuchtigen Tritt weicht der morsche Fels, und taumelnd stürzt der Schütze in den Abgrund. — Als Fichtennatzl aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag er vor einer Gletscherspalte, deren Rand, in spiegelglatten Steilwänden abfallend, in allen Tinten, vom zartesten Blaugrün bis zum intensivsten Azur in den Strahlen der scheidenden Abendsonne flimmerte. Als er mit geschundenen Gliedern seine Hütte im Thal erreichte, schwur er an der Wiege des Kindes — wie es unser Bild zeigt — nie mehr zu wildern.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111310956